Allgemeines deutsches Conversations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der ersten Original-Auflage.

Achter Band.

P — Riz.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1840.

P.

P, der 15. Buchstabe der abendländischen Alphabete, ist der härteste Lippenlaut und der Stammlaut für F; denn wie sein halb abgestoßener, halb blasender Laut leicht in einen einfachen Blaselaut übergehen kann, so ist die Verbindung mit der Aspirata (ph), welche ursprünglich, wenn auch, wie z. B. im Griechischen, ein besonderer Buchstabe (φ) dafür da ist, nur wie ein stark gehauchtes P gesprochen wurde, die besondere Veranlassung dazu, wie wir z. B. aus den semitischen Sprachen ersehen, von denen nach der uns überlieferten Aussprache in der hebräischen der P-Laut nur als Anlaut und bei der Verdoppelung, übrigens aber nur F stattfindet, im Arabischen aber das P ganz verloren gegangen ist, so daß z. B. die Perser, als sie die arabische Schrift annahmen, ein besonderes Zeichen für P wieder einführen mußten. Die härtere hochdeutsche Aussprache hat außerdem in vielen Wörtern das P in Pf verwandelt, welches die niederdeutsche nicht kennt, so wie sich zwischen beiden Dialekten hier in sofern eine merkwürdige Verschiedenheit zeigt, daß das P des einen im andern F und umgekehrt ist. — Unter den Abkürzungen sind die merkwürdigsten: 1) bei römischen Namen **P.** = **Publius**; **P. R.** = **populus romanus.** 2) Im neuen Gebrauche **P. P.** bei Überschriften = **praemissis praemittendis** (mit Voraussetzung der bekannten Titel); **P. S.** = **postscriptum** (Nachschrift); **p.** in der Musik = **piano**, **pp.** = **pianissimo**, bei der Orgel **p.** auch **Pedal**. 9.

Pac (spr. Paz) (Ludwig Michael Graf), ward geboren zu Straßburg am 19. Mai 1780, erhielt seine Erziehung in Polen, machte (1808) als Freiwilliger im Generalstabe des Marschall Bessières den spanischen Feldzug mit und ward nach der Schlacht bei **Medina del rio secco** (14. Juli 1808) Escadronschef bei den Garde-Chevauxlegers, kämpfte darauf in den Schlachten bei Eßlingen und Wagram und ging dann mit Bessières nach Holland und Walcheren, trat 1810 als Obrist in polnische Dienste, organisirte als Gouverneur des Departements Lomza 1811 eine 3000 Mann starke Nationalgarde und erhielt (Anfangs März 1812) den Oberbefehl des 15. Lancierregiments, worauf er in Wilna mit dem Kaiser Napoleon zusammen traf, welcher ihn zum Brigadegeneral in der französischen Armee erhob und seinem Generalstabe zutheilte. Später führte er die Avantgarde, setzte zuerst mit dem 33. Linienregimente über den Dniepr und befreite durch seine Entschlossenheit bei Malo-Jaroslawic den vom Feinde eingeschlossenen Herzog von Istrien mit seinem Corps aus der Gefahr gefangen zu werden. Auch nach dem russischen Feldzuge, wobei er allen Schrecknissen und Gefahren glücklich entging, blieb Graf P. noch ferner in Napoleon's Generalstabe, leistete ihm die wichtigsten Dienste in der Schlacht bei Lützen, Dresden und Leipzig, lehnte aber die ihm vom Kaiser nach dem Tode des Fürsten Poniatowski übertragene Oberbefehlshaberstelle des polnischen Armeecorps ab, übernahm jedoch in Paris den Befehl über eine aus polnischen Hülfstruppen bestehende Cavalleriedivision, ward jetzt zum Divisionsgeneral erhoben und focht dann als solcher in mehreren Schlachten mit Ruhm auf Frankreichs Boden (1814). Nach der Abdankung des Kaisers zu Fontainebleau ging er, da sich seinem Wunsche, in die neu gebildete polnische Armee zu treten, vielfache Hindernisse entgegenstellten, nach England und Schottland und richtete, auf sein Gut Dospuda in der alten litthauischen Woywodschaft Trocki zu-

rückgekehrt, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft und den Ackerbau, ward aber 1825 zum Senator Castellan ernannt. Beim Ausbruche der Revolution trat er in den Ministerrath ein; zugleich übertrug man ihm den Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Hauptstadt. Darauf ward er Befehlshaber der neu ausgehobenen Truppen vom rechten Weichselufer und später der aus 48 Infanteriebataillonen bestehenden ersten Reserveabtheilung, befehligte dann am linken Weichselufer und vereitelte die Anstrengungen des Grafen Diebitsch, über den Fluß zu setzen. Zur Woywodenwürde erhoben focht er in der denkwürdigen Schlacht von Ostrolenka, wo er verwundet ward und das Heer verließ; stellte sich aber bei der mehr und mehr drohenden Gefahr für das Vaterland dem Oberbefehlshaber aufs Neue zur Verfügung. Nachdem er der Armee nach Modlin, Plock und Rypin gefolgt war, gab er seine Entlassung ein und ging nach Frankreich. 25.

Pacca (Bartholomäus), Cardinal und Bischof von Frascati, ward zu Benevent den 16. Dec. 1756 geboren. Als Camerlengo (Finanzminister) und Prodatarius unter Pius VII., der ihm 1801 die Cardinalswürde verlieh, bewährte er sich in den Streitigkeiten des römischen Hofes mit Napoleon als treuen Anhänger und unerschrockenen Vertheidiger des Papstes und seiner Rechte und zeigte bei den Gewaltthätigkeiten, welche der große Kriegsfürst an Pius und im Kirchenstaate verübte, eine Energie und Standhaftigkeit, welche ihm allgemeine Achtung erwarben. Vergebens widersetzte er sich der Willkühr, mit welcher die französischen Truppen unter dem Generale Miollis in dem von ihnen besetzten Rom (1808) verfuhren; ja er ward sogar der Anstifung einer Verschwörung gegen die Franzosen verdächtig, verhaftet und sollte nach Benevent abgeführt werden; doch bewirkte Pius, daß P. als Gefangener bei ihm bleiben durfte. Auch folgte er dem Papste in die Verbannung nach Frankreich; allein in Grenoble ward er von ihm getrennt und 2½ Jahre in der Festung gefangen gehalten. Nach der Restauration im Jahre 1814 wurde P. wieder in seine früheren Würden eingesetzt, mußte aber Rom, als der König Murat mit dem neapolitanischen Heere diese Stadt besetzte, abermals mit dem Papste verlassen. Bald nachher zurückgekehrt ward er Mitglied der Congregation für die Angelegenheiten von China und 1816 Protector der Akademie der Archäologie, in welchem Jahre er auch in Aufträgen seines Hofes als außerordentlicher Gesandter nach Wien reiste. Im Jahre 1817 zum Gouverneur von Rom ernannt ward er später auch Mitglied der Commission, welche zur Untersuchung des Zustandes der Finanzen im Kirchenstaate niedergesetzt worden war, und 1820 Bischof von Frascati. Unter Leo XII., der ihn ebenfalls sehr schätzte, legte er aber seine Stelle als Camerlengo nieder (1824) und benutzte die ihm gewordene Muße zur Ausarbeitung eines historischen Werkes unter dem Titel: „**Memorie istoriche del ministerio, di due viaggi in Francia e della cattività nel castro di S. Carlo in Fenestrelles**“ (3 Voll. 2 Edit. Rom 1830, Deutsch, Augsb. 1831. 2. Aufl. 1835), welches die Geschichte des päpstlichen Hofes von 1809 bis 1814 umfaßt und welchem noch 2 Bände Denkwürdigkeiten des päpstlichen Hofes nachfolgten (Orvieto 1831—33, Deutsch, Augsb. 1834). 63.

Pacheco (spr. Patschēco) (Francisco), ein namhafter spanischer Historien- und Portraitmaler, geb. 1571 zu Sevilla, erhielt seine erste Ausbildung in seiner Vaterstadt in der Schule des Louis Fernandez und vollendete dieselbe durch das Studium der in Madrid, dem Escurial und Toledo befindlichen Meisterwerke. Er gründete hierauf zu Sevilla selbst eine Schule und bildete mehrere treffliche Schüler, unter ihnen den berühmten Jakob Velasquez. Sein Tod erfolgte im Jahre 1654 zu Sevilla. Unter den zahlreichen Arbeiten dieses Künstlers werden besonders gerühmt: 6 große Gemälde, Scenen aus dem Leben des heiligen Raimund darstellend; ferner Scenen aus der Mythe von Dädalus und Ikarus; ein Weltgericht und ein heiliger Michael. Außerdem hat man von ihm mehr als 150 Por-

traits. Composition und Zeichnung P.'s sind tadellos, das Colorit dagegen ist matt, auch die Ausführung ziemlich trocken. Übrigens erwarb sich P. auch als Theoretiker durch eine Abhandlung über die Malerei einiges Verdienst, auch lieferte er gute Gedichte und bewies in einer gelehrten Dissertation, daß der heilige Jakob von der Patronschaft über Spanien einen Theil an die heilige Therese abzutreten habe. — Mit diesem P. ist nicht Christoph P. zu verwechseln. Derselbe blühte um das Jahr 1570 und lebte als Portraitmaler in Alba's Dienste. 36.

Pacho (spr. Pakko) (Jean Raimond), ein um die Erforschung Cyrenaikas höchst verdienter Reisender der neuern Zeit, geb. den 23. Jan. 1794 zu Nizza, studirte anfangs nach dem Willen seines Vaters, eines reichen Kaufmanns aus der Schweitz, die Rechte, trieb aber später, als er selbstständig geworden war, Malerei und Naturwissenschaften und ging endlich nach öfterm Wechsel seines Aufenthaltes im Jahre 1822 nach Ägypten. Unterstützt von einem gewissen Jomel und später von einem Schweitzer Guyenet bereiste er von Kahira aus zuerst einige Oasen und faßte dann im Jahre 1824 den Entschluß, die Pentapolis zu untersuchen, ein gefährliches Unternehmen, für welches die pariser geographische Gesellschaft einen besondern Preis ausgesetzt hatte. Auch überwand er glücklich alle Schwierigkeiten, gelangte nicht ohne Gefahr längs des Thales Mareotis reisend durch das Land Dschumeinieh und Akabah nach Derna an der Küste, untersuchte dann mehrere in der Nähe gelegene Ruinen, gelangte glücklich zu den Ruinen von Pentapolis, durchforschte und zeichnete sie mit der größten Genauigkeit, wandte sich dann südlich, besuchte die Oase Audschila und trat von hier aus über die Oase des Jupiter Ammon seinen Rückweg nach Kahira an. Glücklich daselbst angelangt (Juli 1825) begab er sich im Nov. 1825 nach Paris, erhielt hier verdienter Maßen den von der geographischen Gesellschaft ausgesetzten Preis und unternahm die Herausgabe seiner reichhaltigen Materialien. Doch gerieth er später in Dürftigkeit und machte in einem Anfalle von Verzweiflung seinem Leben selbst ein Ende am 29. Jan. 1829. — Das unter seiner Leitung erschienene Werk, welches in 4 Bänden mit Atlas in den Jahren 1825—1829 erschien, führt den Titel: „Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaique etc.“ 22.

Pachometer (von πάχος, die Dicke und μέτρον, das Maß) ist ein von Benoit erfundenes Instrument, welches dazu dient, die Dicke des Glases belegter Spiegel zu messen, wenn der Parallelismus der beiden Flächen und das Brechungsverhältniß des Glases genau bekannt ist. 40.

Pachomius, der zweite Stifter des Mönchslebens, wurde um das Jahr 292 nach Chr. in Oberthebais geboren und diente anfangs im Heere des Maximinus. Mit dem Christenthume bekannt geworden verlebte er, nachdem er die Fahnen des Kaisers verlassen hatte, eine Zeit lang in freiwillig gewählter Einsamkeit bei kümmerlichem Unterhalte unter Selbstpeinigungen und brachte es in seinen ascetischen Übungen so weit, daß er sich rühmen durfte, vierzig Tage lang das Bedürfniß des Schlafs unterdrücken zu können. Aber getrieben von göttlicher Eingebung, wie er vorgab, führte er das von Antonius begonnene Werk dadurch weiter, daß er ein Gebäude errichtete, welches vermöge seines Umfangs eine größere Anzahl Mönche aufzunehmen im Stande war. So erhob sich auf der Nilinsel Tabenna in Oberthebais die erste eigentliche Mönchswohnung, welche sich bald mit beinahe hundert Mönchen füllte, die nach einer Regel des P. ihre Zeit zwischen Beten und Arbeiten theilten. Dieses Beispiel lockte mehrere andere Anstalten der Art hervor und P. soll bis an sein Ende rastlos dafür besorgt gewesen sein und noch acht dergleichen Klöster gegründet haben. Er starb im Jahre 348 und hinterließ bei seinem Tode in Oberthebais bereits einige tausend Mönche. Seinem Andenken ist der 3. Mai gewidmet. 63.

Pacht, s. Miethe.

Pacuvius (Marcus) aus Brundusium gebürtig um 600 n. R. E., Schwestersohn des Dichters Ennius, war Maler und Dichter zu Rom. Durch ihn wie durch seinen Zeitgenossen L. Attius blühte die Tragödie in Rom auf und namentlich rühmt an ihm Quintilian die Reichhaltigkeit und Würde der Gedanken, seinen gewählten Ausdruck und seine treffenden Charakterschilderungen. Er starb zu Tarent beinahe 90 Jahre alt. Leider haben sich von seinen Schriften nichts als dürftige Fragmente erhalten, die sich in Stephani und Scriverii „Fragmentis tragicorum latinorum" finden. Geistreich ist die Lebensbeschreibung des P. von Caspar Sagittarius. 20.

Padilla (Don Juan), ein spanischer Edelmann, war der Anführer der sogenannten heiligen Ligue, welche sich im Jahre 1522 in Castilien zur Abhülfe der mancherlei Beschwerden gegen Karl V., zunächst aber gegen dessen Lehrer und Vertrauten, den Cardinal Adrian, Bischof von Utrecht, gebildet hatte. Auch gelang es anfangs dem kühnen und umsichtigen P. die Truppen des Cardinals zu schlagen und dadurch, daß er sich zu Tordesillas der Person der Königin Johanna bemächtigte, dem Aufstande einen Schein von Recht und größern Halt zu geben. Bald waren in der That alle Städte Castiliens, Toledo an der Spitze, unter Waffen und P. erfocht gegen die unterdeß herbeigeeilten Truppen Karl's V. mehrere wichtige Vortheile. Allein der Adel, anfangs der allgemeinen Bewegung günstig gestimmt, erblickte größere Gefahr noch, als ihm von der Herrschsucht Karl's drohen konnte, in dem Freiheitssinne des Volks und trat auf die Seite des Königs. So blieben jetzt alle Anstrengungen P.'s vergeblich. In dem Treffen von Villalar am 23. April 1522 entscheidend geschlagen ward er, den Tod, welchen er in dem dichtesten Haufen der Feinde suchte, nicht findend, selbst gefangen und ohne Urthel in der Frühe des folgenden Tages hingerichtet. Seine heldenmüthige Gemahlin, Donna Maria Pacheco, vertheidigte hierauf, während alle andere Städte fielen, Toledo fast ein ganzes Jahr lang gegen die Truppen des Cardinals und entwich erst dann, als sie dem Volke durch die Priester als Zauberin verdächtigt worden war. Sie entkam glücklich zu ihrer Familie nach Portugal. 22.

Padischah (großer König) ist der eigentliche Titel der alten persischen Könige, den später auch die türkischen Sultane annahmen. 30.

Padua (ital. Padova), Hauptstadt der Delegation Padua im lombardisch-venetianischen Königreiche, Sitz eines Bisthumes, des Civil-, Criminal- und Handelsgerichts erster Instanz und des Generalcommandos, in einer schönen trefflich angebauten Ebene, vom Bachiglione, über welchen eine neue Kettenbrücke gebaut ist, und von Canälen durchschnitten und mit der Etsch und den Lagunen verbunden, ist eine alte Stadt und hat wegen ihrer meistens engen und durch die hohen Häuser und fortlaufenden Bogengänge düster gemachten Straßen kein freundliches Ansehn, 6000 Häuser mit 48000 Einw., 96 Kirchen und Klöster, einige Plätze, unter denen der ungeheure Prato della Valle (vorher Campus Martius), welchen schöne Gebäude und Paläste umgeben und auf welchem jährlich die drei Wochen dauernde Antoniusmesse gehalten wird, am bemerkenswerthesten ist. In der Mitte dieses Platzes bildet ein breiter Canal eine 528 Fuß lange zum Vergnügungsorte dienende Insel und an dem mit Quadern eingefaßten Canale, über welchen vier prächtige Brücken führen, stehen 80 Bildsäulen berühmter Männer. Auf diesem Platze werden auch jährlich am Feste des heiligen Antonius Pferderennen und Wagenwettfahrten gehalten. Die vornehmsten Gebäude sind: die sehr große und mit vielen Kuppeln und schönen Gemälden gezierte Domkirche, die berühmte Kirche des heilgen Antonius von P. mit 5 Kuppeln, 3 Thürmen und schönen Galerien versehen und viele Statuen, Basreliefs, Gemälde und Denkmäler enthaltend. In der Antoniuskapelle ist der Sarg des Heiligen und vor der Kirche steht auf einem hohen Fußgestelle die eherne schöne Reiterstatue des venetianischen Generals Gatta-

melata. Ferner die 368 Fuß lange, 252 Fuß breite und 133 Fuß hohe freundliche, schöne und von Außen noch unvollendete Justinakirche mit 8 Kuppeln und trefflichen Gemälden; das Rathhaus mit dem großen 256 Fuß langen, 86 Fuß breiten und 75 Fuß hohen Saale, worin die Denkmäler des zu P. gebornen Geschichtschreiber Livius und des bekannten Reisenden Belzoni aufbewahrt werden (den Eingang zieren zwei ägyptische Bildsäulen, welche Belzoni seiner Vaterstadt schenkte); der Palast des **Capitanco** mit einer schönen Façade; der Palast **Frento-Pappasava**, das schönste Gebäude in Padua mit Frescogemälden; der Palast des **Podesta** mit der Stadtbibliothek; die **Loggia** oder der Stadtrathsaal; das Haus des Ritters Lazzara, welches ein Museum für Malerei, Bildhauerei und Antiken genannt werden kann; das schöne Theater; die Caserne; das aus Marmor erbaute prachtvolle Caffeehaus Pedrochi's und das herrliche Universitätsgebäude, von Palladio gebaut, mit den Bildnissen der berühmtesten Professoren geschmückt. Von den wissenschaftlichen Anstalten gibt es eine berühmte, vom Kaiser Friedrich II. 1228 gestiftete und von 1200 Studenten besuchte Universität mit einer Bibliothek von 70000 Bänden, einer medicinischen Facultät, die auch Juden und Heiden die Doctorwürde ertheilen darf, einem anatomischen Theater, einer Sternwarte auf dem alten Schlosse, einem botanischen und großen ökonomischen Garten und einem Naturaliencabinette; ein bischöfliches Seminar; eine durch den 1697 verstorbenen Cardinal Barbarigo erneuerte und für 100 junge Geistliche eingerichtete Bildungsanstalt mit einer Bibliothek von 55000 Bänden und einer berühmten mit griechischen, lateinischen, hebräischen und morgenländischen Schriften versehene Buchdruckerei; zwei Gymnasien; eine Hauptschule; eine Vieharzneischule; Acker- bau- und Handwerksschulen; eine höhere Rabbinerschule; zwei Mädchenerziehungscollegien; eine Akademie der Wissenschaften und Künste, bestätigt durch den Senat von Venedig und mit einem Fonds zu Besoldungen und Preisen versehen. Die hiesigen Seiden- und Wollenzeuge und Bänder, die Darmsaiten, Leder 2c. sind die wichtigsten Fabrikate der Einwohner, die aber keinen erheblichen Handel treiben, welcher überdieß meist in den Händen der Juden ist, die ein eigenes Quartier bewohnen. P. gehörte der Republik Venedig, fiel aber, nachdem die Republik aufgehoben war, an Östreich und wurde 1805 an Napoleon abgetreten; seit 1814 gehört es Östreich wieder. 71.

Päan (παιάν) heißt bei Homer ein Gesang, den man zur Abwendung eines Übels anstimmt, hernach die heilende Gottheit, späterhin Apollo als Arzt und ein Arzt überhaupt. Die verschiedenen zum Theil lächerlichen Meinungen über den Ursprung des Wortes können wir hier nicht anführen, sondern wollen nur bemerken, daß man zur Zeit des peloponnesischen Krieges unter P. vorzugsweise den Schlachtgesang vor dem Kampfe und die Hymne nach errungenem Siege verstand; in dem ersten rief man den Ares (Mars) an, in dem letzten spendete man Apollo die Gefühle des Dankes. Ferner nannte man Päanen die Lobgesänge, welche bei den Panathenäen von der Jugend zu Ehren der Athene gesungen wurden; die Hymnen zu Ehren eines jeden Gottes, worin man ihn zur Abwendung irgend eines Unheils bat, und endlich die Gesänge, worin man die Thaten der Heroen oder großer Männer pries. So werden uns Päanen auf den Lacedämonier Lysandros, auf Agemon von Korinth, auf Ptolomäus Lagi, auf Demetrios Poliorketes und Andere von den Schriftstellern des Alterthums angeführt. In allen diesen Gesängen waren die Worte: „Ἰὼ παιάν" der stete Refrain, woher sie auch ihren Namen mögen erhalten haben. — In der Metrik nennt man P. oder Päon einen aus einer langen und drei kurzen Sylben (–◡◡◡ oder ◡◡◡–) bestehenden Fuß. 66.

Pädagogik (παιδαγωγία) bezeichnet ursprünglich die stete Führung und Begleitung des Knaben zur Schule, welche bei den Griechen anfänglich einem ver-

ständigen Sklaven (παιδαγωγός), später, wenn der Knabe erwachsener war, dem Lehrer in der Ringkunst (παιδοτρίβης) anvertraut ward. Die Römer wählten dazu griechische Philosophen. Fortschreitende Cultur und eifriges Studium der Philosophie gaben auch diesem Worte nach und nach eine tiefere Bedeutung. Genauere Kenntniß der menschlichen Natur und tiefere Blicke in das Wesen des Sittlichguten und des Schönen führten bald zum Nachdenken über die Grundsätze, nach denen der Mensch am Besten erzogen und unterrichtet werden kann. So wurden die Grundsätze, welche man anfangs aus der Erfahrung abstrahirte, später als feste Regeln angenommen. Folgte man nun hierbei mehr der natürlichen, stufenweisen Entwickelung des Menschen, so gelangte man endlich zum Begriffe der Erziehungslehre im weiteren Sinne (Pädagogik), welche sich mit der zweckmäßigsten Entwikkelung der natürlichen Anlagen im Menschen beschäftigt, und unterschied davon die Unterrichtslehre (Didaktik), welche den Kräften des Zöglings von Außen zu Hülfe kommt durch Zuführung von Kenntnissen und Erfahrung. Dem Zwecke nach unterscheiden sich beide nicht, wohl aber durch die verschiedenen Wege und Mittel denselben zu erreichen. Beide werden aber auch noch in einem engeren Sinne genommen. Werden nämlich die aus dem Gemeinsamen in der menschlichen Natur entlehnten Bedingungen und Gesetze der Erziehung systematisch geordnet und zusammengefaßt, so ergibt sich hieraus die Erziehungswissenschaft (theoretische P.); sieht man dagegen mehr auf die geschickte Anwendung der Theorie, auf die gesammten Kenntnisse und Fertigkeiten eines Erziehers, so ist dieß die Erziehungskunst (praktische P.). So ist auch der Inbegriff der allgemeinen Gesetze des Unterrichts oder der Theorie desselben Lehrwissenschaft (Didaktik im engern Sinne) und der Inbegriff der Fertigkeiten in Ausübung dieser Theorie die Lehrkunst. Beide sollen nun die Idee eines streng wissenschaftlichen Systems durchführen und durch Entdeckung und Aufstellung gewisser Grundprincipien Einheit und Consequenz in das Wissen bringen. Hierbei kommt aber viel auf ein nach festen Regeln eingerichtetes Verfahren, Methode, an; die Anweisung dazu gibt die Methodik oder Methodenlehre. Alle diese einzelnen Zweige der Erziehung und des Unterrichts faßt man auch unter P. im allgemeinsten Sinne zusammen. Die Schwierigkeit und der hohe Werth der P. leuchtet hieraus von selbst ein. Durch vollkommene und harmonische Ausbildung aller menschlichen Kräfte will sie das Ideal der vollendeten Menschheit verwirklichen. Diesen hohen Standpunkt zu erreichen war aber nicht das Werk einer Generation, nur allmählig konnte man von Erfahrungen und Versuchen zu festen Grundsätzen und besseren Ansichten gelangen. So konnten selbst Plato in seiner Republik und Aristoteles in seiner Politik, welche doch Beide mit Xenophon, Plutarch und Quintilian die Vorbilder künftiger Pädagogen wurden, die P. noch nicht von der Politik trennen und machten sie von dem jedesmaligen Staatssysteme abhängig. Auch die Bemühungen Karl's des Großen und der klösterlichen Institute waren mangelhaft und von kurzer Dauer. Erst die Reformation regte neue Ideen an; Philosophie, Moral und Psychologie wurden weiter verbreitet und entwickelt und unter ihrem Einflusse gewann auch die P. Was seitdem die Engländer, Franzosen und Deutschen, besonders Letztere, für wissenschaftliche Darstellung derselben, tiefere Begründung und Entwickelung der Erziehungsidee und für lebendige Einführung derselben in Lehre und Leben gethan haben, liegt vor uns. Hier genüge es nur einzelne Heerführer derselben zu nennen: wie Amos Comenius, M. von Montaigne, Locke, Rousseau, Fenelon, Franke, Basedow, Rochow, Resewitz, Campe, Salzmann, Niemeyer, Olivier, Pestalozzi, Lancaster u. A. Sie alle haben segensreich auf Volksbildung gewirkt durch pädagogische Schriften und geschickte Ausübung ihrer Methoden, obgleich sie in ihren Lehrmeinungen und Systemen sehr von einander abwichen. Wir unterscheiden sie im Allgemeinen in 4 Hauptrichtungen nach ihren vorzüglichen Bestrebun-

bungen: die pietistisch-religiöse (Spener, Fenelon, Franke, Zinzendorf), die humanistische (Cellarius, Gasner, Ernesti, Schütz), die philanthropische (Basedow, Wolke, Campe, Salzmann) und die eklektische (Niemeyer, Dinter). Man nennt auch das philanthropische System das egoistische und erkennt das vierte als solches gar nicht an. Wenn nun gleich jede dieser Schulen ihre Verdienste hat, die pietistische, welche vorzüglich eine bessere Erziehung durch die Religion erstrebte; die humanistische als Pflegerin des classischen Studium; die philanthropische als Wiederherstellerin einer naturgemäßern und liberalen Erziehung: so verdient doch die eklektische den Vorzug. Sie vermeidet die Einseitigkeiten aller, indem sie sich ein freieres Urtheil vorbehält und das Bessere einer jeden Partei anerkennt, erfordert aber auch die meiste Genialität, Tiefe und Vielseitigkeit der Bildung, um nicht in den Vorwurf der urtheils- und charakterlosen Oberflächlichkeit zu verfallen. Von dem Großartigen des Lehrwesens, worin die vielseitigste Ausbildung in Kraft, Kenntniß und Kunst zugleich hohe Einfalt und Wahrheit wird, trug schon Pestalozzi eine hohe Ahnung in sich, so wie derselbe sich auch ein unbestreitbares Verdienst durch Einführung und tiefere Begründung der Idee erworben hat, daß die Erziehung nicht sowohl in den Menschen hineinschaffen, sondern vielmehr aus demselben herausbilden muß. An dem Stoffe der Unterrichtsgegenstände soll die Kraft geweckt und befestigt werden, damit der Mensch so zur vollständigen Reife gelangt, dann in allen Verhältnissen des Lebens sich selbstthätig fortbilden und vervollkommnen kann. Noch ist man aber nicht einig über Anfang, Grenzen und Methode des Unterrichts, wiewohl man über Begriff und Wesen der Erziehung zu klaren und festen Ansichten gekommen ist; die allgemeine rege Theilnahme am Erziehungsfache, besonders die sorgsame Pflege desselben von Seiten des Staats, haben jedoch für die P., wenn nicht die Vollendung herbeigeführt, doch eine schöne Zukunft vorbereitet und ein Feld des reichsten Segens eröffnet. Die vorzüglichsten Schriften der pädagogischen Literatur sind: Rousseau's „Emil"; Basedow's „Methodenbuch"; Jean Paul's „Levana"; Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud"; Graser's „Divinität"; Niemeyer's „Grundsätze der Erziehung"; Schwarz's „Erziehungslehre" (2. Aufl. Leipzig 1829); Beneke's „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (2 Bde. Berlin 1835—1836). 84.

Päderastie (Knabenschänderei) ist die unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes beim Manne an einer andern Person männlichen Geschlechtes, vorzüglich schönen Jünglingen, ein Laster, das bei den Griechen (daher griechische Liebe genannt) und Römern sehr gewöhnlich war und nach der biblischen Erzählung von seiner Allgemeinheit in Sodom auch Sodomiterei genannt wird, aber eben sowohl wegen seiner Unnatürlichkeit als wegen seiner verderblichen Folgen bei uns mit Recht mit den härtesten Strafen belegt wird. 30.

Paër (Fernando), ein berühmter italienischer Operncomponist, geb. 1774 zu Parma, bildete sein ausgezeichnetes Talent unter der Leitung Ghiretti's und machte sich bereits seit 1784, wo er in Venedig eine Oper, „Circe," zur Aufführung brachte, vortheilhaft bekannt. Nachdem er später in verschiedenen Städten Italiens sich aufgehalten und überall mit seinen Arbeiten großen Beifall gefunden hatte, ging er durch die Unterstützung des Herzogs von Parma dazu in den Stand gesetzt im Jahre 1795 nach Wien und ward hier im Jahre 1798 als Componist an dem Nationaltheater angestellt. Im Jahre 1802 ging er als Kapellmeister nach Dresden, wo auch seine Gattin als erste Sängerin eine Anstellung fand; doch nahm er zu Ende des Jahres 1806 das Anerbieten Napoleon's an, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, und ging dann im Jahre 1808 mit nach Paris. Hier ward er Director der italienischen Oper. Noch jetzt lebt er in Paris und zwar als Lehrer am Conservatorium. Unter den ziemlich zahlreichen Opern P.'s verdienen vorzugsweise Erwähnung: „Camilla", „Sargino", „Griselda", „Leonora", „Die

Weglagerer" („I fuorusciti"), „Sofonisbe", „Agnese", „Olinte e Sofronia", „Cinna", „Idomeneo" und „i Baccanti." Auch hat man mehrere treffliche Lieder und Romanzen von ihm. — Die Musik P.'s ist ächt italienisch, melodie- und gesangreich, rauschend und glänzend instrumentirt, aber weder charakteristisch noch erhaben; dabei jedoch im Allgemeinen geschmackvoll und correct. Auch sind seine Compositionen in neuster Zeit, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils von der Bühne verdrängt worden. 36.

Paëz (José Antonio), Oberbefehlshaber der Armee von Venezuela und Präsident dieses Freistaats, wurde 1780 in dem Flecken Aragua in den Ebenen von Nueva-Barcelona von bekehrten indianischen Eltern niedern Standes, die sich von Viehzucht und Ackerbau nährten, geboren. Dem Stande und den Beschäftigungen seiner Eltern folgend erhielt er auch weiter keine Erziehung, ward aber gegen jede Beschwerde abgehärtet und vermochte bei außerordentlicher Kraft und Gewandtheit die wildesten Pferde zu bändigen. Er hatte mehrere Jahre bei einem reichen Spanier als Aufseher über dessen Heerden zugebracht und war durch seine schöne Gestalt und durch seinen Muth bei den Llaneros zu nicht ungewöhnlicher Berühmtheit gelangt, als der Trieb sich von Spanien zu trennen in Caraccas rege ward (1810). Alsbald erklärte sich auch P. für die Freiheit und betrat die Bahn, auf welcher er sich mit so großem Ruhme bedeckte. Er stand anfänglich nur an der Spitze von 150 Llaneros; als er aber nur erst aus dem Gefängnisse entwischt mit einer Handvoll Leute Varinas von den Spaniern befreite (1812), wodurch sein Kriegsruhm auf immer begründet ward, wurde er von seiner Schaar zu ihrem Generale ausgerufen. Er vermehrte seine Streitkräfte mit den wilden Gauchos so wie den Guasos und war besonders als kühner Parteigänger das Schrecken der Spanier. Ununterbrochen kämpfte er fortan, mit Bolivar ein Ziel verfolgend, gegen die Feinde unter Morillo, Boves, Morales, Cagigol, Yames u. A., focht mit seiner auserlesenen Schaar Llaneros, der er den Namen der Unbesiegbaren gegeben hatte, größtentheils glücklich und offenbarte zuweilen ein größeres Kriegstalent als Bolivar selbst, ja er schlug endlich 1817 die Spanier bei St. Fernando am Apur so nachdrücklich, daß das Land bis an den Orinoco in die Hände der Insurgenten fiel, und da Bolivar am 10. April 1817 bei Sameo gänzlich geschlagen ward, selbst Barcelona wieder verloren ging, wurde blos durch P.'s kühne und rastlose Streifzüge noch die Hoffnung auf Befreiung auf dem festen Lande Columbiens aufrecht erhalten. Mit Bolivar vereinigt (Anfang 1818) schlug er die Spanier wiederholt, brachte einen großen Theil von Venezuela und die zu Neugranada gehörige Provinz Casanare wieder in den Besitz der Republikaner, befehligte, während sich der Congreß für Venezuela zu Angostura (seit dem 18. Febr. 1819) versammelte, die republikanische Hauptarmee, zwang durch sein kluges Benehmen Morillo sich auf die Strominsel Achaguas zurückzuziehen und schlug mit Bolivar (24. Juni 1821) bei Carabobo die Spanier unter den Generalen la Torre und Morales so gänzlich, daß die Befreiung Venezuelas vom spanischen Joche entschieden ward. Zuletzt schlug er noch Morales am 11. Aug. 1822 und zwang ihn zur eiligen Flucht nach Puerto-Cabello, das im Nov. 1823 ebenfalls in seine Hände fiel, und befreite somit das ganze Gebiet der Republik von den Spaniern. Wegen seines folgenden despotischen Verfahrens in Venezuela wurde er aber von der Deputirtenkammer des Congresses von 1826 in Anklagezustand versetzt und, nachdem dieser Beschluß vom Senate zu Bogota bestätigt worden war, von seinem Posten als Oberbefehlshaber suspendirt und war eben im Begriffe sich nach Bogota zu begeben und vor dem Senate zu rechtfertigen, als in Valenzia eine Revolution ausbrach und die Lage der Dinge änderte. Nach einigen Weigerungen übernahm er die Oberleitung der Geschäfte für Venezuela bis zur Zurückkunft Bolivar's aus Peru. Bolivar bestätigte durch ein Decret von Valenzia aus (November) P. im

Civil- und Militaircommando von Venezuela und gab ihm 1829 die erste Präfectur (Orenoco, Venezuela, Maturin) zur Verwaltung. Als sich später mehrere Provinzen von der Regierung zu Bogota loszureißen im Begriffe waren, rüstete sich P. gegen Bolivar und führt seit dessen Tode mit starker Hand die Zügel der Regierung in der neuen Republik Venezuela. 1831 unterdrückte er im Norden einen Aufstand, verglich sich aber mit den Aufrührern und entließ sogar einen Theil des Heeres. Er bemühte sich Ackerbau und Gewerbthätigkeit zu heben, verminderte die Ausgangszölle für Vieh, hob die auf Baumwolle und Caffee ganz auf und setzte auch die Eingangszölle herab. Kraft und weise Mäßigung bezeichnen seine Regierung und auf seinen Betrieb erließ die Repräsentantenkammer sogar ein Decret (28. April 1832), wornach die spanischen Waaren auf neutralen Schiffen in Venezuela zugelassen und allen Unterthanen des Königs von Spanien der Eintritt in die Republik erlaubt wurde, die in der Absicht kamen sich dort niederzulassen oder Handel zu treiben. Am 10. Dec. 1833 wurde zu Carraccas eine Verschwörung gegen P. entdeckt und unterdrückt und am 3. Jan. 1834 ein Handelstractat mit Frankreich unterzeichnet. Auf seinem Landgute, unweit Carraccas, wohin er sich, so oft es ihm die Zeit erlaubt, begibt und wo er einen außerordentlich großen Viehstand hält, beschäftigt er sich dann nur mit diesem. 25.

Pagani ist der Name mehrerer namhafter italienischer Maler. — Vincenzo P., geb. um das Jahr 1480 in der Mark Ancona, war einigen, nicht unwahrscheinlichen Angaben zufolge ein Schüler Raphael's und beschäftigte sich ausschließlich mit der Historienmalerei. Noch jetzt zeigt man zu Monte Rubbiano, seiner Vaterstadt, eine Himmelfahrt und außerdem zu Sarneno und Fallerone einige Stücke, die ihm zugeschrieben und von Kennern sehr gelobt werden. Sein Tod fällt nach 1550. — Lattanzio P., des Vorigen Sohn, genannt Lattanzio della Marca oder da Rimini, geb. um 1501, vielleicht ein Schüler Bellini's, machte sich ebenfalls als Historienmaler sehr berühmt. Er vollendete mehrere von Pietro Perugino begonnene Arbeiten gemeinschaftlich mit dal Colle Pazarelli und Gherardi und malte einen Theil des unter dem Namen St. Maria del Populo bekannten so vortrefflichen Gemäldes. Sonst und auch über sein Todesjahr ist nichts bekannt. — Francesco P., geb. im Jahre 1531 zu Florenz, bildete sich in Rom unter Maturino's Leitung, studirte indeß meist nach Caravaggio (Caldaro), dem er schon in seinem 20. Jahre fast gleich kam. Nach seiner Rückkehr nach Florenz schmückte er in dem Palaste Giuliano de' Ricasoli zwei Façaden mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie, welche seinen Ruf durch ganz Italien verbreiteten. Außerdem kennt man nur noch drei minder schöne Gemälde in Öl von ihm, von denen eines, eine heilige Familie, die wiener Gallerie besitzt. Er starb im Jan. 1561. — Sein Sohn, Gregorio P., geb. 1558 zu Florenz, ein Schüler von Sante di Tito und Cigoli, malte meist geistlich-historische und mythologische Gegenstände und zwar in hoher Vollendung. Die meisten derselben sind außerhalb Italien anzutreffen, einige wenige in Florenz. Unter ihnen hält man eine Mutter Gottes, eine Ausgießung des heiligen Geistes, Loth und seine Töchter, einen Pan, eine schlafende Diana, Christus im Garten Gethsemane und einen Moses für die vorzüglichsten. P. starb 1605. — Paul P., geb. 1661 im Mailändischen, lebte zu Venedig und hatte hier eine Schule. Er zeichnete sich besonders im Nackten aus. Die meisten seiner Gemälde, meist geistliche Gegenstände, findet man in Mailand. Sein Tod erfolgte im Jahre 1716. 36.

Paganini (Nicolo), der bewunderte Violinspieler, eine der großartigsten Erscheinungen im Gebiete der Kunst, nicht der neuern Zeit allein, sondern aller Zeiten, vielleicht unerreichbar, wenigstens jetzt noch unerreicht, ward im Jahre 1784 zu Genua geboren. Sein Vater, Antonio P., ein nicht sehr bemittelter Kaufmann, bemerkte bald an dem Knaben ein ungewöhnliches Talent

und ließ sich die Ausbildung desselben höchst angelegen sein, nicht ohne dabei oft mit großer Härte zu verfahren. Schon in der ersten Zeit zeigte sich bei Nicolo jener innere Hang zum Ungewöhnlichen und Großen, der ihn eine ganz neue Bahn zu suchen drängte, eine Bahn, auf welcher er die einzige glänzende Erscheinung bleibend keinen Nachfolger fand. In seinem 9. Jahre hatte er bereits öffentlich durch sein kunstvolles Spiel Alles in Erstaunen gesetzt; bald war er auch dem Unterrichte Costa's entwachsen und selbst Rolla und Paer, seine Lehrer im Contrapunkte, gestanden, daß ein Genie dieser Art selbst sein bester Lehrer sein würde. Der Name P.'s ward zuerst während einer Kunstreise, die er im Jahre 1798 durch Italien machte, rühmlich genannt und selbst im Auslande bekannt, doch gewann sein Ruf damals noch, da man ihn nur vom Hörensagen kennen lernte, keine weitere Verbreitung. Mehr geschah dieß schon seit 1812, wo P. bereits in Lucca als erster Violinspieler angestellt war und eine Meisterschaft errungen hatte, die in öffentlichen Berichten zu oft und warm geschildert wurde, als daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit wenigstens unter den Musikern nicht hätte erregen sollen. Endlich im Jahre 1828 entschloß sich P. die vorzüglichsten Städte Deutschlands, Frankreichs und Englands zu besuchen. Kaum war er zuerst in Wien aufgetreten, so erhob sich auch sein Name zum Tagesgespräche; die Schilderungen seines Spiels überboten sich in bewundernden oder lobpreisenden Phrasen und der Name P. ward in Prosa und Versen fast vergöttert. Auch steigerte sich dieser unerhörte Enthusiasmus bei jedem neuen Auftreten; überall, wo er erschien, zeigte sich dieselbe Bewunderung, dasselbe Entzücken und zwar beim Laien sowohl wie beim Kenner. So im wahren Triumphzuge durchzog der Künstler Deutschland, kam nach Paris, wo der Enthusiasmus den höchstmöglichen Grad erreichte, und von hier nach London, wo er ebenfalls die ganze Bewunderung fand, die nur ein Engländer einem Künstler zu spenden vermag. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte hierauf P. nach Italien zurück und ließ sich auf einer Villa bei Parma nieder. Den neuesten Nachrichten zufolge aber hat er gegenwärtig die Stelle als Intendant des Hoftheaters zu Parma angenommen. — Das Spiel P.'s zu beschreiben ist eine förmliche Unmöglichkeit. Die unzähligen fruchtlosen Versuche geben den besten Beweis für diese Behauptung. Der Grund aber, warum keine Beschreibung an P.'s Spiel hinanreicht, ist eben in dieser außerordentlichen Höhe der Vollendung zu suchen, einer Vollendung, die neben der denkbarsten mechanischen Fertigkeit und manchen fast für unmöglich gehaltenen Handgriffen (wir erinnern nur an das in mehrstimmige Sätze vermischte Pizzicato, das Spiel auf der Gsaite und sein Flageolet in Doppelgriffen) und sogenannten Kunststücken ihre eigentliche höhere künstlerische Weihe in der geistigen Auffassungsart P.'s findet. Dieß ist es auch vorzüglich, was ihn vor Anderen charakterisirt, jener unerklärliche, geheime romantische Zauber, welcher unwillkührlich das Herz befängt, während er die Phantasie mit gleichen Banden bestrickt, kurz die ganze Seele des Zuhörers fesselt. Wohl mag die Persönlichkeit P.'s, dieses bleiche scharf markirte Gesicht, die schwarzen dunkelglühenden Augen, das lockige rabenschwarze Haar, das leise schweigende Auftreten und dann jene fast übermenschlich erscheinende Begeisterung während des Spiels sehr viel mit zu jenem außerordentlichen Eindrucke beitragen, aber eben diese innere und äußere Persönlichkeit P.'s ist es, die das Charakteristische seines Spiels hervorruft. Auf die verschiedenen zum Theil grauenhaften Mährchen über das Leben P.'s gehen wir hier nicht ein; sie widerlegen sich von selbst, auch findet man zahlreiche Details in den verschiedenen Biographien P.'s, unter andern in Schottky's „Leben und Treiben P.'s" (Prag 1830). Übrigens trifft man, was das Mechanische im Spiele P.'s betrifft, eine ziemlich gelungene Zergliederung desselben in einem Werke vom Kapellmeister Guhr in Frankfurt, welches den Titel führt: „Paganini's Kunst die Violine zu spielen." — Von den Compositionen

P.'s sind bis jetzt nur 3, nämlich „24 Capriccj e studj per il Violino", „6 Quartetti per Violino, Viola, Violoncello e Chitarra" und „12 Sonatine di Violino e Chitarra" sämmtlich in Mailand bei Ricordi im Drucke erschienen, obwohl unter seinem Namen mehrere unächte im Publicum circuliren. 36.

Pagen oder Edelknaben sind junge Adelige, welche an den Höfen Dienstverrichtungen um die fürstlichen Personen versehen und zugleich unter der Leitung eines Pagenhofmeisters unterrichtet werden, um künftig meist in den Militairdienst zu treten. Meist kommen dazu Söhne armer Eltern, welche auf diese Weise ihr standesgemäßes Unterkommen finden; doch sind die P. in der neuesten Zeit fast überall abgeschafft. Man unterscheidet nach den besonderen Functionen Leib-, Kammer-, Jagd-, Silber-, Reit- 2c. Pagen. 30.

Pagès (spr. Päsche) (Pierre Marie François, Vicomte de), ein verdienter französischer Reisender, geb. 1748 zu Toulouse, trat, 19 Jahre alt, in die Marine und faßte hier den Entschluß eine Reise in die indischen Meere zu unternehmen und dann durch China und die Tatarei hindurch bis an die Küsten des Meeres von Kamtschatka vorzudringen, um vielleicht, wie er sich selbst ausdrückt, im Norden von Sibirien einen Durchgang zu finden. Am 30. Juni 1767 ging er von Domingo aus unter Segel, kam zu Ende Julis nach Neuorleans, ging hierauf den Mississippi und den rothen Fluß aufwärts bis Natchitoches, durchforschte von hier aus die noch wenig bekannte Provinz Texas und langte im Februar 1768 in Mexico an, schiffte sich von hier nach den Philippinen ein und gelangte im October nach Manila. Hier aber fand er Schwierigkeiten zur Fortsetzung seines Wegs nach China und wandte sich daher nach Batavia, Bombai, Maskate und Bassora, durchwanderte nicht ohne Gefahr die große Wüste und gelangte so durch Syrien gehend zur Küste, von wo aus er im December 1771 in Marseille wieder eintraf. Zwei Jahre darauf nahm er Theil an der erfolglosen Expedition Kerguelens (s. d. Art.) in den Australocean und im Jahre 1776 besuchte er auf einem Wallfischfahrer die nördlichen Polargegenden. Später diente er mit Auszeichnung im amerikanischen Kriege und zog sich nach Beendigung desselben auf eine seiner Besitzungen auf Domingo zurück. Hier wurde er im Jahre 1793 bei einem Sklavenaufstande ermordet. — Die Resultate seiner Reisen legte er in einem gut geschriebenen und hinsichtlich seiner Glaubwürdigkeit selbst von v. Humboldt anerkannten Werke nieder, welches den Titel führt: „Voyages autour du monde et vers les deux poles, par terre et par mer pendant les années 1767 — 1776" (Par. 1782. 2 Bde. mit Charten und Abbildungen). 22.

Paggi (spr. Patschi) (Giambattista), ein italienischer Historien- und Portraitmaler, geb. 1554 zu Genua, machte seine ersten Studien unter der Leitung Cambiaso's, ging dann nach Florenz, wo ihm das rege Kunstleben, welches dort zu jener Zeit mehr wie je blühte, sehr förderlich ward, kehrte endlich nach zwanzigjähriger Abwesenheit nach Genua zurück und ward hier der eigentliche Urheber der neuen genuesischen Schule. Er starb im Jahre 1627. — Man bemerkt an P.'s Arbeiten zwei verschiedene Perioden; die der erstern Periode zeichnen sich durch eine gewisse Lieblichkeit und Anmuth besonders in den Köpfen aus, welche an Correggio erinnert; die der zweiten sind kräftiger und erhabener, die Composition erscheint überall geistreich und interessant, die Zeichnung äußerst correct, das Colorit bei aller Zartheit doch kräftig. Die meisten Gemälde P.'s finden sich in Florenz und Genua. Unter ihnen rühmt man vorzüglich eine heilige Familie, eine heilige Katharina, eine Verklärung, einige Darstellungen aus der Passion und einen Kindermord. — Eine treffliche Abhandlung P.'s über die Malerei, welche 1607 unter dem Titel: „Definizione ossia Divisione della pittura" erschien, ist jetzt sehr selten geworden. 36.

Pagliajo, Bajazzo, s. Harlekin.

Pagode ist der Name eines Göttertempels bei den Hindus und anderen Bekennern des Heidenthums in den südöstlichen Gegenden Asiens. Sie sind gewöhnlich in der Gestalt eines Kreuzes mit gleichen Flügeln auf freien Plätzen aufgeführt und mit Säulen und anderen Figuren verziert; die Dächer sind verhältnißmäßig hoch und durch Absätze unterbrochen. Im Innern, das prachtvoll ausgeschmückt ist, befinden sich ein 4eckiger Altar zum Räuchern und zu anderen priesterlichen Verrichtungen und die Götter, welchen der Tempel geweiht ist. Diese aus Thon verfertigten, kaum den Menschen ähnlichen Gestalten, bald nackt, bald bekleidet, heißen gleichfalls Pagoden. Davon führten die früher zur Verzierung auf Schränken rc. aufgestellten Figuren mit beweglichen Köpfen denselben Namen. Zuletzt heißt auch in Hindostan eine Goldmünze P., oder Sternpagode. Sie ist klein, ziemlich dick und hat auf der einen Seite zwei Götzenbilder als Gepräge. Bei der Verschiedenheit des Zusatzes zum Golde soll ihr Werth von 2 Thlr.—3 Thlr. 6 und 8 Gr. steigen. 35.

Pairs, engl. **peers**, die Glieder des höchsten Adels in Frankreich und England, sind aus den **Pares regi** oder **Pares curiae**, den alten mächtigen Kronvasallen entstanden, welche in Frankreich die höchsten Reichswürden bekleideten und wie später die deutschen Churfürsten bei der Krönung der Könige fungirten, den höchsten Gerichtshof in Lehnssachen und Streitigkeiten unter dem hohen Adel bildeten und überhaupt dem Könige in Regierungsangelegenheiten beistanden. Unter Hugo Capet waren deren noch 7, die Herzöge von Francia, Burgund, Aquitanien und Normandie und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Da Hugo als Herzog von Francia König geworden war, blieben deren noch 6, zu welchen nun 6 Geistliche, der Erzbischof von Rheims und die Bischöfe von Laon, Beauvais, Noyon, Chalons und Langres hinzukamen. Doch gelangten diese weltlichen Pairien nach und nach an die Krone und es wurden demnach immer neue ernannt, denen aber zuletzt fast nur ihr Sitz im Parliamente als einziger Vorzug blieb. So waren nach vielfachem Wechsel zur Zeit der Revolution 38 P.; nach der Restauration aber wurden deren so viele ernannt, daß es 1830 deren 379 gab, welche jedoch ihre Bedeutung nur als Mitglieder der ersten Kammer hatten. Nach der Juliusrevolution ist ihre Zahl noch mehr gestiegen, dafür aber die frühere Erblichkeit der Würde aufgehoben worden. — In Großbritannien besteht die Pairswürde in der Mitgliedschaft im Oberhause und beruht auf bestimmten Besitzungen, von denen einige erblich sind, andere nur auf Lebenszeit vom Könige verliehen werden. Es sind deren 426 (s. Parliament). 30.

Païsiello (Giovanni), einer der berühmtesten Tonsetzer Italiens, geb. den 9. Mai 1741 zu Tarent, war von seinem Vater, einem angesehenen Thierarzte, zum Studium der Rechte bestimmt, zeigte aber im Jesuitencollegio seiner Vaterstadt, wo er seine Ausbildung erhielt, so große Neigung und dabei entschiedenes Talent zur Musik, daß sich sein Vater endlich entschloß, dem Wunsche des einzigen Sohnes seinen Lieblingsplan aufzuopfern. So kam der junge P. im Jahre 1754 nach Neapel in das Conservatorium di S. Onofrio. Unter der Leitung Durante's brachte er es hier bald so weit, daß er es wagen konnte, größere Compositionen, wie Messen, Oratorien und Psalmen, öffentlich zur Aufführung zu bringen und nach neunjährigem Aufenthalte im Conservatorium war sein Name bereits so allgemein bekannt geworden, daß er von dem Theater Marvigli in Bologna den Auftrag erhielt, einige Opern zu componiren. Diese („**La Pupilla**", „**I Francesi brillanti**" und „**Il mondo al rovescio**") fanden so großen Beifall, daß kurz darauf gleich ehrende Aufträge von Modena, Parma und Venedig einliefen. In Folge derselben componirte er außer mehreren andern: „**Amore in bello**" (1765) und „**Le nozze disturbate**" (1766). Von Rom aus endlich, wohin er sich später begeben hatte, verbreitete sich sein Ruf auch über die Alpen, besonders durch

die ausgezeichnete Oper: „Il marchese Tulipano." Dieser folgten in Neapel, wohin er jetzt zurückgekehrt war, „L'Arabo cortese" (1769), „Trame per amore" und „L'idolo cinese", letztere eine komische Oper; später „Il furbo mal accorto", „Il tamburo notturno", „La luna habitata" (il credulo deluso), „L'innocente fortunato", „La Frascatana" (1774), „Le due contesse" (1776) u. a. m. Unter den vielen glänzenden Anerbietungen, welche P. damals von auswärts her erhielt, zog er die des petersburger Hofs vor und reiste im Jahre 1776 dahin ab. Mit Gold und Ehrenbezeugungen überhäuft kehrte er erst im Jahre 1784 über Warschau und Wien nach Rom zurück, ward hierauf mit einem Gehalte von 1200 Ducaten Kapellmeister Ferdinand's IV. zu Neapel, blieb dieß bis 1799, wo er das Musikmeisteramt der Nation annahm, und ging deßhalb bei der Rückkehr des Königs seiner Stelle verlustig, ward jedoch 1801 in dieselbe wieder eingesetzt. In demselben Jahre noch begab er sich dem Wunsche Napoleon's zufolge nach Paris, nahm jedoch weder die Direction der Oper, noch des Conservatorium an, sondern begnügte sich mit der Stelle eines Kapelldirectors. Damals componirte er 2 Te deum, die Oper „Proserpina", das Intermezzo „Camilletta" und ein besonderes Gelegenheitsstück: „La pace." Im August 1804 kehrte P. nach Neapel zurück, welches er jetzt aller Anerbietungen von Paris aus ungeachtet nicht wieder verließ. Auch unter Joseph Buonaparte's und Joachim Murat's Regierung behielt er seine Ämter bei, erhielt überdieß das Kreuz der Ehrenlegion und wurde Mitglied der königlichen Gesellschaft zu Neapel und Präsident der Direction der Musik des königlichen Conservatorium. Außerdem war er Mitglied mehrerer auswärtigen Akademien und Kapellmeister an der Hauptkirche zu Neapel. Tief betrauert starb der große Künstler am 5. Juni 1816. — Außer den genannten Opern P.'s verdienen noch folgende Erwähnung: „Gli Astrologi imaginari", „La Serva Padrona", „Il Barbiere di Seviglia", „Lucinda et Artemidoro", „Il Re Teodoro", „L'Amore ingegnoso", „L'Olympiade", „Pyrrhus", „Cato", „Elfrida", „Gli Schiavi per amore", „Nina", „La Grotta di Trofonio", „La Molinara", „I Zingari in fiera", „La Locanda", „La Scuffiera" und „Oro non compra amore." Außerdem hat man von P. eine große Anzahl Kirchenmusiken, welche indeß mit wenigen Ausnahmen seinen Opern nachstehen. — Das Charakterische der Païsiello'schen Musik ist Originalität in der Erfindung, Feuer und Anmuth der Melodie, dabei Einfachheit und Correctheit und gute Instrumentation. P. ist übrigens der Erste, welcher im Orchester zu Neapel die bis dahin ungewöhnliche Bratsche und Clarinette einführte; überhaupt aber hat er das Verdienst, die italienische Opernmusik dramatischer gemacht zu haben und zwar eben dadurch, daß er der Instrumentalmusik, ohne dem Gesange zu schaden, mehr Fülle und Ausdehnung gab. Wenn er dessenungeachtet von späteren Componisten verdunkelt worden ist und sich daher nur wenige seiner Werke auf dem Repertoire erhalten haben, so bleibt er dennoch stets einer der achtungswürdigsten Künstler, der nach seinem Standpunkte das Mögliche geleistet hat. 36.

Pahlitzsch (Joh. Georg), geb. den 11. Juni 1732 zu Prohlitz bei Dresden, war ein Bauer, der fast ganz durch sich selbst seine ungewöhnliche Geistesausbildung bewirkte, indem er gleich einem Arnold (s. d. Art.) nicht nur als Landmann sein Bauergut durch Fleiß und sorgfältige Verwaltung zu verbessern und zu heben, sondern auch in seinen Nebenstunden sogar nicht wenige und gediegene Kenntnisse in der Botanik, Physik und vorzüglich in der Astronomie zu erlangen stets bemüht war. Dadurch und durch sein stets anspruchlos gebliebenes biederes Benehmen ward er, zumal von der Zeit an, als er am Weihnachtsfeste 1758 den schon längst erwarteten Halley'schen Kometen zuerst und folglich früher als die Astronomen wahrgenommen hatte, so berühmt, daß er fast jedes Jahr Besuche von

fremden Gelehrten und hohen Personen, z. B. vom Prinzen Heinrich von Preußen, von seinem Landesherrn u. A. erhielt, denen er die vortreffliche Einrichtung seines Gutes, so wie seiner kleinen Bibliothek und Sternwarte gern zeigte. — P. starb 1786, ohne seinen einzigen Wunsch, den er hatte, nämlich von Frohndiensten befreit zu werden, realisirt zu sehen. 13.

Paladin. Diesen Namen führten die Ritter (des Mittelalters), welche, um Abenteuer zu erleben, die Welt durchzogen. Gewöhnlich trugen sie auf ihren Irrfahrten eine Schleife oder ein anderes Unterpfand der Zuneigung ihrer Geliebten bei sich. Trafen sie mit einem andern Ritter zusammen, so forderten sie ihn auf, diese Geliebte als die Schönste und Vortrefflichste auf Erden zu besingen; that er es nicht, so begann die Fehde. Dergleichen Abenteurer, die man zuerst in den alten Ritterromanen erwähnt findet und deren Geschichte wohl durch die Poesie dieser Zeit mit Mährchen vielfach versetzt ist, sollen zur Tafelrunde Artus gehört haben. Unter den spätern glänzten Lancelot vom See, Amadis von Gallien und die Ritter am Hofe Karl's des Großen. Den Namen P. leitet man gewöhnlich von palus, eigentlich ein Pfahl, dann die ähnlich geformte Lanze, deren sich diese irrenden Ritter als Waffe bedient haben sollen, ab. Andere setzen ihn mit dem Ausdrucke Palatinus in Verbindung. 77.

Palämon, s. Melicertes.

Paläographie ist Kenntniß der Schriftzeichen, Schriftarten und Schreibekunst der alten Völker, eine für Diplomatik, Historiographie und Kritik wichtige Kenntniß. (S. Schrift.) 6.

Paläologen heißen die Kaiser der letzten das byzantinische Reich beherrschenden Dynastie von dem Gründer derselben, dem Griechen Michael Paläologos (1260). Der Letzte dieses Geschlechtes, Constantin Paläologos, fiel bei der Erstürmung Constantinopels durch die Türken am 24. Mai 1453 in rühmlicher Vertheidigung. (S. d. Art. byzantinisches Reich.) — Die Behauptung einiger Genealogen, daß die Familie Napoleon's von den P. abstamme, entbehrt aller historischen Zuverlässigkeit, da schon die Angabe, daß sich ein Paläologe bei der Erstürmung Constantinopels gerettet habe und nach Italien gekommen sei, sich durchaus nicht beweisen läßt. 1.

Paläphatus, ein alter griechischer Schriftsteller von unbekanntem Vaterlande und Zeitalter, jedoch noch vor Christi, schrieb eine Schrift: „Περὶ ἀπίστων“ (über unglaubliche Dinge) in 5 Büchern, von denen jedoch nur das erste erhalten ist. Es sind dieß 53 in leichtem Style geschriebene mythologische Erzählungen mit allegorisch-historischen Erklärungen, die jedoch an nicht wenig Stellen interpolirt zu sein scheinen. Die erste Ausgabe erschien (zugleich mit dem Aesopus) bei Aldus (Venedig 1505. Fol.). Neuere gute Ausgaben sind von J. F. Fischer (6. Aufl. 1789. 8.) und J. H. M. Ernesti (Leipz. 1816. 8.). Vergl. Fabr. Bibl. Gr. T. I. p. 182. 20.

Palästina (das Land der Philister) ward von Griechen und Römern der Landstrich Vorderasiens genannt, welcher ursprünglich Kanaan (nach 1 Mos. 10 von den Nachkommen des Kanaan, des Enkels Noah's) hieß und zwischen 52—54° L. und 31—33° N. Br. mit einem Flächenraume von ungefähr 500 □M. sich erstreckte. Die Grenzen waren gegen Norden der Libanon, gegen Westen das mittelländische Meer, gegen Süden das paträische Arabien, gegen Osten die arabische Wüste; man darf nämlich die israelitischen Besitzungen zu den verschiedenen Zeiten nicht mit dem eigentlichen Lande verwechseln. So war Kanaan eigentlich nur das Land westlich vom Jordan, während der östliche Theil Gilead hieß und die Meeresküste war nur in der Gegend um Joppe hebräisches Gebiet und außerdem von Phöniciern bewohnt, während unter David die Ostgrenze sich nordöstlich bis an den Euphrat erstreckte. In den angegebenen Grenzen bildet P. ein Bergland, welches

vom Jordan in zwei fast gleichgroße Theile getheilt wird. Wie aber dieser von Norden nach Süden strömt, so bezeichnen auch die Bergzüge dieselbe Richtung. Von dem Gebirgsstocke des Libanon, Antilibanus und Hermon ausgehend umschließen zwei Bergreihen westlich und östlich das Jordanthal. Im Westen zuerst streckt sich das Gebirge (3000 F.) herab, nach Süden zu immer schroffer und rauher werdend, bis es sich in das idumäische Gebirge oder das steinichte Arabien verliert, aber durch mehrere Absätze unterbrochen. Nördlich ist lauter Basaltgebirge, bis in gleicher Breite mit dem See Genezareth der nordwestlich fließende Kischon die reizende Ebene Jesreel (Esdraelon) bildet, welche sich in der Bai von Akka endet. Dann erheben sich westlich das Vorgebirge Karmel, von wo aus die Berge östlich zurücktreten und das niedere phönicische Küstenland sich bis nach Ägypten herab erstreckt, östlich in der Nähe des Sees Genezareth der Tabor (3000 F.), an welche sich südlich das Gebirge Gilboa und an dieses das Gebirge Ephraim anschließt, die fruchtbarste und reizendste Gegend des ganzen Landes. Eine neue Unterbrechung der Berge tritt dann zwischen Joppe und Jericho ein, aber im Süden erheben sich die steilen Kalkgebirge bis nach Idumäa. Im Osten vom Hermon herab scheidet eine Bergkette P. von der arabischen Wüste, welche zwar weniger steil als die westlichen Berge, aber kahl und erdlos sind und bei dem todten Meere zu schauerlichem Basaltgetrümmer werden. Der Hieromax (Jarmok) und der Serka (Jabok), welche von Osten her dem Jordan zuströmen, und der Arnon, welcher in das todte Meer strömt, durchbrechen diese Gebirge und bilden natürliche Abtheilungen. Über den Jordan, den See Genezareth und das todte Meer s. d. besonderen Artikel. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt und die Witterung sehr beständig. Es gibt eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Winter, welcher vom October bis zum April dauert und meist durch heftige Regengüsse sich bemerklich macht, und den Sommer, vom Mai bis September, welcher beständig heitere Witterung und im Juli und August starke Hitze hat. Die Fruchtbarkeit des Landes war durch den Fleiß der Israeliten auf einen hohen Grad gebracht worden und noch jetzt prangen die Thäler mit den üppigsten Südfrüchten. Das Thierreich liefert viel Wild, Löwen, Bären, Wölfe, Schakale, Gasellen, wilde Esel, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen; das Pflanzenreich Getreide und Küchengewächse im Überflusse, Ölbäume, Wein, Feigen, Mandeln, Palmen, Durra, Tabak und alle Arten Obst; das Mineralreich hingegen nur Kalk, Asphalt, Steinsalz, Marmor, Gyps ꝛc. — Wie groß die Einwohnerzahl in den blühenden Zeiten des hebräischen Staates gewesen sein möge, läßt sich nicht genau bestimmen, da die Angaben in den biblischen Büchern unzuverlässig sind; doch mag sie nahe an 3 Millionen betragen haben. — Die Eintheilung des Landes war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Zuerst unterschied man Kanaan (s. d. Art.) mit einer Anzahl Völkerschaften (Jebusiter, Hethiter, Amoriter, Girgesiter, Heviter, Arkiter, Hamathiter) und Gilead (s. d. Art.), wo arabische Stämme wohnten. Nach der Eroberung durch die Hebräer ward das Land unter die 12 Stämme so vertheilt, daß Ruben das Land zwischen dem Arnon, dem todten Meere, dem Jabok und der Wüste bekam, wo die Amoriter und Ammoniter gewohnt hatten, Gad sich nördlich davon bis zum Hieromax niederließ und der eine halbe Stamm Manasse den übrigen nördlichen Landstrich im Osten des Jordan bekam. An dasselbe grenzte westlich Naphthali und an dieses westlich Ascher, an beide südlich am See Genezareth Sebulon, an dieses Isaschar, an dieses der andere halbe Stamm Manasse, an diesen Ephraim, an diese Benjamin nach dem Jordan und Dan nach dem Meere, an diese Juda und ganz südlich lag Simeon. Diese bildeten 12 abgesonderte kleine Staaten, welche öfter mit einander im Kampfe lagen und nur gegen äußere Feinde sich vereinigten; doch blieb die Eintheilung auch unter den ersten Königen, bis nach Salomo's Tode 2 Reiche entstanden, von denen Juda durch die Stämme Juda, Benjamin und Simeon, Israel durch die übrigen

10 Stämme (Manaſſe doppelt gezählt) gebildet ward. Die 3 öſtlichen Stämme verſchwinden ſpäter ganz aus der Geſchichte; während des babyloniſchen Exils hatte ſich aber in Ephraim, Manaſſe und Iſaſchar ein Miſchvolk gebildet, welches von der Hauptſtadt Samaria Samariter genannt wurde und von dem ſich die eigentlichen Juden losſagten, und die nördlichen Provinzen hatten den gemeinſchaftlichen Namen Galiläa (von Gelil, Grenze) erhalten. Außerdem wurden die Oſtjordanprovinzen mit verſchiedenen Namen belegt, meiſt nach den Hauptſtädten, und in ſpäterer Zeit unter den Heroden als beſondere Länder betrachtet. Dieſe ſind von Norden nach Süden: Trachonitis und Ituräa (eigentlich noch zu Syrien gehörig), Gaulonitis (Goran) und Auranitis (Hauran) im ehemaligen Manaſſe, Batanäa, das alte Baſan und ehemalige Gad und Ruben. Die vornehmſten Städte in dieſen verſchiedenen Theilen waren 1) in Judäa und zwar a) in Benjamin: Jeruſalem, Jericho, Bethel, Gibeon, Bethania; b) in Juda: Bethlehem, Hebron, Thekoah, Kades Barnea (an der Grenze von Idumäa); c) in Simeon: Berſeba, Ziklag; 2) in Samaria und zwar a) in Ephraim: Samaria (Sebaſte), Sichem (j. Naplus), in deſſen Nähe der Berg Garizim, Silo; b) in Dan: Joppe, Arimathia (Rama), Emmaus; c) in Manaſſe: Megiddo, Thirza; d) in Iſaſchar: Jesreel, Nain, Endor, Ramoth; 3) in Galiläa und zwar a) in Sebulon: Tiberias, Nazareth, Kana, Sephoris; b) in Naphthali: Chorazin, Kapernaum; c) in Aſcher: Gabara, Aphekah, Cana magna; 4) in Gaulonitis: Baal Hermon, Paneas (Cäſarea Philippi), Bethſaida, Julias, Gaulon; 5) in Auranitis: Boſtra am Hieromax, Aſtaroth, Adara, Gadara; 6) in Batanäa: Mahanaim, Bethabora, Geraſa, Suchoth, Jaëſar, Rabbath Ammon (Philadelphia); 7) im Gebiete von Ruben: Hesbon, Beſer. — Die Geſchichte des Landes fällt vor Chriſti Geburt mit der der Hebräer (ſ. d. Art.) zuſammen; nach Chriſti Geburt theilte es die Schickſale Syriens. Vergl. Hadr. Relandi „Palaestina“ (Utrecht 1714. 2 Bde. 4.); Bachienne's „Hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung von Paläſtina“ (aus dem Holländ. von Maas. Kleve, 1766—1775. 5 Bde. 8.); Röhr's „Paläſtina“ (5. Aufl. Zeitz 1829); K. von Raumer's „Paläſtina“ (Leipz. 1835). 37.

Paläſtra (*Παλαίστρα*, von *πάλη*, der Ringkampf), war urſprünglich der Theil des griechiſchen Gymnaſium (ſ. d. Art.), in welchem der Ringkampf, dann der Fünfkampf oder das Pentathlon (nämlich: Ringen, Fauſtkampf, Laufen, Springen, Werfen) vorgenommen wurde. Später wurde P. mit Gymnaſium gleichbedeutend und ſo wie dieſes auch für geiſtige Übungs- und Bildungsanſtalten gebraucht. Barthelemy in den „Reiſen des jungen Anacharſis, 2, 121“ behauptet, die Paläſtren ſeien eben ſolche Gebäude geweſen, wie die Gymnaſien, nur mit dem Unterſchiede, daß in den letztern blos Knaben und Jünglinge, in den erſtern aber die eigentlichen Athleten geübt worden wären. 11.

Palafox y Melzi (Don Joſé de), ein ſpaniſcher Genral, berühmt durch ſeine heroiſche Vertheidigung Saragozas, geb. 1780, war einer von denen, welche nach den ſchimpflichen Verhandlungen zu Bayonne das Volk zu den Waffen riefen, um mit Gewalt das Eindringen der Franzoſen in Spanien zu verhindern. Zum Commando des in Aragonien ſtehenden Corps berufen kämpfte er tapfer den ungleichen, daher vergeblichen Kampf mit und warf ſich, als er das Feld nicht mehr halten konnte, mit 10000 M. nach Saragoza. Hier wußte er die Bürger für ſeinen heroiſchen Entſchluß zu begeiſtern und vertheidigte vom Anfange Julis die hart bedrängte Stadt gegen einen vielfach überlegenen höchſt erbitterten Feind, welcher faſt täglich ſtürmte und oft ſchon ſelbſt in die Stadt eindrang, mit ebenſo viel Muth als Klugheit bis zum 15. Auguſt, wo die Belagerung nach dem Rückzuge des Königs Joſeph aufgehoben wurde. Später, als Napoleon ſelbſt in Spanien erſchienen war und das Glück der franzöſiſchen Waffen wiederhergeſtellt hatte, ſah ſich

P. am 6. Dec. abermals in Saragoza angegriffen. Mit derselben bewunderns-würdigen Tapferkeit und Umsicht wie das erste Mal leitete er auch dießmal die Vertheidigung und hielt die Stadt, zuletzt nur noch ein Trümmerhaufen, bis zum 21. Febr. 1809, wo er sie endlich von den letzten Vertheidigungsmitteln entblößt übergeben mußte. Er selbst ward gefangen nach Frankreich abgeführt und erhielt erst 1813 seine Freiheit zurück. Mit besondern Aufträgen Ferdinand's VII. in Madrid angekommen erklärte er sich hier für absolute Monarchie, ward 1814 Generalcapitain von Aragonien und leistete hier der Regierung die wesentlichsten Dienste. Seit 1820 nahm er wenig Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, so wie er überhaupt nie große politische Bedeutung gehabt hat. In der neuern Zeit hatte er sich zwar der Partei der Königin angeschlossen, konnte aber dem Verdachte eines heimlichen Einverständnisses mit den Exaltados nicht entgehen und wurde gefänglich eingezogen. Er erhielt jedoch im Jahre 1835 seine Freiheit zurück und wurde im September des genannten Jahres von Mendizabal zum Generalcapitain von Aragonien ernannt. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen indeß leitete meist der General Serano die Geschäfte. 22.

Palais royal, s. Paris.

Palamedes, einer der griechischen Helden bei dem Zuge nach Troja, war der Sohn des Nauplios, Königs von Euböa, und der Klymene, der Tochter der Atreus. Homer erwähnt ihn nicht, sondern er erscheint erst in den cyklischen Gedichten und bei den Tragikern. Als er mit mehrern andern Gesandten der Griechen die geraubte Helena vergeblich vom Priamus zurückgefordert hatte, betrieb er am eifrigsten den Krieg gegen Troja. Hierbei entdeckte er, daß der Wahnsinn des Odysseus nur Verstellung war, um einen Vorwand zu haben, in Ithaka zurückzubleiben. Die Folge davon war die unversöhnlichste Feindschaft Beider, welche dem P. endlich den Tod brachte. Nach Troja zog er, nur von seinem Bruder Orax begleitet, in einem einzigen Schiffe, nach Andern aber mit 30 Schiffen. Vermöge seines Ansehens wurde er sogleich in den Kriegsrath gezogen und hatte sogar eine Zeit lang an der Stelle des Agamemnon den Oberbefehl. Über seinen Tod ist die gewöhnlichste Erzählung folgende: Odysseus vergrub Gold in dem Zelte des P., schickte dann durch einen gefangenen Phrygier einen angeblich vom Priamus geschriebenen Brief an den P., worin der trojanische König ihm für eine Verrätherei Dank sagte und unter Anderm schrieb, daß er ihm das versprochene Gold schon übersandt habe. Der Brief wurde natürlich aufgefangen und P., durch das im Zelte vergrabene Gold überwiesen, zum Reinigungstode verurtheilt, welchen er mit großer Standhaftigkeit ertrug. Nach einer andern Nachricht fiel er im Kampfe durch die Hand des Paris. Man schreibt ihm die Erfindung des Würfelspiels und die Einführung des Schauspiels zu. Nach Athanasius soll er auch die Zahlen, das Maß und Gewicht erfunden haben und Philostrat erwähnt ihn als großen Astronomen, so daß er sogar eine Sonnenfinsterniß natürlich erklärt und dadurch die Soldaten von ihrer Furcht befreit habe. Ferner war er auch Dichter und soll eine Ilias gedichtet haben, weßwegen ihn Homer aus Eifersucht nicht unter die griechischen Helden aufgenommen habe. Sehr gewöhnlich, unter Andern vom Suidas bestätigt, ist die Nachricht, daß er dem alten von Kadmus eingeführten Alphabete von 16 Buchstaben 4 neue (ϑ, ξ, φ, χ) beigefügt habe. Griechische Künstler bilden ihn gewöhnlich ohne Bart ab. 11.

Palankin heißt eine Art Tragsessel in Ostindien. Sie sind unsern Sänften ähnlich und stehen auf 4 Füßen; über den Wänden ist eine Decke aus Bambusrohr befestigt und inwendig sind sie mit Polstern belegt, so daß man auch bequem darin schlafen kann. Die Träger, von denen je 4 sie vermittelst parallel laufender Stangen tragen, heißen **Kulis**, bilden einen besondern Stamm in der Kaste der Sudras und haben ihre Vorsteher, von denen man diese P. miethet. Da sie tact-

mäßig gehen und in die Stelle der 4 ersten Träger, wenn sie müde sind, die 4 andern eintreten, so kann man in einem Tage eine ziemliche Strecke Weges darin zurücklegen. 35.

Paläst, fr. palais; engl. palace, nennt man vorzugsweise die Wohnung eines Fürsten, gebraucht jedoch denselben Ausdruck auch von andern größern nach den Regeln der höhern Baukunst aufgeführten Gebäuden. Das Wort P. leitet man von palatium ab, einem der Berge, auf welchem Rom erbaut ist, wovon dann die Wohnung des Kaisers Augustus und jedes andern Patrizier auf demselben eben so hieß. 35.

Palatinus (palatinus Hungariae) ist der Titel desjenigen Magnaten Ungarns, welcher in allen die Angelegenheiten des Landes betreffenden Verhandlungen den Vorsitz führt, also die Person des Königs präsentirt und bei streitigen Fällen zwischen diesem und dem Volke zum Vermittler aufgerufen wird. Er wird von den Magnaten aus den vier von dem Könige in Vorschlag gebrachten gewählt und behauptet über alle Staats- und Kirchendiener außer dem Erzbischofe von Gran den Vorrang. Von 1562—1608 und von 1765—1790 war diese Stelle unbesetzt. Der jetzige P. ist der Bruder des Kaisers Franz, der Erzherzog Joseph Anton, geb. 1776. 35.

Palermo (Br. 38° 6′ 45″, L. 31° 1′ 30″), das alte Panormus, die große, schöne und befestigte Hauptstadt Siciliens mit 171000 Einw., Sitz des Vicekönigs, des Ministerium, eines Erzbischofs, eines Handelsgerichtes, eines Appellationsgerichtes und des höchsten Gerichtshofes, so wie des Generalgouverneurs, welcher jetzt nur den Titel eines Statthalters (luogotenente) führt, liegt angenehm an der Nordküste in einer fruchtbaren, wohlangebauten Ebene, im Hintergrunde des nach ihr benannten Golfes, welcher hier einen Hafen bildet, den eine Citadelle und mehrere feste Werke vertheidigen. Ihre Häuser sind nach der im ganzen südlichen Italien gewöhnlichen Art gebaut und haben fast ganz platte Dächer und statt der Fenster Balcons mit Glasthüren. Die Straßen sind schnurgerade gezogen und laufen fast alle auf zwei Hauptstraßen, Cassaro oder Toledo und die neue Straße (strada nuova), welche die Stadt in gerader Richtung durchschneiden und im Mittelpunkte ein regelmäßiges Achteck, piazza villena, mit schönen Gebäuden, Bildsäulen und Springbrunnen verziert, bilden. Die Stadt hat überhaupt 7 Hauptplätze, unter denen besonders der Schloßplatz, der Platz della Marina und der große Platz (piazza grande) mit einem Brunnen, der sich eben sowohl durch seine colossalen Dimensionen, als durch die Sonderbarkeit seiner Architektur und seiner Verzierungen auszeichnet, berühmt sind; ferner 8 Abteien und 92 Kirchen und Klöster, 2 Theater, 5 Casernen und mehrere öffentliche Gebäude, unter denen die vornehmsten sind: der königliche Palast, ein durch seine Masse auffallendes Gebäude, dessen zu verschiedenen Zeiten errichtete Theile aber ein symmetrisches Ganzes bilden, mit einer auf dem höchsten Theile des Palastes 1791 errichteten und mit vortrefflichen Instrumenten versehenen Sternwarte; die Vicaria oder der Justizpalast; der Palast des Erzbischofs; das große Hospital; das seit einigen Jahren bestehende Irrenhaus, welches mit dem zu Aversa wetteifert, und das Rathhaus. Unter den Kirchen, Klöstern und Kapellen zeichnen sich aus: die Kathedrale, eines der schönsten gothischen Denkmäler Siciliens, in welcher die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. beigesetzt sind; die Jesuskirche, die in Hinsicht der Architektur und des Reichthums ihrer Verzierungen gleich auf die Kathedrale folgt; die Capuzinerkirche, merkwürdig durch die Grüfte, worin man die Todten in Nischen aufrechtstehend aufbewahrt und sie alljährlich am Feste aller Seelen neu und prächtig bekleidet; die St. Josephkirche, bemerkenswerth wegen ihres unterirdischen Tempels, der eben so geräumig als der obere ist und von einer großen Anzahl von marmornen Säulen getragen wird; die Kirche der Olivella, zum Klo-

für der Olivetaner gehörend, und die Kirche der Casa Professa, welche den Jesuiten gehört; die prächtige von Roger erbaute Kapelle und das St. Clarenkloster. Zu den vorzüglichsten wissenschaftlichen Anstalten gehören: die Universität, das Lyceum, das Seminar, das Jesuitencollegium, die 3 öffentlichen Bibliotheken, der botanische Garten und die Sternwarte, die königliche Akademie der Medicin, die Akademie del Buon Gusto oder der Literatur und die schönen wissenschaftlichen, mit einigen der erwähnten Anstalten verbundenen Sammlungen. Das Fest der heiligen Rosalia zieht alle Jahre im Monate Juli eine ungeheure Volksmenge von allen Punkten der Insel nach P. und gibt seinem ohnedieß sehr bedeutenden Handel mit sicilianischen Producten, Weizen, Öl, Wein, Südfrüchten, Manna, Spezereien, Manufacturen, vorzüglich in Seide, welche überdieß auch roh versendet wird, eine große Thätigkeit. In den Hafen laufen jährlich im Durchschnitte gegen 500 fremde Schiffe ein. Interessant sind in allen Straßen die Buden der Eiswasserverkäufer, worin man zu beiden Seiten Pyramiden von Citronen, Orangen, Pomeranzen und anderen trefflichen Südfrüchten aufgeschichtet sieht, zwischen denen große gläserne Wasserpokale mit schwimmenden Goldfischen schimmern und kleine von duftenden Blumen umgebende Springbrunnen Kühlung verbreiten. Der schönste Spaziergang ist die marina längs des Meeres, an welchen die villa publica, gleichfalls eine öffentliche Promenade, und der große botanische Garten Flora, einer der ersten und am besten unterhaltenen Italiens, stoßen. Am 1. Sept. 1726 und 1813 litt P. viel durch Erdbeben. 71.

Pales war eine der altitalienischen Feldgottheiten, welche die Heerden vor Seuchen und Raubthieren schützte, ihre Befruchtung bewirkte und ihnen gute Weiden gab. Gewöhnlich wurde sie als Hirtengöttin mit einem Stabe und einem Kranze auf dem Haupte aufgestellt und theils unter Bäumen, theils in Tempeln verehrt. Ihr Fest, Palilia, der 21. April, wurde zugleich als Gründungstag Roms gefeiert. Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen. 11.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio [oder Pierluigi] da), einer der berühmtesten italienischen Componisten des XVI. Jahrh., der Schöpfer der modernen Kirchenmusik, ward im Jahre 1524 zu Palestrina (dem alten Präneste) im Kirchenstaate geboren. Seinen ersten Unterricht in der Musik scheint er von einem flamändischen Meister erhalten zu haben, später aber, und zwar seit 1540, wo er seine Stelle als Chorknabe in Rom aufgab, wurde er der Schüler des trefflichen Giov. Animuccia. Unter der Leitung dieses Meisters, der sich selbst nicht geringe Verdienste um das Oratorium erworben hat, widmete er sich ausschließlich der Kirchenmusik, welche damals gerade in einem so elenden Zustande war, daß man damit umging sie ganz aus der Kirche zu verbannen. P. fühlte ebenfalls nur zu lebhaft ihre großen Mängel; aber er fand in seinem reichen Genie die Mittel, derselben eine neue würdigere Gestalt zu geben. Im Auftrage des Papstes Marcellus' II. componirte er im Jahre 1555 3 Messen, die bei ihrer Aufführung vollkommen befriedigten; eine zumal, die unter dem Namen „Missa papae Marcelli" bekannte, erregte allgemeine Bewunderung. Ermuthigt schritt P. auf der betretenen Bahn vorwärts und lieferte seit dieser Zeit eine Anzahl von Meisterwerken, Hymnen, Motetten, Messen u. a., welche wegen ihrer einfachen Erhabenheit, ihrer Bestimmtheit und Klarheit und strengen Beobachtung der Regeln der Harmonie auch jetzt noch bei ganz verändertem Standpunkte als solche anerkannt werden. Mehrere derselben kommen gegenwärtig noch alljährlich in der sixtinischen Kapelle zu Rom zur Aufführung, z. B. ein „Stabat mater" und die Motette „Popule" ꝛc., welche beide nebst einigen andern, wie die „Hymni totius anni", eine Reihenfolge von 5-, 6- und 8stimmigen lateinischen Gesängen, im Stich erschienen sind. — P. ward in gerechter Anerkennung seiner Verdienste im Jahre 1561 Kapellmeister von St. Maria Maggiore und im Jahre 1571 an Animuccia's Stelle Kapellmeister

bei St. Peter. Als solcher starb er den 2. Febr. 1594. Sein Grabmal in der Peterskirche erhielt die Inschrift: „Joannes Petrus Aloysius Palestrina musicae princeps.“ — Die meisten seiner Arbeiten sind noch ungedruckt. Eine Lebensbeschreibung von P. gab Baini unter dem Titel: „Memorie storiche della vita e delle opere di Giov. Pierluigi da P.“ (Rom. 1828. 2 Voll. Deutsch von Kandler, von Kiesewetter herausgegeben, Leipz. 1834). 36.

Palette, Farbenbret, heißt ein dünnes ovales oder eckigtes Bret von hartem Holze, auf welchem der Maler, ehe er malt, die Farben ordnet und mischt (setzt). Bei der Miniaturmalerei braucht man gewöhnlich elfenbeinerne, sonst auch krystallene Platten, bei der Wachsmalerei aber, damit der Firniß nicht eingesogen werde, vorzugsweise P. von Schildkrötschale. — Von einem Gemälde, wo die Localfarben nicht wahr sind, oder wo man die Mischung der Farben nicht anzugeben im Stande ist, sagt man, es verräth oder schmeckt nach der Palette. 1.

Palimpsesten (von πάλιν, wieder, und ψάω, ich kratze ab; lat. codices rescripti) nennt man solche Pergamenthandschriften, in welchen über eine frühere ausgelöschte Schrift eine neue geschrieben ist. Die Ursache dieses Verfahrens liegt nahe; bei der zunehmenden Theuerung des Schreibmaterials mußte man auf Mittel bedacht sein, sich dasselbe so wohlfeil als möglich zu verschaffen und die Schreiber fanden am besten ihren Vortheil, wenn sie einen alten, ihnen unwichtig scheinenden Text auslöschten, um für einen neuen bestellten oder von ihnen gewählten Raum zu gewinnen. Daß die P. dem Mangel an Schreibmaterial zugeschrieben werden müssen, geht schon daraus hervor, daß sie im XIV. Jahrh. mit dem Bekannterwerden des Papiers wieder verschwinden. Das Verfahren der Abschreiber, um den alten Text von dem Papiere hinwegzubringen, war ganz einfach; man kratzte die Schrift mit einem Schabmesser (rasorium) ab und glättete dann das Pergament mit Bimsstein, um die neue Schrift besser auftragen zu können. Da es den Schreibern gleichgültig war, ob sie das abgeschabte Pergament in derselben Richtung oder verkehrt gebrauchten, ob sie ihm seine Form ließen und ob sie es brachen, ob sie ein Buch oder mehrere daraus machten, so trifft es sich sehr häufig, daß die alte Schrift verkehrt steht oder sich quer unter der alten hinzieht und daß der ursprüngliche Text in mehreren neueren Handschriften und in verschiedenen Bibliotheken aufgesucht werden muß, wie Ulfilas' Bibelübersetzung beweist, die zum Theil in Wolfenbüttel und zum Theil in Mailand entdeckt wurde. Die Frage, welcher Text im Durchschnitte der wichtigere sei, läßt sich nach den Ergebnissen der bis jetzt stattgehabten Untersuchungen dahin beantworten, daß der neue meist mehr Werth habe als der alte. Doch dürfen erfolglose Nachforschungen nicht abschrecken, da auch schon mancher Schatz des Alterthums zu Tage gefördert wurde; man rufe sich nur ins Gedächtniß zurück, wie herrlich sich A. Majo's Mühe belohnte. Wie Vieles der sorgfältigsten Nachforschung Werthe mag noch in den großen Büchersammlungen aller Länder verborgen liegen? Italien, wo am meisten rescribirt wurde, bietet freilich die größte Ausbeute, doch dürfen die Bibliotheken der übrigen Länder schon deßwegen nicht vernachlässigt werden, weil viele ihrer Handschriften aus Italien stammen. Oft ist die abgekratzte Schrift so lesbar geblieben, daß sie sich mit bloßem Auge (besonders wenn man sie gegen das Licht hält) wieder erkennen läßt; häufig sind aber auch zur Wiederauffrischung des vertilgten Textes chemische Reagentien nöthig; man hat jedoch bei ihrem Gebrauche große Vorsicht anzuwenden, um der Handschrift keinen Schaden zuzufügen. 66.

Palindrom (παλίνδρομος, was zurückläuft), nennt man einen Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen denselben Sinn gibt oder sogar dieselben Wörter enthält. Ein solcher Krebsvers ist der bekannte, welchen man dem Teufel in den Mund legt: „Signa te, signa; temere me tangis et angis“ („Kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens“). Eine eben

so bekannte Spielerei ist folgende: „Odo tenet mulum, madidam mappam tenet Anna". 66.

Palingenesie, s. Wiedergeburt.

Palingenius (Marcellus), eigentlich Pier Angelo Manzolli, woraus durch Versetzung der Buchstaben Marcello Palingenio entstand, wurde zu Anfange des XVI. Jahrh. zu Stellada in der Nähe von Ferrara (daher der Beiname Stellatus, wenn nicht von stella, mit Hindeutung auf sein Gedicht, hergenommen) geboren. Von seinen Studien, seiner Jugend und seinen Lebensverhältnissen überhaupt ist wenig bekannt, doch wollen die meisten Literarhistoriker versichern, daß er später Leibarzt des Herzogs Hercules II. von Ferrara geworden sei, obgleich Bayle (im histor. Wörterb. s. v. Palingenius) nicht ohne Grund dagegen bemerkt, daß Bartholin ihn nicht unter den Ärzten, welche zugleich Dichter gewesen sind, aufzähle. So viel ist nämlich nicht zu bezweifeln, daß er Verfasser eines lateinischen Lehrgedichts, „Zodiacus vitae", ist, worin er das menschliche Leben mit den 12 Zeichen des Thierkreises vergleicht, das Leben seiner Zeit schildert, besonders aber den sittlichen Verfall in Staat und Kirche, so wie namentlich die Verderbtheit der Geistlichkeit anschaulich macht. Dabei fehlt es nicht an Stellen, die des Dichters Abweichung von dem römischen Glauben und seine Freudigkeit über das zunehmende Wachsthum der neuen Lehre beweisen. Darum vielleicht und um den Nachforschungen der von ihm gegeißelten Geistlichkeit und den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen, wenn nicht aus besonderer Eigenheit, hat er sich später den latinisirten Namen „Palingenius" beigelegt. Ja Manche wollen behaupten, daß er einer der gelehrten Lutheraner gewesen sei, welche Renata von Ferrara, geborene Prinzessin von Frankreich, an ihrem Hofe auf- und in besondern Schutz genommen habe. Wenigstens sind die neuern Geschichtschreiber der Reformation und ihrer Fortschritte in Italien zur damaligen Zeit, wie Thomas M'Crie, in eben dem Grade voll seines Lobes, als er von seinen Zeitgenossen und der nächsten Nachwelt als Ketzer verschrieen und verflucht worden ist. Sein „Zodiacus vitae" wurde verboten und sein Leichnam wieder ausgegraben und zu Asche verbrannt. Jenes in trübem Mißmuthe entworfene Gedicht ist sehr verschieden beurtheilt worden; Scaliger nennt es eine satira, sed sobria, non insana, non foeda; Wachler macht ihm den Vorwurf der Weitschweifigkeit, Andere bezeichnen ihn als poetam facilem minimeque spernendum ꝛc. Nach dem Urtheile Sachverständiger hat der „Zodiacus" mehr geschichtliche als dichterische Bedeutung; daher auch die vielen Ausgaben und Übersetzungen dieses Gedichtes, von welchem wir als Editio princeps die von 1531 zu Venedig und als neueste Ausgabe die von Weise (Leipz. 1832 bei Tauchnitz) so wie unter den Übersetzungen ins Französische, Englische und Deutsche die von Jos. Pracht (München 1806) nennen. Für die Erklärung des Gedichtes und einzelner Stellen desselben ist aber noch nicht Genügendes gethan. 64.

Palinodie (παλινῳδία, eigentlich Wiederholung des vorigen Gesangs) heißt in der Poesie die Widerrufung dessen, was man in einem früheren Gedichte gesagt hatte, durch ein anderes Gedicht. Ihren Ursprung soll sie dem griechischen Dichter Stesichoros verdanken, welcher zur Strafe für ein Schmähgedicht, welches er auf die Helena gemacht hatte, von ihren Brüdern Kastor und Pollux mit Blindheit gestraft wurde und sich, um sein Gesicht wieder zu erlangen, bewogen fand, ein Lobgedicht auf die Helena zu fertigen, worin er alles früher Gesagte widerrief. Ein treffliches Muster einer P. gibt Horaz (Od. I. 5.). 66.

Palinurus, Sohn des Jasos und Steuermann des Äneas auf seiner Fahrt nach Italien. Als die Flotte der erwünschten Küste Italiens näherte, berührte der Gott des Schlafes unter der Gestalt des Phorbas mit einem in die Lethe getauchten Zweige seine Schläfe und stürzte ihn mit dem Steuerruder in das Meer. Als er 3 Tage mit den Wellen gekämpft hatte, gelangte er an ein Vorgebirge Lucaniens,

östlich von Velia, welches von ihm den Namen Palinurum erhielt; dort tödteten ihn die Lucaner und ließen ihn unbegraben liegen. Als Äneas in die Unterwelt kam und die Schatten derselben vor seinen Augen vorübergingen, klagte ihm P. sein Unglück. Als später die Lucaner eine Pest überfiel, errichteten sie nach einem Spruche des Orakels dem P. ein Ehrenbegräbniß, um seine Manen zu versöhnen. 11.

Palisot de Beauvois (Ambroise Marie François Joseph), ein bekannter französischer Naturforscher, am 27. Juli 1752 zu Arras geboren, widmete sich zuerst der Jurisprudenz und ward 1772 Parliamentsadvocat und später Generaleinnehmer bei der Domainenverwaltung. Als diese seinen Neigungen ohnehin nicht zusagende Stelle 1777 aufgehoben wurde, wandte er sich ganz den Naturwissenschaften und besonders der Botanik zu und machte mit seinem Lehrer Lestiboudois eine botanische Reise durch das nördliche Frankreich und durch Holland, auf welcher er erfolgreiche Untersuchungen über die Kryptogamen anstellte. Als ihm seine Pläne, Niebuhr nach Arabien und La Peyrouse auf seiner Reise um die Welt zu begleiten, fehlgeschlagen waren, benutzte er die Rückreise eines sich wegen Handelsverträgen mit dem Könige von Owara in Paris aufhaltenden Negers, um die Westküste von Afrika zu bereisen. An der Mündung des Flusses Formosa angelangt (1786) erhielt er von dem Könige die Erlaubniß das Land zu durchforschen. Er durchreiste hierauf unter großen Gefahren und Entbehrungen Owara und Benin und gewann eine reiche Ausbeute an Naturalien. Nicht damit zufrieden beschloß er von Owara aus Afrika quer zu durchstreichen und über Nubien und Ägypten nach Europa zurückzukehren, wurde aber nach Zurücklegung einer bedeutenden Strecke von den ihn begleitenden Negern gezwungen zurückzukehren. Mißmuthig ließ er seine werthvollen Sammlungen in der französischen Colonie zu Owara, die bald darauf von den Engländern zerstört wurde, und schiffte sich nach St. Domingo ein, wo er in die Revolution der Neger verwickelt ward und 1793 kaum nach dem Festlande Amerikas entkam. Von Allem entblößt mußte er sich in Philadelphia durch Unterricht in den Sprachen und in der Musik kümmerlich ernähren, bis seine Talente und Kenntnisse bemerkt wurden und er eine Unterstützung erhielt, um naturhistorische Reisen nach dem Ohio, nach Kentucki und zu den wilden Völkerschaften der Kreeks und Cherokees zu machen. Die Liebe zum Vaterlande zog ihn endlich, nachdem ihn Napoleon aus der Emigrantenliste gestrichen hatte, nach Frankreich zurück, wo er 1806 in das Institut aufgenommen wurde und seine Bemerkungen, die er auf seinen Reisen gemacht hatte, niederschrieb. Die Botanik hat ihm manche Entdeckung zu verdanken und eine in Owara von ihm aufgefundene seltene Pflanzengattung erhielt den Namen Belvisia caerulea. Er starb am 21. Jan. 1820. — Von seinen Schriften nennen wir nur die Hauptwerke: „La Flore d'Owara et de Benin en Afrique" (Par. 1821. 2 Voll. Fol.); „Essai d'une nouvelle agrostographie ou nouvelles genres des graminées" (Par. 1812. 4.) und „Insectes recueillies en Afrique et en Amérique, pendant les années 1786—1797" (Par. 1806—1821. 15 Livr. Fol.). 66.

Palissot de Montenoy (Charles) ein französischer Dichter und Satyriker, geb. den 3. Jan. 1730 zu Nanci, erhielt eine höchst sorgfältige Ausbildung und machte so schnelle Fortschritte, daß er bereits in seinem 16. Jahre Baccalaureus der Theologie war. Später trat er in die Congregation des Oratorium, doch verließ er dieselbe bald wieder und widmete sich seiner Neigung gemäß ausschließlich der Poesie und Literatur. Kaum 18 Jahre alt schrieb er ein Trauerspiel, dem bald ein zweites „Ninus" folgte, welches zwar zur Aufführung kam, aber wenig Beifall erhielt. Fühlend, daß die Tragödie sein Fach nicht sei, wandte er sich zur Komödie und brachte 1756 die „Tuteurs" und bald darauf den „Barbier de Bagdad" auf das Theater. Beide hatten ziemlichen Erfolg. Zur Satyre geneigt, dabei feurig und unbedacht wagte er es im Jahre 1755 in einer Piece „Le cercle"

J. J. Rousseau und die Encyklopädisten zu persifliren, verwickelte sich aber dadurch in eine Reihe von Verdrüßlichkeiten und bitterer Parteikämpfe. Mit einer Wuth ohne Gleichen und rücksichtslos machten ihn seit dieser Zeit die Anhänger der neuen philosophischen Schule zur Zielscheibe ihrer heftigsten Ausfälle und suchten ihn, insbesondere Morellet, der allgemeinen Verachtung Preis zu geben. Doch P. streitlustig und gewandt nahm den von dem Feinde hingeworfenen Handschuh begierig auf und verfocht seine Sache mit den Waffen des Spottes und der Satyre, zwar nicht immer siegreich, doch gegen eine überlegene Menge solcher Feinde so rühmlich, daß sich selbst Voltaire wohl hütete, seinen Zorn zu reizen. Seine Hauptangriffe führte er in den „Petites lettres contre les grands philosophes“ (1756), der Komödie „Les philosophes“ (1760) und dem Gedichte „La Dunciade,“ welches 1764 in 3 Gesängen erschien, in den späteren Ausgaben aber noch ansehnlichen Zuwachs erhielt. Daneben behielt er noch Zeit übrig zu einigen Theaterstücken wie „Les nouveaux ménechmes“ (1762); „Le Satirique ou l'homme dangereux“ und „Les Courtisanes“ und einer kritischen Abhandlung über die französischen Literaten seit dem XVI. Jahrh. unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française“ (2 Voll. Paris 1769). Durch die Revolution gerieth P. in eine drückende Lage, doch blieb er ewig heiter und zog sich nach Pantin zurück, wo er seitdem als Administrator der Mazarin'schen Bibliothek seinen immerwährenden Wohnsitz hatte. Hier starb er hochbejahrt den 15. Juni 1814. — Unter mehreren Gesammtausgaben seiner Werke erschien die letzte in 6 Octavbänden unter seiner eigenen Redaction zu Paris im Jahre 1809. — Die im Jahre 1789 von P. besorgte Ausgabe der Voltaire'schen Schriften hat wenig Anerkennung gefunden. 22.

Palla war ein weites und langes Obergewand der römischen Damen, welches sie über die übrigen Kleider, die Stola und Tunica, beim Ausgehen warfen, indem sie einen Theil desselben über die linke Schulter schlugen und ihn unter dem Arme festhielten. Übrigens war es vorn offen und hing bis auf die Füße herab. Die Farbe war verschieden; vornehme Damen trugen wohl mit Gold gestickte Palla's; bei Leichenbegängnissen waren sie schwarz. Auch die Kinder der Reicheren hatten eine Art eines solchen Mantels und in der Folge sogar die Männer, was jedoch immer für weichlich gehalten wurde. In den Tragödien traten auch die Schauspieler in schwarzer P. auf. Sie wurden später nach dem griechischen Peplus (πέπλος) genannt. 11.

Palladio (Andrea), ein berühmter italienischer Architekt, geb. im Jahre 1518 zu Vincenza, widmete sich von Jugend auf den Kunststudien unter der Leitung seines Gönners, des berühmten Trissino und hatte sich bereits durch anhaltenden Fleiß umfassende Kenntnisse und bedeutende Fertigkeit im Zeichnen erworben, als er in Rom, wohin er seinen Beschützer begleitete, die schönste Gelegenheit fand, seine Ausbildung zu vollenden und seinen Geschmack durch das Studium der alten Kunst- und Baudenkmäler zu läutern. Außerdem besuchte er die wichtigsten Städte Italiens und sah selbst die wichtigen Bauüberreste zu Nismes in Frankreich. So trefflich vorbereitet begann er seit 1547 eine große Anzahl der trefflichsten Bauwerke in verschiedenen Städten Italiens aufzuführen, Werke, in denen überall die edle Einfachheit der Antike mit Größe gepaart, doch in gefälligem modernen Gewande um so bewunderungswürdiger hervortritt, je correcter das Einzelne erscheint und je mehr sich das Ganze von dem ungefälligen Gemische der damaligen italienischen Baukunst entfernt. P. starb den 19. Aug. 1580 zu Vicenza, welches seit seiner Rückkehr von den verschiedenen Reisen sein fixer Wohnplatz geblieben war. — Die berühmtesten Werke dieses Meisters sind: das Stadthaus zu Udine, genannt das Schloß; das Stadthaus zu Feltre; der Palast Foscari an den Ufern der Brenta unweit Venedig; unter den zahlreichen Arbeiten in Ve-

nedig selbst: das Kloster der Mönche vom heiligen Johann vom Lateran; Kirche und Refectorium von St. Giorgio Maggiore; ferner mehrere Brücken über die Brenta; der Palast Barbaro zu Mestre; der Palast Trissino und der schöne Triumphbogen am Campo Marzio und das ganz in antikem Style erbaute olympische Theater in der Vaterstadt des Künstlers. Auch besitzt man von P. ein interessantes Werk „Über die Alterthümer Roms" (1570) und eine „Abhandlung über die Architektur," welche 1762 die 15. Auflage erlebte. Für die beste Ausgabe hält man die, welche in den Jahren 1776—1783 zu Vicenza in 4 Bänden erschien. Lebensbeschreibungen P.'s haben Gualdo (1617) und Temenza (1762) geliefert. 36.

Palladium, das berühmte hölzerne Bild der Minerva, welches in der erhobenen Rechten einen Speer, in der Linken einen Rocken hielt, soll vom Himmel herab vor das Zelt des Ilus, des Erbauers von Troja, gefallen und ihm von diesem in der neuen Stadt ein Tempel erbaut worden sein. Die Priester erklärten, daß die Stadt, welche es bewahre, unüberwindlich sei, und als daher die Griechen Troja belagerten, wurde das P. von Diomedes und Odysseus durch List entwendet, nach Andern folgte es ihnen freiwillig, und nun erst konnte Troja erobert werden. Diomedes aber mußte es auf eigenen Befehl des Götterbildes an Nautes, einen Gefährten des Äneas, ausliefern, mit welchem es nach Rom kam. Hier wurde es im Tempel der Vesta von den Vestalinnen bewahrt und für so heilig gehalten, daß es nur vom Pontifex Maximus und von der Vestalis Maxima gesehen werden durfte. Es erhielt sich bis Heliogabalus, der es in seinen Sonnentempel versetzte. Doch rühmten sich auch Athen, Argos und mehrere andere Städte des Besitzes dieses Bildes. Es bedeutete später jedes schützende Heiligthum, von deren Erhaltung viel abhing. Auf vielen Gemmen ist Diomedes, das P. haltend, abgebildet, zu seinen Füßen der Priester Alkathous, den er beim Raube getödtet hatte. 11.

Palladium (Metall), s. Metalle.

Pallas, s. Minerva.

Pallas ist einer der 4 neuen Planeten, deren Bahnen zwischen denen des Mars und Jupiter liegen, von Olbers am 28. März 1802 im Sternbilde der Jungfrau entdeckt. Dieser Planet schweift weit über die Grenzen des alten Thierkreises hinaus, denn die Neigung seiner Bahn (34° 36′) gegen die Ekliptik ist sehr bedeutend, so wie auch die Excentricität (0,242000); dagegen kommt die P. fast mit der Ceres in gleicher Zeit (in 1686 Tagen 6 Stunden) um die Sonne herum. Ihre mittlere Länge betrug am mittlern Berliner Mittag den 23. Juli 1831 nach Encke 290° 38′ 12″. Doch diese rein elliptischen Elemente können bei den bedeutenden Störungen, welche die P. durch Jupiter erfährt, den wahren Ort derselben immer nur sehr unvollkommen angeben, daher die genaue Bestimmung ihrer Lage gegen die Ekliptik sehr schwierig und mühsam ist. Was den Anblick der P., deren astronomisches Zeichen ⚴ ist, betrifft, so zeigte sie sich Herscheln nie scheibenartig, wie andere Planeten begrenzt, sondern mehr Kometen ähnlich von nebeligem Ansehn; ihr Glanz wird daher immer als sehr veränderlich wahrgenommen. Deßhalb darf es auch Niemand wundern, daß die Bestimmung des wahren Durchmessers eines solchen Weltkörpers von zwei der größten Astronomen verschieden ausfiel; nach Herschel hat nämlich P. nur 30, nach Schröter aber 455 Meilen im Durchmesser. 13.

Pallas (Peter Simon), ein berühmter Naturforscher und Reisender, am 22. Sept. 1741 zu Berlin geboren, widmete sich, nachdem er einen gründlichen Unterricht in den alten und neuen Sprachen erhalten hatte, auf den Universitäten Berlin und Göttingen der Medicin und Naturwissenschaft und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Leyden, wo er durch den Unterricht der berühmten Lehrer Albinus, Gaubius und Musschenbroeck Meister in seinem Fache wurde. Nachdem er eine Reise durch England gemacht hatte, ließ er sich im Haag nieder und gab das jetzt noch unentbehrliche Werk „Elenchus zoophytorum" (Hag. Com. 1766.

8., Deutsch von C. F. Wilkens, Nürnberg 1784. 2 Thle. 8.) und die über das Geschlecht der Würmer viele neue und treffliche Ansichten entwickelnden „Miscellanea zoologica" (Hag. Com. 1766. 4.) heraus. Der Ruhm des jungen Verfassers verbreitete sich durch diese gründlichen Arbeiten sehr schnell und Katharina II. welche den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1769 in Siberien wollte beobachten lassen, ließ eine Einladung an ihn ergehen. Er begab sich nach Petersburg und machte 1768 die Reise als Naturforscher mit. Nachdem er das europäische und asiatische Rußland durchforscht, die Sitten der verschiedenen Völker beobachtet und die Naturgeschichte der wenig besuchten Länder studirt hatte, kam er mit ungewöhnlichen Kenntnissen bereichert 1774 nach Petersburg zurück, wo er sich mit der Bekanntmachung seiner Entdeckungen beschäftigte; leider aber blieben fast alle seine großartig und kostspielig angelegten Werke über die Zoologie und Botanik Rußlands unvollendet. Die Kaiserin ernannte ihn 1777 zur Belohnung seiner Verdienste zum Mitgliede des Ausschusses, welcher eine Topographie ihres ungeheuren Reiches zu Stande bringen sollte, 1782 zum Collegienrathe und 1787 zum Historiographen der Admiralität und übertrug ihm den Unterricht des Großfürsten Alexander und Constantin in der Naturgeschichte und Physik; auch die Akademie der Wissenschaften öffnete ihm 1785 ihre Thüre. Nach der Eroberung der Krim bereiste er in den Jahren 1793 und 1794 die südlichen Provinzen Rußlands und ließ sich 1795 zu Sympheropol, wo ihm die Kaiserin bedeutende Güter geschenkt hatte, nieder. Das Klima, welches seiner durch viele und lange Reisen geschwächten Gesundheit nicht sehr zusagte, verleidete ihm aber allmählig diesen Aufenthalt, er verkaufte seine Besitzungen und kam nach 42 jähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück, wo er am 8. Sept. 1811 starb. P. gehört unstreitig zu den gründlichsten Naturforschern der neuern Zeit; in der Zoologie und Botanik machte er bedeutende Entdeckungen und die Geologie erhielt durch seine tiefen Bemerkungen über die Bildung der Gebirgsketten in Rußland eine neue Gestalt. Außer den schon erwähnten Werken nennen wir noch folgende: „Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches" (Petersburg 1771—1776. 3 Bde. 4.); „Sammlungen historischer Nachrichten über die mogolischen Völkerschaften" (Petersb. 1776—1802. 2 Bde. 4.); „Observations sur la formation des montagnes et les changements arrivés à notre globe" (Petersb. 1777. 8., Deutsch, Leipzig 1778. 8.); „Spicilegia, quibus novae animalium species illustrantur" (Berl. 1767—1780. 14 Fascc. 4., Deutsch von Baldinger und Erxleben, Berlin 1771—1778. 11 Thle. 4.); „Novae species quadrupedum e glirium ordine" (Erlang. 1778. 4.); „Icones insectorum, praecipue Rossiae Sibiriaeque peculiarium" (Erlang. 1781—1806. 3 Fascc. 4.); „Flora rossica" (Petrop. 1784—1788. 2 Voll. F.); „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (Petrop. 1786—1789. 2 Voll. 4.); „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches" (Leipz. 1799—1801. 2 Bde. 4.); „Species astragalorum descriptae et iconibus illustratae" (Lips. 1800—1804. 13 Fascc. Fol.) und „Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum" (Lips. 1803—1806. 4 Fascc. Fol.). 66.

Pallavicino (Ferrante), ein eben so geistreicher als unglücklicher italienischer Schriftsteller, 1618 zu Piacenza geboren, widmete sich der Theologie auf der Universität Padua und ging dann zu Venedig in ein Kloster. Wider seinen Willen zum geistlichen Stande gezwungen fühlte er sich um so unglücklicher, als eine heftige Leidenschaft für eine schöne Venetianerin ihn seine trostlose Lage um so mehr fühlen ließ. Unter dem Vorwande einer Reise nach Frankreich hielt er sich heimlich in Venedig auf und kam erst, als ihn seine Liebe zu langweilen anfing, wieder zum Vorscheine, um mit dem Herzoge von Amalfi, der ihn zu seinem Kaplan ernannt hatte, nach Deutschland zu reisen. Hier sammelte er im Umgange mit protestan-

tischen Theologen freiere Ansichten über Religion und Kirche und begann nach seiner Zurückkehr eine heftige Fehde mit dem römischen Hofe. Nach halbjähriger Haft durch die Verwendung einer Maitresse des päpstlichen Legaten befreit warf er das Ordenskleid ab und verbreitete mit rastlosem Eifer eine Menge derber Schmähschriften gegen das Kirchenoberhaupt, bis ihn ein gedungener Spion listig überredete, sich aus Venedig, wo man ihm nichts anhaben konnte, zu entfernen und nach Frankreich zu wandern. Auf dem Wege ward er festgenommen und nach kurzer Haft am 5. März 1644 in seinem 26. Jahre zu Avignon enthauptet. Sein Verräther fiel zu Paris durch den rächenden Dolch eines Italieners. P. hatte freilich sein Unglück durch Unvorsichtigkeit und zügellose Satyre verschuldet; aber seine Jugend hätte Schonung verdient. Seine Werke zerfallen in zwei Abtheilungen, in erlaubte („Opere permesse," Ven. 1654. 4 Voll. 12.), die aber wenig mehr gesucht werden, und in verbotene („Opere scelte," Villafranca [Amst.] 1673. 12.). In den letzten finden sich seine derben und zum Theil höchst anstößigen Satyren (besonders „La pudicitia schernita;" „La rettorica delle putane;" „Il divortio celeste;" „Il corriero svaliggiato;" „La baccinata;" „L'anima" und „La rete di Vulcano"), die sich jedoch durch unerschöpflichen, treffenden Witz auszeichnen und sehr bedauern lassen, daß der Verfasser sein herrliches Talent so unbesonnen vergeudete. 67.

Palliativ (von pallium, Hülle, Mantel) gebraucht man in manchen Zusammensetzungen, um dadurch eine nur vorübergehende Wirksamkeit oder einen Erfolg von kurzer Dauer anzudeuten. Den dauernden Erfolg bezeichnet man mit dem Worte radical, z. B. Palliativ- und Radicalcuren. 35.

Pallikar (von παλληκάρ) bedeutet seiner Etymologie nach einen Jüngling im kräftigsten Alter und ist dann so viel als brav, tapfer, ganz das französische brave. Aus dieser Bedeutung hat sich die vorzugsweise Bezeichnung der Klephten, jener kriegerischen und freien Bergbewohner des neuen Griechenlands mit dem Namen Pallikaren, entwickelt. (S. den Art. Armatolen. Vergl. auch Ausland 1833. Nr. 228. 229.) 64.

Pallisaden nennt man die, 10 bis 12 Fuß langen, 5 bis 6 Zoll starken und oben zugespitzten Pfähle, welche zur Verstärkung fortificatorischer Anlagen nach gewissen Richtungen 2 bis 3 Fuß tief und meistens 3 Zoll weit aus einander in die Erde gegraben werden. Bei Feldschanzen will man durch ihre Anwendung oft bezwecken, den gegen dieselben anrückenden Feind im wirksamsten Feuer der Schanze aufzuhalten, und setzt zu dem Ende eine Reihe P. 20—40 Schritte vom äußern Grabenrande und parallel mit demselben entweder senkrecht oder mit der Spitze nach Außen geneigt, so daß letztere etwa 3 Fuß vom Boden absteht, so wie auch in der Art, daß sich zwischen zwei senkrecht stehenden eine geneigte befindet. Wenn eine Schanze mit einem bedeckten Wege umgeben ist, so bleibt es ein nothwendiges Erforderniß, das Banket desselben mit P. zu besetzen, wie dieß bei vielen Festungen geschieht, wenn die Belagerung derselben vermuthet wird. Will man ferner dem Feinde das Hinabsteigen in den Graben einer Feldschanze, das Überschreiten desselben und das Erklettern der Escarpe erschweren, so werden P. für den ersten Fall am äußern Grabenrande, in der Mitte der Contrescarpe oder auch so eingegraben, daß sie mit ihrer Spitze nach dem Graben zu überhängen; für den zweiten Zweck stellt man eine Reihe auf der Sohle des Grabens entweder dicht an die Contrescarpe oder einige Fuß von derselben ab und parallel mit der Böschung oder auch senkrecht in die Mitte des Grabens. Soll durch eine Pallisadirung dem Feinde das Ersteigen der Escarpe und Brustwehr der Schanze erschwert werden, so pflegt man dieselbe senkrecht stehend auf der Berme, auch wohl wagerecht liegend oder mit der Spitze geneigt oder gehoben anzubringen. Um noch den Feind zu hindern, daß, wenn von ihm die Brustwehr bereits erstiegen ist, er

nicht sogleich in das Innere der Schanze eindringe, gräbt man auch wohl eine Reihe P. dicht hinter der Brustwehr auf dem Banket ein. Endlich verwendet man P. dazu, die Kehle eines hinten offenen Werkes zu schließen und eigends dazu eingerichtete Pallisadenwände aufzuführen. 61.

Pallium ist eine Art Mantel, namentlich bei den Griechen, vorzugsweise aber der wollene, bis auf die Füße herabreichende Mantel, dessen sich seit dem IV. Jahrh. die Bischöfe bei gewissen feierlichen Amtsverrichtungen bedienten. Er wurde gewöhnlich den Bischöfen von den Kaisern überschickt und das Tragen desselben war allen erlaubt; doch seit dem V. Jahrh. machten die Erzbischöfe schon einzelne Versuche sich dieses Recht zu vindiciren, bis es endlich im folgenden Jahrhunderte der Metropolit von Rom allein im Abendlande an sich zu bringen wußte und, weil die Bischöfe gewohnt waren von der Übersendung des P. eine stillschweigende Bestätigung in ihrem Amte abhängig zu machen, auch das Recht, bischöfliche Mäntel zu verschenken, sich vorbeihielt, daß der Papst Zacharias (741—752) schon allen Erzbischöfen denselben einhändigen ließ. Gesetzlich wurde aber dieser Gebrauch erst auf dem Concil zu Constantinopel (872) und dessen Handhabung durch den Investiturstreit ein nothwendiger Theil bei der Besetzung der erzbischöflichen Stellen. Das kanonische Recht bestimmte zwar, daß er unentgeldlich ertheilt werden solle, doch wurde diese Verordnung schon im X. Jahrh. überschritten und man kennt Beispiele aus neuerer Zeit, daß dafür 30—40000 Gulden an die päpstliche Casse entrichtet werden mußten. Gegenwärtig besteht es in einer 3—4 Finger breiten wollenen weißen Binde mit eingewebten rothen Kreuzen, wird in der Form eines Kreises auf der Brust und den Schultern herabhängend nur bei Feierlichkeiten über dem Ornate getragen und der Erzbischof darf die ihm obliegenden Handlungen nicht eher vollziehen, als bis es ihm zugeschickt worden ist; auch wird es bei seinem Tode mit ihm begraben. Verfertigt werden sie in dem Nonnenkloster St. Agnes zu Rom und die Wolle dazu liefern besondere am Tage St. Agnes (21. Jan.) vom Papste geweihte Schafe. (S. Pertsch, „De origine, usu et auctoritate pallii episcopalis“, Helmstädt 1754. 4.) 77.

Palm, Palma, Palmo, Spanne, ist ein in England, den Niederlanden, Norwegen, Italien, Portugal, Spanien und Brasilien gebräuchliches Längenmaß von verschiedener Eintheilung und Länge. In England ist 1 P. = 3 Zoll = 24 Parts = 30 Linien = 33,773 pariser Linien; in den Niederlanden = 10 Duim (Daum, Zoll) = 100 Streep (Linien) = 44,325 pariser Linien; auf der Insel Malta = 115,28; auf den balearischen Inseln = 95,077; in Norwegen = 39,6; zu Genua = 110,75; zu Neapel = 116,866; zu Nizza = 117,3; zu Pisa = 132,3; zu Rom = 99; auf Sardinien = 110,1; in Messina = 117; in Palermo 107,625; in Portugal und Brasilien = 96,37; in Spanien 1 großer P. = 93,97, 1 kleiner P. = 31,333 pariser Linien. 33.

Palm (Johann Philipp), Buchhändler zu Nürnberg, ward geboren zu Schondorf 1766, hatte in Erlangen den Buchhandel gelernt und war durch Heirath Inhaber der Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg geworden, deren Firma er beibehielt, als er im Frühjahre 1806 nur im Beischluß eine Schrift an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg versandte, unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Diese Schrift enthielt sehr bittere Bemerkungen über Napoleon und über das Betragen der Franzosen in Baiern und kam zufällig in die Hände französischer Officiere, welche Deutsch verstanden und darüber entrüstet wahrscheinlich der französischen Regierung davon Anzeige machten. Der Buchhändler in Augsburg ward sogleich verhaftet. Als P. dieß in Erfahrung brachte, floh er sogleich nach Erlangen, kehrte aber heimlich bald wieder zu seiner Familie nach Nürnberg zurück. Nach wenigen Tagen drangen durch Kunstgriffe französische Gensd'armen zu P. ins Zimmer, führten ihn zum General, wo er,

befragt, aussagte, daß die Schrift ihm von fremden Buchhandlungen ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändlergebrauch in verschlossenen Paketen zugesandt worden sei. Als diese Aussage nicht genügte, ward er in ein Zimmer gesperrt und nach Anspach zum Marschall Bernadotte gebracht, wo man ihm, unter dem Vorgeben, die Verhaftung sei auf unmittelbaren Befehl von Paris geschehen, das verlangte Gehör abschlug. Von hier aus ward er nach Braunau gebracht (22. Aug.), vor einem Kriegsgerichte ihm der Proceß gemacht und schon am 26. Aug., ohne daß ein Vertheidiger für ihn gesprochen hatte, das Urtheil über ihn ausgesprochen und er am selbigen Tage noch erschossen. In England, Rußland und in einzelnen Städten Deutschlands sammelte man milde Beiträge für P.'s Familie. 25.

Palma ist der Name von zwei berühmten italienischen Malern. — Giacomo P., genannt il vecchio, d. i. der Ältere, geb. 1518 in der Nähe von Bergamo, bildete sich durch Selbststudium einen besondern Styl, blieb jedoch nicht ganz frei von Nachahmung Titian's und Lotti's. Er malte geistliche Historienstücke, Madonnen und Portraits und zeichnete sich durch meisterhaftes Colorit, fast unübertrefflichen Farbenschmelz, correcte Zeichnung und einen seltenen Fleiß in der Ausführung aus. In den verschiedenen Gallerien trifft man viele Arbeiten von diesem Künstler. Er starb im Jahre 1564. — Giacomo P., genannt Palmetta, der Jüngere, des Vorigen Neffe, geb. zu Venedig im Jahre 1544, wird häufig als der letzte Maler der großen Periode angesehn. Unterrichtet von seinem Vater Antonio P., einem mittelmäßigen Künstler, studirte er fleißig nach Titian und den übrigen guten Meistern seines Landes und ging später nach Rom, wo Michel Angelo und Raphael nicht ohne Einfluß auf ihn blieben. Allein bald gerieth er auf Abwege und wurde von Schmeicheleien bethört den Grundsätzen der wahren Kunst fremd, daß er nicht mit Unrecht als einer der Haupturheber des Geschmacksverderbnisses anzusehen ist. Kecke Ausführung und gute Draperie sind fast die einzigen lobenswerthen Seiten seiner Arbeiten. Letztere finden sich ebenfalls meist in den Gallerien zerstreut. P. starb im Jahre 1624. 36.

Palme, lat. palma; franz. palmier; engl. palm-tree, gehört zur Familie der Monokotyledonen und hat gewöhnlich einen einfachen cylindrischen, von der Wurzel bis zum Gipfel gleich dicken Stamm, der bisweilen in der Mitte nur etwas ausgebaucht erscheint und nicht selten eine Höhe von 160—180 Fuß erreicht; doch gibt es Arten, wie z. B. die Dompalme, deren Stamm mehrmals getheilt ist. An der Spitze endigt sich der einfache Stamm in einen großen Büschel von sehr großen, sitzenbleibenden, bald gefingerten, bald gefiederten oder verschiedenartig zusammengesetzten Blättern, deren allmählige Entwickelung von der Ausbildung eines außerordentlich großen Keims abhängt. In der Mitte der Blätter findet man die Blüthen, die vollkommen eingeschlechtig, zweihäusig sind und in Rispen oder ästigen Trauben stehen, die anfangs in Scheiden von verschiedener Natur und Form eingehüllt sind. Jede Blüthe besteht aus einem doppelten und stehenbleibenden Kelche, die männlichen aus 6, selten aus einer größern Anzahl von Staubfäden, die weiblichen hingegen aus 3 Pistillen, die bisweilen zu einem einzigen vereinigt sind. Die Frucht ist ihrer Form nach sehr verschieden und in Rücksicht ihrer Größe findet man sie von der einer Erbse bis zu der eines Kürbis; sie besteht ziemlich allgemein aus einer trockenen oder fleischigen Nuß mit einem sehr harten, eine fleischige Mandel enthaltenden Kerne. Bevor aber die Palmen so weit gelangt sind, daß sie Blüthen und Früchte tragen, müssen sie schon ein bedeutendes Alter erreicht haben. Ihr Vaterland sind die Länder zwischen den Tropen, namentlich Amerika, wo die größten derselben angetroffen werden und wo es gegen 119 Arten geben soll; außerdem aber kennt man noch 56 andere Arten, von denen 42 in Indien und 14 in Afrika einheimisch sind. Die bekanntesten und vorzüglichsten Arten sind: 1) die Cocos-

palme (s. d. Art.); 2) die fächertragende Weinpalme (raphia vinifera, borassus flabellifer L.). aus deren zerquetschten und nachher an der Spitze abgeschnittenen weiblichen Blumenkätzchen der Palmenwein fließt, der mit Kalk eingekocht den Contarzucker und mit einem Zusatze von Reis, Syrup und Wasser gekocht den gemeinen Arak, destillirt aber den abgezogenen und für sich allein in der Wärme den Palmenessig gibt; 3) die Ölpalme (elais guineensis), von welcher das Palmenfett oder Palmenöl kommt. Dieses ist von butterartiger Consistenz, hat einen Veilchengeruch, eine pomeranzengelbe Farbe und wird, wenn sie von ihrem Farbestoffe befreit worden ist, zur Seifenfabrication benutzt. 4) Die Wachspalme (ceroxylon andicola) in Südamrika. 5) Die Sagopalme, aus deren Marke der Sago gewonnen wird. 6) Die Dattelpalme (phoenix dactylifera) (s. d. Art.). 7) Die Arekapalme (areca catechou), deren Früchte mit Betelblättern genossen werden. 8) Die kohltragende Arecapalme (areca oleracea), die eine der höchsten Palmenarten ist (gegen 300 Fuß hoch) und vorzüglich auf den caraibischen Inseln häufig vorkommt. Man benutzt von ihr vorzüglich den obern grünen Gipfel des Stammes, Palmenkohl genannt, der sowohl roh mit Pfeffer und Salz, als auch gebraten eine wohlschmeckende Speise abgibt. 9) Die wilde Tannenpalme (elate sylvestris), welche in Indien wächst, liefert eine kleine Steinfrucht, die, wie die Arekafrüchte, mit Betel zum Kauen benutzt wird. 21.

Palmella (Don Pedro de Sousa-Holstein, Graf, dann Marquis, jetzt Herzog von) machte sich zuerst durch seine Kühnheit und sein stolzes Betragen, mit welchem er Napoleon zu Bayonne (1808) entgegentrat, bekannt, war in der Folge portugiesischer Gesandte bei dem Congresse zu Wien (1814), so wie später bei dem Congresse zu Paris (1815) und ging dann als Botschafter an den großbritannischen Hof, ward aber bereits 1816 als Staatssecretair für das Auswärtige in Brasilien ernannt und ging, um mit Spanien den Streit über die seit 1816 von den Portugiesen besetzte Stadt Monte-Video beizulegen, im Febr. 1818 nach Paris und, als die Revolution in Portugal ausbrach, auf Reisen. Nach dem Sturze der portugiesischen Verfassung (27. Mai 1823) kam er als Minister des Auswärtigen an die Spitze des neuen Ministerium und erhielt zugleich den Titel Marquis; auch ward er an die Spitze einer Junta von 14 Personen gestellt, welche die neue Verfassung entwarf. Dadurch wurde er aber den Absolutisten verhaßt und auf Don Miguel's Befehl nebst einigen seiner Collegen verhaftet (30. April 1824); jedoch von Johann VI. wieder freigelassen und in seine Stelle wieder eingewiesen, nur aber trat der Graf von Subserra (Pamplona) als erster Minister an die Spitze des Cabinets. Nach dessen Auflösung (15. Jan. 1825) ward P. Großkreuz des Christordens und Botschafter am großbritannischen Hofe und nach dem Tode Johann's VI. (10. März 1826) bei der nun eintretenden Ministerialveränderung (Juni 1827) von Don Pedro wieder zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und bald darauf (September) zum Premierminister ernannt. Als aber Don Miguel im Februar 1828 in Portugal erschien, ward der Herzog von Cadaval an seine Stelle gesetzt und P. selbst ging nach England. Von hier zum Obercommandanten des constitutionellen Heeres ernannt und nach Portugal zurückberufen kam er aber zu spät, denn schon am 24. Juni waren die Constitutionellen unweit Coimbra völlig geschlagen worden. P. und Saldanha vermochten nicht die Flüchtlinge wieder zu sammeln und sich selbst kaum auf englische Fahrzeuge zu retten. In England angekommen verweigerte man P. die Anerkennung als Botschafter der Königin Maria II., ob er sich gleich als solchen durch ein Creditiv Don Pedro's legitimirte; als man aber die Massen der geflüchteten und wohlbewaffneten portugiesischen Soldaten aus dem Kriegshafen Plymouth in das Innere Englands senden wollte, widersetzte er sich diesem Vorhaben und erklärte, sie wollten sich lieber insge-

sammt nach Brasilien einschiffen lassen, wozu auch eiligst Anstalt getroffen wurde. P. ward nun zum Mitgliede des von Don Pedro für seine Tochter während der Zeit ihrer Minderjährigkeit bestellten Regentschaftsrathes (1829) auf Terceira ernannt und erreichte am 15. März 1830 die Insel. Hier blieb er, bis er nach dem Ausbruche des Bruderkriegs in Portugal Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Anfang März 1832) ward. Mit besonderen Aufträgen ging er hierauf (Juli) nach London, ward aber Anfang 1833 aus dem Ministerium entlassen. Da jedoch Don Pedro durch diesen Schritt das Vertrauen des englischen und des französischen Cabinets verlor, ward P. wieder angestellt, brachte im Frühjahre dieses Jahres neue Truppen und Hülfsgelder nach Oporto, begleitete hierauf, zum Herzoge ernannt, die Seeexpedition, welche im Juni nach Algarvien ging, und führte sodann in der in Faro errichteten Regentschaft den Vorsitz. Er ward in der Folge Präsident des Ministerrathes und führte zugleich das Portefeuille des Auswärtigen. Schon längst hegte man aber gegen ihn, den Ausländer, in Portugal eine Abneigung; im Jahre 1835 war er bereits so unpopulair geworden, daß man, öffentlichen Nachrichten zufolge, für seine Sicherheit fürchtete. Daher wurde auch durch ein königliches Decret vom 19. Nov. seine Resignation angenommen. 25.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmerston (Henry John, Baron Temple, Viscount), großbritannischer Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, ward geboren am 20. Oct. 1784. Nachdem er in Cambridge die Rechte studirt hatte, kam er 1805 in das Haus der Gemeinen, wo er auf die Seite der Minister trat und die Regierung durch Stimme und Einfluß unterstützte. 1809 ward er Staatssecretair für das Kriegsdepartement und bekleidete diesen Posten, mit welchem der Sitz im Cabinette nicht verbunden ist, unter der Verwaltung Perceval's, Castlereagh's, Liverpool's, Canning's und Goderich's geschäftsgewandt 19 Jahre hindurch, woraus hervorgeht, daß er während dieser langen Zeit sich zu den Grundsätzen der Tory's bekannt haben müsse, neigte sich später zu Canning's freisinnigem Systeme hin und unterstützte nach dessen Tode Huskisson's politische Grundsätze. Als aber der Herzog von Wellington 1827 den Auftrag erhielt ein neues Ministerium zu bilden, trat P. mit Huskisson aus dem Ministerium, vertheidigte im Parliamente die Schritte, welche sein Freund in dem Zwiste mit Wellington gethan hatte, bekämpfte, als die Emancipation der Katholiken (1829) durchgesetzt wurde, Peel's Antrag, den irländischen Landbesitzern, die nur 40 Schillinge Einkünfte hatten, ihr Stimmrecht zu nehmen; stimmte zu Gunsten der Ansprüche der Katholiken und kam mit Gray (1830) für die auswärtigen Angelegenheiten wieder ins Ministerium. Jetzt vertheidigte er bei den Verhandlungen über die Parliamentsreformen den Antrag des Ministerium mit Nachdruck und Gewandtheit (März 1831) und sprach sich entschieden gegen die Grundsätze der Tory's aus, ward mit Talleyrand, Matuscewitsch, Lieven u. m. A. Mitglied der londoner Conferenz und unterzeichnete am 7. Mai 1832 mit die Convention, welche die erbliche Souverainetät Griechenlands dem Prinzen Otto von Baiern übertrug, so wie den am 22. April 1834 abgeschlossenen Quadrupeltractat zwischen Portugal, Spanien, Frankreich und England. Bei der Wellington-Peel'schen Verwaltung (seit dem 10. Dec.) folgte ihm Wellington als Staatssecretair des Auswärtigen; als aber das Ministerium Peel's aufgelöst ward (1835), trat Lord P. wieder in das Ministerium als Staatssecretair der auswärti-Angelegenheiten ein, welchen Posten er auch gegenwärtig verwaltet. 25.

Palmsonntag (**dominica palmarum** oder **in palmis**, zuweilen auch **in ramis palmarum**) heißt der Sonntag vor Ostern, welcher zum Andenken an den Einzug Jesu in Jerusalem, bei welchem ihm das Volk Palmenzweige auf den Weg streuete, gefeiert wird. Die griechische Kirche hat diesen Tag schon frühzeitig, entschieden schon im IV. Jahrh., und zwar als Fest auf eine ausgezeichnete

Weise gefeiert. Am griechischen Kaiserhofe wurden an diesem Tage goldene Münzen und andere Geschenke ausgetheilt, und diese erhielten, wie das Fest selbst, den Namen *Βαΐα*, d. h. Geschenke am Palmfeste. Dagegen kommt bei den Lateinern in den ersten 6 Jahrhunderten keine Spur einer besondern Feier vor. Der erste lateinische Homilet, von welchem wir eine Homilie auf diesen Tag haben, ist Beda Venerabilis. Im Zeitalter Karl's des Großen aber ist der P. schon allgemein eingeführt. An demselben waren im Occidente feierliche Palmprocessionen und besonders der Aufzug des sogenannten Palmesels üblich. In neueren Zeiten ist in den meisten katholischen Ländern die Sitte des Palmesels abgeschafft worden. Dagegen ist das Ausschmücken der Kirchen mit Blumen und Zweigen, so wie das Austheilen der geweihten Zweige in der Kirche (die Palmenweihe genannt) ein allgemein beibehaltener Ritus. Im protestantischen Deutschland hat sich noch in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, ein und das andere Volksspiel, wie das Laufen nach dem Brautballe u. a., erhalten. 63.

Palmyra (**Thamar**, **Thadmor**; arab. **Tadmor**, Palmenstadt), eine in der höchsten Vorzeit merkwürdige Stadt in Syrien, in der Landschaft Palmyrene, die nur kurze Zeit einen selbstständigen großen Staat ausmachte, diente als Vormauer des jüdischen Landes wider die umherstreifenden Horden am Euphrat und war wichtig als Stapelplatz für den Handel aus dem östlichen und westlichen Asien, wodurch sie vorzüglich unter Trajan reich und groß wurde. Sie lag in einem schönen Palmenwäldchen und gegen Süden mitten in der Wüste, und prächtige Paläste, deren Ruinen noch heute, nach einer zweimaligen Schleifung, Staunen erregen, zierten sie. Unter den Ruinen zeichnen sich vorzüglich aus: Tempel und viereckige Thürme, eine Menge prächtiger Pfeiler, alle von Marmor gearbeitet. Vorzüglich gut erhalten ist der Sonnentempel, dessen eingeschlossener Hof um den Tempel ein Viereck bildet, wovon jede Seite 660 Fuß Länge hat und mit einem großen Eingangsthore versehen ist. Überdieß findet man noch daselbst viele griechische und palmyrenische Inschriften, nebst einer lateinischen, die man bei einem von Diocletian erbauten Gebäude findet. P. ist jetzt ein erbärmliches Dorf in der Wüste von Syrien zwischen den schönsten Ruinen. Der Sage nach soll diese Stadt von Salomo erbaut und von Nebucadnezar zerstört worden sein. Zu Ende des III. Jahrh. blühte es vorzüglich unter der berühmten Zenobia (s. d. Art.), wurde aber 275 vom Kaiser Aurelianus zerstört. Nach und nach wurde sie zwar wieder aufgebaut und erhielt sich bis 744, wo sie zum zweiten Male von den Sarazenen geschleift und seit dieser Zeit nicht wieder aufgebaut wurde. Im XVIII. Jahrh. besuchten zwei Engländer, Wood und Dawkins, als orientalische Reisende, diese Wüste und entdeckten die Ruinen, die sie in einem Prachtwerke „**The Ruins of Palmyra**“ (**Lond. 1753**) beschrieben haben. Neuere Reisende haben sie noch bekannter gemacht. 71.

Palnatoke ist der Name eines in den nordischen Volkssagen und Liedern gefeierten Seekönigs des X. Jahrh. Die isländische Jomskiringasaga, welche seiner erwähnt, nennt ihn Palner, den Sohn Toke's, und sagt, daß er nach seiner Vermählung mit Ingeborga, der Tochter eines gothländischen Jarls, zur See sehr mächtig und der Stifter eines Ordens geworden sei, welcher zu Jomsburg (auf der Insel Wollin) seinen Sitz gehabt und von hier aus seine gefürchteten Raubzüge unternommen habe. Daß der von Saxo Grammatikus erwähnte Tocco oder Toke dieser P. sei, scheint nicht angenommen werden zu können, da des Ordens in Jomsburg keiner Erwähnung gethan, wohl aber diesem Tocco die Geschichte mit dem Apfel, die die Schweitz ihrem Tell vindicirt und auch in isländischen Sagen obwohl variirt erscheint, zugeschrieben wird. Übrigens läßt sich aus dem Umstande, daß die Sage dem P. ein Hünengrab auf Fünen als Ruhestätte anweist, vermuthen, daß er die letzte Zeit seines Lebens hier zugebracht habe oder daß wenigstens,

weil Fünen sein Geburtsland war, seine Gebeine hierher gebracht worden seien. — Bekanntlich hat Öhlenschläger P. zum Helden eines Drama gemacht. — Vergl Müller in dem 3. Bande der „Sagenbibliothek" (Kopenh. 1820) und Vedel Si monsen's „Geschichtliche Untersuchung über Jomsburg im Wendenlande" (deutsc von Giesebrecht, Stettin 1827). 22.

Palomino de Velasco (Antonio), ein ausgezeichneter spanischer Male geb. 1653 in Bujalance bei Cordova, widmete sich anfangs den Wissenschaften folgte indeß später der überwiegenden Neigung zur Malerei und machte unter Val dez's Leitung in Kurzem große Fortschritte. Im Jahre 1678 begab er sich nac Madrid, vollendete hier mit Coello eng verbunden seine künstlerische Ausbildun und wurde, nachdem sein erstes Werk, Fresken in der Hirschgallerie des Prado verdienten Beifall gefunden hatte, zum Maler des Königs, seit 1690 mit an sehnlichem Gehalte, ernannt. In späteren Jahren trat er in den geistlichen Stand Er starb den 13. April 1726 zu Madrid. — Die ziemlich zahlreichen Arbeiten P.'s, deren außer in Madrid, besonders zu Valencia, Cordova, Grenada un Salamanca viele angetroffen werden, sind meist geistliche Historienstücke und zeich nen sich durch fehlerfreie Zeichnung, befriedigendes Colorit und schöne Perspective rühmlich aus; doch macht man dem Künstler wohl mit Recht den Vorwurf, daß er bisweilen in das Gemeine geräth. Übrigens erwarb sich P. außerdem nicht ge ringe Verdienste durch ein Werk über die Malerei, welches zugleich die Lebensbe schreibungen der berühmtesten spanischen Maler enthält. Es erschien unter dem Titel: „**El Museo pictorico, y Escala optica etc.**" (3 Voll. Madr. 1715 — 1724). 36.

Pampas ist der Name eines Indianerstammes in Südamerika, welcher nebst den Tscharnas, Yaros, Minurnes, und Bohanes bei dem Erscheinen der Spanier das Gebiet der argentinischen Republik, der Banda Oriental und das südliche Pa raguay bewohnte. Die P. insbesondere, damals Querandis oder Los Puelches genannt, streiften zwischen dem 36° und 39° S. Br. und wurden bald die erbit tertsten Feinde der Spanier, welche sogar einmal aus dem neugegründeten Bue nos-Ayres vertrieben wurden. Später sahen sich die P. genöthigt, in das In nere zurückzuweichen, wo sie nach und nach bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an wildem Rindvieh dasselbe durch Pferde zu ersetzen anfingen, welche sich im Laufe der Zeit ins Ungeheure vermehrt hatten. Seit dieser Zeit machten sie fortwährende Einfälle auf das spanische Gebiet und wurden mehr wie einmal höchst gefährlich. Zwar verringerte sich ihre Anzahl zusehends, allein erst im Jahre 1833 gelang es einer von Buenos-Ayres aus unter dem Befehle des Generals Manuel Rosa's abgeschickten Expedition, die furchtbaren P. zu vernichten und die weni gen Überreste derselben in die unzugänglichen Schluchten der Andes zu treiben. — Über die den Namen P. führenden Ebenen s. La Plata. 1.

Pamphylien, eine Landschaft Kleinasiens, durch das mittelländische Meer, das hier auch das pamphylische hieß, Lycien, Karien, Pisidien und Cilicien be grenzt, ist gegenwärtig den Ejalets Karaman und Itschil einverleibt. Der Eu rymĕdon (h. Sakuth), bei welchem Cimon an einem Tage einen zweifachen Sieg über die Perser erfocht, Kestrus und Kataraktes sind die größeren Flüsse, von wel chen es durchströmt wurde, und Attalia am Meere (h. Satalia), Side (h. Eski) gleichfalls am Meere, mit einem berühmten Tempel der Athene, und Perga (h. Virgi), die einstige Metropolis mit einem Dianentempel, die wichtigsten Städte. 35.

Pan, eine ländliche Gottheit der Griechen, vorzüglich der Arkadier, war nach der gewöhnlichsten Dichtung der Sohn des Mercur und der Nymphe Dryope und so wie dieser in Arkadien geboren, wo sein vorzüglichster Aufenthalt der Berg Lykäos war. Die Nymphe Sinois war seine Erzieherin. Er war krummnasig,

mit zwei Hörnern versehen und spitzigen Ohren, hatte einen Ziegenschwanz und Ziegenfüße und ein hochrothes Gesicht, so daß seine Amme aus Schreck vor seiner Gestalt entfloh. Mercur aber wickelte ihn in ein Fell und trug ihn zu den olympischen Göttern, welche sich über seine lächerlichen Possen und sein seltsames Aussehen sehr ergötzten. Auf den Abbildungen trägt er gewöhnlich eine Syrinx und einen Krummstab, auch wohl eine Pfeife und einen Fichtenkranz. Er ist Aufseher und Schützer der Heerden und Hirten, der Wälder und Jäger, der Berge, Fische und Bienen, ein heiterer, Tanz, Liebe und Gesang liebender Gott, der jedoch auch spottend und neckend auftritt. Seine gewöhnlichen Beschäftigungen waren: durch die Gebüsche zu schlüpfen, an den Ufern der Flüsse zu gaukeln, über Felsenhöhlen zu schweben und Wild auf den Anhöhen zu jagen. Pindar nennt ihn den Beisitzer der Rhea, den Herrscher Arkadiens, den Liebling der Grazien und Nymphen, den Tänzer und Gefährten der Bacchantinnen. Verliebt in alle Nymphen verfolgte er einst die Nymphe Syrinx bis an den Fluß Ladon, wo sie plötzlich in ein Schilfrohr verwandelt wurde, welches P. umarmte. Als der Wind in das Rohr blies und klagende Töne hervorbrachte, suchte er diese wieder zu erwecken, indem er 7 Röhre, das folgende immer um ein bestimmtes Maß kürzer als das vorhergehende, zusammenfügte, und erfand so die Hirtenflöte, welche nach der verwandelten Nymphe den Namen Syrinx erhielt. Außerdem soll er auch eine einfache Flöte (Monaulos), die aus einer einzigen Röhre bestand, so wie die Krummflöte, welche mit einem krummen Aufsatze von Horn versehen war, erfunden haben. Als Zeus mit den Titanen Krieg führte, unterstützte ihn P., indem er nebst seinen Leuten auf großen Meermuscheln wie auf Trompeten blies und dadurch ein solches Getöse hervorbrachte, daß die Feinde erschrocken die Flucht ergriffen. Zeus versetzte ihn aus Dankbarkeit als Steinbock unter die Sterne. Auf dieselbe Weise unterstützte er das Heer des Bacchus gegen dessen Feinde. Seine Verehrung wurde in Griechenland erst später allgemein, in Athen erst nach der Marathonischen Schlacht, in welcher er den Athenern beigestanden haben soll. Nach Italien kam sein Dienst durch den Evander; er wurde hier ziemlich gleichbedeutend mit Faunus; als Beschützer der Wölfe (Lupercus) wurden ihm die Lupercalien gefeiert. Herodot spricht auch von einem ägyptischen P. und nennt ihn den ältesten Gott. Spätere denken sich unter ihm das All (τὸ πᾶν), das befruchtende Naturprincip, vergl. „Serv. ad Virg. Eclog. II, 31.“ — Da man sich unter dem P. ein halb wohlthätiges und halb furchtbares Wesen dachte, so kam es wohl von diesem schwankenden Begriffe, daß man jeden plötzlichen Schrecken, dessen Grund man nicht einzusehen vermochte, einen panischen nannte; Andere meinen, weil die um Chemno (Panopolis) wohnenden Pane und Satyrn durch die Verkündigung des Todes des Osiris einen plötzlichen allgemeinen Schrecken erregten, oder weil P. durch ein wildes, vom Widerhalle der Felsen tausendfältig verdoppeltes Geschrei die Feinde des Bacchus und die Titanen so erschreckte, daß sie die Flucht ergriffen. **11.**

Pan (Mallet du), s. Mallet.

Panacea (von πᾶν, Alles, und ἀκέω, ich heile), ein für alle Übel anwendbares Universalmittel, war das zweite noch ungefundene Problem der Alchemisten. Indeß sind einige arzneiliche Substanzen wegen der wunderbaren Eigenschaften, die ihnen zugeschrieben worden waren, oder wegen des Gebrauchs, den man von ihnen in den meisten Krankheiten machte, mit diesem Namen bezeichnet worden; z. B. p. anglica, die nichts anderes als eine Vermischung von kohlensaurer Magnesia mit kohlensaurem Kalke darstellt; eine p. glauberi, welche das bekannte Glaubersalz (s. d. Art.) ist; eine p. mercurialis, die das jetzt fast eben so bekannte Calomel (s. Quecksilber) bildet, u. m. a. **21.**

Panätius aus Rhodus, auch wohl junior, der Jüngere, zum Unterschiede von einem älteren P. (von dem jedoch außer dem Namen Nichts bekannt ist) ube-

nannt, war ein stoischer Philosoph und Schüler des Antipater, lebte und lehrte im II. Jahrh. v. Chr. (ungefähr 185—109), theils zu Athen, theils zu Rom, an welchem letzteren Orte hauptsächlich durch ihn die stoische Lehre Eingang und besonders unter den Rechtsgelehrten viele Verehrer fand. Lälius und der jüngere Scipio waren seine Freunde; letzteren begleitete er nach Alexandrien. Seine Schriften, unter denen die bedeutendsten die über die Pflichten und eine historische von den Secten gewesen sein mögen, sind verloren gegangen; erstere hat Cicero in seinem gleichnamigen Werke vielfach benutzt. P. gehört nicht mehr der alten einseitig schroffen Stoa an, sondern sucht die Strenge ihrer Dogmen zu mildern, zum Theil auch mit platonischen Ansichten in Einklang zu bringen. — Er nahm im Gegensatze gegen die Weltverbrennung die Ewigkeit der Welt an, bezweifelte oder beschränkte die Dogmen von der Mantik, dem Zeugungsvermögen der Seele, der Autarkie und Apathie, behauptete dagegen ebenfalls mit anderen Stoikern die Sterblichkeit der Seele und stellte besonders die Idee des Sittlichen in ihrer höchsten Reinheit auf als die des allein Guten und Nützlichen. Seine Schüler wurden Panätiasten genannt. — Vergl. Sérin, „Mémoires sur la vie et les ouvrages de Panétius“; in den „Mém. de l'acad. des inscriptt.“ (T. X.); deutsch in Hißmann's „Magazin“ (Bd. 4.); Ludovici, „Programma, Panaetii junioris vitam et merita illustrans“ (Lips. 1783. 4.); F. G. van Linden, „Diss. de Panaetio Rhodio“ (Lugd. Bat. 1802. 8.); Garnier, „Observations sur quelques ouvrages du Stoicien Panétius“, in „Hist. et Mém. de l'instit. royal de France“ (T. II. p. 81—110). 80.

Panama, s. Darien.

Panard (Charles François), ein französischer Dichter, 1694 zu Nogent-le-Roi bei Chartres geboren, widmete sich keinem Fache und lebte sorglos von der Unterstützung seiner Freunde, die er mit Versen bezahlte. Wohnung und Kleidung kümmerten ihn nicht im Geringsten; seine höchste Glückseligkeit war eine gutbesetzte Tafel, die ihn nichts kostete; den Wein liebte er so zärtlich, daß er oft bei dem Anblicke einer guten Flasche Freudenthränen vergoß. Seine Lieder dichtete er meist im Rausche, bekümmerte sich aber wenig um ihre Verbreitung. „Sucht in meiner Perüquenschachtel“, sprach er gewöhnlich zu Marmontel, wenn dieser einige Verse für den von ihm herausgegebenen „Mercure“ verlangte. Seine Werke bestehen aus einigen nicht sehr bedeutenden dramatischen Versuchen, aus Vaudevilles, als deren Schöpfer er gilt, und aus Liedern und Gelegenheitsgedichten. Sie zeichnen sich meist durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Feinheit aus; doch findet sich darunter auch vieles Mittelgut und Manches, was sich mit einem geläuterten Geschmacke durchaus nicht vertragen will. P. starb am 13. Juni 1765. „Théâtre et oeuvres divers de C. F. Panard“ (Par. 1763. 4 Voll. 12.); „Oeuvres choisies de Panard, hommage rendu à sa mémoire par L. Armand Gouffé“ (Par. 1803. 3 Voll. 18.). 67.

Panathenäen, ein berühmtes, der Athene geweihtes Fest zu Athen. Erichthonius um 1500 v. Chr. (nach Andern Orpheus) stiftete Athenäen; als aber Theseus die 12 Bezirke (Demoi) zur Stadt vereinigte, nannte man dieses Fest P., weil nun alle Athener daran Theil nahmen, und unterschied große und kleine; jene wurden aller 5 Jahre, am 22. Tage des Monats Hekatombäon, diese alle Jahre am 21. Thargelion gefeiert. Bei beiden gab es große Feierlichkeiten, vorzüglich Kampfspiele, die von 10 Athlotheten geleitet wurden: und zwar am 1. Tage Wettrennen mit Fackeln im Kerameikos (Lampadophorie), anfänglich zu Fuß, dann zu Roß; am 2. gymnastische Übungen und Lustgefechte mit Schiffen; am 3. seit Perikles geistige Übungen im Odeum: musikalische Wettstreite auf der Cither und Flöte, auch im Gesange, so daß die abzusingenden Stücke von den Aufsehern vorgeschrieben waren, dramatische Vorstellungen, Vortrag der homerischen

Gedichte durch die Rhapsoden ꝛc. Der Sieger erhielt bei allen diesen Wettstreiten einen Kranz von Oliven und ein Gefäß voll des besten Öls vom heiligen Ölbaume (μορία) auf der Burg. Zum Beschlusse wurden Opfer dargebracht, wozu jeder Demos einen Ochsen liefern mußte. — Die großen P. unterschieden sich durch größere Pracht und einige besondere Feierlichkeiten. Dahin gehörte der festliche Aufzug, bei welchem der heilige Peplos der Minerva auf die Akropolis getragen wurde. Dieser Peplos war ein weißer Teppich, von besonders dazu auserwählten Jungfrauen mit goldenen Stickereien durchwebt, welche athenische Mythen darstellten. Bei dieser Procession trugen die älteren Personen Zweige, die Jünglinge Waffen, die Jungfrauen Körbe, die Männer und Weiber der Metöken Gefäße, und die Mädchen derselben Schirme; dabei sangen Sänger und Musiker Hymnen zur Verherrlichung der Göttin und Tänzer in glänzender Waffenrüstung führten den Kriegstanz auf. Dieser Peplos wurde auch als Segel an einem Schiffe befestigt, welches durch innere Maschinerie getrieben mit ungemeiner Schnelligkeit über den Boden gleitete. Im Tempel der Athene wurde ihre Statue mit demselben bedeckt. An diesem festlichen Tage wurden reichliche Opfer dargebracht, wozu zur Zeit der Seeherrschaft Athens jede abhängige Stadt einen Stier senden mußte, Fleisch unter die Bürger vertheilt, Gefangene freigelassen und verdienstvolle Männer bekränzt. 11.

Panckoucke nennt sich eine französische Buchhändlerfamilie, die sich nicht nur durch glückliche Speculationen bekannt gemacht hat, sondern auch einige Glieder aufweisen kann, die sich schriftstellerisches Verdienst erworben haben. — André Joseph P., 1700 zu Lille geboren, besaß in seiner Vaterstadt einen bedeutenden Buchhandel und gab mehrere mathematische und philosophische Werke heraus, wodurch er in einen so bösen Geruch der Freigeisterei kam, daß ihm die Geistlichkeit nur auf ausdrücklichen Befehl der Regierung die letzten kirchlichen Ehren erwies. Er starb am 17. Juli 1753. — Sein Sohn Charles Joseph P. (geb. am 26. Nov. 1736) fand Lille zu klein für seinen Speculationsgeist und zog nach Paris, wo sein Haus bald der Sammelplatz der bedeutendsten Gelehrten wurde, die sich sowohl durch sein Benehmen, als durch seine anständigen Honorare angezogen fühlten. Er verlegte Buffon's Werke, das „**Grand vocabulaire français**“, das „**Repertoire universelle de Jurisprudence**“, Laharpe's „**Abrégé des voyages**“, brachte die Abonnentenzahl des „**Mercure de France**“ auf funfzehn Tausend, faßte den großartigen Plan zu der „**Encyclopédie méthodique**“, deren Beendigung er nicht erlebte, und gründete den „**Moniteur universel**“, welchen jetzt seine Tochter, die Buchhändlerin Agasse, als Eigenthum besitzt. Seine eigene Schriften, politischen und philosophischen Inhalts, sind von nicht sehr großer Bedeutung. Er starb am 19. Dec. 1798. — Sein Sohn Charles Louis Fleury P., am 26. Dec. 1780 zu Paris geboren, widmete sich nach einer sehr sorgfältigen Erziehung mit großem Erfolge dem Studium der alten Literatur und der Politik und erwarb sich durch sein Schriftchen: „**De l'exposition, de la prison et de la peine de mort**“ (**Par. 1807. 8.**) großen Beifall. Später ergriff er das Geschäft seines Vaters und erntete durch glückliche Unternehmungen, wie das „**Grand Dictionnaire des Sciences médicales**“, die „**Flore médicale**“, die „**Biographie médicale**“, die „**Victoires et conquêtes des Français**“, die „**Expédition en Egypte**“, welche ihm die Regierung in einer wohlfeileren Ausgabe zu verbreiten erlaubte, und die kostbar ausgestattete, aber höchst oberflächlich gearbeitete „**Bibliothèque française-latine**“ bedeutenden Gewinn. Seine Übersetzung des Tacitus, an welcher er viele Jahre arbeitete, wird als sehr gelungen gepriesen; auch seine „**Voyage pittoresque aux îles Hebrides**“ verdient von Seiten der Darstellung großes Lob. Weniger gelungen ist seines Sohnes Ernst P. Übersetzung des Horaz und seiner Gattin Bearbeitung einiger Gedichte Göthe's. 67.

Pancratius, ein Märtyrer, wurde unter Diocletian entweder schon 294 oder erst 304 hingerichtet. Seinen Gedächtnißtag, der den 12. Mai gefeiert wird, nennt man, so wie den 13. Mai, als den Gedächtnißtag des heiligen Servatius, die Weinmörder, weil man annimmt, daß in dieser Jahreszeit bis zu diesen beiden Tagen für den Wein schädliche Fröste eintreten können. 77.

Pandämonium hieß ein allen Göttern und Halbgöttern (Dämonen) gemeinschaftlich geweihter Tempel; auch Versammlung aller Dämonen; überhaupt der Inbegriff aller Wesen, welche übermenschlich gedacht werden, insbesondere der bösen. 11.

Pandekten, s. Corpus juris.

Pandora. Als Prometheus dem Zeus durch List das Feuer entwendet und es unter die Menschen gebracht hatte, befahl dieser dem Vulcan, eine weibliche Gestalt zu bilden, gleich den Göttern an Schönheit und Anmuth. Sie erhielt von allen olympischen Göttern Geschenke, daher ihr Name (von *πᾶν*, Alles, und *δῶρον*, Geschenk); Athene ertheilte ihr die Kunst, weibliche Arbeiten zu verrichten, Venus stattete sie mit allen Reizen der Schönheit aus und Mercur flößte ihr die Begierde zu gefallen ein; Zeus aber beschenkte sie mit einer Büchse, in welcher das ganze Heer von Übeln, welche den Menschen drohten, verschlossen war; denn vorher hatten die Menschen ein glückliches Leben ohne alle Übel und Krankheiten geführt. So ausgestattet schickte sie Zeus zum Epimetheus, der, von ihren Reizen verführt, ungeachtet des Rathes seines Bruders Prometheus, sie willig aufnahm. Kaum hatte er sich mit ihr vermählt, als er, von Neugierde getrieben, die Büchse eröffnete, woraus sich plötzlich alles Unheil über die ganze Erde und das Menschengeschlecht verbreitete. Nur die Hoffnung blieb bei dem schnellen Zuschlagen des Deckels zurück, um einst noch zur rechten Zeit den Sterblichen Trost zu gewähren. Die Ähnlichkeit dieses Mythus mit der altorientalischen Sage, nach welcher alles Unglück durch die Begattung des ersten Menschenpaares über die Erde kam, ist klar. 11.

Panduren nannte man in der östreichischen Armee eine irregulaire leichte Infanterie, welche mit einer langen Flinte, einigen Pistolen, die sie im Leibgürtel trugen, einem ungarischen Säbel und 2 türkischen Messern bewaffnet und einem Mantel, langen Beinkleidern und Mützen bekleidet waren. Sie bestehen gegenwärtig noch, sind jedoch seit 1750 immer mehr auf regulairen Fuß gesetzt und werden nur selten mit obenerwähnten Namen genannt. Sie gehören zu den Gränzern und erhielten jenen Namen von dem Dorfe Pandur in Niederungarn, in dessen Nähe sie zuerst in den Gebirgen wohnten. 61.

Panegyricus (*πανηγυρικὸς λόγος*, eigentlich eine vor einer Volksversammlung gehaltene Rede) nennt man in der Redekunst eine mündlich gehaltene oder niedergeschriebene Lobrede zur Verherrlichung einer angesehenen Person oder einer großen That. Der P. ist die Klippe der Redner; entweder wird er abstoßend durch Schwulst oder unerträglich durch Trockenheit; selten wird die richtige Mitte getroffen. Strenges Anhalten an der wahren Geschichte kann dieser Gattung der oratorischen Kunst nicht zugemuthet werden, da sie sich natürlich bestrebt nur die glänzenden und guten Seiten des zu preisenden Gegenstandes hervorzuheben und diese nicht selten sogar übertreibt, weßwegen denn auch alles über Gebühr Lobende panegyrisch und ein solcher Lobhudler ein Panegyrist genannt wird. Lobreden waren schon bei den Griechen gebräuchlich und die des Isokrates kann als ein Meisterstück gelten. In der römischen Literatur ist nur der P. des jüngeren Plinius auf den Kaiser Trajan ausgezeichnet zu nennen. Die Machwerke der späteren römischen Redner aus dem III. und IV. Jahrh., welche unter dem Namen „Panegyrici veteres latini" (vollständigste Ausgabe von H. J. Arntzen, Traj. ad Rh. 1790—1797. 2 Voll. 4.) bekannt sind und von denen nur Claudius

Mamertinus, Eumenius, Nazarius, L. P. Drepanius und Cl. Corippus Erträgliches leisteten, können in keiner Beziehung als bedeutend angesehen werden, man müßte denn einige historische Thatsachen, die sich sonst nirgends finden, hoch anschlagen wollen. Die Neueren haben die Alten in diesem Zweige der Literatur, besonders in jener Gattung der Lobrede, welche die Franzosen „Eloge“ nennen, weit übertroffen. (Vergl. A. L. Thomas „Essay sur les éloges“, Par. 1773. 2 Voll. 8. Deutsch von R. W. Zobel. Frankf. a. d. O. 1778. 8.) 66.

Panharmonikon oder **Orpheusharmonikon** heißt ein von L. Mälzl in Wien erfundenes orgelförmiges Instrument mit einer Tastatur von 5 Octaven, welches eine vollständige Orchestermusik gibt. Der innere Bau desselben ist kunstreich, doch möchte es schwerlich allgemeinere Verbreitung erhalten, da es natürlich stets nur bestimmte Stücke spielt. In Nordamerika, wo es 1829 gehört wurde, fand es verdienten Beifall. — Damit nicht zu verwechseln ist das Pammelodikon, ein von Franz Leppich erfundenes Instrument, wo die Töne mittels Metallstäben hervorgebracht werden. 29.

Panier ist s. v. a. Banner, s. Bannerherr.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf von), russischer Staatsminister, wurde im Jahre 1718 zu Petersburg geboren, diente zuerst unter der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde dann Kammerherr, ging im Jahre 1747 als bevollmächtigter russischer Minister nach Kopenhagen und zwei Jahre später von hier nach Stockholm. Nach seiner Rückkehr aus Schweden wählte man ihn zum Erzieher des Großfürsten Paul Petrowitsch, und Katharina II. ernannte ihn nach ihrer Thronbesteigung im Jahre 1762 zu ihrem ersten Minister. Zwanzig Jahre hindurch war er von nun an die Seele der politischen Thätigkeit seines Staates. Er bewirkte die Kriegserklärung gegen die Türken während der Unruhen in Polen, veranlaßte die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zum Besten der jüngeren Linie des Hauses Holstein-Gottorp, schloß einen vortheilhaften Frieden mit der Pforte, vermittelte den Frieden zu Teschen und brachte die bewaffnete Neutralität zu Stande. Er selbst entwarf während dieses Zeitraums alle Verhaltungsbefehle an die russischen Feldherrn und auswärtigen Minister, so wie den Briefwechsel mit fremden Höfen. Den Grundsätzen seiner Staatsklugheit gemäß verschmähte er bei den Verhandlungen List und Verstellung und trat überall mit Offenheit und Freimüthigkeit auf. Die Würde seines Staates wußte er stets zu behaupten, ohne dabei die Rechte kleinerer zu beeinträchtigen oder sich durch Drohungen und Versprechungen von dem, was er zum Wohle des Landes für nothwendig erkannt hatte, abbringen zu lassen, und wagte es selbst der Kaiserin in diesem Falle zu widersprechen. Auch bei Behandlung der Staatsgeschäfte entwickelte er die Sanftmuth und Freundlichkeit seines edlen Charakters und verband mit einem scharfen Verstande ein richtiges Urtheil, große Menschenkenntniß und eine seltene Überredungsgabe. P. starb am 11. April 1783. 81.

Panisbriefe (Brodbriefe) nannte man sonst in Deutschland die Verordnungen des Kaisers an die Klöster und Stifter, dem Vorzeiger derselben lebenslänglichen Unterhalt zu gewähren. Dieser konnte jeder Beliebige sein und der Befehl mußte von dem betreffenden Stifte respectirt werden; doch fand Joseph II., als er solche P. auch auf protestantische Stifter ausdehnte, großen Widerspruch und Leopold II. mußte sie daher wieder einzuschränken versprechen. 30.

Pankration, s. Kampfspiele.

Pannini (Giovanni Paolo), einer der ausgezeichnetsten Landschafts- und Architecturmaler des XVIII. Jahrh., geb. im Jahre 1691 zu Piacenza, erhielt seine Ausbildung zu Rom in der Schule Bened. Luti's und nahm hier auch seinen

dauernden Aufenthalt. An seinen zahlreichen Arbeiten, von denen sich die meisten zu Rom und 7 der schönsten im pariser Museum befinden, bewundert man vorzüglich die Perspective, die schöne Färbung und eine außerordentliche Grazie und Beweglichkeit der Figuren. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte, ist der, daß die Figuren bisweilen zu lang erscheinen. P. starb im Jahre 1764 zu Rom. — Sein Sohn, Francisco P., zeichnete sich in demselben Genre rühmlich aus. Das pariser Museum besitzt von ihm 16 treffliche Aquarellzeichnungen, Ansichten der Peterskirche und des Vaticans. 36.

Pannonien hieß das Land zwischen Illyrien, Noricum und Dacien, von dem es durch die Donau getrennt wurde, und umfaßte demnach den jetzigen sogenannten Unterwienerwald von Östreich, einen Theil von Steiermark, Illyrien, Kroatien, Slavonien, theilweise Bosnien und Ungarn. Als römische Provinz wurde es in P. **superior** (auch **occidentalis**, später **prima**) und **inferior** (**orientalis**, nachher **secunda**) getheilt. Der Strich zwischen dem Savus (h. Sau) und Dravus (h. Drau) wurde auch Interamnia, der südliche über die Sau gelegene ripensis oder Savia genannt, so wie der nordöstliche an den Ufern der Donau seit Galerius zu Ehren seiner Gemahlin Valeria. Zu den wichtigsten Städten in Unterpannonien sind Sirmium, in der Nähe des heutigen Schabacz in Bosnien, wo der Kaiser Probus ermordet wurde, Taurunum (h. Belgrad), in Oberpannonien Siscia (h. Sissek) an dem Einflusse der Kulpa in die Sau, Ämona (h. Laibach), Petovio (h. Pettau), Sabaria (h. Stein am Anger) zu zählen; auch rechnet man gewöhnlich Vindobona (h. Wien) dazu. — Die ältesten bekannten Einwohner dieses Landes waren die Pannonii, bei den Griechen Päones, ein thracischer Stamm, der sich östlich bis Macedonien ausgebreitet hatte. Der Theil, den Augustus (10 n. Chr.) eroberte, wurde zum römischen Reiche geschlagen, erhielt aber wahrscheinlich erst unter einem der folgenden Kaiser eine römische Verfassung und unter Hadrian die erwähnte Eintheilung. Seit der Völkerwanderung erfuhr diese Provinz einen ungewöhnlichen Herrscherwechsel. Durch Astaulph kam sie an die Gothen, nach deren Abzug wieder an die Römer, durch Attila an die Hunnen, nach dem Tode dieses Eroberers an die Römer, die sie jetzt freiwillig den Ostgothen und Gepiden abtraten, und als erstere nach Italien zogen, rückten die Longobarden und 568 die Avaren ein. 806 wurde sie dem fränkischen Reiche einverleibt und seit Ende des IX. Jahrh. der Sitz der Ungarn. 35.

Panorama, Rundgemälde (von πᾶν, Alles, und ὁράω, ich sehe) nennt man eine perspectivische Darstellung irgend einer Stadt oder Gegend, die man von einem bestimmten Punkte aus nach allen Seiten hin mit gleicher Deutlichkeit, Farbe und Beleuchtung übersieht. Mit Treue und Genauigkeit muß der Künstler von einem Berge oder Thurme aus die sich unter ihm befindliche Landschaft, Stadt rc. aufnehmen. Die Wände, worauf die Zeichnung aufgetragen werden soll, erhalten am schicklichsten die Cylinderform von nicht zu kleinem Durchmesser, um die Täuschung zu befördern. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß verticale Linien auf den verticalen Seitenwänden sich als gerade Verticallinien, Horizontallinien in der Höhe des Augenpunktes als horizontale Kreise, Horizontallinien, die höher oder tiefer als das Auge liegen, als halbe Ellipsen, deren Scheitel nach Maßgabe höher oder tiefer liegen, darstellen und schiefe Linien dahin zu zeichnen sind, wo eine durch den Augenpunkt parallel zu jener Linie gezogene gerade Linie die Cylinderfläche trifft. Hieraus sind alle für das P. geltende Zeichnungsregeln abzuleiten. Ein fertiges Panoramagemälde stellt man in ein eigens dazu eingerichtetes Rundgebäude so auf, daß der Beschauer in der Mitte von einer Gallerie umgeben so gestellt ist, als sei er auf dem Orte, von welchem aus das Gemälde gezeichnet wurde. Durch das von oben auf das Gemälde fallende Tageslicht wird eine so vollkommene Täuschung erreicht, daß es scheint, als erblicke man die Gegenstände in der Natur. Der irlän-

lische Maler Robert Barker hat zuerst 1793 in London ein P., nämlich die Gegend von Portsmouth und der Insel Wight darstellend, aufgestellt. — Diorama heißt ein Gemälde von einer Gegend, des Inneren oder Äußeren eines Gebäudes, einer Stadt ɛc., welches nach den Regeln der Perspective, der Beleuchtung und der Schattenlehre so dargestellt ist, daß es eine dem P. gleiche Wirkung hervorbringt. Als Erfinder des Diorama sind die Pariser Bouton und Daguerre, und als Vervollkommner Gropius zu nennen. — Georama heißt nach Delanglard die sphärische Darstellung einer Globuscharte. — Kosmorama nennt man die Aufstellung mehrerer Gemälde merkwürdiger Begebenheiten, welche durch Vergrößerungsglastafeln in natürlicher Größe gesehen werden. — Myriorama und Neorama (s. d. Art.). — Pleorama nennt man ein dergestalt aufgestelltes Gemälde einer Gegend, daß es durch Bewegung desselben dem Zuschauer sich so darstellt, als befahre er dieselbe in einer Barke. Der Erfinder ist Langhans in Breslau, welcher auch 1831 eins dergleichen daselbst zuerst aufstellte. Als sehr gelungen verdient die Darstellung des Golfs von Neapel erwähnt zu werden. — Stereorama nennt man die aus einer leichten und unzerbrechlichen Papiermasse (Papiergallerte) gefertigten Modelle geographischer Gegenstände, deren Erfinder Karl Wilhelm Kummer ist. 40.

Panse (Karl), ein nicht unbedeutender deutscher Dichter und Historiker, am 2. Febr. 1798 zu Fallersleben geboren, widmete sich philosophischen Studien, ward schwarzburg-sondershausenscher Legationsrath und lebte als Privatgelehrter zu Weißenfels. Später wohnte er zu Weimar. Sein Trauerspiel: „Der Sylvesterabend" (Naumb. 1823. 8.) und seine Komödien: „Der politische Kannengießer" (Leipz. 1826. 8.) und „Der Diener zweier Herren" (Leipz. 1827. 8.) haben einzelne treffliche Partien, können aber, wenn man sie als Ganzes betrachtet, nicht als vollendete Kunstwerke gelten. Vorzüglicher ist seine „Geschichte des preußischen Staates" (Berl. 1829—1832. 6 Thle. 8.) und ausgezeichnet seine mit großer Lebendigkeit und ansprechender Treuherzigkeit geschriebene „Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger 1732" (Leipz. 1828. 8.). Durch seine „Bibliothek guter alter deutscher Lustspiele" (Leipz. 1826. 8.) erwarb er sich den Dank der Freunde der vaterländischen Literatur. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch die „Launen meiner Muse" (Leipz. 1827. 2 Thle. 8.) und die politische Schrift: „Frankreich und Europa" (Leipz. 1831. 8.). 67.

Panster, s. Mühle.

Pantaleon oder **Pantalon** heißt ein von dem Kammermusikus Pantaleon Hebenstreit zu Dresden um 1690 erfundenes Tasteninstrument. Dasselbe ist hinsichtlich des Tractaments dem Cimbal ähnlich, aber länger und breiter, und hat gewöhnlich zwei Resonanzböden, von denen der eine mit Draht-, der andere mit Darmsaiten bezogen ist. Jetzt ist es außer Gebrauch gekommen. — Außerdem nannte man auch diejenige Art des von Schröter erfundenen Pianofortes P., wo die Hämmer von oben auf die Saiten schlagen. Eine ebenfalls unter diesem Namen ehemals am Claviere gewöhnliche Veränderung wird jetzt nicht mehr angewendet. 29.

Pantaleon (Heinrich), ein deutscher Historiker des XVI. Jahrh., am 13. Juni 1522 zu Basel geboren, widmete sich auf den Universitäten Basel, Ingolstadt und Heidelberg der Theologie, Philosophie, Physik und Medicin und ward nach Beendigung seiner Studien 1545 Diakon an der Peterskirche zu Basel. Als ihm die 1552 erledigte Pfarrerstelle abgeschlagen wurde, vertauschte er die theologische Laufbahn mit der medicinischen und machte 1553 zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach Frankreich. Nach seiner Zurückkunft lebte er als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, bis er 1556 den Lehrstuhl der Dialectik erhielt, von welchem er jedoch schon im folgenden Jahre zu dem der Physik gern überging. Als Dekan der

medicinischen Facultät (1558) machte er mehrere nützliche Einrichtungen und erwarb sich die allgemeine Achtung. Kaiser Maximilian II. beehrte ihn 1566 mit der Dichterkrone und dem Pfalzgrafentitel. Ruhig verlebte P. den letzten Theil seines Lebens in seiner Vaterstadt und starb am 3. März 1595. Das berühmteste seiner Werke ist das „Heldenbuch deutscher Nation" (Basel 1571—1578. 3 Thle. Fol.), welches zuerst lateinisch unter dem Titel: „Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae" (Bas. 1565—66. 3 Voll. Fol.) erschien und besonders über das Leben der Zeitgenossen des Verfassers manchen wichtigen Aufschluß gibt. Von den übrigen zahlreichen Schriften P.'s nennen wir noch die „Beschreibung der uralten Stadt und Grafschaft Baden sammt ihren heilsamen Bädern" (Basel 1580. Fol.), die „Historia nova militaris ordinis Johannitarum, Rhodiorumque aut Melitensium equitum" (Bas. 1581. Fol.) und die beiden Komödien: „Phylargirus" und „Zachaeus publicanorum princeps" (Bas. 1546. 8.). Auch verdanken wir ihm deutsche Übersetzungen der Geschichtswerke des Sleidanus und Jovius. 66.

Pantheismus (von πᾶν, Alles, und θεός, Gott) nennt man dasjenige System des Glaubens oder Wissens, welches Gott als das All oder im All erfaßt, Gott und Welt identificirt. So wird er allgemein dem Theismus oder Monotheismus entgegengesetzt, als dem Systeme, welches Gott als ein von der Welt gesondert für sich bestehendes Wesen, als eine Persönlichkeit faßt, deren freier Willensact die Schöpfung der Welt ist, während hier Gott nicht die in einem einzigen Acte schaffende Ursache, sondern das inwohnende und immerfort wirksame Princip aller Dinge (principium immanens) ist. Allein so streng dieser Gegensatz scheint, so schwer ist es dennoch, beide Systeme scharf zu unterscheiden und abzugrenzen; vielmehr berühren und durchdringen sie sich vielfach. Eben so schwierig und fast unmöglich ist es, die vielerlei Formen und historischen Erscheinungsweisen des P. nach einem sicheren Principe zu ordnen und zu charakterisiren. Diese doppelte Schwierigkeit ist Folge der Unwissenschaftlichkeit, die diesem Systeme mit dem theistischen gemein ist und keine consequente Durchführung desselben gestattet. — Wenn im Allgemeinen die Idee Gottes ein Übersinnliches, ein Unendliches bezeichnet, im Gegensatze zur blos endlichen Erscheinung, ein Absolutes im Gegensatze zur Relativität der vergänglichen Sinnenwelt; so hat der P. dieß Übersinnliche auf irgend eine Weise im Endlichen selbst zu finden und nachzuweisen. Als die natürlichste, aber auch roheste Art des P. mag hier der Fetischismus gelten, der jedes Einzelding als einen Gott anbetet; ungleich edler und erhabener aber ist die Naturanbetung der Orientalen, welche das All für die Ausströmung, Selbstoffenbarung, Erscheinung der Gottheit hielten, diese in den einzelnen Naturproducten verehrten und auch in sich selbst als das innerste Wesen ihres Geistes fühlten, in das derselbe ganz aufzugehen strebte. Im Schönheitscultus der Griechen verwandelte sich dieser P. dahin, daß man nicht mehr das eine Urwesen, sondern eine Menge göttlicher Wesen in allen Theilen des All zu erblicken glaubte. In allen diesen Religionen ist es das unmittelbare Gefühl, bald als dumpfes Furchtgefühl, bald als freie geistige Anschauung und Phantasie, welches in der Erscheinung ein Etwas sieht, das mehr als Erscheinung ist, und als dieß unmittelbar in der Sinnenerscheinung sich aufdringende Gefühl eines darin verborgenen und nur zum Theil sich uns enthüllenden Überschwänglichen, Göttlichen möchte wohl der P. die natürlichste und früheste Art religiöser Vorstellung sein. Doch tritt hier immer bald Phantasie oder Verstand hinzu, um das unbestimmte Gefühl eines Göttlichen in der monotheistischen oder polytheistischen Vorstellung eines Gottes, d. h. einer Persönlichkeit zu fixiren. Diesem orientalischen, poetisch-mystischen P., wo im lebhaften Gefühle das Göttliche im Endlichen erfaßt und der Übergang von jenem zu diesem durch Vorstellungen der Phantasie, nicht durch wissen-

schaftliche Deduction, gemacht wird, sind auch die meisten sogenannten philosophischen pantheistischen Systeme gefolgt, wenn auch mit einem mehr oder minder scheinbaren Anstriche von Wissenschaftlichkeit, so z. B. die Emanations- und Evolutionssysteme, besonders der Neuplatonismus und dessen Nachahmer bis auf die neueste Zeit. — Mehr der wissenschaftlichen Forschung als dem religiösen Gefühle gehört ein anderer P. an, welcher, indem er für die Mannigfaltigkeit und Zufälligkeit der Erscheinungen ein Princip sucht, dieß in einer ihnen selbst inwohnenden Kraft, einem innern Urgrunde findet, den er darum als ein Göttliches anspricht. Dieß kann sich nun bald als ein unbestimmtes Grenzenloses, das sich durch alle Dinge verbreitet (das ἄπειρον des Anaximander), bald als das allbelebende Princip oder die Weltseele, — etwa unter der Gestalt des Feuers, zeigen (wie bei Heraklit und den Stoikern) oder dergl. — Allein in dieser ganz empirischen, materiellen Ansicht verschwindet die Idee des Göttlichen fast ganz; jenes Princip ist selbst wieder ein sinnliches, endliches und dient als bloßes Element der Erklärung des Werdens, wenn es nicht zugleich auf mystische Weise durch das Gefühl zu einer überschwänglichen Anschauung wird. — Allein der wahrhaft philosophische P. müßte auf dialektischem Wege erst zur Unterscheidung des Endlichen und Unendlichen der Erscheinung und des Wesens, dann zur Vereinigung beider kommen, um in der Erscheinung zugleich das Wesen, in diesem jene, zu erfassen und so das Göttliche, als immanentes Princip des Alls, wissenschaftlich zu deduciren. Den ersten Versuch eines solchen wahrhaft philosophischen P. finden wir bei den Eleaten, die jedoch nur bis zur Anerkennung des Gegensatzes der Erscheinungswelt und einer anderen darüber hinausliegenden Welt des wahren, einen und reinen Seins gelangten, welches sie Gott nannten, ohne aber dessen Einssein mit jener Vielheit der Erscheinungen zu begreifen, ohne also Gott als das All erfassen zu können. Vielmehr verschwand ihnen die Sinnenwelt als eine bloße Täuschung und ihr System ist darum nicht eigentlich P. zu nennen; eher Akosmismus. — Das erste vollendete pantheistische System aber ward auf diesem Wege von Spinoza aufgestellt, welcher das ganze All der endlichen Dinge zu bloßen Modificationen, Äußerungsweisen einer ewigen Substanz machte, welche er Gott nannte, so daß also zwar der Gegensatz zwischen Ewigem und Endlichem vorhanden, aber auch zugleich durch diese Erklärung versöhnt war; das All ist seinem Wesen nach Gott, seiner Daseinsform nach eine Vielheit endlicher Dinge. Dieß System bildete Schelling weiter dahin aus, daß der im Endlichen sichtbare Gegensatz von Realem und Idealem, der an der Form der Dinge hafte, wesentlich Eins und daß diese Einheit das Ewige, Gott, sei. Hegel endlich führte den P. in der größtmöglichsten Consequenz auf dem von den Eleaten angedeuteten Wege durch, indem er das reine, ganz bestimmungslose Sein, Gott, sich dialektisch zu den mancherlei Bestimmungen und Formen der Erscheinung fortentwickeln ließ, wodurch also Gott und die aus ihm entwickelte Welt durch und durch Eins sind. — In der strengen Gliederung dieser dialektischen Enwickelung des Endlichen aus dem Göttlichen ist nun der P. allerdings ein bloßes System der Nothwendigkeit, und mit Grunde wird ihm von Seiten der Religion nachgesagt, daß er, als ein todter Fatalismus und Determinismus eben so die menschliche Freiheit wie die Persönlichkeit des göttlichen Wesens ausschließe, also Moralität und Glauben gefährde. Deßhalb hat auch die moderne pantheistische Schule theils diese ihre Richtung zu verdecken, theils in Wahrheit ihren P. durch theistische Elemente zu verklären versucht (so besonders die Neuhegelianer, Weiße, Fichte u. s. w.; ferner die neue Schelling'sche Schule, z. B. Hubert Becker's), indem sie die nothwendige Entwickelung der Welt aus Gott zu einem Entstehen derselben durch den freien Act einer Persönlichkeit machten, womit freilich das Wesen des P. aufgehoben ist und an die Stelle der philosophischen Deduction die Willkühr des Dogma von Gottes persönlicher Existenz und der Schöpfung tritt. Von

einer solchen Willkühr der Erklärung ist jedoch auch der reine P. nicht frei, vielmehr muß die ächte Philosophie ihm den harten Vorwurf machen, daß auch er das Verhältniß des Göttlichen zum Endlichen, — in dem Gegensatze beider und ihrer Einheit zugleich — nicht erklärt, sondern nur statuirt und höchstens durch schöne Bilder oder anscheinend tiefsinnige Begriffe plausibel zu machen sucht. In den verschiedenen Kunstwörtern oder Symbolen, in die man jenes Verhältniß zu hüllen bemüht ist, liegt dann meist die Verschiedenheit der pantheistischen Systeme, die also äußerlich ist; so wie aus diesem ganzen Charakter des P. sich erklärt, wie derselbe so oft an den Theismus streife, weil sein Unendliches, als solches von der Erscheinung getrennt, meist auch als Einheit, als **ein** Wesen, erfaßt wird, seine Evolution des Göttlichen aber, ihrer Willkühr halber, der Schöpfung ziemlich ähnlich sieht. — Eine Scheidung des P. in einen **psychologischen** (Gott die Weltseele), **kosmologischen** (Gott die Welt — der elatische) und **ontologischen** (Gott die Substanz, die Welt sein Accidens, dem spinozistischen), wie sie Krug macht, oder in einen metaphysischen, physischen (mechan., dynam., log., ethisch-phys.), orientalischen, idealistischen u. s. w. (so Jäsche u. dgl.) ist aus den oben angeführten Gründen untauglich und nicht consequent durchzuführen. — Vergl. **Joh. Gottl. Buhle** „Comment. de ortu et progressu panth. inde a Xenophane primo ejus auctore usque ad Spinozam" (Goett. 1790. 4.) und in den „Commentt. soc. Goett." (Vol. X. p. 157.). **Jacques Brucker** „Lettre sur l'athéisme de Parmenide, trad. du latin;" in der „Bibl. germ." (T. XXII. p. 90.). **Joh. Fr. Kleuker** „Über die Emanationslehre bei den Kabbalisten" (Riga 1786. 8.); „Über Emanation und Pantheismus der Vorwelt" u. s. w. (Erf. 1805. 8.); „Ssufismus s. theosophia Persarum pantheistica, quam e Mss. etc. illustr. Fr. Aug. Tholuck" (Berl. 1821. 8. (auch Leipz. Litt.-Zeit. Jahrg. 1822. St. 252—258.); **Gottl. Benj. Jäsche** „Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen, seinem Ursprunge rc." (Berlin 1826—32. 3 Bde. 8.) und **Ritter** „Die Halbkantianer und der Pantheismus (Berl. 1827. 8.); **M. Freistadt** „Phil. cabbalistica et panth." (Koen. 1832. 8.); Aug. Blumröder „Über die verschiedenen Formen, in welchen der Pantheismus in neuester Zeit aufgetreten ist, nebst Winken über die verderbliche Tendenz des politischen Pantheismus" (1832. 8.); „Über das Absolute und das Bedingte, mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus von **Ed. Schmidt**" (Parchim 1833. 8.) und „Über den neuesten, sogenannten verklärten Monopantheismus des **Thomas a Scrupulis** von A. Günther" (Wien 1835). 80.

Pantheon war bei den Alten ein allen Göttern geweihter Tempel. Das berühmteste darunter ist das P. in Rom, welches von Agrippa auf dem Marsfelde gebaut, später öfter wiederhergestellt und endlich 607 von Bonifacius IV. in eine christliche der Maria und allen Heiligen geweihte Kirche umgeändert ward. Es ist ganz rund, 137 Fuß hoch und eben so breit und die Decke bildet eine vollkommene Halbkugel, welche durch eine 27 Fuß weite Öffnung in der Mitte dem Gebäude Licht gibt; daher jetzt auch neben dem gewöhnlichen Namen sancta Maria ad martyres noch Rotonda genannt wird. Ursprünglich war die Bauart sehr kostbar und eine Menge der trefflichsten Statuen schmückten das Gebäude; aber schon unter den spätern Kaisern wurde Manches davon weggenommen und von den Götterbildern ist natürlich jetzt keine mehr vorhanden; dafür aber mögen die Kuppel und der Porticus spätern Ursprungs sein. 30.

Panther, Parder, lat. pardus; panthera; franz. panthère; engl. panther, ist ein zu dem Katzengeschlechte gehöriges und dem Tiger, mit dem es oft verwechselt wird, nicht ganz unähnliches Raubthier. Von den 5 Arten die man kennt, leben einige in Afrika, die andern im südlichen Asien. Insgesammt sind sie kleiner als der Tiger, haben ein mehr oder weniger braungelbes Fell mit

6—7 Reihen schwarzer Flecken besetzt, einen katzenartigen Kopf und langen Schwanz, zeichnen sich durch ihre Gewandtheit aus und fliehen ungeachtet ihrer Grausamkeit vor den Menschen. Das Fell gibt ein treffliches Pelzwerk ab. 35.

Pantograph, Storchschnabel, ist ein von Christoph Schreiner 1603 erfundenes aus vier flachen Linealen bestehendes Instrument, womit man ohne große Mühe in jeder Art von Reduction entweder verkleinert oder vergrößert jede Zeichnung oder Figur copiren kann. Einen sehr zweckmäßigen Apparat der Art hat Parrot angegeben, wodurch derselbe geeignet wird, selbst Landcharten mit Sicherheit zu copiren. 26.

Pantometer ist ein Instrument, um allerlei Winkel, Längen und Höhen zu messen. Dasselbe ist von Athanasius Kircher (geb. 1602, gest. 1680) erfunden und vom Grafen Pacetto ab Ucedes 1762 bekannt gemacht worden. 26.

Pantomime, ein aus der griechischen Sprache entlehntes, zuerst von den Römern gebildetes und angenommenes Wort, bezeichnet ursprünglich denjenigen, welcher Alles nachahmt. Wird diese Nachahmung zunächst auf die Darstellung durch Geberde ohne Wörter beschränkt, so unterscheidet sich der P. von dem Mimen, welcher Rede und Geberde verbindet, sei es in ruhiger Stellung oder in Bewegung und Ruhe zugleich. In ersterer Beziehung gehört die P. zur Kunst der schönen Stellungen oder Attitüden und ist ein Haupterforderniß für den Schauspieler, wird aber auch noch übergetragen auf die mimische Darstellung plastischer und geographischer Kunstwerke durch lebende Personen (tableaux vivans). In letzterer Beziehung könnte man die Darstellung passender eine lyrisch-pantomimische nennen, in sofern sie entweder nur einen einzelnen Effect, eine besondere Leidenschaft oder einen individuellen Charakter durch eine zusammenhängende, gedrängte Reihe von Geberden bestimmt und vollständig zeichnet. Geht die örtliche Bewegung in wirklichen Tanz über, so entwickelt sich hieraus das Ballet der Neuern, welches Gemüthsbewegungen und Gefühle lebendig und künstlerisch darstellt. Da aber überhaupt die äußere Handlung als Ausdruck des Charakters in einem dramatischen Kunstwerke die Hauptsache ist, so erreicht die P. ihre höchste Vollendung, wenn mehrere Charaktere, Gemüthszustände und Situationen durch mehrere Geberden in dem Ganzen einer Handlung vorgestellt und zusammengefaßt werden. Das ist P. im engsten Sinne. P. sind dann im eigentlichen Sinne diejenigen Acteurs, welche durch Geberden und örtliche Bewegung alle Personen eines dramatischen Stückes vorstellen und durch kunstmäßige Bewegungen ihres Körpers jeder Person Charakter, Affecten und Gedanken darstellen. Die Kunst dieser pantomimischen Darstellung wird P a n t o m i m i k genannt und ist ein wesentlicher Theil der Schauspielkunst. In sofern aber der Gebrauch der P. sich zu einer selbstständigen Kunst entwickelt, der Geberdekunst, wird Pantomimik ein besonderer Theil der Ästhetik, als ein Zweig der mimischen Künste nach seiner reinsten Form. Die wesentlichsten Regeln derselben sind Schönheit und Wahrheit. Jene bezieht sich auf das Harmonische und ästhetisch Wohlgefällige der darzustellenden Geberden, diese auf den Ausdruck. In dem richtigen Verhältnisse beider zu einander besteht die Schwierigkeit der P., wie insbesondere in der glücklichen Anwendung und Zusammensetzung des Ausdrucks und der Malerei in der P., welche überhaupt die Empfindungen, womit wir die Gegenstände denken, vollständig und angemessen ausdrücken soll. Da es aber auch eben sowohl synonyme Geberden, wie synonyme Wörter giebt, weßhalb es schon sehr schwer ist, von Geberden überhaupt und besonders von den feinern Nüancen derselben verständlich zu reden, so gilt für die P. als die allgemeinste und nothwendigste Regel, daß der Ausdruck Präcision habe, d.h. er muß im Ganzen der jedesmaligen Gemüthsstimmung gemäß sein, die Hauptempfindung muß vorherrschen, die untergeordnete soll nur schattiren. Die Schwierigkeit dieser von allen Seiten eng begrenzten und abhängigen Kunst beruht aber auch ferner auf der glücklichen Wahl ihres

Stoffs. Derselbe kann aus der Geschichte, Mythologie, Phantasie oder aus dem wirklichen Leben entlehnt sein und ernst oder scherzhaft aufgefaßt werden. Nur möchte die eigentliche Tragödie und das bürgerliche Schauspiel nicht ihre Sphäre sein, weil dort die Schicksalsidee und der Kampf des Gemüths nicht durch bloße Geberden dargestellt werden kann, hier aber die P. durch Scherz und Spott, eine unmittelbare Folge derselben, jede Bedeutung und Wirkung zerstören würde. Der Stoff der Alten aus der Mythologie, der Quelle ihrer Religion, war der angemessenste und machte die höchste künstlerische Vollendung möglich, da die Schwierigkeit weniger in der Erklärung der P., als in ihrer angemessensten Form, weniger in der Malerei der Objecte als in dem lebendigen, naturgetreuen und doch kunstvollen Ausdruck der Empfindung lag. Aber erst wenn der P. nicht mehr für die Verständigung des Zuschauers ängstlich zu sorgen gezwungen ist, kann er den Empfindungen seiner Seele den reinsten und kräftigsten Ausdruck geben. Was den Ursprung der P. betrifft, so entsprangen sie allmählig aus den Tänzen der Griechen und Römer, welche der lebendige Ausdruck dessen waren, was in dem eben vorgestellten Stücke gesagt oder gethan worden war. Sie waren mit der Tragödie und Komödie eng verbunden, zwischen deren Handlungen sie aufgeführt wurden. Kunstreiche Declamation, Mimik und Musik vereinten sich zur Darstellung poetischer Stücke, wie schon Plato einen gewissen Telestis erwähnt, welcher die sieben Helden vor Theben tanzend sehr gut vorstellte; wenn aber auch einzelne Situationen, Charaktere und lächerliche Scenen zur Belustigung bei Gastmälern erwähnt werden, so war es doch noch nicht die vollendete P. Der Übergang zu diesen findet sich darin, daß ein Acteur durch Geberden und künstliche Bewegungen nach der Musik (ὄρχησις, bei den Römern saltatio) ein Drama vorstellte, wozu ein Anderer den Text sprach. Erst Augustus brachte bei den Römern die P. abgesondert vom Drama auf die Bühne, indem die Mimen, welche unter Cäsar eine regelmäßigere Form erhalten hatten, sich endlich in bloßes Geberdenspiel mit Musik und Tanz verbunden verwandelten. Eine vorzügliche Auszeichnung verdienen Pylades und Bathyllus unter Augustus, jener in ernsten, dieser in komischen und satyrischen Tänzen berühmt. Außerdem glänzen noch Hylas, einer der berühmtesten Schüler des Pylades, und später Paris unter Domitian. Die P. erhielten sich lange Zeit in Rom, die einen nannten sich Pyladaei, Anhänger des Pylades, die andern Bathylli, Schüler des Bathyllus. Sie wurden von dem einen Kaiser verbannt, von dem andern wieder zurückgerufen und trugen im Ganzen viel zu dem sittlichen Verderben der Römer bei. Doch verschwinden sie endlich im V. und VI. Jahrh. mit dem Verfall der römischen Theater. Später traten an ihre Stelle unter demselben Namen die improvisirten Maskenspiele der Italiener, von welchen sie sich auch in Deutschland und andern Ländern verbreiteten. Selbst bei Amerikanern, Irokesen, Persern und Chinesen gehören pantomimische Scenen und Waffentänze mit musikalischer Begleitung zur Volksbelustigung. Besonders aber suchte der berühmte französische Balletmeister Noverre den alten Glanz der P. wieder herzustellen, welcher z. B. das ganze Schauspiel „Die Horatier" von Corneille, und Voltaire's „Semiramis" pantomimisch vorstellte. Noch Vorzüglicheres leistete sein Schüler, der dänische Balletmeister Galeotti, der sogar Shakspeare's „Macbeth" in 5 Acten pantomimisch vorstellte. Ausgezeichnet durch mimisch-plastisches Talent war im vorigen Jahrh. die Engländerin Lady Hamilton durch ihre Nachahmungen weiblicher, antiker, vorzüglich griechischer Statuen. Aber die deutsche Künstlerin Hendel-Schütz überstrahlt sie noch bei Weitem, insbesondere durch treffendes Costüme und ächt antike Draperie. Die nachfolgenden Bemühungen einer Elise Bürger, Sophia Schröder und des Herrn von Seckendorf erreichten die hohe Vollendung jener nicht. Die brauchbarsten Schriften über P. sind: Engel, „Ideen zur Mimik;" Lessing im 22. Bd. s. Werke „Über Pantomimen;" Sulzer, „Theorie

der schönen Künste mit den Zusätzen;" Schlegel, „Vorlesungen über dramatische Kunst" und Böttiger, in seinen Werken „Über antike Kunst." 84.

Panzer, s. Harnisch.

Panzer (Georg Wolfgang), einer der verdientesten Bibliographen, am 16. Mai 1729 zu Sulzbach geboren, widmete sich auf der Universität Altdorf der Theologie und ward nach Beendigung seiner Studien Landprediger zu Etzelwang (1751). Seinen Aufenthalt auf dem Lande suchte er sich durch antiquarische, besonders numismatische Studien zu erheitern, bis er 1760 als Diakon an die Sebalduskirche zu Nürnberg kam, wo ihm seine Amtsgehülfen Muße genug ließen, die begonnenen Studien mit noch größerem Eifer fortzusetzen. Zum Hauptpastor der erwähnten Kirche ernannt (1773) bestrebte er sich bei seiner Gemeinde die noch sehr sichtbaren Spuren des alten Aberglaubens zu unterdrücken, führte die allgemeine öffentliche Beichte ein und verbesserte die Gesangbücher. Mit besonderer Vorliebe legte er sich eine Sammlung von Portraits berühmter Nürnberger an und gab eine für die Familien- und Kunstgeschichte dieser Stadt merkwürdige Beschreibung derselben (Nürnb. 1790. Supplement 1801) heraus. Nicht weniger merkwürdig war seine Privatbibliothek, welche an 17000 Bände zählte und an literarischen Schätzen aller Art reich war. Eine Abtheilung derselben, welche aus einer bedeutenden Anzahl von Bibelausgaben bestand, verkaufte er 1780 an den Herzog Karl Eugen von Würtemberg. Durch diese Privatschätze und die reiche Stadtbibliothek, welche seiner Aufsicht anvertraut war, unterstützt unternahm P. seine großen bibliographischen Werke, wodurch er sich an die Seite der gepriesensten Männer in diesem Fache stellte. Er starb am 9. Juli 1805. Sein vorzüglichstes Werk sind unstreitig die „Annales typographici ab artis inventae origine ad annum MDXXVI" (Norimb. 1793—1803. 11 Voll. 4.), eben so verständig angelegt, als in der Ausführung gelungen; an bibliographischer Genauigkeit, Ordnung und Methode stehen sie weit über allen früheren Werken dieser Art. Sie umfassen alle Drucke aller Sprachen (die deutsche ausgenommen) nach alphabetischer Ordnung der Druckorte und sind, wenn auch die Literatur der Jahre 1500—1536 bei Weitem nicht vollständig genannt werden kann, jedem Bibliographen ein unentbehrliches Handbuch. Die alten Drucke in deutscher Sprache beschrieb P. besonders und weitläufiger in seinen „Annalen der ältern deutschen Literatur" (Nürnb. 1788—1805. 2 Thle. 4. Zusätze zum 1. Bde., Leipz. 1802. 4.), die aber sehr vieler Zusätze und Verbesserungen bedürfen. Von P.'s übrigen Werken nennen wir noch folgende: Älteste Buchdruckergeschichte Nürnberg's" (Nürnb. 1789. 4.); „Literarische Nachricht von den allerältesten gedruckten deutschen Bibeln" (Nürnb. 17774. 4.); „Versuch einer Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung" (Nürnb. 1781. 4.) und „Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luther's" (Nürnb. 1783. 8.). 66.

Paoli (Pasquale), der heldenmüthige Führer der Corsen, Sohn des genuesischen Generals Hyacinth Paoli, ward geboren zu Voisino in Corsica 1726. Bereits 1739 kam er nach Neapel, studirte dort in der Kriegsschule, ging 1755 nach Corsica, ward zum Generalcapitain ernannt und trat an die Spitze der Heeresmacht und der gegen Genua im Aufstande begriffenen demokratischen Regierung. Mit Umsicht und Kraft hemmte er bald die innere Zerrüttung, gab eine Menge vortrefflicher Gesetze, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps, gründete eine Universität, hob die barbarische Sitte der Blutrache auf und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er der Insel die Ruhe im Innern wiedergegeben hatte, vertrieb er die Genueser von dem flachen Lande und drängte sie in die entferntesten Seeplätze zurück, während er sich (1763) zugleich mit einer Schaar von 600 Freiwilligen der festen Insel Caprara bemächtigte, eine Seemacht bildete und dem genuesischen Handel den empfindlichsten Schaden zufügte. Die so bedrängten Ge-

nueser wandten sich an Frankreich, welches 6000 Mann nach Corsica sandte und die von den Genuesern innegehabten festen Plätze besetzte. Dagegen diese von den siegreichen Corsen unter P. und seinem Bruder 1768 genöthigt wurden, Corsica zu verlassen und für 40 Mill. Livres an Frankreich abzutreten. Aber P. wollte sein Vaterland nicht von Genua verkaufen lassen, munterte deßhalb seine Landsleute auf und widerstand heldenkühn noch ein Jahr lang den Waffen Frankreichs, zog sich aber, als die Übermacht den Widerstand unmöglich machte, freiheitsstolz nach England zurück. Die Bewunderung Europas folgte ihm dahin (1769). 1789 rief ihn die französische Nationalversammlung in sein Vaterland zurück und 1790 ernannte ihn der König zum Commandanten von Bastia. Er begab sich im April nach Paris in die Nationalversammlung und ward von Lafayette dem Könige vorgestellt. Nicht ohne Grund gerieth er jedoch in den Verdacht, Corsica von Frankreich unabhängig machen zu wollen. Als die jacobinische Partei dieß wahrnahm und er Verantwortung befürchtete, rief er im Mai 1793 eine Consulta zusammen, die ihm den Oberbefehl der corsischen Kriegsmacht anvertraute und ihn zum Präsidenten der Regierung ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor seine Schranken und als er sich nicht stellte, erklärte er ihn für einen Staatsverräther und für vogelfrei. P. erklärte sich jetzt entschieden für England und begünstigte im Februar 1796 die Landung englischer Truppen, mit deren Hülfe er die Franzosen von der Insel vertrieb. Allein er sah sich in der Hoffnung, sein Vaterland unabhängig zu machen, bald getäuscht. England betrachtete die Insel als eine Eroberung und gestattete ihm nur einen beschränkten Einfluß auf die Regierung. Zudem verlor er durch diese Verbindung an Vertrauen und Achtung bei seinen Landsleuten. Die Lage der Sache überschauend, zog er sich von allen öffentlichen Geschäften nach England zurück, wo er einen von der Regierung ausgesetzten Jahrgehalt von 2000 Pfd. Sterlinge bezog und am 5. Februar 1807 in einem Alter von 81 Jahren starb. 25.

Papagei, lat. psittacus; franz. perroquet; engl. parrot. Dieses Vogelgeschlecht zählt über 150 Arten. Insgesammt sind sie an ihren dicken, hakenförmigen Schnäbeln, dessen sie sich zum Klettern bedienen, erkennbar. Wegen ihrer breiten, ungespaltenen, fleischigen Zungen lernen sie sehr leicht einzelne Worte vernehmlich nachsprechen und da sie außerdem sehr gelehrig sind, hat man sie oft die Affen unter den Vögeln genannt. Einige Arten haben sehr lange, spitzzulaufende Schwänze. Unter den einzelnen Arten sind namentlich die Cacadu's (cristatus) bekannt. Sie leben im südlichen Asien, haben eine weißliche Farbe und auf dem Kopfe eine Federkrone. Die Aras (macao), die größte und wegen ihren purpur- und azurfarbigen Federn, die man als einen Putzartikel kennt, zugleich die schönste Art, haben einen langen Schwanz, um die Augen nackte Haut und lassen sich sehr leicht zahm machen. Schon bei den Römern waren die Papageien sehr beliebt. 35.

Papenbroch (Daniel), ein gelehrter Jesuit, wurde den 17. März 1628 zu Antwerpen geboren, wohin sich sein Vater von Hamburg als Anhänger der katholischen Kirche gewendet hatte. Nachdem er von den Jesuiten erzogen worden war, trat er mit dem 18. Jahre seines Alters ihrem Orden als Mitglied bei. Er wurde hierauf in seiner Vaterstadt Professor der Philosophie und erhielt nebst mehreren Andern den Auftrag, die „Acta Sanctorum“ zu sammeln, eine Arbeit, die er bis zum Jahre 1709 mit dem angestrengtesten Fleiße fortsetzte und zu deren Vervollkommnung er sich zwei Jahre in Italien aufhielt. Dieses mit vieler Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit ausgearbeitete Werk verwickelte ihn in langwierige Streitigkeiten mit der spanischen Inquisition. Die Carmeliter nehmlich, deren angebliche Ordensstiftung durch den Propheten Elias er als Erdichtung dargestellt hatte, entwarfen ein großes Verzeichniß ketzerischer Lehren, welche sie aus den

„Actis" gesammelt hatten, und verklagten ihn deßhalb bei dem Papste und der Inquisition, welche im Jahre 1695 das ganze Werk als ketzerisch verdammte und seine Verbreitung verbot. Allein P. vertheidigte sich und der Streit währte fort, bis Innocenz XII. beiden Theilen für immer Stillschweigen in dieser Sache auferlegte. P. starb im Jahre 1714, nachdem er seit dem Jahre 1709 gänzlich erblindet war. Außer den „Actis" schrieb er: „Acta vitae S. Ferdinandi, regis Castellae et Legionis" (Antwerpen 1684. 8.). Zu der Schrift: „Vita B. Parisii ex historiis Camaldul." lieferte er einen Commentar und die Noten. Über sein Leben vergl. „Acta Sanct." (Bd. 6.) und du Pin, „Bibl. des aut. eccl." (du 17. siecle.). 81.

Paphlagonien, eine kleinasiatische Provinz, durch die Flüsse Parthenius (h. Bartin) und Halys (h. Kisil-Ermak) und das schwarze Meer begrenzt, lag zwischen Bithynien, Galatien und Pontus. Amastris (h. Amastra) an der Mündung des Parthenius ins schwarze Meer, Sinope (h. Sinob, Sinope), gleichfalls am schwarzen Meere, nicht weit vom Vorgebirge Syrias (h. Indje), Geburtsort des Cynikers Diogenes, und Pompejopolis am Halys, waren die wichtigern Städte. Das Vorgebirge Karambis heißt jetzt Kerempe. Die ältesten Einwohner Paphlagoniens, gegenwärtig ein Theil der Provinz Anadoli im engern Sinne, waren Heneter. Sie hatten wahrscheinlich ihre eigenen Könige, wurden aber von Krösus besiegt und kamen nach dessen Sturze unter persische Herrschaft. Um 400 v. Chr. scheinen sie wiederholt ein selbstständiges Volk gewesen zu sein; wurden aber im ersten christlichen Jahrhunderte von den Römern unterjocht und ihr Land zur römischen Provinz Galatien geschlagen. Unter Constantin wurde es wieder als besondere Provinz von Galatien getrennt, der östliche Theil ausgenommen, der zu Pontus gerechnet unter dem Namen Helenopontus aufgeführt wurde. Später theilte es das gemeinschaftliche Loos Kleinasiens. 35.

Papias, Bischof zu Hierapolis in Phrygien in der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts, war angeblich Schüler des Apostels Johannes, woran jedoch mit Recht gezweifelt wird, und soll unter dem Kaiser Marcus Aurelius den Märtyrertod erlitten haben. Er ist Verfasser einer Sammlung von Aussprüchen Jesu („*Λογίων κυριακῶν ἐξήγησις*"), welche nur noch in geringen Fragmenten vorhanden ist. Als Quellen derselben nennt er die Erzählungen von Solchen, welche die Apostel selbst gehört hatten. 63.

Papias, ein alter Grammatiker aus der Lombardei im XI. Jahrh., um 1053, verfaßte das erste lateinische Wörterbuch, das in der Folge viel gebraucht wurde, daher er den Namen Vocabulista erhielt. Es finden sich in ihm Spuren griechischer Sprachkenntniß und er soll 10 Jahre lang an demselben gearbeitet haben. Die erste Ausgabe davon erschien zu Mailand 1476, dann zu Venedig 1496. Fol. Auch findet sich dasselbe in Putschii „Grammat. antiq." 20.

Papier, franz. papier; engl. paper, heißt die jetzt gewöhnlichste, in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, worauf geschrieben und gedruckt wird; der Name kommt von der Papyrusstaude, aus welcher die Ägyptier zuerst ihr Papier bereiteten, her. Der Papyrus (cyperus papyrus L.) ist eine zum Geschlechte der Gräser gehörende Pflanze, welche an den Ufern des Nils, in Syrien, am Euphrat und am Anapus bei Syracus gefunden wird; sie wächst in seichtem (1 Elle tiefem) Wasser und hat eine armsdicke Wurzel, aus welcher ein dreieckigter Halm von der Dicke, daß man ihn mit der Hand umspannen kann, bis zu einer Höhe von 10—12 Schuhen hervorwächst. Unten ist der Halm mit handbreiten, schwertförmigen Blättern umgeben; auf seiner Spitze sitzt eine große Dolde, welche die Blumen und Samengefäße enthält; sonst ist der Stamm ganz nackt. Über die Zeit der Erfindung des äpyptischen Papiers (*βίβλος*, charta papyracea) läßt sich nichts Bestimmtes sagen; die Art der Zubereitung war, so viel wir den Nachrichten alter Schrift-

steller entnehmen können, folgende. Nachdem man die äußere Rinde des Stengels abgelöst hatte, schälte man mit einer Nadel oder spitzen Muschel die einzelnen Häutchen des Bastes ab und legte sie der Länge nach neben einander auf eine hölzerne, mit Nilwasser benetzte Tafel, welche die Größe des verlangten Papiers hatte, und überstrich sie mit heißgemachtem klebrigen Nilwasser; quer über diese erste Lage kam dann eine zweite. Darauf wurde das Ganze nochmals mit Nilwasser übergossen, gepreßt, an der Sonne getrocknet und mit Thierzähnen geglättet. Je näher die Häutchen dem Marke des Stammes lagen, je besser sie ausgebreitet und je vorsichtiger sie mit Nilwasser begossen wurden, desto schöner und besser wurden die Papierbogen (**plagulae**), deren zwanzig ein Buch (**scapus**) bildeten. Die Römer übertrafen die Ägyptier weit in der Verfertigung des Papiers; sie brachten es zu einem hohen Grade der Weiße und so weit, daß es auf beiden Seiten beschrieben werden konnte. Sie hatten ihre Papierleimer (**glutinatores**) und Papierschläger (**malleatores**), welche verschiedene Sorten, von denen wir hier nur die **Charta hieratica** (worauf man die heiligen Bücher schrieb), **Augusta** (Imperialpapier), **Liviana** (Briefpapier) und **emporetica** (Packpapier) als die bekanntesten nennen wollen, bereiteten. Die Zeit der Dauer des ägyptischen Papiers als Schreibmaterial ist schwer zu bestimmen, doch scheint man mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu können, daß es im **XI.** Jahrhunderte schon seltener gebraucht und im **XII.** gänzlich durch das Pergament und das Baumwollenpapier verdrängt wurde. Proben finden sich in den großen Bibliotheken zu Rom, Paris, London, Wien, München &c. Alexandrien zog bis zum **V.** Jahrh. durch seinen bedeutenden Papierhandel große Reichthümer an sich; die Auflagen auf dasselbe waren aber in Italien so stark, daß man König Theodorich, als er sie abschaffte, für den größten Wohlthäter der Menschheit pries. Ein ähnliches Pflanzenpapier verstanden die Mexikaner vor der Eroberung ihres Landes zu bereiten. Sie nahmen den Blättern der Agave durch Auswässern alles Fleisch, legten sodann mehrere Schichten derselben auf einander und überzogen es mit einem Teige aus Erde, wodurch es große Festigkeit erhielt. — Älter als das ägyptische P. soll das Baumbastpapier (**charta corticea**) sein; es wurde aus den zarten Häuten (**liber**), die man von der inneren Seite dazu tauglicher Baumrinden ablöste, durch Waschen, Trocknen, Schlagen, Leimen und Glätten bereitet. Es unterscheidet sich von dem ägyptischen P. dadurch, daß es stets drei bis vier Lagen über einander hat, während dieses nur aus zwei besteht. Durch diese mehrfachen Schichten ist zwar das Baumbastpapier stark und dick, bricht aber auch leichter und oft lösen sich die oberen Schichten theilweise ab, so daß die Schrift lückenhaft und unverständlich wird. Nur in den Abendländern scheint man sich dieses Papiers, wegen zu großer Theuerung des ägyptischen, bedient zu haben. — Alle früheren Papierarten wurden im Mittelalter durch das Baumwollenpapier (**charta gossypina, xylina, bombycina, cotonea, damascena, serica**) verdrängt. Über Zeit und Ort seiner Erfindung läßt sich nichts Bestimmtes sagen; wir wissen nur, daß es die Araber bei ihren Eroberungen in der Bucharei (um 704) kennen lernten und die Kunst, es zu bereiten, mit nach Hause nahmen. Sie verfertigten es nur aus roher Baumwolle; da sie aber keine Wassermühlen hatten, sondern sich mit Mörsern und Handmühlen behelfen mußten, so konnte der Stoff nicht fein genug verarbeitet werden und die bereiteten Papierbogen konnten nicht anders als dicht und pappenartig ausfallen und eigneten sich nur nach sorgfältigem Glätten zum Gebrauche. Als diese Kunst durch die Araber in Spanien auch den Christen bekannt geworden war, fingen diese im **XII.** Jahrh. an statt der rohen Baumwolle baumwollene Lumpen zu benutzen und bedienten sich zur Papierbereitung der Wassermühlen und eigener Formen, welche das Wasser durchließen. Dieses Papier nannte man gewöhnlich Tuchpergament und in Deutschland, welches es zuerst aus Venedig erhielt, griechisches Pergament. Es unter-

schreibet sich hauptsächlich dadurch von den übrigen Papierarten, daß es zerbrechlich ist, sich nicht gut zusammenlegen läßt und immer gelblich aussieht. — Das Linnenpapier verdankt, wenn man die Resultate der seitherigen Untersuchungen zusammenstellt und einen unparteiischen Schluß zieht, seinen Ursprung den Deutschen. Schon am Ende des XIII. und zu Anfange des XIV. Jahrhunderts fing man an, unter die Baumwollenlumpen Linnenhadern zu mischen, und manche Überbleibsel dieses gemischten Papiers haben sich in den Archiven und Bibliotheken Deutschlands erhalten. Die ältesten, unbezweifelbar ächten Proben reinen Linnenpapiers, welche wir bis jetzt kennen, sind aus den Jahren 1318 und 1319; von dieser Zeit an ward es immer häufiger, verdrängte aber das Baumwollenpapier erst gegen das Ende dieses Jahrhunderts gänzlich. In den übrigen europäischen Ländern kommt das Linnenpapier erst um die Mitte des XIV. Jahrh. vor. Es ist unstreitig eine der wohlthätigsten Erfindungen, da es sowohl an Wohlfeilheit, als auch an Brauchbarkeit und Haltbarkeit alle früheren Papierarten übertrifft. — Ehe die Lumpen zu P. werden, erfordern sie vieler Hände Arbeit; die Zurichtung geschieht auf folgende Art. Zuerst werden die Lumpenvorräthe sortirt und die feinsten, feineren und groben auf verschiedene Haufen gelegt; wollene, baumwollene und seidene Stücke müssen sorgfältig abgesondert und können nur zu schlechterem P. als Zusatz verwendet werden. Die sortirten Lumpen werden alsdann von allem Unrathe gereinigt, in der Waschmaschine (einem Fasse, welches an einer horizontalliegenden Welle durch ein Wasserrad herumgetrieben wird und dessen Tauben von einander stehen, um das Wasser durchzulassen) gewaschen, auf einem Klotze zerhackt, oder, was viele Zeit und Arbeit erspart, auf dem Lumpenschneider (einer Maschine, welche einer Herellade, auf der das Stroh geschnitten wird, nicht unähnlich ist) zerstückelt, einige Tage in Wasser eingeweicht und dann auf die Stampfmühle gebracht. Die Stampfmühle (Hammermühle, Geschirr) besteht aus ovalen Trögen von Holz oder Stein, deren Böden mit Eisenplatten belegt sind und in welche die Stampfen herabfallen. Die Tröge sind beständig mit Wasser gefüllt, welches unten durch eine Seitenöffnung, vor der sich ein Haarsieb befindet, fortwährend abläuft, indeß dieser Abfluß durch ununterbrochenen frischen Zufluß von oben immer wieder ersetzt wird. Da die Stampflöcher sich nach unten verengern, so setzen die fallenden Stampfen, welche durch eine Welle mit Daumen auf und nieder bewegt werden, das darin befindliche Wasser sammt den Lumpen in eine kreisförmige Bewegung, wodurch die Lumpen immer wieder aufs Neue unter die Stampfen kommen, so daß zuletzt Alles gleichmäßig zermalmt ist. Nachdem die Lumpen ungefähr 24 Stunden auf diese Weise zerarbeitet sind, nennt man sie Halbzeuch, welche jetzt vermittelst des Leerbechers in das Leerfaß geschöpft und aus diesem in den Halbzeuchkasten getragen und mit der Pritsche zusammengeschlagen wird. Darauf packt man ihn mittelst eines viereckigen Rahmens (Zeuchkranzes) auf Haufen zum Ausdrocknen und läßt ihn mehrere Wochen lang stehen, bis er durch freiwillige Erhitzung in Gährung kommt, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerstört und in Essigsäure verändert wird. Darauf kommt der Halbzeug nochmals unter die Stampfe oder in den **Holländer**. Dieser, eine vortreffliche, von einem Deutschen in Holland gemachte Erfindung (in Holland Roerback genannt), besteht in einer hölzernen Walze, welche der Länge nach in ihrem ganzen Umfange mit scharfeckigen eisernen (gewöhnlich 36) Schienen beschlagen ist und welche mit ihrer eisernen Are auf den Seitenwänden ihres Gehäuses, welches oben mit einer Haube bedeckt ist, ruht. Auf dem Boden des Gehäuses liegt eine starke, ihrer ganzen Länge nach mit dicht neben einander befindlichen eckigen Reifen oder Rinnen versehene (gekerbte) eiserne Platte (die Platte am Kropfe) dicht unter der Walze, so daß zwischen der Walze nur ein sehr kleiner Zwischenraum befindlich ist. Das Gehäuse steht in einem ovalen und, damit nichts heraussprițe, verschlossenen Troge fest, in den der mit Wasser verdünnte Halbzeug

geschüttet wird, und ist an der einen Seite offen, so daß der flüssige Halbzeuch ungehindert in dasselbe eintreten kann. Die horizontalliegende Walze wird durch ein Kammrad mit großer Schnelligkeit um ihre Axe getrieben und zermalmt und zerquetscht allen Zeuch mit Gewalt. Die über dem Gehäuse befindliche Haube verhindert, daß der Holländer den Zeuch über sich hinwegschleudert; sie fängt ihn auf und er fließt auf der andern Seite des Gehäuses auf einer schiefgeneigten Fläche wieder unter die Walze. Durch den Trog wird durch eine Rinne frisches Wasser gespült, welches durch ein Haarsieb wieder abläuft. Ist der Zeuch genugsam zermalmt, so nennt man ihn Ganzzeuch und leitet ihn durch eine Schleuße in den Ganzzeuchkasten, worin er bis zu seiner Verarbeitung aufbewahrt wird. Man hat an manchen Orten den Holländer zu einer so vollkommenen Maschine verbessert, daß man durch ihn allein, ohne Beihülfe des Geschirres, die Lumpen zum feinsten P. bereiten kann, wodurch nicht nur viele Arbeit und Zeit gespart, sondern auch eine vorzügliche Waare erzielt wird. — Soll der Ganzzeuch verarbeitet werden, so wird er zuerst in einem halb mit Wasser gefüllten Behälter durch eine Rührstange (Rechen) wieder aufgelockert und in ein großes rundes Faß, die Butte genannt, geleitet. An der hintern Seite der Butte ist eine kupferne, durch Feuer geheizte Blase (Pistolet) angebracht, wodurch der Zeuch mäßig erwärmt und seine gleichmäßige Vertheilung im Wasser befördert wird. Aus dieser flockigen Masse schöpft nun der Schöpfer (Buttgeselle) mit einer aus Draht geflochtenen Form, worauf er jedesmal bei dem Eintauchen einen nach der Größe des zu erzielenden Papiers gerichteten Rahmen setzt, so viel heraus, als er nach der größeren oder geringeren Stärke des Papiers zu einem Bogen zu brauchen gedenkt und bewirkt durch ein leichtes geschicktes Schütteln der Form die gleichmäßige Vertheilung des Breies. Das abfließende Wasser fällt vermittelst einer auf dem Rande der Butte befindlichen Rinne (Traufe) wieder in die Masse zurück. Darauf schiebt der Schöpfer einem andern an der Butte stehenden Manne, Kautscher genannt, auf einem schrägen Brete (Stege) die Form zu. Dieser setzt die nassen Bogen von der umgewendeten Form schnell, aber vorsichtig auf ein ausgebreitetes Filzstück ab und schiebt die leere Form dem Schöpfer auf einem andern Brete wieder zurück. Diese Arbeit dauert fort, bis ein Stoß von 182 Bogen fertig ist, welcher sammt den dazwischen liegenden Filzen ein Pauscht oder Puscht genannt wird. Der Pauscht, welcher zwischen zwei starken Bretern liegt, wird nun in die Presse geschoben, um sowohl das Wasser wegzuschaffen als auch um den Bogen größere Haltbarkeit zu geben. Darauf löst der Leger die Bogen von den Filzen ab und legt sie genau auf einander, um sie noch einmal oder mehrmal (je nachdem das P. feiner oder gröber werden soll) die Presse passiren zu lassen. — Der zum letzten Male aus der Presse kommende Papierpauscht wird auf den Trockenboden geschafft und die Bogen einzeln auf härenen Stricken oder (was besser sein soll) auf Rohrstäben zum Trocknen aufgehängt. Nach dem Trocknen ist das Druck- und Löschpapier fertig, was aber Schreibpapier werden soll, muß noch geleimt werden. Man zieht nämlich die Bogen durch warmes, mit Alaun versetztes, in den Netzständer befindliches Leimwasser, preßt sie noch einmal, trocknet und glättet sie. Nach dem Trocknen wird das Druckpapier sowohl, als das Schreibpapier, nachdem man das Schadhafte ausgesondert (ausgeschält) hat, gefalzt (der Bogen in zwei Hälften zusammengelegt), in Buch (Druckpapier 25, Schreibpapier 24 Bogen), Ries (20 Buch) und Ballen oder Riem (10 Ries) abgetheilt und zum Verkaufe verpackt. — Noch ist zu bemerken, daß der Zeuch, aus welchem das Schreibpapier gefertigt wird, nicht bis zur Fäulniß gähren darf, um derber, härter und elastischer zu bleiben; der Brei aber, aus welchem das Druck- und Löschpapier bereitet wird, stark faulen muß. Das Schreibpapier theilt man in verschiedene Sorten, als Notenpapier, welches das dickste, Royalpapier, welches das größte ist, Medianpapier, von kleinerem Umfange, und in gewöhnliches Schreib-

papier, welches wieder in feines, mittelfeines und ordinaires (Conceptpapier) zerfällt; das Brief- (Post-, Cavalier-) P. ist eine besondere kleinere Sorte des feinen Schreibpapiers. Aus demselben ungefaulten Zeuche werden das Zeichenpapier, Zuckerpapier und die Preßspäne bereitet. — Aus gefaultem Zeuche werden Druckpapier, Kupferstichpapier, Kartenpapier und Löschpapier gefertigt, welches sich auch noch darin von dem Schreibpapiere unterscheidet, daß es nicht geleimt wird. Farbiges P. wird entweder aus gefärbten Hadern oder aus gefärbtem Ganzzeuche gearbeitet, oft erhält es aber auch erst nach dem Trocknen seine Farbe. Gold- und Silberpapier ist auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Maroquinpapier unterscheidet sich durch eine rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben; Velinpapier dadurch, daß es auf einer glatten, nicht mit Draht überzogenen Form gemacht wird und daher keine Reifen hat; es soll von Montgolfier, nach Andern von Didot (1782), welcher auch die Kunst ersann, P. in jeder beliebigen Länge, Breite und Dicke ohne die bisher üblichen Formen zu fertigen, erfunden worden sein. **Steinpapier** (Steinpappe) ist eine mit Erde oder Eisenocher versetzte Masse, welche wie das Asbestpapier unverbrennbar ist. — Früher lieferten Italien und Frankreich das beste P., jetzt sind sie von Holland weit überflügelt; England gibt das beste Zeichenpapier; die deutschen Fabrikanten fertigen nur selten erträgliche Waare. Die Chinesen bereiten ihr P. aus Seidenwürmercocons, vorzüglich aber aus der zweiten Schale des Bambusrohres, welche zerstampft wird, aus der Rinde des Maulbeerbaums und anderer dazu tauglichen Bäume. Das japanische P. ist aus der Rinde des Papierbaums (morus papyrifera) gefertigt und stark mit Reisleim getränkt. — Da unser Linnenpapier aus nichts anderem als aus den Fasern der Leinpflanze besteht, so läßt sich leicht daraus schließen, daß noch viele andere Pflanzen Stoff zu brauchbarem P. enthalten mögen, was sich auch wirklich in der neueren Zeit durch verschiedene Versuche bewährt hat; so hat man aus der Rinde der Nessel, aus der Samenwolle der syrischen Seidenpflanze, der Schwarzpappel, des Wollgrases, aus Disteln, Wassermoos, Stroh, aus Spänen von verschiedenen Holzarten, Wespennestern, Nußbaumblättern ꝛc. P. von verschiedener Güte und Feinheit verfertigt. (Vergl. G. F. Wehrs „Vom Papier", Halle 1789. 8.) — P. bedeutet auch bei den Kaufleuten öfters so viel als Wechselbriefe. 66.

Papiergeld, s. Geld.

Papiermaché (spr. Papiémasché) (gekautes Papier) ist eine Masse von gestampftem Papier, aus welcher sich leicht mittelst dazu bestimmter Formen mancherlei Geräthe, als: Figuren, Masken, Dosen, Kästchen, Kinderspielwaaren ꝛc., bilden lassen. Das dazu bestimmte Papier wird in Wasser gekocht, dann mit starkem Gummi oder Leimwasser getränkt und in eine Art Teig verwandelt und in den mit Öle ausgestrichenen Formen in eigens dazu eingerichteten Öfen auf Drahtgittern gebacken. Erst wenn die Waare bis zu einem gewissen Grade ausgetrocknet ist, wird sie herausgenommen, auf einer Drechslerbank abgedreht, mit Bimsstein geschliffen und zuletzt bemalt oder lackirt. Bisweilen versetzt man den Papierteig auch mit erdigen Körpern, um seine Masse zu vermehren und wohlfeiler zu machen. In England zeichnen sich Pontipool und Birmingham, in Deutschland Braunschweig und Wolfenbüttel in diesem Manufacturfache aus. Zu Ludwigslust im Mecklenburgischen werden auch große Kunstarbeiten aus Pappteig gemacht, namentlich in großer Vollkommenheit antike und moderne Figuren, Vasen, Büsten, Thiergruppen und andere Geräthschaften, welche in Wind und Wetter ausdauern. Nicht minder sind die Fabriken zu Offenbach und Frankfurt a. M., so wie die zu Nürnberg und Fürth berühmt. Auch gehören hierher die sogenannten Altenburger oder Müllerdosen. 26.

Papiermühle, franz. moulin a papier, papeterie; engl. paper-mill, nennt man das Gebäude oder überhaupt die Anstalt, in welcher alle zur Verferti-

gung des Papiers oder der Pappe nöthigen Arbeiten verrichtet werden. Über die Einrichtung und das Verfahren s. Papier. 26.

Papin (spr. Papáng) (Dionysius), der Erfinder des berühmten, nach ihm benannten Digestors oder papinianischen Topfes, geb. zu Blois gegen die Mitte des XVII. Jahrh., ein Schüler Hunghens, wurde später Doctor der Medicin zu Paris, widmete sich aber mehr dem Studium der Mathematik und Physik. Bei Aufhebung des Edictes von Nantes verließ P. als Calvinist Frankreich und ward 1688 Professor der Mathematik zu Marburg, wo er 1710 starb. Seinen Digestor oder papinianischen Topf, so wie eine andere Maschine zum Emporheben des Wassers hat P. selbst in Bayle's „Nouvelles de la république des lettres" (1685—1687) beschrieben. Dieser ist ein metallenes mit einem luftdicht schließenden Deckel versehenes Kochgefäß, welches dazu dient, Flüssigkeiten mittelst des über den Siedepunkt heißen Wassers zu erhitzen und aufzulösen. Es ist bekannt, daß sich eine jede Flüssigkeit in einem offenen Gefäße nur bis zu einem gewissen Temperaturgrade erhitzen läßt, welcher ihr Siedepunkt heißt, alsdann aber keine weitere Wärme aufnimmt, sondern sich in Dampf verwandelt und als solcher mit großer Kraft ausdehnt und entweicht. Setzt man sie aber in einem verschlossenen Gefäße dem Feuer aus, so wird ihr durch dieses fortwährend neue Wärme zugeführt und die Temperatur und der Druck derselben kann bis ins Unbestimmbare wachsen. Durch diesen höhern Druck und Temperatur wird nun die Auflösungskraft der Flüssigkeiten und anderer Stoffe, welche bei niederer Temperatur nicht erfolgt, sehr beschleunigt. Zugleich übt aber auch der Druck der Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes eine solche Kraft aus, daß, wenn man mit Zuführung von Wärme nicht nachläßt oder den Deckel des Gefäßes nicht öffnet, die unvermeidliche Gefahr des Zerplatzens solcher Gefäße eintritt, wodurch eine ähnliche Explosion entsteht, als bei dem Zerspringen der Dampfkessel. Um dieses zu verhindern brachte P. am Deckel des Gefäßes das sogenannte Sicherheitsventil an, dessen man sich noch bis jetzt bei allen Dampfapparaten bedient. Man kann sich des Digestors nicht allein zu physikalischen Untersuchungen über die Natur der Dämpfe, ihre Elasticität, Dichtigkeit rc., so wie über das Verhalten verschiedener Substanzen und Stoffe in Bezug ihrer Auflöslichkeit in stark erhitzten Flüssigkeiten und unter höherem Drucke, sondern auch zur Auflösung fester Körper, als Knochen und Elfenbein, zur Bereitung von Speisen, vorzüglich in Suppenanstalten, Armen- und Krankenhäusern, überhaupt aber zu vielen chemischen, technischen und ökonomischen Operationen bedienen, wobei noch der Vortheil stattfindet, daß bei einer großen Ersparniß an Zeit und Brennmaterial eine vollständigere Ausziehung und Auflösung stattfindet, als bei gewöhnlichen Gefäßen. In größeren Dimensionen, besonders zu gewissen Operationen in der Färberei, nennt man ein solches Gefäß auch einen Schließkessel. P.'s Digestor bestand ursprünglich blos aus einem einfachen kupfernen Topfe mit festaufgeschraubtem Deckel und dazwischen liegendem Leder zum dampfdichten Schließen. Nach mehrmaligem Zerplatzen der Töpfe brachte er 1682 das Sicherheitsventil an. Weil das dazwischen liegende Leder in der Hitze zusammenschrumpft, so löthete Edelkranz bei seinem Digestor den Deckel hart auf und befestigte ihn noch überdieß mit Schrauben. In demselben befindet sich eine große runde Öffnung, welche sich nach innen zu kegelförmig erweitert. In letztere ist eine Platte eingeschliffen, welche sich im Innern des Kessels befindet und erst angezogen, dann durch den innern Druck völlig dampfdicht angedrückt wird. In dieser Klappe befindet sich das Sicherheitsventil und ein mit Quecksilber gefülltes eisernes Gefäß, in welches ein Thermometer gesenkt wird, um die Temperatur im Innern des Topfes zu messen. Verschiedene andere Verbesserungen an dem Digestor haben Zenker, Lemare u. A. angegeben. 26.

Papinianus (Ämilius), einer der berühmtesten römischen Rechtslehrer, wahr-

scheinlich um das Jahr 140 n. Chr. in Syrien geboren, kam jung nach Rom und widmete sich in der Schule des Q. Cern. Scävola dem Studium der Rechte, erwarb sich auch nebenbei gründliche Kenntnisse in der Literatur, Geschichte und Philosophie, trat hierauf in die Dienste des Staats und stieg von Stufe zu Stufe, bis er endlich vom Kaiser Severus die Würde des Präfectus Prätorio erhielt. Sein Ansehen war so groß, daß seine Schriften in den Rechtsschulen des Reichs bei dem Unterrichte und zwar derjenigen Schüler, welche bereits einen dreijährigen Cursus durchgemacht hatten, zu Grunde gelegt wurden, und später unter Valentin III. und Theodosius dem Jüngern galt seine Meinung in den Gerichtshöfen als Norm. Von Severus außerordentlich geschätzt wurde er von diesem bei seinem Tode dessen Söhnen, Caracalla und Geta, als Rathgeber und Freund auf das Angelegentlichste empfohlen; allein Caracalla entfernte ihn von seinen Ämtern und ließ den edlen Mann für seine Weigerung, den an Geta vollzogenen Brudermord rechtlich zu entschuldigen, hinrichten, im Jahre n. Chr. 212. Von den in etwas dunkler, aber ziemlich correcter Sprache geschriebenen Werken P.'s, unter denen man „Quaestiones" (lib. XXXVII), „Responsa" (lib. XIX.), „Definitiones" (lib. II), „De adulteriis" (lib. II) und „Ἀστυνομικὸς" (de jure aedilitio liber) als wirklich vorhanden gewesen mit Bestimmtheit bezeichnet, sind uns nur Fragmente in den justinianeischen Rechtsbüchern und im „Cod. Theodos." übrig geblieben. (Vergl. Everardi Ottonis „Papinianus, sive de vita, studiis etc. Aemilii Papiniani, Juris consultorum Coryphaei diatriba" (Leyden 1718). 22.

Papismus heißt das religiöse System, welches den Papst als alleinigen Oberherrn und Schiedsrichter in Glaubenssachen ansieht. Es heißt auch Ultramontanismus, weil der Papst seinen Sitz jenseits der Berge (Alpen) hat. 23.

Pappe, lat. pappa; franz. colle de farine, carton; engl. paste, pasteboard, ist der gewöhnliche Name für dickes Papier und wird aus groben, leinenen, hänfenen oder wollenen Lumpen bereitet, deren Zerkleinerung bis zum fertigen Pappbrei in den Papp- oder Papiermühlen gewöhnlich nur mittelst des Geschirres und ohne Holländer geschieht. Nach der Art der Verfertigung unterscheidet man die P. in geformte und in zusammengeleimte oder gekleisterte. Die erstere Art wird erhalten, indem man mit eigenen Formen den Pappbrei aus der Butte schöpft. Sie wird auch Doppelpappe genannt, weil sie zu 2 oder 3 wiederholten Malen und mit 2 oder 3 verschienen Lagen gemacht wird. Bei der letzteren Art werden mehrere wie gewöhnlich geschöpfte Bogen ohne Filz und noch feucht übereinandergelegt und dann zusammengepreßt, so daß die unmittelbar auf einander liegenden Bögen so fest zusammenkleben, daß sie nur mit Gewalt von einander gerissen oder gespaltet werden können. Durch Glätten zwischen zwei blanken eisernen oder stählernen Cylindern, wodurch die P. nicht blos eine glättere Oberfläche erhält, sondern auch dichter, fester und elastischer wird, wird dieselbe in Glanzpappe oder in die sogenannten Preßspähne verwandelt. — Die Kunst aus P. allerlei Gegenstände darzustellen, welche theils blos mit buntfarbigem Papiere überzogen, theils auch mit Sammt, Seide, Leder, Metall, Glas, Muscheln rc. verziert werden, ist erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt worden. In früherer Zeit wurde dieselbe nur von Buchbindern zur Fertigung kleiner Etuis, Futterale, Bestecke rc., so wie von Mathematikern zur Darstellung geometrischer Körper ausgeübt. Blasche hat 1797 die Papparbeiten zuerst als angenehme und nützliche Nebenbeschäftigung für Knaben eingeführt. Vergl. Blasche, „Der Papierformer, oder Anleitung allerlei Gegenstände der Kunstwelt aus Papier nachzubilden" (neueste Auflage, Schnepfenthal 1819 mit Kpfrn.). In Anwendung antiker und geschmackvoller Formen auf Papparbeiten zeichnen sich die Engländer und Franzosen aus; besonders lieferte Paris geraume Zeit hindurch die

schönsten Artikel. In der neuern Zeit liefert man diese Arbeiten auch in Deutschland an mehreren Orten, namentlich zu Wien, Nürnberg, Cassel, Leipzig rc. in gleicher Vollkommenheit. 26.

Pappel, lat. populus; franz. peuplier; engl. poplar, wegen ihren Blüthen auch Kätzchenbaum genannt, ist eine mit den Weiden eine Familie bildende Baumgattung in mehreren Arten. Die bekanntesten sind: die weiße P. (p. canescens). Die Blätter derselben sind fast rund, unten grau und oben dunkelgrün, und ihr Holz wird, wie das von einigen anderen Arten, zu verschiedenen Geräthschaften verarbeitet. An einem feuchten Orte gedeiht sie am besten und erreicht eine Höhe von 80—100 F. — Die Silber-P. (p. alba), die mit der erstern Art sehr große Ähnlichkeit hat, ist an ihren lappigen Blättern, deren untere Seite weißlich aussieht und sich filzig anfühlt, zu erkennen. Die Zitter-P. (p. tremula), auch Espe genannt, hat fast runde, vorn auf einmal spitzig zulaufende Blätter, die selbst bei der geringsten Luftbewegung zittern, und wird nicht ganz so hoch, wie die übrigen Arten. Die italienische P. (p. italica s. dilatata), jetzt auch in Deutschland heimisch, zeichnet sich durch ihren schnellen pyramidenförmigen Wuchs aus und dient häufig zur Besetzung der Chausseen. In vielen Gegenden wird sie wie die gewöhnliche Weide als Kopfholz behandelt. Die Balsam-P. (p. balsamifera) hat fast runde gezahnte Blätter, eine mehr schwärzliche Rinde und die Knospen und Blätter schwitzen ein wohlriechendes Harz aus. Andere Arten sind die Schwarz-P. (p. nigra), die canadische (p. canadensis s. monilifera) und carolinische P. (p. angulata). 35.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetsten Feldherren des Kaisers im dreißigjährigen Kriege, ward 1594 geboren. Nach Beendigung der akademischen Studien und mehreren Reisen begann er, zum Soldaten geboren, seine militairische Laufbahn, stieg schnell von Stufe zu Stufe und focht bereits am 8. Febr. 1620 als Oberst in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, wo er gefährlich verwundet viele Stunden lang unter der Last seines Pferdes auf dem Schlachtfelde lag. Diese Schlacht eröffnete ihm seine Heldenbahn, auf der er mit kühnem fanatischen Muthe fortschritt. In drei verschiedenen Schlachten stillte er 1626 mit Hülfe der Baiern die Unruhen in Oberöstreich, durchzog hierauf in abwechselnden Siegen Norddeutschland, vereinigte sich 1630 mit Tilly zum Sturme auf Magdeburg und gab diesem Feldherrn an Grausamkeit nichts nach. P. focht hierauf unter Tilly bei Breitenfeld (7. Sept. 1631), that Wunder der Tapferkeit gegen das hereinbrechende Verderben, sammelte die Fliehenden, entsetzte das von Banner belagerte Magdeburg und gewann die Oberhand gegen die Schweden in Niedersachsen. Als ihn Wallenstein zu der entscheidenden Schlacht bei Lützen berief, befand er sich eben in Halle. In Eile konnte er nur mit der Reiterei das Schlachtfeld erreichen, wo er die Kaiserlichen bereits im Weichen fand. Zwar erhob sein Erscheinen ihren Muth aufs Neue, aber in Begier, dem Schwedenkönige im blutigen Kampfe zu begegnen, fiel er von einer Falkonetkugel getroffen. Sein Fall beschleunigte den Verlust des Treffens. Er starb am Tage nach der Schlacht am 7. Nov. 1632. 25.

Pappus war ein berühmter alexandrinischer Mathematiker und Philosoph aus der Zeit Theodosius des Großen ums Jahr 380 n. Chr., durch den wir mit der Geschichte der frühern Mathematiker bekannt geworden sind. Seine „Mathematicae collationes“ (a. Frederico Commandino in lat. conversae et commentar. illustr. Pisauri 1588. Fol. Bonon. 1659. Fol.) zeigen von seinen tiefen Einsichten in die Geometrie. Vom griechischen Texte ist nichts übrig als ein Fragment des 2. Buchs in: „Wallisii Opp. mathem.“ (T. III. p. 598) und einzelne Stücke von „Apollonii Pergaei lib. II. de sectione rationis“, ed. Halley (Oxon. 1706. 8.). 26.

Papst (aus dem griechischen πάπας, papa, d. i. Vater), ursprünglich der Name aller Bischöfe von einigem Ansehn, wurde seit dem VI. Jahrh. vorzugsweise, obwohl nicht ausschließlich (— auf der 6. ökumenischen Synode 680 erhielt noch der Bischof von Alexandrien diesen Namen —), der Bischof von Rom genannt, welcher allmählig an Macht und Ansehn sich über alle andern erhob. Schon seit dem Ende des IV. Jahrh. wurde durch ökumenische Beschlüsse dem Römerbischofe zwar nicht eine eigentliche Gewalt des Gesetzgebers oder Richters, doch aber der erste Rang vor den übrigen oligarchischen Kirchenoberhäuptern zuerkannt. Zwei Namen sind es aber vorzüglich, welche die stufenweise Erhöhung seiner Macht und sein Streben nach kirchlicher Universalmonarchie begünstigten: Rom, die alte Weltgebieterin und Petrus, der Fels der Kirche; wie denn wieder umgekehrt Rom selbst von seinem Kirchenfürsten neuen Glanz erhielt und durch Anordnungen, Feste und Gebräuche zum zweiten Male das Haupt der Völker ward. Rom aber begünstigte die Erhöhung seines Bischofs schon in sofern, als an die Verehrung des Namens der weltherrschenden Stadt die Völker seit Jahrhunderten gewöhnet waren und in Rom man sich einbildete, daß auf ihren sieben Hügeln ein ewiger Geist der Weltbeherrschung schwebe. Dazu gesellten sich auch heilige und kirchliche Vorzüge; denn hier hatten, den Kirchenregistern nach, so viele Märtyrer gezeuget und die größesten Apostel, Petrus und Paulus, ihre Kronen empfangen. Ueberdieß war Rom die älteste und zahlreichste unter den abendländischen Christengemeinden, deren viele andere durch den Eifer der von ihr ausgegangenen Missionarien ihre Gründung erhalten hatten. Auch die Lage Roms, im Mittelpunkte der römischen Welt, kam dem Bischofe zu statten, zumal da der griechische Kaiserthron zu fern stand, auch bald zu schwach war, als daß er ihn wirksam und dauernd in seinen Entwürfen hemmen konnte. Dagegen saß sein Nebenbuhler, der Patriarch von Constantinopel, dem Throne der Kaiser zu nahe, die ihn nach Gefallen erheben und erniedrigen konnten. Wirksamer aber, als das Ansehn der Stadt, war für des Römerbischofs Größe der von ihm geltend gemachte religionshistorische Rechtsgrund, der Wille des Religionsstifters selbst, welcher den ersten Bischof von Rom, Petrus (s. d. Art.), zum Oberhaupt seiner ganzen Kirche eingesetzt habe, von welchem sich nun dieses göttliche Recht des kirchlichen Supremats mit apostolischer Machtvollkommenheit auf seine Nachfolger vererbe. Außerdem vereinigten sich mehrere andere Umstände, welche ihm die Bahn zu allgemeiner kirchlichen Oberhoheit brachen. Dahin gehört das Vorurtheil am reinsten bewahrter apostolischer Überlieferung, welches die ununterbrochene Bischofsweihe vom Fels der Kirche an unterhielt, wie denn Rom auch wirklich schon frühzeitig auf Reinheit der Lehre, auf Rechtgläubigkeit und Katholicismus drang; der Erwerb von zahlreichen Besitzungen (patrimonia sel. sanctorum) durch Schenkungen in Italien, Sardinien, Gallien, Spanien, Afrika, selbst in Asien, welcher Landbesitz als Mittel diente, im Auslande durch Unterstützungen Fremde zu gewinnen und in die Kirchenangelegenheiten daselbst sich zu mischen; die Leitung von Missionen zur Bekehrung heidnischer Länder, namentlich Englands und Deutschlands, über die der P. gleich ursprünglich oberherrliche Rechte erwarb; die Kundmachung vieler falschen oder verfälschten Urkunden, um das päpstliche Ansehn über alle Kirchengemeinden zu erheben und unter keine Erdenmacht zu erniedrigen. Dafür wurden insbesondere die isidorischen Decretalen geschmiedet. Außer der allmähligen Begründung der römischen Macht auch durch Synodenbeschlüsse und kaiserliche Gesetze (s. jedoch Julius I. und Leo I.) trat hierzu noch die Thätigkeit und Aufmerksamkeit, mit der die römischen Bischöfe alle jene Vortheile mit den daran zufällig sich knüpfenden günstigen Umständen benutzten; die Einheit und Consequenz, mit welcher die nachfolgenden die Grundsätze und Bestrebungen ihrer Vorgänger fortführten; die Klugheit, mit der sie die Anfragen bei Streitigkeiten durch möglichst günstige Entscheidung be-

lohnten; endlich die Macht der allmähligen Gewöhnung an römische Berathung und Entscheidung durch deren öftere Wiederholung. Alles dieß setzte die römischen Bischöfe in den Stand, auf auswärtige Kirchen einzuwirken, was besonders in dreifacher Form geschah. Sie stellten nämlich ihre Schreiben in die Provinzen in Form apostolischer Decrete auf (epistolae decretales); leiteten die inneren Angelegenheiten der Provinzialkirchen durch römische Vicare, die sie aus den einheimischen Bischöfen auswählten; veranlaßten endlich den Schein einer Abhängigkeit der bischöflichen Würde von Rom durch Ertheilung der Pallien (s. d. Art.). Bei Allem dem war jedoch im ganzen ersten Zeitraume des Papstthums bis ins VIII. Jahrh. (dem Anfange herrschaftlicher Rechte im Kirchenstaate) keine begründete gesetzliche Bestimmung der römischen Oberrechte vorhanden und der Primat des Papstes nur auf den Vorzug des Rangs beschränkt. Nach Verschiedenheit der Länder blieb auch die Anerkennung der römischen höhern Auctorität verschieden vermöge ihrer Abhängigkeit von den bürgerlichen Verhältnissen. Neben Erhöhung erfuhren die Päpste je nach den Zeiten und Umständen und nach der persönlichen Gesinnung der geistlichen und weltlichen Häupter nicht selten auch tiefe Erniedrigung und entschiedenen Widerstand. Unter der ostgothischen Regierung waren sie fast noch weniger geachtet als unter der römischen; als aber Belisar's und Narses' Waffen dem Kaiser den Exarchat eroberten, so waren jene nichts weiter als Unterthanen von diesem und Justinian übte besonders an Vigilius sein Regentenrecht auf grausame Weise. Sie mußten für ihre Wahl des Kaisers Bestätigung nachsuchen, vor seinem Gerichte Recht nehmen und Abgaben an ihn zahlen. Aber sie trugen auch kein Bedenken bei Glaubensstreitigkeiten den Kaiser nebst seinem Hofpatriarchen zuweilen von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, und als nach Festsetzung der Longobarden in Italien (seit 568) die Päpste gegen die Bedrückungen derselben bei dem kaiserlichen Hofe vergeblich Hülfe suchten, erkannten sie, daß es Zeit sei, sich nach einem andern Herrn oder Beschützer umzusehn. Das Meiste erreichten die vier einflußreichsten römischen Bischöfe dieser ganzen Zeit: Innocenz I., Leo I., Gelasius I. und Gregor I. — Das Papstthum bildete sich völlig aus in seinem zweiten Zeitraume, vom Anfange der herrschaftlichen Rechte im Kirchenstaate bis zur Idee einer Universalmonarchie in der ganzen Christenheit (754—1073). Jetzt erfolgte Roms Abfall vom griechischen Kaiser und seine Verbindung mit dem neuen Könige der Franken. Als nämlich bei dem weitern Vordringen der Longobarden in Italien Stephan II. auch jetzt den Kaiser vergebens um Hülfe bat, erkannte er förmlich den von ihm gesalbten Frankenkönig Pipin als Schutzherrn an, welcher nach einem Feldzuge das wieder eroberte griechisch-italienische Gebiet (den Exarchat nebst Pentapolis) dem Bischofe von Rom überließ, ihn durch einen zweiten Zug (755) in Besitz der Schenkung setzte und sich zum Schutzherrn oder Patricius von Rom erklärte. Karl der Große bestätigte Hadrian I. die Pipinische Schenkung und legte am 25. Dec. 800 von Leo III. zum Kaiser gekrönt die Urkunde einer erweiterten Schenkung auf dem Grabe des heiligen Petrus nieder. Hierdurch war der P. ein Herr über Land und Leute, der jedoch mit unbestimmten Grenzen seiner Macht einen Lehnsherrn derselben über sich anerkannte. Allein wenn sich auch der P. in weltlichen Dingen als des Kaisers Vasall bekannte und unter den Karolingern nach seinem Gebote gewählt wurde, so galt doch der Kaiser in geistlichen Dingen für dem Papste unterworfen und konnte nur aus seiner Hand die Krone empfangen. Denn der Ritus römisch-bischöflicher Salbung und Krönung, der gleich ursprünglich bei der fränkisch-italienischen Königs- und der römischen Kaiserwürde eingeführt worden war, legte den Grund zu dem späterhin von Rom aus immer weiter ausgebildeten Vorurtheil für die Nothwendigkeit einer solchen kirchlich-religiösen Sanction. Auch suchten sich schon nach Karl's des Großen Tode die Päpste bei der Charakterschwäche Ludwig's des Frommen und unter den Thronstreitigkeiten seiner

Söhne der neuen Oberherrlichkeit zu entziehn, wozu sie unter Anderm die seit dem IX. Jahrh. immer mehr ausgeschmückte Erdichtung benutzten, daß Constantin der Große bei seiner Verlegung des Kaisersitzes dem Papste Sylvester den Besitz der Stadt Rom nebst Italien abgetreten habe, weil ihm das Unangemessene eingeleuchtet, daß ein irdischer Herrscher da eine Macht übe, wo der himmlische Herrscher dem Oberhaupte der Religion seinen Sitz angewiesen hätte. Mehr als diese Fabel von der **donatio Constantini**, deren Zweck war, durch Aufstellung eines weit ältern Rechtsgrundes die Verbindlichkeit gegen den fränkischen Oberherrn zu schwächen, wirkte aber die kirchenrechtliche Begründung der Papstherrschaft durch die pseudo-isidorische Decretalensammlung, welche in diesem Zeitraume ans Licht trat und ungeachtet ihrer Unächtheit gesetzliches Ansehn erlangte. Nikolaus I. (s. d. Art.) machte die erste Anwendung seines pseudo-isidorischen Anspruchs auf ein römisches Obergericht in der Ehescheidungssache des Königs Lothar von Lothringen und gegen Hinkmar von Rheims und Johann VIII. verkaufte sogar an Karl den Kahlen die Kaiserkrönung um selbst bestimmten Preis. Bald nach ihm aber sank das römische Bischofthum während der politischen Verwirrung Italiens (nach Abgang der karolingischen Kaiserdynastie) traurig herab und es trat in der ersten Hälfte des X. Jahrh. eine förmliche Pornokratie ein. Italien kämpfte mit sich selbst um seine Selbstständigkeit. Die Päpste waren zwar befreit von dem fremden Herrn, aber den Parteikämpfen der Römer und der italienischen Großen wehrlos hingegeben. Von Sergius III. an waren sie nur Werkzeuge in den Händen der toscanischen Partei, an deren Spitze neben dem Markgrafen Alberico von Toscana zwei Buhlerinnen standen, die ein halbes Jahrhundert hindurch den apostolischen Stuhl mit ihren Lieblingen, Söhnen und Enkeln besetzten. In der ersten Hälfte des X. Jahrh. allein regierten 13 Päpste. Selbst die Ottone vermochten nicht dauernd der Verwirrung zu wehren, bis endlich Heinrich III. erschien, welcher auf einer Synode zu Sutri (1046) die damalige päpstliche Trigamie (Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI.) löste und einen Deutschen, den Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II. wählen ließ, zugleich aber aufs Feierlichste das kaiserliche Bestätigungsrecht der Papstwahlen verkündigte. Von jetzt an sah man größtentheils Männer von ächt kirchlichem Charakter auf dem päpstlichen Stuhle, welche sicher und geehrt in Rom als allgemeine Bischöfe des Reichs zu einer großen kirchlichen Wirksamkeit gelangten, besonders seit der bessern Ordnung der Papstwahl, welche Nikolaus II. ausschließend den Cardinälen übergeben hatte. Sie sicherte der römischen Kirche den Besitz talentvoller Häupter und erleichterte die Fortführung eines und desselben Plans. Diesen großen und wohlberechneten Plan, mit allen Ideen, die ihn rechtfertigen, mit allen moralischen und materiellen Hülfsmitteln, die sein Gelingen befördern sollten, finden wir in den Gesetzen und Handlungen des großen Gregor VII., welcher durch Einführung des Cölibats, durch strenge Kirchenzucht, durch Bestreitung der Simonie und jeder Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen und durch schimpfliche Demüthigung Kaiser Heinrich's IV. Begründer einer geistlichen Universalmonarchie oder der Unterordnung des Staats unter der Kirche ward, als deren oberster Repräsentant der Bischof zu Rom als Statthalter Gottes auf Erden anerkannt werden sollte. — Das Papstthum erreichte den höchsten Einfluß in seinem dritten Zeitraume, von der Idee einer Universalmonarche in der ganzen Christenheit bis zur Verlegung des heiligen Stuhls nach Avignon (1073—1308). Dahin fallen die heiligen Kriege, durch welche die Päpste höher in der Meinung der Völker gestellt wurden, wiefern sie die oberste Leitung bei Ausführung einer Idee, die allmählig das ganze Zeitalter bewegte, erhielten und Sündenerlaß für das Ziehen ins feindliche Land verkauften. Vor den übrigen haben nach Gregor VII.: Urban II., Hadrian IV. und Alexander III. zu Friedrich's I. Zeit, dann Innocenz III., welcher das Papstthum

auf dem höchsten Gipfel der Macht erhob, Gregorius IX. und Innocenz IV., die furchtbaren Gegner Friedrich's II., endlich Bonifacius VIII. durch Kraft oder Anmaßung hervorgeglänzt. Alle Päpste von Hildebrand an waren ohne Widerspruch die obersten Häupter der Christenheit, alle strebten darnach, die Alleinherrscher derselben zu sein. Was frühere Päpste nur versucht hatten, das führten jene ihrem Zeitalter an Geist überlegene Männer mit Kraft und Kühnheit aus. Sie geboten den Cölibat allen Priestern und verboten den Bischöfen, die Investitur oder Belehnung mit Ring und Stab von Königen und Fürsten zu nehmen, um durch unabhängige Kirchenoberhäupter in jedem Staate über das Wichtigste entscheidend mitzusprechen; sie entsetzten Könige und entbanden alle Bürger des Unterthaneneides, wenn ein Fürst wegen Vergehen oder Versehen gegen Rom in den Kirchenbann fiel; sie belegten ganze Länder mit dem Interdicte, zettelten Aufruhr an und brachten den Letzten der Hohenstaufen aufs Blutgerüst; sie errichteten gegen die Ketzer die Inquisition, die Tortur und die brennenden Scheiterhaufen als Auto da Fe; sie bildeten sich in den Bettelmönchen eine geistliche Miliz und machten die päpstliche Gewalt durch Legaten und Nuntien allgegenwärtig in allen Ländern. Auch ruhte das Papstthum damals insgemein noch fest auf der öffentlichen Meinung. Es galt als eine Schutzwehr aller Gewalt Leidenden und war mit aller Majestät des Geistes bekleidet, der die Gewaltigen der Erde zügelt und ein höheres Recht als das Unrecht der Gewalt geltend macht. Doch ging auch schon damals eine Sage in der Kirche von des Papstthums einstmaligem Untergange. Eine Weissagung, die dem Erzbischofe Malachias von Armagh zugeschrieben wird, charakterisirt mit kurzem, dunkeln, bildlichen Wort die kommenden Päpste seit Cölestin II. bald mehr, bald minder glücklich, und so viele Jahrhunderte seitdem haben sie noch nicht zu Schanden gemacht; denn noch fehlen 12 Päpste, bevor der letzte Papst in großer Trübsal die Kirche regieren und die Stadt der 7 Hügel zerstört werden soll (Hase, „Kirchengeschichte" 239 f.). Das Papstthum befand sich am Ende dieser Periode im Zenith seiner Herrlichkeit. Von eben diesem Zeitpunkte aber beginnt dessen allmähliges Sinken. Schon der tollkühne Bonifazius VIII., welcher Gregor VII. und Innocenz III. an Keckheit noch übertraf und es unternahm, auch Frankreich zu überwältigen, ward durch König Philipp's des Schönen gewaltthätige Hand gedemüthigt und so gemißhandelt, daß der Hochmüthige aus Verzweiflung im Wahnsinne starb. Gleich darauf wurde der heilige Stuhl von Rom nach Avignon versetzt. — Das Papstthum erhielt einige Erschütterungen zunächst in seinem vierten Zeitraume, von Verlegung des heiligen Stuhles aus Rom nach Avignon (babylonisches Exil der Päpste 1309—1378) bis zur Reformation (1307—1517). Diese Verlegung des Sitzes schadete den Päpsten ungemein; denn sie wurden nun völlig von den französischen Monarchen abhängig und das Widerstreben der fremden Höfe gegen die auch in der Gefangenschaft fortdauernden Anmaßungen des Papstes, in welchem man jetzt mehr einen französischen Vasallen, als das Haupt der Kirche erkannte, wurde entschlossener und kräftiger. Dazu kam, daß die bewilligten Freiheiten der gallicanischen Kirche ein verderbliches Beispiel gaben; daß die Einkünfte aus Rom ausblieben und daß die Ersatzmittel der Annaten, Reservationen, Provisionen, Expectativen, Präbendenverkäufe, Indulgenztaxen, Exactionen der apostolischen Kanzelei, Palliengelder, Dispensen und Ablaßkrämerei immer drückender und verhaßter werden mußten. Die endliche Rückkehr des Papstes nach Rom hatte ein noch größeres Übel zur Folge, das päpstliche Schisma nämlich von 1378—1409, welches erst durch das Concil von Kostnitz ganz gelöst ward. Die öffentliche Meinung sprach jetzt durch mächtige Stimmen ihre Mißbilligung über die Vermischung der geistlichen und weltlichen Gewalt aus; in Concilien, in Schriften und auf den Kathedern forderte man eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern. Dennoch gab das Papstthum, obwohl innerlich erkrankt,

äußerlich noch immer starke Beweise seiner Macht. Noch sprachen die Päpste (wie Johann XXII. und Clemens VI.) über Könige und Kaiser den Bann; noch entschieden sie durch Unterstützung der Gegenkönige die Schicksale der Reiche; noch verhinderten sie (auf dem kostnitzer Concilium) die Reformation an Haupt und Gliedern; noch zogen sie vom baseler Concilium allmählig die Regenten Europas ab; noch erhielten sie durch Concordate (wie die aschaffenburger oder wiener Concordate) die feierliche Anerkennung vieler Geldforderungen und Privilegien, welche vorher die Gewohnheit gegeben, aber ungewiß gelassen hatte; noch beförderten sie ihre Nepoten zu den höchsten Würden der Kirche und der benachbarten Staaten; noch theilten sie nach Entdeckung Amerikas durch eine Linie unter Könige die Länder, welche bereits gefunden waren und noch gefunden werden könnten. Aber die heiligen Väter und Statthalter Christi, Julius II. in seinem Kriegersinn, Alexander VI. in seiner Schändlichkeit, Leo X. in seiner Schwelgerei, zeigten, daß von ihrem Sitze die geforderte Reformation der Kirche niemals ausgehen werde.— Die heftigsten Erschütterungen erhielt das Papstthum in seinem fünften Zeitraume, von der Reformation bis zum Anfange der französischen Revolution (1517—1789). Die Reformatoren vollbrachten das Riesenwerk, wodurch fast die Hälfte des Occidents vom Papste losgerissen ward. Zwar begünstigte dieser, um den Neuerungen in Glaubenssachen und im Kirchenwesen Schranken zu setzen, einen neuen Orden, welcher sich „von der Gesellschaft Jesu" nannte, und suchte durch Missionen in andern Welttheilen den Abfall in Europa zu ersetzen; aber weder dieß noch die Reaction der tridentinischen Kirchenversammlung, noch auch die hierarchischen Bestrebungen und Anstrengungen eines Clemens VII., Paul III. und IV., Pius IV. und V., Gregor XIII., Sixtus V., Gregor XIV., Clemens VIII., Urban VIII. u. A. vermochten das Ansehn des apostolischen Stuhls wiederherzustellen. Clemens XI., Benedict XIII. und Clemens XII. machten nur, wie ihre Vorgänger seit der Reformation und noch mehr seit dem dreißigjährigen Kriege die Erfahrung, daß namentlich ihr Einfluß auf die Staatsangelegenheiten dahin sei. Das Sinken der kirchlichen Auctorität auch in katholischen Ländern erfolgte zwar später, als das der politischen, begann aber gegen Mitte des XVIII. Jahrh. sogleich mit dem entscheidenden Zeichen einer fortgeschrittenen Zeit mit einem Kriege gegen die Gesellschaft Jesu (s. d. Art. Jesuiten). In Wechselwirkung mit diesem Ordenskriege stand ein Angriff ebenfalls von katholischer Seite auf den Papst selbst durch die freisinnige Schrift des Joh. Nikolaus von Hontheim (**Justus Febronius**), deren schnelle Verbreitung selbst das päpstliche Anathema nicht hindern konnte. In Folge der neugewonnenen kirchenrechtlichen Einsichten und des gelungenen Angriffs auf den mächtigsten Orden ward in den katholischen Fürsten und deren Räthen die Idee selbstständig zu unternehmender Reform der Kirche neu geweckt und besonders dadurch zur Ausführung gebracht, daß in mehrern Ländern die Jesuiten vertrieben und die Inquisition und viele Klöster aufgehoben wurden. Namentlich war es Joseph II., welcher in den östreichischen Erbstaaten eine ganz neue Kirchenverfassung nach dem Grundsatze des Territorialsystems schuf, nach welchem der Papst nur Mittelpunkt der Glaubenseinheit, Kirchenregent jedes Landes aber nur der Landesherr sein soll. Nach solchen Vorgängen erfolgte der Verfall des Papstthums und nahte es dem Untergange in seinem sechsten Zeitraume, vom Anfange der französischen Staatsumwälzung bis zur Zeit der Restauration (1789—1814). Frankreich war es, von welchem das Papstthum die empfindlichsten Demüthigungen erfuhr. Die Nationalversammlung von 1789 setzte fest, daß mit dem sichtbaren Oberhaupte der allgemeinen Kirche zu Rom, welchem beiläufig Avignon genommen wurde, keine andere Verbindung, als Zusicherung der Glaubenseinigkeit stattfinden solle. An die Stelle der katholischen Religion trat in diesem Lande sogar kurze Zeit Atheismus, bald eine Vernunftreligion. Napo-

leon aber überzog den Kirchenstaat mit Heeresmacht, dessen dritten Theil der P. im Frieden zu Tolentino abtreten mußte. Was Machiavelli von seiner Zeit weissagend schrieb, daß die Päpste, einst ehrwürdig und furchtbar durch geistliche und weltliche Macht, nachdem sie beide gemißbraucht, die eine gänzlich verloren hätten und hinsichtlich der andern fremder Willkühr anheimgegeben seien, schien erfüllt. Unter Berthier's Waffen ward (1798) eine römische Republik errichtet und der P. gezwungen aller weltlichen Herrschaft zu entsagen. Ja es kam endlich so weit, daß Pius VII. nach Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich verhaftet und nach Savona deportirt ward. Vom gänzlichen Untergange ward das Papstthum durch den Sturz des hohen Kriegsfürsten so wie dadurch gerettet, daß es den katholischen Mächten als ein sanftes Werkzeug zur Beruhigung der Völker und zur Sicherung der Alleinherrschaft erschien. Daher sie sich auch veranlaßt fanden, auf einige Wiederverstärkung des Papstthums zu dringen. Nach seiner Wiedereinsetzung nahm der heilige Vater wieder einen ernsteren, festeren Ton an; doch schloß ihn die heilige Allianz, so wie den Sultan, von ihrem Bunde aus. Die ersten Lebenszeichen, welche er seitdem von sich gab, waren Restitution der Inquisition, der Jesuiten und anderer geistlichen Orden, Bibelverbote, Concordate, Protestation auf dem Congresse zu Wien, Geltendmachung der Dogmen von alleinseligmachender Kirche, gemischten Ehen, Ketzern und Schismatikern, hartes Verfahren gegen liberale Katholiken (Wessenberg), Beharrung auf Cölibat, Proselytenmacherei, Missionen 2c. Daß aber dennoch weder die vollkommene Herstellung der alten Papstrechte, noch die bestimmte öffentliche Aufnahme des Ordens Jesu durchgängig gelang, davon trugen die Schuld wenigstens nicht Pius' VII. Nachfolger: Leo XII., Pius VII. und Gregor XVI. — So hat sich denn durch solche Handlungsweise abermals bewährt, was immer die Hauptmaxime des römischen Hofes war, von seinen Behauptungen und Aussprüchen nie das Mindeste aufzugeben, sondern damit nur die gelegene Zeit abzuwarten. Und in der That, will Rom Rom bleiben, so kann es keinen andern Geist, als den der Finsterniß und Herrschsucht annehmen, welcher keineswegs durch die Zeit milder geworden ist; denn es schweigt nur, wenn es sich schwach fühlt, und erwartet seine Zeit; aber es kann nichts aufgeben, ohne alles zu verlieren. So lange es keine katholische Kirche gibt ohne einen Papst, so lange ist die römisch-katholische Kirche nothwendig in einer kriegerischen Stellung gegen die evangelische; deren ganzer Besitzstand gilt für Usurpation, ihr Dasein selbst für illegitim; die ketzerischen Fürsten sind in Roms Augen nur Usurpatoren ihrer Reiche. Rom macht ihnen noch immer Bedingungen, unter denen sie einstweilen über die Gläubigen herrschen dürfen. Dieß ist römischerseits der Sinn der Concordate. (Worte Tittmann's, aus seiner Schrift: „Die evangelische Kirche im Jahre 1530 und 1830 pragmatisch dargestellt", Leipz. 1831). Vergl. Archib. Bower, „Hist. of Papes" (Lond. 1750 sqq. 4. Übersetzt und fortgesetzt von Rambach, Magdeb. und Leipz. 1751 ff. 10 Bde. 4.); Ch. W. Fr. Walch, „Entwurf einer vollständigen Historie der Päpste" (2. Aufl. Götting. 1758); Nehr, „Geschichte des Papstthums" (Leipz. 1801. 2 Thle.); Spittler's „Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums", herausgeg. von Gurlitt (Hamburg 1828); C. J. Weber, „Das Papstthum und die Päpste" (Stuttg. 1835. 3 Thle.); Leop. Ranke, „Fürsten und Völker von Südeuropa im XVI. und XVII. Jahrh." (2. Bd.: „Die römischen Päpste", Berl. 1834); J. F. Schneller, „Papstthum", in Pölitz's Jahrbüchern der Geschichte und Statistik. Febr. 1828. S. 177 ff. 63.

Papstwahl oder die Art und Weise des Verfahrens bei der Einsetzung eines neuen Papstes geschah ursprünglich wie die aller Bischöfe vor drei Personen aus dem Klerus, einem auswärtigen Bischofe nebst zwei Presbytern, seit dem III. Jahrh. vor drei benachbarten Bischöfen. Aber gültig wurde die Wahl der vom obersten

Klerus Präsentirten erst durch die Genehmigung der Gemeinde. Die griechischen und später seit Karl dem Großen die römischen Kaiser hatten das Recht der Bestätigung, welche aber seit dem Concordate zu Worms (1122) aufhörte. Nikolaus II. (s. d. Art.) entzog auf einer Synode zu Rom (1059) die P. aller Einmischung der Laien und übergab sie auf immer dem Collegium der römischen Cardinäle. Alexander III. verordnete, daß zwei Drittheile der Cardinäle zu einer gültigen P. erfordert würden. Gregor X. endlich setzte auf einer Synode zu Lyon (1274) die Ordnung der P. fest (s. Conclave), die jedoch erst von 1294 an dauernd beobachtet worden ist. Der gewählte Papst nimmt einen andern Namen an, jedoch mit Ausschluß des Namens Petrus. Übrigens kann nur dann ein Cardinal zu dieser Würde gewählt werden, wenn er von Geburt ein Italiener, mit keiner regierenden Familie verwandt und wenigstens 55 Jahr alt ist. 63.

Papus, s. Negrillos.

Papyrographie, s. Steindruck.

Papyrus, s. Papier.

Parabase, Vortretung, Abschweifung, hieß in der Komödie der Alten die jedesmalige Stelle, in welcher der Chorführer die Zuschauer selbst anredete; daher überhaupt eine Rede an das Publicum. In der Rhetorik ist es s. v. a. digressio, das Abspringen von einem Gegenstande zum andern. 84.

Parabel (von dem griechischen παραβολή, Vergleichung) nennt man eine Erzählung in Gleichnissen. Sie unterscheidet sich von der Fabel, in deren Gebiet sie jedoch nicht selten überstreift, dadurch, daß sie sich mehr in dem Kreise der Wirklichkeit bewegt und ihre Gleichnisse lieber aus der Ideenwelt der Menschen, als aus dem Thierreiche hernimmt. An bildlicherweise erfundenen Beispielen macht sie eine Lehre, religiöser, meist aber moralisch praktischer Natur, anschaulich und tritt vom erbaulichen Standpunkte her aus der volksthümlichen Lebensweisheit des zu veranschaulichenden Rechten und Wahren in die Poesie als eine freie Kunst des zu gestaltenden Schönen. Man darf die P. nicht als gleichbedeutend mit der Allegorie nehmen; denn in der letztern verschwindet das Urbild der Vergleichung vor unsern Blicken, in der P. aber steht es unverhüllt da. Dieses Urbild muß nicht immer eine allgemeine Wahrheit sein, auch ein einzelner Gegenstand oder Vorfall kann dazu dienen, um Ähnliches durch ihn zu erläutern. Die P. verträgt keinen höhern poetischen Schwung und ist der didaktischen Gattung der Dichtkunst beizuzählen. Treffliche Parabeln finden sich in dem alten und neuen Testamente und überhaupt neigen sich die Morgenländer mit entschiedener Vorliebe zu dieser Darstellungsweise hin. In der neueren Zeit haben nur die Deutschen den Begriff der P. richtig aufgefaßt und Herder's und Krummacher's Parabeln können als Muster gelten. — Unter P. versteht man auch nicht selten ein einzelnes Gleichniß und dann verhält sie sich zur eigentlichen P. (Gleichnißrede) wie die Metapher zur Allegorie. — Parabolisch nennt man alles Gleichmäßige. 66.

Parabel, lat. parabola; fr. parabole; engl. parable, ist eine zwischen einer bestimmten geraden Linie und einem bestimmten Punkte gelegene krumme Linie, in welcher jeder Punkt derselben von diesem bestimmten Punkte und dieser bestimmten geraden Linie stets gleichen Abstand hat. Sie entsteht in einem Kegel, wenn der Schnitt parallel mit der Seite des Kegels geführt wird (s. Kegelschnitte). Die bestimmte gerade Linie heißt die Directrice, der bestimmte Punkt der Brennpunkt, die Senkrechte, welche von der Directrice durch den Brennpunkt geht, die Achse, der Punkt der P., welcher sich in der Achse befindet, der Scheitel und die vom Scheitel aus zu beiden Seiten sich bildenden unbegrenzten Theile die Zweige oder Schenkel der Parabel. Jede vom Brennpunkte nach dem Umfange der Curve gezogene Gerade heißt Radius vector oder Brennstrahl oder Zuglinie; jede von irgend einem Punkte der Curve auf die Directrice gefällte

Senkrechte ein Abstandsperpendikel desselben; jede durch einen Punkt der P. gezogene unbegrenzte gerade Linie, welche rückwärts verlängert die Directrice rechtwinkelig durchschneidet, Durchmesser der P.; der doppelte Abstand des Brennpunktes von der Directrice, der Parameter des P., und ist nothwendig eine positive Größe, woraus sich ergibt, daß die Abscissen ebenfalls positiv sind. Die P. gehört zu den unbegrenzten Curven; denn mit den Abscissen wachsen auch die Ordinaten ins Unendliche. Die Schenkel der P. biegen sich unaufhörlich gegen die Abscissenachse; denn die Ordinaten wachsen wie die Quadratwurzeln aus den Abscissen. Die P. erstreckt sich zu beiden Seiten der Achse völlig symmetrisch; denn für jede positive Abscisse sind zwei Ordinaten von gleicher Länge, aber entgegengesetzter Lage vorhanden. Jede gerade Linie, welche mit der P. nur einen Punkt, den Berührungspunkt, gemein hat, heißt eine Tangente. Das Stück der Achse, welches zwischen dem Durchschnittspunkte einer Tangente mit der Achse und dem Punkte, in welchem die Achse von der Ordinate des Berührungspunktes geschnitten wird, heißt die Subtangente. Ein Perpendikel auf eine Tangente durch den Berührungspunkt heißt Normale. Das Stück der Achse, welches zwischen der Ordinate des Berührungspunktes und der Normale liegt, heißt die Subnormale. Die Lehrsätze für die P. sind folgende: 1) Eine gerade Linie kann die P. höchstens in zwei Punkten schneiden; 2) die senkrecht durch die Achse geführten Sehnen werden von jener halbirt; 3) eine gerade Linie, welche den an einem Punkte der P. von der Zuglinie und dem Abstandsperpendikel gebildeten Winkel halbirt, ist Tangente derselben an diesem Punkte; 4) die Subtangente eines Punktes der P. ist seiner doppelten Abscisse gleich; 5) die Normale der P. ist die mittlere geometrische Proportionale zwischen der Zuglinie und dem Parameter; 6) die Subnormale ist dem halben Parameter gleich; 7) die Ordinate der P. ist mittlere Proportionale zwischen der Abscisse und dem Parameter; 8) die Tangente ist die mittlere Proportionale zwischen der doppelten Zuglinie und der doppelten Abscisse des Berührungspunktes; 9) eine Senkrechte aus dem Brennpunkte auf die Tangente ist die mittlere Proportionale zwischen der Zuglinie und dem vierten Theile des Parameters; 10) der Flächenraum eines Parabelsegments beträgt $\frac{2}{3}$ des auf der Sehne errichteten, das ganze Segment einschließenden Parallelogrammes; 11) jeder der Achse parallele Durchmesser der P. halbirt die der Tangente des Scheitelpunktes parallel gezogenen Sehnen; 12) für jeden Durchmesser der P. verhalten sich die Quadrate der Ordinaten wie die zugehörigen Abscissen. Parabeln höherer Art oder Paraboloiden nennt man Curven, deren allgemeine Gleichung $a^m x^n = y^{m+n}$ ist. So sind quadratische P., deren Gleichung $a x = y^2$, cubische P., deren Gleichung $a^2 x = y^3$, biquadratische oder sursolide P., deren Gleichung $a^3 x = y^4$ rc. ist. **Parabola cubicalis secunda**, oder **Paraboloides semicubicalis** heißt diejenige, deren Gleichung $y^3 = ax^2$ ist. Divergirende Parabeln sind diejenigen, deren Tangenten immer mehr divergiren, je länger der Bogen genommen wird. Diejenigen Curven, deren Gleichung $y = a + bx + cx^2 + dx^3 + \ldots + mx^m$ ist, heißen parabolische Curven. Was eine Beziehung auf eine P. hat, heißt parabolisch; daher hat man: parabolische Asymptoten, parabolische Conchoiden, parabolischen hufförmigen Abschnitt, parabolisches Conoid, d. i. ein durch Umdrehung einer P. um ihre Axe entstehender Körper; parabolisches Pyramidoid, parabolische Spindel oder Linse; parabolische Spirale, parabolischen Spiegel rc. Archimedes war der Erste, der die Quadratur der P. fand; Galilei aber gab zuerst an, daß entweder parallel oder schief mit dem Horizonte geworfene Körper eine P. beschrieben; Blondel wendete die P. zuerst zum Bombenwerfen, Wolf zur Figur der Brennspiegel, Descartes zur Construction der algebraischen Gleichungen des dritten und vierten Grades an und Nicander und Chapman (in Schweden) wiesen nach, daß

alle Werkzeuge, welche in festen und flüssigen Körpern einen Widerstand überwinden müssen, am besten wirkten, wenn dieselben parabolisch gestaltet wären, wie z. B. die Spaten, Pflugschaare, Drillbohrer, Schiffsankerflügel, Dämme, Ausgußrinnen 2c. 40.

Parabrahma, s. Mythologie der Hindu.

Paracelsus, eben so berühmt als berüchtigt als Astrolog, Goldkünstler, Theosoph, Chemiker, Arzt und Gründer eines medicinischen Systems, der sich mit seinem ganzen Namen Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus a Bombast in Hohenheim nannte, war (vielleicht ums Jahr 1493) in Einsiedeln bei Zürich geboren. Sein Vater, ein Alchymist und Arzt, unterrichtete ihn zuerst in der Medicin und in seinen übrigen Künsten; hierauf zog er, wie die **scholistici vagantes** damals zu thun pflegten, im Lande umher, stellte die Nativität, citirte Todte und gab sich mit Goldmachern ab. Die Medicin erlernte er bei einigen Klostergeistlichen; daß er einige Universitäten besucht hat, versichert er zwar, doch ist nicht bekannt welche? jedenfalls konnte ihm ein geregeltes Studium nicht viel nützen, da er keine Schulkenntnisse besaß. Während dieses herumschweifenden Lebens diente er eine Zeit lang als Militairarzt in den Niederlanden, Italien, Dänemark und begab sich hierauf auf lange Reisen, wie er selbst sagt, nach Spanien, Portugall, Preußen, Polen und Siebenbürgen; ja er soll sogar nach Einigen in Ägypten und der Tartarei gewesen sein. Vorzüglich lange hielt er sich aber in Ungarn auf, in welchen Ländern allen es ihm weniger um den Umgang mit Gelehrten zu thun war, als um die Bekanntschaft von Astrologen, Alchymisten, Scharfrichtern, Zigeunern, alten Weibern u. s. w., deren Geheimniß und wundervolle Curen er sich zu eigen zu machen suchte. So kam er erst in seinem 33. Jahre wieder nach Deutschland zurück, wo er durch seine glückliche Curen, noch mehr aber durch seine Prahlerei außerordentliches Aufsehen erregte und daher von den Laien eben so sehr gesucht, als von den Ärzten verfolgt wurde. Diese Berühmtheit verschaffte ihm im Jahre 1526 eine Anstellung als Professor der Physik und Chirurgie an der Universität Basel. Hier lockten die neue Art, mit der er seine Kunst lehrte, die beständigen Verweisungen auf seine großen und glücklichen Curen, das Prahlen mit vorgeblichen Arcanen, die das Leben verlängern und alle Krankheiten ohne Unterschied heben sollten, endlich sein Vortrag in deutscher Sprache eine Menge leichtgläubiger, unwissender junger Leute in seinen Unterricht. Allein dieser Beifall dauerte nur kurze Zeit; mehrere unglückliche Curen schmälerten seinen Ruf, wozu seine niedrige, schmutzige Lebensart, seine Trunksucht nicht wenig beitrugen und so kam es, daß er bereits zu Ende 1527, nachdem er bei einer Streitigkeit den Magistrat geschmäht hatte, Basel eiligst verlassen mußte, worauf er seine herumschweifende Lebensart wieder anfing. Er begab sich nach Colmar, war später zu St. Gallen, Augsburg, in Böhmen, wo er durch die durch seine Schuld unglücklich abgelaufene Cur des Marschalls Johann von Leippa sich große Nachrede zuzog, später in Ungarn, Kärnthen, bis er endlich 1541 im Hospital zu St. Stephan in Salzburg sein unruhiges Leben beschloß. — Sehr verschieden sind die Urtheile, die über P. gefällt worden sind und noch jetzt sind die Stimmen über ihn getheilt; jedoch überwiegt in neuester Zeit die ihm zu Theil werdende Anerkennung seines Strebens. Suchen wir aus den über ihn gehäuften Verläumdungen und Lobeserhebungen das Wahre auszumitteln, so dürfte es darin bestehen, daß P. ein Mann von vorzüglichen Geistesanlagen und heftigen Leidenschaften war, der aber, da es ihm an guter Erziehung und Unterricht fehlte, jene nicht gehörig auszubilden und diese nicht zu beherrschen vermochte. Daher trieb ihn sein Wissensdurst zu den sonderbarsten Mitteln, ihn zu befriedigen; seine herumschweifende Lebensart, sein Verkehr mit Leuten, die in der Leichtgläubigkeit und Unwissenheit Anderer ihre Existenz zu begründen suchten, als Astrologen, Alchymisten und an-

dern Betrügern konnte aber der Reinheit seiner Sitten durchaus nicht förderlich sein. Indem er jedoch seine Kenntnisse nur mit großer Mühe und Aufopferung zu sammeln im Stande war, überschätzte er seine Anstrengungen und sah mit Wegwerfung auf die herab, die vor ihm denselben Weg gewandelt waren. Trotz dieser Hindernisse aber, die ihm bei der Ausbildung seiner geistigen Kräfte im Wege standen, gelang es ihm, einen tiefern Blick als irgend einer seiner Vorgänger in die Natur und in das Verhältniß des menschlichen Organismus und seiner Krankheiten zu ihr zu thun; er hat sich dadurch, daß er diese Beziehungen so klar aufgefaßt hat, ein unsterbliches Verdienst erworben und die Medicin auf den Weg geführt, der jetzt immer noch als der zu ihrer Vervollkommnung dienlichste angesehen wird. Der Umstand, daß man bei dem frühern niedern Stande der Wissenschaft die Lehre des P. nicht verstanden hat, ist großentheils an den vielen Verläumdungen Schuld, mit denen man ihn überhäuft hat. — Außer diesen Verdiensten ist er auch als derjenige anzusehn, der zuerst von einer Menge mineralischer Mittel, vorzüglich der Mercurial- und Antimonialsalze, bei Heilung der Krankheiten Gebrauch gemacht hat, so wie er auch unbestreitbare Verdienste um die bessere Kenntniß der venerischen Krankheit besitzt. Indem er aber die Medicin auf Philosophie gründen und in die Tiefen der Natur mittelst des Lichts der Religion dringen wollte, verflocht er mystische, kabbalistische, theosophische Elemente, Magie und Mantik, zu einem Chaos. Gott ist ihm die Quelle alles Wissens durch Erleuchtung, auch der Limbus, der den Samen aller Dinge enthält; der Mensch ist ein Mikrokosmus, die Urelemente der Dinge sind Salz, Schwefel und Quecksilber, aus denen durch 4 verschiedene Scheidungen die Dinge hervorgehen. Durch das All geht eine große Harmonie, daher auch ein siderischer Einfluß auf den Menschenkörper. Dieß ungefähr die Hauptsätze der Lehre des P., über den man vergl. Schröckh's „Lebensbeschreibungen" (Bd. I. S. 42.); Kreuzer's und Daub's „Studien" (Bd. I.); Sprengel's „Geschichte der Arzneikunde" (III. Thl.); Rixner's und Siber's „Beiträge zur Geschichte der Physiologie" (Sulzbach, 2te Aufl. 1829. 1. H.); C. H. Schulz „Die homöopatische Medicin des Theophrastus Paracelsus" (Berlin 1831). Seine Werke erschienen zu Basel 1589. 10 Bde. 4., Straßburg 1616—1618. 3 Bde. Fol., vollständig zu Genf 1658. 3 Bde. Fol. 80.

Paradies, ein ursprünglich persisches Wort (Sanskrit paradischa), bezeichnet dasselbe, was wir unter Park verstehen; es wurde aber schon frühzeitig vorzugsweise von dem Aufenthalte der ersten Menschen gebraucht, welchen sich die morgenländische Phantasie als einen mit allen Genüssen reich ausgestatteten Lustort dachte. Denn die selbst in unsern Tagen noch häufig ausgesprochene Idee, daß das Menschenleben sich immer trauriger gestalte, war schon dem Jugendalter der Menschheit eigenthümlich und vermochte sie rückwärts schließend, sich ihren Anfang als höchst glücklich zu denken (das bei allen Völkern vorkommende goldene Zeitalter). War aber die ganze Richtung der frühern Menschen überhaupt eine mehr sinnliche, wie sie sich in allen Mythologien abspiegelt, so mußte es vorzüglich die der weichlichen Orientalen sein, welche noch jetzt den Sinnengenuß für das Höchste achten, und daher entsprang die Idee jenes reizenden Aufenthaltes, in welchem die mit allen Verhältnissen des geselligen Lebens unbekannten ersten Menschen in Unschuld der schönsten Genüsse theilhaftig wurden. Zwar erkennt auch die Vernunft die Nothwendigkeit, daß die Menschheit ihren Ursitz in reichbegabten Gefilden hatte, wo die Natur von selbst Alles bietet; wir dürfen aber bei der Ansicht des Alterthums über das P. an ein philosophisches Nachdenken nicht denken, sondern eben, weil bei Verluste desselben überall der Eintritt physischer Leiden hervorgehoben wird, jene Idee nur als ein Product der Phantasie uns vorstellen, welche aus der Wehmuth über die menschliche Schwachheit erzeugt und in der Sehnsucht nach größerer irdischen Seligkeit die Verhältnisse des gegenwärtigen Lebens als eine Strafe für den Abfall von der Gott-

heit ansieht und somit das P. mit den üppigsten Farben ausschmückt. Der Ursprung dieser Vorstellung ist aber, wie die Benennung selbst, in dem gartenreichen Persien zu suchen und selbst die biblische Beschreibung des P. (Eden, d. i. Wonne, Lieblichkeit) kann nur dahin passen. Denn wenn auch die vielfachsten Untersuchungen und etymologischen Deutungen zu Genüge bewiesen haben, daß es unmöglich ist, die Angaben der biblischen Erzählung mit dem wirklichen Befunde einer jener Gegenden zu vereinigen; so ist doch die Ähnlichkeit der angegebenen Flußnamen mit den bekannten späterer Zeiten Fingerzeig genug, um die übrigen geographischen Unrichtigkeiten, dergleichen man bei dem viele Jahrhunderte später lebenden Homer ganz natürlich findet, zu entschuldigen. Es scheint nämlich die Idee von dem persischen Götterberge Albordsch, als dem Mittelpunkte der Erde, von welchem alle Hauptströme der Welt ausgehen, hier die Grundidee gegeben und man bei geographischer Unkenntniß die 4 Hauptströme des Paradieses als aus einer Quelle fließend sich gedacht haben. Die vier erwähnten Flüsse (Pischon = Araxes [Phasis] bei Chawila [Kolchis], Gihon = Oxus (s. d. Art.) bei Kusch d. i. Baktra, Hidekel = Tigris, Phrath = Euphrat) setzen also das P. in den gesegnetsten Theil des persischen Reichs, den schönsten Rosengarten der Erde, ohne daß die Urkunde selbst genauere Begrenzung angeben wollte. — Die Sehnsucht nach dem verlornen P. hat sich übrigens mit dem Glauben an die Unsterblichkeit verschmolzen und daher ist der Name P. auf den Ort der Seligen übergetragen worden, wie selbst Jesus sich darüber äußert (Luk. 23, 43); doch können wir in dieser Beziehung den Begriff nur in geistiger Bedeutung verstehen, während der Islam wirklich ein sinnliches P. verheißt. 23.

Paradies (Maria Theresia), eine bekannte Clavierspielerin, geb. den 15. Mai 1759 zu Wien, hatte das Unglück in ihrem 3. Jahre zu erblinden, erhielt aber dessenungeachtet, da Neigung und Talent große Hoffnungen erregten, zeitig Unterricht in der Musik und trat bereits im 11. Jahre als Solosängerin in Pergolese's „stabat mater“ mit so großem Beifall auf, daß ihr die Kaiserin Maria Theresia einen Jahrgehalt von 200 Gulden aussetzte. Unter Kotzeluch's Leitung vervollkommnete sie sich hierauf im Klavier- und Harmonikaspiel bald so sehr, daß sie über 50 Concerte auswendig öffentlich vorzutragen vermochte. Nachdem sie von einer im Jahre 1784 nach London, Paris und Brüssel unternommenen Kunstreise nach Wien zurückgekehrt war, beschäftigte sie sich vorzugsweise mit der Composition von Sonaten, Cantaten, Liedern und selbst Opern, die sie Note für Note in die Feder dictirte. Sie starb den 1. Febr. 1824 als Vorsteherin einer durch sie gegründeten musikalischen Lehranstalt. 36.

Paradiesvogel, lat. paradisea; franz. oiseau de paradis; engl. bird of paradise, auf Neu-Guinea und den benachbarten Inseln einheimisch, erreicht die Größe eines Staars, hat einen starken, vorn etwas gebogenen Schnabel, an dessen Wurzeln sich sammetartige Federn befinden, und zeichnet sich nicht blos durch den schönen Glanz seiner Federn, sondern auch durch den schwanzförmigen Federbusch unterhalb der Flügel, der die Länge des Vogels weit übersteigt, und die 2 noch längern in Gestalt von Fäden herabhängenden Schwanzfedern aus. Man zählt mehrere Arten der P. und namentlich ist der gemeine P. (apoda) bekannt, dessen Federn am Kopfe einen goldgelben, am Unterhalse einen goldgrünen, am übrigen Körper einen bräunlichen Glanz von sich geben. Meist werden die Federn zum Kopfputze der Frauen verwendet und da man den Vögeln, ehe sie versendet werden, die Füße abschneidet, so entstand die Fabel, daß sie keine Füße hätten und unaufhörlich in der Luft schweben müßten. 35.

Paradiesvogel ist ein kleines Sternbild am südlichen Himmel, zu welchem Halley und Bayer 11 Sterne rechnen. 13.

Paradigma (παράδειγμα), Beweis, Beispiel, heißt in der Grammatik

jedes Wort, an dessen Flexion die anderer Wörter gleicher Form und Art veranschaulicht wird. Auch ein Musterwerk heißt P. und außerdem kommt beim Unterrichte die paradigmatische Methode (durch Beispiele) und in der Logik der paradigmatische Schluß vor. 84.

Paradox (παράδοξος) nennt man alles das, was wider die gewöhnliche Meinung und Erwartung ist, das Sonderbare, Auffallende, Wunderbare. Namentlich wird so auf dem Gebiete der Wissenschaft jede Behauptung genannt, welche der gewöhnlichen, allgemein für wahr gehaltenen Ansicht zuwiderläuft. Paradoxa sind also kühne, von dem gewöhnlich Angenommenen abweichende Sätze oder Behauptungen, die aber nicht immer unwahr und verwerflich sind. Unter den alten Philosophen zeichneten sich besonders die Stoiker durch Aufstellung von dergleichen paradoxen Behauptungen (z. B. daß der Weise allein frei, reich, ein König 2c. sei) aus. Von Cicero hat man eine Schrift unter dem Titel: „**Paradoxa**,“ worin er sechs solcher Sätze philosophisch zu rechtfertigen sucht. 63.

Parănese (παραίνεσις), Warnung, Rath, Lehre, nennt man in der Rhetorik eigentlich den Übergang von der Beweisführung zur Anwendung, von dem theoretischen zum praktischen Theile, worin man die Zuhörer auf das Folgende aufmerksam macht. Doch kann die P. auch in den Epilog verwebt sein. Dann gebraucht man das Wort für den praktischen Theil der Rede (Predigt) selbst, weßhalb es auch s. v. a. Erbauung überhaupt bezeichnet. 84.

Paragraph war ursprünglich in den Schriften der Alten ein Zeichen am Rande, ein Strich mit einem darübergesetzten Punkte und wurde zuerst bei den Dramen gebraucht, um Anfang und Ende der Parabase zu bezeichnen; doch mag es wohl in den ersten Zeiten nicht gebraucht worden sein. Später ward es auch Zeichen der Interpunction, indem es zur Unterscheidung der größeren Abtheilungen der Rede überhaupt gebraucht ward, und so entstand unser Zeichen §., welches zur Trennung der Abschnitte im Gedankengange beim wissenschaftlichen Vortrage dient. 84.

Paraguay, ein Staat in Südamerika, liegt von 19° 50′—26° 45′ S.B. zwischen Bolivia, Brasilien und den La Platastaaten und umfaßt einen Flächenraum von 6840 □ Meilen. Östlich und südlich wird die Grenze vom Paraña, westlich vom P. gebildet, welche beide die wichtigsten Flüsse des Landes sind und alle übrigen Gewässer in sich aufnehmen. Zum Theil, besonders im Norden und Osten, gebirgig, zum Theil wasser- und grasreiche Ebene (zu der großen Pampas gehörig), erscheint P. als das gesegnetste Land Südamerikas; denn es bietet an allen Erzeugnissen für das Bedürfniß sowohl wie für den Luxus den reichsten Überfluß dar, indem es alle Produkte der tropischen Natur vereinigt. Man findet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Nutz- und Zierhölzern, Früchten, Blumen, Gesträuchen und Pflanzen, Zucker, Caffee, Tabak, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Reis, Mais und anderes Getreide, Orangen, Citronen, Limonen, Datteln, Feigen, Melonen, Cocos, Wein; ferner Rindvieh, Pferde, Schafe in unendlicher Menge, den Seidenwurm, Bienen, Vögel, darunter den amerikanischen Strauß, verschiedene Arten Schlangen, unter ihnen die **boa constrictor**; an Mineralien Gold, Silber, Kupfer, Platina und Quecksilber. Besondere Erwähnung endlich als Hauptproduct verdient die Paraguaytheestaude (wahrscheinlich **ilex mate**, nicht wie man sonst annahm **cassine paragua**), deren länglich runde zerschnittene Blätter in Südamerika als Thee gleich dem chinesischen in Europa allgemein im Gebrauche sind. Die Bevölkerung Paraguays beträgt ungefähr 600000 Seelen und besteht theils aus Creolen und Mestizen, theils aus Indianern verschiedener Stämme, unter denen die Abiponer, Guanas, Guaycurus, Cahans und Payacuas (unter eigenen Kaziken) die wichtigsten sind. Letztere ausgenommen ist überall das Christenthum herrschende Religion. Haupterwerbszweige der Bewohner sind Viehzucht, Acker- und Plantagenbau und Gewerbe,

vorzüglich Gerberei und Seide- und Baumwollenspinnerei, welche sich sämmtlich in so blühendem Zustande befinden, als bei dem mehr als chinesischen Isolirungssysteme der Regierung möglich ist. Der Handel beschränkt sich auf den innern Verkehr, denn einen äußern gibt es gar nicht, da keine Einfuhr und Ausfuhr (Paraguaythee, Caffee, Zucker, Tabak, Seide, Leder, Baumwolle, Indigo) nur unter besondern Licenzen gestattet ist. — Die Verfassung Paraguays ist eine Musterdespotie, systematisch errichtet und durchgeführt von dem berühmten Dr. Francia (s. d. Art.). Zwar steht demselben ein Staatsrath zur Seite, doch ohne Einfluß und Gewalt, nur berathend, wenn es dem Dictator so beliebt. Dabei ist das Land den (allerdings höchst unsichern) Nachrichten, die wir darüber haben können, zufolge, glücklich und zufrieden, ohne Schulden und nicht gedrückt. Für Erziehung und Bildung ist durch den Dictator hinlänglich gesorgt und ein wohldisciplinirtes Heer von 30000 Mann, seinem Interesse völlig ergeben, verhindert jeden möglichen Aufstand im Innern und hält die Nachbarstaaten im Respect. — Eintheilung des Landes in 6 Departements: San Jago, Concepcion, Villaricca, Curuguatay, Candelaria und Assuncion, so benannt nach den Städten gleiches Namens. Die Hauptstadt ist Assuncion (8000 Einw.). — K u r z e G e s c h i c h t e d e s S t a a t e s P. Bereits im Jahre 1516 ward, obwohl vergeblich, von dem Spanier Don Diaz de Solis ein Versuch gemacht, in P. eine Niederlassung zu gründen; auch ein zweiter im Jahre 1526 scheiterte an dem hartnäkkigen Widerstande der Indianer und erst eine später begründete Niederlassung zu Assuncion gewann festern Bestand. Noch in demselben Jahrhunderte legten die Jesuiten in verschiedenen Theilen des Landes Missionen an, die bei der diesem Orden eigenen Klugheit und Mäßigung bald guten Fortgang hatten. Die spanische Regierung fand sich dadurch bewogen, ihnen gewisse Landstriche ganz zu überlassen, so daß sie seit dem Anfange des XVII. Jahrhunderts fast Herren des ganzen Landes wurden. Unter ihrer zwar strengen doch wohlthätigen Herrschaft erhob sich P. schnell zu großer Blüthe; die Indianer erhielten in den Doctrinas (Unterrichtsplätzen) Unterricht im Christenthume, wurden in den Waffen geübt, an Gewerbe und Künste gewöhnt und dadurch, daß die Jesuiten keinem Spanier und Portugiesen den Eintritt in diese Bezirke gestatteten, vor der europäischen Sittenlosigkeit bewahrt. Dieser Zustand währte bis um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, wo einige Bezirke von P. an Portugal abgetreten werden sollten. Bei dieser Gelegenheit lernte die spanische Regierung den wahren Zustand des Landes kennen, den bisher die Jesuiten wohlweislich zu verbergen gewußt hatten, und wurde über den eigentlichen Plan des Ordens enttäuscht, um so mehr, als dieser bei den über die Vollziehung des Vertrags obschwebenden Verhandlungen erst insgeheim, dann offen feindlich gegen beide, Spanien und Portugal, auftrat. Auch gelang es nur den vereinten Anstrengungen der letztern, das Heer der Jesuiten im Jahre 1756 aus dem Felde zu schlagen und den Orden zu vertreiben. Seit dieser Zeit aber sank das Land durch die Barbarei der Spanier und Portugiesen immer tiefer in Elend, besonders wurde der portugiesische Antheil eine Beute der unsinnigsten Zerstörung, vor allen durch die Züge Artigas' (s. d. Art.). Das spanische P. bildete seit 1776 nebst Banda oriental (Uruguay) und der Provinz der Missionen einen Theil des Königreichs La Plata. Als endlich der allgemeine Freiheitskampf in Südamerika entbrannte, erklärte sich auch P. für selbstständig und stellte den Dr. Gasparo Francia an die Spitze der Regierung. Wie dieser seit 1817 als Dictator unumschränkt die Gewalt behauptet, s. in dem Art. Francia. 15.

Paraklet (παράκλητος), d. i. Beistand, Advocat, nennt Jesus in dem griechischen Texte des Evangelium Johannis 15, 26 den verheißenen heiligen Geist. Luther hat es T r ö s t e r übersetzt. Der Name selbst ward von mehreren Ketzern gemißbraucht, welche die Verheißung des P. auf sich deuteten, und selbst Muham-

med wandte jene Stelle auf sich an, aber so, daß er sich auf eine andere Lesart περίκλυτος (der berühmte), welcher der Name Muhammed ganz entspricht, stützte. S. übrigens Geist. 23.

Paralipsis (παράλειψις, praeteritio) ist eine rhetorische Figur, welche besonders zur Verstärkung der Beweisführung angewendet wird, indem man zwar weniger wichtig scheinende Beweismittel zu übergehen vorgibt, aber eben durch eine kurze Erwähnung derselben die eigentlichen Beweismittel recht hervorhebt. Die alten Redner, vorzüglich Cicero, bedienen sich ihrer häufig. 84.

Parallaktische Maschine oder **Aequatorial**, s. Fernrohr.

Parallaxe wird in der Optik der Winkel genannt, den die aus zwei verschiedenen Standpunkten nach einem und demselben Gegenstande gehenden Richtungen an dem letztern bilden. Es ist daher besonders in der Astronomie von einer P. z. B. des Mondes, der Sonne, der Fixsterne sehr oft die Rede und der parallaktische Calcul zeigt, wie man die Entfernungen von einander bestimmen kann. 13.

Parallelen, s. Laufgraben.

Parallelepipedum nennt man einen Körper, der von 6 Parallelogrammen (s. d. Art.) eingeschlossen ist, von denen je zwei gegenüberliegende gleich und parallel sind. Stehen die Seitenflächen perpendicular auf der Grundfläche, so heißt dasselbe ein geradstehendes, im Gegentheile aber ein schiefes P. und der senkrechte Abstand der Grundflächen die Höhe eines solchen Körpers. Die auf Parallelepipeda Bezug habenden Lehrsätze sind folgende: 1) Parallelepipeda, die gleiche Grundflächen und gleiche Höhen haben, sind einander gleich; 2) Parallelepipeda von gleichen Grundflächen aber von verschiedenen Höhen verhalten sich wie die Höhen; 3) Parallepipeda von gleichen Höhen aber von verschiedenen Grundflächen verhalten sich wie Grundflächen; 4) Parallelepipeda von verschiedenen Grundflächen und Höhen verhalten sich wie die Producte aus den Grundflächen und Höhen; 5) der körperliche Inhalt eines geradstehenden P., dessen Grundfläche ein Rechteck ist, wird berechnet, indem man das in Zahlen ausgedrückte und auf einerlei Benennung gebrachte Maß der Länge, Breite und Höhe dieses Körpers mit einander multiplicirt; 6) der körperliche Inhalt eines schiefstehenden P. wird berechnet, indem man, wie bei dem geradstehenden P., die Grundfläche mit der Höhe multiplicirt. 40.

Parallelkreise heißen an der Himmels- oder auf der Erdkugel alle mit dem Äquator parallellaufende Kreise, die nach den beiden Polen zu immer kleiner werden und deren Mittelpunkte in der Drehungsaxe der Kugel liegen. Der Äquator (s. d. Art.) selbst, die Wende- und Polarkreise sind die vornehmsten unter den Parallelkreisen, die von den Meridiankreisen stets unter rechten Winkeln durchschnitten werden werden. 13.

Parallellinien, franz. parallèle; engl. parallel, sind solche Linien, die aller Orten stets gleiche Entfernung von einander haben und daher auch, so weit man sie verlängert, niemals zusammentreffen. Die Eigenschaften der P. beziehen sich auf die Winkel, die sie mit einer sie schneidenden bilden. An jeder von zwei geraden P. entstehen dadurch vier Winkel, welche sich in äußere und innere unterscheiden. Die auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden an der einen oder an der andern Parallellinie liegenden innern Winkel heißen Wechselswinkel. Die hierher gehörigen Lehrsätze sind folgende: 1) Die beiden an einerlei Seite liegenden innern Winkel zusammen sind zwei rechten gleich; 2) die Wechselswinkel sind sich gleich; 3) jeder innere Winkel ist dem ihm an derselben Seite gegenüberliegenden äußern gleich. — Parallellineal nennt man im Allgemeinen ein Werkzeug, mit welchem P. gezogen werden können und welches im Allgemeinen aus zwei Linien besteht, die mit einander durch zwei gleich lange parallele Schenkel, die frei um einen Stift sich bewegen und wodurch sie mit den geraden Linealen Zu-

sammenhang haben, so verbunden sind, daß sie jederzeit eine gleiche und parallele Lage haben. Doch hat man durch verschiedene Vorrichtungen noch manche Genauigkeiten dabei angebracht. 40.

Parallelmethode ist eine besondere Art von Netzlegung einer Gegend für die Detailmessung. Sie besteht darin, daß in dem zu vermessenden Districte in gewissen Entfernungen nach einer gewissen Ordnung Parallellinien abgesteckt, mit aller Sorgfalt gemessen und dann auf die einzelnen Sectionen der Menselblätter getragen werden. 40.

Parallelogramm ist eine vierseitige Figur, in welcher die gegenüberstehenden Seiten parallel sind. Das P. heißt 1) ein Quadrat, wenn es vier gleiche Seiten und vier rechte Winkel, 2) ein Rhombus, wenn es vier gleiche Seiten und vier schiefe Winkel, 3) ein Rechteck, wenn es je zwei gegenüberliegende gleiche Seiten und vier rechte Winkel, und 4) eine Rhomboide, wenn es je zwei gegenüberliegende Seiten und vier schiefe Winkel hat. Der Perpendikel, den man in einem P. von einem Punkte einer Seite auf die gegenüberliegende Seite oder deren Verlängerung zieht, heißt die Höhe und eine von diesen zwei Seiten die Grundlinie des Parallelogramms. Auf das P. beziehen sich folgende Lehrsätze: 1) ein P. wird durch die zwei an einander stoßenden Seiten mit dem eingeschlossenen Winkel oder durch jene zwei Seiten und eine Diagonale bestimmt; 2) die gegenüberliegenden Seiten und die nach der Diagonale entgegengesetzten Winkel sind sich gleich; 3) die Diagonalen theilen ein P. in zwei gleiche Theile; 4) die Summe der Quadrate von den vier Seiten eines Parallelogramms ist gleich der Summe der Quadrate beider Diagonalen; 5) Parallelogramme, die gleiche Grundlinien und Höhen haben, sind einander gleich; 6) Parallelogramme, die gleiche Grundlinien, aber verschiedene Höhen haben, verhalten sich wie die Höhen; 7) Parallelogramme, die gleiche Höhen aber verschiedene Grundlinien haben, verhalten sich wie die Grundlinien; 8) Parallelogramme, die verschiedene Grundlinien und Höhen haben, verhalten sich wie die Producte aus den Grundlinien und Höhen; 9) der Flächeninhalt eines Parallelogramms wird gefunden, indem man das in Zahlen ausgedrückte und auf einerlei Benennung gebrachte Maß der Grundlinie und Höhe mit einander multiplicirt. — P. der Hyperbel ist dasjenige, welches zu seinen Seiten die beiden Asymptoten und parallele Coordinaten hat. — Kräfteparallelogramm oder P. der Kräfte s. Kraft. 40.

Paralleltheorie nennt man die Lehre von den Parallellinien, welche, wie bekannt, Schwierigkeit macht und daher merkwürdig ist, weil sie zu den ersten Elementen der Geometrie gehört. Die Natur der Parallellinien hängt ganz unmittelbar mit der Natur der geraden Linien zusammen. Über P. verdienen besonders erwähnt zu werden die Schriften von Klügel (Göttingen 1763), Kesaro (Wien 1784. 1786), Hoffmann (Jena 1801), Duvrier (Leipz. 1808), Crelle (Berl. 1816), Müller (Nürnberg 1819), Küster (Hanov. 1821), Wahl (Jena 1823) Jacobi (Jena 1824), Hegenberg (Berl. 1825), Taurinus (Köln 1825). 40.

Paralogismus, s. Schluß.

Paralysis, paralytisch, s. Lähmung.

Parameter, s. Parabel.

Paramythien (παραμύθια, eigentlich Ermahnungen, Erholungen, Tröstungen) nennen die Neugriechinnen jetzt noch die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen. Herder gab kleinen Erzählungen, welche er aus der Götterlehre hernahm, zuerst diesen Namen; daher versteht man jetzt gewöhnlich unter P. kleine unterhaltende Erzählungen mythologischen Inhalts, obschon dieser Begriff durchaus nicht in der Bedeutung des Wortes begründet ist. 66.

Paranymphen waren öffentliche Beamte bei den Griechen, welche die Hochzeitfeierlichkeiten leiteten und vorzüglich das Brautbett unter ihrer Aufsicht hatten;

auch Freunde des Bräutigams, welche um die Braut warben und sie ihm zuführten. Bei den Römern wurden die drei Knaben, welche die Braut begleiteten, P. genannt; zwei derselben führten sie in der Mitte und der dritte ging mit einer brennenden Fackel von Fichtenholz voraus. 11.

Paraphe (von παραφαίνειν, daneben sich zeigen) ist ein künstlicher Zug mit der Feder am Ende einer Schrift, vorzüglich der Unterschrift des Namens angehängt, um jede Verfälschung kenntlich zu machen; dann auch der Stempel, mit welchem man einen solchen Zug abdrückt. — Paraphiren heißt den Namenszug ausführen. 84.

Paraphernalien, s. Eingebrachtes.

Paraphrase (παράφρασις) heißt eine umschreibende Auslegung oder erklärende Umschreibung irgend einer kürzern Schrift oder einzelnen Schriftstelle in derselben oder in einer andern Sprache. Sie unterscheidet sich von der Übersetzung dadurch, daß diese nicht nur den Sinn, sondern auch die vom Verfasser gewählte Einkleidung des Sinnes möglichst getreu wiedergeben soll. Die P. begnügt sich mit der Erläuterung dessen, was die zu erklärende Schrift sagen wollte, kümmert sich aber nicht um die einzelnen Worte. Es geht aus dieser Begriffsbestimmung hervor, daß die P. deutlicher und klarer sein müsse als der Text, was aber nicht immer der Fall ist, denn der Umschreiber (Paraphrast) schiebt dem Verfasser nicht selten einen Sinn unter, welcher diesem gänzlich fremd ist. — Paraphrasiren heißt umschreiben oder umschreibend erklären. 66.

Paraschen (Abtheilungen) hießen bei den Juden nach dem Exile die 54 Abschnitte des Pentateuchs, in welche man ihn zum Behufe des Vorlesens in den Synagogen an den 54 Sabbathen des Jahres getheilt hatte. Da man bei dieser Eintheilung die vorgefundene Anordnung des Textes beibehielt, aber sich nicht nach den bisherigen Absätzen richtete, so nannte man solche P., welche mit einer neuen Zeile begannen, offene, die mitten in der Zeile anfangenden geschlossene und bezeichnete erstere durch פ, letztere durch ס. — Später theilte man auch die prophetischen Bücher in Abschnitte, welche man Haphtharen (beschließende) nannte, weil diese zu Ende des Gottesdienstes vorgelesen wurden. 23.

Parcelles oder **Parcelis** (Johann), ein niederländischer Maler, berühmt durch seine Seestücke, ward im Jahre 1597 zu Leyden geboren, hatte Heinrich Vroom zum Lehrer und vollendete seine Ausbildung durch sorgfältiges Studium der Natur, wobei er, um sie zu belauschen, sich oft der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzte. Seine Werke waren bald allgemein gesucht und werden jetzt noch, obwohl sie selten sind, unter die ausgezeichnetsten dieses Genre gezählt. Hohe Bewunderung vor Allen erregen seine Seestürme und Unwetter, doch wußte er auch die ruhige See mit unnachahmlicher Wahrheit wiederzugeben. Er starb um das Jahr 1655. — Mehrere seiner Arbeiten sind von Visscher in Kupfer gestochen worden. Minder erfahrene Kunstkenner haben seine Werke oft mit denen seines Sohnes, Julius P., verwechselt, welcher sich in demselben Genre auszeichnete, obwohl er den Vater nie erreichte. 36.

Paré (Ambroise) (**Ambrosius Paraeus**), berühmter französischer Chirurg, ward zu Laval in Maine gegen Anfang des XVI. Jahrhunderts geboren. Von armen Eltern abstammend war er bei einem Geistlichen in Erziehung, den er aber, nachdem er zufällig einen Steinschnitt gesehen hatte, heimlich verließ, um sich in Paris mit größtem Eifer der Anatomie zu widmen. Hierauf diente er in mehreren Kriegen, besonders in dem dritten, den Franz I. mit dem Kaiser in Italien führte, als Feldwundarzt. Bei seiner Rückkehr wurde er als graduirter Chirurg vom Collegium von St. Edmund aufgenommen, 1552 aber als Leibchirurg des Königs Heinrich's II. angestellt, welche Stelle er auch bei den Königen Franz II., Karl IX. (dessen Vertrauen er in so hohem Grade erworben hatte, daß er ihn allein

unter allen Hugenotten in der berüchtigten Bluthochzeit verschonte und selbst für seine Rettung besorgt war) und Heinrich III. versah. Er starb im Jahre 1590. — P. wird als einer der Wiederhersteller und als der Vater der französischen Chirurgie betrachtet. Vor ihm folgten die Wundärzte fast blindlings den Regeln, die die Schriftsteller aufgestellt hatten; P. hörte mehr auf die Stimme der Natur und der Erfahrung. Mehr Arzt als Gelehrter wurde der Krieg seine hauptsächlichste Schule und der Schauplatz seiner ersten Erfolge. Außer der bessern Behandlung der Schußwunden, die er einführte, erwarb er sich in verschiedenen anderen Theilen der Chirurgie wesentliche Verdienste, als in der Operation der Aneurismen, der Unterbindung der Arterien ꝛc. — Seine Schriften sind in seinen „Oeuvres complètes" (Paris 1561. Fol. Latein. durch J. Guillemeau. Ebend. 1582. Fol.) enthalten. 39.

Pareja (Juan de), ein berühmter spanischer Portrait- und Genremaler, geb. im Jahre 1606 zu Sevilla, war der Sklave des berühmten Velasquez und beschäftigte sich von Talent und Neigung getrieben insgeheim damit, die Werke seines Herrn zu copiren. Während einer Reise in Italien, auf welcher er Velasquez begleitete, ward seine Liebe zur Kunst nur noch vermehrt und er entschloß sich nach der Rückkehr nach Spanien im Jahre 1651 mit möglichster Sorgfalt ein Bild zu malen und dasselbe im Atelier seines Herrn aufzustellen. Hier wurde es einst von dem Könige Philipp IV. bemerkt und der Verfertiger, der sich jetzt entdeckte, erhielt augenblicklich die Freiheit. Doch benutzte er dieselbe nur dazu, künftig statt Sklave Schüler von Velasquez zu heißen. Er starb 1670. — Die zahlreichen Portraits P.'s können kaum von denen des Velasquez unterschieden werden; auch seine Genrebilder stehen bei Kennern in großer Achtung. In Aranjuez befindet sich eines seiner besten Werke, ein heiliger Matthäus. 36.

Parentel (von parentes, die Eltern) ist 1) die Beziehung, in welcher Ascendenten und deren Geschwister zu den jüngeren Blutsverwandten stehn; 2) die Blutsverwandtschaft überhaupt, durch natürliche Abstammung; 3) bildlich das väterliche Ansehen, welches Jemandem über eine geistliche Stiftung zukommt. 3.

Parenthese, s. Interpunction.

Parère ist ein von Kaufleuten (wo Innungen vorhanden sind, von den Cramermeistern oder Handlungsvorständen) ausgestelltes, auf ihre Usancen gegründetes Gutachten in Handelssachen. Es dient solches zur Erweckung einer vortheilhaften Vermuthung für die Sache und befreiet von dem außerdem zu gewartenden, Kostenersatz, wenn die Entscheidung dennoch fehlschlüge. 38.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parfums (spr. Parfóng), **Parfumerien**, sind eigentlich alle Gegenstände, womit man räuchert (parfumer, durchräuchern), daher überhaupt Wohlgerüche welche man auch vorzugsweise Gerüche (odeurs) nennt. Die Zahl derselben ist durch den Luxus hervorgerufen in der neuesten Zeit unendlich gestiegen, so wie man in der Kunst der Steigerung derselben Alles aufgeboten. Deren namentlich aufzuführen, ist daher theils zu weitläufig, theils unnöthig; wohl aber kann man gegen die Genußsucht in dieser Hinsicht nicht genug warnen. Denn wenn die P. auch zu den feineren Genüssen gehören und sich gegen dieselben an und für sich nichts einwenden läßt, ja ihr Gebrauch in vielen Fällen etwas Wohlthätiges hat; so ist doch ein beständiger Gebrauch derselben nicht allein für den Geruchssinn höchst schädlich, sondern wirkt selbst sehr nachtheilig auf das Gehirn und die feineren Nerven ein, erhöht deren Reizbarkeit und stumpft sie nach und nach ab oder bringt einen krankhaften Überreiz hervor; weßhalb auch Frauen, welche die P. häufig gebrauchen, endlich meist an großer Nervenschwäche leiden. 30.

Parias ist der Name für die niedrigste Menschenclasse in Ostindien. Sie bilden keine eigentliche Kaste, leben von den Städten entfernt in elenden schmutzi-

gen Hütten, haben ihre eigenen Bethäuser und werden, da ihr Hauch jeden Hindu, ihr Anblick schon den Braminen verunreinigt, in dem Grade verabscheut, daß man sie kaum zu den entehrendsten Diensten gebraucht. Auf der tiefsten Stufe der Bildung stehen diese unglücklichen Menschen besonders auf der Küste von Malabar. Hier, wo man sie Pulias nennt, leben sie gleich wilden Thieren nackt in Felsenhöhlen und nehmen bei dem Mangel an anderer Nahrung selbst zu dem Genusse des Aases ihre Zuflucht. Man erzählt zwar, daß diese P. früher ein selbstständiges Volk unter Königen, deren letzter Hubasika geheißen haben soll, gewesen sei: doch ist es wahrscheinlicher, daß sie nur aus dem Zusammenflusse solcher Menschen entstanden sind, welche grober Verbrechen halber aus ihrer Kaste ausgestoßen wurden; wenigstens vermehren sie sich jährlich durch dergleichen Zuläufer. 35.

Parini (Giuseppe), einer der besseren italienischen Dichter des vorigen Jahrhunderts, am 22. März 1729 in dem mailändischen Dorfe Bosizio geboren, widmete sich nach dem Wunsche seiner Eltern der Theologie, gab aber bald das Studium derselben wieder auf, um sich ganz der Poesie, zu welcher er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte, hinzugeben. Einige herausgegebene Versuche (1752) erwarben ihm den Beifall der Kenner und die Aufnahme in mehrere Akademien, verbesserten aber so wenig seine armselige Lage, daß er sich gezwungen sah, als Hauslehrer bei den angesehenen Familien Borromeo und Serbelloni seinen Unterhalt zu verdienen. Durch sein didaktisch-satyrisches Gedicht „Der Morgen" („Il mattino", 1763) erregte er zuerst Aufsehen und ward dem Gouverneur der östreichischen Lombardei, Grafen Firmian, bekannt, welcher ihm die Redaction der mailänder Zeitung übertrug und auf diese Weise seine Lage verbesserte. Dem „Morgen" folgten die eben so vorzüglichen Gedichte „Der Mittag" („Il mezzogiorno"), „Der Abend" („Il vespro") und „Die Nacht" („La notte"), welche ihn stets höher in der allgemeinen Achtung stellten. Firmian ernannte ihn zum Professor der Poesie und Beredsamkeit an der palatinischen Schule zu Mailand und nach Aufhebung derselben (1769) zum Lehrer derselben Gegenstände am Gymnasium der Brera. Nach dem Tode seines Gönners Firmian nahm ihn die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, Maria Beatrice von Este, deren Vermählung er durch das gelungene musikalische Drama „Ascanio in Alba" gefeiert hatte, in ihren Schutz und bewirkte seine Ernennung zum Director der Brera. Nach dem Einmarsche der Franzosen in Italien ward der republikanisch gesinnte Dichter zum Mitgliede der mailänder Municipalität ernannt und leistete durch seine Festigkeit und Klugheit der durch Parteiungen getheilten Einwohnerschaft bedeutende Dienste. Die Rückkehr der Östreicher setzte ihn manchen Verfolgungen aus; dabei erblindete er auf beiden Augen. Er wurde zwar geheilt, aber bald darauf von einer andern Krankheit befallen, an welcher er am 3. Sept. 1799 starb. P. gehört zu den besten italienischen Dichtern der neuern Zeit; seine lyrischen Poesien sind originell und kräftig und seine dramatischen Versuche nicht ohne Leben. Den meisten Ruhm erwarb er sich aber durch seine Tagszeiten („Il giorno", beste Ausgabe. Fir. 1818. 8. Deutsch, Frankf. 1778. 8.), welche sich nicht nur durch feine Satyre auf die vornehme Welt, treffenden Witz und köstliche Ironie, sondern auch durch originelle Phantasie, Bilderreichthum und blühenden, kraftvollen Styl auszeichnen. „Opere di G. Parini, pubblicate ed illustrate da Fr. Reina" (Mil. 1801—1804. 6 Voll. 8.) 67.

Páris, der berühmte Sohn des Priamus und der Hekuba, welcher durch die Entführung der Helena die Veranlassung zum trojanischen Kriege wurde. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, träumte ihr, sie trüge in ihrem Schooße eine Fackel, welche die ganze Stadt in Flammen setze und verheere. Da die Wahrsager dieß auf den zu erwartenden Sohn deuteten und behaupteten, er werde noch vor seinem 30. Jahre seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern Verderben berei-

ten, ließ ihn der Vater durch den Sklaven Agelaos aussetzen. Doch das Kind wurde wunderbar erhalten, indem es von einer Bärin gesäugt wurde, und da es der Sklave nach 5 Tagen noch unversehrt fand, nahm er es heimlich zu sich. Nun lebte P. unter den Hirten auf dem Ida und zeichnete sich bald durch Verstand und Geschicklichkeit aus, so daß er bei entstandenen Streitigkeiten Schiedsrichter unter den Hirten wurde. Auch tapfer war er, indem er Hirten und Heerden gegen die Räuber vertheidigte, wodurch er sich den Beinamen Alexandros (der Abwehrer) erwarb. Als Eris (s. d. Art.) bei der Vermählung des Peleus und der Thetis den goldenen Apfel mit der Aufschrift: „Der Schönsten" in das hochzeitliche Gemach geworfen hatte, wurden Juno, Venus und Minerva für die würdigsten anerkannt, um den Preis der Schönheit zu wetteifern und P. seiner Unbefangenheit und seines Verstandes wegen zum Schiedsrichter ernannt. Als die Göttinnen vor ihm erschienen, mußten sie sich entkleiden, damit er einen gerechten Ausspruch thun könne; eine jede von ihnen versprach ihm heimlich eine Belohnung, wenn er ihr den Apfel zutheilen würde: Juno gelobte ihm Macht und Reichthümer, Minerva Weisheit, Venus aber regte seine Sinne auf, indem sie ihm das schönste Weib der Erde versprach — und ihr erkannte er den Preis zu. Da schwur Juno und Minerva ihm und dem ganzen Lande der Troer ewige Rache. Wiewohl er schon mit Önone vermählt war und mit ihr den Korythos gezeugt hatte, dachte er doch von jetzt an nur an die Erfüllung jenes Versprechens. Um dieselbe Zeit ward er von seinem Vater erkannt. Als nämlich Priamus eine Leichenfeier anstellte und zum Preise der Sieger in den Kampfspielen einen Stier setzte, traf es sich, daß man dazu den Lieblingsstier des P. wählte. P. ging jetzt selbst nach Troja, trat im Kampfe mit auf und besiegte alle seine Mitkämpfer. Schon wollte Deiphobus, nach Andern Hektor, erzürnt über seine Niederlage, mit dem Schwerte ihn tödten, als er sich zum Altare des Zeus flüchtete und die Seherin Kassandra verkündete, daß er der Sohn des Priamus sei. Bald darauf ging er nach Griechenland, wo er am Hofe des Menelaos die Helena, das damals schönste Weib auf der Erde, fand. Venus flößte ihr Gegenliebe zum P. ein und da zufällig Menelaos abwesend in Kreta war, entführte er sie nebst der Äthra und Klymene und vielen Schätzen. Dieser Raub und diese Verletzung der Gastfreundschaft brachte ganz Griechenland auf und nachdem vergebens Gesandte die Helena zurückgefordert hatten (P. hatte die Vornehmsten der Troer durch Bestechungen auf seine Seite gebracht), entspann sich der trojanische Krieg. In diesem Kriege kämpfte er zuweilen sehr tapfer, verwundete den Diomedes am Fuße und den Machaon an der Schulter, ließ sich mit dem Idomeneus in einen Kampf um den gefallenen Alkathous ein, rächte den Tod seines Gastfreundes Harpalion und tödtete sogar mit Hülfe des Apollo den Achilles; oft aber, mehr von Sinnlust als vom Ruhme getrieben, ergriff er auch feige die Flucht. Als er endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getroffen wurde, floh er zur Önone, die ihm früher ihre Hülfe versprochen hatte, wenn er verwundet würde; doch versagte sie ihm jetzt dieselbe, da er ihr die Helena vorgezogen hatte. Nach Troja zurückgekehrt starb er daselbst; denn die Hülfe der Önone, die es bereute, ihn von sich gewiesen zu haben, kam zu spät. — Bei Homer erscheint P. als ein schöner wohlgebildeter Mann, Kenner der Musik, Liebhaber von Pracht, zuweilen als tapfer, öfter aber als Weichling. 11.

Paris (Lutetia Parisiorum, auch Parisii), unter L. 20° N. Br. 48° 50′ 10″, die Hauptstadt des Departement der Seine, Residenz des Königs von Frankreich, Sitz eines Erzbisthumes, der Nationalrepräsentation, der höheren Centralbehörden, des Cassationshofes, des königlichen Gerichtshofes, des Tribunals, des Handelsgerichts und der Handelskammer, der französischen Bank, einer Präfectur mit den Departementalbehörden und einer Militairdivision, ist eine der größten, betriebsamsten, reichsten Städte der Erde und dehnt sich an den beiden

Ufern der 960 Fuß breiten, ansehnlichen Seine (die hier das Flüßchen Bièvre aufnimmt) in einer weiten wohlangebauten, mit Gärten und Landhäusern angefüllten Ebene und zum Theil am sanften Abhange der Thalseiten aus, und auf der Nordseite der Stadt, rechts der Seine, erheben sich der 351 F. hohe gypsreiche Hügel Montmartre und an der Nordostseite die Höhen von Belleville und Menilmontant (Schlacht 30. März 1814). Die Seine, über welche 16 Brücken führen und die mit schönen Kaien eingefaßt ist, theilt, indem sie von Osten nach Westen fließt, die Stadt in zwei ungleiche Theile und bildet 3 Inseln, als: in Osten Louvier, in Westen la Cité (die Altstadt) und in der Mitte St. Louis. Der Größe nach ist P. die vierte, der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt in Europa und ihr ganzer Umfang, welcher mit Boulevards umgeben ist, aus welcher 58 nach Ledoux's Planen angelegte Barrieren und Mauern ins Freie führen, beträgt 3½ deutsche Meilen; sie hat im größten Durchmesser 1¼ Meile und eine Oberfläche von 34996800 □Metres und das Ganze bildet mit den 10 Vorstädten, Saint Antoine, Temple, Saint Martin, Saint Denys, Saint Lazare, St. Germain, Montmartre, Poissonière, Honoré und Roule ein Oval. Im Ganzen ist die Stadt weder schön, noch regelmäßig gebaut und von den Vorstädten ist ein Theil wirklich schlecht; dagegen sind einzelne Theile der Stadt ausnehmend schön und die Zahl der prächtigen Paläste, der ansehnlichen, öffentlichen und Privatgebäude, der großen Plätze und der prächtigen, mit schönen gepflasterten Trottoirs gezierten Kaie ist so groß, daß der Fremde darüber die vielen engen, krummen und schmutzigen Straßen und die vielen schmalen, bis zu einer Höhe von 5 bis 6 Stock aus Bruchsteinen erbauten Häuser übersieht, die so numerirt sind, daß man beim Eingange einer Straße die geraden Zahlen zur Rechten und die ungeraden zur Linken hat. Sie theilt sich in 12 Arrondissements, 48 Polizeidistricte und in 3 Haupttheile, als: in den nördlichen größeren, la ville oder die eigentliche Stadt; in die Altstadt, **la cité**, auf der größten Insel der Seine, und in den südlichen kleineren, l'**université**, welche Theile aber durch schöne Alleen von den Vorstädten getrennt sind, die sich durch neue Straßen stets vergrößern. Zur Erleuchtung der Stadt dienen 5000 Reverberen und 9458 Laternen. P. hat 30000 Häuser (1832) mit 774338 Einwohnern, darunter 60—80000 Fremde, 1098 Straßen, 17 Gassen, 144 Sackgassen, 77 Durchgänge, 47 Märkte, 22 Boulevards, 33 Kais (eingefaßte Wege längs dem Wasser), 2 Alleen, 17 Thore, 80 öffentliche Plätze, 10 öffentliche Promenaden, 6 Hallen, 24 Casernen, 307 Kirchen, 30 Hospitäler mit gewöhnlich 50000 Kranken, 3 Findelhäuser mit 20000 Kindern, 10 Schlösser und große öffentliche Paläste, 560 Privatpaläste, 600 **Hôtels garnis**, 11 Theater, 10 Gefängnisse, 2600 Restaurateurs, 573 Garköche, 1619 Weinschenken, 714 Limonadenschenken, 4000 Caffeeschenken und Billarde, 648 gemeine Schenkwirthe, 454 Bier- und Ciderschenken, 500 schöne Lohnwagen, 500 Lohncabriolets, 1100 Fiaker, 1000 Cabriolets, 6600 eigenthümliche Cabriolets, 600 Gonkouks oder **Pots de Chambre** (schwerfällige Wagen, auf 9 Personen eingerichtet, die sehr eng auf 3 Bänken zusammensitzen), 2500 Herrschaftswagen, 178 große Diligencen, 306 gewöhnliche und 249 kleine Diligencen und Omnibus [überhaupt erfordern die 28000 Wagen und Karren aller Art, die sich in den Straßen von P. kreuzen, an 34000 Pferde, wovon 21000 in P. gehalten werden); ferner: 7 **Reservoirs** und 84 öffentliche Brunnen (**Fontaines**), 18 Häfen oder Landungs- und Ausladungsplätze ꝛc. Die schönsten Straßen von P. sind: Rue de Rivoli mit Bogengängen, Rue de Castiglione, Rue de la Paix (alle drei aus Napoleon's Zeit), Rue de l'Université und Rue royale; und die lebhaftesten: die Straße St. Honoré, Vivienne, Richelieu, Petitschamps. In den Straßen St. Denys und St. Martin wird der Kleinhandel vorzüglich betrieben. Unter den 9 Thoren, die aus der Stadt in die Vorstädte führen, sind besonders zu bemerken:

das Thor von Saint Denys in der Straße Saint Denys, wo sich die Vorstadt von der Ville trennt, ein 73 F. hoher Triumphbogen, und das Thor von St. Martin, welches dem vorigen gleicht, aber nur 53 Fuß hoch ist. Unter den 77 Durchgängen zeichnen sich besonders aus: Vivienne, Colbert, Vero-Dodat, Choiseul, der Oper und das Panorama. Die bemerkenswerthesten Plätze sind: der Platz Ludwig's XV., während der republicanischen Zeit Place de la révolution, jetzt place de la concorde, der größte von allen öffentlichen Plätzen dieser Stadt (750 F. lang, 630 F. breit), zwischen den elysäischen Feldern und dem Garten der Tuilerien, zu dem 6 Zugänge führen und auf dessen Mitte sonst die Bildsäule Ludwig's XV. zu Pferde, ein Meisterwerk von Bouchardon, stand, jetzt auch der Triumphbogen de l'Etoile steht, der schon 1808 angefangen, aber erst nach dem letzten spanischen Feldzuge und zu dessen Andenken beendigt ward, 135 F. hoch und 138 F. breit; 2) der Carousselplatz vor den Tuilerien und in der Mitte der Gallerie des Louvre, geschmückt mit einem Triumphbogen nach dem Modelle des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom, aber mit Zierrathen überladen und in zu kleinen Dimensionen im Verhältnisse des ungeheuren Umfanges der ihn umgebenden Gebäude (dieser Platz hat durch die Niederreißung der Gebäude, die ihn verdunkelten, eine große Ausdehnung erhalten und zu Napoleon's Zeit diente er zur Musterung der Truppen); 3) der Platz Vendôme, fast ein Quadrat (444 F. lang, 432 F. breit), vormals mit einer Statue Ludwig's XIV. zu Pferde, jetzt mit der nach dem Modelle der Trajanssäule aus 425 den Russen und Östreichern 1805 abgenommenen Kanonen gegossenen 135 Fuß 7 Zoll hohen, 12 Fuß im Diameter haltenden und mit 256 Basreliefs gezierten Säule von Austerlitz und mit dem seit Juli 1833 neu aufgestellten Standbilde Napoleon's; 4) das Marsfeld (champ de Mars), ein ungeheures Oblongum, welches mit der einen Seite an die Seine stößt, von 2700 F. Länge und 900 Fuß Breite und dessen beide lange Seiten mit Gräben eingefaßt sind; 5) der Siegesplatz von länglich runder Form, in dessen Mitte die bronzene Statue Ludwig's XIV. zu Pferde steht; 6) der königliche Platz, sonst place des Vosges, ein vollkommenes Quadrat, dessen jede Seite 432 F. lang ist, mit der kürzlich daselbst aufgestellten Statue Ludwig's XVIII. geschmückt und mit steinernen Arkaden umgeben; 7) der Platz der Dauphine mit Desaix's Monumente; 8) der Chateletsplatz, den ein Springbrunnen verschönert, über welchem sich eine Säule in Gestalt eines Palmbaumes erhebt und der eine Victorie trägt; 9) der Grèveplatz neben dem Stadthause, erinnert besonders an die Mordscenen der Revolutionszeit und man zeigt noch dem Fremden jenen berüchtigten Laternenarm, an dem die Volksjustiz zuerst Rache an Toulon nahm, und die Stelle, wo die 60 braven Schweizer, welche sich beim Sturme der Tuilerien ergeben hatten, abgeschlachtet wurden; jetzt geschehen hier die Hinrichtungen; 10) der Bastilleplatz, der seinen Namen von der Bastille (s. d. Art.) hat und in dessen Mitte sich ein Springbrunnen in der Form eines colossalen Elephanten erheben sollte, der aber nach dem neuen Plane eine Gruppe darbieten soll, welche in colossalen Proportionen die Stadt Paris vorstellen wird, umgeben von den 4 Hauptströmen des Königreichs, aus ihren Urnen ihr Wasser mit dem der großen Canäle Frankreichs vermischend; 11) der Börseplatz, in dessen Mitte sich das prachtvolle Börsegebäude erhebt und der 12) seiner Vollendung sich nahende Pantheonsplatz; ferner die Plätze du Musée, du Louvre, de l'Oratoire, des Cordeliers. Groß ist die Menge der öffentlichen Gebäude, die P. vorzugsweise vor vielen andern Residenzstädten zieren, als: 1) der Palast der Tuilerien, die Residenz des Königs, einer der größten und schönsten in Europa, wo das prachtvolle Äußere mit dem geschmackvollen Innern übereinstimmt. Dieß Gebäude besteht aus 5 Pavillons und 4 Corps de Logis in gleicher Linie von 1071 Fuß Länge und 108 Fuß Breite. Es steht an dem Carousselplatz, wo der Haupteingang ist; die schönste Façade ist aber gegen den Garten hin, der zwei

720 F. lange Terrassen an beiden Seiten hat und sich längs der Seine bis an den Eintrachtsplatz erstreckt, von welchem man dann in die elisäischen Felder gelangt. Die große Allee in der Mitte des Gartens ist mit 1000 Citronen- und Orangenbäumen und überhaupt der ganze Garten mit schönen Statuen geschmückt. Den Bau dieses Palastes begann 1564 Katharina von Medicis, Heinrich IV. setzte ihn fort und Ludwig XIV. vollendete denselben. An die Tuilerien stößt 2) das Louvre, ein königlicher Palast, durch zwei Galerien mit den Tuilerien verbunden, wovon die eine am Ufer der Seine 1362 Fuß lang und 42 Fuß breit ist, die andere nach dem Platze Rivoli und der Straße Saint Honoré 1808 angefangen wurde, wovon aber erst 480 Fuß vollendet ist. Dieser Palast enthält die kostbarsten Gemäldesammlungen. 3) Das Palais Royal, einzig in seiner Art, ein Palast, der für sich eine kleine Stadt zu bilden scheint und dessen größter Theil zu einem Lustorte und Jahrmarkte dient. Die Façade gegen die Straße Saint Honoré ist sehr schön und hat drei prachtvolle Eingänge. Es besteht aus 3 Theilen, dem eigentlichen Palaste (dem vormaligen Wohnsitze des Herzogs von Orleans), dem Garten und den ihn umgebenden Galerien. Diese letzteren sind es vorzüglich, welche das Palais Royal einzig in seiner Art machen; denn in ihrem Hintergrunde sind die brillantesten Boutiken, worin man Alles findet, was der Mensch nur zum Luxus und zur Ergötzung seiner Sinne wünschen kann. Unter denselben sind die Caveaux, welche zu Caffeehäusern und öffentlichen Lustörtern dienen. 1629 erbaute es der Cardinal Richelieu und lenkte aus den Zimmern desselben die Politik Europas. Später feierte Philipp von Orleans hier seine Orgien, sein Urenkel, der berüchtigte Egalité, trieb hier sein Wesen und das Palais Royal war der Heerd der Revolution. 4) Der Palast Luxemburg, wo jetzt die Kammer der Pairs ihre Sitzungen hält, ein Rechteck, dessen kleinere Seiten 300, die anderen 360 Fuß lang sind. Zwei eiserne Gitter scheiden den Palast von andern Gebäuden. Die Sitzungen werden in dem Hauptstockwerke gehalten. Eine der herrlichsten steinernen Treppen führt hinauf. Der Sitzungssaal enthält keine Fenster, sondern erhält sein Licht durch eine gewölbte Decke. Der Palast enthält auch ein Museum von Kunstsachen. Der dazu gehörige Garten ist sehr vergrößert worden. Ein 180 Fuß breiter mit Bäumen eingefaßter Gang führt zum Observatorium. Die Seite gegen den Garten ist am geschmackvollsten angelegt und ein wahres Meisterstück der Baukunst. 5) Der Palast Bourbon, jetzt der Sitz der Deputirtenkammer, ein wahres Prachtgebäude, bei dessen Eingange an der neuen schönen Façade sechs 12 Fuß hohe Bildsäulen der Themis und Minerva und der vier Staatsmänner Sully, Colbert, l'Hôpital und Aguesseau stehen. Es liegt am linken Ufer der Seine, der Brücke Ludwig's XVI. (sonst pont de la concorde) gegenüber, ist in römischem Style erbaut und hat 504 Fuß in seiner weitesten Ausdehnung. Eine sehr schöne Terrasse beherrscht die Aussicht auf den Strom. 6) Der Palast der Gerechtigkeit (palais de la justice) am Platze Dauphine auf der Insel, welche die Cité einnimmt, worin jetzt der Cassationshof, der königliche Gerichtshof und das Tribunal sich versammeln, hat einen schönen Eingang und eine prächtige Façade. 7) Das Invalidenhôtel, ein ungeheures Gebäude (seine Hauptfronte ist 1260 Fuß lang), dessen vergoldete 300 F. hohe Kuppel, als höchstes Gebäude von P., man zuerst sieht, wenn man sich der Hauptstadt nähert, und wo die großen in seinem Innern aufgehäuften Massen Fahnen, Schlachtgemälde &c. alle Siege der hier gelebt habenden und noch lebenden Krieger zurückrufen. In diesem Gebäude befindet sich eine Kirche, die sich durch die Zierlichkeit ihrer Bauart und durch den Reichthum ihrer Zierrathen auszeichnet. Sie wurde von Ludwig XIV. von 1671 bis 1706 erbaut und hat eine eigene Bibliothek und zwei Grabmäler, das des Marschall Turenne (st. 1675) und Vauban's (st. 1707). 9) Das Tempelgebäude, worin Ludwig XVI. mit seiner Familie eingesperrt war, ist bis auf das Gefängniß des Königs abgebrochen.

10) Die Garde-Meuble mit ihren herrlichen Säulengängen bildet die Vorderseite des Platzes von Ludwig XV., worin früher die Meubles der Krone aufbewahrt wurden, wovon es seinen Namen hat. 11) Der Palast der Börse und des Handelsgerichts, ein ganz neues Prachtgebäude von 208 Fuß Länge und mit 66 korinthischen Säulen geschmückt. 12) Das große Bibliothekgebäude zwischen dem Palais Royal und der Börse, in dessen weitläufigen Sälen 450000 Bände (König Johann hatte 50, Karl V. 910, Franz I. 1890, Ludwig XIII. schon 16700 Bände und Handschriften; 1684 zählte man 40000, 1789 150000 Bände), über 100000 Handschriften, gegen 100000 Münzen und 1½ Mill. Kupferstiche aufbewahrt werden. 13) Das Arsenal, welches aus zwei verbundenen Ganzen, dem großen und kleinen Arsenale, besteht und 7 große Höfe hat. 14) Die Münze, der schönste Schmuck des Seineufers bei der neuen Brücke. Die Façade hat 480 F. Länge und 84 Fuß Höhe und das Gebäude enthält 6 Höfe. Hier findet man außer den Wohnungen für die Münzbeamteten die sehr weitläufigen Münzwerkstätten mit 9974 Stempeln der seit Ludwig XII. geprägten Münzen. 15) Das große und kleine Chatelet, zwei sehr alte Gebäude, wovon ein Theil noch von den Römern herrührt. 16) Der erzbischöfliche Palast bei der Kirche de Notre Dame mit einem Garten und der sehenswürdigen großen Treppe. 17) Das Hôtel Soubise, worin das Reichsarchiv und die königliche Buchdruckerei vereinigt sind, und 18) die Militairschule, jetzt Caserne, welche aus 6 Gebäuden besteht, 15 Höfe in sich schließt und 1320 Fuß lang und 780 Fuß breit ist. Außer diesen Gebäuden zeichnen sich noch eine Menge von Hôtels aus, die zum Theil Privatpersonen gehören. Überhaupt zählt man 12 Ministerialhôtels, 9 Administrationshôtels, 5 der Stadt und 12 den Mairien gehörige Hôtels und 360 Particularhôtels. — Unter den Kirchen sind die merkwürdigsten: 1) Notre Dame oder die Metropole, ein sehr großes gothisches Gebäude und an jeder Seite mit einem 204 Fuß hohen Thurme geziert, in deren einem eine 320 Ctnr. schwere Glocke hängt. Diese Kirche ist 390 Fuß lang und 144 Fuß breit. Das ganze Äußere derselben ist mit Pyramiden, Obelisken und Figuren geziert und im Innern tragen 120 Pfeiler das Gewölbe. Die 6 Arcaden des hohen Chores sind mit den geschmackvollsten Gittern versehen. Der in der Sacristei befindliche Schatz enthält Insignien Karl's des Großen, den Kaiserschmuck, der zur Krönung Napoleon's diente, Reliquien, heilige Gefäße und prachtvolle Verzierungen. 2) Die St. Genoviève oder das Pantheon, nach dem Modell des Pantheon in Rom erbaut, der schönste Tempel von P., mit einer trefflichen Kuppel, welche die Gestalt eines runden Tempels von 32 korinthischen Säulen hat und 282 Fuß hoch ist. Die Form ist ein griechisches Kreuz, welches 340 Fuß lang und über 250 breit ist. Diese Kirche ist zum Ruheplatz ausgezeichneter Staatsmänner und Feldherren bestimmt. 3) Die Pfarrkirche Saint Sulpice, deren majestätisches Vordergebäude 384 Fuß breit ist und aus dorischen und 2 jonischen Säulenordnungen besteht, worüber sich 2 Thürme mit Telegraphen erheben, wovon aber nur der eine Thurm vollendet ist. Sie hat eine ziemlich schöne Façade und eine sehr reiche Kapelle. 4) Die Pfarrkirche Saint Eustache, eine der größten Kirchen in P., worin eine große Anzahl berühmter Personen ihre Grabmäler haben, ist unglücklicherweise zwischen zwei Straßen versteckt. 6) Die Kirche Saint Gervais mit einem herrlichen Portale. 7) Die Kirche Saint Etienne von einer maurischen Bauart. 8) Die St. Magdalenenkirche, welche die Söhnungsdenkmäler enthält, die Ludwig XVI., dessen Gemahlin, Ludwig XVII. und der Prinzessin Elisabeth aus weißem carrarischem Marmor errichtet worden sind. 9) Die Kirche der Sorbonne mit dem Monumente des Cardinals Richelieu. Unter den 6 Hallen zeichnet sich besonders die Getreide- und Mehlhalle aus, von edler Simplicität. Das Helmdach über dem Centrum ist ganz von gegossenem Eisen zusammengesetzt und mit Kupferplatten gedeckt. Das Licht kommt durch eine obere

Laterne von 37 Fuß im Durchmesser hinein. Außerhalb des Gebäudes sieht man eine dorische Säulenordnung von beinahe 100 Fuß Höhe. Die ungeheure Weinhalle enthält 14 große Hallen und 91 kleine Abtheilungen und kann 200000 Weinfässer fassen. Die Tuch- und Leinwandhalle ist 400 Fuß lang und wird durch 50 Fenster erleuchtet. Unter den 7 Reservoirs und 84 öffentlichen Brunnen und Springbrunnen sind die schönsten: die Fontaine des Innocens, die des Château-d'Eau, die von Grenelle, die der Arzneischule, die erst kürzlich vollendete auf der Straße Gaillon, die des Bastillenplatzes, welche noch nicht zur Vollendung gelangt ist. Hier muß man auch des schönen Durcqcanales erwähnen, den man zugleich als eine Wasserleitung und als schiffbaren Canal ansehen kann. Er ist 96000 Meter lang, 1803 angefangen und 1823 vollendet worden und kostet 24326118 Franken, ohne die Arbeitskosten zur Vertheilung des Wassers in P. Merkwürdig sind die vor der Stadt befindlichen Katakomben, ehemalige Steinbrüche, deren lange Gänge sich unter einem Theile der Stadt hinziehen und wo die Gebeine der ehemals auf dem großen Leichenhofe in Paris (Cimetière des innocens) begraben gewesenen Bürger aufgeschichtet worden sind. Unter den 16 Brücken, die über die Seine führen und die Hauptheile der Stadt verbinden, sind die wichtigsten: 1) die neue Brücke (pont neuf), die besuchteste unter allen und von welcher man eine der schönsten Aussichten genießt. Sie besteht eigentlich aus zwei Theilen und geht von dem einen Ufer der Seine bis zu der Insel du Palais und von dieser bis zum andern Ufer. Sie hat 12 Bogen, ist 72 F. breit und 1020 F. lang und jetzt wieder mit einer metallenen Bildsäule Heinrich's IV. geziert. 2) Die prächtige Brücke Ludwig's XVI. (sonst pont de la concorde) mit 12 colossalen Bildsäulen französischer Helden geziert, die schönste unter allen, welche auf 5 Bogen ruht (deren jeder 120 F. Spannung hält und 30 F. hoch ist) und 600 F. Länge und 48 F. Breite hat. 3) Die königliche Brücke (pont royal, vorher pont des Tuileries), welche 432 F. lang ist und die Straße Bac mit dem Kai der Tuilerien verbindet und nach welcher zu die Wohnzimmer des Königs die Aussicht haben. 4) Die Brücke der Invaliden (sonst pont de Jéna), ganz von Stein, mit 5 Bogen und von 460 F. Länge. 1806 wurde sie angefangen und hat mit den Nebenbauten 9 Mill. Franken gekostet. 5) Die Kunstbrücke (pont des arts) dem Louvre gegenüber, 516 F. lang und 30 F. breit, mit 9 eisernen Bogen, die erste dieser Art in Frankreich. 6) Die Brücke des Pflanzengartens (pont du jardin du Roi, sonst pont d'Austerlitz) mit 5 eisernen Gewölbbogen, 400 F. lang, die östlichste aller pariser Brücken. Unter den Bädern zeichnet sich das Vigier aus, welches den Tuilerien gegenüber in der Seine liegt. Es besteht aus einem Kahne, der so lang als das größte Schiff ist, ein Gebäude mit 2 Etagen trägt und 140 Badstuben enthält. Die chinesischen Bäder sind wegen ihrer besondern Bauart merkwürdig. In Hinsicht der wissenschaftlichen und öffentlichen Unterrichtsanstalten übertrifft P. alle anderen Städte der Welt. Der Elementarunterricht zählt 403 Elementarschulen mit 25582 Schülern und Schülerinnen und 40 Armenschulen mit 10460 Schülern. Für den Unterricht der zweiten Stufe zählt man 7 Colléges (Gymnasien), 31 Institute und 56 Pensionate mit 7669 Schülern und 329 weibliche Erziehungshäuser mit 10240 Schülerinnen. Der höhere Unterricht und die besonderen Schulen zählen 17813 Individuen, davon 315 weiblichen Geschlechts. Von der letzten Classe sind die merkwürdigsten Anstalten: die von Karl dem Großen 796 gestiftete Universität von P. mit 7446 Studenten; das königliche Collegium de France, eine Art von Universität, wo die ausgezeichnetsten Professoren einer großen Anzahl von Personen, davon 900 ordentlich eingeschrieben sind, Unterricht ertheilen; der Pflanzengarten, wo Unterricht über alle Zweige der Naturwissenschaften und in der Ikonographie ertheilt wird und die Zahl der Studirenden sich auf 3000 beläuft. Wenn auch der dazu gehörige Garten den zu Berlin, Wien, Kiew 2c. befindlichen

nachsicht, so ist dagegen das naturhistorische Museum das reichste, das zu finden ist, und sein anatomisches Museum und die Menagerie verdienen den schönsten Anstalten dieser Art gleichgestellt zu werden. Ferner: die polytechnische Schule, aus der eine Menge großer Männer in Frankreich hervorgegangen sind und deren Plan und Unterrichtsweise schon in mehrern Ländern nachgeahmt worden ist; die Normalschule, zur Bildung von Professoren; das königliche Conservatorium der Künste und Gewerbe, besucht von etwa 1000 Zöglingen; die Pharmacieschule mit 400 Schülern; die astronomische Schule bei der königlichen Sternwarte, eine der schönsten und herrlichsten dieser Art; die königliche Schule der Musik und der lyrischen und der dramatischen Declamation; die königliche Schule der schönen Künste; die königliche Schule des Brücken- und Kunststraßenbaues; die königliche Bergwerksschule; das königliche Taubstummeninstitut; das königliche Institut der jungen Blinden; die Schule der orientalischen Sprachen und der Archäologie; die Handelsschule, eines der schönsten Institute dieser Art; die Manufacturschule; die königliche Landchartenschule und Turnanstalt für Civil- und Militairpersonen, unter dermaliger Leitung des Obersten Amoros. Unter den Bibliotheken zeichnen sich am meisten aus: die königliche mit 450000 Bänden gedruckter Bücher und 100000 Handschriften nebst einem Cabinet antiker Medaillen und dem Kupferstichcabinete; die Bibliothek des Pantheon von 100000 Bänden; die mazarinische oder der 4 Nationen von 92304 Bänden; die Bibliothek des Arsenals von 150000 Bänden; die Bibliothek von St. Genoviève, die Bibliothek des Instituts, die Privatbibliothek des Königs in den Tuilerien und die Stadtbibliothek. Unter den gelehrten Gesellschaften und Vereinen sind zu bemerken: das königliche Institut von Frankreich, getheilt in die französische Akademie, Akademie der Wissenschaften und Akademie der schönen Künste; die philomathische Gesellschaft; die königliche Centralackerbaugesellschaft; die Gartenbaukunstgesellschaft; die medicinische Gesellschaft; die pharmaceutische Gesellschaft; die königliche Gesellschaft der Alterthumsforscher Frankreichs; die asiatische und die geographische Gesellschaft; die statistische Gesellschaft von Frankreich; die französische Gesellschaft der Universalstatistik; das königliche Athenäum, wo man über alle Zweige der menschlichen Kenntnisse Unterricht ertheilt; die Gesellschaft des Elementarunterrichts; die Gesellschaft zur Aufmunterung der Nationalindustrie; das Athenäum der Künste und die philotechnische Gesellschaft. Von Kunst- und anderen Sammlungen sind vorzüglich zu bemerken: das königliche Museum im Louvre, wozu das Museum der Antiken mit der Sammlung ägyptischer Alterthümer, die Gemäldegallerie (eine der schönsten, die es gibt) und das Museum der Schiffsbaukunst gehören; die Gemäldesammlungen im palais Luxembourg und im Pflanzengarten; das Centralmuseum der Artillerie; die prächtigen Sammlungen von Büchern, Landcharten, Manuscripten ꝛc.; das Kriegsdepot; die in erhabener Arbeit dargestellten Plane der Festungen im Hôtel der Invaliden; die kostbare und reiche Landchartensammlung des Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; das Conservatorium der Künste und Gewerbe, welches Alles darbietet, was die National- und europäische Industrie Reichstes und Seltenstes an Instrumenten aller Künste und aller Handwerke und an sinnreichen Modellen hervorgebracht haben; das Generaldepot der Landcharten und Seeplätze; das Mineraliencabinet im Münzhôtel, wo die Mineralien des Königreichs nach den Departements classificirt sind; die herrliche Sammlung von Stempeln der seit Franz I. geprägten Medaillen; das anatomische Cabinet der Arzneischule, wo man eine schöne Sammlung von chirurgischen Instrumenten sieht; die herrliche Gemäldegallerie des Herzogs von Orleans im palais royal; die Gemäldegallerie im Palast Elisée-Bourbon; die Gallerie der Baukunst im königlichen Institute, welche die berühmtesten Baudenkmäler Roms, Griechenlands, Asiens, Ägyptens und anderer Nationen in Kork oder Gyps nachgebildet enthält. Außerdem gibt es in Paris

viele Privatsammlungen und darunter sehr merkwürdige. Äußerst wichtig ist der Buchhandel und nicht leicht erscheinen irgendwo so viele Zeitschriften als in P.; daher aber auch 620 Buchhändler und 80 Buchdruckereien, die in schönen Arbeiten mit den englischen wetteifern. Die königliche Buchdruckerei ist das größte Institut dieser Art, besonders durch seine zahlreichen Patrizen, Matrizen und Lettern der orientalischen Sprachen. In den letzten Jahren waren daselbst 300 Pressen in Thätigkeit, wovon 60 Tag und Nacht arbeiteten. Erwähnungswerth sind auch die Darstellungen, wo sich Wissenschaft und Kunst vereinigt haben, um zu gefallen und zu unterrichten, z. B. das Georama, ein eben so sinnreicher als künstlicher Bau, der in einer Erdkugel von 30 Fuß im Durchmesser das getreue Gemälde der Erdoberfläche darstellt, das sich dem Auge des in einem Mittelpunkte befindlichen Zuschauers eröffnet; das Panorama, welches den Anblick des ganzen wahren Horizontes eines Zuschauers, der einen bestimmten Punkt eingenommen hat, darstellt; das Diorama, eine Art großer vervollkommneter laterna magica, bei welcher das Sonnenlicht die Stelle des Lichtes einer Lampe vertritt; das Neorama, welches nur eine Modification des Panorama ist, um das Innere der merkwürdigen Gebäude darzustellen; das Kosmorama, welches die optischen Ansichten der merkwürdigsten Gegenden und Monumente der Erdtheile darbietet; das Peristrephorama oder bewegliche Panorama. Keine Stadt ist reicher an Theatern und an öffentlichen Vergnügungsanstalten als P. Es gibt daselbst 11 fortdauernde Theater, ohne die, welche sich außerhalb der Barrieren befinden. Die schönsten in Hinsicht ihrer Bauart sind: die Opéra Comique, die große Opéra, das Odéon und das Theater Favart; die besuchtesten sind: die Opéra Comique, der olympische Circus, die königliche musikalische Akademie, das Gymnase dramatique und das Théâtre français. Die Wohlthätigkeitsanstalten sind zahlreich und werden mit einer einsichtsvollen Ordnung und einer vorzüglichen Menschenfreundlichkeit verwaltet. Unter den 30 Hospitälern sind die vornehmsten: das Hôtel Dieu, wo über 10000 Kranke, die die Augustinerinnen pflegen, jährlich aufgenommen werden; das Hospital Beaujeon; die Salpetrière oder das allgemeine Hospital, zur Aufnahme armer 70jähriger gebrechlicher Weibspersonen, auch für weibliche Wahnsinnige; das Hospital de la pitié; die Charité; die Hospitäler der männlichen und weiblichen Unheilbaren; das Hospital der Madame Necker; das Hospital des enfans; das Hospital Saint Louis für chronische Kranke; die maison d'accouchement, in der jährlich 2—4000 Frauenzimmer aufgenommen und entbunden und an 400 Hebammen gebildet werden; die maison de refuge et de travail pour l'extinction de la mendicité etc.; das Blindeninstitut der Quinze-vingts; das Taubstummeninstitut; das Blindeninstitut; die société de la charité maternelle zur Unterstützung armer, in Wochen liegender Mütter, die ihre Kinder nicht selbst stillen können; die philanthropische Gesellschaft zur Unterstützung der leidenden Menschheit; das Institut zu unentgeldlicher Pflege und Wartung von dürftigen Verwundeten; das Spinninstitut, um armen Weibern Arbeit zu verschaffen. Übrigens gibt es 12 Wohlthätigkeitsbureaux zur Vertheilung von Unterstützungen an Hausarme in den 12 Municipalarrondissements der Stadt, und die pariser Hospitäler haben ein bedeutendes Einkommen, unter anderem ein Zehntel an allen öffentlichen Belustigungsörtern. P. zählte 1827 630 Ärzte, 206 Doctoren der Chirurgie und 190 Apotheker. — Es gibt eine große Anzahl von öffentlichen Gärten, als: Frascati; Tivoli, welcher zwar nur 40 Morgen einnimmt, aber die größte Mannigfaltigkeit von Partien enthält; l'elysée oder hameau de Chantilly, einer der schönsten Gärten; der türkische Garten; Garten Heinrich's IV.; Colisée ꝛc., ohne die Privatgärten aufzuzählen, wohin z. B. gehören der Park de Monceaux, Idalie, Jardin-Biron, Jardin-Monaco, Jardin-Beaujeon. Der Park de Monceaux liegt am Ende der Vorstadt Roule und enthält gothische und grie-

chische Ruinen, prachtvolle Peristyle, mit Statuen gezierte Bäder, ägyptische Obelisken, Kioske, welche überall mit der liebenswürdigen Einfachheit contrastiren. Bosquets, Weinberge, Felsen, Bäche, labyrinthische Gänge, Hütten, Baumgruppen bilden die entzückendste Landschaft. Das Gewächshaus in diesem Garten gehört zu den schönsten seiner Art. Öffentliche Spaziergänge sind: die elysäischen Felder, ein sehr besuchter, mit Bäumen regelmäßig bepflanzter großer Platz, der von Ludwig's XV. Platz (place de la concorde) anfängt und sich bis Chaillot erstreckt, und die Boulevards, ehemalige Stadtwälle, welche, mit Bäumen bepflanzt, sich in Bogenform durch einen beträchtlichen Theil der nördlichen Stadt ziehen, bei der Magdalenenkirche am Ende der Rue royale anfangen und am Bastilleplatze endigen. Gegen den Bastilleplatz zu haben sie ein etwas ödes Ansehn und man athmet hier freier; aber vom **boulevard du temple** an bis zur Magdalenenkirche sind sie von Reihen prächtiger Häuser, glänzend aufgeputzter Kaufmannsgewölbe und Kramläden, Caffeeschenken, Restaurationen, Theater, Hôtels ꝛc. begrenzt; in der Hauptallee wird stark gefahren und geritten und in den Seitenalleen lustwandeln die Fußgänger einher. Auf den Boulevards **Montmartre**, **des Italiens** und **du temple** trifft man die schöne Welt an den Sommerabenden auf Stühlen sitzend. Überdieß geschehen alle große Aufzüge in P. auf den Boulevards, die man als die Hauptstraßen ansehen kann. Ferner gehören zu den öffentlichen Spaziergängen die Gärten bei den Tuilerien, bei dem **palais royal**, bei dem **palais Luxembourg**. Außerhalb der Barrieren hat man die Gehölze von Boulogne, von Vincennes, die verschiedenen königlichen Lustschlösser und die mannigfaltigsten Landpartien. Auch fehlt es nicht an Gelegenheiten zu Wasserfahrten auf der Seine nach Saint Cloud, Poissy, Choisy ꝛc. — P. verbraucht jährlich 75000 Ochsen, 8000 Kühe, 76000 Kälber, 80000 Schweine, 370000 Schafe, 1200000 Kilogrammes Fleisch nebst 400000 Kilogrammes Abfall, für 8 Mill. Franken an Geflügel und Wildpret, für 4 Mill. Franken an Seefischen, für 1 Mill. Franken an Austern, für 600000 Franken an Süßwasserfischen, für 13—14 Mill. Franken an Butter und Eiern, für $1\frac{1}{2}$ Mill. Franken an trockenem Käse, 550000 Säcke Mehl oder 113880000 Kilogr. Brot (täglich 238500 Kilogr.), 800000 Hectolitres Wein, 50000 Hectolit. Branntwein, 12000 Hectolit. Cider, 8000 Hectolit. Baumöl, 60000 Hectolit. andere Öle, 1100000 Stères Brennholz, 4 Mill. Reisbündel, 1800000 Hectolit. Kohlen. Die Einkünfte von P. belaufen sich jährlich auf 45 Mill. Franken und sind also größer als die der beiden vereinigten Königreiche Norwegen und Schweden. Es enthält etwa den 40. Theil der Bevölkerung von Frankreich, doch zahlt es mehr als $\frac{1}{11}$ aller Abgaben und zwar $\frac{1}{22}$ von der Grundsteuer, $\frac{1}{10}$ von der Meubles- oder Personensteuer, $\frac{1}{4}$ von der Fenster- und Thürensteuer, $\frac{1}{5}$ von der Patentsteuer ꝛc. — Die Polizei in Paris ist musterhaft und an ihrer Spitze steht ein eigener Präfect; jedes der 48 Quartiere von P. hat seinen Polizeicommissair. Ein eigenes Gensd'armeriecorps ungefähr zu 1000 Mann zu Fuß und zu Pferd, in 4 Compagnien getheilt, unter dem Namen **garde royale de la ville de Paris**, sorgt für die innere Sicherheit der Stadt und der Bürger. Die Handhabung der Polizei ist einer besonderen Präfectur anvertraut, welche den Reisenden Pässe ausstellt, über die Freudenmädchen, die in einem besonderen Bureau eingetragen werden, die Aufsicht führt, wie auch über die Spielhäuser, die 1831 für 6055100 Fr. verpachtet waren. Die Feueranstalten sind vortrefflich; ein **corps de Sapeurs-Pompiers**, aus einem Stabe und 4 Compagnien bestehend, eilt bei jeder Feuersgefahr herbei und 120 Pferde stehen Tag und Nacht zum Dienste der Spritzen bereit. Es gibt 2 Feuermaschinen, 41 Rettungsanstalten in Feuersgefahr und seit 1816 eine Assecuranzgesellschaft. Für das Verproviantirungswesen der Stadt sorgt ein besonderer Generalcommissair und gegen die Bettelei sind die wirksamsten Vorkehrungen getroffen. Die Post, deren Einrichtung sehr gut ist, beschäftigt

500 Menschen. In jedem der 12 Arrondissements trifft man ein Postbureau, wo die in die verschiedenen Briefkasten gelegten Briefe alle drei oder 4 Stunden gesammelt werden, die dann ein Postillon zu Pferd nach der Postverwaltung abholt, von wo sie in die Stadt, ebenfalls durch die 12 Bureaux, oder ins Reich und Ausland geschickt werden. Alle Tage kommen im Durchschnitt von auswärts 32000 Briefe und auf der alten petite poste oder Stadtpost 15000 an. Nach dem In- und Auslande gehen täglich ungefähr 70000 Briefe nebst 85000 Zeitungen und andern Drucksachen ab, so daß die Postverwaltung täglich 202000 Stück besorgt. Diligencen gehen von hier nach allen Theilen des Reichs. Der Telegraph auf dem Montmartre correspondirt mit den wichtigsten Punkten des Reichs. P. ist der Hauptsitz der französischen Industrie, vorzüglich in Gegenständen des Luxus und der Mode. Wie wichtig und mannigfaltig der pariser Kunstfleiß sei, zeigen die jährlichen Industrie- und Kunstausstellungen im Louvre. Obgleich hier dem gesammten französischen Kunstfleiße die Säle zur Ausstellung offen stehen, so kommt doch über die Hälfte der daselbst ausgestellten Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbfleißes auf die pariser Künstler, Fabrikanten und Handwerker, von denen über 44000 patentirt sind und in P. ihre Comptoirs, Werkstätten oder Läden haben. Täglich macht die Industrie größere Fortschritte, viele Fabricate behaupten in Solidität und Schönheit entschiedene Fortschritte, andere sind blos für das Auge berechnet und verderben nicht selten bei dem ersten Gebrauche. Es würde zu weit führen, in eine vollständige Aufzählung der so mannigfaltigen Artikel einzugehen, welche die pariser Fabriken liefern; daher erwähnen wir nur der 25 Porzellanfabriken, unter denen die königliche Porzellanfabrik zu Sèvres (zwei Stunden von P.) die ausgezeichnetste ist; der königlichen Gobelinsfabrik, die die herrlichen Tapeten nur für Rechnung des französischen Gouvernements arbeitet und wo die schönsten Gemälde durch Verflechtung farbiger Fäden aufs Täuschendste copirt werden; der berühmten Teppichfabrik der Savonnerie (auf einem Platze, wo vorher eine Seifensiederei errichtet war, daher der Name Savonnerie); der Spiegel-, der Orfèvrerie-, der Bijouterie- und Quincailleriefabriken; der Juwelirarbeit, welche jährlich für mehr als 5 Mill. Fr. vergoldeter und versilberter Bronze liefert; der bedeutenden Uhrmacherei, welche jährlich einen Werth von 15 Mill. darstellt; der künstlichen Blumen- und Modesachen aus P., welche als Muster für Europa gelten (von letzteren werden für mehrere Mill. Fr. ins Ausland versendet); der jährlich in P. verfertigten Shawls, welche man auf 14 Mill. schätzt; der Stickerei und Spitzen, welche für mehr als 3 Mill. geliefert werden; des Marmors, der in 110 Werkstätten verarbeitet wird; der für mehr als 6 Mill. Fr. gefertigten Meubles und Goldschmiedewaaren; der Wollenweberei, welche 1200 Arbeiter ernährt und für mehr als 11½ Mill. Fr. Gewebe liefert; der noch bedeutenderen Baumwollenweberei, deren Werth sich auf 13 Mill. beläuft und welche überdieß noch 2 Mill. Paar Strümpfe liefert; der 77 Werkstätten, aus denen eine große Menge kostbarer und gemeiner Papiertapeten hervorgehet. Ferner verdienen noch genannt zu werden: die schön gearbeiteten pariser Wagen, die physikalischen, mathematischen und musikalischen Instrumente, lackirten Sachen, geschliffenen Krystalle, die plattirten und Lederwaaren, die künstlichen Augen für Menschen, künstlichen Zähne, Arme und Beine, die 5 Zuckersiedereien, die 32 Tabaksfabriken, unter welchen die königliche die stärkste ist, denn sie beschäftigt täglich 500 Menschen und hat große Dampfmaschinen. Nicht minder wichtig sind die großen Fortschritte der pariser Buchdruckerei, welche man vorzüglich in den großen Officinen, als der Didot'schen, Crapelet'schen, Herhan'schen, Renouard'schen, Pinard'schen, die jährlich über 3000 Menschen beschäftigen, erkennen kann. Auf der vor P. in der Seine gelegenen Isle de Cygnes fabricirt man aus Kaldaunen und anderen Abfällen der Schlachtereien ein thierisches Öl, welches vorzüglich zum Brennen der Straßen-

leuchten gebraucht wird. Ferner befinden sich hier eine königliche Stückgießerei, viele Eisengießereien und verschiedene Bleigießereien. Die blühende Industrie und die starke Consumtion der großen Volksmasse veranlaßt einen bedeutenden Handel, zu dessen Beförderung die Börse, die Bank, die Handelskammer, das Handelsgericht, der Handelsverein, die Haupttelegraphen in Verbindung mit denen zu Brest, Lille, Bayonne, Toulon, Straßburg (so daß man jede Neuigkeit in 3 Minuten aus Calais durch 27, in 2 Min. aus Lille durch 22, in 6½ Min. aus Straßburg durch 46, in 8 Min. aus Lyon durch 50 und in 8 Min. aus Brest durch 80 Telegraphen erhält) und andere Anstalten errichtet sind. Die Ausfuhr dieser Hauptstadt beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf einige 40 Mill. Fr., worunter die Ausfuhr von Seidenwaaren, der Krämerwaaren, der Bücher, Modeartikel, Gold- und Bijouteriearbeiten, Kattun-, Hanf- und Flachswaaren, des Porzellans, der Shawls am beträchtlichsten ist. Weit bedeutender ist die Einfuhr, da die Consumtion einer so ungeheueren Volksmenge, welche P. in sich faßt, Producte aller Art verlangt und verbraucht und einen so wichtigen Einfluß auf den innern Handel ganz Frankreichs hat, daß jährlich etwa eine Million Franken aus P. in die Departements sich vertheilt. P. hat 2 Entrepots für die ausländischen besteuerten Waaren und bekommt für 227 Mill. Fr. rohe Producte und gibt ihnen durch Verfertigung einen Werth von mehr als 300 Mill. Francs. 1821 kamen 11034 Fahrzeuge zu P. an; davon 10226 auf der Oberseine und ihren Nebengewässern und 808 auf der Niederseine und ihren Nebenflüssen. Außer den königlichen Garden hat Paris gewöhnlich eine verhältnißmäßige Anzahl von Linientruppen, zusammen gegen 24000 Mann in Garnison. Diese Truppen liegen sämmtlich in Casernen und mit diesen zugleich besteht zu P. eine Nationalgarde aus 12 Legionen zu Fuße und 2 Escadronen zu Pferde, deren Stärke 26500 Mann beträgt, wozu noch 2 Legionen aus der Umgegend kommen. Die Mairie ist das Hauptquartier jeder Legion. — Die Umgegend von P. ist schön und vortrefflich angebaut. Der Montmartre gewährt den vollständigsten Überblick der Stadt. Gleich hinter den Tuilerien liegt das Dorf Chaillot mit prachtvollen Landhäusern und Gärten. Eine Meile von P. liegt an der Seine das schöne Schloß St. Cloud mit dem herrlichen Parke, Lieblingsaufenthalt Napoleon's, wo er auch am 9. Nov. 1790 (18. Brumaire) den Rath der Fünfhundert versammelte und aus einander sprengte. Nicht weit davon liegt der Flecken Sèvres mit der berühmten Porzellanfabrik und ¼ Meile östlich von P. der Flecken Vincennes mit einem sehr festen Schlosse und großen Parke. — Ein gallisch-celtischer Volksstamm, die Pariser, meist Fischer und Schiffsleute, ließen sich auf einer Morastinsel der Seine nieder und erbauten eine Stadt, die sie wegen ihres schmuzigen Bodens Lutetia und Lutetia Parisiorum nannten, welche Stadt sie aber, als die Römer Gallien überzogen, abbrannten. Hierauf bauten die Römer sie wieder auf, befestigten sie und der Kaiser Julianus, der Abtrünnige, nahm hier im Jahre 360 Winterquartiere und erbaute sich einen Palast. Lutetia blieb nun Eigenthum der Römer bis 486, wo es von den Franken erobert und unter Chlodowig 508 zur Hauptstadt des fränkischen Königreichs erklärt und Paris genannt wurde. Die Gemahlin dieses Königs, Chlotilde, erbaute auf einer Anhöhe die Genovevakirche, in der einige fränkische Könige begraben liegen, und etwas später (550) begann Childebert den Bau der Kirche von Notre Dame; hundert Jahre später gründete St. Landry das Hôtel Dieu. Um die nämliche Zeit entstand die Abtei St. Germain des Prés, welche mehrern merovingischen Königen zur Begräbnißstätte diente. Zu Ende des VIII. Jahrh. gründete Karl der Große die Schulen, aus welchen späterhin die Universität hervorging. Die Normänner beunruhigten P. mehrere Male und zwar plünderten sie es 845, brannten 856 und 872 die Vorstädte von Paris ab und belagerten es 2 Jahre lang, von 885—887. Als im Jahre 987 Hugo Capet, Sohn Hugo's

des Großen, den französischen Thron bestieg, ward Paris Residenz der Könige von Frankreich bis 1649, wo Ludwig XIV. von der Fronde aus der Hauptstadt vertrieben, Versailles erbaute und dieses zum königlichen Wohnsitz erhob. Unter Hugo Capet vergrößerte sich die Stadt und ward in 4 Quartiere getheilt. 1163 gründete Bischof Moritz von Sully den Dom von Notre Dame, welcher aber erst nach ihm vollendet ward. 1180 ließ Philipp August die Stadt pflastern und 1190 sie in 8 Quartiere theilen, wodurch Paris statt der 3 Thore 15 erhielt. Im XIII. Jahrh. wurde von Ludwig IX., dem Heiligen, das Hospital der quinze-vingts für Blinde und mehrere Klöster gegründet. Unter Philipp von Valois hatte P. 150000 Einwohner, von denen aber die Hälfte durch die schwarze Pest, welche in der Mitte des XIV. Jahrh. Europa verwüstete, weggerafft wurde. 1367 wurde P. unter Karl V. so vergrößert, daß es in 16 Quartiere getheilt ward und 1387 wurde der Bau der Bastille begonnen. Jetzt hatte P. 2 Brücken, zu denen man aber 1378 noch eine dritte, Pont St. Michel, und bald eine vierte, Pont Notre Dame, hinzufügte. 1418 wüthete wiederum die Hungersnoth und Pest so in P., daß in 3 Monaten 100000 Menschen starben. Zwei Jahre später (1420) kamen durch den Bürgerkrieg zwischen den sogenannten Armagnacs und Bourguignons die Engländer nach Frankreich und auch nach Paris, welche erst von Karl VII. (1436) wieder vertrieben wurden. 1438 verlor P. durch die Seuche und Hungersnoth abermals 50000 Menschen. 1462 ordnete man eine Straßenbeleuchtung an. Unter Ludwig XI. war die Einwohnerzahl in P. 300000 stark. 1563 siedelten sich hier die Jesuiten an. Unter Franz I., Stifter des Collége de France, fing die fünfte Vergrößerung von P. an und 1572 den 24. Aug. geschah die pariser Bluthochzeit. Heinrich IV. belagerte 1590 bis 1594 P., welches die spanisch-französische Ligue hartnäckig vertheidigte, die es aber übergeben mußte, nach welcher Übergabe Heinrich einen Triumphzug hielt. Er war es, der 1604 die von Heinrich III. 1578 angefangene Brücke pont neuf, die Hauptbrücke von Paris, 1604 vollendete und seine Statue zu Pferde 1614 errichtete. 1615 wurde der Palast Luxembourg gegründet, 1622 ein Erzbisthum zu Paris gestiftet und 1629 fing man an das Palais Royal zu bauen und 1635 den Pflanzengarten anzulegen. Ludwig XIV., der wie seine Nachfolger das Schloß Versailles bewohnte, vergrößerte und verschönerte die Stadt aufs Neue durch eine Menge herrlicher Bauten, als: durch den 1664 vollendeten Bau des von Katharina von Medici angefangenen Tuilerienschlosses, durch die nach Perrault's Plane gebaute geschmackvolle Façade des Louvre, durch das Invalidenhôtel, durch den Vendômeplatz, durch die Sternwarte und durch das sogenannte Denysthor. Ludwig XV. ließ die école militaire am Eingange des Marsfeldes erbauen und die prächtige Genovevenkirche mit der erhabenen auf Säulen gestützten Kuppel von Soufflet anlegen. In der Revolutionszeit sowohl als auch nach dem Tode Ludwig's XVI. wurde die Verschönerung von P. bis nach dem 18. Brumaire, wo Napoleon auf den Thron Frankreichs kam, unterbrochen. Ihm verdankt P. eine große Anzahl von Baudenkmälern, als die Korn- und Weinhalle, die 4 großen Schlachthäuser, die schöne Börse, die Wasserleitungen, Cloaken, Springbrunnen, die breite Straße de la Paix zwischen den Boulevards und dem Vendômeplatz. Nach der Julirevolution 1830 wurden eine Menge Cloaken erbaut und die prächtige seit 50 Jahren angefangene Magdalenenkirche so wie das von Napoleon angefangene Hôtel des Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vollendet. 71.

Paris (Einnahme den 31. März 1814). Bei dem Vordringen der Verbündeten in Frankreich entwarf Napoleon, gezwungen durch die Schwäche seines Heeres, den Plan, den Kriegsschauplatz nach Lothringen und Elsaß zu verlegen und durch das Heranziehen der Festungsbesatzungen dieser Departements und durch eine Volksbewaffnung daselbst den Krieg in die Länge zu ziehen, um dadurch Gelegen-

heit zu erhalten, seine Streitmittel durch neue Aushebungen und Ergänzung seines Kriegsmaterials in einen bessern Stand zu setzen. Allein als ihm in der Schlacht von Brienne und in mehreren kleinen Gefechten das Glück wieder lächelte, ging er von diesem Project wieder ab. Bald mußte er jedoch einsehen, daß er mit seiner schwachen Macht, die nun noch meistens aus jungen, ungeübten und muthlosen Kriegern bestand, bei aller seiner rastlosen Thätigkeit und unerschöpflichen Manövrirkunst gegen den Coloß des andringenden verbündeten Heeres nichts auszurichten vermochte. Obgleich Napoleon dadurch, daß er sich nach Lothringen und Elsaß wandte, den aliirten Armeen die Straße nach Paris frei machte, so verließ er sich doch auf die mehrfach erkannte, fast an Ängstlichkeit grenzende Vorsicht seiner Gegner und hoffte durch eine Diversion gegen ihre Verbindungslinien dieselben zum Rückzuge nach dem Rheine zu verleiten. Indeß hierin hatte er sich getäuscht. Durch aufgefangene Briefe hatten die Verbündeten bereits Kenntniß von seinem Vorhaben genommen und so wurde, da überhaupt der Geist des Aufruhrs sich im französischen Volke immer bedenklicher äußerte, besonders auf Betrieb des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm, der ungezögerte Marsch gegen die Hauptstadt beschlossen, deren Einnahme allein im Stande sein konnte, der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung zu geben und den Krieg bald zu beenden. Schwarzenberg, Winzingerode und Czernitschew trafen mit ihren Corps bei Vitri zusammen und von diesen wurden 10000 Reiter mit 50 Geschützen unter Commando des Generals Winzingerode nach St. Dizier abgeschickt, um den Marsch Napoleon's zu beobachten, ihn zu beunruhigen und glauben zu machen, daß dieses Corps der Vortrab der verbündeten Armee sei; während die große Armee von Vitri aus auf Fère-Champenoise und P. sich in Marsch setzte. Diese Richtung hatte Blücher mit der schlesischen Armee von Chalons aus ebenfalls eingeschlagen. Marmont und Mortier waren von Blücher über die Marne zurückgeworfen und diese, unbekannt mit der Besatzung Vitri's, näherten sich sorglos diesem Platze, in der Absicht, sich hier mit Napoleon zu vereinen, als ihr Vortrab unerwartet mit dem Corps des Kronprinzen von Würtemberg zusammentraf und mit ansehnlichem Verluste auf Fère-Champenoise zurückgeworfen wurde. Während Blücher seine Armee von Etoges nach Montmirail führte, verfolgte die große Armee ihren Marsch nach P., wohin auch Marmont, Mortier und Arrighi, ohne Unterlaß durch Reiterei verfolgt, sich zurückzogen. Dieser eilende Rückzug artete in förmliche Flucht bei einer fast allgemeinen Niederlage aus, welche sie erlitten, als die Generale Kleist und York am 26. März in dem Augenblicke die Flanke des feindlichen Corps gewannen und durch Ferté-Gaucher gegen Meaux eilten. Den Marschällen gelang es nun, sich mit einem Theile ihrer Truppen einen Weg zu bahnen und fast 12000 Mann und mehr als 80 Geschütze fielen in die Hände der Sieger. Der Angriff, welcher auf die Hauptstadt Frankreichs unternommen werden sollte, wurde so eingeleitet, daß alle Streitkräfte, auf dem rechten Ufer der Seine und Marne vereint, sich gegen die Nordseite von P. wenden sollten. Es versuchten inzwischen noch 10000 Mann Franzosen größtentheils Nationalgarde zwischen La Ferté sous Jouarre und Meaux der schlesischen Armee die Spitze zu bieten; indeß am 28. März wurden sie von den Preußen unter dem Generale Horn mit bedeutendem Verluste geschlagen, Meaux wurde von Mortier geräumt und bei Treport überschritt, trotz allen Widerstandes der Franzosen, die schlesische Armee die Marne. Napoleon hatte sich durch Winzingerode täuschen lassen, indem er dessen Reitercorps für den Vortrab der gesammten verbündeten Armee ansah. Als er nun eben im Begriffe war, einen entscheidenden Angriff auf Vitri, wohin sich Winzingerode zurückgezogen hatte, zu unternehmen, empfing er am 27. März die unerwartete Nachricht von dem Zuge der Verbündeten nach P. und daß dieselben bereits bis Meaux vorgedrungen seien und sah nun die Umöglichkeit ein, jetzt noch deren Fortschritten Ein-

halt zu thun. In Meaux blieben Wrede und Sacken mit etwa 30000 Mann zurück, um bei der möglichen Rückkehr Napoleons den Übergang über die Marne zu sichern, während die übrigen Heerhaufen unter mehreren kleinern Gefechten sich der Hauptstadt näherten, welche mit zahlreichem schwerem Geschütze versehen von 28000 Mann vertheidigt wurde. Die Vertheidigungsstellung war so gewählt, daß der rechte Flügel an Vincennes gelehnt auf den Höhen von Belleville, Mesnil-Montant und St. Chaumont, das Centrum längs dem Canale der Ourcq und im Rücken durch den Montmartre geschützt stand, während der linke Flügel von Mausseaux bis Neuilly aufgestellt war. Von Seiten der Verbündeten waren die Corps folgendergestalt vertheilt. Auf dem linken Flügel standen der Kronprinz von Würtemberg gegen Vincennes; Rayewsky gegen Pantin und Belleville; die russischen und preußischen Garden längs dem Canale der Ourcq auf der Straße von Bondy nach Paris und auf dem rechten Flügel stand die schlesische Armee, die gegen Saint-Denys und das Dorf Vilette vordrang und zum Angriffe des Montmartre bestimmt war. Am frühen Morgen des 30. März rückten die Nationalgarden aus und um 5 Uhr verkündete der erste Kanonenschuß den Parisern den Beginn der Schlacht. Der erste Angriff galt dem Marschall Mortier, welcher bei Belleville und auf dem Hügel von St. Chaumont befehligte. Wiederholt stürmte Rayewsky gegen Pantin heran, doch bald gelang es durch die Unterstützung, welche Barclay de Tolly in dem Kerne der russischen Truppen heranführte, die Franzosen von den besetzten Höhen zu vertreiben und in die Dörfer Belleville und Menil-Montant zurückzuwerfen. Gegen Mittag waren sämmtliche verbündete Truppen allmählig auf dem Kampfplatze angelangt und entwickelten sich in der Ebene von St. Denys. Dieser Ort war bereits eingeschlossen, als Langeron, der die Franzosen aus Aubervilliers vertrieben hatte, durch Clichi gegen den Montmarte vordrang und die Generale York und Kleist Vilette und Pantin angegriffen und letzteres Dorf mit Sturm nahmen. Immer weiter drangen die Verbündeten vor, Belleville und Menil-Montant wurden mit Sturm erobert, der Hügel von Chaumont besetzt und die Stellung bei dem Pachthofe von Rouvroy überwältigt. Als nun die Nationalgarden in großer Unordnung den Kampfplatz verließen, hielt Marmont um einen 4tägigen Waffenstillstand an und erbot sich, sich in die Stadt zurückzuziehen und solche selbst zu übergeben. Dieß Gesuch wurde sogleich bewilligt, doch ehe diese Nachricht noch auf allen Punkten des Kampfplatzes bekannt wurde, hatte Langeron im heftigen Kampfe den Montmartre erstürmt, ein anderer Theil der schlesischen Armee Vilette und La Chapelle erobert und war bis in die Vorstadt von St. Denys vorgedrungen. Zugleich war auch der Kronprinz von Würtenberg unaufhaltsam vorgerückt, die Kosacken sprengten schon in die Vorstadt St. Antoine und das Heer breitete sich ungehindert am rechten Ufer der Seine aus. Nur auf dem linken Flügel der französischen Stellung, bei Neuilly, war fast gar nicht gefochten worden. In der nächsten Nacht ward die Capitulation abgeschlossen, die Marschälle Marmont und Mortier verließen in Folge derselben am frühen Morgen des 31. März P. und um Mittag desselben Tages hielten Kaiser Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen an der Spitze von 180000 Mann ihren triumphirenden Einzug. Der vorherige blutige Tag kostete den Verbündeten 7000, den Franzosen 3—4000 Mann. 61.

Paris (Einnahme am 7. Juli 1815). Als nach der Schlacht von Belle-Alliance Napoleon mit seinen Truppen über die Sambre eilte, überschritten am 20. Juni die Heere Blücher's und Wellington's bei Beaumont und Bavay die französische Grenze und rückten, während unter der Leitung der Prinzen Friedrich der Niederlande und August von Preußen die größern Festungen theils belagert, theils eingeschlossen wurden, unaufhaltsam fort, der Hauptstadt Frankreichs zu. Am 23. Juni befand sich bereits das Hauptquartier Wellington's zu Chateau Cambresis

und das vom Feldmarschalle Blücher zu Coigni. Hier schon suchte der General Merand um einen Waffenstillstand nach und am 25. erschienen im Hauptquartiere Blücher's zu St. Quentin französische Abgeordnete, die, da Napoleon seine Krone bereits niedergelegt habe, mit den verbündeten Monarchen zu unterhandeln wünschten. Unterdeß hatte Wellington, der auf dem rechten Flügel des preußischen Heeres vorrückte, Cambrai und Péronne mit Sturm genommen und Soult suchte die Trümmer der französischen Armee, kaum 20000 Mann, bei Laon und Soissons zu sammeln und zu ordnen. Ungeachtet der Gesuche der Franzosen um Unterhandlungen setzten die beiden Heerabtheilungen ihren Marsch gegen P. fort und befanden sich, nachdem die Preußen dem Generale Vandamme bei Villers Corterets einen beträchtlichen Verlust in einem hitzigen Gefechte beigebracht hatten, am 27. Juni im Angesichte von Paris. Hier herrschte grenzenlose Verwirrung; die Stadt selbst war vom Regierungsausschlusse in Belagerungsstand erklärt worden und am 29. Juni bezogen Grouchy, Vandamme und Drouet die befestigte Linie an dem Ourcqcanale. An Grouchy's Stelle nahm jetzt Davoust den Oberbefehl und sein Hauptquartier in La Vilette, während die Kammer der Stellvertreter wie im tiefen Frieden einen neuen Verfassungsentwurf vollendete. In dem Hauptquartier des Fürsten Blücher zu Gonesse wurde von diesem und dem Herzoge Wellington der Angriff der Stadt auf der linken Seite der Seine, wo sich keine Verschanzungen befanden, beschlossen und am 30. Juni ein Scheinangriff auf St. Denys, St. Ouen und das Dorf Aubervilliers unternommen, wobei es gelang, sich der Brücke von Maisons und St. Germain zu bemächtigen. Während nun ein Theil von Wellington's Heere die Stellungen bei Blanc-Menil, Bourguet und St. Denys einnahm, ging die preußische Armee auf das linke Ufer der Seine über. Am 2. Juli drang Blücher über Versailles vor und der General Steinmetz warf mit der Vorhut des ersten Heerhaufens den General Vandamme, der sich gleichfalls auf das linke Ufer der Seine gezogen hatte, nach einem blutigen Gefechte bei Meudon bis Issy zurück. Durch eine bei Argenteuil geschlagene Brücke wurde die Verbindung des Wellington'schen Heeres mit den Preußen hergestellt und nun nahm letzteres auf der Höhe von Meudon und Plessis-Piquet seine Stellung. Schon war Issy am 3. Juli von den Preußen mit Sturm genommen, als der General Guilleminot von dem Generalstabe Davoust's mit der Erklärung erschien, daß die französische Armee bereit sei Paris zu räumen und den Siegern zu übergeben, und an demselben Tage wurde zu St. Cloud von den Abgeordneten der Stadt und den englischen und preußischen Bevollmächtigten die Übereinkunft in Betreff der Übergabe geschlossen, in Folge deren die etwa 50000 Mann starke französische Armee innerhalb 3 Tagen Paris räumte und sich hinter die Loire zurückzog. Gleichzeitig hörten die Feindseligkeiten auf und am 7. Juli zogen die verbündeten Heere in Paris ein. Ludwig XVIII., welcher bisher dem Zuge der englischen Armee gefolgt war, hielt darauf am 9. Juli seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. 61.

Park, franz. parc; engl. park, heißt ursprünglich jedes eingehegte mit Wald bewachsene Stück Land, in welchem Wild gehalten wird, also mit andern Worten ein Thiergarten. Bekanntlich hatten schon die Römer an ihren Villen ähnliche Jagdgehege und die Engländer bedienten sich derselben unter dem Namen P. ebenfalls, da ein Gesetz die Hegung des Wildes auf dem Felde verbietet. Als man später anfing, diese oft große Landstrecken einnehmenden Wildgarten durch Kunst zu verschönern, wurden dieselben ein Gegenstand der höhern Gartenkunst und behielten den Namen P. auch dann bei, wenn sie nicht mehr zur Hegung des Wildes dienten. In dieser Form nun, als wirkliche Kunst- und Lustanlagen, verdrängten sie, weil sie der Idee der höhern Gartenkunst (s. d. Art.) am nächsten kamen, die geschmacklosen französischen und holländischen Anlagen und kamen auf dem Con-

tinente allmählig in Gebrauch. Auf diese Weise ist jetzt der Name P. im Allgemeinen gleichbedeutend mit Garten im höhern Sinne. 1.

Park (Artillerie-) nennt man eine Anzahl Wagen, die auf einem Platze ordnungsmäßig zusammenstehen. Sind es Geschütze, so ist es ein Artillerie- oder Geschützpark; sind es Munitionswagen, ein Munitionspark; sind es Belagerungsgeschütze nebst den dazu gehörigen Fuhrwerken, Belagerungspark, und sind es Proviantwagen, ein Proviantpark. Wenn ein solcher P. in Bewegung gesetzt wird, so erhält er den Namen Train oder Zug. Auf Feldmärschen, in Cantonirungen im Feldlager wie bei Belagerungen werden dergleichen Parks gebildet. 61.

Park (Mungo), s. Mungo Park.

Parlementair oder **Parlamentair** heißt im Kriege der an den Feind zu Unterhandlungen abgeschickte Officier. Ein solcher P. wird bei den Orientalen als Friedensbote angesehen und heilig gehalten; in den Abendländern soll derselbe nach dem Kriegsgebrauche wenigstens als Unbewaffneter angesehen und persönlich gesichert sein, obgleich man ihn in gewissen Fällen zurückbehält. Seine friedliche Absicht hat er durch allgemein verständliche Zeichen, z. B. in der Ferne, durch Schwenken eines weißen Tuchs oder einer Fahne, Begleitung eines Trompeters oder Tambours, welche in der Nähe Signale geben, anzudeuten. — Parlamentairschiff ist ein leichtes Fahrzeug mit weißer Flagge (Parlamentairflagge), welches blos zu Unterhandlungen hin und her geschickt wird. 17.

Parliament, franz. parlement; engl. parliament, hieß in den frühesten Zeiten in Frankreich und England der allgemeine Landtag, auf welchem sich die Könige mit ihren geistlichen und weltlichen Vasallen (pares regni, pairs, s. d. Art.) beratheten und wichtige Rechtssachen verhandelten, ohne daß er an einen bestimmten Ort gebunden war. In Frankreich entstanden sehr bald daraus die höchsten Regierungen und Gerichtshöfe in den Provinzen, welche auch von den noch nicht unterjochten Fürsten in ihren Landesantheilen eingerichtet wurden, bis endlich das ganze Land an die Krone kam, welche die Parliamente aus den Gliedern der übriggebliebenen Familien besetzte; nur das P. zu Paris hatte die übrigen hohen Vasallen zu Gliedern, die aber unter Ludwig XIV. bereits bis auf 37 geschmolzen waren. Alle diese Parliamente behielten aber bedeutende Bevorzugungen, wozu hauptsächlich die gehörten, daß die königlichen Befehle und Gesetze erst durch sie in ihrer Provinz bekannt gemacht und vorher bei ihnen eingetragen wurden, ingleichen, daß sie Gegenvorstellungen dawider machen und unter sich darüber deliberiren durften. Nur durch ein sogenanntes lit de justice (s. Frankreich S. 210) konnte die Einregistrirung erzwungen werden; doch sind vor Ludwig XIV. mehrere Beispiele vorhanden, wo die Könige auch da nachgeben mußten; nachher that man es in der Regel nicht mehr. Ludwig XV. jedoch mußte 1763 wegen verschiedener drückenden Auflagen, die die Schulden des 7jährigen Krieges und die Verschwendungen seiner Maitressen decken sollten, der Widersetzlichkeit aller Parliamente nachgeben. Der verunglückte Versuch Ludwig's XVI. die widersetzlichen Parliamente anfänglich zu verweisen und endlich 1790 aufzulösen führte den ersten Act einer allgemeinen Widersetzlichkeit herbei und beschleunigte den Ausbruch der Revolution, seit welcher die Parliamente verschwanden. Ludwig XVIII. errichtete aber bei seinem Regierungsantritte (1814) nach dem Muster der in England ausgebildeten Parliamente eine Ständeversammlung mit zwei Kammern, nämlich der der Pairs und der der Repräsentanten, welche die Stelle des englischen Ober- und Unterhauses vertreten sollten. Die ersteren bilden zugleich den obersten Gerichtshof für Staatsangelegenheiten. — Die Parliamente in England, Schottland und Irland hatten gleichen Ursprung wie die französischen. Mit der magna charta (1215) wurde das englische feststehend. Es behauptete und erweiterte die den Ständen zugesicherten Rechte und sonderte sich unter Eduard III. (1343) in die jetzt noch bestehenden

beiden Häuser. Unter Heinrich VIII. erniedrigte es sich jedoch bis zur Servilität, die aber von Elisabeth, welche der Nation auf anderem Wege Achtung abzugewinnen wußte, nicht gemißbraucht wurde. Seit der Zeit machte dasselbe seine alten Rechte wieder geltend. Da Karl I. um seinen eigenen Willen ungehindert durchzusetzen mehrere Jahre kein P. zusammenberufen hatte und sich das Ansehen gab, als wolle er die Stände nie wieder versammeln, so wurde er endlich zur Einberufung genöthigt und zuletzt von den Ständen selbst gerichtet. Der Protector Cromwell löste dasselbe nachdem es seit 1640 als das sognannte lange P. bestanden hatte, da es sich auch ihm widersetzte (1653) auf und setzte ein militairisches ein, welchem er jedoch sehr bald mehrere von den wesentlichen Formen gab, die es jetzt noch auszeichnen. Da dasselbe nach seinem Ableben Karl II. anerkannte, so bedungen sich unter diesen und seinen Nachfolgern die Stände ihre alten Freiheiten wieder aus, die ihnen auch zugestanden wurden. Endlich unter der Königin Anna (1706) wurde das englische P. mit dem schottischen vereinigt und als großbritannisches anerkannt, welchem durch die Union (1800) das irische einverleibt wurde, so daß das jetzige als P. der drei vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland besteht. Das P. besteht ans dem Ober- und Unterhause oder dem Hause der Lords und der Gemeinen. Aus letzterem erst gelangen die verhandelten Angelegenheiten an das Oberhaus. Zuletzt wird die Sache dem Könige zur Bestätigung vorgetragen, so daß es gewissermassen in jeder Sache drei entscheidende Stimmen gibt. Die Vorschläge werden **Bills** genannt (s. d. Art.). Man pflegt ihnen die Bezeichnung des Gegenstandes vorzusetzen, z. B. **Reformbill**, **Moneybill** (Geldbewilligungsantrag). Das P. wacht über die Freiheiten des Volkes und zieht die Minister (was jedoch fast nie nöthig geworden ist) zur Verantwortung, wobei das Unterhaus beim Oberhause, als dem zuständigen Richter, den Kläger abgiebt; es untersucht und genehmigt die vorgeschlagenen Gesetze und ertheilt Geldbewilligungen. Die Eröffnung erfolgt in voller Versammlung beider Häuser im Oberhauslocale durch eine feierliche Anrede des Königs vom Throne herab (Thronrede), welche sodann von den beiden Häusern in der sogenannten Dankadresse erwiedert wird. Zur Zusammenberufung in bestimmten Zeiten ist der König verpflichtet; er kann aber das P. entweder ganz auflösen, wo er sodann zur sofortigen Wiedereinberufung eines neuen verpflichtet ist, oder die Sitzung auf kürzere oder längere Zeit verschieben (ajourniren oder prorogiren). Zum Oberhause gehören die Pairs und die königlichen Prinzen von Geblüte; zum Unterhause die Abgeordneten der Nation, welche aus dem niedern Adel und Bürgerstande genommen werden. Es können deren verfassungsmäßig 658 sein. Der zu Wählende muß, wenn er Knight ist, den Besitz von 500 Pfund, ein Bürger aber 300 Pfund Landrenten, der Wähler aber ein eigenes Vermögen nachweisen, wovon er wenigstens 40 Schillinge an öffentlichen Abgaben entrichtet; folglich darf er nicht Farmer sein, wenn auch die Besitzung noch so groß wäre. Wähler wie Gewählte müssen übrigens von Geburt Briten und dürfen weder Geistliche noch Richter noch Sherifs sein. Da die vor älterer Zeit festgesetzte Vertheilung der Stimmen zur Wahl der Deputirten für jetzt kein passendes Verhältniß mehr abzugeben scheint, indem, besonders in England, von den Städten (Citys) nur 50, von 172 Burgflecken (Boroughs) aber 339 Deputirte erscheinen, so hat man in neuern Zeiten hauptsächlich deßhalb, ingleichen wegen einiger Mißbräuche bei den Wahlen überhaupt, von verschiedenen Seiten die Frage über eine Parliamentsreform zur Sprache gebracht, welche die Parteien für und wider sehr in Bewegung gesetzt hat. Da jedoch bei den Verfechtern der Reform das Verlangen an der Volksvertretung gleichen Antheil zu erlangen nicht von dem Triebe, persönlich zu befehlen aber nicht zu gehorchen, eingegeben wird; so scheint dieser Kampf ohne weitern Nachtheil bestanden zu werden. 17.

Parma, ein Herzogthum im obern Italien, grenzt gegen Norden an das östreichische Italien, gegen Westen an den sardinischen Staat, gegen Süden an Toscana, gegen Osten an Modena. Es besteht aus dem alten Herzogthume Parma, nämlich aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla, mit Ausnahme einiger Gebietstheile am linken Ufer des Po, die an Östreich abgetreten worden sind, und enthält 107 □Meil., auf denen 460000 Seelen leben, die Katholiken sind. Das Land ist eine gut angebaute und sehr fruchtbare Ebene, besonders an der Südseite des Po, die sich gegen Süden zu Hügeln und zum Kamme der Apenninen erhebt, unter denen in Südosten der Alpe di Succisio = 6200 Fuß, in Süden der Orsaro = 5600 Fuß, in Westen die Penna = 5300 Fuß ist. Der Po ist der Hauptfluß, welcher aber nur die Nordgrenze bildet und hier den Tidone, die Trebbia, die Nura, den Taro, die Parma und die Enza aufnimmt. Der Boden dieses Landes liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein (vino santo), Öl, besonders aus dem reichen Erdölquelle beim Dorfe Miano, Hanf; dabei treiben die Einwohner Bergbau in den Apenninen, welcher Eisen und Kupfer liefert, Ackerbau, Viehzucht, besonders Rindvieh- und treffliche Schafzucht. Die Industrie der Bewohner beschränkt sich blos auf die Bearbeitung der Seide und bei ihnen herrscht kein solcher Fabrikfleiß und Verkehr, wie in der Lombardei, da ihnen überdieß die Canäle und die guten Landstraßen fehlen. — Im Mittelalter waren P. und Piacenza seit dem XIII. Jahrh. Freistädte, aber später wurden die berühmten Familien der Este und Visconti Herren dieses Landes, bis der Papst Paul III. dasselbe 1543 zum Herzogthume erhob und seinen Sohn, Peter Farnese, damit belehnte, dessen Nachkommen 1731 ausstarben. Darauf ward der Infant Carlos von Spanien Regent, bis Kaiser Karl VI. und der König von Sardinien das Land erhielten (1733). Durch den aachner Frieden (1748) fiel es wieder an den spanischen Infanten Philipp und nach dem Tode seines Sohnes nahm es Frankreich 1802 in Besitz, bis es durch den wiener Congreß 1814 der Gemahlin Napoleon's, Maria Louise, übergeben wurde. Nach ihrem Tode erhält es der jetzige Herzog von Lucca, welcher dann Lucca an den Großherzog von Toscana und den Herzog von Modena abtreten wird. Die Einkünfte schätzt man auf 3 Mill. Gulden, die Landmacht auf 4320 Mann. 71.

Parma, Br. 40° 48′ 1″, L. 28° 0′ 19″, Haupt- und Residenzstadt, Sitz eines Obertribunals, eines Appellations- und Revisionshofes und eines Bisthumes, an der Parma, in einer schönen Ebene, ziemlich hübsch gebaut, mit breiten, regelmäßigen, schnurgeraden Straßen und 32000 Einw. Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: der herzogliche Palast, eine Masse großer Gebäude ohne Regelmäßigkeit, von denen aber einige reich und geschmackvoll meublirt sind; das Universitätsgebäude, worin sich, bis auf den botanischen Garten, alle Anstalten dieses schönen Instituts befinden, und das große Theater, das größte in Europa und ein Meisterwerk des Baukünstlers Vignola. Man bedient sich desselben niemals wegen der mit der Bevölkerung der Stadt in keinem Verhältnisse stehenden Größe und wegen der allzu kostspieligen Beleuchtung. Unter der großen Zahl von Kirchen, deren Hauptvorzug in ihren inneren Verzierungen und besonders in den Fresken und den Gemälden der größten Maler Italiens besteht, sind folgende die merkwürdigsten: die Kathedrale, deren Kuppel die Himmelfahrt der Jungfrau Maria mitten unter Engeln und Heiligen darstellt (wiewohl etwas beschädigt wird dieses Frescogemälde doch für das schönste Werk Correggio's gehalten); die Kirche Santa Maria della Steccata, die man für die schönste Kirche Parmas hält; die Kirche zum heiligen Joseph und heiligen Rochus; die Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer; die Kirche zu allen Heiligen, zu St. Paul und dem heiligen Grabe, welche sämmtlich Fresken und Gemälde von Correggio, Lanfranc, Raphael, Annibale Carraci enthalten. Bemerkenswerth ist auch noch die Kirche Santa Annunziata

in Betracht ihrer ganz besondern Form. Sie besteht nämlich aus 10 ovalen Kapellen, aber nach demselben Mittelpunkte gerichtet. An der Kathedrale bewundert man besonders die prächtige Taufkapelle, in welcher sich Sculpturen finden, welche nach von Hammer auf die Mysterien des Mithradienstes hindeuten. P. hat von wissenschaftlichen Anstalten vornehmlich eine Universität (gestiftet 1423), eine Akademie der Künste, ein Adelscollegium, ein Museum und eine öffentliche Bibliothek von 60000 Bänden im herzoglichen Palaste. Auch befindet sich in dieser Stadt die große Buchdruckerei des Bodoni, der in 155 Sprachen und 215 verschiedenen Schriften druckt. Diese Druckerei ist eine der schönsten typographischen Anstalten, aus der in unsern Tagen so viele Meisterwerke der Buchdruckerkunst hervorgegangen sind. Ganz in der Nähe von P. sieht man den Palast Giardino, ein herzogliches Lustschloß, merkwürdig wegen seiner Bauart, seiner Verzierungen und seiner schönen Gärten, und die prächtige Brücke, welche Maria Louise über den Taro hat erbauen lassen. — Sieg der Franzosen über die Östreicher 1743. 71.

Parmaer Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man gegenwärtig nach lire italiane (franz. Francs) zu 100 Centesimi oder nach alten lire di Parma zu 20 Soldi à 12 Denari. Wirklich geprägte Münzen sind: a) in Gold seit 1786: 8-, 4-, 2- und 1fache Pistolen, 21 $\frac{1}{8}$ Karat fein, zu 1188,66, 593,82, 296,39 und 147,68 holl. Aß; 1 Pistole = 90 lire di Parma = 5,18 Thlr.; Zechinen 23 $\frac{3}{4}$ Karat fein, 71,76 holl. Aß schwer zu 45 lire di Parma = 2,83 Thlr.; seit 1815: Stücke von 40 lire italiane, 268,37 holl. Aß schwer, und Stücke von 20 lire italiane, 134,18 holl. Aß schwer, 21 Karat 7,2 Grän fein; letztere haben einen Werth von 4,81 Thlr.; b) in Silber: Ducati zu 21 Lire, 14 Loth 6 Grän fein, $\frac{1}{2}$-, $\frac{1}{4}$- und $\frac{1}{8}$-Ducati nach Verhältniß; 3 Lirestücke, 13 Loth 4 Grän fein; seit 1815: Stücke von 5 lire italiane, 14 Loth 11,2 Grän fein; Stücke von 2, 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ lire italiane nach Verhältniß; 1 lire italiane = 1 Lire 1 Soldo di Parma; c) in Kupfer: 1- und $\frac{1}{2}$-Soldistücke. II. Längenmaß: 1 Braccio (Elle) = 263,5 zu Seidenwaaren und = 285,4 par. Linien zu Wollenwaaren; 1 Braccio de Legno = 12 Oncie à 12 Punti à 12 Atomi und enthält 240,333 par. Linien. III. Flächenmaß: 1 Biolca = 6 Stari = 72 Tavole = 288 □ Pertiche. IV. Getreidemaß: 1 Staro oder Stajo = 16 Quartari oder Quartarole = 2592 par. Cubikzoll. V. Gewicht: 1 Lira = 12 Once à 24 Denari à 24 Grani hält 6794 holl. Aß. 33.

Parmegiano (il) (spr. Parmedschiano), auch **Parmegianino** oder **Parmesan** genannt, ein berühmter Maler der lombardischen Schule, geb. 1504 zu Parma (daher sein Name), hieß eigentlich Francesco Mazzuoli oder Mazzola und war der Sohn des unter dem Namen dell' Erbotte bekannten Malers Filippo Mazzuoli. Von diesem und später von Marmitta erhielt er den ersten Unterricht, doch bekam er schon früh eine eigenthümliche Richtung, besonders als er seit seinem 15. Jahre Gelegenheit fand mit Correggio und dessen Werken Bekanntschaft zu machen. Der Einfluß der letztern zeigte sich bei dem schönen Gemälde „Hieronymus und Bernardin von Feltri", welches er, so wie eine Madonna, um das Jahr 1522 malte; doch kann bei alle dem die Selbstständigkeit des jungen Künstlers nicht verkannt werden. So rüstig vorwärtsstrebend begab sich P. im Jahre 1523 nach Rom und hier war es, wo er seine Ausbildung durch das Studium der Raphael'schen Werke, die ihn ungemein anzogen, vollendete. War ihm Correggio hinsichtlich der Harmonie und des Helldunkels Muster gewesen, so wurde dieß jetzt Raphael hinsichtlich des Ausdrucks und jener freilich schwer zu erreichenden Hoheit der Darstellung. In dem Bestreben beides zu vereinigen, bildete er sich einen eigenthümlichen Styl, dessen Vortrefflichkeit bei allen seinen Mängeln damals allgemeine Anerkennung erhielt und jetzt noch die Bewunderung jedes Kunstfreundes verdient. Nachdem P. im Jahre 1527 Rom verlassen hatte, begab er sich nach Bologna, malte hier unter

andern eine heilige Margaretha, die jetzt in Dresden befindliche Madonna della Rosa und einen heiligen Rochus und ging später in seine Vaterstadt zurück, wo ihm die Ausschmückung der Kirche della Steccata übertragen wurde. Doch konnte er wegen seiner wankenden Gesundheit die eingegangenen Verpflichtungen nicht so schnell, als man gehofft hatte, erfüllen und als man ihn deßhalb unwürdig behandelte, fand er sich veranlaßt nach Cosalmaggiore zu flüchten. Hier starb er, zu früh für die Kunst, im Jahre 1540. Die Zahl der Arbeiten P.'s ist nicht eben groß, ihr Werth daher desto größer. Sie zu nennen würde hier zu weit führen, doch bemerken wir, daß die wiener Gallerei zwei ausgezeichnete Stücke von P. besitzt, eine Mutter Gottes und das Bildniß des florentinischen Feldherrn Malatesta Baglioni. An letzterem erregt besonders der rothe, mit Tigerpelz verbrämte Talar hohe Bewunderung. Überhaupt war P. in der Draperie unübertrefflich; außerdem werden seine reizenden Köpfe und die Lebendigkeit der Figuren als Haupteigenschaften seiner Gemälde gerühmt. Dabei ist sein Pinsel leicht und geistreich und die Umrisse angenehm. Was die Zeichnung betrifft, so wirft man ihm nicht mit Unrecht eine unmäßige Verlängerung der Figuren, besonders aber der Finger vor. 36.

Parmenides von Elea, geb. 508 v. Chr., war Schüler des Xenophanes und nebst diesem ein Hauptstifter der eleatischen Philosophenschule. — Möglich ist, daß er auch mit ionischen und pythagoreischen Philosophen Umgang hatte; allein ihn selbst zu letzteren zu zählen ist kein Grund vorhanden. — Er ist nicht allein als Philosoph bekannt, sondern auch als weiser Gesetzgeber und als Muster sittlicher Reinheit und Würde. Von seinen, theils in Prosa, theils in Versen geschriebenen und unter den verschiedensten Titeln (von der Natur, von dem Seienden ꝛc.) angeführten Werken sind nur noch Bruchstücke vorhanden, unter denen das wichtigste seine „*Ἔπη περὶ φύσεως*", ein Lehrgedicht von der Natur, welches sich übersetzt und mit Anmerkungen begleitet in Fülleborn's „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie" (St. 6. N. 1) findet. Andere Sammlungen sind die von Stephany in der „**Poësis philos.**" (**Par. 1573. 8.**) und die „**Empedoclis et Parmenidis fragmenta, ex Cod. taurinensis bibliothecae restituta et illustrata ab Amad. Peyron**" (**Lips. 1810. 8.**). Jenes Lehrgedicht von der Natur, das leider sehr dunkel und unverständlich ist, stellt die Grundzüge des eleatischen Systems, die Unterscheidung einer Wissenschaft des Seins (*κατὰ λόγον*) und einer des Scheins (*κατ' αἴσθησιν*) auf, davon jene zum einzigen Gegenstande das wahre, reine, ewige Sein hat, das durch das bloße Denken als ein Einiges, mit dem Gedanken Identisches erfaßt und von dem Alles, was der Sinnenerscheinung zukommt, Vielheit, Veränderlichkeit ꝛc., abgewiesen wird. P. stellt dieß ewige Sein mit lebendiger und heiliger Begeisterung dar; allein freilich läßt der Schwung seiner Dichtung und die Fülle seiner poetischen Bilder oft nur schwach den philosophischen Gedanken durchschimmern und verleitet ihn zu Darstellungen, die diesem zuwider zu sein scheinen. So stellt er das Sein dar in der Kugelgestalt, als der vollkommensten; es bleibt aber ungewiß, in wiefern er es als ein Vernünftiges, als Gott, erfaßte. — Die Welt der Erscheinungen, die ihm für eine nothwendige Täuschung (für *δόξα*) gilt, gehorcht dem physischen Gesetzen von Entstehen, Vergehen ꝛc. und hier sind es die Gegensätze vom Kalten und Warmen, oder Erde und Feuer, aus denen Alles besteht. — Vergl. Brucker's „**Lettre sur l'athéisme d. P.**" (**Bibl. germ. T. XXII. p. 90**); Gundling's „Gedanken über die Philosophie des Parmenides" (**Gundlingian. P. XV.**); **C. H. Brandis**, „**Commentt. Eleatt. P. I. — Xenoph. Parm. et Mel. doctrina, e propriis phill. rell. exposita**" (**Alton. 1812. 8.**); **Jos. Theod. van d. Kemp**, „**Parm. s. de stabiliendis scientiae cosmolog. fundamentis**" (**Edin. 1781. 8.**). — Vergl. d. Art. Eleaten. 80.

Parmentier (spr. Parmangtié) (Anton August), berühmter französischer Chemiker, ward 1737 zu Mondidier geboren, erlernte in seiner Vaterstadt die Apo-

thekerkunst und ging hierauf, um sich weiter zu vervollkommenen, nach Paris, von wo er 1757 als Feldapotheker mit der Armee nach Hanover marschirte; ward darauf 1766 durch Concurs Apothekergehülfe am Invalidenhause, legte diese Stelle aber später nieder und beschäftigte sich nunmehr mit der ökonomischen und technischen Chemie, über welche er mehrere, sehr geschätzte Schriften herausgab; die Kartoffeln, der Mais, die Kastanie, die reichlichere Mehlgewinnung aus dem Getreide waren die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Später in der Revolutionszeit benutzte man seine Kenntnisse bei der damaligen allgemeinen Entwickelung der kriegerischen Kräfte des Landes; hierauf kam er 1796 ins Institut und erhielt die Aufsicht über die Hospitäler; dabei beschäftigte er sich mit der Verbesserung des Brods für die Soldaten und schrieb seinen „Code pharmaceutique à l'usage des hospices civiles", der in verschiedenen Ausgaben vorhanden ist. Späterhin empfahl er die Rumford'sche Suppe zum Gebrauche bei den Armenanstalten und während der Continentalsperre den Traubensyrup als Ersatzmittel des Rohrzuckers. So beschloß er sein unter philanthropischen Bemühungen hingebrachtes Leben am 17. Dec. 1813, wo er an einer Brustkrankheit starb. Seine vielen Schriften geben eine Menge lehrreicher Details, doch fehlt ihnen logische Ordnung so wie die Vorzüge eines angenehmen Styls. 39.

Parmesankäse, s. Käse.

Parnassus, ein Gebirge in der griechischen Landschaft Phocis, steil, rauh und unfruchtbar, mit immerwährendem Schnee, doch in den Vertiefungen mit angebauten Ebenen. Es hat drei Gipfel, von denen der südliche Hyampea hieß, der nördliche und höchste Lykoreus (j. Liakura), der nordwestliche Tithorea. Am Fuße des P. lag Delphi, nebst dem kastalischen Quelle. Auf demselben fand nach der allgemeinen Überschwemmung Deukalion mit seinem Kasten (Larnace) trockenen Boden, wovon der Berg seinen Namen erhalten haben soll, weßwegen er auch eigentlich Larnassus geheißen habe. Andere leiten ihn von dem alten Heros Parnassus ab, einem Sohne Neptun's und der Nymphe Kleodora, der auf dem Berge wohnte und hier eine Stadt gründete. Der ganze Berg war dem Apoll und den Musen geweiht und auf dem Gipfel Lykoreus feierten die Bacchantinnen ihre Orgien. 11.

Parny (Evariste Désiré Desforges, Vicomte de), ein beliebter französischer Dichter, 1753 auf der Insel Bourbon geboren, kam in früher Jugend nach Frankreich und erhielt seine erste gelehrte Bildung zu Rennes. Darauf ging er in ein pariser Seminar, um sich zum Eintritte in den strengen Orden der Trappisten vorzubereiten, kam aber bald von diesem Entschlusse zurück und schiffte sich als Officier nach der Insel Bourbon ein, wo er sich in die junge Kreolin Eleonore verliebte. Unvermögend, sie zur Frau zu nehmen, mußte er sie in die Arme eines Andern übergehen sehen und kehrte wieder nach Frankreich zurück, wo er seinen Schmerz in trefflichen Elegien ausströmte. In ihnen redet zum ersten Male wieder die durch die Hofdichter fast gänzlich verdrängte Natur. Nach mehrfachen Reisen nach Afrika, Buenos-Ayres und Indien zog sich P. aus dem Militairdienste zurück und lebte den Musen, dem Vergnügen und seinen Freunden. Die Revolution konnte dem Dichter, der nichts hatte, nichts nehmen. Buonaparte hätte den beliebten Elegiker nicht vernachlässigt, wenn dieser nicht in seinen aller Moral spottenden Parodien „La guerre des Dieux", „La portefeuille volée" und „Les Rose-Croix" die Religion des Staates lächerlich gemacht und aller Sitte Hohn gesprochen hätte. Er nahm sich Voltaire's Pucelle zum Vorbilde, erreichte sie aber bei Weitem nicht. Das französische Institut, welches ihm lange wegen seiner Frivolität die Thüren verschlossen hielt, nahm ihn 1803 auf. Während des Kaiserreichs lebte er ohne Anstellung und Glanz, aber zufrieden und starb am 7. Dec. 1814. Sein Dichterruhm gründet sich auf seine Elegien und gibt man ihm auch zu viel

Ehre, wenn man ihn den französischen Tibull nennt, so steht er doch durch Anmuth und Zartheit der Gedanken, Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Reichthum der Phantasie, die manchmal nur zu gern in üppigen Bildern schwärmt und schwelgt, durch Leichtigkeit der Versification und harmonischen Klang der Sprache weit über den meisten Dichtern seiner Zeit. „**Oeuvres de Parny**" (**Par. 1808. 5 Voll. 18. N. E. 1831. 4 Voll. 8.**). 67.

Parodie (*παρῳδία*, wörtlich Nebengesang) nennt man überhaupt eine Nachahmung oder Nachbildung irgend eines Originals in der Absicht dieses lächerlich zu machen. Schon bei den Griechen war die P. sehr beliebt; Aristoteles schreibt ihre Erfindung dem Hegemon von Thasos, Athenäus dem Hipponax zu. Sie ist mehrfacher Art und kann sowohl von einem einzelnen Worte, als von einem ganzen Gedichte verstanden werden. Wenn Cato vom Marcus Fulvius Nobilior redete und statt Nobilior Mobilior sagte, so ist dieses eben so gut eine P., als wenn ganze Stellen oder Verse entweder in einem lächerlichen Zusammenhange unverändert gebraucht, oder auf eine lächerliche Weise nachgebildet werden, wie dieses oft bei Aristophanes der Fall ist. Wenn ein ganzes Gedicht auf diese Art umgekehrt wird, so fällt die P. mit der Travestie (s. d. Art.) zusammen. Ein Beispiel ist der „Froschmäusekrieg", welcher den großartigen Epopöen Homer's nachgebildet ist. Der Grund des Lächerlichen in der P. beruht hauptsächlich darauf, daß Ideen und Worte, welche nur mit Erhabenem und Großem verträglich sind, auf Niedriges und Kleines angewendet werden. Durch eine gelungene P. kann das größte Meisterwerk lächerlich gemacht werden, da dieses aber dadurch keineswegs seinen Werth verliert, so braucht man die P. nicht geradezu, wie einige Kunstrichter in übertriebenem Eifer gethan haben, zu verwerfen, da sie immer gegen lächerliche Überspannung und ernststeifen Pedantismus die vortrefflichste Waffe bleibt. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß das Parodiren mit Witz und Laune, ohne Kränkung und Gemeinheit geschieht. Bei keinem Volke hat die P. so großen Beifall gefunden, als bei den Franzosen und selbst die Meisterwerke ihrer größten Dichter sind nicht verschont geblieben. 66.

Parole, s. Feldgeschrei.

Paronomasie (*παρονομασία*, eigentlich eine Anspielung auf den Namen oder kleine Veränderung des Namens oder eines Wortes) nennt man eine Redefigur, welche darin besteht, daß man gleich- und ähnlich lautende oder verwandte Wörter neben einander oder einander gegenüber stellt, um dadurch dem zu Sagenden mehr Nachdruck zu geben. 66.

Paronyma heißen in der Grammatik die stammverwandten Wörter. 9.

Paropamīsus hieß bei den Alten die Gebirgskette, die sich von Bactriana südlich bis Arachosia erstreckte und die westliche Grenze von Indien bildete. Es ist eigentlich ein Arm des Taurus und wird von den Geschichtsschreibern aus Alexander's des Großen Zeit, der ihn überstiegen und seine Bewohner (**Paropamisadae**) sich unterwürfig gemacht haben soll, Kaukasus genannt. Ptolomäus und Curtius beschreiben letztere als eine außer aller Verbindung mit anderen Völkern, in Ziegelhütten lebende Nation und ihr Land als kalt und unfruchtbar. 35.

Paros, früher **Minoe**, **Zakynthus**, türkisch **Bara**, eine Insel im griechischen Archipelagus, zu den Cykladen gehörig, einst fruchtbar und mächtig, war im Alterthume durch den glänzend weißen Marmor (parischer Marmor), der daselbst auf den Berge Marpessa gegraben und nach Italien und Ägypten versendet wurde, berühmt. Gegenwärtig gehört sie zu dem Departement der Centralcykladen und zählt auf 5 □M. 2000 Einw. Wein, Baumwolle und einige Südfrüchte sind die Erzeugnisse, die bei dem allgemeinen Wassermangel noch am besten gedeihen. Porkia und Naussa, beide mit Hafen, sind die Hauptflecken. Südwestlich von P. liegt Antiparos (s. d. Art.). 35.

Paroxysmus, franz. paroxysme; engl. paroxysm (von παροξύνω, ich reize), ist in medicinischer Bedeutung der erneuerte stärkere Anfall, der Zustand der höchsten Verstärkung einer Krankheit; auch jede periodische wiederkehrende Verschlimmerung eines Übels, wie dieß z. B. im Wechselfieber der Fall ist. Im Allgemeinen aber wird das Wort P. mehr für die Gesammtheit der fieberhaften Erscheinungen, aus denen die Wechselfieber nach jeder Intermission bestehen, gebraucht; denn bei den anderen Fiebern, z. B. dem nachlassenden, wird jede Steigerung derselben im Laufe einer Krankheit und die Verschlimmerung dieser letztern selbst der Zustand der Exacerbation genannt. (Vergl. Fieber.) 28.

Parquet (spr. Parkett) nennt man einen getäfelten, mit gleichen oder verschiedenen Holzarten ausgelegten Fußboden und parquettiren, einen Fußboden mit dergleichen Täfelwerk (parquetage) versehen. Denselben Namen führen sodann auch der Platz, an welchem die Richter in Gerichtssälen ihren Sitz haben, wahrscheinlich weil man diese durch dergleichen Täfelwerk auszuzeichnen gewohnt war, und im Theater diejenigen Plätze, welche sich der Bühne zunächst befinden. 35.

Parrhasios, ein berühmter griechischer Maler, der Sohn Euenor's in Athen oder Ephesus, blühte um das Jahr 380 v. Chr. Während Zeuxis, sein Zeitgenosse, sich vorzüglich um die Ausbildung des Lichtes und Schattens verdient machte, erwarb er sich gleich große Verdienste um die Proportion und die Umrisse und wußte seinen Köpfen eine höhere Grazie als jener zu geben, ohne dabei den Ausdruck aufzuopfern. Auch überwand er, wie einige Schriftsteller erzählen, den Zeuxis in einen Wettstreite, wurde aber selbst zu großer Demüthigung seines oft unerträglichen Stolzes von Timanthes aus Samos überwunden, als welchem größere Naturtreue und schöneres Colorit zugeschrieben wird. Von seinen Werken hat sich der Nachwelt keines erhalten. 36.

Parrocel (Joseph), ein berühmter französischer Schlachtenmaler, der jüngste Sohn von Barthélemy P., einem in Frankreich geschätzten Künstler, wurde 1648 zu Brignoles geboren und erhielt den ersten Unterricht in der Malerei von seinem Bruder, Louis P. Später ging er nach Marseille, von hier nach Paris und zuletzt (im Jahre 1668) nach Rom, wo er seine Ausbildung unter Courtois' (Bourguignon), eines trefflichen Schlachtenmalers, Leitung vollendete; auch blieben hier die Werke Salvator Rosa's nicht ohne Einfluß auf ihn. Von Rom aus besuchte er die wichtigsten Städte Italiens und kehrte hierauf im Jahre 1675 nach Paris zurück, wo er, nachdem er Mitglied der Akademie geworden war, seinen beständigen Aufenthalt nahm. Er starb im Jahre 1704. — Unter den ziemlich zahlreichen Werken dieses trefflichen Künstlers verdienen vorzugsweise Bemerkung: ein Ausfall der mastrichter Garnison; eine Reihe von Gemälden in einem der 4 Refectorien des Hôtels der Invaliden, darstellend die Eroberungen Ludwig's XIV.; der Übergang über den Rhein und außerdem mehrere Schlachtengemälde, Gefechte und Scharmützel. Hinsichtlich des Colorits ist P. von Einigen dem berühmten van der Meulen vorgezogen worden; doch ist nicht zu verkennen, daß er diesem hinsichtlich der Treue und Wahrheit der Darstellung nachsteht; auch seine Zeichnung ist nicht immer fehlerfrei. Jetzt sind übrigens die meisten seiner Gemälde verschwärzt. — Charles P., des Vorigen Sohn, geb. 1688 zu Paris, zeichnete sich ebenfalls als Schlachtenmaler aus und wird in gewisser Hinsicht noch höher gehalten, als der Vater. Seine Darstellungen sind naturtreuer und meist correct gezeichnet, auch hat sich sein Colorit besser erhalten. Vor Allem geschätzt sind seine Reiterpartien, da er mit seltener Geschicklichkeit das Pferd in seinen verschiedenen Stellungen und Bewegungen darzustellen wußte. Er starb im Jahre 1753. Andere Künstler dieses Namens, wie Ignace, Pierre, Etienne P. u. A. sind von weniger Bedeutung. 36.

Parrot (Georg Friedrich), bekannter Physiker, im Jahre 1765 zu Mömpel-

gard geboren, wurde, nachdem er mehrere Jahre als Lehrer der Mathematik in Offenbach und Karlsruhe gelebt hatte, als Secretair der irländischen ökonomischen Gesellschaft nach Riga versetzt und von hier im Jahre 1801 als Hofrath und wirklicher Professor nach Dorpat berufen. Im Jahre 1820 wurde er zum Staatsrathe erhoben und lebt seit dem Jahre 1826 in St. Petersburg. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Zweckmäßiger Luftreiniger" (Frankfurt a. M. 1793); „Über die Verbesserung der Mühlräder" (Nürnberg 1795); „Über den Einfluß der Physik und Chemie auf die Arzneiwissenschaft" (Dorpat 1807); „Coup d'oeil sur le magnétisme animal" (Petersburg 1816); „Über die Capillarität" (Riga 1827); „Grundriß der theoretischen Physik" (Riga 1811—1814. 3 Thle.; der letzte Theil auch unter dem Titel: „Grundriß der Physiologie der Erde"); „Entretiens sur la Physique" (Dorpat 1821. 3 Bde.). — Sein Sohn, Friedrich P., der anfangs als Doctor der Medicin in Dorpat und jetzt als Professor der Physiologie in Petersburg lebt, hatte sich schon durch seine in den Jahren 1811 und 1812 mit Engelhard in die Krim und auf den Kaukasus unternommene mineralogische Reise bekannt gemacht, als er im Jahre 1829 von Neuem diese Reise unternahm und trotz der abergläubischen Armenier, welche den Ararat für unersteigbar hielten, diesen zuerst bestieg und erforschte. Von ihm haben wir: „Ansicht über die allgemeine Krankenlehre" (Riga 1821); „Über Gasometrie" (Dorpat ohne Jahreszahl). 81.

Parry (William Edward), ein durch mehrere Reisen nach dem Nordpole berühmt gewordener Schiffscapitain, wurde am 19. Dec. 1790 in Bath geboren, diente in den Jahren 1803—1806 erst als Cadet, dann als Schiffslieutnant und zeichnete sich schon bei der Sperrung der französischen Flotte im Hafen zu Brest so vortheilhaft aus, daß er sich dadurch die Achtung des Lord Cornwallis erwarb. Im Jahre 1808 segelte er als Befehlshaber eines Kanonenbootes mit der Flotte in die Ostsee und that sich in den Gefechten des folgenden Jahres gegen die Dänen durch Kaltblütigkeit und Tapferkeit hervor. Da er sich wichtige Kenntnisse in der Stern- und Schifffahrtskunde, so wie in Verfertigung von Seecharten erworben hatte, so bediente man sich seiner bald zu größeren Unternehmungen. Er erreichte im Jahre 1811 zur Sicherstellung des Wallfischfanges den 76. ° N. Br. und stellte vermittelst Beobachtung der Firsterne Regeln zur Bestimmung der Polhöhe auf. Nachdem er vom Jahre 1813 an lange Zeit auf dem atlantischen Oceane gekreuzt hatte, kehrte er im Jahre 1817 nach England zurück und befehligte im folgenden Jahre das zweite Schiff, welches zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt des Capitain Roß ausgesandt worden war. Im Jahre 1819 leitete er als oberster Befehlshaber eine von ihm selbst vorgeschlagene Entdeckungsreise und überwinterte während derselben auf den Melvilleinseln. Im Nov. 1820 kehrte er zurück und erhielt nebst seiner Mannschaft nach Entscheidung des Längenbüreau in London den Preis von 5000 Pfd. St., welchen das Parliament für Entdeckungen im Polarmeere ausgesetzt hatte, weil er bis zu dem 110. ° L. vorgedrungen war. Eine dritte Fahrt gegen den Nordpol unternahm er im Jahre 1821 gemeinschaftlich mit dem Capitain Lyon, von welcher er erst im Jahre 1824 wieder zurückkehrte. Im Sommer desselben Jahres trat er seine vierte Fahrt an, auf welcher er unter dem 71. ° N. Br. in der Prinzregentenbai überwinterte, sah sich aber nach Verlust eines seiner Schiffe zur Rückkehr genöthigt und traf im Oct. 1825 wieder in England ein. Diese verschiedenen Reisen hatten den Zweck, die nach dem Geographen Barrow genannte Straße zu befahren und genauer zu untersuchen. Mit dem einen ihm übrig gebliebenen Schiffe begann P. im März 1827 eine neue Fahrt nach dem Nordpole, um zu demselben von Spitzbergen aus auf Schlitten vorzudringen, kehrte aber schon im Sept. desselben Jahres, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, in die Heimath zurück. Im Jahre 1829 reiste er als Commissair

der eustralischen Gesellschaft des Ackerbaues nach dem Port Stephans, welches 90 Meilen nördlich hinter Sidney gelegen ist. P. zeichnet sich nicht nur als kühner Seemann, sondern auch durch Geist und Umsicht bei Überwindung großer Schwierigkeiten aus. So gelang es ihm, seine Mannschaft während der langen und erstarrenden Winternächte am Nordpole froh und gesund zu erhalten. Seine Schriften sind: „Journal of a second voyage for the discovery of the north-west passage, 1821—1823 in H. M. ships Fury and Hecla" (London 1824. 4. mit Kpfrn.) nebst dem „Appendix containing the natural history etc.", ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Inseln, Küsten und Buchten jener Gegend. Ferner: „Journal of a third voyage etc. 1824—1825" (London 1826. 4.); „Narrative of an attempt to reach the North Pole" (Lond. 1828). Eine Taschenausgabe seiner Reisen erschien unter dem Titel: „Four voyages to the North Pole" (Lond. 1833. 5 Bde.). 81.

Parsismus oder die Religion der alten Perser (Parsen), für deren Stifter Zoroaster gilt und deren großer Einfluß auf andere Religionen, besonders auf das spätere Judenthum und manche christliche Secten, so wie die neuplatonische Philosophie, sich immer mehr herausstellt, ist eines der herrlichsten geistigen Gebäude des Alterthums und vielleicht das erhabenste religiöse System unter den sogenannten heidnischen, welches wir kennen. Denn ist sie auch nur ein Gebilde kühner Phantasie und bewegt sie sich in einem Kreise blumenreicher Philosopheme; so erhebt sie sich doch von dem Standpunkte der Zeit und des Volkes aus zu einer so tiefen Weltanschauung und so erhabenen Begriffen von dem Zwecke der Menschheit, daß sie alle anderen religiösen Systeme des Alterthums weit hinter sich läßt. Der P. gründet sich nämlich auf den ursprünglichen Gegensatz aller Erscheinung, die Begriffe von Körper und Geist, Sichtbarem und Unsichtbarem, er erkennt den Grund aller Erscheinung in einem geistigen, unergründlichen, ewigen, reinen Urwesen (Seruane Akerene, Zeit ohne Ende), dessen Grundstoff das Alles durchdringende Lebensprincip, das Licht, das aber zugleich auch der Urgedanke aller Dinge, die Uridee ist und dadurch, daß diese zum Worte ward, die Dinge der Welt hervorbrachte. Mit diesem Gedanken an ein ewiges Grundwesen verband sich aber die Frage nach dem Ursprunge des Übels in der Welt und sinnig wird diese gelöst. Seruane Akerene erzeugte aus sich zwei Grundwesen, Ormusd und Ahriman, die Oberwelt und die Unterwelt, beide dem Wesen der Urkraft gleich, aber mit einander unbekannt und so lange neben einander fortregierend, und mit dieser Zeugung entstand die Zeit und sonach der Grund des Entstehens aller Dinge. Ormusd schuf nun zuerst die Grundkräfte aller Dinge, die Lebensprincipe, Feruer, durch die zu Worten gewordenen Gedanken und darauf die sichtbare Welt als ihren Wirkungskreis, jedem Dinge einen Feruer ertheilend, der es belebend durchdringt, und unter ihnen die Feruer erster und zweiter Ordnung, Amschaspands und Iseds (s. d. Artt.) als Mitregierer der Welt und Verwalter der einzelnen Theile derselben. Aber Neid entstand in Ahriman über die zunehmende Herrlichkeit Ormusd's und er trat nun als Gegner und Vernichter der Werke desselben auf. Sein ganzes Wesen änderte sich um, sein Licht ward Finsterniß, sein Gedanke Böses; er erschuf den Dusak (die Hölle) und schlug hier seinen Thron auf, setzte den reinen Wesen Ormusd's eben so viele böse (Dews, s. d. Art.) entgegen, mischte sich in die Schöpfung der sichtbaren Welt und verunreinigte nicht nur das von Ormusd Hervorgebrachte, sondern schuf auch noch die Menge der schädlichen, lästigen und giftigen Thiere und alle die Plagen, welche die Menschen heimsuchen, so daß sich ein noch dauernder heftiger Kampf erhob, aus welchem aber zuletzt Ormusd siegreich hervorgehen wird (s. Ahriman). In 6 Zeiträumen schuf Ormusd die Welt; zuerst das Licht mit Sonne, Mond und Sternen, dann das Wasser, welches der himmlische Wind vertheilte, darauf die Erde, deren Grundpfeiler Albordsch (s. d. Art.) ward, ferner die Bäume, hier-

auf den Urstier (Abudad, s. d. Art.), aus welchem zuletzt alle übrigen Geschöpfe wurden. Das erste Menschenpaar hieß Meschia und Meschiane, die anfangs rein unschuldig waren; aber das Weib ward von Ahriman zur Sünde verleitet und diese pflanzte sich nun durch Zeugung in ihren Nachkommen fort und als ihre nächste Folge trat nun der Tod ein. Um aber die Menschen dem Reiche des Ormusd zu erhalten, sandte dieser Zoroaster (s. d. Art.), der das Urwort in menschlicher Sprache verkörpert ihnen bringen und sie zu Bürgern des Lichtreichs und Mitkämpfern Ormusd's gegen Ahriman machen sollte. Daher ist der Hauptinhalt des ganzen zoroastrischen Gesetzes: Ormusd, den König der ganzen Welt, zu erkennen in Reinigkeit des Herzens, seine Schöpfung hochzuachten, Zoroaster für den wahren Propheten Gottes zu halten und Ahriman's Reich zu zerstören. Dieß wird erlangt durch Reinigkeit des Gedankens, Reinigkeit des Wortes und Reinigkeit der That. Wie das Licht das Wesen von Ormusd's Reiche ist, so soll auch der Parse sein wie dasselbe, rein wie dasselbe und Alles reinigend, wie sein Körper, das Feuer, damit die ganze Schöpfung Ormusd's wieder Licht werde. Deßhalb muß er fleißig die heiligen Bücher lesen, oft und eifrig zu Ormusd und den guten Geistern beten, alle Diener des Ormusd und alle reinen Menschen mit wahrer Liebe umfassen und Ahriman und Alles, was von ihm stammt, von ganzem Herzen hassen. Hat er seinen Lebenslauf treu vollbracht, so ist ihm der Tod nur der Eingang in ein Land der Freuden. Denn wenn auch bei dem Abscheiden der Seele vom Körper sogleich mehrere Dews sich derselben zu bemächtigen suchen, so schützen sie doch die Iseds und führen sie zur Brücke Tschinewad, welche zum Reiche Ormusd's führt. Dieser hält hier mit Bahman (s. Amschaspands) Gericht und läßt den Gerechten durch die Iseds über die Brücke in das Land der Freuden führen, wo sie bleiben bis zum Tage der Auferstehung, wenn Ahriman's Reich gestürzt ist, und dann in den Gorotman (Himmelreich, Paradies) eingehen. Die Seelen der Bösen aber bleiben diesseits der Brücke oder stürzen von derselben hinab in den Dusak, wo sie empfindliche Schmerzen erdulden, aber am Tage der Auferstehung durch Feuerströme geschmolzenen Metalls gereinigt endlich ebenfalls in den Gorotman eingehen. — Dieß ein kurzer Abriß des Religionssystems der alten Perser, nach welchem es deutlich werden wird, warum das Feuer, als Körper des Lichts, bei ihnen eine so große Rolle spielt. Es ist nämlich eine irrige Ansicht, wenn man sie geradezu für Feueranbeter erklärt, obwohl bei dem großen Haufen, wie dieß überall geschieht, die Form auch hier mit der Idee verwechselt wird. Wohl mögen vor Zoroaster die Himmelskörper Gegenstand der Verehrung in Persien gewesen sein und daraus sich seine Lehre entwickelt haben; aber das Feuer ist ihm durchaus nur Symbol von Ormusd und zwar das sichtbare Feuer ein Bild des Urfeuers in Ormusd's Reiche; doch mußte dieses folgerichtig der Gegenstand der Verehrung seiner Religionsbekenner werden. Daher ist es ihnen der heiligste irdische Gegenstand, der durch Nichts verunreinigt werden darf, und in ihren Tempeln brennt beständig ein Feuer auf den Altären. Zu ihren besonderen Gebräuchen gehören noch die auch im übrigen Morgenlande heiligen Reinigungen und Waschungen und die besondere Sorge, Alles zu vermeiden, was zu Ahriman's Reiche gehört, was freilich mit einer zu großen Ängstlichkeit geschieht. — Der P. war die Staatsreligion in Persien bis zur Invasion der Araber (640 n. Chr.), erhielt sich aber auch später noch in einzelnen Theilen des Landes, vorzüglich blieb Herat lange Zeit der Hauptsitz derselben. Doch mußten sich die Parsen (von den Arabern Kaferun, Ketzer genannt, woraus sich nach und nach im Abendlande das Wort Gebern bildete) immer mehr zurückziehen und flüchteten nach Indien, wo selbst unter den mogolischen Kaisern sie sehr zahlreich blieben. Hier haben sie auch in der neuesten Zeit unter der englischen Regierung ungestört leben können, ja es sind sogar hier viele neue Tempel entstanden, wie den 17. Nov. 1830 zu Bombai ein solcher mit gro-

ßen Feierlichkeiten eingeweiht wurde. Im Allgemeinen rühmt man die Moralität und Betriebsamkeit dieser Menschen, wozu auch ihre Religion vorzüglich auffordert. Vergl. Kleuker's „Zendavesta" (Riga 1776); Rhode, „Die heilige Sage des Zendvolkes" (Frankf. a. M. 1820. 8.). 23.

Parterre (spr. Partähr), eigentlich auf der Erde, nennt man das unterste oder Erdgeschoß, den Erdstock jedes Gebäudes; sodann den auf der Erde befindlichen, nicht erhöhten Platz der Zuschauer im Theater im Gegensatze zu den Gallerien und in der Gartenkunst große freie Plätze, die durch Figuren in Felder, mit Blumen oder Rasen besetzt, eingetheilt und durch schmälere oder breitere, mit Sand bestreute Wege geschieden sind. 35.

Parthenius, aus Nikäa gebürtig, kam als Gefangener zur Zeit des Augustus nach Rom, war Lehrer des Virgil und schrieb „Περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων" (von Leiden Liebender), 36 erotische Erzählungen, die, weil sie viele Stellen alter Dichter, besonders Elegiker (Alexander Ätolus, Euphorion) enthalten, von großem Werthe sind. Das Werk kann übrigens, da es Virgil und Ovid nachahmte und originell ist, als Vorläufer der Romane angesehen worden. Die erste Ausgabe erschien mit lateinischer Version von Jan. Cornarius (Basil. 1531. 8.); dann in Gale's „Sammlung" S. 341 ff.; ed. L. Legrand c. not. C. G. Heynii (Goett. 1798. 8.); ed. Fr. Passow. (Lips. 1824. 8.). Mehrere andere Werke, die P. geschrieben haben soll, sind verloren gegangen. 20.

Parthĕnon, s. Attika.

Parthenopeische Republik, eine ephemere Erscheinung des Jahres 1799, verdankte ihr Entstehen der zweiten großen Coalition Rußlands, Östreichs und Neapels gegen die französische Republik (August 1798). Unklugerweise brach der König von Neapel ohne vollständig gerüstet zu sein und ohne Verabredung mit den Alliirten vor der Zeit los und drang im Kirchenstaate ein, ward aber schon im Dec. 1798 zum schimpflichen Rückzuge genöthigt und konnte nun das Vorrücken der feindlichen Heere auf neapolitanischen Boden (im Januar 1799) nicht mehr hindern. Die Hauptstadt Neapel selbst ging nach mehrtägigem tapfern Widerstande der Lazzaroni über (23. Januar) und am 25. Januar ward das Königreich Neapel vom französischen Oberbefehlshaber Championnet zur „parthenopeischen Republik" erklärt. Zwar ward die Revolution schnell vollbracht, aber als die Alliirten in Italien die Übermacht errangen, mußte Macdonald, der in Neapel befehligte, bereits im Mai desselben Jahres das Königreich verlassen und die junge Republik der Gegenrevolution Preis geben. Auch wurde diese im Juni blutig ins Werk gesetzt und das Königthum hergestellt. Die parthenopeische Republik erstand nicht wieder. 1.

Parthien, bei den Griechen Parthyene, hieß ursprünglich der kleine gebirgige Landstrich Asiens zwischen Hyrkanien, Margiana, Aria, Parätacene und Medien, in der Gegend des heutigen Kumis, des nördlichen Kohistan und Chorassan und wurde in dieser Ausdehnung als Provinz zu Hyrkanien gerechnet. Die Hauptstadt war Hekatompylos. Seine Bewohner, die Parther (Flüchtlinge), scythischer Abkunft, wegen ihrer Wildheit und der besondern Fertigkeit im Streiten und Bogenschießen bekannt, lebten anfangs unter persischer, dann unter macedonischer und zuletzt unter syrischer Herrschaft: doch durch Arsaces (256 v. Chr.) von derselben befreit bildeten sie ein selbstständiges Reich (parthisches Reich) und eroberten unter desselben Nachfolgern (Arsaciden) alle umliegenden Länder, so daß sich ihr Gebiet unter Mithridates I. von dem Euphrat bis an den Oxus und vom kaspischen bis indischen Meere erstreckte. Auch nachdem sie die Römer zu Grenznachbarn erhalten hatten, behaupteten sie ihren frühern Ruhm und schlugen die wiederholten Angriffe derselben zurück und Crassus mußte (53 v. Chr.) selbst ihrer Macht unterliegen (unter dem 14. Arſ. Orodes I.). Aber der Parteigeist schwächte

bald auch ihre Macht nach Außen. Chosroes, einer aus der zweiten Arsacidendynastie, durch Artabanus III. (16 n. Chr.) gegründet, verlor gegen Trajan Armenien, Mesopotamien und Assyrien und wiewohl sie unter Hadrian in den Besitz dieser Länder wieder gelangten, so war doch der Untergang ihrer Völkerherrschaft nahe. Artaxerxes, Sohn des Sassan, ein geborener Perser, vertrieb Artabanus IV. und errichtete 226 n. Chr. auf den Trümmern des alten parthischen Reichs das mittlere persische. (S. Persien.) 35.

Participium (Mittelwort) nennt man die Verbalform, welche mit Beibehaltung der Verbalbedeutung in der Eigenschaft eines Adjectivum auftritt und die Äußerung des Daseins zu einer Beschaffenheit des Substantivs macht. Mit Unrecht betrachtet man es aber für einen besondern Redetheil; denn außer der Beibehaltung des Zeitbegriffes, der es an das Verbum anschließt, hat es durchaus nichts Eigenthümliches und dieser Begriff ist so eng mit dem Verbum verwachsen, daß ein daraus gebildetes Wort ihn nothwendig beibehalten muß; es ist vielmehr ein reines adjectivum verbale und wird in allen Sprachen so behandelt. Dieß wird vorzüglich an den Participien der verba neutra deutlich. Die sogenannten Participialconstructionen sind daher auch theils rein adjectivisch, theils als elliptische Redensarten zu betrachten. 9.

Partikeln (particulae) heißen in der Grammatik alle die kleinen Wörter, welche ohne selbstständige Begriffe zu bezeichnen nur die Verhältnisse der übrigen Wörter genauer bestimmen, und umfassen die Redetheile der Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen. 9.

Partisane ist eine der Hellebarde ähnliche Waffe, bei welcher nur das sonst beilförmige Eisen eine bloße Spitze ist. 30.

Partitur, auch **Partition**, franz. partition; engl. partition; ital. partizione, heißt in der Musik die Zusammenstellung aller zu einem Tonstücke gehörigen Stimmen auf besonderen Liniensystemen. Der Entwurf und die Ausarbeitung der P. hängt natürlich je nach dem Umfange und dem Inhalte des Stücks von dem Ermessen des Componisten ab; doch gelten hinsichtlich der äußern Form einige bestimmte und ziemlich allgemein angenommene Regeln, deren Beobachtung sich durch die Erfahrung als zweckmäßig erwiesen hat. So müssen die Hauptstimmen, seien es nun Singstimmen oder Instrumentalstimmen, stets zusammengesetzt, nie aber durch eingeschobene Mittelstimmen von einander getrennt werden. Die Grundstimme hat ebenfalls ihre bestimmte Stelle, nämlich das unterste Liniensystem der P. Hinsichtlich der Ordnung der Füllstimmen aber weichen die Tonsetzer häufig von einander ab. So stellen Einige die Trompeten und Hörner, Andere die Flöten rc. oben an, während noch Andere, obwohl dieß seltener vorkommt, den Streichinstrumenten die oberste Stelle geben. Übrigens haben die einzelnen Stimmen stets die eigenthümliche ihnen zukommende Vorzeichnung, stehen mit durchgezogenen Tactstrichen Tact für Tact untereinander und sind durch eine allgemeine Accolade (Klammer) mit einander verbunden. — Der Nutzen der P. ist groß und vielfach, indem sie nicht nur dem Componisten beim Ausarbeiten selbst, sondern auch dem Musikdirector bei der Aufführung des Stücks und überdieß jedem, der sich von einer Composition genauer unterrichten will, überhaupt jedem Musiker von Fach der Übersicht wegen unentbehrlich ist. 29.

Parzen (parcae; griech. μοῖραι, Mören), die unerbittlichen Göttinnen, welche dem Menschen sein Leben und Schicksal spinnen, waren nach der einen Dichtung Töchter des Jupiter und der gerechten Themis, drei an der Zahl mit Namen Klotho, Lachesis und Atropos. Klotho (von κλώθειν, spinnen) mit dem Rocken, die Spinnerin des Lebensfadens, bezeichnet die Gegenwart; Lachesis (von λαγχάνω, loosen) mit der Spindel bestimmt die Länge desselben und bedeutet die Zukunft, Atropos (von τρέπειν, wenden) schneidet mit der furchtbaren Scheere den

Lebensfaden ab, die Vergangenheit, das unabänderliche Schicksal. Sie sind Dienerinnen der in furchtbares Dunkel gehüllten Gottheit, die mit unsichtbarem Scepter alle übrigen beherrscht, der Nothwendigkeit oder des Schicksals; als Töchter des Jupiter vollziehen sie allerdings nach dem Willen des Schicksals die Rathschlüsse des Jupiter; als Töchter der Themis sind sie zwar unerbittlich, aber gerecht. Die P. bezeichnen zwar eine furchtbare schreckliche Macht, sind aber doch weiblich und schön gebildet, spinnend und in den Gesang der Sirenen stimmend. Bei Homer haben die Entschließungen der Menschen auf ihr Schicksal mit Einfluß; bei den Tragikern dagegen herrschen die P. despotisch. — Nach der andern Dichtung sind sie Töchter der Nacht und bezeichnen das nothwendige Todesschicksal. Als solche wohnen sie nicht im Olymp, sondern im Hades und ihr Charakter trägt oft das Gepräge des Grausamen und Schrecklichen; selbst Jupiter, noch mehr die übrigen Götter müssen sich ihren Bestimmungen fügen. Sie stehen den Keren zur Seite, verhängen Glück und Unglück, Krieg und Frieden nach eigener Willkühr über die Menschen, wälzen die schwarze Wolke des Sturmes von einem Lande zum andern und kämpfen mit in der blutigen Schlacht, Tod und Verderben überall verbreitend. Die erste Dichtung ist ohne Zweifel die ältere; erst später fing man an, einzelne Theile derselben auszuschmücken und sie besonders als Göttinnen der Geburt und des Todes, der beiden wichtigsten Punkte des menschlichen Lebens, darzustellen. Als die erstern bleiben sie unverändert, aber als die letztern wird ihre ernste Gestalt furchtbar, sie werden mit dem Hades befreundet und unter die Zahl der untern Götter versetzt. — Abbildungen der P. sind selten. Die älteste ist an dem borghesischen dreieckigen Altare, wo sie alle 3 gleich, jede mit einem langen Stabe, mit den Horen und Charitinnen vorkommen. 11.

Pascal (Blaise), einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und ascetischen Schriftsteller Frankreichs, am 19. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne geboren, erhielt von seinem Vater, welcher, um für die Ausbildung seines Sohnes besser sorgen zu können, seine Stelle als Präsident der Steuerkammer aufgab und nach Paris zog, eine ausgezeichnete Erziehung und einen so gründlichen Unterricht in den alten Sprachen, daß er nie eine Schule zu besuchen brauchte. Eine besondere Vorliebe zeigte er für die mathematischen Wissenschaften und brachte es ohne Lehrer so weit, daß eine von ihm in seinem 16. Jahre niedergeschriebene Abhandlung über die Kegelschnitte sich den Beifall der größten Kenner erwarb. Vor seinem 24. Jahre hatte er die Rechenmaschine erfunden und die wichtigsten Entdeckungen über die Leere und über die Schwere der Luft gemacht, aber auch durch rastloses Arbeiten seine Gesundheit zerstört. Zu Rouen, wo sein Vater eine Finanzanstellung erhalten hatte, wurde er durch den Umgang mit frommen Leuten und durch das Lesen erbaulicher Schriften plötzlich von der seither eingeschlagenen Bahn abgelenkt und zu einem beschaulichen Leben hingeführt. Alles weltliche Wissen wurde fortan von ihm nur sehr gering geachtet und das Studium der heiligen Schrift als allein des Menschen würdig mit Eifer betrieben. Er zog sich in das Kloster Port-Royal-des-Champs zu Paris zurück und schrieb hier zu Gunsten seiner Ordensgenossen, welche damals einen heftigen Streit mit den Jesuiten führten, die so berühmt gewordenen „**Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis**“ (deutsch, Lemgo 1774. 8.), die schärfste Satyre auf den übermüthigen Orden, welcher dadurch dem Spotte der Nation Preis gegeben wurde. P.'s Gesundheit wurde immer schwächer und sein Geist und Verstand nahmen schnell ab; nur in lichten Zwischenräumen war noch das große Genie, welches er in seiner Jugend bewährt hatte, zu erkennen. In seinen letzten Lebensjahren floh er jede Gesellschaft und ging von einer Kirche zur andern. Er starb am 19. August 1662. Sein großes Werk über die Wahrheit der christlichen Religion blieb unvollendet und nur einzelne Fragmente kamen nach seinem Tode unter dem Titel: „**Pensées sur**

la religion“ (deutsch von J. F. Kleuker, Bremen 1777. 8.) heraus; seine beste Leistung bleiben die „Lettres Provinciales“, welche sich nicht nur durch schlagenden Witz auszeichnen, sondern auch als ein jetzt noch hochzuachtendes Muster einer classischen Prosa und eines musterhaften Briefstyls gelten müssen. „Oeuvres complètes de B. Pascal“ (Haye 1779. 5 Voll. 8. N. E. Par. 1819. 5 Voll. 8.). (Vergl. G. M. Raymond's treffliches, aber über Gebühr panegyrisches „Eloge de Pascal“, Toulouse 1816. 8.) 66.

Pascha (פֶּסַח, *πάσχα*) ist eines der drei jüdischen Hauptfeste, welches vom 15. — 21. des Monats Nisan zum Andenken des Auszugs aus Ägypten gefeiert wird und seinen Namen von der Verschonung der Erstgeburt hat. Die Paschafeier bestand im Genusse ungesäuerten Brodes und des Paschalammes, wozu täglich noch andere Opfer und wahrscheinlich auch Opfermahlzeiten kamen. Schon am 10. Nisan mußten die Hausväter den Bock zum Opfer auswählen, worauf dann am 14. Tage desselben Monats gegen Abend das Thier im Tempel geschlachtet und das Mahl bereitet wurde. Das Paschalamm selbst durfte nicht in Wasser gekocht, sondern mußte am Feuer gebraten werden; mit bitteren Kräutern und ungesäuertem Brode ward es verzehrt; bei dem Mahle durften nicht unter 10 und nicht über 20 Personen gegenwärtig sein, welche das Lamm ganz verzehren mußten; das Übrige ward mit Feuer verbrannt. Der Hergang bei der Mahlzeit war ebenfalls genau geordnet und zwar nach dem spätern Berichte des Talmud also. Der Hausvater eröffnete das Mahl mit einem kurzen Gebete und reichte dann einen Becher Wein herum. Hierauf wurde die Mahlzeit aufgetragen und die bitteren Kräuter (gesetzmäßige Zukost zum Osterlamme) gegessen. Beim Essen fragte nun der Sohn des Hauses nach der Bedeutung des Festes, die der Hausvater aus der Geschichte des Auszugs aus Ägypten erklärte. Hierauf ward der 113. und 114. Psalm gesungen und der zweite Becher getrunken, nach dessen Genusse der Hausvater das ungesäuerte Brod zerbrach und an die Anwesenden vertheilte, die es in die Brühe der bitteren Kräuter tauchten und aßen. Hieran schloß sich der dritte Becher und das Absingen von Psalm 115 — 118. Endlich folgte ein vierter Becher und bisweilen noch das große Hallelujah (Psalm 120 — 137), worauf man alsdann mit einem fünften Becher das Mahl beschloß. 63.

Pascha ist in der Türkei ursprünglich ein militairischer Titel, welcher unserm General entspricht und nach 1, 2 oder 3 Roßschweifen (Heerfahnen) verschieden ist. Letztere ist die höchste militairische Würde und daher auch meist nur mit den höchsten Staatswürden verbunden. Da die Statthalterschaften der einzelnen Provinzen durchaus den Paschas zugetheilt werden, so heißen diese dann Paschaliks (eigentlich Ejalats). 30.

Paschalis, Päpste. — P. I. (817—824), der Heilige, Nachfolger Stephan's IV., ward ohne des Kaisers Ludwig I. Genehmigung gewählt. Ein heftiger Feind der Bilderstürmer schrieb er gegen diese und den sie begünstigenden griechischen Kaiser Leo V. und nahm die wegen der Bilderverehrung vertriebenen Griechen in einem von ihm gegründeten Kloster zu Rom auf. Nach Dänemark sandte er Missionaire. Auch machte er sich durch mehrere fromme Stiftungen verdient. Er starb 824, nachdem er ein Jahr vorher Lothar I. zum Kaiser gekrönt hatte. Sein Gedächtnißtag ist der 14. Mai. — P. II. (1099—1118), früher Rainier oder Raginger genannt und Mönch zu Clugny, ward als Abgeordneter seines Klosters nach Rom gesandt, von Gregor VII. zum Cardinal erhoben und nach Urban's II. Tode am 3. August des Jahres 1099 zum Papste ernannt. Mit Gregor's feurigem Geiste begabt und begeistert für die Hierarchie war er doch ohne dessen Festigkeit des Charakters. Daher der damalige Investiturstreit unter ihm eine unglückliche Wendung nahm. In England mußte er seines Vorgängers Anathema gegen Investitur und Lehnseid der Bischöfe aufheben, wogegen er nur geringe Zugeständ-

nisse erlangte. In Deutschland gelang es ihm zwar, den auch von ihm excommunicirten Heinrich IV. durch dessen Sohn zur Thronentsagung zu zwingen, allein auf seinem Römerzuge (1110) nöthigte ihn Heinrich V. zu einem Vertrage, nach welchem der Kaiser zwar der Investitur entsagen, dagegen aber die bischöflichen Regalien zurückerhalten sollte. Aber die Cardinäle machten dem Papste über solchen Verrath der Kirche die bittersten Vorwürfe und eine Lateransynode (1112) nöthigte ihn, den Vertrag als erzwungen zurückzunehmen. Auf einem zweiten Römerzuge (1117) vertrieb nun Heinrich den P. aus Rom, welcher von den Normannen zurückgeführt unter Rüstungen zum Kriege starb (21. Jan. 1118). — P. (III.), Gegenpapst Alexanders III., wurde von der kaiserlichen Partei nach Victors IV. Tode (1164) gewählt und nahm zu Viterbo seinen Sitz. 1167 führte ihn der Kaiser mit Gewalt der Waffen nach Rom und ließ sich von ihm krönen. Doch starb P. schon 1168, worauf die Freunde des Kaisers Calixt III. wählten. 63.

Paschasius Radbertus, Abt des Klosters Corvey, 786 zu Soissons geboren und seit 844 Vorsteher der erwähnten Abtei, ist deßhalb denkwürdig, weil er der Erste war, der in der christlichen Kirche eine substanzielle Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi im Abendmahle öffentlich wenigstens lehrte und davon, wie von dem Genusse desselben, die Sündenvergebung des Einzelnen abhängig machte. Dabei behauptete er aber die Einwirkung dieses Genusses auf die geistige Natur des Menschen und stellte noch den Glauben als nothwendige Bedingung derselben auf. Diese Lehre machte er in seiner um 825 erschienenen Abhandlung: „De corpore et sanguine Domini" (in Martène et Durand „Collectio ampliss. vet. scriptorum." Tom. IX. p. 367 sqq.; Bibliotheca patr. max. Tom. XIV. pag. 356 seqq. und in einer Ausgabe von Jac. Sirmond, Paris 1618, zu finden) bekannt und erregte dadurch den sogenannten ersten Abendmahlsstreit, in welchem ihm noch der größere Theil der fränkischen Gelehrten die alte Meinung der Kirchenväter entgegensetzte. Doch fand sie schon bis zu seinem Tode um 865 bei mehrern Theologen Eingang und die Anzahl derselben vergrößerte sich noch mehr im folgenden Jahrhunderte, so daß sie sogar, ohne kirchliche Bestätigung zu erlangen, vor der frühern das Übergewicht gewann und die Grundlage der jetzt in der katholischen Kirche sanctionirten Lehre von der Transsubstantiation wurde. 77.

Pasigraphie (allgemeine Schrift) und **Pasilalie** (allgemeine Sprache) sind zwei Probleme, mit denen man sich seit Leibnitz vergebens abgemüht hat; man will nämlich allgemeine Zeichen erfinden, welche an sich selbst schon Jedem, weß Volks er sei, verständlich seien und dadurch eine allgemeine Mittheilung zwischen allen Völkern der Erde bezwecken, ist jedoch in der neuesten Zeit davon gänzlich wieder abgekommen. Denn da es außer der Geberdensprache keine Allen verständliche Zeichen gibt, so müßte man deren willkührliche wählen und man würde deßwegen jedem Einzelnen dieselben mühsam einlernen lassen müssen und dabei den eigenthümlichen Sprachgeist ganz tödten. Die Idee ist jedenfalls aus der Betrachtung der chinesischen Ideenschrift entstanden, wie man dieselbe auch öfters hierbei hat anwenden wollen. Zu vergleichen darüber sind die Schriften von Vater (Weißenfels 1795), Niethammer (Nürnberg 1808) und Riem (Manheim 1809). 9.

Pasiphaë war die Tochter des Helios und der Perseis, Gemahlin des Minos, Königs von Kreta, dem sie den Deukalion, Glaukus, die Ariadne und Phädra gebar. Venus hatte einen unversöhnlichen Haß auf das ganze Geschlecht des Helios geworfen, weil er ihr Liebesverständniß mit Mars entdeckt und verrathen hatte. Daher flößte sie seiner Tochter, der P., eine unnatürliche Liebe zu einem Stiere ein, den Neptun aus dem Meere steigen ließ. Nach Andern übte Neptun selbst diese Rache, weil Minos den von ihm erflehten Stier nicht geopfert hatte. In

der Abwesenheit ihres Gemahls beging P. das Verbrechen und gebar ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier, den Minotaurus (s. d. Art.). 11.

Pasitèles, ein griechischer Bildhauer, ließ sich, nachdem Macedonien römische Provinz geworden war, in Rom nieder und trug hier wesentlich zur Wiederbelebung der Bildhauerkunst bei. Den wenigen Nachrichten, die wir über ihn haben, zu Folge war er besonders in der Modellirkunst sehr erfahren und arbeitete meist in Metall und Elfenbein. Unter seinen Werken, die sämmtlich untergegangen sind, zeichneten sich besonders 2 Statuen, die des Roscius und des Jupiter für den neuerbauten Tempel desselben, vortheilhaft aus. Übrigens sagt Plinius, daß P. ein Werk in 5 Büchern über die berühmtesten der damals bekannten plastischen Denkmäler geschrieben habe. Auch von diesem besitzen wir nichts mehr. 36.

Paskewitsch=Eriwanski (Iwan Feodorowitsch, Graf), Fürst von Warschau, kaiserl. russischer Generalfeldmarschall und Statthalter des Königreichs Polen, wurde am 8. Mai 1782 in Pultawa geboren. Aus einer angesehenen und reichen adeligen Familie Kleinrußlands entsprossen wurde er schon früh in das Pageninstitut aufgenommen, um hier seine Studien zu beginnen. Die Fortschritte, welche der junge P. hier machte, waren so außerordentlich, daß er nach abgelegtem Examen sogleich zum Lieutenant in der Garde und zum Adjutanten Kaiser Paul's ernannt wurde. Den ersten Feldzug machte er im Jahre 1805 mit und zwar in dem damaligen Kriege gegen Frankreich; zwei Jahre später ging er zu der russischen Armee an der türkischen Grenze, machte hier von 1807 bis 1812 die ganze Campagne mit, war bei allen Schlachten und Gefechten gegenwärtig und erwarb sich mit dem Degen jeden neuen Grad. Seine Geschicklichkeit bei diplomatischen Verhandlungen war die Ursache, daß die Regierung ihn mehrere Male mit wichtigen Aufträgen nach Constantinopel sandte. Im Jahre 1809 avancirte er zum Obersten und erhielt das Infanterieregiment Witepsk gleichzeitig mit der 3. Classe des St. Georgenordens, eine Auszeichnung, die sonst nur selten ein Oberst in russischen Diensten erhält. Schon ein Jahr nachher wurde er Generalmajor. Als solcher machte er den Feldzug von 1812 mit und zeichnete sich in demselben so aus, daß damals der ruhige Beobachter den künftigen Feldherrn in ihm ahnete. Wo es Gefahr gab, da war P. zu finden; bei der Arrieregarde, als die Franzosen auf Moskau vordrangen, bei der Avantgarde, als sie sich verfolgt nach der Grenze zurückzogen. Bei Borodino wurden 2 Pferde unter ihm getödtet. Nach der Schlacht bei Leipzig ernannte ihn der Kaiser für die bewiesene außerordentliche Tapferkeit während derselben zum Generallieutenant. An der Spitze der 2. Grenadierdivision zeichnete er sich auch in Frankreich, besonders bei Arcis sur Aube, auf den Höhen von Belleville und bei Paris aus. So blieb er thätig und wirksam bis zum Frieden von 1815. Zwei Jahre später begleitete er den Großfürsten Michael auf dessen Reisen durch das ganze russische Reich und Deutschland, worauf er das Commando einer Infanteriedivision der kaiserlichen Leibgarde erhielt. Als aber im Jahre 1826 der Schah von Persien plötzlich in Rußland eingefallen war und der in Georgien commandirende General Yermoloff durch das Unerwartete dieses feindlichen Einfalles überrascht und unfähig, demselben sogleich eine genügende Kraft entgegenzusetzen, den Kaiser gebeten hatte, ihm einen versuchten und entschlossenen General zu schicken, der ihm unterstützend zur Seite stehen könnte, wählte der Kaiser P. Am 22. August erfolgte seine Ernennung zum commandirenden General eines Armeecorps und im Fluge eilte er der persischen Grenze zu. Schon am 13. Sept. ergriff er die Offensive gegen den Prinzen Abbas=Mirza bei Elisabetpol. Obgleich er nur 4000 Mann den zahlreichen Truppen des persischen Prinzen entgegen stellen konnte, so wurden doch 15000 Mann regulärer persischer Infanterie und 20000 Mann regulairer Cavallerie, eingeübt und commandirt von englischen Officieren,

von diesen 4000 Russen geschlagen. Der Sieg war eben so vollständig als erfolgreich. Die Russen erbeuteten viel Geschütz, Fahnen und Fuhrwerk, machten 1500 Gefangene, stürmten zwei persische Lager und befreiten die Provinzen Karabagh, Schirwan und Schekinsk, die von Raubgesindel verwüstet wurden. Durch diesen ersten Sieg, den nur die rücksichtsloseste Kühnheit errungen hatte, zufrieden gestellt, beschränkte sich General Yermoloff darauf, die Perser durch P. langsam verfolgen zu lassen. Das gefiel dem Letztern nicht; denn schon hatte er den Krieg auf persisches Gebiet hinübergespielt. General Yermoloff wurde daher abberufen und dem General P. der Oberbefehl über alle gegen Persien bestimmte Truppen anvertraut. Leider aber hemmte der eingetretene Winter die weitern Unternehmungen für dieses Jahr. Kaum erlaubte es jedoch die Jahreszeit, so begannen auch die Feindseligkeiten im Monat Mai mit der Einnahme des Klosters Etschmiadsin. Die russische Armee ging dann über das Gebirge Akzibuk und Bezobdal, belagerte die Festung Abbas-Abad und zwang sie, nachdem Abbas-Mirza, der mit 16000 M. zum Entsatze der Festung herbeieilte, so völlig geschlagen war, daß er sich bis nach Dschewan zurückziehen mußte, zur Übergabe. Eben so nahm er im September die Festungen Sardarabad und Eriwan und kurz darauf Tauris, Choi, Alandschik und Aserbidschan. Durch so viele rasch auf einander folgende Siege gedemüthigt flehte der stolze Abbas-Mirza um Frieden. Unterhandlungen traten an die Stelle der Waffenthaten und zwar am 5. Nov. 1827 zu Dei-Karghan. Der schlaue Perserprinz wußte dieselben so in die Länge zu ziehen und so viele Ausflüchte zu erfinden, daß am 7. Jan. 1828 noch nichts entschieden war. Da riß dem geraden und offenen P. die Geduld; mitten im Winter schlug er los, nahm die Städte Urmia, Maraga und die Festung Arbedil und marschirte gerade auf Teheran los. Die Kühnheit und Schnelligkeit machte den Schah Feth-Ali in seiner Hauptstadt erzittern. Abgesandte mit ausgedehnten Vollmachten eilten dem siegenden P. entgegen und baten abermals um Frieden. Dießmal kam er auch zu Turkmandschi am 10. Febr. desselben Jahres zu Stande. In Folge dieses Tractats erhielt Rußland die Provinzen Eriwan und Nachtschwan, so wie eine Contribution von 20 Millionen Rubel. P. erhielt von seinem dankbaren Kaiser 1 Million Rubel, den Grafentitel und den Beinamen „Eriwanski." Kurze Zeit nachher brach der türkische Krieg aus. Die Stellung des Grafen P. hatte hierbei viel Schwieriges; denn er war gezwungen, um die beiden neueroberten Provinzen zu beobachten und die Perser durch eine hinlängliche Macht im Zaume zu halten, seine Arme zu theilen. Was ihm aber an numerischer Kraft abging, das ersetzte sein Genie und sein Scharfblick. Mit nur 18000 Mann eröffnete er die Campagne in Kleinasien, die mit Recht als ein Meisterstück militairischen Talents bekannt ist. Am 15. Juni 1828 vernichtete er unter den Kanonen der Festung Kars ein Corps von 5000 Mann türkischer Cavallerie und zwang am 23. dieselbe bis jetzt für ungewinnbar gehaltene Festung zu capituliren, während er einem Corps von 15000 Mann zum Entsatze herbeieilender Türken das Vordringen verwehrte. Die Citadellen von Achalkalah, Kentwis und Poti fielen ebenfalls; da brach aber die Pest, diese furchtbare Geißel des Orients, in der russischen Armee aus und nur den weisen Maßregeln des Feldherrn dankt Rußland die Erhaltung des Heeres. Am 1. August verließen die Russen Achalkalah, um Achalzik, eine der stärksten und wohlunterhaltensten Festungen Kleinasiens zu belagern. Um dahin zu gelangen, mußte ein rauhes unwegsames Gebirge überschritten werden. Dem Feuereifer des Feldherrn gelang es aber, auch über diese bis jetzt für unübersteigbar gehaltenen Hindernisse zu siegen. Niemand hatte es bisher noch gewagt, bis dahin vorzudringen; die Artillerie mußte von Menschenhänden über die steilen Höhen und neben furchtbaren Abgründen getragen werden. Schon am 5. August konnten die Russen die Festung recognosciren. Während man beschäftigt war, eine regelmäßige Belagerung zu beginnen, nahete

ein türkisches Heer von 30000 Mann; aber unvermuthet griff P. mit dem gewohnten Ungestüm die sorglos sicheren Türken an, brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei und verfolgte die Fliehenden bis 30 Werste von der Festung; 2500 Soldaten, 12 Kanonen und unzähliges Gepäck fiel dabei in die Hände der Sieger, die gleich darauf zur kräftigen Belagerung zurückeilten. Am 15. stürmten die Russen die Stadt, welche von gut unterhaltenen Werken umgeben war; 15000 Mann vertheidigten sie muthvoll und entschlossen, aber binnen 12 Stunden immer wiederholten Stürmens waren alle Werke mit dem Bayonnette genommen und die Türken bis in die letzten Retranchements zurückgedrängt, wo sie gezwungen wurden zu capituliren. Ohne Aufenthalt eilte P. weiter. Atzkuro, Ardaghare, Bajasid, Toprak-Kali und das Fort Diadin fielen in seine Hände. Anfangs Octobers kehrte P. nach Georgien zurück und die Armee bezog Winterquartiere. Diese Zwischenzeit suchten die Türken zu benutzen; an die Stelle des Seraskier wurde Salek-Pascha, ein erfahrener und talentvoller türkischer General, zum Feldherrn der türkischen Armee in Kleinasien ernannt. In unglaublicher Schnelligkeit wußte dieser energische Mann ein Heer von 50000 Mann zu sammeln und rückte vor die von den Russen eroberten Festungen. Doch P. ließ sogleich 3 russische Armeecorps in Marsch setzen, entsetzte Achalzik, das die Türken mit dem größten Kraftaufwande belagerten, und zerstörte die Belagerungsartillerie, während ein viertes Corps den Pascha von Trapezunt bei Limani schlug. Mit dem Frühling des Jahres 1829 begann P. wieder in größerem Maßstabe zu manövriren und am 19. Juni wurde der Pascha von Erzerum total geschlagen und sein Lager mit 20000 Mann aufgehoben. Einem andern von Haki-Pascha befehligten Lager erging es nicht besser und nun legte P. sich vor Hassan-Kali, wohin sich der Seraskier und 4 Paschas mit einer bedeutenden Truppenzahl geflüchtet hatten. Eine Aufforderung zur Übergabe wurde abgewiesen und dieß war das Signal zum Sturm der Befestigungen bei Ten-Dagh, die den Russen in die Hände fielen. Jetzt sank den Türken der Muth und die Capitulation der Festung erfolgte. Diese wichtige Eroberung wurde durch den St. Georgenorden 1. Klasse belohnt, den P. jetzt ganz allein in der russischen Armee trägt. Noch mehrere kleine Festungen wurden erobert und eben concentrirten sich alle russischen Truppen vor Trapezunt, als der Friede zwischen Rußland und der hohen Pforte zu Adrianopel geschlossen wurde. Der Graf P. erhielt nach beendetem Kriege die Würde eines Feldmarschalls und kehrte nun nach Georgien zurück, wo es sein Geschäft war, die unruhigen Völkerschaften der Lesgher, Tscherkassen und Osseten zu unterwerfen und den ganzen Kaukasus vor den Einfällen dieser wilden Horden zu sichern. Hiermit beschäftigt traf ihn die Kunde von seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der russischen Armee in Polen. Er kam am 14. Juni 1831 in Pultusk an, traf sogleich die Anstalten, um mit sämmtlichen russischen Armeecorps über die Weichsel zu gehen und überschritt sie am 10. Juli bei Osseka. Bald war er Herr aller Zugangspunkte von Warschau und forderte nun die Polen auf, sich zu ergeben, um Blutvergießen zu vermeiden, aber vergebens. Da ward in einem im russischen Hauptquartier gehaltenen großen Kriegsrathe beschlossen, Warschau mit Sturm zu nehmen. Dieß war keine leichte Aufgabe, denn die Befestigungen der Stadt bestanden in 73 Redouten und Lünetten, welche in 3 Linien hintereinander sich gegenseitig unterstützen und vertheidigen konnten. Die Enceinte der Stadt war außerdem mit zahlreicher Artillerie besetzt und 35000 Mann bildeten die Besatzung. Der Sturm war anfangs auf den 27. August bestimmt, als P. aber erfuhr, daß ein Theil der Besatzung Warschau verlassen hatte, um im Rücken der Russen zu agiren, so fand der Sturm schon am 25. August mit Anbruch des Tages statt. In 10 Stunden waren sämmtliche Werke der ersten Linie genommen, am Morgen des 2. Tages stürmten die Russen die zweite Linie und drangen sogar in einen Theil der Stadt, wo sie sich die Nacht hindurch hielten.

Alle diese Angriffe führte der heldenmüthige P. selbst an, überall war er gegenwärtig, um den Muth seiner Truppen zur Begeisterung zu entflammen. Mitten im Kampfe erhielt er eine starke Contusion, eine augenblicklicher Aderlaß linderte aber die Schmerzen und ohne weitere Notiz davon zu nehmen fuhr P. fort, die Truppen selbst zum Kampfe zu führen. Den 27. August zog sich die ganze polnische Armee nach Modlin zurück, nachdem sie mit dem Bayonnette aus einer Stellung nach der andern vertrieben worden war und die Russen zogen siegreich in Warschau ein. Der Kaiser erhob den Grafen P. in den Fürstenstand und legte ihm den Titel „Fürst von Warschau" bei. Gleichzeitig ernannte er ihn zum Vicekönig von Polen. Seit jener Zeit ist der ruhmgekrönte Feldherr zugleich geschickter Civilverwalter und bemüht sich die tiefen Wunden, welche die Revolution dem unglücklichen Polen geschlagen hat, zu heilen. Als Feldmarschall steht der Fürst P. jetzt an der Spitze der activen Armee, die aus 3 großen Armeecorps besteht. Zwei Regimenter führen seinen Namen. Das erste, ein Infanterieregiment des abgesonderten kaukasischen Corps erhielt seinen Namen nach dem persischen Kriege; das zweite, ein Jägerregiment, ehemals Orel'sches genannt, an dem Tage, als der König von Preußen von Kalisch abreiste. Dieß Regiment war im Jahre 1810 von P. selbst gebildet worden und der Kaiser überraschte den verdienten Krieger damit ganz unvermuthet. Der König von Preußen ließ gleichzeitig dem Sieger in 3 Feldzügen als Beweis Allerhöchster Gnade und Werthschätzung einen kostbaren mit Brillanten besetzten Degen überreichen. 61.

Pasquier (spr. Paskieh) (Etienne Daniel), Präsident der französischen Pairskammer, ein Nachkomme des zu Paris im Jahre 1528 geborenen, wegen seiner Gelehrsamkeit, Geschichtskenntniß, Beredtsamkeit und Poesien zu seiner Zeit allgemein geschätzten Etienne P., ward eben daselbst am 22. April 1767 geboren. Die Revolution war seinen Studien und den von seinem Vater, der Rath beim Pariser Parliament war, gefaßten Planen nicht günstig; erst nach dem 13. Brumaire wurden seine juristischen Kenntnisse, seine Bildung und sein gerader Sinn anerkannt und er selbst später vom Kaiser Napoleon als Maitre des requêtes angestellt, bald darauf aber Generalprocurator und, nachdem er baronisirt worden war, an Dubois Stelle Polizeipräfect. Als solcher erhielt er sich die völlige Zufriedenheit Napoleons, bis er wegen Mallets Verschwörung, die er nicht verhindert hatte, sich dessen Ungnade und selbst Gefängnißstrafe zuzog. Bei der Rückkehr der Bourbons erklärte sich P. für diese, wurde Staatsrath, Generaldirector der Brücken und Landstraßen und nach den 100 Tagen am 8. Juli 1815 zum Justizminister ernannt. In die Deputirtenkammer gewählt stimmte er für Prevotalgerichte und vertheidigte das Amnestiegesetz. Nachdem er im Jahre 1818 sein Ministerium verloren hatte, wurde er später Minister der auswärtigen Angelegenheiten, verlangte als solcher nach Berry's Ermordung Suspension der persönlichen Freiheit und sprach in der Pairskammer für die Censur und gegen die Freiheit der Journale, wobei er ebensoviel Kraft und Festigkeit als Freiheitssinn und Umsicht, durch Beredtsamkeit gehoben, entwickelte. Bei Villele's Eintritt ins Ministerium nahm P. seine Entlassung, wurde hierauf Mitglied der Pairskammer und war als solches einer der heftigsten Gegner, als Villele 1824 die Reduction der Rente vorgeschlagen und die Deputirten darauf angetragen hatten, daß jeder Abgeordnete, wenn er inmittelst ein Amt von der Regierung erhalten habe, sich einer nochmaligen Wahl unterwerfen müsse. Seine mehr und mehr hervortretende Freisinnigkeit war in der letzten Zeit bis zur Julirevolution vielleicht der Grund, warum sein Bestreben wieder Minister zu werden nicht belohnt wurde. Dennoch kann man nicht behaupten, daß er bei letzterer thätig gewirkt habe, obgleich Ludwig Philipp seinen Charakter und seine Kenntnisse am besten dadurch anzuerkennen verstand, daß er ihn auf Lebenszeit zum Präsidenten der Pairskammer ernannte. Als solcher hat er sich in

der neuesten Zeit, besonders bei der Untersuchung wegen der Aprilunruhen und beim Prozesse Fieschi's durch Würde, Thätigkeit und Energie ausgezeichnet. Einen gedrängten Abriß seiner frühern Thätigkeit als Gelehrter und Staatsdiener geben die „Zeitgenossen" (1. Reihe. Heft XIX. S. 80 ff.). 54.

Pasquill (pasquinade) nennt man überhaupt eine Schmähschrift, versteht aber gewöhnlich darunter eine solche, deren Verfasser seinen Namen entweder gar nicht oder einen falschen angibt. Sie unterscheidet sich dadurch von der Satyre, daß sie nicht wie diese eine Lächerlichkeit überhaupt ihrer Kritik unterwirft, sondern eine bestimmte Person herausgreift und derselben geradezu Verbrechen, Schändlichkeiten oder Narrheiten zur Last legt. Da die persönliche Ehre dadurch verletzt und der gute Name zernichtet wird, so unterlag nach den alten Gesetzen der Pasquillant schweren Strafen; er konnte nach Befinden als ehrlos erklärt, zu Schlägen und sogar zum Tode verurtheilt werden. Auch die neuern Gesetzbücher haben durch strenge Bestimmungen die Ehre des Individuums gegen öffentliche Schmähungen zu wahren gesucht. Das Wort P. erklärt man auf folgende Weise. Im XVI. Jahrh. wohnte zu Rom ein Schuhflicker, der Pasquino hieß und durch seine witzigen Einfälle und satyrischen Späße seine Werkstätte zum Sammelplatze der lachlustigen Welt machte. Kurz nach dem Tode des geistreichen Schusters wurde in der Nähe seines Hauses eine verstümmelte Statue (ein Fechter, nach Andern ein Menelaos) ausgegraben und an dem Fundorte nicht weit von dem dem orsini'schen Palaste aufgestellt. Das Volk nannte sie bald Pasquino und man benutzte sie um während der Nacht Schmähschriften auf die angesehensten Personen daran zu heften. Dem Pasquino gerade gegenüber stand eine andere Bildsäule, Marforio genannt (weil sie früher auf dem Forum Martis aufgestellt gewesen sein soll), an welche man ebenfalls Zettel zu heften und darin die Fragen oder Einfälle Pasquino's zu beantworten oder zu erläutern pflegte. Von Pasquino's Statue bekamen die Schmähschriften den Namen Pasquinaden, welcher nach und nach in P. entstellt wurde. Beide Bildsäulen liegen jetzt sehr beschädigt in einem Hofe des Campidoglio. Gleichbedeutend mit P. ist Pamphlet und Libell. Die Worte Schmähschrift oder Schandschrift, welche man im Deutschen für P. braucht, drükken den Begriff nicht ganz richtig aus, weil ein P. nicht immer schmäht, sondern auch, obschon allzuderb und allzubeißend, die Wahrheit sagt. 66.

Paß ist 1) ein Erlaubnißschein zum Reisen, s. Paßwesen; 2) ein enger beschwerlicher Weg, vorzüglich durch Gebirge oder sumpfige Defileen. Diese sind vorzüglich in militairischer Hinsicht sehr wichtig, da hier ein Heereszug nur in schmaler Colonne vordringen kann und es deßhalb Weniger zur Vertheidigung bedarf. Die geschichtlich berühmtesten Pässe sind der der Thermopylen in Griechenland, über den Gotthard, Bernhard, Simplon in der Schweitz, über den Brenner in Tyrol, Roncesvalles in den Pyrenäen. 37.

Passage (spr. Passasch), ital. **passaggio**, in der Musik ist eigentlich die längere oder kürzere Fortsetzung einer und derselben Figur, eines musikalischen Gedankens. Jetzt aber versteht man darunter überhaupt jeden aus einer längern Reihenfolge von Tönen bestehenden musikalischen Gang, welcher oft nur als eine Zergliederung der Hauptnoten in Nebennoten anzusehen ist. In diesem Sinne wird P. ziemlich gleichbedeutend mit Figur oder Coloratur und in der neuern Zeit als Gegenstand der Bravour leider auf dieselbe Art gemißbraucht wie diese. Nur bei einer verständigen passenden Anwendung kann die P. ihren allerdings nicht zu verkennenden Zweck hinlänglich erreichen. 29.

Passageninstrument oder **Mittagsfernrohr** ist ein auf eine horizontale Axe (welche auf 2 Säulen ruhet) senkrecht festgeschraubtes, astronomisches Fernrohr, das so auf und nieder bewegt werden kann, daß die von der Bewegung beschriebene Ebene in der Fläche des Meridian oder Mittagskreises selbst liegt. Es

ist das einfachste und doch wichtigste astronomische Instrument, dazu bestimmt, die Rectascensionen der Gestirne und den Gang der Uhr zu geben. Man unterscheidet nun zwar feste und tragbare P., doch sind beide Arten hinsichtlich der Construction selbst durchaus nicht, wohl aber in der Größe und Aufstellung verschieden, indem die festern als die größern auf zwei Granitpfeilern in der Meridianebene angebracht, dagegen die tragbaren als die kleinern nach jeder beliebigen Himmelsgegend aufgestellt werden können. — Die besten P. werden jetzt in München von Utzschneider und Örtel verfertigt. 13.

Passah, s. Pascha.

Passarowitz (Friede zu), s. Friedensschluß.

Passatwinde, engl. monsoons, sind die regelmäßigen Winde, welche auf großen Meeren zwischen 5°—30° N.Br. und 1°—25° S.Br. stets aus Osten wehen. In den 5 Graden des Zwischenraumes herrscht gleichfalls ein Ostwind, aber so schwach, daß er für gänzliche Windstille zu halten ist. Nur in seltenen Fällen trifft man dort veränderliche Winde. Über die angegebenen Grenzen hinaus aber herrscht nördlich N.O.; südlich S.O. Wind, alle diese aber gehören unter die schwächern Winde. Daß die P. bloß auf der See, an der afrikanischen Küste 15 Meilen, an der amerikanischen erst 50 Meilen vom Lande ab wehen, erklärt sich leicht aus den Hindernissen, welche das Land solchen regelmäßigen Winden entgegensetzt. — Man s. Condraye „Théorie des Vents;" Fontenay 1786 und v. Lindenau in den „Mon. Corr. von Zach" (XIII. B. S. 435 und XV. B. S. 66. 13.

Passau (Vertrag von), s. Friedensschluß.

Passevolante (passe-volante) ist ein altes Geschütz des XVI. Jahrhunderts, welches zu den extraordinairen Schlangen gerechnet wurde, 41 Caliber lang war, 41 Cntr. wog und eine 8pfündige eiserne Vollkugel mit 7¼ Pfd. Pulverladung schoß. 61.

Passion, d. i. Leiden, Marter bedeutet insbesondere das Leiden Christi und die Geschichte desselben, dann auch die in der christlichen Kirche zur Feier desselben verordnete Zeit. In der Musik versteht man unter P. ein kirchliches Oratorium, welches eben das Leiden Christi darstellt. Solcher Passionsmusiken haben wir mehrere, unter ihnen eine von Graun. Ob übrigens, wie man wohl annimmt, bereits im VI. Jahrh. nach Chr. das Absingen der Leidensgeschichte Jesu in den Kirchen gewöhnlich gewesen sei, ist nicht zu erweisen. — Über die sogenannte Passionsbrüderschaft in Frankreich s. den Art. Mysterien. 29.

Passionsblume, lat. passiflora; franz. fleur de la passion oder granadille; engl. passion-flower, eine in Südamerika einheimische zu den Cucurbitaceen gehörige Pflanzengattung, hat ihren Namen der Phantasie des frommen Aberglaubens zu danken, welcher in der Blüthe ein Abbild der Marterwerkzeuge Christi, wie die Dornenkrone, die Nägel, den Speer u.s.w. zu erblicken glaubte. Wie man sagt, wurde die P. zuerst im Jahre 1605 dem Papste Paul V. aus Amerika zum Geschenk geschickt, hierauf in Rom gezogen und später in andere Länder verbreitet. Noch jetzt ist sie bekanntlich eine geschätzte Zierblume unserer Gewächshäuser. Die verbreitetste Art ist die blaue oder gewöhnliche P. (passiflora coerulea) mit glattrandigen handförmigen Blättern, ausdauerndem Stengel und purpurrother Rinde. Die schöne blaue Blüthe öffnet sich des Morgens und schließt sich des Abends. Die passifl. maliformis wächst wild auf Domingo; eine andere die lorbeerblättrige in Surinam hat eßbare Früchte. 8.

Passivhandel, s. Activhandel.

Passivum, s. Verbum.

Passow (Franz Ludwig Karl Friedrich), einer der gelehrtesten und gründlichsten Philologen der neuesten Zeit, ward geb. den 20. Sept. 1786 zu Ludwigslust

in Mecklenburg-Schwerin und zeichnete sich schon frühzeitig durch eine große Lehrbegierde so wie durch ein schnelles Auffassen dessen, worin er unterrichtet wurde, aus. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Gotha. Mit den vortrefflichsten Kenntnissen ausgestattet bezog P. im Jahre 1803 die Universität Leipzig, schloß sich an die Hermann'sche Schule an, trat dann in die griechische Gesellschaft und wurde in kurzer Zeit einer der besten Schüler Hermann's. Nach vollendeter Studienzeit privatisirte er einige Zeit lang in Dresden, wohin ihn seine Liebe zu alten Kunstwerken getrieben zu haben scheint, wurde aber schon 1807 als Professor der griechischen Sprache an das Gymnasium nach Weimar berufen. Doppelt wichtig war dieser Zeitabschnitt seines Lebens, theils weil durch ihn die Lehranstalt, an der er mitwirkte, zur höchsten Blüthe emporkeimte, theils aber auch weil P. selbst hier in dem deutschen Athen durch Göthe, Wieland, Knebel u. a. m. vielfache Anregung zu neuen wissenschaftlichen Bestrebungen erhielt und durch den Umgang mit diesen Männern seinen Geschmack läutern und vervollkommnen konnte. Im Jahre 1810 erhielt P. den Ruf nach Jenkau bei Danzig als Professor der griechischen Sprache und Literatur und als zweiter Direktor der dortigen Lehranstalt, dem er auch folgte. Er blieb daselbst bis 1814, wo die Lehranstalt in Folge des Kriegstrubels gänzlich aufgelöst wurde, worauf er einige Reisen unternahm, sich längere Zeit in Berlin aufhielt und F. A. Wolf's Vorlesungen besuchte. Im Jahre 1815 endlich wurde er ordentlicher Professor der Alterthümer und Director des philologischen Seminars zu Breslau, woselbst er 18 Jahre lang ununterbrochen wirkte und am 11. März 1833 starb. Was P.'s Verdienste um die Wissenschaft anlangt, so gehört er zu den Wenigen, die durch Schriften und eigenes Beispiel das philologische Studium bei Studirenden zu einem Lieblingsstudium zu machen verstanden und die nach F. A. Wolf's Vorgange den Kreis dieses Studiums zu praktischem Nutzen erweiterten; außerdem hat er sich in der Literatur besonders als Lexikograph einen Ruhm erworben, der ihm unter den Philologen der neuesten Zeit einen der ersten Plätze zusichert. Seine vorzüglichsten Schriften aber sind folgende: „Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher" (Berlin 1813). Eine wohlgelungene Ausführung der in diesem Buche aufgestellten Behauptungen und Ansichten ist sein „Handwörterbuch der griechischen Sprache" (4. Ausg. Leipzig 1831. 2 Bde.); ferner sind von Bedeutung: „Übersicht der griechischen und römischen Literatur" (Berlin 1815); „Grundzüge zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur" (Berl. 1816, 2. Aufl. 1829); „Die Lehre vom Zeitmaße der griechischen Sprache" (Leipzig 1826). Außerdem aber besorgte er auch noch mehrere treffliche Ausgaben von alten Classikern wie: „Longus, Daphnis und Chloe" (Leipz. 1815); Persius „Satyren" (Leipz. 1809); „Musäus" (1810); „Dionysius Periegetes" (1825); Tacitus „German." (1817) u. a. m. Eine treue Schilderung P.'s verdanken wir seinem Schwiegervater Wachler in den „Schlesischen Provinzialblättern" (Apr. 1833). 20.

Paßwesen. Die ersten Pässe bestanden in brieflichen Legitimationen der Geleitsfreiheit halber, dann wurde das Gesundheitscertificat für den Reisenden und sein Gepäcke beigefügt. Jetzt bestehen die Reisepässe in polizeilichen Legitimationen für die Person. In Frankreich erfand es Denys de Fontenilles in die Reisepässe geheime, nur den Behörden kennbare Chiffern und Züge einzuweben, welche es andeuteten, ob der Führer unverdächtig sei oder ob man auf ihn ein wachsames Auge haben oder sich sonst der Person versichern solle. Von den Reisepässen unterscheiden sich die sogenannten Legitimationsatteste, welche in größern Staaten zur Erleichterung für den Innländer ausgestellt werden und blos die Versicherung enthalten, daß er wirklich der sei, für welchen er sich ausgebe. 17.

Pasta (Giuditta), eine der berühmtesten Sängerinnen der neuesten Zeit, ward im Jahre 1798 zu Como geboren und erhielt ihren ersten Unterricht im Con-

servatorium zu Mailand. Trefflich ausgebildet trat sie später auf verschiedenen Theatern mit großem Beifalle auf, ward aber erst nach dem Jahre 1822, wo man sie zu Verona während des Congresses zu bewundern Gelegenheit hatte, auch im Auslande bekannt. Bereits 1823 erhielt sie einen Ruf nach Paris und hier war es vorzüglich, wo sich bei dem großen Fleiße, den sie fortwährend auf ihre Ausbildung verwandte, ihr Talent so herrlich entwickelte, daß sie unstreitig auch jetzt, wo allerdings ihre schönste Periode vorüber ist, immer noch einen Rang unter den vorzüglichsten Sängerinnen einnimmt. Ihre herrliche umfangreiche Stimme, kräftig und zart, bildet in Verbindung mit einer imposanten Gestalt und einem vollendeten mimischen und plastischen Spiele ein vollendetes Ganze. Unter den Rollen, in welchen sie sich vorzüglich auszeichnet, stehen Desdemona im Othello, die Giulia in Donizettis Romeo und Giulia und die Titelrolle der Semiramide von Rossini oben an. Noch jetzt wird sie in Paris gern gehört. 36.

Pastell, franz. pastel; engl. pastil, crayon, nennt man 1) ein Farbekraut, welches von den Wollfärbern zum Blaufärben benutzt wird (s. d. Art. Waid); 2) Deckfarben, welche nachdem sie mit Kreide und Gummiwasser zu einem Teige umgeschaffen und fein abgerieben worden sind, zu 4½ Zoll langen Stäbchen gebildet werden und beim Malen die Stelle geriebener Farben vertreten. Die vorzüglichsten Farbesorten sind: Berlinerblau, Berlinerroth, Bleiweiß, Blutstein, Braunroth, Carmin, Elfenbeinschwarz, Grünerde, Indigo, florentiner Lack, Neapelgelb, Ocker, Operment, Smalte, Ultramarin, Umbra, Vermillon ꝛc. Gute Pastellfarben müssen auf dem Papier leicht abfärben. Sie wurden früher von Lausanne bezogen, jetzt aber liefern sie Paris, London, Wien, Hanover, Nürnberg. Sie sind entweder ungefaßt in Kistchen in weißes Holz oder in Cedernholz gefaßt zu 12, 25, 50, 80, 100, 150, 200, 250 Stück in allen Farben zu erhalten. Die Silber-, Gold- und Carminstifte aber werden in Dutzenden verkauft. — **Pastellmalerei**, franz. pastel; engl. pastil-painting, nennt man diejenige Art zu malen, bei welcher man die sogenannten Pastellfarben benutzt. Man bedient sich dazu entweder des Pergaments oder bloßen auf Leinwand gezogenen, am besten graublauen oder grauröthlichen geschliffenen Papiers. Um Tinten, Halbschatten ꝛc. zu erhalten, werden die gemachten Striche mit dem Finger oder einem kleinen Wischer verwischt oder vertrieben. Diese Art Maleri wendet man besonders für das Portrait an, indem sie keiner weitern Vorkehrungen bedarf und durch ihre Anmuth und Frische das Auge besticht. Man kann die Arbeit zu jeder beliebigen Zeit unterbrechen und wieder vornehmen, nachhelfen und das Mißfällige auslöschen. Dagegen sind auch die Pastellgemälde die vergänglichsten unter allen; denn schon nach wenig Jahren tritt meist ein mattes Verbleichen derselben ein. Deßhalb müssen sie vor aller Einwirkung der Luft, des Staubs und der Feuchtigkeit möglichst verwahrt werden. Die ersten Spuren der Pastellmalerei finden sich im XVI. Jahrh. Leonardo da Vinci bediente sich ihrer zum Malen der Apostel- und Christusköpfe. Nach Fiorillo ist Joseph Vivien (geb. 1657, gest. 1735) einer der ersten, welcher sich der Pastellfarben bediente. Die ersten Landschaften von P. sind von Alexander Theile (geb. zu Erfurt 1685, gest. zu Dresden 1752). Berühmte Pastellmaler neuerer Zeit sind unter den Deutschen: Raph. Mengs; unter den Engländern: Russel; unter den Franzosen: Latour und Lauriot und unter den Italienern: Cariera Rosalba. 26.

Pasten sind Abdrücke von alten geschnittenen Steinen, Medaillen und Münzen in Glas, gebrannter Erde, Siegelwachs oder auch Abgüsse in Schwefel, Gyps und andern Zusammensetzungen. Die Materien zu dergleichen Abdrücken müssen von der Beschaffenheit sein, daß sie nicht nur die feinsten Züge des abzudrückenden Gegenstandes aufnehmen und festhalten, sondern daß sie überhaupt nicht leicht zu beschädigen und zu zerbrechen sind. Schon den Alten waren die gefärbten Glas-

pasten bekannt. Eine sehr dauerhafte Composition von schöner weißer Erde zu seinen P. erfand Lippert (s. d. Art.) in Dresden. Später entdeckten die Engländer Wedgewood, Bentlei und Tassie eine besondere schwarze, basaltähnliche Masse, welche sich sehr gut zu Vasen, Büsten, Siegel= und Ringsteinen und anderen Kunstsachen eignet, auch schärfer abdrückt als die Lippert'sche. Ausgezeichnete Abdrücke antiker Vorbilder lieferte in neuerer Zeit das archäologische Institut zu Mailand und Wien. 26.

Pasticcio (ital.), d. i. Pastete; franz. pastiche, bedeutet in der Musik so viel als Pot pourri (s. d. Art.) oder Quodlibet. Die Maler ferner nennen diejenigen Gemälde Pasticcj, in welchen die Manier irgend eines namhaften Künstlers täuschend nachgeahmt ist. Besondere Geschicklichkeit in dieser Hinsicht hatte David Teniers der Jüngere, der daher auch den Spitznamen Maleraffe erhielt. 1.

Pastorale nennt man 1) ein Hirtengedicht oder ein Schäferspiel (Schäferoper), welches sich im Kreise des harmlosen unschuldigen Hirtenlebens bewegt; 2) ein kleines zum Tanze eingerichtetes Tonstück, welches mit der Musette (einem Tanze zum Dudelsacke) große Ähnlichkeit hat und wie diese im $\frac{6}{8}$ Tacte geschreiben ist; 3) jedes ländliche Tonstück, welches im Gesange den Charakter der Hirtenwelt ausdrückt. 66.

Pastoralklugheit — wohl besser Pastoralweisheit — begreift im Allgemeinen denjenigen Theil der Pastoraltheologie (s. d. Art.) in sich, welcher dem Pastor Anweisung gibt, wie er zur glücklichen Erreichung des hohen Zweckes seines Amtes immer die besten Mittel wählen solle. 78.

Pastoraltheologie ist im engsten Sinne des Wortes derjenige Theil der praktischen Theologie, welcher sich mit Darstellung der Pflichten, die ein öffentlich angestellter Geistlicher (Pastor) auch außer der Kirche hat, beschäftigt. Dahin gehören hauptsächlich die Führung der Kirchenbücher, die Ausfertigung von Geburts=, Trau= und Todtenscheinen, auch der Confirmandenscheine, die besondere Aufsicht über die Schulen seiner Parochie, Berichterstatten an die Ephorie und Kirchen= und Schulinspection, Besorgung der Aufgebote und der hierzu oft nöthigen Präsentationsschreiben, so wie der Verfertigung der testimonia integretatis. Dieß sind, wenigstens in Städten oder auch in anderen Gemeinden, wo mehr als ein Geistlicher angestellt sind, die eigenthümlichen Geschäfte des Oberpfarrers oder Pastors; daher auch, wenigstens in vielen protestantischen Ländern, die übrigen an der Gemeinde angestellten Geistlichen nicht Pastoren, sondern Diakonen genannt werden. Im weitern Sinne jedoch enthält die P. alles dasjenige, was zur glücklichen und segensreichen Führung des Pastorats gehört; sie wird also, da der Pastor nicht allein Prediger, sondern auch Schulenaufseher ist und den Confirmanden Unterricht zu ertheilen hat, eben so wohl die Homiletik und Katechetik als, da er zugleich auch, wie Harms will, Priester ist, die Liturgik mit umfassen, ja sogar einen Theil des Kirchenrechts in sich begreifen, will der Pastor die Gerechtsame seiner Kirche gegen Anmaßung von Außen glücklich vertreten. So wichtig nun auch dieser Zweig der theologischen Wissenschaft ist, so hat er dennoch in Vergleich mit andern nur wenig Bearbeiter gefunden; eine Erscheinung, welche um so mehr zu bedauern ist, da von einer geschickten und würdigen Amtsführung eines Geistlichen für das kirchliche und religiöse Leben einer Gemeinde unendlich viel abhängt. Außer einzelnen Theilen der P., z. B. der Geistliche am Krankenbette, im Beichtstuhle rc., hat dieselbe glückliche Bearbeiter gefunden an Kindervater, Ömler, Seiler, Rosenmüller, Niemeyer, Harms. Sehr zu wünschen wäre jedoch, daß in jedem protestantischen Lande eine Anweisung vorhanden wäre, welche dem Pastor bei Führung seines Amtes als Wegweiser diente. Denn nicht nur, daß in jedem protestantischen Lande, sondern oft in jeder Gemeinde die Gebräuche verschieden sind, findet der junge Geistliche fast nichts als die Agende vor und muß sein Verhalten in einzelnen Fällen gewöhnlich erst von älteren Amtsbrüdern lernen. 78.

Pastoret (Claude Emanuel Joseph Pierre, Marquis de), ein bekannter französischer Staatsmann, 1756 zu Marseille geboren, widmete sich der Jurisprudenz und lebte nach Beendigung seiner Studien als Anwalt zu Paris, bis er 1781 zum Rath bei der Steuerkammer und 1788 zum Requetenmeister ernannt wurde. Mehrere gekrönte Preisschriften über die Gesetzgebung der Alten öffneten ihm 1784 die Thüren der Akademie der Inschriften. Ludwig XVI. ernannte ihn 1790 zum Minister des Innern; P., welcher die Grundsätze der Revolution aus Überzeugung umfaßt hatte, legte aber diese Stelle nach ganz kurzer Zeit wieder nieder und ward 1791 zum Präsidenten der Wahlversammlung des Departements von Paris gewählt; auch befand er sich an der Spitze der Deputation, welche von der constituirenden Versammlung die Genovevakirche zum Pantheon der berühmten Männer Frankreichs verlangte. Zum Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt, sprach er gegen die übertriebene Strenge, womit man die Emigranten verfolgte, für die Freilassung der Neger und für den Krieg gegen Östreich; seine Ansichten waren stets gemäßigt und sein Bestreben ging hauptsächlich dahin, die Einigkeit unter den Mitgliedern der Versammlung zu erhalten. Während der Schreckensherrschaft zog er sich zurück und erschien erst 1795 wieder, als er zum Deputirten bei dem Rathe der Fünfhundert gewählt wurde. Die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse und des Cultus waren die Hauptgegenstände seiner Anträge; da jedoch seine Opposition gegen das Directorium immer entschiedener und heftiger wurde, setzte man ihn nach der Revolution des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) auf die Deportationsliste. P. entfloh nach der Schweiz, wurde aber 1800 zurückberufen und von Buonaparte zum Mitgliede des Generalconseils für die Hospitäler und Unterstützungsanstalten und 1804 zum Professor des Natur- und Völkerrechts an dem Collége de France ernannt. Im Jahre 1809 trat er in den Senat und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Weil er 1814 für die Absetzung Napoleons gestimmt hatte, erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und Commandanten der Ehrenlegion und ernannte ihn zum Rathe der Universität, 1824 zum Vicepräsidenten der Pairskammer und 1829 zum Kanzler von Frankreich. P. suchte auf seiner politischen Laufbahn ängstlich jedes Extrem zu vermeiden und hat sich den Ruf der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit erworben. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur die gehaltreichen juristischen Werke: „Moyse, considéré comme législateur et moraliste“ (Par. 1788. 8.); „Zoroastre, Confucius et Mahomet comparés comme sectaires, législateurs et moralistes“ (Par. 2. éd. 1788. 8.); „Des lois pénales“ (Par. 1790. 2 Voll. 8. Deutsch von C. D. Erhard, Leipz. 1792—1796. 2 Thle. 8.) und „Histoire de la législation“ (Par. 1817—1827. 9 Voll. 8.) als die bedeutendsten und bekanntesten. Auch setzte er mit Brial, Ginguéné und Daunou die von den Benedictinern begonnene „Histoire littéraire de la France“ (von Bd. 13 an, 1814) fort. 66.

Paßwan Oglu war zu Widdin geboren und der Sohn eines über mehrere grundherrschaftliche Bezirke gesetzten Oberaufsehers oder Bassi Aga, der, selbst ein für die damalige Zeit und den Standpunkt der Bildung seiner Nation aufgeklärter Mann, nichts verabsäumte, um seinem Sohne tüchtigen Unterricht in der Politik, Geschichte, Mathematik und in der Kriegskunst geben zu lassen. Bald glaubte der Sohn den Vater in wissenschaftlicher Hinsicht übersehen zu können, so daß es von Worten zu Thaten kam und Beide sich mit den um sich versammelten Truppen bekämpften. Nur die vereinten Bemühungen der vornehmsten Einwohner Widdins waren 1788 im Stande, Sohn und Vater wieder zu vereinigen. Aber die neue vereinte Macht Beider kehrte sich gewaltsam gegen die Stadt und Umgegend Widdins, die sie nicht nur despotisch behandelt, sondern sich unterworfen haben würden, wenn nicht der Seraskier Melek Muhammed gegen die angehenden Tyrannen zu Felde gezogen wäre, der sie am Ende nöthigte zum Fürsten Maurojeni in der Wal-

lachei zu flüchten. Hier leisteten Beide mit den ihnen untergebenen Mannschaften gute Dienste, übten sich mehr noch im Kriegshandwerke und waren vor den Verfolgungen der Pforte sicher, bis der Vater P. O. in Cserneß vom Aga von Widdin angegriffen, gefangen genommen und heimlich hingerichtet wurde. Von jetzt an war des Sohnes Leben nur der Rache für den gemordeten Vater, der Empörung gegen die Pforte geweiht. Mit wechselndem Glücke erhielt sich P. im Besitze von Widdin, das er durch einen Bekir Aga regieren ließ, wußte namentlich durch Anhänglichkeit an die Sache der Sipahis und Janitscharen seine Macht und Truppen zu verstärken, nahm 1795 Nikopolis und mit den alten Janitscharen Belgrad ein und hielt mit seiner eigenen Mannschaft die Stadt und Festung Widdin besetzt. Ja nach einem scheinbar eingegangenen, nur zu Verstärkung seiner Mannschaft benutzten Vergleiche mit der Pforte eroberte er sogar 1797 Adrianopel und zwang daher letztere mit aller disponiblen Macht seinem weitern Umsichgreifen entgegen zu treten. Doch auch jetzt noch begünstigte ihn das Glück; durch einen Ausfall allein tödtete er von der 60000 Mann starken Armee des Sultans 6000 und bewirkte unter Vermittelung Rußlands einen Vergleich, in dessen Folge er als Pascha von drei Roßschweifen im Besitze Widdins gelassen wurde. Obgleich streng und finster, wo es Sicherung des Rechts galt, war er menschenfreundlich und mildthätig, wovon die mannigfachen Stiftungen und die Wirthshäuser an den öffentlichen Straßen, die ihm ihre Entstehung verdanken, noch jetzige Zeugen sind. Aber ein Streiter und Krieger blieb er bis in die letzten Jahre seines Lebens, so daß er 1800 selbst das östreichische Gebiet nicht verschonte. Er starb den 3. Febr. 1807 zu Widdin. 64.

Patagonien oder **Magelhaensland** ist die äußerste südliche Spitze des amerikanischen Continents. Begrenzt vom atlantischen Ocean (östlich), dem stillen Meere und Chile (westlich), den la Plataſtaaten (nördlich) und der Magelhaensstraße, welche es vom Feuerlande trennt (südlich), umfaßt es vom 36°—54° S.Br. sich ausdehnend einen Flächenraum von mehr als 20000 □Meilen. Das östliche Küstenland ist meist flach und sandig, ohne bedeutende Einschnitte, nur die beiden Busen St. Matthias und St. George sind von Bedeutung. Das westliche Uferland aber ist sehr zerrissen und hat zahlreiche Halbinseln und Vorgebirge; auch liegen vor der Küste viele größere und kleinere Inseln. Übrigens ist die Beschaffenheit des Landes nur wenig bekannt; im Westen zieht mit mannigfaltigen Verzweigungen von Süd nach Nord die Andenkette, für deren höchste Spitzen man den Corvocado (12000 Fuß) hält, obwohl die Höhe des Gebirgskammes nicht über 7000 Fuß zu steigen scheint. Vulcane sind hier nicht selten. Das übrige Land im Osten und Norden ist eben, zum Theil eine öde und pflanzenarme, mit Seen (darunter Salzseen) bedeckte Steppe, zum Theil, vorzüglich im Norden, treffliches Weideland. Die Flüsse, unter denen der Cusu Leuwu (Rio Negro) und der Cum Leuwu (Rio Colorado) die wichtigsten sind, fließen meist in den atlantischen Ocean; dagegen scheint hier der Westabfall der Anden nicht sehr wasserreich zu sein. Das Klima ist rauh und unwirthbar, am meisten aber der südliche Theil des Landes, wo ein langer Winter herrscht, den größten Theil des Jahres furchtbare Stürme wüthen und kaum die südliche Zwergbirke (betula antarctica) noch gedeiht. Die Erzeugnisse Patagoniens sind daher, zumal die des Pflanzenreichs, sehr gering; denn nur auf dem Gebirge trifft man Waldungen, in den Ebenen nur Zwerggesträuch und höchstens den Winterbaum. Ergiebiger ist das Thierreich; außer großen Heerden von Pferden und Rindvieh findet man Hasen, Füchse, Jaguare, Tapire, Robben, Strauße und verschiedene Arten Geflügel. Das Mineralreich dagegen bietet nichts Besonderes. — Die Bewohner Patagoniens, die Patagonier, ungefähr 120000 Köpfe stark, sind Indianer und gehören unter dem Namen Tehuelhets theils zu den Araucanos, theils bilden sie als Pueltschen einen Hauptstamm. Letztere besonders sind von kräftigem Körperbau und hohem Wuchse, geschickte Reiter und Jäger und

kriegerischen Sinnes. Früher galten sie als Riesen, deren Größe die Berichte der Reisenden nicht genug zu übertreiben wußten. Allein jetzt weiß man, daß sie die Höhe von 6 Fuß nicht übersteigen, und der neueste Reisende, welcher P. besuchte, Orbigny (s. d. Art.), gesteht ihnen nicht einmal diese Größe zu. — Europäische Niederlassungen finden sich in diesem unwirthbaren Lande, welches 1519 Magelhaens entdeckte, nicht. Eine von Spaniern im Jahre 1572 gegründete Colonie war bereits 14 Jahre später wieder verschwunden. Jetzt wird die Küste nur gelegentlich besonders von Wallfischfängern besucht. 15.

Pataten, Bataten, franz. patates; engl. spanish (sweet) potatoe, heißen die Wurzelknollen einer in Ostindien einheimischen, später auch in Westindien und andern südlichen Ländern acclimatisirten Windenart, der Batatenwinde (convolvulus batatas), welche sich durch ihren warzigen kriechenden Stengel und die fünfrippigen, in Lappen getheilten und herzförmigen Blätter wesentlich von andern Windenarten unterscheidet. Die erwähnten Wurzelknollen, auswendig roth, inwendig weißgelblich, haben einen angenehmen süßen Geschmack und werden daher als Speise auf mannigfaltige Weise zubereitet. Auch destillirt man aus ihnen einen schwachen Branntwein, den Mobby. 8.

Patent, lat. litterae patentes (von patēre, offen vorliegen), ein offner Brief, ist juristisch theils eine offene Vorladung oder Bekanntmachung, welche von den Behörden an öffentlichen Orten für Jedermann angeheftet wird, theils die mehrere Streitgenossen angehende schriftliche Ladung und Bekanntmachung, welche man den Einzelnen der Reihe nach zur Durchsicht vorlegt. In Sachen der Administration und der Gewerbe werden Patente als offene Zeugnisse über gewisse Berechtigungen vorzüglich in folgenden Fällen ausgetheilt: a) da, wo man die unter den Namen Gilden, Innungen und Zünfte vorkommenden Verbindungen gewisser Handwerker, Kaufleute und Künstler als Bildungsschulen beibehalten will, für diejenigen Personen, welche vielleicht blos in einzelnen Stücken sich auszeichnen oder sich aus anderen Gründen zur Aufnahme in die Verbindung nicht eignen. Man ist nämlich zu der Überzeugung gelangt, daß eine jede Befähigung, so geringe sie vielleicht scheine, gleichen Schutz vom Staate zu beanspruchen hat und daß die Unterdrückung derselben kein anderes Resultat geben könne als dieses, daß die Befähigung zum Nachtheile des Ganzen aus dem Reiche der thätigen Kräfte, ohne etwas Anderes dafür herzustellen, verdrängt wird. Solche Befähigungsatteste werden daher auch nicht Freibriefe, was sie nicht sind, sondern Patente und die Inhaber Patentmeister oder patentisirte Kaufleute rc. genannt, denen die übrigen Rechte der Gilde nicht zukommen. b) Für solche Gewerbe, welche im Herumreisen auf kürzere oder längere Zeit ausgeübt werden, dienen die offenen Briefe, welche man für geringere Fälle Gewerbscheine nennt, zur Bescheinung, daß das Gewerbe verstattet und die Abgabe davon entrichtet sei. Der Inhaber hat dann an jedem Orte, wo er hinkommt, den administrativen Behörden sein P. oder seinen Gewerbschein vorzuzeigen, wenn er anders nicht der Hinterziehung der Gefälle verdächtig und strafbar sein soll. c) Bei den Briten endlich, wo für jedes natürliche Recht auf das entsprechende Schutzmittel Bedacht genommen ist, hat ein Jeder, welcher eine neue Erfindung gemacht, sobald er von den darnach gefertigten Gegenständen ein Exemplar zur Prüfung einsendet und man sein Anbringen begründet findet, auf gewisse Jahre (nicht über 10) ein P. zu erhalten, vermöge dessen ihm während der Zeit Keiner dasselbe nachmachen und an Andere ablassen darf. Es stört solches die Nacheiferung durchaus nicht, sondern befördert solche. Denn bei Verbesserung im Wesentlichen ist die Sache nicht die vorige. Für das Neue kann sogar wiederum ein P. erlangt werden. Es soll nur nicht dem Unwürdigen, welcher selbst nichts thun kann oder will, verstattet werden, das von Andern mit Mühe und Aufopferung Hervorgebrachte durch blos mechanische Vervielfältigung zur

Sache des Gewinns für sich zu machen. Hat jedoch der Erfinder durch einen zehnjährigen Schutz des Gesetzes seine Auslagen und den Gewinn für seine Anstrengung bezogen, so wird dann die Erfindung Gemeingut, dessen Benutzung hernach einem Jedem freisteht. 24.

Paternoster, deutsch **Vater Unser**. Da in der römisch-katholischen Kirche bei den gottesdienstlichen Handlungen die lateinische Sprache die übliche oder die heilige ist, so wird auch das Gebet des Herrn von dem Priester bei der Messe und sonst in dieser Sprache gesprochen, ja man hört auch nicht selten von den katholischen Laien den Ausdruck: „ein P. beten." Auch wird die an dem Rosenkranze (s. d. Art.) befindliche zehnte größere Kugel, weil der Betende, wenn er an dieselbe kommt, ein Vater Unser betet, P. und selbst der ganze Rosenkranz also genannt. 78.

Paternosterwerk, **Kettenpumpe**, franz. chapelet; engl. chain-pump, ist eine Wasserhebungsmaschine, welche mittelst einer Vorrichtung, ähnlich dem Pasternoster oder Rosenkranze, das Wasser oder die Soole in die Höhe hebt. Dasselbe besteht aus einer Anzahl flacher Holzplatten, Kugeln oder Scheiben (sogenannten Büscheln), welche an einer endlosen Kette befestigt sind. Letztere geht um zwei Räder und indem man diese dreht, werden die Kette nebst den Büscheln, welche eben so viele mit Wasser gefüllte Eimer bilden, durch einen wasserdichten Cylinder, dessen unteres Ende sich unter dem Wasser befindet, aufgewunden. Die Büschel gießen das von ihnen emporgeführte Wasser in eine Cysterne oder bei den Schiffen in eine Rinne aus, von welcher es wieder in das Meer fließt. 26.

Pathogenie, lat. pathogenia, die Krankheitserzeugung oder im engeren Sinne die einen Theil der Pathologie (s. d. Art.) begründende Lehre von der Bildung und Entwickelung der Krankheiten, beruht auf der Beobachtung der mehr oder weniger directen von der Einwirkung der Krankheitsursachen abhängenden Resultate. Da aber der thierische Organismus aus festen und flüssigen Materialien besteht, so muß man bei Betrachtung der Erzeugung der Krankheiten darauf vorzüglich Rücksicht nehmen. Im menschlichen Körper ist aber der flüssige Zustand der wahrhaft bleibende oder vorherrschende, während der feste als ein transitorischer zu betrachten ist, und beim Erwachsenen sind $\frac{6}{7}$ des Gewichts des Körpers flüssig. Es ist daher gewiß, daß wenn äußere Agentien mit großer Energie auf die Gesammtheit des Körpers einwirken, ihre Wirkung hauptsächlich auf die Flüssigkeiten gerichtet ist. Aus deren normwidriger Veränderung entspringen denn auch die meisten Krankheiten und die uns sichtbaren Veränderungen der Functionen der verschiedenen Organe, welche diese oder jene Flüssigkeit als Material enthalten, gibt fast immer sichern Aufschluß über den Charakter jener normwidrigen Veränderung, der dann den Namen bestimmt, welchen man der erscheinenden Krankheit gibt. (Ein trefflicher Aufsatz über P. findet sich in den „Nouv. bibl. méd.", Sept. u. Nov. 1823.) 28.

Pathognomik ist die Lehre von den Krankheitszeichen. Jedes Übel, das den Menschen innerlich befällt, offenbart sich durch in die Augen fallende Zeichen, die mit jeder Krankheit unzertrennlich verbunden sind, ihr wesentlich angehören, daher auch gewöhnlich vom Anfange bis zum Ende derselben dauern und pathognomische Zeichen genannt werden. Zu ihnen gehören alle die Merkmale, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, Farbe des Körpers, seiner Lage und Haltung, wie der verschiedenartigen Beschaffenheit der Gesichtszüge, den verschiedenen Schmerzäußerungen, den Erscheinungen von Schauder oder Kälte, Hitze oder Schweiß rc. bestehen und durch Umstände bedingt werden, die mit der Krankheit in der innigsten Verbindung stehen. 28.

Pathologie ist die Lehre von den Krankheiten im Allgemeinen im Gegensatze zur Nosologie (welche man wohl auch specielle P. nennt), die die einzelnen Krankheiten kennen lehrt. So wie die Physiologie den Organismus in seinem gesunden

Zustande umfaßt unnd seine Verrichtungen kennen lehrt, eben so beschäftigt sich die P. mit dem kranken Organismus, untersucht die Entstehung der Krankheit (Pathegenie), entwickelt ihren Einfluß auf einzelne Systeme und Organe, macht die Veränderungen, die in denselben vorgehen und zur äußern Erscheinung kommen, bemerklich (Symptomatologie) und erforscht die äußeren Veranlassungen, die sie hervorrufen (Ätiologie). — Das Studium der P. ist für jeden Arzt darum von der größten Wichtigkeit, weil es ihm mittelst desselben allein möglich ist, Einheit in die Vielheit der äußern Erscheinung des kranken Lebens zu bringen; nur dadurch ist er befähigt, sich die verworrenen Krankheitserscheinungen zu erklären, sie auf das Ergriffensein eines bestimmten Organs zurückzuführen, sich den Zusammenhang zwischen der äußeren Schädlichkeit und der Krankheit zu erklären, durch alles dieses aber die dienlichsten Heilwege ausfindig zu machen. — Eine classische Schrift über P. ist: Gaubii „Institutiones pathologicae" (zuerst 1758); von neueren Schriftstellern sind zu empfehlen: Grossi, „Versuch einer allgemeinen Krankheitslehre" (München 1810), F. G. Gmelin, „Allgemeine Pathologie des menschlichen Körpers" (Stuttg. 2. Aufl. 1820) u. m. A. 39.

Pathos (πάθος, wörtl. Leiden) ist im Allgemeinen ein leidenschaftliches Bewegtsein des Gemüthes (Affect), welches durch einen heftigen Eindruck hervorgebracht wird. Pathetisch nennt man daher die Äußerungen dieses Gemüthszustandes. In der Kunst heißt die feierliche Würde des Tons, welchen der affectvolle Ernst annimmt, P. und eine Darstellung in solcher leidenschaftlichen Sprache eine pathetische Darstellung. Die Alten setzen das P. (Aufgeregte) dem Ethos (Ruhigsittlichen) entgegen und verbinden das P. mit dem Erhabenen, das Ethos mit dem Sanften und Angenehmen. Das P. besteht also eigentlich in der Größe der Empfindung; die Staatsreden des Demosthenes sind fast durchaus pathetisch, weil das Gemüth beständig von großen Gedanken bewegt wird; in der Ode herrscht das Pathetische fast immer vor. Die pathetische Darstellung, sagt ein Ästhetiker der neuesten Zeit, hat natürlich Rührung, Erschütterung, Zerschmetterung durch die Gewalt der dargestellten Affecten zum Zwecke: aber ist die Natur dieser Affecten nicht im Verhältnisse zu deren Darstellung, übertreibt die Sprache die Empfindungen, verweilt sie insbesondere zu lange auf den Gipfelpunkten und Extremen, die ihrer Natur nach immer nur die Sache eines Moments sein können, so wird die Wirkung verfehlt, es entsteht das falsche P., welches mehr Lachen als Rührung hervorbringt und daher zu komischer und parodischer Anwendung ungleich geeigneter ist. Dieß ist indessen, wie begreiflich, den Dichtern selten so klar, daß sie mit Bewußtsein das Rechte treffen und Falsche vermeiden; es hilft ihnen dazu ein angeborner Instinkt, die Gunst der Muse. Am Erstaunlichsten haben, bei aller Lust an prachtvollen und kühnen Einkleidungen ihrer dichterischen Gedanken, Shakspeare und Calderon, beide verschieden nach nationeller Farbengebung, aber beide mit höchstem Glücke und fast ohne Ausnahme sicherem Tacte, die Sprache der pathetischen Darstellung gehandhabt. — Auch in der Musik findet das Pathetische statt und tritt vorzüglich im Kirchengesange und in der tragischen Oper hervor. 66.

Patkul (Johann Reinhold von), russischer Generallieutenant, geb. 1660 im Gefängnisse zu Stockholm, wohin seine Mutter ihren Gatten, einen Liefländer, der als Staatsgefangener saß, begleitete, ging in Kriegsdienste und war 1689 schwedischer Capitain, als er als Abgeordneter des liefländischen Adels am Hofe Karl's XI. erschien und die Rechte und Freiheiten Lieflands gegen die willkührlichen Eingriffe dieses Monarchen in so freimüthiger Rede und Schrift vertheidigte, daß er zu Stockholm für einen Rebellen (1693) und, da er nach Kurland geflüchtet war, nach einem Decrete vom 2. Dec. 1694 für infam erklärt wurde und die rechte Hand und den Kopf verlieren, außerdem seine Güter confiscirt und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden sollten. Da er sich jetzt auch in Kurland nicht

sicher glaubte, so begab er sich durch Sachsen nach dem schweitzerischen Waadtlande, lebte einige Zeit dort unter dem Namen Fischering den Wissenschaften, ging dann über Savoyen und das obere Italien nach Frankreich und ward, nachdem er bei Karl's XI. 15jährigen Nachfolger, Karl XII., vergebens um Begnadigung nachgesucht hatte, auf Vermittelung des chursächsischen Generallieutenants Flemming zum Geheimerath des Königs Friedrich August's II. von Polen ernannt (1698). Von Vaterlandsliebe und Rachegefühl beseelt ermunterte er diesen Fürsten zum Kriege wider den jungen Karl XII., ihm die Aussicht auf die Eroberung Liefland's, welches höchst ungern das schwedische Joch trüge, eröffnend, ging 1702 nach Petersburg und schloß mit Rußland das deßfallsige Bündniß; weniger glücklich waren aber seine Bemühungen in Liefland. Als man in Stockholm seine Schritte erfuhr, war auch sein Urtheil vom schwedischen Hofe unabänderlich gesprochen. Er begleitete den König August nach Liefland, trat darauf nach der Niederlage der Sachsen an der Düna als Generalkriegscommissair in russische Dienste und ward von Peter dem Großen zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht. Er hatte sich gegen die Anschuldigungen des schwedischen Hofes öffentlich vertheidigt; diese Vertheidigungsschrift ward in Stockholm öffentlich verbrannt und er rächte sich nun dafür dadurch, daß er den Czar dahin vermochte, eine zu Stockholm erschienene Widerlegungsschrift in Moskau auf dem Markte ebenfalls verbrennen zu lassen (1702). Diese Handlung erbitterte Karl XII. nur noch mehr. 1704 begleitete er den König von Polen als russischer Gesandter nach Dresden, um den schwedischen Krieg eifrigst zu betreiben, erhielt aber, da es ihm hier nicht gefiel, als Generallieutenant das Commando über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen, eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber von Posen zurückziehen. Bald wurde er aber die Muthlosigkeit August's und dessen Geneigtheit Frieden mit Schweden zu schließen, gewahr, that lebhafte Gegenvorstellungen und wurde von August, um zu verhindern, daß ungünstige Gerüchte über diese Dinge an den Czar gelangten, unter allerhand Vorwänden zuerst auf den Sonnenstein, sodann auf den Königstein gefangen gesetzt. Im Frieden zu Altranstädt (24. Sept. 1706) ward er auf einen ausdrücklichen Artikel des Friedensschlusses an Karl XII. ausgeliefert, welcher im wahnsinnigen Übermuthe der Gewalt in P. blos den Liefländer, sonach den gebornen Unterthan und zwar als Majestätsverbrecher, erblickte und ihn ohne Achtung des Völkerrechts zum qualvollen und schmählichen Tode verurtheilte. P., nachdem er mehrere Monate in Fesseln geschmachtet, litt bei Kasimir in Polen (10. Oct. 1707) die Strafe des Rades von unten hinauf und der Viertheilung und seine zerrissenen Glieder blieben bis 1713 auf dem Richtplatze ausgesetzt, wo sodann König August, damals wieder auf den polnischen Thron zurückgekehrt, dieselben sammeln und in Warschau beerdigen ließ. 25.

Patmos, s. Sporaden.

Patras, s. Griechenland.

Patriarchen (πατριάρχαι), Urväter, auch Erzväter, nennt man die Familienhäupter des Menschengeschlechts vor und kurz nach der Sündfluth, namentlich die drei Stammväter der Israeliten: Abraham, Isaak und Jakob. Übergetragen von den Erzvätern des alten Testaments führten bei den späteren Juden am Euphrat die obersten Kirchen- und Schulvorsteher diesen Namen. Von den Juden ging der Patriarchentitel in die christliche Kirche über. Während hier derselbe im IV. Jahrh. noch geehrteren Bischöfen überhaupt ertheilt ward, wurde er allmählig von der Mitte des V. bis zum VI. Jahrh. den fünf oberen Metropoliten von Rom, Constantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem eigenthümlich, welche die aus dem Metropolitansystem hervorgegangene Patriarchalhierarchie repräsentirten. In der griechischen Kirche ist dieser Titel bis jetzt geblieben. Bis zum Jahre 1830 war der Patriarch von Constantinopel, welcher den Rang eines Pascha von drei Roß-

schweifen besitzt und den Titel ökumenisch (allgemein) führt, das Oberhaupt der griechischen Kirche und der übrigen P. derselben. Am 13. Aug. dieses Jahres aber wurde die Unabhängigkeit der hellenischen Kirche von der neuen Regentschaft declarirt und die höchste geistliche Macht, unter der Oberhoheit des Königs, in die Hände einer permanenten heiligen Synode gelegt. Eigenen P. gehorchen die griechischen Separatkirchen der Armenier, Abyssinier, Jakobiten (Kopten) und Maroniten. Das im XVI. Jahrh. (1589) entstandene Patriarchat über die russische Kirche zu Moskau schaffte Peter der Große wieder ab und trug die oberste geistliche Regierung vom P. auf die heilige Synode zu Moskau (1721), jetzt in Petersburg, über. In der römisch-katholischen Kirche führen nur noch die Erzbischöfe von Lissabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel. 63.

Patricier (Patricii) waren in der alten römischen Republik diejenigen, welche von den von Romulus zuerst ernannten Senatoren (patres) abstammten und bald einen eigenen Stand bildeten, dem die Leitung der religiösen und Staatsangelegenheiten allein zukam, der ferner der königlichen Gewalt einen beständigen Damm entgegensetzte und die Könige zuletzt vertrieb, aber durch seine drückende Herrschaft endlich den Auszug des ganzen zweiten Standes (Plebejer) verursachte, wodurch er gezwungen ward von seinen Berechtigungen Manches nachzugeben, bis endlich die Plebejer völlig gleiche Rechte erhielten und der Erbadel der P. in einen Dienstadel (nobilitas) überging, den Alle erhielten, welche die höchsten Staatswürden bekleidet hatten. Der Unterschied der patricischen und plebejischen Familien bestand zwar fort bis in die spätesten Zeiten des Staats; doch erlosch die Bedeutung unter den Kaisern gänzlich. Constantin der Große erneuerte den Namen als Titel wieder, indem er seine unmittelbaren Räthe oder sonst um den Staat verdiente Männer P. nannte, wodurch, da diese häufig Provinzen zur Verwaltung erhielten, der Titel Patricius für Statthalter entstand, der sich dann vorzüglich nach dem Untergange des weströmischen Reichs in Rom erhielt und nun mit dem Begriffe eines Schutzherrn gleichbedeutend ward. In dieser Hinsicht führten selbst Kaiser, wie Karl der Große, den Titel Patricius von Rom und in der neuesten Zeit ist der Kaiser von Östreich als solcher vom Papste anerkannt worden. — In den deutschen Reichsstädten und den italischen Republiken entwickelte sich auf ähnliche Weise ein Stand der P., indem nämlich überall sich nach und nach ein bestimmter Kreis von angesehenen Familien abschloß, aus welchen allein die Rathsmitglieder gewählt wurden und welche im Mittelalter einen städtischen Adel bildeten. Dieser ward zwar jederzeit von dem ritterlichen Adel nicht für ebenbürtig betrachtet, doch stammte er größtentheils aus rein adeligen Familien ab, welche theils von Heinrich dem Vogelsteller in die Städte versetzt worden waren, theils sich selbst dahin gezogen hatten, und ward öfters von den Kaisern, vorzüglich die Patriciergeschlechter zu Nürnberg, im völligen Adelsrechte bestätigt. Bei der Einführung der Familiennamen nannten sich diese Geschlechter meist nach den Schildern ihrer Häuser und unterschieden sich nur dadurch von dem übrigen Adel, daß sie bei lateinischer Nennung ihres Namens nicht de, sondern a gebrauchten. 30.

Patricius oder **Patrick**, der Heilige, der Apostel Irlands, ward 377 zu Bonaven Tabernä (Kirkpatrick) in Schottland von christlichen Eltern geboren, ward als Jüngling von irischen Seeräubern gefangen, mußte darauf in Irland 6 Jahre die Schweine hüten, flüchtete sich aber und ward endlich nach vielen Visionen veranlaßt als Verkündiger des Christenthums nach Irland zurückzukehren. Wirklich war er so glücklich mehrere kleine Fürsten zu bekehren und errichtete das Bisthum Armagh (454). Er starb 460 und ward zu Downe begraben. Eine Unzahl Wunder werden von ihm erzählt; auch soll er mehrere Schriften (gesammelt London 1656. 8.) verfaßt haben. Er ist der Schutzpatron Irlands. 23.

Patrickorden (Order of St. Patrik), von Georg III. am 5. Febr. 1783 für

Irlands Reichsritter gestiftet, hat ein ovales, goldenes, weißemaillirtes Schild, dessen Mitte das rothe Patrickkreuz mit dem grünen Kleeblatte, auf dessen einzelnen Blättern drei Kronen ruhen, schmückt, zum Decorationszeichen. Auf dem doppelten Rande liest man die Worte: „Quis separabit? MDCCLXXXIII." Dieses Sinnbild der drei vereinigten Königreiche wird von den aus einer Classe bestehenden Rittern, welche die Zahl 16 nicht übersteigen dürfen, an einem meergrünen Bande getragen. Die linke Brust ziert ein achtstrahliger Stern aus Silber, dessen Mitte dasselbe Ordenszeichen enthält. 77.

Patrimonialgerichtsbarkeit, s. Gerichtsbarkeit. — Als Zusatz erwähnen wir nur noch die treffliche kleine Schrift von J. W. Neumann: „Die Patrimonialgerichtsbarkeit im Lichte unserer Zeit" (Leipz. 1836. 8.).

Patrimonium Petri (Erbtheil des Petrus), auch **provinzia del patrimonio,** heißt der Theil der weltlichen Besitzungen des Papstes, welcher ihm schon von Constantin dem Großen geschenkt worden sein soll, der aber eigentlich nur die Schenkung der Markgräfin Mathilde (s. d. Art.) enthält. Die Hauptstadt darin ist Viterbo, die übrigen Städte: Neri, Toscanella, Civita-vecchia, Orvieto, Bagnarea, Bracciano, Bolsena und Montefiascone. 37.

Patriot (von πατριώτης, Landeseingeborener) bezeichnet in den neueren Sprachen Jeden, der mit besonderer Liebe an seinem Vaterlande hängt und für dessen Wohl aufrichtig besorgt ist. Diese Vaterlandsliebe (Patriotismus) ist zwar eine der schönsten menschlichen Tugenden und wird gleichsam von der Natur selbst eingepflanzt, indem sich das Gefühl der Nationalität mit der Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden und der Gewöhnung an dessen Sitten und Einrichtungen in jedem denkenden Menschen entwickelt; sie kann aber leicht auf falsche Wege gerathen, indem sie entweder zu einem blinden Wahne wird, welcher nur den Zustand und die Einrichtungen seines Vaterlands ohne alle Prüfung für gut und vortrefflich hält und alles Fremde verachtet, oder aus politischer Schwärmerei sich berufen wähnt, zur Vervollkommnung der vaterländischen Institutionen (nach individueller Ansicht) das Mögliche beizutragen, eine Ansicht, welche sich vorzüglich bei Kämpfen der politischen Parteien offenbart, von denen eine jede den wahren Patriotismus zu bekennen vorgibt. Der wahre Patriotismus darf hingegen weder das Gute, noch das Unzulängliche in seinem Vaterlande verkennen und zeigt sich vorzüglich in der uneigennützigen Aufopferung der eignen Interessen für die des Ganzen, besonders im Kampfe mit auswärtigen Feinden, bei welchem auch die schönsten Züge des Patriotismus vorkommen. Hierbei kann dann die Frage, ob in der Republik oder in der Monarchie der Patriotismus am Besten gedeihe, gar nicht in Betracht kommen; denn es handelt sich hier nur um das Gefühl des Wohlbefindens in gegebenen Verhältnissen und es wird dabei Alles auf den allgemeinen Volkscharakter selbst ankommen. 30.

Patripassianer (**Patripassiani,** *Θεοπασχῖται*) oder **Monarchianer** (**Monarchiani,** *Μοναρχισται*) hießen die Anhänger des Praxeas, der zu Ende des II. Jahrh. in Rom die Einheit Gottes mit Aufhebung der Lehre von der Dreieinigkeit behauptete. Nach seiner Ansicht ist „Sohn Gottes" (υἱὸς τοῦ θεοῦ, λόγος) nur ein anderer Ausdruck oder Name für „Vater" (πατήρ) und sogar „Geist Gottes" (πνεῦμα τοῦ θεοῦ) steht für Gott (θεὸς) selbst, indem metonymisch die Ursache für die Wirkung, d. i. für die von Gott in dem Menschen gewirkte Rechtschaffenheit gesetzt sei, so daß durch diese drei Namen (Vater, Sohn und Geist) nur eine dreifache Wirksamkeit oder Handlungsweise des einigen und untheilbaren Gottes umschrieben wird. Hieraus folgerten seine Gegner, besonders Tertullian, zumal da Praxeas die Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Geschichte von Christus unangetastet ließ, daß Gott sich mit dem Menschen Jesus bei seiner Geburt vereinigt haben müsse, mit ihm allen Beschwerden und Drangsalen des Lebens un-

terwerfen und endlich persönlich gekreuzigt worden sei. So wenig auch Praxeas an solche Folgerungen gedacht hatte, da er eigentlich blos Monarchianer war, so trug diese Art des Angriffs mit dazu bei, ihn und die Seinen in den Augen der christlichen Welt als Häretiker zu überführen und zu verspotten. 37.

Patristik (theologia patristica) wird derjenige Theil der historischen Theologie genannt, dessen Gegenstand die Lebensverhältnisse, Schriften und theologischen Grundsätze der einzelnen Kirchenväter meist bis zum VI. Jahrh. sind. Die besten Bearbeitungen dieses Zweigs der Theologie sind von J. G. Walch, „Bibliotheca patristica", ed. nova adornata ab J. T. L. Danzio (Jen. 1834. 8.) und F. W. Goldwitzer, „Patrologie, verbunden mit Patristik" (1. und 2. Bd. Nürnb. 1834. 8.). 63.

Patrize, s. Schriftgießerei.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Menötius und der Sthenele oder Philomele, woher sein Beiname Philomelides. Als Knabe hatte er das Unglück, beim Würfelspiele zu Opus den Sohn des Amphidamas, Klysonymus, zu tödten. Sein Vater brachte ihn daher zum Peleus, der ihn sühnte und zum Gefährten seines Sohnes Achilles erzog. Beide wurden die treuesten Freunde und zogen zusammen nach Troja. Als Achill keinen Antheil am Kampfe mehr nahm, trat auch P. zurück. Doch endlich bewog ihn die äußerste Noth der Griechen, vom Achill seine Rüstung zu erbitten und in den Kampf zu gehen. Die Troer hielten ihn für diesen und flohen, bis endlich Hektor sich ihm entgegenstellte. Als er diesen dreimal in die Flucht getrieben hatte, wurde er vom Apollo in die Schulter verwundet und dann vom Hektor durch einen Speerwurf in den Unterleib völlig getödtet. Es entspann sich ein gewaltiger Kampf um seinen Leichnam, in welchem die Griechen die Oberhand behielten. Achilles ließ ihn auf dem sigäischen Vorgebirge mit großer Pracht begraben, stellte viele Leichenspiele an und opferte ihm 12 Trojaner. Darauf rächte er den Tod seines Freundes, wurde aber selbst getödtet und auf demselben Platze begraben. 11.

Patron, s. Client.

Patronen heißen die zum Einbringen des Pulvers in das kleine Gewehr gebrauchten mit Pulver gefüllten Papierhülsen, in welche zu den scharfen Schüssen zugleich die Bleikugel mit eingeschlossen ist. Diejenigen P., welche ohne Kugel abgeschossen und zu den Übungen gebraucht werden, nennt man Exercir- oder Platzpatronen. Die Wall- und Jägerbüchsen werden ohne P. geladen und nur mitunter bei letzteren P. zu $\frac{1}{2}$ Loth angewendet. Man unterscheidet daher nur Flintenpatronen für die Infanteriegewehre und Cavalleriepatronen für die Schießwaffen der Cavallerie. Eine Unterabtheilung der Flintenpatronen machen jedoch noch die Rehpostenpatronen, die zu besonderen Zwecken, außer der calibermäßigen Kugel 6 Rehposten als Geschosse erhalten. In Preußen erhält jede scharfe Flintenpatrone $\frac{3}{8}$ Loth, die Cavalleriepatrone $\frac{1}{4}$ Loth; die Platzpatrone für Flinten $\frac{1}{2}$ Loth und für die Schießwaffen der Cavallerie $\frac{3}{8}$ Loth. Bei allen übrigen europäischen Mächten ist die Ladung größer für die Flintenpatronen und beträgt $\frac{3}{8}$ Loth und mehr, für Cavalleriepatronen fast überall auch $\frac{1}{4}$ Loth. Zur Unterscheidung der in Bunde verpackten P. sind die Umschläge zu den Flintenpatronen von weißem, die zu den Cavalleriepatronen von blauem Papiere. Von den Bleikugeln fürs preußische Infanteriegewehr gehen 17 und für Carabiner und Pistolen 26 Kugeln auf 1 Pfd. Blei; bei den badenschen, französischen, hessischen, nassauischen und würtembergischen Infanteriegewehren 20, den dänischen, östreichischen, sächsischen (suhlschen) 19, den baierischen, niederländischen und neusächsischen 18, den hanöverschen und englischen 16 Kugeln auf 1 Pfd. 61.

Patrouille (spr. Patrulj) nennt man im Allgemeinen jeden, mehr oder minder zahlreichen Trupp, der in der Absicht abgeschickt wird, Nachrichten von irgend

einem militairischen Interesse einzuziehen. Hiernach kann man im Besonderen die Patrouillen noch abtheilen in: 1) Feldwachtpatrouillen, welche mehr die Absicht haben, die Wachsamkeit der eigenen Truppen aufrecht zu erhalten, als den Feind zu erforschen. Sie werden in der Regel von den Feldwachen und deren Soutiens gegeben und bestehen ausschließlich aus Cavalleristen. Wo möglich gehen sie bis zur feindlichen Vorpostenkette vor und prüfen, wie es da zugeht und werden je nach der Entfernung bis zu 1 Unterofficier und 8 bis 10 Mann stark gegeben. 2) Visitirpatrouillen werden von der Feldwache zwischen den Ablösungen längs der Vedettenkette geschickt, um diese zu visitiren. Sie sind nur 2 Mann stark und dürfen nur auf ganz kurze Distanzen über die Kette hinausgehen. 3) Schleichpatrouillen werden nicht unter 2 und nicht über 4 Mann stark gegeben und entweder Infanterie, besonders Jäger und Schützen, oder leichte Cavallerie dazu gewählt. Sie sollen über das Thun und Treiben des Feindes Nachricht einziehen, wobei sie sich, wie der Name schon sagt, sehr vorsichtig benehmen und verdeckt halten müssen. 4) Absuchungspatrouillen dienen dazu, einer marschirenden Truppe die nöthige Marschsicherheit durch verdächtige, d. h. vielleicht vom Feinde besetzte, Gegenden zu verschaffen. Die abzusuchenden Gegenstände sind also gewöhnlich ein Gehölz, ein bewohnter Ort, eine Brücke, ein Engweg, Paß ꝛc. Solche Patrouillen werden 6 bis 12 Mann stark und meistens leichte Infanteristen, oder auch bei nicht sehr durchschnittenem Terrain, Husaren sein. 5) Recognoscirungspatrouillen haben entweder die Absicht, die ungefähre Stärke, Stellung ꝛc. des Feindes auszumitteln, oder beziehen sich auf die Recognoscirung des Terrains. Solche Patrouillen werden oft auf 2 bis 3 Meilen vor- oder seitwärts abgesandt und dürfen deßhalb nicht schwächer als 1 Officier und 20 bis 40 Mann sein. Je nach der Beschaffenheit des Terrains wird Infanterie oder Cavallerie dazu verwendet. 61.

Pauke, Kesselpauke, Kesseltrommel, lat. tympanum; franz. timbale; engl. tymbal oder kettle-drum; ital. timballo, ein bekanntes Schlaginstrument, war schon bei den alten Völkern nur in einfacherer Form (eine Haut über einen Reif oder einen hohlen Körper gespannt) gebräuchlich. Nach und nach erhielt sie ihre jetzige Gestalt und wurde vorzugsweise in der Kriegsmusik gebraucht, indem sie hier bei den Trompeterchören die Grundstimme ausmachte. Jetzt fehlt sie in keiner Orchestermusik und mit Recht, da sie sowohl zur Füllung dient, als auch das Rhythmische bedeutend hervorhebt. Gewöhnlich hat jedes Orchester 2 Pauken, von denen die kleinere in den Grundton, die größere in die Dominante gestimmt ist; jedoch kann in gewissen, von dem Componisten anzugebenden Fällen auch anders eingestimmt werden. Die wichtigsten Schlagmanieren sind der Wirbel, der Doppelwirbel, die einfache Zunge, die doppelte (gerissene Zunge), die getragene Zunge, die ganze Doppelzunge und der Doppelkreuzschlag. 29.

Paul (Päpste). — **P. I.** (757—767), Nachfolger seines Bruders Stephan II., behauptete sich gegen den von einer andern Partei gewählten Archidiakonus Theophylaktus und unterhielt, wie sein Vorgänger, gegen die Longobarden und Griechen die Freundschaft mit dem Frankönige Pipin. Er starb 767. — **P. II.** (1464—1471), vorher Peter Barbi, aus einem vornehmen venetianischen Geschlechte und Nepote Eugen's IV., unter welchem er apostolischer Protonotar und Cardinal war, wurde am 21. Aug. 1464 erwählt. Der berühmte Geschichtsschreiber Platina, der zu viel durch ihn gelitten hatte, um unbefangen zu sein, nennt ihn eitel, prachtliebend, wollüstig, herrschsüchtig. Er suchte den Frieden in Italien zu erhalten, steuerte den Gelderpressungen der päpstlichen Legaten und schaffte bei seiner Kanzelei die sogenannten Abbreviatoren ab. Gegen die Freunde seines Vorfahren (Pius II) und gegen die Gelehrten zeigte er sich feindselig; den König Georg Podiebrad erklärte er als einen Hussiten seines Reichs ver-

lustig; auch suchte er, obwohl vergebens, der französischen Kirche das Palladium ihrer Freiheit, die pragmatische Sanction zu rauben. Seine Willkühr galt ihm für das höchste Gesetz und seinem Argwohne opferte er treue Diener. Obgleich habgierig, war er doch auch freigebig und verschwenderisch, namentlich für Pracht und nichtigen Glanz; übrigens weichherzig und leicht zu Thränen geneigt. Er starb am 28. Juli 1471. — P. III. (Alexander Farnese, 1534—1549), geb. 1467, ein geborener Römer, vorher Cardinalbischof von Ostia, wurde am 13. Oct. 1535 zum Nachfolger Clemens II. ernannt. Wenn auch nur ein Theil der von Eustach Vernon („Zustand der Kirche von den Aposteln bis auf unsere Tage", Par. 1591) von P. III. erzählten Verbrechen wahr ist, so war er eins der abscheulichsten Ungeheuer, die je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen haben. Baläus sagt von ihm: „es würde zu weitläufig sein, wenn man alle Bubenstücke dieses allerheiligsten Vaters erzählen wollte; denn seine greulichen Mordthaten, Diebereien, Verrätherelen, Tyrannei, Blutschande, Vergiftungen sind zu vielfach, als daß man sie alle beschreiben könnte." So hatte er sich den Cardinalshut damit erworben, daß er eine seiner Schwestern, Julia Farnese, Alexander VI. Preis gab; seine Mutter und einen Neffen vergiftete er, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen; seiner eigenen Schwester brachte er aus Eifersucht über ihren andern Liebhaber Gift bei und als Legat in der Mark Ancona entehrte er die Tochter eines angesehenen Hauses und heirathete sie insgeheim. Auch saß er früher im Strafarreste auf der Engelsburg wegen Urkundenverfälschung. Als Papst erschöpfte er sich in unglücklichen Plänen, seinen Söhnen und Enkeln Fürstenthümer zu erwerben, bot Alles auf, um die Protestanten zu unterdrücken und legte durch Subsidien für den Kaiser gegen sie die Grundlage zur Schuldenlast der Curie. Vergebens suchte er Luther und Melanchthon durch Paul Vergerius von der Reformation abzubringen. Das von allen Fürsten geforderte Concilium stellte er sich ernstlich zu Stande bringen zu wollen; aber er täuschte die Welt durch die Wahl des Orts, wohin er es von Zeit zu Zeit ausschrieb. (S. d. Art. Kirchenversammlung — zu Trident. S. 117.) Den König Heinrich von England, welcher fortfuhr, das päpstliche Ansehn in seinem Lande zu bestreiten, belegte er mit dem Banne, der aber nicht beachtet ward; er bestätigte den Jesuitenorden und führte die Inquisition in Italien ein. Sein Versuch, die ganze Reformationsangelegenheit von dem Concilium ab und an seinen Hof zu ziehen, mißglückte. Die zum Behufe einer Reform von ihm niedergesetzte Commission stellte die willkührliche Macht des Papstes als den Grund aller Mißbräuche dar und schlug Maßregeln vor gegen die Verweltlichung aller geistlichen Ämter und Gaben, wie gegen die Unfähigkeit und Unsittlichkeit des Klerus. Aber dieser Reformationsentwurf, dessen allmählige Einführung und Geheimhaltung die Cardinäle beschlossen hatten, wurde den Protestanten verrathen, gedruckt und von Luther commentirt. P. III. starb am 10. Nov. 1549 und hinterließ wenigstens den Ruhm, humanistische Gelehrsamkeit gekannt und geehrt und Rom verschönert zu haben. — P. IV. (Joh. Pet. Caraffa, 1555—1559), geb. 1476, war früher Bischof von Theato und wurde nach Marcellus II. Tode als ein 79jähriger Greis auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Voll Leidenschaft und weltlicher Herrschsucht war er streng gegen sich und andere und furchtbar gegen Ketzer. Als Pet. Caraffa großer Freund von Erasmus und dessen Schriften und Feind der Jesuiten, wurde er als P. IV. der letztern größter Freund und des erstern Todtfeind. Caraffa blieb sich in nichts mehr gleich als P. IV., als in seiner Feindschaft gegen den Kaiser Karl, dem er gleich nach seinem Antritte ohne besondere Veranlassung den Krieg ankündigte. Als dieser Neapel und Sicilien an Philipp abtrat, ging sein Haß auch auf diesen über. Er schloß mit König Heinrich von Frankreich ein Bündniß zur Theilung Neapels. Aber Philipp siegte und der verlassene Papst, von Alba's Waffen gedrängt, fand nur in Philipp's Scheu vor dem Kriege wider

Rom sein Heil. Der fromme König gewährte ihm einen ehrenvollen Frieden. Wie gegen Elisabeth's von England Thronbesteigung, so that er auch gegen die Gültigkeit der Abdankung Karl's V. und demnach der Thronbesteigung Ferdinand's, dessen Krönung er verweigerte, übermüthige Einsprache. Noch hat er seinen Namen durch Erweiterung der Inquisition und die erste Verkündigung eines ganzen Index der verbotenen Bücher verewigt. Durch seine Strenge hatte er sich so verhaßt gemacht, daß an seinem Todestage (18. Aug. 1559) seine Bildsäule vom Volke verstümmelt und das Haus der Inquisition sammt dem Caraffischen Wappen verbrannt wurde. — P. V. (Camillo Borghese, 1605—1621) wurde nach Leo XI. (den 16. Mai 1605) zum Papste ernannt. Gegen die Republik Venedig, welche die von ihm verlangte Aufhebung des hergebrachten Rechts, Verbrechen der Cleriker zu strafen und eines neuen Gesetzes gegen die Vermehrung des Grundbesitzes der Kirche verweigerte, sprach er das Interdict (1606). Allein der Doge Leonardo Donati verbot die Promulgation der Bulle und vertrieb die sich nicht fügen wollenden Capuziner und Jesuiten. Schon rüstete sich Venedig zum Kriege gegen den Papst, doch vermittelte Heinrich IV. von Frankreich den Frieden, welchen die Republik unbeschadet ihrer Rechte abschloß (1607). Der freimüthige Paolo Sarpi (s. d. Art.) aber rechtfertigte durch Schriften gegen Bellarmin und Baronius die Maßregel der Republik vor dem Auslande und beruhigte die Unterthanen durch das Gefühl ihres Rechts. Auch mit dem Parliamente von Paris gerieth er dadurch in Streit, daß er die Lehre des Jesuiten Suarez vom Königsmorde billigte. Er selbst duldete, daß knechtische Gelehrte ihn als Vicegott und tapfern Bewahrer der päpstlichen Allmacht begrüßten. Unerheblich war unter seiner Regierung die Vereinigung eines nestorianischen Patriarchen mit dem römischen Stuhle und die Ankunft einer japanischen Gesandtschaft eine nur kurze Freude für P., welche bald durch die Verfolgung der Christen in Japan verbittert ward. Auch unter ihm herrschte der Nepotismus. Durch den Untergang des Geschlechts der Cenci gründete er den Reichthum seines Hauses; er ließ den Bau der Peterskirche vollenden, verschönerte Rom und vermehrte die vaticanische Bibliothek. Er starb den 28. Jan. 1621. 63.

Paul, von der Insel Ägina gebürtig (**Paulus Aegineta**), lebte um das Jahr 670 n. Chr. und ist der letzte der classischen griechischen Ärzte; denn nach ihm kam die Medicin so in Verfall, daß sie sich erst im 12. Jahrh. einigermaßen wieder erholen konnte. Von P.'s Lebensumständen ist wenig bekannt; er studirte zu Alexandrien kurz vor der Einnahme dieser Stadt durch Omar; als Chirurg und und Geburtshelfer hatte er sich auch unter den Arabern einen Namen gemacht. — Obgleich seine Schriften vieles aus dem Galen, Aëtius, Oribasius u. A. Gesammeltes enthalten, so geben sie doch auch eigene Ansichten und Erfahrungen und namentlich ist es in der Chirurgie und Geburtshülfe, wo P. alle seine Vorgänger übertrifft, der Fall. — Sein Werk: „De re medica", in 7 Büchern, erschien zuerst griechisch 1528 Venet. ap. Aldum, auch Basil. 1538, lateinisch durch Günther von Andernach zu Köln 1534, zu Venedig 1541 u. f. 39.

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, geb. den 1. Oct. 1754, Sohn Peter's III. und Katharina's II., ward, nachdem Peter III. Reich und Leben verloren hatte und Iwan IV. in Schlüsselburg ermordet worden war, Thronerbe und von seiner Mutter ganz nach ihren Plänen durch den Grafen Panin und den Physiker Apinus erzogen. Das Loos seines unglücklichen Vaters, der Druck, den seine Mutter auf ihn ausübte, die mit seinen Jahren bei dieser entstehende Herrschereifersucht und ihr daraus sich entwickelndes Spionirsystem gaben seinem sonst offenen Charakter eine gewisse Härte und Verschlossenheit; doch ehrte er in Katharinen stets die Mutter. Fortwährend hielt ihn aber die Kaiserin von den Regierungsgeschäften zurück und ob er gleich zum Großadmiral der russischen Seemacht ernannt worden

war, durfte er doch nicht einmal die Flotte in Kronstadt besuchen. Über diese Beengung tröstete ihn sein häusliches Glück, welches er in seinem Palaste zu Gatschina genoß, und die Aussicht auf eine Reise durch Europa, welche er auch dem Wunsche der Kaiserin zu Folge im Jahre 1780 in Begleitung seiner Gemahlin antrat. Nach 14monatlicher Abwesenheit kehrte er nach Gatschina zurück und lebte hier mit großer Vorsicht, um nicht die Eifersucht seiner Mutter zu erregen, die ihm sogar ein Commando im Kriege gegen die Türken (1788) abschlug; nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, im Kriege gegen Schweden (1788—1790) dem Feldzuge in Finnland, jedoch ohne Commando beizuwohnen, kehrte aber bald krank und mißmuthig in seine Einsamkeit zurück, aus welcher ihn der Tod seiner Mutter (17. Nov. 1796) auf den Thron Rußlands berief. Die Kaiserin hinterließ ihrem Sohne noch einen glücklich begonnenen Krieg mit Persien, den er im Frieden zu Tiflis (1797) beendigte, wo er außer der Grenze am Flusse Kur die Festung Derbend und die Stadt Baku gewann. Es hatte aber der 42jährige Druck, den Katharina geübt, auf den Kaiser als Regenten den traurigsten Einfluß zurückgelassen, indem aus der dadurch erregten Mißstimmnng die Mißbräuche seiner Gewalt entsprangen. Zwar ließ er sogleich nach dem Regierungsantritte die Gebeine seines Vaters bestatten, was ihnen bisher versagt worden war; es wurden zahlreiche Mißbräuche in der Verwaltung und bei dem Heere abgestellt; er erlaubte Jedem sich mit Beschwerden seiner Person zu nahen; ja er ließ in seinem Palaste ein Bureau einrichten, wo alle an ihn gerichtete Briefe eingereicht werden sollten, und bekannt machen, daß keiner unbeantwortet bleiben sollte; welche Maßregel jedoch keinen Fortgang hatte; andere Anordnungen aber, wie die Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich (1798), über den Eintritt fremder Reisenden und überhaupt seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Verbote zeigen von seinem gereizten und verfinsterten Gemüthe. Beinahe Alles, was Katharina verfügt hatte, erlitt eine Umänderung. Der Chef der geheimen Polizei ward bald die erste Person nach dem Kaiser. Schon bei der Krönung zu Moskau (16. April 1797) veränderte er das von Peter I. aufgestellte Thronfolgegesetz in Rußland dahin, daß die Erbfolge zunächst in der männlichen Linie nach dem Erstgeburtsrechte und dann erst in der weiblichen, doch auch hier mit dem steten Vorzuge des männlichen Geschlechts vor dem weiblichen, bestimmt ward. Erbittert gegen die Grundsätze und den Geist der französischen Directorialregierung nahm er (Octbr. 1797) nicht nur das condé'sche Emigrantencorps in Volhynien und den französischen Kronprätendenten in Mitau auf; er trat auch (1798) mit Östreich und England zur zweiten Coalition gegen Frankreich zusammen und gefiel sich in der ihm angetragenen Würde eines Großmeisters der Malteser. Mit Neapel (29. Nov. 1798), mit der Pforte (23. Dec.) und mit Portugal (29. Sept. 1799) wurden besondere Bündnisse geschlossen und an das mit Frankreich verbündete Spanien (26. Juni 1799) der Krieg erklärt. Eine russische Flotte ging in Verbindung mit einer türkischen aus dem schwarzen Meere ins mittelländische und eroberte die jonischen Inseln, welche von den beiden unbeschränktesten Regenten Europas, von P. I. und dem Sultane der Osmanen, als Republik anerkannt, politisch gestaltet und damals unter den Schutz der Pforte gestellt wurden. Die Landheere, welche P. gegen Frankreich aufbrechen ließ, fochten unter Suwarow in Italien und unter Korsakow in Schwaben, siegten dort zwar bei Novi gegen die Franzosen unter Moreau's Befehlen (15. Aug.), wurden aber bei Zürich, bevor sich Suwarow noch mit Korsakow vereinigen konnte, von Massena geschlagen (25. Sept.). Fast gleichzeitig nöthigte Brune die zugleich mit den Britten in der batavischen Republik unter Hermann gelandeten Russen den niederländischen Boden nach mehrern Niederlagen zu verlassen. Im Winter vom Jahre 1799 auf 1800 kehrten die Überreste der russischen Heere in 4 Colonnen in ihr Vaterland zurück. Die Niederlagen seiner Truppen, die Besitznahme Maltas

von den Briten und die Mißverständnisse zwischen seinen Generalen und den Feldherren Östreichs wirkten in dieser Zeit eben so auf die Veränderung der Gesinnungen des Kaisers, als ihn die Kraft, mit welcher der aus Ägypten zurückgekehrte Buonaparte die consularische Gewalt handhabte, mit Bewunderung erfüllte. Gereizt von dem Übermuthe der Briten legte er Beschlag auf ihre Schiffe und Güter (29. Aug. 1800) in den russischen Häfen; auch ward er die Seele der bewaffneten nordischen Neutralität (18. Nov.), an welche sich auf seine Veranlassung (Dec.) Schweden, Dänemark und Preußen anschlossen. Die bisherige Kälte gegen Preußen, das P. zum Beitritte der Coalition gegen Frankreich nicht hatte bestimmen können, ging bei seinem veränderten politischen Systeme in Annäherung über; das vormalige Bündniß mit Preußen ward (Septbr. 1800) erneuert und General Sprengporten erschien (Decbr. 1800) in Paris, um die von Frankreich freigegebenen, von Buonaparte großmüthig behandelten 7000 gefangenen Russen in ihr Vaterland zurückzuführen. Ludwig XVIII. nöthigte er, sich aus seinen Staaten zu entfernen. Schon stand er mit dem ersten Consul in unmittelbarem Briefwechsel; schon hatte seine Aussöhnung mit Frankreich die Abschließung des lüneviller Friedens befördert, als herbeigeführt durch sein verändertes politisches System und durch die Strenge gegen seine Großen, eine Verschwörung des Adels ungeachtet seiner Vorsicht und Wachsamkeit ausbrach. In der Nacht vom 23.—24. März 1801 drangen die Verschworenen in sein Schlafgemach, überwältigten ihn trotz seiner verzweifelten Gegenwehr und erdrosselten ihn mit seiner eigenen Schärpe, eben als die englische Flotte durch den Sund ging, um die nordische Verbindung zu sprengen. Ihm folgte sein Sohn, Alexander I. 25.

Paul (Friedrich Wilhelm), Herzog von Würtemberg, berühmt durch seine wissenschaftlichen Reisen in Amerika, der Sohn des Herzogs Eugen von Würtemberg und Neffe des Königs Friedrich I. von Würtemberg, wurde am 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien geboren und am Hofe des Königs von Würtemberg erzogen. Die geschichtlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zogen ihn schon in früher Jugend vorzüglich an und ihnen widmete er den größten Theil seines folgenden Lebens. In einem Alter von 25 Jahren unternahm er seine erste Reise nach Amerika und lief am 13. Dec. 1822 in die Mündung des Mississippi ein, besuchte Neuorleans und die Insel Cuba, worauf er den Mississippi und den Ohio und Missouri befuhr. Nachdem er mehrere Flüsse befahren, viele Horden Indianer kennen gelernt und das Land in verschiedenen Richtungen durchreist hatte, kehrte er nach St. Louis und von hier aus nach Frankreich zurück, wo er im Jahre 1824 in Havre de Grace landete. Hierauf bereiste er bis zu dem Jahre 1829 einen großen Theil des Südens von Europa, besonders Italien, Sicilien und Spanien. Im Juni des Jahres 1829 schiffte er sich in Bordeaux nach Hayti ein und kam im August zu Port au Prince an. Von hier aus besuchte er Jamaica, die Kaimaninseln und erreichte im November Neuorleans. Mitten im Winter reiste er zu Lande über St. Charles und Franklin nach der Independence und im Januar 1830 zu der an der Grenze der äußersten weißen Bevölkerung gelegenen Factorei der amerikanischen Pelzhändlergesellschaft. Die Reise war mit unendlichen Beschwerden und Gefahren verknüpft und zuletzt Wölfe und in Pulver getrocknetes Fleisch die einzige Nahrung. Ein furchtbares Thauwetter brachte ihn bei dem Übersetzen eines Stromes in Lebensgefahr und später wurde er von mehreren Hunderten Rikarasindianern angegriffen, von denen ihn nur seine Geistesgegenwart rettete. Einst nahm er auch an einer Jagd der amerikanischen Auerochsen (Bisons) Antheil. Im October desselben Jahres kam er wieder in St. Louis an und scheiterte dann bei Geneviève auf demselben Platze, wo er schon vor 7 Jahren verunglückt war. Er reiste nun zu Lande nach Neumadrid, besuchte Neuorleans, bestieg die erste Kette der Anden und kam im Februar 1831 glücklich in der großen Hauptstadt des alten

Reichs der Azteken an. Von hier schiffte er sich wieder nach Tampico ein, begab sich von Neuorleans über Cincinnati nach Pittsburg und befuhr den Eriesee; ging über Bufalo, Niagara, Genova und Albani nach Newyork, Philadelphia, Baltimore und Washington, schiffte sich nach Europa ein, erreichte Frankreich und das Ende seiner Reise im Juli 1831. Die auf seinen Reisen gesammelten reichhaltigen naturgeschichtlichen Schätze befinden sich im Schlosse zu Mergentheim, seiner Residenz, wo sie allen Freunden der Wissenschaft mit Zuvorkommenheit gezeigt werden. 81.

Paul Veronese, s. Cagliari.

Paulette ist eine zu Anfange des XVII. Jahrh. in Frankreich aufgekommene Art der Verkäuflichkeit von Stellen; indem man von der jährlichen Einnahme gewisse Procente abgab und dafür die Stelle für die Erben zugesichert erhielt, welche dann, wenn sie zur Annahme nicht geeignet waren, solche an Andere verkaufen konnten. In Deutschland schlich sich bei den geistlichen Stiftern eine ähnliche Art der Verkäuflichkeit der Stellen ein, indem die Anwartschaft auf die Stelle geradezu verkauft, dem Käufer aber anstatt der weitern Abgabe blos erlaubt wurde, in die unterste Stelle einzutreten und daraus erst weiter zu rücken. Der Erfinder der ersten Einrichtung soll Paulet geheißen haben. 31.

Pauli (Johannes), einer der vorzüglichsten deutschen Prosaisten am Ende des XV. Jahrh., von dessen Lebensumständen wir weiter nichts wissen, als daß er Lesemeister im Barfüßerkloster Tann zu Straßburg war und mit Geiler von Kaisersberg in freundschaftlicher Verbindung lebte. Sein bekanntestes und oftgedrucktes Werk ist eine Sammlung von 700 Erzählungen und Mährchen, „Schimpf und Ernst" (Straßb. 1522. Fol. Neueste Aufl. Straßb. 1630. 8.) genannt, welche vieles Berücksichtigungswerthes enthält und besonders für die Gestaltung und Literatur des deutschen Volksmährchens von Wichtigkeit ist. Auch verdanken wir ihm die Herausgabe der deutschen Predigten Geiler's, welche er wahrscheinlich aus seinem Gedächnisse so niederschrieb, wie sie gehalten wurden. 66.

Paulicianer waren eine manichäische Secte, welche sich im VII. Jahrh. unter einem gewissen Paulus in Armenien bildete und bald sehr ausbreitete, so daß, als sie in der Mitte des IX. Jahrh. unter der Kaiserin Theodora verfolgt wurden, sie längere Zeit hindurch mit gewaffneter Macht widerstehen konnten, bis sie endlich, nachdem über 100000 derselben geblieben sein sollen, gezwungen wurden, in das Chalifat zu flüchten, wo sie sich allmählig verloren. Sie sollen ein doppeltes Grundprincip, ein gutes und ein böses, angenommen und die Verehrung der Heiligen und des Kreuzes verworfen haben. 23.

Pauline (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, eine der ausgezeichnetsten Frauen der neuern Zeit, die Tochter des Fürsten von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albrecht, und seiner Gemahlin, Louise, geborenen Herzogin von Holstein-Plön, ward am 23. Febr. 1769 zu Ballenstädt geboren. Nach dem nur wenige Tage später erfolgten Tode ihrer Mutter wurde sie der unmittelbaren Aufsicht eines Fräuleins von Rauschenplatt übergeben, unter deren Leitung sie kräftig heranwuchs. Bald zeigte sie ungewöhnliche Anlagen und dabei eine außerordentliche Wißbegierde und Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung, weßhalb auch ihr Vater die größte Sorgfalt bei ihrer Ausbildung anwenden zu müssen glaubte. Der Legationsrath Meyer und der Hofprediger Paldamus wurden ihre Lehrer; später übernahm die Demoiselle Bourgeois de Pierre den Unterricht in der französischen Literatur und der Freiherr von Aderkas, welchen der Fürst seiner umfassenden Kenntnisse wegen an den Hof gerufen hatte, leitete die übrigen Studien der Prinzessin. Ihre Fortschritte waren überraschend; in kurzer Zeit verstand sie das Lateinische, Französische und Dänische vollkommen, hatte die allgemeine Geschichte sowohl, wie die besondere ihres Vaterlandes und seiner Verfassung in ihrem ganzen Umfange

inne und versuchte sich mit Glück selbst in literarischen und poetischen Arbeiten, über welche sie mit Gleim in regelmäßiger Correspondenz stand. Dabei unterstützte sie ihren Vater, dessen stete Begleiterin auf seinen Jagdzügen sie war, in den Regierungsgeschäften mit Rath und That, führte einen Theil der Correspondenz, unter andern die französische ausschließlich, und leitete seit 1793 sogar die auswärtigen Angelegenheiten. Zu Anfang des Jahres 1796 endlich vermählte sie sich mit dem regierenden Fürsten von Lippe-Detmold, Friedrich Wilhelm Leopold, einem biedern edeldenkenden Manne, der bald ihre trefflichen Eigenschaften kennen und achten lernte. Doch verlor sie ihn bereits im Jahre 1802, worauf sie für ihren erstgeborenen Sohn, Paul Alexander Leopold, die Vormundschaft und Regentschaft übernahm. Ganz von dem ihr gewordenen schwierigen Beruf durchdrungen widmete sie von jetzt an ihre Thätigkeit ausschließlich dem Wohle des Landes und zwar zuvörderst dem Armen- und Erziehungswesen. Ohne Mitwirkung der Stände, mit denen sie nicht im besten Einverständnisse lebte, gründete sie nach und nach, ohne dem Lande neue Lasten aufzulegen, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Waisenhaus, ein Schullehrerseminarium, ein Irrenhaus, ein Krankenhaus und eine Kleinkinderschule, schaffte auch trotz des Widerspruchs der Stände die Leibeigenschaft ab. Bei allen diesen Unternehmungen unterstützte sie der treffliche Generalsuperintendent von Cölln in Detmold, dessen Nachlaß sie nach seinem Tode im Jahre 1804 (und 1806) herausgab. Von ihrer edlen Sinnesart zeugt unter Anderm auch eine aus ihrer Feder geflossene Abhandlung: „Die Theestunde einer deutschen Fürstin", welche im 2. Hefte der Iduna abgedruckt ist. Das Jahr 1806 nöthigte auch sie dem Rheinbunde beizutreten; dabei aber benahm sie sich so umsichtig, daß ihr selbst Napoleon seine Achtung nicht versagen konnte und das Fürstenthum Lippe von allen Kriegsrequisitionen freisprach. Doch zögerte sie in dem verhängnißvollen Jahre 1813, die Lage des Landes überschauend, eben so wenig, der Sache der Alliirten sich anzuschließen und trug das Erforderlichste zu den Lasten des Krieges bei. Nach wiederhergestellter Ruhe beschäftigte sie sich damit, dem Lande eine neue zeitgemäße Verfassung zu geben, gerieth aber darüber mit den alten Landständen und dann auch mit Lippe-Schaumburg in ziemlich ernste Zerwürfniß, die jedoch später durch Vermittelung des Bundestages beigelegt wurde. Die Verfassungsurkunde ward 1819 publicirt und ein Jahr später legte die edle Fürstin die Zügel der Regierung in die Hände ihres Sohnes nieder. Doch ihre Gesundheit war gebrochen und der Tod ereilte sie noch am 29. Dec. desselben Jahres. Ihr Andenken wird in den Herzen ihrer Unterthanen nie verlöschen. 22.

Pauliner, s. Minimen.

Paulit, fr. und engl. **hypersthène**, ist ein dunkelbraunes, nach drei, mit parallelen Durchschnittskanten sich schief schneidenden Richtungen, von denen eine die vollkommenste ist und die beiden andern unter Winkeln von 134° schneidet, theilbares Mineral von der Härte des Feldspathes und specifischem Gewichte 3,38, welches wegen eines eigenthümlichen, kupferrothen Farbenspieles als Edelstein zu Ringsteinen, Halsnadeln und andern kleinen Bijouterien benutzt wird. Die vorzüglichsten Arten kommen von der Küste von Labrador, der St. Paulsinsel und von Grönland. 76.

Paulus, der Apostel, aus dem Stamme Benjamin, war zu Tarsus in Cilicien geboren, wo sein Vater von jüdischer Abkunft zugleich römischer Bürger war und sein Bürgerrecht auf den Sohn vererbte. In Jerusalem führte ihn der kenntnißreiche Gamaliel in die Weisheit der jüdischen Gelehrsamkeit ein und machte ihn zum eifrigen Anhänger des Pharisäismus; nebenbei erlernte er nach vaterländischer Sitte das Handwerk eines Teppichmachers. Nach dem Tode Jesu Christi entbrannte er von glühendem Hasse gegen die Lehre der Apostel, die bereits in der Hauptstadt und in manchen Ortschaften Palästinas eine bedeutende und sichtbar

zunehmende Anzahl von Glaubensgenossen gefunden hatten, freute sich der Verfolgung und Hinrichtung der Christen, in denen er verruchte Feinde des mosaischen Gottesstaates zu erkennen wähnte und wirkte sich endlich vom Hohenpriester die nöthigen Befehle aus, um auch in Damaskus für die Ausrottung der vermeintlichen Irrlehren zu wirken (im Jahre 35 oder 37). Da ward er auf dem Wege durch eine außerordentliche Erscheinung, die ihn und seine Gefährten umleuchtete und in welcher er die verherrlichte Gestalt des Heilandes zu erkennen glaubte, von der Schmach und Ohnmacht seines Wahns so kraftvoll überzeugt, daß er von nun an der eifrigste Vertheidiger und Verkündiger der neuen Christuslehre ward (Apostelg. 9.). Seinen ursprünglichen Namen, Saulus, verwandelte er in den römischen Paulus. Noch mit Mißtrauen von den Nazaräern, wie damals die Christen hießen, betrachtet und von seinen ehemaligen Glaubensbrüdern, die ihn des schändlichsten Verraths bezüchtigen mochten, unstreitig bitter angefeindet, wendete er sich, nachdem er von der plötzlichen Erblindung bei jener Erscheinung wieder geheilt war, nach Arabien, kehrte dann nach Damaskus zurück und begab sich erst nach Verlauf von drei Jahren nach Jerusalem (Br. an die Gal. 1, 17. 18.). Von hier reiste er mit Barnabas nach Antiochien, besuchte sodann Cypern und Kleinasien und kehrte, überall augenscheinliche Spuren seiner erfolgreichen Wirksamkeit für die Ausbreitung des Christenthums hinterlassend, nach der ersten Stadt zurück. Schon dieser Segen, mit dem er unter nichtjüdischen Völkern das Evangelium verkündigt hatte, würde hinreichend in ihm die erhabene Ansicht vom Christenthume, in der anfangs Petrus ihm am meisten widersprach, befestigt haben, daß der Heiland für alle Völker der Erde und alle Zeiten erschienen ist; aber er selbst hatte sich von jeglicher Überschätzung des mosaischen Ceremoniengesetzes befreit und zu einer geistvollen Auffassung der christlichen Lehre erhoben, nach welcher der feste Glaube an den Versöhnungstod des Mittlers eine gänzliche Umgestaltung des inwendigen Menschen und dessen dauernde Beseligung in der übersinnlichen Gemeinschaft mit Gott und Christo bewirkt. Je mehr er dieß an sich selbst erfahren hatte, desto heldenmüthiger überwand er alle Drangsale und Schwierigkeiten, welche theils der Unglaube und Aberglaube, theils die Verfolgungssucht der Heiden und Juden ihm auf seiner zweiten Reise entgegenstellten (Apostelg. 15, 36.—21, 15.). In Syrien, Cilicien, Phrygien, Galatien, Jonien, Macedonien und Griechenland befestigte er die bestehenden Gemeinden und stiftete viele neue, welche die herrlichsten Pflanzschulen für eine weite Umgegend wurden. Selbst in Athen überwältigte er den Spott aufgeblasener Philosophen und in Korinth den Sectengeist der Juden, gegen die ihn der Proconsul Gallio, der Bruder des Philosophen Seneca (mit dem P. gegen alle historische Wahrheit später in einem Briefwechsel gestanden haben sollte), in Schutz nahm. Konnte er auch nicht an allen Orten, wie in Korinth 1½ Jahr und in Ephesus 2 Jahre hindurch, lange verweilen, so hatte doch die lebendige Kraft seines Wortes überall einen sichern Grund gelegt, auf dem seine Nachfolger und Schüler, wie Silas, Timotheus, Titus u. A. rastlos fortbauten und den seine zum großen Theil noch übrigen Sendschreiben erweiterten und befestigten. Nach einer so geraumen Zeit, die er dem großen Bekehrungswerke gewidmet hatte, trieb ihn die Sehnsucht nach der Feier des Osterfestes und der Pflanzstätte des Christenthums zur Rückreise in die Heimath. Kaum war er aber in Jerusalem angekommen und mit Lehrern und Bekennern der christlichen Religion der Freude des Wiedersehns theilhaftig geworden, als ihn angesehene Juden aus Kleinasien im Tempel erkannten, das fanatische Volk gegen den abtrünnigen Apostel der antijüdischen Lehre aufregten und ihn gleich einem Missethäter dem römischen Chiliarchen, Claudius Lysias, zur Hinrichtung überlieferten. Hiervon rettete ihn sein römisches Bürgerrecht und seine Berufung auf die kaiserliche Entscheidung, die er auch vor dem Procurator Felix und vor Herodes Agrippa in Cäsarea, wohin er

wegen seiner persönlichen Sicherstellung gebracht worden war, wiederholte (im Jahre 60), so daß er im folgenden Jahre mit andern Gefangenen nicht ohne große Lebensgefahr auf der Seereise in Rom anlangte. Hier gewann er während eines zweijährigen Aufenthaltes viele und bedeutende Anhänger (Apostelg. 28, 30) und blieb durch Briefe und hin und wieder reisende Glaubensboten mit den gestifteten Gemeinden in fortwährender Verbindung. Nachdem er die Freiheit wieder erhalten hatte, mag er noch verschiedene Reisen, wie sich aus seinen Briefen schließen läßt, unternommen haben. Einer unzuverläßigen Nachricht zu Folge soll er selbst bis nach Spanien gekommen sein. Sicherer ist die historische Überlieferung, nach der er um das Jahr 65 in Rom enthauptet ward. Wir besitzen von ihm in der neutestamentlichen Sammlung noch 13 ächte Sendschreiben an die Gemeinden in Rom, Korinth, Galatien, Ephesus, Kolossä und Thessalonich und an seine Schüler Timotheus, Titus und Philemon. Über alle Apostel erhob sich P., dessen Wirken sein Begleiter Lukas ausführlich beschrieben hat, nicht blos durch seine gelehrte Kenntniß des Judenthums und seinen Alles hell durchdringenden und klar erhellenden Scharfsinn, sondern auch durch eine von den Vorurtheilen seiner Jugend völlig gereinigte Auffassung der christlichen Religion, in der ihm der Sieg über den heidnischen Götzendienst und den jüdischen geisttödtenden Cultus entgegenleuchtete; durch eine nie mangelnde Gewandtheit, mit der er unter günstigen wie unter gefahrvollen Umständen die verschiedenartigsten Gemüther zu behandeln verstand; durch das unerschütterliche Gottvertrauen, das ihm jegliches Drohen der Menschen verachten lehrte und seiner Rede eine überzeugende und segensreiche Macht über die Herzen seiner Anhänger gab, und durch die Menge der Gemeinden, die er in den gebildetsten Staaten des Alterthums gründete, so daß er vor allen Jüngern Christi mit Recht den Namen eines Heidenbekehrers verdient. 37.

Paulus, Bischof von Samosata, gehört unter die berüchtigsten Ketzer der alten Kirche. Seit 260 n. Chr. Bischof erregte er nicht nur durch seine Verschwendung, seinen vertrauten Umgang mit Frauenzimmern, seinen liederlichen Lebenswandel überhaupt und besonders durch sein herrisches Wesen allgemeine Unzufriedenheit, sondern trat auch bald als Anhänger des Sabellius hervor, indem er die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi läugnete, den Logos und den heiligen Geist für bloße göttliche Kräfte erklärte u. s. w. Bald sammelten sich eine Anzahl Anhänger; doch begann auch der Kampf der Kirche gegen ihn, der endlich, nachdem man auf zwei Synoden zu Antiochien (264 und 267) wegen seiner Spitzfindigkeit und aus Rücksicht auf seine Beschützerin, die Königin Zenobia von Palmyra, Nichts ausgerichtet hatte, auf einer dritten Synode ebendaselbst (270) mit seiner gänzlichen Ausschließung aus der Kirche endigte. Nichts desto weniger behauptete sich P. im Schutze der Zenobia in der bischöflichen Wohnung zu Samosata, bis nach der Zerstörung Palmyras (273) der Kaiser Aurelianus auch ihn vertrieb. Wann und wo er gestorben ist, sagt keine Nachricht. Seine Anhänger erhielten sich unter dem Namen „Paulianer" oder „Samosatener" noch kurze Zeit. 23.

Paulus (Julius), ein berühmter römischer Rechtsgelehrter von unbekanntem Geburtsorte, lebte im II. Jahrh. n. Chr. in Rom zuerst als Anwalt, stieg aber später durch alle Staatswürden und ward nach Ulpian's Tode **praefectus praetorio**. Er war einer der fruchtbarsten Juristen seiner Zeit, der fast über alle Theile der Jurisprudenz geschrieben hat; doch sind von seinen vielen Werken nur noch seine „**Sententiarum receptarum lib. V.**" (zuerst Basel 1528. 4.), so wie gegen 2000 Citate in den Digesten übrig. Obgleich er in seinen Bestimmungen sich hart und grausam bewährt, so standen sie doch mit denen Papinian's und Ulpian's in gleich großem Ansehn. 16.

Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), Doctor der Philosophie, Theologie und Rechtskunde, großherzoglich-badischer geheimer Kirchenrath und ordentlicher

Professor der Theologie zu Heidelberg, ward den 1. Sept. 1761 in dem Städtchen Leonberg bei Stuttgart geboren. Vorbereitet von seinem Vater, einem Geistlichen, studirte er seit seinem 14. Jahre auf der Schule und im Stifte zu Tübingen Theologie; namentlich trieb er mit Liebe die orientalischen Sprachen, wobei ihn Ernesti's theologische und Michaelis' orientalische Bibliothek die rechte Richtung gaben. Von seinen Lehrern hatten Rösler und Storr den wichtigsten Einfluß auf ihn, jener durch seine Kritik der Kirchengeschichtsquellen und seine Dogmengeschichte, dieser durch seine historisch-philologische Interpretation. Am Ende seiner akademischen Studien wurde er ohne sein Wissen vom Professor Druck und Prälat Abel dem Freiherrn von Palm empfohlen, welcher mehrere junge Männer zu unterrichtenden Reisen unterstützte. Um den Zustand des Unterrichtswesen kennen zu lernen, durchreiste P. (1787) Franken, Ober- und Niedersachsen und ging dann, nachdem er mehrere Wintermonate zur Vorbereitung für den bessern Erfolg der Reise in Göttingen zugebracht hatte, nach England, um die kritischen und orientalischen Schätze des britischen Museums zu London und der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford benutzen zu können. Seinen literarischen Reisefrüchten hatte er vornehmlich (1789) die Vocation zur orientalischen Professur nach Jena, nach Eichhorn's Abgange, zuzuschreiben. Hier lebte er ganz der Erklärung des alten und neuen Testaments und der historisch-psychologischen Entwickelung des Inhalts dieser heiligen Urkunden, wie er namentlich in seinem Commentare zum neuen Testamente niedergelegt ist. Nach Döderleins Tode (1794) erhielt P. den Beruf, wieder unmittelbar mit der Theologie sich zu beschäftigen. Neben dem exegetischen Cursus über das neue Testament bearbeitete er jetzt für die Vorlesungen die biblische Theologie, die Dogmengeschichte, die wissenschaftliche Dogmatik und die Pflichtenlehre. Sehr ungern sah sich P. ums Jahr 1803 durch Rücksichten für seine Gesundheit genöthigt, einem Rufe nach Würzburg zu folgen. Seine dortige Stellung zog ihn aus dem Studienkreise des Professors in Senats- und Consistorialgeschäfte. Er mußte seine literarischen Arbeiten unterbrechen und war genöthigt, sich in den politischen Weltbegebenheiten, besonders auch in den rechtlichen Verhältnissen zwischen katholischen und protestantischen Unterthanen und Kirchenverfassungen zu orientiren. Nach Aufhebung der protestantisch-theologischen Facultät zu Würzburg wurde P. als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulsachen zu Bamberg angestellt; zwei Jahre nachher ging er in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg und wieder nach zwei Jahren nach Ansbach, bis er 1811 einen Ruf als Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg erhielt. Die im Jahre 1814 beabsichtigte Einführung einer Constitution in Würtemberg veranlaßte ihn zur Beleuchtung einiger streitigen Aufgaben, wodurch 1819 seine Zeitschrift „Sophronizon" ins Leben gerufen ward. Mehrere darin von ihm niedergelegte rechtliche Erörterungen, namentlich die Beleuchtung der in dem Prozesse gegen den Kaufmann Fonk zu Köln begangenen Rechtsverletzungen, bewirkten, daß er von der Unversität Freiburg durch feierliche Ertheilung des juridischen Doctorgrades geehrt ward. Aber auch für theologische Aufklärung fuhr der von Allen, die ihn persönlich kennen lernten, als ein ehrwürdiger und liebevoller Greis geschilderte P. durch Wort und Schrift zu wirken fort. In der 1825 begonnenen theologischen Jahresschrift: „Der Denkgläubige" hat er sich zur Aufgabe gemacht, die als Frucht der Forschungen seines Lebens immer deutlicher gefundene Harmonie des Nachdenkens und der urchristlichen Glaubenslehre (womit seine theologische Denkart ausgesprochen ist) zu zeigen und zu rechtfertigen. — Die wichtigsten Schriften von P. sind folgende: „Philologischer Clavis über das alte Testament" (2 Thle. Jena 1791—1793. 2. Aufl. Heidelberg 1815); „Memorabilien" (8 St. Leipzig 1791—1796); „Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient" (7 Bde. Jena 1792—1803); „Philologisch-kritischer Commentar über das neue Testament" (4 Thle.

2. Aufl. Lübeck 1804) „Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums" (2 Bde. Heidelb. 1828); „Kirchenbeleuchtungen" (1. 2. Heft. Heidelb. 1828); „Die drei Lehrbriefe des Johannes" (Heidelb. 1829); „Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte" (Brem. 1830); „Berichtigende Resultate aus dem neuesten Versuche des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus" (Wiesb. 1830); „Des Apostel Paulus Lehrbrief an die Galater- und Römerchristen" (Heidelb. 1831); „Handbuch über die drei ersten Evangelien" (3 Thle. Heidelb. 1830—1833). 63.

Paulus (Karoline), Gemahlin des Vorigen, eine beliebte deutsche Romanschriftstellerin, am 14. Sept. 1767 in dem würtembergischen Landstädtchen Schorndorf, wo ihr Vater G. F. Paulus Oberamtmann war, geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und verheirathete sich 1789 mit H. E. G. Paulus. Sie ist eine durch hohe Geistesbildung ausgezeichnete Frau und ihre Romane: „Wilhelm Dümont" (Lübeck 1805. N. A. 1808. 8.) und „Adolph und Virginie, oder Liebe und Kunst" (Nürnb. 1811. 8.), so wie ihre „Erzählungen" (Heidelb. 1823. beurkunden eine ungewöhnlich reiche Phantasie. Als Schriftstellerin nannte sie sich anfangs Eleutheria Holberg. 67.

Paulus Warnefridi, auch **Paulus Diakonus** genannt, einer der werthvollsten Historiker des Mittelalters, um 740 zu Cividale di Friuli geboren, erhielt in der damals blühenden Schule seiner Vaterstadt eine sorgfältige Erziehung und kam, nachdem er seine Studien zu Pavia vollendet hatte, an den Hof des lombardischen Königs Rachis. Später widmete er sich der Theologie und versah das Amt eines Diakonus zu Aquileja, bis ihn der König Dieterich von Neuem als Kanzler an den Hof berief, wo er bis zur Eroberung des Lombardenreiches durch Karl den Großen blieb und sich dann in ein Kloster zurückzog. Als Karl der Große seine Tochter an einen byzantinischen Prinzen verheirathen wollte, rief er den gelehrten Mönch an den Hof, um die Gesandtschaft im Griechischen zu unterrichten. Nachdem er sich mehrere Jahre zu Paris und Metz aufgehalten hatte, kehrte er nach Italien in sein Kloster zurück, wo er im Jahre 790 starb. Sein bedeutendstes Werk ist die Geschichte der Longobarden: „De rebus Longobardorum lib. VI." (Lugd. Bat. 1895. 8.; beste Ausgabe in Muratori's „Script. rer. Ital." Tom. I.). Kann man sie auch kein Muster von Genauigkeit und Kritik nennen, ist auch der Styl fast unerträglich; so enthält sie doch eine große Menge geschichtlicher Thatsachen, die sich sonst nirgends finden. Die „Historia miscella" (beste Ausgabe in Muratori's „Script. rer. Ital." Tom. I.), eine Fortsetzung des Eutropius bis auf Justinian, die „Gesta episcoporum Metensium" (in Calmet's „Corpus historiae Franciae") und die „Vita S. Gregorii magni" (in Mabillon's „Acta sanct. ord. Bened." Tom. I.) haben nur geringen Werth. 66.

Pausanias, des Kleombrotos Sohn, König von Sparta zur Zeit der Perserkriege, schlug mit Aristides 479 den persischen Feldherrn Mardonius bei Platäa in Böotien und ging dann mit einer Flotte nach Kleinasien, um die Barbaren auch von dort zu bekriegen. Es gelang ihm nicht allein dieses, sondern er nahm auch 476 die Stadt Byzanz ein. Seine großen Feldherrntalente, welche ihm und seinem Vaterlande Ruhm und Ehre brachten, schändete er jedoch durch ein auffallendes Hinneigen zum Übermuth, den er schon nach dem Siege bei Platäa dadurch bewiesen hatte, daß er auf einen goldenen Dreifuß, welcher aus der Beute dem delphischen Tempel geweihet wurde, eine Inschrift graben ließ, welche ihn als den Sieger darstellte. Die Spartaner mißbilligten dieß, indem sie jene Inschrift auskratzen und dafür die Namen der Staaten schreiben ließen, welche in dem Bundesheere gefochten hatten. Aber sei es, daß er dadurch ein Mißtrauen der Seinen gegen sich erregt sah, oder um sich zu rächen, oder weil ihm in seinem Vaterlande keine Gelegenheit zu sein schien, eine Höhe zu erglimmen, nach der er strebte; er

wendete sich an den Perserkönig Xerxes und trat mit demselben in Unterhandlung, wobei er ihm versprach, ihm Griechenland unterwerfen zu helfen. Eingang zu dem Herzen des Barbarenkönigs wußte er sich dadurch zu verschaffen, daß er viele vornehme Perser, die bei der Eroberung von Byzanz gefangen worden waren, ohne Lösegeld zurückschickte. Xerxes nahm des P. Anerbieten gern an und P. begann nun gegen die griechischen Bundesgenossen eine Sprache zu führen, welche zu mancherlei Mißverhältnissen derselben mit den Spartanern Veranlassung gab. Zwar wurde P. darüber von seinem Staate zur Rede gesetzt; allein er trieb sein Wesen nicht allein fort, sondern beurkundete seine Liebe zum Perserthum nun öffentlich, indem er in persischen Kleidern ging, nach Art der Perser seinen Tisch einrichtete, sich von persischen Trabanten umgeben und begleiten ließ ꝛc.; dabei aber nahm sein Übermuth so überhand, daß er Niemand mehr vor sich ließ und überhaupt sein Oberbefehl in eine förmliche Tyrannei ausartete. Aus diesem Treiben rief ihn ein mit dem Tode drohender Befehl in das Vaterland; er leistete Gehorsam in der Hoffnung, durch Bestechung sich dort als unschuldig darstellen zu können. Obgleich er bei seiner Ankunft gefangen gesetzt wurde, so glückte es ihm doch wieder frei zu werden; freilich blieb ein sehr gegründeter Verdacht gegen ihn, den er noch mehr dadurch verstärkte, daß er die Heloten durch Hoffnung auf Freiheit gegen ihre Herren zu empören suchte; ferner daß er in fortwährendem Briefwechsel mit Persien stand und daß einer seiner Briefe an den Perser Artabazus, welchen sein Vertrauter Namens Argilios überbringen sollte, von diesem dem Magistrate übergeben worden war. Alle diese Anzeichen hielten jedoch die Spartaner noch nicht für hinlänglich, um einen so vornehmen Mann deßhalb zu verurtheilen; endlich aber verrieth P. sich selbst. Argilios nämlich war von dem Magistrate veranlaßt worden, sich in einen Tempel zu flüchten, gleichsam um dort als Unterhändler zwischen P. und dem Perser Schutz zu suchen; P. begab sich dahin, um den Argilios zu sprechen und da er die Eröffnung des Briefes erfahren hatte, ihn um Verschwiegenheit zu bitten, weil er dadurch ihn und sich in große Gefahr bringen würde. Auf dieß Selbstbekenntniß, welches Einige des Magistrats aus einem Versteck gehört hatten, sollte P. ergriffen und bestraft werden; allein auf der Rückkehr nach der Stadt hatte ihm Einer ein Zeichen über den Stand seiner Sachen gegeben und er floh in den Tempel der Athene Chalkiokos, um dort sicher zu sein. Um aber sein Entkommen zu hindern und den Frevler nicht unter dem Heiligthume umkommen zu lassen, ließen die Spartaner die Thüren verrammeln und das Dach abdecken; bei dieser Arbeit soll des P. Mutter selbst thätige Hülfe geleistet haben. So starb 469 P., ein Mann, dem das Zeugniß vom Alterthum gegeben wird, daß er eben so verabscheuungswerth wegen seiner Fehler als verehrungswürdig wegen seiner Tapferkeit und Klugheit war. 6.

Pausanias, ein griechischer Schriftsteller aus Cäsarea in Kappadocien gebürtig, war der Schüler des Herodes Attikus, lehrte als Redner und Grammatiker zu Rom und Athen, blühte um 174 nach Chr. und starb zu Athen in einem sehr hohen Alter. Mehrere seiner Schriften sind leider verloren gegangen, doch besitzen wir noch von ihm eine Beschreibung von Griechenland in 10 Büchern, die das Resultat einer wissenschaftlichen Reise durch die einzelnen Provinzen Griechenlands ist und schätzenswerthe historische, namentlich aber archäologische Notizen liefert. Zwar sind der Ausdruck und der Styl des P. nachläßig und seine Ansichten und Urtheile mit kritischer Sorgfalt zu prüfen, doch bleibt sein Werk für den Alterthumsforscher eine reiche Fundgrube. Die erste Ausgabe erschien Vened. bei Aldus (1516. Fol.), dann mit den Anmerkungen von Xylander, Sylburg und seinen eigenen von Joach. Kühn (Leipz. 1696. Fol.), ferner von J. F. Facius (Leipz. 1794—1796. IV. 8.); C. G. Siebelis (Leipz. 1822); J. Bekker (Berlin 1826. 2. A. 8.); von Et. Clavier und Courier (Paris 1814);

deutsche Übersetzungen von E. Wiebasch (München 1826. 12.) und von C. G. Siebelis (Tüb. 1827. 16.). Vergl. Fabric. „B. Gr." Tom. V. p. 307. 20.

Pause, franz. silence, auch pause; engl. pause, stop; ital. pausa, posa, Schweigezeichen, nennt man in der Musik diejenigen besondern Zeichen, welche für eine oder mehrere oder auch alle Stimmen zusammen (im letztern Falle Generalpausen) einen kürzern oder längern Stillestand, Ruhe andeuten. Je nach der Verschiedenheit der Tonschrift gibt es auch verschiedene Pausen, deren Geltung dem allgemein angenommenen Gebrauche gemäß der der einzelnen Notengattungen gleich ist, wie z. B. Viertelpausen, Achtelpausen ꝛc. Die Pausen von geringerer Geltung nennt man auch Sospiren (soupirs), weil sie gleichsam nur einen Athemzug lang dauern und oft nur zum Luftschöpfen oder kurzer Erholung da sind. Zur Bezeichnung eines durch einen oder mehrere Takte hindurch gehenden Stillschweigens oder Pausirens bedient man sich perpendiculär oder horizontal in dem Liniensysteme angebrachter starker Striche, welche je nach ihrer Lage oder Länge (wie 1 2 4 Tacte) größere oder geringere Geltung haben. Mit diesen drei Zeichen wird jede Zahl der zu pausirenden Tacte angezeigt, z. B. 3 T. 10 T. 7 T. u. s. w. und zur schnellern Übersicht gewöhnlich noch die Zahl der zu pausirenden Tacte darüber geschrieben. Doch läßt man oft auch die Pausenzeichen weg und setzt zwischen zwei Tactstrichen nur die Ziffer der zu pausirenden Tacte. 29.

Pausilippo (Posilippo) ist ein Berg gegen Westen von Neapel, aus vulkanischem Tuffstein oder Piperno bestehend, durch welchen man von einem Ende zum andern eine 80—90 Fuß hohe, 24—30 Fuß breite und ¼ Stunde lange Gallerie, unter dem Namen der Grotte von Neapel nach Puzzuoli bekannt, geführt hat, welche bisher einen Theil der Landstraße von Neapel bis Puzzuoli ausmachte und in welcher ein beständiges Leben und Wandeln herrscht. Am Eingange derselben trifft man Reste von einer Wasserleitung und das Grabmahl des Virgilius, freilich nur Ruinen von 4 aus Ziegelsteinen aufgeführten, jetzt mit einer reichen Vegetation überdeckten Mauern, indeß doch um ihrer Authenticität willen nicht ohne Wichtigkeit; in der Mitte steht eine Kapelle für die Jungfrau Maria. Alphons I., von 1442—1458, ließ diese Grotte breiter und höher machen, pflastern und mit Luftlöchern versehen. Die um das Jahr 1822 über den Berg selbst angelegte neue Kunststraße erlaubt jetzt den beschwerlichen unterirdischen Weg durch die Grotte zu vermeiden. 71.

Pauw (spr. Poh) (Cornelius de), ein geschätzter philosophischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, 1739 zu Amsterdam geboren, erhielt nach dem frühen Verluste seiner Eltern seine erste gelehrte Bildung zu Lüttich, widmete sich dann den theologischen Wissenschaften auf der Universität Göttingen und ward nach Beendigung seiner Studien Diakonus zu Lüttich. Von dem Fürstbischof von Lüttich in diplomatischen Angelegenheiten nach Berlin geschickt, entledigte er sich dadurch, daß er durch seinen Geist und durch seine Kenntnisse die Achtung Friedrich's zu gewinnen wußte, seiner Aufträge aufs beste und erhielt nach seiner Zurückkunft ein Kanonikat zu Xanten im Herzogthume Cleve. Hier lebte er ruhig und mit seinen geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, bis die Revolution ausbrach und ihm die letzten Jahre seines Lebens verkümmerte. Er starb am 7. Juli 1799. Seine historisch-philosophischen Werke: „Recherches philosophiques sur les Américains" (N. E. Berl. 1772. 3 Voll. 8., deutsch von C. G. Lessing, Berlin 1769. 2 Bde. 8.); „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois" (Berl. 1773. 2 Voll. 8., deutsch von J. G. Krünitz, Berlin 1774. 2 Bde. 8.) und „Recherches philosophiques sur les Grecs" (Berl. 1787—1788.

2 Voll. 8., deutsch von P. Villaume, Berlin 1789. 2 Bde. 8.) erregten durch die darin aufgestellten, fast allen seither gangbaren Ansichten widersprechenden Behauptungen großes Aufsehen und wurden gern gelesen, sind aber doch nur geistreiche Hypothesen, mit glänzenden paradoxen Satyren angefüllt; die beigebrachten Beweisstellen der alten Classiker sind entweder entstellt oder falsch verstanden und mit Recht nennt ein geistreicher Kritiker der neuern Zeit diese Werke, welche auch in einer Gesammtausgabe unter dem Titel: „Oeuvres philosophiques" (Paris 1794. 7 Voll. 8.) vereinigt sind, anziehend und unterhaltend, voll Geist, Eseleien und Lügen. 67.

Pavia, die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des lombardisch-venetianischen Königreiches am Ticino gelegen, mit 24000 Einw., gut gebaut und wichtig durch Handel und Universität, ist außerdem auch geschichtlich in verschiedener Hinsicht denkwürdig. Hier war es, wo der unglückliche König der Longobarden Desiderius im Jahre 774 von Karl dem Großen gefangen genommen und seines Reiches beraubt wurde; hier ferner setzte sich Otto I. der Große nach der Besiegung Berengars II. im Jahre 951 die lombardische Königskrone aufs Haupt; hier war es auch, wo Franz I., der König von Frankreich, die unglückliche Schlacht gegen Karl V. lieferte, am 23. Febr. 1525. P. nämlich widerstand unter den lombardischen Städten allein noch dem im Feldzuge von 1524 siegreich gewesenen Heere des Königs und hatte während des Winters rühmlichst der hartnäckigsten Belagerung getrotzt, bis endlich im Febr. die kaiserlichen Schaaren unter Lonnoy zum Entsatz herbeieilten. Franz entschloß sich, während alle übrigen widersprachen, auf den Rath Bonnivets allein zur Schlacht, ward aber nach dem entschlossensten Widerstande geschlagen und gerieth bei dem Dorfe Mirabello nebst dem König Heinrich von Navarra selbst in die Gewalt des Siegers. Die Folge dieses unglücklichen Ereignisses war ein im Januar 1526 abgeschlossener Friede, in welchem Franz gegen seine Freilassung Burgund, Italien, Artois und Flandern aufgeben, auch den König Heinrich von Navarra seinem Schicksale überlassen mußte. — Die Schlacht von P. gab den Poeten des XVI. Jahrhunderts reichlichen Stoff zu Liedern und Dichtungen, die bald im Munde des Volks waren und überall gesungen wurden. Unter diesen zahlreichen Liedern war das ursprüngliche, nach dessen Weise die übrigen (dann auch Gedichte andern Inhalts) im XVI. und XVII. Jahrh. gesungen wurden, nach und nach verschollen, bis es endlich in der neuesten Zeit in München wieder aufgefunden worden ist. Es führt den Titel: „ein schönes Lied von der Schlacht vor P. geschehẽ gedicht vñ erstlich gesungen (durch Hansen võ Würtzburg) in einem newen thonn." Auch die französische Poesie hat mehrere Lieder über die Schlacht von P. aus dem XVI. Jahrh. aufzuweisen. 15.

Pavillon (spr. Pawilljong), ist eigentlich die Flagge, sodann auch das Zelt, ein nach allen Seiten spitzig zu laufendes Dach und ein Gartenhäuschen, häufig mit dergleichen Dächern versehen und nach seinem Umfange einen einzigen Saal bildend. Ähnliche Häuschen legt man auch bisweilen an den Seiten größerer Gebäude an, welche gleichfalls Pavillons heißen. Denselben Namen führt auch der noch nach der Fassung sichtbare oder hervorstehende Theil des Edelsteines, so wie in der Heraldik die ähnlich geformte Wappendecke, welche das Wappen schützt und an der der Wappenmantel befestigt ist. 35.

Payne (spr. Pähn) (Thomas), ein bekannter Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, am 29. Jan. 1737 zu Thetford in der Grafschaft Norfolk geboren, betrieb zuerst das Handwerk seines Vaters, welcher eine Schnürbrustfabrik hatte, wurde dann, nachdem er dieses Geschäfts überdrüssig einige Zeit auf Kaperschiffen gedient hatte, Zollbeamter und machte, als ihn sein unruhiger Geist auch diese Anstellung aufzugeben trieb, den Unterlehrer in den Schulen der Vorstädte Londons. Da ihm aber diese Beschäftigung seinen Lebensunterhalt nicht gewährte, trieb er sich unstät im

Lande umher, bis ihn Franklin, der sich damals als amerikanischer Deputirter in England aufhielt, kennen lernte und ihn bewog nach Amerika zu gehen. Zu Philadelphia lebte er von dem Ertrage gern gelesener Aufsätze, welche er in verschiedene Journale lieferte, und befreundete sich immer mehr mit den Patrioten, welche sich von England unabhängig zu machen suchten. Beim Ausbruche der Revolution ließ er die berühmt gewordene Schrift: „Common sense“ (1776, Deutsch, Kopenh. 1794. 8.), worin er von völlig republicanischen Grundsätzen ausgehend die Nichtigkeit der englischen Zwingherrschaft mit allen Gründen, die der gesunde Menschenverstand darbietet und in einer klaren schlichten Sprache erwieß, erscheinen. Sie erregte großes Aufsehn und erlebte mehrere Auflagen. Auch während des Krieges suchte er durch eine Reihe politischer Flugschriften, die er unter dem Titel: „The crisis“ (Philadelph. 1776—1783. 15 Nrs. 8.) herausgab, den Volksgeist aufrecht zu erhalten. Er erwarb sich dadurch das Vertrauen der Verwaltung in so hohem Grade, daß ihn diese 1779 zum Secretär bei dem Departemente der auswärtigen Angelegenheiten ernannte, welche Stelle er aber durch die unzeitige und unkluge Denunciation eines seiner Collegen verlor. Seine Sendung nach Frankreich (1781), um ein Anlehen zu negoziiren, hatte glücklichen Erfolg und er erhielt nach Beendigung des amerikanischen Krieges von dem Congresse bedeutende Geldbelohnungen, welche er aber in Frankriich und England durch unglückliche Speculationen und durch den mißlungenen Plan, eine eiserne Brücke zu Rotherham in Yorkshire zu bauen, wieder verlor. Er warf sich nun von Neuem in die politische Laufbahn, schrieb gegen Pitt, als dieser sich in die holländischen Angelegenheiten mischte, eine heftige Brochüre (1787) und griff Burke, welcher sich gegen die französische Revolution erklärt hatte, in seinem Werkchen: „The rights of man“ (1791, Deutsch, Copenh. 1793. 3 Thle. 8.), von welchem an 5000 Exemplare verkauft wurden, so derb und bitter an, daß er den Zorn der Aristokraten und der Regierung im höchsten Grade erregte und sich bald gezwungen sah, seine Zuflucht in Frankreich zu suchen, wo ihn das Departement Pas de Calais zum Deputirten bei der Nationalversammlung wählte. Da er aber der französischen Sprache nicht mächtig war, so konnte er nur einen geringen Einfluß äußern und mußte seinen Eifer auf die Verbreitung von Anschlagezetteln und Brochüren beschränken. Als Ludwig XVI. vor den Schranken stand, befand sich P. unter seinen Richtern und stimmte, obschon er zum Sturze des Königthums in der alten und neuen Welt sein Möglichstes beigetragen hatte, doch nur für Verbannung. Dadurch erregte er den Zorn der Schreckensmänner; Marat schalt ihn einen Quäker und Robespierre strich ihn als Fremden aus der Liste der Conventsmitglieder und ließ ihn 1794 einsperren. Lange schwebte das Schwert über seinem Haupte, als er auf Verlangen des amerikanischen Gesandten seine Freiheit wieder erhielt. Im Gefängnisse hatte er „Das Jahrhundert der Vernunft“ (1793—1795. 2 Bde., Deutsch, Düsseld. 1794—1796. 2 Thle. 8.), eine Vertheidigung der Religion gegen den Atheismus geschrieben, welches aber gleichgültig aufgenommen ward. Nach seiner Freilassang nahm er seinen Sitz im Convent wieder ein, bis ihn die Revolution des 18. Fructidor zwang, sich in den Privatstand zurückzuziehen. Nachdem er noch einige Pamphlete (z. B. „Über den Verfall der Finanzen Englands,“ [1796, Deutsch, Hamb. 1796. 8.], „Über den 18. Fructidor“ [1798]) in die Welt geschleudert hatte, kehrte er 1802 auf die Einladung Jefferson's nach Amerika zurück, wo er am 8. Juni 1809 in nicht sehr glänzenden Verhältnissen starb. Auch in den letzten Jahren seines Lebens suchte er durch eine Menge von Brochüren auf den Volksgeist einzuwirken, was ihm jedoch nicht mehr so leicht wie früher gelingen wollte. Die neue Ausgabe seiner Werke („Political and theological Works“ London 1819. 8.) ist nicht vollständig; mehr enthält die deutsche Übersetzung seiner „Vermischten Schriften, über Politik

und Religion" (Copenhagen 1793—1794), welche C. F. Cramer besorgt haben soll. 66.

Pearsall (spr. Pihrsel) (Robert Lukas), englischer Musiker und Belletrist, ward den 14. März 1796 zu Cliston in Gloucestershire geboren, studirte in Lincolns-Inn die Staatswirthschaft und ward 1821 Barrister at law (Rechtsanwalt), zog sich aber wegen Kränklichkeit auf sein Landgut Willsbridge in Gloucestershire zurück und machte von da aus 1825 eine Reise durch Belgien und Deutschland. — Wir haben von ihm mehrere Messen und verschiedene Gesangstücke, Quartette und Quintette für Streichinstrumente, ein Ballet: „Der Schwärmer," eine Ouvertüre zu Macbeth nebst Entreacten, welche sich durch reinen Satz, Gediegenheit und schöne Ideen vortheilhaft auszeichnen; außerdem übersetzte er (London 1829) Schiller's „Wilhelm Tell" in englische Verse und (1835) die Capuzinerpredigt im Wallenstein. Eine Geschichte der Tortur und eine Sammlung aller Trachten des Mittelalters sollen später erscheinen. 16.

Pech, lat. pix; franz. poix; engl. pitch, ist das durch Einkochen verdickte Harz, welches durch Ausschmelzen oder trockene Destillation verschiedener Kiefer- oder anderer Nadelhölzer gewonnen und dadurch mehr oder weniger verändert wird. Man unterscheidet: 1) das weiße P., das zuerst ausfließende und auf dem Holzessig sich sammelnde weiße und gelbe Harz, welches durch Destillation von den beigemengten flüchtigen Theilen befreit oder eingekocht wird. Die Farbe desselben ist gelblich und das P. fetter und zäher als 2) das grüne P., welches aus dem darauf folgenden Ausflusse und daher aus etwas weniger reinem Harze gewonnen wird. Dieses Pech muß, wenn es gut ist, im Bruche ins Gelbliche spielen. 3) Das schwarze P. wird aus dem noch spätern Ausflusse des Harzes erhalten. Es ist bereits mehr oder weniger verkohlt und mit etwas Theer vermischt. Dieses P. ist nur dann gut, wenn es eine glänzend schwarze Farbe hat, trocken und glasartig spröde ist. — Pechfaschinen oder Brandfaschinen sind 2 Fuß lange, 4—5 Zoll starke Bündel von trockenem, leicht brennendem Reisig mit dergleichen Hobelspänen durchmengt und in eine Brandmasse getaucht, welche aus grünem P., Theer und Knirschpulver bereitet, zur Zusammenhaltung während des Brennens mit geglühtem Drahte weitläufig umwunden und dann auf eine zum Werfen oder Aufhängen derselben bestimmte Schleife gebracht wird. Sie dienen im Festungskriege zur Verstärkung des Feuers auf der Bresche, wohin sie brennend über die Brustwehr geworfen werden, oder zum Anstecken brennbarer Gegenstände, wohin sie entweder geworfen oder woran sie gehängt werden. — Zu gleichem Zwecke dienen die Pechkränze oder Brandkränze aus Tannenreifen mit lose zusammengedrehtem Werg und untermengten, trockenen, leicht brennenden Hobelspänen, welche auf ähnliche Weise verfertigt werden. — Pechöl oder Pechgeist ist ein balsamisches Öl, welches durch Destillation des Pechs mit Wasser erhalten wird. 61.

Peculat ist 1) Eigenthumsentwendung überhaupt, 2) Entwendung von öffentlichem oder Kirchenvermögen. 31.

Peculium heißt das Vermögen, welches Jemand für sich besonders besitzt, vorzüglich solches Vermögen, worüber der Dritte, unter welchem jener steht, wenig oder nichts mit zu gebieten hat. 31.

Pedal, Fußclavier, franz. pédale; engl. pedals; ital. pedali, ist die zweite Claviatur unter dem Griffbrete oder dem Manual der Orgel, welche, wie ihr Name zeigt, mit den Füßen getreten wird. Es dient zur Verstärkung der Grundbässe und enthält die große und kleine Octave, muß aber, wenn es seinen Zweck erreichen soll, wenigstens eine Stimme haben, welche um eine Octave tiefer steht als die Hauptstimme des Manuals. — Außerdem werden mit dem Namen P. auch die zum Treten vorgerichteten Züge des Pianoforte bezeichnet, vorzugsweise aber der Zug (großes P.), welcher sonst der Fortezug genannt wurde. Der Gebrauch

desselben wird durch die Worte col pedale oder ped. und das Fallenlassen durch ⊕ bezeichnet. Doch deutet das letztere Zeichen bei manchen Componisten oft den Gebrauch des Pedals und * das Fallenlassen desselben an. Über die Pedalharfe s. d. Art. Harfe. 29.

Pedant heißt überhaupt Jeder, welcher in seinem Wesen und seinen Handlungen eine gewisse Steifheit und eine ins Ängstliche gehende Genauigkeit beobachtet und diese wohl auch von Andern verlangt. Das Wesen eines Pedanten selbst heißt Pedantismus oder Pedanterie. Über die Ableitung ist man streitig; Einige wollen es aus **paedant** entstanden sein lassen, so daß es mit παῖς (Kind) zusammenhinge und entweder so viel wäre als Pädagog, weil man bei einem solchen die meiste Pedanterie fände, oder überhaupt kindisch hieße; Andere dagegen leiten es von einem gewissen Pedanus her, dessen steifes Wesen zum Sprüchworte geworden sei. 9.

Pedell ist auf Universitäten eine Person, welche zur Aufwartung und Begleitung für den jedesmaligen Rector bestellt ist. Man hat deßhalb die Pedellen mit den alten Präconen vergleichbar gefunden. Mehrentheils verrichten sie zugleich die mündlichen Bestellungen an die Studenten und die Behändigung gerichtlicher Vorladungen an die übrigen Akademiker. Über die Herleitung des Namens ist man nicht einig; wahrscheinlich kommt er aber von dem altsächsischen Bidele, Bote, her, weßhalb es im Lateinischen des Mittelalters auch **bedellus, bidellus,** geschrieben wird. 31.

Pedo Albinovanus war ein römischer Dichter zur Zeit des Augustus, Zeitgenosse und Freund des Ovidius, der ihn **Ep. ex pont. 4, 10 divinum** nennt. Nur Weniges hat sich von ihm erhalten und selbst die drei Elegien, deren Verfasser er genannt wird, werden ihm von den meisten Kritikern abgesprochen. Sie führen den Titel: „**Consolatio ad Liviam Drusam de morte Drusi**"; „**Elegia in obitum Maecenatis**" und „**De Maecenate moribundo.**" Die erste schreibt man gewöhnlich dem Ovidius zu. Ausgaben sind: „**Cat. Virg. rec. c. not. Scalig. Lindenbrog. Heinsii et suis ed. Th Gorallus**" (**Amstel. 1703. 8.**); dann von Chr. Dan. Beck (**Lips. 1783. 8.**). (Vergl. Wernsdorf, „**Poet. lat. min.**", **T. III.**) 20.

Pedro I. (Antonio Jose Don) von Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. im Palaste Queluz den 12. Oct. 1798, war der zweite Sohn Johann's VI. von Portugal und ward durch den Tod seines ältern Bruders Antonio (1802) Prinz von Beira und nach dem Regierungsantritte seines Vaters (20. März 1816) Prinz von Brasilien und Thronerbe. Er war nicht ohne geistige Anlagen, aber seine Erziehung, die ein Geistlicher leitete, wurde ganz vernachlässigt, außer daß man seine Körperkräfte entwickelte, und wenn auch später, als die königliche Familie bei der Annäherung eines französischen Heeres nach Brasilien flüchtete (Ende 1807), seine Erziehung einem achtungswerthen Greise, Johann Radenak, der lange portugiesischer Gesandter am Hofe von Dänemark gewesen war, anvertraut ward, unter dem P. Don P. die vaterländischen Dichter, besonders Filangieri's Werke las, sich selbst in der Dichtkunst versuchte, in der Musik eine große Fertigkeit erlangte und mit Lust Mechanik trieb; so blieb doch die Leitung seiner Übungen stets ohne Plan und daher ermangelte seine mehrseitige Bildung eines festen Grundes. Später studirte er eifrig die Kriegswissenschaften, ward aber von seinem Vater von der Theilnahme an der Regierung gänzlich ausgeschlossen und sogar, da seine Unzufriedenheit mit dem fehlerhaften Gange der Verwaltung bekannt war, von der Polizei streng bewacht. Nach den Vorgängen in Portugal (1820) rieth er, das Zeitbedürfniß erkennend, seinem Vater zu der politischen Reform in Brasilien, erhielt auch, als die portugiesischen Truppen und das Volk von Rio-Janeiro am 25. und 26. Febr. 1821 einen Gefahr drohenden Aufstand bewirkten, von diesem Vollmacht

dem Volke die neue portugiesische Verfassung zu bewilligen, und ward, als der König Johann VI. nach Europa zurückkehrte, durch das Decret vom 22. April 1821 zum Regenten von Brasilien ernannt. Als aber die portugiesischen Cortes auch seine Rückkehr nach Europa forderten und ein Aufstand der portugiesischen Truppen (im Jan. 1822) ihn dazu nöthigen wollte, erhielt er nach Dämpfung desselben vom Volke den Titel eines „ewigen Vertheidigers," berief eine Nationalversammlung zur Entwerfung einer brasilianischen Verfassung (Juni 1822) und sprach, da die portugiesischen Cortes diese Versammlung für ungültig und die Regierung zu Rio für ungesetzlich erklärten, auch vom Prinz-Regenten die Rückkehr nach Portugal, bei Verlust seines Erbrechts auf den portugiesischen Thron, binnen 4 Monaten verlangten, durch das Manifest vom 1. Aug. die Trennung Brasiliens von Portugal aus, nahm die ihm angebotene Krone an und ward am 12. Oct. in Rio zum Kaiser von Brasilien ausgerufen und am 1. Dec. gekrönt. Der Entwurf zur neuen Verfassung Brasiliens ward zwar bereits am 30. Aug. 1823 beendigt, allein die Annahme desselben, wegen der zu großen Beschränkung der Regentenmacht, vom Kaiser verworfen. Als aber die Nationalversammlung bei dem von ihr ausgegangenen Verfassungsentwurfe beharrte und sich am 11. Nov. für permanent erklärte, ließ sie der Kaiser am 12. Nov. militairisch sprengen und 8 Mitglieder verhaften. Doch berief er (Nov.) eine zweite Nationalversammlung zusammen und ließ ihr einen von den Ministern und Staatsräthen bearbeiteten Verfassungsentwurf (17. Dec. 1823) vorlegen, der, zum Grundgesetze der Monarchie erhoben, vom Kaiser am 25. März 1824 beschworen, aber erst am 25. März 1826 bekannt gemacht und eingeführt ward. Während einer größtentheils schwankenden Regierung hatte inzwischen durch Vermittelung Großbritanniens der Kaiser am 29. Aug. 1824 mit seinem Vater einen Vertrag geschlossen, nach welchem dieser Brasilien als ein unabhängiges und selbstständiges Kaiserreich anerkannte, er selbst aber auf Lebenszeit den kaiserlichen Titel führen sollte. Den hierauf von Don P. mit Buenos-Ayres geführten Krieg (seit 10. Dec. 1825), wegen des von Beiden in Anspruch genommenen Besitzes Monte-Video's und der Banda oriental, machte der unter Großbritanniens Vermittelung zu Rio-Janeiro auf die Bedingungen der von beiden Staaten anerkannten Unabhängigkeit der Provinz Monte-Video ein Ende (27. Aug. 1828). Unterdessen hatte er, bald nach der Aussöhnung zwischen Portugal und Brasilien und dem Tode Johann's VI. (10. März 1826), weil er die Kronen beider Reiche nicht vereinigen konnte, am 19. April dem Königreiche Portugal eine eigene, der brasilischen theilweise nachgebildete Verfassung gegeben und am 2. Mai seine minderjährige Tochter, die Prinzessin Maria da Gloria (s. d. Art.), zur Königin von Portugal und seinen Bruder, Don Miguel, bis zu ihrer Volljährigkeit zum Regenten ernannt (s. Miguel). Immer mißlicher gestaltete sich aber indessen der Fortgang seiner Verwaltung. Denn obwohl er manche treffliche Einrichtungen traf und beabsichtigte, so fehlte es ihm doch an Umsicht und Kraft, um sie gehörig auszuführen. Er hob zwar die Frohndienste, das Geißeln, die Kettenstrafen, die Entehrung und das Brandmarken auf, gab ein gutes Beispiel von Ordnung und Sparsamkeit, stiftete Volksschulen des gegenseitigen Unterrichts, besuchte auch diese Anstalten, um ihren Zustand zu prüfen, gründete eine Militair-, eine See- und eine Kunstakademie und eine Sternwarte; aber Unordnung und Willkühr blieben in der Rechtspflege herrschend, die Bank ward schlecht verwaltet, die Hofhaltung und die Kriege kosteten viel Geld und er selbst hatte die Geistlichkeit und die Kammern beständig gegen sich. Fortwährend griffen ferner die Reibungen der Parteien, welche er anfänglich zwar auf die Grundlage der Constitution vereinigen zu können geglaubt hatte, bald insgeheim, bald öffentlich störend in das Getriebe des Staatslebens ein; seine Mißgriffe und Widersprüche in der Verwaltung, wie beim Zollwesen und in der Rechtspflege, die Freiheit der Presse, seine europäische Politik und die Creditabhängigkeit

des brasilischen Staates von England hemmten seine und wiederum seiner Minister Thätigkeit; es entstanden Reibungen zwischen ihm und seinen Ministern und beider mit den Kammern, so wie dieser unter sich; die Zerrüttungen der Finanzen, die Interessen für die Rechte seiner Tochter gegen Portugal u. m. a. machten das öffentliche Urtheil gegen ihn immer feindseliger und die Deputirtenkammer von 1829 widersetzte sich nicht nur den von der Regierung vorgeschlagenen Maßregeln, sondern beleidigte sogar den Kaiser persönlich durch Äußerungen und Anträge und endlich erhob sich am 6. April 1831 das Volk, aufgeregt durch die Presse und andere anarchische Mittel, in Masse, auch fielen die Truppen von dem Kaiser ab. Jetzt entschloß sich Don P. zu Gunsten seines Sohnes, Don Pedro II. von Alcantara, abzudanken. Dieß geschah, nachdem er bereits die Nacht zuvor mit seiner Familie am Bord des englischen Kriegsschiffes Warspite zugebracht hatte, am 7. April. Am 13. verließ er Brasilien, langte den 11. Juni zu Cherbourg an und legte sich den Titel eines Herzogs von Braganza bei. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich nur mit seinem Lieblingsplane, seine Tochter Maria auf den Thron Portugals zu erheben. Wegen des Beistandes, den er hierzu bedurfte, wandte er sich persönlich an die Höfe von Großbritannien und Frankreich (Juni und Juli) und rüstete sich zur Wiedereroberung Portugals. Der Stützpunkt seiner Unternehmungen war die Insel Terceira, wo er am 20. Febr. 1832 angekommen mit Jubel empfangen ward. Von hier aus landete er mit etwa 7000 Mann zu Oporto (8. Juli), bemächtigte sich ohne Widerstand dieser wichtigen Stadt und behauptete sich in derselben trotz der Anstrengungen des miguelistischen Heeres. Dieser Bruderkrieg schien sich in die Länge zu ziehen, da das portugiesische Volk auf keine Seite der streitenden Parteien trat, in Don P.'s Hauptquartier es Unordnung und Zwiespalt gab, das Heer nicht in dem besten Zustande war und es auch an den nöthigen Geldmitteln fehlte. Nachdem er aber den General Solignac an die Spitze der Truppen gestellt hatte (3. Jan. 1833), kam eine festere Organisation und militairische Haltung in die ungeordneten Schaaren und durch den Grafen Palmella, der mit viel Klugheit die Sache Donna Maria's in London betrieb, kamen im Frühjahre 1833 neue Truppen und Hülfsgelder nach Oporto. Auch brachte man es dahin, daß Spaniens Interesse für Don Miguel gleichgültiger wurde. Die Pedroisten landeten in Algarbien (24. Juni), worauf in Faro eine Regentschaft errichtet wurde, die miguelistische Flotte wurde beim Cap St. Vincent (5. Juli) erobert, am 24. Juli zog Villaflor in Lissabon ein und schon am 28. brachte das Dampfboot William IV. Don P. nach Lissabon. Nun schritt er aber unter dem Einflusse zweier, aus niedrigem Stande emporgehobener Höflinge, Candido Jose Xavier und des Kammerdieners Carlotta, zu den zwar nöthigen, aber viel zu leidenschaftlichen und unklugen Radicalreformen, durch welche er die Gemüther der getäuschten Portugiesen von sich ab und dem sonst verabscheuten Usurpator wieder zuwandte. Neben diesen Reactionsmaßregeln dauerten daher in Lissabon Parteienwuth und Intriguenspiel fort. Am 15. Aug. fand die Eröffnung der portugiesischen Cortes durch eine Rede Don P.'s statt, worauf dieser (30. Aug.) zum Regenten ernannt wurde. Aber die raschen und mannigfaltigen Entscheidungszustände eines thätigen und bewegten Lebens, die Strapatzen, Hindernisse und Schwierigkeiten, denen er während seines hartnäckigen Kampfes ausgesetzt war, vielleicht auch die Kränkungen, die er von einigen entarteten Portugiesen erleiden mußte, verkürzten seine Tage. Am 18. Sept. richtete er ein Schreiben an die Kammern der Abgeordneten, worin er diesen eröffnete, daß er wegen seiner erschütterten Gesundheit die öffentliche Verwaltung zu besorgen verhindert werde; die Cortes erklärten hierauf seine Tochter, Donna Maria, für volljährig. Er starb den 24. Sept. 1834. 25.

Peel (spr. Piel) (Robert), der Sohn des berühmten und mit Hinterlassung eines Vermögens von beinahe 3 Millionen Pfund Sterling im Jahre

1830 verstorbenen Fabrik- und Manufacturherrn, durch Pitt's Verwendung 1800 zum Baronet erhobenen Robert Peel, ward am 6. Febr. 1784 auf einem Landgute in Lancashire geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im elterlichen Hause und meistens unmittelbar von seinem Vater erhalten hatte, bezog er die Lehranstalt zu Harrow und 1800 die Universität zu Oxford und trat 1809 ins Parliament. Die aristokratischen Ansichten Spencer Perceval's bestimmten auch P.'s Ansichten, der sich während der nächsten 20 Jahre, die er im Parliamente saß und die höchsten Staatsämter verwaltete, eng und entschieden an die Partei der Tories anschloß, allen freisinnigen Grundsätzen entgegenarbeitete und daher die Emancipationsfrage wegen der Katholiken eben so wie die Verbesserung der Volkserziehung und der höheren Lehranstalten bestritt, dagegen aber die Beibehaltung der Fremdenbill und der bestehenden, auch nicht mehr zeitgemäßen Einrichtungen beantragte und vertheidigte. Erst mit dem 5. März 1824, wo er selbst auf Emancipation der Katholiken antrug, verließ er auf kurze Zeit die Torypartei und war mehr als Mitglied einer gemäßigten Opposition zu betrachten, obgleich er nicht alle Reformen, z. B. die Parliamentsreform 1831, gut geheißen und befördert hat. Jedenfalls ist P. ein Mann, der als Parliamentsmitglied wie als Staatsbeamter durch reife Geschäftserfahrung, gründliche Kenntnisse seines Vaterlandes und der Verhältnisse desselben und patriotische (in seinem Sinne) Gesinnungen sich ausgezeichnet hat. Wie wechselnd seine Laufbahn gewesen ist, wird aus folgenden flüchtigen Umrissen hervorgehen. Schon im Jahre 1810 trat P., durch politische Verbindungen seines Vaters befördert, in den Staatsdienst, wurde Unterstaatssecretair für die Colonien und 1812 erster Secretair für Irland. In letzterer Stellung erkannte er zwar den mißlichen Zustand dieses Königreichs, doch verstand er es nicht dem Übel vom Grunde aus zu begegnen. Im Jahre 1817 wurde er an Abbot's Stelle Parliamentsmitglied für die Universität Oxford, nach Lord Sidmouth's Austritt 1822 Minister des Innern, welches Amt er, obschon den aristokratischen und auf Erhaltung des Bestehenden gerichteten Grundsätzen treu, doch nicht ohne Ruhm und Nutzen für die drei vereinten Königreiche verwaltete, was sich besonders durch Verbesserung der Rechtspflege, der Gesetzgebung und Polizeiverwaltung bewährt hat, trat 1827 aus dem Ministerium, als Canning an die Spitze desselben kam, wurde nach dessen Tode unter Goderich mit Wellington Mitglied der neuen Verwaltung, gab zwar 1829 seine Vollmacht als Parliamentsglied für die Universität Oxford zurück, erhielt aber durch die Regierung für einen ihr gehörigen Landestheil wieder Sitz und Stimme im Unterhause und setzte seine früheren Bestrebungen, namentlich die londoner Polizei zu verbessern, mit Eifer und Festigkeit fort. Nach Wilhelm's IV. Thronbesteigung trat P. im November 1830 abermals aus dem Ministerium, kehrte, in sofern die Tories die Opposition des neuen aus der Whigpartei gebildeten Ministerium abgaben, zu jenen zurück und zeichnete sich besonders als Gegner der Parliamentsreform 1831 aus. Ungeachtet P. nach der Niederlage des Whigministerium im Oberhause im Mai 1832 den Antrag erhielt, in das neue Ministerium zu treten, lehnte er dennoch, vielleicht weil er die Macht der Volkspartei nicht verkannte und die zunehmende Schwäche der Torys voraussah, jedes öffentliche Amt ab und wirkte nur noch als Mitglied des Unterhauses im Geiste der Torypartei. Doch eben war er auf einer Reise in Italien begriffen, als im Nov. 1834 das Ministerium Melbourne entlassen ward und Wellington den Auftrag erhielt, ein neues zu bilden. Jetzt trat er auf dessen Einladung an die Spitze desselben als Lord der Schatzkammer (den 27. Dec. 1834). Er erklärte sich zwar für eine gerechte Reform, löste aber schon den 30. Dec. das Parliament auf. Das neue Parliament, das im Februar zusammentrat, ward anfangs durch freundliches Entgegenkommen gewonnen und mehrere Bills gingen durch; doch die irische Zehntenfrage ward die Klippe, an welcher auch P. scheiterte; er gab den 8. April 1835 seine Entlassung ein, mit welcher

er selbst die ehrendste Huldigung seiner Gegner empfing, und trat wieder als Mitglied in das Unterhaus ein, in welchem er gegenwärtig seine Grundsätze mit feuriger Beredtsamkeit vertheidigt. 64.

Pegasus, das geflügelte Roß der griechischen Mythologie, entsprang, als Perseus die Medusa tödtete, aus dem blutigen Haupte derselben an den Quellen (πηγαί) des Oceans und flog darauf gleich zum Sitze der Unsterblichen empor, wo es in Zeus' Palaste wohnt und den Donner und Blitz trägt. Nach Pindar schwärmte der P. wild und unbändig in Korinth bei den Quellen der Pyrene herum, bis ihn Bellerophon durch einen goldenen Zügel, den er im Schlafe von der Pallas empfangen hatte, zähmte und ihn auf seinen Heldenzügen ritt; aber als er sich mit ihm dem Sitze der Götter nähern wollte, durch eine vom Zeus gesandte Bremse, die den P. rasend machte, abgeworfen ward. Zeus schenkte ihn dann der Eos. Die spätere Zeit erzählt noch, daß bei dem Wettstreite der Musen und Pieriden, wo Alles um sie her sich belebte, so daß selbst der Berg Helikon zu ihren Füßen hüpfte, der erzürnte Neptun den P. gesandt und dieser durch das Stampfen mit seinem Hufe Alles wieder in das ruhige, sanfte Gleis gebracht, aber den Dichterquell Hippokrene (s. d. Art.) hervorgerufen habe. Überhaupt wird er als Attribut Apollo's, der Musen und der Dichter erwähnt. (Über die Deutung der Mythe s. Böttiger's „Vasengemälde", Bd. 1. S. 209.) 11.

Pegasus ist ein nur mit dem Vordertheile in verkehrter Stellung am Himmel stehendes großes Sternbild von 89 Sternen zwischen dem Wassermanne, den Fischen, der Andromeda und dem Schwane, leicht kenntlich an einem schönen Vierecke, das durch Markab, Algenib, Scheat und den Kopf der Andromeda formirt wird. 13.

Pegnitzorden, s. Blumenorden.

Pegu, s. Birma.

Pehlewi, s. Persische Sprache.

Peinlich, lat. criminalis; franz. criminel; engl. criminal, bezeichnet die Eigenschaft, vermöge deren etwas Gegenstand des Criminalrechts, der peinlichen Gerichtsbarkeit, des peinlichen (Straf-) Rechts ist. Das letztere, jus criminale, ist derjenige Theil des öffentlichen Rechts, welcher die Gesetze über Verbrechen, so wie deren Untersuchung und Bestrafung in sich begreift und zerfällt wie das Recht überhaupt (s. d. Art.) in natürliches und positives, gemeines und besonderes. Die Geschichte des deutschen Criminalrechts zerfällt in Rücksicht auf Gesetzgebung in drei Perioden, die ältere, welche die veralteten nur in einzelnen Territorien gültigen Strafgesetze umfaßt, die mittlere, in welcher die erste Rechtsgesetzgebung, die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. (s. d. Art.), erschien, und die neueste, wo nur in einzelnen deutschen Staaten besondere Criminalgesetze gegeben worden sind. Betrachten wir die Criminalgesetzgebung anderer Staaten, so verdienen in neuerer Zeit besonders die englische, die toscanische unter Leopold II., die französische unter Napoleon (Code pénal), die östreichische und preußische bemerkt zu werden. In Deutschland hat neuerdings Baiern einen neuern Criminalcodex erhalten und das Königreich Sachsen erwartet beim nächsten Landtage ein seit Jahrzehnden verheißenes neues, den Zeitverhältnissen angemessenes Criminalgesetzbuch. In der Geschichte der Wissenschaft des Criminalrechts nimmt man ebenfalls drei Perioden an; die erste bis Ende des XVII. Jahrh., in welcher das Criminalrecht wissenschaftlich ganz vernachlässigt und selbst die Frage über das Recht zu strafen ununtersucht gelassen wurde, weil die oberste Staatsgewalt als von Gott hergeleitet dieß Recht ohne Störung ausgeübt hatte; die zweite Periode bis zum Ende des XVIII. Jahrh., wo das Criminalrecht als ein selbstständiger Theil der Rechtswissenschaft betrachtet und theils philosophisch behandelt, aber auch mehr zu einem der Gesetzgebung selbst entgegenlaufenden Gerichtsbrauche herabge-

setzt wurde, wozu die Schriften von Voltaire, Montesquieu, Filangieri, Beccaria, von Globig, Huster, Pastoret, welche eine Menge Strafrechtssysteme aufstellten oder doch veranlaßten, nicht wenig einwirkten. Mit dem Schlusse des XVIII. Jahrh. und der Ansicht Feuerbach's, welcher das positive Recht wieder zu seinem Ansehen erhob, beginnt die dritte noch jetzt dauernde Periode, deren Grundcharakter vorzüglich darin besteht, daß die Willkühr der Gerichte beschränkt, die Criminalgesetzgebung auf ein genaueres System gebaut und das Strafrecht mit Sorgfalt auf festere Gründe zurückgeführt wird. Noch gedenken wir der hauptsächlichsten Systeme in Betreff des Zweckes der Strafen. Vorherrschend sind das Erziehungs- oder pädagogische System, welches durch die Strafe Erziehung und Besserung des Menschen beabsichtigt und das System der physischen Abschreckung, auch das Präventionssystem genannt, wonach man den Zweck der Strafen darin findet, daß durch deren Anschauung Andere von Verbrechen abgehalten werden sollen. Weiter gibt es bei den philosophischen Criminalrechtslehrern das Wiedervergeltungssystem oder das System absoluter Strafgerechtigkeit, das den Grundsatz befolgt, es müsse Jedem geschehen nach dem was er gethan, daher auf Verbrechen Strafe folgen müsse; das System des Abbüßungsvertrags, das sich auf einen gleichsam vom Verbrecher mit dem Staate abgeschlossenen Vertrag gründet, sei es nun, daß dieser der allgemeine Bürgervertrag oder ein besonderer Vertrag ist, um den rechtlos gewordenen Verbrecher nicht einer unbeschränkten Willkühr Preis zu geben; das System des moralischen Schadenersatzes, weil jedes Verbrechen einen Reiz zu neuen Verbrechen erzeugt und dieß der Moralität der Menschheit nachtheilig sei; endlich das Nothwehrsystem, indem man annimmt, es entstehe durch die Verübung eines Verbrechens für das Fortbestehen des Staats Gefahr, die durch Strafen von demselben abgewendet werden müsse. Die Schriften eines Feuerbach, Grolmann, Tittmann, Henke, Erhard, Martin, Roßhirt sind für den, welcher sich über die neuere Fortbildung des Criminalrechts näher unterrichten will, besonders wichtig. — Peinliches Gericht, Criminalgericht, Strafgericht (judicium criminale, poenale) wird der Verein derjenigen Personen genannt, welcher die Criminalgerichtsbarkeit unter Auctorität des Staats ausübt. Die Personen sind gewöhnlich der Criminalrichter, der Criminalgerichtsschreiber oder Actuarius und die Schöppen, Beisitzer (scabini), welche drei Personen „die besetzte Gerichtsbank" heißen und bei Untersuchung größerer Verbrechen so nöthig sind, daß ohne ihre Anwesenheit dabei die Untersuchung selbst nichtig oder doch nicht zur gesetzlichstrengen Bestrafung des Verbrechers hinreichend ist. Zu den weniger wesentlichen Personen des Criminalgerichts gehören die Gerichtsdiener, Frohne, Wächter, Aufseher und der Scharfrichter. Noch ist zu bemerken, daß nach den meisten deutschen Criminalgesetzgebungen bei bedeutenderen Verbrechen das Erkenntniß nicht auch vom Untersuchungs-, sondern von einem höheren Gerichte gefällt wird, während da, wo Öffentlichkeit des Verfahrens und Geschworengerichte eingeführt sind, vom untersuchenden Gerichte zugleich das Strafurtheil gesprochen zu werden pflegt. Die peinliche Gerichtsbarkeit, Criminalgerichtsbarkeit, Strafgerichtsbarkeit (jurisdictio criminalis, poenalis) bedeutet das Recht, begangene Verbrechen zu untersuchen und zu bestrafen; im engern Sinne beschränkt sie sich auf eigentliche Criminalverbrechen und kommt dann auch unter der Bezeichnung Blutbann, Zentgerechtigkeit, Malefizrecht, Vogteigericht, Halsgericht, Obergericht vor. Sie wird wie die jurisdictio (Gerichtsbarkeit) überhaupt in eigene (patrimonialis) oder aufgetragene (mandata, administratoria), in dingliche (realis) und persönliche (personalis), ordentliche und außerordentliche oder ordinaria und extraordinaria, delegata eingetheilt. Dieß sind wenigstens die gewöhnlichsten und am häufigsten vorkommenden Eintheilungen; ungewöhnlicher ist die

in Pfalzgerichte und Zaun- oder Binnengerichte, wenn die Criminalgerichtsbarkeit entweder blos die Personen betrifft, die in dem bestimmten Gerichtsbezirke wohnen, oder außerdem Alle, die in demselben ein Verbrechen begehen. — Criminalproceß (s. d. Art. Proceß). — Peinliche Kosten, Criminalkosten (expensae criminales) sind die durch Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechens entstandenen Kosten, die, wenn es zu letzterer kommt, von dem Verbrecher oder aus dessen Nachlasse zu entrichten oder aber vom Fiscus des Staats oder der Criminalbehörde zu übertragen sind. Sie zerfallen in allgemeine und besondere, jene, die zur Ausübung der Criminaljustiz überhaupt nöthig, diese, die durch eine einzelne Criminaluntersuchung veranlaßt sind; in Criminalproceßkosten, die durch die Untersuchung des Verbrechens, und in solche, welche durch Entscheidung und Strafvollziehung herbeigeführt werden; in gerichtliche (judiciales) und außergerichtliche (extrajudiciales), wenn sie dem Gerichte oder andern bei dem Criminalverfahren beschäftigt gewesenen Personen, wie Ärzten, Zeugen, Defensoren, zu entrichten sind. Die Bedeutung des Wortes Criminal oder Criminell in den Zusammensetzungen Criminalacten, Criminalfond, Criminalhoheit, Criminalphysikus, Criminalsachen, Criminalstrafe, Criminalverfahren, Criminalverjährung ist nach dem Ebengesagten auch ohne Erklärung leicht zu finden und nur noch zu erwähnen, daß man unter dem Worte „Criminalist“ einen Kenner oder Lehrer des peinlichen Rechts versteht. 64.

Peins (Gregor), häufig, obwohl irrthümlich, auch Georg Pentz oder Pens genannt, verdient unter den Malern des XVI. Jahrh. besondere Aufmerksamkeit. Geboren im Jahre 1500 zu Nürnberg erhielt er den ersten Unterricht von Dürer und ging hierauf nach Italien, wo er durch das Studium der Raphael'schen Meisterwerke seine Ausbildung vollendete. Später kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Breslau nieder. Hier starb er im Jahre 1550. — Unter seinen Arbeiten, die sich vorzüglich durch sorgfältige Ausführung, geistreiche Auffassung und Wahrheit des Colorits auszeichnen, bewundert man außer 3 in der münchener Gallerie befindlichen Gemälden, Tarquinius und Lucretia, der Tod der Lucretia und das Bildniß des Alchymisten Jamnitzer, besonders zwei Staffeleigemälde, welche die wiener Gallerie besitzt und von denen das eine einen Heiland am Kreuze mit der heiligen Magdalena und der Maria und das andere einen Mann in dunklem Pelzmantel darstellt. Gleich geschickt war P. auch als Kupferstecher und Kenner schätzen die Blätter, welche er in Italien zugleich mit Raimondi nach Raphael'schen Originalen gestochen hat, sehr hoch, mehr aber noch die kleinen Stiche, welche er nach eigenen Zeichnungen arbeitete. Diese werden sowohl wegen der Manier, als auch wegen ihrer Correctheit für Meisterwerke gehalten. 36.

Peipussee oder das **tschudische Meer**, ein tiefer und fischreicher See, liegt zwischen den russischen Statthalterschaften Liefland, Esthland, Pskow und St. Petersburg, hat eine Länge von 18 und eine Breite von 6 M., die aber im Süden immer geringer wird, und heißt hier, so weit er in die Statthalterschaft Pskow eindringt, der See von Pskow. Seine Ufer sind flach und waldig. Durch die Narowa steht er im Norden mit dem finnischen Meerbusen in Verbindung, im Westen durch die Embach mit dem Wirzsee und auf solche Weise mit dem pernauer Busen. Unter den wenigen Inseln, von denen seine Oberfläche unterbrochen wird, ist Porka in östlicher Richtung von Dorpat die umfangsreichste. 35.

Peiresc (spr. Pärec) (Nicolas Claude Fabri de), ein merkwürdiger französischer Literat, Kunst- und Alterthumskenner, geb. am 1. Dec. 1580 zu Beaugensier in der Provence, zeigte schon als Kind eine seltene Begierde nach Büchern, erhielt später in Brignole und Avignon, dann zu Tournon seine wissenschaftliche Ausbildung, besuchte hierauf Italien, studirte nach seiner Rückkehr von dort zu Montpellier die Rechte, bereiste hierauf England und Holland und ward endlich

nach mehrjähriger Abwesenheit Parliamentsrath zu Aix. Die Pflichten seines Amtes als Nebensache betrachtend widmete er fortan seine ganze Lebenszeit wissenschaftlichen Beschäftigungen, und zwar mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit, welche kein Opfer scheute, wenn es galt irgend ein wichtiges Resultat zu erlangen. Dabei umfaßte er mit gleichem Fleiße und Erfolge fast alle Disciplinen; er war Archäolog, Philosoph, Sprach- und Naturforscher, Astronom ꝛc., kurz, keine Wissenschaft blieb ihm fremd; überdieß stand er mit den berühmtesten Gelehrten des In- und Auslandes in Correspondenz und unterhielt in Asien, Afrika und Amerika Agenten, welche ihm literarische und naturhistorische Seltenheiten, Alterthümer ꝛc. zusenden mußten. Seine Sammlungen waren daher eben so vollständig als ausgesucht, weßhalb ihn die berühmtesten Gelehrten in schwierigen Fällen um Rath und Belehrung angingen. Sein botanischer Garten in Beaugensier wurde damals nächst dem königlichen und den zu Montpellier für den vorzüglichsten in Frankreich gehalten und sein auf seinem Hause angebrachtes Observatorium enthielt die kostbarsten Instrumente. Alles, was auf Wissenschaft Bezug hatte, interessirte ihn; bald stellte er Untersuchungen über das Wesen der Kometen an, bald vertiefte er sich in die Geheimnisse der Physik, trieb Geologie, stellte neue Gedanken über die Theorie der Winde und die Formation der Steine auf ꝛc. Doch diesen unaufhörlichen Beschäftigungen erlag endlich sein Körper in unheilbarer Krankheit. Er starb in den Armen seines Freundes Gassendi am 24. Juni 1637. — Im Druck sind nur einige seiner unbedeutendsten Arbeiten erschienen, das Übrige ist mit theilweiser Ausnahme seiner Correspondenz (er hinterließ mehr als 10000 Briefe) Manuscript geblieben und findet sich eben so wie seine übrigen wissenschaftlichen Schätze zerstreut in Bibliotheken und Sammlungen. 22.

Peischwah (Minister, verwandt mit dem persisch-türkischen Pascha) war der Titel, den der Stifter des Reichs der Punahmahratten (s. Maharatten) beibehielt, das aber seit 1818 ebenfalls aufgelöst und den Engländern unterworfen ist. 30.

Peking (der nördliche Hof) oder **Tschung-tieng-fu**, Hauptstadt des chinesischen Reiches und Residenz des Kaisers in der Provinz Tschi-li, nach Jeddo die größte Stadt der Erde, liegt unter 39° 54′ N. Br. in einer großen Ebene, 28 M. von der großen Mauer entfernt und hat ohne die Vorstädte einen Umfang von 15400 Toisen. P. besteht aus zwei durch eine Mauer getrennten Städten: im Norden aus der sogenannten King-tschhing oder Kaiser-, auch Mogolenstadt genannt, weil sie von Mogolen erbaut wurde, welche jetzt von Mandschu bewohnt wird und ein vollkommenes Viereck bildet; im Süden aus der Lao-tsching (alten Stadt) oder Wai-lo-tsching, auch Chinesenstadt genannt, welche ein längliches Viereck bildet; ferner aus 12 Vorstädten, wovon die beiden Städte allein 4¼ M. im Umfange haben, aber auch Seen, Felder und Sümpfe einschließen, und zählt 10000 Paläste, 1300000 Einw., 16 Thore, 33 Tempel, 2 römisch-katholische Klöster, 1 griechische Kirche, 1 russisch-griechisches Kloster (dessen Archimandrit und 8 Mönche, gewöhnlich aus den Zöglingen der russischen Seminarien erwählt, alle 13 Jahre wechseln), 8 öffentliche Altäre, 1 Moschee und 6 Begräbnißorte der vorigen Landesherren. Beide Städte sind von 40 F. hohen Mauern umgeben. Die 9 Thore der Tartarenstadt haben keine Verzierungen, aber mehrstöckige Thürme von großartigem Ansehn. Vor jedem Thore ist eine mehr als 360 F. weite abgestochene Ebene, von einer halbkreisartigen Mauer umgeben, die einen Waffenplatz bildet. Die Straßen von King-tschhing sind sehr lang, breit, schnurgerade und sehr rein; die Hauptstraßen sind 20 Toisen; die, welche Tschhang-ngan-kai (Straße der immerwährenden Erholung) heißt, ist 30 Toisen breit. Die Häuser sind sehr niedrig, haben öfters nur ein Stockwerk und sind häufig schlecht angebaut. Aber die Pracht und Mannigfaltigkeit der Waaren in den Läden, ihre Schilder und Ge-

bel, glänzend durch vergoldete Bildwerke, ergötzen in mehrern Stadtvierteln das Auge. Die Straßen und Häuser der Chinesenstadt sind in allen Verhältnissen viel geringer, als die der Tartarenstadt. In den meisten Häusern, in allen Läden, sogar in dem Kaiserpalaste sind die Wände mit Denksprüchen der Weisen und Dichter behangen. Bei den Reichen sind Thüren und Verschläge von kostbarem Holze und mit Bildwerken geschmückt. Die Dächer der kaiserlichen Häuser und Tempel haben gelbe, die der Mandarinen grüne und die der übrigen Einwohner graue Ziegel, und anstatt des Glases haben alle Gebäude überall Papier in den Fenstern. Die Tartarenstadt besteht aus drei einander einschließenden Städten mit besonderen Umgrenzungen. Der innere umgrenzte Raum bildet den Kaiserpalast oder Tsukin-tschhing, vielleicht die größte Fürstenwohnung auf Erden. Der Umfang des eigentlichen Palastes, der eine Art längliches Viereck bildet, beträgt 1776 Toisen. Er ist von starken Mauern umgeben, die von Ziegelsteinen aufgeführt und mit gelben Dachsteinen bedeckt sind. An jedem der 4 Thore ist ein großer und hoher Pavillon; ähnliche Pavillons sind auch an den 4 Ecken der Umgrenzung. Ein breiter mit Bruchsteinen gefütterter Graben umgibt ihn. Das Innere des Palastes bildet eine Reihe Höfe, die von Säulen, großen Zimmern und Gemächern umgeben sind. Unter den zahlreichen diesen Palast bildenden Gebäuden sind zu bemerken: das dritte Thor, Tuan-men genannt; die beiden Tempel, Thaï-miao, wo den Ahnen der Mandschukaiser eine religiöse Verehrung zu Theil wird, und Schetsu-tnan, dem Gotte der Fruchtbarkeit, geweiht; das schöne Thor im Süden (U-men), der Hof des Thai-ho-tian (große Einheit), rechts und links von Thoren, Säulenhallen und Gallerien umgeben, die von Balkonen geziert und von Säulen getragen werden; der prächtige Saal des Thai-ho-tian, in dem der Kaiser auf seinem Throne die Großen seines Reiches und die fremden Gesandten empfängt; endlich der eigentlich für den Kaiser bestimmte Theil, die „Wohnung des lauteren Himmels" genannt, der höchste, reichste und prächtigste von allen; hinter ihm ist der Kaisergarten. In dem Huang-tschhing, dem äußern Palaste, der die zweite Umgrenzung bildet, sind andere viel größere Gärten mit großen gegrabenen Seen; der schöne Tempel des Fo mit einer hundertarmigen 60 F. hohen Goldbronzestatue dieses Gottes; der große mogolische Tempel des Sung-tschhu-szu, der von dem Kutuchtu, dem ersten der drei Oberpriester der Lamareligion, bewohnt wird und neben dem die Druckerei für die tibetischen Gebetbücher ist. Auch in dem Huang-tschhing sind prachtvolle Abtheilungen, die vom Kaiser Khian-lung erbauten Schauspiel- und Concertsäle und die 5 künstlichen Hügel, von denen der King-schan oder der rückstrahlende Berg der höchste ist. Im Allgemeinen ist dieser Theil von Leuten, die zum Hofe gehören, bewohnt; doch findet man auch Kaufleute daselbst, welche ihre Läden hier haben. Hier steht ein ungeheurer Palast, der von einem Canale umgeben ist, über den eine Brücke aus schwarzem Jaspis von ganz außerordentlicher Bauart führt; nach Peter Magelhaens bildet sie einen Drachen, dessen Füße die Pfeiler sind. In dem dritten Theile der Kaiserstadt sind die Tempel oder Miao, die Gerichtshöfe und überhaupt alle öffentliche Gebäude mehr oder minder merkwürdig; ferner der berühmte Tempel des Tiwang-miao, wo in Rahmen die Namen der chinesischen Kaiser angebracht sind, von Fo-hi, dem Reichsgründer, bis zur jetzigen Dynastie der Tsing; zwei große hölzerne Triumphbogen, die bemalt und vergoldet sind, bilden den Eingang. Ein anderer nicht minder bemerkenswerther Tempel ist der in der Kaiserschule, in welchem dem Confucius im Namen des ganzen Reichs Ehrenbezeigungen und Blutopfer dargebracht werden. Der Saal ist im Hintergrunde des zweiten Hofes und enthält in einem Rahmen die Inschrift: „Stätte, an der man den alten und sehr weisen Meister Confucius verehrt." Etwas nach vorn sind die Rahmen des Meng-tseu und seiner drei vorzüglichsten Schüler, welche als Weise zweiter Classe betrachtet werden. Noch mehr

nach vorne sind die Rahmen von zehn andern seiner Schüler, die als Weise dritter Classe betrachtet werden. Endlich stehen noch in den Sälen um denselben Hof die Rahmen von 97 durch Weisheit und Tugend berühmten Personen. Zu beiden Seiten des Einganges in diesen Tempel stehen 2 Pay-sang oder Triumphbogen, deren Bestimmung es ist, das Andenken von Personen beiderlei Geschlechts zu ehren, welche sich durch Tugend, Wissenschaft oder wichtige Staatsdienste ausgezeichnet haben. In diesem Theile befinden sich auch die Gebäude der russischen Mission. Die merkwürdigsten Orte der Wai-lo-tschhing oder Chinesenstadt sind: der Himmelstempel oder Thian-than, von 2664 Toisen im Umfange, wo an jedem Wintersolstitium der Kaiser ein Opfer darbringt. Die Hauptheile sind: ein kreisförmiger Tempel, der den Himmel vorstellt; den innern Raum nimmt ein großer mit 82 Säulen geschmückter Saal ein; Gold und Azur blenden von allen Seiten; das Dach hat 3 Stockwerke, von denen das oberste himmelblau, das mittlere gelb und das untere grün ist; die Dachsteine sind gefirnißt. In einem andern Tempel, der runde Saal genannt, werden die mit dem Namen des herrschenden Himmelsfürsten beschriebenen Rahmen aufbewahrt; er ist ein massives dreistöckiges Rundgebäude mit prachtvollen Treppen und Nebentheilen; wo in einem runden Zelte der Rahmen des Schang-ti aufbewahrt wird, vor dem der Kaiser opfert. Endlich der Tschaï-kung oder der Palast der Zurückgezogenheit und Buße. Hier wohnt der Kaiser während der 3 Fastentage, in denen er sich zu den Opfergebräuchen vorbereitet; 500 Spielleute sind bei diesem prachtvollen Tempel in Dienst und haben hier ihre Wohnung; der Sian-nong-than oder der Tempel des Erfinders des Ackerbaues, liegt westlich von Thian-than, ebenfalls mit einer hohen Mauer umgeben, deren Umfang 1776 Toisen beträgt. Hierher kömmt der Kaiser jeden Frühling, um hier zu pflügen und dem Himmel ein Opfer zu bringen. — In einer der Vorstädte im Norden der Tartarenstadt liegt der prachtvolle Tempel Ti-than, von fast 200 Schritt im Gevierten. Bewundernswerth ist hier vor Allem der eigentliche Tempel oder viereckige Saal und der Altar, vor dem der Kaiser der Tugend der Erde opfert. Anführungswerth ist noch, daß es in mehrern Stadttheilen Glocken gibt, um des Nachts die Stunden anzuzeigen. Die 7 Hauptglocken sind sich einander gleich; eine jede ist, nach Peter Verbiest, ohne den Henkel, welcher 3 Fuß mißt, 12 F. hoch und hat 11 F. im mittleren Durchmesser, 40 F. im Umfange und ein Gewicht von 120000 Pfund. Sie haben eine längliche Kegelgestalt und werden mit einem hölzernen Hammer geschlagen. An wissenschaftlichen Anstalten hat P. das Han-lin-juan oder den Ausschuß für chinesische Geschichte und Literatur. Von diesem hängen alle Gelehrte, alle höhere und niedere Schulen Chinas ab; er wählt und ernennt die Richter und Prüfungsbehörden für die Gebildeten, ehe sie die höhern Würden erlangen; das Gesetz erkennt ihm die Erziehung des Thronerben zu; er ist beauftragt, die allgemeine Landesgeschichte zu schreiben und nützliche Bücher herauszugeben; das Kuetsu-kian oder die Kaiserschule, an der mehrere Professoren Chinesisch und Mandschu lehren; eine Sternwarte, welche nur ein gewöhnlicher Thurm und 1279 erbaut ist. An ihr arbeitete der Pater Verbiest, ein geschickter Astronom und Vorsteher des mathematischen Ausschusses, welcher 1673 neue aus Bronze und prachtvoll verzierte Instrumente verfertigen ließ und das schönste Werk darunter eine Himmelskugel von 6 F. im Durchmesser und 2000 Pfund Gewicht. Hier werden auch die schönen Instrumente aufbewahrt, welche der König von England dem Kaiser Khian-lung 1793 geschenkt hat; ferner eine astronomische Akademie, vorzüglich für Anfertigung des Kalenders, dessen Verfasser Missionairs (jetzt noch drei) sind; eine Druckerei, in der die besten und vorzugsweise geschichtliche Werke herauskommen, welche die Buchhändler in P. und andern Städten für einen von der Regierung festgesetzten Preis verkaufen. In dieser Druckerei erscheint auch alle 2 Tage eine Zeitung, worin alle Befehle des Hofes veröffentlicht werden.

Auch gibt es eine medicinische Gesellschaft mit der Oberbehörde der Ärzte, ein Findelhaus, eine Pockenimpfungsanstalt und mehrere wohlthätige Anstalten. Die öffentlichen Schulen sind sehr zahlreich und die kaiserliche Bibliothek ist die größte außerhalb Europa, denn sie hat 300000 Octavbände; auch ist die kaiserliche naturgeschichtliche Sammlung, an der Pater Grimaldi und andere Jesuiten gearbeitet haben, sehr merkwürdig. Selbst an Theatern fehlt es nicht; denn es gibt in P. mehrere derselben und der Hof hat nach Klaproth ein stehendes Theater. Man trifft hier alle Arten von chinesischen Manufacturen und hier ist Alles zu haben, was China Großes und Schönes hat. Die Polizei, bestehend aus 12000 Mann, welche lange Peitschen führen, womit sie das Volk im Zaume halten, ist so gut, daß man selten von Mord oder andern Verbrechen hört; überdieß steht in P. eine Garnison von 80000 Mann, Mandschuren, Mogolen und Chinesen. P. steht mit dem großen Kaisercanale in Verbindung und hat dadurch eine leichtere Zufuhr von Lebensmitteln und einen lebendigen Handel gewonnen. Bei jedem Thore stehen gesattelte Esel für den Staatsdienst; auf ihnen eilt man von einem Thore zum andern und befördert minder schwere Lasten. — Etwa 6 Meilen von der Stadt liegt bei Haï-ti-an das Yüan-ming-yüen, d. h. der runde und glanzvolle Garten, die prachtvolle kaiserliche Sommerresidenz, berühmt durch seinen großen herrlichen Park, auf dessen Unterhaltung jährlich über eine 1 Million verwendet wird. 71.

Pelagius war ein aus Irland stammender Mönch, welcher mit seinem Freunde und Schüler Cölestius gegen Ende des IV. Jahrh. in Rom wissenschaftlichen Studien und der Beförderung mehr strenger Sittlichkeit überhaupt, als dem anachoretischen Mönchthume lebte und durch seine Lehre von der willensfreien sittlichen Menschennatur der Urheber des nach ihm benannten pelagianischen Streites ward. Der Punkt, um den sich dieser ganze Streit bewegte, war die anthropologische Frage: ob das Princip des Guten und des Bösen, der Wahrheit und des Irrthums, von Außen stamme oder in der Menschennatur selbst begründet sei. Während Augustinus das von Außen stammende Gute auf den heiligen Geist, das Böse auf den Satan und Adams Fall zurückführte, führte P. das im eigenen Selbst begründete Böse und Gute auf freien Mißbrauch oder Gebrauch der natürlichen Kraft zurück und behauptete, daß weder durch Adam's Sündenfall die menschliche Natur völlig verschlechtert sei, noch die Schuld Adam's dessen Nachkommen zugerechnet werde, indem dieß als Zurechnung einer fremden Schuld mit der Gerechtigkeit Gottes streiten würde; daß also der Mensch durch die Kraft seines Willens auch außerhalb des Christenthumes zum Guten oder zur Tugend fähig sei und der göttlichen Gnade würdig, aber durch die Kirche in seiner Besserung gefördert und einer höheren Seligkeit im Reiche Christi theilhaftig werde. — Als im Jahre 411 P. sich mit Cölestius nach Afrika und Ersterer sehr bald von da nach Palästina begeben hatte, erhob sich in diesen zwei Ländern der Streit und wurde von den zwei größten lateinischen Kirchenlehrern, Augustinus und Hieronymus, geführt. Aber eine Synode zu Jerusalem (415) unter dem Bischofe Johannes verweigerte die Verdammung des P. und eine andere zu Diospolis (415) sprach den aufs Neue Angeklagten völlig frei. Die Afrikaner dagegen setzten dem Ausspruche der Palästinenser die Synoden zu Carthago und Mileve (416) entgegen, welchen Innocenz I. beitrat. Sein Nachfolger Zosimus aber (417) nahm die Pelagianer anfangs in seinen Schutz, verdammte sie jedoch nachher (418), als die afrikanische Kirche und der kaiserliche Hof diese Verdammung forderten. 19 italienische Bischöfe als Pelagianer entsetzt und verwiesen flüchteten meist nach Constantinopel, wo Nestorius sie aufnahm. Aufrecht erhielt noch die sinkende Sache des P., welcher um das Jahr 420 starb, einer eben dieser Vertriebenen, Julianus von Eclanum in Apulien, der bedeutendste und entschiedenste pelagianische Schriftsteller. Auch an den Mönchen zu Adrumetum (in Afrika) und zu Massilia (in Gallien), besonders an

Johannes Cassianus, fand Augustinus eifrige Vertheidiger des von ihnen gemilderten Pelagianismus (Semipelagianismus). Nichts destoweniger erfolgte dessen Verdammung auf der allgemeinen Synode zu Ephesus (431). Der Streit aber erneuerte sich in verschiedenen Gestalten und Namen, wie im Semipelagianismus, im Prädestinatianismus des Mönches Gottschalk und im Molinismus. Vergl. Wigger's „Pragmatische Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus" (1. Thl. Berl. 1821. 2. Thl. Hamb. 1833); Lentzen „De Pelagianor. doctrinae principiis" (Colon. 1833). 63.

Pelagius, Päpste. — P. I. (555—560), früher Archidiakonus der römischen Kirche und Apocrisiarius im Oriente, vom Kaiser Justinian sehr geschätzt, wurde nach Vigilius' Tode (555) auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Vorher Anhänger der sogenannten drei Capitel (s. d. Art.) verdammte er jetzt dieselben und erkannte die kaiserliche Synode vom Jahre 553 an. Aber ein großer Theil der abendländischen Bischöfe widersetzte sich, trennte sich jetzt von der römischen Kirche und verabscheute den Pelagius als einen Irrlehrer. Dieser starb im Jahre 560. Von seinen (15) Briefen ist der an den Frankenkönig Childebert merkwürdig. — P. II. (578—590) wurde nach Benedict I. zum Papste erwählt, als Rom von den Lombarden eingeschlossen war; daher er noch vor der kaiserlichen Bestätigung ordinirt ward. Als Gegner der drei Capitel ging sein Hauptbestreben dahin, diejenigen Bischöfe, welche noch nicht in die Verdammung derselben gewilligt hatten, auf seine Seite zu bringen, wobei er, obwohl vergeblich, List und Gewalt anzuwenden versuchte. Eben so vergebens war sein Eifer gegen die dem Patriarchen von Constantinopel auf einer daselbst gehaltenen Synode ertheilte Bestätigung des Titels eines ökumenischen Bischofes. Er starb 590 an der Pest, die unter ihm in Rom herrschte. 63.

Pelargonien sind Kräuter oder Strauchgewächse, welche die Gattung **Pelargonium** (ehedem **Geranium africanum** genannt) in der Familie der Geranien oder Storch- oder Kranichschnabel begründen, vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wachsen und sich besonders durch ihre schönen Blüthen, die unter verschiedenartigen Farben vorkommen, auszeichnen; daher man sie auch sehr häufig in Gärten zieht, was besonders von dem Rosenkraute, Rosenkranichschnabel, Rosengeranium und dem Muscatkraute gilt. Die Familie der Geranien, der sie angehören, führt diesen Namen wegen der Ähnlichkeit ihrer Frucht mit dem Kopfe eines Kranichs (griech. γέρανος) und P. von πελαργός, Storch. Linné begriff unter dem Namen Geranium alle damals bekannten Arten der Geranien mit 10 fruchtbaren oder zum Theil unfruchtbaren Staubfäden, regelmäßiger oder unregelmäßiger Blume, so daß nur die Gattung **Monsonia** davon ausgeschlossen blieb. Allein nachdem l'Heritier die Trennung der Gattung in **Pelargonium**, **Erodium** und **Geranium** vorgenommen hat, bleibt für die Geranien folgender Charakter: ein Kelch aus 5 gleichen Blättchen bestehend; die 5 gleichen Corallenblätter umgeben 10 fruchtbare Staubfäden, von denen die 5 abwechselnden größeren an ihrer Basis eine Honigdrüse haben; der Griffel endigt mit 5 Narben; die Frucht besteht aus 5 einfächerigen, einsaamigen, um eine eckige Mittenachse sitzenden Behältern, von denen jede eine aus dem Griffelblatte gebildete, an der innern Seite glatte Granne trägt, vermöge deren sich der Behälter zur Zeit der Reife unten losreißt, indem er sich mehrentheils kreis- oder spiralförmig (nicht wie bei **Erodium** und **Pelargonium** schraubenförmig) hinaufschlägt; die Saamen sind länger und enthalten kein Eiweiß. Alle Geranienarten sind krautartige Pflanzen, sehr selten Sträuche mit handförmigen oder lappigen, runden oder eingeschnittenen Blättern und ein- bis zweiblüthigen Stielen. Man kennt ihrer bis jetzt mehr als 70, die zur Hälfte in Europa wachsen; die übrigen sind fast auf der ganzen Erde verbreitet. Übrigens zählt man folgende Gattungen der Geranien: **Rhynchotheca**, **Monsonia**, **Geranium**, **Erodium** und **Pelargonium**. 14.

Pelasger. Über dieses alte Volk Griechenlands walten viele Dunkelheiten; ein Hauptgegenstand des Streites über sie ist der, ob sie Einwanderer oder Urbewohner waren und von welchem Mittelpunkte aus sie sich über die übrigen Theile Griechenlands und die überseeischen Ost- und Westländer verbreiteten. Schon die alten griechischen Historiographen waren über sie ungewiß, ob sie für ein wirklich griechisches (wie Thucydides behauptet) oder ein barbarisches Volk (nach Herodot's Behauptung) gehalten werden müßten. Ihre unstäte Lebensart hat keine volle Beweiskraft, sie als ein aus der Fremde eingewandertes Volk anzunehmen, und ungeschickte Etymologie konnte nur aus ihrem Namen, gleichsam als wären sie wie Störche (πελαργοὶ) von fernher gekommen, auf ihre Fremdheit schließen, während sie doch nach richtiger Deutung ihres Namens die Bewohner der Ebenen und Thalflächen waren. Wie dem nun auch sein mag, so viel ist gewiß, daß sie die ältesten Einwohner Griechenlands waren, welche uns die Geschichte nennt. Ursitze der P. waren Argos, Achaja, überhaupt der ganze Peloponnes (welcher deßhalb den Namen Pelasgia führte), ferner Attika, Thessalien und besonders Epirus; außerdem finden sie sich auf den Inseln des Archipelagus, Lesbos, Chios, Samos, Euböa, den Cykladen, Kreta, auch auf den kleinasiatischen Küsten in Äolien und Jonien; von der Westseite sollten P. sich nach Italien gezogen haben und nicht allein in Mittelitalien, besonders Hetrurien, sondern sogar an manchen Stellen Unteritaliens (Herculanum, Pompeji) sich niedergelassen haben. Ob in allen den genannten außergriechischen Ländern und Inseln sie von Anbeginn gewesen oder ob sie dahin durch spätere Einwanderung gekommen sind, läßt sich freilich nicht entscheiden, aber gewiß ist es, daß sie oft mit den seeräuberischen Tyrrhenern identificirt worden sind, woher auch der Name Pelasger-Tyrrhener seinen Ursprung hat. Charakteristisch den pelasgischen Ländern und Niederlassungen war wohl gebautes Feld, daher in der Mythe auch Pelasgus Erfinder des Brodes genannt wird; zudem waren sie gute Baumeister, besonders verstanden sie die Kunst Mauern aus mächtigen Steinen ohne Bindemittel aufzuführen, welche man pelasgische oder Riesenmauern nannte und welche besonders bei Akropolen, in Argolis auch unter dem Namen von Cyklopenwerken vorkommen und sich hin und wieder in den pelasgischen Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten haben; auch waren bei ihnen regelmäßige Herrschaften gegründet. Ein Oberhaupt stand an der Spitze jeder Niederlassung, der durch einen Volksrath beschränkt Krieg und Frieden leitete. Die meisten der alten Götterdienste in Griechenland waren pelasgischen Ursprungs, wie des dodonäischen Zeus, der argivischen Here, der arkadischen Artemis, der Demeter, Persephone, des Hephästus, der Kabiren und überhaupt alle mehr einer reinen Naturreligion als ethischen Bedeutsamkeit angehörigen Mythen und Dienste. Das Schicksal der P. wurde durch die Einwanderung der Hellenen um 1500 n. Chr. entschieden, indem sie theils vertrieben, theils unterjocht wurden; z. B. in Arkadien wichen sie vor den Eroberern in die Berge und wurden dort ein Hirtenvolk; in Attika dagegen wurden sie von den Joniern unterworfen und waren nun die Ackerbauer ihrer Herren; andere ließen sich an der lydischen und karischen Küste, auf Malea und andern Punkten am ägeischen Meere nieder und machten sich den feindlichen Hellenen durch Menschenraub und andere Gewaltthätigkeiten furchtbar. Aus Asien wurden sie wahrscheinlich meistentheils wieder durch die Jonier verdrängt und vielleicht wendeten sie sich damals nach Italien, wo sie sich besonders um Cäre und Tarquinii setzten; überhaupt aber hat die Auffindung von Riesenmauern im höhern Latium die gegründete Vermuthung erregt, daß sie dort verbreitet waren und sich durch jene Mauerbauten vor den drängenden und angreifenden Oskern zu schützen suchten, denen sie aber doch endlich unterlagen. 6.

Peleus, Sohn des Äakus, Königs von Ägina, verließ, da er an der Ermordung seines Halbbruders Phokus Theil genommen hatte, Ägina und floh mit dem

Telamon nach Phthia zum Sohne Aktors, dem Eurythion, welcher ihn sühnte und ihm seine Tochter Antigone zur Gemahlin und den dritten Theil seines Reiches zur Herrschaft gab. Bald darauf wohnte er der Jagd des kalydonischen Ebers bei, auf welcher er das Unglück hatte, seinen Wohlthäter Eurythion zu tödten; daher floh er nach Jolkos zum Akastus, der ihn als Gastfreund aufnahm und von dem Verbrechen reinigte. Hier verliebte sich Astydamia oder Hippolyte, des Akastus Gemahlin, in ihn, fand aber keine Gegenliebe. Deßhalb auf Rache sinnend schrieb sie an die Gemahlin des P., daß er die Tochter des Akastus, Nerope, heirathen würde, bei welcher Nachricht sich Antigone erhenkte. Da klagte ihn Astydamia bei ihrem Gemahle an, daß er sie habe verführen wollen. Akastus, welcher das Gastrecht nicht geradezu verletzen wollte, lud ihn zu einer Jagd ein, bei welcher er ihn so ermüdete, daß er auf dem Gebirge einschlief, worauf ihm jener sein Schwert versteckte und ihn den wilden Thieren überließ. Vom Centaur Chiron gerettet sann er nun auf Rache. Mit Jason und den Dioskuren verbunden überfiel er den Akastus, tödtete ihn und bemächtigte sich so eines Theils von Thessalien. Zum Lohne für seine Keuschheit gaben ihm die Götter auf der Themis Rath die Meernymphe Thetis zur Gemahlin. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht auf dem Berge Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter verherrlicht. Vom Neptun erhielt P. die bei Homer so oft erwähnten unsterblichen Rosse, vom Chiron jenen gewaltigen Speer, mit welchem Achilles vor Troja kämpfte. Diese Hochzeit wurde die erste Veranlassung zum trojanischen Kriege; denn Eris, die nicht eingeladen war, warf aus Rache den goldenen Apfel unter die Hochzeitgäste (s. Eris und Paris). Von mehrern Kindern, welche P. mit der Thetis erzeugte, blieb allein Achilles am Leben, den er mit dem zu ihm geflüchteten Patroklus erzog. P. herrschte jetzt lange Zeit ruhig in Phthia über die Myrmidonen. Einst wurde er vom Orestes vertrieben, von seinem Enkel Pyrrhus aber wieder eingesetzt. Doch als ihn Thetis verlassen hatte, Achill vor Troja gefallen war und er vom Orestes von Neuem seines Reiches beraubt wurde, verlebte er die übrige Zeit seines Lebens kummervoll auf der Insel Kos; nach Andern herrschte er bis an sein Ende über die Myrmidonen. Nach seinem Tode ward er nach Pindar mit Kronos, Kadmos und Achilleus Richter in der Unterwelt; mit Chiron wurde er in der Stadt Pella in Macedonien göttlich verehrt. Homer nennt ihn weise, mächtig und beredt. Nach Einigen soll er in seiner Jugend auch am Argonautenzuge Theil genommen haben. 11.

Pelewinseln (spr. Pilu-) eine aus mehr als 20 Eilanden bestehende Inselgruppe im Australocean westlich von den Karolinen unter 8° — 9° N. und 150° O. gelegen sind nur zum Theil bewohnt, aber sehr fruchtbar und ziemlich gut angebaut. Näher bekannt wurden diese Inseln, welche einige noch zu den Karolinen rechnen seit dem Jahre 1783, wo englische Schiffbrüchige hier unverhofft so gute Aufnahme fanden, daß sich die englische Regierung bewogen fand, einige Jahre später ein anderes Schiff mit Geschenken (unter diesen eine Anzahl europäischer Hausthiere) hinzusenden und die Lage und Beschaffenheit der Gruppe genauer untersuchen zu lassen. Mit diesem Schiffe kam der Sohn des Königs der P., Libu, nach London, starb aber bald nach seiner Ankunft. — Auf der größten der Inseln, Babeltoug, welche 12 Meilen im Umfange hat, liegt Pelew, die Hauptstadt und Residenz des Königs. Eine andere Insel Orulong wurde an die Engländer abgetreten. Die Bewohner der Inseln, die man auf mehr als ½ Million anschlägt, sind malaischen Stammes, aber gebildeter und gutmüthiger als die meisten ihrer Stammgenossen, obwohl sie in jenen Meeren als verwegene Seeräuber gefürchtet sind. In neuern Zeiten sind nur wenige Nachrichten über diese Inselgruppe nach Europa gelangt. 15.

Pelias, Sohn des Neptun, welcher ihn mit der Tyro, der Tochter des Salmoneus, unter der Gestalt des Flußgottes Enipeus, den sie liebte, erzeugt hatte,

wurde von seiner Mutter nebst seinem Zwillingsbruder Neleus ausgesetzt und von Hirten erzogen. Als sie die männliche Jahre erreicht hatten, rächten sie die Tyro, welche von ihrer Stiefmutter Sidero grausam behandelt wurde, indem sie diese am Altare der Juno tödteten. Bald darauf bemächtigte sich P. des Reiches Jolkos, das eigentlich dem Äson, dem Sohne der Tyro und des Kretheus, gehörte, und als Jason, der Sohn des Äson, das Reich zurückforderte, trug er diesem die Fahrt nach Kolchis auf (s. d. Art. Jason). Doch kehrte dieser glücklich mit der Medea zurück, die durch List dem P. die unrechtmäßige Herrschaft entriß. Doch Jason übertrug die Herrschaft dem Akastus, Sohne des P., der seinem Vater zu Ehren prächtige Leichenspiele anstellte. 11.

Pelikan, lat. pelecanus; franz. pélican; engl. pelican, die größte Schwimmvögelgattung findet sich fast in allen Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen, und zwar in großer Menge in Europa und auch häufig am mittelländischen Meere, auch an der untern Donau. Unter den verschiedenen Arten ist die Kropfgans (pelecanus onocrotalus) die merkwürdigste. An Gestalt einer Gans ähnlich wird sie meist über 6 Fuß lang, bei entfalteten Flügeln über 12 Fuß breit und von 18—25 Pfd. schwer. Ihr 17 Zoll langer Schnabel ist flach, in der Mitte breit und von gelblicher Farbe, an der Spitze aber schmal mit einem röthlichen Haken am Ende. Der Unterkiefer besteht aus 2 biegsamen Gräten, welche mit einer gelben zu einem großen häutigen Sack oder Beutel (Kropf) sich erweiternden pergamentartigen Haut überzogen sind. In diesem Beutel, welcher ausgedehnt einen Menschenkopf fassen kann, bewahrt die Kropfgans ihre Nahrung, Frösche, Fische u. a. m., deren sie sehr viel bedarf; auch füttert sie ihre Jungen daraus, weßhalb man sich früher mit der Sage trug, sie reiße sich die Brust auf und füttere die Jungen mit ihrem Blute. Übrigens fliegt die Kropfgans sehr hoch und schnell, ist aber im Allgemeinen sehr träge. Ihr Geschrei ähnelt dem Grunzen eines Schweins. — Zu der Gattung P. gehört auch die Scharbe oder der Kormoran (pelecanus carbo), welche in den nördlichen Gegenden einheimisch ist und die Größe einer Gans erreicht. Ihre Hauptnahrung sind Fische, die sie sehr geschickt bei dem Schwanze faßt, in die Luft wirft und dann bei dem Kopfe ergreift und verschlingt. — Die Fregatte (pelecanus aquilus) von der Größe eines Huhns, fliegt außerordentlich schnell (daher ihr Name) und so hoch, daß sie dem Auge häufig unsichtbar wird. Ihre Nahrung sind ebenfalls Fische, die sie aus der größten Höhe herab sicher zu fangen weiß. — Pelikan nannte man auch ein Geschütz des XVI. Jahrhunderts, welches 6 Pfd. Eisen schoß, 29 Caliber lang war und 2640 Pfd. wog. Bei 15 Grad Elevation trug dasselbe 3881 Schritte. — Ferner führt den Namen P. ein Brecheisen der Chirurgen zum Ausbrechen der Zähne und in den Apotheken ein Gefäß zum Destilliren, welches in einem gläsernen Kolben mit abgerundetem Helme und zwei aus demselben hervorgehenden gekrümmten Schnäbeln besteht, jetzt aber durch die gewöhnlichen Circulirgefäße ersetzt wird. 8. 61. 30.

Pelion (jetzt Sagäri), ist eine hohe Bergreihe in Thessalia Pelasgiotis, die sich südlich an den Ossa anschloß und die thessalische Halbinsel Magnesia bis zur äußersten Spitze durchschnitt. Tannen, Cypressen, Laubholz, viele heilsame Kräuter wachsen auf demselben, daher auch der Centaur Chiron, der Lehrer der Ärzte, dort seine Wohnung hat. Auf einer Spitze desselben war ein Tempel des Zeus. Überhaupt spielt dieser Berg in der griechischen Mythologie eine große Rolle. Als die Titanen gegen den Himmel anstürmten, wälzten sie den Ossa auf den P.; Jason wurde auf diesem Berge von seiner Mutter verborgen gehalten; Herkules trat von hier seine Laufbahn an. 11.

Pelisson-Fontanier (Paul), französischer Rechtsgelehrter, wurde zu Besières im Jahre 1624 geboren und in der protestantischen Kirche erzogen. Schon früh zeigte er große Lebhaftigkeit des Geistes. Noch während er in Castres, Mon-

tauban und Toulouse studirte, lieferte er eine freie Übersetzung der Institutionen Justinians, welche nicht für die Arbeit eines Jünglings galt, als sie im Jahre 1645 im Drucke erschien, obgleich sich P. erst kurze Zeit mit der Rechtswissenschaft beschäftigt hatte. Bald darauf begann er in Castres seine gerichtliche Laufbahn, lebte vom Jahre 1652 an in Paris und wurde in die französische Akademie aufgenommen, da er sich durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Er erkaufte sich hierauf die Stelle eines königlichen Secretairs, welche er mit der größten Geschicklichkeit verwaltete. Im Jahre 1660 wurde er zum Staatsrathe erhoben, aber schon im folgenden Jahre als Vertrauter Fouquet's in die Bastille gesetzt, in welcher er 5 Jahre zubringen mußte, bis er endlich durch die Vermittelung seines Freundes Tanaquil Faber, der ihm auch die Ausgabe seines Lucretius und Plutarch's Schrift vom Aberglauben zueignete, seine Befreiung erhielt, die er jährlich durch Loskaufung mehrerer Gefangenen feierte. Weder durch List, noch Versprechungen konnte er zum Verrath an seinem Wohlthäter Fouquet gebracht werden, für den er vielmehr verschiedene Abhandlungen, welche Meisterstücke von Vertheidigungsschriften sind, verfaßte. Nach seiner Befreiung verlieh ihm der König mehrere Pensionen und Ämter und erwählte ihn zu seinem Geschichtschreiber. Im Jahre 1670 trat P. zur katholischen Kirche über und erhielt die Abtei Girmont, so wie die reiche Priorei von St. Orens. Als im folgenden Jahre der Erzbischof von Paris in die Akademie aufgenommen wurde, hielt P. seine berühmte Lobrede auf Ludwig XIV. und wurde noch in demselben Jahre zum Director der Bittschriften ernannt. Er setzte nun nebst zwei andern Akademikern alle 2 Jahre einen Preis von 300 Frk. für denjenigen aus, welcher die Thaten des Königs am vorzüglichsten preisen würde. Im Jahre 1672 folgte er Ludwig XIV. in das Feld. Ungeachtet die Frau von Montespan, welche durch P. einen Prozeß verloren hatte, ihn als Geschichtsschreiber des Königs verdrängen und Boileau oder Racine an seine Stelle bringen wollte, bekam er doch den Auftrag sein Werk fortzusetzen. Besonders thätig zeigte er sich zur Bekehrung der Calvinisten, wofür er mit geistlichen Würden belohnt wurde. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Histoire de l'Académie française jusqu'en 1652" (Paris 1653. 2 Voll. 8., neue Aufl. 1742. 12.); „Abrégé de la vie d'Anne d'Austriche" (Par. 1666. 4.); „Histoire de Louis XIV." (Par. 1749. 3 Voll. 12.); „Lettres historiques et opuscules" (Par. 1729. 3 Voll. 12.) und mehrere religiöse Schriften (Paris 1686. 4 Bde. 12.). 81.

Pellegrino Pellegrini, s. Tibaldi.

Pelletan (Philipp Joseph), ein berühmter französischer Chirurg, geb. den 7. Mai 1747, arbeitete sich durch gründliche Studien und ausgezeichnete Leistungen schon frühzeitig zu einem Rufe empor, so daß er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1795 Desault's Nachfolger am Hôtel-Dieu zu Paris wurde. Schon im 24. Jahre machte er sich als Lehrer der Chirurgie bemerklich und zwar weniger durch weitere Ausbildung seines Fachs als durch seinen vorzüglichen Vortrag, der ihm 30 Jahre hindurch in Europa großes Ansehn sicherte. In seinem Vaterlande hält man ihn für einen der ersten Lehrer der Chirurgie und immer noch sind die seltene Leichtigkeit seiner Rede, das Bezeichnende seiner Ausdrücke, seine geistreiche und hinreißende Lebhaftigkeit, seine überraschenden Gedanken und die Trefflichkeit seiner unvorbereiteten Vorträge im Andenken seiner Zuhörer; es ist unzweifelhaft, daß ein einziger seiner Vorträge mehr Schönes und Treffliches enthielt, als seine „Clinique chirurgicale" (Par. 1810 in 3 Voll.), in denen er wenig zu den Entdeckungen seiner Vorgänger zugefügt hat und die im Gegentheil mancherlei schon früher erwiesene Irrthümer enthalten. P.'s ganzer Lebenslauf ist reich an großen Auszeichnungen. Außer den erwähnten Stellen bekleidete er eine Professur der chirurgischen Klinik an der Ecole de médecine, so wie die der Geburtshülfe; er

war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europas und Napoleon ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion am Tage ihrer Stiftung. Im Jahre 1822, bei der neuen Organisation der Facultät, verlor er seine Stellen, behielt blos den Titel eines **Professor honorarius** und starb in der Zurückgezogenheit, fast vergessen von seinen Landsleuten, am 26. Sept. 1829. 39.

Pellico (Silvio, Graf), ein ausgezeichneter italienischer Dichter der neuesten Zeit, 1789 zu Saluzzo in Piemont, wo sein Vater, Onorato Pellico, bei dem Postwesen angestellt war, geboren, erhielt seine erste Erziehung zu Pignerol, wo seine Familie eine Seidenspinnerei angelegt hatte, und zu Turin, wo sein Vater nach dem Mißlingen der Manufactur als Divisionschef im Ministerium des Kriegs angestellt wurde, und folgte dann seiner Zwillingsschwester, welche sich mit einem in Frankreich wohnenden Verwandten verheirathete, nach Lyon. Schon in seiner Kindheit hatte sich P. in der Dichtkunst versucht und fühlte sich besonders von den damals allenthalben mit Enthusiasmus gelesenen Gesängen Ossian's angezogen. In Lyon beschäftigte er sich emsig mit der französischen Literatur und er schien allmählig französische Art und Weise annehmen zu wollen, bis ihn Foscolo's „Gräber" wieder an sein Vaterland erinnerten und seine Liebe zu demselben in wenig Tagen zum Heimweh steigerten. Er ging nach Mailand, dem damaligen Sammelplatze der ausgezeichneten Männer Italiens, und ward von V. Monti freundschaftlich aufgenommen; bald fand er sich jedoch gänzlich zu dem feurigen Patrioten und trefflichen Dichter U. Foscolo hingezogen. Um diese Zeit vollendete er seine ersten Tragödien: „**Laodicea**" und „**Francesca da Rimini**" (1810, deutsch von K. L. Kannegießer, Leipz. 1834. 16. und metrisch von Schädelin, Zürich 1835); die letzte wurde auf allen Theatern Italiens mit stürmischem Beifalle aufgenommen und setzte ihn den gepriesensten Dichtern an die Seite. Eine Übertragung des „Manfred" Byron's (1810) verschaffte ihm die Freundschaft des nordischen Sängers, welcher damals in Mailand lebte. Bis zur Restauration waren seine Tage ruhig dahin geflossen, als der Gedanke an eine Befreiung des Vaterlandes immer reger wurde und zur That anspornte. Er gründete eine Zeitschrift: „**Il conciliatore**," welche zur Wiedergeburt Italiens vorbereiten sollte und gewann die bedeutendsten Schriftsteller als Mitarbeiter. Als die Revolution von Neapel auch die Lombardei zu erschüttern anfing und der Conciliatore mitredete, ward ein Mitarbeiter nach dem andern festgenommen und auch P. wurde am 13. Oct. 1820 eingezogen. Während seines Prozesses vollendete er die Dramen: „**Ester d'Engaddi**" und „**Iginia d'Asti**;" am 21. Febr. 1822 stand er, nachdem er erst in den Bleikammern viel gelitten hatte, auf der Piazza von Venedig auf dem Schaffotte und hörte sein Todesurtheil verkünden, welches aber ein kaiserliches Rescript in funfzehnjährige harte Gefangenschaft in der Citadelle des Spielbergs verwandelte, wohin er bald darauf abgeführt wurde. Am 1. Aug. 1830 erhielt er, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden und an Allem Mangel gelitten hatte, seine Freiheit wieder. Jetzt lebt er im Schooße seiner Familie einsam und zurückgezogen, um sich wieder zu erholen. Seine Gefangenschaft beschrieb er in dem vielgelesenen Buche: „**Le mie prigioni**" (Par. 1833. 8., deutsch von *r, Leipz. 1833. 12.). Eine neue Tragödie „**Gismonda da Mendrisio**" (1831) wurde sogleich verboten, obgleich nichts reiner, moralischer und tiefer religiös sein kann, als ein Drama des frommen P. Außer den schon angeführten Werken nennen wir noch die Dramen: „**Eufemio da Messina**;" „**Leoniero da Dertona**" und „**Erodiade**"; die Erzählungen „**Tancreda**," „**Adello**," „**Rosilde ed Eligi**" und „**Valafrido**" und das moralische Werk „**Dei doveri degli uomini**," deutsch von *r, (Leipz. 1834. 12.). „**Opere di Silv. Pellico**," (Pad. 1831. 2 Voll. 8. Lips. 1834. 4., deutsch von K. L. Kannegießer und H. Müller. Zwickau 1835. 4.). 67.

Pelopidas, Hippokletos' Sohn, war nächst Epaminondas der berühmteste thebanische Feldherr. Sein Muth und seine Klugheit wurde seinen Landsleuten durch folgenden Vorfall besonders bekannt. Nach der Einnahme Thebens durch den Spartaner Phöbidas (382 vor Chr.) waren die Demokraten zumeist aus der Stadt getrieben worden und hatten sich in Athen einen Zufluchtsort gesucht. Unter den Verbannten war auch P., welcher sein Exil nicht mit der Trauer über sein Unglück hinbrachte, sondern mit Entwürfen, die Spartaner zu vertreiben und sein Vaterland zu befreien. Auch in der Heimath waren noch einige der Aristokratenfeinde geblieben; diesen theilte P. durch Unterhändler seinen Plan mit und es wurde ein Tag bestimmt, an welchem die Magistratspersonen eine Gasterei zu halten pflegten, damit die Verschwornen desto unbeobachteter in die Stadt kommen konnten. P. ging am bestimmten Tage früh aus Athen, begleitet von 12 Jünglingen; als Jäger gekleidet kamen sie mit Anbruch des Abends gen Theben und unerkannt eingelassen herbergten sie bei Charon, einem Mitverschworenen. In der Nacht aber führte sie P. dahin, wo die Feinde schmausten; diese wurden niedergemacht, das Volk zu den Waffen gerufen und nicht nur die lacedämonische Besatzung, sondern auch die Spartanerfreunde aus der Stadt getrieben (380). In dem daraus entstehenden Kriege zwischen Theben und Sparta (thebanischem Kriege) theilte P. Gefahr und Ruhm mit dem großen Epaminondas; so in der Schlacht bei Leuktra und bei der Belagerung Spartas. Darauf ward er auserlesen als Gesandter nach Persien zu König Artaxerxes zu reisen, um desselben Hülfe den Spartanern zu entziehen, welche Gesandtschaft unter andern für Messenien die große Folge hatte, daß es von Lacedämons Oberherrschaft befreit wurde. Vor jener Gesandtschaftsreise hatte er eine Reise nach Thessalien unternommen, um im Namen seines Vaterlandes mit den thessalischen Staaten Unterhandlungen wegen einer Verbindung anzuknüpfen. Damals hatte ihn der pheräische Fürst Alexander gefangen nehmen lassen und obgleich er durch Epaminondas wieder befreit worden war, so konnte er es doch dem Pheräer nicht vergessen und gegen ihn und andere thessalische Tyrannen unternahm P. 367 einen Rachezug, blieb aber 364 in einem Treffen gegen Alexander, dessen Armee er schon in die Flucht geschlagen hatte. Die dankbaren Thessalier zierten ihres Befreiers theure Leiche mit goldenen Kränzen und errichteten seinem Andenken Bildsäulen; auch vergaßen sie seine Nachkommen nicht, denen sie Ländereien schenkten. 6.

Peloponnes, s. Griechenland.

Peloponnesischer Krieg ist einer der verwickeltsten, aber ohne Zweifel der wichtigste Krieg des ganzen griechischen Alterthums. Durch die lange dauernden, aber glorreich geführten Kriege mit den Persern waren die griechischen Staaten an ein ewiges Kämpfen gewöhnt, aber durch sie in diesen Staaten auch Leidenschaften geweckt worden, die den früheren Zeiten des griechischen Lebens fremd gewesen waren und deren endlicher Ausbruch den Kampf herbeiführte, der die schönsten Blüthen Griechenlands abstreifte. Vor dem Ausbruche desselben durch Glück, Speculation und eigene Thatkraft auf die höchste Stufe der Macht gelangt wollte Athen, dessen Einwohner (Jonier) nimmer ruhten, noch höher steigen und sich wo möglich die vollkommene Oberherrschaft über das gesammte Griechenland anmaßen; wogegen die von den am Alten und einmal Bestehenden festhaltenden Dorern entsprossenen Spartaner dem Charakter und der Politik ihrer Ahnen treu und immer noch gegen Athen, das ihm während der Perserkriege die Hegemonie abgenommen hatte, feindlich gesinnt, wegen der immer zunehmenden Macht Athens besorgt wurden und als das wenigstens in früherer Zeit erste Volk Griechenlands ein weiteres Emporsteigen theils durch eigene Thätigkeit, theils aber auch mit Hülfe ihrer Bundesgenossen zu verhindern suchten. Das Signal zu diesem Kriege gaben folgende Ereignisse. Bereits im Jahre 445 vor Chr. war zwischen Athen und Sparta ein

Waffenstillstand auf 30 Jahre geschlossen worden, als 7 Jahre darauf eine Uneinigkeit zwischen Korinth und Korcyra von Neuem das Feuer wieder anschürte. In Epidamnus nämlich, dem spätern Dyrrhachium, einer Colonie von Korcyra, war die aristokratische von der demokratischen Partei vertrieben worden, worauf diese Flüchtlinge sich sammelten und mit Hülfe der barbarischen Nachbarstaaten Epidamnus belagerten, Epidamnus aber sich an seinen Mutterstaat Korcyra wendete. Als man jedoch hier eine abschlägliche Antwort erhielt, suchten die Epidamnier Hülfe bei Korinth und die Korcyräer, dadurch beleidigt, bei den Athenern, die auch bereitwillig eine Flotte abschickten, durch welche die Feinde vertreiben wurden. Zu gleicher Zeit hatten auch die Athener Potidäa, eine korinthische Colonie, aber seit den Perserkriegen mit den Athenern verbündet, als es sich nicht ihren Willen fügen wollte, angefangen zu belagern. Der Unwille Korinths mußte daher aufs Höchste steigen und bei den überdieß nicht freundlich gegen das mächtige Athen gesinnten Peloponnesiern, namentlich den Spartanern, bedurfte es nicht vieler Vorstellungen, um sie ebenfalls von Neuem gegen Athen aufzuwiegeln. Theils aus eigenem Entschlusse, theils aber auch und vielleicht noch mehr von den Korinthern aufgewiegelt, erfolgte nun im Jahre 431 vor Chr. von Seiten der Spartaner die wirkliche Kriegserklärung an Athen. Jede von beiden Parteien rief ihre Bundesgenossen unter die Waffen und so schlugen sich zu Athen die Inseln Chios, Lesbos und alle Inseln des Archipels außer Thera und Melos, Korcyra, Zakynth, die Colonien in Vorderasien und an den thracischen und macedonischen Küsten, Naupaktus, Platäa und einige Städte in Akarnanien; zu den Lacedämoniern dagegen der ganze Peloponnes (außer Argolis und Achaia), Megara, Lokris, Phocis, Böotien, die Stadt Ambrakia, Anaktorium und die Insel Leukas. Die Lacedämonier machten damit den Anfang, daß sie unter dem Obercommando ihres Königs Archidamus in Attika einfielen und das Land verwüsteten, wogegen die Athenienser auf Perikles' Veranlassung alle Landbewohner in die Hauptstadt Athen riefen, um dadurch dem Feinde alle Lebensmittel zu nehmen, zu Lande blos vertheidigungsweise, desto kräftiger und nachdrücklicher aber den Seekrieg zu führen beschlossen, an verschiedenen Orten des Peloponnes landeten und ebenfalls das spartanische Gebiet verwüsteten. Diese gegenseitigen Verwüstungen galten für das Hauptereigniß der ersten Jahre des peloponnesischen Kriegs. Durch die Anhäufung der Menschen in Athen aber brach daselbst 430 eine Pest aus, an der 429 selbst Perikles starb. Unterdessen hatten die Thebaner in Verbindung mit den Spartanern die Stadt Platäa belagert, die seit 93 Jahren mit Athen verbündet war, und eroberten sie nach einer Belagerung von 2 Jahren, nachdem die wehrhafte Mannschaft sich durchgeschlagen hatte und nach Athen entkommen war. Auf einem der häufigen Seezüge überrumpelte dagegen der athenienfische Feldherr Demosthenes die Stadt Pylos in Messenien, worauf zwar die Spartaner die Stadt belagerten, die Insel Sphakteria besetzten und den Hafen sperrten; allein die athenische Flotte unter Kleon schlug die spartanische, schloß die gelandeten Spartaner (420) ein, tödtete 128 von ihnen, machte die übrigen zu Kriegsgefangenen, kehrte dann nach Athen zurück und eroberte auf dem Wege noch die Insel Cythera (425 v. Chr.). In einer zweiten Schlacht bei Amphipolis in Macedonien zogen aber die Athener den Kürzern und fühlten sich nun bewogen einen Waffenstillstand auf 50 Jahre zu schließen (422 v. Chr.). Indeß wurde dadurch die feindliche Gesinnung nicht geändert; beide Theile beschuldigten sich gegenseitig, daß sie die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht erfüllten und andere Staaten des Peloponneses, die keinen Theil an dem Waffenstillstande genommen hatten, führten nun unter sich selbst Krieg. Dazu kamen jetzt die Umtriebe des Alcibiades (s. d. Art.) und der Krieg brach 414 von Neuem aus. Gegen Syrakus waren die Athener zwar anfangs glücklich; sie bemächtigten sich des Hafens und der Anhöhen um die Stadt; allein die Syraku-

saner hatten im Peloponnes, namentlich in Korinth, Hülfe gesucht und gefunden und außerdem noch von den Lacedämoniern eine bedeutende Flotte und Armee erhalten, wodurch es ihnen endlich gelang alle Angriffe der Athener abzuschlagen, ja endlich die athenienſische Flotte zu vernichten. Diese Unglücksfälle wurden aber auch für Athens Verbündete das Signal zum Aufstande; ja sogar die Perser mischten sich jetzt in den Krieg und glaubten gute Gelegenheit gefunden zu haben, sich an Athen für die früheren Niederlagen rächen zu können, daher sich nun der Krieg gegen den Hellespont und die Küsten Kleinasiens hinspielte. Mitten in dieser Noth ward Alciabiades Athens Retter, indem er 410 den Athenern einen großen See- und Landsieg bei Cyzikum erfocht, dem bald 406 ein zweiter bei Arginusä folgte. Freudetrunken verwarfen die Athener alle Friedensvorschläge, wurden aber auch sorglos und nachlässig. Da erschien endlich der schlaue Lysander, stellte sich, als ob er blos vertheidigungsweise verführe, überfiel aber, nachdem er die Athener sicher gemacht hatte, die athenienſische Flotte bei Argos potamos und vernichtete sie, so daß nur 9 Schiffe entkamen (405). Die Folge von diesem entscheidenden Siege der Lacedämonier war, daß Athen von Lysander belagert und durch Hungersnoth endlich gezwungen wurde sich zu ergeben. Die Athener mußten nun die Mauern der Stadt und die Befestigungswerke des Piräus niederreißen, alle ihre noch übrigen Schiffe ausliefern, den Spartanern Gehorsam geloben und ihre demokratische Verfassung 30 Tyrannen in die Hände legen, die, spartanisch gesinnt, eine Oligarchie einführten (404 v. Chr.), wodurch die Hegemonie Griechenlands von Neuem in die Hände der Spartaner kam (das Weitere s. unter Thrasybulus). Unter den alten Historikern, die diesen Krieg beschrieben haben, steht Thucydides (s. d. Art.) an der Spitze, der in 8 Büchern uns die Begebenheiten der ersten 21 Jahre des peloponnesischen Kriegs erzählt. 20.

Pelops, ein Sohn des Tantalus (s. d. Art.), ward von seinem Vater den Göttern zur Speise vorgesetzt. Ceres aß eine Schulter; allein Zeus merkte den Betrug und befahl die übrigen Stücke in einen Kessel zu werfen, woraus ihn Klotho schöner hervorzog, als er vorher gewesen war; statt der verzehrten Schulter erhielt er eine elfenbeinerne. Nach Pindar hatte ihn Zeus entführt, um ihn an die Stelle des Ganymedes zu setzen, sandte ihn jedoch in Folge eines unwürdigen Benehmens wieder auf die Erde zurück. Er folgte seinem Vater in der Regierung, wurde aber vom trojanischen Könige Tros vertrieben und gezwungen nach Griechenland zum Könige von Pisä, Önomaus, zu fliehen. Mit diesem hielt er, um seine Tochter Hippodamia zur Gemahlin zu erlangen, einen Wettlauf zu Wagen, in welchem er, da er des Önomaus Wagenlenker, den Myrtilus, durch Versprechungen gewonnen hatte, Sieger blieb. Nachdem er sich mit der schönen Hippodamia vermählt hatte, vergrößerte sich seine Macht so sehr, daß man die ganze Halbinsel von Griechenland, worin er so viel beherrschte, nach ihm Peloponnesus benannte. Seine Nachkommen wurden von immerwährendem Unglücke heimgesucht. P. wird der Stifter der olympischen Spiele genannt; im Haine zu Olympia ward ihm nach seinem Tode ein Tempel geweiht. 11.

Peloton (spr. Plotong) (Knäuel) heißt beim Militair eine Unterabtheilung einer Compagnie, welche ein Lieutenant besonders commandirt; daher Pelotonfeuer, wenn die Compagnie in solchen einzelnen Abtheilungen feuert. 30.

Pelvimeter, Beckenmesser, ist ein Instrument mittelst dessen der Geburtshelfer die Durchmesser des kleinen Beckens (s. d. Art.), hauptsächlich den geraden Durchmesser desselben (die conjugata) zu ermitteln sucht, um aus deren Größe auf die Möglichkeit zu schließen, ob dieselben den Durchgang eines ausgetragenen Kindes durch das Becken gestatten, oder ob die Geburt desselben die Anwendung der Geburtszange oder die Enthirnung oder den Kaiserschnitt nöthig machen. Der erste Erfinder eines P. ist Baudelocque, dessen Instrument die Gestalt eines Ver-

hältnißzirkels hat. Dasselbe wird noch jetzt für eines der zweckmäßigsten gehalten. Nach ihm sind bis in die neueste Zeit, z. B. von Stein, Desberger, Wigand u. A., noch mehrere Erfindungen dieser Art bekannt gemacht worden; indessen entsprachen alle dem Zwecke sehr wenig und es bleibt immer noch die geschickte Hand des Geburtshelfers das beste Mittel zur Erforschung der nöthigen Verhältnisse. 39.

Pelzwerk, Rauchwerk, franz. pelleterie; engl. furs, heißen im Handel die Felle gewisser Thierarten, die man zur Bekleidung anwendet. Sind diese Felle noch in dem Zustande, wie sie dem Thiere abgezogen wurden, so spricht man von rohem Pelzwerke; sind sie aber gegerbt und zugerichtet, so heißt es zubereitetes P. Das beste P. kommt aus den nördlichen Gegenden, besonders aus Sibirien und Nordamerika, und zwar vom Zobel, Hermelin, Luchs, Fuchs, Wolf, Bär, Marder, Dachs, Hasen, Eichhörnchen, Vielfraß, Fischotter, Katze, Iltis, Biber, Wiesel u. a. m., dann auch vom Leopard, Tiger, deren Felle, so wie die der Bären, Wölfe, Hunde, Hasen rc. man grobes P. nennt, während die Zobel, Hermeline u. a. das feine P. liefern. Die Zubereitung des Pelzwerks ist die Hauptbeschäftigung des Kürschners, welcher auch den Fellen, die nicht von Natur gefärbt sind, künstliche Farben gibt. Es ist daher im Handel viel Vorsicht und Kenntniß nöthig, um die künstlich gefärbten gehörig von den natürlich gefärbten zu unterscheiden. Der Pelzwerkhandel ist von großer Wichtigkeit und im Mittelalter galt in den nördlichen Ländern das P. häufig als Geld, so z. B. in Nowogorod die Marderfelle und die Stirnläppchen des Eichhörnchens; auch wurde es oft als Abgabe oder Tribut auferlegt. 1.

Pembroke (Herbert, Graf von), wurde im Jahre 1580 geboren und folgte als ältester Sohn des Hauses seinem Vater im Besitze der Grafschaft Pembroke, während sein jüngerer Bruder vom Könige Jakob I. zum Grafen von Montgomery erhoben wurde. Im Jahre 1611 wurde er in das Ministerium aufgenommen. Er war sehr für das Gedeihen der neuen Colonien in Virginien thätig und um sein Andenken zu ehren, erhielt ein Departement der Insel Bermudas nach ihm den Namen Pembroke. Im Jahre 1616 wurde er zum Kanzler der Universität Oxford ernannt, deren Statuten er ordnen half. Auch machte er sich um die Universität noch besonders dadurch verdient, daß er ihr eine sehr reichhaltige und geschätzte Bibliothek, die er erst zu diesem Zwecke gekauft hatte, zum Geschenke machte. Im Jahre 1618 rettete er durch seine klugen Maßregeln während einer starken Feuersbrunst einen großen Theil des königlichen Palastes. Im Jahre 1630 wurde er zum Ritter des Hosenbandordens erhoben und ihm kurz darauf die Oberaufsicht über die Zinnbergwerke in den Grafschaften Devonshire und Cornwallis übertragen. In den letzten Jahren seines Lebens bekleidete er die ersten Würden des Staates und wurde noch kurz vor seinem Tode zum high-steward der City ernannt. Er starb am 10. April 1630, an seinem Geburtstage. P. war ein kluger, gelehrter und edler Mann, welcher allgemeine Liebe und Hochachtung genoß. Besonders eifrig zeigte er sich in Beförderung der protestantischen Kirche und einer schnellen und unparteiischen Gerechtigkeitspflege. Von Eigennutz war er so gänzlich frei, daß er nie eine Besoldung für seine Verwaltung großer und oft beschwerlicher Staatsämter annahm. Auch in Verwaltung seines eigenen Vermögens bewies er sich keineswegs sparsam. Er starb ohne einen Erben zu hinterlassen. Sowohl Jakob I. als Karl I. hatte er sich unentbehrlich gemacht und stand bei Beiden in hoher Achtung, obgleich ihm ersterer im Herzen abgeneigt war. 81.

Penaten, eine Art von Genien oder Schutzgöttern bei den Römern, waren jeder Familie eigenthümlich und wurden, wie es scheint, willkührlich aus den großen Göttern zum besondern Schutze und Dienste gewählt. Man verehrte sie in dem Innersten des Hauses, welcher Penetralia hieß, und zu den heiligen Gebräuchen derselben wurde Niemand zugelassen, als die nächsten Verwandten einer Familie.

In dieser Beziehung werden sie sehr oft mit den Laren (s. d. Art.) verwechselt. Aber auch jede Stadt hatte ihre P., welche dann publici hießen. Die P. Roms hatte Äneas nebst der Vesta und ihrem heiligen Feuer nach Italien gebracht; ihr Tempel war nicht weit von dem der Vesta. Die Bilderchen der P. waren roh, von Stein oder Holz mit Spießen. Feldherrn bei Eröffnung des Feldzugs, Consuln, Dictatoren rc. bei Niederlegung ihres Amtes opferten ihnen. 11.

Pence, s. Penny.

Pendel, lat. und engl. **pendulum**; franz. **pendule**, bezeichnet jeden in irgend einem Punkte so befestigten Körper, daß er um diesen beweglich ist und lothrecht herabhängt (s. Loth). Wird nun ein solcher Körper aus dieser lothrechten Lage gebracht und sich selbst überlassen, so wird er vermöge der immer wirkenden Schwere in seine ursprüngliche Lage wieder zurückkehren; indem er aber hiernach in Bewegung gesetzt ist, kann er der Trägheit wegen in dieser Lage nicht augenblicklich beharren, sondern muß nach der entgegengesetzten Seite mit der erlangten Fallgeschwindigkeit wieder so lange aufsteigen, bis die Wirkung der Trägheit erschöpft ist. Am einfachsten geschieht dieses durch das Senkel, einen an einem dünnen Faden herabhängenden schweren Körper, welcher einmal in Bewegung gesetzt so lange hin und her schwankt (oscillirt), bis Hindernisse der Bewegung ihn zum Stillstande bringen. Die vorzüglichsten Constructionen des Pendels aber sind: a) eine Kugel oder ein Cylinder oder ein aus zwei mit ihren Grundflächen verbundenen Kegeln bestehender Doppelkegel, an einem Faden aufgehangen; b) eine einfache, gleichmäßig dicke, aber willkührlich gestaltete gerade Stange; c) eine Stange mit einer mehr oder minder schweren Linse (die bei Uhren gebräuchlichste Pendelart); d) das Reversionspendel (von Kater) oder unveränderliche P., welches auf einer Messerschneide schwingt. Da nun aber die Anziehungskraft der Erde auf den körperlichen Inhalt des Pendels wirkt und diese am Äquator schwächer ist als unter den Polen, so folgt daraus, daß die Längen isochronischer P. (d. h. solcher, die in gleicher Zeit gleich große Schwingungen machen) sich zu einander verhalten wie die beschleunigende Kraft der Schwere und hieraus ergibt sich die Möglichkeit, aus der Länge der an verschiedenen Orten in gleichen Zeiten schwingenden P. (Secundenpendel) die beschleunigende Kraft der Schwere und daraus die Gestalt der Erde zu erforschen. Denn ist die Pendelbeschaffenheit an zwei verschiedenen Orten der Erde gleich, die beschleunigende Kraft der Schwere dagegen ungleich, so sind die Schwingungszeiten den Quadratwurzeln aus den beschleunigenden Kräften der Schwere umgekehrt proportional; finden aber die Schwingungen an einem und demselben Orte statt, so verhalten sich die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen. Hierbei kommt es jedoch sehr darauf an, zwei Größen durch die genauesten Beobachtungen auszumitteln, nämlich die Schwingungszeiten und die absolute Länge des Pendels von der Schwingungsachse an bis zum Schwingungspunkte (dem **centrum oscillationis**) und da wegen mehrerer in der Wirklichkeit vorhandenen unvermeidlichen Unvollkommenheiten die gefundenen Resultate doch nicht vollständig genau sind, so muß man meist eine Reduction des physischen Pendels auf das mathematische (d. i. ein schwerer Punkt, den man sich an einer unkörperlichen Linie aufgehängt denkt) vornehmen. Diese besteht a) in der Correction wegen der Größe der Schwingungsbögen; b) in der Verbesserung wegen der Temperatur; c) in der Auffindung des Mittelpunktes der wahren Schwingungen; d) in der Bestimmung des Einflusses der Messerschneiden, auf welchen die bestconstruirten P. meistens schwingen; e) in der möglichsten Beseitigung des Widerstandes des Mittels, in welchem das P. schwingt, so wie in dem Berechnen der Wirkung des noch übrig bleibenden Widerstandes und f) in der Reduction der Anzahl der Pendelschwingungen auf die, welche an demselben Orte, wenn er als im Niveau des Meeres gelegen gedacht wird, stattfinden

würden. Die wesentlichsten P. sind folgende: a) das einfache Secundenpendel, dessen beste Einrichtung das Kater'sche oder Reversionspendel ist; b) das Uhrpendel, dessen vorzüglichste Arten das Quecksilberpendel, das Rostpendel, das P. mit Hebelwerk und das P. mit thermometrischen Federn sind; c) die Tactpendel oder Tactmesser (Metronome), von denen das Metronom von Mälzal in Wien und das Tactpendel von Gottfried Weber die bekanntesten sind, und d) die P. verschiedener Art zum technischen Gebrauche, wie z. B. die pendelartig schwingenden Hämmer zum Eintreiben von Keilen oder sonst zum Stoße gegen bewegliche Lasten. — Vergl. Gehler's „Physikalisches Wörterbuch" (Bd. VII. Abth. 1. Leipz. 1833), wo man auch die vollständige Literatur über das P. angeführt findet. 13.

Pendsch=Ab, s. Sikhs.

Penelŏpe, Tochter des Ikarios und der Nymphe Periböa, Gemahlin des Odysseus und Mutter des Telemachus, wird von den Dichtern als schön, listig, tugendhaft und vorzüglich treu gegen ihren Gemahl gepriesen. Als nämlich Odysseus auf seiner Fahrt von Troja umherirrte und die Nachricht seines Todes sich verbreitet hatte, bewarben sich viele Freier aus Ithaka um sie. Diese hielt sie durch eine List lange Zeit hin, indem sie vorgab, erst dann einen zu wählen, wann sie ein großes Leichengewand für den Laertes verfertigt haben würde. Daran arbeitete sie am Tage, trennte es aber des Nachts wieder auf, bis eine Dienerin sie verrieth. Bald darauf kehrte Telemachus, der nach Kunde über seinen Vater ausgegangen war, von seiner Reise wieder zurück und brachte ihr die Nachricht von seinem Leben und seiner baldigen Rückkehr. Endlich erschien Odysseus und befreite sie von den Freiern (s. Ulysses). Mit ihrem Gemahle wieder vereinigt gebar sie den Ptoliporthes. Als Odysseus von seinem mit der Circe erzeugten Sohne Telegonos getödtet worden war, heirathete sie auf Anrathen der Athene diesen und gebar von ihm den Isalus. Mit ihr als Jungfrau soll Mercur in Gestalt eines Bockes den Pan gezeugt haben. 11.

Penēus, einer der größten Flüsse Altgriechenlands, entspringt am Fuße des Pindus in Thessalien, bewässert in östlicher Richtung die Hochebene von Larissa, wendet sich hier nach Norden, durchströmt das Thal Tempe zwischen den Bergen Olympus und Ossa und ergießt sich in den thermaischen, jetzt salonichischen Meerbusen. Plinius erzählt, daß die Schafe schwarz geworden seien, welche von seinem Wasser getrunken hätten. Jetzt heißt er Salambria. 35.

Penn (William), ein berühmter Quäker und Gründer des Staates Pennsylvanien, einziger Sohn Wilhelm P.'s, Viceadmirals von England, ward geboren zu London 1644, erhielt eine sorgfältige, die öffentliche Laufbahn in seinem Vaterlande vorbereitende Erziehung und ward dann zu seiner fernern Bildung auf die Universität Oxford geschickt, wo er sich zwar mit Eifer den Studien widmete, aber schon Hang zum zurückgezogenen Leben und Separatismus zeigte. Als ein an Talent, Geist und Kenntnissen viel versprechender Jüngling in seine Familie zurückgekehrt, bemerkte diese an ihm sehr ungern jene fromme Schwärmerei, weßhalb ihn sein Vater nach Paris sandte, damit er Sinn für die sogenannte große Welt gewänne. Bei seiner Rückkehr wurde er nach Irland verschlagen und kam in eine Versammlung von Quäkern, welche solchen Eindruck auf ihn machten, daß er sich seitdem ganz dieser Gesellschaft widmete. Sein Vater darüber höchst unzufrieden schickte ihn 1661 nach Irland zur Beaufsichtigung seiner Güter; allein, da sich der Sohn dem Könige und dem Herzoge von York nicht mit abgezogenem Hute vorstellen lassen wollte, wurde er von dem erzürnten Vater abermals aus dem Hause gestoßen. 1668 fing er an zu predigen und dieserhalb und wegen der in seinen Schriften: „Die erhabene Wahrheit", „Der irrige Führer", „Der erschütterte Grund", niedergeschriebenen Grundsätze ward er verhaftet und in den Tower gesetzt, wo er unter Anderem „Kein Kreuz, keine Krone" schrieb. Abermals in

Newgate in Verhaft genommen, vertheidigte er sich bei dem Verhöre so nachdrücklich, daß er von der Jury freigesprochen ward, aber der Kosten wegen, die er nicht erlegen wollte, in der Haft blieb, bis dieselben sein Vater heimlich bezahlte (1670). Er beschloß nun mit Fox Missionen in fremde Länder zu schicken; sie selbst schifften sich nach dem Continente ein und P. besuchte mehrere fürstliche und andere bedeutende Personen, kehrte aber noch in diesem Jahre auf die Nachricht von der Krankheit seines Vaters nach England zurück, söhnte sich mit ihm aus und ererbte ein beträchtliches Vermögen. Als 1678 das Parliament sehr strenge Maßregeln gegen die Katholiken erließ, sah sich P. veranlaßt, mit Feuereifer die Gewissensfreiheit zu vertheidigen; dadurch machte er sich aber viele Feinde und kam sogar in den Verdacht, ein heimlicher Katholik zu sein, erwarb sich aber dadurch die Gunst des Königs Karl's II. und Jakob II. überließ ihm sogar für eine von der Regierung an seinen verstorbenen Vater zu entrichten gewesene Schuld von 16000 Pfd. St. ein großes Landgebiet am Delawareflusse mit vollem Rechte des Eigenthums gänzlich und auf immer, jedoch unter englischer Hoheit. Hier gründete er für „seine Freunde" einen Staat, wo völlige Religionsfreiheit herrschte und jeder Unterschied der Stände sich verlor. Dieser Landstrich erhielt von ihm den Namen Pennsylvanien. Nachdem er 2 Schiffe mit Ansiedlern aus England und Schottland und mit allen Erfordernissen zum Anbaue aufs Reichlichste versehen hatte, begab er sich 1682 selbst dahin, gründete sogleich die Stadt Philadelphia und entwarf die Verfassung, welche später die Grundlage der nordamerikanischen Freistaaten geworden ist. Durch sein menschenfreundliches Betragen, weise Einrichtungen und den Segen der Natur war die Colonie bald im raschen Aufblühen. Später nach England wieder zurückgekehrt war er eifrig bemüht seinen Glaubensgenossen Duldung und Schutz zu verschaffen, was ihm nicht sogleich gelang. Er ward beschuldigt, mit den Stuart's in geheimen Verbindungen zu stehen, es wurde ihm die Regierung seiner Colonie genommen und er mußte sich vor Gericht stellen, wo er sich aber mit solchem Erfolge vertheidigte, daß seine Unschuld völlig erwiesen und er in den Besitz seiner Regierung wieder eingesetzt ward (1696). Mehrere Jahre hindurch lebte er nun in England in der größten Zurückgezogenheit und reiste dann wieder nach Amerika, um die letzte Hand an die Einrichtung seiner Colonie, die er in der schönsten Blüthe fand, zu legen und machte dann in Angelegenheiten der Quäker eine Reise nach Holland und Deutschland. 1712 verkaufte er sein Eigenthumsrecht an Pennsylvanien der Regierung um 280000 Pfd. St. Er starb zu Rushamb in Buckinghamshire am 30. Mai 1718. 25.

Pennalismus ist der Name für jene thörichte und grobe Unsitte auf Gymnasien und Universitäten, welche in der Mitte des XVII. Jahrh. den Culminationspunkt erreichte. Sie bestand anfangs darin, daß die neuangekommenen Schüler den älteren einer höheren Classe das Pennal (die Federbüchse) nachtragen mußten. Späterhin kamen noch andere entehrende und schmutzige Geschäfte hinzu, welche den Novizen (Pennale genannt) anbefohlen wurden und deren Versäumung hart geahndet ward. Wie weit dieser Unfug um sich gegriffen hatte, sieht man daraus, daß im XVII. Jahrh. sogar Reichsgesetze wiederholt gegeben werden mußten, um ihm zu steuern. Gegenwärtig haben wir in Deutschland nichts mehr als den Namen, in England aber erscheint der P. auf den lateinischen Schulen noch in einer sehr abschreckenden Gestalt. Vergl. Schöttgen, „Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennalwesens" (Dresden und Leipzig 1743. 8.); Malet, „Account of the system of fagging" (Lond. 1829). 84.

Pennant (Thomas), berühmter englischer Naturforscher, ward zu Downing in der Grafschaft Flint am 14. Juni 1726 geboren, faßte von seiner Jugend an eine große Vorliebe für das Studium der Natur und legte sich mit Ernst darauf, sobald er die Universität Oxford verlassen hatte. Die erste Frucht seines Fleißes

war sein Prachtwerk „British Zoology“ (Lond. 1761. 4 Bde. Fol. Lateinisch und deutsch von Murr 1771—1776. 4 Bde. Fol.). Auf einer nach dem Continente gemachten Reise trat er mit mehreren Gelehrten in Verbindung und gab hierauf seine „Synopsis of quadrupeds“ (Chester 1771) heraus. Späterhin erwarb er sich ein großes Verdienst um Schottland, indem er dieses Land, das er auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, genau beschrieb und die Aufmerksamkeit seiner Landsleute, denen es der Nähe ungeachtet noch eine terra incognita war, darauf hinlenkte. Noch erschienen von ihm eine „Arctic zoology“ (Lond. 1786. 3 Bde. Deutsch von Zimmermann, Leipz. 1787. 2 Bde. 4.) und eine „Indian Zoology“ (Lond. 1769. Lateinisch von Forster, Halle 1781. Fol.). Jene enthält eine große Menge damals noch unbekannter Geschlechter und Arten; diese ist dagegen unvollendet geblieben. Sein Tod erfolgte am 16. Dec. 1798. 39.

Pennsylvanien, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Penny (plur. Pence), **Pfennig**, ist eine großbritannische Rechnungsmünze, welche früher von Silber, jetzt von Kupfer geprägt wird. 12 P. betragen 1 Schilling und 240 ein Pfund Sterling. In England und Schottland ist 1 P.-Sterling = 2 Halfpence = 4 Farthings = 7½ Pf. Conv. In Irland ist 1 P.-Irish = 7⅓ Pf. Conv. 33.

Penrose (Thomas), einer der besten neueren Odendichter Englands, 1743 zu Newbury in Berkshire geboren, widmete sich auf der Universität Oxford der Theologie, folgte aber bald seinem Hange zum Abenteuerlichen und machte 1762 eine Seeexpedition nach Buenos Ayres mit. Das gewagte Unternehmen hatte einen sehr schlechten Erfolg und P. kam mit Narben bedeckt und mit zerrütteter Gesundheit in sein Vaterland zurück, wo er seine früheren Studien fortsetzte. Nach Beendigung derselben erhielt er die einträgliche Pfarre von Beckington und Standerwick in der Grafschaft Somerset, welcher er sich aber nur kurze Zeit erfreute. Er starb 1779 in der Blüthe seiner Jahre zu Bristol, wo er sich zur Herstellung seiner Gesundheit aufhielt. P.'s lyrische Gedichte sind voll Feuer und Leben und zeichnen sich dadurch vor der eleganten, aber nüchterern Wortmacherei der meisten gleichzeitigen Dichter vortheilhaft aus. In seinen „Flügen der Phantasie“ („Flights of fancy“), seinem „Trinkgelage Odin's“ („Carousal of Odin“), so wie in dem kühnen Dithyrambus: „Der Wahnsinn“ („The madness“) stürmt er mit einer poetischen Kraft, die nicht selten an Wildheit grenzt, über alle gewöhnlichen Beschränkungen der Kunst hinaus. Seine Elegien ziehen an durch glühendes, inniges Gefühl und auch in seinen übrigen kleinen Gedichten zeigt sich stets ein freier, kräftiger und wahrhaft poetischer Geist. Der Hauptfehler des Dichters besteht darin, daß er sich nicht selten in der Übertreibung der Stärke des Ausdrucks, der Gefühle und der Kühnheit der Gedanken allzusehr gefällt. „Works of Th. Penrose“ (Lond. 1781. 12.). 67.

Pension (spr. Pangsiong), wörtlich die Zuwägung der schuldigen Summe (indem bei den Alten das Geld gewogen wurde), ist 1) Zahlung überhaupt; 2) der Monats- oder Jahrgehalt; 3) der Gehalt, welcher dem in Ruhestand versetzten Staatsdiener und Krieger oder nach dessen Ableben seinen Hinterlassenen ausgesetzt wird. Je mehr in einem Staate die Humanität ihre Anerkennung findet, desto mehr wird derselbe bedacht sein, seinen Dienern, wenn sie ihre besten Kräfte ihm geopfert haben, die Aussicht auf ein ruhiges Alter und auf Versorgung ihrer Hinterlassenen zu verschaffen. Man hat daher in solchen Staaten gewisse Einnahmen (Pensionsfond), aus welchen diese Pensionen verabreicht werden, abgesetzt und die Verhältnisse bestimmt, nach welchen die jährliche P. nach der Zahl der Dienstjahre oder beim Krieger nach den empfangenen Wunden abgemessen wird. Wo es zur Verabreichung von Pensionen an hinlänglichen Mitteln fehlt, da hilft man sich gewöhnlich mit Besoldungsabzügen, welche zum Pensionsfond eingeliefert wer-

den, was auch bei Privatinstituten, z. B Theaterunternehmungen und Musikvereinen, Eingang gefunden hat. Die P. unterscheidet sich vom Wartegelde oder der Stellung auf halben Sold darin, daß man im letztern Falle den Staatsdiener blos der für seine jetzigen Kräfte zu beschwerlichen Stelle überhebt, mit dem Vorbehalte, ihn auf einem andern Platze wieder zu beschäftigen. Bei den Geistlichen sind die Versorgungen wegen Alters meistens local und führen andere Namen, wie man denn den Versorgungsfond für die Hinterlassenen den Wittwenfiscus zu nennen pflegt. Pensionirter ist der, welcher eine P. bezieht; Pensionair aber Einer, für den die Kost bezahlt wird, ein Kostgänger. Großpensionair von Holland wurde der erste Minister bei den sonstigen Generalstaaten von Holland genannt, weil er von allen sieben vereinten Staaten gemeinschaftlich salarirt wurde, so wie der erste Bürgermeister einiger Städte Rathspensionair. Bisweilen nennt man auch den einen Pensionair, welcher, ohne angestellt zu sein, einen Jahrgehalt bezieht. 17.

Pentachord ist eine Reihe von fünf diatonischen Tönen. Wie die Griechen das P. mit ihrem auf dem Tetrachord beruhenden Tonsystem verbanden s. in dem Art. Tetrachord. Zu vergleichen ist außerdem Forkel, 1. Bd. S. 329. — Damit nicht zu verwechseln ist ein von dem Neapolitaner Fabio Colonna zu Anfang des XVII. Jahrh. erfundenes und Pentekontachordon genanntes Instrument, auf welchem der ganze Ton in 4 Theile getheilt war. Es ist jetzt nicht mehr im Gebrauche. 29.

Pentagramm ist s. v. a. Alfenfuß.

Pentamĕter, s. Metrum und Rhythmus.

Pentapŏlis (Gebiet von 5 Städten) hießen im Alterthume mehrere Landstriche: 1) in Afrika die Provinz Cyrenaica (j. Barka) wegen ihrer 5 Hauptstädte, Berenice (Bernich), Arsinoe, Ptolemais (Tolemeta), Apollinopolis und Cyrene (Kairwan); 2) in Italien das Gebiet der Städte Rimini, Pesaro, Ancona, Osimo und Baconia. 37.

Pentateuch (πεντατεῦχος, fünffaches Buch) werden von den LXX. die 5 Bücher Mosis genannt, welche die Juden schlechthin das Gesetz (הַתּוֹרָה) nennen. Sie enthalten im ersten Buche (Genesis) zuerst die Schöpfungssage und die Urgeschichte der Menschheit, dann im Besondern die Geschichte der israelitischen Stammväter bis zur Einwanderung Jakobs in Ägypten; im zweiten nach einer Lücke von beinahe 400 Jahren den Auszug der Israeliten aus Ägypten (daher Exodus genannt) bis zu ihrer Ankunft am Berge Sinai (C. 19), dann allgemeine Gesetzgebung; im dritten Buche Gesetzgebung über religiöse Gegenstände (daher Leviticus); im vierten zuerst eine Volkszählung (daher der Name Numeri), dann mancherlei Vorfälle auf dem Marsche, wobei sich wieder eine Lücke von 38 Jahren findet, bis zur Ankunft der Israeliten an der Grenze Kanaans; im fünften endlich eine Art Wiederholung der drei vorhergehenden Bücher (daher Deuteronomium genannt) bis zum Tode Mosis. Es stellt sich sonach in diesen Schriften ein vollständiges Ganzes dar, das im Buche Josua seine unmittelbare Fortsetzung findet; es drängen sich aber die Fragen nach dem eigentlichen Verfasser und der Zeit der Abfassung auf. Daß Moses nicht durchgängig der Verfasser sein kann, leuchtet auch denen ein, welche diese Bücher ihm zuschreiben, wenigstens deuten mehrere Stellen im Deuteronomium auf eine spätere Zeit; wie viel ihm aber angehöre, hat noch keine Kritik ganz deutlich machen können; denn die Hypothesen über die Abfassung dieser Bücher sind meistens zu künstlich, um ganz wahrscheinlich zu sein. Die meisten und gewichtigsten Gründe sprechen jedoch für eine spätere Abfassung, obwohl manche einzelne Stücke von Moses selbst herrühren mögen, welche in das Ganze verflochten sind; dessenungeachtet aber ist der P. als die älteste schriftliche Urkunde zu betrachten, welche wir besitzen. 23.

Pentathlon, s. Gymnasium.

Pentheus, Sohn des Echion und der Agave, einer Tochter des Kadmos, erhielt von seinem Großvater das Königreich Theben. Als er sich der Einführung des bacchischen Cultus widersetzte, erschien Bacchus unter der Gestalt eines Jünglings vor ihm selbst, um ihn zu warnen. Doch P., noch mehr von Zorn entbrannt, ließ den vermeintlichen Jüngling ins Gefängniß werfen und zu seiner Marter und Hinrichtung die grausamen Werkzeuge bringen. Da stürzte das Gefängniß plötzlich ein, der Gott schüttelte seine Banden ab und P., der voll rasender Wuth die Bacchantinnen auf dem Berge Kithäron verfolgte, ward von seiner eigenen Mutter und Schwester, die ihn in ihrer wilden Begeisterung für einen Löwen ansahen, mit den Thyrsusstäben zu Boden geschlagen und in Stücken zerrissen. Nach Andern verwandelte ihn Bacchus erst in ein Kalb, die Bacchantinnen aber in Panther, in welcher Gestalt sie ihn tödteten. **11.**

Pentz, s. Peins.

Pepe ist der Name einer angesehenen neapolitanischen Familie, unter deren Gliedern einige von geschichtlicher Bedeutung geworden sind. — Gabriel P., geb. 1781, machte sich zuerst im Jahre 1799 als eifriger Anhänger republikanischer Grundsätze bemerklich, mußte daher, als die parthenopeische Republik Todes verblichen war, flüchtig werden, ging nach Frankreich und trat in die italienische Legion. Im Jahre 1801 jedoch erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr, schloß sich seitdem der eben herrschenden Ordnung der Dinge an und focht nicht ohne Verdienst in den neapolitanischen Heeren. So blieb er auch nach Ferdinand's Rückkehr als Oberst eines Regiments in Activität; als er sich aber im Jahre 1820 der Bewegungspartei anschloß und als Mitglied des Parliaments angelegentlich die Einführung der spanischen Constitution betrieb, wurde er nach der Rückkehr des Königs seiner Würden entsetzt und von den Östreichern, denen er ausgeliefert worden war, in Mähren einige Jahre gefangen gehalten. Später lebte er meist zu Florenz. — Florestan P., geb. 1780, schloß sich 1799 ebenfalls der Bewegungspartei an, ging dann nach Frankreich, wo er in der italienischen Legion Dienste nahm und kehrte 1801 nach Neapel zurück. Später diente er dem Könige Joseph, ward unter Murat Divisionsgeneral und focht in dem russischen Kriege, wo er unter andern Napoleon's Rückzug nach Wilna deckte, mit vieler Auszeichnung. In Danzig gefangen, unterdrückte er nach Wiedererlangung seiner Freiheit eine Insurrection in den Abruzzen und erwarb sich 1815 dadurch große Verdienste, daß er die hoffnungslose Lage Murat's (dem er jedoch bis zuletzt treu blieb) erkennend in der Hauptstadt wenigstens die Ausbrüche der Pöbelwuth verhinderte. Auch behielt er unter Ferdinand seine Würde als Generallieutenant der Armee. An der Revolution von 1820 nahm er anfangs keinen Theil, verlor auch später, als er sich für dieselbe erklärt hatte, jedoch nicht entschieden genug zu handeln schien, seine Befehlshaberstelle, trat indeß bald darauf auf kurze Zeit noch an die Spitze des Generalstabes. Vergeblich drang er zuletzt, als bereits keine Hoffnung mehr vorhanden war, auf Unterwerfung, glaubte aber nun um so ruhiger die Ankunft der Östreicher abwarten zu können. Allein er sahe sich getäuscht und wurde aus der Armeeliste gestrichen. Seitdem lebt er in stiller Zurückgezogenheit. — Guglielmo P., des Vorigen Bruder, geb. 1782, nahm ebenfalls Theil an den Begebenheiten des Jahres 1799, fand aber keine Gelegenheit zur Flucht, wurde gefangen und 6 Monate später des Landes verwiesen. Er nahm hierauf Dienste in der italienischen Legion, kehrte 1801 nach Neapel zurück und zettelte in Calabrien eine Verschwörung an, ward aber gefangen genommen und zu lebenslänglicher Haft in Maritimo verurtheilt. Er ranzionirte sich indeß nach einiger Zeit und wurde später unter dem Könige Joseph Major, fiel aber bei einem Gefechte den Ferdinandisten in die Hände und wäre erschossen worden, wenn er nicht glücklicher Weise abermals ein Mittel die Freiheit

wieder zu erlangen gefunden hätte. Er diente hierauf einige Zeit in der französischen Armee, trat jedoch unter Murat in die neapolitanische zurück und commandirte später in Spanien. Als unruhiger Kopf bekannt gerieth er mehr als einmal in ernstliche Mißhelligkeiten, doch diente er dem Könige Murat treu bis zum Jahre 1815. Nach der Rückkehr Ferdinand's behielt er seine Stelle als Generallieutenant und erwarb sich besonders um die Bildung der Miliz nicht zu verkennende Verdienste. Als im Juli 1820 der Aufstand ausbrach, stieß er, von Allem schon früher unterrichtet, mit einem Dragonerregimente zu den in Monteforte verschanzten Aufrührern, übernahm den Oberbefehl (5. Juli) und zog, als der König nothgedrungen die Einführung der spanischen Constitution bestätigt hatte, an der Spitze der Truppen feierlich in Neapel ein (9. Juli). Als im Februar des folgenden Jahres in Folge der zu Troppau von den Großmächten gefaßten Beschlüsse ein östreichisches Heer unter Frimont in Neapel einrückte, rief P. die Freiwilligen unter den alten Namen der Bruttier, Lucaner, Samniter rc. zu den Waffen und übernahm nebst den Generalen Carascosa und Ambrosia den Oberbefehl und die Vertheidigung der Abruzzen. Allein schon sein erstes Gefecht (7. März) lief entschieden unglücklich ab und ein zweites versetzte dem ganzen Unternehmen den Todesstoß. P. nebst den übrigen Hauptanführern geächtet floh nach Spanien und begab sich später nach London, wo er sich jetzt noch aufhält. Übrigens wurde er im Januar 1823 in contumaciam zum Tode verurtheilt, nachdem er nebst 10 Andern von der am 28. Sept. 1822 erlassenen Amnestie ausgeschlossen worden war. 22.

Peplum oder **Peplus**, s. Minerva und Panathenäen.

Pera, s. Constantinopel.

Perception, s. Wahrnehmung.

Perceval (spr. Persivel) (Spencer), erster Lord der Schatzkammer und Präsident des englischen Ministerium, zweiter Sohn des Lord Holland, ward geboren den 1. Nov. 1762, studirte zu Cambridge und galt als Advocat für einen eben so redlichen als geschickten Mann. 1799 ward er Consulent der Admiralität und der Universität Cambridge. Seitdem stieg er schnell; nicht nur, daß er für den Flecken Northampton ins Parliament gewählt wurde, sondern er ward auch, da er dem ministeriellen Systeme Pitt's huldigte, Kronanwalt, dann Generalprocurator. Nach dem Tode Pitt's (23. Jan. 1806) verlor er letztere Stelle, kam aber, nachdem der König das Grenville-Addington'sche Ministerium aufgelöst hatte, in das Cabinet und wurde Kanzler des Herzogthums Lancaster. Während der schwierigen Verhältnisse des Kampfes mit Frankreich für die Minister Großbritanniens erklärte sich P. entschieden gegen die Forderungen der irländischen Katholiken und brachte es besonders durch seinen Einfluß dahin, daß der Antrag wegen deren Emancipation nicht durchging. Der Zug gegen Kopenhagen 1807 wird besonders ihm zugeschrieben, obschon er sich in mehreren Parliamentsreden dagegen zu verwahren suchte. Zu rühmen ist aber von ihm, daß er sich bei mehreren Verhandlungen dem Sclavenhandel entschieden entgegenstellte. Er löste glücklich das Problem der damaligen Finanznoth und seine Budgets von 1808 und 1809 wurden mit großer Stimmenmehrheit bewilligt. Nach dem Tode des Herzogs von Portland (Oct. 1809) ward er erster Lord der Schatzkammer. Sein Ministerium beharrte im Ganzen bei dem einmal angenommenen Continentalsysteme; von ihm wurden die Unruhen in Irland so wie in Ostindien unterdrückt; die Expedition nach Walcheren lief jedoch unglücklich ab (29. Juli 1809). Auch die Ernennung des Prinzen von Wales zum Regenten (10. Jan. 1811) änderte im Gange der Dinge nichts. Die Minister hatten, um ihre eigene Macht zu stärken, mehrere Beschränkungen der Regentschaftsgewalt im Parliamente durchgesetzt; so ward dem Regenten das Recht abgesprochen, Pairs zu ernennen. Nach dem Austritte des Marquis Wellesley aus dem Ministerium (März 1812) kam die Leitung des Ganzen in P.'s Hände. Aber

dieser wurde am 11. Mai 1812 von dem verunglückten Kaufmanne Bellingham aus Liverpool, nicht sowohl politischer als Privatrache halber, beim Eintritte in das Parliamentsgebäude, durch einen Pistolenschuß getödtet. Die britische Regierung gewährte seinen Hinterlassenen eine nicht unbedeutende Pension. 25.

Percussion wird die neuere Erfindung genannt, welche man an Schießgewehren angebracht hat, um die Ladung statt durch Stahlfunken durch eine besondere chemische Mischung mittelst eines Schlages zu entzünden. Die Mischung dieser Zündung besteht aus Quecksilber, gereinigter Salpetersäure und wasserfreiem Weingeiste oder auch aus chlorsaurem Kali, Schwefel und Kohle. Sie wurde anfangs in Pillenform dargestellt und zum Schutze gegen die Feuchtigkeit mit Wachs überzogen, später aber dahin vervollkommnet, daß man dieselbe in kleinen, dünnen kupfernen Hütchen — Zündhütchen — anbrachte. — Percussionskraft nennt man die Gewalt, mit welcher Geschosse irgend einen Gegenstand treffen. Sie ist das Product der Masse des Geschosses und der Geschwindigkeit, mit welcher dasselbe fortgetrieben wird. 61.

Percussionsmaschine, s. Stoß.

Percy (spr. Persi) (Thomas), ein beliebter englischer Dichter und Literator, 1728 zu Bridgenorth in Shropshire geboren, widmete sich auf der Universität Oxford der Theologie und bekleidete nach Beendigung seiner Studien mehrere geistliche Würden, bis er 1769 zum Kaplan des Königs und 1778 zum Dechant von Carlisle ernannt wurde. Später erhielt er das Bisthum von Dromore in Irland und erwarb sich in dieser Stellung die allgemeinste Achtung und Liebe. Seinen schriftstellerischen Ruhm verdankt er hauptsächlich der Herausgabe alter englischer Balladen („Reliques of ancient english poetry, consisting of old heroic ballads, songs and other pieces of our earlier poets", Lond. 1765 u. ö. 3 Voll. 8. N. E. Lond. 1812. 3 Voll. 8.), welche gänzlich vergessen in den Handschriften moderten und deren großer Werth erst durch ihn Anerkennung fand. Der Sinn für die alte ungeschminkte Naturpoesie der Vorfahren wurde dadurch rege und die Dichter versuchten sich nun um die Wette in der Ballade und im Volksliede. P. selbst war in seinen eigenen Versuchen, in denen er den alten Liederstyl nachahmte, nicht unglücklich; besonders fand sein „Eremit von Warkworth" („The hermit of Warkworth", Lond. 1806. 4. Deutsch von J. H. Campe, Braunschw. 1790. 8.), eine Ballade in drei Gesängen, großen Beifall. Von seinen übrigen Schriften, theils theologischen, theils literaturgeschichtlichen Inhalts, nennen wir nur noch seine Übersetzung des chinesischen Romans: „Han-Kiou-Chouan" (Lond. 1761. 4 Bde. 12.) und seine „Five pieces of runic poetry, transl. from the islandic language" (Lond. 1763. 8.). P. starb am 28. Septbr. 1811 zu Dromore. 67.

Percy (Peter Franz, Baron), berühmter Militairwundarzt der Napoleon'schen Armee, wurde zu Montagny im Departement der Obersaône am 28. Oct. 1754 geboren. Sein Vater, selbst ein Militairarzt, war mit seinem Stande so unzufrieden, daß er seinen Sohn demselben unter keiner Bedingung widmen wollte; er bestimmte ihn daher den mathematischen Studien, die er zu Besançon studiren sollte. Indessen waltete bei demselben die Liebe zum ärzlichen Studium so vor, daß er sehr bald zu ihm überging, 1775 als Doctor promovirt wurde und hierauf eine Stelle als Feldarzt bei der Gensd'armerie übernahm, wobei sich ihm die Gelegenheit darbot, des berühmten Lafosse Unterricht in der Thierheilkunde benutzen zu können. 1782 wurde er Chirurgien-major beim Cavallerieregimente Berry; hierauf Chefwundarzt von Flandern und Artois und, nachdem der Krieg ausgebrochen war, consultirender Wundarzt der Nordarmee, als welcher er die Feldzüge unter Luckner, Kellermann, Pichegru und Moreau mitmachte, wobei er sich nicht nur durch ärztliche Geschicklichkeit, sondern auch durch persönliche Tapfer-

keit auszeichnete. Später wurde er chirurgien en chef der Armee und einer der 6 Generalsanitätsinspectoren. Im Jahre 1814 wurden seine Bemühungen um die vor Paris verwundeten Russen, Preußen 2c. von den alliirten Monarchen durch Ertheilung mehrerer ihrer Orden anerkannt. So blieb P. wegen seiner chirurgischen Geschicklichkeit und wegen seiner administrativen Talente in großem Ansehn beim Militair, bis er sich endlich nach der Schlacht von Waterloo Alters wegen ins Privatleben zurückzog, wo er am 25. Febr. 1825 an einer Herzkrankheit starb. Er war Commandant der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts und vieler gelehrten Gesellschaften. — Als Schriftsteller hat er durch seinen leichten, originellen Styl, so wie durch seine tiefen Kenntnisse sich großes Ansehn erworben; als Mitbewerber bei den Aufgaben der königlichen Akademie der Chirurgie trug er viermal den Preis davon, so daß man ihn endlich bitten mußte, von dieser Preisbewerbung abzustehn; außerdem erhielt er sechzehnmal den Preis bei den Aufgaben vieler anderen gelehrten Gesellschaften. Seine Schriften bestehen in einem „Mémoire sur les ciseaux à incision“ (1788); „Manuel du chirurgien d'armée“ (1792); „Pyrotechnie chirurgicale pratique“ (1794) und in einigen andern. 39.

Perdikkas, Name mehrerer Könige von Macedonien. — P. I., Urenkel des Herakliden Karanos, welcher ungefähr 700 v. Chr. mit einer argivischen Colonie nach Edessa in Macedonien gezogen war und durch Bezwingung mehrerer kleinen Fürsten daselbst ein Reich gestiftet hatte, welches dann P. ansehnlich vergrößerte, daher er auch für den eigentlichen Stifter des macedonischen Reiches gilt. — P. II., blieb im Anfange seiner Regierung der Verbindung, die Alexander bis an seinen Tod mit Athen unterhalten hatte, treu, wendete sich aber dann auf die Seite der Spartaner, weil Athen zur Zeit des korcyräischen Krieges des P. Bruder und Vetter gegen den P. schützte. Durch seine ganze Regierung war P. in Kriege verwickelt, hat sich aber auch dadurch als einen zwar unternehmenden und verschlagenen, aber auch als einen ehrgeizigen und durch keine sittlichen Grundsätze geleiteten Regenten bewiesen, was besonders aus seinen Ränken während des peloponnesischen Krieges hervorgeht, durch die er Athen erst mit Korinth und dann auch mit Lacedämon in Krieg verwickelte. Er regierte von 435—412 v. Chr. und ihm folgte sein natürlicher Sohn Archelaos. — P. III., ein Sohn des Amyntas, führte mehrere Kriege mit seinen nächsten Verwandten und blieb in einer Schlacht gegen die Illyrier 360 v. Chr. — P. IV., Sohn des Orontes, ein vornehmer Macedonier und bekannt als Feldherr Alexander's des Großen, den er auf allen seinen Zügen begleitete. Alexander hatte dem P. sterbend seinen Siegelring mit den Worten übergeben: „Der Würdigste sei mein Nachfolger!“ In der Meinung, er selbst sei mit diesen Worten gemeint, strebte P. nach der Herrschaft, mußte sich jedoch, da die übrigen Generale Alexander's ebenfalls nicht geringe Ansprüche machten, nur mit der Würde eines Reichsverwesers begnügen. Aber durch den Neid, die Herrschsucht und Eifersucht der neuen Statthalter wurde das ganze damals so ausgebreitete macedonische Reich in Krieg verwickelt, selbst mehrere Anverwandte des Alexander unterlagen der Niederträchtigkeit des P. und mußten mit dem Tode büßen. Indeß dauerte des P. blutige Herrschaft nicht lange; denn schon im dritten Jahre seiner Reichsverwaltung wurde er in Ägypten 320 v. Chr. von seinen eigenen Soldaten erschlagen. 20.

Peregrinus, mit dem Zunamen **Proteus**, den er wegen der vielen und oft wechselnden Gestalten und Rollen, in denen er auftrat, erhielt, lebte im II. Jahrh. n. Chr. und war aus Parium in Mysien gebürtig. Vergleichen wir die sehr widersprechenden Berichte der Alten über ihn, von denen einige ihn als einen Mann von ernstem Charakter und Tugendprediger preisen, dagegen der Spötter Lucian ihn als bloßen Charlatan, ausschweifenden und verbrecherischen Menschen blosstellt, der, nachdem er als Jüngling wegen seines lasterhaften Lebenswandels aus Arme-

nien vertrieben, in Palästina zum Christenthume übergegangen, bald wieder Apostat, dann wegen auf ihm haftenden Verdachts des Vatermords aus seinem Vaterlande flüchtig durch Italien, Ägypten, Griechenland geirrt war, hier vor dem versammelten Volke zu Olympia sich selbst verbrante, um gleich dem Hercules unsterblich zu werden, so mögen wir den Schluß ziehen, daß er, ein ächtes Kind seiner entnervten, darum eraltirten Zeit unstät und in hastigem Streben nach allen Mitteln griff, um seinen Geist, mehr wohl um seine Sucht nach äußerer Geltung, nach Effect und Ruhm zu befriedigen, daß er zu diesem Zwecke eben so gut die strenge cynische Lehre (wie er denn gewöhnlich ein Cyniker heißt) als ein genußvolles, frivoles, abenteuerliches Leben tauglich fand, und endlich sein auf den Schein berechnetes Treiben durch einen effectvollen Tod schloß, der ihm in den Augen der leichtsinnigen und abergläubigen Menge zu dem Rufe eines Wunderthäters oder höhern Wesens verhalf.— Vergl. Luciani „Lib. de mort. Peregrini", und dazu Germari „Symbolae ad Luc. lib. de morte P. rectius aestimandum" (Thorn 1789. Fol.); Wieland's „Peregrinus Proteus" (sämmtl. Werke von Gruber, Bd. XXXIII. IV.), worin seine Denk- und Lebensweise gegen Lucian's Anschuldigungen in Schutz genommen und in milderem Lichte gezeigt wird. 80.

Peremtorisch, adjectiv., zerstörlich, umstoßend kommt in Rechtssachen vor 1) bei den einer gemachten Forderung entgegengesetzten Einreden (s. d. Art.); 2) bei den Fristen, wo man diejenigen darunter versteht, binnen welchen etwas bei Verlust des Rechts, es späterhin nachzuthun, zu expediren aufgegeben worden ist. Da, wo erhöhete Verwarnungen eintreten, ist nur die letzte Frist, welcher man nicht weiter ausweichen kann, die peremtorische. Ist die Frist nicht vom Gesetze schon bestimmt, wie die Beweisfrist, sondern wird solche, wie die zur Einlassung auf die Klage, erst durch eine Ladung bestimmt, so erhält auch die Ladung das nämliche Prädicat, welches der darin ausgedrückten Frist zugekommen sein würde, und heißt peremtorisch, wenn eine peremtorische Frist darin enthalten war. Im gemeinen Leben heißt peremtorisch so viel, als bestimmt, determinirt, unausbleiblich. 3.

Perez (s) (Don Antonio), ein durch sein Mißgeschick bekannt gewordener spanischer Staatsmann, um 1552 zu Madrid geboren, widmete sich auf der Universität Alcala der Jurisprudenz und den Staatswissenschaften und machte zu seiner weiteren Ausbildung mehrere Reisen an fremde Höfe. Nach seiner Zurückkunft wußte er sich durch seinen Geist und sein geschmeidiges Benehmen die Gunst Philipp's II. zu erwerben, der ihn zum Staatssecretair ernannte und zu seinem Vertrauten in dem Liebeshandel mit der Prinzessin von Eboli machte. Bald war der liebenswürdige junge Mann der Nebenbuhler des Königs und wußte lange Zeit allen Verdacht von sich zu entfernen, bis er durch unvorsichtiges Verrathen der Staatsgeheimnisse an die Prinzessin den Zorn des Königs sich zuzog. Er wurde vor Gericht gestellt und zu zweijähriger Haft und achtjähriger Verbannung verurtheilt. Er entsprang 1590 dem Gefängnisse, wurde aber eingeholt und nach Saragossa gebracht, wo er das Mitleid des Volkes in so hohem Grade zu erregen wußte, daß die Häscher sich gezwungen sahen ihn frei zu lassen. Um weiteren Nachstellungen zu entgehen flüchtete sich P. nach Frankreich, wo er von der Prinzessin Katharina von Bourbon, mit welcher er schon früher in Verbindung gestanden hatte, und von Heinrich IV., welchem er während des Krieges gegen die Ligue gute Dienste geleistet haben soll, freundschaftlich aufgenommen ward. Er starb am 3. Nov. 1611 zu Paris, wo er sich mit einer geringen Pension behelfen mußte. Nach seiner Flucht wurden seine bedeutenden Güter in Spanien eingezogen und seine treue Gattin, Donna Coëllo, starb 1602 im Kerker, worin sie für ihren Gemahl schmachtete. P. hat selbst seine Lebensgeschichte, die über manche Verhältnisse seiner Zeit werthvolle Aufschlüsse gibt, niedergeschrieben. Sie erschien unter

dem Titel: „Obras y relaciones" (Paris 1898. 8. N. Ed. Genera 1675. 8.). 66.

Perez (David), ein italienischer Componist, spanischer Abkunft, geb. zu Neapel im Jahre 1711, ward später Kapellmeister in Palermo und hat sich durch mehrere kirchliche Compositionen, vor Allem aber durch seine Opern, vorzüglich durch „La clemenza di Tito" und „Alessandro nell' Indie" einen rühmlichen Namen erworben. Auch gehörte P. unter die besten Violinspieler seiner Zeit. Er starb im Jahre 1779. 36.

Pergament, lat. membrana; fr. parchemin, vélin; engl. parchment, nennt man ein schon im frühesten Alterthume bekanntes, aus Schaf-, Hammel-, Kalb- und Ziegenfellen, Esels- und Schweinshäuten bereitetes, steifes, glattes, elastisches, dauerhaftes Leder, welches seinen Namen von der Stadt Pergamus hat, wo es erfunden sein soll und einen vorzüglichen Handelszweig dieser Stadt ausmachte. Die Zubereitung desselben weicht im Ganzen wenig von der Weißgerberei ab, aus welchem Grunde die Pergamentmacher auch gewöhnlich zu der Innung der Weißgerber gerechnet werden. — Hornpergament wird aus mageren Kalbfellen bereitet, ist durchsichtig, stark, fest und glatter als das gewöhnliche P. Auch aus den Abfällen des Kälberpergaments wird letzteres gemacht, indem dasselbe gekocht, mit Farbe untermischt und dieser Leim auf Glastafeln oder Kupferplatten ausgegossen und getrocknet wird. Gegenwärtig wird auch viel unächtes P. verfertigt. Man benutzt es zu allerlei Schriften, Documenten, Lehrbriefen, zum Überziehen der Trommeln und Pauken, zum Einbinden der Bücher ꝛc. Schon zu David's Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten und nach Herodot schrieben die Jonier auf Hammel- und Ziegenfelle, von denen blos die Haare abgeschabt waren. Später wurden diese durch Reiben und Schaben mit Kalk zu Blättern bereitet. Das erste P. war gelb, in Rom machte man es weiß, hernach gab man ihm auch eine violette und purpurrothe Farbe und gegenwärtig weiß man ihm alle Farben zu geben. 26.

Pergamus (um) war eine unbedeutende Stadt Mysiens in Kleinasien an dem kleinen Flusse Kaïkus, der Insel Lesbos gegenüber, und fiel nach der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) dem Lysimachus zu. Während dieser aber noch im Kriege mit Seleucus begriffen war, bemächtigte sich Philetärus, ein Verschnittener, derselben und gründete (283) das nach ihr benannte pergamenische Reich. Anfangs erstreckte sich dasselbe nur auf die nächste Umgegend, doch erweiterten dessen Nachfolger, Eumenes I. und Attalus II., seine Grenzen und letzterer legte sich schon den Titel eines Königs bei. Noch einen größern Umfang gewann es unter Eumenes II., da ihm von den Römern wegen seines Beistandes im Kriege gegen Antiochus den Großen die ganzen vorderasiatischen Provinzen bis an den Taurus zugetheilt wurden. Unter ihm blühten Künste und Wissenschaften; die berühmte pergamenische Bibliothek, welche später Antonius der Cleopatra schenkte, wurde durch ihn gegründet und die Erfindung des Pergaments gemacht. Aber durch seine politische Verbindung mit Rom legte er auch den Grund zu dem baldigen Untergange des jungen Staats. Attalus II. mußte sich schon dem Willen der Römer unterordnen und Attalus III. vererbte ihnen sogar, wie sie es bestimmt hatten, sein Reich (133 v. Chr.), das seitdem unter dem Namen Asien als römische Provinz dem Römerreiche einverleibt wurde. P., der Geburtsort Apollodor's und Galenus', heißt jetzt Bergama und ist ein armseliger Ort, dessen Ruinen an den einstigen Wohlstand erinnern. 77.

Pergolese (Giovanni Battista), einer der berühmtesten italienischen Componisten des XVIII. Jahrh., hieß eigentlich Jesi, wurde im Jahre 1704 zur Pergoli (daher sein Name) in der Mark Ancona geboren und in seinem 13. Jahre unter die Zöglinge des Conservatorium dei poveri di Gesù Cristo in Neapel aufge-

nommen. Hier machte er unter der Leitung Gaëtano Greco's schnell tüchtige Fortschritte und versuchte sich bereits im 14. Jahre im Componiren. Seine erste Oper indeß, welche er auf einem Theater zweiten Ranges in Neapel zur Aufführung brachte, fiel entschieden durch und zwar deßhalb vorzüglich, weil sie zu gelehrt war. Weit entfernt sich dadurch einschüchtern zu lassen, arbeitete der junge P. muthig fort und studirte vor Allem die Werke Hasse's und anderer großen Musiker, trat aber öffentlich erst im Jahre 1731 wieder hervor, wo er seine „Serva padrona“ zur Aufführung brachte. Der außerordentliche Beifall, welchen dieses in der That treffliche Werk erhielt, bestimmte ihn sich in Rom einen größern Wirkungskreis zu verschaffen. Allein er fand sich bitter getäuscht; seine „Olympiade“, welche er hier im Jahre 1735 zur Aufführung brachte, ward heftig getadelt und dem gleichzeitig erschienenen „Nerone“ des verdienstlosen, doch P.'s Überlegenheit edelmüthig anerkennenden Duni allgemein der Vorzug eingeräumt. Gekränkt und den Keim des Todes in sich tragend begab sich P. wieder nach Neapel, componirte hier sein treffliches „Dixit“ und „Laudate“ und zog sich dann Genesung hoffend auf eine Besitzung des Herzogs von Mondragone am Fuße des Vesuv zurück. Hier schuf er außer einigen andern Werken sein herrliches Allen bekanntes „Stabat mater“ und starb im Februar 1737 (zu Pozzuoli), nachdem er kurz zuvor noch das „Salve regina“ vollendet hatte. — Die Anerkennung, welche P. im Leben nicht fand, wurde ihm nach seinem Tode zu Theil. In ganz Italien kamen jetzt seine Werke zur Aufführung und heute noch steht er in großer Achtung. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Musik P.'s viel Anziehendes hat; sie ist charakteristisch und äußerst rein und verfehlt, besonders die Kirchenmusik, nie ihres Eindrucks. Doch erscheint allerdings auch der Vorwurf, den man ihr macht, daß sie nämlich bisweilen etwas ermüdend und abrupt sei, in gewisser Hinsicht nicht ganz grundlos. 36.

Perhorresciren heißt im Justizsache einen bestellten Richter aus angegebenen Gründen ablehnen. Die Wahrheit dieser Gründe muß aber meist durch einen Eid bestätigt werden, welcher dann der Perhorrescenzeid heißt. 30.

Peri's heißen in der alten persischen Mythologie weibliche Genien, luftige, zarte, aus Blumenduft gewebte Geschöpfe und schön wie die Morgenröthe, welche vom Dufte der Blumen leben, die Luft bevölkern, die Menschen schützen und mit ihnen oft im vertrauten Umgange leben. Sie sind ein häufiger Gegenstand der persischen Dichtung und sollen nach Vieler Meinung den abendländischen Feen den Ursprung gegeben haben. 23.

Periander, Tyrann von Korinth im VI. Jahrh. vor Chr., wird gewöhnlich zu den 7 Weisen Griechenlands gezählt; doch unterscheiden Andere den Weisen P. von dem Tyrannen dieses Namens, während noch Andere diesen Namen gar nicht in der Reihe der Weisen aufführen. Es werden von ihm folgende Weisheitssprüche angeführt: „Bedenke das Ganze;“ „Thue Nichts des Geldes halber;“ „Die Vergnügungen sind vergänglich, die Ehren unsterblich;“ „Im Glück sei mäßig, im Unglücke weise;“ „Verheimliche dein Unglück, damit du nicht deine Feinde ergötzest;“ „Strafe nicht blos die Fehlenden, sondern halte auch vom Fehlen die ab, die im Begriffe stehen, es zu thun.“ 80.

Périer, s. Perrier.

Perigäum, s. Erdferne.

Perihelium, s. Sonnenferne.

Perikles, athenischer Feldherr und Staatsmann im V. Jahrh. vor Chr., war der Sohn des mykalischen Helden Xanthippus. Den von der Natur mit so vorzüglichen wie liebenswürdigen Gaben ausgerüsteten Knaben ließ der Vater von den damals berühmtesten Männern bilden; so genoß er Unterricht in der Philosophie bei Anaxagoras, in der Politik bei Damon; wodurch sein Geist die edelste Rich-

tung bekam und jener hohe Sinn für das Schöne und jene tiefe Verehrung der Künste und Wissenschaften in ihm gepflanzt wurde, welche sein ganzes Leben beherrschten. Dazu kam eine glückliche Vereinigung aller äußern Vorzüge, Körperschönheit, edler Anstand, hinreißende Beredsamkeit (von welcher der Komiker Aristophanes sagt, daß er mit derselben blitze, donnere und ganz Griechenland erschüttere) und ein großes von seinem Vater hinterlassenes Vermögen und Ansehn bei dem Volke. Der so von Natur und Glück begabte P. trat nun gerade zu einer Zeit in Athen auf, welche besonders dazu geeignet war, hochstrebenden Männern Gelegenheit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen; Athen stritt damals mit Sparta. Cimon's, vielleicht durch P.'s Mitwirkung durchgesetzte, Verbannung war das Mittel zu P.'s Erhebung (459) und seit dieser Zeit wurde 40 Jahre hindurch Nichts ohne seinen Rath, Alles nach seiner Angabe geführt und gethan. P.'s Bestrebungen gingen gleich denen Cäsars auf nichts weniger, als auf die Unterwerfung des Volkes unter seine Willkür; um aber des Volkes Blick von dem Erkennen seines Verlustes abzuziehen, wußte er dasselbe auf sinnlichem Wege zufrieden zu stellen, so daß ihm seine Freiheit entbehrlich wurde. Den durch Aristides Sparsamkeit gesammelten Staatsschatz (9700 Talente = 12837500 Reichsthlr.) wußte er durch Bauten, Kunstwerke, Schauspiele, Kriegsunternehmungen u. dgl. in die Hände des Volks zu bringen und besonders die ärmere Klasse durch Abführung in Colonien und Vertheilung eroberter Ländereien unter sie (Kleruchien) sich zu gewinnen. Er ließ unter andern die Akropolis durch die Propyläen befestigen, das Parthenon auf der Akropolis erbauen, die Mauern, welche den hohen Piräus mit der Stadt verbanden, vollenden, Theater errichten, das Odeum anlegen rc.; den Richtern ließ er einen Gehalt, den Bürgern, welche Kriegsdienste thaten, einen bestimmten Sold auszahlen, den Zutritt zu den Schauspielen ließ er dem Volke unentgeldlich oder ließ ihm die Eintrittsgelder aus der Staatskasse vergüten. Nachdem er so sein Ansehn im Innern befestigt hatte, trat er mit einem andern Plane hervor, welcher auf die Vereinigung aller mit Athen verbündeten Staaten zu einem Staate, dessen Hauptstadt Athen sein sollte und dessen Haupt er sein wollte, abzweckte. Den Eingang dazu machte er dadurch, daß auf seine Veranlassung der Bundesschatz von der Insel Delos nach Athen verlegt wurde, dessen Aufsicht man ihm übertrug; aber den Plan selbst in seiner Größe führte er nicht nur nicht aus, sondern legte dadurch auch den Grund zum Sturze Athens. Denn alle jene Städte und Inseln, welche wohl gemerkt hatten, daß sie nicht sowohl zum Schutze ihrer Freiheit, als vielmehr zur Vergrößerung der atheniſchen Macht mit jenem Staate im Bunde standen und für fremde Vortheile sich selbst nicht mehr vergessen wollten, weigerten sich, wenn sie auch die Hinwegschaffung des Schatzes nach Athen nicht hatten hindern können, doch theils jener Vereinigung standhaft, theils schlugen sie sich geradezu zur feindlichen, von Sparta geführten Partei. Von nun an hörten Athens Kämpfe mit andern griechischen Staaten nicht auf und da P. unglücklich gegen die Spartaner bei Tanagra gewesen war, so sah er sich genöthigt, zur Zurückberufung seines Gegners Cimon selbst Veranlassung zu geben. Derselbe brachte die schwankenden Rohre wieder in das Gleichgewicht und während er auswärts den Krieg führte, hatte P. daheim durch die Leitung der Wiedereroberung von Euböa und Megara sein Ansehn wieder befestigt und wo möglich noch erhöht. Eine scharfsinnige Durchschauung der Verhältnisse hatte dem P. die Nothwendigkeit gezeigt, mit Sparta Waffenstillstand zu schließen, der auch von Sparta 445 eingegangen wurde, aber statt der bestimmten 30 Jahre nur 14 dauerte. Athens Stolz und Übermuth, seine harte und unwürdige Behandlung der Bundesgenossen, besonders die ungestüme Eintreibung der Kriegssteuern, gab selbst Veranlassung zum Bruche und dieser Bruch war der Beginn des peloponnesischen Kriegs. P. hatte als die Seele des Staates den Krieg erregt, er gedachte ihn auch auszu-

kämpfen; sein Plan war das Glück Athens dem Meere anzuvertrauen, dagegen das Land dem Feinde Preis zu geben und die ganze Volksmasse in die Stadt Athen zu ziehen. Diesen Plan befolgten auch die Athener auf ihres P. Rath; da sich aber das Volk durch die ungehemmten Einfälle der Feinde seiner Besitzungen beraubt sah, da sich wegen des Ausbruchs einer verheerenden Pest eine allgemeine Muthlosigkeit in Athen verbreitete und die Hoffnung auf den Sieg wegen des fortdauernden Abfalls der Bundesgenossen höchst ungewiß zu sein schien; so erging an P. die allgemeine Anforderung, er sollte mit Sparta Frieden schließen. P. weigerte sich deß standhaft und da er ungeachtet wiederholter und stürmischer Bitten nicht nachgab, so nahm ihm das erbitterte Volk das Commando und verurtheilte ihn zur Bezahlung einer bedeutenden Geldstrafe (430). Bald sahen die Athener jedoch, daß ihnen P. unentbehrlich war und reuevoll suchten sie ihn wieder zur Annahme des Oberbefehls zu vermögen. Er that es, aber nur kurze Zeit stand er noch am Ruder des Staates, denn bald riß ihn die Pest (429) den Seinigen, die schon ein Opfer derselben geworden waren, nach. P. starb mit einer eines Weisen würdigen Ruhe; in den letzten Momenten seines Lebens überblickte er noch einmal seine Thaten und wenn er sich dieselben nicht zum Verdienste angerechnet wissen wollte, sondern als ein Geschenk anerkannte, so schätzte er sich nur darum glücklich, weil er nie einen Bürger in Trauer versetzt habe. Die Athener bedauerten seinen Hingang um so schmerzlicher, weil sein Nachfolger, der wilde, rohe, unkluge Kleon ihm so ganz unähnlich war und mit seinem Gelichter Athen der großen Katastrophe immer näher brachte. Hatte gleich P. große Fehler, hatte er sich vieler Willkürlichkeiten schuldig gemacht, den durch Solon's Verfassung so hoch gestellten und für die Entscheidung in den wichtigsten Staatsangelegenheiten so bedeutenden Areopag um sein Ansehen gebracht, den Zutritt zu Ämtern bei diesem Gerichte auch unwürdigen Männern erleichtert, hatte er durch andere Abänderungen an der solonischen Staatsverfassung einer unbändigen Volksherrschaft Thür und Thor geöffnet, hatte er Luxus und Sittenverderbniß veranlaßt und befördert und war er namentlich die Ursache zu den für Athen so unheilvollen peloponnesischen Kriege: so darf man doch auf der andern Seite seine unbestreitbar großen Verdienste um Athen nicht schmälern; denn unter ihm wurde Athen die glänzendste, reichste und mächtigste Stadt, indem er Künste und Wissenschaften beförderte, Dichtern, Historikern, Rednern, Philosophen, Künstlern in Athen Aufnahme und Belohnung bereitete und sein eigenes Haus jedem geistreichen und nach höherer Bildung strebenden Manne gastlich öffnete, weßhalb man mit Recht den Beginn einer neuen Periode in Kunst und Wissenschaft mit P. beginnt. Er hob den Handel und die Betriebsamkeit der Bürger, vermehrte die athenische Flotte und brachte dadurch die Seemacht auf eine noch nie erreichte Höhe, vergrößerte die Besitzungen seines Vaterlandes und machte den athenischen Namen weit und breit gefürchtet. Dabei darf man nicht vergessen, daß er ein wackerer Kriegsmann war; als solchen bewies er sich auch auf der Expedition gegen den thracischen Chersonnes, im Kampfe gegen die Sicyonier bei Nemea, auf seinem Feldzuge gegen die pontischen Länder, bei der Eroberung von Samos und in andern Kriegen. Was endlich seine Verwaltungstreue anlangt, so ist sie zwar durch mancherlei Geschichten und durch die hämischen Angriffe der Komiker nicht selten verdächtigt worden; aber wenn er auch vielleicht im Einzelnen so gewirthschaftet hatte, daß ihm Alcibiades rathen durfte, lieber darüber nachzudenken, wie er keine Rechenschaft gäbe als wie er solche ablegte, so ist doch im Allgemeinen das Alterthum darin übereinstimmend, daß niemals ein Staatsmann die öffentlichen Einkünfte edler verwendet habe als P., und jene Beschuldigungen beziehen sich wohl mehr darauf, daß er überhaupt zu viel, als daß er es zu eigennützigen Absichten verwendet habe. 6.

Perikopen, d. h. Abschnitte, heißen vorzugsweise diejenigen biblischen Ab-

schnitte, über welche bei dem Vor- und Nachmittagsgottesdienste an den Sonn- und Festtagen gepredigét wird, also die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln. In manchen protestantischen Ländern pflegen dieselben in dem Vormittagsgottesdienste wohl auch vor der Predigt noch am Altare verlesen zu werden, in andern dagegen nur die Episteln und dann noch irgend ein anderer biblischer Abschnitt, Lection genannt, meist aus dem alten Testament. Ja man nennt selbst wohl auch ausschließlich nur die Sonntagsevangelien P. Schon in den Synagogen der Juden las und betete man die heiligen Schriften (s. Paraschen). In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hatten die Lehrer derselben völlige freie Wahl in Hinsicht solcher Stellen und erst seit dem IV. Jahrh. wurden sie auf die kanonischen Bücher des alten und neuen Testaments beschränkt. Unsere heutigen P. rühren vom Papste Gregor dem Großen her, der sie in ein eigenes Lectionarium brachte; Karl der Große ließ über dasselbe eine Sammlung von Homilien von Kirchenvätern, welche Homiliarius genannt wurde, verfertigen und führte dieselbe in seinem ganzen Reiche ein. Luther behielt auch diese P. bei und nur die Reformirten kehrten auch hierin zur Einrichtung der alten christlichen Kirche zurück und überließen die zum Vorlesen am Altare wie den Predigten zum Grunde zu legenden biblischen Abschnitte dem Geistlichen selbst. Indeß seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts warf man diesen Perikopenzwang in Dänemark, Würtemberg und Baden ab und für die Jahre 1810 und 1811 schrieb auch Reinhard für das Königreich Sachsen andere biblische Abschnitte aus, über welche an den Sonn- und Festtagen gepredigt werden sollte, welchem Beispiele in neuerer Zeit Sachsen-Weimar, Meiningen u. a. gefolgt sind. Man hat nun viel für und wider den Perikopenzwang gesprochen und selbst gemeint, daß auch die Vorschrift neuer P. unprotestantisch und dem Standpunkte der jetzigen Bildung der Geistlichen entgegen sei. Indeß hat eben selbst Reinhard gezeigt, wie sich über ganz unfruchtbare P., z. B. über die des neuen Jahres, doch mehrere Jahre hindurch sehr fruchtbar und erbaulich predigen lasse, und die vielen Predigtentwürfe über die Evangelien und Episteln bethätigen dieses hinlänglich; auch ist es nicht zu läugnen, daß die alten P. wenigstens das Eine Gute haben, daß der Prediger veranlaßt wird, sie von allen Seiten zu betrachten, um daraus jährlich immer ein neues Thema zu gewinnen, daß sie aber auch unter vielen Nachtheilen den einen haben, daß sie viele Prediger veranlassen, ihre Gedanken in den Text auf eine höchst gezwungene Weise hineinzutragen und in ihrer ganzen Predigt denselben unberücksichtiget liegen zu lassen. Dürfte nun wohl auch jeder Prediger zur eigenen freien Wahl eines Textes für seinen Vortrag fähig sein, so ist doch gewiß nicht zu leugnen, daß es in vieler Hinsicht für ihn wünschenswerth sei, wenn für jeden Sonntag ihm ein Text gegeben ist, wenn nur mit denselben gehörig abgewechselt und eine passende Auswahl derselben getroffen wird, zumal da es ja auch in den Ländern, wo der alte Perikopenzwang nicht abgeschafft ist, jedem Prediger frei gelassen bleibt, bei besonderen Veranlassungen sich seinen Text selbst zu wählen. In der katholischen Kirche hält man sich heute an das Lectionarium Gregor's des Großen bei der Liturgie am Altare, die Wahl der Predigttexte ist jedoch nicht überall nur an dasselbe gebunden. 78.

Periode nennt man in der Chronologie eigentlich den Umfang zweier oder mehrerer Cykeln; meist gebraucht man aber auch P. als gleichbedeutend mit Cyklus und dann bedeutet sie eine wiederkehrende Reihe von Jahren, nach deren Ablauf gewisse Zeitverhältnisse oder Erscheinungen sich erneuen. Die Angabe aller Perioden, welche sich bei den Chronologen finden, würde hier zu weit führen, wir nennen nur außer den in den Artt. Cyklus und Chronologie bereits namhaft gemachten, bei den Ägyptern die Apisperiode von 25 Jahren (weil der heilige Stier Apis zu Memphis nach 25jähriger Verehrung getödtet und durch einen neuen ersetzt wurde); die große P. von 36525 Jahren (welche sich wahrscheinlich auf

astronomische Ideen stützt) und die von J. Scaliger durch Multipliciren der drei cyklischen Zahlen 28, 19 und 13 (Sonnen-, Monds- und Indictionscykel) gebildete P. von 7980 Jahren. Letztere heißt die julianische, weil sie nach julianischen Jahren (365¼ Tage) zählt, nimmt zugleich mit dem Sonnen-, Mond- und Indictionscyklus ihren Anfang und erneut sich nicht eher, als bis alle drei Zeitkreise zugleich abgelaufen sind, also nach 532 Jahren. — In der Geschichte versteht man unter P. einen Zeitabschnitt, dessen Beginn und dessen Ende durch eine allgemein wichtige und einflußreiche Begebenheit bestimmt ist. Daraus geht schon hervor, daß man die Geschichte nicht in beliebige Perioden zertheilen kann, sondern man stets ein Ereigniß, welches die vorhergehende P. schließt und eine neue bedingt, als Scheidepunkt annehmen müsse. Die ältesten Historiker, wie Herodot, bearbeiteten die Geschichte ethnographisch, später zog man die synchronistische Methode vor (wie Diodor von Sicilien); die annalistische Darstellungsweise beliebte besonders den Römern und das beste Muster dieser Art lieferte Tacitus. Die Chronisten des Mittelalters arbeiteten fast alle ohne bestimmten Plan; erst Rolewink de Laer suchte in seinem „Fasciculus temporum" (1480) eine bestimmte Methode zu Ehren zu bringen. Durch die Reformation entstand im XVI. Jahrh. das sogenannte auf eine Bibelstelle gegründete (Daniel 7, 17) vier Monarchien-System. Nach diesen Ansichten schrieb Carrion zu Wittenberg das erste systematische Compendium der Weltgeschichte (1532). So seicht diese Methode war, so ungleich und unverhältnißmäßig die Perioden ausgetheilt waren und so sehr die neuere Geschichte gegen die alte in Hintergrund treten mußte, so dauerte sie doch allgemein durch das XVI. Jahrh. und durch einen Theil des XVII. fort, bis Petavius in seinem „Rationarium temporum" (1633) die seither ohne Gegenrede eingeschlichenen Fehler aufdeckte und eine bessere Zeiteintheilung in Gang brachte. Georg Horn vermehrte in seinem „Tractatus de tredecim orbis imperiis" (1650) die vier Perioden bis auf dreizehn und zeigte, daß die Geschichte sich mit mehr als vier Völkern zu beschäftigen habe. Einen erfolgreichen Angriff auf alle frühere Systeme machte J. M. Hase in seinem Werke „Historiae universalis politicae idea" (Lips. 1743) und stellte viel höhere Anforderungen an die Geschichte, als man seither geahnt hatte. Bossuet ordnete in seinem „Discours sur l'histoire universelle" (1681) das Material noch lichtvoller und fand an Voltaire, Rollin, Millot, Condillac, Mably und A. treffliche Nachfolger, welche stets tiefer in den Geist der Geschichte eindrangen. In Deutschland betraten zuerst Gatterer, Schlözer, Remer, Eichhorn, Heeren, Beck, Galletti und Johann von Müller die richtige Bahn, auf welcher man bis auf die neueste Zeit stets Fortschritte gemacht hat. — Die Geschichte zerfällt in drei Hauptperioden, welche unmöglich verrückt werden können, nämlich in die alte, mittlere und neuere Zeit. Das Alterthum beginnt mit dem Anfange unserer Kenntnisse überhaupt und reicht bis zur Zertrümmerung des römischen Staatenverbandes durch die Völkerwanderung (—400). Indier, Babylonier, Ägypter, Phönicier, Griechen und Römer spielen darin die Hauptrollen. Das Mittelalter beginnt mit dem Eintritte des germanischen Lebens und endet mit der allgemeinen Wiederbelebung der Wissenschaften und der Gründung des großen spanischen Staatenvereins durch Karl V. (400—1517). Die Hauptbegebenheiten dieser P. sind die Gründung des fränkischen Reiches, das Emporblühen des Islams, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung Amerikas. Die neuere Zeit umfaßt die P. von Karl V. bis auf die neueste Zeit. Die Reformation und die daraus entstandenen Kriege und die Revolution mit ihren Folgen sind die für die Welt wichtigsten Ereignisse dieser P. Diese drei großen Zeiträume bieten wieder durch die erwähnten und andere Hauptereignisse Gelegenheit zu Unterabtheilungen in kleinere Perioden, die wir hier nicht angeben wollen, da jedes in der neueren und neuesten Zeit erschienene brauchbare

Geschichtswerk darüber genügenden Aufschluß gewährt. — In der Lehre vom Styl versteht man unter P. eine Reihe logisch zu einem Ganzen verbundener Sätze. Ältere und neuere Theoristen haben sich mit Definitionen der P. vergebens zermartert. Manche nennen schon einen jeden Satz, er mag so kurz sein als er wolle, eine P.; Andere fordern eine beträchtliche Länge und suchen diese sogar näher zu bestimmen. Schon der Name P. (von dem griechischen περίοδος, Umweg) deutet auf eine Verbindung mehrerer Sätze zu einem schönen Ganzen hin. Daraus geht hervor, daß nicht bloße Nebeneinanderstellung einzelner Sätze eine P. bildet, sondern daß das wahre Wesen derselben in der genauen Verkettung mehrerer einander untergeordneter Sätze und besonders in der Suspension des Sinnes liege. Diejenigen Theile einer P., welche für sich als besondere Sätze bestehen könnten, heißen Glieder, diejenigen Theile aber, welche nur als Bestimmung eines andern Satzes und in Verbindung mit ihm einen Sinn haben, Absätze. Die Perioden können so verschiedenartig sein als es verschiedenartige Sätze gibt; denn jeder Satz läßt sich unter gehörenden Umständen zu einer P. erweitern; es wäre daher ein sehr undankbares Unternehmen, die verschiedenen Arten der Perioden angeben zu wollen. Die Haupterfordernisse einer guten P. sind: 1) Logische Richtigkeit und Klarheit in der Verbindung der einzelnen Sätze und leichte Verständlichkeit dieser Sätze selbst; dunkle Ausdrücke müssen sorgfältig vermieden werden; jedes Wort, jedes Glied eines Satzes muß mit den übrigen nach den Regeln der Grammatik und Logik so verbunden sein, daß immer durch die folgenden Theile eines Gliedes die durch die vorhergehenden erregten Erwartungen befriedigt werden; deßwegen dürfen die Glieder nicht mit zu vielen Nebensätzen überladen und durch lange und häufige Einschiebsel auseinander gezogen werden. 2) Gehört dazu die genaueste Verwandtschaft ihrer Theile und man nennt dieses gewöhnlich die Einheit einer P. Jeder P. darf nur ein einziger Hauptgedanke, der dann auf jede beliebige Weise erläutert und erweitert wird, zu Grunde liegen; alle Theile müssen durch ein gemeinschaftliches Band der Verwandschaft zusammengehalten werden und e i n Gegenstand muß den Inhalt des Ganzen bilden. Nicht selten fehlen Schriftsteller gegen diese Hauptregel, wenn sie getrennte, einander fremde Gedanken in eine P. zusammenfassen wollen. Als Beispiel einer solchen fehlerhaften P. führt man gewöhnlich folgende Stelle Plutarch's, worin er von einem Feldzuge der Griechen unter Alexander spricht, an: „Ihr Zug ging durch ein unangebautes Land, dessen wilde Einwohner sich selbst kümmerlich ernährten, da ihr ganzer Reichthum in einer Art von kleinen Schafen bestand, deren Fleisch thranicht und unschmackhaft war, weil diese Thiere gewöhnlich todte Seefische zu fressen bekamen." Mehrere Kritiker verlangen auch in einer guten P. Einheit der Scenen, welche Forderung aber offenbar übertrieben und unstatthaft ist. 3) Verlangt man, daß die Sätze nicht nur folgerecht und klar sind, sondern daß sie auch schön und kräftig verbunden werden. Wörterüberfluß muß man nicht weniger meiden, als unverständliche Kürze; der entsprechendste Ausdruck ist stets der beste, die kürzeste Darlegung die eindringlichste und man muß stets bedenken, daß nur der Hauptsatz, so viel es Noth thut, erweitert werden soll. Fließt in diese Erweiterung mehr ein, als zur Verständigung hinreicht, werden Unter- und Nebensätze, die ohne Nachtheil weggeschnitten werden können, mit Gewalt herbeigezogen; so wird die P., die man nicht selten durch solche überflüssige Zusätze zuzurunden glaubt, unerträglich. Um eine P. klangreich und eindringlich zu machen, müssen die bedeutendsten Wörter eines Satzes an eine solche Stelle zu stehen kommen, wo sie im vollsten und besten Lichte erscheinen und die Gedanken müssen nach dem Grade ihrer Wichtigkeit auf einander folgen und die Rede nie sinken lassen. 4) Endlich fordert man noch von einer annehmbaren P., daß sie nicht zu lang sei. Cicero, selbst kein sehr vorzüglicher Periodendrechsler, will sie durchaus nicht länger haben, als das Maß von vier Hexametern; diese Bestim-

mung läßt sich aber durch nichts rechtfertigen; man mache sie nicht länger, als es die möglichste Leichtigkeit des Verständnisses gestattet. Der Leser oder Zuhörer muß das Ganze bei einem gewöhnlichen Grade der Aufmerksamkeit völlig übersehen können und die ersten Glieder der P. müssen ihm bei dem Schlusse derselben noch völlig gegenwärtig sein. Aus der Natur der P. geht schon von selbst hervor, bei welcher Schreibart sie anwendbar sei. In einem kurzen, abgebrochenen, raschen Style wird sie unstatthaft sein, dagegen sich für einen feierlichen, abgemessenen Vortrag am meisten eignen. In einer ernsthaften dogmatischen Abhandlung, so wie im Geschichtsstyle wird sie ebenfalls mit großem Vortheile gebraucht werden können. Keine Sprache ist zu einem so verschlungenen und doch klaren Periodenbau so geeignet, als die griechische; in der deutschen wird besonders der Mangel an Participien schmerzlich empfunden. 66.

Periodische Krankheiten, lat. **morbi periodici**, sind diejenigen, die in vielfach erneuten, aber unter einander ähnlichen Ausbrüchen mit Zwischenräumen von scheinbarem Wohlbefinden verlaufen. Diese Zwischenräume sind von verschiedener Dauer, so daß sie von wenigen Stunden bis auf Monate und Jahre sich erstrecken können. Sind dieselben von bestimmter, nur auf die Zeit von wenigen Tagen beschränkter Dauer und mit der Krankheit fieberhafte Symptome verbunden, so nennen wir sie eine intermittirende (davon s. das Weitere unter Wechselfieber), bindet sich dagegen die Exacerbation der Krankheit an keinen bestimmten Typus und ist sie fieberlos, so stellt sich das ein, was wir periodische Krankheit nennen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in der Natur des ergriffenen Systems, theils in der Beschaffenheit der auf dasselbe einwirkenden äußern Veranlassung. Was jenes anlangt, so ist es das Nerven- und das Gefäß-System, in denen periodische Krankheiten am häufigsten vorkommen. In ersterem erscheinen fast alle Krankheiten unter der Form der Periodicität; wir brauchen nur an das periodische Vorkommen vieler Krämpfe und Schmerzen, als der Epilepsie, der hysterischen und hypochondrischen Anfälle, der Kopfschmerzen, der Koliken, des Asthma's, des Gesichtsschmerzes rc., an die häufigen Fälle aussetzender Gemüthskrankheiten, der Raserei, der Schwermuth rc. zu erinnern. Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in der Eigenthümlichkeit namentlich des Bauchnervensystems, auch in seinen gesunden Verrichtungen einer periodischen Verstärkung seiner Thätigkeit zu unterliegen, so wie es auch die periodischen Thätigkeiten des Körpers im gesunden Zustande regulirt, theils in der durch die Krankheitsanstrengung bewirkten Erschöpfung der Sensibilität, die einen Nachlaß der Symptome zur Folge haben muß. Im Gefäßsysteme sind namentlich periodisch eintretende Blutflüsse, als aus der Nase, aus den Lungen, aus den Hämorrhoidalgefäßen, sehr häufig, was in der Krankheit selbst seinen Grund hat, in sofern als die Entleerung der Gefäße eine Stockung des Blutflusses nothwendig bewirkt, der aber wieder anfängt, sobald sich die Menge des Bluts wieder angesammelt hat. Endlich tragen auch die äußeren Einwirkungen zur Unterhaltung einer periodischen Krankheit bei, in wiefern die Schädlichkeiten von fortdauerndem Einfluße sind, die Krankheitsanlage unterhalten und, indem sie zeitweise verstärkt einwirken, dadurch auch eine Verstärkung der Krankheit hervorrufen. 39.

Perioptrik ist ein besonderer von Marat aufgefundener Theil der Optik, welcher von der Ablenkung der Lichtstrahlen an der Oberfläche der Körper handelt. Die darauf Bezug habende Schrift legte Marat 1779 der Akademie der Wissenschaften vor, welche ihr aber wenig Beachtung schenkte. 26.

Peripatetische Philosophie heißt das von Aristoteles (s. d. Art.) gestiftete, und von seinen Schülern und Nachfolgern, den sogenannten Peripatetikern, ausgebildete, auch mannigfach modificirte philosophische System. In ihrem Grundcharakter, wie sie aus dem philosophischen Geiste ihres Stifters hervorging,

war diese Philosophie ein tüchtiger, auf vollständige und consequente Erklärung aller Erscheinungen abzweckender Empirismus, der nicht, wie der Platonismus, ein göttliches Wesen durch Ideen von dem ewigen, wandellosen Sein, sondern eine Erkenntniß aus Gründen von dem Werden der Dinge anstrebte, ein Zurückführen der einzelnen Erscheinungen auf das Allgemeine, auf die ersten Ursachen und Gesetze alles Werdens, welche das wahre Sein der Dinge (τὸ ὄντως ὄν) enthalten. Ein innerer Trieb drängt uns zum Forschen; die Verwunderung über das bunte Spiel der Erscheinungen läßt uns philosophiren, um uns der tiefern Bedeutung der Gesetze dieses Spiels bewußt zu werden. Am Einzelnen, Veränderlichen haftet der Sinn; aus vielen einzelnen Wahrnehmungen erzeugt sich durch den Verstand die Erfahrung, weiter die Kunst und Wissenschaft; so wird aus dem Einzelnen durch Induction das Allgemeine gewonnen; so geht jede Wissenschaft aus von allgemeinen Gründen; die Philosophie hat für alle Wissenschaften die höchsten und letzten Gründe aufzustellen. Aus diesen erklärt und beweist sie dann rückwärts das Einzelne durch den Schluß. Darum steht an der Spitze der Philosophie die Logik als die Lehre vom Beweise, als die Wissenschaft von den Grund- oder Allgemeinbegriffen der Dinge, den Kategorieen (s. d. Artt. Logik und Kategorie); ihr oberster Grundsatz ist das Gesetz des Widerspruchs; neben ihr die erste Philosophie (von den Spätern Metaphysik genannt, s. d. Art.), die Lehre von den obersten Principien der Dinge (πρῶται αἰτίαι). Deren sind vier; das Was? d. h. das Wesen derselben, die Materie, das Bewegungsprincip, der Zweck (τὸ τί εἶναι, ἡ ὕλη, ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, τὸ οὗ ἕνεκα). Die nächste Analyse der Dinge nun zeigt uns den allgemeinen Dualismus von Materie (ὕλη) und Form (μόρφη), davon jene das unbestimmte unendliche zu Grunde Liegende ist, die bloße Möglichkeit der Erscheinung (δυνάμει ὄν), diese das, wodurch die Materie ein wirkliches Ding wird (ἐνεργείᾳ ὄν). Welches von Beiden das rechte Wesen des Dinges, das Vorzüglichere sei, darüber scheint Aristoteles selbst nicht ganz schlüßig gewesen zu sein, obgleich er die Form höher stellte und die späteren Peripatetiker waren in ihren Ansichten darüber noch schwankender. Nun giebt es freilich in der Natur keine Materie ohne Form, keine Form, die nicht wieder Materie für eine vollendetere Form wäre; so oft eine neue Form eintreten soll, muß die schon an der Materie haftende weggenommen werden durch die Beraubung (στέρησις) und so geht dann die Materie, als das ganz Bestimmungslose, durch die neuhinzutretende Form in die Erscheinung über, als deren relatives Nichts sie vorher gelten konnte. Dieser Übergang selbst geschieht durch die Bewegung, (κίνησις), welche eben Nichts ist, als der Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit. In eben diesem Übergange, in dem Entstehen der Form, d. h. der Wirklichkeit, der ἐνεργεία, liegt auch der Zweck der Natur; die Bewegung, das stete Formbilden, die Verwirklichung aller Möglichkeiten, ist Selbstzweck. So fallen jene vier Principien der Dinge eigentlich zusammen unter das eine höchste Gesetz der Natur, das Formschaffen, das Wirklich-, Lebendigmachen und Gestalten; die ἐνεργεία ist das Princip der Natur und ihr Zweck; die ganze Natur ist Energie, Leben, bildende Kraftbewegung. Diese Bewegung muß unendlich sein, weil das Mögliche nicht in sich selbst den Grund des Übergangs ins Wirkliche enthalten kann, also durch ein anderes, schon vorhandenes Wirkliches den Anstoß dazu erhalten muß. Indeß wurde Aristoteles hier inconsequent, indem er, um den Rückgang ins Unendliche bei der Erklärung zu vermeiden, ein erstes Bewegendes, als selbst unbewegt (κινοῦν ἀκίνητόν τι) voraussetzte, Gott, den er, abgerechnet, daß er ihm Vernunft beilegte, fast ganz mechanisch, eben nur als ersten Beweger betrachtete. Diese allgemeinen Principien, welche die erste Philosophie aufstellt, finden dann ihre Anwendung in den beiden abgeleiteten Hauptheilen der Philosophie, der Physik und der Politik (ob die Eintheilung in theoretische

und praktische Philosophie schon von Aristoteles sei, ist zweifelhaft). Von diesen umfaßt jene das gesammte Reich der Natur und hat es mit den Problemen der Bewegung im Einzelnen, der Veränderung, des Entstehens &c., des Raums und der Zeit, mit den Elementen und der Bildung der Geschöpfe, besonders des Menschen, zu thun, dessen Seele als Lebensprincip (ἐνεργεία oder ἐντελεχεία) mit vielen Vermögen, oft aber auch wieder als ein Leidendes betrachtet wird, dem der thätige Verstand, der göttliche nämlich, Erkenntnisse einpflanze; die Politik zeigt zuerst den Menschen als Individuum nach seinen Neigungen und Trieben (πάθη), deren consequente Richtung den Charakter (ἦθος) ausmacht; sie hat den Verstand so zu beherrschen, daß nie das Maß überschritten wird (τὸ μέτριον), worin die Tugend besteht, so wie die Glückseligkeit in dem Gefühle voller Thatkraft, der Energie, gegründet ist, also der vernünftigen Lust; dann aber denselben im geselligen Verbande der Familie mit dem Staate. — So ungefähr ging die peripatetische Lehre aus dem Genie ihres großen Stifters hervor, als eine Lehre der lebendigen Wirklichkeit, im einfachen Gange der Analyse dem Processe des Werdens in der Natur folgend, der sich selbst Grund und Zweck ist, der Erfahrung sich anschließend, ohne Etwas in sie hineinzutragen. Ihrem Wesen nach fremd war ihr das platonische Schwärmen in Ideen und selbstgeschaffenen Begriffen, nach denen die Erscheinungen sich richten sollten, und nur durch Inconsequenz und Mißverständniß kamen dergleichen Ansichten in sie hinein, zum Theil allerdings durch Aristoteles selbst. Allein in dieser ihrer einfachen Lebendigkeit und Natürlichkeit konnte sie sich nicht lange halten; theils wurde sie verderbt durch einseitige und flache Deutung und erstarrte so zum Formalismus (so besonders in der christlichen Philosophie, s. d. Art. Scholastik), theils wurde sie, ganz wider ihren eigensten Geist, mit dem Platonismus zusammengezwängt (s. Plato). Nur einige der nächsten Schüler des Aristoteles, so besonders Theophrastus aus Eressus und Strato von Lampsakus, bildeten das Princip der Lehre fort und suchten den Empirismus derselben von allen ihm noch anhängenden metaphysischen und absoluten Begriffen entkleidet zum vollständigen Materialismus durchzubilden; der größte Theil der übrigen, zu denen noch Eudemus von Rhodus, Dikäarchus von Messana, Aristoxenus von Tarent, Demetrius Phalereus, Lyko aus Troas, Hieronymus von Rhodus, Aristo von Ceos, Kritolaus von Phaselis, Diodorus von Tyrus (II. Jahrh. v. Chr.) gerechnet werden, beschäftigte sich, nächst der Auslegung der aristotelischen Schriften, fast blos mit ethischen Untersuchungen über das höchste Gut, dem Modeartikel jener Zeit. Noch mehr beschränkten sich auf jenes Commentatorengeschäft die späteren Peripatetiker aus dem I. Jahrh. v. Chr. bis zum Verfalle der griechischen Philosophie: Andronikus von Rhodus, Kratippus von Mitylene, Nikolaus von Damaskus, Xenarchus aus Seleucia, Alexander von Ägä, Adrastus und Alexander von Aphrodisias; synkretistische Peripatetiker dieser Zeit waren Ammonius, Themistius, Syrianus, Simplicius. Endlich erwachte das Studium dieser Philosophie, als Reaction gegen die verderbte scholastisch-aristotelische Lehre in Melanchthon und dieser fand an Camerarius, Schegk, Scherbius, Martini &c. Nachahmer. — Vergl. „Patricii discuss. peripatt. T. IV., quibus aristotelicae phil. historia atque dogmata cum veterum placitis collata declarantur" (Bas. 1581. Fol.); Joh. Launoy, „De varia philos. aristotelicae fortuna - recudi curavit Elswich" (Viteb. 1720. 8.); P. Roetenbeck, „Oratio de phil. aristot. per singulas aetates fortuna varia" (Altd. 1668. 4.). 80.

Peripetie (περιπέτεια, von περιπίπτειν, umfallen, hineinfallen, hineingerathen), plötzliches Umschlagen, gänzliche Umänderung der Glücksumstände eines Menschen, ist in der dramatischen und epischen Poesie der Theil des Stücks, welcher der Auflösung des sogenannten Knotens vorangeht und deßhalb, weil er

sich durch unerwartete Wendung des Schicksals der Hauptpersonen auszeichnet, der Ausschlag genannt wird. Oft ist auch die P. eine Folge der Agnition (s. d. Art.); letztere ist jedoch zur Entwickelung der Handlung nicht unbedingt nothwendig. Eine Agnition kann zwar zugleich eine P. sein, es ist aber nicht jede P. eine Agnition. Wenn nun aber überhaupt die Knüpfung des Knotens natürlich und wahrscheinlich sein muß, so insbesondere auch die P., um die Haupttendenz derselben, die Überraschung der Zuschauer oder der Leser, nicht zu verfehlen. Aus demselben Grunde ist sie nur vorsichtig und nicht zu häufig anzuwenden. Als Beispiel für die P. vergegenwärtige man sich vor Allem aus dem classischen Alterthume den Moment in der Ilias, wo Achilles durch den Tod seines Freundes Patroklus plötzlich umgewandelt den alten Groll gegen Agamemnon vergißt und racheglühend zur Rettung der Griechen gegen die Trojaner auftritt; aus der neuern Kunst, wie Tell (bei Schiller) durch den kühnen Sprung aus dem Nachen seine Freiheit wieder gewinnt; und beurtheile hiernach den unglücklichen Gebrauch der P. in den sogenannten Rettungsstücken. 84.

Peripherie, Perimeter, lat. circumferentia, ambitus; franz. périphérie, circonférence périmètre; engl. periphery, circumference, perimeter, nennt man im Allgemeinen den Umfang einer Figur, sie mag gerad-, krumm- oder gemischtlinicht sein. Besonders aber gebraucht man den Ausdruck P. beim Umfange des Kreises; den Ausdruck Perimeter aber beim Umfange der geradlinigen vielseitigen Figuren, als beim Dreiecke für die Summe der drei Seiten; beim Vierecke für die Summe der vier Seiten rc. Eben so versteht man auch in der praktischen Geometrie unter dem Ausdrucke Peripherialaufnahme oder Perimetermethode dasjenige Verfahren beim Aufnehmen, wobei man die Begrenzungslinien der aufzunehmenden Figur successive mißt und die von zwei Seiten eingeschlossenen Winkel berücksichtigt. Dieses Verfahren wendet man besonders bei der Aufnahme von Wäldern und Städten an. 40.

Periphrase (περίφρασις) ist eine rhetorische Figur und ein bei Dichtern sehr gewöhnlicher Tropus, welcher besonders aus dem Begriffe, dem Wesen eines Gegenstandes, aus der Vergleichung mit einem andern und überhaupt aus den sogenannten Accidenzien entlehnt wird. Wörtlich ist sie Umschreibung statt des kürzern dem Begriffe eigenthümlichen Wortes. Daher ist sie gleichsam eine erweiterte, umschreibende Definition, unterscheidet sich aber noch von ihr dadurch, daß diese die Erläuterung des Begriffs zum Zwecke hat, jene aber den Reichthum, die Anmuth und Eleganz der Rede. Die P. wird nämlich angewendet zur Verschönerung, Verstärkung oder Schwächung der Rede, vorzüglich als Euphemismus, um das Anstößige zu vermeiden, das in dem der Sache zugehörigen Ausdrucke liegt; sie ist daher nicht zu verwechseln mit Paraphrase. 84.

Peristyl, lat. peristilium, ist ein Säulengang, welcher rings um einen Hofraum oder andern freien Platz geführt ist. Derselbe ist vom Porticus dadurch unterschieden, daß letzterer ein Gebäude von Außen umgibt. 26.

Perizonius (Jakob), einer der besten holländischen Philologen des XVII. Jahrh., wurde zu Dam den 26. Oct. 1651 geboren, studirte zu Deventer und seit 1671 zu Utrecht und Leyden, wurde dann Rector zu Delft, kam 1681 als Lehrer der Geschichte nach Franecker und endlich 1693 als Professor der Geschichte, Beredsamkeit und griechischen Sprache nach Leyden, woselbst er mit dem größten Beifalle lehrte und den 6. April 1715 starb. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Animadversiones historicae“ (Amsterd. 1685); „Origines babylonicae et aegyptiacae“ (2 Voll. Leyd. 1711) und mehrere Ausgaben alter Schriftsteller, namentlich des Älian. Sehr schätzenswerth ist auch seine Bearbeitung von Sanctius „Minerva sive de causis linguae latinae et graecae.“ Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien Leyden 1740. 20.

Perkins (Elisha), lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Arzt in Blainfield in den vereinigten Staaten und ward der Erfinder eines Heilverfahrens, des Perkinismus, das darin besteht, daß zwei lange Nadeln von verschiedenem Metalle, die eine von Messing, die andere von Eisenblech, die an dem einen Ende abgestumpft, an dem andern spitzig sind, von dem Operateur perpendiculär über die kranken Theile oder über ihre Nähe hinweg geführt werden, wobei man gefunden haben will, daß sie bei Kopfschmerzen und leichten rheumatischen Beschwerden angewendet auf der Haut eine leichte entzündliche Röthe und Nachlaß der Schmerzen bewirkten. So unbedeutend im Ganzen diese Wirkung des P. war, so machte er doch eine Zeit lang wie alles Unerklärliche vorzüglich in England und Dänemark großes Aufsehn; man sah in ihm vom Enthusiasmus für alles Neue geblendet ein Universalheilmittel; indem er aber diesen Erwartungen nicht zu entsprechen vermochte, gerieth er in Mißcredit und ist jetzt außer allen Gebrauch gekommen. — P.'s Sohn, Benjamin Douglas, hat mehrere Schriften in englischer Sprache über die Erfindung seines Vaters verfaßt. 39.

Perlen, lat. uniones, margaritae; franz. perles; engl. pearls, glasartige Körper, wie jetzt, so schon im Alterthume ein Gegenstand des Luxus, werden von den Perlenmuscheln gewonnen. Den Grund ihrer Entstehung oder was sie eigentlich sind, weiß man nicht zuverlässig anzugeben. Früher hielt man sie für Eier der Muscheln; neuere Naturforscher aber sind der Meinung, daß sie, weil sie im Körper und in der Schale der Perlenmuscheln gefunden werden, entweder durch Krankheit, namentlich durch Wunden, welche sie erhalten und auszustopfen pflegten, entstandene Auswüchse oder Verhärtungen seien, oder daß sie aus einer kalkartigen Feuchtigkeit hervorgingen, die sich schalenweise ansetze und gleichsam versteinere. Die Schönheit der P. wird nach deren Glanze oder Wasser bestimmt. Dieses ist bei den orientalischen P., welche darum für die kostbarsten gelten, silberweiß, bei den amerikanischen grünlich, bei den europäischen und besonders den schottischen bläulich; doch gibt es auch P. von gelblicher und schwärzlicher Farbe. Darnach aber, wie nach ihrer Größe, bestimmt man ihren Werth. Die größten, Zahlperlen genannt, erreichen den Umfang eines Taubeneis und darüber. Von dieser Größe soll z. B. die P. gewesen sein, welche Cleopatra in Essig aufgelöst dem Antonius zu Ehren trank. Ihren Werth schätzt man auf ½ Mill. Thaler. Auf 80000 Ducaten gibt man auch den Werth der sogenannten la Peregrina von fast gleicher Größe an, welche dem Könige von Spanien Philipp II. überreicht wurde. Sind sie kleiner, so daß sie den Umfang eines Kirschkerns haben, nennt man sie Kirsch-, auch Samen- oder Lothperlen und die kleinsten Staubperlen. Hinsichtlich ihrer Gestalt unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, auch Baroqueperlen oder übelgeformte. — Die Perlenmuscheln leben vorzüglich in dem ostindischen Oceane, besonders an den Küsten von Ceylon, Birma, Japan, Sumatra, Java, im persischen Meerbusen rc.; doch trifft man sie auch anderwärts, selbst in Flüssen, wiewohl nicht in solcher Menge, wie hier. Dergleichen Küsten, wo sie gefunden werden, nennt man Perlenküsten oder Perlenbänke, und das Geschäft, sie herauszuholen, Perlenfischerei, die gewöhnlich durch Taucher (s. d. Art.) vorzüglich in den Monaten Juli und August betrieben wird. Man sieht um diese Zeit oft jene Küsten von unzähligen Böten besetzt. Die gewonnenen Perlenmuscheln werden entweder ans Ufer geworfen, damit die Thiere sterben und austrocknen und sich ihre Schalen desto bequemer öffnen lassen; oder in Fässer geschlagen, wo die P., sobald jene in Fäulniß übergegangen sind, herausfallen. Hierauf werden diese getrocknet und wie jene durch Siebe geschlagen und als Handelsgegenstand feil geboten. Noch erwähnen wir, daß nicht alle Perlenmuscheln P. enthalten; finden sich aber dergleichen vor, so sind es immer 8—12 Stück. Unter den Flüssen führen besonders die Elster im sächsischen Voigtlande von ihren

Quellen einige Meilen weit, die Wottawa im prachimer und die Moldau im budweiser Kreise des Königreichs Böhmen P. bei sich, die den orientalischen bisweilen wenig an Güte nachstehen. Die Perlenfischerei in ersterem Flusse wird seit 1621 auf landesherrliche Kosten betrieben und rentirt in der neuern Zeit nur wenig. Die unächten oder künstlichen P., welche den ächten an Glanz und Farbe sehr nahe kommen, werden aus Glas bereitet und inwendig mit den Schuppen des Weißfisches überzogen. Einem Franzosen Jaquin in der Mitte des XVI. Jahrh. verdankt man diese Erfindung und eine Fabrik in Chalons an der Saone liefert jetzt täglich gegen 10000 Stück. 35.

Perlhuhn, lat. numida meleagris; franz. pintade; engl. pintado, Guinea-hen, eine ursprünglich in Afrika und Arabien einheimische Hühnergattung mit kurzem starken erhabenen Schnabel, kahlem Kopfe und Halse, zurückgebogenem hornartigen Kamme und lappenartiger Wachshaut an der Wurzel, ist größer als das gemeine Huhn und hat eine schwärzlichaschgraue Farbe mit weißen perlenartigen Flecken. Es wird jetzt in Europa häufig gezogen, da das Fleisch, besonders der Jungen, sehr schmackhaft ist. Übrigens ist das P. sehr zanksüchtig und läßt sich nicht selten selbst mit dem Truthahne in ernsthaften Kampf ein. 8.

Permoser (Balthasar), ein namhafter deutscher Bildhauer, bekannter unter dem Namen Balthasar, geb. 1650 in Baiern, erlernte die Anfangsgründe der Bildhauerei, man weiß nicht von wem? in Salzburg und ging später nach Italien, wo er seine Ausbildung durch das Studium der Antike und anderer Meisterwerke vollendete. Er kehrte hierauf nach 14jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück und hielt sich abwechselnd zu Wien und Dresden auf. Hier befinden sich auch die meisten seiner Werke, besonders zu Wien, wo er vom Prinzen Eugen anhaltend beschäftigt wurde. Dahin gehören unter andern eine Statue, die Charitas darstellend; die Bildhauerei und Malerei, eine Gruppe; eine Mohrin mit ihrem Kinde; eine Statue des Prinzen Eugen und mehrere allegorische Darstellungen. P. starb den 20. Febr. 1732 zu Dresden, wo auf dem katholischen Kirchhofe der Friedrichstadt sein von ihm selbst gearbeitetes Grabmal zu sehen ist. Es besteht aus einer Marmorgruppe, welche die Abnahme vom Kreuze darstellt. 36.

Pernambuco, s. Brasilien.

Péron (François), ein berühmter französischer Naturforscher, am 22. Aug. 1775 zu Cerilly, einem Städtchen in Bourbonnais geboren, zeigte schon als Knabe große Anlagen und sollte sich nach Beendigung seiner Vorstudien in der Schule seiner Vaterstadt der Theologie widmen, ward aber von den durch die französische Revolution verbreiteten Ideen so unwiderstehlich hingerissen, daß er als Freiwilliger in die Rheinarmee trat, von welcher er zur Garnison der strengbelagerten Stadt Landau abging. Nach Aufhebung der Belagerung kam er zu dem Armeecorps, welches zu Kaiserslautern von den Preußen geschlagen wurde (1793). Er gerieth in Gefangenschaft und ward nach Magdeburg abgeführt. Für das glücklich gerettete Geld kaufte er sich Bücher und las mit rastlosem Eifer Geschichte und Geographie bis zu seiner am Ende des Jahres 1794 erfolgten Auswechselung. Weil er durch eine Wunde das rechte Auge verloren hatte, erhielt er seinen Abschied und eine Stelle in der medicinischen Schule zu Paris. Nach dreijähriger unermüdlicher Anstrengung hatte er in der Medicin und in den Naturwissenschaften erstaunliche Fortschritte gemacht, erhielt den Doctorgrad und hätte von jetzt an ein ruhiges Leben führen können, wenn ihn nicht unglückliche Liebe zu dem Entschlusse gebracht hätte, die Hauptstadt zu verlassen und sich durch weite Reisen zu zerstreuen. Um diese Zeit ward eine Expedition nach der Südsee unter der Anführung Baudin's ausgerüstet; P. bot Alles auf, um bei derselben angestellt zu werden, was ihm auch endlich gelang und er ging am 19. Oct. 1800 als Zoolog zu Havre unter Segel. Sogleich nach Besteigung des Schiffes begann er seine meteorologischen

Beobachtungen, welche er während der Dauer der ganzen Reise von sechs zu sechs Stunden fortsetzte. Auf dem Wege machte er die für die allgemeine Physik sehr wichtige Entdeckung, daß das Meerwasser immer kälter wird, je tiefer es unter der Oberfläche ist, und stellte erfolgreiche Untersuchungen über das durch eine Menge von Zoophyten verursachte Leuchten des Meeres an. Nach einer kurzen Rast auf Isle de France segelten die Schiffe nach Neuholland und legten bei der Insel Timor an. Diesem Aufenthalte haben wir P.'s gediegene Arbeiten über die Mollusken und Zoophyten zu verdanken; denn hier förderte die Untiefe des Meeres die Forschungen ungemein. Von hier ging die Expedition nach der Ostküste von Van Diemensland und nach der Meerenge von Baß. Nachdem sich die fast durchaus kranke Mannschaft in Port-Jackson etwas erholt hatte, durchforschte man die an dem westlichen Eingange der Baßenge gelegenen Inseln und die Küsten von Neuholland. P. bewies in allen Verhältnissen einen unerschütterlichen Muth und eine seltene Ausdauer. Die übrigen Zoologen der Expedition waren theils auf Isle de France zurückgeblieben, theils gestorben; er nahm die Arbeiten Aller auf sich. Als ihm der geizige Capitain den zur Aufbewahrung der Mollusken nöthigen Branntwein verweigerte, entzog sich der unerschütterliche Forscher seine tägliche Portion Arak und wußte auch einige seiner Freunde zu dieser Entsagung zu bereden. Als er auf der Insel King die Natur des Landes untersuchte, trieb ein heftiger Windstoß das Schiff auf die hohe See; P. setzte, obschon er vierzehn Tage lang das Schiff nicht gewahrte, unbekümmert seine Studien fort. Nach einem zweiten Aufenthalte zu Timor segelten die Schiffe nach Isle de France, wo sie fünf Monate liegen blieben. Während dieser Zeit ordnete und vermehrte P. seine Sammlungen. Nachdem man noch einmal auf dem Cap, wo P. über die Natur der Buschmänner Untersuchungen anstellte, angelegt hatte, segelte man nach Europa zurück und landete am 7. April 1804 zu Lorient. P. schaffte seine Ausbeute, welche aus mehr als 100000 verschiedenen Stücken, worunter bei 2500 neue Species, bestand, in das naturhistorische Museum zu Paris und beschäftigte sich auf Befehl der Regierung mit seinen Freunden Freycinet und Le Sueur mit der Beschreibung seiner Reise; aber unausgesetzte Anstrengungen hatten seine Gesundheit untergraben und nöthigten ihn zur Wiederherstellung derselben nach Nizza zu gehen. Kaum fühlte er sich etwas besser, als er seine Arbeiten mit verdoppeltem Eifer fortsetzte, wodurch er sich ein hartnäckiges Brustübel zuzog. In völlig unheilbarem Zustande begab er sich nach Cerilly, wo er am 14. Dec. 1810 starb. Außer seinen zahlreichen in medicinischen und naturhistorischen Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen (z. B. „Sur la force physique des Sauvages, comparée à celle des Européens", „Observations sur les maladies des pays chauds et sur l'usage de bétel", „Sur la température de la mer", „Sur le nouveau genre pyrosama", „Sur l'habitation des animaux marins") sind hier vorzüglich seine leider unvollendete „Histoire générale et particulière des méduses" und seine von L. Freycinet fortgesetzte „Voyage de découverte aux terres australes, pendant les années 1800—1804" (Par. 1807—1816. 3 Voll. 4.), welche sich eben sowohl durch Gründlichkeit und Wahrheit, als durch einen anziehenden blumenreichen Styl auszeichnet, zu erwähnen. Zu seinen Lieblingsplänen gehörte eine philosophische Geschichte der verschiedenen Völker in physischer und moralischer Beziehung; zu diesem Zwecke wollte er noch drei Reisen machen, eine nach dem Norden von Europa und Asien, eine andere nach Amerika und eine dritte nach Afrika. 66.

Perpendikel, lat. perpendiculus; franz. perpendicule; engl. perpendicle, nennt man 1) diejenige gerade Linie, welche auf einer andern senkrecht steht, d. h. welche auf beiden Seiten mit den andern gleiche Winkel macht. Die hierher gehörigen Aufgaben sind: a) von einem Punkte über einer Linie auf selbige einen P. zu

fällen, b) von einem Punkte auf der Linie über oder unter derselben einen P. zu errichten und c) am Endpunkte einer Linie über oder unter derselben einen P. zu errichten; 2) den Uhrpendel oder die sogenannte Unruhe. — Perpendikularmethode nennt man in der praktischen Geometrie diejenige Aufnahme, welche durch lauter sich schneidende Perpendikularlinien bewerkstelligt wird. 40.

Perpetuum mobile nennt man ein Etwas, welches sich ohne alle äußere Beihülfe unaufhörlich fortbewegen und die Ursache seiner Bewegung in sich selbst haben oder durch seine eigene Bewegung die bewegende Kraft stets wieder erneuern soll. Obwohl es nun aber ganz unmöglich ist, daß irgend eine Maschine, welche sich in Ruhe befindet, die Ursache ihrer Bewegung im strengsten Sinne aus sich selbst nehmen könne, oder daß die Bewegung, welche ursprünglich durch irgend einen Impuls gegeben worden ist, nun ohne Aufhören fortdauere, weil die Hindernisse der Bewegung, z. B. Widerstand der Luft, Reibung, Einfluß der Witterung, Abnutzung der Maschinentheile rc. jeden auch noch so großen anfänglichen Kraftüberschuß verzehren, und da jede Erneuerung der Kraft durch den Gang der Maschine nur scheinbar sein muß, weil sie immer auf Kosten jenes anfänglichen Kraftüberschusses geschieht und die Wirkung nicht größer als die Ursache sein kann; so hat man doch seit einem langen Zeitraume Zeit und Mühe auf die Erfindung eines solchen P. mobile verwendet, ohne zum Zwecke zu gelangen. Hierher gehören unter andern das Barometer von Cox, die durch den Luftzug oder die Erschütterung bewegten Uhren des Le Paute und Recorder, die Uhren mit zambolischen Säulen, die Uhren von Grollier de Servière, die durch Seiler in Ulm gefertigte Maschine, die bekannte durch Borlach geprüfte merseburger, das Rad von Charles Castelli, das anscheinend durch Kugeln getriebene von Konrad Schiviers, das durch den Uhrmacher Geiser aus Chaux de Fond verfertigte Rad, welches durch das Umlegen gegenseitig balancirter Cylinder sich selbst zu drehen und zugleich eine Uhr in steter Bewegung zu erhalten schien, und das von Buschmann in Plauen in der Ausführung verunglückte P. mobile zum Behufe der Spinnerei. 26.

Perrault (spr. Perrōl) (Claude), ein berühmter französischer Architekt, 1613 in Paris geboren, widmete sich zuerst der Medicin und den Naturwissenschaften, befaßte sich aber später fast ausschließend mit der Architectur. Sein berühmtestes Werk ist die Façade des Louvre; weniger gelungen ist das Observatorium. Außer einer Übersetzung des Vitruvius (Par. 1684. Fol.) besitzen wir von ihm noch „Essais de Physique“ (Par. 1680—1688. 4 Voll. 12.) und „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des animaux“ (Par. 1671—1676. 2 Voll. Fol. Deutsch von J. J. Schwabe, Leipz. 1757—1758. 3 Bde. 4.). Er starb am 9. Oct. 1688. — Sein Bruder Charles P., am 12. Jan. 1628 zu Paris geboren, machte sich als Dichter und Kritiker bekannt. Seine poetischen Versuche sind jetzt vergessen, erregten aber damals so großes Aufsehen, daß Colbert den Dichter unter seinen Schutz nahm und ihm die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude übertrug. P. entwarf auch die Statuten der von Colbert gestifteten Akademie der Inschriften und ward 1671 in die französische Akademie aufgenommen. Des verdrüßlichen und launenhaften Charakters Colbert's müde, legte P. später seine Anstellung nieder, um ganz der Wissenschaft zu leben. Sein Gedicht: „Siècle de Louis XIV“ (1687) und noch mehr der in langweiliger dialogischer Form darüber geschriebene Commentar: „Parallèle des anciens et des modernes“ (Par. 1688—1696. 4 Voll. 12.), worin er den Vorzug der Neuern (nämlich der Franzosen) vor den Alten behauptete, erregten großes Aufsehen und führten einen in der Literatur genugsam bekannten Streit herbei, der um so lächerlicher war, da die beiden Parteien den wahren Unterschied zwischen den Alten und Neuen nicht zu begreifen vermochten. Für die Zeitgeschichte wichtig sind P.'s „Eloges des hommes illustres, qui ont paru en France pendant ce [XVII]

siècle“ (Par. 1696—1700. 2 Voll. Fol. N. E. Par. 1805. Fol.); als seine werthvollste Leistung müssen wir aber die „Contes de ma mère l'Oye“ (Beste Ausg. Par. 1781. 12. Deutsch, Weim. 1790. 8.) betrachten, obschon wir ihn deßwegen nicht als den Schöpfer des französischen Feenmährchens ansehen wollen; denn diese vielgelesenen Erzählungen sind arabischen Mustern nachgebildet. P. starb am 16. Mai 1703 zu Paris. Über sein Leben gibt er selbst Aufschluß in seinen lesenswerthen „Mémoires“ (Par. 1759. 12.). 67.

Perrier oder **Périer** (François), ein ausgezeichneter Maler und Kupferstecher, geb. zu Maçon in Burgund 1590, besaß einen guten Geschmack in der Zeichnung, seine Zusammensetzung ist schön, verständig und voll Feuer und sein Pinsel außerordentlich leicht. Seine Landschaften sind im Geschmacke der Caracci's. Er starb als Professor der königlichen Akademie zu Paris 1650. — Jacques Const. P., ein ausgezeichneter Mechaniker, geb. zu Paris den 2. Nov. 1742, führte, nachdem er mehrmals in England gewesen war, in Frankreich die erste Dampfmaschine ein, baute zu Chaillot zwei große Luftpumpen und eine dritte zu Groß-Caillou, welche das Wasser aus der Seine heben und mittelst gegossener Röhren in alle Theile der Stadt Paris leiten. Auch legte derselbe die großen Stückgießereien zu Chaillot und London an. Er starb zu Paris den 17. Aug. 1818. — Sein Bruder, August Charles P., gleichfalls ein geschickter Mechaniker, verfertigte mit Beihülfe seines Bruders die Centrifrugalpumpe und das im Conservatoire des arts et métiers zu Paris befindliche Modellcabinet. 26.

Perrier oder **Périer** (Casimir), berühmter französischer Staatsmann, zu Grenoble am 12. Oct. 1777 geboren, erhielt im Oratorium zu Lyon vortrefflichen Unterricht, diente 1799 und 1800 in den italienischen Feldzügen beim Geniecorps und errichtete, aus ihnen heimgekehrt, mit seinem Bruder, Antoine Scipion, ein Handelshaus zu Paris, das durch Talent, Thätigkeit und Ordnung bald eines der ersten in Frankreich wurde. So glücklich, ruhig und zufrieden P. in dieser Stellung hätte leben können, so wenig verstand er es, dem Hange zur Politik und dem persönlichen Ehrgeize zu widerstehen. Er wurde vom Departement der Seine 1817 zum Deputirten gewählt und trat sogleich mit entschiedener Heftigkeit zur Opposition, wo er Gelegenheit hatte, Fleiß, Talent und Industrie gegen die Anmaßlichkeit der Geburt und des Clerus geltend zu machen. Unter Karl X. unterstützte er zwar jede constitutionelle Maßregel der Regierung, doch ohne sich auch nur entfernt in revolutionaire Umtriebe einzulassen, was Karl X. anerkannte und ihn, wenn schon für seinen Thron zu spät, am 30. Juli 1830 zum Minister ernannte. Nach der Julirevolution wurde P. zwar am 11. Aug. 1830 von Ludwig Philipp zum Minister ohne Portefeuille ernannt, doch widersetzte er sich seinem Systeme, durch Widerstand das Verliehene zu erhalten, treu nicht selten den Vorschlägen der Minister Dupont de l'Eure und Lafitte. Als Letzterer am 2. Nov. 1830 Präsident wurde, trat er ganz aus dem Ministerium, wurde aber, weil Ludwig Philipp sich überzeugte, daß P. ein festerer Mann als Laffitte nicht zwischen Bewegung und Erhaltung ungewiß schwanke und dabei ein guter Financier sei, vom Könige am 30. März 1831 zum Staatssecretair des Innern und zum Präsidenten des Ministerraths ernannt. Als solcher stand er länger als ein Jahr von der Opposition, der er früher selbst angehört hatte, hart angegriffen, vom jungen Frankreich wie von den Republikanern gehaßt, im Kampfe gegen die Verschwörungen und Aufstände in Paris, Lyon, Grenoble, Straßburg, Marseille, Toulon, Perpignan, Toulouse und in der Vendée, so wie gegen das Ausland, wo ein allgemeiner Krieg Europa und Ludwig Philipp's noch unsichern Thron nicht minder, wie den schon sehr geschwächten Credit des Staats bedrohte, mit eisernem Willen an der Spitze des französischen Ministerium. Bei der Eröffnung der Kammersitzung im Juli 1831 gab er eine Darstellung der damaligen Lage Frankreichs und die Gründe des vom

Ministerium angenommenen politischen Systems der rechten Mitte und des Widerstandes gegen die zu gewaltsam vorschreitende Bewegungspartei. Sein Wahlspruch war: „Die Charte und der Friede!" so wie Kühnheit und Festigkeit der Charakter seiner kräftigen, nur allzukurzen Verwaltung. Während seiner Präsidentschaft erfolgte am 22. Febr. 1832 die Besetzung Ancona's, ein Staatsstreich, durch welchen Frankreich seinen Einfluß in Italien sichern und Europas Frieden erhalten wollte. Gefahrbringender war der Kampf des Ministerium im Innern, wo die Aufstände, besonders in Lyon, nur mit Blut unterdrückt werden konnten, bei der fortdauernden Gährung des Volks aber der Aufstand in der Vendée weiter um sich griff. Errang auch P. bei dem Widerspruche der linken Seite in der Deputirtenkammer durch die Gewalt seiner Rede die Majorität der Kammer, so ließ er sich doch durch Jähzorn und Leidenschaftlichkeit eben so oft hinreißen, seine Stellung aus den Augen zu setzen, als er überhaupt seine frühere Popularität immer mehr verlor. Noch ist zu erwähnen, daß P. wider seine Überzeugung die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde vorschlagen mußte. Allen solchen Geist, Gemüth und Körperkraft eines Mannes erschütternden Verhältnissen mußte P. unterliegen, zumal er am 7. April 1832 von der Cholera befallen worden war. Er starb, nachdem er wahnsinnig geworden war, am 16. Mai 1832 mit Hinterlassung eines Sohnes gleiches Vornamens, der bis zum Jahre 1835 erster Secretair bei der französischen Gesandtschaft zu Brüssel war. Die Art seines Todes und die Gediegenheit seines Charakters vereinigte Freunde und Feinde bei seiner feierlichen Beerdigung. — Sein älterer Bruder, Antoine Scipion P., geb. zu Grenoble den 14. Juni 1776, zeichnete sich durch großartige Unternehmungen im Fabrikwesen aus und starb als Director der französischen Bank den 2. April 1821. — Der jüngere Bruder, Augustin P., wirkte kräftig als Deputirter im Sinne Casimir's und ward 1832 zum Pair erhoben, starb aber schon den 2. Nov. 1834. 65.

Perrin (spr. Perráng) (Pierre, Abbé), der Schöpfer oder wenigstens einer der ersten Beförderer der französischen Oper und ziemlich fruchtbarer Dichter, geb. um das Jahr 1620 oder 1625, interessirte sich schon früh für Poesie und Musik und fand später an dem Hofe des Herzogs Gaston von Orleans, seines Beschützers, die erwünschte Gelegenheit, seine Ideen und Pläne zur Ausführung zu bringen. Nachdem bereits im Jahre 1659 ein von ihm gedichtetes und von Cambert in Musik gesetztes Pastorale mit Beifall in Scene gesetzt worden war, brachte er seine „Ariadne ou le mariage de Bacchus" zur Aufführung, welche, eben so wie der „Adonis" (1660) allgemeine Anerkennung fand. Im Jahre 1669 gründete er vereint mit Cambert, Sourdeac und Champeron eine musikalische Akademie zur öffentlichen Aufführung von Theaterstücken, behielt jedoch das Privilegium nur bis zum Jahre 1672, wo er es auf Betrieb der Montespan gegen eine Entschädigung an J. B. Lulli abtreten mußte. Seit dieser Zeit nahm er nur geringen Antheil an den Theaterangelegenheiten und lebte in der Zurückgezogenheit wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er starb im Jahre 1680 zu Paris. — Außer den schon angeführten Werken P.'s verdienen noch Bemerkung: „L'Eneïde, traduite en vers françois" (1648 et 1658. 2 Voll.); „Les oeuvres de Poésie de M. Perrin" (1661); „Paroles et musique pour le concert de la chambre de la reine" (1667) und „Pomone, opéra, ou représentation en musique" (1671). 36.

Persephŏne, s. Proserpina.

Persepŏlis, s. Persien.

Perserkriege heißen vorzugsweise diejenigen Kriege der Hellenen mit den Persern, in denen die ersteren sich ihre Freiheit und Unabhängigkeit erkämpften und durch welche Griechenland sich zu einem selbstständigen Staate erhob. Die erste Veranlassung zu diesen langwierigen Kriegen war die Vertreibung des Hippias (s. d. Art.) aus Athen (510 vor Chr.) und die Hülfe, welche die Athener den

ionischen Griechen in Kleinasien gegen die persischen Machthaber geleistet hatten. Hierüber erbittert und durch Hippias gereizt beschloß der persische König Darius an den europäischen Griechen Rache zu nehmen. Die erste Unternehmung des persischen Hofes unter Mardonius (s. d. Art.) mißlang zwar durch den Verlust der Flotte am Vorgebirge Athos und eines Treffens in Thracien; die Erbitterung des persischen Königs ward aber hierdurch nur noch größer und er forderte daher, ehe er noch einen zweiten Feldzug begann, durch abgeschickte Herolde alle griechischen Staaten in Europa auf, sich freiwillig zu unterwerfen. Geschreckt durch das Machtgebot des mächtigen Perserkönigs und ihren Kräften nicht vertrauend ergaben sich die meisten griechischen Staaten, nur Athen und Sparta begegneten mit edlem Trotze dieser Frechheit und waren fest entschlossen Alles aufzubieten, um sich ihre Freiheit gegen Persien zu erhalten. Zur Züchtigung dieser Staaten brach daher sogleich ein neues Heer unter Datis und Artaphernes auf, nahm Naxos in Besitz, landete auf Euböa, verheerte Eretria, brach in Attika ein und stellte sich in der Ebene bei Marathon zur Schlacht. Nur 10000 Hellenen (9000 Athener und 1000 Platäer) stellten sich unter Miltiades hier den Persern entgegen, aber ein glänzender Sieg krönte der Griechen Heldenmuth (den 29. Sept. 490 vor Chr.). Einen neuen baldigen Feldzug verhinderte des Darius Tod 485; aber sein Sohn, Xerres, erbte mit dem Reiche auch die Lieblingsidee seines Vaters, sich an den Griechen zu rächen. Nach einer langen Rüstung brach er gegen dieselben auf. Die Gefahr für Griechenland stieg hoch, zumal da des Themistokles Plan, einen Bund aller Hellenen gegen die so furchtbare Macht zu Stande zu bringen, nur zum Theil gelang, Theben persisch gesinnt war, Argos neutral und die übrigen Staaten unentschlossen blieben. Aber dennoch siegte der Griechen Tapferkeit. Den ersten Widerstand leistete den Persern der Spartaner Leonidas (s. d. Art.), der bei Thermopylä den ruhmvollsten Heldentod starb (480); gleichzeitig war bei Artemisium ein unentschiedenes Seetreffen. Furchtbar waren die Verwüstungen, die von persischer Seite das Festland trafen; daher Themistokles seine einzige Hoffnung auf die atheniensische Seemacht setzte. Bei Salamis kam es 480 zu einem entscheidenden Seetreffen, in dem die persische Flotte vollkommen geschlagen wurde, worauf Xerres mit seiner ganzen Macht, ausgenommen 300000 Mann, die er unter dem Obercommando des Mardonius zurückließ, nach Hause zurückeilte. Aber auch Mardonius erlag dem Muthe der Griechen bei Platäa 479 und an demselben Tage ward auch die persische Flotte bei Mykale vernichtet, durch welche Siege den persischen Einfällen in Europa für immer ein Ende gemacht und der Schauplatz des immer noch fortdauernden Kriegs nach Asien verlegt ward. Die Perser waren nun gezwungen blos vertheidigungsweise zu verfahren, bis im Jahre 469 vor Chr. der atheniensische Feldherr Cimon am Eurymedon in Pamphylien ihre Flotte und Landarmee an einem Tage vernichtete und 20 Jahre später (449) durch den doppelten Sieg der Athener über die Perser bei Cypern, wodurch die letzteren zum Frieden gezwungen wurden, dem Kriege ein Ende machte (vergl. Cimon). 20.

Perseus war der Sohn des Zeus und der Danae, mit der er in einem Kasten ins Meer geworfen, jedoch bei der Insel Seriphos ans Land schwamm und vom Polydektes aufgenommen ward, der den P. erzog, aber, als dieser zum Jünglinge herangereift war, ihn wieder von sich zu entfernen suchte, um die Danae zu heirathen, und ihn daher zu einem Zuge gegen die Gorgone Medusa beredete. Der muthige Jüngling ging auf den Vorschlag ein und tödtete mit Hülfe des Mercur und der Minerva plötzlich das Ungeheuer, mit dessen Haupte er den Atlas, der sich weigerte ihn zu beherbergen, in einen Felsen verwandelte, befreite dann die Andromeda (s. d. Art.), die hierauf seine Gemahlin wurde, verwandelte seinen Nebenbuhler Phineus in Äthiopien in Stein und kehrte dann nach Griechenland zurück. Hier befreite er erst seine Mutter von den Nachstellungen des Polydektes,

den er sammt seinen Leuten ebenfalls in Stein verwandelte, und eilte dann zu seinem Großvater Akrisius. Dieser war jedoch, fürchtend, der ihm gegebene Orakelspruch, er solle durch den Sohn seiner Tochter das Leben verlieren, möchte in Erfüllung gehen, nach Thessalien geflohen. Allein auch P. war hier, schleuderte bei den Leichenspielen des Königs von Larissa den Diskus und traf den Akrisius. Aus Verdruß hierüber verkaufte P. die ihm durch die Erbschaft zugefallene Herrschaft von Argos an den Megapenthes, der ihm dafür die Herrschaft über Tirynth abtrat. Die festen Städte Midea und Mycenä verdankten ihm hier ihre Entstehung. Sein Grabmal zeigte man dem Pausanias (vergl. 2, 18) zwischen Argos und Mycenä. Später wurde er als Heros verehrt und unter die Gestirne versetzt. Abgebildet erscheint P. oft nackend mit dem Medusenhaupte, bisweilen auch in seiner ganzen Rüstung, in der er gegen die Gorgone auszog. 20.

Perseus, ein außerehelicher Sohn Philipp's IV. von Macedonien, bewog, neidisch auf seinen in Rom beliebten Bruder, Demetrius, seinen Vater, Philipp, diesen durch Gift hinrichten zu lassen, worauf Philipp bald aus Gram starb und P. den Thron bestieg. Von Jugend auf den Römern feind rüstete er sich im Geheimen gegen sie, verband sich mit mehrern andern Staaten, wie mit Syrien und Carthago, und versuchte selbst den Eumenes, König von Pergamus, der aus Angst vor des P. wachsender Macht selbst nach Rom gezogen war und dem Senate des P. geheime Rüstungen entdeckt hatte, auf seiner Rückreise durch Meuchelmörder zu tödten. Sogleich brach nun der Krieg aus, den P. den Römern im Jahre 171 v. Chr. erklärte. Der Kampf blieb anfangs unentschieden, da P. sogar vom illyrischen Könige Genthius so wie von den Bastarnern Hülfe erhielt. Allein im Jahre 168 erschien der kriegserfahrene römische Consul, C. Ämilius Paullus, und bald wendete sich das Glück. Ziemlich lange standen sich beide Heere nahe gegenüber, bis endlich Ämilius durch einen geschickten Marsch dem P. ziemlich in den Rücken kam, worauf sich P. etwas nördlicher nach der an der Küste Pieriens gelegenen Stadt P y d n a zurückzog. Die Nacht darauf soll sich eine totale Mondfinsterniß gezeigt haben, die aber von einem Römer vorausgesagt wurde. Die macedonischen Truppen hierüber bestürzt, wollten den darauffolgenden Tag nicht schlagen, da sie in jener Naturerscheinung eine unglückliche Vorbedeutung zu sehen glaubten. Allein aus einem anfangs unbedeutenden Reitergefechte entstand dennoch eine Schlacht (am 22. Juni 168), die mörderisch genug war und über des P. Schicksal entschied; denn 25000 Macedonier verloren in ihr das Leben, wogegen die Römer nur 100 Mann eingebüßt haben sollen. P. floh nach dieser gänzlichen Auflösung seiner Armee über Pella nach Samothrake, wo er sich jedoch dem nacheilenden Prätor Octavius ergeben mußte. Er wurde nun mit seiner Gattin und 3 Kindern im Triumphzuge des Siegers aufgeführt und starb nach fünfjährigem Leiden in einem Kerker zu Alba, wo ihn harte Gefangenwärter zu Tode gemartert haben sollen. Sein Reich aber wurde ausgeplündert, in vier Bezirke getheilt und zu einer römischen Provinz gemacht. 20.

Perseus mit dem Medusenhaupte ist ein Sternbild mitten in der Milchstraße zwischen der Andromeda, dem Fuhrmanne und der Kassiopeja, welches nach Flamsteed 59 Sterne, worunter zwei, A l g e n i b und A l g o l, von der zweiten Größe, enthält. 13.

Persien, eins der mächtigsten Reiche des Alterthums und noch jetzt ein wichtiger Staat Asiens, begreift in seiner weitesten und gewöhnlichsten Bedeutung die ganze Länderstrecke Asiens, welche die Einwohner selbst Iran (s. d. Art.), das diesseitige Land, nennen und welche im Osten vom Indus, im Norden vom Oxus und dem kaspischen Meere, im Westen vom Tigris und Araxes begrenzt wird, so daß das früher als eigenes Reich bestehende Medien im Süden des kaspischen Meeres und Assyrien mit gerechnet werden, da beide seit der Gründung des persi-

schen Reiches immer wesentliche Bestandtheile desselben geblieben sind und ihre Einwohner Stammverwandte der Perser waren, während Babylonien, Chaldäa, Mesopotamien und Armenien wegen der bekannten oder vermuthlichen Stammverschiedenheit der Einwohner nur als unterworfene Länder anzusehen sind. Es liegt demnach zwischen 63—90° L. und 25—40° N. Br. und umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 50000 □M. Dieser weitläufige Landstrich ist im Allgemeinen ein Hochplateau, um eine große Salzwüste gelagert und im Norden sich ebenfalls in wüste Ebenen abdachend. Den Hauptstock der Gebirge bildet der Hindukusch (Imaus der Alten), der als Fortsetzung des Himaleh, welcher am nordöstlichen Rande der Ländermasse (36° N. Br.) hereinbricht und nach Norden den Belurdagh (comedi montes) und dessen westliche Fortsetzung, Nur Karadagh (oxii montes) aussendet, nach Süden aber in mehreren Zweigen sich ausstreckt, welche sich im Suffaid kuh in einen Knoten schürzen und in mehreren Ketten als Solimangebirge (Paropamisus der Alten) und südlicher als Brahusgebirge die Grenze gegen den Indus bis an das Meer bilden. Vom Hindukusch aus streckt sich nach Westen der Paropamisus (Sariphi Montes) von 8000′ bis 4000′ F. sich herabsenkend und mit seinem sich in die nördliche Wüste abdachenden Nordrande, den Hasaragebirgen, die Berginsel Hesarah bildend. Daran schließt sich im Westen um die Südküste des kaspischen Meeres sich biegend der zu 12000′ F. aufsteigende Elbrus (Albordsch, Spongylus), welcher endlich mit dem Hochplateau Armeniens zusammenstößt. Von hier aus zieht sich dann im Osten des Tigris nach Südosten der Sagrosch (Zagros mons), welcher nebst dem Bisutun und Elwend (Orontes) in einer mehrfachen Kette die nördlichen Küstenländer des persischen Meerbusens durchzieht und als Serdschir, Descht Ersen, Nurmanschir, Mogh ꝛc. in mannigfachen Verzweigungen im Süden bis zum Brahusgebirge sich hinstreckt. Mitten in diesen Bergmassen erstreckt sich zuletzt eine ausgedehnte wasserlose Salzwüste, welche jedoch nicht aller Fruchtbarkeit ermangelt und im Osten des in ihr liegenden Sarehsees mit fruchtbaren und wasserreichen Gefilden abwechselt. Im Ganzen ist übrigens Iran arm an Gewässern; denn die das Plateau rings umschließenden Bergrücken senden ihre Gewässer fast durchgehends nach Auswärts; nur der Hilmend (Elymandrus), der am Hindukusch entspringt und die südlichen Gewässer des Paropamisus, wie die westlichen des Solimangebirges aufnimmt, strömt bis in die Mitte des Landes in den See Sareh (Aria lacus). Die bedeutendsten Flüsse sind: der Kabul, der die südlichen Gewässer des Hindukusch (Pendschkora, Kamah [Guraeus], Pendschschir [Choes]) in sich vereinigt und nach einem Laufe von ungefähr 80 Meilen in den die ganze Ostgrenze bildenden Indus fällt; der Oxus mit dem Badakschan (Icorus), Akserai (Dargidus), Kullum (Zariaspis), sämmtlich aus dem Hindukusch; der Murghab (Vogelwasser, margus), welche aus dem Paropamisus strömend sich in einem Sumpfe verliert; der Atrek (Sideris), der Sefidrud (Mardus) und der Araxes als nordwestlicher Grenzfluß, welche in das kaspische Meer strömen; der Sab (Zabatus), Diala (Delas) und der Kerah, welche im Tigris münden; der Tab (Arosis) und viele Küstenflüsse, welche in den persischen Meerbusen und den indischen Ocean fallen. An Seen finden sich: der Urmia oder Tebris (Martiana Lacus, 32 M. lang, 164 M. breit, mit salzigem Wasser) in dem Winkel des Elburs und Sagrosch; der Sareh (Aria), fast rund und von 30 M. Umfange; der Bachtegan bei Schiras von geringem Umfange, aber sehr salzreich. Wegen dieser Beschaffenheit ist auch die Natur des Landes, das Klima und die Ergiebigkeit des Bodens vielfach verschieden. Die Berge des Hindukusch und Soliman sind kahle, zerrissene, häufig mit ewigem Schnee bedeckte Kegel, zwischen welchen die üppigsten Thäler sich hinziehen; der Paropamisus ist ein kaltes, rauhes Gebirge, nur von einzelnen fruchtbaren Thälern durchzogen; von da bis zum kaspischen Meere ist rauhes, wasserarmes Land, nur gegen den Nord-

abfall fruchtbar und ergiebig; herrlicher schon gestaltet sich Alles in der Nähe des kaspischen Meeres, wo der Boden von einem üppigen Pflanzenwuchse bedeckt ist; ähnlich ist die Beschaffenheit der westlichen Landstriche; aber südlich nach dem persischen Meerbusen zu strahlt von den westlichen Bergen geschützt unter einem ewig heiteren Himmel die Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit, während die Küstenländer am Meere dürre von der Sonne verbrannte Steppen sind und die große Wüste des Mittellandes (80 M. lang, 45 M. breit) einen dürren mit Flugsand überdeckten Salzboden hat. Das Klima ist daher in dem ganzen Lande im contrastirendsten Wechsel; neben empfindlicher Kälte auf den Bergen herrscht in den Thälern oft die herrlichste Temperatur oder auch brennende Hitze, vorzüglich in der Mitte des Landes. Die Producte Persiens sind mannigfaltig; das Thierreich liefert Löwen, Leoparden, Panther, Tiegerkatzen, Bären, Luchse, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchse, Marder, Wiesel, Stachelschweine, wilde Esel, Kameele, Rindvieh, Schafe mit und ohne Fettschwänze, Ziegen, treffliche Pferde, wilde Schweine und mancherlei Arten Wild, Adler, Falken, Pfauen, Schwäne, Papageien, Nachtigallen in großer Menge und überhaupt die meisten europäischen Hausthiere; das Pflanzenreich gibt weniger von großen Gewächsen, als niedere Pflanzen, vorvorzüglich die herrlichsten Blumen, unter ihnen die so oft von Dichtern verherrlichten prächtigen Rosen von Schiras; das Mineralreich gewährt edle Metalle, Edelsteine, Alabaster, Marmor, Naphtha und besonders viel Salz. — Diese im Allgemeinen beschriebene Ländermasse hat aber in politischer Hinsicht im Laufe der Zeiten viele Veränderungen erfahren, indem sie nur in der eigentlichen Blüthe des persischen Reiches als ein Ganzes dastand, später beständig unter verschiedene Herrscher getheilt war und gegenwärtig noch aus den drei Reichen Iran, Afghanistan und Beludschistan besteht, so wie die nordöstlichen Theile mehrere türkische Chanate bilden. — Das alte Persien war ein völlig despotischer Staat unter einem erblichen Kaiser (Schah oder Padischah), welcher eine weichliche Serailregierung führte, einen glänzenden Hofstaat um sich hatte, die einzelnen Provinzen durch Satrapen regieren ließ, denen jedem ein Militairgouverneur zur Seite stand, und von seinen Unterthanen zu bestimmten Zeiten, vorzüglich wenn er sich öffentlich sehen ließ und zum neuen Jahre, Geschenke erhielt; doch ist sehr wenig über den innern Zustand des Landes bekannt, da alle einheimischen Denkmäler verloren gegangen und die Nachrichten der Griechen und Juden darüber mangelhaft und ungewiß sind; daß aber die Staatsverfassung ziemlich geregelt war, beweisen unter Anderm die beständigen Verbindungen der Provinzialregierungen mit dem Hoflager durch reitende Posten. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Reiches war es außer den eroberten Ländern von Westen nach Osten in folgende Satrapien eingetheilt: 1) Atropatene, an der Westseite des kaspischen Meeres und im Osten von Armenien, mit der Sommerresidenz der alten medischen Könige, Gaza; 2) Assyrien (s. d. Art.) im Osten des Tigris; 3) Medien (s. d. Art.) östlich davon; 4) Susiana, südlich von Medien bis an die Mündungen des Euphrat und Tigris, mit den Städten Susa (Sommerresidenz der persischen Könige) und Charax am Pasitigris; 5) Persis, südöstlich von Susiana, am persischen Meerbusen, das Stammland der Perser, mit der prachtvollen Winterresidenz Persepolis und der alten Hauptstadt Pasargada; 6) Karmanien, östlich von Persis, am persischen Meerbusen, mit den Städten Karmana und Harmozia; 7) Parätacene, im Norden von Persis und Karamanien, die Salzwüste bis zum See Aria; 8) Hyrkanien, im Süden des kaspischen Meeres, mit den Städten Syringis oder Hyrkana und Nisäa, wo die späteren parthischen Könige begraben wurden; 8) Parthien (s. d. Art.); 9) Aria, östlich von Parthien, das Stammland der Arier (Iranier), der Schauplatz der Sagen der Zendbücher und des Schahnameh und das Stammland Zoroaster's und nicht unwahrscheinlich (nach von Hammer) das Land, von dem die Idee des Paradieses

(s. d. Art.) entstand, mit den Städten Aria, Bitaxa und Phra; 10) Drangiana, südlich von Aria, vom Elymandrus durchströmt, mit den Städten Prophthasia und Ariaspe; 11) Gedrosien, östlich von Karamanien, südlich von Drangiana, am Meere, wo die Ichthyophagen wohnten; 12) Arachosia, die südwestlichste Provinz bis an den Indus, mit den Städten Arachota und Abesta; 13) Margiana, vom Margus durchströmt, nördlich von Aria; 14) Baktriana (s. d. Art.); 15) Sogdiana, jenseits des Oxus bis an den Jaxartes, mit den Städten Nautaka, Marakanda (Samarkand) und Cyreschäta am Jaxartes. — Die Urgeschichte Persiens fällt in die Zeit der Mythen zurück und ist schon deßhalb sehr dunkel, aber eben so auch, weil sie mit der babylonischen, assyrischen und medischen Geschichte eng zusammenhängt. Kajomors, der erste Mensch nach der parsischen Mythologie, war auch der erste Regent. Nach ihm regierte die Dynastie der Pischdadier, als deren erster Huschenk genannt wird. Diese bildet den eigentlichen Zeitpunkt des persischen Heroenalters und den vorzüglichsten Gegenstand des Schahnameh. Aus ihr stammten Dschemschid (s. d. Art.), der Stifter der persischen Nationalität, Sohak, Feridun, Efrasiab, Gusschtasp. Sämmtliche Könige hatten ihren Sitz wahrscheinlich in Baktrien, als dem Ursitze der persischen Cultur, wo auch Zoroaster auftrat und wo, vorzüglich in der Stadt Bamian, Kunst und Wissenschaft in hohem Flore stand. Die Einfälle der Turanier vertrieben die Herrscherfamilie von dort und die Kajaniden, vielleicht die medischen Könige, schlugen ihre Residenz mehr im Westen auf. Endlich tritt mit Cyrus (s. d. Art.) die Geschichte aus dem Dunkel hervor (560 v. Chr.). Mit seinen Pasargarden warf er die Herrschaft der Meder ab, zertrümmerte deren Reich, so wie das der Lydier und dehnte seine Herrschaft vom Indus und Jaxartes bis nach Ägypten und den griechischen Archipelagus aus. Sein Sohn Kambyses (527) eroberte noch Ägypten (525), strebte aber vergebens weiter und starb auf dem Marsche gegen den Empörer Sfendodates, der sich für seinen hingerichteten Bruder Smerdis, Herrscher von Baktrien, ausgab. Nach dessen baldiger Ermordung kam dann der kraftvolle und weise Darius Hystaspes (519) durch das Wiehern seines Pferdes auf den Thron, von welchem das Land eine Organisation, Eintheilung in 20 Satrapien und feststehende Behörden bekam. Dieser züchtigte nach einer langen Belagerung das empörte Babylon und Cyrenaika in Afrika, verband sich mit den griechischen Staaten, unterwarf nach einem unglücklichen Zuge gegen die Scythen jenseits der Donau, Thracien und Macedonien (513) und mehrere Länder jenseits des Indus (508) und brachte somit das Reich auf den höchsten Gipfel seiner Macht, von dem es schnell wieder herabsank. Denn der Aufstand der jonischen Griechen, welche von den über die Aufnahme des vertriebenen Hippias aufgebrachten Athenern unterstützt wurden, ward zwar bald blutig unterdrückt; aber die Macht des „Königs der Könige" brach ohnmächtig an dem kleinen Griechenland, das er zu zertreten gedachte. Die Schlacht bei Marathon (490) vernichtete die abgesendete persische Heeresmacht und das empörte Ägypten und der Tod (486) verhinderten die Rache, die zwar sein Sohn Xerxes, nachdem er Ägypten gedemüthig hatte, mit ungeheurer Kriegsmacht zu vollziehen suchte, aber, obgleich im Bunde mit Carthago, das gegen die griechischen Colonien in Italien kämpfte, bei den Thermopylen, Salamis (480), Plaläa und Mykale (479) dieselbe vernichten sehen mußte und in ohnmächtiger Wuth darüber sich nun in seinem Serail dem Sinnenrausche hingebend das Reich durch Schwelgerei, Hofintriguen und Tyrannei der Satrapen zerrütten ließ und endlich 465 ermordet ward. Sein Sohn, Artaxerxes I. Langhand, hatte zuerst schweren Kampf gegen das empörte Ägypten zu bestehen, doch war dieses zwar wieder unterjocht, aber Cimon's Siege in Kleinasien zwangen ihn endlich zum Frieden (449), der die asiatischen Griechen von P. unabhängig machte. Nach seinem Tode (424) kämpften seine Söhne Xerxes II., Sogdianus und Darius II. Nothus um

die Herrschaft, bis letzterer die Oberhand behielt, der aber mit beständigen Empörungen zu kämpfen hatte, den Ägyptern eigene (tributbare) Könige zugestehen und zum Schutze seiner Herrschaft griechische Miethstruppen in seine Dienste nehmen mußte. Sein Nachfolger, Artaxerxes II. Mnemon (404), hatte zuerst mit seinem jüngern Bruder Cyrus, der von einem griechischen Heere unterstützt sich gegen ihn empört hatte (s. Xenophon), und nach dessen Tode gegen die Lacedämonier zu kämpfen, die von den asiatischen Griechen gegen die Perser zu Hülfe gerufen unter Dercyllidas und dann unter Agesilaus den Krieg mit großem Glücke führten; doch der Haß der übrigen Griechen und persisches Gold neigte die Athener ihm zu und Konon zwang als persischer Admiral durch mehrere Siege über die Lacedämonier diese zu dem nachtheiligen antalcidischen Frieden, durch welchen die asiatischen Griechen wieder unter persische Herrschaft kamen (385). Weniger glücklich waren seine folgenden Kriege und endlich erlag er der Empörung seiner Söhne (362). Unter diesen behauptete sich der Tyrann Artaxerxes II. Ochus, welcher das empörte Phönicien unterwarf, Sidon zerstörte und Ägypten aufs Neue unterjochte, aber wegen Beschimpfung des ägyptischen Gottesdienstes von einem ägyptischen Eunuchen ermordet ward (336). Sein Nachfolger, Darius III. Kodoman, ein gutmüthiger Fürst, erlag dem Schicksale. Der anstürmende Alexander von Macedonien (s. d. Art.) siegte am Granikus, bei Issus und Arbēla; Darius fiel durch des Verräthers Bessus Hand (330) und das persische Reich ward zertrümmert und macedonische Provinz und nach Alexander's Tode durch den Statthalter Seleukus in Babylon verwaltet, der nach der Niederlage des Antigonus (s. d. Art.) bei Ipsus (301) aus den gesammten persischen Ländern nebst Nordsyrien, Armenien und Kappadocien das Reich der Seleuciden gründete und dazu später noch Kleinasien, Thracien und Macedonien fügte. Aber schon unter Antiochus II. machten sich Parthien (s. d. Art.) unter Arsaces (256) und Baktrien (s. d. Art.) unter Theodotus (254) zu unabhängigen Reichen, beide anfangs von kleinem Umfange; doch ward, während Baktrien sich immer weiter nach Osten ausdehnte, nach einem bedeutenden Siege, welchen Arsaces II. gegen Seleukus II. gewann (238), die Macht des parthischen Reichs begründet, welches nun unter den Arsaciden als Weltreich auftrat und durch Mithridates I. (seit 174), nachdem auch das baktrische Reich unterworfen war (138) das ganze Reich der alten Perser jenseits des Tigris in 18 Provinzen umfaßte und von Seleucia und Ktesiphon aus regiert ward. Doch wurde es durch häufige Empörungen im Innern und den Andrang der nördlichen Nomadenstämme und die Syrer beständig beunruhigt, ohne jedoch etwas von seiner Integrität zu verlieren. Im Kriege der Römer mit Mithridates und Tigranes blieben die Parther neutral, wurden aber bald vom römischen Consul Crassus angegriffen und rächten sich durch die völlige Niederlage desselben bei Carrä (53), wodurch sie das Schrecken des Abendlandes wurden und sich in die Verhältnisse Roms mischten, ja sie hätten, nachdem auch Antonius von ihnen geschlagen worden war (37), den Römern gefährlich werden können, hätten nicht Thronstreitigkeiten die innere Ruhe gestört; sie schlossen daher mit Augustus Frieden. Ununterbrochen dauerten nun sowohl die innern Streitigkeiten, theils durch die hochmüthigen Satrapen angeregt, theils im Regentenhause selbst, das endlich von Artabanus III. aus einer arsacidischen Nebenlinie gestürzt und durch die jüngere arsacidische oder aschganische Dynastie ersetzt ward, als gegen die Römer meist unglücklich fort, die der Auflösung des Reichs nahe waren, als der Perser Ardschir Babeghan die Fahne des Aufruhrs erhob, Artabanus IV. in einer dreitägigen Schlacht gänzlich schlug und als Artaxerxes I. die Dynastie der Sassaniden und das mittlere persische Reich begründete (226 n. Chr.). Durch ihn erhielt dasselbe auch eine kräftige innere Gestaltung, vorzüglich durch die Wiederherstellung der zoroastrischen Religion und Erneuerung der altpersischen Nationalität.

Heftig entbrannte wieder der Krieg gegen die Römer, doch erst Schahpur I. (seit 238) eroberte Armenien, mußte aber vor der palmyrenischen Macht wieder zurückweichen und Narses mußte endlich nach wechselvollem Kriege mit Diocletian Frieden schließen, worin er außer Armenien noch Mesopotamien und 5 Provinzen jenseits des Tigris an die Römer abtrat (296). Aber Schahpur II. brach nach Constantin dem Großen aufs Neue ins Römerreich ein und nahm nach vielen Verheerungen das Verlorne wieder (363), seit welcher Zeit der Krieg fast ganz ruhte. Behramgur erwarb um 430 durch Theilung mit dem Kaiser Anastasius I. die östliche Hälfte Armeniens. Doch litt das Reich sehr durch die Kämpfe mit den Hunnen. Kobad aber (seit 491) ward aufs Neue furchtbar durch Eroberung Mesopotamiens und Armeniens, noch mehr aber Chosru I. (s. d. Art.), welcher jedoch endlich einen 50jährigen Frieden mit dem Kaiser einging (556). Aber über die Eroberung Jemens brach der Krieg aufs Neue los und die byzantinischen Fahnen wehten jenseits des Tigris und die Türken brachen von den Griechen angeregt von Nordosten herein. Der Feldherr Behram schlug letztere zwar in einer furchtbaren Schlacht; aber die Völker empörten sich gegen den tyrannischen Hormus IV. und mit ihnen Behram, und Chosru II. dessen Sohn mußte die Hülfe des griechischen Kaisers anflehen, der auch durch seinen Feldherrn Narses den Usurpator Behram vom Throne stürzte (591) und das persische Armenien von Chosru zur Dankbarkeit abgetreten erhielt. Bald jedoch brach ein neuer Krieg gegen Byzanz los, der zu Chosru's II. (s. d. Art.) Verderben endete. Nach seiner Ermordung durch seinen empörten Sohn Schirua (628) schien aber das Unglück Persiens entschieden; mehrere Jahre lang wüthete der Bürgerkrieg im Innern und als endlich der 15jährige Jesdedscherd auf den Thron erhoben ward (632), war keine Rettung mehr. Die Araber stürmten heran; in der Schlacht bei Kadessia (636) sank die Blüthe des Perserheeres, die Residenz Madain ward von den Arabern erstürmt und, nachdem die Perser noch in mehreren Schlachten geblutet hatten, ward ihr mächtiges Reich Provinz des Chalifats (640), die herrlichsten Denkmäler der Kunst und Wissenschaft wurden zertrümmert und 300 Jahre hindurch selbst der Klang der einheimischen Sprache nur in verborgenen Gegenden gehört. Der Islam herrschte nun durch das ganze Reich und arabische Statthalter regierten die einzelnen Provinzen, die sich aber später unabhängig machten und in den Dynastien der Taheriden, Soffariden, Samaniden, Gasnewiden, Gauriden, Buwaihiden, Dilemiden, Seldschuken, Atabeken, Chowaresmschahs (s. d. Artt.), über die einzelnen Ländertheile regierten; auch die Assassinen besaßen bedeutende Strecken des persischen Hochlands am kaspischen Meere. Unter diesen einzelnen Dynastien aber erwachte der schlummernde Genius Persiens wieder; die persische Sprache ward durch die Gasnewiden wieder Hof- und Hauptsprache; die Fürsten interessirten sich für die Wissenschaften und es regte sich der schönste Geist (s. persische Literatur). Aber plötzlich brachen die Mogolen herein, zerstörten das mächtige Reich der Chowaresmschahs (1224), so wie die Festen der Assassinen; bei der Theilung des großen mogolischen Reichs bildeten darauf die persischen Länder nebst Mesopotamien und Armenien das von Holagu (s. d. Art.) gegründete Reich Iran, das aber durch innere Unruhen zerrüttet und bald unter eine Menge sich befehdender Fürsten zertheilt (1355) ohnmächtig vor Timur's Andrange zusammensank (1384). Doch kurz nach Timur's Tode (1409) brachen die Turkomannen aus Turan ins Herz von Iran ein und die Horden derselben (vom schwarzen Schöps) stritten gewaltig mit den Timuriden, die unter großen Zerrüttungen herrschten, bis endlich Usum Hassan, Chan der Horde vom weißen Schöps, beide Theile unterjochte und in Iran ein mächtiges turkomannisches Reich stiftete (1468), das jedoch durch den fanatischen Scheich Ismael Sofi, einen angeblichen Nachkommen des Chalifen Ali (s. d. Art.), welcher 1505 die Fahne des Aufruhrs im Aserbeidschan erhob, gestürzt

ward. Dieser gründete die geistliche Dynastie der Sofi's in Armenien, Mesopotamien und im Westpersischen, nahm den Titel Schah an und machte die Secte der Schiiten zur herrschenden in Iran. Seine Nachfolger kämpften glücklich gegen die Usbeken; weniger aber gegen die Türken, welche ihnen 1516 Diarbekr nahmen, bis Schah Abbas I. (1587—1629) ein grausamer, aber tüchtiger Fürst durch Eroberung Chorasans und Kandahars von den Usbeken, Georgiens von den Türken und Ormus von den Portugiesen, die Kraft des Reichs wieder steigerte und in Ispahan seine Residenz aufschlug. Unter ihm hatte das Reich wieder 24 Provinzen. Doch bald erschlafften auch die Sofi's; die Kriege gegen die Türken kosteten ihnen Mesopotamien; die Afghanen in Kandahar empörten sich, eroberten den größten Theil des persischen Reichs und ihre Häupter schlugen unter dem Titel von Sultanen ihre Residenz in Ispahan auf (1722), während der junge Sofi Tahmasp zu Kasbin die westlichen Provinzen unter seinem Scepter hielt. Dieser wandte sich in seiner Noth an Peter I. von Rußland, dem er als Preis seiner Hülfe die sämtlichen kaspischen Provinzen abtrat und an Kulichan in Chorasan, welcher letzterer die Afghanen aus Ispahan vertrieb und den jungen Tahmasp wieder auf den Thron setzte (1729), aber schon 1732, weil er in einem Frieden mit den Türken diesen Georgien und Tauris abgetreten hatte, entthronte, dessen Sohn, Abbas III., einen kleinen Knaben, zum Schah ernannte, statt dessen er die Regierung führte, den Türken Armenien und Georgien wieder abnahm und von Rußland die abgetretenen Provinzen freiwillig zurückerhielt, aber 1736, nachdem Abbas (vermuthlich erdrosselt) gestorben war, als Nadir Schah (s. d. Art.) sich auf den persischen Thron schwang. Furchtbar erwuchs jetzt das persische Reich wieder; Baharein in Arabien (1735), Balch (1736), das Afghanenreich (1738) und selbst der Staat des Großmoguls in Delhi (1739) wurden ihm unterthan; letzterer als zinsbarer Staat. Aber sogleich nach Nadir's Ermordung (1747) brachen die inneren Unruhen los; die Afghanen und Beludschen (s. d. Artt.) rissen sich als zwei selbstständige Reiche los und in den übrigen Theilen wüthete die schrecklichste Zerrüttung, bis endlich der Kurde Kerim Chan, ein Mann niederer Herkunft sich der Herrschaft bemächtigte (1750) und 1755 seine Residenz zu Schiras aufschlug. Doch auch nach seinem Tode (1779) ging die Verwirrung wegen den Thronstreitigkeiten aufs Neue an. Endlich behielt Ali Murad (1784) den Thron, aber schon 1785 nahm Aga Muhammed, der sich in den nördlichen Provinzen zum Herrscher aufgeschwungen hatte, Schiras ein und machte sich zum Herrn des ganzen Reiches. Er ward während eines Kriegs mit Rußland (1796) ermordet und sein Neffe Feth Ali Schah, ein Turkomane aus dem Stamme Katschar, übernahm die Regierung, der sogleich im Frieden mit Rußland an dieses Derbend und das Land am Kur abtrat und als wollüstiger Tyrann in seiner Residenz zu Teheran nicht im Stande war der zunehmenden Schwäche seines Reichs zu begegnen. Seinen Haß gegen Rußland, der ihn zu neuem Kriege gegen dasselbe vermochte, mußte er durch Abtretung der sämmtlichen kaukasischen Provinzen und Dagestans (1813) und nachdem er 1826 den Krieg aufs Neue begonnen hatte, durch den Verlust der Provinzen Eriwan und Nachtschewan bezahlen (1828), so wie auch der Krieg gegen die Pforte (1821—1823) ohne wichtige Folgen blieb. Feth Ali starb den 20. Oct. 1834 und da sein erwählter Thronfolger, der als Feldherr berühmte Abbas Mirsa, schon 1833 gestorben war, entstanden aufs Neue die heftigsten Thronstreitigkeiten; doch ward durch russischen und englischen Einfluß Muhammed Mirsa, Abbas' Sohn, am 21. Dec. 1834 in Teheran als Schah ausgerufen, ohne daß jedoch die Ruhe völlig hergestellt wäre. — So hat sich das Reich des Cyrus nach den mannigfaltigsten Schicksalen zwar bis heute erhalten, aber es steht jetzt da als ein Schattenbild, kaum die Erinnerung mehrmaliger Größe noch an sich tragend. Es umfaßt gegenwärtig folgende Provinzen: 1) Irak Ad-

schem (das alte Medien) mit der Haupt- und Residenzstadt Teheran (68° 31′ 10″ L. 35° 41′ 50″ N. B.) am Fuße des Elburs in einer dürren Gegend, mit 70000 Einw., großem Residenzschlosse des Schahs, aber eng und schmutzig; ferner Kasbin (60000 Einw.), eine der schönsten persischen Städte, in der Nähe die 40 Burgen der Assassinen; Kum mit den Gräbern der alten persischen Könige; Ispahan im Süden (60° 24′ 22″ L. 32° 39′ 34″ N. B.), ehemalige Residenzstadt, 6 Meilen im Umfange, mit 38000 Häusern, 100000 Einw. und vielen Ruinen alter Pracht, aber noch ansehnlich als Fabrik- und Handelsstadt; Hamadan (65° 24′ L. 34° 53′ N. Br.) am Elwend, das alte Ekbatana, jetzt ziemlich ein Trümmerhaufen, doch mit einigen wichtigen Fabriken. 2) Farsistan (Persis) in Serdsir (Hochland) und Dschermsir oder Deschtistan (Niederland) getheilt, mit der Hauptstadt Schiras (70° 20′ 5″ L. 29° 37′ 50″ N. Br.) in einer der reizendsten Gegenden der Erde, welche mit den üppigsten Rosengärten prangt, mit 50000 Einw., schönen Gebäuden und vieler Gewerbsthätigkeit; in ihrer Nähe die prächtigen Ruinen von Persepolis oder Istachr (29° 59′ 37″ N. B.), der Hauptstadt der ältesten persischen Könige, wo man noch Überreste des alten Königspalastes (Dschil Minar, 40 Säulen) mit vielen Basreliefs und andern Bildwerken und die berühmten Inschriften in Keilschrift findet, alles in Felsen gehauen und überall die Spuren weit vorgeschrittener Kunst und hoher Cultur zeigend; auch finden sich hier viele Grabmäler alter Könige; ferner Jesd an der Wüste (40000 Einw.), Handelsstadt; Firusabâd, berühmt wegen des Rosenöls; Abuschehr, Hafenstadt am persischen Meerbusen. 3) Laristan im Süden des vorigen mit Lar (12000 Einw.), wichtige Handelsstadt. 4) Kerman (Karamanien) und Mogistan mit den Städten Kerman (30000 Einw.) und Minab. 5) Chusistan und Loristan (Susiana) mit Ahwas; Schuster (Susa 66° 34′ L. 31° 38′ N. Br.), 15000 Einw. und prächtige Ruinen. 6) Kurdistan (Assyrien) mit Kermanschah (10000 Einw.). 7) Aserbeidschan (Atropatene) mit Tebris oder Tauris, schöngebaute Stadt von 100000 Einw. 8) Gilan am kaspischen Meere; Hauptstadt Rescht mit 10000 Einw. 9) Masenderan (Hyrkania) mit Asterabad, Stammsitz der jetzigen persischen Dynastie (4000 Einw.). 10) Chorasan (Parthia) mit Nischabur. 11) Kohistan (Parätacene) mit Tabs. — In diesen verschiedenen Provinzen von ungefähr 22000 □ Meilen wohnen etwa 12 Mill. Einw., von den 8½ Mill. Tadschiks oder eigentliche Perser, 100000 Afghanen, 500000 Türken, 100000 Araber, 90000 Kurden, 20000 Juden, 60000 Parsen, 350000 Gilaks, 140000 Luren ꝛc. sich befinden. Die eigentlichen Perser sind ein aus den vielen hier nach und nach herrschenden Nationen hervorgegangenes Mischvolk von mittlerer Größe, schön gebaut, mit Habichtsnase, schwarzen Haaren und Augen. Ihre Kleidung ist grün oder blau und besteht aus weiten Beinkleidern, einem bis über die Hüften gehenden Hemd, einer langen herabgehenden Weste und einem durch einen Gürtel zusammengehaltenen Oberkleide, an dem Gürtel Dolch und Säbel. Die Männer scheeren den Kopf bis auf einen Büschel auf dem Scheitel, die Frauen flechten die Haare in lange über die Brust herabhängende Zöpfe und färben die Augenbrauen und Nägel mit Alhenna; beide Geschlechter lieben das Baden. Die Wohnungen sind meist einstockig, von Stein, welche meist in einem von Mauern umgebenen beschatteten Hofe stehen; bei den Reicheren herrscht große Pracht. Fast alle sind Schiiten. Über den allgemeinen Charakter der Perser herrscht verschiedene Meinung; im Allgemeinen sind sie steif, aber zuvorkommend und artig; jedoch sehr hinterlistig, lügnerisch und grausam. — Die Staatsverfassung ist vollkommene Despotie; alle Unterthanen sind Sklaven des Schah (Kaiser) oder Chakan; die Provinzen werden durch Beglerbegs regiert. Die Staatseinkünfte, bestehend in Grundsteuern, Naturalienlieferungen, Neujahrsgeschenken, Zöllen u. s. f. betragen ungefähr 20 Mill. Thaler. Die Armee soll 250000 Mann

betragen, darunter 60000 Mann Cavallerie, 1000 Mann Artillerie und 1500 Mann Kameelartillerie, und ist jetzt durch englische und französische Officiere nach europäischer Art organisirt. — Die Industrie Persiens steht auf einer hohen Stufe, vorzüglich in Metallarbeiten, Färbereien, Webereien, Stickereien u. dgl.; doch ist der Handel, der durch Karawanen geführt wird, meist in den Händen der Ausländer (Russen und Engländer). Der Ackerbau kann wegen der vielfachen Bedrückungen des Landbesitzers nicht gedeihen; außer den Getreidearten baut man vorzüglich Mohn, Tabak und Baumwolle und bei Schiras herrlichen Wein. Seidenbau wird stark in den nördlichen Provinzen betrieben; der Bergbau ist sehr gering. — Eine treffliche Darstellung der Sitten, Gebräuche und des Lebens der jetzigen Perser findet man in Morier's „Abentheuer des Hadschi Baba von Ispahan," übersetzt von Lindau (Leipz. 1828). Vergl. auch Frazer's „Historische und beschreibende Darstellung von Persien" (deutsch von Sporschill. Pesth 1836.). 37.

Persische Literatur. Gleich kräftig wie in politischer Hinsicht hat sich das persische Volk in den verschiedenen Glanzperioden seiner Geschichte (vielleicht die Zeiten der wilden Parther ausgenommen) auch durch geistigen Aufschwung und herrliche Producte eines kräftigen Geisteslebens auszeichnet; aber leider haben schon die Stürme der frühern Zeiten fast alle geistigen Denkmäler aus dem ersten großen Perserreiche zerstört und was unter den Sassaniden der Schrift übergeben worden war, ward auf des Chalifen Omar Befehl, wie die Bibliothek zu Alexandria, dem Feuer oder Wasser zur Vertilgung übergeben und nur die heiligen Bücher der Parsen (Zendawesta) aus der vorchristlichen Zeit und einige religiöse Werke aus der Periode des mittlern persischen Reichs (darunter der bekannte Tractat Bundehesch) sind dem Verderben entgangen, da diese von den Priestern geschützt und verborgen wurden. Daß aber eine hohe Cultur der Wissenschaften schon vor Alexander in Persien herrschte, bezeugen nicht nur die Aussagen gleichzeitiger ausländischer Schriftsteller und die Sagen der Perser selbst von den gelehrten Akademien zu Baktra, Bamian und Bochara, sondern auch eben die übriggebliebenen Zendbücher in ihrer wunderbaren Erhabenheit und die herrlichen Trümmer der alten Persepolis. Noch herrlicher blühten aber die Wissenschaften und Künste unter den Sassaniden, welche (besonders die beiden Chosru) durch gelehrte und die Wissenschaften liebende Minister geleitet nicht allein die herrlichsten Werke der Baukunst, Malerei (als Maler war der bekannte Sectenstifter Manes berühmt) und Bildhauerkunst entstehen ließen, sondern auch die Musik (Barbud wird als trefflicher Musiker erwähnt) hochschätzten und byzantinische Gelehrte an ihren Hof riefen. Eine Menge Schriften historischen und romantischen Inhalts (in Pehlewi geschrieben), später nur noch in arabischen oder neupersischen Übersetzungen vorhanden, fallen in diese Zeit und selbst die bekannten arabischen Märchen der „Tausend und eine Nacht" sollen ihrem Hauptinhalte nach in dieser Zeit entstanden sein. Da ging plötzlich mit dem Einbruche der Araber (640 nach Chr.) alle geistige Cultur Persiens zu Grunde; selbst die Sprache verschwand aus dem öffentlichen Leben und 300 Jahre lag das Land in einer geistigen Lethargie. Doch mit jugendlicher Kraft trat der Geist wieder hervor, als die einzelnen Statthalterschaften einheimische Dynastien gründeten und nicht allein nach dem Muster der Chalifen von Bagdad den Glanz ihres Hofes durch Herbeirufen von Gelehrten und Dichtern zu erhöhen suchten, sondern auch (vorzüglich Mahmud von Gasna) die persische Sprache als Hof- und Geschäftssprache wieder einführten, und eine Literatur fing an aufzublühen, die in ihrer Großartigkeit jede andere außereuropäische weit übertrifft und mit jeder occidentalischen wetteifert, in der Masse der Erzeugnisse fast unübersehbar ist. Wie bei anderen Völkern, so sehen wir auch hier die Dichtkunst beginnen und mit dem Verfalle derselben die Gelehrsamkeit eintreten; leider aber gingen endlich beide wieder zu Grunde und die politi-

sche Verwirrung des Landes hat in dem letzten Jahrhunderte fast allen geistigen Aufschwung ertödtet. Es würde zu weit führen und nicht an seinem Orte sein, wollten wir hier einen vollständigen Abriß der persischen Literaturgeschichte geben; wir begnügen uns daher damit, einige Bemerkungen über den allgemeinen Charakter derselben aufzustellen und die berühmtesten Namen in jedem Fache aufzuzählen. — Was zuerst die schöne Literatur betrifft, so ist diese zwar unermeßlich reich; aber so wie in ihr die ganze dramatische Gattung gänzlich fehlt, so dürfen wir auch an die übrigen Gattungen keinen europäischen Maßstab oder aristotelische Regeln legen; denn wie der Geist des Orients überhaupt ein ganz anderer ist, als der des Occidents, so hat er sich auch seine eigne Formen geschaffen. Für letztern wurden die Regeln der arabischen Poesie unübertretbares Gesetz und Gaselen und Kassiden wie dort gewöhnlich, wozu hier noch die Mesnewi's oder doppelgereimten Gedichte kommen, ohne daß die eine oder andere Art ausschließlich für eine bestimmte Dichtungsart gewählt wurde; doch schreiten sie im Ganzen nicht über das Gebiet der lyrischen Poesie. Diese ist auch in Persien vorzüglich angebaut worden, zieht sich durch das ganze Gebiet der Dichtung hindurch und fand in der reichen Phantasie des Volks, in der herrlichen Natur des Landes und der dadurch bedingten Zartheit der Gefühle trefflichen Stoff und herrliche Nahrung. Wein und Liebe sind hier die vorzüglichsten Gegenstände der Begeisterung (in den Gaselen) und die schönen Gleichnisse der Liebe der Nachtigall zur Rose, des Schmetterlings zur Flamme, des Schlägels zum Ballen finden häufige Anwendung; eben so häufig ist das Lob des Fürsten und ausgezeichneter Personen (in der Kasside) und bei den mystischen Dichtern die Ode, welche sich in dem Raume zwischen dem höchsten Fluge der Phantasie und der didaktischen Richtung bewegt. Als die vorzüglichsten lyrischen Dichter der Perser sind zu nennen 1) in der Kasside: Ferruchi (st. um 1070), Enweri (st. 1152), Sahir Farjabi (st. 1201), Ewhadi (st. 1297), Saadi (st. 1291) und Kiatibi (st. 1491); 2) in der Gasele: Nisami aus Gendsch (st. 1180), Saadi, Emir Chosru (st. 1315), der größte persische Lyriker Hafis (st. 1389), Kemal (st. um 1380), Dschami (st. 1492), Hilali (st. 1529); 3) in der mystischen Gasele und Kasside (Hymne, Ode &c.): Senaji (st. 1180), Chakani Hakaiki (st. 1186), Dschelaleddin Rumi (st. 1233), Iraki (st. 1319), Urfi (st. um 1500), Saib (st. um 1540) als philosophischer Dichter. — Die epische Poesie, vorzugsweise das romantische Epos, fand in Persien eigentlich einen heimathlichen Boden. Die zwar beschränkte, aber erhabene Mythologie der zoroastrischen Lehre, welche sich mit der Heldensage des Zeitalters der Pischdadier verband; die großartigen Erscheinungen in der Geschichte des ersten Perserreiches und die Expedition Alexander's des Großen; dann die Großthaten der Sassaniden und endlich der Islam mit seinen Verweisungen auf arabische, hebräische und ägyptische Sagen und die Urzeiten des Christenthums häuften einen Stoff auf, der keinem andern muhammedanischen Volke zugänglich die reiche Phantasie der Perser vielfach beschäftigte. So entstanden die großen epischen Dichtungen, welche aus alten Sagen geschöpft, die Geschichten der Vorzeit darstellen, so wie die schönen Gebilde der Phantasie, welche theils romantische Stoffe rein poetisch entwickeln oder als äußeres Kleid des tiefsinnigsten Mysticismus sich darstellen. Die Geschichte der persischen Poesie beginnt gewissermaßen mit dem Epos; denn aus der Zeit der Sassaniden herüber tönt noch die Kunde von epischen Bearbeitungen der Landesgeschichte und die ersten als Beschützer der Wissenschaften und Künste auftretenden muhammedanischen Fürsten wendeten ihre Aufmerksamkeit vor Allen wieder auf diesen Gegenstand. So entstand das Schahnameh des Firdussi (s. d. Art.), das herrlichste Werk des Morgenlandes, das auch für alle Zeiten unübertroffen geblieben ist; denn erst seit XVI n. Chr., als die persische Literatur schon ihrem Falle entgegeneilte, wagte man Nachahmungen desselben, die freilich erbärmlich genug

ausfielen (Hatifi, Kassim u. A.). Desto glücklicher versuchten sich viele im romantischen Epos, das in Persien zur höchsten Blüthe gelangte. Schon Anssari (st. 1039), der Dichterfürst am Hofe Mahmud's von Gasna, besang die Liebe von Wamik und Asra (schon unter Chosru Nuschirwan Stoff eines epischen Gedichts), Amik aus Bochara (st. 1156) die Geschichte von Jussuf und Suleicha (s. Joseph), Nisami aus Samarkand (st. um 1140) die Liebesgeschichte von Ramin und Weisse; aber zuerst Nisami aus Gendsch ward das unerreichte Muster dieser Dichtungsart, welcher die Liebesgeschichten von Chosru und Schirin, Medschnun und Leila, die Thaten Alexander's (Iskandernameh), Heft peiger (die 7 Schönheiten, die Geschichte des Sassaniden Behram) und ein moralisches Werk „Magazin der Geheimnisse" schrieb, welche 5 Werke unter dem Namen Chamße (Fünfer) gesammelt allen späteren romantischen Dichtern so zum Vorbilde dienten, daß jeder derselben 5 ähnliche zu verfassen suchte und auch fast die nämlichen Stoffe wählte. Die berühmtesten romantischen Dichter sind außer den erwähnten: Chosru aus Dehli, Dschami, Nisami, Hatifi, Messud, Kiatibi, Raschidi, Hilali. — Die didaktische Poesie der Perser stellt theils die Mystik der Ssufi's (s. d. Art.) in allen ihren Graden, theils Lebensanschauungen und Regeln überhaupt dar, und tritt in allen Formen auf. Dieser Zweig ist aber einer der vorzüglichsten der persischen Literatur, indem sich in dem mystischen Theile der ganze Glanz der morgenländischen Phantasie entwickelt und außerdem in dieser dem Morgenlande so zusagenden Dichtungsart die ausgezeichnetsten Geister sich versucht haben. Wir nennen aus ihnen von den Mystikern: Senaji, Ferideddin Attar, Dschelaleddin Rumi; von den übrigen die trefflichen Dichter Nisami aus Gendsch, Saadi („Gulistan", „Bostan"), Dschami („Beharistan"); doch dürfen wir auch des Abu Ishak (st. um 1450) nicht vergessen, der die Kochkunst in schönen Versen besang. — Von weit weniger Bedeutung ist die Prosa und die eigentliche wissenschaftliche Literatur. Sie beginnt eigentlich erst mit dem Verfalle der Dicht- und Redekunst (zu Ende des XV. Jahrh.), obwohl auch schon vorher Manches darin geleistet worden war, seit Raschid Watwat (st. 1182) seine Rhetorik und Poetik nach arabischen Gesetzen schrieb. Vorzüglich wurde die Geschichte cultivirt und beinahe jeder Fürst dieser Zeit fand seinen Historiographen; doch sind nur die großen Geschichtschreiber Binakiti, Raschideddin, Mirchond, Chondemir, Abdorrisak, Schereseddin Ali und Abu Fasl, der Wesir des Kaiser Akbar; Literaturhistoriker Dewletschah und Prinz Sam Mirsa; Dschami mit seiner „Geschichte des Ssufismus" als die vorzüglichern zu nennen; so wie auch die „Historische Encyklopädie" (Nigaristan) des Gaffari zu erwähnen ist. Für Astronomie und Mathematik leisteten Ausgezeichnetes Wesireddin von Tus, der berühmte Astronom der Sternwarte von Maragha unter Holagu, Verfasser der ilchanschen Tafeln, und der gelehrte Timuride Ulugbeg im XV. Jahrh., der Gründer der großen Akademie zu Samarkand und Verfasser der gurganischen Tafeln. — Das Studium der Geographie blieb weit hinter dem der Araber zurück; eben so wenig ward in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin etwas Erhebliches geleistet; nur das große ethische Werk des dilemitischen Prinzen Kabus (um 1080) („Kabusnameh", deutsch von Diez, Berl. 1811), das als Fürstenspiegel noch jetzt im Oriente in großem Ansehn steht, so wie desselben „Lehrbuch der Rhetorik" sind von einiger Bedeutung. — In der Philologie ist für Lexikographie Manches gethan worden durch die großen Wörterbücher: „Ferhengi Schuuri" (gedruckt zu Constantinopel 1742); „Burhâni Kâti" (gedruckt zu Calcutta 1818) und die „Heft Kolsum" des Sultan von Aude (Luknow 1822. 7 Bde. Fol.). — Vergl. J. v. Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818. 4.); Eichhorn's „Geschichte der morgenländischen Literatur"; J. v. Hammer's „Encyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients" (Leipz. 1804. 2 Bde.). 9.

Persischer Meerbusen oder das **grüne Meer** heißt derjenige Theil des arabischen Meeres, welcher sich in nordwestlicher Richtung tief zwischen Arabien und Persien hineindrängt und nebst dem arabischen Golf oder dem rothen Meere die große arabische Halbinsel bildet. Seine Länge beträgt gegen 135 M. und die Breite gegen 50 M., an dem Eingange aber (Straße von Ormus) nur 10 M. Unter den Inseln, die in diesem Golfe liegen, ist Keischma die bedeutendste. 15.

Persische Sprache gehört zum großen indogermanischen Sprachstamme und bildet eine von den verschiedenen Nuançen, in welchen derselbe auftritt. Wir müssen aber hier verschiedene bekannte Hauptdialekte derselben unterscheiden (denn jede Provinz Persiens scheint eine eigene Mundart gehabt zu haben), welche wahrscheinlich neben einander entstanden, aber zu verschiedenen Zeiten das Übergewicht über einander erhielten. Als der älteste derselben erscheint das Zend (Send, lebendige Sprache), vermuthlich die Sprache des nordöstlichen Persiens unter den Pischdadiern, in welcher die Schriften Zoroaster's verfaßt sind, rauh und hart, aber sehr vocalreich und deutliche Spuren des hohen Alterthums an sich tragend. Das Pehlewi hingegen, höchst wahrscheinlich die Sprache des nordwestlichen Persiens (Mediens und Parthiens), welche seit der Herrschaft der Kajaniden (600 v. Chr.) hervortrat und in welcher mehrere Religionsbücher geschrieben sind, ist schon regelmäßiger und ärmer an Vocalen, aber auch in seiner bekannten Gestalt mit vielen semitischen Elementen vermischt. Das Parsi dann, die Sprache der Provinz Persis, welche unter den Sassaniden (Behramgur im V. Jahrh.) Hofsprache (Deri) ward und durch den Aufschwung der Wissenschaften in dieser Zeit sich bald sehr vervollkommnete, tritt dem Sanskrit am nächsten, hat sich aber weit mehr als jenes abgeschliffen; in diesem Dialecte sind die ersten Werke der neupersischen Literatur, das Schahnameh u. a., geschrieben und seine Schätze umfaßt das noch ungedruckte große Wörterbuch Ferhengi Dschehangiri. Aus diesem Parsi ging zuletzt im XI. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung das neupersische Idiom hervor, welches gegenwärtig die Landessprache Persiens ist und sich von der Mutter fast nur durch die Vertauschung vieler ächt persischer Wörter mit arabischen unterscheidet. Denn da nach der Eroberung Persiens durch die Araber 300 Jahre hindurch die persische Sprache verboten war und sich nur im Geheimen erhalten konnte, so war es nicht anders möglich, als daß sie von ihrer Beherrscherin, der arabischen, eine große Menge Wörter in sich aufnehmen mußte, und wunderbar erscheint es sogar, daß gerade die ersten neupersischen Werke in größerer Reinheit auftreten, als die spätern. Diese neupersische Sprache nun ist in ihrem Baue sehr einfach. Declination ist fast gar nicht vorhanden; die Conjugation ist sehr einfach und wird ganz wie die neudeutsche zum großen Theile durchs Hülfsverba gemacht. Sie wird mit arabischen Buchstaben geschrieben, hat aber mehrere eigenthümliche Laute und bedarf daher noch einiger anderer Zeichen, während wieder mehrere arabische Buchstaben gleich ausgesprochen werden. Der allgemeine Sprachcharakter ist dem der germanischen Sprachen gleich. Als Hülfsmittel zur Erlernung derselben dienen vorzüglich: Dombay's „Grammatica linguae persicae" (Wien 1804); Lumsden's „Grammar of the persian language" (Calcutta 1810. 2 Voll. Fol.); Jones „Grammar of the persian language" (neueste Ausgabe, Oxford 1828); Wilken's „Institutiones linguae persicae" (Leipz. 1805); Richardson's „Dictionary persian, arabic and english" (Oxf. 1777. 2 Voll. Fol., neueste Ausgabe von Johnson, Lond. 1829. 4.). 9.

Persius (vollständig Aulus Persius Flaccus), ein vornehmer römischer Ritter zur Zeit des Kaisers Nero, ausgezeichneter Dichter und Mensch, war geboren 34 n. Chr. zu Volaterrä in Hetrurien, erhielt eine treffliche Erziehung und bildete sich vollends zu Rom unter der Leitung der besten Rhetoren und Philosophen seiner Zeit. Dem reinen, unschuldigen Geiste des P., den er sich durch das Studium

seiner vaterländischen Dichter, namentlich des Horatius u. A., und der stoischen Philosophie mitten unter den vornehmen, aber zugleich auch verdorbensten Römern erhielt, mußte das Laster, die moralische Verdorbenheit und die Frivolität seiner Zeitgenossen ein Greuel sein; daher er auch, obgleich von Charakter bescheiden und anspruchslos, doch in seinen Satyren, leider das Einzige, was uns von ihm erhalten ist und die Cornutus veröffentlichte, mit männlicher Kraft und Strenge seine moralisch und sittlich verdorbenen Zeitgenossen geißelt. Diese Satyren, an der Zahl 6, geben ein treues Bild der damaligen Zeit und des damaligen Lebens in Rom, sind vortrefflich geschrieben, ethisch gediegen, aber auch oft wegen allzugroßer Kürze im Ausdrucke und wegen häufiger Anspielungen, die wir nicht enträthseln können, dunkel und schwer zu verstehen, daher P. auch zu den schwierigsten Schriftstellern des Alterthums gerechnet wird. Leider starb P. schon im Jahre 62 n. Chr., erst 28 Jahr alt. Seine Satyren sind meistentheils den Ausgaben des Juvenalis beigegeben. Die besonderen Ausgaben aber sind von Pithöus (cum vett. schol. Par. 1585. 8. und Heidelb. 1600. 8.); Is. Casaubonus (mit Commentar, Leyden 1605, 1615, 1647. 8. 1695. 4.); Passow (lateinisch und deutsch, Leipz. 1808. 8.); F. Plum (Kopenh. 1825. 8.). Andere Erklärer des P. waren König (Götting. 1804) und Meister, der vorzüglich mehrere sehr brauchbare Abhandlungen über einzelne Satyren des P. geschrieben hat. Eine gute deutsche Übersetzung ist die von J. Fr. Wagner (Leipz. 1811). 20.

Person ist ein mit Selbstbewußtsein begabtes Wesen, welches sich eben vermöge dieses Selbstbewußtseins einestheils als selbstständig, andern Wesen gegenüber, anderntheils aber auch in seinen Beziehungen zu denselben, erfaßt; Persönlichkeit ist daher der Ausdruck der Einheit von Einzelheit und Allgemeinheit, wie sie das menschliche Bewußtsein ausmacht. Durch diesen Charakter unterscheidet sich die P. von der blos formalen Einzelheit des isolirten Gegenstandes, wie von dem Individuum, als dem Ausdrucke der Gattung, dem aber als solchem das Bewußtsein seiner Beziehung auf sich selbst und zugleich auf die Gattung abgeht. — Die nächste Anwendung von diesem Begriffe der Persönlichkeit macht die Philosophie in der Idee einer persönlichen Unsterblichkeit, d. h. einer Fortdauer der Seele mit Selbstbewußtsein, entgegen der pantheistischen Ansicht, welche die Seele nur als Theil des allgemeinen Geistes, nicht selbstständig fortbestehen läßt. Derselbe Begriff ist dann übergetragen auf die Idee eines persönlichen Gottes, der als solcher sich von der Welt unterscheidet, nicht mit ihr verfließt, wie es die Gottheit des Pantheismus thut. Die neueste Schule stellt als speculativen Begriff des persönlichen Gottes den auf, daß Gott, an sich reiner Geist, sich entäußere, gleichsam verkörpere, sich selbst gegenständlich werde, um dann als Geistnatur wirkliche Persönlichkeit zu werden, woraus man dann auch die drei Personen in Gott gleichsam die 3 Stadien seines Persönlichwerdens erklärt. Diese Ansicht ist mit vielen Modificationen neuerdings sehr geltend geworden. Wie nun die P. sich ganz besonders in der freien Thätigkeit äußert, mit welcher ein Wesen nur aus seinem Willen handelt, der nur das allgemeine Gesetz, nicht aber den Einzelwillen eines Andern über sich erkennt, sich nicht als bloßes Glied eines Mechanismus, als Mittel für fremde Zwecke, sondern als Selbstzweck, als autoteles, anerkennt, so bedingt dieselbe vornämlich in rechtlicher Beziehung den Zustand, wonach eine P. als solche, andern Personen gegenüber, einen gewissen Kreis von Rechten hat, die aus jener Anwendung ihrer Persönlichkeit fließen und darum Rechte der Persönlichkeit (jura personalia) heißen, z. B. persönliche Freiheit ꝛc. Doch sind die Grenzen, welche der Staat als Repräsentant des Rechts hier anerkennt, nicht ganz die, welche das philosophische Bewußtsein setzt; denn während auf der einen Seite derselbe auch die Individuen, welche noch nicht das entwickelte Bewußtsein, sondern nur die Anlage dazu haben — z. B. die Kinder (infantes), selbst die un-

geborenen — schließt er andererseits andere davon aus, welche von Natur desselben Vorrechts genießen sollten, aber in dem Grade ihre äußere Selbstständigkeit verloren haben, daß sie zu bloßen Sachen herabsinken — die Sklaven. — Dieser Gegensatz der P. und der Sache, davon letztere blos Object einer freien Handlung ist, erstere zugleich auch Subject, bedingt die Unterscheidung des Personenrechts und des Sachenrechts, davon jenes die Rechte darstellt, die wir als P. an anderen Personen haben und wodurch wir diesen Verbindlichkeiten (obligationes) auferlegen. — Persönliche Rechte im engern Sinne (jura personalissima) heißen diejenigen, welche einer P. nach ihrer besondern bürgerlichen und politischen Stellung zukommen, z. B. das der Geburt. — Ferner unterscheidet man zwischen physischer P., deren Einheit durch die physische leibliche Einzelheit bedingt ist und moralischer oder mystischer, der durch eine Idee, also ein nicht sinnliches, geistiges oder moralisches Medium entstandenen Einheit, z. B. einer Gesellschaft. 80.

Persona (Gobelinus), ein deutscher Geschichtsschreiber des XIV. Jahrh., geb. 1358 im Paderborn'schen, trat in den geistlichen Stand, ward 1386 Priester, 3 Jahre später Prediger und Rector der Dreifaltigkeitskirche zu Paderborn und später Pfarrer an einer der Hauptkirchen daselbst, gerieth aber mit dem Rathe der Stadt über eine Verordnung, die er den Rechten des päpstlichen Stuhls für zuwiderlaufend hielt, in Zwiespalt, legte deßhalb seine Stelle nieder und wurde Official (1405) und vom Bischofe beauftragt, das Benedictinerkloster in Paderborn einer Reform zu unterwerfen. Allein auch hier machte er sich durch seinen Amtseifer Feinde und ging deßhalb als Dekan nach Bielefeld, welches er später ebenfalls verließ, um seine Tage im Kloster Bodekem zu beschließen (1420). — P. besaß für seine Zeit ziemlich umfassende Kenntnisse und schrieb ein geschichtliches Werk, welches sich durch einen hellen Blick und Spuren kritischen Urtheils vor den meisten der ähnlichen Erzeugnisse jenes Zeitraums rühmlich auszeichnet. Es führt den Titel: „Cosmodromium, hoc est Chronicon universale complectens res ecclesiae et reipublicae ab orbe condito usque ad ann. Christ. 1418" und steht in dem I. Thle. der Meibom'schen „Scriptor. rer. Germanic." — Auch wird ihm eine „Vita S. Meinulphii" zugeschrieben. 22.

Personification oder **Personificirung** (personificatio) bezeichnet dasjenige Verfahren, nach welchem man leblose Gegenstände in menschliche Form verwandelt und dieselben unter dem Bilde einer selbstständigen Person darstellt. Dasselbe bezeichnet auch das griechische Wort Prosopopöie (von πρόσωπον ποιεῖν, die Person vorstellen), welches jedoch auch die Vergegenwärtigung abwesender Personen mit in sich begreift. Etwas Ähnliches ist die Sermocination, welche entfernte Personen, höhere Wesen und selbst leblose Gegenstände redend einführt und zur Invocation wird, wenn die abwesenden Personen höhere Geister oder personificirte abstracte Begriffe sind, oder zur Vision, wie z. B. die Musen, wenn man eine Sache oder eine Person als im Geiste geschaut oder gehört vorstellt. Die P. wird sehr häufig in allen Sprachen angewendet; denn schon durch die Figuren der Metonymie und Metapher personificiren wir leblose Gegenstände und Gedanken fast jeden Augenblick; am Vorzüglichsten aber erscheint die P. in der Allegorie (s. d. Art.), welche daher auf das Innigste mit der P. verwandt ist, und am Ausgeprägtesten in der Fabel (s. d. Art.). Eben so sind aber auch die Götter und Helden der alten Religionen meist als Personificationen von Naturkräften oder sonstigen Verhältnissen der Natur zu betrachten. 84.

Perspectiv, s. Fernrohr.

Perspective, Scenographie, perspectivische Zeichenkunst, Schein- Fernzeichenkunst, lat. perspectiva; franz. und engl. perspective, ist diejenige Wissenschaft, welche lehrt, das Bild eines Gegenstandes so durch Zeichnung

auf einer Fläche darzustellen, wie er aus einem gegebenen Standpunkte seiner Gestalt und Farbe gemäß gesehen wird. Man unterscheidet: 1) eine Linearperspective, welche sich mit der wiederzugebenden Gestalt der Gegenstände, und 2) eine Luftperspective, welche sich mit der Darstellung der Gegenstände nach der Beleuchtung und Entfernung beschäftigt. In der P. nimmt man die Fläche, auf welcher das Gemälde gezeichnet werden soll, vertical an, denkt sich von jedem Punkte des jenseit der Zeichnungsebene liegenden Gegenstandes gerade Linien nach dem Auge gezogen, bestimmt die Punkte, wo diese in die Zeichnungsebene eintreffen, und erhält durch diese auf der Zeichnungsebene das Bild jedes einzelnen Punktes des zu zeichnenden Gegenstandes und aus deren Verbindung den richtigen Umriß des Bildes, welcher die perspectivische Projection des Gegenstandes genannt wird. Man unterscheidet dabei folgende Gegenstände: den Punkt, wo das Auge sich vor der Zeichnungsebene in der Luft befindet, nennt man den Gesichtspunkt; den Punkt, in welchem eine vom Auge auf die Zeichnungsebene gezogene Senkrechte diese Ebene trifft, den Augenpunkt; die durch den Augenpunkt gezogene Wagerechte die Horizontlinie oder den Horizont des Auges; die durch den Augenpunkt gezogene Senkrechte die Verticallinie; die durch das Auge und der Horizontallinie gelegte unbegrenzte Ebene die Horizontal- oder wagerechte Ebene; die durch das Auge und die Verticallinie gelegte unbegrenzte Ebene die verticale oder lothrechte Ebene; die Ebene ferner, worauf die abzubildenden Gegenstände stehen, die Grundebene und die Durchschnittslinie derselben mit der Zeichnungsebene die Grundlinie oder die Erdlinie; die vom Auge auf die Grundebene gefällte Senkrechte die Höhe des Auges; die Entfernung des Auges von der Zeichnungsebene den Hauptstrahl (rayon principal) oder die Distance; die beiden Punkte in der Horizontallinie, welche vom Augenpunkte gerade um die Distance entfernt sind, die Distancepunkte; den untersten Theil des Gemäldes, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt, den Vorder- oder Vorgrund, den höheren, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, den Hintergrund oder die Ferne und den zwischen beiden liegenden den Mittelgrund; die größere oder kleinere Menge von Gegenständen, die in einem perspectivischen Gemälde abgebildet werden können, das Gesichtsfeld oder das Feld. Alle Regeln der P. beruhen auf dem Satze, daß das Licht nach geraden Linien fortgeht. — Orthographische Projection oder Vogelperspective heißt diejenige, wo jeder Punkt des abzubildenden Gegenstandes durch Parallellinien auf die Zeichnungsebene das Bild desselben bestimmt. Eine Abhandlung zu dieser Art von Zeichnungsprojection findet man in O. Gregory's „Mathematik für Praktiker" (übersetzt von Drobisch, Leipz. 1828). — Nach Vitruvius hat schon Agatharchus zur Zeit des Äschylus Regeln zu perspectivischen Zeichnungen angegeben. Demokritus und Anaxagoras sollen über diesen Gegenstand geschrieben haben. In Euklid's Optik findet man mehrere Lehrsätze, welche zur P. gehören. Auch hat Ptolemäus bei der Entwerfung der Kugelfläche in stereographischer Projection die Regeln der P. befolgt. Um das Jahr 1500 schrieb Leonardo da Vinci eine Abhandlung über die P. und kurze Zeit darauf erschienen mehrere Bücher über die P. Vorzüglich verdienen Albrecht Dürer, Montucla, Pietro del Borgo S. Stefano, Baldassare Peruzzi, Ignaz Dante, Daniel Barbaro, Ubaldi und Aquilonius genannt zu werden. Den perspectivischen Winkelmesser erfanden gleichzeitig Lacaille in seinen „Leçons d'Optique" und Lambert in seiner „Freien Perspective." Eine sehr ausführliche Abhandlung über P. hat Karsten in dem 7. Theile seines „Lehrbegriffs" (herausgegeb. 1818 von Mollweide) gegeben. Auch verdient Monge mit seiner „Geométrie descriptive" (nouv. édition, avec un supplément par M. Hachette. Paris 1811) genannt zu werden. Unter den neueren Lehrbüchern der P. sind vorzüglich: J. A. Eytelwein's „Handbuch der Perspective" (Berlin 1810.

2 Thle.); J. E. Hummel, „Die freie Perspective, erläutert durch Beispiele hauptsächlich für Maler und Architekten" (Berlin 1824); Karl Ludwig Franke's „Methodische Anleitung für den Unterricht im Zeichnen" (Berlin 1833) und dessen „Elemente der Perspective und Schattenlehre" (Berl. 1836) zu erwähnen. **40.**

Pertinax (**Aelius** oder **Publius Helvidius**), römischer Kaiser, aus einem niedrigen Geschlechte entsprungen, lehrte anfangs die Grammatik, trat dann in den Staatsdienst, schwang sich bis zum praefectus urbi empor und wurde nach der Ermordung des Kaisers Commodus durch den Anführer der Prätorianer Lätus (192 n. Chr.) zum Kaiser ernannt. Das Volk und der Senat billigten die Wahl dieses ehrwürdigen Greises; nur die zügellosen Prätorianer, die gleichfalls seine strenge Ordnungsliebe und Rechtlichkeit kannten, waren damit unzufrieden und fügten sich nur kurze Zeit in seinem Willen. Denn nach 3 Monaten fiel er als Opfer ihrer grenzenlosen Wuth und Grausamkeit. **77.**

Pertinenzien, Pertinenzstücke, Zubehörungen, sind solche einem größern Ganzen beigeordnete Nebenstücke, welche zwar nicht als dessen nothwendige Bestandtheile anzusehen, aber doch des Nutzens und der Bequemlichkeit wegen dazu bestimmt sind, daß sie dabei verbleiben sollen. Sind sie mit dem Hauptgegenstande innig verbunden, so nennt man sie Einbehörungen und die andern, die dieß nicht sind, Zubehörungen. Lehnspertinenzen sind die zum Lehngute geschlagenen und mit demselben verkauften Allodialstücke. Bei Käufen über Immobilien sollen der Sicherheit wegen die eigentlichen Zubehörungen einzeln angegeben werden. Wird die Hauptsache an einen Andern überlassen, so gehören in der Regel die P. dazu. **3.**

Perturbationen heißen in der Astronomie die Abweichungen der Planeten von ihrem elliptischen Laufe, erzeugt durch die wechselseitige Anziehung dieser Himmelskörper gegen einander. Gemäß dem von Newton entdeckten Gesetze der allgemeinen Gravitation sind nämlich nicht nur die Planeten gegen die Sonne und gegen sich, so wie der Mond gegen die Erde, sondern auch wieder diese gegen jene schwer. Die Theorie der P. ist daher ein sehr wichtiger Theil der physischen Astronomie. Newton selbst machte einen berühmten Anfang der höchst schwierigen Untersuchungen über die P., Clairaut, d'Alembert und Euler setzten dieselben weiter fort und Laplace endlich erschöpfte den Gegenstand in seiner „Mécanique céleste" so vollständig und genau, daß die nach seinen Berechnungen entworfenen Planetentafeln hinsichtlich der Genauigkeit fast nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Man unterscheidet im Allgemeinen periodische Störungen, welche jedesmal wiederkehren, so oft zwei Himmelskörper in ihrem periodischen Laufe sich so nahe kommen, daß sie auf einander einwirken können (die beträchtlichsten Störungen finden sich in dem Laufe des Mondes und der sogenannten vier neuen Planeten, besonders der Pallas), und seculäre Störungen, welche die Planeten durch die Gesetze des Weltgebäudes überhaupt erleiden, welche aber durch eine lange Zeitdauer währen, wie die Abnahme der Schiefe der Ekliptik, welche bis zum Jahre 6600 fortdauern wird, worauf diese dann wieder wächst. (Vergl. Gehler's „Physikalisches Wörterbuch", neue Ausg. 7. Bd. 1. Abth.) **13.**

Pertz (Georg Heinrich), berühmter Geschichtsforscher, ward den 12. Oct. 1795 zu Hanover geboren und studirte in Göttingen Jurisprudenz, Philosophie und Geschichte. Der nähere Umgang mit Heeren und eigenes Studium veranlaßten ihn sich später ausschließlich der Geschichte und dem Urkundenstudium des Mittelalters zu widmen, in welchem Fache er dermalen wohl der Gelehrteste und Unermüdeste ist. Nachdem er sich in der Literatur durch seine von Heeren eingeleitete Schrift: „Geschichte der merovingischen Hausmeyer" (Hanover 1819) bekannt gemacht und hierdurch von seinem Fleiße und seinen Kenntnissen in der Geschichte des Mittelalters ein rühmliches Zeugniß öffentlich gegeben hatte, wurde er

als Mitglied der auf des Ministers von Stein Veranlassung ins Leben getretenen Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde aufgenommen und ihm die genauere Untersuchung der Bibliotheken und Archive Italiens übertragen. Nach Rückkehr von seiner vom Nov. 1821 bis Aug. 1823 deßhalb unternommenen Reise wurde er als Archivar in Hanover angestellt und beschäftigte sich nunmehr mit Ordnen und Herausgabe seiner gesammelten Schätze und Urkunden. Später erhielt er mit dem Titel eines Archivraths die Stelle als königlicher Bibliothekar zu Hanover und die Herausgabe der hanöverschen Zeitung. Außer der oben erwähnten Schrift und einer Ausgabe des Eginhard (Hanover 1834), wobei er die in England und Belgien aufgefundenen Urkunden mit Umsicht benutzte, hat sich zwar P. durch eigene selbstständige Schriften bis jetzt weiter nicht bekannt gemacht, aber als Sammler der aufgefundenen geschichtlichen Urkunden, wie als Herausgeber der von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde unternommenen „**Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad a. 1500**" (Hanover 1826 ff. bis jetzt 3 Bde. Fol.) hat er sich eben so die Anerkennung der Gelehrtenrepublik als unvergänglichen Ruhm erworben. Noch ist zu erwähnen, daß P. Herausgeber des „Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichte des Mittelalters" vom 5. Bande (1824) an ist und darin Rechenschaft von seiner erwähnten italienischen Reise gegeben hat (besonders abgedruckt 1824), so wie, daß er sich gegenwärtig mit einer möglichst vollständigen Ausgabe der Schriften des Petrus de Vineis (s. d. Art.) beschäftigt. 64.

Peru, franz. le **Pérou**; engl. **Peru**, eine Republik in Südamerika, erstreckt sich längs des stillen Meeres von 3° 20′—21° 48′ S.Br., während es östlich über 48° W.L. hinausreicht, grenzt nördlich an Columbien, östlich an Brasilien und Bolivia und südlich und südwestlich ebenfalls an letzteres. Der Flächenraum des ganzen hierher gehörigen Gebiets mag sich auf 27500 □Meil. (nach Andern sogar 45000 □Meil.) belaufen. Das Land ist größtentheils gebirgig; östlich in der Entfernung von 10—20 Meilen vom Meere zieht die große aus Bolivia hereintretende Hauptkette der Anden, an welcher wieder mehrere Nebenketten auslaufen. In Cuzco vereinigen sich diese verschiedenen Züge zu einem Centralgebirgsknoten, dessen Äste in ihrer Fortsetzung nach Norden ein zwischen der westlichen Hauptkette und den der Ostgrenze naheliegenden Anden von Cuchao sich ausbreitendes Hochland (Sierra) bilden, welches eine angenehme Abwechselung von Berg, Wald und Thal darbietet und bis auf 14000 Fuß emporsteigt. Die höchsten Höhen der Hauptandenkette überhaupt sind hier die Cuipicani (über 17000 Fuß), der Vulcan von Arequipa (16600 Fuß) und der Inchocaja (gegen 16000 Fuß); die über die Gebirge führenden Pässe erreichen oft die Höhe von 14000 Fuß (vergl. übrigens den Art. Cordilleras). Jenseits der Gebirgsregion, besonders im Nordosten und im Südwesten sind die einzigen Ebenen Perus (Pampas del Sacramento) weide- und waldreich, zum Theil auch hügelig, letzteres besonders die dem Ostabfall der Anden (**Montaña real**, Königsgebirge genannt) zunächst gelegenen Landstrecken. Besondere Erwähnung verdient außerdem das lange schmale, wellenförmige Thal (**Valles**) zwischen dem Westabfalle der Cordilleras und dem Meere, ein öder, sandiger, im Norden besonders völlig wüstenartiger Landstrich, der nur an den wenigen Stellen, wo ein Küstenfluß aus den Gebirgsthälern hervortritt, üppige Vegetation zeigt und bewohnbar ist. Den größten Reichthum an Gewässern hat der östliche Theil des Landes, wo die Quellflüsse des Amazonenflusses strömen und aus unzähligen Quellen und Bächen ihren Zufluß erhalten (vergl. d. Art. Maranhon). Unter den Seen, deren das Gebirge wahrscheinlich viele hat, sind der Lauricocha, die Hauptquelle des Maranhon, und der große Titicacasee (s. d. Art.) die bedeutendsten. Das Klima ist nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse sehr verschieden, in dem westlichen

Küstenstriche heiß und wegen des beständigen Mangels an Regen meist ungesund, in den Gebirgsregionen aber gemäßigt und gesund. Nur in den Pampas erzeugt die sumpfige Luft bisweilen Krankheiten. Seine Naturerzeugnisse hat P. mit Bolivia und Colombia (s. d. Artt.) gemein, das Thierreich insbesondere mit ganz Südamerika, vorzugsweise einheimisch aber sind das Llama, das Guanaco, der Paco und das feinwollige Vicunna. Am wichtigsten ist auch hier das Mineralreich, als welches Gold und Silber in großer Menge (alle Flüsse und Bäche führen Gold), auch Eisen, Blei, Kupfer, Quecksilber, Zinn und Schwefel liefert. Die Bewohner Perus sind theils eigentliche Peruaner, die Nachkommen der alten Besitzer des Landes, theils Weiße, Mischlinge (Mulatten, Mestizen ꝛc.), abhängige Indianer und wilde unabhängige Indianer. Auch Neger gibt es und zwar ungefähr 40000, die jedoch größtentheils frei sind. Die Gesammtzahl der Bevölkerung beläuft sich mit Ausnahme der wilden Indianerstämme (mehr als 300000) auf 1700000, darunter 250000 Weiße. Das katholische Christenthum ist herrschende Religion, die Bildung im Allgemeinen, besonders unter den eigentlichen Peruanern nicht gering, Landessprache die alte Guichua, an einigen Orten auch die Chimusprache. Bei den wilden Indianern, unter deren zahlreichen Stämmen die Omayas, Conibos, Pänos, Carapachos, Amahuacas, Comavos, Manoas u. a. genannt werden, hat Cultur und Christenthum noch wenig Eingang gefunden, da es nur wenigen der zahlreichen Missionsanstalten gelungen ist, die Indianer an ein geregeltes Beisammenleben zu gewöhnen. Haupterwerbszweige sind Viehzucht und Acker- und Plantagenbau; der sonst so ergiebige Bergbau ist in den Unruhen der neuern Zeit gänzlich vernichtet worden, eben so wenig hat die Industrie dadurch befördert werden können, und der Handel, im Innern schon durch den Mangel an Verbindungsstraßen und die schwierigen Gebirgwege gehemmt, hat auch nach Außen noch nicht den Grad von Ausdehnung erlangt, den er unter günstigen Umständen bei dem außerordentlichen Reichthume des Landes unfehlbar erreichen muß. Die bedeutendsten Häfen sind: Guanchaco, Callao, Payta, Pacasmayo, Ilay und Arica. — Die Verfassung ist demokratisch, der colombischen ähnlich, bis jetzt aber bei Weitem noch nicht ausgebildet und ein Spielball der Parteien, was wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben mag, daß die entschiedene Hinneigung der einzelnen Provinzen zur Unabhängigkeit die Vereinigung der verschiedenen besonderen Interessen höchst schwierig macht, zumal da in der Verfassung selbst den einzelnen Provinzen zu große Regierungs- und Verwaltungsbefugnisse zugestanden sind. Eintheilung in 7 Provinzen oder Departements und das Indianergebiet im Osten: 1) Truxillo mit der Hauptstadt gl. N., gut gebaut, mit 8000 Einw.; Piura (9000 Einw.), 1531 von Pizarro gegründet, mit wichtigem Handel und Industrie; Caxamarca (7000 Einw.), mit berühmten Heilquellen, Ruinen und Bergwerken; Chacapoyas (10000 Einw.); Moyobamba (5000 Einw.); Lambayeque (8000 Einw.). 2) Lima. Die Hauptstadt Lima am Rimac, seit dem großen Erdbeben von 1740 schön und regelmäßig wieder aufgebaut, ist der Sitz des Congresses und der Regierung. Sie hat 73000 E. und treibt wichtigen Handel, besonders mit edeln Metallen. Drei Stunden von ihr entfernt liegt die Hafenstadt und Festung Callao, der letzte Punkt, welchen die Spanier bis 1826 inne hatten; an der Küste die Felseninsel Lorenzo, welche bei dem erwähnten Erdbeben vom festen Lande losgerissen wurde. 3) Tarma, mit der Hauptstadt gl. N. (5500 Einw.); Huari (7000 Einw.); Pasco, mit reichen Silberminen; Guanuco, mit sehenswerthen Ruinen; Atanjauja (3000 Einw.), mit ergiebigem Bergbau. 4) Arequipa. Die Hauptstadt gl. N. (25000 Einw.) liegt über 7000 F. am Westabhange der Cordilleras; noch höher Puno (12000 F. hoch), mit 5000 Einw.; Arica und Tacna; in der Nähe der letztern der fast 14000 F. hohe Paß Gualillas. 5) Cuzco. Hauptstadt gl. N. mit 26000 Einw.,

früher die alte Residenz der Inkas, ziemlich gewerbreich; Chucuito am Titicaca, 12400 F. hoch gelegen. 6) Guanca Velica. Hauptstadt gl. N., ebenfalls über 12000 F. hoch gelegen, mit 12000 Einw., wichtigen Erzgruben und warmen Mineralquellen. 7) Ayacucho mit der Hauptstadt Guamanga (25000 E.) und dem durch Sucre's Sieg über die Spanier (1824) berühmten Dorfe gl. N. — Kurze Übersicht der Geschichte Perus. Es scheint mit Gewißheit angenommen werden zu können, daß die Geschichte Perus nicht über 300 Jahre vor der Ankunft der Spanier hinaufreicht. Einer alten unter den Peruanern verbreiteten Sage zu Folge war in den ältesten Zeiten das Land wild und in Barbarei versunken, weder Ackerbau noch Kunst blühte und die Religion bestand in einem rohen blutige Opfer fordernden Aberglauben. Da erschienen aber (nach wahrscheinlicher Berechnung um das Jahr 1290) an den Ufern des Titicacasees die Kinder der Sonne, Manko-Kapak und Mama-Okollo, ein Götterpaar, welches menschliche Cultur und Gesittung einführte, die alten Götzentempel umstürzte und eine neue Religion, einen Sonnen- und Sternendienst einführte. Alle Gesetze, die im Namen der Sonne, des göttlichen Vaters der Inkas, gegeben wurden, waren mild und menschlich; auf ihrer Übertretung aber stand schwere Strafe, da dieselbe als ein Verbrechen gegen den Willen des göttlichen Wesens angesehen wurde. Schnell wuchs das neue Reich der Sonne an Macht und Umfang und kurz vor der Ankunft der Spanier beherrschte der zwölfte Inka, Huana-Kapak, den ganzen großen Landstrich von Cuzco, der Residenz, bis Quito und weit nach Chile hinein. Aber er selbst gab Veranlassung zum Sturze des Reiches dadurch, daß er durch unkluge Theilung zwischen seinen Söhnen, Huascar und Atahualpo, blutigen Bürgerkrieg entzündete. Der kühne Pizarro (s. d. Art.) benutzte diesen Zwist auf arglistige Weise und unterwarf das Land mit einer Hand voll Abenteurer im Jahre 1532 der spanischen Herrschaft. Zwar dauerte der Widerstand der Peruaner noch einige Zeit fort, doch vergebens; das Land blieb eine Beute der Eroberer. In den folgenden Jahrhunderten genoß P. Ruhe und eines gewissen Wohlstandes, in so weit wenigstens, als es die spanischen Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze zuließen. Auch wurden keine Versuche gemacht, das Joch abzuschütteln, und der erste von Bedeutung im Jahre 1780 durch Tugak Amaru, einem Abkömmling der alten Inkas, blutig unterdrückt. Selbst später, wo rings um P. die Fahne der Freiheit mit Erfolg erhoben wurde, blieb P. das einzige Land, wo man kaum das Bedürfniß zu fühlen schien, der allgemeinen Bewegung beizutreten. Doch konnten die Nachbarländer unmöglich der spanischen Macht einen Stützpunkt in Südamerika zugestehen; es sandten daher im Jahre 1821 die Regierungen von Colombia und Buenos-Ayres den General San Martin mit einem Heere gegen P. Bald folgte die Unabhängigkeitserklärung und Bolivar (s. d. Art.) übernahm die Vollendung des begonnenen Werkes. Der Sieg seines Unterfeldherrn Sucre bei Ayacucho (9. Dec. 1824) entschied die Vernichtung der spanischen Herrschaft, deren Trümmer sich nur in Callao noch einige Zeit erhielten. P. gab sich jetzt eine Verfassung und Bolivar ward zum Dictator ernannt. Doch entstanden bald Zerwürfnisse der verschiedenen Parteien und zugleich ernsthafter Zwiespalt mit den Nachbarstaaten, besonders Colombia, der erst im Jahre 1829 nach Bolivar's Abdankung beigelegt wurde. (Vergl. darüber den Art. Bolivar). In P. wurde im August 1829 Gomarra Präsident, ohne aber die inneren Unruhen dämpfen zu können. Ein neuer Aufstand im Jahre 1833, dem ein blutiger Bürgerkrieg folgte, rief Orbegozo an das Ruder, allein auch dieser mußte im Februar 1835 dem Salaverry weichen, welcher von Callao aus gegen Lima vorrückte und den Präsidenten zur Flucht nöthigte. Nach den bis jetzt zu uns gelangten Nachrichten hatte sich Orbegozo mit dem Präsidenten von Bolivia, Santa Cruz, verbündet und beide waren zu Ende des Jahres 1835 gegen Salaverry in das Feld gerückt und hatten einige Siege er-

fochten. Zugleich nahm man als wahrscheinlich an, daß Santa Cruz die Stimmung der Bolivia zunächst gelegenen Provinzen Cuzco und Arequipa benutzen und sie mit Bolivia vereinigen werde. 15.

Perücke (von dem spanischen peluca, Haarhaube), lat. capillamentum; fr. perruque; engl. periwig, wig, nennt man eine besonders im XVII. und XVIII. Jahrh. sehr gewöhnliche Kopfbedeckung. Falsche Haare scheinen schon im hohen Alterthume den Mangel eigener ersetzt zu haben; Astyages, der Großvater des Cyrus, trug einen solchen falschen Haarputz. Auch römische Kaiser (wie Caligula und Otho) bedienten sich der Perücken. Commodus tränkte die seinige sogar mit wohlriechendem Wasser und bestreute sie mit Goldstaub. Die Kirchenväter aus den ersten christlichen Jahrhunderten eifern sehr gegen die Perücken und nennen ihren Gebrauch eine gottlose Eitelkeit und im Mittelalter warf man sogar die Frage auf, ob das Tragen falscher Haare keine Todsünde sei. In Deutschland finden wir die Perücken schon zu Anfange des XVI. Jahrh. und Herzog Johann von Sachsen trug eine solche; aber erst im XVII. Jahrh. wurde ihr Gebrauch in Frankreich allgemein und bald verbreitete sich diese französische Mode, wie manche ähnliche unsinnige, über ganz Europa. Was Heinrich III., der durch eine galante Krankheit sein Haupthaar verloren hatte, aus Noth that, ahmten bald die übrigen Fürsten aus Eitelkeit nach. Wir wollen hier nichts über die verschiedenartigen Gestaltungen und Benennungen der Perücken, welche man später noch durch einen Zopf verlängern zu müssen glaubte, sagen und verweisen auf F. Nicolai's Werk: „Über den Gebrauch der falschen Haare" (Berl. 1801. 8.) und J. C. Thiers' „Histoire des perruques" (Par. 1689. 8. Deutsch, Frankf. 1712. 12.). Als Putz hat die P. sich bereits überlebt und man greift jetzt nur in der höchsten Noth zu ihr. 66.

Perugino (spr. Perudschino) (Pietro Vanucci [spr. Vanutschi], bekannter unter dem Namen il), ein berühmter italienischer Maler, 1446 zu Citta della Pieve geboren, lebte anfangs sehr arm zu Florenz, bis ihn seine trefflichen Arbeiten bekannt machten, und bildete im Stillen mehrere talentvolle Schüler. Später ließ er sich zu Perugia (woher er auch seinen Beinamen erhielt) nieder und erwarb sich durch seine Werke ansehnliche Reichthümer. Seine Malereien, die sich großentheils zu Bologna, Florenz, Rom, Paris und Perugia finden, werden von den Kennern sehr hochgeschätzt, obschon sie noch große Rohheit und Trockenheit verrathen und einen auffallenden Mangel an Erfindungsgabe beurkunden. Besonders sind die Gewänder gezwungen und der Anzug seiner Personen überhaupt stets etwas arm. Über seinen Zeitgenossen steht er jedoch sehr weit, sowohl durch die Anmuth seiner Jünglings- und Frauenköpfe, als auch durch sanftes Colorit und ansprechende Haltung seiner Gestalten. Der berühmteste seiner Schüler ist der große Raphael. P. starb 1524 zu Citta della Pieve, wohin er sich in seinem Alter zurückgezogen hatte. 66.

Perün, eine alte slavische Gottheit, wahrscheinlich des Feuers, wurde vorzüglich in Nowgorod verehrt, wo seine Bildsäule, in der Hand einen großen Feuerstein haltend, sich befand. Ihm wurde ein immerwährendes Feuer unterhalten. 23.

Peruvianische Rinde, s. Chinarinde.

Peruzzi (Baldassare), ein berühmter italienischer Maler, einer der glücklichsten Nachahmer Raphaels, zugleich auch einer der ausgezeichnetsten Architekten seiner Zeit, ward 1481 im Florentinischen geboren. Nachdem er den ersten Unterricht zu Siena erhalten hatte, ging er im Jahre 1502 nach Rom, wo er neben der Malerei, in welcher Raphael, wenn nicht, wie Einige behaupten, sein Lehrer, doch sein Vorbild wurde, auch die Baukunst zum Gegenstand seiner anhaltenden Studien machte. So schwer es auch damals war, sich bei solchen Zeitgenossen, wie P. hatte, einen Namen zu erwerben, so wurde er doch schon nach

seinen ersten Leistungen in ganz Italien mit Achtung genannt und von allen Seiten her mit Aufträgen überhäuft. Er hielt sich die meiste Zeit seines Lebens abwechselnd zu Rom und Siena auf, und eben war ihm im Verein mit Sangallo die Fortsetzung des Baues der Peterskirche übertragen worden, als ihn der Tod ereilte im August des Jahres 1536. — Unter seinen Gemälden, die sich mehr durch die Zeichnung als durch ihr Colorit auszeichnen und zum Theil auch nur Nachahmungen sind, aber den Raphael'schen Meisterwerken in der Auffassung häufig sehr nahe kommen, verdienen vorzüglich Bemerkung: ein Urtheil des Paris, mehrere heilige Familien, eine Sibylla (in Siena befindlich), eine heilige Jungfrau, Darstellungen aus der Sagengeschichte des Ulysses und der Medusa, die Darbringung Jesu im Tempel, eine Anbetung der Weisen u. a. m. Unter seinen architektonischen Arbeiten verdienen der Palast Massimi in Rom, die Befestigungen von Siena und der Ausbau der Petroniuskirche zu Bologna die erste Stelle. Auch wurde der Farnese'sche Palast zu Rom zum Theil nach seinen Zeichnungen aufgeführt. 36.

Pervigilien, lat. pervigilia; griech. *παννυχίδες, παννύχια, παννυχισμοὶ, διαπαννυχισμοὶ*), wörtlich das Wachen die ganze Nacht hindurch, hießen bei den Alten übergetragen die nächtlichen Feste, an welchen mehrere Gottheiten, besonders Apollo, Bacchus, Ceres und Venus verehrt wurden. In vielen Religionen des Alterthums wird die stille, geheimnißvolle Nacht, besonders die Stunde der Mitternacht zu heiligen Handlungen und Versammlungen als sehr angemessen betrachtet; eben so auch bei den Griechen, von welchen die bei ihnen sehr gewöhnlichen P. zunächst abstammen. Bei den Römern findet man aber in den ältesten Zeiten selten P., obgleich schon Spuren von nächtlichem Gottesdienste entdeckt werden; die Greuel der Unzucht, welche stets in deren Gefolge waren, verabscheuten die ernsten, kräftigen Römer und als endlich doch die Cerealien und Bacchanalien von Griechenland aus nach Rom verpflanzt worden waren, hob sie der Senat wieder auf und erließ sogar sehr scharfe Verbote dagegen, wie schon früher Gesetze gegen die nächtlichen Opfer der Frauen. Die nächtlichen Feste aber, welche zu Rom erlaubt waren, wurden von den Frauen, mit Ausschluß der Männer, zu Ehren einiger Göttinnen begangen. So das Fest der bona dea, der Ceres und wahrscheinlich auch der Juno. Die P. der Römer waren entweder öffentlich und heilig, wie die eben genannten, oder nur Privatfeste, jährlich wiederkehrend oder blos zufällig. Es waren dann mehr nächtliche Schmausereien, bei denen Fröhlichkeit und Ausgelassenheit vorherrschten. — Von diesem Standpunkte aus haben wir auch die öffentlichen P. zu betrachten, welche später unter den römischen Kaisern Eingang fanden, als die ehrwürdigen, strengen Sitten der alten Römer verschwunden und Luxus und Ausschweifung aller Art eingerissen waren. Öffentlich durfte man zur Zeit der P. singen, tanzen und überhaupt jeder Art von Vergnügen sich hingeben. Die P. waren also damals nichts Anderes, als festliche Zeiten der ausgelassensten Schwelgerei, oder auch Theile des öffentlichen Gottesdienstes durch Gesang, Tanz und Darstellungen der Mimen und Histrionen ausgezeichnet. Daher scheint auch unter den römischen Kaisern der feierlichen Verehrung der Venus, welche schon längst bestand, erst das Pervigilium hinzugefügt worden zu sein. Obgleich dieses Pervigilium der Venus nur von Jungfrauen und Frauen mit Gesang und Tanz gefeiert wurde, so kommen doch auch nächtliche Schmausereien und Tänze mit Jünglingen vermischt vor. Das Pervigilium der Venus wurde im April zu Ehren dieser Göttin, als der hervorbringenden Kraft der Natur, drei Nächte hindurch begangen. Es wird auch sonst noch **Veneralia** und **Castra** genannt. Letztere Bezeichnung wohl deßhalb, weil diejenigen, welche den Veneralien beiwohnten, in einem Haine unter vielen Zelten oder in Laubhütten von Myrthe auf einer Tiberinsel zwischen der Stadt Rom und Ostia sich aufhielten. — Ein Gedicht: „**Pervigilium Veneris**“ (frei bearbeitet von Bürger: „Die Nachtfeier der Venus“), aus 93 Versen beste-

hend, ist uns noch erhalten, dessen Verfasser aber ungewiß ist. Einige nennen Cassius aus Parma, Andere Catullus aus Verona, Catullus Urbicarius, Seneca, Luxurius. Einige setzen es in die Zeit August's, Andere viel später. — Ob die P. auch schlechtweg Vigilien genannt, mit den Oster- und Pfingstvigilien der Christen, welche auch anfangs des Nachts gefeiert und später als anstößig verboten wurden, in genauem Zusammenhange stehen, läßt sich nicht nachweisen und ist sehr unwahrscheinlich. Eben so waren auch die Agapen der ersten Christen, welche man auch des Nachts feierte, keine Folge oder Nachahmung der P., sondern wohl nur durch die Verfolgung der Christusbekenner veranlaßt. 84.

Peschek (Christian), ein bekannter Mathematiker, geb. den 31. Juli 1676 zu Zittau, konnte aus Armuth nur mit großer Mühe seine Neigung zur Mathematik befriedigen und erhielt 1704 eine Stelle als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er den 28. Oct. 1747 starb. Seine arithmetischen Schriften erlangten durch ihre Deutlichkeit und das Bestreben, sich auch den schwächsten Köpfen begreiflich zu machen, einen ausgebreiteten Ruf und sind später von mehreren Gelehrten verbessert worden. Die bekanntesten darunter sind: „Das ABC der Rechenkunst" (Zittau 1750) und seine „Rechenstunden" (herausgegeben von Heinatz, Zittau 1801—1809. 3 Bde.). 26.

Pescennius (Cajus), mit dem Beinamen Niger und Justus, war Befehlshaber der römischen Legionen in Syrien und wurde nach der Ermordung des Didius Severus Julianus 194 n. Chr. von seinen Soldaten zum Kaiser ernannt. Allein nicht lange bekleidete er diese Würde. Septimius Severus Pertinax, der gleichzeitig in Pannonien zum Thronfolger bestimmt worden war, zog ihm entgegen, schlug ihn in mehreren Treffen und P. fiel, eben als er schon glücklich der Schlacht bei Issus in Cilicien entronnen zu sein meinte. 77.

Pescherás, s. Feuerland.

Peschīto, s. Syrische Literatur.

Pest, lat. pestis, pestilentia; fr. péste; engl. playne, pestilence, ist eine fieberhafte, contagiöse Krankheit, die dermaßen tödtlich ist, daß der vom Pestcontagium Betroffene zuweilen wie vom Blitzstrahl berührt leblos niedersinkt. Tritt diese Höhe der Krankheit aber nicht sogleich ein, so entsteht nach kurzem Froste große Athembeklemmung, heftiges Würgen und Erbrechen, ungeheure Angst oder große Apathie, die dann zuweilen mit wüthendem Irrereden abwechselt, dabei heftiger Kopfschmerz, großer Durst, allgemeine Schwäche. Gleichzeitig hiermit oder erst nach einigen Tagen brechen im Achsel- und Schenkelgelenke 2 bis 7 hühnereigroße Drüsengeschwülste (Pestbeulen, Bubonen, daher Beulen- oder Bubonenpest) hervor, die in Eiterung übergehen und, wenn diese rasch vor sich geht, so daß die Beulen sich öffnen, für die Krankheit von günstigem Einflusse sind. Gefährlicher dagegen ist es, wenn sich neben diesen Beulen Carbunkeln (Pestgeschwüre) ausbilden. Diese erscheinen am Rumpfe, am Oberarme und Oberschenkel, stellen kleine blau-röthliche Hautflecken dar und vergrößern sich; es bilden sich kleine Bläschen auf ihnen, die aufplatzen und eine brandige, schwarze Fläche zeigen, deren Brand um sich und in die Tiefe greift und alle lebende Theile zerstört. So erreicht die Krankheit ihren höchsten Grad; überall zeigt sich Zersetzung der Säfte, die mit üblem Geruche verbunden ist; es entstehen Petechien und Blutungen; der Kranke liegt im Sopor und stirbt endlich apoplektisch. Geht dagegen die Krankheit in Genesung über, so tritt die Besserung am 7. Tage ein; die Bubonen ergießen ein gutes Eiter und der Kranke verfällt in Schweiß. Seine völlige Herstellung erfolgt indessen sehr langsam und vorzüglich vergeht längere Zeit, bis die Beulen geheilt sind. — Da, wo die P. herrscht, sind fast alle Einwohner ohne Ausnahme des Standes und Alters ihr ausgesetzt; indessen befällt sie in der Regel nur einmal. Das Contagium, das sie erzeugt, läßt man fast einstimmig seinen Ursprung aus Ägyp-

ten nehmen, wo die P. sich häufig, ohne sich dabei an eine bestimmte Jahreszeit zu binden, aus andern Krankheiten entwickelt. Von da breitet sie sich nach den Küsten Afrikas, nach Syrien, Kleinasien und der europäischen Türkei aus. An dem weitern Eindringen in Europa verhindern sie die bestehenden Quarantainemaßregeln. Das Contagium wird durch den Hauch, die Hautausdünstung, den Eiter des Kranken mitgetheilt; es ist wenig flüchtig, daher diejenigen verschont bleiben, die, obgleich in der Nähe des Kranken, ihn nicht berühren und 4 Fuß von seinem Bette entfernt bleiben; dagegen haftet es sehr fest an wollenen Stoffen, Häuten, Federn und Haaren, durch welche es in fremde Länder übergeführt werden und noch nach Jahren die P. zum Ausbruch bringen kann. Zur Heilung der P. werden im Anfange der Krankheit seltener Aderlässe und kühlende Mittel, als mineralische Säuren, so wie kalte Waschungen und Umschläge benutzt; späterhin kommen schweißtreibende und Reizmittel an die Reihe; die Beulen muß man sehr bald zu erweichen suchen, darf sie aber nicht zu frühzeitig eröffnen. Von großer Wichtigkeit ist für die Europäer die Vorbauungscur. Man hat dagegen allerlei Mittel, in neuester Zeit Öleinreibungen vorgeschlagen, die indessen dem in sie gesetzten Vertrauen auch nicht entsprochen haben; von größerem Nutzen sind der Gebrauch der mineralsauren Räucherungen und des Chlorkalks; das sicherste Schutzmittel ist aber das Verschließen der Häuser und völlige Absperrung von der an der P. leidenden Einwohnerschaft eines Orts. — Die erste, sichere Nachricht von der P. stammt aus der berühmten Epidemie des VI. Jahrh. unserer Zeitrechnung, die Procopius und Evagrius beschrieben haben; seit dieser Zeit geschieht der P. ab und zu Erwähnung. So herrschte 1186 eine sehr mörderische P. in Polen, 1308 in den Besitzungen des deutschen Ordens. Vorzüglich reich an Pestepidemien war das XVI. Jahrhundert. 1709 starben in Wilna und der Umgegend 80000 Menschen daran; 1715 wüthete sie in Wien, Regensburg und Nürnberg, zum letzten Male in Deutschland; Marseille verlor 1721 40000 Menschen; 1770 wurde Moskau fürchterlich mitgenommen; in frischem Andenken sind noch die Verheerungen, die die P. im Jahre 1828 und 1829 in der im Kriege gegen die Türkei begriffenen russischen Armee anrichtete. Deutschland ist vor dem Wiedererscheinen der P. durch die vortrefflichen Quarantainemaßregeln Östreichs an der ungarischen Militairgrenze geschützt. 39.

Pestalozzi (Johann Heinrich), ein um Jugenderziehung und Volksbildung hochverdienter Schweizer, wurde am 12. Jan. 1745 zu Zürich geboren, wo sein Vater, den er in früher Kindheit verloren hatte, Arzt gewesen war. Fromme Verwandte, die sich des verwaisten Knaben annahmen, bildeten sein religiöses und rechtliches Gefühl, sein Mitleid für Arme und seine Liebe zu Kindern durch Lehre und Beispiel noch mehr aus. Neigung und Verhältnisse bestimmten ihn sich dem Studium der Theologie zu widmen, welches er aber bald mit der Rechtswissenschaft vertauschte, als ihm ein Versuch im Predigen gänzlich mißlungen war. Schon in jener Zeit erschienen außer einer Übersetzung mehrerer Reden des Demosthenes verschiedene Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung, welche seinen Fleiß und seine Anlagen beurkundeten. Da er sich jedoch durch übermäßiges Studiren eine schwere Krankheit zugezogen hatte und während derselben das Lesen von Rousseau's „Emile“ ihn auf die Gebrechen des Gelehrtenstandes und der ganzen neueren Bildungsweise aufmerksam gemacht hatte, so verbrannte er nach seiner Genesung alle mühsam gesammelten Auszüge über Geschichte und Rechtswissenschaft und widmete sich der Landwirthschaft. Nachdem er sich einige Erfahrungen in derselben bei einem Landwirthe gesammelt hatte, erbaute er auf einem wenig benutzten Stücke Landes bei Lenzburg, welches er von seinem väterlichen Erbtheile erkauft hatte, ein Gütchen, gab ihm den Namen „Neuhof“ und bewirthschaftete es in einem Alter von 22 Jahren selbst. Hierauf heirathete er die Tochter des Kaufmann

Schultes in Zürich und nahm Antheil an den Geschäften einer Kattunfabrik. Hierbei lernte er den sittlichen Verfall des Volkes aus eigener Erfahrung kennen und beschloß demselben nach Kräften abzuhelfen. Im Jahre 1775 nahm er 50 Bettelkinder zu sich in das Haus und sorgte für ihren Unterhalt und ihre Erziehung. Sie unterstützten ihn in dem Feldbau, der Hauswirthschaft und in Fabrikarbeiten, allein der durch ihre Beköstigung und Bekleidung ihm verursachte Aufwand überstieg bald seine Einnahme und er gerieth sowohl dadurch, als auch durch den häufigen Mißbrauch seiner Gutherzigkeit, ungeachtet der größten Einschränkung, in Armuth. Nirgends hatte sein edler Zweck der Menschenbildung Aufmunterung oder Unterstützung gefunden, vielmehr wurde er als Schwärmer und Thor verlacht. Allein P. ließ sich dennoch weder durch den Hohn der Welt noch durch die häusliche Noth seinen erhabenen Beruf verleiten. In seinen Volksromanen: „Lienhard und Gertrud" (Basel 1781—1789. 4 Bde.) und „Christoph und Else" (Zürich 1782. Neue Aufl. 1790) legte er seine Erfahrungen über die Ursachen des Elendes der niedern Volksclassen und die Mittel zu ihrer Besserung in kräftiger und herzlicher Sprache nieder. In einem Gemüthszustande, den die mannigfachsten Kränkungen und Unfälle herbeigeführt und dadurch seinen Glauben an die Menschheit fast erschüttert hatten, schrieb er seine reichhaltigen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (Zürich 1797). Ohne irgend eine Unterstützung von Seiten der Regierung sah er sich nun genöthigt die übernommene Erziehung der Kinder aufzugeben und Neuhof zu verlassen. Er gründete hierauf im Jahre 1798 in Stanz ein Erziehungshaus für Bettelkinder, wobei er durch das neue Schweizerdirectorium unterstützt wurde. Hier hatte er gegen 80 Kinder der niedrigsten Volksclassen in Unterricht und Aufsicht. Jedoch nöthigten ihn der Ausbruch des Krieges und seine Gegner noch in demselben Jahre das mit Erfolg begonnene Geschäft aufzugeben, und nun legte er in Burgdorf, wohin er sich gewendet hatte, eine Schule an und wurde durch das Hinzutreten mehrerer Kostgänger in den Stand gesetzt, auch andere Lehrer als Mitarbeiter anzunehmen. Um den ersten Jugendunterricht zweckmäßig vorzubereiten, gab er die Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (Zürich 1801) heraus, kurz darauf: „Das Buch der Mütter" (Leipz. 1803) und die „Anschauungslehre der Maß- und Zahlenverhältnisse" (Leipz. 1803). Seine Theilnahme an den politischen Angelegenheiten der Schweitz und seine Anhänglichkeit an das Volk, welches ihn auch im Jahre 1802 an den ersten Consul nach Paris sandte, so wie seine Schrift: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat" (Bern 1802) zog ihm durch die darin offen ausgesprochene Darstellung der Mißbräuche und der Mittel zu ihrer Abstellung viele Unannehmlichkeiten von Seiten der Begüterten und Angesehenen zu. Obgleich dieß vielfach hemmend auf seine Erziehunganstalt einwirkte, so gedieh dieselbe doch durch die Thätigkeit und Geschicklichkeit der Theilnehmer, so wie durch den von ihnen verbreiteten Geist der Liebe und Ordnung und durch die Uneigennützigkeit des Vorstehers immermehr. Aus nicht bekannten Ursachen verlegte jedoch P. seine Anstalt im Jahre 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, wo sich Fellenberg an ihn anschloß, und noch in demselben Jahre von da nach Yverdun, dessen Schloß ihm nebst seinen Zöglingen eingeräumt worden war. Eine von ihm im Jahre 1819 veranstaltete Ausgabe seiner Werke bildete den Fonds zu einer im vorigen Jahre errichteten Armenschule. Bis zu seinem am 17. Febr. 1827 zu Brugg im Aargau erfolgten Tode war er in mannigfache Streitigkeiten, zum Theil mit den Lehrern seiner Anstalt, verwickelt. Außer den schon einzeln erwähnten Schriften P.'s ist noch anzuführen die Sammlung seiner „Sämmtlichen Werke" (Stuttgart und Tübingen 1819—1826. 15 Bde.) und seine „Selbstbiographie" (Leipz. 1826). P. ragte durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Einsicht, durch Kraft und Fülle sei-

nes Geistes, durch Thätigkeit und uneigennützige Wirksamkeit, durch aufopfernde Liebe für das Wohl der Menschheit, besonders der niedern Volksclassen, über die meisten seiner Zeitgenossen hervor. Dieselben Eigenschaften seines Charakters sprechen sich auch durchgängig in seinen höchst geistreichen und eigenthümlichen Schriften aus. Seine Unbekanntschaft mit der neueren Literatur verleitete ihn freilich oft zu Geringschätzung der Leistungen Anderer und zu anmaßender Würdigung seiner eigenen Wirksamkeit. Seine Erziehungsmethode hatte zum Zweck, alle physischen und geistigen Kräfte des Menschen, durch sinnliche oder geistige Anschauung unterstützt, in naturgemäßer Stufenfolge des Unterrichtes anzuregen, zu entwickeln und auszubilden. Dabei schien ihm nicht sowohl die mechanische Erlernung gewisser Fertigkeiten, als vielmehr die Übung und Bildung der Kraft des Kindes der Zweck alles Elementarunterrichtes. Seine Methode findet sich ausführlich in folgenden Schriften dargestellt: „Pestalozzi's Wochenschrift für Menschenbildung" (Leipz. 1810 und 1812. 3. und 4. Bd.); Niederer, „Pestalozzi's Erziehungsunternehmen im Verhältnisse zur Zeitcultur" (Jfferten 1812); Niemeyer „Über Pestalozzi's Grundsätze und Methode" (Halle und Berlin 1810) und mehrere Abhandlungen in Guthsmuths' „Bibliothek". Die vorzüglichsten Mitarbeiter und Beförderer derselben waren: Ladomus, Himly, Niederer, Plamann, Zöller, Goring, Trapp, Schultheiß, Tillig und von Türk. Die Verbreitung derselben erstreckte sich über Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Rußland und Nordamerika, wo sie überall bei richtiger Anwendung die segensreichsten Früchte getragen hat. Am wenigsten Gerechtigkeit hat man ihr in der Schweitz selbst wiederfahren lassen. 81.

Pesth (Br. 47° 31′ 40″, L. 36° 43′ 27″), die schönste und volkreichste Stadt Ungarns und die größte Handelsstadt desselben, Sitz der königlichen und Septemviraltafel, am linken Donauufer, in einer sandigen Ebene, vergrößert und verschönert sich immerfort, hat 3 Stunden im Umfange und mit dem Militair und den Fremden 75000 Einwohner, unter denen Deutsche, Magyaren, Griechen, Slaven und Raizen sich befinden. Sie besteht aus der Altstadt oder innern Stadt, und aus 4 Vorstädten (Neu- oder Leopoldstadt, Theresien-, Joseph- und Franzensstadt), von welchen die Leopoldsstadt mit ihrem herrlichen Marktplatze durchaus regelmäßig angelegt ist. Die Altstadt ist zwar unregelmäßig gebaut, hat jedoch viele schöne Gebäude. In der Herrengasse, der schönsten Straße in P., ist Alles in großartigem Style. Merkwürdig ist auch das neue Parisergäßchen mit 32 Handelsgewölben und mit einem kunstvollen Glasdache versehen, so daß es eigentlich ein großer nur für Fußgänger bestimmter Saal ist. Zu den vornehmsten Gebäuden von P. gehören: das große Invalidenhaus, das 4 Höfe umschließt; das Universitätsgebäude (vormals Seminar); das Rathhaus; das große und schön gebaute Theater mit dem neuen prächtigen Redoutensaal; die prächtige Grenadiercaserne; das colossale Josephinische oder Neu-Gebäude mit 5 Höfen, jetzt als Artilleriecaserne und als Munitionsdepot gebraucht; das große Lagerspital; die herrliche Universitätskirche mit zwei großen schönen Thürmen und kunstreichen Frescogemälden und Wölbungen; die alte Hauptpfarrkirche Mariä Himmelfahrt mit dem einfachen Grabmale des Feldzeugmeisters Kray; die griechisch-wallachische Kirche; das Piaristencollegium und zahlreiche Privatpaläste, unter denen der Festetics'sche der ausgezeichnetste ist. Von wissenschaftlichen Anstalten gibt es zu P. die 1635 in Tyrnau gegründete, 1777 nach Ofen und 1784 nach P. versetzte ungarische Universität, mit mehr als 300000 Gulden jährlichen Einkünften, über 100 Lehrern, 1829 mit 1700 Studenten, mit einer Thierarzneischule, einer Bibliothek mit 60000 Bänden und bedeutenden Sammlungen, einem botanischen Garten und Sternwarte; die 1830 gestiftete ungarische Akademie; das 1802 gestiftete ungarische Nationalmuseum mit reichen Sammlungen und Privatbibliotheken; ein theologisches Generalseminar; ein Piaristengymnasium; ein luthe-

risches Gymnasium; eine Hauptschule; ein Institut der englischen Klosterfräulein zur Bildung von mehr als 400 Fräulein; ein Blindeninstitut und eine militairische Schwimmschule. Diese Stadt ist der Hauptsitz der ungarischen Industrie und es gibt hier mehrere Fabriken, als in Tabak, Leder u. a. und viele Gewerbanstalten. Ungemein lebhaft ist der Handel mit Wein, Wolle, Tabak, Getreide und Vieh, sowohl in das Innere Ungarns, als mit andern Theilen der Monarchie und mit dem Auslande. Auf den 4jährlichen ansehnlichen Messen, wo polnische Juden, Griechen, Türken und wiener Großhändler die Hauptgeschäfte machen und wohin eine außerordentliche Menge einheimischer Producte und auswärtiger Kunsterzeugnisse gebracht werden, ist der Zusammenfluß von Menschen äußerst groß und man schätzt den Werth sämmtlicher Waaren einer jeden Messe auf 16 bis 17 Millionen Gulden. Auch die Wochenmärkte sind ungemein lebhaft. Zu den beliebtesten Spaziergängen gehören: das Stadtwäldchen oder der neue parkähnliche Volksgarten, auch der pesther Prater genannt, und die Palatins- oder Margaretheninsel in der Donau, wohin sich die reiche und vornehme Welt von P. und Ofen begibt. Die Umgebungen Pesth's sind übrigens ganz uneben und nicht schön. Der Stadt östlich ist das berühmte Feld Rakos, wo die Ungarn vor Zeiten oft ihre Landtage unter freiem Himmel gehalten haben und wo jetzt Pferderennen stattfinden. P. wird mit Ofen von Anfang März bis Anfang December (im Winter wird die Verbindung durch Kähne und durch die Eisdecke des Stromes unterhalten) durch eine aus 46 Pontons bestehende, 240 Klaftern lange, 4 Klaftern 4 Fuß breite Schiffbrücke, welche auf das rechte Donauufer führt, verbunden. Der Brückenzoll ist für Rechnung beider Städte für 52500 Fl. w. W. (excl. der dem Pachter zur Last fallenden 40—50000 Fl. w. W. betragenden Erhaltungs- und Einrichtungskosten) verpachtet. — Pesth (**Pestum, Pestinum**) bedeutet nach der altungarischen Sprache so viel als „Ofen" und deutet auf Kalkbrennereien hin; doch hatte sich schon in dieser Gegend eine römische Colonie (**Transacincum**) angesiedelt und unter Geisa I. erwähnt man zuerst des pesther Zolles. Im Jahre 1241 war P. eine bedeutende von Deutschen besetzte Stadt, die in demselben Jahre von den Mogolen zerstört wurde. Doch erholte sie sich bald nach deren Vertreibung wieder und ertrug alle Widerwärtigkeiten mit dem Reiche, das nach Erlöschung des arpadischen Mannsstammes (1307) von den ausländischen Kronprätendenten, von den Hussiten und später von dem Kreuzheere des Dósa hart heimgesucht wurde. Durch Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus und vorzüglich durch die öfteren Reichsversammlungen, die auf dem berühmten Felde Rakos gehalten wurden, wobei oft Heerlager von 80—100000 Mann stattfanden, ward das Reich mächtig und P. fing an sich mit der damals unter Bela IV. sich erhebenden Residenz Ofen an Blüthe zu messen; 1526 wurde es aber, nach der Niederlage bei Mohacz, in einen Schutthaufen verwandelt und schmachtete bis 1686 unter dem türkischen Joche, in welchem Jahre es mit Ofen zugleich seine christliche Freiheit wieder erlangte. Hierauf siedelten sich hier Deutsche und Raizen an und die Stadt erhob sich so schnell wieder, daß sie schon 1723—1724 Sitz der höchsten Justizbehörden wurde. Ihre Blüthe stieg immer höher und zwar unter Karl VI., der 1727 aus deutschen Reichshülfsgeldern gegen die Türken, aus Zuschüssen ungarischer Bischöfe und aus den Redemtionsgeldern der Kumanier und Jazygen die prächtige Invalidenkirche erbaute, unter Maria Theresia, welche hier 1751 eine große Heerschau abhielt; am meisten aber zu ihrem jetzigen Flor erhob sie sich durch Joseph II., welcher 1784 die Universität nach P. verlegte, das Generalseminarium, das große Lagerspital, das ungeheure Neugebäude erbaute und durch den letzten Krieg mit den Türken eine so ergiebige Nahrungsquelle der Stadt verschaffte, daß sie 1790 schon gegen 2500 Häuser zählte, und bis jetzt schreitet die Stadt im Wachsthume immerfort. 71.

Petalismus hieß in Syrakus dasselbe Verfahren, welches man in Athen un-

ter Ostracismus (s. d. Art.) verstand, weil man dort die Namen auf ein Blechblättchen (πέταλον) schrieb. 30.

Petarden sind Geschütze, deren man sich in früheren Zeiten zur Sprengung von Thoren, Pallisaden, schwachen Mauern und Ketten bediente, die aber jetzt nur noch selten angewendet werden. Sie sind aus Eisen oder einer Mischung von Kupfer und Zinn gegossen und haben im Äußern Ähnlichkeit mit einer Glocke, im Innern mit einer kegelförmigen Kammer, deren größte Weite etwa 10 Zoll, die kleinste 5 Zoll und deren Länge 10 Zoll beträgt. Die Petarde hat außerdem, außerhalb in der Mitte seiner Höhe, auf jeder der 4 Seiten eine Handhabe und am dünnen Ende ein Zündloch. Nachdem letzteres verstopft ist, wird dieselbe mit feinem Pulver geladen, welches man möglichst fest einzupressen sucht; daher man es nur lagenweise hineinbringt. Auf das Pulver kommt eine Filzplatte, dann Werg und auf dieses eine Masse von Pech und Ziegelmehl, in welche eine starke Eisenplatte gepreßt wird, die 3 Spitzen hat, um sie in das Matrillbret einzudrücken. Auf dieses wird die Petarde möglichst fest durch eiserne Schrauben befestigt, welche durch ihre Handhaben gehen, der Pfropf aus dem Zündloche genommen und entweder ein metallener Zünder eingeschraubt oder ein hölzerner eingeschlagen. Bei der Anwendung hängt man die P. vermöge eines oder mehrerer Haken oder Ringe an den zu sprengenden Gegenstand oder befestigt sie, wenn dieß nicht thunlich ist, durch starke Stützen an denselben. Zur Sprengung der Ketten hat man P., deren Bohrung cylindrisch ist. Sie werden statt des Matrillbrets mit einem eisernen Cylinder verschlossen, der sich in eine Spitze endigt, welche in eine der Kettenschaken eingesteckt wird. An den P. selbst sind 2 Haken, um sie an die Ketten zu hängen. — Die Erfindung der P. fällt in die zweite Hälfte des XVI. Jahrh.; denn sie wurden um das Jahr 1574 zuerst in Frankreich, nachher aber häufiger während des niederländischen Krieges gebraucht, wo sich Martin Schenk sogar einmal eines Apothekermörsers statt einer Petarde bediente. 61.

Petavius (latinisirt aus Petau) (Dionysius), ein gelehrter Jesuit des XVI. Jahrh., war geboren zu Orleans den 21. Aug. 1583, studirte erst in seiner Vaterstadt, dann zu Paris, hielt hier in seinem 18. Jahre eine Disputation in griechischer Sprache, wurde in seinem 19. Jahre Professor der Philosophie zu Bourges und trat endlich 1605 in den Jesuitenorden. Als Theolog, Philosoph und Humanist lehrte er darauf zu Rheims, la Flèche und Paris, woselbst er auch als Bibliothekar an dem Collège Clermont den 11. Dec. 1652 starb. Von seinen Schriften sind vorzüglich anzuführen: „De doctrina temporum et uranologium" (Antw. 1703. 3 Tom.); „Rationarium temporum" (Leyd. 1745. 3 Voll. 8); „Tabulae chronolog." (Par. 1728. Fol.); „Varr. dissert. libr. VIII." (Amst. 1703. 5 Voll., Verona 1734. Fol.) und endlich außer vielen andern seine Ausgabe der Werke des Kaisers Julian und des Epiphanes. 20.

Petechien, lat. petechiae; fr. pétéchies; engl. purples, sind kleine, den Flohstichen ähnliche, bald roth und purpurfarben, bald braun, blau und schwarz gefärbte, runde, nicht erhabene, meistens einzeln stehende Hautflecke, die meistentheils am Halse, an der Brust und den Armen, selten im Gesichte vorkommen und selten anders als in Verbindung mit typhösen Fiebern (woher auch der Name derselben: Fleckenkrankheit) ausbrechen. Hier werden sie gewöhnlich einige Tage nach dem Anfange der Krankheit bemerkt, erscheinen öfters in großer Anzahl und häufen sich nicht selten so an, daß lange rothe Streifen auf der Haut (vibices) und Blutunterlaufungen (ecchymoses) durch den Zusammentritt mehrerer von ihnen gebildet werden; gleichzeitig mit ihrem Ausbruche verschlimmert sich die Krankheit. Als die Ursache der P. sind kleine Blutergießungen anzusehn, die als ein Blutstropfen unter der Haut geronnen sind. — Außerdem kommen noch die P. selbstständiger ohne Fieber und unter chronischen Verlauf vor, welche Krankheit Werlhof's Blutflecken-

krankheit (**morbus haemorrhagicus Werlhofii** oder **purpura haemorrhagica**) heißt. Dieselbe ist nicht selten gefährlich; denn außer den schon beschriebenen Flecken stellen sich heftige Blutungen aus der Nase, dem Zahnfleische, dem Magen, den Därmen rc. ein; die Kranken werden sehr schwach, magern ab und sind zuweilen unrettbar verloren, vorzüglich wenn den starken Blutverlusten kein Einhalt gethan werden kann. 39.

Peter, Kaiser von Rußland. — **P. I. Alexejwitsch, der Große,** Sohn des Czaren Alexej, ward geb. den 30. Mai alten Styls (den 10. Juni neuen Styls) 1672. Sein Stiefbruder Feodor III. (st. den 27. April 1682) überließ ihm, mit Übergehung seines stumpfsinnigen rechten Bruders Iwan, den Thron. Darüber entbrannte seine schöngebildete und herrschsüchtige Stiefschwester Sophia, welche schon lange geheimen Groll über die Erhebung der Familie des Bojaren Narischkin, aus welcher ihre Stiefmutter stammte, empfand, und ließ mit Hülfe der Strjelitzen den ältern Bruder Iwan zum Kaiser ausrufen. Dieser jedoch erbat sich sogleich Petern zum Mitregenten und beide wurden den 23. Juni 1682 als künftige Czaren gekrönt; während ihrer Minderjährigkeit sollte Sophia die Regentschaft übernehmen, die sie mit ihrem Favoriten, dem Fürsten Wasilej Galitzin, führte. Ein neuer Aufstand der Strjelitzen, gegen die Sophia nun ihre Herrschsucht richtete, hätte P. und seiner Mutter beinahe das Leben gekostet, wären nicht durch das Herbeieilen der czarischen Reiterei beide noch am Altare des Klosters Troizkoi gerettet worden. In stiller Zurückgezogenheit ward P. nun von seiner trefflichen Mutter, dem gewandten Diplomatiker Nikitia Moisnewitsch Sotow und dem Mathematiker Franz Timmermann erzogen und bildete unter wilden Vergnügungen seinen unternehmenden Geist. Denn gar bald nahmen die Soldatenspiele, denen er sich in dem Dorfe Preobraschenskoe mit einem Schwarme junger Russen aus den angesehensten Familien hingab, einen ernstern Charakter an. Franz Jacob le Fort aus Genf, ein junger Mann von feinen Sitten und mannigfachen Kenntnissen, unterhielt nicht nur den wißbegierigen Knaben von den Staatsverfassungen und Gebräuchen in andern Ländern und lehrte ihm holländisch und deutsch, sondern verstand auch durch französische Kriegsübungen das Jugendfeuer immer heller zu entflammen. Unter der Leitung des zum Obersten erwählten le Fort bildete sich eine Compagnie, Poteschnie (Spielgesellen) genannt, in welcher P. als Tambour von unten hinauf diente, und bei dem Rufe dieser neuen geschmackvollen Exercitien strömte eine solche Menge junger angesehener Russen herbei, daß noch in dem benachbarten Dorfe Semenowsky ein Theil derselben einquartirt werden mußte. Zu spät bemerkte Sophia den kraftvoll aufstrebenden Geist, mit dem ihr P. im Staatsrathe mehrmals so heftig widersprach (im Jahre 1688), daß sie vor seiner Macht zitterte. Endlich als P. bei einem gottesdienstlichen Aufzuge ihr die Ehre absprach, als Regentin ihm beizuwohnen, spann sie wiederum Verrath mit den Strjelitzen. P. floh in das Dreieinigkeitskloster bei Moskau, versammelte eiligst seine Poteschnie, zu der noch eine große Menge von Officieren, unter ihnen vornehmlich der treue General Gordon, mit vielen Truppenabtheilungen sich gesellten, und zwang die Rebellen zur Unterwerfung. Sophia selbst, der Iwan nachzugeben dringend anrieth, gehorchte dem Befehle, in ein nahes Nonnenkloster sich zu begeben und sich unter eine strenge Bewachung zu stellen. Grausam wurde der Anführer der aufrührerischen Soldateska (Tscheglowsky) mit Andern hingerichtet und ein großer Theil mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien verbannt. Auch der Fürst Galitzin verlor seine reichen Güter und ward nach Pustosero am Eismeere verwiesen. Iwan (starb 1696) verzichtete nun gern auf die Theilnahme an der Regierung und P. war Alleinherrscher (1689). Von jetzt an beschäftigte ihn rastlos der Gedanke, sein Reich zur Würde eines europäischen Staates zu erheben. Sein Augenmerk richtete sich daher auf ein wohl disciplinirtes

Heer, wozu die herangewachsene Mannschaft der preobraschenskischen und semenowskyschen Compagnie als Garderegimenter den Kern bildeten und welches besonders viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten verstärkten, auf die Erbauung einer Flotte und auf die Belebung des Handels, um mit den Schätzen des westlichen Auslandes auch seine Cultur nach dem Osten zu verpflanzen. Bereits hatte sein Vater auf dem kaspischen Meere von Holländern ein Schiff erbauen lassen, das aber von Kosaken zerstört worden war. Von den beiden entronnenen Fremdlingen ernannte P. den Constable Karsten Brand zum ersten Schiffsbaumeister, mit dem er auf einem neuerrichteten Schiffe schon 1693 das weiße Meer bis nach Lappland befuhr und im folgenden Jahre schon eine kleine Flotille im Hafen von Archangel versammelte. Aber bald erkannte P., daß das nördliche Meer zur Förderung des Handels nicht ausreiche, um so eifriger strebte er nun nach der Herrschaft auf der Ostsee und dem schwarzen Meere. Die feste Stadt Asow ward bei dem noch fortdauernden Türkenkriege nachdrücklicher blokirt (1695) und, nachdem aus Berlin und Wien geschicktere Ingenieure auf seine Einladung zu Hülfe gekommen waren, am $\frac{18}{28}$. Juli 1696 erobert. Während der Belagerung war bereits eine Schiffswerft zu Woronesch am Don entstanden und aus ihr ein Geschwader von 29 Fahrzeugen hervorgegangen; in dem Hafen jener Festung ward hierauf die Ausrüstung von 55 Kriegsschiffen anbefohlen, der Obrist vom Ingenieurcorps Brokel aus Deutschland beauftragt, einen Canal aus der Wolga in den Don anzulegen, und eine bedeutende Anzahl russischer Edelleute nach Deutschland zur Bereicherung ihrer militärischen Kenntnisse und nach Holland und Italien zur Erlernung der Schiffsbaukunst abgesendet. Bei dem Czar selbst aber gedieh der längst gefaßte Plan, in fremden Ländern die höhere Cultur mit eigenen Augen zu sehen, zur Reife. Die Zurüstungen zu dieser Reise, von der man eine gänzliche Umgestaltung der militärischen Verhältnisse fürchtete, erregten stärker als je den Unwillen der Strjelitzen; eine neue Verschwörung gegen das Leben des ihnen verhaßten Czaren und für die einstige Regentin Sophia kam im Hause des Staatsraths Sokownin zu Stande, wurde jedoch durch den persönlichen Muth P.'s völlig vereitelt (den 2. Febr. 1697). Nachdem er hierauf in Moskau eine interimistische Regentschaft bestellt hatte, trat er im April 1697 die Reise an mitten unter einer Gesellschaft von Russen, welche gleich einer damals üblichen großen Gesandtschaft die vornehmsten Höfe Europas besuchen sollte und an deren Spitze der General le Fort stand. Über Riga und Mitau gelangte man nach Königsberg, wo P. unerkannt (und doch mit großer Pracht unter den Übrigen) empfangen vornehmlich die brandenburgische Regierungsverfassung kennen lernte. Er verließ diese Residenz des Churfürsten Friedrich III. am 9. Juni und eilte über Berlin, Magdeburg und Kleve nach dem Ziele seiner Wünsche, nach Amsterdam. Unermüdet war er in der Befriedigung seiner Wißbegierde, die auf den Schiffswerften und unter den Seesoldaten nicht minder, wie in den unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker und in dem rastlosen Gewühle der Kaufleute reiche Nahrung und einen immer neuen Reiz empfing. Sein Incognito schützte ihn lange vor zeitraubenden Ehrenbezeigungen, bis man ihn im Dorfe Saardam erkannte, wo er 7 Wochen hindurch bei einem Schiffsbaumeister als Lehrling unter dem Namen Peter Michaelow arbeitete. Nach dieser Übung nahm er wieder in Amsterdam Unterricht in der Mathematik und Naturkunde und der Anatom Ruysch lehrte ihm chirurgische Operationen. Ein Schiff von 60 Kanonen, bei dessen Erbauung er selbst mit Hand angelegt hatte, kaufte er und schickte es nach Archangel. Eine Einladung des Königs Wilhelm III. führte ihn im Januar 1698 nach England. Vorzugsweise hielt er sich in Deptfort bei den großen Schiffswerften für die königliche Flotte auf und wie hier, so erschien er auch zu London in der Tracht eines Matrosen oder in einfacher bürgerlicher Kleidung, um desto sorgfältiger alle Gegenstände der Kunst bis auf den Anfang

ihrer Entstehung kennen zu lernen; besonders beschäftigten ihn in dieser Hauptstadt die Uhrmacher und Astronomen und die Betrachtung der großartigen Paläste, der öffentlichen Gebäude und Gartenanlagen. Auf einer ihm von Wilhelm III. geschenkten Jacht von 24 Kanonen fuhr er wieder nach Holland, nachdem er vorher 28 Capitains von Kriegs- und Kauffartheischiffen, 40 Lieutenants, 30 Lootsen, 30 Wundärzte, 250 Kanoniere und über 300 Künstler in Sold genommen und nach Rußland abgesendet hatte. Von den Niederlanden begab er sich nach Dresden und Wien, wo das Militairwesen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Schon war er im Begriffe, noch nach Italien abzureisen, als ihn die Nachricht von einem gefahrvollen Aufstande der Strjelitzen (im Aug. 1698) nach Moskau zurückrief. Diese meuterische Soldateska hatte die gefangene Sophia, welche auch jetzt wieder die geheime Seele der Verschwörung war, förmlich durch eine Bittschrift aufgefordert, die Regentschaft zu übernehmen, mit offener Gewalt den bestehenden Verhältnissen den Untergang bereitet und war vom General Gordon in einer Schlacht überwunden worden, in der mehrere Tausende in Gefangenschaft geriethen. Der Czar, nachdem er noch im Flecken Rawa wichtige Unterhandlungen mit dem polnischen Könige August II. gepflogen hatte, erschien den 4. Sept. 1698 in Moskau und hielt ein grausames Blutgericht. Über 2000 Aufrührer mußten mit dem Leben büßen; mehrere Wochen hindurch dauerten die ununterbrochenen Hinrichtungen, bei denen P. selbst schlachten half; um Sophiens Kloster wurden gegen 200 Galgen errichtet und vor ihren Fenstern die drei Bittsteller mit einem Blatt Papier in den Händen aufgeknüpft, gegen 500 mit der Verbannung begnadigt und der Rest der Strjelitzen im Jahre 1704 in Astrachan endlich ganz vernichtet. Sophia erhielt ein strenges Gewahrsam und mußte sich nun selbst alle fernere Unternehmungen versagen. Auch seine Gemahlin, Eudoxia, die ihn durch gerechte Eifersucht erzürnt hatte, beschuldigte P. der Theilnahme an der Verschwörung und entließ sie in das Kloster Susdal, wo sie nun unter dem Namen Helena lebte. Solchen Schlägen der Gewalt folgte die grauenvolle Ruhe eines Kirchhofs, die jedoch bald der lebendig schaffende Geist des Alleinherrschers unterbrach und verdrängte. Neue Regimenter wurden errichtet, die Civilbehörden umgestaltet und vermehrt, viele Schulen und andere wissenschaftliche Anstalten gestiftet, auch mehrere Buchdruckereien angelegt, sogar die deutsche Kleidung nach anbefohlenen Mustern eingeführt und das Tragen der Bärte abgeschafft. Zur Belohnung ausgezeichneter und treuergebener Officiere diente der gestiftete Andreasorden (s. d. Art.). Nicht minder wichtig waren die Neuerungen in kirchlichen und häuslichen Angelegenheiten. Allen Fremden wurde völlige Religionsfreiheit zugesichert und allein den Jesuiten der Eintritt in das Reich untersagt; blos Capuziner sollten Geistliche der katholischen Kirche sein. Auch die unumschränkte Gewalt des russisch-griechischen Patriarchats brach P., als er nach dem Tode des Patriarchen Hadrian (1700) die Bischöfe des Reichs an einer neuen Wahl verhinderte, indem er sich an die Spitze der griechischen Geistlichkeit in seinem Reiche stellte und darauf das ganze Kirchenregiment der heiligen Synode in Moskau, einer Körperschaft aus geistlichen und weltlichen Räthen, unterwarf (s. griechische Kirche). Wesentlich förderte er auch die sittliche Bildung dadurch, daß er nach dem Vorbilde seines Hofes und der Großen das weibliche Geschlecht aus der bisherigen sklavischen Abgeschlossenheit und Gefangenschaft befreite und des geselligen Umgangs zu würdigen lehrte. — Mittlerweile war das Bündniß zwischen Dänemark, Polen und Rußland zu Stande gekommen (1699), das den nordischen Krieg (s. d. Art.) herbeiführte. Die Russen erlitten zwar bei Narwa (s. d. Art.) eine schreckliche Niederlage; doch bald setzte P. die Armee wieder in guten Stand und versah sie sowohl mit einer stärkern Reiterei als auch mit einem beträchtlichern Artilleriepark, zu dessen Feldstücken selbst viele Klöster und Städte das Metall ihrer Glocken liefern mußten, concen-

trirte seine Macht zwischen Pleskow und Nowgorod und errichtete im Kreml zu Moskau ein Zeughaus. Dem Fürsten Prozorowski in Archangel, gegen welche Stadt die Schweden einen feindlichen Angriff vorbereiteten, gab er Befehl für die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln zu sorgen und förderte sie vom Mai bis zum September 1702 durch seine persönliche Gegenwart. Die Russen verheerten unterdessen Liefland und Esthland; der schwedische Generalmajor Schlippenbach ward vom Feldmarschall Scheremetew den 1. Jan. 1702 bei dem Dorfe Errestfer unweit Dorpat geschlagen; Apraxin errang auf dem Ladogasee und in Ingermannland und Gulitz auf dem Peipussee große Vortheile; bei Hummelhof am Fluß Embach erlitten die Schweden eine völlige Niederlage (im Juli) und die festen Städte Wolmar und Marienburg wurden von Scheremetew im August erobert und zerstört, wobei auch „das Mädchen von Marienburg," nachherige Kaiserin Katharina I. (s. d. Art.) unter den Gefangenen erbeutet wurde. Im folgenden Monate versammelte der Czar, der sich unter seinen Feldmarschall als Bombardiercapitain stellte, das Hauptheer vor Nöteburg, zwang die Besatzung nach einem fürchterlichen 13stündigen Sturme vom $\frac{1}{1}\frac{1}{2}$. Oct. zur Capitulation (den $\frac{1}{1}\frac{1}{3}$. Oct.), nannte es hierauf Schlüsselburg und ließ es noch in diesem Jahre (1702) unter den Gouverneur Menczikoff stark befestigen. Ein glänzender Triumphzug in Moskau folgte diesen Ereignissen (im Dec.). Im nächsten Jahre (1703) kam auch Nienschanz unweit des Ausflusses der Newa am 1. Mai in die Gewalt der Russen und P. selbst eroberte mit Menczikoff am 7. zwei feindliche Schiffe, wofür er sich vom Admiral Golownin den Andreasorden umhängen ließ. Kaum war jener sichere Landungsplatz an der Ostsee gewonnen, als der Czar sogleich Anstalten zur Gründung einer Stadt auf der Insel Ljust-Elant (Lustinsel) traf, womit den $\frac{1}{2}\frac{6}{7}$. Mai 1703 der Anfang gemacht wurde. Durch riesenhafte Anstrengungen, denen sich viele Tausende von Leibeigenen, die man auf 200 Meilen weit zusammenholte, mehrere Jahre lang unterziehen mußten, gelang es schon nach 4 Monaten die Festungswerke zu vollenden, welche das neue St. Petersburg (s. d. Art.) umgeben sollten. Menczikoff erbaute noch in demselben Jahre die feste Schanze Kronslot und P. auf der Insel Retusari ein Jahr später die Festung Kronstadt; auch wurden bei Olonetz neue Schiffswerften errichtet. Außerdem sorgte P. unermüdlich für den Gewerbfleiß seiner Unterthanen; er ließ zur Veredelung der Schafzucht aus Polen Schafe und Schäfer kommen, in Manufacturen in Leinwand und Papiermühlen und den Werkstätten der Büchsenschäfter und Stückgießer, die er aus Deutschland verschrieben hatte, manche niegekannte Erwerbsquellen eröffnen, auch in Sibirien Bergwerke anlegen und machte neben den Kopeken die Rubel zuerst zu einer wirklichen Münze. Unterdessen blieb ihm das Kriegsglück treu. Auf dem Peipussee erfocht der Generalmajor von Werden über eine Flottille von 13 Segeln einen glänzenden Sieg, in welchem er 12 Schiffe erbeutete und nur das 13., das Feuer fing, verlor. Hierauf eroberten die Russen den 13. Juli Dorpat, den 9. Aug. Narwa, das eine Belagerung von mehr als 3 Monaten ausgehalten hatte, und durch Capitulation den 16. Aug. Iwangorod; der schwedische General Schlippenbach ward bei Wesenberg vom General Rönne nach Reval und eine andere feindliche Abtheilung in Samogitien vom Fürsten Repnin nach Riga zurückgedrängt. Der Czar sah indessen den Bau von 15 Kriegsschiffen bei Olonetz vollendet, legte hierauf die Admiralität in St. Petersburg an, förderte auch in Woronesch den Schiffbau und, nachdem er im Dec. einen glänzenden Triumphzug in Moskau gehalten hatte, wendete er zu Anfange des Jahres 1705 seine Blicke wieder der Ostsee zu. Hier hatte die neue Hauptstadt einen zweimonatlichen Angriff der Schweden (im Juni und Juli) zu bestehen, der mit ihrer Flucht und großem Verluste endete. Mit Gelassenheit hörte P. den Bericht von der bei Gemauerthof den 19. Juli verlorenen Schlacht, da die Schweden eben so viele Leute verloren hatten, besetzte hier-

auf das am 5. Sept. zur Capitulation gezwungene Mitau und besprach sich im Oct. mit August II. in Grodno, welche Stadt im Febr. 1706 Karl XII. hart bedrängte, währenddem sein General Rhenskjöld die vereinigten Sachsen und Russen bei Fraustadt (den 3. Febr.) schlug, wofür sich die Russen in dem Siege bei Kalisch vom 18. Oct. rächten. Je weiter nach Westen zu bedeutende russische Truppenabtheilungen entfernt worden waren, um so gefahrdrohender war für den Czar der schon im Sept. geschlossene und bis im Dec. 1706 geheimgehaltene altranstädter Friede, welcher ihn dem schwedischen Helden nun allein Preis gab. Ein großer Theil der russischen Armee hielt Polen besetzt, das P. wegen der weiten Entfernung von seinen Landen in weise angeordneten Rückmärschen räumte und den Feind in sein eigenes Reich hineinlockte, wo er besonders Moskau und Petersburg in sichern Vertheidigungszustand setzen ließ (im Jahre 1707). Mit August II. unterhielt er einen geheimen Briefwechsel. Während aber Karl XII. in die Ukraine vordrang, bemeisterten sich die Russen immer erfolgreicher der Provinzen Ingermannland, Esthland und Liefland, verringerten durch Streifzüge die schwedischen Heere mit jedem Monate, schlugen in 6 Angriffen innerhalb 3 Tagen (im Sept.) bei dem Dorfe Ljesna und zwischen den Dnjepr und den Sozcha den General Löwenhaupt, rückten darauf in die Ukraine, wo Baturin, Mazeppa's Residenz, von Menczikoff verbrannt wurde (im Nov.), und schlugen im Juni 1709 bei Pultawa das vielfach geschwächte schwedische Heer. Am 30. Juni zwang noch Menczikoff die unter Löwenhaupt entronnenen 16000 Schweden bei Perewolotschna am Dnjepr, sich zu ergeben, die wider den eingegangenen Capitulationsvertrag im russischen Reiche zerstreut und dem Elende Preis gegeben wurden. Glänzende Belohnungen empfingen die russischen Officiere, P. selbst aber nahm von ihnen die Stelle und den Titel eines Generallieutenants bei der Landarmee und Admirals auf der Flotte an. Während nun Karl XII. von Bender aus in Constantinopel gegen Rußland durch Poniatowski intriguirte, drang P. in Polen vor, vertrieb den neuen König Stanislaus und erneuerte in einer Unterredung mit August II. zu Thorn (den 7. Oct.) das Bündniß mit Sachsen, dessen Truppen bereits in dieses Land eingefallen waren, so wie auch die Dänen in ihren wiewohl vergeblichen Angriffen auf Schonen die eingegangene Allianz thätig veröffentlichten. Die Russen bemächtigten sich hierauf der ganz blosgestellten Provinzen Liefland, Esthland und Karelien; am $\frac{28.\ \text{Jan.}}{8.\ \text{Febr.}}$ 1710 ergab sich Elbing, den 13. Juni Wiborg, den 4. Juli Riga, das seit dem Nov. 1709 blokirt worden war, den 15. Aug. Pernau, im Aug. die Insel Ösel mit der Festung Arensburg, den 8. Sept. Kexholm und den 29. Sept. Reval. Während dieser Unternehmungen war P. für die Vergrößerung der Stadt Petersburg, die ihm schon als Residenz galt (was sie jedoch erst eigentlich ward, als im April 1712 der dirigirende Senat Moskau verließ und in der neuen Hauptstadt für immer seine Sitzungen eröffnete), rastlos bemüht; er befahl den Grund zum Alexander-Newski-kloster zu legen und feierte hier mit prachtvollem Glanze die Vermählung der Prinzessin Anna Iwanowna mit dem Herzoge von Kurland (den 31. Oct.). Unterdessen hatte Karl XII. den türkischen Sultan für seine Zwecke zu stimmen vermocht, der russische Botschafter Tolstoi meldete im Dec. den Bruch mit der Pforte (vom 21. Nov.), Scheremetew bekam eilig Befehl, aus Liefland nach der türkischen Grenze aufzubrechen, in Moskau ward im Febr. ein dirigirender Senat eingesetzt und in dieser Stadt am 25. Febr. 1771 die Kriegserklärung an die Türkei bekannt gemacht. Im April brach P. mit seiner Gemahlin Katharina nach dem Hauptheere auf, das aus ungefähr 40000 M. bestand, führte es, im Vertrauen auf den zugesicherten Beistand der Hospodaren in der Moldau und Wallachei, von Jassy am Pruth hinab bis zum Dorfe Falczin. Ihm entgegen rückte der Großwesir Baltadschi Muhammed mit 270000 M., von denen fast die Hälfte der Rei-

terei angehörte, setzte einen Theil der Mannschaft über den Fluß und schloß das russische Heer, das bereits an allen Lebensmitteln den fühlbarsten Mangel litt, auf allen Seiten ein, so daß P. sich schon verloren glaubte und einer verschlossenen Verzweiflung hingab (im Juli 1711). Aus dieser augenscheinlichen Gefahr befreite ihn mit bewundernswürdiger Verschlagenheit seine Gemahlin, welche durch ihren insgeheim übersendeten Juwelenschmuck den Großwesir so zu bestechen wußte, daß er den angebotenen Waffenstillstand, den wenige Tage darauf der ersehnte Friede vom $\frac{12}{23}$. Juli 1711 folgte, einging und sogar das ausgehungerte Heer des Czars mit Lebensmitteln zur Rückreise versorgte. Nach diesem Frieden trat P. Asow und das am 11. Juli vom General Rönne eroberte Brailow an die Pforte ab und verpflichtete sich alle an der türkischen Grenze neu erbauten Festungen und Fortificationen zu schleifen. Zum Andenken an Katharinen's männliche Klugheit und Unerschrockenheit während dieser Ereignisse stiftete P. nachmals den 24. November 1714 den Orden der heiligen Katharina und legte ihn der Czarewna mit eigner Hand um. Im Sept. des Jahres 1711 besuchte P. zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Heilquellen in Karlsbad, unterrichtete sich auf der Hinreise von dem Baue und der Einrichtung der freiberger Bergwerke, feierte auf der Rückreise den 14. Oct. zu Torgau die Vermählung seines Sohnes Alexei Petrowitsch mit der braunschweigischen Prinzessin Charlotte Christine und pflog in Crossen mit dem Kronprinzen von Preußen und dänischen Gesandten Unterhandlungen wegen der Blokade von Stralsund, das nebst Stettin und Wismar noch von den Schweden behauptet wurde. Diese Städte nebst der Insel Rügen, welche besonders der tapfere General Steenbock vertheidigte, wünschte P. sehnlichst zur Übergabe zu zwingen, um dem Feinde die letzten deutschen Besitzungen an der Ostsee zu rauben, und betrieb daher fast das ganze Jahr 1712 hindurch, eine wiederholte Reise nach Karlsbad und Teplitz im Sept. und Oct. abgerechnet, in Pommern und Holstein persönlich unter Menczikoff's Oberbefehl mit der sächsischen und dänischen Armee die engere Einschließung dieser festen Plätze. Da jedoch zwischen den drei alliirten Heeresabtheilungen oft wenig Eintracht herrschte, gelang es P. nicht, die Niederlage der Dänen und Sachsen bei Gadebusch (den 20. Dec.) und die Einäscherung Altonas (den 9. Jan. 1713), wofür nachmals von den Russen Garz und Wolgast verbrannt wurden, zu verhindern; er schloß aber den gefürchteten General Steenbock noch in Tönningen ein, wo er sich darauf im Mai an Menczikoff ergeben mußte. Jedoch wäre dieser so begünstigte Feldmarschall fast in bleibende Ungnade gefallen, als er nach glücklichen Operationen in Pommern dieses Land nach der Übergabe von Stettin im Sept. 1713 zu Anfange des Jahres 1714 unter Preußens Obhut neutralisiren ließ, was zwischen den verbündeten Mächten, denen noch dazu einzeln nach und nach von Schweden Friedensanträge gemacht wurden, Mißhelligkeiten zur Folge hatte. Sie waren um so auffallender, je erfolgreicher P. vom April 1713 bis zu Ende des Jahres 1714 in Finnland zu Lande und zur See kämpfte. Tawasthus fiel in die Hände der Russen (im Oct. 1713), die Flotte derselben behauptete den finnischen Meerbusen, erfocht einen nicht unbedeutenden Sieg bei Tweremünde im Juli 1714 und drang unter dem Befehle des Admirals Apraxin im Oct. bis Christianstadt und Wasa vor, währenddem auch die Feste Nyslot sich im Juli an den Obersten Schuwalow ergeben hatte. Bei dem feierlichen Triumpheinzuge in Petersburg (Sept.) ernannte Romadanowski, der an der Spitze der Regierung stand, den Czar zum Viceadmiral der Flotte, der darauf die Tapferkeit seiner Officiere, besonders des Generals Weide, durch nicht geringere Belohnungen zur öffentlichen Anerkennung brachte. Da erscholl die Nachricht von der Ankunft Karl's XII. in Stralsund (den 22. Nov. 1714), der seit dem Feldzuge am Pruth zweimal Bewegungen türkischer Heeresabtheilungen nach der russischen und polnischen Grenze, aber ohne Erfolg, bewirkt hatte, da P. immer in diesen

Gegenden ein Observationscorps unterhielt, durch die Beschleunigung der Ausgleichung wegen der abgetretenen südlichen Länderstriche die Pforte zufrieden stellte und seine Diplomaten in Constantinopel ununterbrochen für die Aufrechthaltung des Friedens arbeiten ließ. Während nun P. im Jahre 1715 durch seine Flotte, welche durch holländische und englische Schiffe verstärkt wurde, die schwedischen Küsten und Inseln beunruhigte, ging unter Weide, Repnin und Scheremetew ein Landheer nach Pommern ab, das aber zum Theil von der Blokade Stralsunds und Wismars eine Conföderation des polnischen Adels nach der Weichsel rief. Die genannten Festungen capitulirten im Dec. 1715 und im März 1716, da aber den Russen die Mitbesetzung nicht gestattet ward, so hätte die Allianz im ersten Zorne des Czaren beinahe sich in eine Spaltung umgewandelt. In der ersten Hälfte des Jahres 1716 machte P. mit der Czarewna eine Reise nach Danzig, Stettin, Hamburg, Pyrmont, von da zurück über Rostock nach Kopenhagen, wohin bereits 15000 M. zu Fuß und 6000 Reiter aus seinem Reiche aufgebrochen und zu 21 russischen noch 21 dänische und 20 englische Schiffe versammelt waren, um unter seinem Obercommando einen Einfall in Schonen zu forciren. Allein das ganze Project scheiterte an den geheimen und öffentlichen Zwistigkeiten, welche besonders der hanöverische Minister Bernstorf, der über die im April 1716 vollzogene Vermählung des Herzogs von Meklenburg mit einer russischen Prinzessin ergrimmt war, durch gewissenlose Intriguen nährte, so daß nicht blos der englische Admiral Norris sich zweideutig benahm, sondern der dänische Hof dem falschen Gerüchte Glauben bewies, nach welchem P. Kopenhagen in seine Gewalt zu bekommen trachte. Die russischen Generale, das Mißliche der Unternehmung, noch dazu im Spätherbste, erkennend, riethen ohnedieß von einer Landung in Schonen ab und P. ließ seine Truppen nach Meklenburg übersetzen und daselbst überwintern. Hierauf reiste er nach Amsterdam, wo er sein altes Saardam besuchte und vom 16. Oct. bis 4. April 1717 da verweilte, und von da über Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge und Dünkirchen nach Paris. Die Denkwürdigkeiten und Kunstschätze boten seinem wißbegierigen Geiste reichliche Nahrung, jedoch verfehlte er den politischen Zweck, außer einem Handelsvertrage auch eine Trennung zwischen Frankreich und England zu erzielen. Über Haag und Amsterdam, das ihn wieder 4 Wochen lang fesselte (im Aug.), begab er sich nach Berlin und Petersburg, das er im Oct. 1717 erreichte. Mittlerweile hatten seine Truppen größtentheils Meklenburg verlassen (1717) und der Generaladmiral Apraxin hatte bei Aland manches glückliche Seegefecht bestanden (vom Juli bis Oct. 1716) und durch seine Wachsamkeit, mit der er im Frühling und Sommer in den schwedischen Gewässern kreuzte, jedes Landen einer feindlichen Flotte an russischem Boden vereitelt. Nach der Rückkehr wurde P. mit dem traurigen Processe über seinen Sohn erster Ehe, den Czarewitsch Alexej, beschäftigt. Dieser Prinz hatte die Verstoßung seiner Mutter Eudoxia Fedorowna Lapuchin schmerzlich empfunden und sich von dem öffentlichen Leben schwermüthig zurückgezogen, war von Priestern, welche die kirchlichen Neuerungen längst haßten, erzogen worden und immer von Russen, deren Adelsrechte bei der Umgestaltung des Reichs manche Beschränkung erfahren hatten, umgeben gewesen und bemerkte nur zu oft das Mißfallen des Vaters, der ihn scharf tadelte, weil ihn weder das Militairwesen noch Staatsangelegenheiten beschäftigten. Mit einem Scheine von Demuth erklärte er endlich, in den geistlichen Stand treten und auf die Thronfolge verzichten zu wollen, erschien aber dabei höchst verdächtig, mit geheimen Planen umzugehen, wenigstens nach P.'s Tode eine Reaction im Sinne altgläubiger Russen zu bewirken. Während jener Abwesenheit des Czaren im Auslande flüchtete sich Alexej zu seinem Schwager Karl VI. in Wien, der ihn heimlich auf einem Schlosse bei Neapel in Sicherheit brachte. Allein P. erfuhr im Juli 1717 durch abgesendete Kundschafter seinen Aufenthalt und forderte vom Kaiser Karl VI.

seine Zurückgabe, die der Czarewitsch in eine freiwillige Rückkehr verwandelte. Auf Befehl seines Vaters ward nun eine förmliche Untersuchung gegen ihn und seine Mitschuldigen, die seine Flucht befördert hatten, eingeleitet, und wiewohl er nochmals auf die Krone zu Gunsten seines Stiefbruders Peter's verzichtete und äußerlich tiefe Reue zeigte, fällten doch die weltlichen Stände, da von seinen Genossen mehrere ihn hart beschwerende Geständnisse erpreßt worden waren, über ihn als einen Staatsverbrecher das Todesurtheil. Ohne festen Entschluß, ob er dasselbe wolle vollziehen lassen, befahl P. doch es seinem Sohne vorzulesen, der dabei von einem solchen Schrecke befallen wurde, daß er erkrankte und wenige Tage darauf starb (den $\frac{\text{26. Juni}}{\text{7. Juli}}$ 1718). Der Czar beweinte ihn öffentlich bei dem prachtvollen Leichenbegängniß, machte aber durch eine Denkmünze bekannt, daß nach diesem Todesfalle der Thron gerettet sei. Falsch waren die Gerüchte von einer Enthauptung oder Vergiftung desselben. (Vergl. Halem, „Leben Peter's des Großen", Bd. 2. S. 250 ff.) Ernstlicher als früher dachte nun P. an die Erringung des Friedens, der ihm vom schwedischen Minister Görz schon 1717 in Amsterdam geboten worden und auf dessen Betrieb im Mai 1718 der Congreß zu Aland zusammengetreten war, aber vergebens gearbeitet hatte, als dieser hochverdiente Mann nach Karl's XII. Ermordung (den 11. Dec. 1718) der schwedischen Adelspartei den 28. Febr. 1719 zum Opfer fiel. In dem politisch verworrenen Cabinette zu Stockholm erlangten zuerst die Engländer (den 20. Nov. 1719), dann die Preußen (den 21. Jan. 1720) und die Dänen (den 3. Juli 1720) den an Schweden theuer verkauften Frieden: nur den Russen verweigerte man die eroberten Besitzungen. Da ließ P. dem Feinde in ächt barbarischer Weise seinen Zorn fühlen. Apraxin landete an der Küste von Upland (im Juli 1719) und in Kurzem waren 13 Städte, 361 Dorfschaften mit 43 Mühlen, 141 adelige Güter, 16 Eisen- und Kupferwerke und große Strecken von Waldungen der Vernichtung anheimgefallen, wobei die Einwohner aufs Grausamste gemartert und hingeopfert wurden und der Staat einen Schaden von mehr als 12 Mill. Thalern erlitt. Diese Raubzüge sah das folgende Jahr erneuert und Schweden sich zum Frieden gezwungen, der in Nystädt den $\frac{\text{30. Aug.}}{\text{10. Sept.}}$ 1721 nach langen Congreßverhandlungen zu Stande kam. Wiborgslehn, Karelien, Liefland, Esthland und Ingermannland wurden an Rußland abgetreten, wofür dieses 2 Mill. Thaler zahlte. Dagegen ließ P. den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp fallen, dem er den schwedischen Thron versprochen hatte. Das darauf erfolgte allgemeine Dank- und Freudenfest verherrlichten viele wohlthätige Handlungen des Czaren und eine Begnadigung aller Verbrecher, mit Ausnahme der vorsätzlichen Mörder (den 22. Oct. 1721). Der petersburger Senat ersuchte hierauf den Czaren, sich von nun an „Kaiser von Rußland, Vater des Vaterlandes, Peter der Große" nennen zu lassen. Diesen Kaisertitel, den nach ihm alle Beherrscher Rußlands geführt haben, kannten Schweden, Holland und Preußen an und bald auch die übrigen europäischen Großmächte. Hierzu kam noch das Gesetz vom 5. Februar 1722, nach welchem es jedem russischen Kaiser frei steht, seinen Nachfolger selbst zu erwählen und die Wahl zu ändern, wenn er die Tüchtigkeit des Gewählten später bezweifeln sollte. Nachdem sonach P. die Mitherrschaft auf der Ostsee erkämpft hatte, zu deren Behauptung er außer den angelegten und befestigten Häfen in Riga, Reval u. a. O. noch eine Kriegsflotte von 41 Segeln bei seinem Tode hinterließ, sicherte er auch den Handel seiner Unterthanen auf dem kaspischen Meere, was ihm in dem Feldzuge gegen Persien vom Jahre 1722—1723 durch die Eroberung der Städte Derbend und Baku und der Landstriche Gilan, Masenderan und Astarabad gelang. Seine letzte Unternehmung war gegen Schweden gerichtet (im Juli 1724), das er nöthigte, dem früher von ihm der Politik geopferten Herzoge von Holstein-

Gottorp (den er im Nov. 1724 mit seiner Tochter Anna vermählte) einen Jahrgehalt von 25000 Thalern zu ertheilen und das Recht der Thronfolge im Erledigungsfalle zu bestimmen. In den beiden letzten Jahren beunruhigte ihn lebhafter als jemals der Gedanke, daß alle seine getroffenen Einrichtungen und Entwürfe nach seinem Tode untergehen würden. Dabei litt er an einer Entzündung der Harnblase, die er lange verheimlicht hatte, und machte sie durch eine Erkältung, die er sich bei der Rettung eines Schiffes im Wasser zugezogen hatte, tödtlich, so daß er nach einer schmerzhaften Operation am $\frac{28. \text{Jan.}}{8. \text{Febr.}}$ 1725 verschied. Er hinterließ mit seiner Gemahlin und Nachfolgerin, Katharina I., zwei Töchter, Elisabeth und Anna. Zu seinem ruhmvollen Andenken ward im Jahre 1782 seine Statue zu Pferde auf einem Granitfelsen in Petersburg errichtet. — Es kann nicht geläugnet werden, daß P. dem Jähzorn ergeben war, welcher seine Launen noch fürchterlicher machte, daß seine rohen Sitten die Ausschweifungen seines ganzen Lebens noch greller hervorhoben und daß er zur Ausführung seiner Plane sich oft der grausamsten Mittel bediente. Dennoch lebte in ihm ein hoher Sinn für Kunst und Wissenschaft, für Industrie und Handel, viele Ausländer zog er in sein Reich, mit deren Hülfe die petersburger Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, wobei auch Leibnitzens (s. d. Art.) Einfluß sichtbar war, und schützte überall das Verdienst, das er gewissenhaft aufsuchte. Völlig aber änderte er die Verfassung des Reichs, beschränkte die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit und bestrafte aufs Härteste jede Veruntreuung und ungerechte Gewaltthätigkeit in der Rechtspflege. Hiervon waren selbst seine Lieblinge nicht ausgenommen, von denen mancher mit dem Leben oder in Sibirien büßen mußte, und sogar Menczikoff fühlte seinen Zorn. Endlich schuf er für Rußland erst ein eigentliches Landheer und eine Seemacht, mit welcher er seiner Regierung nach Innen und Außen eine wahrhaft europäische Kraft verlieh. So eröffnete er die Reihe der Regenten, unter denen das russische Reich eine welthistorische Bedeutung erhielt, und wenn irgend ein Monarch, so errang er mit vollem Rechte den Beinamen des Großen. — P. II. (Alerejwitsch), Enkel Peter's des Großen und Sohn des hingerichteten Großfürsten Alerej, geb. 1715, bestieg zu Folge Testaments (Mai 1727) den Thron unter der Vormundschaft der Prinzessinnen Anna und Elisabeth, dem Herzoge von Holstein, dem Fürsten Menczikoff und 5 Senatoren des Reichs. Menczikoff's Anmaßungen dabei führten zwar dessen Sturz herbei; doch wollten bald die ihm folgenden Dolgorucki's dergleichen thun, als P. schon am 9. Febr. 1730 an den Pocken starb. — P. III. (Fedorowitsch), Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp und Annens, der ältesten Tochter Peter's I., geb. zu Kiel 1728, hieß eigentlich Karl Ulrich, ward aber, da mit Peter II. der Romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, von der Kaiserin Elisabeth nach Petersburg berufen, zum Großfürsten von Rußland ernannt (18. Nov. 1742) und, nachdem er die griechische Religion angenommen hatte, zum Thronerben erklärt. Zu gleicher Zeit rief ihn der Reichssenat zu Stockholm auf den Thron Schwedens, für den er aber seinen Oheim Adolph Friedrich empfahl. Seine Erziehung, die in Rußland hatte vollendet werden sollen, war absichtlich vernachlässigt worden; daher es auch kam, daß er, mehreren rohen Leidenschaften nachhängend, schon während des Lebens der Kaiserin Elisabeth mit seiner Gemahlin in Mißverhältnisse gerieth, die bei den Liebesintriguen Katharinens mit mehreren Großen und P.'s mit der Fürstin Woronzow immer gespannter wurden. Nach dem Tode der Elisabeth (Anfang 1762) bestieg P. den erledigten Thron und ererbte einen glücklich begonnenen Krieg gegen Friedrich II., mit dem er aber, ein warmer Bewunderer und vieljähriger Freund desselben, nicht nur sogleich Frieden schloß und ihm in demselben das ganze eroberte Preußen zurückgab, sondern auch seine eigenen Truppen mit den Preußen gegen das mit Rußland verbündete Östreich schickte. Er rief unter andern zahlreichen nach Sibirien Verbannten Lestocq, Biron

und Münnich zurück, erlaubte dem russischen Adel wieder ins Ausland zu reisen und in fremden Heeren zu dienen, hob die vielen Großen so gefährlich gewordene geheime Polizei auf und verfügte viele Verbesserungen in der Finanzverwaltung und in der Rechtspflege. Hatte er aber schon durch die schnelle Veränderung des politischen Systems gegen Preußen nnd Dänemark und durch seine Verordnungen gegen die Bilder und gegen die Geistlichkeit vieles Mißvergnügen erregt, so hatte er noch mehr durch die Geringschätzung der Großen des Reichs, so wie durch seine Vorliebe für die Holsteiner, den Stolz der Russen verletzt und eben hatte er sich zum Kriege gegen Dänemark wegen der Rechte des Hauses Holstein gerüstet und wollte sich an die Spitze der ins Meklenburgische vorgerückten Truppen stellen, als plötzlich eine längst vorbereitete Verschwörung, von seiner Gemahlin Katharina II. (s. d. Art.) geleitet, ausbrach. Er befand sich auf seinem Lustschlosse Oranienbaum, während Katharina in Petersburg von den Garden zur Kaiserin ausgerufen wurde (9. Juli). Vergebens ermahnte der alte General Münnich ihn zur muthigen Gegenwehr. Verzagt übergab er sich seinen Feinden, entsagte der Krone (10. Juli), rettete aber sein Leben nicht. Er starb auf einem Landhause unweit Petersburg eines gewaltsamen Todes am 14. Juli 1762. 2. 25.

Peter ist der Name mehrerer Könige von Aragonien. — P. I., der Sohn des Königs Sancho aus dem Hause Bigorre, ward während der Belagerung von Huesca, bei welcher sein Vater den Tod gefunden hatte, von der Armee zum Könige ausgerufen (1094). Nachdem er zuvörderst die früher eng beschränkte königliche Gewalt wieder hergestellt und das Wahlrecht der Stände vernichtet hatte, zog er gegen die Mauren zu Felde, schlug sie und ihren Verbündeten, den König Alphons VI. von Castilien zu wiederholten Malen, unter andern in der entscheidenden Schlacht bei Alcantara (18. Nov. 1096), und bekam bald darauf Huesca in seine Gewalt. Gleiches Glück krönte seine Waffen in den späteren, fast ununterbrochenen Feldzügen gegen die Mauren, wobei er stets in hohem Grade persönliche Tapferkeit bewies. Dieser kräftige Fürst starb im Jahre 1104. — P. II., der Sohn Alphons' II. aus dem barcelonischen Hause, ward im Jahre 1196 König von Aragonien und zugleich auch von Catalonien. Eine harte Verfolgung der Waldenser und Unterdrückung einer in Catalonien zwischen einigen Großen entstandenen Fehde war sein erstes Regierungsgeschäft. Hierauf begab er sich nach Rom und ließ sich von Innocenz III. krönen, nicht ohne dafür dem römischen Stuhle besonders hinsichtlich der Besetzung der geistlichen Pfründen wichtige Rechte zu überlassen. Nach seiner Rückkehr nahm er rühmlichen Antheil an der großen Schlacht gegen die Mauren bei Navas de Tolozo (16. Juli 1212), fiel aber am 17. Sept. des folgenden Jahres in der Schlacht bei Muret, welche der Graf von Toulouse, sein Schwager, an der Spitze der Albigenser gegen den Grafen Simon von Montfort verlor. Ihm folgte unter Vormundschaft sein Sohn Jakob. — P. III., genannt der Große, geb. 1239, hatte sich bereits durch ruhmvolle Kämpfe gegen die Mauren einen gefürchteten Namen erworben, als ihm nach seines Vaters Jakob I. Tode im Jahre 1276 der aragonische Thron anheimfiel. Kühn und herrschsüchtig weigerte er sich gleich anfangs die Privilegien der Großen nach herkömmlicher Sitte eidlich zu bestätigen und unterdrückte mit Strenge einen darüber ausgebrochenen Aufstand. Neue im Jahre 1280 durch den Grafen von Foix erregte Unruhen dämpfte er ebenfalls und wandte nun seine eroberungssüchtigen Blicke nach Sicilien, auf welches er als Schwiegersohn des Königs Manfred in der That gerechtere Ansprüche hatte, als der Usurpator Karl von Anjou. Auch gelang es ihm nach der sicilianischen Vesper (Ostertag 1282) festen Fuß in Sicilien zu fassen und er schlug, nachdem er allgemein als König anerkannt und gekrönt war, die Flotte Anjou's entscheidend aufs Haupt. Ohne Notiz von dem über ihn verhängten Kirchenbanne zu nehmen, lud er hierauf Karl von Anjou auf den 1. Juni des Jahres 1283 nach Bor-

deaux zum Zweikampfe, erschien auch zur bestimmten Zeit, verließ aber Tags die Stadt wieder unter dem (wahrscheinlich auch begründeten) Vorgeben, daß ihm von seinem Gegner hinterlistig Gefahr drohe. So nahm der Krieg seinen Fortgang und wurde für P. schwieriger als je, da er außer Karl von Anjou auch noch den König Philipp den Kühnen von Frankreich zu bekämpfen hatte. Der Feldzug von 1284 war indeß glücklich für ihn. Anjou's Flotte wurde geschlagen und dessen Sohn, Prinz Karl von Salerno, selbst gefangen, worauf der Papst die sicilische Krone an Karl von Valois, den Sohn Philipp's des Kühnen verschenkte. Letzterer brach somit im Jahre 1285 mit einem 100000 Mann starken Heere in Catalonien ein, machte aber um so geringere Fortschritte, als seine Flotte von P. geschlagen und der wichtige Waffenplatz Rosas bald weggenommen wurde. Er zog sich daher bald wieder zurück. P. sah sich kurz darauf durch den Tod seines Gegners aller Besorgniß enthoben, ward jedoch plötzlich krank und starb am 10. Nov. 1285 befreit vom Kirchenbanne zu Villafranca de Penades. Ihm folgte sein Sohn Alphons III. — P. IV., zubenannt der Ceremoniöse, auch der Grausame, geb. den 15. Sept. 1319, bestieg den Thron nach seines Vaters Alphons' IV. Tode im Jahre 1336. Kenntnißreich und tapfer, dabei äußerst thätig und entschlossen, aber auch listig, ehrgeizig und grausam, erscheint dieser Fürst in vielen Stücken seinem Zeitgenossen Peter dem Grausamen von Castilien ähnlich. In eine ununterbrochene Reihe von inneren und auswärtigen Kämpfen verflochten, die er zum Theil selbst hervorrief, zeigte er eine Härte und Unbeugsamkeit, die ihn oft in die gefährlichste Lage verwikkelte und häufig an den Rand des Verderbens brachte. So hatte er gleich anfangs, nachdem er sich dem Erzbischofe von Saragoza zum Trotze die Krone selbst aufgesetzt hatte, einen gefährlichen Aufstand seiner Großen zu bekämpfen, weil er ihnen weder neue Rechte zugestehen, noch die alten bestätigen wollte. Hart bedrängt von zwei Unionen, der sogenannten aragonischen und valencianischen Union, trug er zuletzt doch den Sieg davon und befestigte ihn durch zahlreiche Hinrichtungen der Rädelsführer. Hierauf fand er die längst gesuchte Ursache zum Streite mit dem Könige Jakob II. von Majorca, seinem Schwager, und nahm ihm sein Reich, überzog dann Sardinien, welches sich der aragonischen Herrschaft entschlagen wollte, mit Krieg und führte den langedauernden glücklich, während er zu gleicher Zeit rühmlich gegen die Mauren focht und einen mit Peter dem Grausamen von Castilien ausgebrochenen Kampf nicht immer siegreich zwar, doch rühmlich und unerschrocken fortsetzte. Durch seine Unterstützung besonders blieb Graf Heinrich von Trastamare siegreich gegen Peter von Castilien, worauf auch er von dieser Seite wenigstens im Jahre 1374 Friede erhielt. Seine Ländergier veranlaßte ihn später die Erbin Siciliens, Maria, die Braut Johann Galeazzo's von Mailand, bei einer sich ihm darbietenden Gelegenheit gefänglich zurückzuhalten und an seinen Enkel Martin zu vermählen, auch machte er im Jahre 1382 einen obwohl unglücklichen Versuch, sich des Herzogthums Athen zu bemächtigen. Nach dieser Zeit gerieth er noch mit den aragonischen Ständen wegen seines Sohnes und Nachfolgers Johann (I.) in ernste Zerwürfniß, doch wurde im Jahre 1386 die Ruhe wieder hergestellt und um diese Zeit auch die Verwirrung in Sardinien endlich beseitigt. Bald darauf starb P. nach 51jähriger Regierung den 5. Jan. 1387. 22.

Peter der Grausame, König von Castilien und Leon, ein berüchtigter Fürst, geb. den 30. Aug. 1334 zu Burgos, übernahm die Zügel der Regierung erst 16 Jahre alt nach seines Vaters Alphons' XI. Tode im Jahre 1350, anfangs jedoch unter der Vormundschaft seiner Mutter, Maria von Portugal, und Albuquerque's, seines Lehrers und Günstlings. Unter des Letztern, eines verdorbenen Wüstlings, Leitung erhielt sein leidenschaftliches, ungestümes Wesen eine gänzlich verfehlte Richtung und die natürliche Härte seines Gemüths ward bald zur vollendeten Verhärtung. Rücksichtslos wüthete er seitdem einem Nero (wie man ihn auch nannte)

ähnlich gegen Freund und Feind, nichtachtend auch die engsten Bande des Bluts, schreckenerregend überall, wo er erschien, stets treulos und hinterlistig, nur selten den Schein des Rechtes bewahrend. Als erstes Opfer seiner Grausamkeit fiel Eleonore de Guzman, die Maitresse seines Vaters; von deren 4 Söhnen aber Heinrich von Trastamare, Friedrich, Ferdinand und Tello, die ihm gleichfalls gefährlich dünkten, entkam der Entschlossenste, der Graf von Trastamare, durch die Flucht nach Portugal. Gleichzeitig entstand ein Aufruhr zu Burgos (1351), dessen Urheber P. mit eigener Hand erdolchte. Dennoch wurde das Herz des Grausamen durch die Liebe zu der schönen Maria Padilla so sehr gefesselt, daß er sich sogar, wie behauptet wird, heimlich mit ihr vermählte, während öffentlich Blanka von Bourbon seine Gemahlin wurde. Selbst Albuquerque fand damals schon die Tyrannei P.'s so unerträglich, daß er entfloh und sich mit Heinrich von Trastamare verband, welcher sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt und den Bürgerkrieg begonnen hatte. Doch P. siegte in Kurzem, verstieß hierauf seine allgemein beliebte Gemahlin Blanka und vermählte sich mit Johanna de Castro, die indeß nach wenigen Monaten das Schicksal ihrer Vorgängerin theilte. Rache brütend verband sich jetzt die mächtige und einflußreiche Familie derselben mit den zahlreichen Feinden P.'s, die von Neuem die Waffen ergriffen hatten und um so mehr auf Erfolg rechneten, da der Tyrann um dieselbe Zeit in den Kirchenbann verfallen war. Trastamare selbst erschien in Toledo, welches ebenfalls abtrünnig geworden war, worauf von Tag zu Tag die Zahl der Insurgenten wuchs. Allein P. half sich durch List, wußte seine Mutter zu gewinnen und entwaffnete Toledo durch die Vorspiegelung, als wolle er die Blanka wieder zur Gemahlin annehmen. Nun ließ er die Maske fallen; gräßlicher als je wüthete er gegen die Betrogenen; 22 der vornehmsten Bürger Toledo's verfielen dem Henker; Friedrich, der Bruder Trastamare's, wurde gemeuchelmordet, desgleichen Don Juan von Aragonien, P.'s erster Minister; Blanka starb an Gift; auch P.'s Eleonore fiel als ein Opfer unmenschlicher Grausamkeit und sein Finanzminister, der Jude Levi, mußte sterben, weil er reich war. Ein um diese Zeit mit Aragonien ausgebrochener Krieg endete in dem Frieden von 1361 ohne weitern Vortheil für P.; eben so erfolglos blieb auch ein Zug gegen die Mauren in Cadiz, worauf der Barbar eine neue Schandthat beging, indem er den Muhammed Barbarossa, welcher sich Grenadas bemächtigt hatte und dasselbe von Castilien zu Lehn nehmen wollte, verrätherischer Weise zu sich lockte und mit eigener Hand niederstieß. Mit Gewalt nöthigte er später die Stände, die Kinder der unterdeß verstorbenen Maria Padilla für legitim zu erkennen, mußte aber, als ihm Trastamara in Verbindung mit dem Könige von Aragonien von Neuem einen gefährlichen Aufstand erregte, seine Zuflucht zu dem unter dem Namen des schwarzen Prinzen bekannten Eduard von Wales nehmen, durch dessen Hülfe er auch im Jahre 1367 einen entscheidenden Sieg gewann. Allein schon im Jahre 1369 kehrte der Graf von Trastamare jetzt durch die sogenannten Kameradschaften (grandes compagnies) unter Du Guesclin's Anführung verstärkt nach Castilien zurück und trieb P. abermals in die Enge. Geschlagen in der Schlacht bei Montiel schloß sich der Tyrann in dem festen Montiel ein, ließ sich aber von Du Guesclin, den er hatte bestechen wollen, zu einer Zusammenkunft aus dem Schlosse locken, traf an dem verabredeten Orte seinen Halbbruder, den Grafen von Trastamare, und fiel nach einem kurzen Wortwechsel unter den Dolchstichen desselben am 14. März 1369. — Vgl. J. Talbot Dillon's „History of the reign of Peter the Cruel, king of Castile and Leon" (Lond. 1788. 2 Voll., deutsch Leipz. 1790). 22.

Peter, Könige von Portugal. — P. I., der Gerechte, der Sohn Alphons' IV., geb. 1320, bestieg den Thron nach seines Vaters Tode im Jahre 1357 kurz nach Beendigung eines blutigen Bürgerkrieges, den er wegen Ermordung seiner geliebten Iñez de Castro (s. d. Art.) erregt hatte. Zehn Jahre lang regierte

er, für seine Zeit ein schönes Muster von Regententugend, löblich und gerecht und die zu grausame Bestrafung der Mörder seiner Iñez abgerechnet völlig vorwurfsfrei. Er gab heilsame Gesetze und verschaffte ihnen Achtung bei Volk und Adel, verminderte die Abgaben, förderte Ackerbau und Gewerbe und steuerte dem überhand nehmenden Luxus. Auch verdankte ihm die Justizverfassung wesentliche Verbesserungen. Allgemein verehrt und tief betrauert starb er den 18. Jan. 1367. — **P. II.**, der dritte Sohn des Königs Johann IV., geb. 1648, faßte zu der Gemahlin seines wilden, ausschweifenden Bruders, des Königs Alphons VI., der liebenswürdigen Maria von Savoyen, eine heftige Zuneigung und benutzte die allgemeine Unzufriedenheit des Volks, um seinem Bruder die Herrschaft zu entreißen. In der That gelang ihm dieß bereits im Jahre 1667, ohne irgend Widerspruch zu finden; doch behielt er den Titel eines Regenten bei und nannte sich erst König, als sein Bruder im Jahre 1683 im Gefängnisse gestorben war. Nach dem Tode Karl's II. von Spanien nahm er anfangs auf Frankreichs Seite, dann als Bundesgenosse Östreichs Theil an dem spanischen Erbfolgekriege, war auch glücklich und brachte die wichtigsten Städte von Estremadura in seine Gewalt, wurde aber an ferneren Eroberungen durch den Tod verhindert. Er starb den 9. Dec. 1706 zu Alcantara. — Übrigens war seine Regierung im Allgemeinen segensreich für Portugal, indem er Recht und Gerechtigkeit streng handhabte, Handel und Gewerbe in Flor brachte und das Finanzwesen einer heilsamen Reform unterwarf. Auch erhielten durch ihn die amerikanischen Colonien eine nützliche Umgestaltung. 22.

Peter, zwei Könige von Sicilien. — **P. I.**, s. Peter III. von Aragonien. — **P. II.** bestieg den Thron nach seines Vaters Friedrich I. Tode im Jahre 1337, wüthete aber so unsinnig, daß eine heftige Empörung ausbrach, welche unter der Mitwirkung des Königs Robert von Neapel bald eine drohende Gestalt annahm. Schon waren die wichtigsten Städte, selbst Messina, in der Gewalt der Feinde und Sicilien schien eine sichere Beute des Königs von Neapel, als Peter plötzlich starb, den 8. Aug. 1342. — Nach seinem Tode ward die Ruhe hergestellt und Ludwig, sein Sohn, als König anerkannt. 22.

Peter, König von Ungarn, wegen seiner Vorliebe für die Deutschen in der Geschichte unter dem Namen Alemannus bekannt, succedirte seinem Onkel, dem König Stephan I., im Jahre 1038, machte sich aber in Kurzem durch unbesonnenes Handeln, vor Allem aber wegen unkluger Begünstigung der Deutschen, so allgemein verhaßt, daß er Ungarn verlassen mußte. Hülfe flehend erschien er in Deutschland vor Kaiser Heinrich III., fand Gehör und sahe sich im Jahre 1044 durch ein deutsches Heer unter Heinrich's eigener Anführung wieder auf dem Throne, doch als Vasall Deutschlands. Sein Nebenbuhler, Aba, war in der Schlacht gefallen, allein bald erhielt er einen neuen gefährlichern in Andreas (I.), welcher um so größern Anhang fand, als P. noch grenzenlosere Willkühr übte, wie früher. Nach kurzem und vergeblichem Widerstande suchte der Angegriffene durch die Flucht zu entkommen, ward aber gefangen und geblendet. Drei Tage nachher starb er (1047). 22.

Peter von Abano (**Petrus Aponensis**), berühmter Arzt und Sterndeuter, war zu Abano bei Padua 1250 geboren. Um sich griechische Gelehrsamkeit zu erwerben lebte er eine geraume Zeit in Constantinopel und begab sich hierauf nach Paris, um Medicin und Mathematik zu studiren. Später lebte er in Padua als Professor der Medicin, sodann in Treviso, wo er ums Jahr 1320 gestorben ist. Er stand bei den Ärzten seiner Zeit in ungemein großem Ansehn, allein seine Anhänglichkeit an den arabischen Arzt Ebn Raschid (Averroes) und die damit verbundene Verachtung der herrschenden Kirche, so wie seine uneingeschränkte Vertheidigung der Sterndeuterei zogen ihm große Verfolgungen zu. Selbst seine Gebeine blieben nicht einmal verschont und erst hundert Jahre nach seinem Tode ehrte man

seine Verdienste durch Errichtung einer Ehrensäule. — Sein Buch: „Conciliator differentiarum medicorum“ hat viele Auflagen (zuerst Venet. 1471. Fol.) erlebt. Es ist von Wichtigkeit, weil man aus ihm die Art kennen lernt, wie die gelehrten Ärzte seiner Zeit die Theorie und Praxis zu bearbeiten pflegten. 39.

Peter von Amiens oder **Peter der Einsiedler** (Pierre l'hermite), aus der Picardie von Amiens (vielleicht aus Acheris bei Laon) gebürtig, ist als Erwecker des Kreuzzugeifers berühmt geworden. Von seinem frühern Leben ist nur wenig bekannt. Er soll sich anfänglich mit den Wissenschaften beschäftigt, als er aber fühlte, daß er dazu untüchtig sei, Kriegsdienste genommen haben, dann im flandrischen Kriege gefangen worden sein, aus Verdruß darüber dem Kriege entsagt, darauf geheirathet, nach dem Tode seiner Frau aber sich zum Priester haben weihen lassen und nachmals in eine Einöde gegangen sein. Im Jahre 1093 wanderte er mit mehreren Pilgern nach Palästina und sah dort die Bedrängnisse der Christen durch die Seldschucken. Mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit schilderte er solche nach seiner Rückkehr dem Papste Urban II. und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem er die abendländischen Christen dringend bat, ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Nachdem P. von Urban den apostolischen Segen zur Verkündigung des heiligen Krieges empfangen hatte, durchzog er mit Thränen in den Augen, das Crucifix in der Hand, barfuß und im härenen Gewande, auf einem Esel reitend Frankreich, Italien und das östliche Deutschland, schilderte mit beredtem Munde das Elend der Christenheit unter den Feinden des Kreuzes und goß durch seine Feuerworte seine Schwärmerei in die Seelen von Hunderttausenden. Man sah in ihm einen Gesandten aus höherer Welt und seinem Esel raufte man in heiliger Wuth die Haare aus, sie wie Reliquien aufbewahrend. Als durch seinen und des Papstes Eifer das Unternehmen zu Stande gekommen war, zog er, noch ehe die Rüstungen der größeren Häupter vollendet waren, an der Spitze eines Haufens von mehr als hunderttausend Mann voraus. Aber aus Ärger über den zügellosen Schwarm, namentlich über die verkleideten Dirnen, die sich im Lager befanden und unterwegs ihr Conto besser zu finden glaubten, als in der zerstreuten Gesellschaft von Europa, ergriff P. die Flucht. Doch ward er durch Tancred wieder zurückgebracht, welcher sich dadurch um das Heer der Kreuzfahrer ein großes Verdienst erwarb. Denn was war von den Übrigen zu erwarten, wenn der schwärmerische Urheber des ganzen Kriegs selbst entwischte! Daß P. übrigens beim Heere sehr beliebt war, beweist der Umstand, daß, als Bohemund auf seine Bestrafung drang, Alle einstimmig Fürbitte für ihn einlegten. Der Eroberung von Jerusalem soll P. noch beigewohnt haben, später aber nach Europa zurückgekehrt und in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy (1115) gestorben sein. Die Urtheile über diesen Mann sind in alter und neuer Zeit sehr verschieden gewesen. Von seinen Zeitgenossen ward er als Heiliger geehrt, von den unsrigen meist als Fanatiker verachtet. Spittler nennt ihn einen „blöden Kerl,“ einen „guten einfältigen Menschen, dem der Kopf sehr leicht warm gemacht werden konnte.“ Rotteck dagegen sagt von ihm: „Dieser hochbegeisterte Mann bleibt immer, als von Gott erkorenes Werkzeug einer großen Umwälzung, als ein durch und für sein Zeitalter gebildeter kräftiger, ob auch schwärmerischer Geist, eine ehrwürdige Erscheinung.“ 63.

Peter von Arezzo, s. Aretino (Pietro).

Peter von Cortona, s. Bereltini.

Peter von Dresden, einer der frühesten deutschen Kirchenliederdichter, um 1380 zu Lauskow ob der Miß geboren, hielt sich bis 1409 als Hussit in Prag auf und verwaltete später mehrere Schulämter in seinem Vaterlande, bis er als Waldenser verdächtigt und verfolgt wieder nach Prag ging, wo er 1440 starb. Er ist

besonders deßwegen merkwürdig, weil er zuerst durch lateinisch-deutsche Kirchenlieder dem reindeutschen Kirchengesange Eingang zu verschaffen suchte. 66.

Peter von Perugia, s. Perugino.

Petermännchen, alte Scheidemünze zu Aachen, Trier u. a. O., = 6 Busche; 54 P. = 1 Thlr. Es gab zweierlei Arten von P., nämlich nach dem 20 Guldenfuße geprägt gehen 72 Stück und nach dem 25 Guldenfuße 90 Stück auf einen Speciesthaler. Ersteres hat einen Werth von 5¾ Pf. Conv. und letzteres von 5$\frac{4}{15}$ Pf. Conv. 33.

Petersburg, (59° 56′ 23″ N. Br., 47° 59′ 30″ L.), Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, neue Hauptstadt des ganzen russischen Reichs, gewöhnliche Residenz des Kaisers, Sitz des Reichsrathes, der Ministerien, des dirigirenden Senats und der heiligen Synode, so wie aller übrigen Centralbehörden, des Gouverneurs und der Provinzialbehörden, eines griechischen Erzbischofs und eines römisch-katholischen Erzbischofs, Metropolitan für alle Katholiken in Rußland, so wie eines lutherischen Bischofs, ist eine der prächtigsten und nach London und Paris der volkreichsten Städte Europas. Sie liegt niedrig, auf einem flachen, meistens sumpfigen Moorboden, da wo der breite Newastrom, welcher mit seinen Armen und Canälen sie in mehrere Inseln theilt und hier einen großen Hafen von geringer Tiefe bildet, sich in den finnischen Meerbusen ergießt, und ist eine offene Stadt, blos mit einem Graben umgeben und mit einer Citadelle versehen, die in militairischer Hinsicht keine Wichtigkeit hat. Die einzelnen durch die Newa, deren klares Wasser das fehlende Trinkwasser ersetzt, getrennten Stadttheile sind durch mehrere Schiffbrücken verbunden, von denen die 1050 Fuß lange und 60 Fuß breite Isaaksbrücke, die Woskresenskoibrücke und die Troitskoibrücke die merkwürdigsten sind, und über die Canäle, die aus ihr führen, gehen Kettenbrücken, unter denen die über die Fontanka merkwürdig ist. Diese ruht auf 10 Ketten, unter denen die Fahrzeuge ohne Schwierigkeit weggehen. Ein Newaarm ist die Moika, über welchen 4 Brücken von Gußeisen führen, von denen die neueste 1818 erbaute 28 Ellen breit ist. Die Stadt ist 9 Werste lang, 8 breit, hat 24 Werste oder 3½ Meile im Umfange und 74 □Werste oder 1½ geogr. □Meile im Areale, wovon jedoch die Gebäude erst $\frac{1}{13}$ einnehmen und macht unter allen europäischen Hauptstädten bei dem ersten Anblick den vortheilhaftesten Eindruck durch die Breite, den schnurgeraden Lauf und die Reinheit ihrer Straßen, durch die Pracht und Regelmäßigkeit ihrer Häuser, welche 3, höchstens 4 Stockwerke haben und mit lauter italienischen Dächern, deren roth gefirnißte Eisenbedeckung eine vorzügliche Schönheit der Stadt ausmacht, mit schönen, geschmackvoll geordneten Basreliefs und mit eleganten Balcons von gegossenem und vergoldetem Eisen versehen sind, durch die vortheilhafte Lage ihrer bemerkenswerthesten Gebäude und die Granitquais längs der Newa, Fontanka und anderer Canäle, die man für die schönsten und prächtigsten Europas hält. Sie wird in 11 Haupttheile, nämlich in 4 Admiralitätstheile, in den Stückhofs-, den roschetwenkischen, den Karätnoi- und jämskoischen, in den Wasilei-Ostrowschen, den petersburgischen und den wiburgischen Stadttheil und in 55 Quartiere getheilt. P. hat gegen 11000 Häuser mit 479993 Einwohnern, worunter 24000 Deutsche, 11 Markt- und 9 andere öffentliche Plätze, 159 Hauptstraßen, 469 Krongebäude, 2000 Buden, 179 Kirchen und Kapellen (darunter 140 griechische, 4 altgläubige, 19 protestantische und römisch-katholische, 1 reformirt-deutsche, 1 reformirt-französische, 1 reformirt-holländische, 1 anglikanische, 2 armenische, 8 Bethäuser) 2 griechische Klöster, 1 Moschee und 1 Synagoge; überhaupt wird der Gottesdienst in 15 Sprachen gehalten. Die schönsten Straßen sind: die Newsky-Perspective mit Trottoirs belegt, mit schönen Bäumen bepflanzt, mit reichen Kaufläden, geschmackvollen Gebäuden und mit der kasanschen Kirche geziert; die sehr lange und breite Liteinaja; die Sadowaja; die Millionenstraße; die Morskaja und die Admiralitätsstraße. Die ausgezeichnetsten öffentlichen Plätze sind:

der große Platz vor dem Winterpalaste, der schönste, auf dem jetzt die jüngst errichtete riesenhafte, 154 Fuß hohe Alexandersäule von Granit sich erhebt; der Isaaksplatz mit der noch im Bau begriffenen Isaakskirche; der Peters- oder Senatsplatz mit dem Monumente Peter's I., welches auf einem ungeheuern Granitblocke, von einem einzigen Stücke, von 17 Fuß Höhe ruht und eine Schwere von 30000 Centnern hat; der Theaterplatz, welcher seinen Namen von dem großen Theater hat, das sich in seiner Mitte erhebt; das Marsfeld (Czarizin Lug, Wiese der Czarin) zwischen der Newa und Moika, von zwei großen kaiserlichen Gärten, dem Marmorpalaste, schönen Casernen und anderen ausgezeichneten Gebäuden umschlossen, zu den Militairübungen bestimmt und mit der Statue Suwarow's geziert; der Platz des ersten Cadettencorps, mit einem zu Ehren des Feldmarschalls Romanzow errichteten Obelisken geschmückt; der Börsenplatz, durch die schöne Börse verschönert. Keine Stadt der Erde ist so reich an neuen öffentlichen Gebäuden und Privatpalästen und man kann sie mit Recht die Stadt der Paläste nennen. Die vorzüglichsten Gebäude darunter sind: der Winterpalast, die gewöhnliche Wohnung des Kaisers, ein riesenhaftes Gebäude, aber von einer schwerfälligen und fehlerhaften Bauart; ein bedeckter Bogengang verbindet ihn mit der großen und kleinen Eremitage, die wieder durch einen andern Bogengang mit dem Theater in Verbindung steht. Die Eremitage, ein von der Kaiserin Katharina II. erbauter, schöner Palast, deren Lieblingsaufenthalt er war, enthält mehrere kostbare Sammlungen, unter andern die Gemäldegallerie und das Cabinet von geschnittenen Steinen, die mit Recht unter die reichsten Europas gerechnet werden; das Edelstein- und Kleinodiencabinet, worin die Krondiamanten aufbewahrt werden, unter denen man den berühmten Diamant von 194 Karat, einen der drei größten vorhandenen, bewundert; auch sind hier Büsching's Chartensammlung, Pallas' naturhistorisches Cabinet, die Bibliotheken Voltaire's, Diderot's und d'Alembert's mit 10600 Bänden und die herrlichen Gemälde- und Statuensammlungen, welche einst Malmaison, den Lieblingsaufenthalt Napoleon's, zierten. Der Marmorpalast ist ein äußerst reiches, prachtvolles, aber unregelmäßiges Gebäude. Der Palast Anitschkow, im italienischen Geschmacke erbaut, ward vom jetzigen Kaiser Nikolaus als Großfürst bewohnt und auch noch jetzt wohnt er jährlich mehrere Wochen hier. Der taurische Palast ist merkwürdig wegen seiner geschmackvollen Bauart, seiner großen Gallerien, seines Gartens und weil er von dem reichen mächtigen Fürsten Potemkin (der Taurier genannt) erbaut worden ist. Der in den Jahren 1819—1825 erbaute Palast des Großfürsten Michael zeichnet sich durch seine schöne Bauart, geschmackvolle und reiche Ameublirung aus und es findet sich darin eine schöne Sammlung von Waffen und Uniformen fast aller neuern und alten Völker. Der vormalige Palast des Kaisers Paul oder michailow'sche Palast, jetzt Sitz der höheren Schule des Geniecorps, dessen Erbauung an die Schlösser des Mittelalters erinnert, indem er mit Festungswerken versehen war, die man jetzt in freundliche Esplanaden verwandelt hat, ward vom Kaiser Paul zu Folge einer Traumerscheinung erbaut und hier endigte er auch sein Leben. Ferner sind zu bemerken: der Palast der Akademie der schönen Künste; die Börse; die Admiralität, deren vergoldeter, hoher Thurm der erste Gegenstand ist, welchen man erblickt, indem man sich P. nähert, und dessen ungeheurer Umfang eine große Schiffswerft, wo man Linienschiffe baut, und große Säle in sich schließt, voll von den interessantesten Gegenständen, die das Marinemuseum bilden; der Palast der Akademie der Wissenschaften; der Senatspalast; der Palast der Reichsassignationsbank; das Gebäude des Pagencorps, vormals des Malteserritterordens; das schöne Gebäude des Oberpostamts; das herrliche Gebäude der zwölf Reichscollegien, jetzt der Universität, dem Senatsarchive und der heiligen Synode eingeräumt; das Rathhaus und besonders der Generalstabspalast, ein prachtvolles, halbrundes, erst in neueren Zeiten, dem Winter-

palaste gegenüber, errichtetes Gebäude, das die ganze Südseite des vor dem Winterpalaste sich ausbreitenden Platzes einnimmt und die sämmtlichen Obermilitairbehörden umfaßt. Höchst merkwürdig ist auch das große Kaufhaus (Gostinoi-Dwor) mit seinen zwei brillanten Gallerien über einander, wovon die im Erdgeschosse 170 Kaufläden enthält, in denen die Kunst- und Naturproducte aller Erdtheile ausgestellt liegen; das große Local der kaiserlichen Bibliothek; das Prachtgebäude des Bergcadettencorps mit einem künstlichen, vollständigen Bergwerke unter der Erde zum Unterrichte der Zöglinge, das sich in dessen Garten befindet; das Smolnoikloster; das St. Katharineninstitut; das prächtige Abuchow'sche oder Sadthospital für dürftige Kranke, womit auch eine Irrenanstalt in Verbindung steht; das Findelhaus, vielleicht nächst dem zu Moskau das größte in Europa; das Gebäude des Instituts der Land und Wassercommunicationen. Alle Militairinstitute sind höchst charakteristisch und großartig. Dazu gehören: das Exercierhaus; die Casernen, sowohl durch ihre Größe, als durch die Zahl merkwürdig, worunter sich die Casernen der Garderegimenter Ismailowsky, Pawlowsky, Moskowsky und der Reitergarden, zusammen 46000 Mann, auszeichnen; die Reitbahnen, welche unter die schönsten Europas gehören; das neue Zeughaus, worin man besonders die Stückgießerei bewundert; die Artilleriewerkstätte mit 12 Bohrmaschinen; die großen und schönen Gebäude des ersten und zweiten Landcadettencorps; das Gebäude der Militairwaisen und das vormalige Kriegscollegium. Unter den Kirchen sind die vorzüglichsten: die Kathedrale oder Kirche der Mutter Gottes zu Kasan, eine Nachbildung der Peterskirche in Rom (56 Granitsäulen mit bronzenen Capitälern tragen das Schiff und die Kuppel) mit einem wunderthätigen Marienbilde; die Isaakskirche, die man 1822 nach einem neuen Plane wieder zu erbauen angefangen hat, mit einer sehr hohen prächtigen Kuppel und 4 Säulenhallen, jede von 16 Säulen mit bronzenen Basen und Capitälern, die jede aus einem Granitblocke bestehen und 5 Fuß 10 Zoll an der Basis im Durchmesser und 56 engl. Fuß Höhe haben, ganz mit finnländischem und sibirischem Marmor, Jaspis und Porphyr bekleidet und von 32 Öfen und unter dem Marmorboden gezogenen Röhren erwärmt; die St. Peter- und St. Paulskirche in der Citadelle von P., welche sich durch ihren kühnen Thurm auszeichnet und die Gruft der kaiserlichen Familie enthält; ferner die St. Nikolaikirche, die St. Simeonskirche, die Kirche der Verklärung Christi, die schöne und prachtvolle katholische Kirche und besonders die vor den Stadtthoren liegende Kirche des Alexander-Newskyklosters, welche das reiche Grab dieses Heiligen von massivem Silber enthält. Außerdem gibt es eine Menge schöner Privatpaläste, unter denen die vorzüglichsten sind: die herrlichen Paläste Stroganow, Besborodko, Scheremetew, Gagarin, Belosselsky und Labanow. Von den wissenschaftlichen Anstalten sind besonders wichtig: die im Jahre 1819 gestiftete Universität, mit welcher die im Jahre 1805 geschaffene Rechtsschule vereinigt worden und zu welcher eine große Section für die orientalischen Sprachen mit 11 Professoren und mehreren Adjuncten gekommen ist, die eine Buchdruckerei, eine Bibliothek besitzt und 40 Zöglinge unterrichtet und unterhält; die chirurgisch-medicinische Akademie, von Peter dem Großen gestiftet und von dem Kaiser Alexander neu organisirt, mit 520 Pensionairs und 386000 Rubel Einkünften; das pädagogische Centralinstitut, 1828 wieder hergestellt und mit demselben Range wie die Universitäten, welche die jungen Leute aufnimmt, die sich dem Unterrichte widmen; die sogenannte hohe Schule von P., 1822 gegründet und jetzt in ein Gymnasium verwandelt; die geistliche Akademie von P., eine der 4 großen Anstalten des Reiches, wo junge Leute von der griechischen Religion in den theologischen Wissenschaften unterrichtet werden; das mit der Universität verbundene Adelspensionat; die Akademie der Wissenschaften; die Bau- und Malerakademie; die zwei Militairschulen, bekannt unter dem Namen des ersten und zweiten Landcadettencorps; die

Artillerieschule, im Jahre 1809 eröffnet; das Seecadettencorps, von Peter dem Großen errichtet, wozu Kaiser Alexander im Jahre 1803 eine Schifffahrtsschule für 50 Zöglinge gefügt hat; das Ingenieurcorps der Land- und Wassercommunicationen, im Jahre 1820 gestiftet; das Pagencorps; die Akademie der schönen Künste; das Forstinstitut; die Bergwerksschule, welcher der Kaiser Alexander im Jahre 1804 eine größere Ausdehnung gegeben hat; die Handelsschule; das technologische Institut, kürzlich errichtet, um gute Handwerker und Fabrikanten zu erziehen, mit 132 Zöglingen; die 1801 gestiftete kaiserliche Ackerbauschule und die Schule, welche die Gräfin Stroganow 1824 zu demselben Zwecke eröffnet hat; die Handelsmarineschule, die Kaiser Nikolaus ohnlängst geschaffen hat, um geschickte Capitaine und Steuermänner so wie Schiffbaumeister für die Handelsmarine zu bilden, worin die Krone 32 Zöglinge unterhält; die Thierarzneischule; die 2 Gymnasien; die Hauptschule der Protestanten, wo über 500 Zöglinge zu allen nützlichen Kenntnissen in den verschiedenen Lebensverhältnissen geführt werden (der Unterricht geschieht in deutscher Sprache); die Taubstummenschule; das Schullehrerseminar; das Fräuleininstitut im Kloster Schmelnoi für 500 junge arme Mädchen aus dem Adelstande; das St. Katharineninstitut für 180 junge Mädchen von hoher Geburt; das Militairwaisenhaus, im Jahre 1805 neu organisirt; die Töchterschule in dem Findelhause; die Fähndrichsschule; die deutschen St. Anna- und St. Katharinasschulen, große anführungswerthe Elementarschulen; die deutsche Petrischule; das kalmückische Institut; die große Soldatenschule u. a. Außerdem gibt es viele gelehrte Gesellschaften zur Beförderung der Civilisation, wie: die freie Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, der Literatur und der Künste; die Gesellschaft der Freunde der russischen Sprache; die Gesellschaft der Arzneiwissenschaft; die pharmaceutische Gesellschaft; die kaiserliche Gesellschaft der Mineralogie; die freie ökonomische Gesellschaft; die freie Ackerbaugesellschaft; die kaiserliche philanthropische Gesellschaft; die militairische Gesellschaft; die Gesellschaft zur Ermunterung der Schulen des wechselseitigen Unterrichts; die Gesellschaft zur Ermunterung der Künstler, welche die besten aus der Schule der schönen Künste entlassenen Zöglinge zu Rom unterhält. Die Hülfsanstalten für Wissenschaft und Kunst sind äußerst zahlreich. Dahin gehören: die kaiserliche Bibliothek mit 300000 Bänden; die Bibliothek in der Eremitage, womit die kostbare Sammlung, russische Bibliothek von 10000 lauter russischen Büchern, verbunden ist; die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften mit 100000 Bänden und einer kostbaren Sammlung orientalischer Handschriften; ferner die Bibliotheken der Universität, der Admiralität, des Marmorpalastes, des Cadettencorps, des Alexander-Newskyklosters, der Akademie der schönen Künste, des Großfürsten Constantin, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft und der ökonomischen Gesellschaft. Unter den Sammlungen anderer Art sind nennenswerth: das Naturaliencabinet der Akademie der Wissenschaften; die kaiserliche Gemäldegallerie in der Eremitage; das Museum der Bildhauer- und Baukunst der Akademie der schönen Künste mit der kleinen Sammlung des taurischen Palastes; das asiatische Museum der Akademie der Wissenschaften, welche das reichste orientalische Münzcabinet begreift, das je gesammelt worden ist; das Münzcabinet der Eremitage, besonders durch die Nationalmünzen und Medaillen merkwürdig; die schöne mineralogische Sammlung des kaiserlichen Bergcadettencorps; die schönen Sammlungen von Modellen, Maschinen und Verzierungen, welche in der Admiralität und vornehmlich im Locale des Bergcadettencorps aufbewahrt werden; das kürzlich errichtete ethnographische Museum; die prächtige Sammlung alter und neuer Waffen im alten Zeughause; der prächtige botanische Garten. Auch hat Petersburg mehrere merkwürdige Privatsammlungen, z. B. die Museen von Romanzow, Swignin und Orlowsky; ferner die Gemäldegallerie von Narischkin, Besborodko, Stroganow, Mussin-Pusch-

kin rc. — Es sind in P. 16 Druckereien vorhanden, wovon 3 dem Senate, der Synode und dem Kriegsministerium gehören; eine druckt Schriften in tatarischer Sprache, eine andere blos Musikalien. Russische Buchhandlungen gibt es 50, fremde 20; mehrere dem Publicum geöffnete Lesezimmer und viele Leihbibliotheken. P. hat mancherlei Manufacturen und Fabriken. Kaiserlich davon sind die Tapetenmanufactur der Gobelins mit 139 Arbeitern und einem Etat von 33210 Rubeln, die Crownglasfabrik und Spiegelhütte zu Oserki mit 300 Arbeitern, die Porzellanfabrik mit 190 Arbeitern und die Baumwollenspinnerei zu Alexandrowsk. Von den übrigen sind zu erwähnen: 1 Gold- und Silberscheidungsfabrik, 1 Vitriolölfabrik, 1 Bronzefabrik, 1 Metallgießerei, 1 Scheidewasserfabrik mit 15 Destillirkolben, 7 Seidenmanufacturen, 8 Spielkartenfabriken, mehrere Rauch- und Schnupftabaksfabriken und 5 Schriftgießereien. P. umfaßt ⅘ des ganzen russischen Handels (1827 betrug die Einfuhr 110827315, die Ausfuhr 94998645 Rubel). Doch müssen die großen Schiffe zu Kronstadt anlegen und ihre Ladung auf kleinen Fahrzeugen in die Newa schicken. Übrigens ist hier der Sitz des Reichscommerzcollegium, der Reichsbank, der Assignatenbank; es besteht 1 Börse, 1 Handelsassecuranzcomptoir; auch werden Wochen- und Jahrmärkte gehalten. Für die Vergnügungen gibt es 3 Theater und 1 Opernhaus mit Ballet, öffentliche Gärten (die vornehmsten in der Stadt sind die beiden taurischen, die 2 Sommergärten, der Stroganow'sche, das Kreuzeiland), Caffeehäuser, Billarde, Restaurationen, Schenken aller Art, Sorbettbuden rc.; aber das Leben ist ungemein theuer und die Luft im kurzen Sommer nicht angenehm. Charakteristisch ist der Hauptstadt der Limnoi-Rynok, ein großer Platz, auf welchem im Winter ungeheure Haufen von getödteten Ochsen, Hammeln, Schweinen, Fischen, Hühnern, hernach Butter, Eier, kurz alle Arten von Lebensmitteln aufgeschichtet zu sehen sind; ferner die Straßenöfen auf großen Plätzen, mit Mauerwerk und eisernem Dache versehen, wo man sich wärmt, um dann in den langen Straßen seinen Geschäften weiter nachzugehen. P. hat einen Gouverneur, einen eigenen Stadtmagistrat und Stadtgericht. An der Spitze der Polizei stehen 1 Oberpolizei- und 2 Polizeimeister; jeder der 11 Stadttheile hat 1 Pristav oder Major, jedes Quartier 1 Nadsaratel, auch befindet sich in jeder derselben eine Unterpolizeibehörde mit einem Officier- und 4 kleinen hölzernen Wachthäusern, worin 3 Straßenwächter Wache halten. Jeder Stadttheil hat 1 Brandwache, aus 1 Officier, 1 Unterofficier und 50 Gemeinen bestehend; das ganze Feuerwächtercommando beträgt 529 Mann. Das Polizeicommando besteht aus 1 Commando von 264 Dragonern und 240 Musketieren. Die Stadterleuchtung durch 6514 Laternen ist geschmackvoll und hinreichend; das Straßenpflaster, die Straßenreinigung, der Canalbau vorzüglich. — Der Czar Peter der Große gründete 1703 dadurch die Stadt, daß er zuerst auf einer Insel der Newa eine Festung zum Schutze gegen die angrenzenden feindlich gesinnten Schweden anlegte. Der Festung gegenüber ließ sich Peter, um den Bau selbst zu leiten, ein kleines hölzernes Haus bauen, das noch jetzt erhalten worden ist und zu dessen längerer Erhaltung man es mit einem steinernen Gebäude umgeben hat. Bald darauf erhoben sich andere öffentliche und Privatgebäude, zu deren Theilnahme Peter der Große den in der Nähe wohnenden Adel und die in Moskau, Nowogorod und andern Städten befindlichen reichen Kaufleute zu gewinnen wußte, so daß in kurzer Zeit daraus eine bedeutende Stadt wuchs, die nun vorzüglich unter Katharina II. und Alexander I. zu einer beinahe unnachahmlichen Vollkommenheit emporgestiegen ist. — Die nächsten Umgebungen Petersburgs sind durch eine Menge Gärten und Sommerhäuser verschönert, besonders auf dem Wege nach den Lustschlössern Strelna, Narwa, Peterhof und Oranienbaum, und überaus prächtig und reich sind alle kaiserliche Lustschlösser mit ihren großen Gartenanlagen. 71.

Petersen (Johann Wilhelm), einer der innigsten Anhänger Spener's und der eifrigste Vertheidiger des (subtilen) Chiliasmus in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh., wurde den 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Lübeck, studirte seit 1669 Theologie zu Gießen und lebte dann abwechselnd ebendaselbst und in Rostock. In Frankfurt am Main, wohin er sich später wandte, lernte er Spener kennen, in dessen Umgange er, wie durch die Schriften Jacob Böhme's und anderer theosophischen Mystiker zu der Einsicht und der Überzeugung von der Wahrheit jener Glaubensansichten gelangte. Da er sich in einem Hochzeitsgedichte gegen das päpstliche Verbot der Priesterehe harter Ausdrücke bedient hatte, wurde dem Rathe zu Lübeck im Geheimen vom Kaiser der Auftrag ertheilt, sich der Person P.'s zu bemächtigen. Aber er entging dieser Gefahr, indem er sich 1677 Rostock zu seinem Aufenthaltsorte wählte und hier als Lehrer der Dichtkunst auftrat. Von hier aus folgte er dem Rufe als Prediger an der Ägidienkirche in Hanover, wurde dann Superintendent in Eutin und 1688 in Lüneburg. Hatte P. schon vorher sich apokalyptischen Erwartungen hingegeben und sich nicht gescheut, dieselben öffentlich auszusprechen, so war dieß in seiner jetzigen Stellung noch mehr der Fall. Die Folge davon war, daß er 1692 seines Amtes entsetzt wurde. Seine übrige Lebenszeit brachte er in Magdeburg, später auf einem Landgute in dessen Nähe zu und starb zu Thymern bei Zerbst den 31. Jan. 1727. Seine Schriften (89 an der Zahl), unter denen sich Erklärungen einzelner biblischer Bücher befinden, sind größtentheils in der Form von Sendschreiben an Theologen abgefaßt, gegen die er seine Ansichten zu rechtfertigen sucht. 1719 erschien seine Autobiographie in der 2. Aufl. 77.

Petersgroschen oder Peterspfennig (denarius St. Petri), in England **Romespenny** oder **Romescoth** genannt, war eine Abgabe eines Denars für jedes Haus in England an den Papst, welche jährlich am Peterstage eingesammelt wurde und im XIII. Jahrh. das Einkommen des Königs bedeutend überstieg. Die Päpste hatten sie auf alle Laien im ganzen Lande ausgedehnt, während ihre ursprüngliche Bestimmung nur die gewesen war, daß einer der Heptarchen, Offa in Mercia, im Jahre 794 bei einer Wallfahrt zu Rom eine Lehranstalt für Engländer gestiftet hätte, zu deren Unterhaltung von jedem Hause, aber nur in seinem Gebiete, ein geringer jährlicher Beitrag gegeben werden sollte. König Heinrich VIII. aber verweigerte dem Papste diesen Tribut und schlug ihn zur königlichen Kammer. 63.

Petersilie, Gartenеppich, lat. **petroselinum**; franz. **persil ordinaire**; engl. **common parsley**, ein bekanntes Küchengewächs (**apium petroselinum L.**, zu Jussieu's Familie der **umbelliferae** und Linné's **pentandria digynia** gehörend), deren Samen ein gelbes ätherisches Öl enthalten, ist eine zweijährige Pflanze, wächst wild in Sardinien und Sicilien an Bäumen, Quellen und kleinen Bächen, wird aber in Deutschland als eine allgemein bekannte Pflanze, die einen durchdringenden und eigenthümlich gewürzhaften Geruch, einen scharfen, gewürzhaften und angenehmen Geschmack hat, angebaut und sowohl in der Medicin als reizendes, harntreibendes und auflösendes Mittel (besonders bei Blennorrhoe und als Unterstützungsmittel anderer Arzneien bei Wassersuchten) angewendet, wie auch in unsern Küchen als Gewürz zu manchen Speisen und ihre Wurzeln als eine Art von Gemüse benutzt. Die P. gleicht sehr dem Schierling (s. d. Art.), von dem sie, da dieser giftig ist, wohl unterschieden werden muß. 14.

Peterwardein (Peterwaradin), nächst Semlin und Carlowitz der wichtigste Ort der slavonischen Militairgrenze, zugleich eine der stärksten Festungen der östreichischen Monarchie, liegt in einer fruchtbaren gut angebauten Gegend (Syrmien) am rechten Ufer der Donau und besteht aus der auf einer steilen Felsenhöhe hart an der Donau liegenden obern Festung und der an dem südlichen Fuße derselben liegenden untern Festung, welche außer ihren Werken noch ein großes Hornwerk hat.

Außerdem sind auch die Vorstädte befestigt, überhaupt aber die Festungswerke sehr weitläufig, so daß wenigstens 10000 Mann zu ihrer Vertheidigung erforderlich sind. Mit der gegenüber am linken Ufer der Donau gelegenen Stadt Neusatz steht P. durch eine Schiffbrücke in Verbindung. Hier ist übrigens der Sitz des Generalcommandos und des Militairoberappellationsgerichts. Ohne die Besatzung, welche jetzt nur gegen 2000 Mann stark ist, zählt die Stadt 5000 Einw. — Historisch denkwürdig ist P. durch einen Sieg, welchen hier Prinz Eugen am 5. Aug. 1716 über die Türken erfocht. Den Bitten der in Morea hart bedrängten Venetianer nachgebend war das östreichische Cabinet vermittelnd in Constantinopel eingeschritten und hatte, um seinen Vorstellungen größern Nachdruck zu geben, zugleich ein Heer von 70000 Mann unter Eugens Oberbefehl schlagfertig gehalten. Allein die Pforte, jeden Vorwand, um den Carlowitzer Frieden brechen zu können, ergreifend, erklärte den Krieg und schickte unter des Großwesiers Kumurdschi Anführung ein wohlgerüstetes Heer von 200000 Mann gegen die Donau. Bei Carlowitz nahm dasselbe Position und rückte hierauf durch einige glückliche Reitergefechte ermuthigt gegen P. vor, unter dessen Kanonen sich Eugen nach seinem unangefochtenen Übergange über die Donau aufgestellt hatte und zwar in einer Position, die auf der rechten Flanke durch unersteigliche Anhöhen und auf der linken von tiefen Morästen hinlänglich gedeckt war. Ihrer fast um das dreifache überlegenen Anzahl vertrauend stürzten die Türken am 5. Aug. aus ihrem schlecht befestigten Lager hervor, zuerst auf die Infanterie Eugens und warfen sie, gaben aber im ungestümen Vordringen gefährliche Blößen, wurden auch überdieß von der östreichischen Reiterei so heftig angegriffen und zugleich von dem wohlgeordneten Kanonenfeuer Eugens so mörderisch beschossen, daß sie bald wankten und zuletzt zum Rückzuge in ihre Verschanzungen genöthigt wurden. Auch hier angegriffen stoben sie bald in wilder planloser Flucht auseinander und überließen das Schlachtfeld mit einem Verluste von wenigstens 10000 Mann (nach Andern 30000 Mann), 150 Fahnen und 164 Stück Geschütz dem Sieger. Unter den Todten war der Großwesir selbst nebst 10 Paschas; sein Zelt mit seinen Kostbarkeiten, auf 300000 Gulden angeschlagen, verblieb dem Prinzen Eugen; überhaupt aber rechnete man die Beute auf 5 Mill. Gulden an Werth. — In Folge dieses wichtigen Siegs fiel, jedoch erst am 13. Oct., das wichtige Temeswar und mit ihm die Walachei in die Hände Eugens. 15.

Pétion, s. Haiti.

Péthion du Villeneuve (Jérome), einer der thätigsten Jacobiner, geb. zu Chartres, wo er später Advokat war, wurde von seiner Vaterstadt 1789 zum Deputirten des dritten Standes ernannt, erlangte durch das Talent der Beredsamkeit bald einen gewissen Ruf, wandte sich zu der republikanischen Partei, ward Mitglied des ersten Sicherheitsausschusses, unternahm 1791 eine Reise nach England, um mit den dortigen Revolutionsmännern zu verhandeln, und ward zurückgekehrt zum Präsidenten des pariser Criminalgerichts ernannt, war dann einer von den drei Commissarien, welche den entflohenen König von Varennes zurückführen mußten (23. Juni), gegen den er sich aber rauh und ungeschickt benahm, ward dann Maire von Paris, begünstigte die aufrührerischen Bewegungen, welche den Ereignissen im Juni 1792 folgten, und ward deßhalb von der Departementsverwaltung seines Amtes auf kurze Zeit entsetzt (6. Juli). Schon am 13. Juli ward aber dieser vom Könige bereits bestätigte Entschluß von der Nationalversammlung wieder aufgehoben. P. ward nun der erbittertste Gegner des Königs und Königthums und verlangte am 3. Aug. vor der Nationalversammlung im Namen der pariser Sectionen des Königs Entthronung. Von jetzt an sank aber sein Ansehn beim Volke und er mußte sich beim Aufstande am 9. und 10. Aug. in seinem Hause von Aufrührern, die unter seinem Befehle standen, bewachen lassen. Robes-

pierre, Danton und Marat entzogen ihm ihre Gunst. Als jedoch der Nationalconvent zusammentrat, ward P. erster Präsident desselben (21. Sept.), an den Mordscenen in den Septembertagen hatte er aber keinen Antheil, vielmehr suchte er ihnen Einhalt zu thun. Er wurde (11. Oct.) mit Brissot, Danton, Barrère, Sieyes, Thomas Payne und Anderen zu einem Ausschusse ernannt, um eine neue Constitution zu entwerfen, trat als offener Gegner Robespierre's auf, stimmte für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht an das Volk zu appelliren, und arbeitete nun mit aller Thätigkeit in dem seit dem April 1793 errichteten Wohlfahrtsausschusse, wo sein Kampf gegen die Parteihäupter Robespierre und Danton ein Kampf auf Tod und Leben ward, in welchem er aber unterlag. Des Einverständnisses mit Dumouriez angeklagt, decretirte man (2. Juni) seine Anklage. Er entfloh (28. Juli), nebst Buzol, Lanjuinais und noch 14 Anderen außer dem Gesetz erklärt, und irrte, nachdem vom Convent über ihn und noch 52 Deputirte der Verhaftsbefehl ausgesprochen war, mit Buzol und Lanjuinais in der Bretagne umher. Man fand sie endlich im Juli 1794 unweit St. Emilian gestorben oder ermordet und halb von Thieren aufgefressen. 25.

Petit (spr. P'ti) (Jean Louis), einer der berühmtesten französischen Chirurgen, ward am 13. März 1674 zu Paris geboren. Schon frühzeitig lernte er bei Littre die Anatomie, so daß er in seinem 12. Jahre die zu den Vorlesungen erforderlichen Präparate anfertigen und die Anatomie mit den Zuhörern repetiren konnte. Von seinem 16. Jahre an erlernte er die Chirurgie, erhielt hierauf eine Stelle als Feldwundarzt, als welcher er der Belagerung von Namur beiwohnte, und wurde nach dem Frieden am Hospital zu Tournay angestellt. 1700 verließ er den Dienst und ließ sich als practicirender Wundarzt zu Paris nieder, wo sein Ruf sehr bald außerordentlich stieg, so daß bis auf Desault kein Wundarzt in solchem Ansehn als er stand. Er war der erste Praktiker der Hauptstadt und keine wichtige Operation wurde ohne ihn verrichtet; die Könige von Polen und Spanien riefen ihn bei wichtigen Erkrankungen in ihre Nähe; Friedrich der Große ließ sich von ihm französische Wundärzte schicken, um sie in seiner Armee anzustellen, und eben so ließen sich andere Fürsten von ihm ihre Leibwundärzte auswählen. 1715 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1731 bei Gründung der königlichen Akademie der Chirurgie Vorsteher derselben. Er starb am 20. April 1760. — P. hat sich um die französische Chirurgie sehr große Verdienste erworben; seine Erfahrungen und Entdeckungen hat er in seinen Schriften niedergelegt, die noch jetzt ein classisches Ansehn behaupten. Es sind: „Traité des maladies des os“ (Par. 1705 u. ö.) und „Traité des maladies chirurgicales“ (Par. 1794. 3 Voll. u. öft.). 39.

Petition (Gesuch) ist überhaupt jede schriftlich oder mündlich abgegebene Bitte eines Niedern an einen Höhern, um von diesem irgend etwas zu erlangen; im öffentlichen Leben aber ist es besonders eine von den Unterthanen an den Regenten oder in constitutionellen Staaten auch an die Kammern eingereichte, die Wünsche der Unterzeichneten enthaltene Schrift und in dieser Hinsicht ist das Petitionsrecht ein wichtiger Gegenstand des Staatsrechts. Will nämlich die Regierung die zeitgemäßen Bedürfnisse der Unterthanen genau kennen lernen, so ist der Weg der P. von Seiten der letztern der sicherste dazu; denn auf diese Weise wird allein eine unmittelbare und unverfälschte Ansicht ihrer Wünsche und Beschwerden möglich und dabei die dem Verhältnisse zwischen Regierenden und Regierten entsprechende Form vollkommen berücksichtigt. Daher ist auch das Petitionsrecht in allen constitutionellen Staaten anerkannt, obwohl in manchen es nicht allen Unterthanen, sondern nur den Ständen als deren Vertretern, gestattet ist. Den weitesten Umfang hat es im britischen Reiche, wo gesetzlich ganze Corporationen zur Abfassung einer P. zusammentreten können, wenn wenigstens 3 Friedensrichter ihre Zu-

stimmung dazu gegeben haben und die Versammlung selbst mit Anstand und Ruhe handelt; hier ist es aber auch Sitte und erlaubt, durch Petitionen von Seiten solcher Versammlungen Ansichten über beabsichtigte Maßregeln des Parliaments auszusprechen. 30.

Petition of rights, s. Karl I. von England.

Petitio principii, Erschleichung oder Erbettlung eines Grundsatzes ist der Fehler im Schließen, da man einen Satz als für wahr erwiesen an die Spitze des Beweises stellt, der doch selbst problematisch ist. S. Beweis. 80.

Petitorienklage, actio petitoria, petitorium (im Gegensatze des possessorium) wird diejenige Klage genannt, welche auf das Recht des Klägers selbst und dessen Ertheilung und Zusprechung auf gerichtlichem Wege gerichtet sind. Bei den Possessorienklagen ist das Verfahren summarisch und eine schnellere Rechtshülfe gewöhnlich, mit den petitorischen Klagen dagegen sind mehrere Weitläuftigkeiten verbunden. Es ist daher in der Regel gerathener, possessorisch zu klagen, falls nicht der Kläger ein klares und nur ein vermeintliches Recht zu bescheinigen im Stande ist. 64.

Petitot (spr. P'titó) (Jean), ein berühmter Portraitmaler in Email, geb. im Jahre 1607 zu Genf, erlernte anfangs nach dem Willen seines Vaters bei einem gewissen Bordier die Juwelierkunst, beschäftigte sich aber, da ihm dieß besonders glückte, bald nur mit der Verfertigung von Emailfarben und versuchte sich auf Bordiers Veranlassung später auch mit Erfolg in der Emailmalerei. Mit Bordier, der sein Freund geworden war, ging er hierauf nach Italien und von dort aus nach England, wo er mit Mayerne, einem geschickten Chemiker und Leibarzt König Karl's I. Bekanntschaft machte. Hier war es, wo es den Anstrengungen der 3 eng verbundenen Künstler gelang, Emailfarben zu erfinden, die selbst die von Venedig und Limoges weit übertrafen. Auf den Rath Vandyck's widmete sich hierauf P. ausschließlich der Emailmalerei, ging mit Karl II. nach Paris und nahm hier von Ludwig XIV. veranlaßt und durch eine ansehnliche Pension unterstützt, seinen immerwährenden Aufenthalt. Erst nach der Aufhebung des Edicts von Nantes fand er noch im hohen Alter für gut nach der Schweitz zurückzukehren. Er nahm seinen Aufenthalt anfangs zu Genf und dann zu Vevay im Waadtlande. Hier starb er im Jahre 1691. — Unter seinen Portraits in Email, die sich sowohl durch Feinheit der Zeichnung als durch eine bewundernswürdige Frische und Lebendigkeit des Colorits auszeichnen, verdienen vor allen Bemerkung: mehrere Portraits Ludwigs XIV. und der Königin Anna von Östreich und ein Portrait der Gräfin Southampton. Übrigens besitzt das Museum des Louvre zu Paris eine sehr schöne 56 Stück enthaltende Sammlung von Portraits dieses Meisters. P. war der erste in Frankreich, welcher die Emailmalerei zur Kunst erhob und kann in gewisser Beziehung als Wiedererfinder derselben gelten. 36.

Petrarca (Francesco), eigentlich **Petracco**, einer der größten Dichter Italiens, am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren, wanderte, nachdem er seinen ersten Unterricht zu Florenz und Pisa erhalten hatte, mit seinem Vater, welcher als Anhänger der Partei der Gibelinen Italien verlassen mußte, nach Avignon, wo der päpstliche Hof seinen Sitz aufgeschlagen hatte und vollendete seine Schulstudien mit großem Eifer. Die Werke der alten Classiker zogen ihn so sehr an, daß sein Vater die Schwärmerei des Jünglings zu befürchten anfing und ihm seine Lieblinge Cicero und Virgil ins Feuer warf. P. mußte sich zum Studium des kanonischen Rechts auf den Universitäten Montpellier (1318) und Bologna (1322) bequemen, hegte aber einen solchen Widerwillen gegen diese Fachwissenschaft, daß er sie sogleich nach dem Tode seines Vaters aufgab und nach Avignon zurückkehrte, wo er von seinem Gönner J. Colonna als Geistlicher ohne Tonsur zum Dienste der Kirche befördert wurde. Dieß hinderte ihn nicht als galanter Herr in der bedeutendsten Gesellschaft

zu erscheinen. Nach seinem eigenen Geständnisse war er in seiner Jugend sehr eitel und für seinen Putz äußerst besorgt; darüber versäumte er aber keineswegs seine Studien und suchte besonders in den schönen Wissenschaften und in der Moralphilosophie seine Kenntnisse zu erweitern. Von den angesehensten Männern wegen seiner Gelehrsamkeit geachtet und seines artigen Benehmens und gefälligen Äußern wegen ein Liebling der Damen, durchschwärmte P. die Provenze und Italien, ohne sich an irgend einen Ort fesseln zu lassen. Am 6. April 1327 sah er Morgens in der Kirche zu Avignon zum erstenmale Laura; eine gewaltige, grenzenlose Liebe bemächtigte sich seiner und begeisterte ihn zu jenen herrlichen Liedern, die bis jetzt ihres Gleichen nicht fanden. Er liebte diese Dame, die, eine Tochter des Schöffen Audibert von Avignon, seit 1325 an Hugo von Sades, einem angesehenen Beamten Avignons vermählt, von vorzüglicher Schönheit und reich war, aber als eine ehrsame Hausfrau ihm nie einen Beweis unerlaubter Gunst gegeben zu haben scheint, mit aller Schwärmerei der Leidenschaft; aber er liebte sie nur als die schönste Erscheinung; ihre Gestalt wurde ihm die verkörperte Göttlichkeit, die er zu sehen, ihre Stimme die Engelstimme, die er zu hören sich sehnte; seine Phantasie hatte ein Idol, sein Herz einen Ruhepunkt seiner Wünsche gefunden und in diesem Cirkel von Träumen und Wünschen bewegte sich seine Liebe zwanzig Jahre, ohne daß er jemals Laura's Haus betrat. Die Behauptung einiger Literatoren, diese Laura sei nichts mehr als eine allegorische Person, die himmlische Weisheit, widerlegt sich am Besten durch P.'s Gedichte. Von heftiger Liebe getrieben durchreiste der Dichter Frankreich, Deutschland und die Niederlande und suchte dann die Ruhe, welche er im Getümmel der Welt nicht gefunden hatte, in dem einsamen Vaucluse, von wo aus er nur selten Ausflüge zu seinen Freunden in Italien machte. Hier faßte er auch den Plan, eine Geschichte Roms zu schreiben, ward aber durch die Helden des zweiten punischen Kriegs so sehr begeistert, daß er diese in einer auf uns gekommenen Epopöe „Africa", welche freilich kein Meisterstück geworden ist, besang. Dadurch begründete er hauptsächlich seinen Dichterruhm; denn Gedichte in der Vulgärsprache wurden von seinen Zeitgenossen noch nicht sehr geachtet. Am Ostertage 1341 wurde ihm auf dem Capitole der Dichterkranz feierlich aufgesetzt und sein Ruhm stieg bald aufs Höchste. Auch Laura scheint ihn jetzt nicht mehr so streng behandelt zu haben, da auch ihr Ruf durch ganz Europa verbreitet worden war; aber durch mancherlei Leiden war ihre Schönheit jetzt fast ganz entschwunden. Doch des Dichters Liebe blieb sich gleich. Er sah sie zum letztenmale, bevor er 1347 seine Reise nach Italien antrat, in einer Gesellschaft, aus der er stumm und bis zu Thränen gerührt sich entfernte. Laura starb den 6. April 1348 an der Pest; ihr Tod schlug ihn zwar heftig darnieder, aber sie sich als sterbend, todt oder selig zu denken, gab seiner Phantasie einen neuen Schwung und er schwärmte für sie noch 10 Jahre, bis seine Flamme von selbst erlosch. — Vielleicht ist kein Dichter irgend eines Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen so allgemein verehrt und im Genusse dieser seltenen Huldigung so wenig angefeindet worden, als P., wozu jedoch auch sein liebenswürdiger Charakter nicht wenig beigetragen zu haben scheint. Nur seine Vaterlandsliebe zog ihn einmal (1347) beinahe ins Verderben, als er sich an den patriotischen Revolutionsschwärmer Cola Rienzi, der die alte römische Republik wieder herstellen wollte, anschloß. Früh genug sah er jedoch seinen Irrthum und den geringen Gehalt Rienzi's ein, um sich ungefährdet zurückziehen zu können. Fruchtlos blieben seine Bemühungen, den deutschen Kaiser zur Beruhigung seines durch wilde Parteien zerrissenen Vaterlandes zu bewegen; Karl IV. und Heinrich VII. schätzten jedoch den gutmüthigen Dichter sehr hoch und der erste gab ihm sogar den Pfalzgrafentitel. Glücklicher war P. auf seinen literarischen Reisen in der Auffindung der Meisterwerke der alten Classiker, die vorzüglich durch seine Bemühungen damals wieder ans Licht gezogen

wurden. Er hatte eine kostbare Bibliothek gesammelt, die er später der Republik Venedig schenkte und welche die Grundlage der berühmten Marcusbibliothek gewesen sein soll. Auch in seinen späteren Jahren konnte sich P. an keinen ruhigen Aufenthalt gewöhnen; bald befand er sich zu Rom, entweder um das Jubiläum (1350) zu feiern oder den Einzug des Papstes, welcher seinen Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegt hatte (1367), zu sehen, bald zu Florenz, das ihm die seiner Familie genommenen Güter wieder gegeben hatte, aber ihn auf keine Weise zur Annahme einer Lehrerstelle an der neuerrichteten Universität zu bewegen vermochte, und bald zu Venedig, wo er einer ungewöhnlich hohen Achtung genoß. Zuletzt hielt er sich auf seinem Landsitze zu Arqua bei Padua auf, wo er am 8. Juli 1374 starb. Man fand ihn des Morgens todt in seiner Bibliothek, mit der Stirn auf einem Buche ruhend; sein Leichnam ward in der Kirche zu Arqua feierlich beigesetzt. Er hatte zwei natürliche Kinder, einen Sohn, welcher 1361 an der Pest starb und eine Tochter, die sich mit einem italienischen Edelmanne verheirathete. — P.'s Bemühungen verdanken die Wissenschaften sehr viel; durch seinen Eifer wurde das Studium der alten Literatur wieder angeregt und fruchtbar gemacht und er war eben so gut einer der berühmtesten Philosophen und Gelehrten seiner Zeit, als er der berühmteste aller Liebesdichter aller Zeiten ist. Seine gelehrten Werke, die freilich jetzt durch bessere Leistungen weit übertroffen sind, waren zu seiner Zeit Musterwerke und sind alle in lateinischer Sprache geschrieben. Wir nennen hier nur die wichtigen Briefe „De scriptis veterum indagandis", die Abhandlungen „De ignorantia sui ipsius et multorum" und „De contemptu mundi", worin sich, so wie in seinen „Epistolae familiares" treffliche Aufschlüsse über sein äußeres und inneres Leben finden, und die minder bedeutenden moralischen Schriften „De remediis utriusque fortunae", „De otio religiosorum" und „De republica optime administranda." Seine lateinischen Gedichte („Eclogae", „Epistolae", „Africa") sind jetzt nur noch den Gelehrten bekannt und finden sich in den Ausgaben seiner lateinischen Werke (Bas. 1581. Fol. und öfter). — Die Bewunderung der Nachwelt erwarb sich P. durch seine italienischen Gedichte, die fast ausschließend den Gefühlen der Liebe geweiht sind. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, Sonette und Triumphe. Die Sonette, Canzonen und Sestinen athmen alle einen ächt poetischen Geist, wenn auch nicht über alle derselbe Zauber der Phantasie verbreitet ist. Ihre Form ist den provenzalischen Liebesliedern nachgebildet, die sie aber durch Geschmack und Natürlichkeit weit übertreffen; mit ihnen fängt eine neue Epoche in der Geschichte der lyrischen Poesie an. Pedantische Gelehrsamkeit zeigt der gelehrte P. in ihnen fast nie; nur einigemal berühren uns astronomische und mythologische Bemerkungen unangenehm; weniger sorgfältig vermied er kleinliche Wortspiele und Reimkünsteleien, aber selbst diese Spielereien zeichnen sich durch Reinheit der Diction und durch rhythmische Grazie aus. Das Thema ist stets dasselbe, aber auf die mannigfaltigste Weise variirt und zwar mit einer wunderbaren Übereinstimmung zwischen dem Ausdrucke und der rhythmischen Form. Steigt das Gefühl bis zur leidenschaftlichen Heftigkeit, so wird auch die Sprache härter und rauher; verliert sich der dichtende Geist ohne Ungestüm in süßen Schwärmereien und elegischen Klagen, so wird sie zur lieblichsten Melodie, die je aus Worten ohne Gesang ertönte. Am meisten werden die Gedichte auf Laura's Augen, die sogenannten Schwestercanzonen (canzoni sorelle) von den Italienern geschätzt. Weit weniger poetischen Geist verrathen die patriotischen Sonette. — Die Triumphe, welche man als moralische Allegorien ansehen kann, sind nicht die Triumphe des Geistes ihres Verfassers, obschon in ihnen manche einzelne köstliche Perle verborgen liegt. Vielleicht wollte P. in diesen didaktischen Versuchen ein Seitenstück zu Dante's göttlicher Komödie liefern, obschon sie mit dieser in keiner Beziehung verglichen werden können

und schon die Anlage des Ganzen fast ins Lächerliche fällt. Die italienischen Gedichte P.'s sind von kenntnißreichen Literatoren herausgegeben und erläutert worden; die besten Ausgaben besorgten A. Tassoni (Modena 1711. 4.), L. Castelvetro (Ven. 1756. 4.), A. Marsand (Padov. 1819—1820. 2 Voll. 4.) und G. Biagioli (Par. 1821. 2 Voll. 8.); eine gute Handausgabe lieferte C. L. Fernow (Jena 1806. 2 Voll. 8.). Eine vortreffliche deutsche Übersetzung gab C. Förster, Leipz. 1818—1819. 2 Bde. 8. N. A. Leipz. 1833. 2 Bde. (Vergl. de Sade's „Mémoires pour la vie de Fr. Pétrarque", Amst. 1764—1767. 3 Voll. 4. Deutsch, Lemgo 1774—1779. 3 Bde. 8. und Baldelli, „Del Petrarca e delle sue opere", Firenze 1797. 4.) 66.

Petrefactenkunde, **Petrefactologie**, enthält die Lehre von den Versteinerungen, lat. petrefacta, petrificata; franz. pétrifications; engl. extraneous fossils, d. h. in der Erde ohne menschliches Zuthun geborgene Fossilien oder Mineralsubstanzen, die in ihrer äußern Form einem früher vorhanden gewesenen organischen Naturkörper gleichen, so daß also davon ausgeschlossen sind theils alle diejenigen Steinbildungen, welche in neuerer Zeit durch zufällige, freie Bildungen von Mineralmasse entstanden, obgleich ein Theil der Incrustationen oder mineralischen Bildungen über organische Körper mit Recht dazu gerechnet werden kann, theils alle in Pflanzen- und Thierkörpern durch mannigfaltige Veranlassungen sich findenden steinigen Bildungen. Die Versteinerungen wurden von den älteren Naturforschern zum Theil als besondere Zufälligkeiten betrachtet und nur erst durch Blumenbach wurde die Wissenschaft von denselben mit der Geognosie in Verbindung gebracht. Sie dienen in dieser Hinsicht als schätzbare Erkennungsmittel des früheren Zustandes auf dem Erdballe und geben überhaupt die sichersten Zeichen über die Beschaffenheit der Bildung eines Gesteines zu schließen, in dem sie sich finden; sie gewähren selbst Hülfsmittel, um die Arten der Bildung verschiedener Gesteine von einander zu unterscheiden, da man gefunden zu haben glaubt, daß theils ihre mineralische Beschaffenheit, theils das Zusammenvorkommen gewisser Arten mit der Art der Gesteinbildung und der Zeit der Bildung zusammenhängen mag; ja man glaubt sogar gefunden zu haben, daß einige Arten von Petrificationen einzelnen Gebirgsformationen und ihren Gesteinbildungen ausschließlich oder wenigstens in außerordentlich verschiedener Menge zukommen. Nur wenige der gefundenen Petrefacten werden noch jetzt in der Natur lebend gefunden. Viele von denen, welche die ältesten Gebirgsformationen einschließen, gehören völlig ausgestorbenen Arten und Geschlechtern an; von einigen finden sich verwandte Species noch jetzt lebend; aber nur erst in den neuesten Gebilden sind Formen und Versteinerungen zu finden, welche noch heutigen Naturproducten gleich kommen. Völlig frei von ihnen sind die Urgebirge. Man trifft sie tief unter dem Meeresniveau und viele tausend Fuß über der Fläche desselben auf den höchsten Gebirgen und sie liegen entweder einzeln mitten inne in den Gebirgsschichten oder in großen Haufen und familienartig zusammen, oder sie bilden in ungeheurer Anzahl ganze Schichten und ganze Ablagerungen einzig und allein. Ihrem Wesen nach lassen sich die Petrefacten in zwei Hauptabtheilungen bringen, nämlich erstens in Petrefacten im engern Sinne, welche 1) völlig unverändert erhaltene, im Innern der Erde gefundene Naturproducte des organischen Reichs sind z. B. Perlmutterschalen vom nautilus pompilus; oder Knochen mit Fleisch und Haar von großen Landthieren (welche z. B. in Sibirien 1771 in gefrorenem Boden, dem Mammuthe angehörig, gefunden wurden); 2) calcinirte Körper, die durch die Zeitlänge den thierischen in ihnen enthaltenen Leim verloren und dafür zum Theil mit Kalksinter, Mergel oder Thon durchzogen sind; 3) wirklich in Stein übergegangene oder mineralisirte, fossile Körper, denen nur die Form des Organismus im Äußern übrig geblieben ist und die daher aus Kalkstein, Kalkspath,

Sandstein, Schieferthon, Mergelschiefer, Hornstein, Opal, Feuerstein, Strontian, Meerschaum, Schwefelkies, Fahlerz, Eisenerz, Bitumen, Kohle, Bernstein rc. bestehen. In den letzten Fällen enthält das Äußere eines Petrefactes häufig einen andern Körper oder denselben in einem andern Zustande, als er im Innern befindlich ist. Die Umbildung der organischen Körper oder ihre Mineralisation in Steinmaterie erfolgte höchst wahrscheinlich allmählig in dem Grade, als durch die Verwesung Theile derselben aus dem Gesammtverbande entfernt wurden, durch Einfüllung in diesen Raum oder durch freie Bildung aus Auflösungen, in denen sich jene genannten Materien befanden. Im weitern Sinne sind die Petrefacten Fossilien mit Abbildungen früher existirender organischer Körper. Zu diesen gehören 1) Steinkerne (nuclei, franz. pierres moulées) oder Bildungen der Ausfüllung hohler thierischer Körper, wenn nach der Zerstörung der äußern Hülle der die Form bietenden Wesen von demselben nur ein Abguß des Innern oder ein Kern als Abformung zurück blieb; 2) Spurensteine (typolithi, franz. pierres inprimées) oder Gesteine, welche Abdrücke der äußern Oberfläche eines vergangenen, organischen Körpers besitzen. Zuweilen ist Steinkern und Abdruck an einem Exemplare enthalten und sichtlich. — Der Form nach werden die Versteinerungen I. in Versteinerungen aus dem Thierreiche und II. in Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche abgeschieden. Die Versteinerungen aus dem Thierreiche (Zoolithen) sind A) Säugthierversteinerungen und entweder ganze Gerippe oder Theile derselben (Ostrolithen), oder Hörner (Keratolithen), oder Zähne (Odontolithen). Sie rühren entweder von Menschen her (Anthropolithen), von denen die an der Meeresküste bei Guadeloupe in einem neueren Meereskalksteine gefundenen Gerippe die vollkommensten sind (**Philos. transact. 1814, Journ. de Physique 1814 Sept.**), oder von Quadrupeden (Mammaliolithen). Unter den merkwürdigsten derselben, die der jetzigen Schöpfung nicht mehr angehören, sind Überreste a) des Megatherium und des ihm ähnlichen Megalonyx aus dem Geschlechte der Faulthiere, welche zusammen in Südamerika gefunden werden; b) des **Ornithocephalus antiquus**, eines seltsam geformten, zu München aufbewahrten, zu Solenhofen in Baiern gefundenen Geschöpfes mit vogelähnlichem Kopfe; c) zweier Höhlenbären (**ursus spelaeus** und **arctoïdeus**); d) des Riesenelenn (**corvus giganteus**); e) mehrerer zum Theil ungeheurer Büffelarten; f) des Mammuth (**elephas mammoteus**), von welchem mit andern Knochen in Kalktuffen und Lehmen in Frankreich, Deutschland, Sibirien und Nordamerika Knochen und Stoßzähne nicht selten gefunden worden sind; g) von fünf Arten von Mastodonten: des Ohiothieres (**elephas americanus**), in Nordamerika am Ohio, am Urale, in Sibirien, in der kleinen Tatarei aufgefunden; des Riesentapir (**tapir giganteus**), im aufgeschwemmten Lande Frankreichs; das **Palaeotherium**, einer ausgestorbenen Gattung, zugleich dem Rhinoceros und dem Tapir ähnlich, von dem Cuvier 10 Arten von der Größe eines Pferdes bis zu der des Kaninchen in Frankreich und den angrenzenden Ländern entdeckte; des Rhinoceros der Urwelt (**rhinoceros antiquitatis**), das häufig in aufgeschwemmten Ländern im Mergel- und Flußsande entdeckt wird; eines ebergroßen Hippopotamus, einer aus fünf Arten bestehenden Gattung Anaplotherium mit Individuen von der specifischen Größe eines Ebers bis zu der eines Hasen. — B) Ornitholithen oder Reste von Vögeln (man hat Abdrücke von Knochen und Federn, Sumpfvögeln und Schwimmvögeln angehörig). — C) Amphibiolithen oder Reste von Amphibien. Von Schildkröten unterschied man mehrere von ganz verschiedenen Arten; eine Art Gavial (**crocodilus priscus**) in Baiern; den Riesenmonitor (Megalosaurus), eine Eidere von 30—45 F. Länge, bei Mastricht; den Riesensalamander im öninger Kalksteinschiefer (Ichthyosaurus von 15 Fuß

und Plesiosaurus von 20 F. Länge) und Schlangenknochen (Ophiolithen). — D) Fischreste (Ichthyolithen); ganze, sehr große Fischversteinerungen enthält das Übergangsgebirge, das bituminöse Mergelschiefergebirge, neuerer Kalkstein; Gräten, Schuppen, Zähne (Glossipetren, die der Haifische), Rückenwirbel (Ichthyospondiliten); Abdrücke sind in den jüngeren Flötzgebirgen nicht selten. — E) Insekten (Entomolithen); zu diesen gehören in Bernstein eingeschlossene Fliegen, Spinnen, Käfer, Larven, Schmetterlinge, Ameisen und andere Geschöpfe dieser Art; ferner Krebse (Gamarolithen), versteinert mit der Schale, als Steinkerne oder als Abdrücke in Kalkstein, selten metallisirt. — F) Würmer (Helmintholithen); zu ihnen gehört der größte Theil der überhaupt aufgefundenen Zoolithen. Ihre Überreste erfüllen oft ganze Gebirgsstrecken. Man unterscheidet a) Schalthierversteinerungen oder Conchyliolithen; b) Versteinerungen von Crustaceen und c) Corallenversteinerungen (Koralleolithen). Die Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche, Phytolithen, zerfallen in: 1) Lithoxylen (versteinerte Holzarten, Sündfluthholz) als Dendrolithen (Stammholz), Stelechiten (Wurzelholz), Rhizolithen (Wurzelversteinerungen); man findet es aus Calcedon, Hornstein, Opal, Braunkohlen, Staubkohlen, Schwefelkies, Thoneisenstein, Wacke bestehend; 2) Bibliolithen (Phytotypolithen, Calamiten, Lithophyllen, Zereiden, Blätter- und Kräuterversteinerungen, meist Abdrücke); 3) Antholithen (Abdrücke von Blüthen); 4) Karpolithen, Spermolithen (Versteinerungen von Früchten und Samen). — Unter den Gelehrten, welche diese Wissenschaft cultivirten, zeichneten sich aus Scheuchzer, Moro (ein Italiener), Bourguet (ein Franzose), Wallerius, Knorr, Walch, Schröter, Schwab, Blumenbach, v. Schlotheim, v. Sternberg, Cuvier, Lamark, Bronn, Goldfuß. — Empfehlungswerthe Werke sind: F. F. v. Schlotheim, „Die Petrefactenkunde" (1820 und Nachträge 1822 mit Kupfern); J. S. Schröter's „Vollständige Einleitung in die Kenntniß und die Geschichte der Steine und Versteinerungen" (1774—1784. 4 Bde.); J. F. J. Walch, „Naturgeschichte der Versteinerungen" (1768—1774. 4 Thle.); v. Sternberg, „Flora der Vorwelt"; Goldfuß, „Die Versteinerungen des Museum der Universität zu Bonn" (mit Abbildungen) und „Die Petrefacten Europas" (mit Abbildungen); Bronn, „Lethaea geognostica" (1834); „Palaeologica, zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe" von Herrmann v. Mayer (Frankf. a. M. 1832). 76.

Petrobrusianer waren eine antihierarchische Secte des XII. Jahrh., Anhänger des Peter von Bruys (Petrus Brusius), eines entsetzten Priesters, welcher seit dem Jahre 1104 in Südfrankreich gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen die Kindertaufe und den Cölibat auftrat, die kirchlichen Lehren und Gebräuche der Messe schmähte, die Cruzifixe als Marterwerkzeuge des Herrn verbrannte und zur Zerstörung der Klöster und Kirchen aufforderte, weil Gott in den Schenken oder in den Ställen angerufen so gut wie am Altare höre. Nach stürmischen Bewegungen ward er endlich (1124) bei seiner Lieblingsarbeit, der Verbrennung der Cruzifixe, von einem vom Klerus angereizten Volkshaufen zu St. Gilles ergriffen und in den von ihm aus hölzernen Kreuzen errichteten und angezündeten Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. 63.

Petrographie umfaßt die geographischen Verhältnisse der Steinmassen, so daß man durch dieselbe die Verbreitung der einzelnen Gebirgsgesteine und ihrer Massen, die Grenzen derselben gegen andere Gesteine an der Oberfläche der Erde und die Form und Lage dieser Grenzen im Innern der letztern zu bestimmen sucht. Um auch auf dazu verfertigten Charten zugleich die Art der Gesteine unterscheiden zu können, werden verschiedene Farben für verschiedene Gesteine gewählt und die Scala dieser Farben und ihre quantitative und qualitative Mischung wird in den

„Petrographischen Farbentafeln" aufbewahrt, die man bereits seit langer Zeit von Werner in Freiberg vermehrt, von Leonhardt geändert, besitzt und deren eine 1833 von Fürst Metternich in Wien bei der Vereinigung deutscher Naturforscher in Breslau übergeben worden ist. Das Resultat der P. ist daher die Geographie der Gesteine, die Nachweisung des Altersverhältnisses derselben und eine ideale Darstellung der Aufeinanderfolge ihrer Bildung in der Zeit. 76.

Petronius (Titus), ein vornehmer römischer Ritter und Dichter zur Zeit des Kaisers Nero, mit dem Beinamen Arbiter, weil er als Liebling und Vertrauter Nero's an dessen Hofe die ausschweifenden Vergnügungen und Lustbarkeiten leitete und anordnete, war geboren zu Massilia in Gallien. Wie Viele vor und nach ihm, so ward auch P., obgleich Nero's Freund, einer Verrätherei gegen den Kaiser beschuldigt und zum Tode verurtheilt, den er durch Öffnen der Adern sich selbst gab, um 67 n. Chr. Zugeschrieben wird ihm eine freilich nur in Fragmenten erhaltene Schrift: „Satiricon liber", die halb in Prosa und halb in Versen geschrieben ist und ein treues Bild von der Lasterhaftigkeit und Verdorbenheit des damaligen römischen Lebens gibt. Das Ganze ist nicht ohne Witz und in guter Sprache geschrieben, doch voll von obscönen und schlüpfrigen Beschreibungen, daher P. auch „Auctor purissimae impuritatis" genannt wird. Nach der Vermuthung einiger Gelehrten ist jedoch P. nicht der Verfasser dieses Werkes, sondern ein anderer, der zur Zeit des Kaisers Commodus und eine Zeit lang in Neapel gelebt habe. Die erste Ausgabe des P. erschien zu Venedig 1499. 4., dann „cum Jani Dousae praecidaneis" (Lugd. B. et Par. 1585. 8.). Die beste Ausgabe ist aber von Burmann (1709. 1743. 4.), ein unerschöpflicher Schatz von Gelehrsamkeit; „e recens. Burm. cum not. crit. et ind." ed. Kr. Gl. Anton (Lips. 1782). Eine besondere Bearbeitung des in des P. Werke sich findenden Gedichts „De bello civili" oder „De mutat. reip. Rom." ist von Wernsdorf; vergl. dessen „Poet. lat. min." (T. 3. p. 24. sqq.). Über andere Abschnitte vergl. ibid. Tom. 4. P. 1. p. 283. P. 2. p. 753. T. 5. P. 3. p. 1362. T. 6. P. 1. p. 183. Eine gute Übersetzung ist die von Gröninger (Berlin 1796). 20.

Petrus (der Apostel), Bruder des Andreas, eigentlich Simon, von Jesus aber zum Merkzeichen dessen, was er werden sollte, Kephas, d. i. (griechisch) P. (Fels) genannt, war ein Fischer aus Bethsaida in Niedergaliläa und einer der ersten und vertrauteren Jünger Jesu, der ihn nebst Johannes und Jakobus bei bedeutenderen Angelegenheiten auszeichnete. Sein heftiges Temperament aber, das ihn zu manchen Übereilungen hinriß, bedurfte nicht selten der Zurechtweisung seines Lehrers und Meisters. Doch hing er an diesem mit unerschütterlicher Liebe, die ihn auch nach der Verhaftung Jesu wieder in dessen Nähe, in das Haus des Hohenpriesters, zog. Hier war es, wo er seinen Herrn dreimal verläugnete, weniger wohl aus Sorge um eigene Gefahr, als aus dem Wunsche, Jesu nahe zu bleiben. Aber der Abstand seiner Meinung von seiner That, daß er denjenigen verläugnet hatte, für den er sterben wollte, erfüllte diesen edlen Geist mit dem Schmerze der Selbstverachtung und brachte eine große Veränderung in ihm hervor. Vermöge der Entschlossenheit und Raschheit seines Charakters erscheint er nach Jesu Hinweggange als frühester Wortführer des Christenthums nicht blos im Kreise der Apostel, sondern auch vor der Welt. Für die neue Lehre war er vorzugsweise unter den Juden thätig und die Hauptstütze der judenchristlichen Partei. Nach der Enthauptung des ältern Jakobus (44), bis zu welcher er in Jerusalem und Judäa geblieben war, wurde er verhaftet, entkam jedoch und ging ins Ausland. Um das Jahr 51 erschien er wieder auf dem Apostelconvente zu Jerusalem, nach welchem er zunächst nach Antiochia, von hier aber nach dem nördlichen Kleinasien, Pontus, Galatien, Kappadocien und Bithynien reiste. Dann lebte er in Baby-

lon, von wo aus vielleicht sein erster Brief geschrieben ist. Zuletzt war er nach kirchlicher Überlieferung in Rom, wo er zugleich mit Paulus während der Neronischen Verfolgung um das Jahr 67 gekreuzigt worden sein soll und zwar, nach der Volkssage, das Haupt nach unten, weil er, wie die spätere Deutung hinzusetzte, dem Herrn gleichgestellt zu werden sich nicht werth achtete. Die spätere Ausschmükkung aber, daß P. schon um das Jahr 44 nach Rom gekommen, die Gemeinde daselbst gestiftet, oder wenigstens organisirt und 25 Jahre lang als Bischof regiert habe, ist mit seinem Wirken am Euphrat, mit der Richtung aller Judenapostel nach dem Oriente und mit Paulus' (um das Jahr 58 geschriebenem) Römerbriefe, in welchem er sagt, daß vor ihm kein Apostel in Rom gewesen sei, nicht vereinbar. Auch in den von Rom aus geschriebenen Briefen erwähnt Paulus des P. nicht. — Die unter des Apostels Namen im neutestamentlichen Kanon sich befindenden zwei Briefe, von denen der zweite aus inneren und äußeren Gründen für unächt erklärt werden muß, sind an judenchristliche Gemeinden in Kleinasien gerichtet und in griechischer Sprache abgefaßt. 63.

Petrus Alfonsi, ein gelehrter spanischer Jude und Arzt des Königs Alfonsus, war nach eigner Angabe 44 Jahr alt, als er im Jahre 1106 zur christlichen Religion übertrat. Um den Beschuldigungen seiner früheren Glaubensgenossen zu begegnen, schrieb er die „**Dialogi XII. contra Judaeos**" (zuerst gedruckt Köln 1536), worin er die Gründe seines Übertritts auseinandersetzt und die Lehren des Christenthums dem Judaismus und Muhammedanismus gegenüber zu bewahrheiten sucht. Wichtiger, aber erst der neueren Zeit im Originale vollständig bekannt geworden, ist seine „**Disciplina clericalis**" (mit werthvollen Anmerkungen herausgegeben von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1827. 4.); eine schon im XIII. Jahrh. gefertigte französische Übersetzung davon ist unter dem Namen „**Castriment d'un père à son fils**" von Barbazan zu Paris 1760. 8. bekannt. Die „**Disc. cler.**" enthält Unterweisungen und Lehren eines Vaters für seinen Sohn, die durch eingeflochtene Erzählungen und Fabeln anschaulich gemacht werden. Alfonsi nahm, wie er selbst angibt, diese Erzählungen aus dem Arabischen und seine Schrift ist als eine der ersten Quellen vieler späteren Novellen und Fabelsammlungen anzusehn. — Unter diesen sind vor Allen zu nennen die „**Gesta Romanorum**", öfters auch „**Historiae moralisatae**" genannt. Was ersteren Namen betrifft, so mag er aller Wahrscheinlichkeit nach daher rühren, daß ein großer Theil der erzählten Geschichten in die Zeiten der römischen Kaiser versetzt wird. Über den eigentlichen Ursprung, die Zeit der Abfassung und den Sammler der „**Gesta Romanorum**" ist man noch nicht so im Klaren, als man von den bisher darüber angestellten sorgfältigen Nachforschungen erwarten sollte. Vermittelst der Kreuzzüge entstand im XII. Jahrh. ein lebhafter Verkehr des Occidents mit dem griechischen Reiche und dem Morgenlande; eine große Anzahl morgenländischer Fabeln, Sagen und Legenden gelangten auf diesem Wege in das Abendland und fanden hier durch lateinische Übersetzungen allgemeine Verbreitung. So wurden gegen Ende des XII. Jahrh. die „7 weisen Meister" durch einen Mönch von Haute-Selve aus dem Griechischen, so die indische Fabelsammlung „**Hitopadesa**" aus dem Arabischen zunächst in das Hebräische und hieraus durch Johann von Capua im Jahre 1262 in das Lateinische übertragen. Aus mehreren Zeugnissen geht mit Gewißheit hervor, daß aus dieser und ähnlichen Sammlungen, vermehrt mit abendländischen, besonders in Italien gangbaren Sagen (z. B. vom Zauberer Virgilius) noch im XIII. Jahrh. die sogenannten „**Gesta Romanorum**" zusammengetragen wurden. Im Jahre 1340 schrieb der Prior im Kloster St. Eloi zu Paris, Bercheur aus Poitou, zu den einzelnen Erzählungen der „**Gesta Romanorum**" moralische Auslegungen (**moralisationes**, daher der oben angeführte Name); diese finden sich in den meisten Handschriften und, da alle gedruckten Ausga-

ben in dieser Gestalt erschienen sind, so lag es nahe, jenen Mönch als den ersten Verfasser der „Gesta Romanorum“ zu betrachten. Das Ansprechende, oft Wunderbare des Inhalts der nicht ohne Kunst behandelten Erzählungen ließ die „Gesta Romanorum“ im Mittelalter bis zum XVI. Jahrh. herab zahlreiche Leser finden; sie wurden, wie nicht leicht eine andere ähnliche Sammlung, eine reiche Fundgrube älterer und späterer Novellisten und Fabeldichter, wie des Bocaccio, Straparola, Hans Sachs, Burkard Waldis u. A., und sind daher schon als solche für die Geschichte der Novelle und Fabel von Wichtigkeit. Übertragen wurden sie in mehrere Sprachen, in das Deutsche, Englische rc. Die erste lateinische Ausgabe erschien 1488. Fol.; ihr folgten andere, die jedoch, wie die vorhandenen Handschriften, unter einander bedeutend abweichen, indem sie bald mehr, bald weniger Erzählungen enthalten. — Vergl. Görres „Deutsche Volksbücher“ (S.157). 83.

Petrus Lombardus aus einem kleinen Flecken bei Novara in der Lombardei gebürtig, nimmt unter den scholastischen Theologen des XII. Jahrh. einen bedeutenden Rang ein. Er war ein Schüler des berühmten Abailard, lehrte in der Abtei der heiligen Geneviève zu Paris Philosophie und Theologie, war Instructor der Söhne Ludwig's VII. und starb als Erzbischof von Paris 1164. Dem damaligen Geiste der gelehrten Behandlung der Theologie gemäß trug er die christlichen Dogmen hauptsächlich nach dem Systeme des Augustinus und zwar so vor, daß er bei einem jeden Dogma die dialektischen Gründe für und wieder dasselbe anführte und entweder zwischen diesen eine Vereinigung zu Stande zu bringen oder durch Autoritäten der Kirchenväter und der Schrift die Gegner zum Stillschweigen zu bringen suchte. Diese halb dialektische, halb compilatorische Arbeit, die er in der Schrift: „Theologiae christianae sententiarum libri IV.“ niederlegte, verschaffte ihm in den damaligen Zeiten einen großen Ruf und eine bedeutende Auctorität in der gelehrten Theologie. Seine Schrift wurde vielfach commentirt und das Studium derselben in den öffentlichen Schulen von der Kirche angeordnet und durch Ertheilung der theologischen Grade belohnt. Auch erhielt er selbst den Titel Magister sententiarum, der dann auch der Schrift anstatt des ursprünglichen beigelegt ward. Herausgegeben wurde diese Venedig 1477, Köln 1576. 8. Vergl. Cramer-Bossuet, „Allgemeine Geschichte der Scholastik“ (VI. Thl. 586); Tiedemann's „Geist der speculativen Philosophie“ (IV. Thl. 300). S. auch d. Art. Scholastik. 80.

Petrus de Vineis, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Staatsmann, welcher um die Mitte des XIII. Jahrh. lebte, ward zu Capua von armen Eltern geboren und studirte durch fremde Unterstützung auf der damals in ganz Europa gefeierten hohen Schule zu Bologna die Rechte. Dem Kaiser Friedrich II., der ihn durch Zufall hatte kennen lernen, gefiel er so sehr, daß er sogleich eine Anstellung am Hofe erhielt. Durch die erhöhte Gunst desselben stieg er bald darauf zum Pronotarius, Rath und Kanzler des Kaisers, in welcher Stellung er das vollkommenste Vertrauen seines Herren genoß und alle Staatsgeschäfte leitete. Gegen die Anmaßungen der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. vertheidigte er Friedrich II. durch Wort und Schrift und bewirkte besonders durch eine gründliche, scharfsinnige und witzige Widerlegung der Schmähschrift Gregor's IX. auf den Kaiser, daß der gegen denselben ausgesprochene Bann ohne nachtheilige Folgen blieb. Auf dem Concilium zu Lyon im Jahre 1245 trat P. de Vineis als Bevollmächtigter Friedrich's II. vor Innocenz IV. für seinen Fürsten mit Kraft und Wärme auf. Die Feinde des Kanzlers brachten aber hierauf dem Kaiser den Verdacht bei, als habe ihm jener durch den kaiserlichen Leibarzt Gift beizubringen gesucht. Der durch viele Unfälle und Nachstellungen argwöhnisch und mißmuthig gewordene Fürst ließ ihm die Augen ausstechen und zu Pisa in das Gefängniß setzen, in welchem der Unglückliche im Jahre 1249 gewaltsam sein Leben dadurch endigte, daß

er seinen Kopf an einem der Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. Die von P. de Vineis hinterlassenen Schriften sind: 1) „Sechs Bücher Briefe von den Thaten Friedrich's II.“; 2) eine Abhandlung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit unter dem Titel „De potestate imperiali.“ Eine Ausgabe derselben bereitet Pertz vor. 81.

Petscheneger oder **Patzinatzen**, ein wildes asiatisches Volk, drangen von den Uzen aus ihren Sitzen am Ural vertrieben im IX. Jahrh. plötzlich hervor, trieben die Magyaren vor sich her, nahmen den Chazaren das ganze Land vom Dnieper bis nach Siebenbürgen und der Wallachei ab und gründeten hier ein gewaltiges Reich, das aber im XII. Jahrh., nachdem auch die Chazaren von den Russen und Griechen vernichtet waren, durch die vereinten Angriffe der Ungarn, Komanen, Griechen und Russen spurlos zu Grunde ging. 37.

Peucer (Kaspar), der berühmte Schüler und Schwiegersohn Melanchthon's, geb. im Jahre 1525 zu Bautzen, war einer der gelehrtesten und angesehensten Männer seiner Zeit. Mit dem Studium der Geschichte, Mathematik und Philosophie verband er das der Arzneikunde, ward Doctor und Professor derselben zu Wittenberg, und Leibarzt des Churfürsten August, bei welchem er sehr großen Einfluß hatte. Nach Melanchthon's Tode ward er das Haupt der von jenem hinterlassenen und sich zum Calvinismus hinneigenden Schule, wußte aber gegen die Einwirkungen der streng Lutherischen eine Zeit lang vor dem Churfürsten den Schein lutherischer Rechtgläubigkeit zu unterhalten. Endlich aber wurde der des Kryptocalvinismus beschuldigte P. mit zehnjährigem Gefängnisse bestraft. Nach seiner Freilassung begab er sich nach Zerbst und starb daselbst 1602. Außer mehreren anderen Schriften hat man von ihm: „Commentarius de praecipuis divinationum generibus“ (Viteb. 1553 u. ö.); „Historia carcerum et liberationis div.“ ed. Pezel. (Tig. 1605). 63.

Peucer (Heinrich Karl Friedrich), Oberconsistorialdirector zu Weimar und Ritter des weimar'schen Falkenordens, geb. den 26. Dec. 1779 zu Buttstädt bei Weimar, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Weimar und bezog im Jahre 1799 die Universität Göttingen, wo er mit Heyne in nähere Verhältnisse trat und denselben bei der Bearbeitung der neuen Ausgabe seines Virgil durch die Anfertigung des index geographicus und historicus unterstützte. Nach zweijährigem Aufenthalte zu Göttingen ging er nach Jena und setzte hier mit vielem Eifer das begonnene Studium der Jurisprudenz fort, wobei er noch Muse genug zu poetischen Versuchen übrig behielt, deren mehrere in den Wieland'schen „Mercur“ aufgenommen wurden. So auf das Trefflichste vorbereitet trat er in Staatsdienste und wurde 1805 Hofadvocat. Im Jahre 1806 nahm er in dem französischen Commandanturbureau eine Anstellung als secretaire-interprète an, begleitete im Jahre 1807 einen weimar'schen Gesandten nach Paris und besorgte hier, da derselbe erkrankte, die Geschäfte ganz allein. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er hierauf nach seiner Rückkehr im Jahre 1809 die Stelle eines geheimen Secretairs im Staatministerium, wurde später Assessor bei der Landesregierung, dann Regierungsrath und zuletzt (nachdem er noch den Sommer 1813 in gesandtschaftlichen Angelegenheiten in Dresden zugebracht hatte) im Jahre 1815 Director des Oberconsistorii, in welcher hohen Stellung er jetzt noch thätig ist. Auf sein amtliches Wirken hier näher einzugehen wäre überflüssig, da seine Verdienste um Kirche und Schule, milde gemeinnützige Anstalten rc. hinlänglich bekannt sind. Was seine literarischen Arbeiten betrifft, so sind vorzüglich zu erwähnen: „Classisches Theater der Franzosen“ (Leipz. 1819—1823. 4 Bde.); „Alexander in Persien“, eine Oper, componirt von Götze; „Proserpina“, eine dramatische Allegorie, componirt von Häser; die beiden Schauspiele: „Wanderer und Pächterin“ und „Vermählt und Unvermählt“; ferner in neuester Zeit eine deutsche Bearbeitung von

Vict. Hugo's „Hernani" und Scribe's Schauspiel: „Die Familie Riquebourg." Andere Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen hat er zum Theil begonnen, zum Theil zwar vollendet, doch noch nicht veröffentlicht. Übrigens ist P. bekanntlich Mitarbeiter an mehreren kritischen und literarischen Zeitschriften, besorgte früher auch einige Zeit lang die Redaction des Journals für „Luxus und Mode." 22.

Peurbach oder **Purbach** (Georg von), ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, geb. 1423 im östreichischen Städtchen Peurbach, studirte in Wien unter Johann von Gmünden, später auf mehreren deutschen, italienischen und französischen Universitäten, nahm eine Lehrerstelle der Mathematik zu Wien an und starb daselbst den 8. April 1461. Er ist als der Wiederhersteller der Astronomie jener Zeit zu betrachten, gab der Trigonometrie eine neue Gestalt und führte das geometrische Viereck und den Gebrauch des Bleiloths ein. Unter seinen Schriften sind bemerkenswerth: „Theoriae novae planetarum" (mehrmals gedruckt, zuletzt Köln 1581); „Sex priores libri systematis Almagesti" (mit Kpftn. Venedig 1496. Basel 1543. Nürnberg 1550); seine „Tabulae eclipsium super meridiano Viennensi" (Wien 1514. 2. Aufl.), nach dessen Absterben von Regiomontan herausgegeben, sind mit fast übertriebener Genauigkeit abgefaßt. 26.

Peutinger (Konrad), ein verdienter deutscher Gelehrter und Alterthumsforscher, 1465 zu Augsburg geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Vorbereitungsstudien auf der Universität Padua der Jurisprudenz und kam, nachdem er noch einige Zeit die Schule des berühmten Humanisten Pomponius Lätus zu Rom besucht hatte, in seine Vaterstadt zurück, wo er 1493 zum Secretair des Senats ernannt wurde. Obschon ihn die mit seiner Stelle verbundenen vielen Arbeiten und besonders die damals sehr häufigen Reichstage, bei welchen er den Senat vertreten mußte, den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so beschäftigte er sich doch eifrig mit den Wissenschaften und Künsten, sammelte eine treffliche Bibliothek und brachte zuerst in Deutschland die Alterthumskunde zu Ehren. Dafür genoß er die allgemeinste Achtung und der Kaiser Maximilian, zu welchem er mehrmals als Gesandter geschickt wurde, ernannte ihn zu seinem Rathe. Nach dem Tode Maximilian's ging er 1519 nach Brügge, um Karl V. zu seinem Regierungsantritte Glück zu wünschen und wohnte sodann 1521 dem Reichstage zu Worms bei, auf welchem er die Bestätigung der Privilegien seiner Vaterstadt und das Recht, Münzen zu prägen, erlangte. In seinem Alter zog er sich gänzlich von den Geschäften zurück und starb am 28. Dec. 1547 zu Augsburg. Unter P.'s Schriften sind diejenigen, welche sich mit der Alterthumskunde beschäftigen, die bedeutendsten. Hierher gehören: „Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi" (Aug. Vind. 1505. Fol.) und „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus" (Argent. 1506. 4. N. Ausg. von G. W. Zapf, Aug. Vind. 1789. 8.). Auch ist nach ihm die älteste uns bekannte Landcharte: „Tabula Peutingeriana" benannt. 67.

Peyronnet (spr. Péronné) (Graf von), Minister des Innern und der Justiz unter Polignac, 1770 zu Bordeaux geboren, widmete sich der Jurisprudenz und erregte nach der Restauration durch seine entschiedene Anhänglichkeit an die Bourbons die Aufmerksamkeit der Regierung. Unter Decaze's Ministerium ward er Präsident des Tribunals erster Instanz zu Bordeaux und kam dann als Generalprocurator an den Gerichtshof zu Bourges. Zu Paris ward er 1820 zuerst durch seine streng royalistischen Ansichten, welche er vor der Pairskammer bei Gelegenheit der sogenannten Verschwörung vom August dieses Jahres äußerte, bekannt, blieb seitdem in der Deputirtenkammer seinen Gesinnungen getreu und sprach mit Enthusiasmus für die Beschränkung der Preßfreiheit. Dieses bewirkte seinen Eintritt in das Ministerium Villele's als Siegelbewahrer (1821) und seine Erhebung in den Grafenstand (1822). Für den Juristenstand in Frankreich that er sehr

viel, war aber unerbittlich streng für alle Maßregeln, welche die Äußerungen freier Gesinnungen zurückhalten konnten, und setzte sogar die Wiedereinführung der Censur durch. Seine Bemühungen für die Regierung bei den Wahlen von 1824 und seine Festigkeit, mit welcher er allen im Sinne des Ultraroyalismus gefaßten Beschlüssen Anerkennung und Geltung zu verschaffen wußte, bereiteten seinen Eintritt in das unglückliche Ministerium Polignac's vor (20. Mai 1830). Er wurde das Opfer seiner unbedingten Ergebenheit, denn seine eigene Überzeugung soll sich gegen die Ordonnanzen und die Art ihrer Ausführung ausgesprochen haben. Der Julirevolution suchte er durch schleunige Flucht zu entgehen, ward aber in Tours festgenommen, nach Paris gebracht und mit seinen Collegen zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe zu Ham verurtheilt. Seine gezwungene Muße verwendet er zu literarischen Artbeiten; doch haben seine „Pensées d'un captif" (deutsch, Leipz. 1834—1835. 2 Bde. 8.) und seine „Histoire des Francs" (Par. 1838. 8.) keinen großen Beifall gefunden. Das Ministerium Villele's suchte er in seiner Flugschrift: „Esquisse politique" (Par. 1829. 8.) vergebens zu rechtfertigen. 66.

Pfänden, lat. pignori sumere; franz. saisir; engl. seize, geschieht bei Beeinträchtigungen geringerer Art, besonders auf dem Lande, indem man z. B. wegen Betreten eines der Communcation nicht angehörigen Privatweges, bei Beschädigungen durch fremdes Vieh u. dergl. den Beschädiger zurück zu behalten oder zur Zurücklassung irgend eines Gegenstandes zu nöthigen sucht, welcher entweder zum Beweise oder pfandweise zur Deckung des angerichteten Schadens dient. Es soll jedoch nicht mehr genommen werden, als unumgänglich erforderlich ist; doch braucht bei Pfändungen des bloßen Beweises halber nicht auf den Werth des abgepfändeten Gegenstandes gesehen zu werden. Die Pfändung beruht auf dem Haus- und Besitzungsrechte gegen den, der sich factischer Weise eingedrungen hat; sie darf daher blos als Zurückhaltungsrecht auf unserer Besitzung ausgeübt werden, nicht aber außerhalb, wenn der Störer sie bereits wieder verlassen hätte, indem dieß unerlaubte Selbsthülfe enthalten würde, außer im Falle der unmittelbaren Verfolgung des Flüchtlings. Des Beweises halber wird die Pfändung oftmals vorgenommen bei Besitzstreitigkeiten, um den Gegner nicht zur Vollendung der Verjährung gelangen zu lassen, indem solche durch die Pfändung unterbrochen wird. Die abgepfändeten Gegenstände werden dann bei dem Richter, unter welchen die Sache, auf der die Störung vorgegangen ist, gehört, deponirt und über das Anbringen des Pfänders ein Protocoll aufgenommen. 31.

Pfaff (Christian Matthias), einer der berühmtesten Theologen des vorigen Jahrhunderts, ward den 25. Dec. 1686 in Stuttgart geboren, bezog schon in seinem 13. Jahre die Universität Tübingen, wo er die Theologie und die morgenländischen Sprachen mit solchem Erfolge studirte, daß er 1702 eine öffentliche Rede in samaritanischer Sprache halten konnte und kurz darauf ein glänzendes Magisterexamen machte. Nachdem er hierauf noch mehrere Proben seiner gründlichen Gelehrsamkeit gegeben hatte und 1705 Repetent der Theologie geworden war, besuchte er seit 1706 die berühmtesten Städte und Universitäten Deutschlands, Dänemarks und der Niederlande, studirte in Halle und Hamburg (bei Edzard) das Rabbinische, ging dann 1708 nach England, verweilte längere Zeit in Oxford und Cambridge, kehrte 1709 nach Deutschland zurück und beschäftigte sich eben in Gießen mit dem Studium des Äthiopischen, als er zum Reiseprediger und Führer des Erbprinzen Karl Alexander von Würtemberg berufen ward. Bei einem dreijährigen Aufenthalte desselben in Turin hatte er dann Gelegenheit viele gelehrte Schätze und Manuscripte, welche man eben wegen Unkenntniß aus der Bibliothek entfernen wollte, zu retten und bekannt zu machen, indem er nicht nur einen Katalog davon verfertigte, sondern auch viele wichtige Excerpte machte, die er theils anderen Gelehrten (Montfaucon, Fabricius u. A.) mittheilte, theils selbst edirte (wie einige unbekannte

Schriften des Lactantius, Paris 1712). Gegen Ende des Jahres 1712 kehrten Beide nach Stuttgart zurück, reisten aber im Sept. 1713 aufs Neue nach den Niederlanden und nach zweijährigem Aufenthalte im Haag 1715 nach Paris, worauf sie zu Ende des Jahres 1716 wieder in Stuttgart eintrafen und P. die ihn übertragene dritte ordentliche Professur der Theologie zu Tübingen 1717 antrat. Schon 1720 war er in die erste Professur aufgerückt, ward zu gleicher Zeit Kanzler der Universität und Propst, 1724 kaiserlicher Pfalzgraf, 1727 Abt des Klosters Lorch und 1731 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. In dieser hohen Stellung hatte er nun vielfache Gelegenheit, seine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit zu bewähren, die er auch in einer großen Anzahl trefflicher Schriften und Dissertationen niedergelegt hat. Am Berühmtesten davon sind seine „Institutiones theologiae dogmaticae et moralis“ (Tueb. 1719. 8. u. öft.) und „Introductio in historiam theologiae literariam“ (Tueb. 1720—1726. 3 Voll. 8.), welche lange als Hauptwerke gegolten haben. Vergebens waren aber bei dem Eifer der Parteien seine Versuche, die beiden protestantischen Kirchen zu vereinigen, zu welchem Zwecke er einen lebhaften Briefwechsel mit dem preußischen und englischen Hofe unterhielt und eine Anzahl Schriften, unter andern sein „Alloquium irenicum ad Protestantes“ (Regensb. 1720. 4, auch deutsch u. öft. gedruckt), schrieb und wobei er einen sichern Tact und große Freimüthigkeit entwickelte. Dafür genoß er aber auch eines Ansehns und Rufs, wie selten ein anderer Gelehrter. Nichts desto weniger legte er 1756 seine sämmtlichen Stellen plötzlich nieder und zog sich nach Frankfurt a. M. in den Privatstand zurück; doch nahm er kurz darauf den Ruf als Generalsuperintendent und Kanzler an der Universität zu Gießen an, starb aber als solcher schon den 19. Nov. 1760 mit Hinterlassung eines außerordentlichen Reichthums. 16.

Pfaff (Christian Heinrich), bekannt als Universitätslehrer und Schriftsteller im chemischen und medicinischen Fache, ward am 2. März 1773 zu Stuttgart geboren. Als Knabe besuchte er die Karlsakademie, wo er Cuvier zum Mitschüler hatte, und wurde hier durch des berühmten Kielmeyer's Unterricht für Chemie und vergleichende Anatomie gewonnen; seine Vorliebe für die Elektricitätslehre weckte aber der Experimentator Groß in ihm. 1793 besuchte er Göttingen und im folgenden Jahre Kopenhagen, wo er das Brown'sche System studirte, machte 1795 eine Reise nach Italien, ließ sich hierauf 1797 in Heidenheim im Würtembergischen als praktischer Arzt nieder, ging aber bald darauf als außerordentlicher Professor der Medicin nach Kiel. Hier legte er sich besonders außer der Physiologie auf Physik und Chemie, weßwegen ihm auch nach wenigen Jahren das Lehrfach dieser beiden letzteren Disciplinen mit einer ordentlichen Professur übertragen wurde. Nunmehr errichtete er ein chemisches Laboratorium und legte sich fast ausschließlich auf Bearbeitung von Schriften über Physik und Chemie. Als von einem sehr fleißigen Schriftsteller besitzen wir von ihm mehrere größere und kleinere Werke. Seine bedeutendsten sind: „Handbuch der analytischen Chemie“ (Altona 1825. 2 Bde. 2. Aufl.); „System der Materia medica“ (Leipz. 1808—1824. 7 Bde.); „Über thierische Elektricität und Reizbarkeit“ (Leipz. 1795); „Über Newton's Farbentheorie“ (Leipz. 1813). Jetzt beschäftigt er sich mit der Herausgabe eines medicinischen Journals, das unter dem Titel: „Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Pharmacie“ seit dem Jahre 1832 in mehreren Bänden erschienen ist. 39.

Pfaffe ist aus papa, Vater, entstanden und war folglich früher, wie das gleichbedeutende Pope, Ehrentitel aller Geistlichen; der Name ist aber in der neuern Zeit so in Mißcredit gekommen, daß man darunter jetzt nur einen solchen Geistlichen versteht, welcher mehr weltlichen als geistlichen Zwecken nachstrebt. 30.

Pfaffenmütze, s. Fortification.

Pfahlbürger nennt man die Besitzer städtischer Grundstücke, welche weder das volle Bürgerrecht genießen, noch die gewöhnlichen Lasten tragen. Es waren dieß ursprünglich solche, deren Grundstücke außerhalb der Stadtbefestigung (vor der Verpfählung, Pallisadirung) lagen und nicht vollständig geschützt waren. Daher genießen Vorstädter, Besitzer von Erbzinshäusern, welche von einem Hauptgrundstücke abhängen und zu diesem den Abgabenbeitrag liefern ebenfalls nicht das volle Bürgerrecht und werden deßhalb unter die P. gerechnet. 17.

Pfahlgraben, s. Teufelsmauer.

Pfalz (altdeutsch Pfalenz oder Palenz, vom lateinischen palatium, Palast) hießen im Mittelalter die in den verschiedenen Provinzen des deutschen Reiches zerstreut liegenden Schlösser und Paläste, welche die Kaiser, damals bekanntlich ohne festen Sitz, auf ihren Reisen zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte nahmen. Da sie hier oft Reichstage hielten und Recht sprachen, so wurde überhaupt jede Gerichtsstätte, Rathhaus rc. mit dem Namen „Pfalz" belegt, ein Gebrauch, der sich in Schwaben bis heut noch erhalten hat. Unter den Städten, wo sich kaiserliche Pfalzen befanden, den Pfalzstädten, werden in den Provinzen fränkischen Rechtes Aachen, Ingelheim, Trebur und Speier, in den Provinzen sächsischen Rechtes Merseburg, Goslar, Grona, Allstädt und Wallhausen am häufigsten genannt. Die obersten Beamten, welche in diesen Pfalzen in der Abwesenheit des Kaisers und an dessen Statt Recht sprachen, hießen Pfalzgrafen (comites palatini), welche als unmittelbare königliche Richter über Sachen und Personen zu Gericht saßen, die der Gerichtsbarkeit des Herzogs oder Markgrafen, in dessen Sprengel die P. lag, nicht unterworfen waren; doch galten sie in gewissen Fällen als oberste Instanz und konnten selbst die Entscheidung des Herzogs nach Belieben umstoßen. Mit diesen Pfalzgrafen in älterer Bedeutung sind nicht die späteren Pfalzgrafen, auch des heiligen römischen Reiches Hofgrafen genannt (comites sacri palatii Lateranensis oder aulae Caesarea et imperialis consistorii comites) zu verwechseln, als welche nach Einführung des römischen Rechtes, besonders seit Karl IV., gewöhnlich wurden. Diese, von weit geringerer Bedeutung, erhielten von dem Kaiser mit dem Titel die Befugniß, gewisse meist geringe kaiserliche Rechte auszuüben, z. B. unehelich Geborene zu legitimiren, Doctores, Magistri, Licentiaten, Baccalaureen (die zum Unterschied bullati hießen) und Notarien zu creiren, zu adeln u. a. m. Bisweilen wurde diese Pfalzgrafenwürde gewissen Familien erblich ertheilt (z. B. den Grafen von Ortenburg im Jahre 1524). Jetzt ist sie natürlich mit dem heil. röm. Reiche verblichen. — Pfalzgrafschaften in älterer Bedeutung hatten seit den sächsischen Kaisern alle Herzog- und Markgrafthümer. Wie diese wurden bei der immer mehr sich entwickelnden Ausbildung des Lehnswesens auch die mit der Pfalzgrafenwürde verbundenen Besitzungen erblich, doch verschmolz im Laufe der Zeit das pfalzgräfliche Amt mit dem Herzogthume; am Rheine aber, wo die wichtigsten Reichsdomänen lagen und unveräußert blieben, erhielt sich die pfalzgräfliche Würde in ihrer ursprünglichen Gestalt, obwohl später auch als erbliches Besitzthum bestimmter Familien. Der Umfang dieser Pfalzgrafschaft, der Pfalz am oder bei Rhein (jetzt zum Theil zum baierischen Unterrheinkreis, zum Theil zur hessischen Provinz Starkenburg, Rheinhessen und zur preußischen Rheinprovinz gehörig) umfaßte über 70 □M., eines der gesegnetsten Länder Deutschlands und erhielt später den Namen Unterpfalz, zum Unterschiede von der Oberpfalz, worunter man einen 125 □M. enthaltenden Landstrich verstand, welcher jetzt zum baierischen Obermain- und Regenkreis gehört und Amberg zur Hauptstadt hatte. Derselbe ward, nachdem im Jahre 1215 die Rheinpfalz an das Haus Baiern gekommen war, später von dem Kaiser Ludwig dem Baier den Söhnen seines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolph, überlassen, welcher die Churwürde erhalten hatte und als Stammvater aller Pfalzgrafen und Churfürsten von der

P. zu betrachten ist. Diese von Rudolph gegründete Hauptlinie des pfälzischen Hauses theilte sich in mehrere Äste; die ältere oder eigentliche Churlinie selbst erlosch im Jahre 1359, worauf ihr die pfalz-simmersche Linie folgte, nach deren Erlöschen im Jahre 1685 die neuburgische vom Pfalzgrafen Wolfgang zu Zweibrücken gestiftete Linie zur Chur gelangte. Dem Letzten dieser Linie, dem Churfürsten Karl Philipp, welcher im Jahre 1742 starb, folgte Karl Theodor von der neuburg-sulzbachschen Linie, welcher 1777 nach dem Aussterben der baierischen Hauptlinie ganz Baiern mit Ausnahme des Innviertels erbte. Diesem, dem letzten Sprossen der sulzbachschen Linie, succedirte im Jahre 1799 in sämmtlichen pfälzischen und baierischen Landen Maximilian Joseph von der Linie Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, der einzigen noch blühenden Linie des pfälzischen Hauses. 1.

Pfand, lat. **pignus**; fr. **gage, mortgage**; engl. **pawn, bledge**, bezieht sich sowohl auf die Sache, als auf das daran zuständige Recht, Pfandrecht. Letzteres besteht in der Berechtigung, wegen einer Forderung seine Befriedigung aus den Nutzungen und, wenn solche nicht zureichen, aus dem Verkauf einer fremden Sache zu erlangen. Die Ertheilung der Berechtigung, welche zu den dinglichen Rechten gezählt wird, heißt Verpfändung, die verschuldete Sache Pfand. Gehört solche zu den beweglichen Gütern, so muß sie dem Pfandberechtigten ausgehändigt werden und heißt Faustpfand. Bei Immobilien tritt blos Beaufsichtigung ein, welche der Staat besorgt. Die Sache wird gewöhnlich Hypothek oder Pfandverschreibung, Pfandversicherung, benannt. Die Hypothek wird in Ansehung der Verfügung darüber, wie die Immobilie, der sie aufliegt, behandelt und ist völkerrechtlicher Natur. — Pfandbriefe sind solche vom Staate gesicherte Schuldbriefe, worin dem Inhaber auf Höhe der darin bemerkten zinsbaren Summe gewisse Güter oder Einkünfte als specielle Hypothek verschrieben worden sind. Sie werden bisweilen von den Staaten selbst, meistens aber von größeren Gesellschaften und Vereinen ausgegeben, welche vom Staate die besondere Erlaubniß dazu haben, wie z. B. von den Ständen einer Provinz oder einer zum Welthandel errichteten Compagnie u. a. Der Inhaber erhält vorschriftsmäßig seine Zinsen aus der angewiesenen Casse. So lange diese richtig abgeführt werden, haben die Pfandbriefe, wie andere öffentliche Schuldscheine, ihren angemessenen Cours. Da man nun gegen Sicherheit wohlfeiler Geld bekommen kann, als auf anderen Wegen, so nennt man das hierauf begründete Bestreben durch Pfandbriefe Geld billig anzuschaffen, welches man dann vortheilhafter benutzt, Pfandsystem (s. Creditsystem). 24.

Pfarrer, lat. **parochus**; fr. **curé**; engl. **parson, curate**, ist jeder Geistliche, welcher das vollständige Seelsorgeramt an einer Kirche zu verwalten hat. Wenn an einer Kirche mehrere Geistliche angestellt sind, so ist gewöhnlich nur der erste Pfarrer oder Oberpfarrer, die übrigen sind Diakonen oder Collaboratoren. 23.

Pfau, lat. **pavo cristatus**; fr. **paon**; engl. **peacock**, wegen der Pracht seines bunten Gefieders der schönste Vogel, gehört zu dem Hühnergeschlechte und unterscheidet sich von diesem nur durch seine vorwärtslaufenden Scheitel- und die verlängerten Schwanzfedern, welche ausgebreitet die Gestalt eines Rades annehmen. Man kennt bis jetzt 4 verschiedene Arten von Pfauen. Die bei uns gewöhnlichen stammen aus Ostindien, wo sie wild in den Wäldern leben. Eine zweite Art, welche in Tibet heimisch ist, soll doppelte Spornen haben und an den Schwanz- wie an den Schulterfedern doppelte Augenflecken tragen. — P. ist auch ein unbedeutendes Sternbild des südlichen Himmels, das nach Halley nnd Bayer 23 kleine Sterne enthält und bei uns niemals aufgeht. 35. 13.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), ein beliebter deutscher Dichter, am 28. Juni 1736 zu Colmar geboren, widmete sich, nachdem er die nöthigen Vorbereitungsstudien in seiner Vaterstadt beendigt hatte, zu Halle der Jurisprudenz, sah sich aber bald durch

die immer zunehmende Schwäche seiner Augen in seinen Fortschritten gehemmt und erblindete 1757 völlig. Eine glückliche Ehe und die ruhige Heiterkeit seines Gemüthes erleichterten ihm dieses harte Loos. Ludwig XV. ertheilte ihm 1773 die Erlaubniß, in Colmar ein akademisches Erziehungshaus unter dem Titel „Militairschule" für die protestantische Jugend anzulegen, welches sich des schönsten Fortgangs erfreute, als ihm durch die französische Revolution ein Ende gemacht wurde. Seitdem widmete er sich nur literarischen Beschäftigungen und ward 1803 Präsident des neuerrichteten protestantischen Consistorium zu Colmar, wo er am 1. Mai 1809 starb. P.'s Muße ist eine durchaus freundliche und heitere, was um so merkwürdiger ist, da die Phantasie der Blinden gewöhnlich nur um feierlich ernste oder sanfte Wehmuth erregende Gegenstände schwebt. Seine Fabeln und Erzählungen sind fast ohne Ausnahme in einem leichten, scherzenden Tone gehalten und nur in der letzten Zeit seines Lebens äußerte die Politik einen nachtheiligen Einfluß auf sein dichterisches Streben und seine späteren Poesien sind nur dürftige Bekleidungsmittel seiner politischen Gesinnungen. Seine Fabeln sind seinen übrigen Werken weit vorzuziehen; in ihnen offenbaren sich am meisten gesunder Verstand, Phantasie, kaustischer Witz und Begeisterung für alles Edle und Große. Seine dramatischen Versuche sind längst vergessen. Seine Werke sind in zwei Abtheilungen: „Poetische Versuche" (Tübing. 1804—1820. 10 Thle. 8.) und „Prosaische Versuche" (Tübing. 1810—1813. 10 Thle. 8.) gesammelt und mit einem Supplementbande (Tübing. 1820. 8.), welcher P.'s Leben von Rieder enthält, vermehrt. 66.

Pfeffer, lat. piper; fr. poivre; engl. pepper, nennt man die Früchte des Schwarzpfefferstrauches (piper nigrum, L.), welche Jussieu's Familie der **Piperaceae** begründet und Linné's **Diandria Trigynia** angehört. Diese Früchte sind rundliche, einfächerige, in 6—8 Zoll langen Trauben stehende (zur Zeit der Reife rothe) Beeren mit einem Samen. Die reifen fallen bald ab und werden dann aufgelesen; die unreifen dagegen, welche man abpflückt, trocknet man an der Sonne, wodurch sie schwarz und runzlich werden und den gemeinen schwarzen P. liefern; die reifen hingegen werden in Seewasser eingeweicht, dann durch Waschen und Reiben von ihrer Haut befreit, zuletzt ebenfalls getrocknet und geben dann den weißen P., der aber nicht so scharf ist, wie der schwarze. Er wächst vorzüglich auf Malabar, Sumatra, Java etc. und der kleinste wird in Indien am meisten geschätzt. Seine Schärfe soll der P., nach Örstedt, einem krystallisirbaren eigenthümlichen Stoffe, dem Piperin, der den Harzen verwandt ist, verdanken. Der Gebrauch des Pfeffers als Gewürz ist allgemein bekannt; außerdem dient er auch als Arzneimittel. 14.

Pfefferkuchen, s. Lebkuchen.

Pfeffermünze, lat. mentha piperita; fr. menthe poivrée; engl. peppermint, ist eine zu Jussieu's Familie der **Labiatae** und Linné's **Didynamia Gymnospermia** gehörende, in ganz Europa in Gärten und auf Feldern angebaute, wahrscheinlich aber ursprünglich in England einheimische Pflanze, deren Kraut aus einem ästigen, etwas behaarten Stengel mit gestielten, eirunden, spitzigen oder lancettartigen, gezähnten, glatten, oben dunkelgrünen Blättern besteht, einen gewürzhaften, durchdringenden, sehr angenehmen Geruch und einen balsamischen, beißenden, brennenden, kampherartigen Geschmack hat, der zugleich ein Gefühl von Kälte im Munde zurückläßt. Sie enthält eine große Menge flüchtiges Öl, das bekannte Pfeffermünzöl, womit man die ebenfalls Kühlung im Munde zurücklassenden Pfeffermünzplätzchen bereitet, welche vorzüglich für Personen passen, deren träger Magen einer Reizung bedarf, um seine Verrichtungen gehörig auszuüben. Außerdem bereitet man daraus auch Branntweine und Liqueure. Diese Pflanze wird im Allgemeinen häufig bei Unterleibsbeschwerden gebraucht und ist in neuerer Zeit, sowohl ihr Öl, als ihre Blätter und Blüthenspitzen im Thee-

aufguß gegen die asiatische Cholera bisweilen, namentlich gleich im Anfange der Krankheit, mit Erfolg angewendet worden. — Außerdem gibt es noch folgende Münzenarten: die Krausemünze (mentha crispa), welche in Sibirien und Europa einheimisch ist, aber auch in Gärten gezogen und von den Schafen gern gefressen wird. Sie ist weniger kräftig als die P. und hat auch einen anderen Geruch und Geschmack. — Die Gartenmünze (m. gentilis), wovon das Kraut, das aus einem etwas behaarten, sehr ästigen Stengel mit eirunden, gestielten und gezähnten Blättern besteht und einen angenehmen Geruch, einen etwas scharfen und bittern Geschmack hat, ebenfalls als Arznei gebraucht wird. — Die Bach- oder Wassermünze (m. aquatica) hat einen nicht sehr angenehmen aber starken Geruch, einen bittern und etwas scharfen Geschmack; das Kraut davon besteht aus glatten Stengeln mit ebenfalls glatten, gestielten, eirundherzförmigen, gezähnten Blättern. — Eine in ganz Europa sehr häufig auf Stoppelfeldern und feuchten Plätzen als Unkraut wachsende Pflanze ist die Ackermünze (m. arvensis), welche ganz haarig ist und einen starken, gewürzhaften, süßlichen, für viele Personen unerträglichen Geruch hat. — Die zahme oder Frauenmünze (m. sativa) ähnelt an Geruch und Geschmack der Krausemünze. Sie wird sowohl in der Medicin, als auch zu mancherlei Speisen gebraucht und hat einen starken, aber dabei sehr angenehmen Geruch. — Die rundblätterige Münze (m. rotundifolia), deren Kraut aus einem filzigen Stengel mit sitzenden, eirunden oder rundlichen, oben runzlichen, unten weißfilzigen, gezähnten Blättern besteht und ebenfalls als Arznei gebraucht wird. — Die Roß- oder Waldmünze (m. sylvestris) ist eben so officinell wie die Krausemünze, unterscheidet sich aber von dieser durch ihr filziges Kraut, ihre länglichen, lancettförmigen, ungleich gezähnten Blätter und durch ihren angenehmern Geruch. — Den angenehmsten Geruch unter allen hat die grüne Münze (m. viridis), welche purpurrothe Blüthen hat. — Endlich gehört noch hierher das sehr stark riechende und an ätherischem Öle reichhaltige Flöhkraut oder der Polei (m. pulegium), der sich durch seinen fast walzigen, behaarten, sehr ästigen Stengel, seine eirunden, stumpfen, ganz kleinen Blätter von den übrigen Arten unterscheidet und als ein reizendes, nervenstärkendes Mittel angewendet wird. 21.

Pfeffers oder **Pfäfers**, lat. **Fabarium**, ein besuchtes Bad im Canton St. Gallen in der Schweiz, 2188 F. über dem Meere, verdient besonders wegen seiner seltenen Lage der Erwähnung. In einem furchtbaren Abgrunde, von der reißenden Tamina durchströmt, zu der die Strahlen der Sonne nur einige Stunden des Tages hinabdringen können, erheben sich an die schroffen Felsen angelehnt die Gebäude dieser Badeanstalt und an die Stelle hölzerner Brücken über den schauerlichen Felsengrund, die früher zu ihnen führten, sind in neuerer Zeit schmale Fußsteige durch die Klippen hindurch gekommen. Diese Anstalt, welche schon im XI. Jahrh. bekannt gewesen sein soll, gehört jetzt der in der Nähe liegenden Benedictinerabtei Pfeffers. Das Wasser der zum Baden und Trinken benutzten Quellen ist klar und hell, geschmack- und geruchlos, hat eine Temperatur von 29—30° R. und wird zu den alkalischen Stahlwassern gerechnet. Sehr heilkräftig hat es sich besonders bei Unterleibsbeschwerden und Augenkrankheiten bewiesen und dieß, wie die übrige reizende Umgegend, sichert dem Orte seine nicht geringe Frequenz. Die neueste Beschreibung des Bades P. haben wir von dem Badearzte Dr. Kaiser (3. Aufl. Chur 1833). 35.

Pfeffinger (Johann Friedrich), ward den 5. Mai 1667 zu Straßburg geboren. Nachdem er mehrere Jahre in seiner Vaterstadt und in Leipzig studirt hatte, wurde er 1691 an der Ritterschule zu Lüneburg als Lehrer der Mathematik angestellt und 1708 Inspector an derselben, in welcher Stelle er auch bis an seinen Tod verblieb. Seine Kenntnisse in der Mathematik, Geschichte, Genealogie und im

deutschen Staatsrechte waren eben so ausgebreitet, als für die Zeit und den Standpunkt der angegebenen Wissenschaften und Studien ungewöhnlich. Besonders bedeutend sind seine Verdienste um das deutsche Staatsrecht und hierbei namentlich sein berühmt gewordener Commentar des Vitriarius unter dem Titel: „Vitriarius illustratus seu Vitriarii jus publicum germanicum" (Friburg. 1691, nachmals öfterer und zuletzt unter dem Titel: „Corpus juris publici. Voll. IV. Gothae 1739 und dazu „Ricci repert. locupletiss." Goth. 1741 erschienen) anzuführen. Außerdem sind von seinen Schriften noch: „Merkwürdigkeiten des XVII. Jahrh." (Hamburg 1706), nur 20 Jahre umfassend; „Geographia curiosa" (Lips. 1690), mehr Statistik als Geographie enthaltend, und „Geschichte des braunschweigisch-lüneburgischen Hauses" (Hamburg 1731. 3 Bde.) zu erwähnen. 64.

Pfeifergericht war unter der älteren Reichsverfassung ein zu Frankfurt a. M. unter Pfeifen und Pauken gehegtes, mit einem Volksfeste verbundenes Gericht, wo die Deputirten der Städte Bamberg, Nürnberg und Worms dem kaiserlichen Oberzolleinnehmer zur Anerkennung der ihnen aus Gnaden verliehenen Zollfreiheit ein Geschenk, bestehend in einem Paar Handschuhen, einem Räderalbus und einem hölzernen Becher mit Pfeffer, in feierlicher Procession zu überreichen hatten. 31.

Pfennig, Pennig, lat. denarius; fr. dénier; engl. penny, ist der Name I. einer Rechnungs- und Scheidemünze. Vor dem XII. Jahrh. prägte man aus der Mark feinem Silber 320 Pfennige, wobei der Werth eines Pfennigs beinahe 2 Groschen Conv. hatte; um die Mitte des XIII. Jahrh. 660, des XIV. Jahrh. 960 und zu Anfange des XV. Jahrh. 1200 bis 1400 Pfennige aus der Mark feinem Silber. Der viele Kupferzusatz gab den Pfennigen ein schwarzes Ansehn und man unterschied dieserwegen weiße Pfennige (Wißpennig, Albus, Silberpfennige) und schwarze Pfennige (Kupferpfennige). Von den Kupferpfennigen unterschied man schwere Pfennige à $\frac{1}{12}$ Gr. = $\frac{1}{288}$ Thlr. und leichte à $\frac{1}{4}$ Kr. = $\frac{1}{432}$ Thlr. Der Werth der Pfennige ist sehr verschieden und richtet sich in jedem Lande nach der größeren Scheidemünze. Man rechnet den Groschen und Schilling zu 12 Pfennigen, den Kreuzer zu 4 Pfennige. — II. Ein Handelsgewicht, 1 Pf. = $\frac{1}{4}$ Quent = $\frac{1}{16}$ Loth = $\frac{1}{512}$ Pfund, nach den verschiedenen Gewichtsverhältnissen verschieden. 33.

Pferch, Hordenschlag, franz. fiente; engl. fold, park, ist die Einstallung der Schafe in viereckige mit Horden umzäunte Plätze auf der Brache oder andern Feldern oder auch auf Wiesen, um entweder darin zu fressen oder das Land zu düngen. Zu letzterm Behufe werden die Horden alle Tage auf einen andern Fleck geschlagen, bis das ganze dazu bestimmte Feld auf diese Art gedüngt ist. — Pferchgerechtigkeit ist das Recht zu fordern, daß eine fremde Schafheerde auf das pferchberechtigte Grundstück in den Pferch gestellt werden müsse. 26.

Pferd, lat. equus; franz. cheval; engl. horse, fast überall als eins der nützlichsten Hausthiere bekannt, war ursprünglich wild, wurde aber wohl sehr frühzeitig von der Hand des Menschen gezähmt und zu einem der schönsten Thiere ausgebildet. Die wilden Pferde, deren es noch um den Aralsee, am Donflusse, im südlichen Sibirien, in den mogolischen Wüsten gibt und, wie Einige berichten, auch auf Ceylon und im Innern Afrikas, sind weit kleiner als die zahmen, haben einen weit größern Kopf mit einer etwas gebogenen Stirn und ein struppiges, mausefahlfarbiges Haar und leben in großen Heerden beisammen. Obgleich sie den Menschen scheuen und bei dessen Anblicke die Flucht ergreifen, werden sie doch von den Bewohnern jener Gegenden gefangen und zahm gemacht. Diesen an Lebensweise und Größe, nicht aber an Farbe ähnlich sind die verwilderten Pferde, häufig in der Mogolei, in Schottland, in der Ukraine, Wallachei und in unermeß-

licher Menge in Paraguay anzutreffen. — Die Mannigfaltigkeit der Farben hinsichtlich der Haare des Pferdes hat zu den verschiedenen Benennungen derselben Anlaß gegeben. Zu den einfachen Farben rechnet man das weiße, isabellenfarbige, braune und schwarze Haar; die graue und wolfsgraue nennt man zusammengesetzt und als außerordentlich bezeichnet man die Tiger-, Schecken-, Puzzellan- und Pfirsichblüthenfarbe. Blässen oder Sterne heißen die weißen Flecke an der Stirn, welche bei Pferden, deren Haare dunkel sind, bisweilen gesehen werden. Hat auch die Verschiedenheit der Nahrungsmittel, seitdem das P. unter allen Himmelsstrichen heimisch geworden ist, keinen Einfluß auf die Körperbildung desselben geäußert, so ist doch gewiß das Klima nebst der übrigen Pflege dieses Thiers desto erheblicher für diese geworden und die dadurch bewirkte Mannigfaltigkeit im Körperbau hat zu folgenden Racebestimmungen die Hand geboten. Die arabischen Pferde, besonders aus der Gegend um Palmyra, welche für die schönsten gehalten werden, sind von mittlerem Wuchse, fast mager, deßhalb geschmeidig und leicht, dabei aber stolz, muthig und ausdauernd. Über die besten Arten derselben halten die Araber Stammregister. Diesen zunächst setzt man die berberischen. Ihr Hals ist lang und dünn mit gleichen Mähnen, der Kopf mehr klein, ihr Körper schmächtig und erreicht nur die mittlere Größe. Unter den europäischen Pferden zeichnet man vorzüglich die spanischen und englischen aus. Erstere haben als charakteristische Kennzeichen einen großen Kopf mit langen Ohren und dieser schließt sich durch einen starken und langen Hals an eine breite Brust an. Übrigens sind sie gewöhnlich schwarz mit einer Blässe und führen bei ihrem schweren Körper einen stolzen und reizenden Gang. Letztere stammen von arabischen und berberischen Racen ab und werden in 3 Arten eingetheilt. Erkennbar sind sie an ihrem kleinen Kopfe mit einer krummen Nase und kleinen steifen Ohren. Der mehr längliche Körper ruht auf schlanken dünnen Beinen und wegen ihres großen, weit ausgreifenden Schrittes sind sie als Wettrenner bekannt. Auf diese läßt man die neapolitanischen und venetianischen folgen, welche erstere sich durch einen dicken Hals, großen Kopf, gebogene Nase und vollständigen Wuchs auszeichnen und vorzüglich zu Parade- und Kutschpferden eignen. Sie sollen jedoch höchst ungelehrig, boshaft und eigensinnig sein. Außer diesen Racen unterscheidet man unter den europäischen noch die friesländische, holsteinische, mecklenburgische, polnische, ungarische, russische, türkische, isländische und deutsche. — Das P. erreicht ein Alter von 24—30 Jahren und darüber. Das Alter nach den Zähnen zu bestimmen, ist etwas höchst unsicheres und höchstens nur bis in das 10. oder 12. Jahr ohne Täuschung zu erkennen, da die Hundszähne, welche man als Merkmal des Alters annimmt, schon in diesen Jahren stumpf werden. Die Stute trägt 11—12 Monate. Hinsichtlich der Bewegung des Pferdes unterscheidet man den gewöhnlichen Gang, wobei zuerst der rechte Vorderfuß, dann der linke Hinterfuß, hierauf der linke vordere und der rechte hintere fortgesetzt werden. Im Trab werden der rechte Vorder- und dann der linke Hinterfuß und dann die 2 andern aufgehoben. Im Galopp kommt zuerst der linke Hinterfuß, dann der rechte Hinterfuß mit dem linken vordern und dann der rechte vordere in die Höhe. Eine eigene Art der Bewegung ist der Paß. Das P. schreitet zuerst mit dem rechten Vorder- und Hinterfuße aus und dann mit den 2 linken. Für den Reiter ist er am bequemsten, soll aber das P. ungemein angreifen und nur schwachen eigen sein. Dergleichen Pferde, die den Paßschritt haben, nennt man Zelter oder Paßgänger. — Der schönste Pferdekopf, den die Bildhauerkunst geliefert hat, soll von Phidias herrühren. Er war früher im Parthenon zu Athen aufgestellt, wurde aber durch den Grafen Elgin nach England gebracht. In der Pferdezeichnung thaten sich unter den Neuern Pforr, Heß, Klein, Adam, Horace Vernet und einige Andere hervor. Vergl. „Abbildungen sämmtlicher Pferde-

racen von R. Kuntz, mit naturhistorischer Beschreibung von E. d'Alton" (Karlsruhe 1827 ff.); F. v. d. Brücken „Bemerkungen über die englischen Pferde und die Pferdezucht im Allgemeinen" (mit 7 Abbildung. Weimar 1827). — Pferd, das kleine (Füllen), ist ein aus 10 Sternen bestehendes Sternbild zwischen dem Delphin und dem Kopfe des Pegasus, nördlich über dem Wassermanne. 35. 13.

Pfingsten, franz. pentecôte, heißt dasjenige von den drei hohen christlichen Festen, welches zum Gedächtniß der Stiftung der christlichen Religion durch die Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu gefeiert wird. Der Name dieses Festes, welches stets auf den funfzigsten Tag nach Ostern fällt, ist aus dem griechischen Worte Pentecoste (πεντηκοστή, scl. ἡμέρα der funfzigste Tag) entstanden. Schon der Name, noch mehr aber der Gegenstand der Feier, beweiset den jüdischen Ursprung des Pfingstfestes. Die jüdische Kirche feierte nämlich am funfzigsten Tage nach dem Pascha das Andenken der Gesetzgebung auf Sinai, oder das Fest der göttlichen Offenbarung durch heilige Schrift. Da die Juden ihr Pentecoste nur einen Tag feierten, so scheint anfangs bei dem christlichen dasselbe geschehen zu sein. Die dreitägige Feier wurde auf einer Synode zu Kostnitz (1094) festgesetzt. In der alten Kirche gehörte dieses Fest, das seit dem IV. Jahrh. allgemein gefeiert ward, unter die feierlichen Taufzeiten. Aus diesem Grunde ist wahrscheinlich der in England gewöhnliche Name Whitsunday (der weiße Sonntag) entstanden, indem diejenigen, welche getauft worden waren, eine Zeit lang in weißen Kleidern gingen. Auch das Abendmahl ward zu Pfingsten vorzugsweise gehalten. Die Häuser und Kirchen schmückte man mit Blumen und grünen Birkenzweigen und in Deutschland sind die Pfingstmaien und die Pfingstmaientänze noch bis auf den heutigen Tag in den meisten Provinzen gebräuchlich. Auch pflegt man noch die Kirchen und Thürme mit Birkenzweigen (Maien) auszuschmücken, eine Sitte, welche ebenfalls jüdischen Ursprungs, oder wie Andere wollen, aus dem römischen Heidenthume, von dem Majumis, Spielen zu Ehren der Göttin Maja, abzuleiten ist. 63.

Pfinzing (Melchior), ein mittelmäßiger deutscher Dichter, am 25. Nov. 1481 zu Nürnberg geboren, kam nach Beendigung seiner Studien in die Dienste des kaiserlichen Kanzlers von Serntein zu Wien und wurde durch dessen Empfehlung Geheimschreiber Maximilians I., dessen Gunst er sich durch seine Kenntnisse bald zu erwerben wußte. Auf die Verwendung des Kaisers wurde er 1512 zum Probst bei der Sebalduskirche in Nürnberg ernannt, verließ aber noch im nämlichen Jahre diese Stadt wieder, um in die Dienste seines hohen Gönners zurückzukehren, der ihm mehrere wichtige Aufträge anvertraute. Auf dem Reichstage zu Köln (1513) unterstützte er mit Kraft und Erfolg einige Anträge des Kaisers und wurde zur Belohnung der geleisteten Dienste zum kaiserlichen Rathe ernannt und mit mancher einträglichen Pfründe beschenkt. Nachdem er seine Stelle zu Nürnberg niedergelegt hatte (1521), weil er die Unruhen, welche die Reformation hervorrufen mußte, voraussah, wurde er zum Probst zu St. Victor in Mainz ernannt, wo er am 24. Nov. 1535 starb. Sein Ruhm gründet sich auf das historisch-allegorische Gedicht: „Die geuerlichkeiten vnd eins teils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten helds vnd Ritters herr Tewrdannckhs," (Nürnb. 1517. Fol. u. öfter), in welchem die Abenteuer beschrieben sind, welche der deutsche Kaiser Maximilian I. zu bestehen hatte, ehe er zum Besitze der schönen und reichen Prinzessin Maria von Burgund gelangen konnte. Maximilian soll den Plan zu diesem matt und frostig ausgeführten Gedichte selbst entworfen haben. In einem harten Style und in gezwungenen Reimen werden ohne alles poetische Feuer Allegorien auf Allegorien bis zur räthselhaften Unverständlichkeit gehäuft und allenthalben tritt die moralische Tendenz zu grell und absichtlich hervor. So hart die Sprache ist, so fehlt es ihr doch nicht an Kraft, die aber in der spätern Umar-

beitung des bekannten Fabeldichters B. Waldis (Frankf. 1553. Fol.) völlig verschwindet. Den Titel Theurdank hat das Gedicht, weil die Gedanken des darin gefeierten Helden stets auf theuerliche (abentheuerliche) Unternehmungen gerichtet waren. Den Schlüssel zu den in den Allegorien versteckten Namen gibt S. Frank in seiner „Chronik" (Bern 1539. Fol.). Der Werth des Theuerdanks beruht nicht auf seiner poetischen Ausführung, sondern auf der eigenthümlichen typographischen Ausstattung und auf den trefflichen von H. Schäufelin gefertigten Holzschnitten; doch kann das Gesagte nur von der ersten Ausgabe gelten, die späteren Abdrücke sind von geringer Bedeutung. Eine neue Ausgabe besorgte Haltaus (Quedlinburg 1835). — Vergl. J. D. Koeleri dissertatio de inclyto libro poetico Theuerdank" (Altdorf 1714. 4. Ed. nov. cur. B. F. Hummel, Norimb. 1790. 4.). 67.

Pfirsche oder **Pfirsich** nennt man die Frucht des Pfirsichbaumes (amygdalus persica, persica vulgaris), den Jussieu zu den rosaceae und L. zur icosandria monogynia zählt. Er stammt ursprünglich aus Persien, von wo er durch die Römer nach Italien verpflanzt wurde und den Namen des persischen Apfels (malum persicum) erhielt. Diese brachten ihn nachher nach Frankreich, woselbst er, so wie in Italien, am meisten angebaut wird und eine Menge Abarten daraus gezogen worden sind, indem es hier unstreitig die schönsten P. gibt. Die Früchte sind in der Regel rund, fleischig, auf der einen Seite der Länge nach mit einer Naht oder Rinne versehen und enthalten einen runden, harten, dicken und oben zugespitzten Stein, der auf beiden Seiten tiefe Furchen hat, innen aber von einem eßbaren Kerne ausgefüllt ist. Ihr weinartig und zugleich gewürzhaft schmeckendes, meist in Saft sich auflösendes Fleisch macht sie zu einer der schätzbarsten Obstsorten. Die Pfirsicharten sind sehr mannigfaltig; so unterscheidet man z. B. die Nuß-, große rothe Früh- oder sogenannte zwolsche P., die Safran-, weiße Magdalenen-, Purpur-, Prinzessin-, Malteser-, Kirschen-, Cardinal-, Venus-, Aprikosenpfirsiche und noch viele andere Arten. Man ißt die P. gewöhnlich roh, besonders die saftigen, die sich deßwegen nicht zum Backen oder Einmachen eignen, obgleich sie ebenfalls mit Zucker getrocknet werden; dagegen benutzt man die P. mit festem Fleische zu Compot, Torten und Backwerk 2c. Die Kerne der P. geben den Persico, wenn man Branntwein darüber abzieht. — Aus den Blumen und jungen Blättern des Pfirsichbaumes bereitet man in manchen Apotheken einen sehr wohlschmeckenden Syrup. 21.

Pfister (Johann Christoph von), ein ausgezeichneter deutscher Historiker, am 11. März 1772 zu Pleidelsheim in Würtemberg geboren, widmete sich der Theologie und beendigte seine Studien auf der Universität Tübingen, wo er mit Schelling in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebte. Durch Spittler's „Geschichte Würtembergs" (1783) zu ähnlichen Forschungen angeregt, vollendete er als Repetent am theologischen Stifte zu Tübingen den ersten Band seiner „Geschichte von Schwaben" (1802) und ging dann 1804 nach Wien, wo er die reiche Handschriftensammlung der kaiserlichen Bibliothek zu ferneren historischen Arbeiten benutzte und sich der rathenden Freundschaft des trefflichen Johannes von Müller erfreute. Die Aussichten, welche sich ihm durch Müller's Einfluß boten, wurden durch die Ereignisse des Jahres 1806 vereitelt, wodurch er sich bewogen fühlte, wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Mit rastlosem Fleiße sammelte er zu Ulm, wo ihm der Prälat von Schmid seine handschriftlichen Schätze bereitwillig zur Benuzzung mitheilte, und in den Archiven der vormaligen Reichsstädte und Abteien Oberschwabens neue Materialien zur Fortsetzung seiner Geschichte, welche er als Diakon zu Waihingen an der Enz (1810) und Pfarrer zu Kleinglattbach ordnete. Durch seine Beförderung zum Pastor zu Untertnökheim bei Stuttgart (1813) wurde er den literarischen Schätzen der Hauptstadt näher gebracht und er ließ nun

bis zu seinem Tode (1835) eine Reihe historischer Werke, welche sich eben so sehr durch Gründlichkeit und Gediegenheit der Forschung, als durch kunstreiche und ansprechende Darstellung auszeichnen, erscheinen. Wir nennen folgende: „Geschichte von Schwaben" (Heilbr. 1803—1827. 5 Thle. 8.); „Über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg" (Heilbr. 1816. 8.); „Denkwürdigkeiten der würtembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte" (in Verbindung mit J. C. Schmid herausgegeben, Tübingen 1817. 2 Hfte. 8.); „Herzog Christoph zu Würtemberg" (Tüb. 1820. 2 Thle. 8.); „Eberhard im Bart, erster Herzog von Würtemberg" (Tüb. 1822. 8.); „Miscellen aus der würtembergischen Geschichte" (Tüb. 1824. 8.) und die eine Abtheilung der von Ukert und Heeren besorgten „Geschichte der Deutschen" (Hamb. 1829—1835. 5 Thle. 8.). P.'s literarische Verdienste wurden 1832 von der Regierung durch seine Ernennung zum Prälaten und Generalsuperintendenten von Tübingen auf eine ehrenvolle Weise anerkannt. Als Deputirter bei der Ständeversammlung zeigte er eine unüberwindbare Vorliebe für das Alte und Hergebrachte und stimmte stets mit der ministeriellen Majorität. 67.

Pfizer (Gustav), ein beliebter deutscher Dichter der neuesten Zeit, am 29. Juli 1807 zu Stuttgart geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in dem Seminare zu Blaubeuren erhalten hatte, im theologischen Seminare zu Tübingen theologischen und philologischen Studien und wurde 1830 an dieser Anstalt als Repetent angestellt. Seine „Gedichte" (Stuttgart 1831. 8.), „Neue Sammlung" (Stuttg. 1835. 8.) zeichnen sich durch Tiefe und Ideenreichthum aus, wenn ihnen gleich noch Vieles zur künstlerischen Vollendung fehlt. 66.

Pflanzen, lat. plantae; franz. plantes; engl. plants, nennt man zwar im engern Sinne nur diejenigen Gewächse, welche als Kräuter, Stauden, Sträucher und Bäume bekannt sind; allein im Allgemeinen werden darunter alle Gewächse überhaupt begriffen, welche das Pflanzenreich und die Wissenschaft der Botanik (s. d. Art.) umfassen. Die P. sind organische Körper ohne willkührliche Bewegung und bestehen gleich diesen aus festen und flüssigen Theilen. Die Fiber oder Faser (s. d. Art.) bildet wie in den thierischen Körpern die erste Grundlage der meisten festen Theile und besteht aus immer feinern Fäden; ihre weitere Zusammensetzung bildet die Häute und diese die Gefäße. Unter der Oberhaut versteht man die dünne Bedeckung, welche alle Theile der Gewächse von außen umkleidet und nach Beschaffenheit der Theile selbst mehr oder weniger dicht und hart ist. Unter dieser Oberhaut liegt eine aus vielen Fasern zusammengesetzte Substanz, das Zellgewebe, welches fast den ganzen innern Raum der P. einnimmt und aus dünnen Häuten besteht, die in geschlossene Fächer oder Zellen abgetheilt sind. Je nachdem nun diese Zellen alle in Reihen neben einander stehen oder sich in sehr mannigfaltiger Form, vorzüglich bei den kryptogamischen Gewächsen zeigen, nennt man es ein regelmäßiges oder unregelmäßiges Zellgewebe. Jenes kann einfach (wo die Wände der Zellen nicht aus andern Zellen geformt sind) und dabei entweder locker oder straff, bastartig oder zusammengesetzt sein; das unregelmäßige aber sich als blasenförmges, fasriges, fedriges oder häutiges Gewebe darstellen. Die Oberhaut und das Zellgewebe begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Rinde, auf welche der Splint folgt, welcher aus den verhärteten Fibern und Gefäßen des Zellgewebes entspringt und wovon sich jährlich eine solche Lage absetzt. Der noch stärker verhärtete Splint wird das Holz genannt, welcher das Mark einschließt. Bei ausdauernden Gewächsen ist die Mitte des Stammes meist mit Mark angefüllt, dagegen findet man bei den jährigen die Stengel oft hohl und das Mark in die Gegend der Blumen und Früchte getrieben. Die in dem Zellgewebe eingeschlossene Substanz ist von verschiedener Consistenz und Farbe und

das Mark immer weicher und beträchtlicher vom Holze verschieden. Auch setzt man in das Mark vorzüglich den Grund des Lebens und der Vermehrung der P. Malpighi und besonders Linné schreiben ihm die Entstehung der Augen und Knospen nebst den weiblichen Befruchtungswerkzeugen in den Blüthen zu. Doch haben spätere Erfahrungen bewiesen, daß die Gegenwart desselben weder zum Leben der Gewächse, noch zur Erzeugung, die sich auch bei älteren marklosen Stämmen entwickeln, so unbedingt nothwendig sei. Im Gegentheil wird es sehr wahrscheinlich, daß alle die früher dem Marke zugeschriebenen Kräfte den Spiralgefäßen eigen sein dürften. Diese letzteren bestehen aus einem schmalen, in der Mitte concaven Bande, das spiralförmig gedreht ist und eine hohle Röhre durch seine Windungen bildet. Alle Spiralgefäße werden durch das Alter in Treppengänge verwandelt. Ob dieselben Flüssigkeiten oder Luft führen, darüber sind die Meinungen sehr getheilt; so viel ist aber gewiß, daß die P. Luft- und Saftgefäße enthalten. Diese unterscheidet man in zu- und ausführende Gefäße, weil die einen den äußern Theilen den bearbeiteten Nahrungssaft zuführen, während die andern die unnützen flüssigen Stoffe herausschaffen. Erstere verlaufen entweder dicht unter der Haut, oder etwas tiefer unter dem Zellgewebe und dringen bisweilen in das Mark. Die zweiten hingegen befinden sich fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Markes und endigen sich mit ihren Ausgängen an der Oberhaut. Wenn die Gefäßbündel bei einem Baume oder Strauche geradeaus laufend bleiben, so schießt der Stamm, ohne einen Ast zu machen, in die Höhe; sobald aber die Spiralgefäße eine schiefe Richtung erhalten, bilden sie Knospen und es entstehen Zweige. Die in den anderen Gefäßen enthaltene Luft tritt als ein Bestandtheil des Nahrungssaftes der Gewächse in diese über, wird aber auch von den andern Theilen der P., z. B. den Blättern, eingesogen und dient den P. ebenfalls zum Nahrungs- oder vielmehr zum geistigen Belebungsstoffe. Auf der Oberfläche der P. findet man noch besondere Theile, die man theils zu den Gefäßen rechnen wollte, theils für Producte derselben ansah, wie z. B. die Haare, die aus einer oder mehreren über einander stehenden Zellen bestehen; die Borsten, welche aus neben einander liegenden Zellen gebildet sind; den Reif, welcher als ein feiner Staub die Pflaumen, Weintrauben oder auch die Stengel und Blätter mehrerer saftiger P. überzieht und eine aus der Oberfläche des Zellgewebes abgesonderte harzige, fast wie Wachs sich verhaltende Materie ist; endlich die Bläschen, welche nur eine Erweiterung der vom Safte strotzenden Zellen sind. — Die in dem Zellgewebe, den Gefäßen rc. enthaltenen Säfte sind nach Verschiedenheit der Art sehr mannigfaltig: harzig bei vielen Nadelhölzern, gummig bei den Fruchtbäumen und lymphatisch fast bei den meisten Gewächsen. Von gleicher Verschiedenheit ist auch ihre Farbe, so daß diese weiß, gelb, roth, blau und grün gefunden wird, indeß bei den meisten P. farblos ist. Dagegen findet man die in den Früchten vorkommenden Säfte von allen Farben. Rafn entdeckte in den Säften der P. viel Übereinstimmendes mit dem Blute der Thiere. Übrigens nannte schon Aristoteles die P. umgekehrte Thiere und die Neueren haben vielfache Vergleichungen zwischen P. und Thieren angestellt. So viel scheint gewiß, daß die Säfte in den P. die Stelle des Blutes vertreten und in ihren Verrichtungen mit denselben verglichen werden können, und daß die P. Zusammenziehungskraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andere Kräfte (nur in geringerm Grade) mit den Thieren gemein haben. Besonders haben die Blätter vieler P. einen hohen Grad von Reizempfänglichkeit, z. B. viele Mimosenarten. Fast alle gedreite und aus kleineren Blättchen zusammengesetzte Blätter legen sich des Abends zusammen, so daß ein Blättchen das andere deckt, welchen Zustand man den Schlaf der P. genannt hat. Daß die P. sich dem Lichte zuneigen, ist erwiesen; am deutlichsten bemerkt man dieß in Treibhäusern, wo sich die Blüthen nie mit Gewalt nach der Hellung an die Glasfenster

drängen. Das Licht äußert demnach einen starken Reiz auf die Pflanzenfaser, hat aber besonders noch für die Vegetabilien den Nutzen, daß es die Zersetzung des eingesogenen Wassers und die Abscheidung des Sauerstoffgases befördert; denn wo sich dieser letztere bei den P. anhäuft, werden alle ihre Theile weiß, wie dieß diejenigen Gewächse, welche im Dunkeln vegetirt haben, beweisen; daher ist für sie der Sauerstoff, eben so wie das Licht, ein Reizmittel, wie dieß in ganz vorzüglichem Grade auch der Wärmestoff ist. Diese Stoffe, zu welchen man besonders auch den Wasserstoff mitrechnen muß, sind es auch, welche das Wachsthum der P. vermitteln. Ihre Hauptnahrung ist der Wasserstoff. Sie ziehen denselben aus der Erde mit ihren Wurzeln und über der Erde alle in Dünste aufgelöste Feuchtigkeiten an sich und das Licht bewirkt durch seinen Reiz die Zersetzung des Wassers dermaßen, daß dieses in seine Bestandtheile, Wasser- und Sauerstoff, zerlegt wird. Der Sauerstoff geht mit dem natürlichen Wärmestoffe der P. eine Verbindung ein, wird gasartig und strömt durch die ganze Pflanze und zu den grünen Theilen heraus. Der Wasserstoff verbindet sich mit dem Kohlenstoffe, den die Gewächse ebenfalls einsaugen, und mit mehreren anderen Elementen, welche der Pflanzenkörper nach Maßgabe seiner Organisation in mannigfaltigem Verhältnisse aufnimmt, woraus alsdann die Vegetabilien die ihnen eigenen Säfte und Bestandtheile bilden. Das Wachsthum der P. wird durch die Entwickelung der Blumen begrenzt, welche die zur Begattung wesentlich nothwendigen Organe einschließt. Auf die Zeugungstheile hat Linné sein Sexualsystem gegründet (s. Botanik). — Was endlich die chemische Analyse der P. betrifft, so ergibt sich schon aus dem Obigen, daß ihre Hauptbestandtheile Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff sein müssen. Ersterer überwiegt die anderen, daher auch die Gewächse bei trockener Destillation eine so große Menge kohlengesäuertes Gas liefern und so viele Kohle hinterlassen. Schwefel und Phosphor kommen im Gewächsreiche sparsam vor; am meisten findet man sie bei den P. der 15. Classe (Tetradynamia), welche zugleich auch Stickstoff enthalten. Kali besitzen fast alle Gewächse, am meisten aber die Farrenkräuter, so wie die Früchte von Syringa vulgaris und die Kastanien. Natrum haben nur die Seepflanzen und Kalkerde ist in den Gewächsen an die vegetabilischen Säuren gebunden. Kieselerde findet sich in der Asche der meisten Gewächse und bildet im Bambusrohre sogar eine eigene Concretion. Die Bittererde kommt weit seltener vor; doch enthält deren die Sodapflanze in bedeutender Menge. Thonerde ist am seltensten. Barpterde wollen Einige bei den Gräsern gefunden haben. Eisen, aber noch häufiger Braunstein, zeigt sich in der Asche fast aller Gewächse. Von den Neutral- und Mittelsalzen sollen, nach Willdenow, schwefelsaures und salzsaures Kali, so wie schwefelsaurer Kalk am häufigsten angetroffen werden, selten hingegen schwefelsaures und salzsaures Natrum, ersteres bei Tamaris gallica und letzteres bei verschiedenen Seeuferpflanzen. Salpetersaures Kali kommt indeß häufiger vor, seltener hingegen der salpetersaure Talk. Als nähere Bestandtheile der P. hat genannter Botaniker folgende 19 angegeben: 1) Schleim; 2) Zucker; 3) vegetabilische Säure: Weinsteinsäure, Kleesäure, Citronensäure, Äpfelsäure, Benzoësäure und Gallussäure, welche letztere mit Gerbstoff verbunden, in allen adstringirenden Gewächsen vorkommt; 4) Stärkemehl; 5) Kleber; 6) Eiweißstoff; 7) Extractivstoff; 8) Gerbstoff; 9) fettes Öl; 10) Wachs; 11) Harz; 12) Federharz (Gummi elasticum); 13) Gummiharze, Schleimharze; 14) ätherisches Öl; 15) Campher; 16) scharfer Stoff, wie ihn z. B. die Rettigarten, der Seidelbast u. m. a. enthalten; 17) betäubender Stoff, wie die Mohnpflanzen, die Belladonna rc.; 18) Holzfaser und 19) harziger Färbestoff, welcher letztere, oder vielmehr die in ihm sich vorfindende Vermischung des Wasserstoffs und Kohlenstoffs, den P. ihre grüne Farbe gibt. 21.

Pflanzenabdruck. Die Erfindung des Verfahrens, Pflanzen möglichst

schnell und sicher abzudrucken, fällt in die erste Hälfte des **XVI.** Jahrh., wenigstens machte sie um diese Zeit Alexius Pedemontanus zuerst bekannt. Später erwarben sich Hieronymus Cardanus und Andere wesentliche Verdienste um die Verbesserung derselben; doch wurde erst im **XVIII.** Jahrh. diese Kunst ins Große betrieben und zwar vorzugsweise von Hessel und dem Professor Kniephof in Erfurt. Letzterer legte im Jahre 1728 zu Erfurt eine förmliche Pflanzendruckerei an, aus welcher eine Sammlung hervorging, die 1200 Abdrücke enthält. Von den wenigen noch vorhandenen Exemplaren dieses Werks befindet sich eins auf der Erfurter Bibliothek. Gleichzeitig mit Kniephof machte Kirnhals glückliche Versuche, bunte Pflanzenabdrücke herzustellen. Später wurde der P. durch Trampe (in Halle) und Henning (in Berlin), zuletzt aber durch Junghans in Halle zu dem möglichsten Grade von Vollkommenheit gebracht. — Was das Verfahren selbst betrifft, so ist dieß kürzlich folgendes: Man bestreicht ein glattes Stück Bret, auch feines, aber starkes Papier oder eine Metallplatte dünn und gleichförmig mit einer aus Leinöl und Kienruß bestehenden schwarzen Farbe, legt das Pflanzenblatt, welches man abdrucken will, darauf und auf dieses ein etwas starkes Blatt feinen weißen Papiers, reibt hierauf die Stelle desselben, wo das Pflanzenblatt liegt, so lange mit einem Glättglase, Falzbeine u. dgl., bis sich die Farbe an das Pflanzenblatt hinlänglich angedrückt hat, nimmt dann letzteres hervor und legt es behutsam zwischen zwei Blätter weißen Papiers und reibt dieß nun aufs Neue mit dem Falzbeine so lange, bis alle Stellen hinlänglich gepreßt sind. So wird man einen genauen, deutlichen und dauernden Abdruck des Blattes erhalten. — Pflanzenabdrücke (Typolithen oder Phytolithen) finden sich auch häufig im Mineralreiche, besonders aber in Schieferlagern und zwar oft so deutlich, daß man Geschlecht und Art der Pflanze unterscheiden kann. Irrthümlich hält man diese Typolithen bisweilen für wirkliche Pflanzenversteinerungen. 1.

Pflanzenthiere, s. Zoophyten.

Pflaster, lat. **emplastrum**; franz. **emplâtre**; engl. **plaster**, ist ein mehr oder weniger consistentes Arzneimittel, das sich durch die Wärme erweicht und auf den Theilen, an die man es applicirt, kleben bleibt. Man unterscheidet eigentliche P. und pflasterartige Salben. Jene werden bereitet, indem man fette Körper (Butter, Schweinefett, Baumöl) durch die Wärme in flüssigen Zustand bringt und ihnen ein metallisches Oxyd, am liebsten Bleioxyd, zusetzt, wodurch eine feste, alle Erfordernisse eines guten Pflasters habende Masse gebildet wird, dagegen diejenigen, welche aus Fett, Wachs, Öl, mit Pulvern, Extracten rc. versetzt bereitet werden, weniger fest auf der Haut haften. Beide Arten von P. werden blos äußerlich angewendet, zu welchem Zwecke man sie erwärmt und mit einem Spatel oder mit dem mit Öl bestrichenen Finger auf Leder, Leinwand oder Taffet streicht. Auf die Haut gebracht kleben sie fest an derselben und verhindern die Ausdünstung. Dadurch sammelt sich die Feuchtigkeit unter dem P. an und bewirkt eine Art örtliches Dampfbad; gleichzeitig erregt das P. Wärme, Röthe und Jucken in der Haut und verursacht einen Ausschlag von kleinen Blüthen. Je nach ihren besondern Wirkungen theilt man die P. ein in e r w e i c h e n d e, die die Haut erschlaffen, die Auswüchse erweichen, die Eiterung befördern; in a d s t r i n g i r e n d e, die die Gewebe zusammenziehen, die Vernarbung beschleunigen; in e r r e g e n d e, die auf Geschwürflächen Entzündung und Eiterung vermehren, auf gesunder Haut zertheilend wirken; in r e i z e n d e, die Röthe, Blüthen, Pusteln oder breite Blasen und später Eiterung hervorrufen; endlich in n a r k o t i s c h e, die auf den Sitz des Übels gelegt beruhigend wirken. 39.

Pflaume oder **Zwetsche**, lat. **prunum**; franz. **prune**; engl. **plum**, die fast überall, nur die nördlichsten Gegenden ausgenommen, gefunden wird, ist die Frucht des Pflaumenbaums. Man zählt über 50 Arten derselben. Alle haben

eine eiförmige, bald größere, bald kleinere Gestalt und einige derselben enthalten viel Zuckerstoff. Das Fleisch ist bei allen gelblich, selbst wenn die äußere Schale roth, blau, gelb oder grünlich sein sollte. Der Geschmack der Schale ist bei einigen rothen Arten bitter. Das Holz des Pflaumenbaums ist an seiner röthlichen Farbe und Härte zu erkennen. 35.

Pflicht, lat. **officium**; franz. **devoir**; engl. **duty**, nennt man im Allgemeinen die Verbindlichkeit, Etwas zu thun und es setzt dieselbe also stets Etwas voraus, was uns verbindet, eine Anforderung an uns, so zu handeln, sie komme, woher sie wolle. Diese heißt das Pflichtgebot oder Gesetz. So bezieht sich die pflichtgemäße Handlung eigentlich und zunächst nur auf jenes Gesetz, mag dasselbe nun (worüber die Pflichtenlehre oder Moral zu entscheiden hat, s. d. Art.) als Ausfluß eines göttlichen Willens oder als Ausdruck eines natürlichen sittlichen Bewußtseins (des Einzelnen oder einer Gesammtheit, z. B. eines Staats) gelten, und folgerecht gibt es daher nur Pflichten entweder gegen Gott oder gegen das Sitten- oder Staatsgesetz, kurz gegen das Pflichtgebot. Unpassend ist daher die gewöhnliche Eintheilung der P. in P. gegen Gott, gegen andere Menschen und gegen uns selbst, indem hier die P. in der bloßen Beziehung auf das Object des Handelns gedacht wird, welches doch durchaus unwesentlich ist. Richtiger ist die Eintheilung in Rechts- und Tugendpflichten, auch wohl Zwangs- und Gewissenspflichten genannt, — davon letztere die Verbindlichkeit gegen das allgemeine Sittengesetz, erstere die gegen das Rechtsgesetz, d. h. das positive, vom Staate sanctionirte Recht enthalten, daher auch vom Staate im Nothfalle erzwungen werden können. Wie also hier die Rechtspflichten auf einer und durch ein (fremdes) vom Staate anerkanntes Recht auferlegten Verbindlichkeit beruhen, so bezieht sich auch wieder ein Theil der Tugendpflichten auf gewisse als nothwendig und rechtlich anerkannte, allgemein menschliche Zustände, denen gemäß zu handeln wir verbunden sind (z. B. die Verbindlichkeit, eines Jeden Ehre zu schonen) und diese heißen darum Pflichten der Gerechtigkeit, so wie die übrigen mehr dem freien Zuge nach dem allgemeinen Sittengesetze anheimgegebenen Pflichten der Gütigkeit oder Liebespflichten genannt werden (z. B. die Verpflichtung, Andern wohlzuthun), auch wohl unvollkommne oder unvollkommen bestimmte; jene dagegen vollkommne, vollkommen bestimmte, eben weil diesen die durch gewisse feste Beziehungen gegebene Bestimmung abgeht. Aus demselben Grunde sollen auch die Pflichten der Gerechtigkeit den Liebespflichten voranstehen, als die höheren den niederen, wo eine Collision der Pflichten (s. d. Art.) stattfindet. 80.

Pflichttheil, lat. **legitima hereditatis pars**; franz. **légitime**; engl. **legitimate portion**, ist derjenige der Quantität nach zu berechnende Theil einer Verlassenschaft, welcher dem Notherben gesetzlich gebührt. Es kann dieser Theil weder mit Legaten, noch mit irgend einer lästigen Bedingung beschwert werden, sondern muß durchaus frei sein. Es ist jedoch nicht nothwendig, bei der Erbeinsetzung in den P. den Betrag richtig auszuwerfen, sondern der Ausdruck „P." ist hinlänglich, so wie auch die Angabe einer jeden geringeren Summe genügt, indem der Notherbe dann blos die Klage auf Erfüllung (suppletoria actio) haben würde. 34.

Pflug, lat. **aratrum**; franz. **charrue**; engl. **plough**, **plow**, ist ein dem Landwirthe unentbehrliches Ackerwerkzeug, um den Boden gehörig aufzulockern und umzuwenden und zur Aufnahme des Samens vorzubereiten. Er ist ein horizontaler, gegen den Boden geneigter Keil, dessen Spitze die Erde spaltet und dessen hinteres Ende sie umdreht. Die Form der Pflüge ist zwar höchst mannigfaltig, doch lassen sie sich sämmtlich in zwei Hauptclassen bringen: in Pflüge, die einen halben Keil, ein rechtwinkliges Dreieck darstellen, und in solche, die einen ganzen Keil bilden und einem gleichschenkligen Dreiecke sich nähern. Jene nennt

man **Ackerpflüge** oder geradehin Pflüge, diese **Hakenpflüge** oder **Pflughaken**. Die wesentlichste Verschiedenheit beider besteht darin, daß jener hinter der Schar mit einem Streichbrete versehen ist, welches die Bestimmung hat ordentliche Erdfurchen zu machen, d. h. die Erde strichweise neben einander zu legen, dieser dagegen den Boden wohl aufreißt, aber nicht gehörig umwendet. Die Bestandtheile des Pfluges werden eingetheilt in wirkende oder nothwendige und in leitende oder nicht nothwendige. Zu ersteren gehören die Schar, das Sohlenstück oder Pflughaupt, der Grindel oder Pflugbaum, die Griessäule, die Handhabe (Rüster oder Stürze), das Streichbret und das Secheisen oder Pflugmesser; zu letzteren das Vordergestell. Dasselbe besteht entweder aus einem zweirädrigen Wagen, an welchen das Zugvieh angespannt wird und auf den der Grindel gelegt und befestigt ist, oder auch nur aus einem Rade oder einer Schleife. Durch diese Einrichtungen erhalten die Pflüge wieder besondere Benennungen; so heißen Pflüge ohne alles Vordergestell **Schwingpflüge**, die mit einem Wagen versehenen **Räderpflüge** und die mit einer Schleife oder blos einem Rade **Stelzenpflüge** oder **einrädrige Pflüge**. Jede Art derselben hat ihre besonderen Vortheile wie ihre Nachtheile. Diejenige Art von Vordergestell ist die zweckmäßigste, welche zur Stetigkeit des Ganges und zur Richtung des Pfluges am meisten beiträgt, und das ist ohne Widerrede der Wagen. Außer den oben genannten Pflügen gibt es noch verschiedene Arten derselben: als den **Hügelpflug**, welcher aus zwei dreieckigen 5—6 Fuß langen Prismaten besteht, deren Schärfe die Hügel abzuschneiden dient; den **Doppelpflug**, bei dem zwei Grindel hinter einander an einem Pflugbaume vereinigt sind, welche in einem geraden Winkel von einander abstehen und wovon der eine die gewöhnliche Stellung des Streichbretes, der andere aber eine dieser entgegengesetzte hat. Mit diesem Pfluge ist man im Stande, den Acker mit der größten Vollkommenheit eben zu pflügen und den abgeschnittenen Erdstreifen immer auf dieselbe Seite zu werfen. Zur Lockerung der Oberfläche des Erdbodens bedient man sich der **Egge** (s. d. Art.), des **Schneidepflugs** und des **Schaufelpflugs**. Der Schneidepflug, Schröpfer oder Scarificator besteht aus zwei hinter einander mit einander verbundenen Balken, in welchen mehrere Secheisen in gleicher Entfernung von einander angebracht sind, mittelst welcher man ohne große Kraftanstrengung den wieder verhärteten Boden zu einer mäßigen Tiefe zertheilen und lockern kann. Der Schaufelpflug, Exstirpator, unterscheidet sich von letzterem dadurch, daß statt der schneidenden Secheisen entweder lothrecht oder schief nach vorwärts gestellte Stangen angebracht sind, an denen sich vorn kleine Schareisen befinden, womit die Ackererde gelockert, gemischt und das Unkraut sehr wirksam zerstört wird. Der Zweck des eigentlichen Pflügens ist: einen Streifen Erde von einer bestimmten Breite zu einer bestimmten Tiefe senkrecht vom Boden und wagerecht vom Untergrunde abzuschneiden und so umzuwenden, daß seine untere Fläche zur obern werde. Ein P., der diese Bedingungen mit dem mindesten Aufwande von Kraft, sowohl von Seiten des Zugviehes als der leitenden Menschen, erfüllt und dabei dauerhaft und einfach ist, tiefer und seichter, und zu schmäleren und breiteren Furchen gestellt werden kann, entspricht allen Anforderungen, die man an ein solches Werkzeug machen kann. Leider aber besitzen selbst diejenigen, die man bis jetzt als die besten angepriesen hat, als der Small'sche, der Bailey'sche, der Dombasle'sche (Schwingpflüge), der Schwarz'sche und der brabanter (Stelzenpflüge), der thüringer und der pfälzische P. (Räderpflüge), noch immer mannigfaltige Mängel. Über den **Drillpflug** s. **Drillcultur**. — Vergl. Bürger's „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2. Aufl. Wien 1823); Thaer's „Abbildung und Beschreibung der Ackergeräthschaften" (Berlin 1805). 26.

Pforr (Johann Georg), ein ausgezeichneter deutscher Thiermaler, geb. den 4. Januar 1745 zu Ulffen im Hessischen, machte seine Studien zu Cassel und

wurde später Mitglied der im Jahre 1777 daselbst errichteten Malerakademie. 1781 ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder und starb hier am 9. Juni 1798. — Alle seine Arbeiten, unter denen die trefflichen Blätter zu Hünersdorf's „Anleitung, Campagnepferde abzurichten" zu den vorzüglichsten gehören, zeichnen sich durch außerordentliche Naturtreue, schöne Färbung und vollendete Ausführung vortheilhaft aus. Besonders gelang ihm die Darstellung der Pferde, deren Eigenthümlichkeiten er genau studirt hatte. In dieser Hinsicht insbesondere möchte er von Keinem seitdem übertroffen worden sein. 36.

Pfortader, s. Adern.

Pforte (hohe) wird gewöhnlich das osmanische Reich in demselben Sinne genannt, wie man von einem Cabinet der Tuilerien, von St. James rc. spricht. Der Name rührt aber nicht von dem großen Serailthore in Constantinopel her, sondern wie überhaupt im alten Morgenlande die Thore als Versammlungsörter des Volks, als Gerichtsplätze rc. eine große Rolle spielten, so ward die Benennung schon im Alterthume auf den Sitz der Regierung überhaupt übergetragen und die Residenz des Fürsten, wie bei uns Hof, so dort P., Thor, genannt und dieser Gebrauch ist in allen vorderasiatischen Staaten noch; denn auch die persische Residenz zu Teheran heißt noch eben so gut jetzt, wie die des Cyrus zu Persepolis Der (P., Thor), weßhalb auch der persische Dialekt, der unter den Sassaniden der herrschende war und welcher auch Parsi heißt, gewöhnlich als Deri (Hofsprache) aufgeführt wird. 9.

Pforte oder **Schulpforte**, s. Fürstenschulen.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthume Baden, im Murg- und Pfinzkreise, an der schiffbaren Enz, am Eingange des Schwarzwaldes in einem Thale, hat 3 Vorstädte, 25 Straßen, 671 Häuser mit 6200 Einw., 1 altes Schloß mit 2 fürstlichen Begräbnißgewölben in der Schloßkirche, ein Pädagogium, ein adeliges Fräuleinstift, ein Hospital, ein Zucht- und Waisenhaus, ein Irren- und Siechhaus und ein Taubstummeninstitut. Die Stadt ist einer der gewerbreichsten Örter des Landes; denn sie hat 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14 Karat halten dürfen und die jährlich an tausend Menschen beschäftigen und für 600000 Gulden Waaren liefern. Ferner sind hier wichtige Gerbereien, als eine Saffiangerberei und eine türkische Garnfärberei, Tuch-, Strumpf-, Salmiak-, Potasche-, Glaubersalz-, Essig-, Uhren- und Eisenfabriken; auch eine chemische Fabrik, ein Eisenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zinneisen liefert, ein Kupferhammerwerk und Öl-, Papier-, Pulver- und Schleifmühlen. P. treibt einen bedeutenden Holzhandel mittelst des Neckars und des Rheins bis nach Holland und unterhält auch einen wichtigen Öl-, Frucht-, Wein- und Viehhandel, welcher vorzüglich durch die vortheilhafte Lage der Stadt an der Heerstraße von Frankreich nach Süddeutschland begünstigt wird. 71.

Pfranger (Johann Georg), ein bekannter deutscher Dichter und Kanzelredner des vorigen Jahrh., am 5. Aug. 1745 zu Hildburghausen geboren, widmete sich auf der Universität Jena der Theologie und wurde nach Beendigung seiner Studien 1772 Pfarrsubstitut und im folgenden Jahre Pfarrer zu Streßenhaußen, einem Dorfe nahe bei seiner Vaterstadt. Zum Hofprediger nach Meiningen berufen (1776) erwarb er sich durch seinen ehrwürdigen Charakter und seine ächtchristlichen Vorträge die allgemeinste Liebe und Achtung. Er starb am 10. Juli 1790. Als Dichter hat sich P. durch das didaktische Drama: „Der Mönch vom Libanon" (Dessau 1782. 8.), welches ein Seitenstück zu Lessing's „Nathan" sein sollte, bekannt gemacht. Der Hauptzweck dieser weit hinter ihrem Vorbilde zurückbleibenden Arbeit war, die christliche Religion gegen Nathan's Bedenklichkeiten zu vertheidigen, und diesem Bemühen hat das sonst, was Charakteristik der Personen und den Dialog betrifft, sehr schwache Stück den ihm gewordenen Beifall zu verdan-

ken. Unter P.'s „Gedichten" (Meining. 1794. 8.) findet sich manches Anerkennungswerthe. Seine Kanzelreden („Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln", Hildburgh. 1779—1791. 4 Thle. 8. und „Vermischte Predigten", Leipz. 1792—1794. 3 Theile 8.) können zu den besseren Versuchen dieser Art gezählt werden. 67.

Pfropfen, auch **Impfen**, **Pelzen**, **Zweigen**, lat. inserere, imponere; franz. greffer; engl. graff, heißt in der Gärtnersprache das abgeschnittene Reis eines Baums in den Ast oder Stamm eines andern einsetzen. Die gewöhnlichste Art ist das P. in den Spalt. In dem Aste, auf den man propfen will und den man (flach oder schräg) abgeschnitten hat, macht man einen und, wenn er stark ist, auch mehrere Spalten, ohne dabei dem Kerne zu schaden. In den Spalt setzt man das zugeschnittene Reis ein, so daß die Rinde beider genau zusammenpaßt. Diese Art zu pfropfen soll besonders bei dem Kernobste mit Erfolg angewendet werden. Weniger gebräuchlich ist das Einschieben eines Reises hinter die auf der einen Seite abgelöste Rinde. Bisweilen schneidet man auch, wenn man auf einen Zweig pfropfen will, denselben schief ab und setzt dann das gleich starke und eben so abgeschnittene Reis darauf. Ist das Aufsetzen der Reiser erfolgt, so bestreicht man den Spalt mit Baumwachs oder Lehm und verbindet es mit Bast, um die Nässe davon abzuhalten. Die Zeit des Pfropfens ist der Monat März und die erste Hälfte des Aprils. Zu Pfropfreisen wählt man einjährige tragbare, gewöhnlich auf der Spitze des Baums nach Süden stehende Zweige, die erst, ehe man sie aufsetzt, einige Wochen in frischer Erde oder in einem Keller aufbewahrt werden müssen. Beim Zurichten muß man so viel als möglich die Rinde schützen und von Fasern frei zu erhalten suchen, weil diese dem Wachsthume hinderlich sind. Pfropft man auf junge Bäumchen, so soll es dienlich sein, sie wenigstens einige Zoll über der Erde abzuschneiden. 35.

Pfriem, s. Ahle.

Pfründe, **Präbende** (beneficium, praebenda), ist 1) das zur Begründung eines Kirchenamtes festgesetzte Einkommen, 2) das mit einem solchen Einkommen begründete Kirchenamt selbst. Im letztern Sinne sind die Pfründen entweder höhere (beneficia majora), deren Inhaber über Untergebene zu gebieten haben, wie der Bischof, Praepositus u. A., und niedere (beneficia minora) gewöhnliche Pfarreien; oder Curatpfründen (beneficia curata), mit welchen die Seelsorge verbunden ist, und einfache; oder Wahlpfründen, deren Besetzung vom Capitel ausgeht, und Collaturpfründen, welche von irgend einem Patron vergeben werden. In protestantischen Ländern gibt es endlich noch verschiedene weltliche Pfründen, welche vorzüglich unter dem Namen Präbenden vorkommen; indem man bei Säcularisirung der geistlichen Stifter die Einkünfte der Stellen unter Beibehaltung der einmal hergebrachten Namen zu Sinecuren an verdiente Staatsmänner oder Gelehrte verwendet. 17.

Pfund, lat. libra; franz. livre; engl. pound, ist I. im Münzwesen der Name einer Rechnungsmünze, welcher entweder allein oder durch Hinzusetzung der Wörter Banco, Heller, Pfennige rc. gebraucht wird. So ist 1) 1 P. als Rechnungsmünze in der Schweitz = $7\frac{1}{2}$ Batzen = $\frac{1}{2}$ Gulden; 2) 1 P. Banco in Hamburg = 2 Mark Silber fein; 3) 1 P. flämisch a) in Hamburg = 20 Schilling flämisch, b) in Amsterdam = 6 Fl. holl.; 4) 1 P. Heller in der Schweitz = 8—10 Batzen; 5) 1 P. Permiß in Belgien = $2\frac{1}{4}$ Fl. rheinisch = 1 Thlr. 6 Gr. Conv. II. Der Name eines Handelsgewichts, welches gewöhnlich in Deutschland in 16 Unzen oder 32 Loth oder 128 Quent eingetheilt wird. Doch kommen auch in Deutschland und in der Schweitz Pfunde von 36—40 Loth vor. Das metrische P. aber wird in 100 gleiche Theile getheilt. An einigen Orten, als in Frankfurt a. M., Zürich u. a., hat man Pfunde von größerem und geringerem Gewichte,

welche man alsdann unter schweres und leichtes, oder großes und kleines P. unterscheidet. An mehreren Orten ist 1 P. Fleischergewicht um 2—4 Loth schwerer als 1 P. Handels- oder Kramergewicht. Zu einem Stein rechnet man 20—25 P., zu einem Centner 100—120 P. und zu einem P. schwer 300 P. Man hat auch Schiffspfunde und Liespfunde (s. d. Art.). Die Größe des Gewichts der Pfunde ist sehr verschieden. Die gebräuchlichsten sind folgende. Es ist 1 P. = $\frac{1}{100}$ Centner in Aachen = 9718½, in Amsterdam = 10280, in Antwerpen = 9790, in Augsburg = 10220, in Nürnberg = 10621, in Baden = 10406¼, in Baiern = 11651, in Braunschweig = $\frac{1}{114}$ Ctn. = 9726, in Bremen = $\frac{1}{116}$ Ctn. = 10375, in Breslau = $\frac{1}{132}$ Ctn. = 8430½, in Danzig = $\frac{1}{120}$ Ctn. = 9062, in Dresden und Leipzig Handelsgewicht = $\frac{1}{110}$ Ctn. = 9729, Berggewicht = $\frac{1}{114}$ Ctn. = 9387½, Fleischgewicht = $\frac{1}{102}$ Ctn. = 10492, Stahlgewicht = $\frac{1}{118}$ Ctn. = 9069⅓, in Frankfurt a. M. Leichtgewicht = $\frac{1}{108}$ Ctn. = 9737¾, Schwergewicht = $\frac{1}{100}$ Ctn. = 10516¾, in Hamburg = $\frac{1}{112}$ Ctn. = 10081, in Köln = $\frac{1}{106}$ Ctn. = 9728, in Lübeck = $\frac{1}{112}$ Ctn. = 10059, in Würzburg Leichtgewicht = $\frac{1}{106\frac{2}{3}}$ Ctn. = 9930⅔ und Schwergewicht = $\frac{1}{100}$ Ctn. = 10588$\frac{5}{9}$ holl. Aß. III. Als Gold- und Silbergewicht ist 1 P. = 2 Mark = 16 Unzen, und IV. bei gezählten Sachen in Nürnberg 1 P. = 240 Stück und in Regensburg 1 P. Salz = 8 Schilling = 240 Scheiben. 33.

Pfyfer (Franz Ludwig), rühmlichst bekannt durch seine topographische Abbildung eines Theils der innern Schweiz in erhabener Arbeit, ward im Jahre 1715 zu Luzern geboren, trat schon in früher Jugend in französische Kriegsdienste, wurde im Jahre 1758 zum Hauptmann erhoben, erhielt den Orden des heil. Ludwig, focht mit vorzüglicher Tapferkeit in den Feldzügen vom Jahre 1734—1747 und ward im folgenden Jahre zum Generalmajor befördert. Schon im Jahre 1736 hatte ihn seine Vaterstadt zum Mitgliede des großen und im Jahre 1752 zu dem des kleinen Raths erhoben. Im Jahre 1763 wurde er zum Generallieutenant und zum Befehlshaber eines Regiments ernannt, legte aber im Jahre 1768 das Commando desselben nieder, ohne jedoch die französischen Dienste zu verlassen und kehrte im Jahre 1789 nach Luzern zurück, wo er 1802 starb. Seine Abbildung der Schweiz in erhabener Arbeit, deren Erfinder er ist und die er in gefärbtem Wachse ausführte, zeichnet sich durch die bewundernswürdigste Genauigkeit aus, womit er die mannigfaltigsten Gestaltungen der Felsen und Berge, selbst einzelne Hütten und kaum betretene Fußsteige nachbildete. Als Verhältniß derselben hat er die deutsche Meile gleich 1 pariser Schuh angenommen. Sie steht in Luzern der Ansicht jedes Reisenden offen. 81.

Phääken nennt Homer (Odyss. 5, 34) die Einwohner der Insel Scheria (jetzt Corfu), daher auch unter dem Namen Insel der P. oder Phääkia bekannt. Von den Cyklopen auf Sicilien sollen sie dahin vertrieben worden sein und hier lernte sie Odysseus kennen. 35.

Phädo von Elis, ein Schüler des Sokrates, ist bekannt als Stifter der nach seiner Vaterstadt benannten elischen Philosophenschule, die für einen Nebenzweig der megarischen gilt, doch weniger Ansehen als diese erlangt hat und in die eretrische übergegangen sein soll (s. d. Art. Menedemus). Von seinen Dialogen ist nichts mehr übrig. Dagegen ist der Name P. berühmter fast als durch den Mann selbst durch den nach ihm benannten platonischen Dialog über die Unsterblichkeit. 80.

Phädra, Tochter des kretensischen Königs Minos und der Pasiphae, Schwester der Ariadne, ward nach dem Tode der Antiope nebst ihrer Schwester von Theseus entführt, der sich mit ihr vermählte. Der Haß der Venus gegen Pasiphae verfolgte aber auch ihre Tochter, der sie eine strafbare Liebe zu ihrem Stiefsohne Hippolytus einflößte. Als aber der Jüngling ihrem Antrage kein Gehör gab, verwandelte sich ihre verschmähte Liebe in Haß und sie verläumdete ihn beim Theseus, als habe er sie

zur Untreue verleiten wollen. Da ergrimmte Theseus und flehte den Neptun an, seinen Sohn zu tödten. Als die Nachricht von dessen gewaltsamen Tode nach Athen kam, bekannte sich P. schuldig und erhängte sich. Diesen Stoff haben Sophokles und Euripides zu zwei Tragödien benutzt, die uns aber verloren gegangen sind; Racine dichtete daraus sein Trauerspiel „Phädra", welches Schiller übersetzt hat. 11.

Phädrus, ein Thracier von Geburt, Freigelassener des Kaisers Augustus und bekannt als einer der besten Fabeldichter (seine näheren Lebensverhältnisse sind unbekannt), schrieb „**Fabularum Aesopicarum libb. V**" in Jamben und gutem und gefälligem Style, die jedoch, wie aus einer Äußerung des Seneca (vrgl. **Cons. ad Polyb. 27**) erhellt, den Alten unbekannt blieben, weßwegen auch der gelehrte Christ zu Leipzig dieselben für ein Product eines neueren Dichters erklärte. Ungeachtet aber, wie allerdings wahrscheinlich wird, nur ein Theil dieser Fabeln dem P. zugeschrieben werden kann, so möchte doch wohl schwerlich die Behauptung, daß sie aus alter Zeit abstammen, genügend geläugnet werden können. Die erste Ausgabe besorgte P. Pithöus (**Augustob. 1696. 12.**). Die besten Ausgaben aber sind: **Cum not. Conr. Rittershusii et spicileg. Casp. Scioppii (Lugd. Bat. 1598. 1610. 8.)**, von P. Burmann (**Lugd. Bat. 1719. 12., 1727. 4.**), von Schwabe (**Hal. 1779—1781. 3 Voll. 8., Braunschw. 1816. 2 Voll. 8.**) von Orelli (Zürich **1832**). Unächt sind dagegen die von J. A. Casitti und Cataldo Gionelli zu Neapel **1808** angeblich aufgefundenen und herausgegebenen Fabeln des P., die mit einem Commentar und kritischen Noten (von Eichstädt) **Jena 1812. Fol.** und deutsch übersetzt von Gruber (Wien 1816) erschienen. 20.

Phänomen, *φαινόμενον*, Erscheinung, nannten die alten Philosophen, besonders die Skeptiker, das, was den Sinnen erscheint, im Gegensatze zu dem in Begriffen Gedachten, dem *νοούμενον*. Diese Bedeutung des Worts bestimmte Kant dahin, daß P. die erfahrungsmäßige Erscheinung, d. h. das in Zeit und Raum wahrnehmbare Mannigfaltige bezeichnet, wie es für uns ist, nach unserem subjectiven Vorstellungsvermögen — gegenüber den Dingen an sich, die als solche nicht erscheinen, sondern blos von uns als das den Phänomenen zu Grunde Liegende gedacht werden, also Noumena sind (s. Noumen und Kriticismus). In ähnlichem Sinne nimmt Hegel diesen Ausdruck, wenn er die Darstellung der Erscheinungsweisen des Geistes in seiner stufenweisen Herausbildung zum in sich vollendeten Wesen eine Phänomenologie des Geistes nennt. — Im gewöhnlichen Leben nennnt man P. irgend eine bedeutende und merkwürdige Erscheinung, besonders in der Natur. 80.

Phaëthon, Sohn des Helios und der Klymene, gerieth einst mit dem Epaphus in Wortwechsel, weil dieser seine Abstammung von Helios bezweifelte, und bat nun, von seiner Mutter angetrieben, den Helios, nachdem dieser durch einen feierlichen Schwur ihm jede Bitte zu gewähren versprochen hatte, zur Bestätigung seiner Abkunft einen Tag für ihn den Sonnenwagen führen zu dürfen. Helios mußte gewähren; aber kaum merkten die Sonnenrosse den unerfahrenen Wagenlenker, als sie ihn nicht achtend ihre Bahn verließen und gegen die Erde herabfuhren. Eine fürchterliche Hitze entstand daselbst, die Erde borst, die Bäume und Feldfrüchte verdorrten, die Flüsse und Seen fingen an zu sieden, die Berge entzündeten sich, die Äthiopier wurden schwarz gebrannt, Libyen ward zur Wüste und selbst die Wolken entbrannten. Alle Götter zitterten und flehten Jupiter um Hülfe an, der endlich den schwindelnd gewordenen P. mit seinem Blitze vom Wagen herabstürzte, daß er in den Eridanus (Po) fiel, worauf die Sonnenpferde den Wagen vollends zertrümmerten, aber endlich vom Helios wieder beruhigt wurden. Der Sinn der Mythe deutet auf eine große Naturrevolution. 23.

Phalänen, s. Schmetterlinge.

Phalanstère, s. Fourier.

Phalanx war bei den alten Griechen eine besondere Art von Schlachtordnung, welche vorzüglich von Philipp von Macedonien ausgebildet wurde. Über ihre Gestalt und Größe hat man verschiedene Meinungen aufgestellt; wahrscheinlich war sie aber der Grundbedeutung nach (Balken, Walze) ursprünglich nichts weiter, als ein in gerade Linien geordneter Heerhaufen im Gegensatze zu der bisherigen unregelmäßigen Kampfweise, wurde dann vielfach abgeändert und von den Macedoniern so eingerichtet, daß ein ganzes Corps in geschlossenen Gliedern so hinter einander gestellt wurde, daß die Lanzenspitzen der hinteren Glieder zwischen den vorderen hervorragten und das Ganze so einen Coloß bildete, der im Vorschreiten Alles vor sich niederstürzte. Die Zahl der Soldaten blieb daher unbestimmt. — Die neuerrichtete P. im jetzigen Griechenland hat mit der alten blos den Namen gemein, indem es nur ein Ehrenname für die errichtete Legion der griechischen Freiheitskämpfer ist, welche in derselben alle Officiersrang haben und eine königliche Garde bilden. 30.

Phalăris, geb. auf der Insel Astypalea, wurde von dort vertrieben und kam gegen das Jahr 570 vor Chr. nach Sicilien, wo er sich der Herrschaft von Agrigent zu bemächtigen wußte. Durch unmenschliche Härte und Grausamkeit suchte er sich in derselben zu befestigen. Das berüchtigste Beispiel davon ist der eherne Stier, welchen der Athenienser Perillus verfertigt hatte. Derselbe war durch einen künstlichen Mechanismus so eingerichtet, daß, wenn er glühend gemacht und der zu Bestrafende hineingesteckt worden war, das Geschrei des Unglücklichen das Brüllen des Stiers nachahmte. Perillus, eine große Belohnung erwartend, mußte zuerst sein Kunstwerk versuchen. Diesen Stier nahmen die Carthager nach Eroberung Siciliens mit nach Carthago. Das Volk von Agrigent empörte sich endlich gegen den Tyrannen, bemächtigte sich seiner und tödtete ihn. Unter seinem Namen sind noch 148 Briefe vorhanden, die, wenn sie ächt wären, seinen Charakter von einer sehr liebenswürdigen Seite darstellten; doch sind sie wahrscheinlich von einem spätern Sophisten Phalarus, wie Bentley gegen Boyle gezeigt hat. Die beste Ausgabe ist die von Lennep und Valckenaer (Gröningen 1777. 2 Bde. 4.). In Storkhausen's „Sammlung vermischter Briefe" (Helmstädt 1768) sind 11 Briefe übersetzt. 11.

Phallus, das männliche Glied, war in der Isisreligion und bei den Bacchusfesten ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung, indem eine Abbildung desselben auf ein Bret befestigt in feierlicher Procession herumgetragen wurde. 23.

Phanarioten, *Φαναριῶται*, **Fanariotes**, werden mit Rücksicht auf ihren Ursprung und den Grund ihres Einflusses auf die türkische Regierung und auf Griechenland diejenigen Griechen der morgenländischen Kirche genannt, welche den Theil Constantinopels, der Phanar, *φανάριον*, genannt wurde, bewohnten und ohne besondern Vorzug vor den anderen Griechen hier lebten. Nachdem die Pforte sich zu diplomatischen Geschäften meist der Juden und Renegaten als Dollmetscher und Secretaire bedient hatte, jedoch in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. der Phanariot Panagioti oder Panagiotaki, der erste Grieche, Dragoman des Divan geworden war, suchten sich in Folge allgemeinen Ehrgeizes die P. nicht nur im Besitze dieser Stelle zu erhalten, sondern auch aus ihrer Mitte die Hospodariate der Moldau und Wallachei ausschließlich zu besetzen. Je wichtiger letztere an sich waren und durch den Einfluß der Hospodare in den Provinzen wurden, desto mehr wurden sie durch den Einfluß der P. auf die Pforte selbst Gegenstand des Ehrgeizes und der Habsucht derselben. So bildeten sich die P. zu einer eigenen politischen Kaste der griechischen Einwohner in der Türkei, zu einer Art Aristokratie, die aber weder im wahren Interesse Griechenlands noch der Pforte handelte. Der eigene Vortheil war der Zweck ihrer Handlungsweise und ihre Klugheit, verbunden mit Kenntnissen mancher Art, brachte es so weit, daß sie nicht blos in den beiden Fürstenthümern, sondern auch

später im türkischen Reiche überhaupt die meisten höheren und einflußreichen wie vortheilhaften Stellen durch ihre Günstlinge, ihre Creaturen, besetzten. Als Beispiele führen wir die Familien der Maurokordatos, Ypsilantis, Karadscha, Maurogenis, Murusis und Soutzos an, aus denen in den späteren Zeiten die einflußreichsten türkischen Staatsbeamten hervorgegangen sind. Auf Griechenland übten sie besonders durch die obere Geistlichkeit der griechischen Kirche Einfluß aus, die aber sklavisch genug mehr im Systeme der P. handelte, ohne dabei auf Verbesserung des Unterrichts im Volke, auf eine glücklichere Lage desselben, auf Freiheit und Milde in der Regierung zu achten. Irrig ist die Ansicht, als stammten die angesehenen Phanariotenfamilien von fürstlichen Familien aus der Zeit des griechischen Kaiserthums her, und nur daher entstanden, daß die eigentlichen P., ursprüngliche Griechen, später sich Macht und Ansehen im türkischen Reiche zu erwerben wußten. Aber für die Griechen überhaupt, sogar für die in Constantinopel lebenden, that diese wahre bevorzugte Aristokratie nichts; die P. suchten sich nur als Hospodare der Moldau und Wallachei oder als Dragomane der Marine und des Diwans in Ansehen zu halten und bestanden äußerlich in diesen und den Inhabern der Stellen und Ämter, wodurch sie mit der türkischen Regierung in Verbindung traten und auf diese Weise von der griechischen Nation sich absonderten, ja dieser feindselig entgegentraten. Das innere Kennzeichen der P. und ihrer Anhänger ist Mangel an wahrem Patriotismus, Hinneigen zu türkischen Grundsätzen, Egoismus, Ehrgeiz, Herrschbegierde, Habsucht, Intrigue &c. Die beste Schilderung der P. nach ihrer Entstehung, Fortbildung und nach ihrem Systeme gibt „**Essai sur les Fanariotes par Marc-Philippe Zallony**“ (**Marseille 1824**) und hiernach Th. Kind „Beiträge zur bessern Kenntniß des neuen Griechenlands“ (Neustadt **1831**. S. 105—123). **64.**

Phanerogamen, s. Botanik.

Phanokles, ein alter griechischer Dichter, wahrscheinlich bald nach Demosthenes lebend, ist der Verfasser von Elegien, die er *Ἔρωτες ἢ καλοί* nannte. Seine Poesien sollen sich durch Einfachheit und Naivetät, so wie durch rhythmischen Wohllaut vortheilhaft ausgezeichnet haben. (Vergl. Ruhnken „**Epistola critica**“ (1751 und 1782) und van Santen in seinen latein. Elegikern und seiner Übersetzung des homerischen „**Hymn. in Cerer.**“ Ausgabe seiner Fragmente von N. Bach (Halle 1829). **20.**

Phantasie, Phantasmen, s. Einbildungskraft.

Phantasmagorie heißt die Kunst, durch optische Mittel, wie Hohlspiegel und dergl., Luftbilder und gespenstähnliche Gestalten hervorzubringen. Sie mag in früherer Zeit häufig als Mittel zu Geistererscheinungen (s. d. Art.) gedient haben. **9.**

Phantasus, ein Sohn des Schlafes, der in Träumen leblose Dinge darstellte, daher ihn auch Ovid (**Met. 11, 642**) den Gott der Phantasien nennt. (Vergl. den Art. Morpheus.) **20.**

Phantome sind der Inhalt der Phantasmen, die Gegenstände, welche die Einbildungskraft vorgaukelt. **9.**

Pharao, der Titel, welchen die alten ägyptischen Könige in der Bibel führen, ist wahrscheinlich nichts Anderes als das koptische **Ph'uro**, der König. — Das gewöhnliche Hazardspiel Pharao oder Faro hat seinen Namen von einem Kartenblatte erhalten, auf welchem der König Pharao abgebildet war und welches für ein sehr glückliches galt. Es ist ein Spiel, wobei die einzelnen Kartenblätter von den Mitspielenden besetzt werden, der Bankhalter aber eine Karte auf zwei Haufen abzieht und die linksfallenden für ihn, die rechtsfallenden für die Besetzenden gewinnen. Da es aus Frankreich stammt, so sind die gebräuchlichen Benennungen dabei sämmtlich französisch; das Spiel selbst aber als bloßes Zufallsspiel höchst gefähr-

lich und verderblich und daher obrigkeitlich streng untersagt, obwohl in Bädern und bei manchen Volksfesten es gestattet wird. (Vergl. Hazardspiele.) 30.

Pharisäer, d. i. solche, die sich von Andern absondern und unterscheiden, waren eine jüdische Secte, welche wahrscheinlich mit der entgegengesetzten Partei der Sadducäer aus der Zeit stammten, in der die syrischen Könige durch die grausamste Verfolgung einen großen Theil der Juden dem Glauben der Väter untreu gemacht hatten und einige Häupter der unterjochten Nation den letztern um so schärfer und nachdrücklicher hervorzuheben und geltend zu machen suchten, je mehr er in Vergessenheit gebracht und verfälscht worden war (im II. Jahrh. v. Chr.). Als Quelle der Religionserkenntniß diente ihnen neben den kanonischen Büchern des Alten Testaments die Tradition, nach welcher sie zugleich mit witzelnder Sylbengrübelei besonders das Ceremonialgesetz deuteten und einschärften, damit die Würde der herkömmlichen Religionsgebräuche bei der abergläubischen Volksmasse theils selbst aufrecht erhalten, theils ihr eigener Ehr- und Geldgeiz befriedigt und in ein heiliges Dunkel gehüllt würde. Ihre übrigen Dogmen lassen sich bei dem Mangel an ausreichend historischen Zeugnissen nicht mit philosophischer Genauigkeit angeben; doch ist es ziemlich gewiß, daß sie an ein fatalistisches Verhängniß, an eine Geisterwelt und ihren Einfluß auf die sichtbare Schöpfung, daneben an eine Mitwirkung des freien Willens im Menschen, an eine Seelenwanderung und Auferstehung des menschlichen Körpers und mit der Unsterblichkeit der Seele an eine dereinstige Vergeltung der Handlungen der Menschen geglaubt haben. Die zuversichtliche Erwartung eines nahe bevorstehenden Messiasreiches hatte auch bei ihnen einen mehr sinnlichen als geistigen Charakter. Auf die niederen Volksclassen wie auf die Priester und sonach auf alle öffentliche Angelegenheiten selbst übten sie einen entschiedenen Einfluß, den sie bis zum völligen Untergange des jüdischen Staates behaupteten, zumal da in ihrem Vereine, an den sich im Verlaufe der Zeit immer auffallender die angesehensten Personen beiderlei Geschlechts anschlossen, die Gesetze, Einrichtungen und Verfügungen berathen und getroffen wurden, die von ihnen, als den in der Volksmeinung geheiligten Schriftgelehrten, der Aberglaube der Zeit gleich Orakeln blindlings hinnahm. Ihre Lehrsatzungen gingen in den Talmud (s. d. Art.) über und fixirten wesentlich den schrift- und gesetzmäßigen Lehrbegriff der heutigen orthodoxen Juden. Im Zeitalter Christi boten sie natürlich Alles auf, die Lehre Jesu und der Apostel zu vernichten, indem sie in ihrer Anerkennung und Verbreitung den gänzlichen Untergang der eigenen Macht erkennen mußten. Sofern sie nun zur Erreichung dieses Zweckes und zur Erhaltung der angemaßten Herrschaft über ihre Nation, die sie gerade ins Verderben führten, sich jedes Mittes und namentlich der Heuchelei und Scheinheiligkeit bedienten, sind die Namen dieser beiden Laster mit dem des Pharisäismus gleichbedeutend geworden. 27.

Pharmacie, Pharmaceutik, s. Apothekerkunst.

Pharmakopöe ist ein Verzeichniß der Arzneimittel, welche der Apotheker vorräthig zu halten verpflichtet ist, so wie auch der Vorschriften, welche bei Verfertigung der zubereiteten und zusammengesetzten Mittel befolgt werden sollen. Schon im IX. Jahrh. hatte eine arabische P. wahrscheinlich gesetzliche Kraft. Merkwürdiger war die pariser P. vom Jahre 1484, welche den Apothekern schon wissenschaftliche Bildung vorschreibt. Später hat fast jedes europäische Land, auch manche große Stadt, eine eigene P. herausgegeben. In neuerer Zeit sind die preußische, hanöversche, würtembergsche, pariser, londoner und edinburger Pharmakopöen für die vorzüglicheren gehalten worden. In der Versammlung der deutschen Naturforscher ist einige Male von Harleß in Bonn die Rede darauf gebracht worden: ob dem deutschen Vaterlande nicht eine allgemeine P. gegeben werden könne? zu welchem löblichen Beginnen indessen bis jetzt keine Aussicht vorhanden ist. 5.

Pharsalus war eine der ansehnlichsten Städte in Thessalia Phthiotis am Eni-

peus, südwestlich von Larissa. Dicht über ihr sind die pharsalischen Gefilde, wo im Jahre 48 v. Chr. Cäsar und Pompejus die berühmte Schlacht über die Weltherrschaft kämpften. 11.

Pharus, s. Leuchtthurm.

Phasen heißen (in der Astronomie) die regelmäßig abwechselnden Lichtgestalten, in denen sich unser Mond, der Mercur, die Venus und sogar auch der Mars der Erde zeigen. Sie entstehen, indem diese an sich dunkeln Körper ihre von der Sonne beschienene Seite (die halbe Oberfläche) während ihres Laufes bald ganz, bald theilweise, bald gar nicht der Erde zuwenden. — Am merkwürdigsten sind 1) die Lichtgestalten des Mondes, welche wahrscheinlich auch schon frühzeitig Veranlassung gegeben haben, die kleineren Zeiträume von 28 und 7 Tagen (Monat und Woche) einzuführen. Wenn nämlich der Mond drei bis vier Tage unsichtbar gewesen ist, während welcher Zeit er Neumond genannt wird, zeigt er sich bald nach Untergang der Sonne auf der linken Seite derselben am westlichen Himmel in Gestalt einer schmalen Sichel, die aber mit jedem Tage breiter wird, wobei der Mond täglich immer später nach Sonnenuntergang untergeht, bis er etwa nach 7 Tagen ungefähr um 6 Uhr Abends am südlichen Himmel als eine halbe Scheibe glänzt, deren gerade Kante auf der linken Seite ist. An diesem Tage ist der Mond im ersten Viertel. Von nun an krümmt sich seine Lichtgrenze immer erhabener, bis er endlich 7 Tage nach dem ersten Viertel als eine voll erleuchtete Scheibe am Osthimmel aufgeht, wenn die Sonne untergeht. Von diesem Tage an, an welchem er Vollmond genannt wird, geht nun der Mond täglich fast eine Stunde später als am vorhergehenden Tage auf und verliert zugleich auf seiner rechten Seite immer mehr an Licht, bis er 7 Tage nach dem Vollmonde, als sogenanntes letztes Viertel, um Mitternacht in Gestalt einer halben Scheibe (doch jetzt die gerade Kante auf der rechten Seite) am Morgenhimmel aufgeht. Doch auch diese halbe Scheibe wird in den nächsten Tagen stets kleiner, die gerade Kante geht in eine hohl gekrümmte über und der Mond nimmt die Gestalt einer Sichel an, die immer schmäler wird und endlich 14½ Tage nach dem Vollmonde wieder gänzlich verschwindet und als Neumond drei bis vier Tage unsichtbar bleibt, worauf seine Lichtgestalten in der eben mitgetheilten Reihenfolge aufs Neue beginnen. — Da unsere Erde gleichfalls eine dunkle, nur von der Sonne, um welche sie sich herumbewegt, beleuchtete Kugel ist; so würden wir, wenn wir auf dem Monde wären, an der Erde offenbar gleiche Abwechselungen von Lichtgestalten wahrnehmen, nur daß dieselben in verkehrter Reihenfolge eintreten müßten. — 2) Die P. der Venus sind nach denen des Mondes die schönsten und auffallendsten, daher schon durch mittelmäßig gute Fernröhre sichtbar. — 3) Die P. des Mercur gehen in einer ähnlichen Folge wie die der Venus vor sich. Merkwürdig ist es, daß diese beiden Planeten, nur sichelförmig gesehen, am hellsten glänzen. — 4) Mars hingegen, weil er schon weiter von der Erde entfernt ist, kann nie halb, noch weniger sichelförmig der Erde erscheinen, sondern verliert nur bisweilen etwas von seiner Kreisform so, daß sie in eine wenig bemerkbare Ellipse übergeht. 13.

Pelloplastik, **Korkbildnerei** nennt man die Kunst, aus geschnittenem Kork Kunst- und Bauwerke im verkleinerten Maßstabe darzustellen und nachzubilden. Die Modelle dieser Art sind den andern theils ihrer Wohlfeilheit, theils aber auch ihrer Farbe wegen, welche der der alten Bauwerke ähnlich ist, allen andern von Holz, Thon, Pappe ꝛc. vorzuziehen. Die Erfindung der P. ist dem römischen Architekt August Rosa um das Jahr 1780 und deren Vervollkommnung dem Baurathe Mai zu Frankfurt a. M. zuzuschreiben. 26.

Pherecydes, ein Philosoph aus der jonischen Schule (s. d. Art.), gebürtig von der Insel Syros, einer der Cycladen, daher P. Syrius genannt, lebte ungefähr vor der 45.—61. Olympiade (597—533 v. Chr.). Ob er ein Schüler

des Thales oder des Pittakus gewesen ist, ob er seine Weisheit aus sich selbst geschöpft oder von den Ägyptiern geholt hat, darüber sind die Nachrichten der Alten unsicher und widersprechend. Er war einer der Ersten, die in ungebundener Rede schrieben, wenn auch sein Ausdruck mehr poetisch als philosophisch ist. Sein Buch, mit einem räthselhaften Titel: „Ἑπταμυχος“, das siebenwinkelige genannt, von dem nur noch Fragmente vorhanden sind, enthielt in 10 Büchern eine Theogonie über die Erzeugung der Götter und ihre Folge in der Regierung und eine Kosmogonie über die Entstehung der Welt, für welche er drei Principien annahm, die Erde, die Zeit und den bildenden Zeus oder Feueräther, wogegen ihm jedoch Andere nur ein Princip, die Erde, zuschreiben. Auch soll er zuerst die Unsterblichkeit der Seele gelehrt haben. — Die Fragmente seines Werkes, das von den Späteren auch unter dem Namen „Θεολογία“ aufgeführt wird, sind herausgegeben worden von Fr. Wilh. Sturz (Gera 1789. 8. Leipz. 1824. 8.), womit zu vergleichen Aug. Matthiä, „Diss. de Ph. fragmentis“ in Wolf's „Literarischen Analekten“, Bd. 1. Hft. 2. Nr. 3, und Heinius „Diss. sur Ph., philosoph. de Syre“, in den „Mém. de l'Académie des sciences de Berlin“ 1749. Deutsch in Hißman's „Magazin“, Bd. 5. — Vergl. Tiedemann, „Griechenlands erste Philosophen.“ — Ein anderer P., von der Insel Leros gebürtig, lebte um 450 zu Athen und schrieb eine Geschichte von Attika, wovon nur einzelne Fragmente erhalten sind, welche zugleich mit denen des Philosophen P. von Sturz gesammelt sind. 80.

Pherekrătes, ein griechischer dramatischer Dichter der ältern Komödie, lebte ums Jahr 420 v. Chr. zu Athen, war selbst ein trefflicher Schauspieler und schrieb eine Anzahl Komödien (nach Suidas 17, nach Fabricius und Meursius 23), von denen wir noch einige Fragmente besitzen. Diese gehören zu den vorzüglichsten Denkmälern rein attischer Diction und zeichnen sich überhaupt durch Zartheit der Sprache und Feinheit des Witzes vortheilhaft aus. Gesammelt sind sie in Jak. Hertel, „Vetustorum comicorum sententiae“ (Verona 1616. 8.). Ein Fragment, das Plato aufbewahrt hat, ist herausgegeben worden von Heinrich (Kiel 1813. 4.). Von ihm stammt das pherekratische Versmaß (s. Rhythmus). 16.

Phidias, ein griechischer Bildhauer, einer der berühmtesten Künstler des Alterthums, wurde um das Jahr 497 oder 498 v. Chr. zu Athen geboren. Sein Vater hieß Charmides; sein erster Lehrer war nach Einigen Hippias; gewiß aber ist es, daß er seine Bildung in der Schule des trefflichen Ageladas vollendete. Cimon war sein Gönner und Perikles übertrug ihm sogar die oberste Aufsicht über die großen von ihm unternommenen Bauten, woraus sich fast schließen läßt, daß er auch in der Architektur wohl erfahren war. Später klagten ihn die Feinde des Perikles wichtiger Veruntreuungen des Goldes an, welches er zu Ausschmückung der Statuen gebraucht hatte, und veranlaßten ihn dadurch zur Flucht nach Elis, wo er im Jahre 431 (432) v. Chr. starb. Nach Andern blieb er in Athen und fand im Gefängnisse und zwar, wie behauptet wird, durch Gift seinen Tod. — Mit P. beginnt in der griechischen Bildhauerei eine neue Periode, die Periode des großen oder hohen Styles, als dessen Schöpfer P. allein angesehen werden muß. Seine unübertrefflichen Meisterwerke, unter denen die Statue der Pallas im Parthenon zu Athen und des Zeus in Elis, beide aus Gold und Elfenbein, den ersten Rang einnehmen, galten dem Alterthume als wahre Wunderwerke und für das Höchste, was dem schöpferischen Geiste des Menschen nur möglich ist. Von dem Zeus in Elis, dessen sitzende Gestalt 64 F. hoch war, versichern die erhaltenen Berichte, daß sein majestätischer Anblick Jedem ein unwillkührliches Zittern erregt habe und für die Dauer unvergeßlich geblieben sei. Bei der Ausarbeitung dieses Meisterwerkes unterstützte ihn sein Bruder Panänos. Die Pallas im Parthenon zu Athen, welche zwei Jahre früher als der Zeus im Jahre 438 vollendet wurde, setzte durch ihre wahrhaft göttliche, gewaltig imponirende Schönheit Alles in Erstaunen. Außer-

dem werden noch mehrere andere Werke des P. erwähnt, unter andern mehrere Statuen der Pallas, von denen die eine, aus der Beute von Marathon in Bronze gearbeitet, auf der Akropolis aufgestellt war. Ihre Höhe war so bedeutend, daß sie den Schiffern schon vom Cap Sunium aus sichtbar wurde. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des P., wie sie sich wenigstens aus den nicht eben zahlreichen uns gebliebenen Überresten (einige Sculpturen aus dem Parthenon in Athen, jetzt in England befindlich) herausstellen, sind Schönheit und Kraft der Formen, edle, reiche und gefällige Gruppirung, kühne, doch wahre Stellung und eine Vollendung der Darstellung, die bei allem Streben, nur das Große in der Natur zu copiren, doch nie das Wahre, Würdige und edel Einfache ausschließt. Gleich groß war P. hinsichtlich der technischen Ausführung; doch erreichte er schwerlich die Reinheit und Correctheit und jenes Anmuthige und Wellenförmige in den Formen und Contouren, als welches der dritten griechischen Kunstperiode, der Periode des schönen Styles, eigenthümlich angehört. — Vergl. außer den bekannten Schriften von Ottfr. Müller und Böttiger auch Visconti's „**Mémoire sur les ouvrages de sculpture, qui appartenaient au Parthénon etc.**“ (**Par. 1818**) und „**Lettres adressées de Londres à M. Canova par M. Quatremère de Quincy**“ (**Rome 1820**). 36.

Philadelphia, die Hauptstadt in Pennsylvanien und die zweite Stadt der ganzen Union, bis 1800 Sitz des Generalcongresses, liegt unter 39° 56′ 55″ Br. und 302° 58′ 15″ L. und breitet sich auf einer weiten Fläche zwischen den beiden schiffbaren Strömen Delaware und Schuylkill, worüber eine geschmackvolle Brücke führt, aus, hat ohne die Vorstädte einen Flächeninhalt von 37838293 □Fuß und besteht aus 5 Theilen: 1) der eigentlichen City, das 14 Wards oder Quartiere enthält; 2) den nördlichen Freiheiten, als Vorstädten, die in 2 Wards zerfallen; 3) Southwark, im S. der City, in 2 Wards abgetheilt; 4) Moyamensing und 5) Passyunk, deren jede 1 Ward ausmacht. Sie ist in Hinsicht der Bevölkerung, die mit den Vorstädten 189000 Seelen (wovon 30000 Deutsche und 20000 Franzosen) beträgt, die zweite und in Hinsicht der Handelsmarine, die auf mehr als 100000 Tonnen geschätzt wird, die dritte Stadt in den vereinigten Staaten und hat einen geräumigen und sichern Hafen, breite, gut gepflasterte, zum Theil von Bäumen beschattete und des Nachts durch 662 Laternen, die auf Pilaren stehen, erleuchtete Straßen (wovon die Broadstreet 113, die Dockstreet 90 bis 117 und die meisten übrigen 50 bis 80 Fuß breit sind), mehrere öffentliche Plätze oder Squares, unter denen der Washingtonplatz, ein großes vollständiges Viereck mit der Reiterstatue Washington's in der Mitte, und der Markt (**market**) sich vorzüglich auszeichnen, 16200 meist aus Backsteinen gebaute, 2 bis 3 Stock hohe, reinliche, aber ganz schmucklose Häuser (in den Vorstädten sieht man fast lauter hölzerne Häuser, Speicher und Ställe), 84 Kirchen und 91 Kapellen für 22 Religionsparteien und 1 Hauptpostamt. Unter den zahlreichen öffentlichen Gebäuden sind die vorzüglichsten: die Bank der vereinigten Staaten, welche für das schönste Gebäude im ganzen Umfange der Union gehalten wird, von weißem Marmor; die Gerardsbank, die Bank von Pennsylvanien, der Staatspalast (**state house**), wo der Congreß versammelt war, der am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten erklärte und wo die Sitzungen des Congresses bis zu seiner Verlegung nach Washington gehalten wurden; das Athenäum, gegründet 1815, mit einer Bibliothek von 2000 Bänden, einem Mineralien- und Metallcabinet; die Münze (**the united states mint**), die Gebäude der philosophischen Societät, der Stadtbibliothek, auf deren Fronte die Statue des Dr. Franklin von weißem Marmor steht, der Universität und der Akademie der schönen Künste; das Hospital von Pennsylvanien; die Freimaurerloge mit einem schönen Saale für öffentliche Feste; das Theater; das Zuchthaus (**penitentiary**); das Seehospital;

das Seezeughaus, eine der größten Anstalten dieser Art in den vereinigten Staaten; die 2 Rathhäuser der City; die Washingtonhall; die 4 Markthallen und das weite Staatenhaus. Unter den Kirchen sind die vorzüglichsten: die Emanuels-, Christ- und presbyterianische Kirche. P. ist der Sitz eines protestantischen und eines katholischen Bischofs, so wie einer Menge wissenschaftlicher und öffentlicher Unterrichtsanstalten. Unter die ersteren gehören: die amerikanische philosophische Societät, die medicinische Societät, die Linné'sche Societät, die Ackerbaugesellschaft, die Societät für Naturwissenschaften und die Gesellschaften zur Aufmunterung mechanischer Erfindungen. Von Lehranstalten sind zu erwähnen: die Universität, die 2 Akademien der Episkopalen und Quäker; die Akademie der schönen Künste mit einer Sammlung von schönen Gemälden und trefflichen Bildhauerarbeiten; das Seminar für afrikanische Missionaire zur Bekehrung der Neger, die drei großen Bibliotheken, die der City mit 25000 Bänden, welche der berühmte Dr. Franklin 1742 gestiftet hat, die loganische und die der Quäker; 90 Leihbibliotheken; Franklin's Institut zur Beförderung der Industrie; die naturhistorische Akademie, welche seit 1812 besteht und eine Bibliothek von 2000 Bänden und eine schöne Sammlung über Naturgeschichte hat; das Perlmuseum mit trefflichen Naturalien und Gemäldesammlungen; die Sternwarte; der botanische Garten; eine Menge Elementarschulen aller Art, deren fast jede Confession ihre eigenen hat; Negerschulen; ein Töchterinstitut der Herrnhuter; eine Taubstummen- und Irrenanstalt. Zu den Mildthätigkeitsanstalten gehören: das Krankenhaus, in welchem 836 Personen unterhalten werden; das Armenhaus der Quäker; das Pennsylvaniahospital, welches ein anatomisches Theater und eine Bibliothek von 5000 Bänden besitzt und jährlich 200 Kranke aufnimmt; Christchurchhospital für die Episkopalen und West's Hospital, so wie das Philadelphia dispensary; ferner die Washington benevolent society und die Humane society, welche sich allein dem Wiedererwecken scheintodter Menschen und der Rettung Ertrunkener widmet. In P. findet man Handwerker, Künstler und Fabrikanten aller Art und es besitzt wichtige Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, eine Schiffswerfte, auf der man jährlich mehr als 30 neue Schiffe bauet, 65 Buchdruckereien mit 170 Pressen, aus welchen, außer andern Werken, 9 Tageblätter (10000 Exemplare), 9 Wochenblätter (9000 Exemplare) und 4 andere zwei- oder dreimal in der Woche erscheinende Blätter (7000 Exemplare) hervorgehen. Der Handel ist von einer sehr großen Ausdehnung; er theilt sich in den See- und in den Landhandel. In den Hafen laufen jährlich über 1800 Schiffe aus und ein. Der Hauptausfuhrartikel ist Mehl (jährlich 100 Mill. Ctnr.), Rind- und Schweinefleisch, Butter und Leinöl; die Einfuhr besteht in Manufacturen und Luxusartikeln aller Art, auch westindischen Waaren. 1824 betrug die Ausfuhr 9364839 und die Einfuhr 11386531 Dollars. Eben so bedeutend ist auch der Landhandel. Dazu hat P. 1 Börse mit Börsencaffeehause, welches dem ganzen Publicum offen steht, 4 privilegirte und 10 einverleibte Banken und 11 Assecuranzgesellschaften. Die Municipalität der Stadt besteht aus 1 Major, 14 Aldermen, 30 Rathsherren und 1 Recorder, wovon der Major durch die Aldermen jährlich aus ihrem Schooße, die übrigen Magistratspersonen aber von den Bürgern gewählt werden; die Municipalität theilt sich in 3 Collegien, das der Aldermen, das select council und das common council. Der District court, welcher 1811 errichtet ist, handhabt die oberste Justiz. P. hat eine sehr gute Polizei und sehr zweckmäßige Feueranstalten; das Klima ist zwar nicht ungesund, doch hat das gelbe Fieber einige Male die gräßlichsten Verwüstungen angerichtet. Gegründet wurde diese Stadt von dem berühmten W. Penn (s. d. Art.). 71.

Philaeni, zwei aus der alten Geschichte von Carthago bekannte und hochgefeierte Brüder. Die Bewohner von Carthago und Cyrene waren in einen Krieg

verwickelt, der beide Staaten zu erschöpfen drohte und wegen Grenzstreitigkeiten entstanden war; sie verglichen sich aber endlich zu einem Waffenstillstande und machten, um dem Streite ein Ende zu machen, den Vorschlag: jede von beiden Städten sollte zwei Männer wählen, die an einem Tage die Stadt verlassen sollten, und der Ort, wo sie zusammenkämen, sollte dann die gemeinschaftliche Grenze beider Staaten sein. Die Carthager ernannten die beiden Brüder P. hierzu. Diese kamen indeß viel weiter, als die Abgesandten von Cyrene, daher die P. des Betruges beschuldigt wurden, zu früh ausgegangen zu sein. Die Cyrener verlangten daher, daß die P. sich entweder von dem Orte, den sie als Grenze angaben, entfernen oder wenn sie überzeugt seien, rechtlich verfahren zu sein, sich an diesem Orte lebendig begraben lassen sollten. Zum Erstaunen Aller erwählten die P. das Loos des gräßlichsten Todes. Zum Andenken an diese edle Aufopferung errichteten die Carthager auf dem Platze, wo die Brüder begraben worden waren, zwei Altäre. Es war dieser Punkt bei der großen Syrte und hieß arae Philaenorum, bekannt durch einen daselbst sich befindenden Hafen. Vergl. Roos, „Über der Brüder Philäni Aufopferung fürs Vaterland" (Gießen 1797. 4.). 20.

Philalethen oder religiöse Wahrheitsfreunde nannten sich die Glieder einer 1830 in Holstein hervortretenden religiösen Partei, welche in einem „Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten" und der Schrift „Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde oder Philalethen" (Kiel 1830) alle dogmatischen Fesseln abzuwerfen und Religiosität als einziges Bindemittel zur Glaubenseinheit aufzustellen strebten; doch blieb die Öffentlichkeit eine vorübergehende Erscheinung, die keinen Anklang fand, und die P. sind daher weder begünstigt noch angefochten geblieben. 23.

Philanthrop, Menschenfreund (von φίλος und ἄνθρωπος), ist auszeichnungsweise Benennung einer pädagogischen Schule geworden, die in der Geschichte der neuern Pädagogik großes Aufsehen gemacht, ebenso viel Enthusiasmus bei ihrem ersten Auftreten als Anfeindung und Tadel im Fortgange ihres Werkes gefunden, jedenfalls aber auf Einführung eines besseren, lebendigeren und besonders humaneren Geistes in das gesammte Erziehungswesen den kräftigsten Einfluß gehabt hat. Der Philanthropismus trat auf in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als eine durchgreifende Reform des Erziehungswesens oder vielmehr als der eigentliche Begründer eines solchen, während bis dahin die Erziehung ein bloßer Formalismus und Pedantismus, ein engherziges, unmethodisches Anlernen und Abrichten zu bestimmten Zwecken und nach bestimmten starren Regeln gewesen war. Der große, erste und höchste Zweck aller Erziehung, Bildung zum Menschen, Kosmopolitismus, mußte die Basis der ganzen Pädagogik werden; zur Erreichung dieses Zweckes bedurfte es der vereinten Bestrebungen aller wahren Menschenfreunde und der Unterstützung der Regierungen, damit Pflanzschulen für Lehrer Künstler bildeten für die Kunst der Erziehung, damit Musterschulen (Philanthropine) diese selbst in ihrer Ausübung zeigten, damit Elementarbücher eine Methode derselben an die Hand gäben. Durch diese werde das Kind auf naturgemäßem Wege von der ihm zunächst liegenden sinnlichen Anschauung fortgeführt zu dem Abstracteren, lerne spielend die Dinge kennen, die Begriffe brauchen, lerne sprechend die alten Sprachen, werde zuerst bekannt gemacht mit den einfachsten allgemeinsten Grundwahrheiten der Religion, die allen Parteien gemein sind, werde durch Freundlichkeit (unterstützt freilich vom Gehorsam) geleitet und lerne die Tugend lieben, indem man sie ihm angenehm macht und dabei den natürlichen Trieb zum Guten benutzt und frei walten läßt. Auch der Körper werde gestählt durch Gymnastik; Humanität sei das letzte Ziel aller Pädagogik. — Nach diesen Grundsätzen, in diesem Geiste und mit jenem Enthusiasmus, den der Gedanke einer großen Reform und bedeutender Wirkungen durch eine hochherzige und liebevolle Idee erzeugt, wurde das philanthropische System von Basedow (s. d. Art.) aufgestellt und von

seinen Nachfolgern gepflegt. Das Publicum und die Regierungen nahmen es mit hoher Theilnahme und zum Theil mit begeisterten Erwartungen auf und es fehlte nicht an Unterstützung. Das erste Philanthropin wurde 1774 zu Dessau eröffnet, löste sich jedoch 1793 auf; dasselbe Schicksal traf nach und nach auch die zu Marschlins, Heidesheim, Trittow ꝛc. errichteten Töchterschulen; nur die Salzmann'sche zu Schnepfenthal erhielt sich. — Der überspannte Enthusiasmus für den Philanthropismus ließ mehr und mehr beim Publicum nach, als so manche Mängel des Systems sichtbar wurden, welches besonders in den Sprachen wenig leistete und durch seine spielende Methode dem Ernste des Lernens und Thuns schadete, und bei den Anhängern selbst, als ihre zu hohen Erwartungen rascher Erfolge unerfüllt blieben. — Im Gefolge des Philanthropismus erschienen eine Unzahl von Elementarbüchern und Kinderschriften, die freilich auch ins Flache und Seichte ausarteten, zum bessern Theil jedoch einem wichtigen Bedürfnisse der Jugend trefflich abhalfen (so die von Campe, Salzmann, Weiße), aber auch viele theoretisch-pädagogische Werke, welche eine wahre Wissenschaft der Pädagogik begründen halfen. (Vergl. Niemeyer's „Grundsätze der Erziehung", III. Bd.) 80.

Philēmon (der Liebende), 1) ein in der mythologischen Welt bekannter Name eines treuen Ehegatten, der mit seiner ebenso alten, aber auch ebenso treuen Gattin Baucis eine armselige Hütte bewohnte, aber dennoch hier Alles fand, was sein Herz begehrte. Einst, so erzählt der Mythus, als Jupiter und Mercur die Erde besuchten, um die Sitten der Menschen zu erforschen, fanden sie, nachdem sie überall, wohin sie gekommen waren, schnöde zurückgewiesen worden waren, endlich bei P. und Baucis die gastfreundschaftlichste Aufnahme und Bewirthung. Zum Danke dafür verwandelten daher die Götter das ihnen vorgesetzte Wasser in Wein, ließen denselben, obgleich Alle davon tranken, nicht abnehmen und führten endlich das treue Paar, das nun in seinen Gästen Götter erkannte, auf eine nahe Anhöhe, von wo aus man die ganze Gegend übersehen konnte. Zu nicht geringem Erstaunen sah P. und Baucis die ganze Gegend von einem plötzlich sich ergießenden Regen überschwemmt; nur ihre Hütte, in einen schönen Tempel verwandelt, ragte aus der Wasserfluth hervor. Sie erbaten sich nun von ihren Gästen, in diesem Tempel Priester zu werden und zu gleicher Zeit mit einander zu sterben. Die Bitte ward ihnen gewährt, und jedes von ihnen zu gleicher Zeit und in einem hohen Alter in einen Baum verwandelt: P. in eine Eiche, Baucis in eine Linde. Die Verwandlung ging langsam von Statten, so daß sie noch während derselben den zärtlichsten Abschied von einander nehmen konnten. — 2) P., aus Soli in Cilicien gebürtig, war nebst Menander (s. d. Art.) Begründer der neuern Komödie unter den Griechen und einer der besten Dichter seiner Zeit. Von seinen näheren Lebensverhältnissen wissen wir nichts, als daß er vor Lachen über einen Esel, der einen Korb Feigen ausfraß, gestorben sein soll um 262. Von seinen Schriften sind nur dürftige Bruchstücke erhalten, die allen Ausgaben der Menander'schen Schriften beigedruckt sind. Die beste Ausgabe davon ist: „**Menandr. et Philem. Reliquiae ed. A. Meinecke, acc. R. Bentleii emendatt.**" (**Berl. 1823. 8.**). Vergl. **Fabric. Bibl. Graec. T. II. p. 476.** 20.

Philētas, ein griechischer Dichter und Grammatiker, von der Insel Kos gebürtig, lebte als Erzieher von Ptolemäus Philadelphus in Alexandria und verfaßte viele Gedichte, vorzüglich Elegien, welche sehr gerühmt und von Propertius zum Muster genommen wurden, aber bis auf einige Fragmente bei Grammatikern (gesammelt von Kaiser, Göttingen 1793, und N. Bach, Halle 1829) verloren gegangen sind. 16.

Philhellenen, Griechenfreunde, nannten sich zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes alle diejenigen, welche durch Wort und That für die Sache der Griechen thätig waren. 30.

18 *

Philidor (François André Danican genannt), ein französischer Componist und berühmter Schachspieler, geb. den 7. Sept. 1726 zu Dreux, war als Knabe Sänger in der königlichen Kapelle, zeigte glückliche Anlagen zur Musik und erhielt daher von dem Kapellmeister Campra besondern Unterricht. Bereits in seinem 15. Jahre brachte er mit Beifall eine seiner Motetten zur Aufführung; doch beschäftigte er sich nach dieser Zeit fast nur mit Unterrichtgeben und dem Schachspiele, welches bei ihm förmlich zur Leidenschaft geworden war. Auch machte er darin so gewaltige Fortschritte, daß er, blos um als Schachspieler aufzutreten, eine Reise nach Deutschland, Holland und England unternahm, während der er überall die überraschendsten Proben seiner Geschicklichkeit in diesem Spiele ablegte. Damals ließ er auch seine „Analyse des Echecs“ (Lond. 1749) drucken. Nach seiner Rückkehr warf er sich wieder mit erneutem Eifer auf die Musik und brachte eine Menge Opern auf die Bühne, unter denen aber nur „Blaise le savatier“ (1759), „Sorcier“ (1764), „Maréchal-ferrant“; „Ernelinde“ (1767) „Persée“ und „Thémistocle“ (1785) einigen Erfolg hatten. Da sie indeß bei aller nicht zu verkennenden Leichtigkeit und Anmuth der Melodien zu wenig Originelles haben, ja oft selbst Plagiate sind, so haben sie sich jetzt vom Repertoire verloren. Während der Schreckensherrschaft hatte sich P. nach London zurückgezogen, da er hier als langjähriges Mitglied des Schachclubbs viele Freunde hatte. Er starb, ohne Paris wieder gesehen zu haben, am 31. Aug. 1795. 36.

Philīnus, alter griechischer Arzt, von der Insel Kos gebürtig, Schüler des Herophilus (s. d. Art.), schrieb Commentarien über die Schriften des Hippokrates und man sagt, sein Lehrer selbst habe ihm Gelegenheit gegeben, die Ungewißheit des wissenschaftlichen Theiles der Medicin zur Grundlage eines neuen Systemes zu machen; wahrscheinlicher vermochten ihn aber die Widersprüche, die den hippokratischen Grundsätzen von aufgeklärteren Zergliederern der spätern Zeit entgegengesetzt wurden, alle Dogmen zu verwerfen und nur der Autopsie und Erfahrung zu trauen. 39.

Philipp, Könige von Macedonien. — P. I., ein Fürst, der mit allen Feldherrn- und Regententugenden geschmückt gewesen sein soll, verlor in einer Schlacht gegen die Illyrier, mit denen er viele Kämpfe zu bestehen hatte, im 35. Jahre seiner Regierung das Leben (614 v. Chr.). — P. II., Vater Alexander's des Großen, Sohn des macedonischen Königs Amyntas II., hatte, bevor er zum Throne gelangte, mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, zeigte sich jedoch stets als gewandten und tapferen Regenten und ist unter allen Königen Macedoniens dieses Namens der merkwürdigste. Indem wir die Jahre seiner Jugend übergehen, die er theils im Vaterlande theils in Theben verlebte, wohin er wegen der beständigen Thronstreitigkeiten in Macedonien als Geißel gebracht worden war (vergl. die Artt. Pelopidas, Alexander, Perdikkas, Pausanias) und wo er von Epaminondas in der Kriegskunst und von Lysos in der Weltweisheit unterrichtet wurde, beginnen wir erst seine Lebensgeschichte mit seiner Rückkehr von Theben nach Macedonien, wohin er nach erhaltener Nachricht von dem Tode seines Bruders Perdikkas eilte, der den Amyntas noch als zartes Kind als Thronerben hinterließ. P. fand sein Vaterland in der traurigsten Lage. Das Reich war mit einem Einbruche der Illyrier bedroht und schon verwüsteten die Päonier die östliche Grenze Macedoniens; ein Kind sollte den Thron besteigen, und dennoch bestanden auf die Einnahme desselben zwei mächtige von Thracien und Athen unterstützte Thronprätendenten, Pausanias und Argäus. P. unternahm daher 360 v. Chr. die Vormundschaft über den jungen Amyntas, bestach hierauf die Päonier so wie den Pausanias durch Geldgeschenke, stellte unter den Soldaten die Kriegszucht wieder her, benahm sich bei der Verwaltung des Staates klug, weise und gerecht und befreite dadurch Macedonien wenigstens von den das Land am meisten drückenden Übeln. Die vorher gedrückten Macedonier, jetzt plötzlich durch des P. Thätigkeit ermuthigt und gehoben, trugen ihm

nun selbst theils aus eigener Überzeugung von seiner Vortrefflichkeit, theils durch einen Orakelausspruch, wonach ihnen verheißen war, daß Macedonien unter einem von Amyntas' Söhnen in einen blühenden Zustand versetzt werden würde, bestimmt die Krone an, die er auch 359 v. Chr. annahm. Das Glück begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, die er nun gegen den Argäus und dessen Verbündete, die Athener, unternahm. Den Argäus schlug er in einer Schlacht und mit den Athenern schloß er einen Frieden, wonach er alle Ansprüche auf die Stadt Amphipolis aufzugeben versprach. Ebenso glorreich war das Ende seines Feldzuges gegen die Illyrier, denen er alle Städte, die sie in Macedonien hatten, abnahm und dadurch sein Reich um ein Bedeutendes erweiterte. Durch diese Siege noch mehr ermuthigt und kühn geworden, im Besitze der tapfersten Soldaten und durch die Ausbildung des sogenannten macedonischen Phalanx der Schöpfer einer neuen Taktik, der Niemand widerstehen konnte, und endlich überzeugt, daß ihm der Besitz von Amphipolis unentbehrlich sei, fing er an diese Stadt zu belagern. Bald auch eroberte er sie und mit ihr zugleich Pydna und Potidäa, welche zwei letztere Städte er jedoch den Olynthiern einräumte, um diese, die ihm zu mächtig schienen, sich verbindlich zu machen. Die Athenienser schläferte er inzwischen durch leere Vorspiegelungen ein, wendete seine Waffen nach Norden, nahm den Thraciern alles Land zwischen den Flüssen Strymon und Nessus ab und kam so in den Besitz der reichen thracischen Goldgruben, die ihm jährlich 1000 Talente einbrachten. Der phocensische oder sogenannte heilige Krieg (456—446), der alle griechischen Staaten erschütterte, gab dem P. Gelegenheit zu neuen Eroberungen und Vortheilen. Die Stadt Methone, die ihn beleidigt hatte, wurde belagert, wobei er jedoch das rechte Auge durch einen Pfeilschuß verlor, nach kurzer Zeit geschleift und ihr Gebiet unter P.'s Soldaten vertheilt. Hierauf zog er nach Thessalien, um die alte Adelsfamilie der Aleuaden gegen den Lykophron, Tyrannen von Pherä, zu schützen. Auch hier war er anfangs siegreich, erlitt jedoch darauf, da die Phocenser dem Lykophron zu Hülfe kamen, zwei bedeutende Niederlagen. Allein hierdurch noch nicht abgeschreckt verstärkte P. sein Heer, besiegte den Lykophron, obgleich diesem der phocensische Feldherr Onomarchus zu Hülfe kam, ja zwang denselben ihm die Stadt Pherä zu übergeben und schenkte, um sich der Freundschaft der Thessalier zu versichern, allen thessalischen Städten ihre Freiheit, worauf er durch den Engpaß Thermopylä zu gehen versuchte, um den Krieg in das phocische Gebiet zu spielen. Allein die Athenienser, Bundesgenossen der Phocenser, hielten diesen Paß besetzt und zwangen den P. dieß Vorhaben wenigstens jetzt aufzugeben. Voll Verdruß, daß, ungeachtet er jetzt außer den Atheniensern die größte Macht Griechenlands besaß, gerade der Staat, der ihm noch die Wage halten konnte, ja von dem er, zufolge dieses feindlichen Entgegentretens bei Thermopylä, wohl fürchten mußte gedemüthigt zu werden, beschloß er nun die Macht dieses Staates auf alle Art sowohl durch List als durch Tapferkeit zu brechen. Er verstärkte daher nicht nur seine Armee durch neue Werbungen und rüstete eine Flotte aus, sondern bestach auch in Athen einige Volksredner, die in den Volksversammlungen ihm zu Gunsten sprechen mußten, gegen die jedoch der große Demosthenes (s. d. Art.) mit der ganzen Kraft seiner Rede loszog. Obgleich P. mit den Olynthiern einen Frieden abgeschlossen hatte, so brach er doch denselben und griff Olynth, dem die Athenienser zu Hülfe kamen, an, bemächtigte sich der Stadt durch Verrath, plünderte sie und verkaufte die Einwohner in die Sklaverei. Es kam nun zu Friedensunterhandlungen, aber noch während derselben nahm P. den Atheniensern einige Städte in Thracien, drang in Phocis ein, unterwarf es sich und erhielt eine Stimme im Amphyktionengerichte, die die Phocenser verloren hatten. Um aber die Athener noch mehr zu demüthigen, zog er hierauf nach Thracien und dann gegen die Illyrier, während dem die Athener zwar einige Versuche machten, ihm in seinem eigenen Lande zu schaden, aber nichts ausrichten konnten.

Von einer Partei auf der Insel Euböa zu Hülfe gerufen wendete er sich hierauf gegen diese Insel, unterwarf zwar einige Städte, mußte aber wieder abziehen, da von Athen Phocion erschien, der P.'s Waffen hier ein Ziel setzte. Er zog nun gegen die Scythen, demüthigte auch diese, so wie auf dem Rückmarsche die Triballer. Hierauf im zweiten heiligen Kriege durch der bestochenen Redner, namentlich des Äschines, Vermittelung zum Oberanführer der Griechen ernannt nahm er zwar die Stadt Amphissa ein und zerstörte sie, setzte sich aber auch zu Aller Erstaunen plötzlich in den Besitz der phocischen Stadt Elatea, wodurch endlich alle griechische Staaten die Überzeugung gewannen, daß P.'s Hauptabsicht sei, Griechenlands Freiheit zu erdrücken und sich zum Beherrscher desselben aufzuwerfen. Krieg gegen ihn war daher die Loosung in allen griechischen Staaten und bald war ein bedeutendes Heer der verbündeten Griechen zusammengebracht, das P. jedoch bei Chäronea 338 gänzlich schlug, wodurch Griechenland seine Freiheit für immer verlor. Dieser Schlacht sollte ein Nationalunternehmen der Griechen gegen die Perser folgen, wozu sich P. zum Oberanführer ernennen ließ. Allein mitten unter den Zurüstungen zu diesem Zuge ward er endlich zu Ägä durch Pausanias, einen Officier seiner Garde, bei der Vermählungsfeier seiner Tochter Kleopatra mit Alexander, König von Epirus, meuchlings ermordet (336 vor Chr.). — P. III., des Vorigen Sohn, bestieg noch minderjährig nach seines Bruders Alexander's des Großen Tode den Thron von Macedonien, wurde aber schon 317 vor Chr. auf Befehl der Olympias (s. d. Art.) nebst seiner Gemahlin Eurydice und 100 vornehmen Macedoniern ermordet. — P. IV., Sohn und seit 298 Nachfolger des Kassander, der jedoch nur ein Jahr die Regierung führte, da er schon 297 an einer auszehrenden Krankheit starb. — P. V., Sohn des Demetrius II., war erst 3 Jahre alt, als sein Vater starb, und übernahm 221 im 15. Jahre seines Alters die Regierung von Macedonien, zu einer Zeit, wo das mächtige Rom seine Flügel über den Erdkreis auszubreiten anfing. Er besaß den feurigsten Muth und ursprünglich ein gutes Herz; allein durch Schmeichler verdorben überließ er sich einem ungemessenen Ehrgeize und ward in der Folge Tyrann. Seine ganze Regierungszeit ist voll von Kriegen, seinen Sturz aber führte das Bündniß herbei, das er mit Hannibal abschloß. Denn hierüber erbittert wendeten die Römer ihre Waffen gegen ihn und zwangen ihn zu einem Frieden, zufolge dessen er seinen Sohn Demetrius ihnen als Geißel ausliefern mußte. Von seinem andern Sohne Perseus (s. d. Art.) aber gegen den Demetrius, der sich in Rom beliebt gemacht hatte, argwöhnisch gemacht, wurde er endlich zu der Grausamkeit verleitet, den Demetrius durch Gift umbringen zu lassen, aber in Folge dieser That vom Grame so hart gebeugt, daß er 179 v. Chr. in Schwermuth starb. — P. VI., eigentlich Andriskos, trat nach Besiegung des letzten macedonischen Königs Perseus als Pseudo-Philippus auf und spielte zur Zeit des achäischen Krieges eine nicht unbedeutende Rolle. Unter seine glücklichen Kriegsthaten ist namentlich die Niederlage zu zählen, die er dem römischen Prätor Juvencius beibrachte, und seine Eroberung Thessaliens kurze Zeit darauf. Q. C. Metellus setzte seinem Streben dadurch ein Ziel, daß er ihn 149 v. Chr. schlug, gefangen nahm und mit ihm seinen Triumph in Rom zierte. 20.

Philipp, Könige von Spanien. — P. I., der Schöne, geb. 1478, Sohn des römischen Kaisers Maximilian I., erbte durch den Tod seiner Mutter schon 1482 die reichen burgundischen Länder, die während seiner Minderjährigkeit sein Vater für ihn regierte, vermählte sich 1496 mit Johanna, der jüngern Tochter Ferdinand's des Katholischen und der Isabella, durch welche er der Vater Karl's V. ward, und erhielt, da die übrigen Geschwister seiner Gemahlin alle gestorben waren, 1501 die Nachfolge in Spanien zugesichert. Hierauf ging er wieder nach den Niederlanden, nahm nach dem Tode Isabellens (1504) Wappen und Titel eines Königs von Castilien an, wodurch er mit Ferdinand in Streit gerieth, den

jedoch Ximenes beilegte, starb aber schon am 25. Sept. 1506 an dem von seiner Gemahlin ihm in einem Anfalle von Eifersucht beigebrachten Gifte. — P. II., Sohn Kaiser Karl's V., ward zu Valladolid am 21. Mai 1527 geboren und von spanischen Geistlichen sorgfältig, aber bigott erzogen. Dieser Dämon des Südens, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, zeigte von frühester Jugend an eben so viel Regierungstalente als Ernst, stolzes Betragen, Tücke und Versteckheit, wodurch er hauptsächlich die Deutschen von sich entfernte. Kaum 16 Jahre alt ward er von seinem Vater, als dieser nach Deutschland ging, an die Spitze der Regierung Spaniens gestellt und ihm der Herzog Alba als Beirath zugeordnet. Nachdem der Plan Karl's V., ihn zum römischen König erwählen zu lassen, vereitelt worden war, vermählte sich P., um von einer andern Seite her seine Macht zu erweitern, mit der Königin von England, Maria, Tochter Heinrich's VIII. (Juli 1554), und erhielt jetzt vom Kaiser die Belehnung mit Neapel, Sicilien und Mailand, so wie mit dem Titularkönigreiche Jerusalem. Aber in England zeigte P. bald nur den Herrscher und machte sich bei den Großen verhaßt. Nach einem 14 monatlichen Aufenthalte verließ er dieses Reich wieder und begab sich nach den Niederlanden, die ihm der Kaiser (Octob. 1555) und bald darauf auch Spanien (1556) abtrat. So ward P. der reichste und mächtigste Monarch seiner Zeit. Bald gerieth er aber in Krieg mit Frankreich und zugleich mit dem römischen Stuhle, wozu ihn Paul's IV. rasche Schritte und der Bruch des von Heinrich II. mit P. und dem Kaiser Karl V. geschlossenen Waffenstillstandes von Vaucelles (15. Dec. 1555) reizten. P. zog gegen Frankreich eine große Armee bei Charlemont zusammen und verwikkelte auch England mit in diesen Krieg. Sein Liebling, der Herzog von Alba, bekriegte Rom mit Erfolg und vom Herzoge von Savoyen wurden die Franzosen in der Schlacht bei St. Quentin (10. Aug. 1557) gänzlich geschlagen. P. hatte während ihrer Dauer — gebetet (denn Heldenmuth besaß er nicht); nach der Schlacht stellte er sich bei der Armee ein, wohnte in völliger Rüstung der Wegnahme von St. Quentin bei, und es war dieß das einzige Mal, daß er sich in einem kriegerischen Anzuge zeigte. Von der Überlegenheit über seine Feinde wußte er aber keinen Nutzen zu ziehen. Mit Paul IV. schloß er dann einen Frieden, den dieser kaum so vortheilhaft gewünscht hatte; versäumte aber mit Nachdruck gegen Frankreich zu operiren. Dagegen rief Heinrich II. nach der Schlacht von St. Quentin den Herzog von Guise aus Italien zurück, welcher im Fluge das über 200 Jahre in den Händen der Engländer gewesene Calais und andere Plätze nahm (Jan. 1558). Zwar wurden die Franzosen von den Spaniern in der Schlacht bei Gravelingen am Flusse Aa geschlagen und hierauf neue Rüstungen zur Fortsetzung des Kriegs gemacht; aber ohne es zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen, schlossen beide Mächte den Frieden von Chateau-Cambresis (1559), nach welchem Calais in den Händen der Franzosen blieb. Inzwischen war die Gemahlin P.'s, Maria von England, gestorben und dieser hatte, wiewohl vergeblich, um die Hand ihrer Nachfolgerin, Elisabeth, geworben. Am 20. Aug. 1559 verließ P. nach 3 jähriger persönlicher Verwaltung, unter Anzeichen eines täglich steigenden Volksunwillens über seine Bedrückungen, die Niederlande, das Ruder der Regierung seiner Halbschwester, Margaretha, Herzogin von Parma (s. d. Art.), als Statthalterin überlassend; wohnte in Spanien der Verbrennung einer Anzahl Ketzer bei und rüstete sich, um den häufigen räuberischen Einfällen der Türken auf den italienischen und spanischen Küsten zu steuern, wiederholt zum Kriege gegen die Türken. Er schlug diese zwar (1560), es fehlte aber wenig, daß der furchtbare Soliman II. Spanien mit Krieg überzog; denn seine Macht brach an der Tapferkeit der Malteserritter, P.'s Verbündeten (Mai bis September 1565). Von nun an wendete P. seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ausrottung der Ketzer in den Niederlanden und nöthigte durch seine unerträgliche Strenge die Niederländer

zur verzweifelten Gegenwehr gegen seine Gewaltträger, besonders gegen den blutdürstigen Herzog von Alba (s. d. Art. Niederlande), so wie er dadurch, daß er um dieselbe Zeit die in der Provinz Granada noch ansässigen Mauren zu Christen machen wollte, nicht nur einen Bürgerkrieg erregte, welcher Spanien mehr als 100000 Menschen kostete, sondern auch mit dem Sultan Selim II. in einen Krieg verwickelt ward, bei dem viele Häupter der grausam verfolgten Mauren Hülfe suchten (1570). Gegen diesen erhob sich nun P. im Bunde mit Venedig, dem Papste und andern italienischen Staaten (1571); sein Halbbruder, Don Juan d'Austria, erfocht in diesem Kriege den glorreichen Seesieg bei Lepanto (7. Oct.), welcher die Pforte zittern machte, und der Schlag schien entscheidend; aber P. aus Trägheit oder Eifersucht benutzte den Sieg nicht und die einzige Folge davon war die Eroberung von Tunis durch denselben Don Juan (1573), die aber bald wieder verloren ging und mit ihr fast Alles, was bis dahin die Spanier in Nordafrika besessen hatten. Inzwischen verschwendete P. seine Kraft im fruchtlosen Kriege wider die Niederlande, für deren Verlust ihm das Glück einen reichen Ersatz an Portugal bot, den er aber eben so wenig zu nützen wußte. Als nämlich Sebastian, König von Portugal (s. d. Art.), nach der großen Schlacht bei Alcazar (1578) nicht wieder zum Vorschein kam, da erklärte sich P., als Sohn Isabellens, des großen Emanuel ältester Tochter, obgleich gegen die Gesetze des Reichs, zum Thronfolger, überzog Portugal mit Krieg, behauptete sich gegen Anton, Prior zu Crato, den natürlichen Enkel Emanuel's u. A., ließ sich von Portugal mit allen Nebenländern in drei Welttheilen huldigen (1581) und machte es zu einer spanischen Provinz, indem er uneingedenk der den Portugiesen gemachten feierlichen Zusicherungen, ihre Rechte und Freiheiten zu schützen, diese ihnen durch das despotische Machtwort nahm. Während dessen aber begünstigte Elisabeth von England den Aufstand der Niederländer durch geheime, bald auch durch öffentliche Unterstützung; die Engländer beunruhigten den spanischen Handel, plünderten die spanischen Besitzungen in Amerika und verbrannten im Hafen von Cadix eine ganze feindliche Flotte; zudem hatte die unglückliche Königin Maria Stuart P. ihren Anspruch auf England abgetreten und der Papst ihn zum Vollstrecker des Bannes ernannt. P. erhob sich daher mit seiner ganzen Macht; ein großer Schlag sollte England und Holland zugleich zu seinen Füßen werfen. Eine Flotte, wie früher noch niemals das Meer getragen hatte, wurde ausgerüstet; der vermessene Stolz der Spanier nannte dieselbe die „unüberwindliche Armada.“ Sie bestand aus 150 Schiffen, war mit 2630 metallenen Kanonen besetzt und trug über 30000 Streiter. Andere 30000 sollte der Herzog von Parma von den Niederlanden aus in flachen Böten nach England übersetzen. Während diesen aber die Holländer mit 44 Schiffen in den Häfen von Nieuport und Dünkirchen blokirten, lief zwar die unüberwindliche Flotte am 29. Mai 1588 unter den Befehlen des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von Lissabon aus, aber Stürme und die englische Tapferkeit vernichtete dieselbe fast ganz und die Macht P.'s war gebrochen. Trotz dieser Unfälle aber und ohne seine eigenen Staaten wieder zum Gehorsame gebracht zu haben, ließ sich P. aus Bigotterie und ungemessenem Ehrgeize doch zu unklugen Einmischungen in die Verwirrungen Frankreichs verleiten. Bereits am 2. Febr. 1585 hatte er mit der berüchtigten Ligue von 1576 ein Bündniß geschlossen und ließ 1590 und 1592 eine Armee unter den Befehlen des Herzogs von Parma aus den Niederlanden nach Frankreich aufbrechen; denn er hatte beschlossen, seine Tochter Clara Eugenia (als von einer französischen Prinzessin geboren) auf den französischen Thron zu setzen; aber wiederholte Verluste und drückender Geldmangel nöthigten endlich P. zu dem Frieden von Vervins (2. Mai 1598). Denn unterdessen hatte der Krieg mit England fortgedauert. Lord Howard und der Graf von Essex hatten sich mit einer Flotte des Hafens von Cadix bemächtigt (20. Juni

1596), dann die Stadt selbst mit Sturm erobert und unermeßliche Beute mit fortgeführt und in den Niederlanden hatte Prinz Moritz von Oranien schon so weit die Oberhand gewonnen, daß er die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen erklären konnte. Jetzt versuchte zwar P. durch Abtretung sämmtlicher Niederlande an seine Tochter Clara Eugenia und ihren Gemahl, den Erzherzog Albrecht von Östreich, unter dem Vorbehalte des Rückfalls an Spanien, den Weg zur Aussöhnung zu bahnen und unterzeichnete am 6. Mai 1598 die Abtretungsschrift; die vereinigten Provinzen suchten sich jedoch in der Unabhängigkeit zu behaupten. Aber P. erlebte das Ende dieses Krieges nicht. Schon seit 2 Jahren litt er am Podagra; außerdem überkam ihn ein auszehrendes Fieber und die Wassersucht. Von Madrid nach dem Escurial gebracht verschlimmerte sich sein Krankheitszustand; er bekam an den Knieen und auf der Brust Geschwüre, in denen sich, nach ihrer Öffnung ganze Schaaren von Läusen, die nicht getilgt werden konnten, zeigten. In diesem jämmerlich-schmerzlichen Zustande brachte er noch 50 Tage zu, während welcher Zeit er ein würdiges Beispiel von Geduld und Starkmüthigkeit abgab. Seine Strenge schien er jetzt eingesehen zu haben, indem er vielen Eingekerkerten die Freiheit schenkte und ihnen ihre Güter wieder zurückgeben ließ. Mit Eifer hielt er bis an seinen Tod auf die Ausübung der katholischen Gebräuche, gab seinem Sohne Philipp, von seiner vierten Gemahlin Anna von Östreich, und seiner Tochter Clara Eugenia noch die heilsamsten Lehren und er, der nach der Dictatur von Europa gestrebt hatte, unterhielt sich mit ihnen von der Eitelkeit der menschlichen Größe. Er starb am 13. Sept. 1598. P. war vor seinem Tode so verschuldet, daß er durch Geistliche von Haus zu Haus in seinem Reiche eine Collecte sammeln lassen mußte. Er hinterließ eine Schuldenlast von 150 Millionen Ducaten. P. war nicht talentlos und vielleicht nicht natürlich böse; nur der Aberglaube verdüsterte seinen Geist und die durch das Glück genährte Herrschsucht sein Gemüth. Der Aufstand der Niederländer, herausgefordert und genährt durch seine grausame Verblendung, verschlang die meiste Mühe seines ganzen Lebens, seines ganzen Reiches Geld und Blut; er war der Wendepunkt von Östreichs Glück, der Anstoß zum völligen Umschwunge der großen Verhältnisse Europas und hierdurch die wichtigste politische Begebenheit des an Umwälzung reichen XVI. Jahrh. — P. III., Sohn des Vorigen, geb. 1578, übernahm die Regierung des mit einer ungeheuren Schuldenlast niedergedrückten entvölkerten und völlig erschöpften Staates, den aus seiner traurigen Lage emporzubringen es ihm aber an Muth und Kraft fehlte. P. übergab gleich beim Antritte der Regierung alle seine Gewalt in die Hände seines obersten Ministers, des Herzogs von Lerma, welcher selbst wieder einen Günstling, den Grafen von Oliva, damit bekleidete; aber so elend war P.'s III. Regierung, daß Spanien unter ihm die Zeiten des Tyrannen P. II. als goldene Zeiten zurückwünschte. Er ließ, während die Minister Spanien zu Grunde richteten, seine Truppen in den Niederlanden unbesoldet, daher auch 3000 davon zu dem Prinzen von Oranien übergingen; doch kam bald nach seinem Regierungsantritte das schon seit länger als 3 Jahre belagerte Ostende in die Gewalt der Spanier, wo sie 80000 Mann verloren hatten. Um der ungeheuren Geldnoth abzuhelfen, sollte alles Kirchensilber an die Münze abgeliefert werden, welcher Maßregel sich aber die Geistlichkeit mit solchem Erfolge wiedersetzte, daß dieser Befehl wieder zurückgenommen werden mußte. Die reichen Einkünfte von Amerika wurden zu einer Expedition gegen Irland und zur Eroberung von Algier verwendet. Beide Unternehmungen mißglückten völlig. Wegen gänzlicher Erschöpfung des Staats schloß Lerma mit England Friede (1604) und mit den Niederlanden (1609) einen Waffenstillstand auf 12 Jahre, während welcher Zeit sich diese zur Erneuerung des Kampfes verstärkten. Dagegen aber wüthete der Fanatismus im Innern des Staates gegen die Moriskos. In diesem und den folgenden Jahren wurde die

ganze Nation an 600000 Seelen, nicht einmal die Kinder wollte man ausgenommen wissen, aus Spanien vertrieben und nach Afrika verjagt, wodurch Ackerbau und Gewerbfleiß den Todesstoß erhielten. Der Unwille des Volks zwang endlich P. (1611) seine unwürdigen Günstlinge zu entfernen und der Herzog von Uzeda trat an Lerma's Stelle. Wie in Spanien, so entstanden auch in Neapel Unruhen. 1619 schloß P. ein Bündniß mit Östreich und unterstützte den Kaiser Ferdinand II. mit einem Heere von 40000 Mann, welches die Churpfalz eroberte; es hatte aber dieses Bündniß einen Krieg mit Frankreich zur Folge. Auch nahm der Krieg mit den Niederlanden, nach Ablauf des Waffenstillstandes, wieder seinen Anfang. P. starb 1621, nachdem er auf seinem Sterbebette das Bekenntniß abgelegt hatte, daß er während seiner Regierung seinen Unterthanen nur Böses zugefügt habe. — P. IV., Sohn des Vorigen, geb. 1605, gelangte am 28. Febr. 1621 zur Regierung und erhob (1623) den Herzog von Olivarez zum ersten Minister, einen jungen Mann voller Talente, aber eitel und ehrgeizig, der während seiner Verwaltung Spanien eine höhere Rolle übernehmen ließ, als sie den damaligen Kräften angemessen war. Mit der Thronbesteigung erbte P. die Kriege mit Frankreich und den Niederlanden; gegen jenes war das Veltlin, als zu Mailand gehörig, verloren gegangen (1620), und hier scheiterte an dem Muthe und an dem Glücke der Republik der Plan des Herzogs Olivarez, die vereinigten Niederlande zu bezwingen. In allen Unternehmungen Spaniens herrschte daher blos Unstern und angeerbte Schwäche. Zwar besaß P. mehr Talente und größere Einsichten als sein Vater, aber Genußliebe und Arbeitsscheu behielten die Oberhand; zwar wurden die bereits von P. III. gegebenen Gesetze zur Wiederaufbringung des Ackerbaues erneuert und erweitert und alle Aufmerksamkeit auf fleißige Einwanderer gerichtet, aber auswärtige Kriege verschlangen die Einkünfte und drückten sonst auf alle Weise den Staat, und die Niederländer richteten den spanischen Handel zu Grunde. Hierzu kam der Krieg mit Frankreich und dem mit diesem verbundenen England, welcher erst im pyrenäischen Frieden (7. Nov. 1659, s. Friedensschluß) endigte. Bereits 1640 brach ferner ein Aufstand in Catalonien aus, der 12 Jahre lang wüthete und mit bedeutendem Länderverluste verbunden war; auch empörte sich Andalusien und zu gleicher Zeit machte sich Portugal von Spanien unabhängig. Das Ende des deßhalb begonnenen Krieges, in welchem Spanien bedeutende Schlachten verlor, erlebte P. nicht. Er starb 1665. — P. V., Herzog von Anjou, zweiter Sohn des Dauphin, Enkel Ludwig's XIV., geb. 1683, wurde durch ein Testament und durch ein Codicill vom 2. und 5. Oct. 1700 vom letzten spanischen Habsburg, dem Könige Karl II., zum Erben aller spanischen Reiche ernannt und bestieg, von allen europäischen Mächten, außer von Östreich, anerkannt, nach Karl's II. Tode (1. Nov.) 1701 den spanischen Thron. P. war ein Fürst ohne Selbstthätigkeit und Charakter, ein lenksames Werkzeug in den Händen seiner Minister gleich seinen Vorgängern. Glückliche Umstände jedoch brachten Spanien wiederum auf eine Achtung gebietende Stufe, wobei er freilich nichts that, als daß er Umstände und die Personen, welche für ihn regierten, für sich walten ließ. Er hatte nicht sobald die Krone erhalten, als Östreich unter Leopold I. seine Ansprüche laut werden ließ (s. spanischer Erbfolgekrieg). P. mußte zweimal Madrid verlassen (1706). Aber durch die Erhebung der Spanier für ihn und durch die Tapferkeit der Franzosen unter Vendome blieb P.'s Sache, besonders nach der Schlacht von Villa viciosa (9. und 10. Dec. 1710), in ganz Spanien mit Ausnahme Cataloniens siegreich. In dieser Zeit, besonders da Ludwig seinen Enkel aufgab, entwickelte P. eine Energie und Festigkeit, die sonst nicht in seinem Charakter lag, und erhielt sich und seinen Nachkommen dadurch den Thron. Viel verdankte er jedoch dem günstigen Umstande, daß durch die Präliminarien eines Separatfriedens zwischen Frankreich und England (8. Oct.

1711) die große Allianz zerrissen wurde, viel der Klugheit seines Ministers, des Cardinals Puerto Carrero. Der Frieden zu Utrecht (1713) (s. Friedenschluß) befestigte die Krone auf seinem Haupte, doch wurden viele herrliche Nebenländer von Spanien losgerissen. Jetzt traf aber besonders Catalonien der Zorn P.'s. Nachdem er das ganze Land und endlich auch Barcellona nach den verzweiflungsvollsten Widerstande bezwungen hatte, vertilgte er ohne Einsprache der Mächte alle Verfassungsrechte und behandelte es als eroberte Provinz. Eine Folge der Befestigung seines Thrones war das neue Thronfolgegesetz von 1713, welches allen männlichen Abkömmlingen den Vorzug vor den weiblichen zusprach. Aber auch ein neuer Geist entwickelte sich. Ackerbau, Gewerbe und Handel erfreuten sich jetzt wenigstens einiger Ermunterung, die Administration wurde besser geregelt, fähige Männer bildeten sich und gelangten zur Geschäftsführung. Freilich wurde die Regierung auch despotischer. In dem treuen Castilien hörten die Cortes auf, nachdem sie zum letzten Male sich versammelt hatten. Selbst der Staatsrath mit den übrigen alten Collegien wurden hintenangesetzt. Die Befehle ergingen aus dem Cabinet. Nur in Biscaya und Navarra blieb noch ein Schatten der alten Freiheit. Außerdem nahm der 1714 an das Ruder gekommene Alberoni (s. d. Art.) eine imposante Stellung gegen das Ausland an; doch von kurzer Dauer. Die mancherlei Unfälle nöthigten P. Alberoni zu entlassen (1719) und Frieden zu schließen (1720). Nun schien Spanien der Ruhe zu genießen; nur die Mauren suchten festen Fuß in Andalusien zu fassen und belagerten Ceuta; wurden aber endlich gezwungen die Belagerung aufzuheben. Jetzt überließ sich P., frei von Kriegsunruhen, ganz seiner natürlichen Schwermuth und der Unthätigkeit; er brachte 6 Monate im Bette zu, ohne krank zu sein, legte endlich die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Ludwig ganz nieder (1724) und zog sich nach S. Ildefonso zurück, mußte aber die Regierung wieder übernehmen, da sein Sohn nach 7 Monaten starb, worauf er mit Kaiser Karl VI. Frieden schloß und die pragmatische Sanction anerkannte. Als aber Karl VI. die vom madrider Hofe gewünschte Vermählung seiner Erbtochter Maria Theresia mit dem spanischen Infanten Carlos ausschlug, ergriff P. wieder Frankreichs Partei und sandte im Kriege zwischen dieser Macht und Östreich wegen der polnischen Thronfolge (1733) ein Heer von 30000 M. nach Italien, wodurch endlich doch dem spanischen Prinzen Carlos die Krone von Neapel und Sicilien erobert ward. 1739 sah sich Spanien zum Kriege mit England genöthigt, weil diese Macht ihr im Frieden von Utrecht von Spanien erhaltenes Handelsprivilegium zu weit ausdehnte, an den sich der Landkrieg wegen der östreichischen Erbfolge anschloß (1740). P. erlebte aber das Ende beider Kriege nicht; er starb den 9. Juli 1746. 25.

Philipp, Könige von Frankreich. — P. I., Sohn Heinrich's I., ward geboren 1053 und 1059 zum Könige erwählt, noch bei Lebzeiten seines Vaters gekrönt und bestieg schon 1060 unter der Vormundschaft des vortrefflichen Balduin von Flandern den Thron. Dieser verwaltete sein schweres Amt würdig und mit Erfolg, hielt den ehrgeizigen Adel und die ränkevolle Geistlichkeit im Zaume, dämpfte die Unruhen in der Gascogne und half dem Herzoge Wilhelm von der Normandie zu seinem Zuge nach England. Nach dessen Tode (1068) bekämpfte er zwar Robert den Friesen, der in Flandern eingedrungen war, ward aber geschlagen und schloß mit diesem Frieden. Dieß, so wie seine Habsucht und die Gleichgültigkeit gegen die päpstlichen Eingriffe verringerten aber sehr seine Liebe unter dem Volke. Indessen ward dieß Alles in den Hintergrund gestellt, als es ihm 1073 gelang, den damals furchtbarsten Feind Frankreichs, Wilhelm von England, zu einem nicht eben sehr rühmlichen Frieden nach seinem Einfalle in die Bretagne zu zwingen. Um seine Hauptabsicht, die Wiedervereinigung der Normandie mit Frankreich, durchzusetzen, wiegelte er Wilhelm's Sohn, den tapfern Robert, gegen diesen auf

und verwickelte sie 1077 in einen blutigen Krieg, der auch nach Wilhelm's Tode (1087) unter den Söhnen Wilhelm, Robert und Heinrich noch fortdauerte. Alle drei wandten sich an P., der gegen sie insgesammt mit der größten Verstellung verfuhr und durch Geld bewogen Wilhelm's ungerechten Angriff auf die Normandie unterstützte und seine Eroberungen schützte. Weil er hierauf seine Gemahlin Bertha verstieß und Bertrada, die Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou entführte, that ihn Papst Urban II. wiederholt in den Bann, da er stets Demuth und Bußfertigkeit heuchelte, aber das Versprechen, Bertraden zu entlassen, nie hielt. Alles dieses, so wie seine Theilnahmlosigkeit an der Begeisterung für die Kreuzzüge, machten ihn bei seinen Unterthanen verächtlich und Frankreich ward durch innere Kriege aufs Heftigste erschüttert, welche P. nicht einmal unterdrücken konnte. Zwar ward er durch die größten Demüthigungen 1105 vom Banne losgesprochen, aber auch dieß stellte sein Ansehn noch nicht wieder her, sondern er mußte 1100 seinen Sohn Ludwig (VI.) als Mitregenten annehmen. Dieser stellte zwar nach mannigfachen Kämpfen und Mühen das Ansehn des Königs und die Ruhe im Staate wieder her, während P. nur seiner Liebe zur Bertrada fröhnte; diese wandte aber alle Kunstgriffe an, um ihren Söhnen die Thronfolge zu verschaffen, brachte es dahin, daß Ludwig nach England entfliehen mußte und versuchte es sogar, ihn bei seiner Rückkehr nach Frankreich zu vergiften. Allein der Anschlag mißglückte und der gerettete Ludwig versöhnte sich mit seinem Vater. Dieser starb den 29. Juli 1108 und hatte durch Kauf die Grafschaft Bourges an Frankreich gebracht, welches der größte Gewinn unter seiner Regierung war. — P. II. mit dem Beinamen Augustus, Gabe Gottes u. a. m., war ein Sohn Ludwig's VII., um 1165 geboren, 1179 gekrönt und trat 1180 die Regierung unter Vormundschaft des Grafen von Flandern an. Er bezeichnete seinen Regierungsantritt durch die Verweisung aller Schalksnarren und Possenreißer von seinem Hofe und aller Juden ihres Wucherns wegen (1182) aus dem Reiche; er rottete die umherschwärmenden abgedankten Soldaten aus, verschönerte Paris, ließ die Städte des Königreichs ummauern und verstand es vortrefflich, sich die Liebe der untern Geistlichkeit zu erwerben. Da er seine Gemahlin wider Willen seiner Mutter genommen hatte, wandte sich diese an Heinrich von England, der mit einem Heere in Frankreich einfiel, aber von P. an der Spitze einer wohlgerüsteten Armee empfangen ward. Es kam zu Unterhandlungen und hierauf zum Vergleiche, welcher aber so sehr den Verdruß des Grafen von Flandern erregte, daß er sich mit dem Herzoge von Burgund gegen P. verschwor. Dieser jedoch kam ihnen zuvor, schlug 1184 den Herzog und brachte seine Feinde zur Ruhe. Hierauf vereinigte er, allen Anstrengungen der Gegner zum Trotze, die Grafschaft Vermandois, nach Absterben der Gräfin von Flandern, wieder mit Frankreich und forderte nach dem Tode Heinrich's von England auch Gisors und Verin zurück, welches seiner Schwester Margarethe zum Leibgedinge gegeben worden war. Man verglich sich jedoch und Alles blieb im bestehenden Besitze. Da P. sehr früh schon den Vorsatz hatte, den Engländern ihre reichen Besitzungen in Frankreich zu entreißen, so ward er in mannigfache Streitigkeiten mit ihnen verwickelt, welche endlich 1189 mit einem Vergleiche endeten. Hierauf begab sich P. auf einen Kreuzzug, kam 1191 vor Acre an, sah aber schnell das Thörichte des Unternehmens ein, nachdem er schon vorher in Sicilien wegen des dortigen Königs Tancred mit Richard von England in neue erbitterte Streitigkeiten gerathen war. Als sich die beiden Könige wieder versöhnt und über manche gegenseitige Forderungen einen Vergleich errichtet hatten, trennten sie sich, um sich in Palästina von Neuem zu begegnen und von nun an zu entzweien, so daß P. nach der Eroberung von Acre durch die Kreuzfahrer in sein Vaterland zurückkehrte. Aus Rache gegen Richard ließ er sich in geheimen Briefwechsel mit dessen Bruder Johann ein, überschickte

dem ersteren in seiner Gefangenschaft eine Kriegserklärung und griff die Normandie an, ward aber durch den lauten Unwillen seiner Großen genöthigt, in die Loskaufung Richard's 1194 zu willigen, mit dem er sich nun in einen blutigen Kampf verwickelt sah, bis 1195 endlich ein Friede in Louviers zu Stande kam, durch welchen P. die Befreiung seiner Schwester Alix und das Ländchen Verin für sich erhielt. Der Friede dauerte indessen kein halbes Jahr, so schnell brach ihn P.; allein dießmal handelte Richard anders. Er verband sich mit dem Grafen von Toulouse und Flandern und begann den Angriff von allen Seiten, wobei P. eben nicht im Vortheile stand. Nach vielen Bemühungen gelang es 1199, einen fünfjährigen Waffenstillstand zum Abschlusse zu bringen, und Richard's Tod hinderte die weitere Fortsetzung des Kampfes. Aus Liebe zu Agnes, Tochter Herzog Berthold's von Meranien, vermählte er sich mit ihr, nachdem er seine Gemahlin Ingeborg verstoßen hatte, und dieß verwickelte ihn in schlimme Händel mit dem Papste, welche so weit gingen, daß über Frankreich das Interdict ausgesprochen wurde und er sich nur davon befreien konnte, indem er Agnes entließ und Ingeborg als seine Gemahlin erkannte. Die großen Besitzungen der Engländer in Frankreich schürten immer und immer wieder die Kriegsflamme an, und als nun gar Johann wegen der Ermordung Arthur's in den Bann gethan und vom Papste abgesetzt ward, ging P.'s Absicht dahin, seinen Sohn Ludwig auf den Thron von Großbritannien zu setzen. Da aber Johann sich entschloß, die Krone Englands vom Papste zu Lehn zu nehmen, so mußte P. von diesem Vorhaben, obschon sehr unwillig, abstehen und sah sich noch obenein in einen Krieg mit dem Grafen von Flandern, dem Kaiser Otto IV. von Deutschland und dem Grafen von Boulogne verwickelt, mit welchen sich Johann gegen ihn verbündet hatte. In diesem blutigen Streite gewann P. die entscheidende Schlacht bei Bouvines (27. Juli 1214), konnte sie aber theils seines großen erlittenen Verlusts halber, theils weil er sah, wie unruhig seine eignen Großen über die steigende Macht des Königs wurden, nicht benutzen. Hierauf schlossen Johann und P. einen 5jährigen Waffenstillstand, welchen aber der König mittelbar dadurch brach, daß er aller Abmahnungen zum Trotze seinen Sohn Ludwig 1215 auf Bitten der englischen, mit Johann unzufriedenen Großen nach England gehn ließ, um es zu erobern, welches jedoch nach mannigfachen Versuchen völlig mißlang. Die übrige Zeit seines Lebens war P. in die Kämpfe mit den Albigensern verwickelt, bis er, 59 Jahre alt, am 14. Juli 1223 zu Monte starb. Er war ein glücklicher Herrscher, aber niedrigen, grausamen und hinterlistigen Sinnes, obschon er gute Gesetze gab, Kriegszucht und Befestigungskunst verbesserte und viele öffentliche Bauten ausführte. — P. III., genannt der Kühne, war ein Sohn Ludwig's IX. und erwarb sich den Beinamen durch die Tapferkeit, mit welcher er nach dem Tode seines Vaters in Ägypten gegen die Saracenen focht. Nach einem mit dem Dei von Tunis geschlossenen, nicht ruhmlosen Frieden schiffte sich P. ein und kam 1271 mit Freuden von seinen Unterthanen aufgenommen wieder nach Paris zurück. Er fand, daß trotz aller weisen Vorkehrungen seines Vaters die Lehnsverfassung das königliche Haus noch immer sehr drücke; daß die Kammergüter, damals das einzige Einkommen der Könige, vortrefflich bestellt und verwaltet waren; aber ein bürgerlicher Krieg herrschte zwischen den Heeren von Armagnac und Casaubon, welcher ihn kräftig einzuschreiten nöthigte. Kurz nachher vermählte er seinen zweiten Sohn Philipp mit der Erbin des Königreichs Navarra, Johanna, und nahm 1275 Besitz von diesem Königreiche. Er war so friedliebend, daß er die Ansprüche Eduard's I. von England auf die Grafschaft Agenois befriedigte und dieselbe ihm 1279 gab. Allein außer häuslichen Vorfällen beunruhigten ihn doch ein unglücklicher Krieg mit Sancho von Castilien (1276) und die bekannte sicilianische Vesper (1282). Als nun in Folge der letzteren Begebenheit Papst Martin IV. den König von Aragonien in Bann that, absetzte

und die Krone dem Sohne P.'s zusprach, zog er 1285 mit einem Heere nach Aragonien, um seinen Sohn Karl von Valois auf den Thron zu setzen. Allein seine Flotte wurde geschlagen und sein durch Krankheiten geschwächtes Heer mußte sich nach Perpignan zurückziehn, wo der König 1285, 41 Jahre alt, aus Gram starb. Er war friedfertigen, gerechten Charakters und brachte die Grafschaft Poitiers zu Frankreich. — P. IV., Sohn des Vorigen, setzte den mit Spanien begonnenen Krieg mit vielen Verwüstungen fort, der jedoch endlich durch Vergleich endigte. Bald sah sich aber P. mit Eduard von England in Kampf verwickelt. Kleiner Mißhelligkeiten halber forderte P. Eduard, als seinen Lehnsmann, wegen der französischen Besitzungen vor sein Parliament und erklärte ihn, als er nicht erschien, aller seiner Länder für verlustig. Es ward zwar bald ein Vergleich geschlossen, da aber P. dessen Stipulationen nicht hielt, erhob sich ein blutiger Streit, der endlich 1297 durch Vermittelung Karl's des Lahmen beigelegt wurde. Kaum hatte aber P. von dieser Seite Ruhe gewonnen, als er in einen Kampf mit Bonifacius VIII. gerieth, deren Grund in dem Ausspruche des Papstes über P.'s Streitigkeiten mit England, in den Beschwerden der französischen Geistlichkeit gegen P. und in dessen Weigerung, einem Kreuzzuge beizuwohnen, lag. Andere Handlungen päpstlicher Willkühr schürten das Feuer an. Bonifacius ernannte nämlich den Bischof von Pamiers, einen Unterthanen P.'s, zu seinen Legaten in Frankreich, und als der König diesen seines Trotzes halber gefangen nehmen ließ, schleuderte er wiederholt stolze Bullen gegen P. Dieser aber warf sie ins Feuer und als er darüber in Bann gethan ward, läugnete er gänzlich die Rechte des Papstes in weltlichen Dingen und versammelte deßhalb 1302 seine Stände, die auch an Bonifacius schrieben, welcher aber den König von Neuem in den Bann that. Da versammelte der König 1303 von Neuem seine Stände, klagte feierlich den Papst an, appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung und begann einen Krieg gegen Bonifacius, welchen er auch durch Wilhelm von Nogaret aufheben und gefangen setzen ließ. Benedict XI., Bonifacius' Nachfolger, aber stellte durch Aufhebung des Bannes die Einigkeit zwischen Frankreich und Rom wieder her. Nach dem Tode Benedict's brachte P. Clemens V. gegen das Versprechen, unbedingt seinen Vortheil zu wollen, auf den päpstlichen Thron und dieser verlegte auch den Sitz des Papstes von Rom nach Avignon, obwohl er weder das Andenken Bonifacius' verdammte noch P.'s Absichten auf die deutsche Kaiserkrone beförderte. Bekannt ist auch die Ausrottung der Tempelherren unter P.'s Regierung. Am 13. Oct. 1307 wurden in ganz Frankreich alle Templer gefangen genommen und ihre Schätze zum Besten der Krone eingezogen. Nachdem ihnen hiernach der Proceß gemacht und sie für schuldig befunden worden waren, ließ P. 59 vor den Thoren von Paris verbrennen. Hatte P. in dieser großen Angelegenheit seinen Zweck erreicht, so wandte er sich nun nach Flandern, um dieß zu erobern. Schon seit 1295 hatte er in beständigen Kämpfen mit den Flanderern gelebt, allein erst 1299 ließ er seine Hauptabsicht blicken. Doch die Niederländer vertrieben 1302 den harten Statthalter Jakob von Chatillon, und als hierauf eine französische Armee unter dem Grafen von Artois und dem Connetable von Nesle einrückte, ward dieselbe den 11. Juli 1302 bei Courtrai so aufs Haupt geschlagen, daß 20000 nebst dem Grafen und dem Connetable die Wahlstatt deckten. Hierauf dauerte der Krieg mit abwechselndem Glücke fort, bis 1305 ein Vergleich zu Stande kam, der wenigstens einige Zeit hindurch Ruhe gab. Bald aber brachen die Feindseligkeiten von Neuem aus und die Flanderer erlitten bei Mons en Puelle eine große Niederlage, nach welcher sich P. schon Sieger glaubte, als zu seinem größten Erstaunen ein neues Heer von 60000 Mann gegen ihn auftrat. Nun schloß er endlich 1305 völligen Frieden, der, wenn er auch nicht alle die Vortheile gewährte, welche sein Ehrgeiz wünschte, doch sehr gute Bedingungen für ihn enthielt. Seine Streitigkeiten mit England wurden 1313 bei

einer persönlichen Zusammenkunft P.'s und Eduard's zu Paris ausgeglichen und dadurch von einer Seite beruhigt fing er, auf einen Ausspruch des pariser Parliaments gestützt, von Neuem an mit Flandern zu kriegen; allein auch hier ward bald ein Vergleich getroffen, welcher dem Streite ein Ende machte. Alle diese Anstrengungen, häusliche Bekümmernisse, Streitigkeiten mit seinen Unterthanen und andere Unfälle brachen den Muth und die Gesundheit P.'s und warfen ihn aufs Krankenlager. Er starb den 29. Nov. 1315 im 47. Jahre an der Auszehrung nach 30 Jahren einer durch sein wildes, ehrgeiziges, treuloses Gemüth sehr unruhigen Regierung. — P. V., der Lange, zweiter Sohn Philipp's IV., trat die Regierung 1316 an und unter ihm ward das salische Gesetz als unumstößlich für die Thronfolge in Frankreich anerkannt. Er schränkte die Tyrannei der Großen gegen ihre Unterthanen durch ein weises Benehmen und festes Auftreten dermaßen ein, daß die Ruhe des Landes dadurch gesichert und vermehrt wurde. Auch mit den Flanderern schloß er 1320 Waffenstillstand und darauf Friede und brach nicht mit Eduard II. von England, als dieser Ausflüchte machte ihm der französischen Besitzungen halber zu huldigen. Diese Ruhe ward aber 1321 unterbrochen, als sich unter dem Volke die Meinung festsetzte, als hätten die Juden alle Brunnen vergiftet und man diese daher auf das Grausamste verfolgte. Außer diesem Vorfalle bekümmerte den König der Widerstand seiner Großen, der Geistlichkeit und der durch beide beständig aufgehetzten Unterthanen also, daß er aus Verdruß über das Fehlschlagen seiner besten Absichten, z. B. der Feststellung eines Münzfußes 2c., in Krankheit verfiel und erst 28 Jahre alt am 3. Januar 1322 starb; ein Todesfall, der von Manchen dem Gifte zugeschrieben wird, da P. die eigennützigen Interessen der Großen und Priester zu sehr in seinem wahrhaft großen und edlen Geiste durchkreuzte. — P. VI., der Glückliche, ein Abkömmling Karl's, dritten Sohns Philipp's des Kühnen, ward 1328 nach mannigfachen Streitigkeiten und Einsprüchen zum Könige gekrönt und vom Volke anerkannt. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er harte Streitigkeiten mit Eduard III. wegen dessen Huldigung zu bestehen, welche endlich zwar mühsam ausgeglichen wurden, aber den gegenseitigen Groll doch nährten, welcher auch bald in neuen Zwistigkeiten ausbrach und einen der blutigsten, für Frankreich unglücklichsten Kriege zur Folge hatte. Dieser brach aus, als P. sich des von Eduard vertriebenen Prätendenten auf die schottische Krone, David Bruce, annahm und deßhalb die französischen Besitzungen der Engländer anfiel und ihre Küsten verheeren ließ. Von beiden Seiten hatte man unterdessen Bundesgenossen gesucht und gefunden; der Krieg begann mit vielen Verwüstungen 1337 und dauerte mit abwechselndem Glücke fort, bis 1340 die Franzosen bei Sluis in einer Seeschlacht vollkommen geschlagen worden. Nach diesem Siege kehrte aber das Glück dem Könige von England den Rücken und er ward genöthigt einen Waffenstillstand mit Frankreich einzugehen, der eben nicht sehr vortheilhaft war. Allein ehe die dazu gesetzte Frist von einem Jahre abgelaufen war, entzündete sich der Kampf um die Erbfolge der Bretagne heftiger als jemals. Karl von Blois, dem die Nachfolge gegen Johann von Montfort, den männlichen Nachkommen Arthur's II. von Bretagne, zugesagt worden war, fiel in Bretagne ein und es erfolgte nun ein heftiger Kampf, in den sich Eduard von England zu mischen dadurch Gelegenheit fand, daß Montfort ihn als Oberlandesherrn anerkannt hatte. Der Krieg ward nun mit abwechselndem Glücke und nicht so hitzig geführt, bis die grausame Hinrichtung Clisson's, eines der mächtigsten Großen von Bretagne, welche auf Befehl P.'s vollzogen wurde, die Flamme des Kampfes von Neuem anfachte. Der Krieg zog sich mit wechselndem Glücke in die Länge, endlich aber wurden in der Schlacht bei Cressy (den 25. und 26. Aug. 1346) die Franzosen gänzlich geschlagen, worauf den 3. Aug. 1347 Calais an die Engländer verloren ging. Hierauf ward ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen, da Krankheiten und Geld-

mangel für beide Theile eine Pause nothwendig machten. Diese benutzte P., um die Dauphinée an sich zu bringen, welches ihm auch 1349, kurz vor seinem Tode, gelang. Er starb 57 Jahre alt am 22. Aug. 1350 und hinterließ den Staat nicht in der besten und glücklichsten Lage. 82.

Philipp von Schwaben, deutscher Kaiser, Sohn Friedrich's I., hatte 1195 von seinem Bruder Heinrich VI. die Güter der Mathildis und 1196 das Herzogthum Schwaben erhalten und ließ sich nach dessen Tode (1197), um seinem Neffen, Friedrich, die Krone zu erhalten, zum Kaiser wählen. Auf Betrieb des Papstes, Innocenz' III., setzte ihm aber eine andere Partei Otto von Braunschweig entgegen (s. Otto IV.) und der Papst that ihn in den Bann. Es begann nun ein Krieg beider, der endlich zum Vortheile P.'s ausfiel, da sich zuletzt auch der Papst wieder für ihn erklärte; aber nachdem beide auf einer Zusammenkunft zu Köln (1207) sich nicht hatten verständigen können und P. zu Bamberg sein Heer zu einem neuen Feldzuge sammelte, ward er von dem beleidigten Otto von Wittelsbach (s. d. Art.) plötzlich ermordet (den 23. Juni 1208). Er galt für einen tapfern, gelehrten und frommen Fürsten. 37.

Philipp, mit dem Beinamen der Großmüthige, Landgraf zu Hessen, einer der entschlossensten Anhänger und Vertheidiger der Reformation wurde den 13. Nov. 1504 geboren. Fünf Jahre alt verlor er seinen Vater (Wilhelm der Mittlere) und kam unter Vormundschaft seiner Mutter, doch ward er durch kaiserlichen Ausspruch bereits 1518 für mündig erklärt. Obgleich erst 14 Jahre alt entwickelte er doch bald eine ungewöhnliche Thätigkeit, welche große Hoffnungen erregte und erwarten ließ, daß er bei der schon damals sich gestaltenden politischen Zerwürfniß Deutschlands keinen ruhigen Zuschauer abgeben werde. Mit Franz von Sickingen bekam er gleich anfangs ernsten Streit, konnte jedoch erst im Jahre 1522 Erhebliches gegen ihn ausrichten und nöthigte ihn im Bunde mit Trier zum Frieden. 1525 zog er gegen die aufrührerischen Bauern zu Felde und bei dieser Gelegenheit war es, wo er mit dem Churfürsten Johann von Sachsen innig vertraut und in dem Entschlusse bestärkt wurde, die Sache der Reformation, der er sich bereits 1524 öffentlich angeschlossen hatte, mit Gut und Blut zu vertheidigen; auch schloß er bereits im Jahre 1526 mit dem Churfürsten von Sachsen eine Defensivallianz und machte einen obwohl vergeblichen Versuch, seinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachsen, zum Beitritte zu bewegen. 1527 traf er durch falsche Gerüchte bewogen ernste Anstalten zum Kriege, doch wurde die Sache durch Vermittelung jetzt noch beigelegt. Auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg 1529 und 1530 betrieb er die protestantischen Angelegenheiten mit dem größten Eifer, sprach auch für den vertriebenen Herzog von Würtemberg und schloß einen Bund mit Basel, Zürich und Straßburg zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe von Seiten des Kaisers. Nachdem er im J. 1531 nebst dem Churfürsten von Sachsen zum Haupte des schmalkaldischen Bundes gewählt worden war, betrieb er mit Erfolg die Auflösung des schwäbischen Städtebundes und die Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg und stiftete einen Vergleich zwischen den Churfürsten und dem Herzoge Georg von Sachsen (1536), worauf er 1542 einen mit Herzog Heinrich dem Jüngern ausgebrochenen Kampf siegreich beendete. Als endlich der Krieg des schmalkaldischen Bundes mit dem Kaiser im J. 1546 zum Ausbruche gekommen war, stellte er sich selbst an die Spitze seiner Truppen, wurde aber, als das Jahr 1546 nutzlos verstrichen war, im folgenden Jahre nach der unglücklichen Schlacht von Mühlberg gleich seinem unglücklichen Verbündeten Johann Friedrich von Sachsen, ungeachtet er sich unterworfen und beträchtliche Opfer gebracht hatte, Gefangener des Kaisers. Dieß blieb er bis zum J. 1552, wo er durch den passauer Vertrag die Freiheit und den Besitz seiner Länder zurückerhielt. Fortan regierte er ungestört und beschäftigte sich mit der Heilung der Wunden, deren sein Land nur zu viele erhalten hatte. Er starb

am 31. März 1567. — Übrigens lieferte P. das seltene Beispiel einer Doppelehe, indem er sich im Jahre 1540 mit Bewilligung seiner Gemahlin Christine nach vorhergegangener Berathung mit Luther und Melanchthon in der Person des Hoffräuleins Margarethe von Saale eine zweite Gemahlin („linke Landgräfin") antrauen ließ. 22.

Philipp von Orleans, s. Orleans.

Philippi (j. Felibe), eine von Philipp II. von Macedonien erbaute oder erweiterte und nach ihm genannte Stadt in der Provinz Edonis mit ergiebigen Goldbergwerken, ist besonders merkwürdig durch die Niederlage, welche Brutus und Cassius hier durch Antonius und Augustus erlitten (42 vor Chr.), und später als Sitz einer Christengemeinde, an welche der Apostel Paulus einen seiner Briefe schrieb. 37.

Philippicae (nämlich orationes) nannte Demosthenes seine Staatsreden gegen Philipp von Macedonien; eben so Cicero seine Reden gegen Antonius, und daher nennt man überhaupt jede gegen irgend Etwas feindselig gerichtete Rede eine Philippica. 9.

Philippinen, Manilische Inseln, eine große Inselgruppe des ostindischen Archipels auf der Grenzscheide des chinesischen Meeres und des großen Oceans gelegen, bilden das Nordglied der Ostreihe der indischen Inselwelt und erstrecken sich ungefähr von 5°—21° N.Br. gegen 200 Meilen weit in der Richtung von Süd nach Nord. Sie bestehen aus 10 großen und mehr als 1000 kleinen Inseln und enthalten einen Flächenraum von 7000 □Meilen. Was ihre physische Beschaffenheit betrifft, so scheinen sie sämmtlich vulcanischer Natur zu sein, wenigstens tritt letztere auf den größeren Inseln deutlich und oft schrecklich hervor. Übrigens sind die meisten mit hohen Gebirgen bedeckt, dabei wasserreich und äußerst fruchtbar. Nächst Java haben sie unbedingt die größte Fülle und Mannigfaltigkeit des ostindischen Productenreichthums und Alles gedeiht, was nur irgend die tropische Natur hervorzubringen vermag. Da findet man die üppigsten Reis-, Mais- und andere Getreidefelder, Gemüse und Obst, Zucker, Caffee, Indigo, Cacao, Baumwolle, Brodfrüchte und Gewürze aller Arten und in großer Menge, die edelsten Hölzer und prächtige Zierpflanzen; ferner alle gewöhnlichen Hausthiere, Büffel, Antilopen, Affen und Wild in Menge, die mannigfaltigsten Vögelgattungen, besonders viele Hühner- und Taubenarten, in den Flüssen und im Meere Schildkröten, Austern, Perlmuscheln, Corallen, Ambra, ferner Bienen in Menge, aber auch manches Ungeziefer, wie Heuschrecken, Termiten und Mosquitos, auch Schlangen und Krokodile; im Mineralreiche endlich Gold, Silber, Eisen, Blei, Quecksilber, Zinnober und mehrere Arten Edelsteine. Das Klima ist völlig tropisch, für Europäer insbesondere wegen seiner feuchten Hitze häufig ungesund. Vom December bis Mai ist die Temperatur schön; dann aber beginnen fürchterliche, mit Regenströmen vermischte Orcane, die nicht selten große Verheerungen anrichten; auch fehlt es um diese Zeit nicht an Erderschütterungen. Krankheiten herrschen fortwährend. — Die Bewohner der P., zusammen gegen 4 Mill., sind der Hauptmasse nach Malaien in verschiedenen Stämmen (Ylocco's, Bistaier, Pampanger, Harafora's, Zambalen u. a.), dann Papus, die in das Innere zurückgedrängten Urbewohner, ferner Chinesen und Spanier mit Mestizen und Creolen. Acker- und Plantagenbau sind die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung; nur die Chinesen und die Spanier treiben Handel, obwohl derselbe gegen sonst, wo jährlich die sogenannte „Galione von China" aus Acapulco nach Manila kam, sehr gesunken ist und sich nur auf den Handel mit den Inseln und Küstenländern Ostasiens beschränkt; zwar findet auch noch directer Verkehr mit Spanien statt, doch ist dieser wegen der Vorrechte, welche die königliche Gesellschaft der P. immer noch genießt, nur höchst unbedeutend. — Die P., 1521 durch Magelhaens entdeckt und 1571

von den Spaniern förmlich in Besitz genommen, stehen unter einem auf 6 Jahre gewählten Gouverneur oder Generalcapitain und sind in 29 Provinzen getheilt, von denen 16 die Insel Luzon, 3 Magindanao, eben so viel Panay und die übrigen die anderen Inseln umfassen. Doch ist die spanische Herrschaft nur auf Luzon überall anerkannt, auf den übrigen Inseln aber zum Theil nur an den Küstenstrichen. Die größte der P. Luzon, auch Manila genannt, zwischen 12° 31′ 20″ und 18° 42′ 10″ N.Br. gelegen, der Hauptsitz der spanischen Macht, seltsam gestaltet und zerschnitten, vulcanreich (Mayon), aber äußerst fruchtbar, umfaßt einen Flächenraum von 2500 □Meil. Auf der Westseite derselben liegt die Hauptstadt Manila (Sitz des Generalcapitains und eines Erzbischofs) und zwar auf einer durch den Fluß Pasig gebildeten Landzunge zwischen drohenden Vulcanen und dem Meere. Gut und regelmäßig, obwohl wegen der häufigen Erdbeben nur aus Holz gebaut, schön gepflastert und reinlich zerfällt sie in die eigentliche Stadt und 8 Vorstädte, welche zusammen eine Bevölkerung von 120000 Einw. enthalten. Die Spanier und Angestellten wohnen sämmtlich in der eigentlichen Stadt, zu deren Vertheidigung ein wohlbefestigtes Fort dient. Ansehnlicher Handel und Gewerbfleiß. Universität. — Außer Manila sind noch von Bedeutung Tayabas (13000 Einw.), Yba, St. Maria, Bigan und Batangas. — Nächst Luzon ist Magindanao oder Mindanao (5° 33′—9° 55′ N.Br.) die bedeutendste Insel der Gruppe. Sie ist die südlichste, gebirgig und vulcanreich und enthält 1175 □Meil. Ihre Bewohner (Malaien und im Innern Papus), an der Zahl gegen 900000, sind berüchtigt als Seeräuber, treiben aber auch Ackerbau, Handel und Gewerbe. Im östlichen Theile der Insel herrscht ein Sultan, im Innern sind die 33 Bundesstaaten von Illana, von Radscha's und Sultanen beherrscht. Die Spanier haben hier 3 Gebiete mit 40000 Einw., im Osten Caraga, im Westen Zamboanga und im Norden Misamis. — Nördlich von Mindanao liegen die sogenannten Bisaierinseln, ein Name, den man überhaupt allen südlich von Luzon gelegenen Inseln beilegt. Zu ihnen gehören auch die Surigao's. Die bedeutendsten der Bisaier sind Negros (10° N.Br.) mit 475 □Meil., Zebu mit 200 □Meil., Bohol mit 160 □Meil., Leyte oder Tandaya mit 480 □Meil., ferner Panay mit 530 □Meil., Samar oder Ybabao mit 640 □Meil., Masbate mit 200 □Meil. und Mindoro mit 600 □Meil. Flächenraum. Die übrigen sind von weniger Bedeutung und zum Theil nicht mehr als Felsenbänke. Die nördlichste Insel ist Bashi. 15.

Philipponen (russische Secte), ein Zweig der Roskolniken (s. d. Art.) und zwar derjenigen, welche keine Priester (Popen) dulden, haben ihren Namen von einem ihrer Führer, Philipp Pustoswiät. Sie sind gegen das Ende des XVII. Jahrh. im nördlichen Rußland entstanden, zum Theil aber nach Polen und Preußen ausgewandert, weil sie von der orthodoxen russischen Kirche bis unter der Regierung der Kaiserin Anna oft verfolgt worden. Jede Gemeinde hat einen Vorsteher des Gottesdienstes im Bethause, mit ziemlich dem gewöhnlichen Ritus, doch keine Abendmahlsfeier und priesterliche Absolution, weil nur Christus Sünden vergeben könne. Auch verwerfen sie Eid und Kriegsdienste, verachten die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, suchen den Märtyrertod um ihres Glaubens willen, halten den Selbstmord, besonders unter Verfolgungen, für verdienstlich und taufen auch Erwachsene, welche von einer andern Partei zu ihnen übergehen. Sie leben übrigens in großer Unwissenheit und haben keine Schulen, sind aber fleißige und ruhige Unterthanen. (Vergl. Schlözer in der „Neuen berliner Monatsschrift" vom Jahre 1802. Aug. S. 98—105.) 63.

Philippus (Marcus Julius), aus Bostra in Arabien gebürtig, daher Arabs genannt, war unter Gordian III. Anführer der Garde und wurde, als er dessen Ermordung durch seine Soldaten bewerkstelligt hatte, 244 nach Chr. zum Kaiser

erwählt. Strenge, die an Grausamkeit grenzte, und eine ungewöhnliche Prachtliebe bezeichnen seine Regierung, die aber bald zur Freude des Volks ein Ende hatte. P. wurde nämlich von Decius, der die in Pannonien entstandene Unruhe dämpfen sollte, bei Verona 249 besiegt und ermordet. Sein religiöser Indifferentismus verbreitete im IV. Jahrh. die Sage, daß er der erste römische Kaiser gewesen sei, welcher sich im Geheimen wirklich zum Christenthume bekannt habe. 77.

Philippus, ein Apostel, aus Bethsaïda gebürtig und allem Vermuthen nach früher ein Fischer, war einer der ersten, die Jesus nachfolgten. Über seine späteren Lebensverhältnisse läßt sich nichts Gewisses berichten. Einer Sage zufolge predigte er in Phrygien oder in Scythien das Evangelium und starb unter Claudius oder Domitian im 87. Lebensjahre zu Hierapolis (in Phrygien) den Märtyrertod. Die evangelische Geschichte, welche ihn zum Verfasser haben soll und bei den Gnostikern in Gebrauch war, ist sicher unächt. Sein Gedächtniß wird in der katholischen Kirche am 1. Mai und in der griechischen am 14. Nov. begangen. 77.

Philips (Ambrose), ein nicht zu verachtender englischer Idyllendichter, 1671 in Leicestershire geboren, vollendete seine Studien zu Cambridge und scheint ein Mann von nicht gewöhnlichen Kenntnissen gewesen zu sein. Trotz seiner Anhänglichkeit an die politische Partei der Whigs wurde er doch von den Häuptern derselben nur zu kleinen Ämtern befördert. Erst gegen das Ende seines Lebens gelangte er durch die Thronbesteigung Georg's I. zu einigen bedeutenden Stellen. Er starb am 18. Juni 1749 zu London. Seine (6) Idyllen, auf welche sich sein Dichterruhm gründet, wurden von Pope, der eine andere Manier liebte, zu parteiisch und bitter angefeindet; leiden sie auch an dem wesentlichen Fehler, daß das Ländliche und wahrhaft Idyllische nicht selten in das Gemeine und Geistlose fällt, so beurkunden sie doch ein unbestreitbares Talent des Verfassers für diese Dichtungsart, welche zu jener Zeit durch Unnatürlichkeit gänzlich ausgeartet war. Ohne Werth sind dagegen P.'s Tragödien: „The distress 'd mother", „The Briton" und „Humphrey." („Pastorals, odes and other poems by A. Philips", Lond. 1748. 8.) 66.

Philips (John), ein bekannter englischer Lehrdichter, 1676 zu Campton in der Grafschaft Oxford geboren, widmete sich mit großem Fleiße der Medicin und lebte nach Beendigung seiner Studien anspruchlos seiner Praxis, welche er sich durch den Umgang mit den Musen zu erheitern suchte. Sein erster Versuch: „Der blanke Schilling" („The splendid shilling", 1703) erregte großes Aufsehen, welches noch durch sein Lehrgedicht: „Der Äpfelmost" „The Cider" (Lond. 1706. N. E. 1791. 8.) erhöht wurde. Unstreitig gehört dieses zu den besseren didaktischen Leistungen der Engländer. Sprache und Styl sind rein, klar, bestimmt und edel und der Phantasie ist ihr gebührendes Recht eingeräumt. Vorzüglich gelungen sind die Naturscenen und die mit tiefem poetischen Gefühle geschilderten ländlichen Beschäftigungen zu nennen. P.'s „Historisches Gedicht auf den Sieg der Engländer bei Blenheim" (1705) ist weit geringeren Inhalts. Er starb am 3. Juni 1713. („Poems", Lond. 1718. 8.) 67.

Phillips (Charles), ein irländischer Dichter und Sachwalter, 1788 zu Sligo in Connaught geboren, widmete sich, nachdem er in Dublin eine gute Schulbildung erhalten hatte, zu London der Rechtsgelehrsamkeit und wurde Sachwalter bei den irländischen und später auch bei den englischen Gerichtshöfen. Sein bedeutendes Rednertalent hat ihm eine große Praxis, sein Dichtergenie den Beifall der Nation erworben. Seine Gedichte: „The emerald isle", „The consolations of Erin" und seine Elegie: „Garland" zeichnen sich durch reiche Phantasie und tiefes Gefühl aus und werden gern gelesen. Seine „Recollections of Curran" und die „Specimens of Irish eloquence," so wie die Sammlung seiner eigenen Gerichtsreden wurden mit Beifall aufgenommen, obschon alle irländischen Reden an übertriebenem Blumenreichthum und schwülstigen Pomp leiden. 66.

Philister, auch **Philistäer**, hießen die Bewohner des schmalen, im Osten gebirgigen Landstriches am mittelländischen Meere im Südwesten von Palästina, der sich von Gaza bis in die Gegend von Joppe erstreckte. Sie waren eine phönizische Colonie, theilten sich in 5 kleinere Reiche und lebten in stetem Kampfe mit den Israeliten. Zur Zeit der Richter kamen letztere sogar wiederholt unter ihre Botmäßigkeit, bis sie dafür durch David gezüchtigt wurden und an Israel Tribut zahlen mußten. Vorübergehend war für sie die Macht der Assyrer; erst die Perser und Syrer konnten sie bezwingen und seit dieser Zeit gedenkt die Geschichte ihrer nicht weiter. Von den P. erhielt bei den Römern der ganze Strich Land bis an den Jordan den Namen Palästina. — In der Studentensprache wird der Name P. Jedem, der nicht Student ist, beigelegt, eine Sitte, welche sich von der Universität Prag zur Zeit Huß's herschreiben soll. 35.

Philo aus Alexandria, ein jüdischer Philosoph, lebte und lehrte in seiner Vaterstadt im I. Jahrh. vor und nach Christi Geburt. — Nach der synkretistischen Weise jener Zeit verband er Begriffe früherer griechischer Philosophen, des Pythagoras, der Stoiker, besonders jedoch des Plato, mit orientalischen Vorstellungen. Die ganze griechische Weisheit war ihm ein Ausfluß der mosaischen Lehre und wenn er daher von jener die Mannigfaltigkeit der Begriffe und Bestimmungen entlehnte, so war ihm doch diese der Mittelpunkt, auf den er Alles bezog und von dem aus er Alles erklärte, wobei ihm die allegorische Deutung der mosaischen Schriften zu Hülfe kam. Daß eine so unselbstständige und aus so heterogenen Elementen zusammengesetzte Lehre schwankend, ja selbst widersprechend in ihren Behauptungen sein mußte, ist leicht begreiflich. — Der orientalische Geist lehrt ihn die menschliche Wissenschaft geringschätzen und einzig im Anschauen Gottes Wahrheit und Befriedigung des Vernunftstrebens finden, in der Ekstase, darin Gott sich dem Geiste selbst enthüllt, ohne daß dieser erst durch Forschen sich zu dieser höchsten Erkenntniß vorzubereiten nöthig hätte; der griechische Sinn für die sinnliche Erfahrung und die encyklischen Kenntnisse läßt ihn auf diesen einen Werth fürs Leben und der Wahrnehmung, der vom Niedern zum Allgemeinen aufsteigenden Erklärung, einen Rang unter den Erkenntnißmitteln einräumen. — Wenn er Gott schaut, so findet er keinen Begriff für sein Wesen; er ist das Sein (τὸ ὄν) ohne Eigenschaften ganz nur an sich, unerkennbar, undenkbar; sobald er ihn als Schöpfer betrachtet, muß er ihm Eigenschaften, Kräfte beilegen. Um ihn so sehr als möglich von der Welt zu scheiden, läßt er ihn nicht umittelbar schaffen, sondern durch gewisse Kräfte oder Werkzeuge, die dann wohl auch als selbstständig erscheinen, aber wiederum verbunden und befaßt sind im göttlichen Worte, dem λόγος, auch wohl Sohn Gottes genannt. Hier bilden jene Kräfte, deren bald sechs angenommen werden, bald zwei (Güte und Macht), die übersinnliche Welt der Ideen. So sind nun die Ideen aller Dinge zunächst zwar im göttlichen Worte, weiter aber, in sofern dieß Wort hier das Gott inwohnende (λόγος ἐνδιάθετος) ist, in Gott selbst. Erst wenn er das Wort wirklich ausspricht (λόγος προφορικὸς), erst mit seinem „Es werde" entsteht eine wirkliche Schöpfung (diese beiden bilden mit Gott die philonische Trias). So gehen in unendlicher Stufenfolge die Ideen aller Dinge aus Gott hervor, wie die Strahlen aus dem Lichte, immer schwächer, je weiter in dieser Emanation von Gott entfernt. Hier ist der privative Grund des Übels, die Unvollkommenheit der niederen Ideen. Allein, ob auch unvollkommener, gehören doch auch diese Ideen noch der übersinnlichen Welt an; dagegen, sobald sie in die Wirklichkeit treten, verbinden sie sich mit der Materie, einem rein Bestimmungslosen (μὴ ὄν), dem leidenden Principe, das den positiven Grund des Übels enthält, die Macht der Ideen hemmt. Zwischen der Materie und den Ideen getheilt, also bald der blinden Nothwendigkeit des Vernunftlosen, bald der übermächtigen Einwirkung Gottes hingegeben, ist die Seele eigentlich nie recht selbstständig;

dennoch, vielleicht eben jener doppelten Gewalten halber, zwischen denen sie wählen kann, schreibt P. ihr Freiheit des Handelns zu. — Dieses nun ist bei dem irdischen Menschen auf Sinnengenuß, bei dem himmlischen auf weltliches Wissen, bei dem göttlichen auf den einzig hohen Zweck des Daseins, auf den Frieden in Gott und das Leben in den Ideen gerichtet. Zwar gibt es nach der sinnlichen Natur des Menschen vier Tugenden (die platonischen), aber über ihnen steht die wahre Tugend, die nur in Gott lebt und sich des Irdischen, des Leibes, ganz zu entschlagen sucht. Wissenschaft und Übung vermögen zur Tugend viel, doch mehr natürliche Gabe, die uns unmittelbar jenes göttlichen Lebens theilhaft werden läßt. — Für die Geschichte der Philosophie haben diese philonischen Ideen sehr geringes Interesse; wichtiger ist die Kenntniß seiner Philosophie für das Verständniß des christlichen Dogmas, theils seiner Methode der Schriftauslegung halber, die auch von christlichen Philosophen nachgeahmt wurde, theils selbst wegen der mannigfachen Uebereinstimmung, die man neuerdings zwischen seinen Ideen und den Aussprüchen neutestamentlicher Stellen hat finden wollen. — Seine in griechischer Sprache geschriebenen Werke sind herausgegeben worden von Mangey (mit lat. Übersetz. Lond. 1742. 2 Bde. Fol.) und von Pfeiffer (Erlangen 1785 ꝛc. 8.). Einige neuaufgefundene Schriften desselben hat Mai (Mailand 1816 u. 1818. 8.) bekannt gemacht. Auch gibt es eine gute „Chrestomathia philoniana" von Dahl (Hamb. 1800—1802. 2 Thle. 8.) Vergl. Fabricii „Diss. de platonismo Philonis" (Lips. 1793. 4. und in dessen „Syll. diss.", Hamb. 1738. 4.); Stahl's „Versuch eines systematischen Entwurfs des Lehrbegriffs Philo's von Alexandria" (in Eichhorn's „Allgemeiner Bibliothek der biblischen Literatur", Bd. 4. St. 5); J. Chr. Schreiter, „Philo's Ideen über Unsterblichkeit ꝛc." (in Keil's und Tzschirner's „Analekten", Bd. I. St. 2. No. 3. u. Bd. III. St. 2. No. 6); Planckii „Comm. de princip. et causis interpretat. phil. allegoricae" (Gött. 1807); Ch. G. L. Großmann, „De theol. Philonis" und „De λόγῳ Philonis" (Lips. 1829. 4.); „Quaestionum phill. p. II." scr. Guil. Scheffer (Marburg 1829 —1831. 8.); „Philo und die alexandrinische Theosophie" von Gfrörer (Stuttg. 1831. 2 Bde.); Dähne, „Einige Bemerkungen über die Schriften des Juden Philo" (in den „Theol. Stud. u. Krit.", Jahrg. 1833. S. 984 ꝛc., s. ebend. Jahrg. 1832. 1. Hft.); John Jones, in den „Ecclesiastical researches" (Lond. 1812. 8.), will Josephus und P. zu Christen und zwar zu Nazarenern machen. 80.

Philo, mit dem Beinamen **Herennius**, aus Byblus in Phönicien, um 25 n. Chr. geboren, lebte zwar in Rom, schrieb aber in griechischer Sprache verschiedene historische und grammatische Werke, welche ihm einen großen Ruhm erwarben, aber bis auf ein Fragment seiner Übersetzung der phönicischen Geschichte des Sanchuniathon, welches Eusebius in seiner „Praeparatio evangelica" (I. 9.) aufgenommen hat, verloren gegangen sind. Zu Ende des Jahres 1835 erscholl aber die Nachricht, daß der portugiesische Obrist Pereira das letztere ganze Werk (9 Bücher) in der Bibliothek des Klosters Santa Maria de Marinhao in der Provinz Entre Minho y Duero aufgefunden habe und in Deutschland herausgegeben werde (Allgemeine Zeitung 7. Nov. 1835). 16.

Philo, ein alter Mathematiker, aus Byzanz gebürtig, lebte zu Anfange des III. Jahrh., schrieb über Mechanik und wird als der Verfasser der mit lateinischen Versen nebst Fragmenten von Kallinikos und Hadrianus Tyrius von Orelli (Leipz. 1816) herausgegebenen Schrift „Von den sieben Wunderwerken der Welt" bezeichnet. 26.

Philo von Larissa, Schüler und Nachfolger des Klitomachus in der Akademie, blühte um 100 vor Chr., ging während des ersten mithridatischen Kriegs nach Rom und lehrte dort Philosophie und Beredsamkeit. Unter seinen Schülern war auch

Cicero. Zwar folgte er der damaligen Richtung der (neuern) Akademie in Bekämpfung der stoischen Kriterien der Erkenntniß, wollte aber ihre Hinneigung von der alten dogmatischen Ansicht zur Skepsis nicht anerkennen und gilt darum für den Stifter einer neuen Akademie (der vierten), welche die Versöhnung des Stoicismus und der akademischen Philosophie vorbereitete. 80.

Philodemus, aus Gadăra in Palästina gebürtig, Dichter und epikuräischer Philosoph, von Cicero als Zeitgenosse erwähnt, ist der Verfasser mehrerer schlüpfriger Gedichte in der griechischen Anthologie und einer Abhandlung über die Musik, welche erst in Herculanum aufgefunden worden ist (deutsch von Murr, Berlin 1806). 16.

Philoktet war nach Homer ein trefflicher Bogenschütze und führte die Bewohner von Thaumacia, Meliböa, Methone und Olizon vor Troja. Unterwegs auf der Insel Lemnos ward er bei einem Opfer von einer giftigen Schlange gebissen. Als auf der Reise seine Wunde immer heftiger eiterte und der Geruch derselben unausstehlicher wurde, brachte man ihn auf des Odysseus Rath nach Lemnos zurück, wo er 9 schmerzvolle Jahre einsam verlebte. Doch konnte Troja nach des Sehers Helenus Weissagung ohne die Pfeile des Hercules nicht erobert werden, die er von diesem für die Anzündung des Scheiterhaufens mit dem giftigen Blute der lernäischen Schlange getränkt erhalten hatte. Daher wurden Odysseus und Neoptolemos abgesandt, um ihn auf alle mögliche Weise zu bewegen, nach Troja zu kommen. Nach vieler Weigerung gab P. durch List gezwungen nach. Hier ward er durch Machaon geheilt und tödtete viele Trojaner, unter andern den Paris; Troja aber wurde erobert. Nach seiner Rückkehr ging er nach Italien, wo er die Stadt Petilia gründete und einen Tempel des Apollo baute, in welchem er seine vergifteten Pfeile niederlegte. Er blieb darauf im Kampfe mit den Urbewohnern. Die drei berühmtesten Tragiker der Alten, Äschylus, Euripides, Sophokles, benutzten seine Geschichte zu Tragödien, von welchen jedoch nur die des Letztern uns übrig geblieben ist. 11.

Philologie. Es scheint nicht ganz zweckmäßig, die Bestimmung des Begriffes dieser Wissenschaft von der Geschichte derselben zu trennen, da jener in verschiedenen Zeiten sich sehr veränderte, indem er theils erweitert, theils verengert, theils ganz anders aufgefaßt wurde. Etymologisch gefaßt ist die P. weder Vernunftliebe, noch Streben nach Bildung, sondern vielmehr eine Liebe zum Sprechen und zwar über gelehrte Dinge, besonders Literatur, also überhaupt das Beschäftigen damit, welches eine Vertrautheit und ein gründliches Bewandertsein mit den Gegenständen der Literatur hervorbringt. Den Titel eines Philologen (φιλόλογος) legte sich in dieser Beziehung zuerst der alexandrinische Polyhistor Eratosthenes (s. d. Art.) bei, so wie auch Atejus (unter Augustus) sich selbst philologus nannte, weil er ein Mann von mannigfacher umfassender Gelehrsamkeit war. Und so blieb durch die ganze alexandrinische Zeit die P. auf einem höchst unsicher begrenzten Gebiete und war mit der nachmals sogenannten Polyhistorie gleich und noch nicht Wissenschaft. Neben dieser P. bestand eines Theils Philosophie, andern Theils Grammatik, beide als selbstständige Studien, und als jene vage Gelehrsamkeit der Polyhistoren aufgehört hatte, bemächtigten sich die Grammatiker des freigewordenen Namens und so wurde P. eine selbstständige Wissenschaft, welche sich mit grammatischer und rhetorischer Erklärung der classischen Werke, die bei herabsteigender Zeit im Gegensatze zu gleichzeitigen Erzeugnissen Werke des Alterthums wurden, beschäftigte (s. Grammatiker unter dem Art. Grammatik). In dieser Weise blieb der Begriff der P. bis in das XIV. Jahrh. herab, bald durch wissenschaftliche Anstalten, bald durch die Sorge fürstlicher Personen, bald in Klöstern und Schulen gefördert, bald aber auch wieder durch Geistlosigkeit, Mangel an Sinn für das Befohlene (wie in den Klöstern), bald auch wegen Mangels an Kenntniß der zu behandelnden Gegenstände mißlich berathen. Im XIV. Jahrh. erhielt die P. wieder einen höheren Rang: in Italien

bildete sich durch Griechen, welche durch die türkische Tyrannei aus Constantinopel getrieben worden waren und in Italien ein Asyl gesucht hatten, geweckt und gefördert, ein hohes Interesse an den Werken des classischen Alterthums, die nun als Quelle alles Wissens und als Muster alles Denkens und aller Darstellung betrachtet und studirt wurden, ohne sie noch als Mittel zu einem andern Zwecke, als Dienerin anderer Wissenschaften, anzusehen. Die Juristen lasen römische Schriftsteller nicht um die Pandekten zu verstehen, nicht Theologen und Mediciner griechische, um sich zum Verständniß des neuen Testaments oder des Hippokrates und Galenus vorzubereiten; sondern man studirte die Alten, um seinen Geschmack zu reinigen und zu bilden, um die im Drucke der Geister vergessenen Muster wieder nachzuahmen und ihre Vorzüge auf die vaterländische Literatur überzutragen. Vor allen waren die Dichter Petrarca und Boccaccio Beförderer und Verbreiter der P., die auch bald an vornehmen Männern und den Behörden einzelner Städte Unterstützer fand und zwar in dem Maße, daß es Ehrensache für Staaten, Fürsten und Standespersonen wurde, der P. einen Tempel oder wenigstens einen Altar zu bauen. Aber nicht in den Grenzen der Halbinsel blieb jener schöne Enthusiasmus; er ging zum leicht erregbaren Nachbarvolke über die Alpen nach Gallien und schritt dann, nachdem er nur leichte Spuren daselbst zurückgelassen hatte, zu dem ernsten germanischen Stamme in England und den Niederlanden und von da nach Deutschland herein und fand daselbst eine freundschaftliche Aufnahme und eine bleibende Stätte. Unterdessen war die Buchdruckerkunst erfunden worden; durch sie wurde die Verbreitung der Classiker erleichtert, aber der P. auch eine neue Bahn eröffnet. Die Vervielfältigung der Classiker war nicht immer mit der gehörigen Umsicht und Kenntniß betrieben worden; theils enthielten die Bücher Unrichtiges und Unächtes, theils waren ganze Bücher unter falschen Auctornamen im Umlaufe. Das Richtige von dem Falschen zu unterscheiden, das Ächte von dem Unächten zu sondern, das Überflüssige von dem Nothwendigen zu trennen, unternahmen jetzt die Philologen und so wurde P. neben grammatischer und ästhetischer Erklärung auch kritische Behandlung der Alten. Die Kritik verlangte eine genauere Kenntniß und vielseitigeres Studium des Alterthums und während man dieser nachging, wurde die Grammatik etwas vernachlässigt; doch dauerte die Zurücktretung des grammatischen Elementes nicht lange. Zwei Philologen, die zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrh. lebten, gaben der Wissenschaft eine wenn nicht entgegengesetzte, doch ziemlich verschiedene Tendenz: Julius Cäsar Scaliger machte die P. durch seine philosophischen Sprachuntersuchungen (de causis linguae latinae) wieder zur Sprachforschung, wogegen Desiderius Erasmus von Rotterdam die P. auf andere Wissenschaften anwenden lehrte und ihr so praktischen Werth geben wollte; jener brachte die P. auf ein Gebiet, dem sie schon angehört hatte, dieser lenkte sie auf eine neue Bahn; bei jenem war P. noch ihr eigener Zweck, dieser ließ sie nur ein Mittel zum Zwecke sein; der Zweck aber war ihm wissenschaftliche Bildung. Auch die Nachfolger Scaliger's wurden in ihren grammatischen Forschungen auf einen ganz neuen, bis jetzt noch gar nicht betretenen Weg gebracht und sie machten die P. zur Sprachphilosophie, während die Nachfolger des Erasmus, deren ungleich mehrere waren, die P. zur Hülfswissenschaft für die übrigen machten und sie zur Alterthumswissenschaft stempelten. So entstand eine Spaltung, ähnlich der einst in den philosophischen Systemen, die wir nach jenen die Realen und Verbalen nennen wollen; aber man blieb nicht lange und hartnäckig auf den Extremen stehen. Diejenigen, welche die Spaltung wieder zu verbinden suchten, definirten P. als die kritische Behandlung der alten Auctoren und Erläuterung der Alterthümer, aber meist waren, wenn man sich auch die Definition gefallen ließ, doch die Arbeiter an der P. geschieden in Alterthumsforscher und Sprachforscher und man sieht auch aus den neuesten Definitionen der P., daß die Philologen selbst noch nicht recht einig über

den Begriff der P. sind; denn nach den Einen soll sie Sprachforschung, nach Andern Alterthumswissenschaft, nach noch Andern Beschäftigung mit der alten Literatur sein. Aber nicht blos über den Begriff war verschiedene Ansicht, sondern sogar über das Gebiet; denn was man unter Alterthum zu verstehen hat, ob das ganze, was jenseit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung und dem Mittelalter liegt, also indisches, persisches, ägyptisches, hebräisches, germanisches, oder ob nur griechisches und römisches, das war noch lange eine Frage. Soll die P. als eine Wissenschaft erscheinen, so muß ihr Gegenstand das Auffassen und Durchdringen gewisser Ideen sein; mit den aus der Vernunft sich entwickelnden hat sie nichts zu thun, sondern sie ist gewiesen an die aus den Thatsachen des Lebens hervortretenden. Nun haben zwar die Völker des Alterthums, von denen ausführlichere Kunde zu uns gekommen ist, nach Möglichkeit die Ideen des Schönen, Wahren, Guten und Heiligen in Kunst, Wissenschaft, geselligem und politischem Leben zu realisiren gesucht und zur Erkenntniß dieser Bestrebungen und ihrer Ergebnisse könnte jedes Volk und jede Zeit dienen; aber es scheint der Wissenschaft förderlich und dem Zwecke am entsprechendsten, Völker zu wählen, welche in den Leistungen des geistigen Wirkens am weitesten vorgeschritten und Muster geworden sind und deren intellectueller und sittlicher Zustand nicht mehr im Entwickeln begriffen, sondern abgeschlossen und vollendet, daher auch für die Erkenntniß am meisten geeignet ist. Setzen wir aber als das Höchste einer Musterhaftigkeit (Classicität) bei einem Volke den Besitz einer vollständigen Literatur, eine ausgebildete Kunst und ein gebildetes politisches und religiöses Leben; so können wir weder Ägypter noch Perser, noch Hebräer classisch nennen; jene blieben auf der Stufe der Civilisation stehen, die Letztern hatten nur theilweise Ausbildung erlangt. Literatur ist nur bei freier Handlung eines ganzen Volkes möglich. In Ägypten und Indien war sie nur Eigenthum gewisser Kasten, bei den Hebräern zu unvollständig; dort ist die Literatur uns noch in tiefes Dunkel vergraben, hier meist einseitig geblieben und nur gewissen Zwecken dienend. Die Sprachen aller jener Völker waren nicht zur Vollendung erhoben, denn sie bildeten sich ohne Freiheit des Geistes. Suchen wir eine vollständige und freie, mithin organische Entwickelung des menschlichen Geistes in Wissenschaft, Kunst und Leben und eine unter und mit solchen Verhältnissen gewordene und gebildete Literatur, so muß unser Blick vor Allem auf den Griechen und nächst ihnen auf den Römern ruhen und ohne deßhalb der Weisheit der Inder, der Naturkunde der Ägypter, der Poesie der Hebräer die schuldige Bewunderung zu entziehen und ohne das Studium der orientalischen Sprachen herabsetzen zu wollen, das im Gegentheil das Verdienst in sich hat, den sich entfaltenden, aber durch äußere Hindernisse entweder gebundenen oder gehemmten Geist in ihnen nachzuweisen, müssen sie für das Gebiet der eigentlichen P. oder der P. im engeren Sinne, ausgeschlossen bleiben und die Orientalisten mögen eine eigene Branche der allgemeinen P., welche man entweder Sprachkunde (nur nicht Linguistik, denn diese umfaßt auch die neueren Sprachen mit, oder will sie auch wohl allein begreifen) oder Alterthumswissenschaft nennen mag, bilden. Nach dieser Ausscheidung bleibt uns die P. die Wissenschaft des classischen Alterthums, d. h. die wissenschaftliche Summe der Kenntnisse, welche das Leben und die Werke der alten classischen Völker untersucht, aufhellt und beurtheilt. Umfang und Theile der P. lassen sich unter zwei Ansichten bringen: I. eine statarische, wenn wir betrachten, was sich im genannten Alterthume als Factisches vorfindet. Die sind zunächst 1) die Werke des denkenden Geistes, zu denen Sprache und Schrift gehört, welche die Grammatik im allgemeinen Sinne umfaßt und wieder zerfällt a) in Sprachlehre (Grammatik in engerer Bedeutung), die sich mit dem Grundbau und den Lehren der Sprache befaßt; b) in die Regeln für formelle Darstellung, welche α) für die Prosa der Styl (oder Rhythmik im weitern Sinne) und β) für die Poesie die Metrik ist; c) in Hermeneutik, welche uns die alten Schrift-

steller erklärt, und d) in Kritik, welche sich mit Untersuchung der Genuinität und Richtigkeit der Schriftwerke und deren Herstellung beschäftigt. 2) Dann die Lehre von den Werken des künstlich schaffenden Geistes (Ästhetik des Alterthums), wozu a) die Werke der intellectuellen Kunst oder die Werke der Rede- und Dichtkunst, b) die Werke der plastischen Kunst gehören. Endlich 3) die Nachweisungen über die dauernden Zustände des Lebens oder was unter dem Einflusse der äußeren Natur und in den Lebensverhältnissen geworden ist (Alterthümer). Dahin rechnen wir a) Geographie und Topographie; b) Antiquitäten. II. Betrachtet man aber das Alterthum auch, wie es geworden, also von dem historischen Standpunkte aus, so gehören hierher: 1) Staatengeschichte oder politische Geschichte; 2) Literaturgeschichte; 3) Geschichte der Kunst. Die Zeit, welche die der P. zur Betrachtung und Untersuchung gegebenen Gegenstände umfaßt, geht von der mythischen Zeit an und muß bis herunter zur Zerstörung von Constantinopel angenommen werden, weil sich der griechische Geist in besonderer Art bis dahin erhalten hatte, durch das Eindringen der barbarischen Türken aber aufgehoben, wenigstens unterdrückt wurde. Die Quellen der P. sind zugleich ihre Objecte und bestehen in den auf unsere Zeit geretteten Schrift- und Kunstwerken des Alterthums. Zu jenen gehört die ganze griechische und römische Literatur (s. d. Artt.), zu diesen alle Antiken (Gemälde, Statuen, architektonische Überreste ꝛc.) und Anticaglien (Werkzeuge, Verzierungen, Bronzen, Gemmen, Cameen ꝛc.); zu beiden Münzen und Inschriften. Die Hülfswissenschaften sind überhaupt Philosophie, besonders Psychologie und Logik, auch Rechtsgeschichte und jüdische wie christliche Alterthümer. Der unmittelbare Zweck der P. liegt als Wissenschaft in ihr selbst, aber erst in der Anwendung gewinnt ihr Werth die Anerkennung; denn sie ist die Pflegerin der Humanität, bildet die Grundlage anderer Wissenschaften und der Kunst und steht auch noch helfend allenthalben der Philosophie, Sprachkunde, Theologie, Jurisprudenz und Medicin zur Seite. Das Erste anlangend, in sofern sie die Bildnerin zur Humanität genannt und besonders ihr der Unterricht der zum gelehrten Stande bestimmten Jugend angewiesen wurde, fand sie im vorigen Jahrh. einen heftigen Widerspruch in den Bestrebungen des Philanthropismus (s. dies. Art. und Human) und im Allgemeinen in neuerer Zeit bei den Verfechtern des Realismus (s. d. Art.). Gegen beide hat sie sich indeß siegreich gehalten und wird sich ferner erhalten, wenn sie das Studium der classischen Sprachen auf dem Standpunkte des formalen Bildungsmittels behält und nicht verächtlich auf andere Wissenschaften, die dem Menschen das Leben nöthig macht, ohne gerade zur Handwerksmäßigkeit zu führen, herabsieht. Die gelehrte P., um die der in Schulen gelehrten und üblichen entgegengesetzte so zu nennen, hat übrigens nicht in allen Fächern sich gehalten gegen die Leistungen des vorigen Jahrh.; die geschmackvolle Erklärung der Alten hat hin und wieder einer Kleinigkeitskrämerei über Einzelnheiten, die Totalauffassung des Sprachgeistes einer stümperhaften Nachlallerei und die geistreiche Kritik einer dürftigen Minucienjagd nur zu oft weichen müssen. Nur zwei Theile der P. kann sich unser Jahrhundert rühmen mit seinen Strahlen erleuchtet zu haben, nämlich die Geschichte und die Grammatik im engern Sinne; beides aber ist Eigenthum des deutschen Philologen; denn von Italien hat sich der alte Ruhm ganz weggezogen und höchstens für Kunstgeschichte und Alterthümer wirkt man noch, was wegen des Landes Reichthum an Kunstschätzen so nahe liegt; Frankreich hat nichts aufgegeben, denn dort haben die philologischen Wissenschaften nie festen Fuß gefaßt; England, einst das Land großer Kritiker, ist der classischen P. untreu geworden und hat sich meist der orientalischen zugewendet; von Holland, woher Deutschland Liebe und Verehrung der P. bekommen hatte, hat sich Sinn und Streben ganz zu uns gewendet und was noch Ernstes und Großes in der P. geleistet wird, davon dürfen wir uns zumeist den Ruhm aneignen. Hierher ge-

hörige Schriften sind: Creuzer, „Über das akademische Studium des Alterthums" (Heidelberg 1807); F. A. Wolf's „Alterthumswissenschaft" (im 1. Stücke des 1. Bandes des von ihm und Buttmann herausgegebenen „Museum der Alterthumswissenschaften" (Berlin 1807); Ast's „Grundriß der Philologie" (Landshut 1808). 6.

Philomele, Tochter Pandion's, Königs von Attika und Schwester der Prokne. Diese heirathete den Tereus, einen Fürsten Thraciens und zeugte mit ihm den Itys. Als ihr Sohn herangewachsen war, reiste Tereus nach Athen und brachte auf die Bitten seiner Gemahlin ihre Schwester P. mit. Von deren Schönheit hingerissen entehrte er sie unterwegs und schnitt ihr die Zunge aus, damit sie die Schandthat nicht verrathen konnte; bei seiner Gemahlin brachte er die falsche Nachricht von ihrem Tode. Unterdessen jedoch fand P. Gelegenheit, ihrer Schwester die That durch ein Gewebe kund zu thun und Beide tödteten nun aus Rache den Itys und setzten ihn dem Tereus zur Speise vor. Dieser merkte nichts, vermißte aber bald seinen Sohn. Da schleuderte ihm Prokne das Haupt des Gemordeten entgegen, ihm zurufend, daß er das Übrige bei sich habe. Tereus sprang auf und wollte Beide mit seinem Schwerte tödten; doch sie entflohen und riefen die Götter um Erbarmen an. Diese verwandelten die Prokne in eine Nachtigall, P. in eine Schwalbe, den Tereus in einen Wiedehopf. Spätere Dichter, vorzüglich die römischen, vertauschten die Namen beider Schwestern und machten die P. zur Nachtigall. Daher noch bei uns derselbe Name für diesen Vogel. 11.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, wurde im Jahre 253 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien geboren und nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seinem Vormunde Kassander aus Mantinea, so wie durch die platonischen Philosophen Ekdemus und Demophanes mit großer Sorgfalt erzogen. Schon von früher Jugend an zeigte er besondere Vorliebe für kriegerische Übungen und bewies als Jüngling auf dem Kriegszuge seiner Landsleute in das Gebiet der Spartaner viel Unerschrockenheit und Muth. Darauf beschäftigte er sich mit der Jagd und mit Bearbeitung eines kleinen Grundeigenthums. Als Kleomenes, König von Sparta, einst Megalopolis bei Nacht überfiel (223) und aller Widerstand vergebens war, deckte P. mit Gefahr seines Lebens den Rückzug der Einwohner nach Messene, befehligte dann unter Antigonus Soter, König von Macedonien, welcher den Achäern zu Hülfe kam, die arkadische Reiterei, trug wesentlich zu dem Siege bei Sellasia bei und diente unter diesem einige Jahre als Freiwilliger gegen Kreta, um sich in der Kriegskunst zu vervollkommnen. Bei seiner Rückkehr erhielt er den Befehl über die Reiterei des achäischen Bundes, welche unter seiner Führung sich allen Feinden furchtbar machte, und wurde 210 v. Chr. zum Oberfeldherrn des achäischen Bundes ernannt. Nachdem er das ganze Kriegswesen der Achäer zweckmäßiger eingerichtet, den Soldaten bessere Waffen gegeben und ihnen erfolgreichere Stellungen und Schwenkungen gelehrt hatte, erfocht er einen glänzenden Sieg bei Mantinea über Machanidas, den Tyrannen von Sparta, und tödtete diesen im persönlichen Kampfe, wofür ihm die Achäer im Tempel zu Delphi ein ehernes Standbild errichteten. Zwar wurde er von Nabis, dem Nachfolger des Machanidas, der Gythium belagerte und den er zur See angreifen wollte, so gänzlich geschlagen, daß er kaum selbst entrann, er rächte sich aber dafür durch den Überfall des feindlichen Lagers. Nun zog er gegen Sparta (191) und bewog die Lacedämonier, dem Bunde der Achäer beizutreten, wies aber ein Geschenk von 120 Talenten, welches ihm die Einwohner von Sparta aus Dankbarkeit für Wiederherstellung der Ruhe aus dem veräußerten Besitze des Nabis geben wollten, mit den Worten zurück, man solle es lieber anwenden, die schlechten Bürger damit zu gewinnen, als gutgesinnte Männer zu verführen. Da aber Sparta das Bündniß mit den Achäern bald wieder aufhob und die Römer zu Hülfe rief,

erklärte P. den Krieg, rückte, als eine Vermittelung des Friedens durch die Römer fruchtlos geblieben war, gegen Sparta, nahm es, ließ drei Lacedämonier hinrichten, die Mauern der Stadt niederreißen und zwang die Lacedämonier, ihre Miethstruppen zu entlassen und die Gesetze des achäischen Bundes statt der des Lykurgus anzunehmen; doch mußten durch Roms Vermittelung endlich diese harten Bedingungen wieder aufgehoben und Sparta als unabhängiger Staat in den Bund aufgenommen werden. Hierauf empörten sich die Messenier gegen den Bund. P., durch Alter und Krankheit schon geschwächt, zog gegen sie und schlug sie in einem Treffen, wurde aber bald mit überlegener Macht aufs Neue angegriffen, selbst von den Seinigen getrennt, vom Pferde gerissen und nach einer gefährlichen Verwundung am Kopfe, von den Feinden, die ihn anfangs für todt hielten, gefangen genommen. In Messene, wohin er gebracht wurde, rührte sein Anblick die meisten Einwohner, denen er fast allen Wohlthaten erzeugt hatte, zu Thränen. Sein persönlicher Feind Dinokrates ließ ihn hierauf in einen unterirdischen Kerker werfen, und ihm hier am folgenden Morgen den Giftbecher überreichen. P. trank ihn im Jahre 183 v. Chr. freudig, als er gehört hatte, daß sein Heer gerettet sei, mit den Worten: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden." Lykordas, der Feldherr der Achäer, rächte P.'s Tod an den Messeniern, ließ dessen Mörder hinrichten und den Leichnam mit großer Pracht bestatten. Seine Asche wurde in seine Vaterstadt gesendet, ihm daselbst Bildsäulen und andere Denkmäler errichtet und jährlich an seinem Grabe ein Opfer dargebracht. Als Feldherrn stellten ihn seine Zeitgenossen dem Hannibal und Scipio an die Seite, als Mensch zeichnete er sich durch hohe Vaterlandsliebe, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit aus. 81.

Philosophie. Was zuerst den Ursprung und die etymologische Bedeutung des Wortes anbelangt, so ist fast allgemein angenommen, daß dasselbe — wie es ein Streben nach Weisheit ausdrückt (von *φίλος*, Freund, und *σοφία*, die Weisheit) — zuerst von Pythagoras für das höhere Wissen gebraucht wurde, welches man bis dahin mit einem stolzern Namen Weisheit, *σοφία*, genannt hatte. Doch wollen Manche die bestimmte Anwendung dieses Ausdrucks, als des auszeichnenden Namens für jene besondere Art der Erkenntniß, erst bei der sokratischen Schule finden. — Schwerer dürfte es sein, den wahren Begriff der P. allgemeingültig aufzustellen und nach diesem sowohl ihre einzelnen Theile als auch ihre verschiedenen zeitlichen Erscheinungsweisen zu bestimmen; denn es herrscht über dieß Alles unter den Philosophen selbst die größte Meinungsverschiedenheit und fast scheint es, als könne die wahre Idee der P. derselben nicht vorausgehen und deren Gang bestimmen, sondern als sei dieselbe erst das Resultat und Ziel dieses Ganges selbst. Als Ausgangspunkt für diese Untersuchung mag wohl mit Recht der Ausspruch des Aristoteles gelten: „Wegen der Verwunderung fingen einst und fangen noch jetzt die Menschen zu philosophiren an." Sobald nämlich der Mensch, aus der kindlichen Unbefangenheit des bewußtlosen Denkens und Fühlens hervortretend, aufhört im unmittelbaren Instinkte die Erscheinungen aufzufassen und hinwiederum seine Thätigkeit an ihnen zu äußern, wird ihm in seinem Innern ein Zwiespalt fühlbar, der sich in seiner Handlungsweise als Ungewißheit, in seiner Vorstellungsweise als Verwunderung äußert, vorzugsweise jedoch diese zweite Gestalt annimmt, weil im Handeln der Mensch weit länger und fester an die Unmittelbarkeit des Triebes und Bedürfnisses gebunden zu sein pflegt, als im Denken. Wenn die Erscheinungen der Außenwelt sich unserer Vorstellung als vereinzelt zeigen, jede für sich bestehend und in sich abgeschlossen, so ahnen wir doch in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Einzelnheiten Zusammenhang — Beziehungen einer auf die andere, und suchen diese zu erklären; wenn wir die unbestimmte Kraft fühlen, zu handeln und zu schaffen, so fühlen wir das Bedürfniß, für die Äußerungen dieser Kraft feste Formen zu finden, sie zu bestimmen durch G e s e t z e, G r ü n d e. Dieß natürliche

Streben also, in allen Erscheinungen des (äußern und innern) Lebens, den durchgehenden Zwiespalt des Einzelnen und des Allgemeinen, der Form und des Wesens oder der Kraft, den unser Bewußtsein allenthalben findet und der eben in ihm jene Verwunderung, jene Unsicherheit der Unbegreiflichkeit erzeugt, zu vermitteln, jedes Einzelne in Beziehungen zu setzen zu einem Andern, Allgemeinern, jedes Allgemeine zurückzubeziehen auf ein Einzelnes, ist eben das Philosophiren, daß darum weder angelernt, noch selbst, seinem Wesen nach, begreiflich gemacht werden kann, wofern nicht Jemand in sich selbst diesen Trieb empfindet. Die Anfänge dieses Triebes sind schon in der einfachen Frage der Verwunderung: Was ist das? Woher ist das? bemerkbar, welche andeutet, daß wir uns nicht bei der Betrachtung eines Dinges als solchen beruhigen, sondern ein Anderes, ein Etwas haben wollen, was jenes für uns erkläre, begründe. Allein auch dieß anscheinend uns Bekanntere oder Höhere wird sich bald, bei wiederholter Frage, als eben sowohl einer weitern Erklärung durch ein anderes Etwas und Herleitung aus einem höhern Grunde bedürftig erweisen und so wird unser ganzes Philosophiren darin bestehen, daß wir von Frage zu Antwort, von Antwort zu Frage fortgehen, daß wir fort und fort, weiter und weiter begründen, erklären, neue und neue Beziehungen finden. Es bildet also im Processe des menschlichen Denkens das fortlebende Princip, welches die Trägheit des gewöhnlichen Vorstellens zur Consequenz eines stetigen Fortschrittes zwingt. Eben diese Trägheit jedoch verführt den Geist leicht auf irgend einer Stufe dieser philosophischen Erklärung stehen zu bleiben und ein daselbst gewonnenes Resultat als das letzte und höchste, nicht weiter zu begründende fest zu halten oder auch wohl ein solches Höchstes und Vollendetes aus einem dunkeln Gefühle gleich von vorn herein anzunehmen, um dann von da aus jenen Proceß des Erkennens zu beginnen. Auf diese Weise hat man ein sogenanntes Absolutes als Ausgangspunkt für das Erkennen angenommen und die vollkommene, d. h. dem Absoluten ganz gleichkommende, also selbst absolute Erkenntniß desselben für Ziel und Wesen der P. ausgegeben, die man daher gemeinlich als Wissenschaft des Absoluten definirt, man mag nun als jenes Höchste, alles Erklären in sich Abschließende, das Wesen der Dinge (τὸ ὄντως ὄν, wie Plato und Aristoteles), oder die Gottheit (wie die meisten, besonders christlichen Philosophen), oder das Ich, das menschliche Bewußtsein, betrachten. Eine solche Beschränkung des Philosophirens aber auf einen abgeschlossenen Kreis, eine solche Annahme eines festen, absoluten Grenzpunktes der Erklärung, welche der P. den stabilen Charakter eines fertigen, vollendeten Systems gibt, ist eben dem philosophischen Triebe entgegen und selbst unphilosophisch. Daher sind auch jene absoluten Grenzpunkte, jene Begriffe oder Vorstellungen eines Absoluten, sämmtlich willkührlich, bloße Meinungen und beliebige Voraussetzungen der Philosophen, Dogmen, und das darauf gegründete System ist Dogmatismus. Der Dogmatismus in der P. stützt sich eben auf die Infallibilität seiner absoluten Principien und bestreitet daher jeden andern Dogmatismus als falsch, der nicht von denselben Principien ausgeht. Der philosophische Trieb jedoch in seiner strengen Consequenz vernichtet alle dogmatischen Systeme, ihrem absoluten Charakter nach als geschlossene Wissenschaft, indem er ihre absoluten Grundsätze und Begriffe selbst wieder fraglich macht, zu erklären sucht. In sofern nun hier das Philosophiren das eigentliche Wesen des Dogmatismus, das Absolute seiner Erkenntniß, die sogenannte absolute Wahrheit, völlig aufhebt, erscheint es als bloße Negation, als bloßer Zweifel an dem vollkommenen Wissen, als Skepsis (s. d. Art.); in sofern es jedoch dieß nur thut, um das, was dort für letzte, absolute Wahrheit galt, selbst wieder zu erklären und zu begründen, und zwar deßhalb, weil die Anerkennung eines in unserm Geiste gegründeten Bedürfnisses ein solches Verfahren rechtfertigt und nöthig macht, mag dieß als das ächt kritische (s. d. Art. Kriticismus) bezeichnet werden. Diese Anerkennung des Grundes alles Philoso-

phirens im Wesen des Menschengeistes, wiefern dieß in einem Gegensatze von Richtungen oder Äußerungsweisen, der des Einzelnen und der des Allgemeinen, der Form und der Kraft und in dem Triebe besteht, diesen Gegensatz auszugleichen, durch Beziehung der entgegengesetzten Glieder auf einander, mag nun philosophische Grundlehre oder Fundamentalphilosophie heißen; sie stellt die Grundelemente alles Philosophirens, eben jene beiden Äußerungsweisen des Bewußtseins und den ganzen Schematismus der Beziehungen beider auf einander dar, wie er sich in jeder einzelnen philosophischen Erklärung und Bestimmung wiederholt. Man mag dieß auch die reine P. nennen. Indem nun dann die einzelnen positiven Stoffe der Erfahrung diesem philosophischen Processe unterworfen werden, entsteht die angewandte P. in den einzelnen philosophischen, d. h. nach jener philosophischen Auffassungsweise bearbeiteten Wissenschaften. Der Boden aller dieser wird daher die Erfahrung sein und, was eine solche nicht zuläßt, ist von der P. eben so gut wie von den Erfahrungswissenschaften ausgeschlossen. Diese hat also kein besonderes, über oder außer dem Leben, dem erfahrungsmäßigen Sein, gelegenes Reich, sondern wurzelt ganz in diesem, ist auch keine besondere Form oder Erscheinung desselben, eine geschlossene Wissenschaft für sich, sondern einzig die bewußte, klare und consequente Auffassung, die Kritik des Lebens, aller Erscheinungen der Natur und aller Äußerungen der menschlichen That, welche (als theoretische P.) für jene die allgemeinen Gründe ihres Entstehens und Bestehens als Naturgesetze, (als praktische P.) für diese ihre Bestimmungsgründe als praktische Gebote für den Einzelnen, als Gesetze der Fortbildung zu immer höheren Formen für die Thatkraft der ganzen Menscheit aufstellt. Mit diesem Geiste findet auch das Philosophiren die ihm gebührende Stellung zum Leben, welche eben sowohl seiner Würde als seiner Wirksamkeit günstig ist. Wenn die P. im gewöhnlichen Sinne, als eine geschlossene Wissenschaft, theils der Willkühr ihrer Dogmen halber, die jeder Erklärung durch den gesunden Menschenverstand sich entziehen, theils selbst wegen ihres Gegenstandes des Absoluten, das außer aller Beziehung zum Leben scheint, großentheils in den Geruch einer unfruchtbaren, unverständlichen, phantastischen Speculation verfallen ist und man den Werth derselben fürs Leben, wohl gar die Möglichkeit ihrer Anwendung darauf in Zweifel gezogen hat, so ist dagegen das Philosophiren diesem unumgänglich nothwendig, wenn wir nicht in bewußtloser Dumpfheit fortleben, sondern selbstbewußt denken und handeln wollen. Eher möchte es scheinen, als ob das Philosophiren sich gar nicht über das ganz gemeine Thun und Treiben des Geistes erhöbe; und allerdings philosophirt mehr oder weniger ein jeder nur nicht ganz geistig Träge. Der Philosoph von Fach unterscheidet sich daher von diesen Naturalisten im Philosophiren nur durch eine schärfere Consequenz, nach welcher er ein jedes einzelne Resultat seiner Erkenntniß in seiner Stellung zur Totalität seiner Erfahrung und zu dem Wesen seines Bewußtseins erfaßt, um von da aus sich den Fortgang zu einem zweiten mit jenem zusammenhängenden zu sichern, da hingegen im gemeinen Leben wir zwischen einzelnen zum Bewußtsein gebrachten Begriffen oder Zwecken wieder das unmittelbare Gefühl oder den genialen Instinkt eintreten und bewußtlos walten lassen. Aus diesem Grunde bildet die zeitliche Fortentwicklung des philosophischen Geistes der Menschheit eine besondere Sphäre neben der des allgemeinen geistigen Lebens, weil dort jedes einzelne Moment dieses Fortganges mit dem andern durch das Bewußtsein der Philosophen von der nothwendigen Beziehung des Einen aufs Andere verknüpft ist und daher dieser ganze Verlauf eine stetige Reihe darstellt von Versuchen, ein immer höheres Bewußtsein von den Dingen zu erhalten. Doch steht auch diese Geschichte des philosophischen Triebes oder des Philosophirens ihrem allgemeinen Geiste nach und einzelne abweichende Richtungen der Willkühr ausgenommen unter den Bedingungen der Geschichte des menschlichen Geistes;

denn sie setzt zu ihrem Entstehen einen gewissen Charakter des allgemeinen geistigen Lebens voraus und muß auch aus diesem, aus der jedesmaligen Erfahrung einer Zeit, die Elemente aufnehmen, die sie zum Bewußtsein bringen will, aber auch die, wodurch sie jene vermitteln kann. Stets ist es ein gewisser Kreis des Denkens, Empfindens, Vorstellens, den das Philosophiren sich zu eigen zu machen, zum Bewußtsein zu erheben sucht. Hat sie innerhalb desselben alle vorhandenen Elemente benutzt, alle Beziehungen derselben zu einander erschöpft, so kann die Erklärung nicht weiter fortgehen, weil Nichts mehr da ist, wodurch man erklären könnte; die Frage, welcher die Antwort fehlt, wird zum bloßen Zweifel, der die ganze bisher für einzig wahr angenommene Sphäre des Erkennens vernichtet und auf eine andere hinweist, durch welche jene erst bewahrheitet werden müsse. So bricht von Zeit zu Zeit jene stetige Reihe der Systeme und Schulen in der Geschichte des Philosophirens ab und es tritt eine durchgreifende skeptische Richtung ein, bis man aus der vorgeschrittenen Erfahrung ein neues Element des Denkens, neue Ideen, Vorstellungen u. s. w. aufnimmt, durch die eine Wiedererklärung der in Zweifel gezogenen Erkenntniß erfolgen, eine neue Periode in dem geschichtlichen Fortgange beginnen könne. — Betrachten wir nach dieser Auffassungsweise die geschichtlichen Erscheinungen des philosophischen Triebes, so finden wir denselben — mit Übergehung schwacher Spuren davon in der sogenannten orientalischen P., die großentheils in positiven Religionsvorstellungen befangen ist, so wie der mythischen und gnomisch-praktischen Philosopheme bei den ersten Griechen — kräftige Wurzeln schlagend in den ersten anerkannten griechischen Philosophen, vom VII. Jahrh. v. Chr. an, gemeinlich unter den Sectennamen der jonischen, atomistischen, pythagoräischen Philosophen zusammengefaßt. Die Erfahrung ist hier noch eine ganz sinnliche und so geht denn auch die Erklärung nur an der Sinnenbeobachtung fort. Das Einzelne soll nicht mehr als solches betrachtet werden, sondern in seiner Beziehung auf ein Anderes, als seinen Erklärungsgrund, als sein Wesen, mag dasselbe nun erscheinen als der Grundstoff oder die Grundkraft, oder als der Grundbestandtheil in der mechanischen Zusammensetzung, oder als die allgemeine Vorstellungsform, unter die das Einzelne geordnet wird, die Zahl. — Hier geschah dem philosophischen Triebe schon Genüge, wenn solcherweise ein Sinnliches aus dem Andern hergeleitet wurde. Allein bald fand man diese Herleitung selbst unerklärlich und zweifelte, ob jenes Etwas, woraus Alles werden sollte, wirklich das Erste, nicht weiter zu Begründende sei. Entweder gibt es nur ein Werden und alle Einzelnheiten sind nichts als verschwindende Momente in diesem allgemeinen Flusse (Heraklit), oder das Werden, der Wechsel der Erscheinungen ist Täuschung und es ist Alles nur ein starres, ewiges Sein (Eleaten). So war von zwei Seiten die sinnliche Erfahrung vernichtet worden durch die Consequenz des philosophischen Denkens. „Es gibt gar nichts," war das skeptische Resultat dieser Periode in der Sophistik (s. d. Art.) ausgesprochen. Eine neue Welt voll neuer Elemente des Erkennens ging dem Menschen aber auf in seinem Innern und zunächst in seinem moralischen Bewußtsein. Wo die sinnliche, materielle Erscheinung nicht ausreicht für die Erklärung des Einzelnen, für die Bestimmung der Handlungsweise, da erkennen wir unmittelbar in den Ideen das Wesen der Dinge, wie die Norm unserer Thätigkeit. Nicht das natürliche, mechanische Entstehen der Dinge, sondern ihre Beziehungen auf das Gute, Schöne, Zweckmäßige, bilden jetzt ihre Erklärung und diese geht fort bis zu einem Urguten, als der höchsten Idee. So kündigte sich die Sokratische Periode an (s. d. Art. Sokrates); so trat in diesem neuen, geistigen Elemente, dem Reiche der unmittelbaren Begriffe und Ideen, die P. in jugendlicher Begeisterung auf bei Plato (s. d. Art.). Aber diese Begeisterung war der Consequenz des Philosophirens nicht günstig: man glaubte zu erklären, wo man nur mit un-

mittelbaren, nicht tiefer begründeten Ideen schaltete. Es mußte der nüchterne Gang der Forschung nach Beobachtung wieder aufgenommen werden; jene Begriffe selbst waren nur Allgemeinbegriffe, auf welche die Erklärung des Einzelnen führte. So sprechen sie das Wesen der Dinge aus, nachweisbar an der Erscheinung und so, in organischer Wechselwirkung, erklären und begründen sich Begriff und sinnliche Anschauung. Auf diesem Punkte, in der peripatetischen P. (s. d. Art.), stand der philosophische Geist der Griechen am Höchsten; hier war lebenskräftige Erfahrung, gehalten in der sichern Form des Begriffes, der stetigen Erklärung immer zugänglich. Von jetzt an schied sich der Begriff immer mehr von der sinnlichen Beobachtung. Entweder man erklärte die Dinge willkührlich nach dogmatischen Formeln, oder man faßte sie schlechtweg auf, wie sie die Sinne boten, ohne nach ihrem Wesen zu fragen, und gleicherweise bestimmte man die menschliche Handlungsweise bald nach schroffen und starren Gesetzen, bald nach sinnlichem Gelüste, ohne in beiden Fällen dieselbe eigentlich zu begründen. So deutet die stoische und die epikureische P. (s. d. Artt.) schon den Verfall der griechischen P. an. Vollkommen wurde dieser in der dritten Periode, oder der Zeit des allmähligen Absterbens der griechischen P. Denn als eine neue Skepsis, die der akademischen und pyrrhonischen Schule (s. d. Art. Skepsis), auch dieses neue Element des Erklärens, die Begriffe der zweiten Periode, vernichtet und die Unmöglichkeit gezeigt hatte, sowohl durch sie, als durch die sinnliche Erfahrung oder die Verbindung beider Gewißheit zu erlangen, da verlor das ganze Erkennen allen Halt und alle Consequenz der Erklärung wurde aufgegeben. Der Begriff galt als gleichgültige leere Form, in den man einen beliebigen Inhalt hineintragen könnte und einen solchen wiederum bot theils die gemeine Wirklichkeit, theils eine unmittelbare Anschauung eines höhern Seins. Und so entstanden hier gleichzeitig die trocknen Versuche einer Systematisirung des Rechts, der Moral 2c. nach philosophischen Begriffen, besonders bei den nüchternen Römern, und die schwärmerischen Phantasien der orientalisch-griechischen Philosophien, der philonischen, neuplatonischen, kabbalistischen 2c. (s. d. Artt.). In ganz anderm Boden und darum mit ganz anderm Charakter erhob sich über den Trümmern jener classischen P. die der zweiten Hauptperiode, die christliche. Wenn dort der philosophische Trieb von der äußern Erfahrung ausging und in ihn sein rechtes Leben hatte, auch dann, als er mehr in das unmittelbare Denken eintrat; so fehlte eine solche Richtung dem christlichen Geiste ganz, der in der ihm sich unmittelbar erschließenden Fülle der Gottheit ruhte, die Erscheinungswelt, die Welt des Nichtigen, Vergänglichen ignorirend. Wenn daher auch hier das philosophische Streben rege ward, so konnte es nur jenes Absolute, den Gegenstand seines Glaubens zu erkennen, zu einem Gegenstande des Wissens zu machen suchen; es hatte als Element dieser Erkenntniß nichts, als jene leeren, in todte Formeln verkehrten Begriffe, die aus der griechischen P. einzig übrig waren, und so begann denn in diesem engen, durch den Mangel jeder Beziehung auf die lebenskräftige Einzelerfahrung begrenzten und von der positiven Religion selbst und ihrer Repräsentantin, der Kirche, sorgfältig gehüteten Kreise ein Philosophiren als ein Systematisiren und gegenseitiges Erläutern jener Begriffe unter sich und der religiösen Vorstellungen durch sie. Das war eine P. der Schule, wie die griechische eine P. des Lebens gewesen war; die in Formalismus und Dogmatismus erstarrte Scholastik (s. d. Art.). — Doch gemach erwachte auch die Erfahrung und Beobachtung wieder und sobald sie sich geltend machte, mußte die unmittelbare Gewißheit jener willkührlichen Begriffe (der Realismus) verschwinden vor der Forderung des Bewußtseins, sie auch durch die Erfahrung zu begründen. Die empirische Forschung, angeregt durch die Nominalisten, wurde wieder aufgenommen bei dem Erwachen eines freieren, regeren Lebens in Staat, Religion, Wissenschaft, und so stürzte vor dem furchtbaren Zweifel des Cartesius

(s. d. Art.) der Bau scholastischer Begriffe, um einer Erklärung nach Erfahrung Platz zu machen, freilich vor der Hand nur nach innerer, d. h. nach angeborenen Ideen. Denn wollte man auch das Absolute nicht mehr blos in unmittelbarem Glauben aufnehmen und in gegebenen Formen fassen, sondern es demonstriren; so konnte doch die sinnliche Erfahrung nicht zur Geltung kommen, so lange man überhaupt an jenem reinen Übersinnlichen festhielt. Sie sollte zwar wohl mit den angeborenen Ideen versöhnt werden; man fragte, wie diese mit der Außenwelt einzustimmen vermöchte; man wollte auch die Beziehungen des Absoluten zur Erscheinungswelt nachweisen: aber Alles unter dem Einflusse jener unmittelbaren Begriffe und eines eben so unmittelbaren Glaubens an das Absolute, den man vergebens verläugnete. Dieß ist die demonstrirende Periode der cartesianischen Schule, eines Malebranche, Spinoza, Leibnitz, Wolf u. A. Darum machte sich diesen gegenüber die reine Empirie geltend und zwar in ihrer ganzen Äußerlichkeit, als die bloße Mannigfaltigkeit der sinnlichen Empfindung, die darum auch Alles, was darüber hinausliegt, für unwahr erklärt, in sofern es sich nicht eben durch die Empfindung rechtfertigt und begründet. Diese abermalige Skepsis (ausgehend von den englischen Sensualisten), deren Haupt Locke (s. d. Art.) und vollendet in Hume (s. d. Art.), vernichtete endlich vollends die dogmatische Willkühr der Begriffe und Ideen und setzte die Erfahrung in ihr Recht wieder ein. Es galt, den Gegensatz des ganz Äußerlichen in der Erfahrung, der bloßen Sinnenempfindung, der Mannigfaltigkeit, und des Innerlichen, der Begriffe, in die sich jene als in feste Einheiten, Stützpunkte der Erklärung, abschließt, einen Gegensatz, den die frühere P. in ihrer Unbefangenheit ignorirt oder durch ihr unmittelbares Erkennen in Begriffe sich versteckt hatte, aus dem Wesen des Bewußtseins selbst darzustellen, die Beziehung beider Glieder desselben auf einander nachzuweisen und wo möglich ihre Einstimmung zu bewirken. Dieses Bewußtsein eines Gegensatzes von Endlichem und Unendlichem, Erscheinung und Wesen, Erkennen und Sein &c., und der Nothwendigkeit, eine Ausgleichung desselben zu versuchen, macht den Charakter der Periode der P., in welcher wir stehen, der kantischen aus (s. d. Art. Kriticismus). Weil man nun aber bei jener Ausgleichung übereilt einen Punkt festhielt, in dem man wirklich die Einheit beider Entgegengesetzten zu haben und von dem aus man daher diese selbst erklären zu können meinte, ist man wieder in eine neue Art von Dogmatismus gefallen, indem man für jene Annahme ganz neue Erkenntnißweisen und unverständliche, beliebige Vorstellungen erfand. Diesen Geist bekunden die Fichte'sche, Schelling'sche, Hegel'sche und andere Philosophien, die denn allmählig, eben weil auch sie an einem Absoluten, Unerklärlichen festhalten, in jene Willkühr des Vorstellens eines unmittelbar gegebenen Inhalts in beliebigen jenem sich accommodirenden Begriffen zurückgefallen sind, welche wir schon beim Verfalle der griechischen P. fanden und welche man insgemein mit dem Namen Mystik bezeichnet. Ob darum auch unsere neueste P. ein solcher gänzlicher Verfall bevorsteht oder welche Richtung sie nehmen werde, steht noch zu erwarten. — Was nun das mehr Äußerliche des Systems, der Eintheilung, der Methode in der P. betrifft, so findet sich hier große Verschiedenheit bei den einzelnen Philosophen, deren einige ein geschlossenes System aufgestellt, andere freier und ungebundener philosophirt haben (vergl. d. Art. Methode). Auch die innerhalb des Systems angenommenen Theile der Wissenschaft sind sehr verschieden bestimmt worden. In der sokratischen Schule findet sich zuerst die dreifache Eintheilung der P. in Dialektik oder Logik, Physik, Ethik oder Politik, daneben auch die allgemeinere in theoretische und praktische P., für deren Urheber man den Aristoteles ausgibt. Jene drei Theile blieben, ihrem Wesen nach, wenn auch unter verschiedenen Beziehungen, auch in den folgenden Systemen, wie sie denn auch die natürlichsten sind, wenn man die Logik als den vorbereitenden oder begründenden,

Physik und Ethik als die angewandten Theile der P. betrachtet. Später trat an die Stelle der Physik die **Metaphysik** (s. d. Art.) und bildete mit der Logik und der auch als Wissenschaft aufgenommenen Ästhetik die theoretische P., während die Ethik sich durch die P. des Rechtes und der Religion ergänzte und mit diesen die praktische P. ausmachte. Dann stellte man wohl auch vor diese beiden Haupttheile eine Fundamentalphilosophie. — Doch kommen auch abweichende Eintheilungen vor, wie z. B. die herbartische, welche die Ethik unter der Ästhetik subsumirt ꝛc., und die neueste P. entschlägt sich der Eintheilung, wie überhaupt des Methodischen und Systematischen, fast gänzlich. — Im Ganzen ist die P. weit mehr von der theoretischen als von der praktischen Seite bearbeitet worden; man hat sich begnügt, Gesetze des Handelns aufzustellen und danach Tugend und Pflicht zu bestimmen, ohne, wie beim Erkennen, auf das eigentliche Wesen der Thatkraft in allen ihren Beziehungen und Äußerungsweisen tiefer einzugehen. — Über Literatur der P. s. Krug's „Philosophisches Lexikon" unter diesem Worte. Vergl. H. Schmid, „Über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Leben und Wissenschaft" (Heidelberg 1836). 80.

Philostrătus. 1) **Flavius** P. aus Lemnos, daher Lemnius, lebte im III. Jahrh. nach Chr. als Sophist zu Rom und Athen und ist bekannt als Verfasser mehrerer zwar unkritischer und mit Prunk überladener, aber doch schätzenswerther und namentlich für Archäologie wichtiger Schriften. Diese sind: „**Leben des Apollonius von Tyana**" 8 Bücher (zuerst ed. Venet. Aldus. s. a. 1501 sqq. Fol. 2 Voll.); „**Leben der Sophisten**" 2 Bücher, enthaltend 59 Lebensbeschreibungen; „**Heroica**," ein Gespräch über 21 im Homer und den Erklärern vorkommende Helden (rec. J. Fr. Boissonade. Paris 1806. 8.); „*Εἰκόνες*," d. i. eine Beschreibung von 66 Gemälden in der Galerie zu Neapel (vergl. Chr. Gottl. Heynii „Philostrati imagin. illustratio in opusc. acad. Vol. V."); 36 Briefe und Epigramme. 2) P. der jüngere, Neffe des Vorigen und Zeitgenosse des Kallistratos unter Caracalla, schrieb eine Fortsetzung von seines Oheims „*Εἰκόνες*," die 18 Entwürfe zu Gemälden enthält und vorzüglich für Archäologen interessant ist. Die Schriften beider P. zusammen erschienen: „Philostratorum imagines (et Callistrati statuae)" rec. Fr. **Jacobs** observatt. add. F. Th. **Welcker** (Leipz. 1825. 8.); „Philostr. et Callistr. opp." gr. lat. cum n. G. **Olearii** (Leipz. 1709. Fol.). Eine gute Übersetzung besitzen wir von **Seybold** (Lemgo 1776 und 1777. 2 Bde.). Vergl. Fabric. B. Graec. (T. V. p. 540 et 554). 20.

Philtrum, s. Liebestrank.

Phineus, Sohn des phönicischen Königs Agenor, nach Andern des Neptun, wurde mit seinen Brüdern ausgeschickt, um ihre Schwester Europa zu suchen, und ließ sich zu Salmydessus in Thracien nieder, wo er König ward. Er vermählte sich mit der Cleopatra, einer Tochter des Boreas, und zeugte mit ihr 2 Söhne, Plexiphos und Pandion. Bald aber verstieß er seine Gemahlin und heirathete die Idäa, des Dardanus Tochter, welche seine Söhne bei ihm verläumdete, weil sie ihrer schändlichen Liebe kein Gehör gaben. P. stach ihnen die Augen aus und setzte sie auf einen Felsen den wilden Thieren zum Raube vor. Dafür wurde er selbst geblendet und von den Harpyien geplagt, welche ihm alle Speisen, die er genießen wollte, entrissen oder besudelten (s. d. Art.). Von diesen befreiten ihn die Argonauten, denen er weise Rathschläge und einen Wegweiser durch die Symplegaden gab. Dieselben hatten auch seine Söhne aus ihrem qualvollen Zustande befreit. Nach den Herakleendichtern wurde Hercules ihr Rächer, indem er den P. tödtete. Nach einer andern Mythe wurde er von den Göttern des Augenlichts beraubt, weil er die Zukunft vorhersah; oder vom Neptun, weil er den Kindern des Phrixus den Weg aus Kolchis nach Griechenland gezeigt hatte. 11.

Phiole heißt in der Chemie eine hohle Glaskugel mit einem verhältnißmäßig engen und langen Halse. Man bedient sich ihrer nur selten noch zu Destillationen. 5.

Phlegēthon nannten die Alten einen Fluß der Unterwelt. Die Feuermassen, die in demselben statt des Wassers nach ihrer Meinung flossen, rissen brennende Felsenblöcke mit sich fort und verwandelten die nahen Ufer in öde Steppen. 77.

Phlegma heißt jede Flüssigkeit oder Schleim, besonders im Blute; daher der Ausdruck phlegmatisches Temperament. Eben so nennt man vorzugsweise in der Chemie den Wassergehalt einer geistigen Flüssigkeit, der beim Destilliren der letztern zurückbleibt. 35.

Phlogiston, s. Brennstoff.

Phocäa (h. Fokia, Fotscha), eine alte berühmte Handelsstadt Joniens, an der Grenze von Äolis, ist als Mutterstadt mehrerer Colonien in Unteritalien und vorzüglich von Marseille in Frankreich bekannt. Als nämlich Cyrus den lydischen Krösus besiegt und schon die westlichsten Striche Asiens durch Harpagus seiner Herrschaft zu unterwerfen drohte, wanderten die Einwohner (Phocäer, Phocenser) unter der Anführung des Protis und Simis nach Corsika aus. Doch ein unglückliches Treffen mit den Carthaginensern und Tyrrhenern bewog sie schon nach 5 Jahren der Übermacht zu weichen und auf fremden Boden volle Freiheit zu suchen. Der eine Theil wandte sich nach Unteritalien; der andere schlug sich neue Wohnsitze in Gallien auf und gründete hier das nach Kurzem so wichtige Massilia. 35.

Phocĭon, athenischer Staatsmann, berühmter durch sein musterhaftes Leben, welches ihm den Beinamen des Trefflichen, χρηστός, erwarb, und seine Klugheit, als durch seine kriegerische Tapferkeit. Seine Blüthe fiel in jene für Griechenland so unheilvolle Zeit der macedonischen Hegemonie und der Parteistreitigkeiten in seiner Vaterstadt; er gehörte der aristokratischen Partei an und obgleich somit ein Gegner des Volks wurde er doch wegen seiner erprobten Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit 45mal zur Verwaltung von hohen obrigkeitlichen Stellen gewählt. Besonders hatte er sich die Liebe und Achtung der athenischen Bundesgenossen erworben, weil er in seinen Heeren strenge Mannszucht hielt und dadurch jene vor Ausbrüchen soldatischer Rohheiten schützte. Nur der Achtung vor P.'s Persönlichkeit war es zuzuschreiben, daß die Euböer den Athenern treu blieben, da sie von Philippus von Macedonien vielfache Aufforderungen zum Abfalle von Athen hatten. So lange eine Möglichkeit da war, mit Glück dem mächtigen Macedonier zu widerstehen, war er als guter Patriot ein arger Widersacher der fremden Herrschaft; als er aber jenen zu mächtig, sein Volk aber immer mehr an Kraft sinken sah, änderte er seine Grundsätze und rieth, sich dem Philippus nicht mehr feindlich gegenüberzustellen; denn er hoffte auf diese Weise noch etwas für sein geschwächtes Vaterland von dem starken Gegner zu gewinnen. Aber seine Vaterlandsliebe wurde verkannt und endlich gar für Verrätherei ausgegeben. Nach Philippus' Tode war große Freude in Athen; der Redner Demosthenes erlaubte sich sogar Invectiven gegen den Verstorbenen und dessen Nachfolger, Alexander den Großen; P. rieth Mäßigung und warnte vor einem Kriege gegen den jungen König; aber er wurde nicht gehört. Erst als die Athener besiegt worden waren und eine traurige Katastrophe sich nahen sahen, wendeten sie sich wieder an P., um den beleidigten König wieder zu besänftigen, und dieser brachte es auch durch sein Ansehn dahin, daß Alexander von der Züchtigung Athens abstand. Die Athener aber, noch nicht klug geworden, wiederholten nach Alexander's Tode das alte Spiel und machten sich dadurch die macedonischen Regenten zu erbitterten Feinden. Zwar kämpfte P. selbst gegen die Macedonier und schlug sie oft siegreich zurück, allein da er das Commando niedergelegt hatte, wurde sein Nachfolger von Antipater und Kraterus in der Schlacht bei Kranon besiegt und an P. kam die

Reihe wieder für sein Land zu unterhandeln. Es glückte ihm nun zwar einen Frieden zu erlangen, allein unter sehr harten Bedingungen, von denen die härteste die war, daß nach Munychia, dem einen der athenischen Häfen, eine macedonische Besatzung gelegt wurde. Da nach Antipater's Tode Kassander sich Athens bemächtigt hatte, ohne daß es P. hinderte, obgleich er von Kassander's Vorhaben unterrichtet gewesen sein soll, so wurde P. als ein Landesverräther betrachtet und von der demokratischen Partei, welche das Übergewicht durch Polysperchon's Unterstützung erhalten hatte, unter dessen Einflusse erst verbannt, dann nach Athen zurückgebracht und ungehört zum Tode verurtheilt; er trank den Giftbecher, und so erzürnt war auf ihn das Volk, daß er nicht einmal ein ehrliches Begräbniß erhielt; sondern seine Leiche wurde über die Grenze geworfen, wo Freunde seine Überreste nach Eleusis begruben. Daß er bei seiner zweideutig scheinenden Politik doch ein redlicher Patriot war, sieht man aus der Uneigennützigkeit, mit der er alle Geschenke, die ihm die macedonischen Regenten sendeten, abwies; er wollte weder seinen Landsleuten Veranlassung zu einem Verdachte geben, noch bei jenen die Überzeugung aufkommen lassen, als spreche er für sie, um ihrer Gnade würdig zu werden, noch auch überhaupt um seine einfache Lebensweise zu ändern. P.'s Unschuld und Rechtlichkeit wurde bald nach seinem Tode erkannt und nicht nur seine Ankläger wurden mit dem Tode bestraft, sondern auch seine Gebeine auf öffentliche Kosten begraben und ihm eine Bildsäule gesetzt. 6.

Phocis, eine Landschaft im eigentlichen Griechenland, wurde durch Thessalien, durch das Land der opuntischen und epiknemidischen Lokrer, Böotien, den korinthischen Meerbusen, durch Doris und die ozolischen Lokrer begrenzt. Es wurde durch den Kephissos (h. Kefisso) und den Pleistos bewässert. Außer Delphi (s. d. Art.) waren Elatia (in der Nähe des Dorfes Elata) am Kephissos und Krissa, unweit Delphi, mit einem Hafen, die wichtigsten Städte. P. soll seinen Namen von Phocus, dem Sohne des Ornytion, erhalten haben. Seine Einwohner, die Phocenser, waren ein arbeitsames und tapferes Volk und zeichneten sich in dem Kriege gegen die Thessalier, in dem persischen, peloponnesischen und den sogenannten heiligen Kriegen durch ihre Tapferkeit aus. Seit der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) theilten sie das allgemeine Loos Griechenlands. 35.

Phocylides, aus Milet gebürtig, Zeitgenosse des Theognis um Ol. 58, war ein von den Alten selbst sehr hochgeschätzter elegisch-gnomischer Dichter. Athenäus (4, 8) erzählt, daß seine Poesien gewöhnlich mit Musikbegleitung gesungen worden seien. Von seinen Dichtungen besitzen wir jedoch leider nur wenige Fragmente. Es sind dieß einzelne elegische Sentenzen, deren jede, wohl aus Eigenliebe des Verfassers, mit den Worten „*Καὶ τόδε Φωκυλίδεω*" beginnt und die ursprünglich ein Ganzes ausgemacht haben sollen (vergl. „Dio Chrysost. declam. 36. T. II. p. 799. ed. Reisk."). Noch besitzen wir zwar ein in epischem Versmaße abgefaßtes Gedicht: „*Ποίημα νουθετικὸν*", das des P. Namen führt und allerdings auch einzelne alte Verse enthält; allein die Kritiker haben hinlänglich nachgewiesen, daß es ein Machwerk aus der späteren christlichen Zeit ist. Ed. pr. Venet. 1495. 4. mit Const. Lascaris griech. Gramm.; dann in den Sammlungen der gnomischen Dichter von Hertel (1561 sqq.), Mich. Neander (1577), Winterton (1675 sqq.), Brunck (1772 sq.), Boissonade (1823) und in den „Poetae min." von Winterton (1635 sq.) und Gaisford (Oxon. 1814; Lips. 1823). — Gr. et lat. ed. J. Ad. Schier (Lips. 1751. 8.). Eine gute metrische deutsche Übersetzung mit Bemerkungen ist von Thudichum (Frankf. 1829. 8.) erschienen. 20.

Phöbus (*φοῖβος*, rein, glänzend) ist ein Beiname Apollo's als Sonnengottes; Phöbe der Artemis als Mondgöttin. 11.

Phönicien, ein durch seine Schifffahrt und Handelsverbindungen, wie durch

seine Cultur schon im Alterthume berühmtes Land und die Pflanzschule vieler Colonien Europas und Afrikas, lag an der Küste des Mittelmeers in Asien. Im weitern Sinne verstand man darunter den ganzen schmalen östlichen Küstenstrich des mittelländischen Meeres, im engern dagegen blos das Gebiet zwischen den Flüssen Eleutherus im Norden, der Insel Aradus gegenüber, und Belus, an dem die Stadt Akko lag, im Süden. Nur Ptolomäus nennt den südlichen Grenzfluß Chorseus. In dieser Ausdehnung erstreckte es sich von 34° 26′—32° 50′ Br., reichte 4—5 M. tief ins Land hinein und begriff ungefähr 250 □M. Der Libanon und Antilibanon, von welchen es durchschnitten wurde, lieferten Holz im Überflusse. Eisen und Kupfer gewann man um Sarepta. Der Getreidebau war nur gering und für die Bewohner nicht ausreichend. Die älteste und berühmteste Stadt war Sidon (h. Said); in späteren Zeiten machte ihr aber Tyrus am Leontes, die Tochterstadt, den Ruhm streitig. Die anderen wichtigeren Städte waren Byblus, Sitz des Adonisdienstes (h. Dschibili oder Esbile), Berytus, durch eine Rechtsschule in späteren Zeiten berühmt, Akko (s. d. Art.), Orthosias, südlich von der Mündung des Eleutherus, Aradus und Tripolis. — Die Einwohner waren ein kanaanitischer Stamm, der ursprünglich am rothen Meere wohnte, aber schon lange vor der Einwanderung der Hebräer nach Palästina diesen Landstrich inne hatte. Später mögen sich auch ägyptische Colonien zu ihnen gesellt haben. Von ihrer Verfassung sind nur geringe Nachrichten auf uns gekommen; so viel nur wissen wir, daß jede der einzelnen Städte, obgleich anfangs als Coloniestädte Sidons von dieser abhängig, später zur Selbstständigkeit gelangte und ihre eigenen Könige hatte. P. bildete also nie einen einzigen Staat, doch übten Sidon und Tyrus einen gewissen politischen Einfluß auf sie aus, besonders Tyrus, als es an der Spitze des Städtebundes (von 1000—600 v. Chr.) stand. Daher ist die bekannte Geschichte des Landes auch nur die der genannten beiden Städte. — Sidon, eine uralte Stadt, war die Mutterstadt der übrigen Städte und behauptete die Oberherrschaft bis ins 11. Jahrh. v. Chr., wo ihre Tochterstadt Tyrus auch sie unterwarf. Die Hebräer rühmen sie seit ihrer Einwanderung als eine große Stadt und Homer schildert sie als den Sitz der Kunst. Zur Belebung ihres Handels sahen sich die Einwohner frühzeitig zur Schifffahrt und zur Anlegung von Colonien bewogen und wir wissen, daß sie gegen 1170 v. Chr. dergleichen in Utika und später zu Leptis in Afrika gründeten. Um dieselbe Zeit entstand auch Tyrus, das bald sehr mächtig ward und Cypern unterjochte und von wo aus Carthago gegründet ward. Diese Stadt hielt sich tapfer gegen die Assyrer, mußte aber, nachdem Sidon von Nebukadnezar zerstört worden war, nach einer 13jährigen Belagerung, ungeachtet ihre bisherigen Suffeten Alles aufboten, demselben Ländereroberer unterliegen; doch flüchteten sich die Einwohner auf die nahe liegende Insel, wo sich Neu-Tyrus bald wieder mächtig erhob, jedoch unter der Hoheit Babyloniens stand, mit dessen Auflösung es durch Cyrus an Persien fiel. Über das neuerbaute Sidon herrschten in der Folge wieder Könige, deren Truppen sich unter Xerxes mit in der Schlacht bei Salamis befanden. Später versuchte es zwar im Vereine mit anderen phönizischen Städten und dem ägyptischen Könige Nektanebus das persische Joch abzuwerfen, war aber nicht mächtig genug und mußte den Sieg, den der König Tennes über Artaxerxes Ochus erfochten hatte, später (350 v. Chr.) mit seiner Zerstörung büßen. Ein Theil der Ausgewanderten erbauete erst später die Stadt wieder. Nach der Schlacht bei Ipsus kam ganz P. an Alexander den Großen. Sidon ergab sich freiwillig und erhielt an Ballonymus einen neuen König. Tyrus allein leistete den hartnäckigsten Widerstand und erst durch die Verbindung der Insel mit dem Festlande wurde seine Eroberung möglich. Nach Alexander kam P. an die Seleuciden und im Jahre 65 an Rom. Seit dieser Zeit hatte ganz P. ein gleiches Schicksal mit Syrien. Je weniger P. als Staat betrachtet das Au-

genmerk der Nachwelt auf sich zieht, desto mehr Aufmerksamkeit verdient es als Ausgangspunkt der Schifffahrt und mit dieser eines Länder verbindenden Handels. Durch ihre Lage begünstigt und von dem Handelsgeiste getrieben wagten sich die Phönicier von dem Meeresstrande bald in die offene See und von dem einen Welttheile bis zu den andern und so kamen sie bald von dem nahen Cypern nach Griechenland, Sicilien, Sardinien und Spanien, wo sie Tartessus, Carteja und Gades (Cadiz) gründeten, und setzten von da ihre Fahrt weiter in den atlantischen Ocean bis hinauf nach England und in die Ostsee. Noch besuchter waren von ihnen die nördliche Küste Afrikas, wie die westlich gelegenen canarischen Inseln (insulae fortunatae). Unsicher ist die Nachricht, daß sie die ersten gewesen seien, welche Afrika umschifften, und ganz zweifelhaft, daß sie Amerika gekannt haben. Nur von kurzer Dauer war ihr Verkehr im persischen und arabischen Meerbusen. Ihr Handel selbst war wenigstens in der frühesten Zeit nur Tauschhandel. Sie führten inländische Erzeugnisse, namentlich Glas aus Sidon, Purpur aus Tyrus, feine Leinwand und andere Waaren Asiens aus und brachten dafür Bernstein aus der Ostsee, Zinn aus England &c. Rein wissenschaftliche Bestrebungen scheinen ihnen fremd geblieben zu sein. Ihre Sprache gehörte zu dem semitischen Sprachstamme; doch erst der neuern Zeit war es vorbehalten, sie durch die Bemühungen eines Bayer („Del alfabeto y lengua de los Fenices y de sus colonias“ Madr. 1772), Hamaker („Miscellanea phoenicia“ Leyd. 1828) und vor Allen Gesenius, („Paläographische Studien über phönicische und punische Schriften“ Leipz. 1835), der auch „Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita etc.“ (Lips. 1836) angekündigt hat, in ein helleres Licht zu setzen. Der vornehmste Gott in ihrem polytheistischen Religionssysteme war Baal (s. d. Art.), das Symbol der schaffenden männlichen Kraft. Gleich angesehen war die höchste weibliche Gottheit, Symbol der weiblichen Naturkraft, Astarte (s. d. Art.). Die Verehrung dieser und noch mancher Untergötter bestand im Darbringen von Opfern, selbst Menschenopfern, in Kasteiungen und Unzucht vielfacher Art. Übrigens stand der Charakter der P. nicht im besten Rufe. (S. „Heeren's Werke“, 11. Thl. 1824.) 35.

Phönix, ein Wundervogel des ägyptischen Alterthums, von der Größe eines Adlers, mit theils goldfarbigem, theils rothem Gefieder, kam, wie die Einwohner von Heliopolis (nach Herodot 2, 73) sagten, alle 500 Jahre aus Arabien nach Ägypten, aber nur, wenn sein Vater gestorben war. Diesen hüllte er in ein Ei von Myrrhen ein und begrub ihn in dem Tempel des Sonnengottes. Nach Plinius (lib. X. c. 2.) machte er sich, wenn er alt wurde, ein Nest von Weihrauchzweigen, füllte es mit wohlriechenden Sachen an und verbrannte sich in demselben. Aus seiner Asche aber entstand der junge P., zuerst als ein Wurm, aus dem, vom Sonnenstrahle erwärmt, der neue Vogel sich bildete. Die Alten zählten 4 Erscheinungen dieses Vogels; die erste unter der Regierung des Sesostris; die 2. unter Amasis; die 3. unter Ptolemäus III. und die 4. nach Tacitus unter dem Kaiser Tiberius. Man deutet diese Mythe gewöhnlich als Symbol einer Zeitperiode (Phönixperiode). Das Wichtigste über diesen Vogel s. bei Ant. Métral, „Le Phénix ou l'oiseau du soleil“ (Paris 1824). 11.

Phokas, oströmischer Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Phonetik ist Lautlehre oder die Theorie der Aussprache sowohl als der Unterricht über einen richtigen und gefälligen Gebrauch der Stimme im Allgemeinen. — Phonetisch heißt, was durch die Stimme (durch Laute) dargestellt werden kann. 9.

Phonomime heißt ein in der neuern Zeit von einem wiener Mechaniker erfundenes Instrument, welches die Gestalt einer Stubenorgel hat und aus 4 Pfeifenregistern, Baß, Bariton, Tenor und Falset, besteht. Die Claviatur hat nur

den Umfang der alten Clavicorde, der Ton aber ist der Menschenstimme täuschend ähnlich, so daß man, wenn es gut gespielt wird, ein 4stimmiges Männerchor zu hören glaubt. Es scheint indeß, als werde auch dieses Instrument, wie so viele andere neuerer Erfindung, der Vergessenheit anheimfallen. 29.

Phorcus, auch **Phorcys**, Sohn des Pontus und der Gäa, oder des Neptun und der Nymphe Thesea, erzeugte mit seiner Schwester, der schönen Ceto, die Gräen, die Gorgonen und den Drachen Ladon, der an den äußersten Enden der Erde die goldenen Äpfel der Hesperiden bewachte. Nach Einigen war er auch der Vater der Scylla und der Thoosa, der Mutter des Polyphem. 11.

Phorometrie lehrt die Tragfähigkeit messen und wird zur höhern Mechanik (s. d. Art.) gerechnet; eben so bezeichnet Phorometer einen Ertragfähigkeitsmesser. 40.

Phoronŏmie, ein Zweig der höhern Mechanik, ist die Wissenschaft von der Bewegung der festen und flüssigen Körper. In dieser Beziehung hat sie der baseler Geometer Jakob Hermann in seiner „**Phoronomia, seu de viribus et motibus corporum solidorum et liquidorum**" (**Libb. II. Amstelod. 1716. 4.**) bekannt gemacht. Kant unterscheidet in seiner Metaphysik die P., welche die Bewegung als ein reines Quantum nach seiner Zusammensetzung, ohne alle Qualität des Beweglichen, betrachtet, von der Dynamik. Später wird aber dieses Wort in physikalischen und mathematischen Büchern höchst selten vorgefunden. 40.

Phosphor, eigentlich **Lichtträger**, eine nach ihrer Substanz und ihrem Äußern schwefelartige Masse, hat die Eigenschaft, daß sie im Finstern, selbst wenn sie in Fett aufgelöst ist, leuchtet, bei einer Wärme von 28—30° R. zerschmilzt und bei 60° sich entzündet. Er wird als ein Reizmittel in der Medicin und zur Bereitung der sogenannten Phosphorfeuerzeuge gebraucht und in den Apotheken, um seine Entzündung zu verhindern, in Wasser aufbewahrt. Ein hamburger Kaufmann, Namens Brand, wurde bei seinen Versuchen, aus Harn Gold zu gewinnen, zufällig zu der Entdeckung des P. 1669 geführt; später (1716) machte Kunkel in Dresden zum zweiten Male selbstständig dieselbe Entdeckung und 1743 fanden die bis dahin üblichen Methoden an Marggraf einen Verbesserer. Der Ertrag blieb aber immer nur gering, der Aufwand noch groß. Scheele erst gelang es, 1769 den P. aus Knochen in größerer Menge zu ziehen und seitdem hat man ihn aus mehreren Substanzen, besonders aus Kreide in Scheidewasser aufgelöst und aus Kalkerde mit Salzsäure, zu bereiten versucht. Der aus Harn gewonnene P. heißt gewöhnlich der Brand'sche, Kunkel'sche, auch Harnphosphor, und in der Chemie und Physik wird er ohne eine nähere Bestimmung P. genannt. 35.

Phosphorescenz schreibt man den Körpern zu, welche die Eigenschaft haben, ohne helle Flamme im Dunkeln zu leuchten. Sie ist dem Diamante, den Flußspatharten und dem bologneser Leuchtsteine eigen; den letzteren, wenn sie vorher durch das Licht der Sonne entzündet, oder sonst eine Flamme ihnen nahe gebracht worden ist. Dieser Schein ist aber nur von kurzer Dauer. Die P. bemerkt man auch an einigen Arten der Schwämme und besonders dem faulen Holze, namentlich dem verfaulten Fichten-, Tannen-, Erlen- und Weidenholze. Aus dem Thierreiche gehören hierher das Johanniswürmchen, einige Insecten und Würmer unter der heißen Zone und gewisse Seefische, wenn sie in Fäulniß übergegangen sind. Über den Grund dieser Erscheinung hat die Physik noch keine hinreichende Auskunft geben können. S. Heinrich, „Über die Phosphorescenz der Körper" (Nürnberg 1811). 35.

Phosphŏrus, s. Lucifer und Venus (Planet).

Photius, Patriarch von Constantinopel im IX. Jahrh., hatte, weil er nicht blos von vornehmer Geburt, sondern auch von großem Talente und vielseitiger Gelehrsamkeit war, allmählig die höchsten Kriegs- und Staatsämter am griechi-

schen Hofe mit Auszeichnung versehen und war zuletzt unter dem Kaiser Michael III. Staatssecretair, als er plötzlich durch die Gunst des kaiserlichen Oheims Bardas, nach der Verbannung des wider des Kaisers Sittenlosigkeit eifernden Patriarchen Ignatius, zur obersten Kirchenwürde erhöhet ward. Innerhalb sechs Tagen durchlief er alle Grade der kirchlichen Weihe und am Tage der Salbung ward er vom Bischofe Gregorius von Syrakus zum Patriarchen geweiht (858). Aber der Papst Nikolaus I. (s. d. Art.), welchen der kaiserliche Hof um Mitwirkung zur allgemeinen Anerkennung des Neuerhobenen ersucht hatte, erklärte sich für Ignatius und sprach den Bannfluch über dessen eingedrungenen Nachfolger, worauf dieser kühn in die geöffneten Schranken trat und mit kirchlichen Waffen wie mit jenen der Gelehrsamkeit den Papst bekriegte. Er blieb in seiner Würde, weil der Hof es wollte, und behauptete ungeachtet der päpstlichen Ansprüche den Supremat über die griechische Kirche; denn die sardicensischen oder römischen Kirchengesetze, mit denen die unmittelbare Erhebung eines Laien zum Bischofe streiten sollte, waren bei den Griechen nie anerkannt worden. In einem Rundschreiben zu einer Synode zu Constantinopel (867) beschuldigte P. die römische Kirche mit einer Reihe irriger Lehren und Gebräuche, als der Entstellung des ökumenischen Symbolum durch den Zusatz filioque, des Fastens am Sonnabende, der Verstümmelung der großen Fasten, der Verachtung der Confirmation durch die Hand des Priesters, des Verbots der rechtmäßigen Priesterehe ꝛc.; aber bald darauf, noch im Jahre 867, ward P. gestürzt durch Michael's Mörder und Nachfolger, Basilius Macedo. P. verweigerte dem kaiserlichen Mörder die Kirchengemeinschaft, stand mit hoher stiller Würde seinen Richtern gegenüber und wurde in ein Kloster verwiesen und auf einer Synode zu Constantinopel (869) verdammt, Ignatius aber wieder eingesetzt. Nach dessen Tode (878) versöhnte sich jedoch P. mit dem Kaiser und erhielt seine vorige Würde wieder, in welcher er sich durch des Papstes Johann VIII. Freundschaft befestigte und durch eine Synode zu Constantinopel (879) bestätigt ward. Doch war auch dieses nicht von Dauer. Bald in seinen Erwartungen hinsichtlich seiner geltend gemachten Ansprüche auf Bulgarien getäuscht, sprach der Papst den Bann gegen P. und seine Synode aus. Dem Thronerben Leo verhaßt wurde P. nun, als dieser 886 den Thron bestieg, zum zweiten Male abgesetzt und in ein Kloster nach Armenien verwiesen, wo er ums Jahr 891 starb. Über die in des P. Angelegenheiten gehaltenen Synoden s. d. Art. Kirchenversammlung im VI. Bande dieses Werks (S. 105. IX, 13 und 16—18). Wie im Leben und Handeln, so auch in der Wissenschaft war P. ein Vorbild seiner Kirche. Durch seine Bibliothek („*Μυριόβιβλον* s. bibliotheca", ed. **Hoeschelius, Aug. Vind. 1601. Fol.** und **Imm. Bekker, Berol. 1824 sq. 2 Voll. 4.**) hat er mehr als 270 christliche und heidnische Schriftsteller, deren Werke nachher untergegangen sind, in kurzen Auszügen und Anzeigen auf die Nachwelt gebracht. Sein Nomokanon (**ed. Justellus, Par. 1615**), eine für das griechische Kirchenrecht wichtige Gesetzsammlung, verdrängte die älteren Rechtsbücher und wurde durch freies Herkommen das Gesetzbuch der Kirche. Auch sein Lexikon (**ed. Hermann, Lips. 1808** und **Porson, ibid. 1823**) ist von nicht geringem Werthe. Außerdem hat man von P. (253) Briefe (**ed. Montacutius, Lond. 1651**), Homilien und andere, zum Theil noch ungedruckte, Schriften. 63.

Photometer, Lichtstärkemesser, lat. **photometrum**; franz. **photomètre**; engl. **photometer**, ist ein Instrument zur Abmessung der Intensität des Lichtes oder der Erleuchtung. In neueren Zeiten hat man sich sehr mit Versuchen dieser Art beschäftigt, so daß dadurch eine eigene Wissenschaft, die Photometrie (lat. **photometria**; franz. **photométrie**; engl. **photometry**), entstanden ist, welche nun einen neuen Zweig der optischen Wissenschaften ausmacht. Zwar hatte schon Huyghens versucht, das Licht der Sonne mit dem des Sirius zu vergleichen und

Auzout die Erleuchtung durch die Sonne, wie sie auf anderen Planeten stattfindet, darzustellen; allein beide Methoden leisteten nichts Bestimmtes. Nach ihm geschahen noch verschiedene Vorschläge, z. B. von Celsius und Nicold, die Stärke des Lichtes zu bestimmen; allein auch sie erreichten alle die richtige Bestimmung nicht. Bouguer hat zuerst die P. recht eigentlich wissenschaftlich zu behandeln angefangen. Um eben diese Zeit erschien Lambert's „Photometria sive de mensura luminis, colorum et umbrae“ (Augsb. 1760), ein Werk, das die P. sehr vollständig und mit der vollkommensten mathematischen Schärfe und Eleganz abhandelt. In neuerer Zeit sind verschiedene Versuche über einzelne Zweige der Photometrie angestellt worden; namentlich von Ritchie, Wollaston und Rumford. Das von Letzterem angegebene P., das einfachste unter allen bisher vorgeschlagenen, beruht auf dem Grundsatze: daß der Schatten eines Körpers desto dunkeler erscheint, je stärker seine Umgebung erleuchtet ist. Es besteht aus einer verticalen mit gleichförmig weißem Papiere überzogenen Ebene, von welcher in der Entfernung von einigen Zollen ein schmaler cylindrischer Stab von einem halben Zoll im Durchmesser aufgestellt ist. Will man nun den Glanz zweier leuchtender Körper, z. B. das Licht einer Lampe mit dem Lichte einer Wachskerze mit einander vergleichen, so stellt man beide in gleichen Entfernungen so hinter den Stab, daß derselbe zwei Schatten auf die weiße Fläche neben einander wirft. Ist nun der eine Schatten dunkeler als der andere, so entfernt man dasjenige Licht, welches den dunkelern Schatten wirft, so lange in derselben Richtung, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. Diese Intensität des Lichtes der Lampe verhält sich demnach zu jener des Kerzenlichtes, wie das Quadrat der Entfernung der ersteren zu jenem des letzteren. Saussure bediente sich bei seinen Alpenreisen des tropfbaren Chlors als P., indem er die verschiedene Intensität des Lichts nach der Menge des Sauerstoffgases schätzte, die sich bei der Einwirkung desselben aus dem tropfbaren Chlor entwickelte. Leslie's P., welches eigentlich ein Differentialthermometer ist und die Lichtstärke nur mittelbar durch die erregte Wärme angibt, besteht aus zwei correspondirenden Thermometern, wovon nur die Kugel des einen geschwärzt ist. Im Dunkeln stehen die beiden Thermometer gleich hoch; im Lichte aber jener mit geschwärzter Kugel höher als der andere und zwar um so höher, je größer die Intensität des darauffallenden Lichtes ist. Das von Lampadius vorgeschlagene P. gibt zwar Abstufungen des Lichtes an, jedoch nicht eigentlich verhältnißmäßig. Es besteht aus Hornscheiben, deren mehrere hinter einander gestellt werden, bis der leuchtende Gegenstand unsichtbar wird. — Vergl. Langsdorf's „Grundlehren der Photometrie oder der optischen Wissenschaften“ (Erlangen 1803); Littrow's „Dioptrik“ (Wien 1830) und Lampadius' „Beiträge zur Atmosphärologie“ (Freiberg 1817).
40.

Photosphäre ist 1) die Lichthülle, von welcher der, wahrscheinlich an und für sich dunkele, Sonnenkörper umgeben ist (s. d. Art. Sonne). 2) Nach Pastorff eine schwach sichtbare Erscheinung, die in guten achromatischen Fernröhren als das Bild der Planeten umgebend gesehen werde. Doch ist Pastorff's Meinung, als sei dieses eine wirkliche Lichtkugel, welche die Planeten, namentlich die Venus, den Jupiter und Saturn umgibt, durch die neueren und sorgfältigeren Beobachtungen, besonders Kunowsky's und des jüngern Herschel, hinlänglich widerlegt und es leidet also keinen Zweifel, daß Pastorff's entdeckte P. der Planeten nichts Anderes als eine optische Täuschung ist.
12.

Phototechnik, Erleuchtungskunst, stellt die ästhetischen Regeln auf, nach welchen man bei Illuminationen u. dgl. zu verfahren hat.
30.

Phrase (von φράζειν, reden) ist eigentlich ein Satz, ein dargestellter Gedanke, dann aber überhaupt eine Redensart, sowohl eine irgend einer Sprache eigenthümliche Wortverbindung, als (und dieß vorzüglich) ein leerer, nichts sagen-

der Ausdruck, s. v. a. Floskel. Daher nennt man einen Phrasenmacher denjenigen, welcher hohle Gedanken in schöne Worte zu fassen versteht. — Phraseologie ist also überhaupt die Lehre von der Zusammensetzung der Wörter zu Sätzen und Redensarten, im besondern Sinne aber die Lehre von den einer Sprache eigenthümlichen Redensarten. 9.

Phrenĕsie, s. Seelenstörungen.

Phrenolŏgie, s. Schädellehre.

Phrixus, s. Athamas und Argonauten.

Phrygien, eine kleinasiatische Landschaft, wurde in Groß- und Klein-P. eingetheilt. Ersteres lag zwischen Galatien, Kappadocien, Pisidien, Karien, Lydien und Mysien; letzteres zwischen Lydien und Mysien und begriff einen Theil von Troas in sich. Zur Zeit der Römer wurde das ganze P. in drei Theile getheilt; der östliche hieß **Ph. salutaris**, der westliche **pacata** oder epiktetos und der mitten inne liegende **katakekaumene**, der verbrannte, weil er nicht selten von Erdbeben heimgesucht wurde. Großphrygien wurde von dem Mäander, dem Lykus, Marsyas und Hermus bewässert. Zu den wichtigsten Städten rechnet man Laodicea (h. Eskihassar), Colossä (h. Chone), Hieropolis (h. Bambakkale), Apamea Kibōtos (von dem Zuflusse mehrerer Flüsse), nach Ephesus die größte Stadt Kleinasiens und zugleich Hauptstadt, und Antiochia **ad Pisidiam**. Die älteste Geschichte der Bewohner dieses fruchtbaren Landstriches (Phrygier) ist höchst fabelhaft. Sie sollen die ältesten Stämme Kleinasiens sein, mehrere Pflanzstädte gegründet und für ein kräftiges und gebildetes Volk gegolten haben. Unter ihren Königen sind die Namen Gordius und Midas vorzugsweise bekannt. Mit Adrastus, Midas' **IV.** Sohn, starb diese Herrscherfamilie aus, worauf P. an Lydien unter Krösus, später an Persien und zuletzt an die Römer kam. 35.

Phryne, durch Geist und Schönheit eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, war im böotischen Thespiä geboren, kam um das Jahr 360 v. Chr. nach Athen, wo sie, von Armuth gedrückt, anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als sich ihre geistigen und körperlichen Reize entwickelten, dieselben zu einer bequemeren und anziehenderen Lebensart benutzte. Als sie von dem verschmäheten Euthias vor den im Richteramte ergrauten Heliasten des Atheismus angeklagt worden war und ihr Freund Hyperides sie vergebens durch Reden zu vertheidigen gesucht hatte, zerriß er ihr Gewand und erlangte so durch Enthüllung ihrer Reize ihre Freisprechung. Dem Praxiteles, der ein eifriger Verehrer ihrer Schönheit war, diente sie als Modell zur gnidischen Venus. Wiewohl sie den Genuß ihrer Reize nur um hohen Preis verkaufte, stieg sie doch einst zu Eleusis vor der versammelten Menge als Anadyomene in das Meer, vielleicht um dem ganzen Volke die Bewunderung ihrer Reize abzunöthigen. Dessenungeachtet war es ihr unmöglich, den wegen seiner strengen und enthaltsamen Lebensweise berühmten Philosophen Xenokrates in ihr Netz zu ziehen. Noch im Alter angebetet soll sie sich einen solchen Reichthum erworben haben, daß sie sich erboten habe, die Mauern Thebens wieder herzustellen, wenn man über die Thore schreiben wolle: Alexander hat es zerstört, Phryne wieder aufgebaut. 11.

Phrynĭchus, 1) ein altgriechischer Dichter aus Athen (wahrscheinlich Ol. 67—76), erwarb sich um die Ausbildung der griechischen Tragödie nicht geringes Verdienst. Mehrere seiner Stücke, die übrigens nach dem Urtheile der Alten sich durch eigenthümliche Einfachheit, so wie durch anmuthige Kraft ausgezeichnet haben sollen, scheinen Satyrspiele gewesen zu sein, wenigstens eine tragisch-satyrische Haltung gehabt zu haben. Bemerkenswerth von ihm ist noch, daß er in einem der tragischen Wettkämpfe, die um Ol. 63 entstanden, den Sieg davon trug, ferner daß er hauptsächlich den Tetrameter gebrauchte (vergl. Hermann **ad Aristot. Poet. p. 108**) und daß er Frauenzimmerrollen, die er selbst spielte, zu-

erst einführte. Vergl. Blomfield, „Praef. Aesch. Pers."; H. Brentano's „Abhandlung über die Perser des Äschylus mit Vergleichung der Phönissen des Phrynichus" (München 1832. 8.) und Hoffmann, „Über Phrynichus nebst dessen Fragmente", in Jahn's „Jahrbüchern" (II. Supplembd. Heft 1. [1833]. S. 40—48). — 2) Ein Sophist unter den römischen Kaisern M. Aurel und Commodus, wahrscheinlich ein Araber von Geburt, schrieb ein Verzeichniß der Atticismen unter dem Titel: „Ἐκλογὴ ῥημάτων καὶ ὀνομάτων Ἀττικῶν" und hat sich dadurch den Ruhm eines guten Sammlers erworben. Ed. Zach. Calliergi s. a. 8.; cum not. Jo. Nonnesii, Dav. Hoeschelii, Jos. Scaligeri et suis ed. Jo. Corn. de Pauw (Traj. ad Rh. 1739. 4.); cum var. suisque n. ed. Chr. A. Lobeck (Lips. 1820. 8.). — Vergl. „Bekkeri Anecd. gr." (T. I. p. 3); „Fabric. Bibl. Graec." (T. VI. p. 175). 20.

Phtha war eine Gottheit der Ägyptier, vorzüglich zu Memphis verehrt. Als sein Vater wird Kneph genannt, auf dessen Befehl er die Welt erschaffen habe. Manetho stellt ihn als die Urzeit dar, Andere als den allgemeinen Weltordner. Die Griechen nannten ihn Hephästos, vielleicht, weil das Feuer als ein wichtiges Mittel bei der Weltschöpfung angesehen wurde. Gewöhnlich ward er mit dickem Bauche, großem Munde, ungeheuren Augen und Ohren, aber an den übrigen Theilen klein abgebildet. 11.

Phthiōtis, s. Thessalien.

Phthiriăsis, Läusesucht, ist das Vorhandensein einer großen Menge Läuse auf der Oberfläche des Körpers. Man hat in älterer Zeit angenommen, daß dieses in gewissen Fällen Folge einer besonderen, mit obigem Namen belegten Krankheit sei, daß dabei unzählige Läuse und zwar meistentheils Kleiderläuse (pediculi corporis) auf der Haut, in geschlossenen Beulen, die statt des Eiters oder anderer Flüssigkeiten Läuse enthalten hätten, in offenen Geschwüren und sogar in inneren Theilen des Körpers, wie z. B. im Gehirne, gefunden worden wären, daß dieselben nicht allein allen Vertilgungsmitteln, so wie der größten Reinlichkeit widerstanden, sondern im Gegentheile den Kranken dem Tode zugeführt hätten. Zum Belege dieser Behauptung führt man berühmte Männer, als Herodes, Sulla, Philipp II. von Spanien u. m. A. an, die an dieser Krankheit gestorben sein sollen. Jetzt schenkt man allen diesen Berichten keinen Glauben mehr, indem man der Meinung ist, daß sie auf Übertreibung, unrichtiger Beobachtung, Unkenntniß der Naturgeschichte des Insects und Verläumdungssucht, die einen verhaßten Fürsten auch noch einen recht fürchterlichen Tod sterben lassen will, beruhen; sondern schreibt vielmehr das in einzelnen Fällen allerdings ungewöhnlich häufige Vorkommen dieser Schmarotzerthiere der stattfindenden Unreinlichkeit mancher Menschen und der fast ans Unglaubliche grenzenden schnellen Vermehrung der Läuse (nach Leeuwenhoeck sollen sich 2 Paar in 2 Monaten auf 18000 vermehren) zu. Zu bemerken ist, daß in manchen Krankheiten, z. B. im Nervenfieber, sich die Läuse sehr schnell vermehren, woher es gekommen sein mag, daß, wenn in dieser Krankheit der Tod eintritt, Leichtgläubige denselben nicht der Krankheit an und für sich, sondern der Anzahl der Läuse zuschrieben. 39.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Phylakterien (φυλακτήρια, Matth. 23, 5) heißen im Neuen Testamente die Arm- und Stirnbänder oder Gebetriemen (Luther: Denkzettel) der Juden. Sie bestanden in schmalen Pergamentstreifen mit Abschnitten aus dem Pentateuch beschrieben, wurden in einem Kästchen verwahrt und mitten auf der Stirn oder an dem linken Arme in gerader Richtung mit dem Herzen befestigt, in der Absicht, derselben immer eingedenk zu sein und sich dadurch gegen jedes Übel, das Einem zugefügt werden möchte, zu sichern. Auf letzteres deutet schon der griechische Name hin und ist in sofern gleichbedeutend mit dem Worte Amulet. Einen gleichen Zweck

hatten auch die Quasten oder Franzen, welche die Juden an den 4 Enden ihres Oberkleides vermittelst einer braunen Schnur trugen. 77.

Physharmonica ist der Name eines im Jahre 1821 von Anton Hankel in Wien erfundenen Tasteninstruments. Der Mechanismus der P. ist einfach und beruht im Wesentlichen darauf, daß die durch einen von den Spielenden mittels eines Pedals in Bewegung gesetzten Blasebalg hervorgebrachte Luft die messingenen Tonzungen zum Klingen bringt. Da sich aber die P. nur zum Vortrage langsamer gebundener Stücke eignet und überdieß das Treten des Blasebalgs etwas störend ist, so ist der Gebrauch derselben trotz ihres angenehmen Tones nicht allgemein geworden. 29.

Physicus, ein im Mittelalter gebräuchlicher Name für Arzt, pflegt jetzt einem vom Staate zur Verwaltung der Medicinalpflege in einem bestimmten Bezirke angestellten Arzte beigelegt zu werden. Je nach dem Umfange seines Bezirks heißt er Stadt-, Amts-, Kreis-, Landphysicus ꝛc. 30.

Physik, Naturlehre, lat. physica; franz. physique; engl. physics, ist ein besonderer Zweig der Naturwissenschaften, behandelt die Ursachen der Erscheinungen und sucht die Eigenschaften aller Dinge auf ihre Ursachen oder verursachenden Kräfte zurückzuführen. Nach den berühmtesten Schriftstellern über Naturlehre oder P. enthält dieselbe in ihrem allgemeinen Theile metaphysische Untersuchungen über das Sein und die allgemeinste Beschaffenheit des Seienden, über die Naturgesetze, welche allen Körpern gemein sind, und über die allgemeinen Eigenschaften der Körper. Zu den letzteren gehören die Gesetze und Eigenschaften der Körperlichkeit, der Form, Ausdehnung, Erfüllung des Raumes, Undurchdringlichkeit, des Zusammenhaltes, des Aggregatzustandes, der Anziehung, der Schwere, der Gravitation, des Gleichgewichtes fester, tropfbarer und gasartiger Körper, die Lehre von der Bewegung dieser Körper und von den dieselbe betreffenden Beziehungen, der Elasticität, die Gesetze des Tones und Schalles oder die Akustik (s. die besonderen Artt.). In dem besonderen Theile enthält dieselbe die Lehre von der Wärme, vom Lichte, von der Elektricität, vom Magnetismus, die physikalische Geographie der Erde, die P. der meteorologischen Erscheinungen und die Resultate der Chemie. Ein großer Theil des Inhaltes der P. enthält Experimente oder die Beschreibung der Herbeiführung von Erscheinungen, mittelst welcher die Nachweisung von Grundursachen aus den verschiedenseitigsten Beziehungen gegeben wird. Sie enthält zugleich die Beschreibung von physikalischen und mathematischen Instrumenten und die Theorie oder Folge von den auf Naturgesetzen gegründeten Schlüssen, von denen die Einrichtung und der richtige Gebrauch derselben abhängt. — Physikalische Studien und Untersuchungen sind schlechterdings nothwendig für den geistigen Standpunkt des Menschen in der Natur. Die Art und Weise dieselben zu führen kann sehr verschieden sein, je nach der Art der Beziehungen der Erscheinungen und ihrer Wirkungen gegen die Sinnenwerkzeuge. Es ist nicht schlechterdings nothwendig, eine einzige allgemeine Methode der Auffassung beizubehalten. Jede verschiedene allgemeine Methode der Auffassung wird jedoch ein besonderes wissenschaftliches System von physikalischen Ansichten begründen. Die Kunst richtig zu beobachten, das Fundament der P., hängt von vielen Umständen ab. Belehrungen darüber geben Sennebier („Kunst zu beobachten", aus dem Franz. von J. F. Gmelin, Leipz. 1776. 2 Thle.) und Berkeley („Traité de la recherche de la vérité", Paris 1721). Der Einfluß richtiger physikalischer Beobachtungen zeigt sich zuerst durch richtiges Bestimmen der Grundursachen der Erscheinungen, durch folgerechte Auffindung gleicher Ursachen bei sehr verschiedenen Erscheinungen, durch Erkennung ihrer Mitwirkung in verwickelten Fällen und durch die daraus folgende, allgemeine Aufklärung der Geistigkeit des Menschen in der Natur. Diese Verhältnisse haben viele reine Philosophen der neuern Zeit zu Physikern gemacht und die

P. verdankt ihnen wichtige Aufschlüsse. — Der Nutzen der P. leuchtet von selbst ein. Außerdem, daß sie die Anleitung gibt, die Erscheinungen richtig aufzufassen, sind ihre Resultate ganz unentbehrlich im gemeinen Leben, im Technischen, in der Maschinistik, in den Künsten, in der Ökonomie, in den Naturwissenschaften rc. — Die neuesten Behandlungen der P. verbinden Experimentalphysik oder Naturlehre, begleitet von einer Folge von physikalischen Versuchen zur Erläuterung gegebener Naturgesetze und Beobachtungen, mit theoretischer (oder dogmatischer und speculativer) P., welche nur aus allgemeinen Gründen die Naturereignisse und Erscheinungen zu erklären und auf solche dieselben zurückzuführen sucht. Letztere ohne die erstere verliert sich leicht in zwecklose Träumereien, erstere ohne die letztere nähert sich der sogenannten natürlichen Magie (s. d. Art.). Zu den neuesten Lehrbüchern der P. von Ruf gehören: Green's „Naturlehre"; A. Baumgartner's „Naturlehre" (Wien 1834. 4. Aufl. u. Supplementband 1831); G. W. Munke's „Anfangsgründe der Naturlehre" (Heidelberg 1820. 2 Thle.); G. F. Parrot's „Grundriß der theoretischen Physik" (Riga u. Leipz. 1809—1815. 3 Thle.); C. W. G. Kastner's „Grundriß der Experimentalphysik"; Fr. Kries' „Lehrbuch der Physik" (Jena 1821); J. T. Mayer, „Anfangsgründe der Naturlehre" (Göttingen 1827. 6. Aufl.); H. W. Brandes, „Vorlesungen über die Naturlehre" (Leipz. 1830 u. 1832); und andere von J. P. Neumann, F. W. Snell, Fr. Hildebrand, G. A. Suckow, J. H. Hellmuth, J. B. Trommsdorf, J. A. Donndorf, B. Scholz, A. F. A. Straus u. A. Unter den französischen ist E. Peclét, „Traité élémentaire de Phys." (1830); J. B. Biot, „Traité de phys. et mathématique (Par. 1824, 1827. IV Tom.) und die Übersetzung davon nebst 4 Supplementbänden von G. Th. Fechner (Leipz. 1829) zu nennen. Italienische Handbücher der P. sind: A. Mozzoni, „Elementi di Fisica generale" (Milano 1824); Giuseppo Saverio Poli, „Elementi di Fisica sperimentale" (Venezia 1812); von den englischen sind: J. Robinson, „A System of mechanical Philosophy" (Edinb. 1822 by David Brewster); J. Playfair, „Outlines of natural philosophy" (Lond. 1814) anzuführen. Viel gebraucht sind endlich beim Studium der Naturlehre die alphabetischen encyklopädischen Wörterbücher, von denen das von J. C. Fischer („Physikalisches Wörterbuch", 10 Thle. mit Supplementen) und J. B. T. Gehler („Physikal. Wörterbuch", 6 Thle. 1787—1795, neue Bearbeitung 1835, noch unbeendigt) unter den Deutschen vorzüglich gebrauchte Werke sind. Zur Unterhaltung der physikalischen Forschungen dienen endlich die physikalischen Zeitschriften und Journale, von denen Poggendorf's „Annalen der Physik" eine Fortsetzung der Gilbert'schen und Green'schen „Annalen der Physik", Baumgartner's „Zeitschrift für Physik", „Les annales des sciences natur." und die „Annales de physique et de chimie" vorzüglich bekannt sind. — Die Geschichte der P. ist eng verwebt mit der Geschichte der Mathematik, Philosophie, Astronomie, Naturgeschichte, zum Theil auch mit der Geschichte der Künste und nützlichen Erfindungen. Eine Entdeckung in der einen Wissenschaft ward durch ihre Folgerungen fruchtbar in den Zweigen der übrigen. Sie beginnt mit den Weisen und Magiern der Ägypter, Phönicier, Syrier und anderer Völker, welche die physikalischen und astronomischen Kenntnisse zu priesterlichen, astronomischen, technischen und gelehrten Zwecken gebrauchten und durch Tradition bewahrten. Von ihnen nahmen die griechischen Philosophen ihre Kenntnisse und von diesen wurde die Wissenschaft in ihren einzelnen Theilen immer mehr entwickelt. Doch würde selbst eine nur skizzenhafte Darstellung der Geschichte der gesammten P. hier zu weit führen; wir verweisen daher in dieser Hinsicht auf die besonderen Artikel der einzelnen Zweige, wo das Nöthige kurz angegeben ist. 76.

Physikotheologie nennt man diejenige Gotteslehre oder Gotteserkenntniß, welche sich auf religiöse Naturbetrachtung gründet. Von der Zweckmäßigkeit und

weisen Einrichtung der Natur schließt sie auf ein vernünftiges und freies Wesen als deren Urheber und findet überall in der Natur die Spuren eines waltenden Gottes (physikotheologischer Beweis). Die Betrachtung der Natur allein aber wird, wenn der Glaube an Gott in uns nicht schon vorhanden ist, nie im Stande sein uns vom Dasein eines höchsten Wesens als des Schöpfers der Welt zu überzeugen. Sie führt nur auf einen weisen und gütigen Bildner oder Baumeister der Welt, wobei auch die alten Physikotheologen, Anaxagoras, Sokrates, Plato u. A., stehen blieben. Der Mensch wird nur dann Gott in der Natur finden, wenn er ihn in seinem Gewissen gefunden hat. Die P. muß sich daher an das moralisch-religiöse Gottesbewußtsein im Menschen anschließen, welches dann durch jene ergänzt, belebt und verstärkt wird. — In einer weiteren Bedeutung des Wortes, die sich zwar mit der Etymologie, nicht aber mit dem Sprachgebrauche verträgt, verstehen Manche unter P. die natürliche Theologie überhaupt, wiefern sie der geoffenbarten oder positiven Theologie entgegengesetzt wird. 63.

Physiognomie (von γιγνώσκειν, erkennen ꝛc., und φύσις, die Natur) wird das äußere Ansehn des Menschen genannt, besonders das Gesicht, in wiefern der Ausdruck in demselben, seine Züge den Stempel seines geistigen Wesens, seines Charakters tragen; daher auch die Kunst, durch die Beschaffenheit und den Ausdruck der Gesichtszüge die Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bestimmen, Physiognomik genannt wird. Zu läugnen ist es auch nicht, daß das Innere sich in dem Äußern nach gewissen Naturgesetzen auszudrücken vermöge; denn die organische Verbindung zwischen Geist und Körper äußert jederzeit ihre verschiedenartige Beschaffenheit durch gewisse äußere Kennzeichen, von denen die hauptsächlichsten ihren Sitz im Gesichte haben, und dieses kann daher in allen diesen Beziehungen, durch seine allgemeine Disposition, seine verhältnißmäßige Ausdehnung zum Schädel ꝛc., das Maß der Intelligenz und der moralischen Vermögen sicher andeuten. So tragen auch die Formen des Thierreichs verschiedene, dem Naturforscher verständliche Charaktere; demnach soll z. B. die Kopfbildung des Wolfes räuberische Tücke und Wildheit, die des Fuchses List und Verschlagenheit, die des Löwen edlen Stolz, Stärke und Großmuth, die des Schweines Unreinlichkeit ausdrücken. Die Basis der Physiognomik des Menschen ist aber auf diese P. der Thiere gestützt worden; wenigstens beruhten hierauf die Untersuchungen des Neapolitaners Bapt. della Porta (st. 1615) und späterhin auch die von Lavater. Wenn aber auch das, was in der Kunst der P. von der anatomischen Disposition des Gesichts und von dem Verhältnisse des Umfanges desselben zu dem des Schädels abhängt, nur allgemeine Anzeichen und offenbar kein besonderes Licht über jedes intellectuelle und moralische Vermögen, im Besondern betrachtet, zu liefern vermag und daher beide erwähnte Gelehrte diese Kunst auf falsche Basen gestützt haben (denn falsch ist es, das, was durch das Gehirn bedingt wird, von dem Gesichte ableiten zu wollen); so ist es doch unumstößlich wahr, daß das Gesicht der fortwährende Sitz von Ausdruckserscheinungen ist. Man liest in ihm nicht nur ziemlich gut den gegenwärtigen Gedanken, die Empfindung des Augenblicks, sondern es kann auch dem Physiognomiker bis auf einen gewissen Punkt die Dispositionen, die Gewohnheiten verrathen; denn das Gesicht modificirt sich nach jeder innern Affection, so daß man nach der P. ziemlich genau über die Dispositionen zur Güte, zur Freimüthigkeit, zum Neide, zur Falschheit, zur Traurigkeit, zum Jähzorn, zur Geduld ꝛc. urtheilen kann, aber dieß selbst nur bei solchen Menschen, welche die durch die inneren Empfindungen erregten Ausdruckserscheinungen im Gesichte nicht zu beherrschen vermögen; denn wo der Mensch das Vermögen besitzt, ganz entgegengesetzte Mienen von denen, die er äußern sollte, hervorzubringen, da muß natürlich alle Knnst der Physiognomen daran scheitern. Dieß Letztere beweist aber nur, daß diese Knnst sehr schwierig anzuwenden und in gewisse Grenzen eingeschlossen ist. Die beiden

Hauptelemente aber bestehen 1) in dem, was in dem Gesichte den Entwickelungsgrad des Gehirns beurtheilen läßt, und 2) in dem, was in demselben durch seine Ausdruckskraft bedingt wird. Was die Einzelnheiten in Bezug auf P. betrifft, so verweisen wir auf das Werk Lavater's (s. d. Art.); Thomper, „Über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge" (aus dem Holländ. übersetzt von Sömmering, Berl. 1792. 4.); Maaß, „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie" (Leipz. 1803); J. Croß, „An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles" (Clasg. 1817); Gall's und Spurzheim's Schriften ꝛc. — Endlich ist auch die Beurtheilung einer psychischen und somatischen Krankheit aus den Gesichtszügen und andern äußern Merkmalen oder die pathologische Physiognomik ein höchst wichtiger Gegenstand für den praktischen Arzt. Hierüber vergl. man besonders Esquirol's „Pathologie und Therapie der Seelenstörungen" (aus dem Französ. von Hille, mit Anmerkungen und Zusätzen von Heinroth, Leipz. 1827). 7.

Physiographie heißt in den Naturwissenschaften die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit der einzelnen Gegenstände. 9.

Physiokratie, s. Staatswirthschaft.

Physiologie ist die Lehre von der Natur belebter Wesen oder von der Erscheinung des Lebens im Gegensatze zur Physik, der Lehre von der Natur und den Eigenschaften der Körper im Allgemeinen. Je nach den Organismen, die sie ihrer Untersuchung unterwirft, ist sie eine P. der Pflanzen, oder der Thiere, oder des Menschen. In Hinsicht auf letztern ist sie am Längsten bearbeitet und es beziehen sich die meisten Beobachtungen und Forschungen auf ihn, so daß unsere Kenntnisse vom Leben im Allgemeinen hauptsächlich vom Leben des Menschen entlehnt sind. Obgleich aber das Leben und seine Erscheinungen ein unzertrennliches und unter sich eng zusammenhängendes Ganze darstellen, so muß man es doch behufs seiner genaueren Kenntniß in einzelnen Theilen betrachten, und indem man daher die P. in eine allgemeine und besondere zerfallen läßt, stellt man in ersterer die allgemeinen Lehren der Anthropologie (s. d. Art.), der Anthropotomie oder Anatomie, der Anthropochemie (die sich mit den chemischen Bestandtheilen des menschlichen Körpers beschäftigt) und der Zoonomie (welche die Gesetze, unter denen das Leben zu Stande kommt, zu erforschen sucht) zusammen, worauf man in letzterer die Emfindung, Bewegung, Ernährung und Erzeugung einer nähern Betrachtung unterwirft. Die Quellen, aus denen die P. ihre Erläuterungen schöpft, sind Beobachtung und Versuch; da dieselben aber nicht überall genügen, so haben vorzüglich deutsche Physiologen die Speculation mit zu Hülfe genommen und dabei meistenstheils je nach den herrschenden Systemen die undurchdringlichen Dunkelheiten mit Hülfe der Philosophie zu erhellen gesucht; ein Verfahren, das zwar vielem Tadel ausgesetzt ist, jedoch in sofern Billigung verdient, sobald es nur dazu benutzt wird, das Bedürfniß des Geistes nach Zusammenhang in seinem fragmentarischen Wissen über die Erscheinungen des Lebens zu befriedigen, den Forscher selbst aber an der Aufnahme reeller Thatsachen nicht behindert. Diese Thatsachen werden aber mit mehr Nutzen aus der Naturgeschichte, der Physik, der Chemie, der Anatomie und der Pathologie entnommen und, wenn man auch noch genug Ursache über die Unvollkommenheit der P. zu klagen hat, so kann man doch nichts desto weniger mit Grund erwarten, daß sich die Mängel derselben immer mehr ausgleichen werden, je mehr jene Hülfswissenschaften ihrer Vervollkommnung entgegengehn. Indem aber die Lücken der P. auf diese Art ausgefüllt werden, wird auch ihr Werth, den sie an und für sich, sodann aber auch für jeden Arzt, Physiologen und jeden Mann von Bildung, der sich selbst genauer kennen lernen will, hat, immer größer und allgemeiner anerkannt werden. — Die besten Schriften über P. sind: A. de Haller, „Elementa Physiologiae corporis humani" (Lausann. 1757. Tom. I—VIII.), ein classisches,

zum tieferen Studium der P. noch jetzt unentbehrliches Werk. Von neueren Werken sind die vorzüglichsten: Burdach, „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft" (1826—1835. 1.—5. Thl., noch nicht beendigt, aber von ganz vorzüglichem Werthe); Rudolphi, „Grundriß der Physiologie" (Berlin 1821—1828. 3 Thle., ist unbeendet geblieben); F. Magendie, „Précis élémentaire de Physiologie" (Paris 1816. 2. éd. 2 Voll., deutsch von Elsäßer und Heusinger). 39.

Phytochemie, Phytologie, Phytonomie, Phytotomie, s. Botanik.

Phytolithen, s. Pflanzenabdrücke.

Piacenza (Herzog von), s. Lebrun.

Piano, abgekürzt p., d. i. schwach, in der Musik, wird über diejenigen Stellen eines Stücks gesetzt, welche leise oder gedämpft vorgetragen werden sollen. Der Grad der Schwäche selbst wird dadurch nicht genau bestimmt, vielmehr bleibt dieser theils dem Ermessen des Vortragenden anheimgestellt, theils richtet er sich auch nach dem Wesen des Stücks selbst. Die möglichste Schwäche wird durch pianissimo (pp.) oder gar wohl piano pianissimo (ppp.) ausgedrückt. 29.

Pianoforte, Fortepiano, ein allgemein bekanntes, im Jahre 1717 von Christoph Gottlieb Schröter aus Hohenstein in Sachsen erfundenes Tasteninstrument, welches nach und nach alle übrigen Clavierinstrumente verdrängt und mehr als irgend ein anderes musikalisches Instrument an Verbreitung gewonnen hat, unterscheidet sich von dem Clavier und dem alten Flügel (s. d. Artt.) hauptsächlich dadurch, daß hier der Ton durch ein beledertes und in Kapseln gehendes bewegliches Hammerwerk hervorgebracht und durch eine Dämpfung (s. d. Art. Dämpfer) modificirt wird, so daß also der Spieler Stärke und Schwäche des Tons in seiner Gewalt hat und nach Belieben das Fortklingen desselben verhindern kann. Man unterscheidet tafelförmige und flügelförmige Pianoforte's. Erstere, wie der Name zeigt, an Gestalt dem Clavier ähnlich, nur aus wesentlichen Gründen breiter, zerfallen wieder nach der Lage des Stimmstocks in vornstimmige und seitenstimmige und sind entweder zwei- oder dreichörig (d. i. zu einem Tone 2 oder 3 Saiten). Die flügelförmigen, gewöhnlich schlechtweg Flügel genannt, haben die Form der alten Flügel und sind wieder sogenannte Stutzflügel, wenn sie kleiner sind, oder lange Flügel. Letztere zieht man sowohl den Stutzflügeln, da diese besonders im Basse weniger Stärke bekommen können, als auch den tafelförmigen Pianoforte's vor, indem diese bei Weitem weder die Kraft und Fülle, noch die Rundung und den Gesang des Tones haben, wie jene. Man zieht sie daher bei größeren Musikaufführungen, zumal bei Concerten, allen übrigen vor. Der Tonumfang des Pianofortes überhaupt geht vom sogenannten contra f bis zum $\overline{\overline{\overline{\overline{f}}}}$, beträgt also 6 Octaven; doch hat man auch Instrumente von 7 Octaven Umfang. Die Züge oder Veränderungen, die man jetzt nicht mehr, wie sonst üblich war, mit den Knieen, sondern durch Tritte mittels der Füße in Bewegung setzt, hat man gegenwärtig von der großen Anzahl meist unnützer, wie Trommel, Becken u. a. m., auf wenige reducirt und nur das eigentliche Pedal (s. d. Art.) zum Aufheben des Dämpfers, der Pianozug und die Verschiebung (s. d. Art.), bisweilen auch noch der Fagott- und Harfenzug, sind beibehalten. Sonst gab man, und nicht mit Unrecht, den wiener Instrumenten den Vorzug, jetzt jedoch findet man auch anderwärts Instrumente, welche diesen gleichkommen. Die englischen Pianoforte's, wie sie unter andern auch die große unter der Leitung Kalkbrenner's stehende Fabrik zu Paris liefert, zeichnen sich durch eine besondere Stärke aus, haben aber einen eigenthümlichen, bis jetzt nur von Wenigen bekannten Mechanismus. Andere verschieden benannte Arten von P., wie der aufrechtstehende Giraffe, Feu d'Anges u. a. m., sind wesentlich nicht, sondern nur in Form und einzelnen Theilen des Mechanismus von dem eigentlichen P. verschieden. 29.

Piaristen (in Polen Piaren) oder Väter frommer Schulen (scholarum piarum), heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, welcher durch den Spanier Joseph Calasanze (gest. 1648) zu Rom in der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. gegründet, 1621 vom Papste bestätigt und 1690 mit einem großen Theile der Privilegien der Bettelorden ausgezeichnet ward. Die P. sind, wie die Jesuiten, mit denen sie bald wetteiferten, regulirte Weltgeistliche und haben den unentgeldlichen Unterricht der Jugend in Gymnasien und Volksschulen zum Zwecke. Auch in ihrer Ordensverfassung den Jesuiten ähnlich, ohne jedoch deren Herrschsucht und politische Wirksamkeit zu theilen, haben sie sich zahlreich über Italien, Deutschland, Ungarn und Polen verbreitet und sich nicht geringe Verdienste um das katholische Schulwesen erworben. — Vergl. (Seyfert) „Ordensregeln der Piaristen" (Halle 1783. 2 Bde.) 63.

Piast, der Stammvater der ersten nach dem mythischen Zeitalter in Polen auftretenden Herrscherdynastie, ward nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 840 oberster Herzog oder König von Polen, regierte 50 Jahre und starb 120 Jahre alt. Aus den wunderbaren Erzählungen indeß über die Art seiner Gelangung zur Herrschaft und aus anderen Gründen läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß P. selbst noch zum Theil der Mythe angehört, wenigstens aber den Thron selbst nicht bestiegen, sondern nur seinem Stamme als Vater des ersten Herrschers (Ziemowit) den Namen (Piasten) gegeben hat. Das Geschlecht P.'s erlosch in den Herzogen von Schlesien, einer Nebenlinie, in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. Die polnische Hauptlinie selbst war schon 300 Jahre früher mit Kasimir dem Großen (s. d. Art.) im Mannsstamme ausgestorben (1370); weiblicher Seits aber blühte sie fort, indem Hedwig, die Erbtochter des von Elisabeth, einer Schwester Kasimir's, herstammenden Königs Ludwig (Anjou) an der Seite ihres Gemahles, Jagello von Litthauen, den Thron bestieg, im Jahre 1386. 22.

Piaster, lat. uncialis hispanicus; fr. piastre; engl. piaster; ital. piastra, ist I. eine in Indien, Spanien, Südamerika und in der Türkei gebräuchliche Rechnungs- und Silbermünze. 1 P. ist 1) in Ägypten = 40 Medini (Paras) = 11 Gr. 2 Pf. Conv. (die seit 1826 geprägten haben wegen ihres wenigen Silbergehaltes nur einen Werth von 2 Gr. 4 Pf. Conv.); 2) in Arabien = 80 Kabirs = 1 Thlr. 8 Gr. Conv.; 3) in Gibraltar = 12 Reales = 1 Thlr. 8 Gr. $6\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; 4) auf den ionischen Inseln entweder = 100 Cents = 1 Thlr. 9 Gr. 3 Pf. Conv. oder = 40 Paras = 4 Gr. 11 Pf. Conv.; 5) in Italien = 20 Soldi = 23 Gr. 6 Pf. Conv.; 6) in Ostindien = 2 Rupien = 1 Thlr. 5 Gr. $\frac{3}{4}$ Pf. Conv.; 7) auf den Philippinen = 8 Silberreales = 1 Thlr. 9 Gr. $2\frac{1}{4}$ Pf. Conv.; 8) in den südamerikanischen Freistaaten = 8 Silberreales = 1 Thlr. 5 Gr. 1 Pf. Conv.; 9) in der Türkei = 40 Paras = 11 Gr. $1\frac{9}{10}$ Pf. Conv. Die hier ausgeprägten Silberpiaster von 1760 aus 10 Loth $7\frac{1}{3}$ Grän feinem Silber haben einen Werth von 17 Gr. 2 Pf. Conv., von 1780 aus 8löthigem Silber von 12 Gr. $4\frac{3}{4}$ Pf. Conv., von 1790 aus $7\frac{2}{3}$löthigem Silber 8 Gr. 4 Pf. Conv., von 1820 aus $7\frac{1}{4}$löthigem Silber 5 Gr. $11\frac{1}{2}$ Pf. Conv. Jetzt aber ist der innere Werth so gering, daß derselbe nur noch 2 Gr. $9\frac{1}{4}$ Pf. Conv. beträgt. 1 Piasterstücke heißen Grusche oder Tarolo; $1\frac{1}{2}$ Piasterstücke Almischlek oder Doppel-Solota; 2 Piasterstücke Ikilik oder Ikigrusch; $2\frac{1}{2}$ Piasterstücke Juspara oder Juslik und 4 Piasterstücke Karagrusch. — Goldpiaster, Fonduk, Fondukli, türkische Zechine aus 19 Karat 3 Grän feinem Golde, enthält $17\frac{1}{4}$ holl. Aß an Gewicht und einen Werth von 2 Thlr. $7\frac{2}{3}$ Gr. in Golde. 10) Auf den britischen Bahamainseln = 6 Schilling = 1 Thlr. 1 Gr. $2\frac{1}{4}$ Pf. Conv.; 11) auf der dänischen Insel St. Croix = 8 Reales = 21 Gr. 9 Pf. Conv.; 12) auf den niederländischen Inseln St. Eustaz, Curassao rc. = 8 Reales = 1 Thlr. 2 Gr. $5\frac{3}{5}$ Pf. Conv.; 13) auf der schwedischen Insel St. Barthelemi = 11 Escalins = 1 Thlr.

8 Gr. 3 Pf. Conv. II. Ein auf den spanischen Philippineninseln gebräuchliches Gewicht = $\frac{1}{8}$ Mark Silber = 562$\frac{1}{4}$ holl. Aß. 33.

Piazetta (Giambattista), ein berühmter italienischer Historienmaler venetianischer Schule, geb. 1682 zu Venedig, erhielt den ersten Unterricht von Molineri, einem nur mittelmäßigen Künstler, bildete sich aber später in Bologna durch das Studium der Carracci, Ribeira's und anderer tüchtiger Meister einen eigenthümlichen großartigen Styl, als dessen charakteristisches Merkmal der schärfste Contrast zwischen Licht und Schatten zu betrachten ist. In der Ausführung jedoch war P. so über die Maßen keck, daß jetzt die Schattenpartien seiner Gemälde völlig verdunkelt sind, während die Lichter ganz vergelbt erscheinen. Unter der nicht eben großen Anzahl seiner Werke, an denen man besonders die Köpfe sehr rühmt, wird eine Enthauptung Johannes (in Padua) für eines der vorzüglichsten gehalten. Übrigens erwarb sich dieser Künstler großes Verdienst durch seine „Studj di pittura", welche im Jahre 1760 bekannt gemacht wurden; auch lieferte er die Zeichnung zu Albrizzi's Ausgabe des befreiten Jerusalem (1745). Er starb d. 24. April 1754. 36.

Piazza ist der Name mehrerer italienischer Maler. — Callisto P., geb. zu Lodi gegen das Ende des XV. Jahrh., war einer der besten Schüler Titian's, malte aber auch in Barbarelli's Geschmack, ohne in dessen Fehler zu verfallen. Unter seine gelungensten Arbeiten rechnet man eine heilige Jungfrau in der Mitte mehrerer Heiligen (zu Brescia) und eine Hochzeit zu Kana (in Mailand). Die meisten seiner Werke, darunter treffliche Fresken, befinden sich in Crema, Codogni, Lodi, Brescia und Mailand. — Das Todesjahr P.'s ist unbekannt. — Paolo P., geb. 1557 zu Castel franco, ein Schüler Palma's des Jüngern, arbeitete, auch noch als er Capuciner geworden war, Vieles für den Papst Paul V. und Venedig. Man hat von diesem geschickten Meister meist Frescogemälde, deren einige in Rom befindlich sind und von Kennern sehr hochgehalten werden, unter ihnen eine Abnahme vom Kreuze (auf dem Capitole). P. starb 1621. — Andrea P., sein Neffe, hat sich ebenfalls als tüchtigen Frescomaler bekannt gemacht. 36.

Piazzi (Giuseppe), geb. zu Ponte im Veltlin den 16. Juli 1746, der größte unter den neueren Astronomen Italiens, widmete sich zuerst dem geistlichen Stande, trat 1764 zu Como in den Theatinerorden, legte 1765 seine geistlichen Gelübde ab und ward hierauf nach Turin und später nach Rom geschickt, wo er sich bei dem Minoriten Franc. Jacquier in seinem Lieblingsstudium, der Mathematik, ungemein ausbildetete. Nachdem er in Genua und dann zu Rom Professor der Philosophie und Theologie gewesen war, ging er nach Malta als Professor der Mathematik, nahm aber, da der Großmeister, Emanuel Pinto, bald starb, zu Ravenna eine Professur der Philosophie an, die er bis 1781 verwaltete, wo er als Professor der Astronomie an die Universität Palermo berufen wurde. Von dieser Zeit an begann seine ausgezeichnete astronomische Laufbahn. Er wendete sich an den König von Neapel, der die Erbauung einer Sternwarte und den Ankauf nöthiger Instrumente auf königliche Kosten gern genehmigte, und erhielt den Auftrag, europäische Astronomen und Sternwarten zu besuchen und in England die Instrumente zu bestellen. P. ging nun zuerst 1787 nach Paris, übte sich unter Lalande in der praktischen Astronomie, hielt sich 1788 in London auf, wo er bei Ramsden seinen, nachher so berühmt gewordenen fünffüßigen Meridiankreis bestellte und 1789 im August erhielt, und trat dann seine Rückreise nach Sicilien wieder an. Den 4. Sept. 1789 endlich mit seinen neuen Instrumenten in Palermo angelangt leitete er nun den Bau der Sternwarte (s. Hindenburg, „Archiv der reinen und angewandten Mathematik", Bd. I. S. 488 ff.) unter vielen Schwierigkeiten dennoch so geschickt, daß er bereits am 11. Mai 1791 seine größeren praktisch-astronomischen Arbeiten auf dem neuen Observatorium anfangen und die ersten Früchte seiner Beobachtungen in dem Werke: „Della specola astronomica de'regij studj di Palermo libri

quattro di **G. Piazzi**" (1792—1794) darlegen konnte. Nun verwandte P. mehrere Jahre zu vielen Beobachtungen über gerade Aufsteigungen und Declinationen der Fixsterne, um einen großen und genauen Sternkatalog entwerfen zu können. Da er hierbei es sich zur Pflicht gemacht hatte, jeden Stern, selbst alle unter sechster Größe, wenigstens ein paarmal zu beobachten, so war es ihm auf diese Weise auch gelungen, am 1 Jan. 1801 im Stier die Ceres zu entdecken, welchen neuen Planeten er bis zum 11. Febr. beobachtete, wo er sehr krank wurde. Seine Entdeckung und Beobachtungen der Ceres machte er in zwei kleinen Schriften bekannt: „**Risultati delle osservazioni della nuova stella scoperta etc.**" (Palermo 1801) und „**Della scoperta del nuova pianeta Cerere etc.**" (Palermo 1802). Der König von Neapel belohnte P.'s Verdienste durch eine Gehaltsvermehrung von 50 Louisd'or und durch Bewilligung einer Summe zum Ankaufe eines Äquatorials. Darum blieb auch P. aus Dankbarkeit in Palermo, als er kurze Zeit darauf als erster Astronom und Director der Sternwarte nach Bologna berufen ward, und gab 1803 die Resultate seiner 10jährigen Fixsternbeobachtungen in dem Kataloge: „**Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae**" (Panormi 1803) heraus. An Größe, Ausdehnung und Genauigkeit ließ dieses Sternverzeichniß alle bisherigen weit hinter sich zurück. Im Jahre 1806 erschien sein berühmtes „**Libro sesto del Reale Osservatorio di Palermo**" (der dritte Theil des 1792 und 1794 herausgegebenen Werkes). — Eine Gradmessung, die P. in Sicilien veranstalten wollte, kam leider nicht zur Ausführung. — Seit 1807 wandte sich P. nun auch der rechnenden und physischen Astronomie zu. — Er starb den 22. Juli 1826 zu Neapel, wohin er sich auf einer Erholungsreise begeben hatte. 13.

Picard (Jean), ein französischer Astronom, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, war nach Einigen Rechtsgelehrter zu Paris, nach Anderen Prior zu Rilli in Anjou, wurde 1666 Mitglied der Akademie und 1671 von Ludwig XIV. nach Uranienburg auf der dänischen Insel Huen geschickt, um die wahre Lage der berühmten Sternwarte Tycho's auszumitteln, da sie 1601 zerstört worden war. Als P. nach einer reichen geographischen Ernte wieder nach Paris zurückgekehrt war, wurde er 1679 mit Lahire nach Languedoc, 1679 nach dem westlichen Frankreich und 1680 nach Bayonne geschickt, um Beobachtungen und Vermessungen Behufs besserer Landcharten anzustellen. Später bereiste er zu gleichem Endzwecke die nördlichen Küsten von Bretagne, die Normandie, Picardie und Flandern. Im Jahre 1681 überreichte er Colbert zuerst ein Memoire, in welchem er alle bisher üblichen Methoden der Ländervermessungen genau durchging und ihre wesentlichen Mängel bewies, und zuletzt schlug er (als der Erste) die Methode vor, ein ganzes Land (Frankreich) in ein zusammenhängendes trigonometrisches Netz zu legen, dieses nach astronomischen Beobachtungen zu orientiren, auf einen beständigen Meridian und dessen Perpendikel zu reduciren und nachher mit dem typographischen Detail ausfüllen zu lassen. P., welcher in demselben Jahre noch mit Lahire die Orte St. Malo, Cherbourg, Calais und Dünkirchen astronomisch bestimmte, bediente sich schon seiner Methode, um die Länge von St. Michel trigonometrisch herzuleiten und einen Bogen des Meridians in der Gegend von Amiens genau zu messen. Überhaupt hat P., wie fast Keiner vor ihm, so unermüdet an Ortsbestimmungen und an der Verbesserung der französischen Charten gearbeitet. Seine Schriften finden sich in den „Memoiren der Akademie" (Bd. VI. und VII.). 13.

Picard (Louis Benoit), bekannter französischer Schriftsteller, 1769 zu Paris geboren, fühlte sich allem ernsteren Studium abhold und durch Andrieux und Colin d'Harleville angespornt mit heftiger Neigung zur dramatischen Poesie hingezogen und da seine ersten Versuche nicht ohne Beifall aufgenommen wurden, arbeitete er nun rüstig fort und ward bald mit dem Namen „**petit Molière**" geehrt.

Später übernahm er die Direction des Odeon und trat zugleich selbst als Schauspieler auf, als welcher er nicht ungern gesehen ward, aber bald wieder abtrat. Nachdem er 1807 in die französische Akademie aufgenommen worden war, übertrug ihm Napoleon die Direction der großen Oper; 1816 übernahm er aber das Odeon wieder und, als dieses 1818 abbrannte, wurde ihm das Theater Favart überlassen, bis das Odeon am 2. Oct. 1819 wieder eröffnet werden konnte. Jetzt erhielt auch P. die Erlaubniß, dieselben Stücke wie das théâtre français aufzuführen, wodurch das Odeon sehr gewann und als second théâtre français anerkannt ward. P. starb den 31. Dec. 1828. — Seine Theaterstücke, meist Lustspiele, gehören der alten komischen Schule an und zeichnen sich durch lebhaften Dialog, treffenden Witz und schöne Anordnung der einzelnen Partien aus; bewegen sich aber fast durchgehends nur in dem Kreise des gewöhnlichen Lebens, dessen Darstellungen oft vortrefflich sind. Sie sind gesammelt in den „Oeuvres de P." (Paris 1822. 8 Voll.), auch durch Iffland, Th. Hell u. A. zum Theil für deutsche Bühnen bearbeitet worden. — P. versuchte sich auch im Romane und gilt, obwohl er ebenfalls sich stets in niederer Sphäre bewegt, in demselben für einen der besten Sittenmaler. 16.

Picarden, s. Adamiten.

Picardie, s. Frankreich.

Picart, zwei französische Kupferstecher. — Etienne P., genannt le Romain, geb. 1631 zu Paris, erhielt seine Ausbildung während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien, ward nach seiner Rückkehr Mitglied der Akademie der Malerei und arbeitete meist Blätter für das königliche Cabinet, unter ihnen mehrere nach Correggio. Im Jahre 1710 begab er sich nach Holland und starb 1721 zu Amsterdam. — Seine Arbeiten zeichnen sich durch große Genauigkeit in der Ausführung aus, leiden aber fast alle an einer gewissen Härte, die ihren sonst bedeutenden Werth zum Theil schmälert. — Bernard P., des Vorigen Sohn, geb. 1663 zu Paris, bildete sich theils nach seinem Vater, theils durch das Studium berühmter Meister zu einem tüchtigen Kupferstecher und Zeichner. Er arbeitete nach verschiedenen Meistern, z. B. Rembrandt, Guido u. A., Vieles aber auch nach seinen eigenen Zeichnungen, die hinsichtlich der Feinheit und Correctheit nichts zu wünschen übrig lassen. Leider gerieth er später, als er seinen Vater nach Holland begleitet hatte, aus Liebe zum Gewinn auf Abwege und arbeitete für Kunsthändler ohne Unterschied Alles, was ihm aufgetragen wurde, natürlich aber ziemlich schnell und leichtfertig. Dessenungeachtet werden seine Blätter von Kennern und Liebhabern sehr geschätzt. Unter die vorzüglichsten rechnet man einen Kindermord nach seiner eigenen Zeichnung, ferner die Stiche zu Bernard's und Martinière's „Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations" und mehrere Portraits. P. starb im Jahre 1733 zu Amsterdam. 36.

Piccini (spr. Pitschini) (Nicolo), einer der gefeiertsten italienischen Operncomponisten des XVIII. Jahrh., der Hauptrepräsentant der italienischen Schule, ward im Jahre 1728 zu Bari im Königreiche Neapel geboren. Dem Wunsche seines Vaters gemäß widmete er sich anfangs ausschließlich wissenschaftlichen Studien; allein sein bald entschieden hervortretendes Talent zur Musik ließ so Großes hoffen, daß er die Erlaubniß erhielt, sich als Schüler in das Conservatorium di Santo-Onufrio aufnehmen zu lassen. Hier studirte er unter der Leitung Leo's (s. d. Art.), dessen Aufmerksamkeit er durch einige glückliche im Geheim gemachte Versuche im Componiren auf sich gezogen hatte, 12 Jahre lang mit dem größten Eifer und glücklichsten Erfolge und trat hierauf mit der komischen Oper „Le donne dispettose" zum ersten Male öffentlich auf. Ermuthigt durch den Beifall, welchen dieselbe gefunden hatte, brachte er bald darauf eine zweite: „Il curioso del proprio danno" und 1756 eine ernste Oper: „Zenobia" zur Aufführung. Jetzt war sein Beruf entschieden; schon nannte man in Italien seinen Namen mit Ach-

tung und bereits im Jahre 1758 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Rom. 15 Jahre lang beherrschte er hier förmlich das Theater; alle Versuche, ihm die Gunst des Publicum zu rauben, waren vergeblich und kaum wollte man noch irgend eine andere Oper anhören. In diese Zeit, die fruchtbarste des Componisten, fällt seine „Cecchina" (bekannter unter dem Namen „La buona figliuola") und die „Olympiade", zwei Meisterwerke, welche Alles, was bisher die italienische Opernmusik geleistet hatte, übertrafen und seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel erhoben. Doch gelang es zuletzt einer ihm feindlich gesinnten Partei, seinem Nebenbuhler Anfossi einen Theil der öffentlichen Gunst zuzuwenden und selbst es dahin zu bringen, daß eine seiner Opern förmlich durchfiel. Hart davon berührt begab sich P. augenblicklich nach Neapel zurück, wo er mit ungetheiltem Enthusiasmus aufgenommen wurde und für seine erste Oper, die er zur Aufführung brachte („I viaggianti"), den stürmischsten Beifall erhielt. Während dieser Zeit waren ihm von Frankreich aus glänzende Anerbietungen gemacht worden und er glaubte dieselben um so weniger ausschlagen zu müssen, als sie von der Königin Maria Antoinette selbst ausgingen. Er begab sich somit im Jahre 1776 nach Paris, wo damals Gluck auf dem Gipfel seines Ruhms stand. Veranlaßt von den Gegnern desselben, besonders von dem der Musik gänzlich unkundigen Marmontel, unternahm er die Composition einer Oper von Quinault „Roland" und brachte sie im Jahre 1778 zur Aufführung. Je größer der Beifall war, den dieselbe bei den Gegnern Gluck's fand, desto heftiger dagegen wurde die Erbitterung der Gluckisten und es begann jener famöse Streit der Parteien, welcher alle andere Interessen fast in den Hintergrund drängte und mit der größten Animosität noch fortdauerte, als sich Gluck und P. persönlich längst ausgesöhnt hatten. Obwohl P. in dem Wettkampfe, welchen er mit Gluck in der Composition der „Iphigenie in Tauris" versuchte, überwunden wurde, so wäre er doch, da Gluck damals Frankreich verließ, unbezweifelt ohne Nebenbuhler geblieben, wenn nicht Sacchini um diese Zeit erschienen wäre und einen Theil der öffentlichen Gunst an sich gerissen hätte. Doch erndtete er für seine Opern: „Atys," „Didon," „Diane et Endymion", „Pénélope," „Le dormeur éveillé" und „Le Faux-Lord," die er damals componirte, ungetheilten Beifall. Im Jahre 1782 ward er Director der königlichen Gesangschule; als er aber beim Ausbruche der Revolution seinen Gehalt einbüßte, begab er sich nach Neapel zurück, wo er sogleich vom Könige eine ansehnliche Pension erhielt. Doch wurde er jacobinischer Gesinnungen verdächtig, verlor die Gunst des Hofs und gerieth in großen Mangel, den ein Engagement in Venedig (1798) nur wenig linderte. Endlich begab er sich mit Pässen versehen im Jahre 1799 wieder nach Frankreich, wo er eine Stelle am Conservatorium erhielt. Doch ging er bereits seiner Auflösung entgegen. Sie erfolgte am 7. Mai 1800 zu Passy. — Vergl. Ginguené's „Notice sur la vie et les ouvrages de Piccini" (Paris 1801). Die Zahl der Arbeiten P.'s beträgt mehr als 150, von denen sich nur „Didon" noch auf dem Repertoir erhalten hat. Das Charakteristische in der Musik dieses trefflichen Künstlers ist Anmuth der Melodie, Klarheit der Harmonie und Eleganz in der Form; dagegen entbehrt sie fast immer dramatischen Schwungs und jener Hoheit, die in der Gluck'schen Musik vorherrschend ist. 36.

Piccolomini (Octavio), deutscher Reichsfürst, Herzog von Amalfi, Ritter des goldenen Vließes und kaiserlicher Feldmarschall, stammte aus einem der ältesten Geschlechter Italiens, welches anfangs in Rom, später in Siena lebte und wurde im Jahre 1599 geboren. Er widmete sich von früher Jugend an dem Kriegsdienste, stand anfangs unter den spanischen Truppen in Mailand und ging dann mit dem Regimente, welches der Großherzog von Florenz dem deutschen Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sandte, nach Deutschland. In der Schlacht bei Lü-

zen soll er das Regiment, gegen welches Gustav Adolph persönlich focht, angeführt haben. Im Jahre 1634 wurde er von Wallenstein zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt und vertheidigte als solcher die Salzburger Pässe, welche nach Italien führten. Durch Verrätherei trug er zum Sturze Wallenstein's bei, dessen Güter er zum Theil erhielt. Nach der Schlacht bei Nördlingen kämpfte er mit Isolani in Würtemberg und am Main, kam im Jahre 1635 dem Könige von Spanien gegen die Franzosen in den Niederlanden zu Hülfe und vertrieb sie aus dem Lande. Eben so glücklich kämpfte er gegen die Schweden, eroberte Hörter und entsetzte im Jahre 1634 die Stadt Freiberg in Sachsen, welche von den Schweden belagert wurde. Der König von Spanien erbat sich ihn hierauf von dem deutschen Kaiser zum Feldherrn, in welcher Stellung er gegen Franzosen und Holländer mit Glück kämpfte und dafür mit dem Orden des goldenen Vließes belohnt wurde. Als aber im Jahre 1648 die Schweden wieder siegreich in Böhmen vordrangen, rief ihn der Kaiser aus spanischen Diensten zurück und ernannte ihn zum Feldmarschall; allein der in demselben Jahre geschlossene westphälische Friede hinderte ihn sich ferner als Feldherr auszuzeichnen. Bei dem Convent zu Nürnberg im Jahre 1649 trat er als kaiserlicher Generalbevollmächtigter auf, um für die Vollstreckung des Friedens zu sorgen, wurde hierauf in den Reichsfürstenstand erhoben und erhielt von dem König von Spanien das Fürstenthum Amalfi zurück, was seine Vorfahren besessen hatten. Er starb am 10. Aug. 1656 zu Wien. Da er keine Kinder hinterließ, so fielen seine Besitzungen an den Enkel seines Bruders. Sein in Schiller's Wallenstein genannter Sohn Mar ist eben so wie Wallenstein's Tochter Thekla eine erdichtete Person. 81.

Picēnus ager, das Gebiet der Picener, umfaßte im Alterthume den Landstrich Mittelitaliens, welcher zwischen dem adriatischen Meere und den Apenninen und den Flüssen Äsis (Esino) und Aternus (Pescara) sich erstreckt, die heutige Mark Ancona, mit den Hauptstädten Ancona und Asculum. Die tapferen Einwohner (Picener, Picenter) waren eins der ältesten Völker Italiens, verloren sich aber später unter den Römern. Nicht zu verwechseln damit sind die Picentiner in Lucanien und Campanien, welche im Bundesgenossenkriege (s. marsischer Krieg) von den Römern unterjocht wurden, die dann zu ihrer Niederhaltung die Feste Salernum erbauten. 37.

Pichegru (spr. Pisch'grü) (Charles), französischer General, am 16. Nov. 1761 im Jura-Departement geboren, wurde von seinem Vater, der hier Schullehrer war, zu einem Gelehrten bestimmt, da er schon früh ausgezeichnete geistige Anlagen zeigte. Die erste Unterweisung in den Wissenschaften empfing er von seinem Vater und im Collegium zu Arbois setzte er das Studium fort. Hiernächst machte P. seinen philosophischen Cursus bei den Minimen und zeichnete sich daselbst so aus, daß die Lehrer sich veranlaßt sahen, ihm die Repetitionsstunden in ihren Collegien zu Brienne zu übertragen. Bald wurde er von den Minimen zum wirklichen Lehrer der Mathematik mit einem Gehalte von 50 Louisd'or erhoben und soll, wie Einige behaupten, von diesen vermocht worden sein, bei einer Zulage von 300 Livres, das Ordenskleid zu nehmen, später aber einer Liebesintrigue wegen sich entfernt haben. Es ist indeß wahrscheinlicher, daß er nie dem Orden angehört, sondern schon früh in dem Artillerieregimente von Auxerre Dienste genommen habe. Seinen mathematischen Kenntnissen verdankte er die baldige Beförderung zum Sergeant; beim Ausbruche des nordamerikanischen Freiheitskrieges wurde er ebenfalls mit eingeschifft und benutzte diese Gelegenheit, sich als Soldat auszubilden und selbst mit dem Seedienste vertraut zu machen. Im Jahre 1790 kehrte er nach Frankreich zurück, avancirte zum Sergeant-Major, später zum Compagnieadjutanten und würde trotz seiner bürgerlichen Geburt bald eine Officierstelle erhalten haben, wenn nicht der Ausbruch der französischen Revolution dazwischen gekom-

men wäre. Doch auch diese fand an P. einen eifrigen Anhänger. Kurz nach dem Ausbruche derselben sehen wir ihn in Besançon, wo er zuletzt in Garnison stand, als den Präsidenten einer Volksversammlung und, als ein Bataillon Nationalgarden von Gard bei diesem Orte seinen Chef verlor, wurde er auf die Empfehlung der Clubbisten einstimmig zum Führer desselben erwählt. Nachdem es ihm gelungen war, seine Truppe einigermaßen zu discipliniren, führte er sie der Rheinarmee zu. Hier zeichnete er sich so aus, daß er im Jahre 1792 in den Generalstab versetzt, zum Obersten und Brigadegeneral avancirt und 1793 zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Rheinarmee. In dieser Armee waren alle Bande der militairischen Zucht und Ordnung gerissen und so wurde die ganze Kraft des Oberfeldherrn in Anspruch genommen, erst Ordnung und Subordination herzustellen, ehe er daran denken konnte, seine Waffen gegen den äußern Feind zu kehren. Seinem unerschütterlichen Muthe und seiner Ausdauer gelang diese schwierige Arbeit, der er gleichzeitig in taktischer Hinsicht das in Amerika kennen gelernte Tirailleursystem beifügte, und hierdurch sowohl, als auch durch den glücklichen Gebrauch, den er von seiner reitenden Artillerie zu machen wußte, seinen Mangel an Cavallerie, der bei der trefflichen Reiterei seiner Gegner um so fühlbarer werden mußte, bei allen seinen spätern Unternehmungen so glücklich zu ersetzen. Der erste Angriff, welchen er auf die Östreicher unternahm, mißlang zwar, als er jedoch denselben am 23. Dec. 1793 wiederholte, war der Erfolg glücklicher, indem er stürmend und unter der tapfersten Gegenwehr sich der Linien von Hagenau bemächtigte und kurz darauf Landau entsetzte und Lauterburg einnahm. Im Jahre 1794 erhielt er den Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee, welche derselben Reorganisation bedurfte wie die Rheinarmee. Als der Angriff auf das feindliche Centrum, welches der Prinz von Coburg commandirte, unüberlegt von dem Wohlfahrtsausschusse befohlen, mißlungen war, ließ P. auf eigene Gefahr eine Abtheilung seines Heeres nach Westflandern rücken, gewann dadurch die Flanke des Feindes, erfocht vom 26. bis 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcastel und Menin, zwang Clairfait zum eiligen Rückzuge, schlug dann die vereinte Macht der Prinzen von Coburg und York am 18. Mai zwischen Courtray und Menin, und diesen Siegen folgte am 12. und 13. Juni die Schlacht in der Nähe von Ypern, wo er den östreichischen General Clairfait aufs Haupt schlug und so Westflandern in die Hände der Franzosen brachte. Nachdem nun bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfochten hatte, überschritt P. die Schelde, trennte dadurch die Verbindung zwischen Clairfait und der englischen Armee, nahm Brügge, Ostende, Gent und Oudenaarde ein und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy theils belagern, theils berennen. Er selbst rückte hierauf gegen Mecheln und schlug den 16. und 17. Juli die vereinte Armee der Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im Sept. die Engländer über die Maas zurück und besetzte nach einer 3wöchentlichen Belagerung das feste Herzogenbusch. Am 19. Oct. erfocht er bei Puhlbach einen abermaligen Sieg über die Engländer, besetzte in Folge desselben Hulst, Axel, Sas de Grand und Nimwegen und schloß Grave ein. Den grausamen Befehl des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben und die Garnisonen der Plätze, wenn sie sich nicht sofort ergeben würden, bei deren Eroberung über die Klinge springen zu lassen, suchte der menschlicher gesinnte P. durch List zu umgehen. Am 2. Jan. 1795 überschritt P. mit seinem Heere die zugefrorene Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinsel und das Fort St. Andreas mit Sturm und blokirte Breda. So war denn ganz Holland unterworfen, der Erbstatthalter floh nach England, die holländische Armee ging aus einander, die Engländer schifften sich ein und P. hielt seinen triumphirenden Einzug in Dortrecht und Amsterdam. Nach diesem glanzvollen Feldzuge übertrug ihm der Convent neben dem Commando der Nordarmee

unter Moreau und der Moselarmee unter Jourdan noch den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, von wo er jedoch schon im April 1795 abberufen wurde, um die Stadtcommandantur in Paris zu übernehmen. Seine Dispositionen und kräftigen Maßregeln trugen viel dazu bei, die Terroristen von den blutigen Versuchen abzuhalten und zu hindern, sich ihrer alten Gewalt wieder zu bemeistern. Auf seinen Antrag kehre er indeß bald wieder zur Rheinarmee zurück; nun änderte er aber plötzlich seine politischen Gesinnungen, indem er den Republicanismus mit dem Royalismus vertauschte. Den Bourbons war dieser Wechsel nicht fremd geblieben und durch Vermittelung des Buchhändlers Fauche-Borel und eines gewissen Montgaillard traten sie mit ihm in Verbindung. Die Einigung mit dem Prinzen Condé über die zu ergreifenden Maßregeln ließ aber die beste Zeit zu Unternehmungen verstreichen, während welcher Montgaillard auftrat und durch Darlegung der ganzen Correspondence dem Convent den Verrath P.'s entdeckte. Das neue Directorium hielt es nicht für rathsam, den Liebling der Armee und des Volkes sofort zur Rechenschaft zu ziehen, sondern suchte ihn vorläufig dadurch zu entfernen, daß es ihm die Gesandtschaft nach Schweden übertrug, die jedoch P. nicht annahm, sondern sich nach Arbois zurückzog und daselbst mehrere Monate im Kreise seiner Familie lebte. Im März 1797 wurde er von den Wählern des Juradepartements zum Volksrepräsentanten bei dem Rathe der Fünfhundert gewählt und in der ersten Sitzung desselben zum Präsidenten ernannt. Ungeachtet seiner Vorträge, welche die Reorganisation der Nationalgarde betrafen, das Verfahren tadelten, von der italienischen Armee Truppen nach Frankreich zu ziehen, und sich auf die constitutionellen Grenzen des gesetzgebenden Körpers bezogen, und ungeachtet des allgemeinen Beifalls, den er sich dadurch erwarb, war er doch nicht im Stande, den Furchtsamen Muth einzuflößen und in die royalistische Partei Einheit zu bringen und diese dahin zu vermögen, den ersten Angriff auf eine Faction zu unternehmen, die sie Alle zu vernichten drohete. So geschah es denn, daß am 4. Sept. 1797 P. mit seinen Anhängern aufgehoben, in den Tempel gebracht und von dem Directorialtriumvirate verurtheilt wurde, nach Cayenne transportirt zu werden. Der Agent des Directorium, welcher die Verbannten hier empfing, wies ihnen zum Aufenthalte die ungesunden Wüsten von Sinamari an, von wo es P. gelang, nachdem bereits mehrere seiner Gefährten dem ungesunden Klima unterlegen waren, mit Willot, Barthélemy, Ramel und einigen Anderen auf einer Barke zu entfliehen und nach einer gefahrvollen Fahrt auf der holländischen Colonie Surinam zu landen. Von hier aus schiffte sich P. nach England ein, wo er von den Prinzen und Ministern des bourbonischen Hauses eine ausgezeichnete Aufnahme fand, doch bald nach Deutschland übersetzte und beim Beginne des Feldzuges von 1799 sich der Armee des russischen Generals Korsakow, welche in der Schweitz agirte, anschloß. Nach dem Rückzuge der Russen und dem Friedensschlusse zwischen Frankreich und Östreich lebte er noch einige Zeit in Deutschland; da er sich hier aber vor den Nachstellungen des französischen Directorium nicht sicher glaubte, so kehrte er wieder nach England zurück. Die früheren Verbindungen, in denen er mit den Bourbons stand, wurden wieder angeknüpft und in Folge dessen entwarf er mit dem ehemaligen Chef der Chouans, Georges Cadoudal, dessen Bekanntschaft er hier machte, den Plan, durch die Ermordung des ersten Consuls Buonaparte die Consularregierung in Frankreich zu stürzen. Verkleidet begaben sich Beide nach Paris und hofften eine große Partei und in Moreau einen thätigen Theilnehmer zu finden, fanden sich aber in ersterem getäuscht und Moreau's schwankender Charakter ließ denselben zu keinem Entschlusse kommen, so daß dadurch die Ausführung des Plans so lange verzögert wurde, bis die Polizei, von Fouché geleitet, hinter das ganze Geheimniß kam und plötzlich den Georges Cadoudal verhaftete und endlich durch den Verrath des Kaufmanns Leblanc auch P.

den Gensd'armes nach der hartnäckigsten Gegenwehr in die Hände fiel. Letzterer wurde nach dem vom Staatsrathe Real eingeleiteten Verhöre in den Tempel abgeführt und der Proceß gegen ihn, Georges und Moreau, der ebenfalls eingezogen war, instruirt. Ehe es jedoch bis zum Spruche gekommen war, fand man am 5. April P. erwürgt in seinem Gefängnisse. Wahrscheinlich hat derselbe sich mittelst seines seidenen Halstuches selbst erdrosselt und die Gerüchte, welche sich anfangs verbreiteten, daß Napoleon ihn habe foltern und nachher erdrosseln lassen, sind um so unwahrscheinlicher, als sein Vergehen, die bewiesene Verschwörung und der aufgedeckte Mordanschlag, dem ersten Consul Grund genug gaben, ihm in Folge eines gerichtlichen Urtheils gesetzlich den Tod geben zu lassen. P. war höchst uneigennützig und sehr menschenfreundlichen Charakters, welches er zu verschiedenen Malen gegen seine Gefangenen bewies. Als Feldherr hat er sein Vaterland gerettet und er legte den ersten Grund zu der späteren Größe desselben, so wie zu einer neuen Kriegskunst. Die neue französische Regierung hat seinem Andenken in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichten lassen. Bald nach seinem Tode erschien von Montgaillard ein „Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années III., IV., V. (1795, 1796, 1797)" welches viele Aufschlüsse über die Verbindung P.'s mit den Bourbons liefert. 61.

Pichler ist der Name mehrerer berühmter deutscher Künstler. — Johann Anton P., ein trefflicher Steinschneider, geb. im Jahre 1700 zu Brixen in Tyrol, widmete sich anfangs nach dem Willen seines Vaters dem Handel, fand jedoch keinen Geschmack daran und beschäftigte sich seiner Neigung folgend ausschließlich, doch ohne einen Lehrer zu haben, mit Zeichnen und Modelliren. Ein böhmischer Künstler, Namens Ziegler, gab ihm hierauf Unterricht im Graviren, worin er in Kurzem bedeutende Fortschritte machte. In Neapel, wo P. bei einem Goldschmidt als Metallgraveur Condition genommen hatte, erregte er Aufsehen und wurde von einem Kenner veranlaßt, sich im Steinschneiden zu versuchen. Bald erwarb er sich auch so große Geschicklichkeit darin, daß er selbst vom Hofe wichtige Aufträge erhielt und überhaupt mit Arbeiten überhäuft wurde. Im Jahre 1743 ließ sich P. in Rom nieder und hier starb er im Jahre 1779. — Johann von P., des Vorigen Sohn, geb. den 1. Jan. 1734 zu Neapel, widmete sich unter seines Vaters Leitung ebenfalls der Steinschneiderei und studirte besonders mit anhaltendem Eifer die Antike. Kaum 14 Jahre alt schnitt er bereits einen Hercules im Kampfe mit dem nemeischen Löwen, welcher die allgemeine Bewunderung aller Kunstkenner erregte und ihm eine Menge Aufträge von allen Seiten her verschaffte. Vom Kaiser Joseph während dessen Anwesenheit in Rom bemerkt erhielt er vorzüglich wegen eines trefflich gelungenen Portraits desselben den Antrag, sich in Wien niederzulassen und, als er dieß ausschlug, das Adelsdiplom. Er starb den 25. Jan. 1791 mit dem Ruhme, in seinem Fache der vollendetste Künstler des XVIII. Jahrh. gewesen zu sein. Unter seinen Arbeiten, die häufig von den Antiken nicht unterschieden werden konnten und daher als solche verkauft wurden, rühmt man vorzüglich eine Sammlung von Gravuren nach den Werken Raphael's im Vatican. — Johann Peter P., geb. 1765 zu Botzen, hat sich als Kupferstecher rühmlich ausgezeichnet und vorzüglich in der Schabkunst Treffliches geleistet. Er starb im Jahre 1806. — Zwei andere Künstler dieses Namens, Anton und Johann P., sind als Steinschneider bekannt worden, ohne jedoch Ausgezeichnetes geleistet zu haben. 36.

Pichler (Karoline von), eine beliebte deutsche Romanschriftstellerin, am 7. Sept. 1769 zu Wien geboren, erhielt in dem Hause ihres Vaters, des Hofraths von Greiner, welches als Sammelplatz der gebildetsten Männer der Hauptstadt galt, eine sehr sorgfältige Erziehung und entwickelte durch den Umgang mit Denis, Metastasio, Mastalier, Haschka, Alxinger, Maffei, Leon, Ratschky,

Blumauer und anderen Hausfreunden ihr nicht gewöhnliches Talent. Nebst der lateinischen erlernte sie die französische, italienische und englische Sprache mit großer Leichtigkeit und wagte auch manche poetische Versuche. Dabei versäumte sie nicht die Pflichten einer guten Hausfrau kennen zu lernen, welche sie bald durch ihre eheliche Verbindung mit dem Regierungsrathe Andreas Pichler (1796) zu üben Gelegenheit fand. Erst auf Anrathen ihres Gatten trat Karoline mit ihren „Gleichnissen" (Wien 1800. 8.), welche nicht ungünstig aufgenommen wurden, als Schriftstellerin hervor. Seitdem dauerte ihr schriftstellerisches Wirken ununterbrochen fort und neben vielem Mittelgute floß auch manches Vorzügliche aus ihrer fruchtbaren Feder. Tiefes, wohlwollendes Gemüth, Gefühl für alles Edle und Gute, besonnener Verstand und ein ruhiger, mäßiger Styl zeichnen die meisten ihrer Leistungen aus. Den größten Beifall fand der sinnige, einzelne Charaktere und Situationen trefflich schildernde Roman „Agathokles" (Wien 1808. 3 Thle. 8.). Außer diesem sind noch zu nennen: „Leonore" (Eb. 1804. 2 Thle. 8.); „Frauenwürde" (Eb. 1808. 4 Thle. 8.); „Die Grafen von Hohenberg" (Leipzig 1811. 2 Thle. 8.); „Die Nebenbuhler" (Wien 1821. 2 Thle. 8.); „Die Belagerung Wiens im Jahre 1683" (Eb. 1824. 3 Thle. 8.); „Die Schweden in Prag" (Eb. 1827. 3 Thle. 8.); „Die Wiedereroberung von Ofen" (Eb. 1829. 2 Thle. 8.); „Friedrich der Streitbare" (Eb. 1831. 4 Thle. 8.); „Henriette von England" (Eb. 1832. 2 Thle. 8.) und „Elisabeth von Guttenstein" (Eb. 1835. 3 Thle. 8.). Den geschichtlichen Roman versuchte Karoline P. auf Anrathen des Freiherrn v. Hormayr, welcher sie veranlaßte, sich vorzüglich mit der Geschichte Östreichs zu beschäftigen und die Gegenstände ihrer Arbeiten aus derselben zu wählen. Von weit geringerer Bedeutung sind ihre dramatischen Versuche („Germanicus," 1813; „Heinrich von Hohenstaufen," 1813; „Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen," 1816); und ihre Gedichte („Idyllen," Wien 1803. 8.; „Ruth," Eb. 1805. 8.; „Biblische Idyllen," Leipz. 1812. 8.). „Sämmtliche Werke" (Wien 1820—1835. 49 Bde. 8.). 67.

Pickelhäring, s. Harlekin.

Picten, s. Großbritannien (Schottland).

Pictenmauer oder **Pictenwall** war eine große Mauer, welche der römische Feldherr Agricola an der Grenze zwischen England und Schottland aufführen ließ, um den Einfällen der Picten zu wehren. Sie war 12 Fuß hoch und 8 Fuß dick, mit einzelnen von Soldaten besetzten Thürmen versehen und ging von dem jetzigen Newcastle (oder auch erst von Herham am Tyne) in Northumberland quer durch das Land bis an die Westküste (bei Carlisle). Öfters zerstört und wieder aufgebaut wurde sie endlich 431 nach Chr. aufs Neue von den Picten zerstört und blieb seitdem Ruine, von welcher sich noch einige unbedeutende Spuren finden. 37.

Pictet (Marcus August), ein bekannter Physiker der neueren Zeit, 1752 zu Genf geboren, war der Schüler des berühmten de Saussure und folgte diesem in der Professur der Philosophie 1786 nach. Obschon fast ausschließend mit den Naturwissenschaften beschäftigt, blieb ihm doch die Politik nicht fremd und 1798 befand er sich bei den Deputirten, welche die Vereinigung Genfs mit der französischen Republik nachsuchten. Nach seiner Zurückkunft war er einer der fünfzehn Bürger, welche zur Regulirung der Staatsschuld und zur Verwaltung des zur Unterhaltung des protestantischen Gottesdienstes und des öffentlichen Unterrichts bestimmten Fonds ernannt wurden. Als Mitglied des Tribunats (1802) und als Secretair dieser Behörde (1803) hielt er mehrere in das Fach der Staatsökonomie einschlagende wichtige Reden über die Mauth und den Straßen- und Canalbau. Er stimmte sowohl für das lebenslängliche Consulat, als auch für die Erhebung des ersten Consuls zum Kaiser und ward dafür nach Aufhebung des Tribunats (1807) von diesem zu einem der funfzehn Generalinspectoren der Universität ernannt.

Nach der Restauration ließ er sich zu Genf nieder, wo er als Präsident der Akademie zur Beförderung der Künste mit rastloser Thätigkeit wirkte und wo er am 18. April 1825 starb. Außer der „Bibliothèque britannique" (seit 1816 „Bibliothèque universelle"), welche er mit Maurice, dem Maire von Genf, und seinem Bruder Charles Pictet seit 1796 herausgab und zu deren Förderung er 1803 eine Reise nach England, die unter dem Titel „Voyage de trois mois en Angleterre, en Ecosse et en Irlande" (deutsch, Wien 1804. 8.) erschien, unternahm, besitzen wir von ihm noch mehrere Werke, unter welchen der „Essai sur le feu" (Par. 1798. 8., deutsch von S. J. Kapf, Tüb. 1790. 8.) das bekannteste ist, und einige Übersetzungen aus dem Englischen. — Sein jüngerer Bruder, Charles Pictet de Rochemont, 1755 zu Genf geboren, diente zuerst in der Schweizergarde und zog sich dann in seine Vaterstadt zurück, wo er mehrere Staatsämter bekleidete und beinahe als Opfer der Genfer Revolution gefallen wäre. Nach der Restauration ward er mit einigen wichtigen Sendungen beauftragt und lebte dann fast ausschließend literarischen Arbeiten und der Landwirthschaft. Er starb am 27. Dec. 1824 zu Genf. Von seinen Werken nennen wir nur: „Tableau de la situation actuelle des Etats-Unis d'Amérique" (Par. 1795—1796. 2 Voll. 8.); „Traité des assolemens ou l'art d'établir les rotations des récoltes" (1801. 8.) und „Faits et observations concernant la race des mérinos d'Espagne à laine superfine" (1802. 8., deutsch, Wien 1808. 8.). 66.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, war der Sohn des Saturnus und Gemahl der Canens, mit welcher er den Faunus erzeugte. Als er die Circe, welche wegen seiner Schönheit in Liebe zu ihm entbrannt war, verschmähte, verwandelte ihn diese in einen Specht (picus) und seine Begleiter in wilde Thiere; weßhalb er gewöhnlich mit einem Spechtkopfe abgebildet wurde. Er stand übrigens den Augurien vor. Seine Gemahlin zerfloß vor Gram über sein Schicksal in den Äther. 11.

Picus (Johann), Fürst von Mirandola und Concordia, aus dem Hause Pico (welches schon im XII. Jahrh. in Mirandola herrschte, später [1619] vom Kaiser Karl V. zur herzoglichen Würde erhoben, aber 1709 vom Kaiser Joseph I. der Herrschaft beraubt ward, die nun an Modena kam), geb. den 24. Februar 1463, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse und großem Scharfsinne begabt erregte er schon in früher Jugend allgemeine Bewunderung. In seinem 14. Jahre begann er zu Bologna das kanonische Recht zu studiren, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, ward aber bald mit Widerwillen gegen die Theologie erfüllt und legte sich auf Philosophie und Naturwissenschaften, die er nebst der griechischen, hebräischen und arabischen Sprache von 1479—1486 auf den berühmtesten Schulen Italiens und Frankreichs mit Eifer studirte. Vorzüglich zog ihn die Kabbala an. 1486 ging er nach Rom und veröffentlichte hier mit Genehmigung des Papstes 900 Thesen aus allen Wissenschaften, die er gegen Jedermann zu vertheidigen und seinen etwaigen Opponenten sogar die Reisekosten zu erstatten sich erbot. Doch der Neid anderer Gelehrten fand 13 dieser Thesen für ketzerisch, wogegen er sich zwar in einer Schrift vertheidigte, was aber ein Verbot des Papstes, seine Theses zu lesen, herbeiführte. Er begab sich nun nach Frankreich, mußte aber nach neuen Angriffen seiner Gegner wieder in Rom erscheinen, wo ihn jedoch Papst Alexander VI. auf Empfehlung Lorenzo's von Medici ein Sicherheitsbreve ertheilte. Von nun an beschäftigte er sich ausschließlich mit der Theologie, trat seine Besitzungen an seinen Neffen, Johann Franz Picus, gegen eine mäßige Geldsumme ab und kaufte sich dafür in der Nähe von Ferrara an, starb aber schon den 17. Nov. 1494 zu Florenz. Trotz seiner großen Gelehrsamkeit (Scaliger nennt ihn „monstrum sine vitio")

sind aber seine literärischen Leistungen unbedeutend; denn wenn er auch als Gegner der Scholastik und der Astrologie auftrat, so war doch seine Versenkung in die Tiefen der Kabbala für eine unbefangene philosophische Ansicht nicht günstig und sein Streben, die aristotelische und platonische Philosophie zu vereinigen, so wie die letztere in seinem „Heptaplus“ (einer kabbalistischen Auslegung der Schöpfungsgeschichte) auf Moses zurückzuführen, ganz unfruchtbar. Vielleicht hätten seine Liebesgedichte (5 Bücher) ihm einen Namen erworben, wenn er sie nicht 1491 im heiligen Eifer verbrannt hätte. — Sein erwähnter Neffe, Johann Franz (st. 1533), trat ganz in seine Fußtapfen. Beider Schriften erschienen zu Basel 1573 und 1601 (2 Bde. Fol.). 16.

Piedestal, s. Säule.

Piemont, s. Sardinien.

Pierer (Johann Friedrich), ärztlicher Literator, ward den 22. Jan. 1767 zu Altenburg geboren, studirte seit 1784 Medicin zu Jena und ließ sich hierauf 1790 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wo er zwar nach einigen Jahren seine Praxis aufgab, jedoch seine Stelle als Landphysicus, die er später mit dem Stadtphysicate vertauschte, beibehielt und daneben seit 1798 sich mit der Herausgabe der „Medicinischen Nationalzeitung für Deutschland“ und der Verwaltung einer Buchdruckerei beschäftigte. Jene Zeitung erhielt später den Titel der „Medicinischen Annalen“, unter welchem sie noch jetzt vom Dr. Pabst fortgesetzt wird. Außer derselben besorgte P. im Jahre 1806 eine vollständige Ausgabe der Foësischen lateinischen Übersetzung des Hippokrates in 3 Theilen und gab seit dem Jahre 1816 in Verbindung mit Choulant ein anatomisch-physiologisches Wörterbuch unter dem Titel: „Medicinisches Realwörterbuch“ heraus, dessen erste Abtheilung in 8 Bänden 1829 vollendet worden ist. P. erhielt 1814 den Titel eines Hofraths; sein Tod erfolgte am 22. Dec. 1832. 39.

Pieriden, s. Musen.

Pierre (spr. Piär) (Jean Baptista Maria), ein ausgezeichneter französischer Historienmaler des XVIII. Jahrh., geb. 1714, besuchte zuerst die Schule Natoire's und ging später nach Rom, wo er sich unter der Leitung de Troy's und durch das Studium der berühmtesten dort befindlichen Meisterwerke eine bedeutende Geschicklichkeit erwarb. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er erster Maler des Herzogs von Orleans, dann erster Maler des Königs und Director der Akademie. — Seine Verdienste um die Wiederbelebung der Malerei in Frankreich sind erst in neuerer Zeit gehörig gewürdigt worden, da seine Zeitgenossen viel zu viel Anstoß an seiner schnellen und glücklichen Laufbahn nahmen, als daß von ihnen ein gerechtes Urtheil zu erwarten gewesen wäre. Allerdings lassen die Arbeiten P.'s, unter denen vorzüglich ein heiliger Petrus und der Tod des Herodes (zu St. Germain-des-Prés), ein heiliger Franziscus und die Marter des heiligen Thomas von Canterbury (im Louvre) zu nennen sind, Manches zu wünschen übrig; doch haben sie durchgängig correcte Zeichnung, erträgliches Colorit und bisweilen selbst eine großartige Composition; nur die Ausführung erscheint etwas zu sorglos. — P. starb zu Paris im Jahre 1789. 36.

Pieters, auch **Peters** (Gerhard), ein niederländischer Maler, geb. um 1580, war ein Schüler Lenard's und Cornelis' und vollendete später seine Ausbildung in Italien. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in seiner Vaterstadt Amsterdam nieder, wo er um das Jahr 1640 starb. — Die Arbeiten dieses Künstlers, meist Portraits und Conversationsstücke, werden ihrer schönen Composition, ihres trefflichen Colorits und ihrer höchst sorgsamen Ausführung wegen von Kennern sehr geschätzt. — Ein anderer Künstler dieses Namens, Bonaventura, geb. 1614, gest. 1652 zu Antwerpen, hat sich durch seine Darstellungen von Seestürmen, Ungewittern, brennenden Schiffen u. a. dieser Art großen Ruhm erworben. — Jo-

hann P., sein jüngerer Bruder, zeichnete sich ebenfalls in diesem Genre aus. — Mit diesem ist nicht ein anderer Johann P. zu verwechseln. Geb. zu Antwerpen im Jahre 1667 ging derselbe nach England, wo er in Kneller's Diensten eine Zeit lang die Draperie zu dessen Portraits malte, später aber sich auf das Copiren der Rubens'schen Gemälde legte. Hierin brachte er es auch wirklich so weit, daß selbst Kenner oft keinen Unterschied zu finden wissen. Seine eignen historischen Gemälde haben wenig Selbstständiges. 36.

Pietismus, Pietisten. Bereits zu Ende des XVI. und noch mehr im XVII. Jahrh., welches alle Wissenschaftlichkeit in einem langen Kriege absterben und jede freiere Bewegung des Geistes gewaltsam unterdrücken sah, war die protestantische Theologie, die man auf eine anbefohlene Auctorität der überschätzten kirchlich-symbolischen Bücher basirte, in die Fesseln der starren Scholastik geschlagen und die Religionswissenschaft als unfruchtbar vom religiösen Leben völlig getrennt worden. Gegen diesen verderblichen Zeitgeist forderte der fromme Spener (s. d. Art.) zu einem lebendigern Studium der heiligen Schrift auf, welche allein die Basis zu jedem theologischen System sein sollte, und verlangte eine vorzugsweise populär-praktische Erklärung derselben, um eine wahrhafte Besserung und Gottseligkeit der Lehrenden und Lernenden zu bezwecken. In dieser Absicht hielt er in Frankfurt a. M. seit 1670 im eigenen Hause und seit 1682 mit Erlaubniß des Stadtraths Collegia pietatis, in denen Erwachsene beiderlei Geschlechts freien Zutritt hatten und vielseitige und ächt christliche Erbauung fanden. In Folge des Einflusses, den nun mehrere seiner Schriften und er selbst als Oberhofprediger in Dresden (1686—1691) hatten, stifteten seine Anhänger, wie A. H. Franke, Joh. Casp. Schade und Paul Anton in Leipzig unter dem Präsidium des Dr. Alberti 1686 das Collegium philobiblicum und hielten seit 1689 Collegia biblica, in denen mit der Kraft und Wärme der Docenten der zahlreiche Besuch und die Verehrung der Zuhörer nicht ohne großes Aufsehen wetteiferten. Die Neuheit und der allgemeine Beifall dieser öffentlichen Collegien, zumal da Spener's Übungen auch anderwärts, wie in Darmstadt, Nachahmung gefunden hatten, erregten bald den heftigsten Widerspruch. Besonders heftig kämpfte Joh. Bened. Carpzov (st. 1699), der in der Wahl Spener's zum dresdner Oberhofprediger sich durch Übergehung seiner Person gekränkt fühlte und, als dieser Mann bei dem sächsischen Hofe in Ungnade fiel, mit ungezügelter Leidenschaft sich zu rächen trachtete; je mehr seine Gegner in Leipzig, wie durch den Dr. Olearius und den Philosophen Thomasius, den man nur den Advocaten der Pietisten nannte, und in der Umgegend sich vermehrten, desto eifriger entflammte er seine Anhänger, die übrigen Professoren in dieser Stadt, den Dr. Mayer in Hamburg, den Dr. Schelwig in Danzig und die theologische Facultät in Wittenberg, zum kräftigen Beistande und zur unchristlichen Erbitterung. Der Streit erregte durch Druckschriften und unsittliches Schimpfen auf Kathedern und Kanzeln ein allgemeines Ärgerniß, so daß im Jahre 1690 (vom März bis Aug.) sich die oberste Behörde in Dresden genöthigt fand, durch Befehle in Leipzig, Wittenberg und Dresden dem öffentlichen Lärme zu steuern und alle religiöse Privatversammlungen zu verbieten. Da diese Maßregeln den Unfug nicht unterdrückten, so erschien 1694 eine churfürstlich-sächsische Commission in Leipzig, welche Spener's Unschuld daran außer allen Zweifel setzte und den Gebrauch der Namen Pietisten und Pietisterei, mit denen man auf ärgerliche Weise seinen Spott trieb, für immer untersagte. Aber auch anderwärts hatten diese geistlichen Übungen Anklang gefunden und ließen eine noch größere Weiterverbreitung erwarten. Im Hessischen, namentlich in Darmstadt, waren schon von Joh. Winckler die frankfurter Collegia pietatis nachgeahmt, aber durch Balth. Menzer und eine landesherrliche Verordnung vom Jahre 1678 aufgehoben worden. In Gießen dagegen begann 1689 der Professor Joh. Heinr.

Majus mit auffallenderem Erfolge Privaterbauungen in seinem Hause anzustellen, die der dasige Superintendent Phil. Ludw. Hanneken mündlich und schriftlich so heftig verurtheilte, daß den gewaltig erregten Bewegungen die Befehle des Landgrafen Ernst Ludwig, dessen Bevollmächtigte sich übrigens bei der Untersuchung von der Gefahrlosigkeit dieser Zusammenkünfte überzeugt hatten, nur mit Mühe zu steuern vermochten (1693 und 1695). Weit zügelloser waren die Unruhen in Hamburg. Hier setzte der Pastor an der Jacobikirche, Joh. Friedr. Mayer (st. in Stettin 1712), der ein persönlicher Feind Spener's war, Himmel und Erde in Bewegung, als die Prediger Winckler (st. 1705) und Abraham Hinckelmann (st. 1695), besonders aber der Pastor an der Nicolaikirche, Joh. Heinr. Horbius, Spener's Schwager, dem P. auf der Kanzel und im Privathause huldigten und den Revers (d. i. ein Glaubensbekenntniß), den er den hamburgischen Geistlichen zur Annahme vorlegte, nicht unterschrieben (1690). Eine Fluth von Streitschriften gab ein empörendes Zeugniß von dem schmachvollen Verhetzen und Verketzern, dessen sich Mayer und die Jakobiten, wie seine Anhänger hießen, gegen die „Horbianer" oder „Nicolaiten" bedienten, um diese völlig zu vernichten. Die Erbitterung kannte keine Grenzen, als Horbius am Neujahrstage 1693 Poiret's Buch: „Die Klugheit der Gerechten" in deutscher Übersetzung unter seine Bekannten vertheilen ließ und der Stadtrath mit weiser Mäßigung die entstandenen Irrungen beizulegen wünschte, ohne auf die ungestümen Forderungen der scholastischen Orthodoxen einzugehen. Da ward der wildtobende Pöbel in die Schranken gerufen, der dem Stadtrathe die Entfernung des Horbius (im Nov. 1693, starb im Holsteinischen im Jan. 1695) gewaltsam abtrotzte und mit fanatischer Wuth, deren gesetzwidrige Ausbrüche mehrmals ein Einschreiten der bewaffneten Macht erfordert hatten, ein ganzes Decennium sich an Pasquillen und entehrenden Mißhandlungen ergötzte. Von kürzerer Dauer und mit längeren Unterbrechungen waren die pietistischen Streitigkeiten in Erfurt, von wo Joach. Just Breithaupt und A. H. Franke 1691 und 1692 vertrieben wurden, in Halberstadt, Quedlinburg, Lüneburg, Waldeck, Gotha, Berlin u. a. O., bis die neuerrichtete Universität in Halle für jene Richtung der theologischen Studien eine fruchtbare Pflanzstätte ward. Denn hier arbeiteten vom letzten Jahrzehend des XVII. Jahrh. an für den gemeinschaftlichen Zweck vor Andern die Professoren und Prediger Breithaupt, Franke, Joh. Anast. Freylingshausen und der streitlustige Joh. Joachim Lange, der vorzüglichste Gegner des D. Val. Ernst Löscher in Dresden, und das hallische Waisenhaus erhob und erweiterte sich trotz aller gewissenlosen Verunglimpfungen zum schönen Denkmale ächt christlicher Frömmigkeit. Betrübend war es hierbei, daß diese Schule, deren Grundsätze im ganzen nördlichen Deutschland und Preußen, in Würtemberg und Hessen, ja selbst in Straßburg und auf den schwedischen Universitäten bald größern, bald geringern Beifall erlangten, von mystisch-schwärmerischen Ausartungen nicht frei blieb, weit öfterer aber von ihren Feinden der Theilnahme an den chiliastischen und fanatischen Ausschweifungen, wie sie Dippel, Petersen, das Fräulein von Asseburg, Jacob Böhme's Schriften um diese Zeit erregten, widerrechtlicher Weise beschuldigt wurde, so daß man auf jene die vielen Edicte der einzelnen Regierungen, welche vorzugsweise diesen letztern galten, sehr oft in Anwendung zu bringen trachtete, jedoch gewöhnlich bei den Obrigkeiten selbst, die unbefangener ihre frommen Unterthanen zu würdigen verstanden, die beabsichtigten Gewaltschritte nicht durchzusetzen vermochte. Der Zweck jener Theologen aber, namentlich der hallischen, war die Glaubens- und Sittenlehre von allen Schuldefinitionen und subtilen Distinctionen zu reinigen, in einem bußfertigen und demüthigen Lebenswandel die alleinige Aufgabe jeglichen Studiums zu suchen und bei dem Streben nach christlicher Weisheit und Rechtschaffenheit keine Handlung für gleichgültig zu achten,

ja sogar sich mancher anderwärts erlaubten Vergnügungen, wie des Spielens, Tanzens, Theaterbesuches, selbst des Lachens, zu enthalten, weil alles dieß nicht blos an sich unnütz, sondern nicht selten verführerisch und unrecht sei. Während nun auf der einen Seite durch diese Bestrebungen, die weder auf die Bildung einer Secte berechnet waren, noch in ihr sich endigten, das Gebäude der Orthodoxie völlig erschüttert wurde und die Systeme der theologischen Disciplinen eine merkliche Umgestaltung erfuhren, wie die Schriften von Hollaz, Jäger, Pfaff, Weismann, besonders von Buddeus und Walch augenfällig bewiesen; so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht läugnen, daß jene Stimmführer der spenerischen Schule das wahre Verhältniß des religiösen Glaubens und Lebens zur systematischen Erkenntniß und Lehrnorm für dasselbe großentheils verkannten, daß daher auch ihre populäre Haltung die wissenschaftliche Bildung, wie sie jedes fortschreitende Zeitalter bedarf, mehr hemmte als förderte und belebte, und daß demnach ihre zum Theil überspannten Anforderungen an ihre Schüler oft wider ihren Willen statt Frömmigkeit eine gefährliche Frömmelei, d. i. Pietismus, erzeugten. Denn sie schienen ganz vergessen zu haben, welch kräftige Verwahrungsmittel gegen die Überspannungen der Einbildungskraft und den Hochmuth der Halbwisserei sie gerade in der wissenschaftlichen Jugendbildung empfangen hatten, die sie mit einer einseitigen populär-praktischen Unterrichtsmethode bei ihren Schülern vertauschen wollten, wobei sie selbst ihnen die Waffen zur eigenen Vertheidigung vorenthielten. Auch jetzt, nachdem in dem langen Zeitraume von Leibnitz und Wolf auch die Theologie mit der Philosophie immer inniger sich befreundet hat, fehlt es nicht an solchen Gelehrten, welche gegen den Geist des Zeitalters das einst segensreiche Verfahren Spener's und seiner Freunde in seiner ganz veralteten Form wieder ins Leben rufen wollen, unter den veränderten Verhältnissen aber, bei denen ihnen nicht mehr eine symbolische Orthodoxie, sondern der Naturalismus und Rationalismus entgegen stehen, in bekannten oder geheimen Zusammenkünften (Conventikeln) den religiösen Glauben zu einem bloßen Gegenstande des Gefühles und die Moral durch willkührlich ersonnene Satzungen zur Gewissenslast machen, hierbei auch unter dem Deckmantel der Demuth recht hoffärtige Tugendhelden bilden, die sich wohl gar noch ihre Geringschätzung der Wissenschaft zur Ehre anrechnen und sonach den Weg für jene mystische Schwärmerei bahnen, welche so leicht sich mit dem reinen P. verschwistert. — Sind nun diese Männer und Frauen von Einfluß auf das bürgerliche und gesellschaftliche Leben ihrer Zeitgenossen, so bringen sie unter dieselben eine widernatürliche Kopfhängerei, welche sich recht gut mit sittlicher Schlaffheit und Verdorbenheit des Herzens verträgt, oder sie zählen unter denselben eine Menge von Schmeichlern und Heuchlern, welche sich durch Nachbeten angelernter Formeln in ihrer Gunst zu erhalten trachten, während sie doch in ihrem Innern theils gar nicht über dieselben nachdenken, theis sie geradezu verwerfen. Sonach trägt der P. der neueren Zeit mit andern betrübenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie die Schuld, daß das Heilige hier zu einem abschreckenden Zerrbilde geworden, dort einer schimpflichen Verachtung anheimgefallen ist und demnach bald als Gegenstand eines geisttödtenden Wahnglaubens dient, bald als unnützer Ballast des Gewissens weggeworfen wird. 2.

Pigafetta (Antonio), ein berühmter Reisender und Reisebeschreiber, der getreue Begleiter Magelhaens' (s. d. Art.), gegen das Ende des XV. Jahrh. zu Vicenza, wo sein Vater Matteo P. bedeutende Staatsämter bekleidete, geboren, ward schon in früher Jugend durch die Lectüre portugiesischer und spanischer Reiseberichte zu ähnlichen Unternehmungen angefeuert und bereitete sich zu dem mit großer Vorliebe und Entschiedenheit gewählten Berufe durch sorgfältiges Studium der Mathematik, Geographie und Schifffahrtskunde vor. Als der Streit zwischen den Portugiesen und Spaniern über den Besitz der Molukken durch den Papst sollte

entschieden werden, befand sich P. in Rom und ergriff freudig die Erlaubniß dem päpstlichen Gesandten Fr. Chiericato nach Spanien folgen zu dürfen, wo ihm Karl V. auf sein Bitten gestattete, sich auf dem Geschwader, welches unter Magelhaens' Befehlen nach den Molukken ging, einzuschiffen. Als Freiwilliger hatte P. keine bestimmten Dienste zu leisten und konnte um so besser sich mit der täglichen Aufzeichnung alles dessen, was ihm auf der Reise merkwürdig schien, befassen. Sein starker Körperbau und seine Mäßigkeit schützten ihn gegen die Krankheiten, an welchen ein großer Theil seiner Gefährten zu Gruude ging. In dem unglücklichen Gefechte bei Zebu auf den philippinischen Inseln, in welchem Magelhaens seinen Tod fand, ward er zwar schwer verwundet, entging aber dieser Gefahr und einer ansteckenden Krankheit, welche die Mannschaft dahinraffte, glücklich und befand sich unter den achtzehn Seeleuten, welche am 8. Sept. 1522 nach einer dreijährigen Abwesenheit zu Sevilla wohlbehalten landeten. Nachdem sich P. mit der übrigen Mannschaft eines Gelübdes, welches sie in großer Bedrängniß gethan hatten, durch einen feierlichen Zug nach der Liebfrauenkirche mit nackten Füßen und brennenden Kerzen entledigt hatte, begab er sich nach Valladolid, um Karl V. eine eigenhändige Abschrift seines Reisetagebuches zu überreichen. Von da ging er zuerst nach Portugal, um dem Könige von dem, was er gesehen hatte, Bericht abzustatten, dann an den französischen Hof, den er mit einigen von ihm mitgebrachten Merkwürdigkeiten beschenkte, und kehrte endlich nach Italien zurück, wo er bei Clemens VII. eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er beschäftigte sich nun mit ber Abfassung eines ausgedehnten Reiseberichts. Später ward er Gouverneur von Norsia. Den letzten Theil seines Lebens scheint er in seinem Vaterlande und in behaglicher Ruhe zugebracht zu haben; über das Jahr seines Todes findet sich keine bestimmte Nachricht. Noch jetzt zeigt man zu Vicenza sein Wohnhaus, über dessen Thüre er einen Rosenkranz, mit der Inschrift: „Il n'est rose sans espine“ („Keine Rose ohne Dorn“), als Anspielung auf die überstandenen Gefahren und den dadurch erlangten Ruhm, setzen ließ. P. besaß nicht geringe Kenntnisse und war in der Astronomie und Geographie sehr bewandert. Was er selbst sah und erlebte, erzählt er schlicht und wahr; wenn er aber den Berichten Anderer nachschreibt, so übersteigt seine Leichtgläubigkeit jeden Begriff. Wir verdanken ihm die ersten Wörterverzeichnisse aus den Sprachen der Philippinen und Molukken, deren Richtigkeit und Genauigkeit neuere Reisende außer Zweifel gesetzt haben. Ohne ihn wüßten wir nur Weniges und Unzureichendes von Magelhaens' Expedition. P.'s Originalreisebericht galt lange als verloren und wir kannten nur die dürftigen und fehlerhaften Auszüge von J. A. Fabre (1530) und Ramusio in seiner Reisesammlung (1563), bis C. Amoretti in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand das vollständige Tagebuch, dessen Sprache aus einem Gemische von italienischen und spanischen Wörtern bestand, entdeckte und in gutem Italienisch unter dem Titel: „**Primo viaggio intorno al globo terracqueo ossia ragguaglio della navigazione alle Indie orientali per la via d'Occidente, fatto da A. Pigafetta sulla squadra di F. Magaglianes negli anni 1519—1522**“ (Milano 1800. 4.; deutsch von C. W. Jacobs und F. Kries, Gotha 1801. 8.) mit guten Anmerkungen herausgab. 66.

Pigalle (Jean Baptiste), ein französischer Bildhauer, geb. im Jahre 1714 zu Paris, widmete sich frühzeitig der Kunst zuerst unter der Leitung des Bildhauers Le Lorrain, zeigte aber äußerst wenig Talent und leistete nur im Modelliren Erträgliches. Auch nachdem Lemoyne sein Lehrer geworden war, vermochte er nicht mit seinen Mitschülern gleichen Schritt zu halten; er faßte daher, als er sich vergeblich um den Preis beworben hatte, den Entschluß nach Italien zu gehen. Unterstützt von dem jüngern Coustou studirte er hier 3 Jahre lang die berühmtesten Meisterwerke der Bildhauerei mit einem Fleiße und einer Ausdauer, die endlich den

Mangel an höherem Talent ersetzte. Zurückgekehrt arbeitete er einige Zeit in Lyon, übergab dann nach seiner Ankunft nach Paris der Akademie eine Statue des Mercur (1744), welche günstig aufgenommen wurde. Doch erhielt er erst später größeren Ruf, als er durch eine gelungene Statue der heiligen Jungfrau mit dem Minister d'Argenson und der Marquise von Pompadour bekannt geworden war. Im Auftrage des Königs arbeitete er hierauf seinen Mercur im Großen und eine Venus (letztere zugleich sein Aufnahmsstück in die Akademie), welche beide der König von Preußen im Jahre 1748 zum Geschenke erhielt. Sein Ruhm war jetzt fest begründet; er wurde 1752 Professor, 1777 Rector und 1785 Kanzler der Akademie. Als solcher starb er den 20. Aug. 1785. — Außer den bereits genannten Werken P.'s verdienen noch Erwähnung: ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem ein Vogel entflohen ist; das Grabmal des Marschals von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg; eine Statue Ludwig's XV. zu Rheims (in der Revolution vernichtet); die Figuren des Piedestals, die Basreliefs und die Trophäen des von Bouchardon begonnenen Monuments Ludwig's XV. zu Paris; ein Mädchen, welches sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, und mehrere treffliche Büsten, unter andern die Diderot's, Perronet's, Gougenot's und Raynal's. Daß P. übrigens mehr nach dem Wahren als dem Schönen strebte, dabei aber übertrieb, bezeugt die Statue Voltaire's, wo die Magerkeit desselben zu abschreckend dargestellt ist, desgleichen das Grabmal des Herzogs von Harcourt in der Kirche Notre Dame zu Paris. 36.

Pigault-Lebrun (spr. Pigol-L'bröng) (Guillaume Charles Antoine), ein fruchtbarer französischer Romanschriftsteller, 1753 zu Calais geboren, widmete sich keinem bestimmten Fache und erhielt während des Kaiserreiches eine Anstellung bei der Mauthverwaltung. Als er diese nach der Restauration unter dem Vorwande, durch seine Schriften die öffentliche Sittlichkeit beleidigt zu haben, verlor, zog er sich nach Lasille bei Bougival zurück, wo er am 24. Juli 1835 starb. Er war bis zur neuesten Zeit, wo die romantische Schule die Oberhand erlangte, der Liebling des gewöhnlichen Lesepublicum und der einträglichste Autor der Leihbibliotheken. Witz, lebhafte Phantasie, Wahrheit in der Schilderung der Chararaktere, gelungene Anlegung und Ausführung des Plans, unerschöpfliche Jovialität und feiner Spott lassen sich diesem beliebten Romanschreiber nicht absprechen; aber diese Vorzüge werden durch gefährliche Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit in den Schilderungen der Sitten und Personen völlig verdunkelt und man könnte ihn in dieser Beziehung mit dem freilich bei Weitem geistloseren Clauren vergleichen. Von seinen Romanen wollen wir nur folgende nennen: „L'enfant du carneval" (1792. N. E. Paris 1818. 3 Voll. 12. Deutsch von W. C. S. Mylius, Berlin 1801. 2 Thle. 8.); „Les barons de Felsheim" (1798. N. E. Paris 1818. 4 Voll. 12. Deutsch, Goßlar 1810. 8.); „Angelique et Jeanneton" (1799. N. E. Paris 1817. 2 Voll. 8.); „Mon oncle Thomas" (1799. N. E. Paris 1819. 4 Voll. 12. Deutsch von F. von Zink, Basel 1801. 8.); „La folie espagnole" (1799. N. E. Paris 1820. 4 Voll. 12.); „Adélaide de Méran" (1800. N. E. Paris 1820. 4 Voll. 12. Deutsch, Berl. 1802. 8.); „M. Botte" (1802. N. E. Par. 1818. 4 Voll. 12. Stuttg. 1806. 4 Thle. 8.); „L'homme à projets" (1807. N. E. Paris 1819. 4 Voll. 12.); „Le garçon sans souci" (Paris 1818. 2 Voll. 8. Deutsch, Leipz. 1826. 2 Bde. 8.); „L'égoisme ou Nous le sommes tous" (Paris 1819. 2 Voll. 12.); „Jerôme" (Paris 1818. 4 Voll. 12. Deutsch, Leipz. 1805. 4 Bde. 8.) und „Une Macédoine" (Paris 1817. 2 Voll. 12.). „Oeuvres", Paris 1821—1824. 20 Voll. 8. — Auch im Drama versuchte sich P.-Lebrun nicht ohne Glück; seine Stücke, worunter: „Les rivaux d'eux mêmes", „Le Pessimisme", „L'Amour et la Raison" und „Charles et Caroline" die bekanntesten sind, werden noch immer gern gesehen. — „Théâtre",

Par. 1807. 6 Voll. 12. Die Beschreibung einer Erholungsreise („Voyage dans le midi de la France", Par. 1826. 8.) gab er gemeinschaftlich mit seinem Schwiegersohne, V. Augier, heraus. Am unbedeutendsten ist P.-Lebrun als Historiker, denn so sehr sich seine „Histoire de France" (Paris 1823 – 1830. 8 Voll. 8.) durch Wahrheitsliebe und gute Darstellung auszeichnet, so verräth sie doch auf jeder Seite einen sehr fühlbaren Mangel der jedem Historiker unentbehrlichen Kenntnisse. 67.

Pigmente, s. Farben.

Pignatelle, Pignata, Pignatōlo ist ein in Neapel gebräuchliches Ölmaß $= \frac{1}{32}$ Staja $= \frac{1}{320}$ Salma und hält in Apulien $24\frac{1}{4}$, in Bari $26\frac{1}{26}$, in Calabrien 48 pariser Cubikzoll. 33.

Pigres, Bruder der Königin Artemisia von Halikarnassus, um Ol. 103, schrieb zu jedem Hexameter der Iliade einen Pentameter. Er wird gewöhnlich, jedoch ohne zureichenden Grund, Verfasser der Batrachomyomachia genannt. (Vgl. die Artt. Homer und Froschmäusler.) 20.

Pik, ein in der Türkei und Griechenland gebräuchliches Längenmaß, entspricht unserer Elle, wird in langen und kurzen geschieden und enthält, ersterer ungefähr 300, letzterer über 200 pariser Linien. 30.

Pilaster nennt man in der Baukunst nach der Säulenordnung verfertigte und verzierte viereckige Pfeiler, welche meist an die Mauer an, oder mit derselben zusammen, selten aber ganz freistehend gebaut sind. 26.

Pilatre de Rozier (spr. Pilatr d'Rosié) (Jean François), ein französischer Physiker, 1756 zu Metz geboren, wurde von seinem Vater zur Chirurgie bestimmt, gegen welche er aber eine so unüberwindliche Abneigung zeigte, daß seine Familie sich endlich gezwungen sah, ihn bei einem Apotheker in die Lehre zu geben, wo er die Anfangsgründe der Chemie, Botanik und Mineralogie erlernte und dann in das väterliche Haus zurückkehrte. Des ihm daselbst auferlegten Zwanges überdrüßig ergriff er mit einem Freunde die Flucht, um in der Hauptstadt sein Glück zu suchen. Hier kam er in eine Apotheke und benützte seine Freistunden, um Collegien über Mathematik, Physik und Naturgeschichte zu hören. Bald hatte er es so weit gebracht, daß er in einem Kreise von Frauen und jungen Leuten Vorträge halten konnte, worin er besonders Franklin's Entdeckungen über die Elektricität durch Experimente erläuterte; auch wagte er der Akademie der Wissenschaften einige Abhandlungen vorzulegen, welche mit Nachsicht aufgenommen wurden. Durch des Physikers Sage Verwendung erhielt er die Professur der Chemie zu Rheims, von wo er aber bald wieder nach Paris zurückkehrte, um die Aufseherstelle bei dem naturhistorischen und physikalischen Cabinet des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) zu übernehmen. Von dem Prinzen unterstützt gründete er das naturhistorische Museum, welches 1787 eröffnet wurde und durch seinen großen Vorrath von physikalischen Instrumenten sowohl den Gelehrten, denen ihre Benützung vergönnt war, als auch den Lehrbegierigen von entschiedenem Vortheile sein mußte. Um diese Zeit hatten die Gebrüder Montgolfier den Luftballon erfunden und P. war der Erste, welcher in Paris Versuche der Luftschifffahrt wagte. Seine ersten Fahrten (1783 und 1784) waren glücklich und er bereitete sich zu einer großen Reise nach England vor, worin ihm jedoch Blanchard vorauskam. Am 15. Juni 1785 stieg er nebst dem Physiker Romain zu Boulogne auf; kaum aber hatte der Ballon eine Höhe von beinahe 300 Toisen erreicht, als er sich von selbst entzündete und nach einer halben Stunde mit den beiden Unglücklichen zur Erde stürzte. P. war sogleich todt; Romain verschied nach einigen Minuten. Man hatte P. sein Unglück vorausgesagt und doch blieb er bei seinem Vorsatze, die Verfahrungsweise Montgolfier's mit der, welche Charles erfunden hatte, und die sich so wenig wie Pulver und Feuer

mit einander vertragen, vereinigen zu wollen. (Vergl. Tournon de la Chapelle's „Vie et mémoires de Pilâtre de Rozier", Paris 1786. 12.) 66.

Pilatus (Pontius), römischer Ritter und fünfter Procurator Judäas (28—37 n. Chr. Geb.), Nachfolger des Valerius Gratus, erscheint in der evangelischen Geschichte als ein Weltmensch, der zwar nicht ohne Empfänglichkeit für das Rechte und Göttliche ist, aber versunken in den Skepticismus der damaligen vornehmen Welt und gebunden von weltlichen Rücksichten aller Art sein Gewissen den Verhältnissen zum Opfer bringt. Überzeugt von der Unschuld des angeklagten Jesus, in welchem er nichts als einen unschädlichen, vom Sectenhasse verfolgten Fanatiker erkannte, ergriffen von der stillen Würde seiner Vertheidigung und bewegt durch einen Traum seiner Gemahlin (Claudia Procula), erschöpfte er sich in zum Theil unklugen und inconsequenten Versuchen, ihn gegen die Anklage des Hohenrathes und gegen den Haß des vor dem Prätorium versammelten Volkes zu vertreten. Allein entbehrend der sittlichen Grundveste eines in sich gewissen Geistes und durch das Bewußtsein einer tyrannischen und feilen Verwaltung genöthigt, die Gunst der Provincialen gegen mögliche Anklagen beim Kaiser sich zu erkaufen, genehmigte er endlich die Strafe des Hochverrathes. — Nach Josephus erlaubte sich P. später so große Bedrückungen und Mißhandlungen in seiner Provinz, daß der Proconsul von Syrien ihn im letzten Jahre der Regierung des Tiberius seines Amtes entsetzte und nach Gallien ins Exil verwies. (Vergl. Jos. Arch. XVIII, 3. Tacit. Ann. XV, 44.) Was die von den Kirchenvätern erwähnten Acta (Berichte) des P. (in Fabricii „Codex apocryphus" I, 3) über die gerichtliche Untersuchung gegen den Judenkönig an den Kaiser Tiberius betrifft, in deren Folge dieser mit dem Senate um ein Duldungsgesetz für die Anhänger Jesu unterhandelt haben soll, so sind sie jedenfalls unächt. Höchst wahrscheinlich ist aber der von Suetonius bezeugten römischen Sitte gemäß ein Bericht an den Kaiser erstattet worden, nur nicht ein so günstiger, der des Pilatus Denkart und Interesse widerstreitet und dessen Wirkung auf Tiberius mit dem Charakter desselben nicht wohl vereinbar ist. 63.

Pille, lat. pilula; fr. pilule; engl. pill, ist ein Arzneimittel von runder Form und beinahe fester Consistenz, das aus verschiedenen Pulvern besteht, die mit Extracten, oder Schleim, oder Syrup, oder Honig unter sich vereinigt sind, wird mittelst einer Maschine in 1—6 Gran schwere Kügelchen getheilt, die, um ihr Zusammenkleben zu verhindern, mit einem indifferenten Pulver bestreut oder mit Gold- oder Silberblättchen überzogen werden. Es gewährt diese Form, Arzneien darzureichen, darum wesentlichen Nutzen, weil sich auf diese Art übelschmeckende Mittel leicht nehmen lassen, heftig wirkende im Magen langsam auflösen oder anhaltend gebrauchte lange aufbewahrt und weit versendet werden können. Die Pillen werden meistentheils nach den Vorschriften des Arztes zusammengesetzt; doch gibt es auch officinelle, die nach constanten Vorschriften in den Apotheken vorräthig gehalten werden. 39.

Pilnitz, königlich sächsisches Lustschloß, liegt am Fuße des beinahe 1000 Fuß hohen Borsberges, 1 Meile von Dresden, an der Elbe und im Amte Pirna. Es ist mit herrlichen Gebäuden und prachtvollen Gartenanlagen geziert und grenzt an das 1725 angelegte französische Dorf gleiches Namens. Merkwürdig ist dieses Schloß geworden durch die Zusammenkunft des deutschen Kaisers Leopold II. und des preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. am 27. Aug. 1791, welche den Zweck hatte, eine Übereinkunft zu schließen, um den französischen König Ludwig XVI. bei der in Frankreich ausgebrochenen Revolution kräftig zu unterstützen. Diese Übereinkunft führt den Namen „Pilnitzer Convention", und in derselben betrachteten sie die derzeitige Lage des Königs Ludwig XVI. als eine gemeinschaftliche Angelegenheit sämmtlicher europäischen Souveraine und vereinigten sich zu Maßregeln, die den

König von Frankreich in den Stand setzen sollten, die Grundlagen einer monarchischen Regierung, die den Rechten des Monarchen sowohl, als auch dem Wohle der französischen Nation angemessen sei, zu befestigen. Der Inhalt dieser Convention wurde durch den Grafen Artois, welcher bei deren Abschlusse zugegen war, bald öffentlich bekannt gemacht und dieselbe wurde in Frankreich als der Grund der ersten Coalition gegen dasselbe angesehen. Die pilnitzer Convention war es, welche zuerst alle Leidenschaften der französischen Nation entfesselte und gegen das Ausland richtete und macht daher durch ihre wichtigen Folgen in der neueren Geschichte Epoche. 61.

Pilon (spr. Pilong) (Germain), ein berühmter französischer Bildhauer des XVI. Jahrh., geb. zu Loué in Maine (Departement der Sarthe) um das Jahr 1525 oder 1530, gilt nebst Goujon (s. d. Art.) für den Begründer einer neuen Periode der Bildhauerei in Frankreich. Wer sein Lehrer gewesen, ist nicht bekannt, doch nimmt man an, daß er in Italien die Antike studirt habe, da seine Werke den Einfluß derselben nicht verkennen lassen, übrigens auch an die Schöpfungen eines Michel Angelo und Primaticcio erinnern. Mehrere derselben sind noch vorhanden, unter andern das Grabmal Heinrich's II. (in der königlichen Kirche zu St. Denis) und des Kanzlers de Birague (im Museum), die 3 Grazien, eine Gruppe (ebenfalls im Museum), die Basreliefs am Grabmale des Königs Franz I. und das Grabmal Langei's du Bellay (in der Hauptkirche zu Mans). — Der Tod P.'s fällt wahrscheinlich in das Jahr 1590. 36.

Pilot, s. Lootse.

Pilpai, s. Bidpai.

Pilsen, Kreisstadt des nach ihr genannten pilsener Kreises in Böhmen an der Beraun mit 9000 Einw., ist in der neuesten Zeit durch die Heilquelle berühmt geworden, welche in deren Nähe, eine Viertelstunde von der Stadt, auf der Höhe bei Lachotin entdeckt wurde. Ihr Wasser soll alkalisch eisenhaltig sein, wird zum Baden und Trinken benutzt und hat sich bisher bei Magenkrankheiten, Mangel an Verdauung und Erbrechen, Bleichsucht und Steinschmerzen sehr heilsam bewährt. Mit dem Baue prachtvoller und geräumiger Badehäuser und der Anlegung von Gärten und Spaziergängen ist man noch beschäftigt; nach deren Vollendung wird der Curort, wie der „Allgemeine Anzeiger von 1835 Nr. 153" berichtet, den Namen „Friedlandshöhe" erhalten, weil auf jener Höhe Wallenstein sein berühmtes Lager aufgeschlagen hatte. 35.

Pilze lat. fungi; fr. polirons, champignons; engl. fungus, heißen in der Botanik alle die Gewächse, welche ohne Blatt, Blüthe, Frucht und Befruchtungstheile den untersten Grad der Vegetation, gleichsam den Beschluß des Gewächsreiches, bilden, indem in ihnen alles höhere vegetabilische Leben als erloschen erscheint, während das ihnen eigenthümliche Leben sich nur als ein Erzeugniß aus anderen in ihre Elemente sich auflösenden organischen Körpern darstellt. Sie bilden sich meist auf aufgelösten oder gährenden Pflanzen- und Thiersubstanzen und erscheinen bald als bloße Fäden und Staubgewächse, bald in vollkommenerer Gestalt als fleischige, holz- und lederartige Substanzen in verschiedener Form. Sie zerfallen in die eigentlichen P. und in Schwämme. Die P. theilt man wieder in Staubpilze, Fadenpilze, Bauch- und Keimpilze, und die Schwämme zerfallen ebenfalls in verschiedene Gattungen, unter denen die Kernschwämme (z. B. die Champignons u. a.) die wichtigsten sind. (Über sie vergl. den besondern Art. Schwämme.) Was die angeführten Gattungen der eigentlichen P. betrifft, so nehmen unter ihnen die Staubpilze den niedrigsten Rang ein. Sie erscheinen als kleine Schmarozergewächse an Blättern und Früchten verschiedener Vegetabilien, insbesondere auch des Getreides, wo sie als Brand und Rost (uredo, ustilago, accidium) häufig sehr nachtheilig sind. Hierher rechnet man auch die ausartenden sich verhärtenden

Pflanzensäfte (xylomata), welche man als Keime neuer, aber erstorbener Bildungen ansehen kann. Zu den Fadenpilzen gehört der Schimmel (*monilia glauca*) und das bekannte schwarzgrüne Staubgewebe, welches sich häufig in den Kellern an den Fässern erzeugt (racodium cellare), auch das diesem ähnliche racodium aeruginosum und rupestre. Unter den bereits organischer ausgebildeten Bauchpilzen ist der sogenannte Bovist (lycoperdum giganteum) der bekannteste. (Über die Trüffel vergl. den besonderen Artikel.) 8.

Pin (spr. Päng) (Louis Ellies du), berühmter Theolog und Geschichtsforscher, ward den 17. Juni 1657 aus einer altadeligen Familie der Normandie zu Paris geboren, erhielt seinen Unterricht von seinem gelehrten Vater und seit 1667 im Collége Harcourt, ward 1672 Magister, 1680 Baccalaureus und 1684 Doctor der Sorbonne und kurz darauf Professor der Philosophie an derselben, aber 1703 wegen seiner Neigung zum Jansenismus und der Vertheidigung der Rechte der gallicanischen Kirche auf Antrieb der Jesuiten verbannt und erst 1707, nachdem er widerrufen hatte, in seine Ämter wieder eingesetzt; war dann besonders thätig in Sachen der Constitutio Unigenitus, soll selbst mit Peter dem Großen bei seiner Anwesenheit in Paris über die Vereinigung der katholischen und russischen Kirche in Unterhandlungen getreten sein und starb, nachdem er kurz vorher seinen Widerruf zurückgenommen hatte, den 6. Juni 1719. — Sind auch seine eigenthümlichen Leistungen nicht von großer Bedeutung, so hat er desto mehr Verdienst als Sammler. In letzterer Hinsicht erwähnen wir seine „Bibliothèque universelle des historiens“ (Paris 1707. 8. Amsterd. 1708. 4.); „Nouvelle bibliothèque des auteurs ecclésiastiques“ (Paris 1687 sqq. 47 Voll. 8. Amsterd. 19 Voll. 4.; geht bis 1710); „Histoire du concile de Trente etc.“ (Brüssel 1721. 8.). 16.

Pinakothek (πιναχοθήκη, pinacotheca) hieß bei den Griechen und Römern jeder Ort, wo Kunstsammlungen aufbewahrt wurden, was bei den Römern insbesondere in den Galerien zu beiden Seiten des Atrium (Vorhauses) geschah. Diesen Namen gab König Ludwig I. von Baiern dem seit 1826 im Bau begriffenen erst kürzlich vollendeten Gebäude zu München, welches künftig zur Aufbewahrung der königlichen Gemäldesammlungen dienen soll. Dasselbe ist in dem edelsten Style erbaut, besteht aus 2 Flügeln und hat eine Länge von 520 F., eine Breite von 92 F. und eben so viel Fuß Höhe. Die Hallen sind mit Darstellungen aus dem Leben der Kunst und der Künstler geschmückt, welche nach Entwürfen von Cornelius von verschiedenen tüchtigen Künstlern, unter andern von Clemens Zimmermann, ausgeführt worden sind. Die Übertragung der Gemälde aus den verschiedenen Galerien, unter andern auch der schleißheimer, hat bereits begonnen und soll bis zum Octoberfeste 1836 beendigt sein. 1.

Pincette, lat. volsella; fr. pince; engl. pincers, ist ein stählernes, zuweilen auch silbernes chirurgisches oder anatomisches Instrument, das dazu bestimmt ist, die Stelle der anfassenden und festhaltenden Fingerspitzen zu vertreten, und da angewendet wird, wo der zu fassende Gegenstand zu fein ist oder verborgen liegt oder zu lange festgehalten werden muß, als daß diesen Dienst die Finger leisten könnten. Hiernach wendet man die P. an bei Abnahme von Verbandstücken, bei Reinigung der Wunden, zur Ausziehung fremder Körper aus denselben, zur Unterbindung der Polypen oder blutender Gefäße, zur Wegnahme der Überbleibsel der Krystalllinse bei der Staaroperation rc., bei anatomischen Sectionen zum Festhalten, Emporheben u. dgl. m. Zu allen diesen Zwecken sind die Pincetten von verschiedener Größe, Stärke und Gestalt. In Hinsicht letzterer bestehen sie aus zwei nach vorn mit gezähnten zum Festhalten bestimmten Spitzen versehenen Blättern, die bald in ihrer Mitte wie Scheerenblätter mit einander verbunden und beweglich, bald an ihrem hinteren Ende fest mit einander vereinigt sind, so daß sie

zum Anfassen von Gegenständen von verschiedener Dicke bald erweitert, bald verengt werden können. 39.

Pinchbeck (spr. Pintschbeck) ist ein nach seinem Erfinder (einem englischen Mechanikus, welcher 1783 zu London starb) benanntes künstliches Metall, dessen Hauptbestandtheil Kupfer mit kleineren Theilen Messing und Zink ist. Das gewöhnlichste Mischungsverhältniß ist 128 Theile Kupfer, 7 Theile Messing und 7 Theile Zink, wodurch eine geschmeidige dem Golde an Farbe ähnliche Mischung entsteht, welche nicht leicht rostet, während andere ebenfalls gewöhnliche Mischungen dem Roste mehr oder weniger ausgesetzt sind. 30.

Pindar, der größte lyrische Dichter des ganzen griechischen Alterthums, ward geboren zu Kynoskephalä in Böotien bei Theben 517 v. Chr., erhielt eine sorgfältige Erziehung, genoß bei Agathokles Unterricht in der Musik, bei den Sängerinnen Korinna und Myrtis aber und den Dichtern Lasos und Simonides in der Dichtkunst und lieferte schon als Jüngling die glänzendsten Proben seines Dichtergenies. Von seinen näheren Lebensverhältnissen wissen wir leider so viel wie nichts, nur daß er gegen 90 Jahre alt wurde und um 430 v. Chr. zu Theben starb. Groß ist aber die Anzahl der Fabeln, die man schon im Alterthume in sein Leben einflocht, die aber gewiß Folge seiner nachherigen Berühmtheit als Sänger waren und in deren Andenken wie früher die Spartaner, sodann auch Alexander bei der Einnahme der Stadt Theben P.'s Haus schonte, dessen Überreste sogar noch Pausanias (24) gesehen haben will. So sollen nach einer Fabel seine Lippen von Bienen mit Honig benetzt worden sein und selbst das Orakel zu Delphi befohlen haben, dem P. gleichwie dem Apollo von allen Erstlingen zu opfern; indeß spricht sich auch in dieser übertriebenen Sage nur die höchste Verehrung aus, die dem P. auch noch bei der Nachwelt zu Theil wurde. Alle Schriftsteller des Alterthums gedenken, wo sie ihn erwähnen, seiner nur mit Lob und Ruhm; bei allen Fürsten und Völkern seiner Zeit ward er tief verehrt und genoß überall die größte Auszeichnung; viele Städte suchten durch ihm geweihte Statuen oder Denkmäler seinen Ruhm bei ihren Nachkommen in ehrenvollem Andenken zu erhalten. Groß ist auch das Verdienst, das er sich um die Ausbildung der griechischen Lyrik, die er auf den Gipfel ihrer Vollendung brachte, erwarb. Er dichtete *ὕμνοι*, *παιάνες*, *διθύραμβοι*, *παρθένια*, *ὑποχρήματα*, *θρῆνοι*, *σκολία* und *ἐπινίκια*, die sich alle durch Gefühl, Sprache, Rhythmus, Phantasie und erhabenen Schwung auszeichneten. Leider sind uns von allen seinen Schriften vollkommen nur 45 Siegeshymnen oder Preisgesänge erhalten, die zum Lobe bestimmter Sieger in den 4 großen hellenischen Nationalspielen, oder zur Feier eines solchen Sieges selbst gedichtet sind und mit Begleitung der Lyra abgesungen wurden. Der Alexandriner Aristophanes schied diese Gesänge aus den früheren lyrischen Sammlungen aus und theilte sie nach den Siegesorten in die Form, in der wir sie jetzt noch besitzen, so daß sie aus 14 olympischen, 12 pythischen, 11 nemeischen und 8 isthmischen bestehen. Auch sie sind vollendete Muster in dieser Dichtungsart zu nennen und empfehlen sich durch ächt poetischen Geist, erhabenen Schwung, die gewähltesten Bilder, unerschöpfliche Phantasie und ein reines Gefühl. Mit philosophisch-religiösem Ernste gedenkt P. der Götter, schildert mit Wahrheit das Herz des Menschen, spendet reichen Trost im Unglück, erinnert den oftmaligen Wechsel des menschlichen Geschicks beschreibend beim Glück an die Nemesis, ermuntert zum Streben nach Weisheit, ist reich an den herrlichsten Gedanken und bewegt oft auf wunderbare Weise das Gemüth des Lesers. Aber bei seinem hohen poetischen Schwunge, bei seinem kühnen Gedankenfluge und bei der strömenden Fülle seines Ausdrucks geschieht es nicht selten, daß der Faden des Gedankens, den er durch jedes seiner Gedichte festhält, für uns gerissen zu sein scheint. Aus demselben Grunde gehört P. auch zu den schwierigsten Dichtern der Griechen. Dazu kommt das

Schwierige der poetischen Form dieser Gedichte, die selbst bis jetzt noch nicht allgemein gültige Festigkeit gewonnen hat. Zu den Hülfsmitteln bei der Lectüre und dem Studium der Pindar'schen Gedichte gehören vor Allem die Scholien, welche den einzelnen größeren Ausgaben beigegeben sind. Die „Ed. pr." erschien bei Aldus (Vened. 1513. 8.). Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Zach. Callierqus (Rom 1515. 4.), Erasm. Schmid (Wittenb. 1616. 4.), C. Gl. Heyne (Götting. 1773 ff. 2 Bde. 4. Nachträge ebend. 1791. 4. Ebend. 1798. Leipz. 1817. 3 Bde. 8. Beiden letzteren Ausgaben sind von Gf. Hermann Bemerkungen über die Pindar'sche Metrik beigefügt), Chr. Dan. Beck (Leipz. 1792—1795. 2 Bde. 8. unvollendet), A. Böckh (Leipz. 1811—1821. 4 Bde. 4.), Ch. W. Ahlwardt (Leipz. 1820. 8.) und ex rec. A. Boeckhii c. comm. ed. Ludolf. Dissen (Gott. 1829. 2 Voll. 8.). Deutsche Übersetzungen von P. besorgten (metrisch) Fähse (Penig 1804—1806. 2 Bde.), Bothe (die olympischen Oden, Berl. 1808) und (prosaisch) Gurlitt (Hamb. 1809. 4.). Schätzbare Schriften beim Studium des P. sind endlich noch A. Böckh, „Über die kritische Behandlung der pindarischen Gedichte" (Berl. 1823) und Theoph. Luc. F. Tafel, „Dilucidationes Pindaricae" (Berol. 1824—1827. 2 Voll. 8.). 20.

Pindar (Peter), s. Woolcott.

Pindarris (d. h. Räuber), ein Hindustamm an den gebirgigen Ufern des Nerbudda, ein Zusammenfluß aus allen Kasten, höchst unwissend, selbst ihren einheimischen religiösen Ansichten entfremdet, gelangten durch die Mahratten, in deren Dienst sie standen, zu der Macht, durch welche sie sich, wie durch ihre Raubsucht und Grausamkeit, namentlich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, in den benachbarten englischen Besitzungen furchtbar machten. Unter ihrem Häuptlinge (Turai) und mehreren Führern (Lubhuri) setzten die flüchtigen Reiterschaaren, von ihren Weibern begleitet, bei seichtem Wasserstande (im November) durch den Nerbudda, fielen in das englische Gebiet ein, raubten und verwüsteten dasselbe in einem Umkreise von 100 M. und ehe man den Gräueln Einhalt thun konnte, waren sie wieder in ihr Gebirgsland verschwunden. Das Fußvolk beschützte unterdeß die Heimath. Von der gemachten Beute wurde der vierte Theil dem Häuptlinge zugetheilt, das Übrige verkauft und von dem Gewinne die Schulden des Stammes bezahlt. Unter Musik, dem Genusse eines scharfen Getränkes, Pinda (wovon sie nach Einigen auch den Namen erhalten haben sollen), verbrachten sie die übrige Zeit. Seit 1817 ist aber die Macht dieser Räuberhorden, die bis zu 31000 Reitern angewachsen waren, gebrochen. Nach dem Beschlusse des britischen Generalgouverneurs Marquis Hastings wurden sie von allen Seiten angegriffen, ihre festen Plätze zerstört, ein großer Theil mit seinen Führern getödtet und dem Überreste ein jährlicher Tribut auferlegt. 35.

Pindemonte (Giovanni, Marchese), ein beliebter italienischer Dramatiker, 1751 zu Verona geboren, erhielt seine erste Erziehung in dem Collegium zu Modena und versuchte sich schon früh als Dichter. Seine reiche, aber zügellose Phantasie ließ keine gediegene Leistung, die seinen Ruhm fest begründet hätte, zu Stande kommen und führte ihn auf zahllose Abwege. Endlich wählte er die theatralische Laufbahn und suchte durch freiere Bewegung, Lebendigkeit und scenischen Pomp den streng an aristotelischen Regeln haftenden und kalten Alfieri zu überflügeln, welches ihm auch bei dem schaulustigen, stets nach Neuem haschenden Publicum einige Zeit hindurch gelang. P. gehörte zu den venetianischen Patriciern und gelangte durch seine Stellung als Prätor der Republik zu sehr hohem Ansehn. Die Unerkenntlichkeit des venetianischen Gouvernements zwang ihn jedoch später sein Vaterland zu verlassen und Paris zu seinem Aufenthalte zu wählen, wo er die Aufmerksamkeit des ersten Consuls erregte und von diesem zum Mitgliede des italienischen gesetzgebenden Körpers ernannt wurde. Als Italien den ersten Revolutions-

sturm überstanden hatte, kehrte er dahin zurück und ließ sich zu Mailand nieder, wo er sich ausschließend mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Er starb im Januar 1812. Reiche Phantasie, Kenntniß dessen, was auf der Bühne Effect macht, ächtes Gefühl und glühender Patriotismus verleihen seinen Leistungen einen nicht geringen Werth, wenn auch mitunter Dunkelheit, Unverständlichkeit, leere Declamation und falsches Pathos an ihnen streng zu tadeln sind und seine Diction nicht immer die reinste und gediegenste ist. Anerkennung verdient jedenfalls sein Bestreben, natürliche Bilder des Lebens über die Bühne zu führen und durch Wechsel der Farben, Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Scenen und Situationen, so wie durch Reichthum der Handlung nicht nur den Anforderungen der Kritik, sondern auch den Wünschen der schaulustigen Menge zu entsprechen. Seine in Italien als ein Wunder der Beredsamkeit und Gelehrsamkeit gepriesene Lobrede auf den heiligen Thomas von Aquino jedoch kann jeder unbefangene Beurtheiler höchstens sehr gelehrt nennen. Seine dramatischen Werke, worunter „Ginevra di Scozia“, „L. Quinzio Cincinnato“ und „Adelina e Roberto“ die bedeutendsten sein mögen, erschienen unter dem Titel: „Componimenti teatrali“ (Mil. 1804. 4 Voll. 8. 1827. 2 Voll. 8.). 67.

Pindemonte (Ippolito, Ritter), der jüngere Bruder des Vorigen, welchen er als Dichter weit überragt, 1753 zu Verona geboren, verrieth schon als Schüler in dem Collegium zu Modena ein nicht gewöhnliches Dichtertalent und trat bereits in seinem 16. Jahre mit einem freilich sehr mittelmäßigen Trauerspiele („Ulyß“) hervor. Nachdem er seinen Kunstgeschmack an den classischen Mustern Griechenlands und Roms herangebildet hatte, machte er zur weiteren Kräftigung seines Genies eine Reise durch Frankreich, England, Holland und Deutschland. Die Erfahrungen, welche er auf dieser Wanderung sammelte, übten einen entscheidenden Einfluß auf seine Ansicht von Welt und Menschen und gaben seinem geistigen Leben eine ganz andere Richtung; aus dem liberalen Manne wurde ein strenger Aristokrat; aus den Armen der Liebe warf er sich in die Arme der Frömmelei. Seine Reiseerfahrungen legte er in dem Gedichte: „Viaggi“ und in dem Romane: „Aberite“ nieder; Englands Industrie pries er besonders in dem „Saggio di poesie campestri“ (Parma 1788. 12.). Foscolo's an ihn gerichtetes bekanntes Gedicht: „Die Gräber“, begeisterte ihn zu einem ähnlichen Versuche („I sepolcri“, Brescia 1808. 12.), welcher durch weiche Schwermuth und herrliche malerische Schilderungen anzieht. Seine Lebensansichten sprechen sich am klarsten in den satyrischen, aber durchaus nicht beißenden „Sermoni“ (Verona 1819. 8.), welche mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden, aus; auch in seinen „Epistole“ (Verona 1805. 8. Fir. 1809. 8.) offenbart er ein tiefes, inniges, frommes Gemüth, eine zarte poetische Empfindung, einen richtigen künstlerischen Tact und eine hohe Vollkommenheit der Sprache. Sein Trauerspiel „Arminio“ (Pisa 1804. 8. N. E. Verona 1819. 8.), welches einen ausgebreiteten Ruhm besitzt, eignet sich nicht zur Aufführung und sein Hauptverdienst besteht in der richtigen Behandlung der Chöre. In späteren Jahren hat sich P.'s Muße nur bei außerordentlichen Gelegenheiten (wie bei der Rückkehr des Capitain Parry von seiner Polarreise, welcher seine Verlobte in den Armen eines Andern fand, und bei dem Tode der Miß Bathurst in der Tiber) rüstig geregt. Seine letzte bedeutende Arbeit war die gelungene Übersetzung von Homer's „Odyssee“ (1822). Er starb alterschwach und gänzlich in Frömmelei versunken am 18. Nov. 1828 zu Verona. Süße Melancholie, heitere Zufriedenheit, Ruhe, stilles Herzensglück und fromme Zuversicht sprechen sich in seinem Leben, so wie in allen seinen Gedichten aus. Außer den schon erwähnten Werken nennen wir noch folgende: „La fata Morgana“ (Verona 1782. 8.); „Gibilterra salvata“ (Verona 1783. 8.); „La Francia“ (Par. 1789. 8.); „Poesie“ (Pisa 1798. 8. Milan. 1830. 2 Voll.

16. u. d.); Il colpo di martello di campanile di S. Marco in Venetia" (Verona 1820. 8.) und „Discorso sul gusto presente in letteratura" (deutsch von C. J. Jagemann, Halle 1788. 8.). Seine Übersetzungen aus dem Griechischen (Homer's „Odyssee" ausgenommen) und Lateinischen sind unter dem Titel: „Volgarizzamenti dal latino e dal greco" (Verona 1781. 8.) gesammelt. 67.

Pindus ist ein hohes und rauhes, von Südosten nach Südwesten ziehendes Gebirge in Griechenland, zwischen Epirus, Ätolien, Thessalien und Doris. Aus ihm entwickeln sich die keraunischen Gebirge, der Olymp, Ossa, das Ötagebirge u. a.; der Peneus und Inachos entspringen auf ihm. Es war, wie der Helikon und Parnaß, dem Apollo und den Musen geheiligt. Jetzt heißt es Mezzowo. 11.

Pinel (Philipp), berühmter Irrenarzt, ward am 11. April 1745 zu St. Paul, einem Dorfe zu Castres im Departement des Tarn geboren, wo sein Vater Arzt war. Er ward zum geistlichen Stande bestimmt und auf die Schule nach Toulouse geschickt, wo er jedoch die Medicin studirte und 1773 daselbst die Doctorwürde erhielt. 1775 ging er aller Hülfsmittel beraubt nach Montpellier, um sich weiter auszubilden, und endlich 1778 nach Paris, wo er anfänglich Unterricht in der Mathematik ertheilte, bald durch Desfontaines mit anderen berühmten Männern in Bekanntschaft kam und sich mit Schriftstellerei und Arbeiten in Journalen beschäftigte. Besonders legte er sich auf die Seelenheilkunde und bewarb sich 1791 um den Preis, den die medicinische Societät über dieselbe ausgesetzt hatte. Zwar wurde derselbe wegen der damaligen Unruhen nicht ausgetheilt, doch erregte seine Schrift Aufmerksamkeit, so daß er zum Arzte des Bicêtre ernannt wurde und wegen seiner außerordentlichen Leistungen den Auftrag zur Reorganisation der Salpetrière erhielt. Die in diesen Anstalten gemachten Erfahrungen bewogen ihn zur Abfassung seines Traité sur l'aliénation mentale." Bei Errichtung der medicinischen Schule wurde er Professor der Hygiene und dann der Pathologie, in welcher Stellung er seine bekannte und vielmals aufgelegte „Nosographie philosophique" (deutsch von Pfeiffer in 2 Bänden, Cassel 1829) herausgab. Die von P. errichtete Klinik ward von vielen Studirenden besucht; die in ihr gewonnenen Erfahrungen gaben Veranlassung zu seiner „Médecine clinique." P. besaß eine hohe Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Liebe zu den Wissenschaften; er war verschlossen, bescheiden und von großer Herzensgüte; er gebrauchte wenig Arzneien und verließ sich viel auf die Hülfe der Natur; er war sehr für die sanfte, menschliche Behandlung der Irren und daher ein Gegner von Ketten und allen Zwangsmaßregeln; der erste unter allen sprach er sich für die Nothwendigkeit einer psychischen Behandlung der Irren aus; sehr war er gegen den Aderlaß bei diesen Kranken eingenommen. — Bei der Reformation der Facultät blieb er nur Professor honorarius, ward aber Ehrenmitglied der Akademie. 1823 erlitt er einen apoplektischen Anfall, der endlich am 25. Oct. 1826 seinen Tod im 81. Jahre herbeiführte. 39.

Pingré (spr. Pänggré) (Alexander Guy), Kanonikus von St. Genoveva und Bibliothekar des Pantheons zu Paris, geb. den 4. Sept. 1711 zu Paris, ward zwar durch seine Talente begünstigt schon 1735 Professor der Theologie, doch durch die theologischen Zänkereien des Jansenismus 1745 nach Rouen verwiesen, durch Le Cat an der daselbst gestifteten Akademie der Wissenschaften astronomisches Mitglied und bildete sich jetzt so sehr in der Astronomie aus, daß die pariser Congregation ihn nach Paris zurückberief, 1751 ihm in der Abtei eine Sternwarte erbauen und die nöthigen Instrumente geben ließ. Er lebte nun mit Lacaille, Le Monnier und Lalande in enger Verbindung, lieferte fast für jeden Band der „Mémoires de l'acad. roy. de Paris" eine oder mehrere Abhandlungen, wurde wirkliches Mitglied und Associé libre bei dieser Akademie, beschäftigte sich von 1757 an stets mit der Theorie und Berechnung von Kometen und reiste, den

Vorübergang der Venus vor der Sonne den 6. Juni zu beobachten, nach der Insel Rodrigue im indischen Meere. Im Jahre 1766 berechnete er für die zweite Auflage des berühmten Werkes „L'art de vérifier les dates" alle Sonnen- und Mondfinsternisse vom Jahre 1 bis 2000 nach Chr. mit bewundernswürdiger Geduld sehr genau und untersuchte nachher auf einer von de Courtanvaux unternommenen Seereise die Seeuhren von Le Roy. Als 1768 abermals Astronomen in alle Theile der Welt ausgeschickt wurden, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne 1769 zu beobachten, segelte P. zu gleicher Absicht nach dem Cap François; auch begleitete er mit Borda die 1771 von der Regierung angeordnete Expedition, um die Berthoud'schen und Le Roy'schen Chronometer zur See zu prüfen. Die Beschreibung dieser Reise, welche 1778 in zwei Bänden erschien, ist fast ganz P.'s Werk. 1785 übersetzte er das astronomische Gedicht des Manilius sehr glücklich in die französische Sprache. Lalande besorgte die Ausgabe davon in 2 Octavbänden mit vielen Noten. Ferner nahm P. 1786 eine im Jahre 1756 angefangene „Geschichte der Sternkunde des XVII. Jahrhunderts" wieder vor, die er 79 Jahre alt beendigte. Er starb den 1. Mai 1796. 13.

Pinien nennt man die zu Jussieu's Familie der coniferae und Linné's monoecia monadelphia gehörenden Bäume. Einer der vorzüglichsten derselben ist der Pinien- oder Zirbelbaum (pinus pinea L.; franz. pin-pignier; engl. cultivated pine-tree), welcher in Italien, Spanien, kurz im südlichen Europa wächst, der gemeinen Fichte gleicht, aber 5—6 Zoll lange Nadeln hat und oft über 4 Zoll dicke Zapfen mit 15—20 Nüssen trägt, deren Kerne wegen ihres angenehmen Geschmacks die süßen Mandeln sehr gut ersetzen und auch in den Apotheken zur Bereitung von Emulsionen benutzt werden. 21.

Pinke, engl. fliebot, ist ein Lastschiff, dessen Boden flach, das Hintertheil aber lang und hoch ist. 30.

Pinte, Pinta, ein Flüssigkeitsmaß in Italien, der Schweiz, den Niederlanden und Schottland, entspricht der norddeutschen Kanne und enthält in Amsterdam 30, Bern 84,25, Brescia 69,50, Genua 37,4, Mailand 75, Turin 79, Prag 96,25, Schottland 82,50 pariser Cubikzoll. 30.

Pinto (Fernando Mendez), durch seine wunderbaren Schicksale und Reiseabentheuer merkwürdig, wurde zu Anfange des XVI. Jahrhunderts in der portugiesischen Stadt Montemor Velho geboren, ging mit dem 12. Jahre schon auf Reisen und erwarb sich durch kaufmännische Speculationen große Reichthümer. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in fernen Ländern, besonders in Japan, Siam, Korea, war er mit dem bekannten Heidenbekehrer und indianischen Apostel Franz Xaver, dem er beim japanischen Könige von Bungo große Dienste erwies, und mit dem Missionair Melchior Nunnez Barret näher befreundet worden. Durch diesen Umgang veranlaßt entschloß sich P., statt 1554 nach seinem Vaterlande zurückzukehren, sich der Ambassade, welche der Vicekönig zu Goa, Don Alfonso de Noracha, nach Japan zur Verbreitung des christlichen Glaubens ernannt hatte, anzuschließen. Durch widrige Winde wurden sie 10 Monate lang in Malakka aufgehalten, kamen erst 1556 nach Japan und wurden hier so gleichgültig empfangen, daß P. schnell von seinem Entschlusse, Missionair zu werden, zurückgebracht nach Goa und 1558 in der Hoffnung, eine Belohnung für sein im Dienste des Vaterlandes und für die Verbreitung der christlichen Religion erlittenes Ungemach und seiner dargebrachten Opfer zu erhalten, nach Portugal kam. Allein obgleich er 21jährige Dienste der portugiesischen Regierung geleistet, in denen er 13mal in Sklaverei gerathen und 16mal verkauft worden war, auch sein durch Gefahren und Mühseligkeiten erworbenens Vermögen, bis auf wenige Besitzthümer, Gott und seiner Lehre zu Ehren den Jesuiten überlassen hatte, erhielt er doch keinen Lohn, sondern mußte sich von den Einkünften seines kleinen Vermögens er-

halten. Dennoch galt er bei König Philipp II., der ihn oft um seine Meinung befragte, sehr viel; aber er starb, mit der Zeit und seinem Schicksale zufrieden, als Privatmann, nachdem er noch seine Reiseerfahrungen und Nachrichten über die von ihm durchwanderten Länder niedergeschrieben hatte. Sie erschienen zuerst in Lissabon 1614 und wurden zunächst in englischen, holländischen und französischen Übersetzungen verbreitet. Deutsch kamen sie unter dem Titel „Die wunderliche Reisen Ferdinandi Mendez Pinto, so er in 21 Jahren durch Europa, Asia und Afrika gethan rc." (Amsterd. 1671) heraus. Ein Auszug derselben steht im 10. Bande der „Allgemeinen Sammlung von Reisen," und eine neue Bearbeitung erschien Jena 1810. 64.

Pinturicchio (Bernardino), ein trefflicher italienischer Maler, geb. 1454 zu Perugia, hatte den berühmten P. Perugino zum Lehrer, folgte demselben nach Rom und unterstützte ihn bei seinen Arbeiten. Später ward er ein vertrauter Freund Raphael's und eignete sich auch von dessen Style so viel an, daß er ihm in Einzelheiten fast gleich kam. Er starb 1513. — Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind vorzüglich bemerkenswerth: ein heiliger Laurentius, eine Verkündigung, eine Geburt Jesu, Jesus im Tempel (diese sämmtlich in Spello); ferner Scenen aus dem Leben des Papstes Pius II., eine Krönung Pius' III. (beide in Siena) und mehrere Städteansichten (in den Logen des Vaticans). — P. behielt noch den Gebrauch des Golds in der Draperie bei, war aber übrigens ein tüchtiger Colorist, componirte gut und verstand seinen Figuren großen Ausdruck zu geben. Doch glaubt man, daß zu den besten seiner Gemälde Raphael die Cartons geliefert habe. 36.

Piombino, s. Toscana.

Piombo (Sebastiano del) eigentlich Luciani, ein ausgezeichneter italienischer Historienmaler, geb. 1485 zu Venedig, daher auch Sebastiano Veneziano genannt, erhielt seinen ersten Unterricht von Bellini, bildete sich aber später nach Tizian und vorzüglich Giorgione, dem er hinsichtlich des Colorits fast gleichkommt. Eifersüchtig auf den Ruhm Raphael's versuchte er von Michel Angelo dazu veranlaßt mit ihm um den Preis zu streiten, mußte ihn jedoch seiner trefflichen Leistungen ungeachtet dem überlegenen Genie seines Nebenbuhlers überlassen. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß P. von Michel Angelo häufig Composition, Zeichnung und selbst Cartons der Gemälde erhielt; doch sind auch die ihm allein gehörigen Werke, was Zeichnung und Colorit betrifft, lobenswürdig. In seinen späteren Jahren, besonders als er frate del piombo geworden war, entsagte P. der Malerei fast ganz und beschäftigte sich vorzugsweise mit Poesie und Musik. Er starb im Jahre 1547 zu Rom, wo er die meiste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. — Die berühmtesten seiner Arbeiten sind in Rom: ein Plafond in der Villa Medici, einige Stücke in der Madonna del Populo und eine Geißelung Christi in der Kirche St. Pietro Montorio. Das letztere Gemälde ist in Öl auf Stein gemalt, eine Kunst, welche P., wenn nicht erfunden, doch verbessert hat. Im Hospitale von Monserrate zu Madrid befinden sich ebenfalls mehrere Gemälde von P., u. a. auch eine treffliche Kreuzabnahme. 36.

Pionnier, s. Ingenieur.

Pipe, Pipa, ist ein in Deutschland, England, Portugal und Spanien gebräuchliches Wein- und Ölmaß, welches in Brasilien 21944, auf den canarischen Inseln 22156, in Danzig, Königsberg rc. 17316, in Hamburg 17495—18225, in London und England Wein 28850, Bier 24729, in Portugal 21944, in Spanien die castilianische P. 21438 und die catalonische P. 24955 pariser Cubikzoll enthält. 33.

Pipin, Majores domus von Franken. — P. I., zubenannt von Landen, seinem Geburtsorte in Brabant, stammte aus edlem Geschlechte und ward für seinen

Eifer für Chlotar II. von Neustrien von diesem zum Major domus gewählt (623), als welcher er durch kräftige Maßregeln viel zur Ruhe des Landes beitrug; nachdem er aber durch Dagobert's II. üppiges Leben in manche mißliche Lage gekommen war, ging er 638 als Major domus zu Siegbert II. von Austrasien, starb aber schon 640. Durch seine Tochter Begga, welche ihrem Gemahle Ansegisil, Sohn des Bischofs Arnulf von Metz, Pipin von Heristal gebar, ward er Stammvater des karolingischen Hauses. — P. von Heristal, war anfangs Major domus fränkischer Könige, zuletzt Herzog von Francien, wozu er nach dem Tode des Königs Dagobert II. während eines Kriegs vom Volke gewählt worden war. Noch bei Lebzeiten des Königs herrschte er unter dessen Namen unumschränkt über die Austrasier oder östlichen Franken und hinterließ dieselbe Macht im Jahre 714 nach vielen glücklich beendigten Kriegen seinem natürlichen Sohne, Karl Martel (s. d. Art.). — P., der Kleine genannt, der eigentliche Gründer des karolingischen Königsstammes der Franken, Sohn Karl Martel's, anfangs Major domus, beherrschte nach der Entsagung seines Bruders, Karlmann, einige Zeit das Reich der Franken allein, sah sich aber durch einen Aufruhr, den die Mißgunst der Großen erregt hatte, genöthigt, wenigstens den Titel eines Königs an einen Zweig des alten merovingischen Stammes abzutreten. Jedoch herrschte er auch vom Jahre 742 unter dem neuen Fürsten Childerich III. unumschränkt wie zuvor. Ungeachtet seiner unansehnlichen Leibesgestalt bewies er doch eben so große Stärke des Körpers wie des Geistes. Sein Ehrgeiz strebte fortwährend sich den Thron allein zu verschaffen und er konnte mit Recht hoffen in seinen Bemühungen durch die Liebe und Dankbarkeit des Volkes, das er von der Herrschaft der Araber befreite, unterstützt zu werden. Auch hatte er außer den Alemannen und Baiern, denen er einen Herzog gab, mehrere andere unruhige Völker wieder zur Anerkennung der fränkischen Herrschaft genöthigt. Obgleich er das Reich nicht durch Eroberungen erweiterte, so wußte er doch auf kräftige Weise die Sicherheit und Ordnung im Innern zu erhalten. Bonifacius vermochte dem Papste bei den Franken solches Ansehn zu verschaffen, daß sie Verordnungen und Entscheidungen, welche von Rom kamen, für göttliche Gebote ansahen. P.'s Staatsklugheit beschloß diese Stimmung des Volkes als ein Mittel zu benutzen, den Thron, auf welchem er herrschte, auch seinen Nachkommen zu sichern. Er ließ daher dem Papste Stephan II. durch eine feierliche Gesandtschaft die Frage vorlegen: „Ob derjenige den Titel eines Königs verdiene, der denselben zwar führe, aber den Geschäften des Reichs nicht vorzustehen vermöge, oder derjenige, welcher die Geschäfte zum Besten des Reichs verwalte.“ Da der Papst P.'s Freundschaft und seine Unterstützung gegen die ihn hart bedrängenden Longobarden wünschte, so entschied er nach P.'s Wunsche, und der Ausspruch des Papstes wirkte so mächtig auf das Volk ein, daß es ohne den geringsten Widerstand P. durch einen Gesandten des Papstes zum Könige krönen ließ und den abgesetzten König Childerich III. im Jahre 752 ruhig in ein Kloster einschließen sah. Da P. mit der dem Papste versprochenen Hülfe zu lange zögerte, so stattete dieser dem Könige im Jahre 753 mit reichen Geschenken versehen einen Besuch in Frankreich ab. Bei seiner Ankunft ging ihm P. entgegen und hielt ihm, so oft er das Pferd bestieg, den Steigbügel. Der Papst salbte nun P. aufs Neue zum Könige und dieser zog bald darauf mit einem um so muthigeren Heere, da es für die Sache Gottes zu streiten glaubte, nach Italien, zwang Aistulph, König der Longobarden, 754 zur Genugthuung gegen den Papst und kehrte dann nach Frankreich zurück. Kaum war er daselbst angekommen, so erschienen päpstliche Gesandte mit neuen Klagen über die Bedrückungen Aistulph's. P. ging noch einmal nach Italien, schlug die Longobarden, eroberte das Exarchat und machte im Jahre 756 dem Papste ein Geschenk damit. P. wurde von diesem während seiner Anwesenheit in Rom zum römischen Patricier ernannt. Er re-

gierte bis zum Jahre 768 und hinterließ bei seinem Tode die Herrschaft des Reichs seinem Sohne Karl dem Großen (s. d. Art.). Andere karolingische Fürsten gleiches Namens s. unter Karl dem Großen, Ludwig I. und Lothar I. 37. 81.

Pippi (Giulio), bekannt unter dem Namen Giulio Romano, ein berühmter italienischer Maler römischer Schule, der vorzüglichste Schüler, Gehülfe und einer der Erben Raphael's, ward 1492 zu Rom geboren. Ob er außer Raphael noch andere Lehrer gehabt hat, weiß man nicht; denn sein Name wird zuerst mit dem Raphael's zusammen genannt. Seine Eigenthümlichkeit aber erscheint erst nach seines großen Lehrers Tode in wirklich überraschender Größe; denn während er früher nur in Raphael's Manier arbeitete, fing er nun an, seiner Neigung zum Furchtbaren und Großartigen zu folgen, wobei er freilich die Grenzen nur zu häufig überschritt. Man betrachtet ihn daher nicht mit Unrecht als den, der den ersten Grund zu der manierirten Malerei des folgenden Zeitraums legte. In Rom vollendete P. unter Clemens VII. den großen Saal des Constantin; später (1524) begab er sich nach Mantua, wo er den Palast del Te mit trefflichen Gemälden schmückte und eine Schule gründete, aus welcher Schüler wie Primaticcio und Raphael dal Colle hervorgingen. Überhaupt trug er viel dazu bei, daß Raphael's Styl in der Lombardei Eingang gewann. Sein Ruhm war so fest begründet, daß er nach Sangallo's Tode als Baumeister an die Peterskirche zurückberufen wurde; doch starb er noch in demselben Jahre (1546). Unter seinen Werken gilt „der Fall der Giganten" im Palaste del Te als das vorzüglichste. Die Composition P.'s ist, wie oben schon angedeutet wurde, groß, bisweilen zu kühn; die Zeichnung zwar gezwungen, doch richtig und sein Pinsel feurig und lebhaft. Die Ausführung aber erscheint oft zu grell und unfreundlich, und die Schattirung dunkel und schwarz. Übrigens kennt man von P. auch einige gute Bildhauerarbeiten. 36.

Pips, eine Krankheit der Hühner, besteht in Anschwellung der Nasenlöcher und dem Überzogensein der Zungenspitze mit einer hornartigen Haut, ist katarrhalischer Natur, wobei es den Thieren gewöhnlich an Luft mangelt, und wird durch üble Witterung, Unreinigkeit oder Mangel des Getränks, zu frisches Getreide, frischbackenes Brod ꝛc. erzeugt. Man curirt das Übel durch vorsichtiges Ablösen der entstandenen Haut und durch Knoblauch oder Spießglanz, welche man auf das frische Futter streut; schädlich aber ist, mit einer Feder in die Nasenlöcher zu fahren. — Im gewöhnlichen Leben gebraucht man das Wort P. auch vom Menschen bei rheumatischen Übeln. 30.

Piquet (spr. Piké) ist eine Abtheilung der Soldaten, welche, wenn man bei einem vor dem Feinde stehenden Truppencorps oft in der Nacht mit den Sicherheitsmaßregeln des Tages nicht ausreicht, zur Unterstützung oder Verstärkung der Feldwachen (s. d. Art.) dient. Sie rücken gegen Abend aus und wählen zu ihrer Aufstellung solche Punkte, von welchen aus sie die Feldwache bei einem feindlichen Angriffe mit Nachdruck unterstützen, entweder denselben durch Besetzung eines vorliegenden Terrainabschnitts zu Hülfe eilen, oder selbige in einer gewählten Position aufnehmen können. Zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Erhaltung der Verbindung mit den Feldwachen müssen die Piquets die nöthigen Patrouillen absenden, so wie dafür sorgen, daß sie durch ausgestellte Posten von einem etwaigen Angriffe des Feindes rasch in Kenntniß gesetzt werden. Im Übrigen haben sie sich, was ihre Wachsamkeit und sonstigen Anordnungen betrifft, wie die Feldwachen selbst zu verhalten. Nachdem man sich am nächsten Morgen überzeugt hat, daß der Feind nicht gesonnen ist, etwas zu unternehmen, so gehen die Piquets wieder ab. Zuweilen aber bleiben sie auch über Tag stehen, wenn nämlich das Andringen des Feindes, eine sehr durchschnittene Gegend, nebligtes und dunkeles Wetter ꝛc. es nöthig machen. Sobald nun ein P. zur Unterstützung der Feldwachen ausrückt, wird im Lager oder in dem Cantonnement ein Reservepiquet gebildet. 61.

Piräus, s. Attika.

Piraten, s. Seeräuber.

Pirckheimer oder **Pirckhaimer** (Wilibald), ein berühmter deutscher Gelehrter und Staatsmann des XV. Jahrh., am 5. Dec. 1470 zu Eichstädt, wo sein Vater bischöflicher Rath war, geboren, stammte aus einem angesehenen Patriciergeschlechte der Stadt Nürnberg und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er einige Jahre unter den Truppen des Bischofs von Eichstädt gedient hatte, ging er, obschon er große Neigung für das Soldatenwesen fühlte, nach dem Wunsche seines Vaters, der ihn zum Staatsmanne heranzubilden gedachte, nach Italien und studirte auf den Universitäten Padua und Pisa mit ausdauerndem Fleiße die Jurisprudenz und neben dieser mit großer Vorliebe Mathematik, Medicin, Theologie und Philologie. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Italien kehrte er nach Nürnberg, wo sich seine Familie niedergelassen hatte, zurück, verheirathete sich daselbst und nahm eine Anwartschaft auf eine Senatorstelle an. Als Nürnberg dem Kaiser Maximilian Hülfstruppen gegen die Schweitzer schickte (1499), erhielt P. das Commando des Contingents und leistete durch Rath und That so treffliche Dienste, daß ihn der Kaiser trotz des unglücklichen Ausganges des Kriegs zu seinem Rathe ernannte. Diese Gunst erregte den Neid seiner Collegen in Nürnberg und er fühlte sich, nachdem er manche Chikane ruhig ertragen hatte, bewogen, seine Senatorstelle niederzulegen und nur den Wissenschaften zu leben. Später trat er jedoch wieder auf die Bitten seiner Freunde in den Senat ein und ging mehrmals als Deputirter Nürnbergs mit wichtigen Aufträgen an verschiedene Reichstage, die er nie, ohne seine Obliegenheiten mit Eifer und Glück erfüllt zu haben, verließ. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch stete Kränklichkeit verbittert. Er starb am 22. Dec. 1530 zu Nürnberg. Obschon kein entschiedener Anhänger Luther's wußte er doch die großen Vortheile und wichtigen Folgen der Reformation gebührend zu würdigen; Künste und Wissenschaften und wer sie übte und pflegte, waren seine Freude; Alb. Dürer und C. Celtes genossen sein Vertrauen in hohem Grade. Außer vielen Übersetzungen aus dem Griechischen besitzen wir von ihm mehrere kleinere Schriften, von denen vorzüglich die „Explicatio Germaniae ex variis scriptoribus" (Norimb. 1530. 8.); die „Aestimatio priscorum numorum" (Tubing. 1533. 8.); das „Bellum Helveticum" (deutsch von E. J. H. Münch, Basel 1826. 8.) und die „Apologia podagrae" (Norimb. 1522. 4.) hier zu nennen sein möchten. Alle Schriften P.'s sind von M. Goldast unter dem Titel: „Opera politica, historica, philologica et epistolica" (Francof. 1610. Fol.) gesammelt und herausgegeben. (Vergl. „Zum Andenken W. Pirckheimer's", Nürnb. 1828. 8.) 67.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia, der Gemahlin des Ixion, und König der Lapithen. Bei seiner Vermählung mit der Dejanira oder Hippodamia, der Tochter des Adrastes, eines andern Lapithenhäuptlings, entspann sich der berühmte Kampf zwischen den Lapithen und Centauren. Bei diesem Kampfe zeichnete sich unter Andern auch Theseus aus, mit welchem P. eine vertraute Freundschaft geschlossen hatte. Nach dem Tode seiner Gemahlin begab sich P. zum Theseus nach Athen. Da auch dessen Gemahlin gestorben war, raubten Beide die spartanische Helena und entführten sie nach Athen, wo sie um ihren Besitz loosten, doch unter der Bedingung, daß derjenige, dem sie zufallen würde, dem Andern ebenfalls zu einer Gemahlin verhelfen solle. Da sie dem Theseus zu Theil wurde, verlangte P. die Proserpina, die Gemahlin des Pluto; weßhalb Beide in die Unterwelt hinabstiegen. Doch der Gott entdeckte ihr Vorhaben und P. wurde mit 300 Ketten an einen Felsen gefesselt, Theseus aber vom Hercules befreit. Nach Andern wurde P. vom Cerberus zerrissen. Nach Homer mußte sowohl Theseus als P. in der Unterwelt zurückbleiben. P. ist auch als Theilnehmer an der kalydo-

nischen Jagd bekannt. Mit seiner Gemahlin hatte er einen Sohn Polypotes gezeugt, welcher mit 40 Schiffen am trojanischen Kriege Theil nahm. 11.

Pirogue oder **Piroke**, s. Canot.

Pirol (der gemeine), auch **Golddrossel**, lat. oriolus galbula; fr. merle doré; engl. gold-throstle, ein Zugvogel, in Europa und im Oriente heimisch, erreicht die Größe einer Amsel und ist am ganzen Körper mit goldgelben Federn bedeckt, die an der Kehle und am Unterleibe ins Blaßgelbe und am Hintertheile ins Grünliche spielen. Nur die Flügelfedern sind schwarz mit weißen Spitzen. Das Weibchen sieht mehr zeisiggrün und hellgelb und hat schwarzgraue Flügel. Sie sind sehr scheu, leben von Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren und Insecten, bauen ein beutelförmiges Nest ins Dickicht der Waldränder, legen 4—5 Eier und verlassen uns schon im Monat August. Ihr Fleisch soll sehr schmackhaft sein. 35.

Piron (Alexis), ein bekannter französischer Dichter, am 9. Juli 1689 zu Dijon geboren, widmete sich zu Besançon ohne große Neigung der Jurisprudenz und begann nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt die Laufbahn eines Sachwalters, welche er jedoch bald wieder verließ, um ganz dem Vergnügen zu leben. Ein obscönes Gedicht machte ihm viele Feinde und verleidete ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt so sehr, daß er sich entschloß, sein Glück zu Paris zu suchen. Nachdem er einige Zeit seinen Unterhalt als Copist kümmerlich verdient hatte, fing er an für die komische Oper zu arbeiten und trat endlich mit dem Lustspiele „L'école des pères" (1728) hervor, welches mit Beifall aufgenommen wurde und schon die Gattung der Poesie andeutete, in welcher sich P. mit Glück bewegen konnte. Seine Trauerspiele „Callisthène" (1730); „Gustave Wasa" (1733) und „Fernand Cortès" (1741) geriethen sehr mittelmäßig und machten wenig Glück; dagegen wurde sein meisterhaftes Lustspiel „La métromanie" (1738) mit Enthusiasmus aufgenommen und noch jetzt wird es mit Vergnügen gesehen und als dasjenige Werk P.'s betrachtet, auf welches sich sein Dichterruhm gründet. Seine übrigen Gedichte (Opern, Schäferspiele, Oden, Satyren, Episteln und Epigramme), in welchen sich durchgehends ein kecker, kaustischer, oft bis zur Frechheit ausschweifender Witz offenbart, werden nur noch selten gelesen. Sein Styl ist oft (besonders in seinen prosaischen Schriften) hart und zerhackt und wird nicht selten durch stetes Jagen nach bizarren Gedanken, auffallenden Wendungen und ungewöhnlichen Metaphern unerträglich. Sein beißender Witz gegen die französische Akademie, deren Mitglieder er „die Invaliden des Geistes" nannte, versperrte ihm den Eingang in dieselbe, obschon er nicht gleichgültig gegen diese Auszeichnung gewesen wäre. Mit Wenigem zufrieden lebte P. ein vergnügtes Leben und starb am 21. Jan. 1773. Seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift: „Ci-gît Piron, qui ne fut rien, Pas même Académicien", ist bekannt. Die beste Ausgabe seiner Werke („Oeuvres complètes", Par. 1776. 7 Voll. 8. 9 Voll. 12.) besorgte Rigoley de Juvigny. Die anstößigen Gedichte finden sich in den „Poésies diverses d'Aléxis Piron" (Neufchâtel 1775. 8. Lond. 1793. 8.) gesammelt. (Vergl. Perret's „Eloge de Piron", Dijon 1774. 8.) 67.

Pisa, eine der ältesten und berühmtesten Städte Italiens, an beiden Seiten des Arno, über welchen 3 Brücken führen, eine Meile vor der Mündung desselben ins Meer, ist eine der 3 Hauptstädte des Großherzogthums Toscana, aber nur eine Ruine ehemaliger Größe. Sie hat etwa 20000 Einw. (im XIII. Jahrh. 150000), einen bedeutenden Umfang, aber auch viele Gärten und Felder innerhalb der Ringmauer, ist noch großentheils alterthümlich gebaut, hat breite, gerade, schön gepflasterte, aber meistens mit Gras zwischen den Steinen bewachsene Straßen, 89 Kirchen und 3 alte Citadellen und wird von den Italienern la pendente (die hängende) genannt, weil wegen des sumpfigen Bodens die Häuser sich

fast alle nach der Meeresseite zu gesenkt haben. An Merkwürdigkeiten sind zu erwähnen: die beiden mit schönen Gebäuden besetzten Kaie (lungarni) an den beiden Ufern des Arno; der Kirchhof beim Dome, campo santo (heiliges Feld) genannt, weil die Erde dazu in den Kreuzzügen aus Palästina mitgebracht wurde, mit einer Säulengalerie von G. Pisano umgeben, deren Wände mit trefflichen Frescogemälden und einer Menge Kunstdenkmäler des Alterthums und der spätern Zeit geschmückt sind; der Dom, im XI. Jahrh. im byzantinischen Style gebaut, mit metallenen Thüren, dessen Schiff 70 marmorne Säulen zieren und worin das Grab des Kaisers Heinrich's VII. und das von Friedrich II. von Preußen errichtete Denkmal Algarotti's sehenswerth sind; das Battisterio oder die Taufkirche neben dem Dome, ein ganz rundes mit herrlichen Säulen und einem prachtvollen Taufsteine geschmücktes Gebäude; die Kirche Madonna della Spina, im gothischen Geschmacke erbaut; die Kirche San Stefano nebst dem angrenzenden Stephanspalaste, Sitz des von Cosmo von Medici 1561 gestifteten Stephansordens; der bekannte 168 F. hohe und 13 F. sich überneigende hängende Thurm beim Dome, der ganz rund ist und aus 8 über einander stehenden marmornen Säulenreihen besteht, dessen Schiefe man aber nicht der Kunst, wie in Bologna, sondern der Senkung zuschreibt; Ruinen des Thurmes, in welchen Ugolino (s. d. Art.) starb. Übrigens ist P. der Sitz eines Erzbischofs, einer 1338 gestifteten berühmten Universität mit einer Bibliothek von 60000 Bänden, botanischem Garten, Sternwarte und vielen herrlichen Sammlungen, einer accademia italiana und einer Kunstakademie; auch gibt es hier verschiedene Fabriken, vorzüglich die weitberühmte Fabrik künstlicher Blumen; der Handel ist unbedeutend. In der Nähe ist die Stuterei San Rossori, worin auch 200 Kameele gehalten werden, und 4 italienische Meilen entfernt liegen die schon im Alterthume berühmten mineralischen Bäder, 36 Quellen, welche bei einer Temperatur von 29—34° Wärme vorzüglich von Gichtkranken und Nervenschwachen besucht werden. — Die Stadt soll eine Colonie von Pisa am Alpheus in Elis sein und hieß deßwegen im Alterthume schon Pisae Alpheae. Im Mittelalter ward sie sehr mächtig, eroberte Corsica, Sardinien und die Balearen, behauptete ihre Herrschaft auf dem Meere gegen Genua, gründete Colonien in der Levante und hielt sich standhaft zur Partei der Gibellinen. Dadurch gerieth sie aber in heftigen Kampf mit Florenz, Lucca, Siena und Genua, von welcher letzteren sie einst in blutiger Seeschlacht besiegt 49 Schiffe und 12000 Mann und Livorno verlor, während der Papst Gregor IX. Corsica wegnahm. Doch blieb die Stadt immer noch mächtig; Ugolino, der sich mit Hülfe von Florenz 1282 derselben bemächtigt hatte, wurde bald wieder vertrieben und mehrere Angriffe der Guelfen wurden tapfer abgeschlagen. Doch wich ihre Kraft nach und nach, sie mußte mehreren Usurpatoren gehorchen, deren letzterer, Gerhard Apianus, sie endlich an Galeazzo Visconti von Mailand und dessen Sohn Gerhard 1406 an Florenz verkaufte. Nach der äußersten Vertheidigung und Auswanderung der angesehensten Bürger unterwarf sie sich und 1409 ward eine berühmte Kirchenversammlung (s. d. Art.) daselbst gehalten. So blieb sie bis zum Zuge Karl's VIII. unter florentinischer Hoheit, erhob sich dann 1494 von Neuem mit französischer Hülfe, eroberte ihr altes Gebiet wieder und gab sich eine Verfassung; doch 1499 begann der Kampf von Florenz gegen P. aufs Neue und wenn auch die erste Belagerung (1499) bald wieder aufgehoben werden mußte und alle Anstrengungen der Florentiner in den nächsten Jahren, selbst eines französischen Heeres 1504, vergeblich waren, so mußte sie sich doch endlich den 8. Juni 1509 aus Hungersnoth ergeben und verlor ihre Selbstständigkeit auf immer. Aber auch ihr Flor war dahin; denn die angesehensten Bürger wanderten aus und die Stadt verödete. 37.

Pisander, 1) ein altgriechischer Dichter aus Kamiros auf Rhodus (um

Olymp. 33), der von den Alexandrinern zu den classischen epischen Dichtern gezählt wurde, von dem sich jedoch nichts erhalten hat. Er schrieb eine „Ἡρακλῆς“, worin er die Großthaten des Hercules besang. 2) Ein unglücklicher spartanischer Feldherr, bekannt durch die Schlacht bei Knidos, 394 v. Chr., die er gegen Konon verlor und durch welche Sparta die seit der Schlacht bei Ägospotamos behauptete Herrschaft zur See einbüßte. 20.

Pisang, Pisangbaum ist ein krautartiges, unsere Treibhäuser fast schon seit 100 Jahren zierendes Gewächs (zu Jussieu's Classe der epigynae und der Familie musae gehörig), welches in Ost- und Westindien gezogen wird, eigentlich aber im innern Asien und Afrika einheimisch zu sein scheint. Der gemeine P. (musa paradisiaca) erreicht eine Höhe von 10—20 und noch mehr Fuß und hat einen baumartigen Stamm, der aber nicht holzig, sondern häutiger, markiger Substanz ist. Seine Blätter sind sehr groß, denn sie werden 6—12 F. lang und gegen 2 F. und darüber breit. Der ganze Stamm geht in dem folgenden Jahre, wo er Früchte getragen hat, ein, doch dauert die Wurzel fort. In heißen Gegenden (besonders den Tropen) kommt der P. am besten fort, verlangt anfangs mäßige, gegen die Blüthenzeit aber viel Feuchtigkeit und wächst so schnell, daß man die Entwickelung der Blätter stundenweise deutlich sehen kann. Bei der Reife sizzen 10—15 Büschel, jeder mit 10—20 Früchten, an dem Kolben. Diese letzteren sind den Gurken ähnlich, reif citrongelb, gegen 1 F. lang, 2—3 Zoll dick, haben ein mildes, saftiges Fleisch und werden theils roh, theils vielfach zubereitet genossen. Der Absud derselben gibt ein angenehmes Getränk und durch Gährung gewinnt man von ihnen auch einen Wein. Aus dem Stamme kann übrigens eine Art Flachs bereitet werden und der Blätter bedient sich der Indianer zum Decken seiner Hütten, so wie man sie auch zu Tafeltüchern und zum Einpacken der Waaren benutzt. — Eine andere Art ist die Banane oder Bananenpisang (musa sapientum), der vorzüglich in Westindien wächst und kürzere, runde, wohlschmeckendere, lieblicher riechende Früchte und einen rothgestreiften und gefleckten Stamm hat. Die 3. Art nennt man Affenpisang (musa troglodytarum), der auf den Molukken wild wächst, dessen Früchte aber nicht genießbar sind und viel Samen enthalten. 21.

Pisano heißen mehrere alte italienische Architekten, Bildhauer und Maler. — Giunta P., ein ausgezeichneter Maler, blühte um das Jahr 1230. Er ist als der Vorläufer Cimabue's zu betrachten; denn wenn er sich auch nicht ganz von der Trockenheit des herrschenden byzantinischen Styls loszumachen vermochte, so leistete er doch im Nakten bereits mehr als alle seine Zeitgenossen, verstand das Helldunkel und die Vertheilung der Farben und hatte erträglichen Faltenwurf. Als ausgezeichnet werden besonders seine Kreuzigung des heiligen Petrus und ein Christus in halber Lebensgröße genannt. — Nicolo P., Nicolas von Pisa, ein berühmter Bildhauer und Baumeister, geb. 1202 zu Pisa (Siena), scheint sich aus sich selbst heraus zu dem gebildet zu haben, was er wurde, der Wiederhersteller der plastischen Kunst; wenigstens findet man keinen seiner Lehrer namentlich angeführt. Aus seinen Werken, die freilich nur zum Theil bekannt sind, geht hervor, daß ihm die Antike vorzugsweise zum Muster gedient hatte, obwohl er es nicht gerade verschmähte, von dem eben Herrschenden das, was ihm gut dünken mochte, beizubehalten. Von seinen Arbeiten sind vor Allem die Reliefs am Dome zu Lucca, ferner die Reliefs an der Kanzel der Taufkirche zu Pisa und mehrere Arbeiten an dem Dome zu Pistoja, dessen Bau er eine Zeit lang leitete, als solche zu bezeichnen, die man ihm mit Bestimmtheit zuschreiben kann; von anderen, die man ihm zuschreibt, ist es entweder zweifelhaft, ob sie ihm angehören, oder geradezu das Gegentheil erwiesen. Er starb um das Jahr 1275. — Giovanni P., sein Sohn und Schüler, gest. 1320 zu Pisa, erwarb sich gleichen, ja in gewisser Beziehung noch

größeren Ruhm. Auch sind die meisten seiner Arbeiten bekannt. Die berühmtesten derselben sind das Campo Santo zu Pisa; der Altar der Kathedrale zu Arezzo (kostete gegen 90000 Thlr.); die Kanzel in der Kirche des heiligen Andreas zu Pistoja mit trefflichen Basreliefs; ebendaselbst eine Gruppe von 3 Statuen, der Mäßigung, Klugheit und Gerechtigkeit; ferner eine Gruppe, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde und zwei Engeln darstellend, in dem Dome zu Florenz; endlich die Mausoleen der Päpste Urban IV. und Benedict XI. zu Perugia. — Vittore P., ein Maler, geb. 1368, gehörte unter die geschicktesten Künstler seiner Zeit, ist aber weniger durch seine Malereien, als durch seine Medaillons, die er sehr geschickt zu gießen verstand, bekannt geworden. Er starb im Jahre 1448. 36.

Pisidien, eine Landschaft in Kleinasien, wurde von Phrygien, Isaurien, Pamphylien und Karien begrenzt. Obgleich gebirgig, war sie doch höchst fruchtbar und besonders der Weinbau ergiebig. Sagalassus (h. Sadschaklu), in der Nähe von Apamea Kibotos in Phrygien, Selga (durch das selgitische Öl, dessen man sich als Arznei bediente, bekannt) und Nermessus waren die wichtigeren Städte. Die Einwohner, Pisidier, werden auch, wahrscheinlich weil sie mit den Urbewohnern Kariens gleicher Abkunft waren, Solymer genannt. 35.

Pisistrătus, Sohn des Hippokrates, welcher sein Geschlecht auf den König Kodrus zurückführte, hatte sich von Jugend an mit den Wissenschaften beschäftigt und sich besonders zu einem trefflichen Redner gebildet. Die Macht seiner Beredsamkeit brauchte er, unterstützt von allen anderen äußeren und inneren Vorzügen, welche einen Mann zu empfehlen und ihm Liebe und Vertrauen zu erwerben geeignet sind, sich eine Partei zu verschaffen. Durch Solon's eben vollendete Einrichtung waren die Oligarchen und Aristokraten zu Athen nicht ganz zufrieden gestellt worden und mißvergnügt wegen des Verlustes mancher Vortheile hatten sich jene unter Lykurgus, diese unter Megakles vereinigt und dem Volke gegenüber gestellt. Diesem gesellte sich P. zu und wurde sein Parteiführer. Solon erkannte seine Pläne, warnte das Volk und da ihm nicht Gehör, dem P. aber immer mehr Einfluß vergönnt wurde, so verließ er die Stadt. P. zögerte nun nicht, von Solon's argwöhnischem Auge befreit, zur Ausführung seines Planes, der auf nichts weniger gerichtet war, als die Oberherrschaft über Athen an sich zu bringen, zu eilen. Er stürzte einst mit Wunden bedeckt unter das Volk, gab vor, dieselben von den Gegnern aus der aristokratischen Partei erhalten zu haben und bat um Schutz gegen dieselben (561 vor Chr.). Das Volk erlaubte seinem Lieblinge eine Leibwache von 50 (nach Anderen 100) Trabanten (Korynephoren, d. i. Keulenträgern) um sich zu halten und so glaubte P. seinen Zweck erreicht zu haben und Gebieter über Athen zu sein, zumal da er in dem Besitze der Akropolis war; allein auch die Gegenparteien waren mächtig und zwar jetzt gerade um so mächtiger, da sie, früher auch sich gehässig und feindlich, jetzt im Drange der Umstände sich vereinigt hatten, und es gelang dem Lykurgus und Megakles den P. zu vertreiben (560). Da indeß jene Parteihäupter sich wieder entzweit hatten und Megakles, um sich gegen Lykurgus geltend zu machen, kein Mittel unversucht ließ, trat er mit P. in Unterhandlung und verhieß ihm zu seiner Rückkehr förderlich zu sein, wenn er seine Tochter heirathete, was auch P. annahm und (556) seinen feierlichen Einzug in Athen hielt, wobei man eine Weibsperson als Minerva angezogen hatte und den P. gewissermaßen durch die Schutzgöttin Athens selbst in die Stadt zurückführen ließ. Aber das Bündniß des P. und Megakles war nicht von Dauer; P. hatte die Tochter des Megakles nur aus Eigennutz genommen und behandelte sie nicht als seine Gattin; auch sah die oligarchische Partei durch seine Rückkehr für sich nichts gewonnen und 552 mußte P. noch einmal von jenen genöthigt die Stadt verlassen. Dießmal lebte er 11 Jahre in der Verbannung. Diese Zeit benutzte er aber, um mit mehreren Städten, besonders mit Theben, Verbindungen anzuknüpfen und

nun, da er sich stark genug glaubte, griff er 538 mit gewaffneter Hand Athen an und eroberte die Stadt; die oligarchische Partei wurde vertrieben und P. regierte in Frieden bis an seinen Tod (528). Er war ein weiser, gerechter und milder Regent, der sich auch nicht eine der solonischen Einrichtungen oder Gesetze umzustoßen oder zu ändern erlaubte; ja er achtete den Areopagus, das von Solon so hoch gestellte Gericht, so sehr, daß er sich selbst vor dasselbe stellte, um sich gegen einige Anklagen zu rechtfertigen. Seines Vaterlandes Macht vergrößerte er durch die Eroberung des Hafens Nisäa in Megaris und der Inseln Salamis, Delos, Naxos; für den ärmeren Theil des Volkes sorgte er dadurch, daß er ihnen Ländereien außerhalb der Stadt und in den eroberten Inseln anwies; die im Kriege Verstümmelten ließ er auf öffentliche Kosten erhalten und ihre Kinder bis zu ihrer Mannbarkeit unterstützen; auch für Künste und Wissenschaften wirkte er eifrig; ließ Künstler und Gelehrte nach Athen kommen und ihm wird auch das Verdienst zugeschrieben, die in den ionischen Städten Kleinasiens zerstreuten Gedichte Homer's durch die Diaskeuasten gesammelt und sie in die Ordnung gebracht zu haben. Er war es eigentlich, der die Macht, Größe und literarische Blüthe Athens begründete, und kann in vieler Hinsicht mit Perikles (s. d. Art.) verglichen werden. Er hinterließ seinen Söhnen, Hippias und Hipparchus (Pisistratiden), die Regierung. 6.

Pisonen sind mehrere vornehme, wiewohl aus plebejischem Blute entsprossene und zum calpurnischen Geschlechte gehörende Römer. Der merkwürdigeren einer war Lucius Calpurnius P., der 59 vor Chr. mit A. Gabinius Consul war und des P. Clodius ränkevolles Benehmen gegen Cicero unterstützte. Da Cicero aus der Stadt gewichen war, wußte Clodius dem P. durch seinen Einfluß die Statthalterschaft in der Provinz Macedonien zu verschaffen. Cicero aber bewirkte nach seiner Rückkehr, daß P. aus seiner Provinz gerufen wurde, und hielt die von Schmähworten angefüllte Rede (in Pisonem) gegen ihn, welche wir noch besitzen. Nichts desto weniger wurde er im Jahre 50 Censor und war von seinem Schwiegersohne Cäsar zum Vollstrecker seines Testaments ernannt worden. Auch Cicero scheint sich wieder mit ihm ausgesöhnt zu haben; wenigstens rühmt er sein Benehmen, daß er sich dem Antonius ernstlich widersetzt habe. Ein anderer P. gleiches Vornamens lebte später und war im Jahre 15 nach Chr. mit M. Livius Drusus Consul, ging nach Niederlegung seines Consulats als Statthalter nach Pamphylien und erhielt dann im Jahre 11 von Augustus den Befehl, gegen den fanatischen Bacchuspriester Vologeses, der einen Aufstand in Thracien erregt hatte, zu marschiren. Das Vertrauen, welches er bei Augustus gehabt hatte, erhielt ihm auch Tiberius, unter dessen Regierung er praefectus urbi ward. Diesem Amte stand er, obgleich er nach Seneca's Zeugniß die Nächte trinkend zu durchschwärmen und den Morgen über zu schlafen pflegte, dennoch gut vor und hielt die Stadt in lobenswerther Ordnung. Endlich fiel er doch auch bei Tiberius in Ungnade; indeß starb er, ehe das Urtheil an ihm vollstreckt wurde. P. war auch ein Beförderer und Verehrer der Künste und Wissenschaften, besonders der Dichtkunst, in der er vielleicht selbst einzelne Versuche gemacht hatte. An ihn und seinen Sohn ist die bekannte poetische Epistel (epistola ad Pisones) des Horatius gerichtet, in welcher er, nach Wieland's Meinung, den jungen Piso auf eine Veranlassung des Vaters von den hohen Anforderungen an ein gutes Gedicht und somit der Schwierigkeit ein solches zu liefern bekannt machen und zugleich denselben von dem etwa gefaßten Entschlusse, selbst ein Dichter zu werden, oder von dem vielleicht schon unglücklich gefaßten Glauben, ein Dichter zu sein, abziehen wollte. 6.

Pistacien oder **grüne Mandeln**, auch **Pimpernüßchen**, **syrische Nüßchen** genannt, lat. pistaciae; franz. pistaches; engl. pistachio nuts, sind die eiförmigen, länglichen, röthlichen, äußerlich runzligen, einen öligen, hellgrünen und angenehm schmeckenden Kern enthaltenden Samen vom ächten Pistacien-

baume (pistacia s. pistachia vera, terebinthaceae Jussieu und dioecia pentandria L.), welcher ursprünglich in Asien einheimisch, aber im südlichen Europa angepflanzt worden ist. In Sicilien unterscheidet man den Fastuca oder zahmen und den Scornabecco oder wilden Pistacienbaum. So lange die äußere Schale der P. noch grün ist, bereiten die Sicilianer aus jener einen Saft von angenehm gewürzhaftem Geschmacke daraus. Der Mandelkern selbst wird wegen seiner grünen Farbe in den Apotheken, um Morsellen, und im Haushalte, um Crêmes damit zu zieren, benutzt. — Die dreiblätterige (p. trifolia) und Terpentinpistacie (p. terebinthus) haben mit den wahren P. gleiches Vaterland. Die Früchte der ersteren werden ebenfalls genossen; in Bezug auf letztere s. man Terpentin. Erwähnungswerth sind noch die französische P. (p. narbonensis), die ebenfalls genießbare Früchte hervorbringt und in Languedoc und Italien wild wächst, wohin dieser Baum aus seinem Vaterlande Persien und Armenien gekommen ist, und die Mastixpistacie (s. Mastix). 21.

Pistacit, auch **Epidot** genannt, ist ein Gestein von der Härte des Feldspathes und grünen Farben, welches in durchsichtigen Varietäten von Dichroismus ist und als Halbedelstein benutzt werden kann. Die besten Steine dazu kommen aus dem südlichen Frankreich. Sein specifisches Gewicht ist 3, 2—3, 4. 76.

Pistill oder **Stempel** (pistillum) ist der Name, womit man die weiblichen Befruchtungswerkzeuge der Gewächse bezeichnet. Es befindet sich stets in der Mitte der Blüthe und besteht aus 3 Theilen: 1) dem Fruchtknoten (germen oder ovarium), dem untersten Theile des P., welcher zugleich die Anlage zur Frucht oder zum Samen (die Eichen, ovula) enthält, sehr verschiedene Gestalten hat und der reifen Frucht mehr oder weniger ähnlich sieht; 2) dem Staubwege oder Griffel (stylus), der den mittleren zwischen dem Fruchtknoten und der Narbe liegenden Theil ausmacht, aber da fehlt, wo die Narbe unmittelbar auf dem Fruchtknoten sitzt; er hat das Ansehn einer kleinen Säule oder eines Stiels; die Zahl der Staubwege gibt zum Theil die Ordnungen der Linné'schen Classen an (vergl. Botanik); ihre verschiedenen Richtungen bestimmt man fast eben so wie bei den Staubfäden und nach ihrer Größe sind sie diesen entweder gleich oder größer und kleiner; 3) der Narbe (stigma), die meistentheils feucht ist, den Samenstaub (pollen) der Kolben aufnimmt und in welche sich gewöhnlich der Staubweg endigt; allein sehr oft ist sie auch gar nicht als Theil des Staubweges anzusehen, wenn nämlich dieser gänzlich fehlt und die Narbe unmittelbar auf dem Fruchtknoten sitzt; sehr häufig ist aber die Narbe nur durch Vergrößerung sichtbar, besonders wenn sie an der Spitze des Griffels steht. Wenn die Gewächse verblüht sind, entsteht aus dem P. die Frucht. 21.

Pistocchi (Francesco Antonio), ein italienischer Gesanglehrer, geb. 1660 zu Bologna, war in seiner Jugend selbst ein gern gehörter Sänger, verschaffte sich dann gründliche Kenntnisse in der Theorie der Musik, vorzüglich des Gesanges, und bildete sich auf mehrjährigen Reisen durch sorgfältige Beobachtung eine eigenthümliche Methode, die er später als Kapellmeister zu Anspach und zuletzt in einer von ihm in seiner Vaterstadt gegründeten Gesangschule mit Erfolg in Ausübung brachte. Muß man ihm das Verdienst zugestehn, zuerst auf die möglichste mechanische Fertigkeit hingearbeitet zu haben, so ist ihm doch andererseits auch der Vorwurf zu machen, in diesem Bestreben zu weit gegangen zu sein. Er wird daher nicht mit Unrecht als der Schöpfer des neuern manirirten italienischen Gesanges angesehn. 36.

Pistoja (Leonardo), ein italienischer Maler, sogenannt von seinem Geburtsorte Pistoja, hieß, wie man aus einem zu Lucca befindlichen Gemälde schließen kann, mit seinem Familiennamen wahrscheinlich Grazia und lebte um das Jahr 1550. Er war ein Schüler Penni's, übertraf jedoch denselben besonders hinsicht-

lich des Colorits. Unter seinen Arbeiten, von denen man die meisten zu Lucca, Volterra, Rom und Neapel trifft, bewundert man vor allen eine Verkündigung (zu Lucca) und einen heiligen Petrus (zu Casal Guidi), beide eines Raphael nicht unwürdig. P. starb nach 1561 zu Neapel. — Zwei andere Maler dieses Namens, Gerino und Paolo da P., Zeitgenossen des Vorigen, sind weniger berühmt geworden. Doch arbeitete der Erstere sehr sorgfältig und hatte ein gutes Colorit; der Letztere war ein glücklicher Nachahmer von Bartolomeo della Porta. 36.

Pistōle, Piastola, Plättchen, ist eine ursprünglich spanische, im XVI. Jahrh. aus doppelten Goldkronen entstandene Goldmünze aus 21 Karat 9 Grän bis 22 Karat feinem Golde und einem Gewichte von $140\frac{9}{10}$ holl. Aß, deren $34\frac{1}{2}$ auf die rauhe, $38\frac{1}{10}$—$38\frac{7}{11}$ auf die feine Mark kölnisch gehen und die einen Goldwerth von 5 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. bis 5 Thlr. 5 Gr. $8\frac{1}{2}$ Pf. hat. Man hat $\frac{1}{2}$-, 1-, 2- und 4fache Pistolen. Später prägte man sie in Italien, in der Schweitz, in Frankreich, in Deutschland und Dänemark als Louisd'or, Karlsd'or, Georgsd'or, Friedrichsd'or, Wilhelmsd'or 2c. 33.

Pistole, s. Schießgewehr.

Pitcairn (spr. Pitcärn) (Archibald), berühmter Arzt, geb. den 25. Dec. 1652 zu Aberdeen in Schottland, kam, nachdem er bereits Theologie und Jurisprudenz studirt hatte, wegen Kränklichkeit nach Montpellier, wo er Vorliebe für die Medicin faßte und dieselbe nach einem vorgängigen tiefen Studium der Mathematik erlernte. Hierauf ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, nahm sodann den Doctorhut in seinem Vaterlande an und erwarb sich sehr bald durch seine medicinischen Schriften einen solchen Ruf, daß er in Leyden als Professor angestellt wurde, wo er Boerhave unter seine Schüler zählte. Da indessen sein iatromathematisches Krankheitssystem viel angefeindet wurde, so verließ er 1693 Leyden und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er als Professor an der Universität Edinburg am 20. Oct. 1713 starb. Seine Verdienste bestehen in seiner Bekämpfung des chemiatrischen Systems und in seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die Bewegungsursachen des Blutumlaufs. Seine „Opera“ sind zu Leyden 1737 in 4. erschienen. 39.

Pitt (William, Graf von), der größte Staatsmann seiner Zeit, ward den 15. Nov. 1708 zu Boconnock in Cornwall geboren. Sehr früh vertauschte er die Militairdienste mit dem Studium der Staatswissenschaften und zeichnete sich, ins Unterhaus gewählt, daselbst so aus, daß er von der verwittweten Herzogin von Marlborough und von einem gewissen Pysent ansehnliche Erbschaften erhielt. Ihm war inzwischen eine Kammerherrnstelle beim Prinzen von Wales übertragen worden, die er aber 1745 niederlegte und (1746) Mitschatzmeister in Irland, so wie in demselben Jahre Schatzmeister und Generalzahlmeister der Armee und geheimer Rath ward; doch mußte er, sehr bald zum Staatssecretair befördert, auf Befehl des Königs Georg II., welcher durch Cabale gegen ihn eingenommen war, seinen Posten verlassen (1756). Aber unaufhörlich bestürmte, für P. enthusiasirt, das englische Volk seinen König, so daß dieser genöthigt war ihn wieder zum Staatssecretair zu ernennen. Sein Geist zeigte sich jetzt in den zweckmäßigsten Anordnungen der innern Verwaltung sowohl, als in der Thätigkeit, mit welcher er den Krieg mit Frankreich wegen der Grenzen Akadiens leitete, in seiner ganzen Größe. Er überstrahlte die Minister und das Parliament und die Nation unterstützte freudig und mit Begeisterung seine weisen Unternehmungen, die für England die schönsten Früchte trugen (s. Großbritannien). Der Tod Georg's II. (25. Oct. 1760) unterbrach aber die Ausführung seiner tief durchdachten Pläne, England auf den Trümmern der bourbonischen Throne zu erheben; denn Georg III., den Tory's und Gegnern des bisherigen Systems ergeben, neigte sich zum Frieden und P. legte aus Unmuth über die Verwerfung seines Antrags, Spanien zu bekriegen, seine

Stelle nieder. Man sah sich jedoch bald gezwungen zu thun, was er als unvermeidlich dargestellt hatte, und P., welcher im Unterhause geblieben war, erhielt eine allgemeine Danksagung von der Stadt London. Im Parliamente behielt er immer einen großen Einfluß; er widersetzte sich den Maßregeln zur Bedrückung des Volks, rieth zur Gelindigkeit in der Behandlung der amerikanischen Colonien, besonders im Jahre 1766, und drang auf Zurücknahme der Stempelacte. Um seine Partei wegen des überwiegenden Einflusses im Unterhause zu schwächen, ernannte ihn der König in demselben Jahre zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pysent und Grafen von Chatam; er kam dadurch ins Oberhaus und sollte, wie man glaubte, durch diese Maßregel dem ohnehin aus Tory's und Whig's gemischten Ministerium Grafton nicht so gefährlich werden. Aber schon 1768 nöthigten ihn wiederholte Anfälle von Podagra, dieser Stelle wiederum zu entsagen. Er rieth nun fortwährend mit der lebhaftesten Freimüthigkeit zur Mäßigung gegen die Colonien und dann zur Aussöhnung mit ihnen. Er hatte eben die Minister in einer heftigen Rede wegen ihrer zweckwidrigen Maßregeln gegen Amerika getadelt (8. April 1778), da sank er ohnmächtig nieder und mußte aus dem Parliamente getragen werden. Er starb auf seinem Landgute Hayes bei Kent am 11. Mai 1778. Zwar triumphirten die Tory's, aber das Volk trauerte tief. P. ward mit dem größten Pomp auf öffentliche Kosten begraben; man setzte ihm in der Westminsterabtei und später (1782) in Guildhall prächtige Denkmäler. Graf Shelburne sagte bei seinem Tode im Parliamente: „Ich fürchte, daß mit Chatam's Tode die Sonne der Herrlichkeit Großbritanniens auf immer untergegangen ist." Er war einer der größten Redner, die England je gehabt hat. 25.

Pitt (William), Staatsminister Großbritanniens, dritter Sohn des Vorigen, ward geboren zu Angers auf einer Reise seiner Eltern am 28. Mai 1759. Bis in sein 14. Jahr unter den Augen seines Vaters erzogen studirte er zu Cambridge und bereitete sich mit Anstrengung und gutem Erfolge zum Sachwalter oder Richter vor. Dabei ließ er die Staatenkunde, besonders die seines Vaterlandes, so wie Philosophie, besonders Logik und Beredsamkeit, wo ihm sein Vater Lehrer und Muster war, nicht aus den Augen. Nach kurzem Verweilen zu Rheims trat er, nach London wieder zurückgekehrt, mit Glück als Sachwalter auf, ward aber schon 1781, kaum 21 Jahre alt, zum Parliamentsgliede erwählt und im folgenden Jahre (10. Juli) zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er benahm sich in seinem Amte mit dem Ernste eines schon gereiften Charakters, sprach und stimmte, wie sein Vater, mit der Opposition, trat, als der Herzog von Portland erster Lord der Schatzkammer wurde, aus dem Ministerium und blieb bloßes Parliamentsglied. Von einer Reise aus Italien und Deutschland zurückgekehrt erneuerte er jetzt im Parliamente seine Vorschläge, wiewohl ohne Erfolg, zu einer besseren Volksvertretung im Unterhause; mit besserem Erfolge widersetzte er sich der kühnen von Fox vorgeschlagenen India-Bill, so wie der Beschränkung des Rechts der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt ihren Rath zu ertheilen. Als hierauf der König ein neues Ministerium ernannte, setzte er (18. Dec. 1783) den jugendlichen P. an dessen Spitze. Mit Umsicht und Kraft leitete er seitdem die Regierung, obschon er gleich zu Anfange eine furchtbare Opposition von erfahrenen, talentvollen und kenntnißreichen Männern, wie Fox, Burke, Sheridan, North u. A., zu bekämpfen hatte. Bei den jetzt zu entscheidenden wichtigen Fragen hatte P. die Mehrheit des Oberhauses, das volle Vertrauen des Königs und die Gunst der Nation für sich. Der erste Kampf, den er führte, betraf die Vorrechte der Krone. Das Unterhaus bestritt zunächst die Befugniß des Königs, sein Parliament während der Sitzung, wo öffentliche Angelegenheiten noch unentschieden schwebten, aufzuheben; aber der König vertagte, nachdem die wichtigsten Angelegenheiten beseitigt waren, am 24. März 1784 das Parliament. Dabei hatte P. aber eine Seelenstärke und

Festigkeit gezeigt, welche gerade bei den Engländern die höchste Bewunderung für ihn zur Folge hatte. Nach Eröffnung des neuen Parliaments hatte der Minister in Allem die Mehrheit für sich. Er wandte jetzt seine ganze Thätigkeit auf die innere Verwaltung des Reichs und selbst die Opposition mußte endlich seine Verdienste anerkennen. Vor Allem faßte er die Finanzen ins Auge und sein Finanzplan ist die Grundlage des neueren britischen Finanzsystems geblieben. Am 26. Mai 1786 gründete er den in sich wachsenden Schuldentilgungsfonds (sinking Fund) mit 1 Mill. Pfd. Sterl. jährlich und durch die Bill vom 17. Febr. 1792 einen eigenen Sinkingfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Unter anderen von ihm mit Gewandtheit geleiteten Staatsgeschäften folgte der 1786 glücklich zu Stande gebrachte, wiewohl auf unrichtigen Principien beruhende Handelsvertrag zwischen Großbritannien und Frankreich; die Vereinfachung der Zoll- und Accisgefälle. Siegreich bestritt er 1787 die Aufhebung der Corporations- und Testacte. Als die französische Revolution begann, schloß Pitt mit Holland (25. April 1788) und Preußen (13. Aug.) Schutzbündnisse unter gegenseitiger Gewährleistung des gegenwärtigen Besitzstandes und hatte hierauf bis zu seinem Tode einen doppelten Kampf sowohl mit der französischen revolutionairen Politik, als mit dem Neuerungsstolze der britischen Republikaner zu bestehen. In jenem war er nicht glücklich, weil ihn die Gewandtheit oder List Talleyrand's überflügelte; in diesem verlor er seine Popularität, wozu die Vermehrung der öffentlichen Taxen und die theilweise Störung des Handels viel beitrug. Jedoch blieb ihm dabei immer das Verdienst, in diesen gefährlichen Zeiten England vor Anarchie bewahrt zu haben. Dem Einflusse französischer Jacobiner setzte er die Allienbill entgegen, welche im Dec. 1792 trotz alles Widerspruchs der Opposition durchging. Anlangend die äußeren Angelegenheiten behauptete England auf seinen Rath auch nach der pillnitzer Zusammenkunft gegen Frankreich eine strenge Neutralität; erst nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. wurde der französische Gesandte aufgefordert, binnen 8 Tagen das Königreich zu verlassen. Hierauf kündigte Frankreich England den Krieg an (Febr. 1793). Seine ganze Thätigkeit war nun auf den nachdrücklichsten Kampf gerichtet; mit allen Mächten schloß er nun Subsidienverträge, bewaffnete englische Schaaren von Freiwilligen, vermehrte die Land- und Seemacht, erweiterte zugleich die britischen Hülfsquellen durch seine Handels- und Colonialpolitik und vermehrte endlich mit den Kriegstaxen zugleich die Nationalschuld bis zu einer ungeheueren Höhe. Dagegen erhob er durch den glorreichsten Seekrieg die britische Marine und Schifffahrt, vernichtete den Plan, die 1797 eingetretene Verlegenheit der Bank verderblich zu machen und dämpfte die drohende Empörung der Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore. Englands Zustand wurde indeß immer beunruhigender; die Getreidetheuerung veranlaßte tumultuarische Auftritte; für den Minister, der anfangs Frankreich hatte aushungern wollen, gewiß ein sehr bitterer Vorwurf. Er suchte nunmehr die Emancipation der irländischen Katholiken und die Einführung eines neuen Testgesetzes zu befördern. Als aber der König die Vorschläge seiner Minister verwarf, legte P., obgleich der Stimmenmehrheit immer noch gewiß, am 14. März 1801 seine Stelle nieder. Addington ergriff das Ruder. Zwar wurde seine Finanzverwaltung als untauglich angeklagt und jener Antrag wurde mit großer Stimmenmehrheit verworfen, aber mit 211 Stimmen gegen 52 genehmigt, P. ausdrücklich den Dank des Hauses zu bezeugen. Als aber nach dem Frieden von Amiens der Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich unvermeidlich schien, ward P. von Neuem an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Sogleich vermehrte er die Streitkräfte des Reichs, widersetzte sich jetzt der Emancipation der irländischen Katholiken, forderte Spanien zum offenen Kampfe gegen England heraus (1804) und brachte bald die neue Coalition gegen Frankreich zusammen (April 1805). Schon seit dem Juni 1805 hatte aber P. wegen Kränklichkeit nicht mehr an den

Parliamentsverhandlungen Theil nehmen können und immer mehr bekümmerte sein so vielfach bewegtes Gemüth der Gang der auswärtigen Angelegenheiten. Der Friede von Preßburg beschleunigte seinen Tod, welcher am 23. Jan. 1806 erfolgte. Er ward auf öffentliche Kosten am 22. Febr. d. J. feierlich in der Westminsterabtei beerdigt; es war ein Trauerfest der Nation über einen Mann, den selbst Fox beweinte. Sein Andenken ehrte man durch eine Denkmünze mit der aus Shakespeare entlehnten Inschrift: „Er war ein Mann, dessen Gleichen wir, Alles in Allem genommen, nicht wieder sehen werden." Das Parliament bezahlte seine 40000 Pfd. belaufenden Schulden; 1815 ward ihm von demselben auch ein Denkmal errichtet. P. war nach Walpole der zweite Minister, der sich so lange, fast 20 Jahre, auf seinem Posten erhielt. Seine heftigsten Feinde erklärten ihn für den größten Finanzminister. Als Redner ward er allgemein bewundert. Er sprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, aber doch erschöpfend, heftig und rasch, wenn er zürnend sich erhob, um Unrecht zu bekämpfen. 25.

Pittăkus, einer der sieben Weisen Griechenlands, war aus Mitylene gebürtig und machte sich um sein Vaterland nicht allein durch die Vertreibung des Tyrannen Melanchrus (612) verdient, sondern auch durch eine vortheilhafte Beendigung eines Kriegs mit den Athenern (610), theils durch die Besiegung ihres Feldherrn Phrynon im Zweikampfe, theils durch eine billige Entscheidung, nach welcher jede Partei die früher gehabten Besitzungen behalten sollte. Die Bürger von Mitylene, dem P. deßhalb sehr ergeben, machten ihn zum Vorsteher (Aisymnetes) ihrer Stadt (589), welche Würde er, nachdem er die Verhältnisse wohl geordnet hatte, wieder niederlegte und in den Privatstand zurücktrat (579), in welchem er 569 in einem Alter von 70 Jahren starb. Er war frei von Rachsucht (seinem Todfeinde, dem Dichter Alcäus, that er während der Zeit seiner Gewalt kein Leid), von Eigennutz (die ihm angewiesenen Ländereien gab er theils zurück, theils widmete er sie dem Apollo), tapfer, klug, freundlich gegen Jedermann und die Bildung zu solchem Wesen waren die Aufforderungen seiner Sittenlehren, die er in 600 Versen zusammengefaßt haben soll. Sein Wahlspruch war: „Lerne die rechte Zeit kennen!" 6.

Pittōni (Giambattista), ein berühmter italienischer Historienmaler, geb. 1687 zu Venedig, war ein Schüler seines Onkels Francisco Pittoni, eines mittelmäßigen Malers der venetianischen Schule, studirte aber später die Meisterwerke der römischen und bolognesischen Schule und bildete sich einen eigenthümlichen Styl, welcher von dem verderbten Geschmacke der damaligen venetianischen Schule ganz frei ist. Seine Composition ist geistreich und erhaben, das Colorit außerordentlich frisch, die Ausführung keck, aber genau und die Zeichnung stets correct. Dabei erscheint das Ganze äußerst graziös. Unter seinen ziemlich zahlreichen Arbeiten, von denen sich die meisten im Venetianischen befinden, rühmt man vorzüglich die Marter des heiligen Bartholomäus und des heiligen Thomas (zu Padua und Venedig) und ein treffliches Gemälde, die Speisung der 5000 darstellend, zu Venedig. P. starb den 16. Nov. 1767. 36.

Pittōresk oder malerisch ist alles das, was leicht Gegenstand der Malerei werden kann, was demnach theils durch eigenthümlichen Farbenreiz oder Mischung der Farben, theils durch besondere Lage, Stellung, Gruppirung die Phantasie anspricht und gewissermaßen etwas Ideales entwickelt. 9.

Pityusen (Fichteninseln) ist der alte, häufig noch gebrauchte Name für die beiden Inseln Iviza und Formentera im mittelländischen Meere an der spanischen Küste. 37.

Pius, Päpste. — P. I. (142—157), der Heilige, aus Aquileja, war Nachfolger des Hyginus, kämpfte wider die Ketzereien des Valentinianus und Marcion und starb im Jahre 157 (nach Andern schon 147). Die 4 Briefe, welche ihm beigelegt werden, so wie die 7 Verordnungen, die seinen Namen führen, sind

unächt. — P. II. (Äneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, 1458—1464), Nachfolger Calixtus' IV., war einer der gelehrtesten und geistreichsten Männer seiner Zeit, aber von höchst zweideutigem Charakter, ein ganz anderer vor seiner Ernennung zum Papste, als nach derselben und in seiner Jugend den Ausschweifungen ergeben. Als Secretair des baseler Concilium freisinniger Vertheidiger der Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste, widerrief er, den Glanz der Tiara höher achtend als den edlen Ruhm, als Papst feierlich, was er früher Beifallswürdiges zu Gunsten der Kirchenfreiheit gesprochen und geschrieben hatte, und verdammte in einer Bulle vom 26. April 1463 seine früheren Schriften selbst; daher auch mehrere derselben, namentlich die, welche er für das baseler Concilium geschrieben hat, im „Index librorum prohibitorum“ stehen. Unter ihm wurden in Deutschland die meisten Artikel des wiener Concordats verletzt und in Frankreich die pragmatische Sanction (1462) beschränkt. Einen Kreuzzug gegen die Türken beabsichtigend schrieb er eine allgemeine Versammlung der christlichen Mächte nach Mantua aus, welche 1459 in seiner Gegenwart eröffnet wurde, aber fruchtlos war. In Ancona, wohin er sich begeben hatte, um, obwohl alt und krank, in Person einem Seezuge gegen die Türken beizuwohnen, starb er im Jahre 1464, historische, geographische, rhetorische und poetische Schriften hinterlassend. „Opera“ (Bas. 1571 u. ö.). Sein Leben ist von seinen Verehrern, Platina, Campani und von ihm selbst in seines Geheimschreibers Gobellini „Commentar. rerum memor. quae tempore Pii II. contigerunt“ (Rom. 1584. 4. Frcf. 1614) beschrieben. — P. III. (Franz Todeschini Piccolomini), des Vorigen Neffe, bestieg nach Alexander VI. am 22. Sept. 1503 den päpstlichen Stuhl, starb aber schon den 18. Oct. desselben Jahres. — P. IV. (Johann Angelo von Medici) aus Mailand, folgte Paul IV. am 23. Oct. 1559 in der Papstwürde. Er ließ das Concilium zu Trient (Jan. 1562) wieder fortsetzen und am 4. Dec. 1563 beschließen, auch zu dessen weiterer Sicherstellung einen index librorum prohibitorum oder expurgandorum ausgehen. Durch die trienter Schlüsse noch unbefriedigt suchte er durch Concordate mit den vereinzelten Nationen billige Vortheile zu erlangen. Durch Mäßigung und Gerechtigkeit suchte er das päpstliche Ansehn zu sichern, gestattete, mit Verweigerung der Priesterehe, den Kelch für Östreich und unterstützte die Tapferkeit der Johanniter zur Rettung Maltas. Auch that er viel für die Verschönerung der Kirchen in Rom und des Vaticans. Er starb am 8. Dec. 1565. — P. V. (Michael Ghisleri), geb. 1504 zu Bosca bei Alexandria von niedrigen Eltern, trat 15 Jahre alt in den Dominicanerorden, in welchem er sich bald durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnete, ward unter Paul IV. Bischof von Sutri, 1557 Cardinal und Großinquisitor der gesammten Christenheit, 1560 Bischof von Mondovi und den 8. Jan. 1566 Papst. Auch als solcher blieb er ein harter Sitten- und Ketzerrichter, unter welchem freisinnige Gelehrte, wie Palearius, den Scheiterhaufen besteigen mußten. Er verdammte die Lehren des Mich. Bajus, that die Königin von England, Elisabeth, in den Bann, drohte sogar Maximilian II. mit Absetzung, wenn er den Protestanten freie Religionsübung gewähren würde, und erließ die Nachtmahlsbulle („In coena domini“) im Tone der hildebrandischen Zeit. Minder glücklich gegen die Protestanten erlebte er noch die Freude, zur Vernichtung der Seemacht der Türken bei Lepanto (1571) durch seine Galeeren mit beigetragen zu haben. Er starb am 1. Mai 1572 und ward von Clemens X. selig, von Clemens XI. heilig gesprochen. — P. VI. (Giovanni Angelo) ward am 27. Dec. 1717 zu Cesena in der päpstlichen Provinz Romagna geboren und stammte aus dem gräflichen Hause Braschi. Obwohl zum geistlichen Stande bestimmt beschäftigte er sich seit seinem 13. Jahre mit der Rechtskunde, in welcher er, 19 Jahre alt, die Doctorwürde erlangte, ging 1740 nach Rom, um Theologie zu studiren, und ward hier 1745 Auditor der päpstlichen Kanzlei und 1753 Geheimschreiber Bene-

dict's XIV, welcher ihm auch ein Kanonicat an der Peterskirche ertheilte. Clemens XIII., unter welchem P. VI. seine Staatskunst fester begründete und dessen Vorbild er sorgsam bewahrte, ernannte ihn 1766 zum Generalschatzmeister, in welchem schwierigen Amte er sich anfangs durch seine Berufstreue, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit das Vertrauen des Papstes wie des Volkes erwarb. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth und die Fortdauer vieler drückenden Lasten brachten ihn endlich um des Volkes Gunst. Clemens XIV. erhob ihn am 26. April 1773 zum Cardinal und gab ihm zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes die Abtei Rubiaco. Mit tiefem Schmerze und Unwillen sah er die Aufhebung des Jesuitenordens unter diesem Papste, dessen Grundsätze der Schüler des dreizehnten Clemens nicht theilen konnte, die eigenen Gesinnungen jedoch schlau verbergend, bis er am 15. Febr. 1775 durch den Beschluß aller Parteien des Cardinalscollegium selbst auf den päpstlichen Stuhl erhoben ward. Nicht ohne einen Schein der Demuth, vielleicht auch von einer geheimen Ahnung ergriffen, äußerte er, „daß dieser Beschluß der versammelten Väter für ihn ein Unglück sei." Der schöne und selbstgefällige Priesterfürst umgab sich nun mit aller prunkenden Herrlichkeit seines Amtes und vergaß über den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten seiner neuen Herrschaft nicht die Sorgfalt für seinen Körper und für den Eindruck, den sein öffentliches Erscheinen machen sollte. Das Volk von Rom, obwohl durch seinen angenommenen Namen an ein altes ominöses Verschen erinnert: „Semper sub Sextis perdita Roma fuit" (d. i. „Immer war unter den Sechsten Rom dem Verderben geweihet"), freute sich zunächst des unverkennbaren Adels, der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anstandes seines äußeren Wesens und der wahrhaft geistlichen Würde, mit welcher er die kirchlichen Gebräuche verwaltete; die Frommen erbauten sich an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im Alter schönen Papste. Aber diese Formen waren nicht vermögend die Mängel seiner Regierung zu verbergen, die allerdings in eine für das Papstthum mißliche und ungünstige Zeit fiel. Dieses war bereits in der öffentlichen Meinung tief gesunken; die Klöster, die man nur noch als Spitäler für Geisteskranke dulden wollte, waren damals von bitteren Spottschriften angefallen; die Fürsten nahmen die Reichthümer der Mönche in Besitz und verwandelten ihre Wohnungen in Casernen; der Papst schien als Landesfürst und als Kirchenoberhaupt von der Fürsten Gnade abzuhängen; der Kirchenstaat endlich war im höchsten Grade zerrüttet. Bei allem frommen und redlichen Willen vermochte P. nicht, den Sturm zu beschwichtigen, und bald zeigte es sich, wie wenig er zum Reformator seiner Kirche sich eignete. Den Grund ihres Verfalles und die Quelle so vieler Übel zu wenig erkennend war auch sein Bemühen selbst von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefesselt und mit der Beschränktheit des eignen Geistes vermochte er den Zeitgeist nicht klar aufzufassen, am wenigsten sich über ihn zu erheben. Seine Maßregeln waren nicht immer zweckmäßig, stets schwankend und halb. Die Anwartschaften auf Ämter hob er zwar auf, aber es blieb die Verkäuflichkeit derselben; er decretirte zwar die völlige Aufhebung aller Durchgangszölle im Kirchenstaate, begünstigte aber zum Besten seines Schatzes das verderbliche Lottospiel; von dem Vorsatze, eine allgemeine Grundsteuer auf alle geistliche und weltliche Güter einzuführen, mußte er abstehen, und doch verbaute er zwecklos die Einkünfte des Kirchenstaates und verschwendete große Summen zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Auch in seinem Hofstaate herrschte Pracht und Verschwendung, so daß die Staatsschuld unter seiner Regierung sich mit jedem Jahre mehrte, während die Einkünfte aus fremden Ländern sich minderten. Neue Anleihen verstimmten die öffentliche Meinung und steigerten die allgemeine Unzufriedenheit, in welcher sich die Keime einer Empörung entwickelten, die nur einer äußern Begünstigung be-

durfte, um auszubrechen. Nichts aber erregte mehr den Unwillen und die Erbitterung seiner Unterthanen, als der Nepotismus, mit dem er seine unbedeutenden Verwandten zu hohen Würden und Reichthümern beförderte. Schon im Jahre 1777 wurde ein Versuch gegen das Leben des heiligen Vaters gemacht, aber vereitelt. Auch seine Verhältnisse zu den katholischen Höfen gestalteten sich immer mißgünstiger. In Neapel ward (1777) das Lehnsband mit Rom gelöst und dagegen eine geringe, willkührliche Entschädigung dem Papste geboten. In Toscana begann Leopold II. und in Östreich Joseph II. ohne Berücksichtigung des Papstes eine Reform des Kirchenwesens. Da beschloß P., der Macht seiner Persönlichkeit vertrauend, durch die Gegenwart des Statthalters Christi das Herz des Kaisers zu bezwingen und in den Völkern jenseit der Alpen das fast vergessene Ansehn der päpstlichen Heiligkeit wieder herzustellen. Mit Erstaunen sah die Welt den römischen Oberpriester, zu dem einst die Kaiser demüthig um Segen oder um Vergebung flehend gepilgert waren, jetzt als Bittenden nach der Kaiserstadt ziehen, welche er am 22. März 1782 betrat. Mit allen Ehrenbezeugungen ward er dort empfangen; aber vergebens waren seine beredten Bitten und unbefriedigt wanderte er nach Rom zurück. Französische Schriftsteller bemerken bei dieser Gelegenheit: der Papst habe in Wien zwei Messen gehalten, die eine ohne das Credo für den Kaiser und die andere ohne Gloria für sich. Schwere Kämpfe hatte er auch mit dem Herzoge von Modena, mit Venedig, Spanien und Portugal zu bestehen. Aber die schwerste Prüfung und traurigste Erfahrung war seinen letzten Lebensjahren aufgespart. Die französische Revolution brach aus und fügte schnell dem Papstthume den größten Verlust zu. Schon 1789 wurden durch die Natinalversammlung alle geistliche Güter als Nationalgüter erklärt, 1790 Avignon und Venaissin dem römischen Stuhle genommen und dem französischen Reiche einverleibt und von allen geistlichen Staatsbeamten der Bürgereid gefordert. Je stärker sich P. gegen denselben erklärte, desto heftiger tobte gegen ihn der Aufruhr von aller Scheu entblöst; die Pariser verbrannten 1791 vor dem königlichen Palaste und vor den Augen des Nuntius eine Strohfigur, die P. VI. vorstellte. Dieser erließ zahlreiche Hirtenbriefe, Breven und Bullen und verdammte laut und feierlich die Grundsätze der französischen Revolution. Aber nichts vermochte das Ungewitter zu beschwören. Als der in Italien siegreiche Napoleon vergebens die Aufhebung aller gegen Frankreich erlassenen Decrete vom Papste, der sich sogar zu rüsten wagte, verlangt hatte, stürzte er sich auf den Kirchenstaat. Nur um theuern Preis erhielt P. 1796 den Waffenstillstand zu Bologna und 1797 den Frieden zu Tolentino und als in einer Volksbewegung zu Rom (27. Dec. 1797) der französische General Duphot getödtet worden war, ward Rom am 18. Febr. 1798 durch Berthier's Waffen republikanisirt und P., der durch nichts zu bewegen war, die Regierung, wie man forderte, niederzulegen, als Staatsgefangener betrachtet, gegen welchen man sich den gröbsten Muthwillen und bittersten Hohn erlaubte. Am 20. Febr. von Rom weggeführt mußte der kranke und unwürdig behandelte Greis oft den Ort seiner Gefangenschaft wechseln, bis er endlich in der Citadelle zu Valence das Ziel seiner Leiden fand. Er starb am 29. Aug. 1799. Weniger ein ausgezeichneter Fürst, als welcher er für seine Verirrungen bitter büßte, bleibt ihm doch der Ruhm eines guten Menschen, der Unbescholtenheit der Sitten und ungeheuchelte Gottesfurcht bis an sein Ende bewahrte. Vergl. über ihn (Ade) „Lebens- und Regentengeschichte des Papstes Pius VI." (Cesena [Ulm] 1781—1796. 6 Bde.); P. P. Wolf's „Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter Pius VI." (Leipz. 1802. 7 Bde.); (Bourgoing) „Mémoires hist. et philos. sur Pie VI. et son Pontificat." (Par. 1799. 3 Voll., übersetzt [von Meyer], Hamb. 1800. 2 Bde.); Hasse in den „Zeitgenossen", I. Bd. 4. Abth. S. 71 ff. — P. VII. (Gregor Barnabas Chiaramonte, 1800—1823), der 255ste Papst, geb. den 14. Aug.

1742 zu Cesena, aus dem gräflichen Hause der Chiaramonti, trat 1758 in den Benedictinerorden, lehrte später mit Beifall in Parma Philosophie und in Rom Theologie und ward von Pius VI. 1782 zum Abte des Klosters St. Anselm zu Rom, bald darauf zum Bischofe von Tivoli und am 14. Febr. 1785 zum Cardinalpriester und zum Bischofe von Imola erhoben. Als solcher hatte er, seit dem Frieden von Tolentino Bürger der cisalpinischen Republik, bei scheinbarer Nachgiebigkeit gegen die Franzosen einen klugen und zähen Sinn bewährt und in seiner berüchtigten Weihnachtspredigt („Homélie du citoyen Card. Chiaram.“, 1797, trad. de l'Ital. par Grégoire, Par. 1814. 1818.) mit biblischer und patristischer Gelehrsamkeit, ja selbst aus Rousseau's Emil, die Vereinbarkeit der Demokratie mit dem Christenthume dargethan. Nachdem er sich auf solche Weise den Franzosen angenehm gemacht hatte, wurde er am 14. März 1800 von 35 zu Venedig versammelten Cardinälen zum Papste erwählt und am 21. März mit der dreifachen Krone feierlich gekrönt. Offen bekannte er sich kurz nach seiner Thronerhebung in einer geflissentlich bekannt gemachten Rede, bei Ernennung des Cardinals Harras, zu den strengsten Grundsätzen des Papstthums und schrieb alles bisherige Unglück der fortschreitenden Geistesbildung, von ihm Philosophie genannt, zu. Auf gleiche Weise ließ er sich in einem Hirtenbriefe vom 13. Mai und in der ihm bald folgenden Bulle zur Verkündigung eines Jubeljahres vernehmen. Noch im Jahre 1800 (am 3. Juli) konnte er seinen feierlichen Einzug in Rom halten. Alsbald traf er im Vereine mit dem Staatssecretair Consalvi mehrere zweckmäßige Maßregeln, wodurch er dem Elende und der Unordnung im Kirchenstaate zu steuern suchte. Auch die Verhältnisse mit Frankreich gestalteten sich besser. Der erste Consul beschloß zur Befestigung der neuen Regierungsform die Herstellung der inneren Kircheneinheit und der katholischen Religion. Nur hierzu bedurfte er des Papstes. P. VII. erhielt daher im Frieden zu Luneville den größeren Theil des Kirchenstaates zurück und am 15. Juli 1801 kam zwischen Consalvi und der französischen Regierung ein Concordat zu Stande, welches dem römischen Stuhle seine alten Suprematsrechte über die französisch-katholische Kirche wenigstens der Form nach wieder einräumte. Ein solches Concordat wurde 1803 auch mit der italienischen Republik geschlossen. In demselben Jahre sah der Papst aber seinen Einfluß in Deutschland durch den Reichsdeputationsreceß (Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer und Stifter) sehr geschwächt. Im Jahre 1804 folgte er der Einladung Napoleon's, sich nach Paris zur Vollziehung der Salbung und Kaiserkrönung zu begeben. In der Hoffnung, dadurch Vortheile für den päpstlichen Stuhl zu erlangen, reiste er wider den Rath des Cardinalcollegium und gegen den Wunsch des römischen Volkes am 2. Nov. dess. Jahres dahin ab. Allein der heilige Vater fand sich bald in allen seinen Erwartungen getäuscht. Der neue Kaiser zeigte keine Neigung zur Schlichtung der noch obwaltenden Mißverständnisse und noch mehr Widersetzlichkeit, als der erste Consul offenbart hatte. Nach mannigfachen Demüthigungen, die P. während seines Aufenthaltes in Paris erfahren mußte, verließ er am 4. April 1805 diese Stadt und traf am 16. Mai wieder zu Rom ein, wo er mit Spott empfangen ward. Nie zeigte das römische Volk eine ungünstigere Stimmung als gegenwärtig. Unter Bücherverboten, Heiligsprechungen und nutzlosen Verhandlungen zwischen dem päpstlichen Hofe und dem Cabinete von St. Cloud vergingen die nächsten Jahre. Da nahte sich dem bedrängten Papste eine neue Katastrophe. Auf seine Verweigerung des Beitrittes zum Continentalsysteme und der Einführung des napoleonischen Gesetzbuches ließ der übermüthige Kaiser den Kirchenstaat (Febr. 1808) besetzen. Vergebens protestirte P. gegen solche Gewaltthat; vergebens erklärte er in einem Breve an den Kaiser (27. März), wie er, nicht durch irdische Gewalt geschreckt, seine letzte Zuflucht zu den geistlichen Waffen nehmen würde. Fortwährend mußte er und seine Umgebung die gröbsten Mißhandlungen

erfahren; fortwährend wurde er selbst im Innern seiner Wohnung durch Gewaltthätigkeiten beunruhigt. Französische Soldaten drangen in den Palast des Papstes und entwaffneten seine Leibwache; die Cardinäle wurden in die Länder verwiesen, wo sie geboren waren, weil sie Unterthanen der dort regierenden Fürsten seien, und ein kaiserliches Decret (2. April) verleibte die Provinzen des Kirchenstaates, Urbino, Ancona, Macerata und Camerino dem Königreiche Italien ein. Endlich erließ Napoleon am 17. Mai 1809 von Wien aus das berüchtigte Decret, des Inhalts, daß der ganze Kirchenstaat mit dem französischen Reiche vereinigt werden und die weltliche Macht des Papstes ein Ende haben solle; daß der Kaiser dadurch nur zurücknehme, was sein Vorfahrer, Karl der Große, einst dem römischen Bischofe als bloßes Lehen geschenkt habe; daß übrigens der Papst seine geistliche Macht behalten, 2 Mill. Franken jährliche Einkünfte, einige Paläste im französischen Reiche haben und in Ansehung seiner Einkünfte und Besitzungen von jeder Auflage und Jurisdiction frei sein sollte. P. verwarf jeden Gehalt als Schimpf und sprach (10. und 11. Juni) den Bann über Napoleon und über Alle aus, die sich am Erbe des heil. Petrus vergriffen. Darauf erfolgte seine Verhaftung (6. Juli) und Deportation nach Savona, wo er den Bitten wie den Drohungen des Kaisers eine unerschütterliche Ergebung entgegensetzend als unfrei und des Rathes der Cardinäle beraubt die Bestätigung aller von jenem ernannten Bischöfe verweigerte. Vor seinem verhängnißvollen Zuge in den Norden ertheilte Napoleon den Befehl, den Papst nach Fontainebleau zu bringen (1812), unter dem Vorgeben, in der Nähe der Küste von Savona habe sich ein britisches Schiff blicken lassen, dessen Absicht Entführung des Papstes sei. Hier nöthigte ihm nach dem Unglücke in Rußland der Kaiser (25. Jan. 1813) ein Concordat ab, worin P. sich zur Bestätigung der von jenem ernannten Bischöfe verpflichtete, welches er aber nicht öffentlich anerkannte und nach dem Rathe der Cardinäle zurücknahm. Als endlich der gewaltige Kriegsfürst zusammenstürzte, wurde auch P. frei. Am 24. Mai zog er wieder ein in seine Stadt, die ihn jubelnd empfing. Der wiener Congreß garantirte ihm die neue Besitznahme des Kirchenstaates mit Ausnahme eines schmalen Landstriches jenseit des Po, gegen dessen Abtretung der päpstliche Geschäftsträger Consalvi eben so feierlich protestirte (14. Juni 1815), wie gegen die östreichische Besetzung von Ferrara, gegen die Vorenthaltung Avignons, gegen die Säcularisationen und gegen die Aufhebung des deutschen Reiches. Die Staatsmänner in Wien lächelten. Um das gesunkene Ansehn und die geschwächte Macht des Papstthums wieder zu erheben und zu verstärken, traf P. Maßregeln, welche sämmtlich verkündigten, daß der Zustand vor Clemens XIV. zurückgebracht werden solle: die Jesuiten und die Inquisition wurden wiederhergestellt, (nicht approbirte) Bibelübersetzungen und die Bibelgesellschaften (1816) verdammt und die schärfsten Verordnungen wider die Freimaurer und Carbonari erlassen. Auch soll P. — wie die Gräfin Elisa von der Recke um das Jahr 1817 von dem verstorbenen schwedischen Admiral Güldenschild, einem Vertrauten des jetzigen Königs von Schweden, durch vertrauliche Mittheilung erfahren zu haben berichtet (vergl. den bezüglichen Brief derselben in Röhr's „Kritischer Predigerbibliothek" 15. Bd. 3. Hft. S. 533) — den Plan entworfen und einigen protestantischen Fürsten mitgetheilt haben, nach welchem der Papst durch einen Vertrag mit allen protestantischen Fürsten von diesen als das Oberhaupt von allen verschiedenen christlichen Confessionen anerkannt werde, dem die Pflicht obliege, darüber zu wachen, daß die Geistlichkeit jeder Confession nicht von den Lehren abweiche, die zur Zeit der Reformation von den verschiedenen Reformatoren als Grundpfeiler ihrer Lehre und ihres Glaubens festgesetzt wurden. Denn, wenn der Papst als Aufrechthalter der verschiedenen Confessionen anerkannt werden würde, dann nur könnten alle Religionsstreitigkeiten aufhören. Die protestantischen Regierungen scheinen jedoch auf diesen Plan nicht eingegangen

zu sein. Was die innere Verwaltung des Kirchenstaates betrifft, so gab P. demselben schon am 6. Juli eine neue Verfassung. Dem Mangel, der Verwirrung und Unruhe suchte er nach Kräften zu steuern, schränkte Alles möglichst ein, was zum äußeren Glanze der bischöflichen Würde gehörte, beförderte dagegen den Glanz der Künste und verwendete, so viel er nur konnte, für mildthätige Zwecke, ohne dem Nepotismus die geringsten Rechte einzuräumen; denn die Mitglieder seiner Familie blieben arm und lebten in glanzloser Einfachheit, wie er selbst. Die Bestimmung der staats- oder kirchenrechtlichen Stellung des Kirchenoberhauptes zu den auswärtigen Staatsgewalten und Nationalkirchen konnte P. auf dem wiener Congresse nicht erlangen und mußte Concordaten mit den einzelnen Regierungen überlassen bleiben, welche auch zum Vortheile des päpstlichen Stuhles mit Frankreich, Neapel, Baiern, Preußen (für seine Rheinländer), Polen, Hanover u. a. zu Stande kamen. — Nach solchem Wechsel des Glückes starb P. VII. an einem Schenkelbruche den 20. Aug. 1823 nach zurückgelegtem 81. Lebensjahre, im 24. seiner päpstlichen Regierung. Seine letzten Tage waren noch durch den Brand der Paulskirche und durch das neue Herandrängen der Revolution verdüstert worden. In der Geschichte des Papstthums wird er immer eine der denkwürdigsten Stellen einnehmen. Wie sein Vorgänger war er rein in seinem Lebenswandel, aber mehr als jener gelehrter Theolog und staatskluger Fürst, der für die Wiederherstellung des ganz verfallenen Gebäudes der Hierarchie, von den Umständen begünstigt, Unglaubliches erreichte. Erregte er in letzterer Beziehung durch seine Kühnheit Erstaunen, so erwarb er sich durch seine Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglücke, so wie durch seine Entschlossenheit und Festigkeit, die er gegen den französischen Gewalthaber bewies, die Achtung selbst der Gegner. (Vergl. über ihn: „Storia di Pontificato di Pio VII.“, Vened. 1815. 2 Voll.; Simon, „Vie politique et privée de Pie VII.“, Par. 1823; Jäger, „Leben Pius' VII., mit Urkunden“, Frankf. 1824; Biographie von Fr. Cramer in den „Zeitgenossen“, neue Reihe, Nr. XXI—XXIII.). — P. VIII. (Franz Xaver Castiglioni, 1829—1830), Nachfolger Leo's XII. Geb. am 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona trat er frühzeitig in den geistlichen Stand und ward wegen seiner Begeisterung für die Hierarchie, wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ein Liebling des vorigen Pius, im Jahre 1800 zum Bischofe von Montalto ernannt, nach der Einnahme des Kirchenstaates durch die Franzosen (1808) aber ins südliche Frankreich verbannt. Zurückgekehrt (1814) erhielt er zur Belohnung für seine Anhänglichkeit an Pius VII. von diesem die Würde eines Bischofs von Cesena und 1816 den Cardinalshut, wurde dann Großpönitentiar, Vorstand der Congregation für den Inder der verbotenen Bücher und 1821 Bischof von Frascati, bis er endlich am 31. März 1829 fast einstimmig zum Papste erwählt ward. Als solcher schaffte er mehrere drückende Einrichtungen seines Vorgängers ab, traf manche neue zweckmäßige Anordnungen und begünstigte das Gedeihen der Kunst. Aber bange vor den Fortschritten der Aufklärung bot er seine letzten Kräfte zur Aufrechthaltung des alten Systems auf. Das Inquisitionsgericht ward in der Romagna neu eingerichtet, am 14. Mai 1829 eine Warnung gegen den Wahn, daß der Christ in jeder Kirche selig werden könne, am 24. Mai ein Verbot der Bibelverbreitung und am 15. Juni im Geiste der größten Despotie ein Edict gegen alle geheimen Gesellschaften erlassen. P. starb am 30. Nov. 1830 noch vor dem Aufstande im Kirchenstaate, dessen Ausbruch er durch sein Regierungssystem vorbereitet hatte. 63.

Pizarro (Francisco) der Entdecker und Eroberer von Peru, Bastard eines spanischen Edelmannes, geb. zu Trurilla 1478, ward in seiner Jugend ganz vernachlässigt, mußte die Schweine hüten, lief endlich davon, ward gemeiner Soldat, focht in Italien, schiffte sich zu Sevilla ein, machte alle Kriege auf Cuba und

Hispaniola, so wie die Expeditionen nach dem Meerbusen von Darien unter Ojeda und durch den Isthmus der Südsee unter Bilboa mit (1513) und zeichnete sich durch Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist aus. Ob er gleich so ununterrichtet war, daß er nicht lesen konnte, so fand man ihn doch zu einem Commando geschickt genug. Energie und reiche Erfahrungen ersetzten ihm die erforderlichen Kenntnisse. Er hatte bereits einiges Vermögen erworben, als er aus Eigennutz, aber heldenkühn sich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste mit Diego de Almagro und dem Priester Fernando Luque in Panama (1524) vereinigte. Ein Schiff von 112 Mann war die ganze Ausrüstung, mit dem er von Panama südöstlich steuerte, worauf Almagro mit 70 Mann zu ihm stieß und 1526 ihm neue Verstärkung zuführte. Der Statthalter von Panama verbot zwar P. die Fortsetzung des allzukühnen Werkes, P. ließ sich jedoch nicht irren, schiffte sich auf der Insel Gorgona ein, entdeckte glücklich die Küsten von Peru und stieg bei der durch einen Palast der Inkas ausgezeichneten Stadt Tumbez ans Land. Genug des Metalles und der Schätze erblickten die habgierigen Spanier bei den Eingebornen, sahen sich aber bei ihrer Schwäche jetzt noch zum friedlichen Verkehre mit diesen genöthigt, während P. fortfuhr, die Küsten zu untersuchen und gegen Ende des Jahres 1527 mit einigen Proben der Erzeugnisse und Reichthümer des Landes nach Panama zurückkehrte. Noch jetzt zeigte sich der Gouverneur nicht geneigt, das Unternehmen zu unterstützen. Da ging P. nach Europa an den Hof Karl's V. von Spanien, erhielt, ohne an das Interesse seiner beiden Theilnehmer zu denken, von diesem und seinen Ministern die Würde eines Statthalters und Generalcapitains in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß zu deren Eroberung eine bestimmte Kriegsmacht, jedoch auf eigene Kosten, auszurüsten, kehrte hierauf begleitet von seinen drei Brüdern (1529) nach Panama zurück und segelte nun von da, nachdem er den wegen seiner Treulosigkeit erbitterten Almagro wieder beschwichtigt hatte, mit 3 kleinen Schiffen und 180 Streitern (worunter 36 zu Pferd), zum zweiten Male nach Peru ab (Februar 1531). Er landete 100 Stunden nördlich von Tumbez, drang an der Seeküste hinauf, sah sich aber bald mit den Seinigen durch die von ihm feindlich behandelten und deßhalb erbitterten Einwohner dem drückendsten Mangel preisgegeben. Während dem sammelte er ungeheure Schätze und schickte sie nach Panama und warb dort neue Verstärkung. Er nahm die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayaquil und gründete die erste spanische Colonie in Peru, welche er St. Michael nannte. Sein Vordringen ward durch einen im peruanischen Reiche ausgebrochenen Bürgerkrieg erleichtert. Die Brüder, Huascar und Atahualpa, stritten um die Herrschaft über das väterliche Reich, jener beherrschte Cuzco, dieser Quito; Beide suchten die Freundschaft der Fremdlinge. P. nahm den vertrauenden Atahualpa bei Capamalca durch den schändlichsten Verrath gefangen (1532) und forderte und erhielt die Schätze seines Hauses, seiner Vorfahren und der Tempel für seine Befreiung, ohne sie ihm zu gewähren, vielmehr wurde der unglückliche Inka auf die falschesten und abgeschmacktesten Beschuldigungen verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. P. eroberte nun mit leichter Mühe Quito, so wie das prächtige Cuzco und mit demselben das ganze weite Reich, und verlegte seinen Regierungssitz in das neu erbaute Lima (1535), zerfiel aber mit seinem Mitverbundenen, Almagro. Dieser sollte sich nämlich erst in Chile erkämpfen, was P. in Peru sich zugeeignet hatte. Während dieser daselbst stritt, erhob sich in Peru ein allgemeiner Aufstand gegen die tyrannischen Eroberer und 200000 Peruaner unter Huascar belagerten Cuzco und Lima. Der aus Chili zurückkehrende Almagro schlug jedoch die Peruaner vor Cuzco, behielt aber die Stadt für sich. Nun eilte P. selbst herbei, bekriegte den

oft betrogenen Freund, der übrigens aus den königlichen Gewaltbriefen bewies, daß die Stadt in den Grenzen seiner und nicht in P.'s Statthalterschaft liege, umgarnte ihn mit tückischer Kunst, schlug ihn endlich in blutiger Schlacht Angesichts von Cuzco und der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner, die aber den Muth nicht hatten, die Gelegenheit zu benutzen, nahm ihn gefangen und ließ ihn, den tapfern, redlichen, kranken Greis im Gefängnisse erwürgen. Aber bald ereilte den P. die rächende Nemesis. 12 ehemalige Anhänger des Almagro überfielen ihn in seinem Palaste in Lima, wo er erschöpft von langer Gegenwehr durch ihre Schwerter fiel. 25.

Pizzicato, abgekürzt piz. oder pizzic. (franz. pincé) in der Musik, wird in den Stimmen der Bogeninstrumente über diejenigen Stellen gesetzt, welche nicht mit dem Bogen intonirt, sondern mit dem Finger gerissen werden sollen. Arco oder coll' arco, abgekürzt coll' ar. zeigt dann an, daß der Gebrauch des Bogens wieder eintritt. 29.

Placat ist ein öffentlicher Anschlag, obrigkeitlicher Erlaß; plácet dagegen heißt: es gefällt, beliebt, und war die Formel der Zustimmung der Bischöfe auf den Concilien; daher überhaupt das Plácet s. v. a. Genehmigung. 9.

Places d'armes, s. Waffenplätze.

Plafond, s. Decke.

Plagge nennt man in Niederdeutschland ein Stück abgestochenen Haide- oder Moorlandes; Plaggen aber heißt das Gras und Gesträuche in einem Walde um die Bäume herum abhauen. 30.

Plagiat, von plagium, dem Verbrechen, wenn Jemand einen freien Menschen heimlich wegstiehlt, hergenommen, ist ein in der Schriftstellerwelt hergebrachter bildlicher Ausdruck für das Benutzen fremder Gedanken, Phrasen und dergleichen (gleichsam als werde dadurch die Person, deren Kinder sie sind, gestohlen), indem der Plagiarius solche, ohne der Quelle zu gedenken, vorbringt oder sie geradezu für die seinigen ausgibt. Indeß, da gleiche Verhältnisse auch gleiche Empfindungen erregen, so ist es möglich, daß ein Gedanke so oft von selbst bei Andern wieder entstehe, als das Individuum und die Verhältnisse den vorigen gleich sind. Zum P. gehört daher, daß der Plagiar sich der vorgefundenen Form des Drucks wieder bediene; denn außerdem würde anzunehmen sein, daß er die Sache selbst in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht habe, so daß sie nun als die seinige anzusehen ist; indeß würde sich das Eine oder das Andere bald ausweisen. Vom P. unterscheiden sich die Sammlung und die Compilation (s. d. Art.). 10.

Plaidiren (spr. Plädiren) (franz.) heißt einen Streit vor Gericht ausmachen, besonders in Bezug auf die mündlichen Angriffs- und Vertheidigungsreden der Advocaten gegen einander. 31.

Plan, lat. dispositio; franz. und engl. plan, ist in bildlicher Bedeutung überhaupt die gefaßte Idee, wie irgend eine Sache hergestellt werden soll, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen; also überhaupt das System der Regeln, welche man bei Verfertigung irgend eines Werks befolgt; daher so viel als Entwurf, Disposition (s. d. Artt.). 9.

Planck (Gottlieb Jakob), berühmter Theolog, geb. den 15. Nov. 1751 zu Nürtingen im Würtembergischen, studirte in Tübingen Theologie, ward hier im Jahre 1774 Repetent der theologischen Facultät, 1780 Prediger bei der Karlsschule zu Stuttgart und 1781 Professor daselbst. Im Jahre 1784 aber folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen, ward 1791 Consistorialrath und erster Professor der theologischen Facultät, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen, unter der westphälischen Regierung Präsident des Consistorium zu Göttingen, 1828 Abt zu Bursfelde und 1830 Ober-

consistorialrath. Er starb am 31. Aug. 1833. P. gehört unter die gelehrtesten und geistvollsten Theologen der neueren Zeit, welcher namentlich um die historische Theologie sich entschiedene Verdienste erworben hat. Sein vorzüglichstes Werk in dieser Hinsicht ist seine „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel" (6 Bde. Leipz. 1781—1800). Sie zeichnet sich durch Unparteilichkeit und Pragmatismus aus und ist in den ersten Bänden höchst anziehend. Als Fortsetzung dieses Werkes ist seine „Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts" (Göttingen 1831) zu betrachten. Außerdem haben wir von P. folgende Schriften: „Neueste Religionsgeschichte" (3 Bde. Lemgo 1787—1793); „Anecdota quaedam ad historiam concilii Tridentini pertinentia" (Gott. 1791—1801); „Abriß einer historischen und vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme unserer verschiedenen christlichen Religionsparteien" (Gött. 1797. 3. A. 1822); „Über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien" (Tüb. 1803); „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde. Hanov. 1803—1809); wozu seine „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel" (2 Bde. Gött. 1818) eine treffliche Einleitung bildet; „Betrachtungen über die neuesten Veränderungen in dem Zustande der katholischen Kirche und besonders über die Concordate zwischen protestantischen Souverains und dem römischen Stuhle, welche dadurch veranlaßt worden sind" (Gött. 1808); „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen" (Gött. 1809); „Über Spittler als Historiker" (Gött. 1811); „Spittler's Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche," in der fünften Auflage bis auf unsere Zeit herab fortgeführt (Gött. 1812); „Über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland" (Hanov. 1816); „Über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse unserer protestantischen Kirche" (Erfurt 1817); „Leben des schottischen Reformators Johann Knox," aus dem Englischen des Th. M'Crie ins Deutsche übersetzt (Gött. 1817); „Über die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des historischen Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums" (Gött. 1821); „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S." (Gött. 1823). — Sein ältester Sohn, Heinrich Ludwig P., hat sich besonders als Exeget ausgezeichnet. Geb. den 19. Juli 1785 studirte er zu Göttingen Theologie, gewann 1805 den Preis bei der theologischen und im folgenden Jahre bei der philosophischen Facultät, ward 1806 Repetent bei der theologischen Falultät und 1810 außerordentlicher Professor der Theologie. Aber den allzu frühen und fortgesetzten Anstrengungen unterlag endlich die Kraft seines Körpers und regen Geistes. Er starb am 23. Sept. 1831. — P. der Jüngere hat das große Verdienst, den Charakter des neutestamentlichen Sprachidioms zuerst tiefer erfaßt und klar und vollständig in folgenden zwei Schriften entwickelt zu haben: „De vera natura atque indole orationis graecae N. T. commentatio" (Gott. 1810. 4.); „Observationes quaedam ad hist. verbi gr. N. T." (Gott. 1821. 4.). In seinen „Bemerkungen über den ersten Paulinischen Brief an den Timotheus" (Gött. 1808) suchte er die Ächtheit dieses Briefes gegen Schleiermacher's Angriffe zu vertheidigen und seine theologische Denkart entwickelte er in der Schrift: „Über Offenbarung und Inspiration, in Beziehung auf Schleiermacher's neue Ansichten über Inspiration" (Gött. 1817), wovon sein „Kurzer Abriß der philosophischen Religionslehre" (Gött. 1821) eine weitere Ausführung ist. Vergl. „Dr. G. J. Planck, ein biographischer Versuch, nebst einem erneuerten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. H. L. Planck" von Dr. F. Lücke (Gött. 1835. 8.). 63.

Planetarium ist eine mehr oder weniger künstliche Vorrichtung, die Bewegungen der Planeten und aller dadurch erzeugt werdenden Erscheinungen zu veranschaulichen, weßhalb das P. beim Unterrichte in der Astronomie ein sehr gutes Hülfsmittel ist. Gewöhnliche P. werden mit der Hand bewegt; die zusammengesetzten und besseren aber haben ein Räderwerk, welches wie eine Uhr durch eine aufgezogene Feder in Gang gesetzt die Planeten nach ihren verhältnißmäßigen Geschwindigkeiten um eine in der Mitte befindliche, die Sonne vorstellende Kugel oder Lampe herum laufen läßt. — Weil Lord Orrery zuerst ein P. verfertigen ließ und bekannter machte, so nennt man es auch oft Orrerium. 13.

Planeten oder Irrsterne (von πλανᾶσθαι, herumirren) heißen diejenigen Sterne, welche ihren Ort unter den Fixsternen verändern, nach und nach an verschiedenen Punkten des Horizonts auf- und untergehen u. s. w. und nicht nur vorwärts, d. h. von Westen nach Osten, sondern auch öfters rückwärts sich bewegen, ja bisweilen eine Zeit hindurch still zu stehen scheinen und ihr Licht von der Sonne erhalten. Außer der Erde mit dem Monde kennen wir 10 Hauptplaneten mit 17 Nebenplaneten oder Monden, nämlich Mercur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Ceres (⚳), Pallas (⚴), Juno (⚵), Vesta (⚶), Jupiter (♃) mit 3 Monden, Saturn (♄) mit 7 Monden und Uranus (⛢) mit 6 Monden (s. d. einzelnen Artt.). — Dem äußern Ansehen nach sind die Planeten, wenigstens die, welche man mit bloßen Augen deutlich sieht, den Fixsternen sehr ähnlich; ihr Licht ist nicht so funkelnd wie das der Fixsterne, sie verlieren durch Fernröhre betrachtet ihren hellen Glanz und erscheinen nicht nur in matterem Lichte, sondern auch vergrößert und scheibenförmig und vollführen endlich ihren Lauf nur im Thierkreise, jedoch mit Ausnahme der Pallas und Juno, die ihn überschreiten. — Die der Sonne näher als die Erde stehenden P. Mercur und Venus heißen untere, die übrigen, welche von der Sonne weiter als die Erde abstehen, obere P.; alle aber bewegen sich in elliptischen Bahnen, die mehr oder weniger gegen die Ekliptik geneigt sind, um die Sonne und außerdem um ihre eigenen Achsen, wodurch Tag und Nacht auf jedem P. entsteht, während durch die erstere Bewegung das Jahr und die Jahreszeiten eines jeden P. erzeugt werden. Das Nähere hiervon s. im Art. Weltsystem. 13.

Planetenmaschinen sind den Planetarien (s. Planetarium) ganz ähnlich eingerichtete astronomische Modelle, den Lauf nur eines Hauptplaneten und seiner Monde zu veranschaulichen. So hat man z. B. ein Tellurium, das den Lauf der Erde und ihres Mondes, ein Jovilabium, welches den Lauf des Jupiters und seiner 4 Monde darstellt. Die Absicht des Gebrauchs der P. ist übrigens ganz dieselbe wie die beim Gebrauche der Planetarien. 13.

Planetentafeln sind Tafeln, mittelst welcher der rechnende Astronom, namentlich der, welcher astronomische Ephemeriden zu entwerfen hat, den Ort eines gewissen Planeten für irgend eine gegebene Zeit genau und bequem zu bestimmen im Stande ist. Solcher Tafeln, denen die sogenannten Elemente der Bahn zum Grunde liegen müssen, gibt es für die Sonne (von Carlini und Bessel), Mercur (von Lalande und Lindenau), Venus und Mars (von Lindenau), Jupiter, Saturn und Uranus (von Delambre und Bouvard) und für den Mond (von Tob. Mayer, Burckhardt, Bürg und Damoiseau). Gewöhnlich findet man aus diesen Tafeln, deren Gebrauchsanweisung ihnen vorgesetzt ist, die mittlere und wahre Länge und Breite, die dann mittelst trigonometrischer Formeln sich in gerade Aufsteigung und Abweichung verwandeln lassen. 13.

Planiglobium oder **Planisphärium** ist eine nach der orthographischen oder stereographischen Projection ausgeführte bildliche Darstellung: 1) der Himmelskugel auf einer Ebene, welche zur Erklärung und leichteren Beobachtung der Gestirne bei ihrem Durchgange durch den Meridian, Auf- und Untergange ꝛc. angewendet

wird; 2) der Erdkugel und zwar entweder mit der östlichen und westlichen, oder mit der nördlichen und südlichen Hälfte der Erdkugel. 13.

Planimĕtrie ist derjenige Theil der niedern Geometrie, welcher sich mit den von geraden oder krummen Linien eingeschlossenen Flächen beschäftigt. 30.

Planiren, s. Buchbinder.

Plantāge (spr. Plantasch) ist überhaupt Anpflanzung, besonders eine solche, welche zur Cultur einzelner Pflanzengattungen, wie Zucker, Reis ꝛc., bestimmt ist, dergleichen in Westindien und Amerika sich viele finden. Die Plantagenbesitzer werden gemeiniglich Pflanzer genannt. 30.

Plantagĕnet heißt die Dynastie, welche nach dem Aussterben der normännischen Könige den Thron Englands bestieg. Nach dem Tode Heinrich's I. (1135), dessen Erbtochter Mathilde mit Gottfried Plantagenet, Grafen von Anjou, vermählt war, bemächtigte sich zwar Stephan von Blois, Enkel Wilhelm's I., der Herrschaft, mußte aber dessenungeachtet nach langwierigem Kriege den Sohn Mathilde's, Heinrich, als seinen Nachfolger anerkennen. Derselbe bestieg den Thron als Heinrich II. im Jahre 1154. — Die Reihe der Könige aus dem Hause P. endete mit Richard III. im Jahre 1483, welchem Heinrich VII. aus dem weiblicher Seits mit den P.'s verwandten Hause Tudor folgte. Der letzte P. Eduard starb 1499 auf dem Schaffot. 1.

Planūdes (Maximus), aus Nikomedien gebürtig, gelehrter Mönch zu Constantinopel (1327), ein tüchtiger Kenner der lateinischen und griechischen Sprache, ist bekannt als Sammler der äsopischen Fabeln und einer griechischen Anthologie (ed. Laskaris Flor. 1494). Er schrieb außerdem Abhandlungen über transitive und intransitive Zeitwörter (vergl. Hermann „De emend. rat. gr. gr." p. 391); ferner grammatische Aufsätze in Bachmann's „Anecd." 2. p. 1 sq.; Scholien zu Diophantos (von geringem Werthe); übersetzte des Ovid „Metamorphosen" und „Heroiden" (ed. J. F. Boissonade. Paris 1822. 8.), so wie des Jul. Cäsar „Bell. gall." ins Griechische. Vergl. die Ausgaben von Jungemann (1606) und Davesius (1706). Mehrere seiner Schriften liegen in Bibliotheken zerstreut und noch ungedruckt. 20.

Plappert, s. Blaffert.

Plas (David van der), ein niederländischer Portraitmaler, geb. 1647 zu Amsterdam, zeichnete sich besonders durch sein treffliches Helldunkel und eine außerordentliche Kraft des Pinsels aus. Seine Arbeiten wurden stark gesucht und von Einigen nicht mit Unrecht denen Titian's an die Seite gestellt. Er starb im Jahre 1704. 36.

Plastik, bildende Kunst (vom griech. πλάσσειν, bilden) im weiteren Sinne ist diejenige schöne Kunst, welche das Schöne oder ästhetisch Wohlgefällige in bildsamen Gestalten darstellt und umfaßt somit Alles, was nicht in den Kreis der tonischen und mimischen Künste gehört, auch die Graphik. Im engeren gewöhnlichen Sinne schließt man die Graphik (Malerei ꝛc.) sowohl, als die Baukunst, Gartenkunst, Münzkunst u. a. aus und versteht unter P. die eigentliche Bildnerkunst, d. i. die Kunst, das Schöne oder ästhetisch Wohlgefällige als solches an und für sich ohne Rücksicht auf andere Zwecke mittels weicher oder harter Massen in stereometrischen Formen darzustellen. In dieser Beziehung zerfällt die P. in 4 Gattungen: die Formkunst, Schnitzkunst, Bildhauerkunst und Bildgießerkunst. Die Stoffe, deren sich der Plastiker bedient, sind höchst mannigfaltig. Die vorzüglichsten derselben sind Metall (Gold, Silber, Bronze, Eisen), Steine (Marmor, Alabaster, Basalt, Granit, Porphyr u. a.), Glas, Murrha (s. d. Art. Murrhinische Gefäße), Thon, Gyps, Elfenbein, Wachs und Holz. Nach Verschiedenheit der Stoffe unterscheidet man nun Metalloplastik (Metallbildnerei), Xyloplastik (Holzbildnerei) ꝛc., welche Ausdrücke also nicht als Hauptgattungen

der P., sondern nur als Bezeichnungen der verschiedenen technischen Unterarten zu betrachten sind. — Soll sich überhaupt jeder Künstler, wenn er anders diesen Namen verdienen will, nur das Schöne in höherer Bedeutung des Worts zur Aufgabe stellen, so muß dieß auch der Plastiker; dabei hat er vorzüglich darnach zu streben, daß er nicht, wie es so häufig geschieht, in das Gemeine und Handwerksmäßige verfalle und seine Kunst nicht als Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern als Zweck selbst betrachte. — Den Ausdruck „Plastisch" (d. i. das durch die P. Hervorgebrachte) braucht man häufig auch in der Malerei, Dichtkunst und selbst in der Musik, wenn man andeuten will, daß irgend ein Gemälde, Gedicht oder Musikstück in seinen Verhältnissen so bestimmt und harmonisch erscheint, daß man gleichsam das körperliche Hervortreten der Ideen, Personen und Gestalten zu bemerken scheint. In wie weit die plastische Auffassung in den angeführten schönen Künsten zulässig sei, gehört nicht hierher. 1.

Plata (la), Fluß und Staat, s. La Plata.

Platää, eine Stadt im westlichen Böotien, am nördlichen Abhange des Berges Kithäron, in einer schönen vom Asopus bewässerten Ebene, mit einem Minervatempel, welcher von der bei Marathon den Persern abgenommenen Beute erbaut und mit schönen Gemälden geschmückt war, ist berühmt durch die 479 v. Chr. (25. Sept.) zwischen den Persern und Griechen geschlagene Schlacht. Nachdem nämlich Mardonius, der persische Anführer, den Griechen die glänzendsten Anerbietungen, um sie zur Unterwerfung zu bewegen, vergebens gemacht hatte, fiel er endlich in Attika selbst ein und verheerte Alles mit Feuer und Schwert. Da versammelten sich die Griechen unter Anführung des Pausanias und Aristides und schwuren feierlich, Alles für die Freiheit ihres Vaterlandes zu wagen. Sie erfochten bei P. den glänzendsten Sieg; Mardonius mit dem größten Theile der Seinigen blieb, während der Verlust der Griechen unbedeutend war. Vorzüglich aber zeichneten sich in dieser Schlacht die Einwohner von P. aus, so wie sie schon früher in der Schlacht bei Marathon gegen die Perser den Preis der Tapferkeit davon getragen hatten. Ruinen von P. sieht man in der Nähe des heutigen Fleckens Kokla; sie heißen Paläo-Kastro. 11.

Platane ist eine Baumgattung, bei der als Kennzeichen sowohl die weiblichen als männlichen Blüthen kugelrunde Kätzchen bilden, die männlichen aber noch eine kaum merkliche Blumenkrone und viele Staubfäden haben, an denen die Staubbeutel unten herumgewachsen sind. Die weiblichen dagegen sind mit vielen Blumenblättchen und Fruchtknoten versehen, deren Griffel sich mit einer umgekrümmten Narbe endigen. Man kennt deren folgende 2 Hauptarten: 1) die morgenländische glattblätterige P. (platanus orientalis), die ursprünglich in Asien einheimisch ist, aber auch in Griechenland und bei uns guten Samen hervorbringt. Die ungemeine Höhe, die ausgebreiteten Äste, die großen Blätter geben diesem Baume ein schönes Ansehn. Sein Schatten soll mehr als 1000 Menschen bergen können. Eine Varietät dieser Art ist die morgenländische schmalblätterige P. (p. orientalis folio digitato), die durch Ableger und Stecklinge in gutem Boden unterhalten und vermehrt wird. 2) Die abendländische oder nordamerikanische wollige P. (p. occidentalis) wächst wild in Nordamerika bis gegen 44° N. Br. sehr schnell auf einem feuchten, schwarzen, fruchtbaren Boden. Dieser Baum erreicht eine Höhe von 60—70 Fuß und sein Stamm eine Stärke von 3—4 F. im Durchmesser; auch dieser breitet sich in sehr starke Seitenäste aus. Seine Rinde hat das Eigenthümliche, sich alle Frühjahre, so wie der Baum wächst, von selbst abzuschälen und zu erneuern. Die Wilden in Amerika verfertigen daraus leichte Kähne; auch kann das Holz mit Vortheil zum Bauen und Verbrennen benutzt werden. Eine Abart desselben ist die kleinblät-

terige, wollige P. (p. hispanicus), mit der es sich eben so wie mit der Varietät der ersten Art verhält. 14.

Platen-Hallermünde (August, Graf von), einer der kunstreichsten deutschen Dichter der neuesten Zeit, am 24. Oct. 1796 zu Anspach geboren, wurde von seinem Vater zum Militairstande bestimmt und kam 1806 in das Cadettenhaus zu München, aus welchem er 1810 in die königliche Pagenerziehungsanstalt daselbst übertrat, wo er blieb, bis er 1814 das Patent eines Cavallerieofficiers erhielt. Nachdem er mit den baierischen Truppen den zweiten Feldzug nach Frankreich (1815) mitgemacht hatte, ging er 1816 nach der Schweitz und brachte einen großen Theil des folgenden Jahres in den baierischen Gebirgen zu. Mit der militairischen Halbbildung unzufrieden ging er 1818 nach Würzburg, wo er seine literarischen Studien fortsetzte, und 1820 nach Erlangen, wo ihn Schelling's geistreiche Vorträge bis 1826 festhielten; doch machte er während dieser Zeit mehrere Reisen durch Deutschland und die Schweitz und 1824 einen Ausflug nach Venedig, wo seine „Venetianische Sonette" entstanden. Da er jedoch immer noch in einem gewissen Militairverbande stand, so mußte er die in Venedig genossenen Freuden, über welchen er die Dauer seines Urlaubs vergaß, mit einem langwierigen Arreste in Nürnberg theuer bezahlen. Während dieser gezwungenen Muße dichtete er die Dramen: „Der Schatz des Rhampsinit", „Der Thurm mit sieben Pforten" und „Treue um Treue", welche er unter dem Titel: „Schauspiele" (Erlangen 1828. 8.) herausgab. Nach der Bekanntmachung seines ersten satyrischen Dramas: „Die verhängnißvolle Gabel" (Stuttg. 1826. 8.) ging er nach Italien, wo er während eines sechsjährigen Aufenthalts viele kleinere Gedichte und den „Romantischen Ödipus" (Stuttg. 1829. 8.), ein Seitenstück zu dem genannten Drama, vollendete. Auch die „Geschichten des Königreichs Neapel" (Frankf. 1833. 8.) und die „Abassiden" (Stuttg. 1835. 8.) wurden damals schon begonnen. Durch den Tod seines Vaters in die Heimath zurückgerufen schrieb er in wenig Tagen das freilich nicht sehr vorzügliche Drama: „Die Liga von Cambray" (Frankf. 1833. 8.) und kehrte dann wieder nach Venedig zurück. Nachdem er noch einmal sein Vaterland gesehen hatte und in die Akademie der Wissenschaften zu München aufgenommen worden war, durchreiste er von Neuem Italien und wohnte zuletzt in Syrakus, wo er am 5. Dec. 1835 in der Blüthe seiner Jahre starb. P. gehört unstreitig zu den besten deutschen Dichtern der neuesten Zeit; Reichthum und Lebendigkeit der Phantasie, tiefes Gefühl und Zartheit zeichnen seine Leistungen eben so sehr aus, als die hohe Vollendung der Form, und nicht leicht möchte ihn ein anderer deutscher Dichter an Festigkeit, Leichtigkeit und Wohlklang in Sprache und Versbau übertreffen. Besonders sind seine kleineren „Gedichte" (Stuttg. 1828. N. A. 1834. 8.) und seine „Gaselen" (Erlang. 1821. 8.), eine Frucht seines Studium der persischen Sprache, mit großem Lobe hervorzuheben. Seine satyrische Polemik gegen seine Widersacher (besonders Immermann und Heine) ist kräftig, nicht selten aber auch tödtlich verwundend. 66.

Plater (Felix), bekannter Mediciner, geb. zu Basel 1536, studirte Medicin zu Montpellier und wurde hierauf Professor der Medicin in seiner Vaterstadt, wo er am 28. Juli 1614 starb. Er hat sich sehr eifrig mit Anatomie, Botanik und Naturgeschichte beschäftigt und sich durch Herausgabe mehrerer Schriften, als „Observationes in hominis affectibus" (Basil. 1641) und „De partium corporis humani structura et usu (Basil. 1583. Fol. mit vielen Abbildungen), ausgezeichnet. 39.

Plater (Emilie, Gräfin), berühmt durch ihren Heldenmuth und ihre Vaterlandsliebe während des letzten polnischen Aufstandes, ward den 18. Nov. 1806 zu Wilna geboren und lebte seit 1815 mit ihrer geschiedenen Mutter bei einer Verwandtin, der Frau von Sieberg, zu Lipna im polnischen Liefland, wo sie eine

mehr männliche Erziehung, die auf ihren Charakter wesentlich einwirkte, erhielt und durch ihre nahen und entfernten Umgebungen in glühender Vaterlandsliebe bestärkt wurde. Ihre Mutter starb 1829 und Emilie, da sie vergeblich sich ihrem Vater zu nähern suchte, stand nun allein. Während des Aufenthalts in Liebau, wo sie die Seebäder brauchte, hörte sie zuerst von der Julirevolution. Mit diesem Augenblicke trat sie aus dem bisherigen Privatleben. Denn kaum hatte sie auch den Aufstand in Warschau erfahren, so trat sie jetzt zu den jungen russischen Portepeefähndrichen in Dünaburg, wiegelte in Verbindung mit letzteren das Volk auf, marschirte gegen die Stadt Dünaburg und erfocht hier den ersten Sieg. Nachdem sie sich anfangs unter Karl Zalusky bei den freiwilligen Jägern von Wilkomir hatte anwerben lassen, dann mit Maria Raszanowicz, die ebenfalls als Freiwillige diente, zu Parezewski's Corps getreten war, wurde sie Capitain und Commandant der 1. Compagnie des 25. Linienregiments. Begeistert für ihr unglückliches Vaterland machte sie mit männlichem unerschrocknen Muthe die Affaire bei Przystowiany, die Schlachten bei Kowno, Schawle und Schawlany mit und folgte bei der Theilung des polnischen Heeres dem Corps des Generals Chlapowski, trennte sich aber wieder von ihm, als dieser das preußische Gebiet betrat. Vergebens suchte sie jetzt Polen zu erreichen; denn Krankheit, Ermüdung und Furcht vor den russischen Truppen verzögerten und verhinderten ihren Plan. Von einem heftigen Fieber ergriffen ward sie in eine Försterhütte und von da in das Haus eines Gutsbesitzers in den Wäldern von Augustowo geschafft, wo sie mehr aus Schmerz über ihr unglückliches Vaterland am 23. Dec. 1831 starb. Ein einfacher Stein mit dem Namen „Emilie" deckt ihr Grab. — Man sehe Joseph Straszewitz's „Emilie Plater, sa vie et sa mort" (Paris 1833). 64.

Platform, franz. plate forme; engl. plat-form, nennt man in der Baukunst ein flaches Dach, auf welchem man herum gehen kann, wie sie noch jetzt in Italien und im Oriente gebräuchlich sind. — Auch versteht man unter P. eine Reihe von Balken, welche auf dem oberen Rande der Mauern eines Gebäudes aufliegend das Zimmerwerk des Daches tragen. — Beim Kriegswesen bedeutet P. so viel wie eine Stückbettung oder eine Erhöhung zur Aufstellung des Geschützes. Sie besteht aus den Ripphölzern (gites oder lambourdes), dem Stoßbalken (le heurtoir) und den Batteriedielen (madriers). Auch die sogenannten Katzen auf der Mitte der Courtinen sind dergleichen Platformen. 26.

Platina, ein Metall, ward von Ulloa 1735 in Peru und von Wood 1741 in Jamaica entdeckt und durch Pallas unter dem Namen „weißes Gold vom Ural" bekannt. Es ist fest, gräulich silberweiß, sehr streck- und hämmerbar (man kann Drähte von $\frac{1}{1200}$ Millimeter Dicke daraus verfertigen), oxydirt sich nur durch sehr starke elektrische Entladung und hat eine Härte von 4—4,5 (Mohs) und ein specifisches Gewicht von 20,98, läßt sich aber sehr schwer schmelzen und im reinen Zustande darstellen. Es wird gediegen im Grus und Schuttlande in Peru, Colombia, Brasilien, Haiti, am Ural und in Silbererzen zu Guadalcanal in Spanien gefunden; selten aber sind würfliche Krystalle davon. Es führt mehr oder weniger Theile von gediegenem Eisen mit sich, wodurch seine Farbe ins Schwärzlichgraue fällt (man kennt Abänderungen, die 10—12 Procent davon enthalten); außerdem ist es durch Rhodium, Palladium, Osmium, Iridium und Kupfer verunreinigt. Sehr große Geschiebe dieses Metalls sind mit Chromeisensteine in der neuesten Zeit am Ural gefunden worden; man erbeutet davon in Rußland öfters in einem Jahre 150 Pud. In den Anden findet man es mit Quarz und Brauneisenstein nebst gediegenem Golde auf schmalen Gängen. Außer zu Münzen dient es zu Gefäßen, Drähten, Blechen, Blättchen für verschiedene Zwecke; es empfiehlt sich wegen seiner Unzerstörbarkeit durch Feuer und Säuren zu verschiedenen

Zwecken und dient wegen seiner chemischen Eigenschaften zu manchen Präparaten, wie z. B. die Platinafeuerzeuge beweisen. 76.

Platner (Ernst), bekannter Philosoph, geb. zu Leipzig 1744, studirte ebendaselbst von 1762—1766, wurde im letzteren Jahre Doctor der Philosophie, im darauf folgenden Doctor der Medicin, machte eine Bildungsreise nach Holland und Frankreich und wurde darauf in seiner Vaterstadt 1770 als außerordentlicher Professor der Medicin, 1780 als ordentlicher Professor der Physiologie angestellt, erhielt daneben 1801 auch eine außerordentliche Professur der Philosophie, die später in eine ordentliche verwandelt wurde, und endlich auch den Titel eines königlich sächsischen Hofraths. Als Lehrer jener beiden Wissenschaften, die er, besonders in seiner Anthropologie, mit Geist zu verbinden wußte, lockte er durch die Anmuth seines interessanten Vortrags viele Schüler an, selbst aus den Kreisen, die dem eigentlichen Studium jener Wissenschaften ferner waren. Als philosophischer Schriftsteller ist er besonders bekannt durch seine „Aphorismen", welche, nebst historisch-philosophischen Andeutungen, aphoristische Bemerkungen über Gegenstände der Logik, Psychologie, Metaphysik ꝛc. enthalten mehr im skeptischen und dogmatischen Geiste, wie er denn unter den hauptsächlichen Bestreitern des Kant'schen Systems war (sie erschienen Leipz. 1776—1782. 2 Thle. 8. N. A. Ebend. 1793—1800) und durch seine „Anthropologie für Ärzte und Weltweise" (Leipz. 1772—1774. 2 Thle. 8. N. A. Ebend. 1790. Bd. 1. 8.). Außerdem schrieb er noch „Gespräch über den Atheismus" (an Schreiter's Übersetzung von Hume's „Gesprächen über natürliche Religion", Leipz. 1781. 8. und besonders gedruckt 1783), mehrere Streitschriften gegen Wezel; „Über Leibnitzen's Theodicee" (Lpz. 1782. 8.); „Über die Einseitigkeit des stoischen und epikureischen Systems in der Erklärung vom Ursprunge des Vergnügens" („Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften", 19. Bd., wobei zu bemerken, daß P. dem Wolf'schen Eudämonismus anhing und als Zweck des Handelns die Glückseligkeit aller lebenden Wesen ansah); endlich „Lehrbuch der Logik und Metaphysik" (Leipz. 1795. 8.). Auch seine „Quaestiones physiologicae" enthalten gute psychologische und anthropologische Bemerkungen. — Er starb 1818. — Vergl. seine Charakteristik von seinem Sohne in der „Jenaischen Literaturzeitung" (Intelligenzbl. 38. Jahrg. 1819). 80.

Plato (so genannt von der Breite, πλάτος, seiner Brust, da er eigentlich Aristokles hieß), wurde zu Athen im Jahre 430 oder 429 in einem der edelsten Geschlechter geboren, indem sein Vater, Aristo, von Kodrus, seine Mutter, Periktione, von Solon abstammte. Seine späteren Verehrer, um seiner Geburt die Glorie des Wunderbaren und Göttlichen zu verleihen, wollen ihn gar aus dem Umgange der Periktione mit dem Apollo entstehen lassen. Seine vornehme Geburt verschaffte ihm alle Vortheile einer ausgezeichneten Bildung, wie sie Athen bot, und eröffnete ihm zugleich glänzende Aussichten für die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Sein reichbegabter und hochstrebender Geist wandte sich zuerst zur Dichtkunst hin, deren Meisterwerke er studirte und in der er sich auch selbst versuchte, die er aber aufgab, weil er seine Muster nicht zu erreichen hoffte, und er faßte zugleich die Idee, sich für den Staatsdienst zu bilden. Aber auch hier schreckte ihn die Ungunst der äußeren Verhältnisse ab, die ihm keine Aussichten zur Realisirung seines hohen und idealen Strebens gewährte, und bald überwog jede andere Richtung seines geistigen Lebens die Liebe zur Philosophie. In diese wurde er eingeführt durch den Herakliteer Kratylus, einen Eleatiker Hermogenes oder Hermippus und (so müssen wir annehmen) den Besuch der Sophistenschulen. Allein das wahre Wesen der Philosophie ging ihm erst auf, als er mit Sokrates (im 20. Jahre seines Lebens) bekannt wurde, der ihn so innig an sich und die göttliche Wissenschaft, die er lehrte, zu fesseln wußte, daß P. über acht Jahre bis zum Tode des Lehrers bei ihm ausharrte und in seinem steten Umgange durch sokrati-

schen Geist seine philosophische Bildung vollendete. Nach dem Tode des Meisters zog sich P. mit den meisten Schülern desselben nach Megara zum Euklides zurück, verweilte einige Zeit bei diesem und unternahm dann eine große Reise nach Italien, wo er mit der pythagorischen Lehre Bekanntschaft machte, nach Cyrene in Afrika, wo er den Mathematiker Theodorus hörte, dann weiter nach Ägypten, vielleicht selbst noch östlicher. Auf seiner Rückreise verweilte er am Hofe des Dionysius, wurde von diesem einiger freier Äußerungen halber als Sklave verkauft, aber von einem gewissen Anniceris losgekauft und ging nun nach Athen zurück, wo er im 36. Jahre seines Alters in der Akademie, einem öffentlichen Gymnasium vor der Stadt, eine Philosophenschule stiftete, zu der sich bald Jünglinge und Männer von allen Seiten drängten, selbst solche, denen es nicht sowohl um eigentliche philosophische Wissenschaft, als um allgemeine Bildung zu thun war, wie Timotheus, Phocion, Demosthenes u. A. Denn P. hatte, vielleicht nach dem Muster der pythagorischen Schule, seine Vorträge in esoterische und exoterische eingetheilt, deren jene das eigentliche Wesen seiner Philosophie in strengwissenschaftlicher Form aussprachen, diese in mehr populärer Weise nur die allgemeinfaßlichsten und dem gewöhnlichen Leben, besonders dem politisch-praktischen, näher liegenden Resultate mittheilten. — Noch einmal entriß er sich diesem theoretischen Wirkungskreise, da er den Bitten Dion's, vielleicht auch dem eignen Antriebe folgend, sein Ideal vom Staate durch einen jungen, scheinbar gutgearteten, nur verbildeten Fürsten ins Leben treten zu lassen, sich zum jüngeren Dionysius nach Sicilien begab. Mit großen Ehrenbezeigungen empfangen ward er doch abermals durch eigne Gefahr inne, wie wenig die Philosophie an den Hof eines Despoten tauge, und kehrte zu der Stille seiner Akademie zurück, wo er im Jahre 348 v. Chr., im 81. Jahre seines Lebens, starb. Die Athenienser errichteten ihm auf seiner Grabstätte, dem Kerameikos, ein Denkmal. — P.'s Geist ist uns aufbewahrt in seinen Dialogen, aber leider nicht sein System. Denn jene Dialogen, Gespräche, in denen er den Sokrates meist mit seinen Schülern oder Freunden redend und seine Ideen und wissenschaftlichen Resultate auf geschickte Weise aus dem Bewußtsein jener entwickelnd oder fremde Ansichten eben so widerlegend einführt, können weder nach ihrer Form, die mehr eine künstlerische, poetische, als philosophische ist, noch nach ihrer Bestimmung (mit Grund vermuthet man, daß sie nur eine Darstellung seiner exoterischen Philosophie enthalten, darum auch mehr andeuten und anregen, als ausführen und abschließen sollten) für einen wahren Ausdruck seines eigentlichen Systems gelten, das uns erst aus seinen esoterischen Schriften, deren von ihm unter dem Namen der *„Ἄγραφα δόγματα"*, der *„Διαιρέσεις"* und den *„Πυθαγόρεις"* erwähnt werden, bekannt werden könnte. — Auch ist die Ächtheit jener Dialoge zum Theil sehr zweifelhaft und man ist weder über diese, noch über die Erklärung und Ordnung derselben Behufs einer genügenden Darstellung des Entwickelungsganges der platonischen Philosophie in ihnen recht einig. Schon beim Diog. Laert. (III. 49) findet sich eine Eintheilung derselben in *unterrichtende* und *untersuchende*, davon jene in *theoretische* (physische, logische) und *praktische* (ethische, politische), diese in *übende* (vorbereitende und versuchende) und *kämpfende* (beweisende, zerstörende) zerfallen. Neuerdings hat sich der Übersetzer des P., Schleiermacher, das große Verdienst erworben, den geistigen Bildungsgang dieses Philosophen in der Folge seiner Dialogen nachgewiesen zu haben. Er nimmt deren drei Classen an: 1) solche, deren Aufgabe ist, die Nichtigkeit der gemeinen Ansicht der Dinge bemerklich zu machen (Phädrus, Protagoras, Parmenides); 2) solche, deren Zweck ist, die Einheit der Gegensätze zu erweisen, also durch Vereinigung dessen, was die gemeine Reflexion trennt, das höhere Wissen vorzubereiten (Gorgias, Theätetus, Menon, Euthydemus, Kratylus, Sophistes, Politikus, Gastmahl, Phylebus, Phädon); 3) solche, die bestimmt sind, die

Wissenschaft selbst zu vollenden und aufzustellen (Timäus, Kritias, Republik, Gesetze). Ein neuerer Bearbeiter dagegen, Ast, theilt sie in sokratische, in denen das Poetische und Dramatische vorherrschend ist, in dialektische, darin der dialektische Scharfsinn heraustritt, und in reinwissenschaftliche oder sokratisch-platonische, in denen sich jene beiden Elemente durchdringen; doch erkennt er überhaupt nur 14 als ächt an. — Die älteste Eintheilung, die man wohl auch dem P. selbst zuschreibt, ist die, dem Drama nachgeahmte, in Trilogien und Tetralogien. — Die vorzüglichsten Ausgaben seiner Schriften sind: „Pl. opp. cura Aldi Manutii" (Ven. 1513. 2 Voll. Fol.); „cum interpret. lat. Joh. Serrani, cura H. Stephani" (Par. 1578. 3 Voll. Fol.); „cum interpret. lat. Mars. Ficini stud. soc. Bipont." (Biponti 1781 — 1786. 12 Voll. 8.) und die neueren von Heindorf („Plat. diall. selecti", Ber. 1802 — 1807. 3 Tom.), Ast (Leipz. 1819 — 1824. 8 Bde.), Stallbaum (Leipz. 1821—1824. 6 Bde.) — Deutsche Übersetzungen sind von Kleuker (Lemgo 1778 — 1797. 6 Bde. 8.) und von Schleiermacher (Berl. 1804 — 1809. 5 Bde. unvollendet); eine französische ist neuerdings von V. Cousin (1822. auch unvollendet) geliefert worden. — So sehr nun die Dialoge P.'s ein vollgültiges Zeugniß für dessen hohen und reichen Geist, die Kunst seiner Erfindung und Darstellung, die Feinheit seiner Dialektik, kurz für sein zur Poesie und zur Philosophie gleich befähigtes Talent geben, so schwer ist es doch aus den oben angegebenen Gründen, aus ihnen mit Hülfe der sehr dürftigen und trüglichen Mittheilungen anderer Philosophen den ganzen Organismus seines Systems in seinen Grundgedanken und deren allseitiger Entwickelung darzustellen, wie wir ein solches bei ihm vorauszusetzen uns gedrungen fühlen, da es uns schwer wird, jene geniale, allseitige, aber meist fragmentarische Behandlungsweise der Gegenstände, wie sie sich in den Dialogen findet, für das Wesen seiner Philosophie, oder diese selbst, wie es wohl Manche gethan haben, für einen bloßen Eklekticismus zu halten. P. hatte die Dinge von Heraklit als einen bloßen Wechsel von Erscheinungen, ohne Bestehen und Realität, von den Eleaten als ein starres Sein kennen gelernt; die Sophisten endlich hatten jede Erkenntniß der Dinge geläugnet, indem sie dieselbe zu einem ganz Individuellen, an die augenblickliche Lage des Erkennenden, nicht an die Wesenheit der Gegenstände Gebundenen, machten. Sokrates dagegen hatte an die Stelle aller jener schwankenden oder unzureichenden Elemente des Denkens und Vorstellens das eine Sichere und Genügende unsers innern Bewußtseins gesetzt, dem sich das Wesen der Dinge unmittelbar im Begriffe offenbart. Dieses innere Bewußtsein aber dient nicht nur zur Erkenntniß des Wahren, sondern auch zur Richtung unserer Handlungsweise auf das Schöne und Gute. — Genährt mit solchen Gedanken, angeregt durch so verschiedene Arten der Forschung und durch die ganze Krisis jener Zeit, beschloß P. eine vollendete Wissenschaft zu gründen, in welcher alle jene Aufgaben gelöst und jene erhabene Ansicht seines Meisters von dem Wahren und Guten zum System verbunden wären. Das Wesen der Dinge zu erforschen, nicht die flüchtige Erscheinung, war längst als Problem des Philosophirens erkannt; P. sprach es aus, indem er die Philosophie als Wissenschaft vom Wesen der Dinge (ἐπιστήμη τῶν ὄντως ὄντων) aufstellte. Die gewöhnliche Ansicht (δόξα) gibt nur eine Mannigfaltigkeit der Dinge; ihr Wesen erschließt uns nur ihr Begriff (ἰδέα). Dieß ihr Wesen nun ist nicht das starre Sein der Eleaten, sondern ein solches, welches selbst eine Mannigfaltigkeit, ein Werden, in sich schließt. Der Ideen sind unendlich viele, denn jedes Ding ist ein wirkliches dadurch, daß es eine Idee darstellt. So bildet diese ganze Reihe der Wesen, der Ideen, eine Stufenleiter bis zur höchsten Idee, Gott. Dieser bildete aus den Ideen, die gleichsam als Musterbilder in ihm waren, als eine Welt des Gedankens (κοσμὸς νοητὸς), die endliche, sinnliche Welt (den κ. αἰσθητὸς) dadurch, daß er die Materie, das dem Wesen oder Sein der Dinge Entgegengesetzte,

das Nichtige, blos Erscheinende daran, mit jenen ewigen Ideen zu der Einheit wirklicher Dinge verband. Als das Band beider, welches ihre Verbindung fortwährend erhält, schuf er die Weltseele. Denn jenes Unwesentliche der Dinge (μὴ ὄν), den Ideen oder dem wahrhaften Sein (ὄν) Entgegengesetzte, was Materie heißt, ist ein der Form, welche ihr jene göttlichen Abbilder geben wollen, Widerstrebendes, Böses; sie hindert die vollkommene Darstellung der Ideen in der Wirklichkeit, die daher nur theilweise zur Erscheinung gelangen. Darum ist auch unsere Erkenntniß derselben verworren durch die zugleich in unsere Sinne tretende Materie; doch dient auch die sinnliche Vorstellung der Dinge dazu, in uns die Idee derselben zu erwecken durch die Erinnerung. Jene Ideen nämlich kommen nicht aus den Dingen in uns; vielmehr haben wir einst, in einem vollkommenen Leben, inmitten dieser Ideen selbst, im göttlichen Geiste, gelebt; unsere Seelen wurden nun zwar, zur Strafe für eine Schuld, in diese Sinnenwelt festgebannt, aber aus jenem göttlichen Leben blieb uns doch noch die Erinnerung an das Ewige, die Ideen, blieb uns auch die Sehnsucht zu jenem Ewigen, zu dem einen vollkommensten Sein der Gottheit zurückzukehren. Dieß Streben theilen wir mit der Natur, in der auch alles Werden und Entstehen nur den Zweck hat, immer vollkommener die göttlichen Ideen im Irdischen auszuprägen. Unsere Seelen nun sind getheilt zwischen jenem ewigen Wesen, das sie von den Ideen haben, und dem unvernünftigen, was ihnen aus der Materie, aus ihrer Verbindung mit dem Körper zugekommen ist. Jener, der vernünftige Theil der Seele, ist unsterblich und kann, wenn er tugendhaft gelebt hat, in jenen ersten seligen Zustand zurückkehren. Die Tugend können wir nun einfach als Streben nach Gottähnlichkeit oder als Handeln mit Vernunft bezeichnen. Das Gute ist uns in seiner Vollkommenheit nicht erreichbar; nur einen Abglanz desselben gewährt uns die vernünftige Lust. Jenes allgemeine Vernunftstreben ist ausgesprochen in vier einzelnen Tugenden, der Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Im Großen wird dieß Streben nach vollkommener Vernunftmäßigkeit realisirt durch den idealen Staat, in welchem die Gewalten so vertheilt sein müssen, wie die Kräfte der Seele, alle auf den einen Vernunftzweck hinarbeitend; die tauglichste Form für einen solchen Staat ist die gesetzliche Monarchie. — Die Kunst selbst soll der Wahrheit dienen, indem sie den Urtypus des Schönen in der Natur nachahmt. Ob und wie P. seine Philosophie eingetheilt hat, ist ungewiß; man hat sie wohl in theoretische und praktische, oder in die Wissenschaft des Schönen, des Wahren, des Guten geschieden, in die von den göttlichen und die von den menschlichen Dingen, oder in Physik, Ethik, Logik. Keine dieser Eintheilungen wurde wohl von P. selbst ausgesprochen, wenn sich auch die zuletzt genannte schon in der älteren Akademie findet; wohl aber erfaßte er die gesammte Philosophie nach ihrer doppelten Stellung als die Wissenschaft des einen, göttlichen Seins, der Ideen, wie sie diese aus der sinnlichen Umhüllung herauszulösen und rein aufzustellen hat (die Dialektik) und als die Wissenschaft der natürlichen Dinge, des Werdenden, Unvollkommenen, in Natur und Menschenthat (die Physik und Ethik, letztere die Politik mit befassend). — Von den zahllosen Schriften über P.'s Leben und Lehre sind die wichtigsten: „Remarks on the life and writings of P." (Edinb. 1760. Deutsch von Morgenstern, „Entwurf von Plato's Leben &c.", Leipz. 1797. 8.); Tennemann's „System der platonischen Philosophie" (Leipzig 1792—1795. 4 Bde.); Ast's „Platon's Leben und Schriften" (Leipz. 1816, womit zu vgl. Fr. Thiersch's Recension darüber in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" 1818. III. 59); Socher, „Über Plato's Schriften" (München 1820); Dacier, „Plato's Leben mit einer nähern Angabe seiner philosophischen Lehrsätze" (aus dem Französischen von Götz. Augsb. 1829). P. ist der Typus alles Idealen, über die gemeine Wirklichkeit des Lebens und der sinnlichen Erscheinung Hinausstrebenden geworden und platonisch ist daher gleichbedeutend mit ideal, rein-

geistig, wie denn in diesem Sinne besonders die **platonische Liebe** bekannt ist, die nicht das Irdische, Körperliche an ihrem Gegenstande liebt, sondern nur das Ideal der Schönheit in ihm anbetet. 80.

Plattdeutsch, besser **Niederdeutsch** oder **Niedersächsisch**, heißt im eigentlichsten Verstande die deutsche Mundart, welche in den nördlichen Gegenden Deutschlands von den niederländischen bis an die litthauischen Grenzen gesprochen wird. Der deutsche Sprachstamm theilte sich schon in den ältesten Zeiten in zwei Hauptäste, den hochdeutschen (oberdeutschen) und den niederdeutschen. Mit der Mischung der Völkerstämme während der großen Völkerwanderung vermischten sich freilich auch die uralten deutschen Dialekte; aber die Abgrenzung zwischen Norddeutschen und Süddeutschen war nicht zu verwischen. Welche der beiden Hauptmundarten die ältere sei, ist nicht leicht zu ermitteln; gewiß ist aber, daß die niederdeutsche die verbreitetste war; die alte angelsächsische Sprache, deren Überreste jetzt nur noch in der englischen fortleben, war ihre Schwester; die niederländische (holländische), dänische, schwedische, norwegische und isländische Sprache ihre näheren oder entfernteren Verwandten. Doch war sie stets unglücklicher als ihre rauhere südliche Schwester, welche als Sprache der Herrschenden die Oberhand erhielt. Die blutigen Kriege, in welchen die Sachsen von den Franken unterjocht wurden, brachten die fränkische Mundart nach Norddeutschland und zwangen sie den Überwundenen auf. Im Mittelalter blieb Niedersachsen in der Cultur weit hinter den übrigen deutschen Ländern zurück, da eine große Strecke dieses Landes noch von Wenden und Sorben bewohnt wurde und wenn auch unter den schwäbischen Dichtern des Mittelalters einige niederdeutsche Sänger auftraten, so bedienten sie sich doch stets der herrschenden oberdeutschen Mundart. Als durch die Reformation die hochdeutsche Sprache zur Büchersprache erhoben wurde, mußte sie schon dadurch, daß Niederdeutschland seine Prediger und Gelehrten aus Obersachsen erhielt, die niederdeutsche Sprache herabdrücken. Auf den Kanzeln, in den Hörsälen und Gerichtsstuben hörte man bald nur hochdeutsch sprechen und Jeder, der auf Geschmack und feine Sitten Anspruch machen wollte, mußte sich diese Mundart anzueignen suchen. Die einheimische Landessprache blieb auf diese Weise blos dem gemeinen Volke überlassen; an manchen Orten entstand sogar durch Vermischung beider Dialekte eine dritte Mundart. Leicht erklärbar ist es also, wie das Niederdeutsche, welches man von jetzt an als eine verachtete Volkssprache betrachtete, in der Cultur gänzlich zurückblieb. Diese Volkssprache erstreckt sich jedoch immer noch über einen sehr großen Theil Deutschlands und behauptet fest ihr Recht in den an die Ostsee grenzenden Ländern, in Niedersachsen, in Westphalen, am Niederrhein und in Belgien; die Grenzlinie zwischen beiden Dialekten zieht sich ungefähr vom Rhein durch Hessen längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel hin. Als Schriftsprache hat sie sich nur von der letzten Hälfte des XII. Jahrh. bis zum Ende des XVI. geltend machen können. Unter allen deutschen Mundarten, sagt Bürger, ist die niederdeutsche in der Wahl und Aussprache der Töne die sanfteste, wohlklingendste, gefälligste und angenehmste; sie ist eine Feindin aller hauchenden und zischenden, am meisten aber der blasenden Laute; sie verachtet den unnützen Aufwand eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig sagenden Mundes und ist dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an lebhaften treffenden Ausdrücken und naiven Bildern. Es fehlt ihr weiter nichts, als eine sorgfältige verständige Cultur, um sie zu der reichsten, angenehmsten und blühendsten Sprache zu machen. Der Ausländer, dem die vielen Hauch-, Blase- und Zischlaute der oberdeutschen Sprache ein Ärgerniß sind, lernt die niederdeutsche Sprache gewöhnlich am Leichtesten. Auf gleiche Weise lernt auch der Niedersachse wegen seines feineren Gehörs und wegen der Feinheit und Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener sprechen, als der schwerzüngige südliche Oberdeutsche. In der neusten Zeit ist man von den

lange gehegten Vorurtheilen gegen die niederdeutsche Sprache zurückgekommen und hat ihre Vorzüge eingesehen; doch wird sie sich schwerlich je wieder zur Schriftsprache erheben; denn die Versuche, welche J. H. Voß und Andere gewagt haben, stehen zu vereinzelt da, als daß sie von bedeutsamen Folgen sein könnten. Großen Dank verdienen jedoch die kritischen Bearbeitungen dieses großen Zweiges unserer Muttersprache und besonders die sich mit den einzelnen Mundarten beschäftigenden Wörterbücher (Idiotiken) von M. Richey („Hamburgisches Idiotikon", Hamb. 1755. 8.), J. C. Strodtmann („Osnabrückisches Idiotikon", Altona 1756. 8.), J. F. Schütze („Holsteinisches Idiotikon", Altona 1800—1806. 4 Thle. 8.), J. H. Tiling („Versuch eines bremer niedersächsischen Wörterbuchs", Bremen 1767—1772. 5 Thle. 8.) und J. K. Dähnert („Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerischen und rügischen Mundart", Berlin 1781. 4.). 66.

Plattensee oder **Balaton** (bei den Römern lacus Pelso, lacus Pelsonis), der größte See des östreichischen Staates und zugleich von Südeuropa, liegt zwischen den ungarischen Comitaten Wesprim, Schümeg und Szalad. Er ist 10 M. lang, 1—2 M. breit und 4—5 Klaftern tief. Außer dem größten Flusse, der Szala, ergießen sich gegen 30 kleinere in ihn; überdieß erhält er durch viele Quellen in seiner Mitte neuen Zufluß und die Schio (Sio), die in den Sarvitz fällt, setzt ihn mit der Donau in Verbindung. Merkwürdig ist es übrigens, daß seine Oberfläche in steter Bewegung ist, vorzüglich Abends, selbst bei stillem Wetter, eine Erscheinung, die Viele eine schnell wechselnde Ebbe und Fluth nennen. Dieß und der kohlensaure Gehalt des Wassers bewirkt aber, daß das Wasser immer frisch bleibt. Außer zahlreichen höchst schmackhaften Fischarten finden sich auch Schildkröten im P. vor. 35.

Plattīren oder **Plaquiren**, fr. placage; engl. to plate, nennt man die Kunst, geringe metallene Geräthschaften, z. B. Caffee-, Milch- und Theekannen, Dosen, Leuchter, Wagen- und Pferdegeschirre, Knöpfe, Schnallen ꝛc. mit einer weit stärkeren Gold- oder Silberdecke zu überziehen, als dieß bei der gewöhnlichen Vergoldung oder Versilberung stattfindet. Das P. kann mit mehreren Metallen und sowohl mit Gold als mit Silber vorgenommen werden; am gebräuchlichsten ist jedoch die Plattirung des Kupfers mit Silber. Nach der ältesten deutschen Plattirmethode wird das Kupfer, nachdem es gereinigt und befeilt oder behackt worden ist, im Feuer erhitzt, dann mit Silberblech belegt und die Vereinigung durch Reiben mit dem Polirsteine bewirkt. Eine andere Plattirmethode besteht darin, daß man das Kupfer, so wie das Silberblech, nachdem beide sorgfältig gereinigt worden sind, mit etwas Boraxpulver bestreut, bevor man sie auf einander legt. Die Verbindung beider geschieht sodann durch ein Zusammenschmelzen. In den meisten Plaquirfabriken wendet man jedoch gegenwärtig das neuere englische Verfahren an. Eine dünne Silber- oder Goldplatte wird auf einer wenigstens achtmal so dicken Kupferplatte befestigt, beide werden sodann stark glühend gemacht und wiederholt durch erforderliche Schlag- und Walzwerke gezogen. Die Vereinigung beider Platten geschieht dann so innig, daß beim Dünnerwalzen oder Dünnerschlagen ihre Trennung nicht mehr veranlaßt, vielmehr ihre Verbindung immer fester wird. Die plattirten Tafeln werden sodann nach Bedarf zerstückt, noch weiter gestreckt und unter mehrmaligem Glühen durch Hämmer und andere Werkzeuge zu allerlei Gefäßen ausgearbeitet. Die vorzüglichsten plattirten Waaren erhalten wir aus den englischen Fabriken zu Sheffield; aber auch Deutschland hat gute Plaquirfabriken, namentlich hat man zu Wien, Berlin, Karlsbad u. a. O. diese Kunst zu großer Vollkommenheit gebracht. 26.

Plauischer Grund, ein anmuthiges, von schroffen Syenitwänden begrenztes, 3 St. langes Thal, hat seinen Namen von dem Dorfe Plauen, ¼ St. von Dresden entfernt, erhalten. Es wird von der Weisseritz durchströmt und die enge Felsenschlucht, die uns bei dem Eintritte in dasselbe empfängt, geht allmählig in

schroffe Berge über, bis man an dessen Ende wiederum von einem engen Thalgrunde eingeengt durch die Aussicht auf die Ruinen der Burg Tharandt und das gleichnamige freundliche Städtchen überrascht wird. Merkwürdig und von besonderer Wichtigkeit für Sachsen ist es durch seinen Bergbau auf Steinkohlen, namentlich in Burgk und Potschappel. Es finden bei demselben über 1200 Bergleute Beschäftigung und der jährliche Gewinn an Steinkohlen soll sich auf 1700000 Centner belaufen. 35.

Plautus (Marcus Accius), einer der witzigsten römischen Dichter, ward geboren 227 v. Chr. zu Sarsina in Umbrien. Obgleich er in den dürftigsten Umständen lebte, so daß er selbst durch Handarbeit sowohl als durch seine Komödien seinen Unterhalt sich mußte zu verschaffen suchen, so war doch seine Laune beständig froh und heiter und durch diese Gemüthsstimmung sowohl, als durch glückliche Nachahmung der griechischen Muster Philemon, Diphilos u. m. A., durch Selbstständigkeit in der komischen Gestaltung des entlehnten Stoffes, durch meisterhaftes Auffassen und Durchführen der zu beschreibenden Charaktere, durch glückliche Berücksichtigung seiner Zeit und des damaligen römischen Lebens und dabei ausgerüstet mit Menschenkenntniß, Welterfahrung und tiefer Sprachkenntniß leistete er, wenn er auch nicht als Dramatiker im höchsten Sinne dasteht, doch wenigstens für seine Zeit das Höchste. Zwar verfolgt er nicht ein durchdachtes Kunstideal; aber den flüchtigen Eindruck hält er fest, überschreitet freilich auch oft die Grenzen des Anstandes, gefiel aber auch dadurch eben dem kunstlosen Volke. Übrigens behält er auch Vorzüge im Dialoge, wenn er auch in anderer Hinsicht übertroffen wurde. Er starb zu Rom 184 v. Chr. Von seinen zahlreichen Schriften gab es im Alterthume eine Sammlung, die aus 130 Stücken bestand, von denen jedoch der alte Kritiker L. Älius Stilo nur 25, Varro dagegen nur 21, die uns auch noch bis auf eins (die „Vidularia") erhalten sind, für ächt anerkannten. Die Namen derselben, die übrigens auch fabulae Varronianae genannt werden, sind: **Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Captivi, Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus, Bacchides, Mostellaria, Menaechmi, Miles gloriosus, Mercator, Pseudolus, Poenulus, Persa, Rudens Stichus, Trinummus, Truculentus.** Unächt ist **Querulus.** Schwerlich möchte sich die Zeit der einzelnen Stücke bestimmen lassen. Der Text ist leider mehr oder minder durch Spätere verstümmelt, interpolirt und durch Unkenntniß der Metrik in Unordnung gebracht. Die Ed. pr. von Ge. Merula erschien Vened. 1472. Fol. Andere Ausgaben sind von Sim. Carpentarius (1513. 8.); Nic. Angelius (Flor. ap. Junt. 1512); Joach. Camerarius (Bas. 1551. 1558. 8.); D. Lambinus (Par. 1577. 1587. Fol.); Gruterus (1592). Vor allen ist in exegetischer Hinsicht zu empfehlen die Ausgabe von Friedr. Taubmann (Frankf. 1612. 1621. 4.) und in kritischer Hinsicht von J. Friedr. Gronovius (Amsterd. 1684. 8. cum praef. J. A. Ernesti, Leipz. 1760. 8.). Gute Bearbeiter des P. sind ferner: Schmieder, Bothe, Reiz, Lindemann, Hermann, Danz rc., größtentheils Herausgeber einzelner plautinischer Stücke. Von Aug. Mai neuaufgefundene Fragmente gab Osann heraus (Berl. 1816). Gute deutsche Übersetzungen sind von Lessing, Goldhagen und Mylius (Berl. 1748), Küffner (Wien 1806 und 1807. 5 Bde.), Köpke (metrisch mit Einleit. und Anmerkk. Berl. 1820. 2 Bde.). Schätzenswerthe Schriften bei der Lectüre des P. sind endlich auch: J. P. Parei „Lexicon Plautinum" (Francof. 1614. 1634. 8.); Niebuhr, „Über die untergeschobenen Scenen im Plautus" (in d. Abhandl. d. Berl. Ak. 1816. ff., und in Niebuhr's kleinen Schriften, Bd. I. S. 159 ff.); Lessing, „Leben und Schriften des Plautus" (in Lessing's Werken von 1793, Bd. 22, von 1826, Bd. 10); C. Lingii, „Quaestiones Plautinae" (Vratisl. 1817. 8.) u. m. a. 20.

Plebējer (plebs, alterthümlich plebes), das gemeine Volk Roms, die

gemeinen Bürger im Gegensatze theils des populus (des Gesammtvolkes), theils der Vornehmen (patricii, nobiles), waren im alten Rom bis auf die Regierung des Servius Tullius der Inbegriff der gemeinen Freien, ohne Stimmrecht in den Curien (s. d. Art.) und politisch unmündig und ursprünglich entstanden aus dem Überreste albanischer Bürger, die Tullus Hostilius nach dem Sturze Albas Rom einverleibte. Durch die Einführung einer neuen Art von Comitien unter Servius zu einem eigenen Stande ausgebildet strebten die P. rastlos nach Selbstständigkeit und Gleichheit des Rechtes mit den andern Bewohnern Roms, bis sie durch ihre Repräsentanten, die Volkstribunen, dieß erlangten und im Fortgange der Zeit endlich neben den Patriciern und Rittern die dritte Classe der römischen Bürger bildeten, so daß sie nun ebensogut wie die Patricier an allen höheren Staatsämtern Theil nehmen konnten und in völlig politischer Gleichheit mit dem Erbadel standen. Es leuchtet daher ein, daß unter den Plebejern nicht blos Leute des niedrigsten Standes und Arme zu verstehen sind, vielmehr zählten sie unter ihrer Mitte ebenfalls viele der Geburt nach hoch Abstammende, namentlich Adelige aus den im Laufe der Zeit eroberten Städten, so wie viele trefflich gebildete und begüterte Leute. Die Gesammtzahl der P. betrug in den blühendsten Zeiten des römischen Freistaates gegen 225000 Menschen, bestehend aus Beamten, Handwerkern, Kaufleuten, so wie aus Soldaten, Krämern, Müßiggängern und Bettlern. Eingetheilt wurden die P. in **plebs rustica**, die freien Bürger, die auf dem Lande lebten, meistens Ackerbau trieben und für die angesehenen P. galten, und **plebs urbana**, d. i. diejenigen, die in der Stadt Rom selbst lebten. 20.

Plectrum (πλῆκτρον, vom griech. πλήσσειν, schlagen), hieß bei den Griechen (neben andern Bedeutungen) das Werkzeug, womit die Saiten der Lyra und anderer Saiteninstrumente gerissen wurden. Die Gestalt desselben ist nicht genau bekannt, wahrscheinlich aber war es aus Elfenbein. 1.

Plejäden, die 7 Töchter des Atlas und der Pleione, deren Namen waren: Alcyone, Merope, Celäno, Elektra, Sterope, Taygete und Maja. Vom Orion unablässig verfolgt flehten sie den Zeus um Schutz an, welcher sie unter die Sterne versetzte, daher das Siebengestirn. Sechs von ihnen waren nur am Himmel sichtbar, da Merope ihr Antlitz aus Scham vor ihren Schwestern verbarg. Denn jene alle waren mit Göttern vermählt, diese nur mit dem sterblichen Sisyphus. Die Griechen bestellten ihre Felder mit dem Untergange und erndteten mit dem Aufgange dieses Gestirns. Der Name scheint von πλέειν (schiffen) abzustammen, weil die Schifffahrt mit dem Aufgange der P. begann. Die Römer nannten sie Vergiliae, Frühlingsgestirn, weil ihr Frühaufgang gegen Ende des April den Frühling herbeiführt.— Sie sind ein kleiner Haufen sehr nahe bei einander stehender Sterne am Nacken des Stieres. Mit bloßem Auge erkennt man darin nur 6, aber mit guten Fernröhren gegen 120 Sterne. 11. 13.

Pleißnerland war eigentlich die spätere Benennung des ehemaligen sorbischen Gaus Plisni, des Landstriches an der Pleiße von Werdau bis zum Einflusse der Wiera, wurde aber nach Besiegung der Sorben durch Heinrich I. bedeutend vergrößert und durch Grafen verwaltet, die vermuthlich in Schmölln residirten, und 1157 wurden die Ämter Kolditz und Leißnig noch dazu geschlagen, worauf es durch ein kaiserliches Landgericht regiert ward und den Namen P. erhielt. Durch Heirath Albrecht's, des Sohnes Heinrich's des Erlauchten, kam das Land 1254 nebst den 3 Reichsstädten Altenburg, Chemnitz und Zwickau an Meißen, ward mit denselben 1290 wieder reichsunmittelbar, aber 1308 von Friedrich dem Gebissenen wieder erobert, dessen Nachkommen nach mehreren Streitigkeiten im Besitze blieben. Der Name verlor sich dann allmählig. (Vergl. Limmer, „Geschichte des Pleißnerlandes" (Ronneb. 1833). 39.

Plenipötenz, s. Vollmacht.

Pleonasmus, gr. πλεονασμός, lat. abundantia, Erweiterung, Vermehrung, Überfluß, ist der logische Fehler in der Rede, wenn in einem zusammengesetzten Worte oder in einem ganzen Gedanken etwas vorkommt, was schon in dem übrigen Gesagten mit enthalten ist und folglich unbeschadet des Verständnisses wegbleiben könnte. Er unterscheidet sich demnach von der Tautologie (τὰ αὐτὰ λέγειν, dasselbe sagen) dadurch, daß diese den vollständigen Begriff oder Gedanken wiederholt, während der P. nur Wiederholung eines Unterbegriffes ist. 9.

Pleß, ein Fürstenthum im Regierungsbezirke Oppeln der preußischen Provinz Schlesien = 19 □M. mit 44000 Einw., ist eine von den 6 schlesischen Standesherrschaften, welche sonst auf den Fürstentagen Sitz und Stimme hatten, und gehörte früher den Herzogen von Schlesien, kam aber später in den Besitz der Freiherren von Thurzo und zu Anfange des XVI. Jahrh. in den der Familie von Promnitz. Seit 1765 gehört sie dem Hause Anhalt, wo sie eine Secundogenitur von Köthen bildet. Der jetzige Besitzer ist der Bruder des regierenden Herzogs, Fürst Ludwig, welcher den Titel: Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß führt. — Hauptorte sind: Pleß und Nikolai. 16.

Pleurēsie oder **Pleuritis**, s. Lungenentzündung.

Pleureusen (spr. Plörösen) (vom franz. pleurer, weinen) heißen überhaupt die Zeichen der Trauer, vorzüglich die schwarzen Ränder um die öffentlichen Blätter bei Landtrauer. 30.

Pleyel (Ignaz), ein bekannter Componist, geb. 1757, hatte Haydn zum Lehrer, ging später nach Frankreich und wurde in seinem 30. Jahre Kapellmeister am Münster zu Straßburg. Nach dem Ausbruche der Revolution sah er sich trotz dem, daß auch er der Freiheit eine Hymne componirt hatte, genöthigt seine Zuflucht in London zu nehmen und erst 1796 kehrte er nach Paris zurück, wo sein Name öffentlich mit unter denen genannt wurde, welche ihr Talent der Sache der Freiheit gewidmet hatten. Später gründete er eine Musikalienhandlung, in welcher unter Anderm seit 1801 die bekannte „Bibliothèque musicale“ erschien. Seine eigenen zahlreichen Compositionen, meist Instrumentalstücke verschiedener Gattungen, waren sonst sehr beliebt, da sie bei angenehmer, wenn auch nicht origineller, Melodie nicht schwer auszuführen sind. Jetzt werden sie nur mit Auswahl noch gespielt. P. starb den 14. Nov. 1831. 36.

Plinĭus, zwei berühmte römische Schriftsteller. — 1) **Cajus P. Secundus, major**, oder der Ältere, ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen, wurde geboren wahrscheinlich zu Novocomum (nach Andern zu Verona) im Jahre 23 nach Chr., war unter Claudius, Nero und Vespasianus im Kriegsdienste und öffentlichen Leben thätig, ließ jedoch keine Stunde der Muße vorbeigehen, um durch Lesen oder Schreiben über wissenschaftliche Gegenstände sein Wissen zu bereichern, bis er endlich bei einem Ausbruche des Vesuv im Jahre 78 nach Chr. sein Leben verlor. Er beschäftigte sich mit allen zu seiner Zeit ausgebildeten Wissenschaften, ward so der größte Polyhistor seiner Zeit, ist aber freilich auch, da er theils die Werke, die er las und verglich, zu oberflächlich studirte, theils das, was er gelesen hatte, nicht richtig auffaßte, theils auch, weil er sich zu vielseitig beschäftigte, ohne Gründlichkeit und Tiefe. Indeß liefern doch seine Schriften einen deutlichen Beweis von seiner großen Gelehrsamkeit, enthalten neben dem Oberflächlichen auch viel Brauchbares und Schätzenswerthes und sind namentlich für den Geographen, Kunstliebhaber und Naturforscher höchst interessant. Von seinen zahlreichen Schriften ist uns wenigstens sein umfassendstes Werk gerettet worden: „Naturae historiarum libri triginta septem“ (Naturgeschichte), bei dessen Ausarbeitung, wie P. selbst erzählt, er 2500 Schriftsteller benutzte. Das erste Buch dieses großen Werks enthält den Plan zum Ganzen und ein Register der benutzten Schriftsteller; Buch 2 erörtert die allgemeinen astronomischen, meteorologischen und kosmographischen

Verhältnisse; Buch 3—6 umfaßt die Geographie; Buch 7 die Anthropologie; Buch 8—11 die Zoologie; Buch 12—27 die Pharmakologie; Buch 28—32 die Heilkunde; Buch 33—37 das Mineralreich in verschiedenen Rücksichten auf Naturkräfte, Kunst und Luxus. Die Darstellungsweise ist zwar eigenthümlich, aber entfernt von classischer Vollendung. Die Ed. pr. erschien Venet. 1469. Fol.; andere Ausgaben sind von P. Beroaldus (Parm. 1476. Fol.); Hermol. Barbari (Venet. 1497. Fol., 1499. Fol.); Alex. Benedictus (Venet. 1507. Fol.); J. Caesarius (Colon. 1524. Fol.). Ausgezeichnet sind die Ausgaben von J. Fr. Gronov (Lugd. Bat. 1669. III. 8.); J. Harduin (Paris 1685. 4. 5 Voll., 1723. 2 Voll. Fol., 1741. 2 Voll. Fol.); Gabr. Brotier (Paris 1799. 12. 7 Voll.); J. G. F. Franz (Lips. 1788 sqq. 8. 10 Voll.). — Die neueste Bearbeitung des P. ist von Jul. Sillig (Lips. 1831—1836. 8. 2 Voll.). Eine deutsche Übersetzung lieferte Grosse (Frankf. 1781—1788. 12 Voll.). Vergl. Ant. Jos. Conr. a Turre Rezzonici „disquisitiones Plinianae" (T. I. Parm. 1763. II. 1767. Fol.). — 2) Cajus Pl. Caecilius Secundus, der Jüngere, Neffe des Vorigen, Schüler des Quintilian, ward geboren im Jahre 62 nach Chr. zu Novocomum, war erst Sachwalter in Rom, erwarb sich hier Beifall und Ruhm, so daß er unter Domitian, Nerva und Trajan zu den höchsten Ehrenstellen gelangte, und ward zuletzt Statthalter in Bithynien. Von seinen Schriften besitzen wir noch 1) 10 Bücher Briefe (darunter das 10. Buch und namentlich ep. 97. am wichtigsten sind, enthaltend Berichte des P. an Trajan und dessen Rescripte über das Verfahren gegen die Christen), die zur öffentlichen Bekanntmachung geschrieben sich nicht nur durch die größte Sorgfalt, sondern auch durch treffende Bemerkungen über Geschichte, Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit auszeichnen, und 2) einen „Panegyricus Trajano dictus" (Lobrede auf Trajan), voll von einzelnen Schönheiten, aber zu künstlich und von zu wenig freientwickeltem Geiste in den gebrauchten und ungleich vertheilten rednerischen Phrasen. Als Schriftsteller groß erscheint P. als Mensch edelgesinnt, mild und freigebig, doch auch eitel und ruhmsüchtig, weßhalb seinem staatsbürgerlichen Charakter gediegene Kraft abgeht. Oft hat man, obschon jedenfalls mit Unrecht, das 10. Buch seiner Briefe für unächt gehalten. Zugeschrieben wird ihm endlich auch das dem L. Aurelius Victor beigelegte Werk: „de viris illustribus." Die Ed. pr. von seinen Briefen erschien 1471. Fol. 8 Bde., vollständig Venet. ap. Ald. 1504. 1518.; dann „cum obs. exc. var. et J. Fr. Gronovii et Veenhusen" (Lugd. Bat. 1669. 8.); „cum. not. Cortii et sel. var. ed. P. Dav. Longolius" (Amst. 1734. 4.) und von J. M. Gesner (Lips. 1739. 8. 1770). — Ferner erst die Episteln besonders von Gierig (Lips. 1800—1802. 2 Voll. 8.); dann Epist. et Paneg. von Gierig (Lips. 1806. 2 Voll. 8.). Eine empfehlenswerthe Ausgabe ist ferner die von Gf. H. Schaefer (Lips. 1805. 8.), so wie die der selectae epist. von J. Casp. Orelli (Turici 1832. 8.); besondere Ausgaben des Panegyric. sind: ed. pr. cum Panegyricis (Mediol. 1482. 4.); von Justus Lipsius (Antv. 1600. 4., 1604. 4.; 1622. 8.); J. Arntzenius (Amst. 1738. 4.); Ch. Gl. Schwarz (Norimb. 1746. 4.); Gierig (Lips. 1796. 8.). Gute Übersetzungen sind von C. T. A. Schott (Stuttg. 1827 sqq. 16.); Ed. Thierfeld (München 1828 sqq. 12. 2 Voll.). Außerdem vergl. J. Masson „Vita Plinii" (Amst. 1709. 8.); Gierig „Leben des jüngern Plinius" (Dortmund 1798. 8.); Jul. Held „Über den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius in Bezug auf Geschichte der römischen Literatur" (Breslau 1833. 8.). 20.

Plinthe, s. Säule.

Plombiren heißt ein Siegel von Blei (franz. plomb) anlegen. Es geschieht solches an Gegenstände gröberer Art oder da, wo Gefahr der Beschädigung vorhan-

den ist, indem hier die Anlegung eines gewöhnlichen Siegels mit Siegellack oder Oblate nicht ausreichend sein würde. Man versichert sich des Gegenstandes, z. B. eines Waarencollo, Fasses oder beladenen Wagens durch Umschlingen mit einer Schnure, so daß ohne Verletzung derselben nichts heraus oder hinein gebracht werden kann. Die Enden der Schnure werden in einen Knoten geschürzt, welcher in eine darum gebiegte Bleiplatte gezwängt wird. Indem man mittelst eines, wie ein Petschaft gravirten Hammers darauf schlägt, erhält man die Verbindung zu einem Ganzen, in dessen Mitte der Knoten bleibt. Ohne sichtbare Verletzung des Bleisiegels, auf welchem das in dem Hammer eingegrabene Zeichen abgedrückt wird, ist die Schnur nun nicht mehr aufzulösen. Man wendet dieses Verfahren statt jeder anderen Versiegelung besonders bei Transitogütern an, um gewiß zu sein, daß im Lande kein Unterschleif damit vorgeht. 38.

Plotinus, neuplatonischer Philosoph, geb. zu Lykopolis in Ägypten 205 oder 206 nach Chr., kam in seinem 28. Lebensjahre in die Philosophenschulen nach Alexandria, deren jedoch keine seinen ins Unendliche strebenden Geist befriedigte. Bei Ammonius Sakkas endlich (s. d. Art.) fand er Sättigung für seinen Wissensdurst und war 11 Jahre lang dessen Schüler. Um jedoch auch die persische und indische Weisheit aus der Quelle kennen zu lernen, schloß er sich dem Zuge des Kaisers Gordianus gegen die Perser an, zog sich jedoch, da dieser mißglückte, nach Antiochia zurück und ging dann nach Rom, wo er eine Schule stiftete, anfangs ohne rechten Erfolg, später mit großem Beifalle und Gunst bei Männer und Frauen, selbst beim Kaiser Gallienus und dessen Gemahlin. Anfangs theilte er die Lehre seines Meisters, des Ammonius, nur mündlich seinen vertrautesten Schülern mit; im 10. Jahre seines Aufenthaltes in Rom endlich schrieb er sie auf. Er lebte 26 Jahre in Rom, zog sich dann wegen Krankheit nach Campanien zurück und starb hier im 66. Jahre seines Alters. In seinen Schriften, wie in seinen mündlichen Vorträgen fehlte ihm bei großer Fülle der Gedanken die Klarheit des Ausdrucks; seine zügellose Phantasie führte ihn über alle Schranken ruhigen Denkens hinaus; dazu war er des Griechischen nicht recht mächtig. Vorherrschend ist bei ihm der platonische Ausdruck; doch finden sich auch aristotelische und stoische Begriffe neben orientalischer Denkweise. — Er war, wie im Denken so auch im Leben, ganz der Schwärmerei jener Zeiten ergeben; er schämte sich seines Körpers und verheimlichte darum sein Geburtsjahr und alle Umstände, die sich auf seine Geburt bezogen; verachtete das politische Leben und die Sorge für weltliche Dinge und suchte einzig durch Enthaltsamkeit und Abtödtung des Fleisches sich auf unmittelbare Weise mit der Gottheit zu vereinigen, was ihm auch viermal in seinem Leben vermöge einer lebhaften Ekstase gelungen sein soll. Auch wollte er eigens in einer ihm dazu vom Kaiser Gallienus geschenkten Stadt einen platonischen Staat, **Platonopolis**, errichten; doch fand sein Unternehmen Hindernisse. Seine Schriften ordnete auf seinen Befehl Porphyrius, sein Schüler. Dieser stellte die wenig zusammenhängenden Bücher in 6 Enneaden (Abtheilungen von je 9 Büchern) zusammen, nach der Verschiedenheit des Inhalts, verbesserte die äußere Gestalt der Rede und fügte Einzelnes hinzu. Wahrscheinlich ist es diese Ausgabe, die wir noch besitzen. Doch wird auch einer anderen vom Eustachius, gleichfalls einem Schüler des P., gefertigten erwähnt (s. Creuzer in den theol. Stud. und Krit. 1834. S. 344.). Derselbe Porphyrius schrieb auch das Leben des P., das sich gewöhnlich vor jener Ausgabe seiner Werke findet. Diese erschienen zu Florenz (1492. Fol.) und „cum interpr. Ficini" (Bas. 1580. 1615. Fol.) und in deutscher Übersetzung, mit Anmerkungen begleitet, von J. G. Engelhardt (Erlangen 1820—1823. 8.). — Über P.'s Lehre selbst s. d. Art. **Neuplatoniker**. 80.

Ploucquet (spr. Plukkeh) (Gottfried), ein Philosoph, ward 1716 zu Straßburg geboren, studirte zu Tübingen Theologie und Philosophie und ward 1750

Professor der Logik und Metaphysik daselbst, als welcher er 1790 starb. Er war ein scharfsinniger Denker der leibnitz-wolfischen Schule, entwickelte besonders die Monadologie sehr genau und suchte die Logik ganz mathematisch durchzuführen, was er den „mathematischen Calcul" nannte; fand aber mit letzterem keinen Beifall und bedeutende Gegner. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Primaria monadologiae capita" (Berol. 1748. 8.); „Fundamenta philosophiae speculativae" (Tubing. 1782. 8.); „Principia de substantiis et phaenomenis. Accedit methodus calculandi in logicis ab ipso inventa etc." (Francof. 1764. 8.). 16.

Plunkett (spr. Plönkett) (William Coningham, Baron von), ein englischer Staatsmann und vorzüglicher Redner, wurde im Jahre 1765 in der irländischen Grafschaft Fermanagh geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung, studirte dann in Dublin, ward 1787 Sachwalter und trat im Jahre 1797 als Mitglied in das irländische Parliament, wo er sich als einen entschiedenen Gegner der Union zeigte. Als diese dennoch durchgeführt wurde, ward er Kronanwalt und schloß sich als gemäßigter Tory, nachdem die Whigpartei in das Ministerium getreten war, an Grenville an, nahm aber im Jahre 1807 seine Entlassung, wurde Sachwalter in Dublin und glänzte hier als einer der besten Redner in den Gerichtshöfen. Im Jahre 1812 erwählte ihn die Universität von Dublin zu ihrem Stellvertreter im Parliamente, wo er sein großes Talent als Redner aufs Neue entfaltete. Besonders kräftig und nachdrucksvoll sprach er für die Emancipation der Irländer; durch seine politische Verbindung mit Castlereagh und mehr noch durch seine Vertheidigung der Metzeleien in Manchester verlor er aber die Gunst des Volkes gänzlich. Im Jahre 1821 wurde er Kronanwalt für Irland, kurz darauf Pair des Reiches und unter dem Ministerium Grey's Kanzler von Irland. Als solcher war er eine der kräftigsten Stützen des Ministerium im Oberhause und sprach im October 1831 mit Feuer und Klarheit für die Reform des Parliaments. Als Redner hat er stets eine ausgezeichnete Stelle unter den Mitgliedern des Parliamentes eingenommen. 81.

Pluralismus (von plures, Mehrere) ist die Annahme mehrerer Substanzen und zwar 1) in psychologischer Hinsicht die Annahme mehrerer selbstständiger geistiger Wesen, im Gegensatze zum Emanationssysteme; 2) in kosmologischer Beziehung die Behauptung von dem Dasein mehrerer neben einander bestehender Welten, und 3) im theologischen Sinne so viel als Polytheismus (s. d. Art.). 9.

Plus (mehr) und **Minus** (weniger) sind in der Mathematik die Bezeichnung für Addition und Subtraction. Die von Rudolf und Stiefel dafür eingeführten Zeichen sind für ersteres +, für letzteres —. 30.

Plutarchus, einer der ausgezeichnetsten und zugleich fruchtbarsten griechischen Schriftsteller, ward geboren 50 n. Chr. zu Chäronea in Böotien, war eklektischer Philosoph, eifriger Gegner der Stoiker und Epikureer, lebte dann als Lehrer der Philosophie zu Rom, wurde hier der Lehrer Hadrian's, dann Procurator Graeciae und starb daselbst 120 nach Chr. Sowohl als Philosoph wie als Geschichtschreiber, namentlich als Biograph, verdient er die größte Bewunderung; denn er ist, wie Ulrici treffend bemerkt, antiker als seine Zeitgenossen und nächsten Vorgänger, daher aber auch selbstständiger, eigenthümlicher und frei von der Sucht nach Nachahmung. Außer seinen zahlreichen philosophischen (denen man insgesammt den Namen „Moralische Aufsätze" [„Moralia, συγγράμματα μικτά, ἠθικά"] gegeben hat, von denen jedoch einige verdächtig und unächt sind und worin er sich an Plato und die Akademiker anschließt und mit Eifer für Wahrheit und Recht, aber in mystisch-dialektischer Speculation nicht zu verachtende Lebensregeln aufstellt), antiquarischen und vielen anderen Schriften schrieb er noch sein vorzüglichstes Werk

„*Βίοι παράλληλοι*“ (vergleichende Biographien), worin er sein dabei sich gestecktes Ziel, moralisch zu bessern, unverrückt im Auge behielt. Moralisch gut und edel, philosophisch hoch gebildet und reich an viel umfassenden Kenntnissen bleibt P. einer der anziehendsten und interessantesten Schriftsteller, wenn er auch bei seiner Genauigkeit nicht selten ins Kleinliche fällt und sein Styl an Nachlässigkeit und Ungleichheit leidet. Ausgaben sämmtlicher Werke haben wir von **H. Stephanus** (Paris 1572. 8. 13 Voll.); **J. Jac. Reiske** (Lips. 1774—1782. 8. 12 Voll.); **J. G. Hutten** (Tubing. 1791—1804. 8. 14 Voll.). Von einzelnen Werken: 1) „**Vit. parall.**“ ed. pr. (Florent. ap. Junt. 1517. Fol.); ferner von **Marcus Musurus** (Venet. Ald. 1519. Fol.); **A. Korais** (Paris 1809 sqq. 8. 6 Bde.); **Gf. H. Schaefer** (Lips. 1826 sqq. 12. 8 Voll.). 2) „**Moralia**“ von **Dan. Wyttenbach** (Oxf. 1795—1800. 8. 8 Voll.); die „*Βίοι τῶν δέκα ῥητόρων*“ sind oft als unächt verworfen, allein von **A. G. Becker** und vorzüglich von **Ant. Westermann** mit Recht vertheidigt worden. Vergl. „Plutarchi vitae 10 oratorum“ recogn. ann. crit. et comm. adj. **Ant. Westermann**. Acc. de auctore et auctoritate vitarum 10 oratorum commentatio (Quedlinb. 1833. 8.). Außerdem gibt es viele treffliche Ausgaben einzelner Schriften. Eine gute Übersetzung ist die von **Kaltwasser** („Moralia,“ Francof. 1783—1800. 9 Bde.; „Parall.,“ Magdeb. 1799—1806. 10 Bde.). 20.

Pluto (bei den Griechen Pluton, Chthonios, Stygios, Aides, Hades; bei den Römern Dis, Orcus, Summanus, Februus), der Gott der Unterwelt (s. d. Art.), war der Sohn des Saturnus und der Rhea. Nach seiner Geburt wurde er von seinem Vater verschlungen, doch durch Jupiter (s. d. Art.) wieder errettet. Das Unfreundliche der Höhle, in welcher er nun erzogen wurde, ging auf sein ganzes Wesen über und er wurde ein so heftiger Feind des Lichts, wie der Freude, daß seine Gemeinschaft den Göttern lästig wurde und den Sterblichen Furcht und Schrecken einjagte. Bei der Welttheilung fiel ihm die Unterwelt zu, wo er seitdem seinen Wohnsitz aufschlug. Neben dem Throne von Schwefel und Erz lag der Schlüssel zu seinem Reiche und zu seinen Füßen ruhte der Cerberus. Von vier schwarzen Rossen, Orphnäos, Äthon, Nyktäos und Alastor, wurde sein Wagen gezogen und in seinem Hofstaate befanden sich außer den Richtern der Unterwelt die Furien, Charon und Cerberus. Als die Titanen den Himmel erstürmen wollten, eilte er von den Cyklopen mit einem Doppelspieße und einem Helme, der unsichtbar machte, bewaffnet seinem Bruder zu Hülfe. Dem Saturnus hatte er zu demselben Behufe die Sense entwendet, durch die er unüberwindlich wurde. Zum Danke für seinen Beistand erhielt er nun vom Jupiter auch die Herrschaft über das Reich der Todten, dem dieser einen Platz in der Unterwelt anwies. Seine Gemahlin war **Proserpina** (s. d. Art.). Seine Verehrung war weit verbreitet im Alterthume. Die Griechen hatten ihm den berühmtesten Tempel zu Pylos in Messenien erbaut und bei den Römern war ihm der Terentus heilig, eine Stelle auf dem Marsfelde, unter welcher ein Altar, der zu großen Festlichkeiten ausgegraben wurde, verborgen lag. Geweiht waren ihm die Gladiatoren, die Cypresse und der Buchsbaum. Er wird abgebildet als ein Mann von finsterem Ansehn, mit Bart und über die Stirne herabhängendem Haare und am Oberleibe entblößt. Auf dem Kopfe trägt er eine Krone aus Ebenholz, die seine unbestechliche Gerechtigkeit bezeichnet. In der Rechten hält er den Zweizack oder einen Stab mit zwei Knöpfen und in der Linken eine Seele in der Gestalt eines Wickelkindes. 77.

Plutus, der Gott des Reichthums, ein Sohn des Jasion und der Ceres, wurde auf Kreta geboren. Die Tyche (Glück) übergab ihm alle im Schooße der Erde verborgene Schätze; da er aber den Reichthum immer nur an die guten Menschen vertheilte, ließ ihn Jupiter erblinden, um nicht mehr unterscheiden zu können.

Seinen Wohnsitz hatte er tief unter der Erde, suchte hinkend die Erdbewohner heim, kehrte aber im schnellen Fluge zurück, um von ihnen nicht beraubt zu werden. Die bildende Kunst stellt ihn als Kind mit einem Füllhorne auf Tyche's Armen sitzend vor und bei Dichtern erscheint er als hinkender und blinder Mann, eine volle Börse in seiner Linken haltend. Als Personification des Reichthums drückt er durch seine Eltern und seine Wohnung zugleich die Idee aus, daß nur Acker- und Bergbau den eigentlichen Reichthum begründen; er konnte also nur erst bei der wirklichen Ansässigkeit der Griechen als Gott erscheinen. 77.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel, nennt man das große Meßgewand, dessen sich die katholischen Geistlichen nur bei großen Feierlichkeiten bedienen. Es bedeckt rings um den Leib und wird vermittelst zweier Haken vorn zusammengehalten. 77.

Plymouth (Plimmudd) (Br. 50° 22′ 24″, L. 13° 31′ 35″), eine wichtige ansehnliche englische Seestadt in der Grafschaft Devon, am Canale zwischen der Mündung der Flüsse Tamar und Plym, besteht aus der Vereinigung der drei noch kürzlich getrennten Städte, P., Stonehouse und Devonport, hat 75000 Einw. und drei verschiedene Häfen, Cetwater, Suttonpol und Hamoaze, deren Ganzes einen der schönsten Hafen Europas bildet und wovon der dritte besonders für die Schiffe der königlichen Marine bestimmt ist, von welchen immer gegen 100 hier sind. Wichtige Festungswerke beschützen diese drei Hafen gegen feindliche Angriffe, während der Damm Breakwater (Wellenbrecher), im Jahre 1812 angefangen und jetzt fast vollendet, sie gegen das Meer sichert. Dabei sind zwei Leuchtthürme, von denen der Eddystone, welcher mitten im Wasser unter 50° 10′ 54″ Br. und 13° 24′ 58″ liegt, der berühmteste ist. Ungeachtet der überhaupt engen, unregelmäßig und ziemlich schlecht gepflasterten Straßen, besonders in dem eigentlichen P., zeichnet sich diese Stadt doch durch die Zierlichkeit und Reinlichkeit ihrer Häuser und durch mehrere Gebäude von einer merkwürdigen Schönheit aus. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das neue Schauspielhaus in Devonport, das man für das schönste in allen Provinzialstädten hält und bei welchem ein prächtiges Gasthaus (royal hôtel) sich befindet; das Gebäude des Athenäum zu Devonport, welches 1818 nach dem Modelle des Parthenon erbaut ist; die Börse; die Kirche von Devonport; die äußerst großen und prächtigen Gebäude des Arsenals der königlichen Marine, worin man vorzüglich die Docks oder Bassins, die bedeckte Schiffswerfte mit Stückgießerei, Ankerschmiede, Magazine, Seilwindereien und anderen Werkstätten, in denen beständig 3—4000 Arbeiter Beschäftigung haben, bewundert; das große königliche Seehospital, ein ungeheures Gebäude von Granitsteinen; die Cidatelle und die beiden wegen ihres ungeheuren Umfanges merkwürdigen Casernen zu Stonehouse. Zu den wissenschaftlichen Anstalten dieser Stadt gehören das Athenäum, eine Art von Universität, wo Vorlesungen über alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie, gehalten werden; 1 lateinische, seit 1573 vom Staate unterhaltene Schule (die einzige dieser Art in Altengland); die königliche Marineschule und die Sternwarte. Äußerst merkwürdig sind die schöne 112 engl. Fuß hohe Säule, die zu Devonport errichtet ist, zum Andenken der im Jahre 1827 geschehenen Umänderung seines alten Namens Plymouthdock in den jetzigen, und das große Reservoir am Ende der Bai Boveysand, wo man stets genug Wasser aufbewahrt, um eine Flotte von 50 Linienschiffen zu versorgen. P. besitzt große Fabriken, auch eine Segeltuchfabrik, einige Seilerbahnen, eine große Gerberei und Manufacturen; dabei treibt es einen bedeutenden Handel nach Westindien und Amerika, hat einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Sardellenfischerei und ist der Sammelplatz sowohl der Canalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen, eine Niederlage für Prisengüter und führt nach Westindien viel Kalk aus. P. wird durch einen Aquäduct aus dem Dartmoor mit Trinkwasser versorgt. 71.

Pneuma ist der griechische Ausdruck für Hauch, Geist, Luft; daher **Pneumatologie**, Geisterlehre, entweder so viel als **Psychologie**, im Gegensatze zur Somatologie oder Körperlehre, oder in medicinischer Hinsicht, die Lehre von den Blähungen, und **Pneumatik** oder **Aërodynamik**, **Aërometrie**, die Lehre von der Bewegung elastisch- oder expansibel-flüssiger Körper und luftförmiger Stoffe. Bei den Franzosen ist letztere Bezeichnung wenig gebräuchlich, desto mehr aber bei den Engländern, welche nicht selten die ganze Aërostatik mit darunter begreifen. Unter den Deutschen hat besonders Karsten in seinem „Lehrbuch der gesammten Mathematik" (Greifswalde 1771. 8. Thl. VI.) die Lehre von der Bewegung elastisch-flüssiger Körper unter diesem Titel abgehandelt. **40.**

Pneumatisch-chemischer Apparat ist eine Vorrichtung, welche bei Entwickelung von Gasen in der Chemie Anwendung findet und aus einer Wanne mit Wasser oder Quecksilber gefüllt und einem durchlöcherten Stege besteht. Wenn das Gas in einem Gefäße entwickelt ist, wird es in die vorstehende mit Quecksilber oder Wasser gefüllte Wanne unter den Steg geleitet und kommt hier vermöge seiner geringen spezifischen Schwere durch die trichterförmigen Öffnungen an die Oberfläche, wo es in mit der Mündung nach unten aufgestellten und mit Quecksilber oder Wasser gefüllten Gläsern aufgefangen wird. **5.**

Pneumatomachen, s. Macedonius.

Pnyx, s. Attika.

Po (bei den Römern Bodincus, Padus, Eridănus), der Hauptfluß Italiens, entspringt aus mehreren kleinen Seen am nordöstlichen Abfalle des Monte Viso in den cottischen Alpen in Piemont, 6000 Fuß über dem Meere, und richtet seinen Lauf nach Norden. Unterhalb Turin aber, wo er schiffbar wird, wendet er sich nach Osten und verfolgt diese Richtung unter vielfachen Krümmungen bis an seine Mündung. Auf dieser Bahn bildet er die Grenze zwischen dem lombardisch-venetianischen Königreiche und einem Theile von Sardinien, Parma, Modena und dem Kirchenstaate und berührt die Städte Piacenza, Cremona und Guastalla. Einige Meilen von seiner Mündung theilt er sich in zwei Hauptarme, von denen der nördliche **Po grande**, der südliche **Po morto** heißt. Beide spalten sich wieder in mehrere kleinere und so ergießt er sich durch weit ausgedehnte Lagunen in den Meerbusen von Venedig. Er ist gegen 95 Meilen lang und seine mittlere Flußbreite beträgt 200 Schritte. Obgleich er bei gewöhnlichem Wasserstande einen ruhigen Lauf hat, so richtet er doch wegen seines versandeten Flußbettes, wenn er nur einigermaßen anschwillt, Überschwemmungen an. Inseln zählt er mehrere, doch nur in seiner oberen Hälfte. Sein Flußgebiet, das südlich von den Apenninen und nördlich von den Alpen begrenzt wird und 1400 □ Meilen beträgt, führt ihm rechts den Tanaro, die Trebbia, den Taro, die Secchia, den Panaro und Reno, links die große Doria, die Sesia, den Tessino, die Adda, den Oglio und Mincio neben zahlreichen kleineren Flüssen zu. **35.**

Pochwerke, Pochmühlen sind diejenigen bergmännischen Betriebswerke, welche nöthig sind, um das Gestein zur nachfolgenden Aufbereitungsarbeit durch **Verwaschen** zu zerkleinern. **Pochen** heißt diese Arbeit selbst. Gegenwärtig sind die meisten P. mit Wasserrädern in Verbindung und durch die an denselben befindlichen Wellen mit Heblingen werden vierkantige Bäume, die **Pochstempel**, an deren unterem Ende viereckige 1½ Spannen lange Eisen, die **Pocheisen**, angeschuht oder eingelassen sind, senkrecht abwechselnd in die Höhe gehoben. Durch ihr Zurückfallen zerstampfen dieselben das grobgeschlagene darunter befindliche Gestein. Gemeiniglich bilden drei Stengel einen **Pochsatz**, welcher durch zwei tief eingerammte **Pochsäulen** und durch horizontale **Pochleitungen** (Querriegel) aufgerüstet ist. Mehrere Pochsätze sind gemeiniglich von einer Welle bewegt. Zwischen den Pochsäulen im Erdboden befindet sich beim **Naßpochen** oder **Zerpo-**

chen im Wasser der Pochtrog, dessen Boden die Pochsohle oder Pochwand heißt. Das Wasser reißt das Gepochte und den Staub mit sich fort zunächst in das Gefälle, einem Gerinne von der meisten Neigung, und aus diesem in Pochgräben und Sümpfe von allmählig abnehmender Neigung. In dem ersten sammeln sich die gröberen und schwereren Theile des Zerpochten, in den letzteren die feineren und leichteren. Nach den Punkten ihres Niederfallens werden diese Pochmehle oder Pochsande in verschiedene Abtheilungen gebracht, in verschiedene Stände eingeschlagen, gesammelt und verschiedenartig verwaschen. Das Unterschüren neuer Gesteinmassen zum Zerpochen unter die Stempel und ihre Eisen bewirken Naßpochmaschinen selbst durch eine einfache Vorrichtung. — Pochwerk wird auch dasjenige Erz genannt, welches zum Zerpochen bestimmt ist. Meistens ist armes Erz damit gemeint. 76.

Pockels (Karl Friedrich), einer der besten deutschen didaktischen Prosaisten, am 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle geboren, widmete sich auf der Universität Halle der Theologie und wurde, nachdem er eine kurze Zeit lang die Stelle eines Hauslehrers zu Potsdam bekleidet hatte, auf Rochow's Empfehlung 1780 als Erzieher zweier jungen Prinzen nach Braunschweig berufen. Nachdem er den älteren derselben, Herzog August, als Gesellschafter bei seinem Eintritte in den hanöverischen Kriegsdienst begleitet hatte, ward er von diesem 1788 zum Secretair und 1800 zum Hofrathe ernannt und erhielt ein einträgliches Kanonikat zu Braunschweig, wo er am 28. Oct. 1824 starb. In dem letzten Jahre seines Lebens war ihm auch das Amt eines Censors übertragen worden. P.'s Stellung war sehr geeignet, die Menschen von allen Seiten und in allen Ständen kennen zu lernen und er benutzte diese Gelegenheit, um sich einen reichen Schatz von Erfahrungen zu sammeln. Seine psychologisch-didaktischen Werke („Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß", Berl. 1788—1789. 2 Stücke. 8.; „Fragmente zur Kenntniß des menschlichen Herzens", Hanov. 1788—1794. 3 Sammlungen. 8.; „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts", Ebend. 1797—1802. N. A. 1806. 5 Thle. 8.; „Neue Beiträge zur Bereicherung der Menschenkunde", Hamb. 1798. 8.; „Contraste zu dem Gemälde der Weiber", Hanov. 1804. 8.; „Der Mann", Ebend. 1805—1808. 4 Bde. 8.; „Über den Umgang mit Kindern", Ebend. 1811. 8. und „Über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang", Ebend. 1813—1816. 3 Thle. 8.) beurkunden einen eben so feinen und richtigen Beobachtungsgeist, als eine schöne Darstellungsgabe. Weniger gediegen ist sein biographischer Versuch „Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig" (Tübingen 1809. 8.), worin er sich freilich nicht wenig durch die Zeitverhältnisse beschränkt sah. 66.

Pocken, s. Blattern.

Pococke (Eduard), berühmter Orientalist, ward den 8. Nov. 1604 zu Oxford geboren, studirte seit 1618 daselbst morgenländische Sprachen, ward nach eifrigen Studien 1630 Kaplan der britischen Factorei in Aleppo und benutzte daselbst seine Zeit so trefflich zu seiner weiteren Ausbildung in der Kenntniß der Sprachen, Literaturen und Gebräuche Vorderasiens, daß nach seiner Rückkehr nach England (1636) ein Lehrstuhl der arabischen Sprache in Oxford für ihn gegründet ward. 1638 reiste er wieder nach Constantinopel, fand aber bei seiner Rückkehr (1640) die englische Revolution im vollen Gange und er beschäftigte sich jetzt nur mit Studien, mußte jedoch 1642 als Royalist sich nach Childrey in Berksshire flüchten und ward erst 1647 wieder angestellt, worauf er 1648 zum Professor der hebräischen Sprache in Oxford ernannt ward und zugleich ein einträgliches Kanonikat erhielt, das er zwar 1650 schon wieder verlor, aber 1660 durch die Restauration wieder bekam. Er starb den 12. Sept. 1691. — Seine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit bezeugen seine geschätzten Ausgaben mehrerer trefflicher

arabischer Werke und rabbinischer Schriften, mehrere Commentare über kleine Propheten und Übersetzungen syrischer und arabischer Werke. Zu bemerken ist, daß er zur Bekehrung der Muhammedaner die Schrift von Hugo Grotius „De veritate religionis christianae" ins Arabische übersetzte und nach dem Oriente sandte. — Ein Verwandter P.'s, **Richard P.**, 1704 zu Southampton geboren, hat sich als Reisender in den Orient und durch seine Schrift: „Description of the East and some other countries" (Lond. 1743—1748. 2. Aufl. 1774. 2 Bde. Fol. mit 179 Kpfrn. Deutsch von Breyer, Erlangen 1771—1773. 3 Bde. 4.) bekannt gemacht. Er starb 1765 als Bischof zu Meath. 16.

Podăgra, s. Gicht.

Podalirius, ein Sohn des Äskulap und Bruder des Machaon (s. d. Art.), war einer von den Freiern der Helena und zeichnete sich im trojanischen Kriege nicht nur als Arzt, sondern auch als Held und Anführer aus. Auf seiner Rückreise wurde er nach Karien verschlagen, wo er des Königs Damäthus Tochter, Syrna, heilte. Zur Belohnung erhielt er sie zur Gemahlin und zur Mitgift die ganze karische Halbinsel. 11.

Podestà ist in Italien der Titel des Directors einer städtischen Behörde und entspricht unserm Schultheiß oder Bürgermeister. 30.

Podiebrad (Georg), König von Böhmen, wurde am 6. April 1420 zu Horsiwitz geboren. Sein Vater, ein böhmischer Edelmann und Besitzer von Kunstadt und Podiebrad, nährte die früherwachte Neigung seines Sohnes zum Soldatenstande, so daß dieser sich bald bei mehreren Gelegenheiten durch seine Tapferkeit und Klugheit auszeichnete und später für den größten Krieger seiner Zeit galt. Er war stets auf Seiten der Hussiten, stimmte deßhalb auch auf dem im Jahre 1437 wegen der Wahl eines Königs gehaltenen Landtage für Casimir, einen polnischen Prinzen, gegen Albrecht II., der von den Katholiken gewählt worden war, und wußte in mehreren Treffen seiner Partei den Sieg zu verschaffen. Nach dem im Jahre 1440 erfolgten Tode Albrecht's II. trat er während des Interregnum auf die Seite der Wittwe Sigismund's und brachte es durch allerlei Ränke und mit Hülfe der Hussiten dahin, daß er erst zum Landeshauptmanne ernannt und dann zu einem der Reichsverweser erhoben wurde. Nach dem Tode seines Amtsgenossen, der nicht ohne den Verdacht, Gift bekommen zu haben, frühzeitig starb, verwaltete P. das Reich allein. Auch als der junge König Ladislaus im Jahre 1456 nach Ungarn ging, überließ er ihm die Verwaltung des Staates. Nachdem Ladislaus kurz nach seiner Vermählung mit einer französischen Prinzessin in Prag plötzlich, wie man vermuthete, durch Gift, welches ihm P. beigebracht hatte, gestorben war, erhielt dieser bei der neuen Königswahl besonders durch die Gunst der Hussiten die meisten Stimmen, da sich ihm auch die Katholiken geneigter zeigten, nachdem er dem Papste feierlich Gehorsam angelobt hatte. Nach seiner Thronbesteigung befreite er sogleich den durch Ladislaus gefangen gehaltenen Matthias Corvinus, schloß mit Polen ein Bündniß und verschaffte Friedrich III., welcher von seinen eignen Bürgern belagert wurde, die Freiheit. Allein beide Fürsten belohnten ihn für seine Dienste mit Undank. Seine Töchter verheirathete er mit den angesehensten benachbarten Fürsten; mußte aber viele Städte des Reichs, so wie Mähren, die Lausitz und Schlesien durch die Gewalt der Waffen zum Gehorsam bringen. Im Jahre 1462 leistete er Friedrich III. von Neuem Beistand gegen dessen Unterthanen und zur Dankbarkeit dafür erhielt das Königreich Böhmen viele Privilegien. Später zerfiel er aber mit dem Kaiser ganz. Er weigerte sich nämlich, dem Verlangen des Papstes gemäß, den Hussiten den ihnen auf der Kirchenversammlung zu Basel zugestandenen Gebrauch des Kelches im heiligen Abendmahle zu untersagen, wurde deßhalb mit dem Banne belegt und sogar seines Königreiches entsetzt. Man predigte nicht nur das Kreuz gegen ihn, sondern es wurde

auch auf dem Reichstage ein Krieg wider ihn beschlossen, obgleich unter allen daselbst anwesenden Fürsten allein der Kaiser und außer ihm der päpstliche Nuntius dafür gestimmt hatten. P. fiel nun im Jahre 1467 in Östreich ein, während Matthias Corvinus mit dem Kreuzheere und seinen eignen Truppen in Böhmen eindrang und sich im Jahre 1469 zu Olmütz von dem päpstlichen Gesandten zum Könige von Böhmen krönen ließ. Allein dessenungeachtet wußte P. bis zu seinem am 22. März 1471 erfolgten Tode seine königliche Würde zu behaupten. Da sein Sohn von Seiten der Stände bei der Königswahl nicht die gewünschte Unterstützung fand, so kam Böhmen an Ladislaus, König von Ungarn. 81.

Podolien, s. Rußland.

Poecile (*ποικίλη sc. στοά*, gemalte Halle) war in Athen eine große Halle im Norden der Akropolis und der Agora, welche von Cimon erbaut den Namen Stoa Peisianaktios führte und von den darin hängenden Gemälden des Polygnotus, Panänus und Pamphilus P. genannt wurde. Gewöhnlicher wurde sie später Stoa (Halle) überhaupt genannt und gab der stoischen Philosophenschule den Namen. 37.

Poelemburg (spr. Pulemburg) (Cornelius), ein berühmter niederländischer Maler, geb. 1586 zu Utrecht, besuchte anfangs die Schule Abrah. Bloemart's und ging dann nach Italien, wo er sich nach Elzheimer und später nach Raphael bildete. Auch erwarb er sich in Kurzem bedeutende Geschicklichkeit, doch leistete er bei allem Fleiße im Zeichnen nur wenig und beschränkte sich deßhalb auf kleine Historienstücke und Landschaften. In diesem Genre aber übertraf er fast alle seine Zeitgenossen, so daß selbst Rubens nicht verschmähte, bei ihm Bestellungen für sein Cabinet zu machen. Seine Landschaften zierte er mit schönen Hintergründen von Ruinen und Wasserfällen und häufig mit Gebäuden aus der Umgegend von Rom; auch machte er oft Kinder, Nymphen und andere mythologische Personen, Frauen rc. zu Gegenständen seiner Darstellung. Die Zeichnung abgerechnet trägt Alles den Stempel der Vollendung. Seine Färbung ist besonders in den Lüften glänzend, das Helldunkel ohne Tadel und die Ausführung fleißig und geschmackvoll. Zu vielen seiner Gemälde lieferten andere Künstler die Staffage, unter anderen Berghem. Übrigens war er auch im Kupferstechen sehr geschickt. Er starb im Jahre 1660 zu Utrecht. 36.

Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Professor der Staatswissenschaften zu Leipzig, wurde am 17. August 1772 zu Ernstthal im Schönburgschen geboren, wo sein Vater Prediger war. Letzterer, zu Leipzig in Gottsched's Schule gebildet, prägte dem Sohne frühzeitig den Sinn für strenge Richtigkeit in der deutschen Sprache ein und übte den ästhetischen Geschmack desselben an dem Lesen der damals im Vordergrunde stehenden deutschen Classiker, Wieland's, Klopstock's, Herder's, Gleim's, Lessing's, Schiller's u. A. Im Jahre 1786 bezog P. das Lyceum zu Chemnitz und im Jahre 1791 die Universität Leipzig, machte im Jahre 1793 anonym seinen ersten schriftstellerischen Versuch und erwarb sich am 12. April 1794 die Rechte eines Privatdocenten der Philosophie durch die Vertheidigung der Disputation: „De gravissimis theologiae seriorum Judaeorum decretis." Er begann mit philosophischen und geschichtlichen Vorlesungen. Im Jahre 1795 ward er durch den damaligen Oberhofprediger Reinhard dem Cabinetsminister von Schiebell zur zweiten Professur der Moral und Geschichte an dem churfürstlichen Cadettenhause empfohlen und nach Becker's Versetzung von Friedrich August als erster Professor dieser Wissenschaften am 1. Febr. 1796 angestellt, kehrte aber im Jahre 1803 nach Leipzig als außerordentlicher Professor der Philosophie zurück und ward im October wegen eines Rufs ins Ausland nach Wittenberg als ordentlicher Professor des Natur- und Völkerrechts versetzt, wo er nach Schröckh's Tode im Jahre 1808 die ordentliche Professur der Geschichte erhielt. Diese bekleidete er bis zum

Jahre 1815, wo er einem Rufe der königlich sächsischen Regierung zur ordentlichen Professur der sächsischen Geschichte und Statistik nach Leipzig folgte. Allein nach dem Tode des Professors Arndt 1819 ward ihm wegen der damit verbundenen und unmittelbar nach den karlsbader Beschlüssen mit möglicher Umsicht zu verwaltenden Censur die Professur der Staatswissenschaften übertragen, während deren Bekleidung er im Jahre 1825 zum königlich sächsischen wirklichen Hofrathe, 1830 zum Ritter des Civilverdienstordens und 1833 vom Großherzoge von Hessen zum geheimen Rathe ernannt ward. Neben einer großen Zahl genannter und anonymer Schriften aus dem Gebiete der Geschichte, der Philosophie, Theologie, der er sich ursprünglich gewidmet hatte, und der schönen Künste dürften zu nennen sein: „Allgemeine deutsche Sprachkunde, logisch und ästhetisch begründet" (Leipz. 1804); „Praktisches Handbuch zur statarischen und cursorischen Lectüre der deutschen Classiker" (2. Aufl. 1827. 4 Bde.); „Weltgeschichte, ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände" (6. Aufl. 1830. 4 Bde.); „Kleine Weltgeschichte" (7. Aufl. 1834); „Erziehungswissenschaft" (Leipz. 1806. 2 Bde.); „Encyklopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften im Geiste des Systems einer neutralen Philosophie" (Leipz. 1807 und 1808. 2 Bde.); „Staatslehre" (1808. 2 Thle.); „Der Rheinbund, historisch und statistisch dargestellt" (1811); „Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des Rheinbundes" (1811. 2 Thle.); „Franz Volkmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken dargestellt" (2 Thle. 1813—1815); „Das deutsche Volk und Reich" (1816); „Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren" (1816—1824. 4 Thle.); später umgearbeitet und neugestaltet unter dem Titel: „Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789" (1832 ff. 3 Thle.); „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats" (1817); „Die Sprache der Deutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt" (1820); „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (1823 ff. 5 Thle. Neue sehr vermehrte Aufl. 1827); „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theoretisch und praktisch dargestellt" (1825. 4 Thle.); „Die Staatensysteme Europas und Amerikas seit dem Jahre 1783 geschichtlich-politisch dargestellt" (1826. 3 Thle.); „Die Geschichte des Königreichs Sachsen" (1826. 2 Bdchen.); „Die Geschichte der preußischen Monarchie" (1827. 4 Bdchen.); „Die Regierung Friedrich August's, Königs von Sachsen, nach den Quellen dargestellt" (1830. 2 Thle., mit einem Facsimile und 18 lithographirten Tafeln); „Das constitutionelle Leben nach seinen Formen und Bedingungen" (1830); „Vermischte Schriften aus den Kreisen der Geschichte, der Staatskunst und der Literatur überhaupt" (1831. 2 Thle.); „Staatswissenschaftliche Vorlesungen für gebildete Leser in constitutionellen Staaten" (1831 ff. 3 Thle.). Außerdem nahm P. Antheil an der Redaction der „Leipziger Literaturzeitung" von 1819—1832; selbst redigirte er die „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst" von 1828—1836, das vormals Beck'sche „Repertorium" im Jahre 1833 und die „Kritische Übersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften" (1835. 2 Thle.). 64.

Pöllnitz (Karl Ludwig, Freiherr von), ein deutscher Abenteurer, welcher fast in allen Ländern Europas sein Glück versuchte, am 25. Febr. 1692 zu Issuin im Kölnischen geboren, widmete sich dem Militairstande und machte 1708 als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Flandern mit. Der König von Preußen, welcher ihn liebgewonnen hatte, nahm ihn nach seiner Zurückkehr nach Berlin unter seine Bedienung auf, sah sich aber bald genöthigt, seinen Schützling wegen einiger Dienstnachlässigkeiten vor dem Hofe zurechtzuweisen, welches dieser so übel aufnahm, daß er Berlin verließ und nach Hanover ging, wo er all sein Geld im Spiele verlor. Mit Empfehlungsschreiben der Churfürstin von Hanover versehen begab er sich jetzt nach Paris, wo er aber vergebens einen erklecklichen Beweis der königlichen

Gunst, die er sich durch seine devoten Complimente erworben zu haben glaubte, erwartete. Nachdem er durch Aufwand und eine theuere Liebschaft einen großen Theil seiner Habe vergeudet hatte, kam er nach Berlin zurück, reiste aber bald wieder, da er sich umsonst eine Hofstelle zu erbetteln gesucht hatte, nach Paris ab und ließ sich von Neuem von einer listigen Französin betrügen. Als ihm alle Versuche zu Paris, Berlin und Hanover keine Anstellung verschaffen konnten, ging er nach Polen, wo er aber nur mit Mühe dem Gefängnisse, welches ihm seine Gläubiger angewiesen hatten, entkam. Er ging nun wieder nach Paris und ward, um schneller eine Stelle zu erhalten, katholisch; aber auch dieses Opfer brachte er vergebens und mußte, um Wohnung und Essen zu erhalten, den Liebhaber einer alten häßlichen Dame spielen. Nach dem Tode derselben entging er der körperlichen Haft durch eine schnelle Reise nach Berlin; als aber hier seine Religionsänderung bekannt wurde, mußte er die Stadt verlassen und kam, nachdem er sich eine Zeit lang vergebens an mehreren kleinen Höfen Deutschlands herumgetrieben hatte, nach Wien, wo er durch Eugen's von Savoyen Verwendung eine Officierstelle bei einem Regimente in Sicilien erhielt. Er nahm seinen Weg über Paris, wo er das zu Wien erbettelte Geld in Law's Papierspeculation verlor, und kam mit leeren Taschen nach Rom, wo er dem Papste seinen Entschluß mittheilte, sich dem geistlichen Stande zu widmen; da aber sein Anerbieten nicht günstig aufgenommen wurde, richtete er sein Augenmerk auf Spanien und kam, nachdem man ihn einige Zeit zu Bayonne festgehalten hatte, glücklich nach Madrid, von wo aus er sich, als er nichts als eine Officierstelle ohne Gage erhalten konnte, nach England einschiffte. Am englischen Hofe fand er kein geneigtes Gehör und wurde mit einer geringen Geldsumme abgefertigt. Er wandte sich nun nach Holland, wo ihn seine Gläubiger bald so unbarmherzig verfolgten, daß er wieder in Eile nach Deutschland flüchten mußte. Endlich lächelte ihm nach vielen Irrsalen ein nicht sehr beneidenswerthes Glück. Friedrich II. von Preußen ernannte ihn zu seinem Großceremonienmeister oder vielmehr, wenn man die Stelle bei ihrem wahren Namen nennen will, zu seinem Hofnarren. P. starb am 23. Juni 1775. Seine „**Lettres et mémoires**" (beste Ausg. Amst. 1737. 5 Voll. 12. Deutsch, Frankf. 1735. 4 Thle. 8.), so wie seine „**Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la maison de Brandebourg**" (Berl. 1791. 2 Voll. 8. Deutsch von F. L. Brunn, Berlin 1791. 2 Bde. 8.) sind anziehend geschrieben und für die Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Werth. Einige andere ihm gewöhnlich zugeschriebene Werke sind zu unbedeutend, als daß wir sie hier anführen dürften. 66.

Pönitentiarius heißt in der römisch-katholischen Kirche 1) der Vorsteher des päpstlichen Tribunals (**la Penitenziaria**), eines geistlichen Gerichts zu Rom, welches in ganz besonderen Gewissensfällen Dispensation ertheilt. Diese angeblich vom Papste Benedict II. eingeführte Würde kann nur von einem Cardinale bekleidet werden. 2) Derjenige Priester, welcher von einem Bischofe die Befugniß erhalten hat, in gewissen bestimmten Fällen Absolution zu ertheilen. 63.

Pönitenz (poenitentia), eigentlich Reue (eines Sünders), Buße, sittlich-religiöse Umänderung, wird in der römisch-katholischen Kirche als ein wahres, von Christus zur Aussöhnung mit Gott für die Gläubigen, so oft sie auch in die Sünde wieder fallen, eingesetztes Sacrament betrachtet, durch welches vermöge des Verdienstes Christi mit der Schuld auch die ewige Strafe der Sünde erlassen wird. — P. nennt man aber auch die Buße oder zeitliche Kirchenstrafe, welche der römisch-katholische Priester seinen Beichtkindern für kanonische Sünden auflegt, z. B. Fasten, Wallfahrten, Gebete oder andere religiöse Übungen (Bußwerke, Bußübungen). Die Auflegung solcher Heilmittel wird zur erziehenden Thätigkeit der Kirche gerechnet. In der alten Kirche hatte man besondere Bücher, Pönitentialbücher (**libri s. codices poenitentiales**) genannt, welche die Bestimmung der Bußstrafen für ver-

schiedene, namentlich die gewöhnlicheren schweren Vergehungen enthielten. — **Pönitenzpfarre** endlich heißt eine solche geringere Pfarrstelle, welche ein katholischer Geistlicher begangener Vergehen wegen zur Strafe erhält. 63.

Pöschel (Thomas), ein katholischer Weltpriester und Stifter einer schwärmerischen Secte, der nach ihm benannten Pöschelianer, wurde 1769 zu Horiz in Böhmen geboren. Mystischen Ansichten huldigend und selbst nach seinem Bekenntnisse auf übernatürliche Weise erleuchtet lehrte er, daß Christus in das Herz des ihm Ergebenen einziehe und durch Erscheinungen und Offenbarungen sich ihm kund gebe. Zu Ampfelwang in Oberöstreich, wohin er versetzt worden war, fand er den gewünschten Anhang, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, und das Landescommissariat des Salzachkreises sah sich endlich genöthigt, P. 1815 zu verhaften und seine Anhänger (126 an der Zahl) wegen ihres fanatischen Treibens für das kirchliche und bürgerliche Leben unschädlich zu machen. 77.

Poësie und Poëtik, s. Dichtkunst.

Poinsinet (spr. Poängsineh) (Antoine Alexandre Henri), ein mittelmäßiger französischer Lustspieldichter und vielgefoppter Sonderling, am 17. Nov. 1735 zu Fontainebleau geboren, betrat ohne vorherige Schulbildung und ohne die geringsten gelehrten Kenntnisse die schlüpferige Laufbahn eines Theaterdichters und brachte viele Stücke auf die Bühne, die aber nur durch die beigegebene Musik bekannter Compositeurs erträglich wurden. Erst sein Lustspiel: „Le cercle ou la soirée à la mode“ (1764), welches sehr getreu und lebendig das eitle Getrieb der pariser Gesellschaft schildert, fand Beifall und hat sich bis jetzt auf der Bühne erhalten. Seine übrigen dramatischen Leistungen („Theonis“, „Ernelinde“, „Gilles garçon peintre“, „L'Ogre malade“, „La Bagarre“ etc.), so wie seine kleineren Gedichte und Briefe sind ziemlich unbedeutend. P. verrieth stets große Reiselust; Italien hatte er 1760 durchwandert und ging 1769 nach Spanien, wo er aber zu Cordova aus Unvorsichtigkeit beim Baden im Quadalquivir am 7. Juni 1769 ertrank. Unerfahrenheit in den gewöhnlichsten zum Leben gehörenden Dingen, Leichtgläubigkeit und Eitelkeit machten ihn zum Spielballe jedes mäßigen Witzlings. Man erzählt von ihm eine Menge belustigender Anekdoten. So schwor er einmal die katholische Religion feierlichst ab, weil man ihm aufgebunden hatte, der König von Preußen wolle ihn unter dieser Bedingung zum Erzieher des Kronprinzen machen. Eben so ließ man ihm sagen, die Kaiserin von Rußland würde ihn mit einer großen Besoldung in die Akademie der Wissenschaften aufnehmen, wenn er die russische Sprache erlerne. P. quälte sich sechs Monate mit einer fremden Sprache, fand aber dann erst, daß er niederbretagnisch statt russisch getrieben hatte. 66.

Poitiers (spr. Poatié) (lat. Pictavium), die Hauptstadt des französ. Departements der Vienne (Poitou) am Clain gelegen, hat 22000 E. und ist geschichtlich denkwürdig durch eine Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen am 19. Sept. 1356. — Des Prinzen Eduard von Wales (schwarzen Prinzen), welcher von der Normandie und Guyenne aus alles Land bis zur Loire erobert hatte, weiterem Vordringen zu wehren, rückte der König Johann von Frankreich 60000 Mann stark ins Feld. Der schwarze Prinz, um das Fünffache schwächer, begann den Rückzug, sah sich aber in der Ebene von Maupertuis bei P. von dem bereits siegestrunkenen Feinde ereilt und, da seine Vorschläge zurückgewiesen wurden, zum Kampfe genöthigt. Doch der Vortheil größerer Mannszucht wog die Übermacht auf. Vergeblich that König Johann selbst Wunder der Tapferkeit; die Engländer errangen den entscheidendsten Sieg und er selbst gerieth nebst seinem jüngsten Sohne in die Gewalt des Siegers. Letzterer konnte indeß wegen zu großer Schwäche seiner Kriegsmacht den Sieg nicht weiter benutzen und zog es vor, einen zweijährigen Waffenstillstand abzuschließen. Der König Johann wurde jedoch als Gefangener nach London geführt und erhielt seine Freiheit erst nach 4 Jahren und zwar nur um be-

deutende Opfer zurück. — Die Ebenen von Poitiers sind noch durch eine andere blutige Schlacht merkwürdig. Wir meinen den großen 7tägigen Kampf zwischen Karl Martel und den spanischen Mauren unter dem gewaltigen Abdorrahman im Jahre 732. Schon war Letzterer, Alles vor sich her zertrümmernd und vernichtend, bis zur Loire und Saone vorgedrungen; nur noch eines großen Siegs über die Franken bedurfte es, und des Christenthums Untergang wäre gewiß gewesen. Da zogen die Schaaren der Franken und Deutschen unter des nie besiegten Martel's Führung heran, solches Unglück abzuwenden. Sechs Tage lang kämpften die beiderseitigen Reiterschaaren ohne Erfolg, doch christlicher Seits mit großem Verluste; endlich am 7. sollte die Entscheidung geschehen durch das Fußvolk. Die Deutschen brachten sie. Zertrümmert ward das stolze Heer der Mauren; nur wenige entkamen über die Pyrenäen und das Abendland war gerettet. 15.

Poitiers (Diana von), s. Diana von Poitiers.

Pokutien hieß sonst der an die Bukowina grenzende Landstrich des heutigen Galizien mit der Hauptstadt Kalomya. Die Einwohner sind russischen Stammes und heißen auch Rothreußen oder Rußniaken. 37.

Pol, lat. polus, heißt jeder der beiden Endpunkte eines Durchmessers einer Kugel; daher man in der Astronomie und Geographie von den Polen der Erdkugel, des Äquators und der Ekliptik spricht; die ersten stehen vom Äquator der Erde, die zweiten vom Himmelsäquator und die dritten von der Ekliptik überall 90 Grade ab. Magnetische Pole heißen die Spitzen einer Magnetnadel, deren eine Spitze, der Nordpol, nach Mitternacht, die andere Spitze, der Südpol, nach Mittag weist. 13.

Polardistanz wird der kürzeste Abstand eines Sterns von einem der beiden Pole genannt. Die P. ist also der Theil des Declinationskreises gedachten Sterns, der zwischen diesem und dem Pole derjenigen Himmelshälfte, in welcher der Stern sich befindet, liegt, und macht mit der Declination desselben Sterns stets 90 Grade. 13.

Polarkreise sind diejenigen beiden Parallelkreise, welche 66½ Grad von dem Äquator der Erde abstehend, die beiden Pole der Erde und folglich der eine die nördliche Eiszone, der andere die südliche Eiszone so einschließen, daß sie, jeder von seinem gleichnamigen Pole 23½ Grad abstehen. Unter den Polarkreisen fängt der längste Tag und die längste Nacht an die Dauer von 24 Stunden zu überschreiten. 13.

Polarstern wird der an der Schwanzspitze des kleinen Bären (α ursae minoris) und jetzt nur ungefähr 1½ Grad von dem Nordpole des Himmels entfernt stehende Fixstern zweiter Größe genannt, der folglich, dem Anscheine nach fast stillstehend, nur einen sehr kleinen Kreis um den Pol beschreibt. Er ist in der Astronomie und Schifffahrtskunde deßhalb von der größten Wichtigkeit, weil man sich seiner zur Bestimmung der Himmelsgegenden und vorzüglich der Polhöhe oder der geographischen Breite bedient. 13.

Polarisation des Lichts, lat. polarisatio luminis; franz. polarisation de la lumière; engl. polarisation of light, nennen die neueren Physiker die verschiedenen Eigenschaften, welche ein Lichtstrahl zeigt, der durch Zurückwerfung, Brechung oder Beugung unter gewissen Umständen eigene Veränderungen erlitten hat. Die Erfahrung lehrt uns, daß ein Lichtstrahl, welcher auf eine spiegelnde Fläche fällt, immer zurückgeworfen wird, das Licht mag nun von der Sonne oder von einer Lichtflamme zu der Spiegelfläche gelangen. Wenn aber der Lichtstrahl schon eine Zurückwerfung oder Brechung erlitten hat, oder wenn er durch einen doppelt brechenden Krystall gegangen ist, so ist es nicht immer der Fall, daß derselbe an der polirten Oberfläche eines durchsichtigen Körpers zurückgeworfen wird, und findet dieses auch wirklich statt, wenn die Oberfläche ihm an seiner einen Seite dargeboten wird, so findet es nicht immer auch dann statt, wenn die Spiegelfläche an einer andern Seite liegt. Der Lichtstrahl zeigt also an verschiedenen Seiten ver-

schiedene Eigenschaften und diese hat man mit dem Namen P. oder **Polarisirung** belegt. Am Häufigsten werden Lichtstrahlen durch Zurückwerfung oder Brechung und von durchsichtigen Körpern oft zu gleicher Zeit polarisirt. Aber nur solche zurückwerfende und brechende Substanzen sind im Stande, das Licht ganz, d. h. alle Theile des auffallenden Lichtstrahles, zu polarisiren, welche, wie Glas, Bernstein, Bergkrystall, Steinsalz ꝛc., kein zu großes Brechungsvermögen besitzen. Substanzen mit einem sehr großen Brechungsvermögen, wie der Diamant, alle Metalle u. dergl., polarisiren es immer unvollkommen; ja selbst jene Substanzen polarisiren das Licht nicht unter allen Umständen, sondern es muß unter einem bestimmten Winkel einfallen, welchen man den **Winkel der vollkommenen P.** oder kurzweg den **Polarisationswinkel** nennt und der von dem Brechungsvermögen der polarisirenden Substanz sowohl, als auch von jenem des Mittels, aus welchem das Licht auf diese fällt, abhängt; denn der Polarisationswinkel ist nach Brewster's Entdeckung immer so beschaffen, daß, wenn ein Theil des unter diesem Winkel einfallenden Lichtes gebrochen, ein anderer zurückgeworfen wird, der zurückgeworfene Strahl mit dem gebrochenen einen rechten Winkel macht. So ist z. B. nach Malus und Biot der Polarisationswinkel für Glas 35° 25′, für Schwerspath 32°, für Diamant 20°, für Glas mit einer Terpentinölbedeckung 45°, für Wasser 37° 15′. Die Biot'sche **Lichtpolarisationsmaschine** besteht aus einem messingenen 3—4 Zoll im Durchmesser haltenden Rohre, an dessen Enden sich Ringe um die Achse drehen lassen. Bei den Ringen befindet sich an der Röhre ein in 360 Grade eingetheilter Kreis, dessen Nullpunkt an beiden Enden in derselben mit der Achse parallelen Linie liegt. An entgegengesetzten Punkten dieser Ringe sind Messingstäbe angelöthet, zwischen denen sich ein Rahmen um die Achse drehen läßt. In den einen Rahmen paßt ein geschwärzter Planspiegel, in den andern lassen sich ebenfalls ein oder mehrere geschwärzte oder ungeschwärzte, d. h. undurchsichtige oder durchsichtige Spiegelplatten legen. Wird der eine Rahmen so gedreht, daß er mit der Achse des Rohres einen Winkel von 35° 25′ macht, und dann eine Kerzenflamme so gestellt, daß einer der von ihr auf den Spiegel gesendeten Strahlen durch das Rohr parallel mit seiner Achse reflectirt wird, so kann dieser von dem Spiegelglase des andern Rahmens ebenfalls unter einem Winkel von 35° 25′ aufgefangen werden und indem man nun den einen Ring um die Achse dreht, kann man alle Polarisationserscheinungen hervorbringen. Ferner haben Schweigger, Mayer und Sebeck Lichtpolarisationsmaschinen angegeben. Die Entdeckung der P. des Lichts ist dem französischen Akademiker Malus zuzuschreiben und Verbesserungen und Erweiterungen derselben haben Arago, Biot, Fresnel u. A. geliefert. In Herschel, „Vom Lichte" (Stuttgart 1831) findet man die vollständigsten Erklärungen und Belehrungen über diesen Gegenstand. 40.

Polarität heißt die Eigenschaft der magnetischen und elektrischen Grundkräfte, sich in den von ihnen behafteten Körpern in zwei einander entgegengesetzte Seiten (Pole) zu vertheilen und hier verschiedene eigenthümliche Verhältnisse zu zeigen; dann überhaupt jeder Gegensatz verschiedener Eigenschaften und Kräfte in einem Individuum. 30.

Polarländer nennt man alle die Länder und Inseln, welche innerhalb des nördlichen und südlichen Polarkreises liegen. 1.

Polder nennt man in den Niederlanden die durch Eindeichungen geschützten Niederungen, welche Acker- oder Wiesenland gewähren; mißbräuchlich auch wohl die Dämme selbst. 30.

Polĕmarch hieß in den griechischen Freistaaten derjenige, welcher die oberste Leitung des Kriegs hatte, der Kriegsminister, der meist zugleich Feldherr war; in Athen vorzugsweise der die Geschäfte eines Kriegsministers versehende dritte Archont. 30.

Polemik, Streitkunst, heißt derjenige Theil der Theologie, welcher sich mit Widerlegung der Lehrsätze anderer Kirchen oder der Ketzer beschäftigt (s. Glaubensbekenntniß und Apologie). — Polemisch ist feindselig, vorzüglich in Schrift und Rede. 9.

Polemon, mehrere berühmte Gelehrte des Alterthums. — 1) P., der akademische Philosoph, aus Attika gebürtig, führte anfangs einen sehr liederlichen Lebenswandel, ward aber, da er einst im Rausche in die Akademie trat, um den eben lehrenden Xenokrates (s. d. Art.) zu verspotten, von dessen würdigem und kräftigem Vortrage so ergriffen, daß er sogleich dessen Schüler, bald darauf sein innigster Freund und 314 v. Chr. sogar sein Nachfolger in der Akademie ward. Sein Wesen war ein hoher Ernst und seine Philosophie mehr praktisch, indem er „das Handeln nach der Natur" als obersten Grundsatz aufstellte. Sein Todesjahr ist unbekannt und seine sämmtlichen Schriften sind verloren; denn die von Einigen ihm zugeschriebene Schrift: „Physiognomikon" (herausgegeben von Peruscus, Rom 1545. 4., von Montecuculi, Modena 1611. 4. und J. F. Franzius in den „Scriptores physiognomiae veteres", Altenb. 1780. 8.) ist höchst wahrscheinlich wegen der verderbten Sprache von einem viel spätern P. — 2) Antonius P., ein berühmter Sophist und Rhetor aus Laodicäa, zu Anfange des II. Jahrh. n. Chr., lehrte vorzüglich in Smyrna, aber auch in Rom, wohin er mehrmals als Gesandter ging, und war unstreitig der größte Redekünstler seiner Zeit, aber auch im höchsten Grade eitel und stolz. In seinem 56. Jahre ließ er sich von heftigen Gichtschmerzen geplagt lebendig begraben. Wir besitzen von ihm noch 2 Declamationes (Lobreden auf bei Marathon gefallene Krieger), welche von H. Stephanus (Par. 1567. 4.), Poussines (Toulouse 1637. 8.) und Orelli (Leipz. 1819. 8., mit den Anmerkk. der früheren Herausgeber) im Druck erschienen sind. 16.

Polemoskop ist ein von Hevel angegebenes Fernrohr, um Gegenstände zu betrachten, die in einer andern Richtung liegen, als wohin man das Fernrohr gewendet hat. Die Einrichtung des P. ist folgende: die dem Gegenstande zugekehrte Öffnung der Röhre hat einen ebenen Spiegel und eine Objectivlinse und die dem Auge zugekehrte ebenfalls einen ebenen Spiegel und eine Ocularlinse. Der Name deutet hin, daß es im Kriege (πόλεμος) gebraucht werden könne, um über eine Mauer oder einen Wall wegzusehen, während das Auge hinter diesem Schutze verdeckt bleibt. Es ist aber mehr als Operngucker benutzt worden, um scheinbar die Bühne zu sehen, während man die seitwärts sitzenden Zuschauer betrachtet. 40.

Polen, ein Theil der großen osteuropäischen Ebene, bildete einst einen der mächtigsten Staaten Europas; jetzt seiner Unabhängigkeit beraubt ist es Provinz des russischen Reiches. So erschütternd überhaupt der Fall eines selbstständigen Volkes stets sein wird, um so mehr muß dieß mit Polen der Fall sein, da gerade dieses Land mehr als irgend ein anderes nicht minder durch die Zahl und Kraft seiner Bewohner wie durch den Reichthum und die Trefflichkeit seiner Erzeugnisse die nöthigen Erfordernisse zu dauernder Selbstständigkeit vereinigte. Doch es fiel und trug selbst die Schuld seines Falles. Es bezeugt dieß seine Geschichte. — Der erste Zeitraum derselben gehört, wie allerwärts, der Mythe, und zwar dauert diese Sagenzeit noch fort, wenn bei den übrigen Völkern Europas, bei den meisten wenigstens, die historische Zeit schon längst begonnen hat. Auch kann dieß nicht anders sein; denn jene großen unwirthbaren Steppen, wo sich später das so mächtige und blühende Reich der Polen erhob, hatten für die erobernden Völker des Alterthums zu wenig Anziehungskraft und blieben daher unangetastet das Eigenthum der rohen „Barbaren", welche hier seit Jahrhunderten nomadisirten. Zwar erwähnt Herodot schon der Sarmaten als eines Volkes, welches von der Donau bis zum Kaukasus wohne, allein dieß ist auch das Einzige, was wir über sie erfahren, und später deckt tiefes Dunkel das Schicksal jener Gegenden und ihrer Bewohner. Erst als die Römer zu Anfange des V. Jahrh. n. Chr. in Dacien eingedrungen

waren, erhielt man nähere Kenntniß von den bis zur Weichsel wohnenden Stämmen und im VI. Jahrh. unterschied man ein europäisches und ein asiatisches Sarmatien, eine Eintheilung, wie sie ehedem Scythien gehabt hatte. Unter den verschiedenen Stämmen, die im europäischen Sarmatien herumstreiften, wird namentlich der Jazygen und Roxolanen, der Peruciner und Bastarnen, der Veneter und der scythischen Alanen (aus Asien) Erwähnung gethan. Später und zwar vielleicht schon im VI., bestimmt aber im VII. Jahrh. erschienen noch die Polen (Pollanen) an der Weichsel und Oder, die in der Folge dem ganzen Volke, als dessen Hauptstämme außer ihnen von den ältesten Geschichtschreibern der Slawen noch die Lachen (zu denen wohl die Polen gehörten), Masovier, Pommern und Lutyker genannt werden, den Namen gaben. Die Lebensweise der Sarmaten oder, wie wir sie nun nennen wollen, der Polen, ihre körperliche Gestalt, ihre Sitten und Gebräuche lassen ihre Identität mit den Scythen der Alten nicht verkennen, gleichwie aus ihrer Sprache ihre Stammverwandtschaft mit den Böhmen, Russen, Wenden und anderen Völkern der slawischen Nation (der unbezweifelten Nachkommenschaft der Scythen) hervorgeht. Aus den uns übriggebliebenen Nachrichten läßt sich übrigens mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß das europäische Sarmatien das nachherige P. in sich schloß, also zur Zeit seiner höchsten Ausdehnung von der Ostsee bis zum schwarzen Meere und von dem Fürstenthume Severien bis an die Grenze Schlesiens (vielleicht noch viel weiter gegen Westen), ein Gebiet von mehr als 20000 □M. Die ältesten Annalen (Mönchschroniken) erwähnen unter den Fürsten der Sarmaten zuerst Lech I. als König, natürlich aber nicht des ganzen Volkes, sondern eines oder mehrerer Stämme. Er gründete die Hauptstadt Gniezno und führte gleich seinen Nachkommen, die mehrere Menschenalter hindurch herrschten, glückliche Kriege mit den Grenznachbarn und Stammgenossen. Als das Geschlecht Lech's ausgestorben war und längere Zeit große Verwirrung gewaltet hatte, ergriff Krakus, der Erbauer Krakaus, die Zügel der Herrschaft; sein Geschlecht regierte aber nur kurze Zeit und unglücklich. Hierauf herrschten Fürsten aus den Großen des Volkes (Wojewoden) gewählt, unter ihnen Przemislaw rühmlich, andere, wie mehrere des Namens Leszek und Popiel, unwürdig genug und ohne Frommen für das Volk. So bleibt bis in das IX. Jahrh. herab die Geschichte Polens dunkel und schwer nur und selten ist aus dem Gewirre von Kampf, Zwiespalt und wunderbaren Begebenheiten das Wahre aufzufinden. Auch über den religiösen Cultus des Volkes läßt sich nichts Zuverlässiges aufstellen. Im Allgemeinen war derselbe der allen Slawen eigenthümliche; doch hatten die Polen einige besondere Gottheiten, wie z. B. Liada, den Kriegsgott; Jessa, den Gott des Himmels; Dziedzilia, die fruchtbringende Göttin; Nia, den bösen Geist u. a. m., die sämmtlich an verschiedenen Stätten verehrt wurden. — Mit dem Jahre 840 beginnt sich das Dunkel der polnischen Geschichte allmählig aufzuhellen; allmälig, denn nicht gewiß ist es, ob Piast (s. d. Art.), welcher einer über 500 Jahre in P. herrschenden Dynastie den Namen gab, selbst noch den Thron und zwar, wie man annimmt, in dem schon genannten Jahre 840 bestiegen habe; auch bleiben die Angaben, daß er 50 Jahre König gewesen und 120 Jahre alt geworden sei, immer sehr unwahrscheinlich. Nicht minder erscheint das, was über die Regierung seines Sohnes Ziemowit und dessen nächste Nachfolger, Lech und Ziemomysl, gesagt wird, dunkel und zweifelhaft. Übrigens kann jetzt von einer ausgedehnten königlichen oder herzoglichen Gewalt noch keine Rede sein, da die Piasten vorerst nur den Lechen (an der Weichsel und Wartha) geboten und nur später erst auch andere Stämme der Sarmaten ihrem Scepter unterwarfen. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß auch später die, wie es scheint, allen slawischen Völkern eigenthümliche scharfe Sonderung des Volkes und Adels und die frühzeitig schon errungene Macht des letztern eine unumschränkte Gewalt des Thrones ganz unmöglich machte, ein

Umstand, der in der Folge, wo aller Grundbesitz in die Hände des Adels gekommen, das zum Pöbel herabgesunkene Volk aber nichts mehr war, so großes Unheil und zuletzt den Untergang brachte. Überhaupt bietet die polnische Geschichte das Bild eines merkwürdigen Kampfes zwischen Patriotismus und Egoismus; daß aber letzterer, wenn es galt, über den erstern, welcher bei äußern Veranlassungen so glänzend sich äußerte, auch im Innern zu bewähren, fast immer den Sieg davon trug, ist der Grund, warum Polen nie erstarkte und zuletzt seinen besonnenern Nachbarn unterliegen mußte. — Bis um die Mitte des X. Jahrh. geschah nichts, was auf die innere und äußere Gestaltung Polens von wesentlichem Einflusse gewesen wäre; denn die immer wiederkehrenden feindlichen Berührungen mit Nachbarvölkern, den Ungarn, Böhmen und Deutschen, hatten weder wichtige noch bleibende Erfolge. Der gesellschaftliche Zustand aber, das sittliche und geistige Leben erhielt um diese Zeit durch die Einführung des Christenthums eine neue Richtung. Mieczyslaw I. (seit 962), welcher durch seinen Übertritt zur Christuslehre im Jahre 965 diese Veränderung herbeiführte, hatte allerdings mit großen Hindernissen zu kämpfen, zumal da er wegen vielfachen Unglücks gegen äußere Feinde und weil er Deutschland momentan zinspflichtig werden mußte, nicht eben beliebt bei dem Volke war. Doch gelang es ihm der neuen Lehre durch Gründung von Kirchen und Bisthümern (von letzteren schreibt man ihm 9 zu: Gniezko [Gnesen], Kruszwica, Plock, Kamin, Leubus, Chelm, Smogrow, Poznae und Krakau), wenigstens nachhaltige Pflanzstätten zu sichern, und als er im Jahre 992 starb, hinterließ er seinem Sohne, dem kräftigen und heldenmüthigen Boleslaus I., der Große, auch Tragbir, d. i. Biertrinker, genannt, eine durch den christlichen Glauben fester begründete Obergewalt. Die 33jährige Regierung Boleslaus' des Großen war sehr segensreich für P., theils wegen glücklicher Kriege mit Deutschland, Böhmen und Rußland, theils auch dadurch, daß durch heilsame Strenge der Rohheit und Raubsucht des Adels Einhalt geschah. Man muß daher Boleslaus als den eigentlichen Gründer des polnischen Reiches betrachten, zumal da sich derselbe auch das äußere Emblem der königlichen Würde, die Krone, durch Kaiser Otto III. auf das Haupt setzen ließ. Gelang ihm auch sein Plan, Böhmen mit P. zu vereinigen, nicht, so machte er dagegen Preußen, Pommern, die Lausitz und Mähren zinsbar und gewann von Wladimir dem Großen das unter seinem Vater verlorene Rothrußland zurück. Doch hätte es eines besseren Nachfolgers bedurft, als sein Sohn Mieczyslaw II., der Träge, war (seit 1025), um die gemachten Eroberungen zu behaupten und die kaum begründete noch schwankende Ordnung im Innern zu befestigen. Den gewaltigen Bewegungen der Zeit nicht gewachsen verlor derselbe alles Gewonnene wieder; besonders gerieth er gegen die Deutschen in offenbaren Nachtheil; auch Rothrußland sagte sich wieder los und die einheimischen Großen schalteten und walteten nach Belieben, Räubern gleich, in dem laut nach Rettung seufzenden Lande. Sein Tod im Jahre 1034 vermehrte anfangs die Verwirrung, da seine verhaßte Gemahlin, Rira, eine Deutsche, für gut fand, nebst ihrem Sohne, Kasimir I. (der Wiederhersteller), das Reich zu verlassen. Letzterer kehrte indeß zurück, stellte mit Hülfe des deutschen Königs Heinrich III. die Ruhe wieder her und nöthigte die feindseligen Nachbarn zum Rückzuge aus den Provinzen des Reiches. Von ihm schreibt sich auch die Erbauung vieler festen Schlösser und die Castellanswürde her. Sein Nachfolger, Boleslaus II., der Verwegene (seit 1058), waltete anfangs mit gleicher Kraft und Umsicht, unterwarf Preußen und Schlesien, kämpfte siegreich mit Ungarn und nahm den Russen Volhynien, zuletzt auch das feste Kiew. Hier aber unter rauschenden Vergnügungen verlor er Kraft und Reinheit des Charakters und gänzlich umgewandelt durch das tolle Treiben eines einzigen Winters kehrte er einem Flüchtigen gleich nach Polen zurück und strafte vorerst die seiner Vasallen, die ihn in Kiew heimlich verlassen hatten, um die

während ihrer Abwesenheit daheim fast zur Epidemie gewordene Treulosigkeit ihrer Weiber zu ahnden, dann, nachdem er genug gewüthet hatte, auch die Ehebrecherinnen selbst und ihre Buhlen. Aber als er fortfuhr, sinnlos zu walten, zuletzt auch den ihn warnenden Bischof von Krakau, Szczepanowski, an den Stufen des Altars ermordete, brach der Unwille des Adels und der Geistlichkeit los und jagte den Tyrannen von Thron und Land (1079). Anarchie zerriß jetzt 2 Jahre lang das gemißhandelte P., bis endlich Ladislaus I. Hermann, der Bruder des Vertriebenen, mit kräftiger, doch schonender Hand der allgemeinen Verwirrung steuerte. Gewaltiger noch regierte seit 1102 sein Sohn, Boleslaus III. Krummmaul. Den Anmaßungen des Adels kräftig wehrend und die häufig wiederkehrenden Empörungen seines Stiefbruders Zbigniew unterdrückend nahm er zu gleicher Zeit gegen die äußern Feinde eine Achtung gebietende Stellung an, führte glückliche Kriege mit den Deutschen, Pommern, Russen und Böhmen und vereinigte Preußen aufs Neue mit P. Sieger in 47 Feldschlachten hatte er seinen Namen gefürchtet gemacht und, was für P. von unberechenbaren Folgen hätte werden können, das königliche Ansehn befestigt, ja fast zur Unumschränktheit gebracht. Unglücklicher Weise aber glaubte er, als er die Annäherung des Todes fühlte (1139), den gefürchteten Zwist unter seinen 4 Söhnen (den 5., Kasimir, überging er) durch Theilung verhüten zu können, und gab so das Reich aufs Neue Parteiungen Preis. Ladislaus hatte Krakau, Sieradz, Lenczyca, Schlesien und Pommern; Heinrich Sandomir und Lublin; Mieczyslaus Großpolen und Boleslaus Cujavien, Masovien, Chelm und Dobrzyn erhalten; bald aber standen sie gegenseitig in Waffen; denn Ladislaus, der Älteste, begehrte die Alleinherrschaft. Auch begünstigte ihn anfangs das Glück, da er um den Preis geleisteten Lehnseides vom Kaiser Konrad III., dem Stiefbruder seiner Gemahlin, kräftige Unterstützung erhielt. Allein der Bannstrahl des Erzbischofs von Gnesen und ein kräftiger Ausfall seiner Brüder aus Posen, wo er sie belagert hielt, gaben seiner Sache den Todesstoß und nöthigten ihn zur Flucht nach Deutschland (1148). Er wurde der Stammvater der im Jahre 1675 ausgestorbenen Herzöge von Schlesien. Seine polnischen Länder fielen nebst der oberherrlichen Gewalt an Boleslaus (IV.) Kraushaar, der sich zwar durch enges Anschließen an die sächsischen Herzöge, dann auch durch Gold, vor Konrad's III. Rache sicherte, aber doch 1157 in einen unglücklichen Krieg mit Friedrich Barbarossa, dem Beschützer Ladislaus' II., verwickelt wurde, von dessen nachtheiligen Folgen ihn nur der Tod des Letztern im Jahre 1159 befreite. Die Söhne desselben, Boleslaus der Lange und Mieczyslaus (der Stammvater der Herzöge zu Oppeln und Ratibor) ließen sich, dieser mit Oberschlesien, jener mit Niederschlesien, abfinden. Diese inneren Zwistigkeiten, welche kein geregeltes Volksleben emporkommen ließen, mußten natürlich Polens Macht auch nach Außen schwächen. An der Oder und Elbe ging meist Alles verloren; die jetzige Mittelmark eroberte Albrecht der Bär; Heinrich der Löwe nahm das Obotritenland in Meklenburg in Besitz, und Rügen wurde eine Beute der Dänen. Dazu kamen 1164 verheerende Einfälle der Preußen, bei deren Wiederholung im Jahre 1165 Boleslaus eine große Niederlage erlitt, dann auch die fortdauernden Neckereien der schlesischen Herzöge und, wie z. B. im Jahre 1170, Empörungen im Innern. Dieser Zustand dauerte auch noch fort, als Boleslaus IV. im Jahre 1173 gestorben und der dritte Sohn Boleslaus' III., Mieczyslaus der Alte, Herzog von Großpolen, die oberherrliche Gewalt erhalten hatte. War derselbe schon früher mit seinen Vasallen sowohl als auch mit den übrigen Piasten fortwährend in Streit verwickelt gewesen, so gerieth er jetzt bei vermehrter Gewalt durch Willkühr und Härte in noch verderblichern Zwist, der zuletzt mit seiner Vertreibung endete. Unter allgemeiner Zustimmung übernahm nun der jüngste Sohn Boleslaus' III., Kasimir II. der Gerechte, Herzog von Kleinpolen (Heinrich, sein Bruder, war bereits 1165

in der Preußenschlacht gefallen), die Obergewalt im Jahre 1178; doch hatte auch er erst lange Kämpfe, besonders mit Mieczyslaus zu bestehen, ehe er daran denken konnte, dem innern Zustande des Landes einige Sorgfalt zu widmen. Durch Großmuth gelang es ihm seinen Bruder zu besänftigen; durch kräftiges Benehmen legte er die Zwiste der übrigen Piasten bei und in siegreichen Kriegen strafte er die Anmaßungen der Ungarn und Russen. Bessere Ordnung im Innern gründete er durch heilsame Gesetze, zu deren Annahme sich auf einem eigens dazu berufenen Reichstage Adel und Geistlichkeit verpflichten mußten. Hätte nicht jene unheilvolle Oligarchie geherrscht, so hätte sich Polen unter seinem Scepter erholen können; allein kaum war er todt (1194), so trat auch Mieczyslaus der Alte, der bis jetzt ruhig in seinem Herzogthume Großpolen gesessen hatte, mit seinen Ansprüchen wieder hervor und machte Leszec V., dem Weißen, Sohne Kasimir's, die Obergewalt streitig. Sein Vorhaben gelang ihm auch zuletzt, doch starb er bereits im Jahre 1202. Leszec, wenig begierig nach der Herrschaft, überließ den Thron des Mieczyslaus Sohne, Ladislaus III., nahm ihn jedoch von der Geistlichkeit veranlaßt im Jahre 1207 zurück. Der Zustand Polens war damals höchst traurig; die großen und kleinen Dynasten herrschten fast unumschränkt in ihren Gebieten; die schlesischen Herzöge kümmerten sich wenig um die oberherrliche Gewalt; desgleichen war Masovien, jetzt im Besitze Konrad's, Leszec's Bruder, so gut wie unabhängig; auch Pommern entzog sich der Lehenspflicht; desgleichen die russischen Lande unter ihrem Fürsten Roman. Dazu kamen die Anmaßungen der Wojewoden, Castellane und Starosten, welche sich nicht minder die Schwächung der oberherrlichen Gewalt angelegen sein ließen. Die ersteren, als oberste Landesbeamte, gleichsam Herzöge, standen der Verwaltung der ihnen überwiesenen Bezirke (Wojewodschaften) vor und befehligten das Aufgebot des Adels; die Castellane, als königliche Richter den deutschen Pfalzgrafen ähnlich, befehligten in den Schlössern und hielten Gerichtstage in den Wojewodschaften; die Starosten endlich, früher gleichbedeutend mit den Castellanen, waren häufig Oberstatthalter von Provinzen und erhielten später als Belohnung für ihre Dienste Güterbesitz. Alle Inhaber dieser Würden saßen im Senate, bildeten den Rath des Königs und zugleich im Vereine mit den übrigen Adeligen den Reichstag. Sie aber waren gemeiniglich die entschiedensten Gegner des Oberherrn auf der einen und die Tyrannen des Volkes auf der andern Seite, welches nun nirgends einen Vertheidiger fand, da die außerordentliche Masse des niedern Adels das System der Unterdrückung vollendete. Alles Grundbesitzes ledig schmachtete so das Gros der Nation in Elend und Noth, Unwissenheit und Barbarei. Selbst die Städte vermochten unter solchen Umständen nur langsam emporzublühen; nie aber gelangten sie zu jener bewundernswürdigen Größe, wie die deutschen des Mittelalters; denn Handel, Industrie und Kunst bedürfen der Freiheit und des gesetzlichen Schutzes; beides aber fehlte in P. auch innerhalb der Ringmauern der Städte. Wäre Leszec V. wirklich fähiger gewesen, als er war, so hätte er doch solcher Verwirrung nicht zu steuern vermocht; das Verdienst wenigstens hatte er, daß er das Unheil nicht vergrößerte. Unglücklich im Kriege mit Ungarn, bedrängt von den heidnischen Preußen, die auch seinem Bruder Konrad arg zusetzten, fiel er zuletzt durch die Hand des meuchelmörderischen Statthalters von Pommern, Swientopolk, im Jahre 1228. Um die Vormundschaft seines Sohnes Boleslaus V., des Züchtigen, der aber den Namen des Unnützen verdient, stritten sich alsbald Konrad von Masovien und der Herzog Heinrich von Breslau; Letzterer zum Glücke für das Land siegreich; denn er waltete kräftig und segensreich bis 1239, wo sein Mündel selbst die Zügel der Regierung ergriff. Was aber Heinrich gut gemacht hatte, verdarb dieser von Neuem in unstetem Hin- und Herschwanken. Verwüstende Einfälle der Tataren (seit 1240), welche der große Sieg bei Wahlstadt nur noch kühner gemacht hatte, dann ernste Zwiste mit Bran-

denburg, Litthauen und den schlesischen Piasten, endlich auch innerer Haber zerstörten die Keime des hier und da entstehenden Wohlstandes. Nicht besser ging es seit 1279 unter Leszec VI., dem Schwarzen, Sohne des Herzogs Kasimir von Cujavien. Auch er, schwach an Leib und Seele, konnte weder den Tataren wehren, noch den unruhigen Adel zum Gehorsam zurückführen; nur gegen die empörten Russen stritt er mit einigem Glücke. Nach seinem Tode im Jahre 1289 wurde der Thron der Zankapfel zuerst zwischen Boleslaus von Masovien und Heinrich IV., Herzog von Breslau; dann, als Ersterer zurücktrat, zwischen Letzterem und Ladislaus Ellenlang (Lokietek), dem Stiefbruder Leszec's des Schwarzen. Zuletzt als Heinrich IV. gestorben und Ladislaus vertrieben war, erschienen zwei neue Prätendenten in der Person des mächtigen Herzogs von Pommern, Primislaus II., und des Königs Wenceslaus von Böhmen, der sich auf eine vorgebliche Verschreibung der Wittwe Leszec's des Schwarzen stützte. Primislaus wurde, dießmal fast einstimmig, weil Gefahr von den Tataren, Litthauen und dem deutschen Orden drohte, im Jahre 1295 als König gekrönt, fiel aber bereits im folgenden Jahre durch Meuchelmord. Jetzt gelang es Wenceslaus von Böhmen die polnische Krone zu erhalten und zu behaupten; auch versöhnte derselbe die den Böhmen aufsässigen Polen durch die Art, wie er von seiner Gewalt Gebrauch machte. Ordnung und Wohlstand kehrte zurück; insbesondere ward der Ackerbau Gegenstand der königlichen Sorgfalt; trotz dem aber schaute das Volk mit Vorliebe auf den einheimischen Herrscherstamm und begrüßte daher, als Wenceslaus im Jahre 1305 gestorben war, mit Jubel den zurückgekehrten Ladislaus IV., Ellenlang. Wenceslaus V. ward aus Kleinpolen vertrieben. Umsichtig und kraftvoll herrschte Ladislaus; doch zu viel des Bösen gab es zu bekämpfen, als daß dazu eine Regierung hingereicht hätte. Von Außen drohten, Widerspenstigkeit der Pommern und Schlesier nicht zu rechnen, die wiederholten Feindseligkeiten böhmischer Seits; auch erregten die Ränke der deutschen Ritter ernste Besorgniß, nicht minder die Raubzüge der Tataren und einzelne Empörungen im Innern, so unter andern die der Stadt Krakau. Alle dem zu wehren, war der König zu schwach; Schlesien unterwarf sich der böhmischen Krone; das östliche Pommern und Danzig hielten die Kreuzherren besetzt und die Tataren, wenn auch oft geschlagen, kehrten doch fast jährlich zurück. Dagegen befestigte Ladislaus im Innern den Frieden und wachte mit Sorgfalt über der Würde der Krone. Auch trat er zum großen Vortheile für P. mit Litthauen in nähere Verbindung. Was er begonnen hatte, setzte seit 1333 sein noch größerer Sohn, Kasimir III. (der Große), fort. Ihm verdankte P. vor Allem das Verschwinden der verderblichen Fehden des Adels und eine Reihe der heilsamsten Gesetze und Institute zur Belebung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie. Freilich mußte die Muße zu diesen friedlichen Beschäftigungen anfangs mit Verlusten nach Außen, besonders an die Kreuzherren, denen er Ostpommern und das kulmer Land überließ, und an Johann von Böhmen, welcher die Lehnsherrlichkeit über Schlesien und einen Theil Masoviens zugestanden erhielt, erkauft werden; dafür aber wurden später Lemberg, das heutige Galizien und Volhynien mit dem Reiche verbunden und auch Cujavien und Masovien wieder in Lehnsnexus gebracht, desgleichen Rothrußland erworben. Mit Kasimir, diesem mit Recht bewunderten Fürsten, erlosch im Jahre 1370 die königliche Linie der Piasten, worauf Ludwig von Anjou, König von Ungarn und Schwager Kasimir's, den polnischen Thron bestieg. Leider aber brachte derselbe kein polnisches Herz mit, war auch selten anwesend, so daß bald aller Orten Verwirrung und Zwiespalt entstand. Zum Unglücke hinterließ er bei seinem Tode im Jahre 1382 keinen Erben, aber 3 Töchter, deren einer, Maria, der Verlobten des Markgrafen Sigismund von Brandenburg, er P. bestimmt hatte. Die Stände jedoch waren dem Markgrafen nicht eben geneigt und hatten deßhalb zum Theil wenigstens eben den masovischen

Herzog Ziemowit zum König ausgerufen, als die Wittwe Ludwig's, Elisabeth, ihre jüngere Tochter Hedwig in Vorschlag brachte. Wirklich ward dieselbe als Königin anerkannt und im Jahre 1384 gekrönt. Zwei Jahre nachher vermählte sich dieselbe mit dem Großfürsten Jagello von Litthauen, welcher sich alsbald zum Christenthume bekannte und den Namen Ladislaus II. annahm. Mit ihm demnach beginnt die Reihe der polnischen Könige jagellonischen Stammes, zugleich auch die so höchst folgenreiche Vereinigung Litthauens mit P., welche jetzt zwar noch nicht förmlich ausgesprochen wurde (indem Litthauen bis zum Jahre 1440 noch eigene, aber unter polnischer Hoheit stehende Großfürsten behielt), factisch aber mit dem Augenblicke eintrat, wo Jagello den polnischen Thron bestieg. Durch dieses Ereigniß ward P. die erste osteuropäische Macht und konnte ferner mit größerem Erfolge gegen seine feindlichen Nachbarn, besonders die Kreuzherren, auftreten. Unter Ladislaus II. schon zeigte sich die zunehmende Erstarkung des Reiches; mit größerem Erfolge als früher wurde gegen die Kreuzritter gekämpft, die unter Andern im Jahre 1410 die blutige Schlacht bei Tannenberg verloren; die Preußen ferner hart gedemüthigt und die Würde der Krone gegen die Anmaßungen der schlesischen Herzöge aufrecht erhalten. Nur gegen den Kaiser Siegismund blieb Jagello gewöhnlich im Nachtheile, nicht mit den Waffen zwar, doch in der Kunst der Politik, woraus mehr als einmal P. beträchtlicher Nachtheil erwuchs. Auch trug er dadurch, daß er sich mit dem Versprechen der Stände, demjenigen seiner 4 Söhne, welchen sie für den tauglichsten erkennen würden, die Krone zu geben, begnügte, viel zur Errichtung des nachmaligen Wahlreiches bei. Es konnte sich daher, als er im Jahre 1434 gestorben war, sein 10jähriger Sohn, Ladislaus III., nur durch die Entschlossenheit des Bischofes von Krakau, Zbigniew Olesnicki, auf dem Throne erhalten, der außerdem bei der allgemein gewordenen Verwirrung, zumal in Litthauen, leicht der Gegenstand eines blutigen Parteikampfes hätte werden können. Die litthauischen Unruhen wurden durch die Verbannung des Großfürsten Swidrygaylo beigelegt und ein Reichstag im Jahre 1436 stellte auch in den übrigen Theilen des Landes die Ordnung wieder her. Doch sah sich P. seit 1440 in neue Kämpfe verwickelt, als Ladislaus III., der im 15. Jahre die Regierung selbst übernommen hatte, im Jahre 1440 zum Könige von Ungarn erwählt wurde. Denn kaum waren die Kämpfe mit der Ladislaus, dem Nachgeborenen, ergebenen Partei geendigt, als ein neuer Krieg mit den Türken ausbrach, welche damals der Christenheit gefährlich zu werden anfingen und bereits Servien in Besitz genommen hatten. Ladislaus siegte anfangs, fiel aber 1444, als er den Vertrag gebrochen hatte, in der Vernichtungsschlacht bei Varna. Zwei Jahre lang blieb jetzt der polnische Thron unbesetzt, da man noch auf die Rückkehr des Königs hoffte; dann im Jahre 1446 ward Kasimir IV., der Großfürst von Litthauen, des Gefallenen Bruder, zum Könige erwählt. Die Umstände gestalteten sich damals sehr ungünstig; innerer Hader des übermüthigen Adels auf der einen Seite, auf der andern kostspielige Kriege nach Außen, die eben wegen des einheimischen Zwiespaltes, obwohl nicht unglücklich, doch ohne besonderen Erfolg geführt wurden. Der immer schlagfertige deutsche Orden konnte glücklicherweise keinen Gewinn aus Polens Schwäche ziehen, da er mit seinen aufrührerischen Städten genug zu thun hatte, ja er mußte sogar, als er sich von Kasimir angegriffen sah, zuletzt Westpreußen an P. abtreten und Friede halten. Mit Ungarn aber, wo Matthias Corvinus über Kasimir's Bewerbungen um den Thron den Sieg davon getragen hatte, kämpfte P. meist unglücklich und mußte endlich dem Sieger im Frieden zu Olmütz (1478) Schlesien, Mähren und die Lausitz abtreten. Einige bedeutende Siege über die Tataren und die Gelangung Ladislaus', des ältesten Sohnes des Königs, auf den böhmischen und später auch ungarischen Königsthron war geringer Ersatz für solche Verluste, die zuletzt auch noch durch Großnowogorod und Weißrußland, welche an den Moskowiter, Iwan I,

kamen, empfindlichen Zuwachs erhielten. Nicht besser wurde der Zustand des Reichs unter Kasimir's schwachem Sohne, Johann I. Albrecht (seit 1492), welcher sich unter rauschenden Vergnügungen der Regierungssorgen entschlug und die Grenzen den Einfällen der Tataren und Wallachen preis gab. Auch unter Alexander, seinem Bruder (seit 1501), zu dessen Gunsten man den in Vorschlag gebrachten ungarischen Ladislaus, den ältesten der Brüder, zurückgewiesen hatte, dauerte die Verwirrung fort; der Adel ward unbändiger als je und die Raubzüge der Tataren wiederholten sich ungestraft. Alle Gewalt ruhte in den Händen des königlichen Günstlings und nachmaligen Verräthers Glinski. Unter solchen Umständen war Alexander's Tod im Jahre 1506 ein Glück für das Reich, welches eines kräftigen Regenten so dringend bedurfte. Es erhielt denselben in der Person Sigismund's I., genannt der Alte, des jüngsten Bruders Alexander's. Mit Festigkeit und weiser Strenge stellte derselbe die innere Sicherheit wieder her, ordnete die Finanzen und verschaffte der königlichen Würde die unter den vorigen Regierungen fast vergessene Unterwürfigkeit wieder; glückliche Kriege zuerst mit dem russischen Czar, zu welchem Glinski übergegangen war, dann mit den Wallachen und Tataren, gaben den polnischen Waffen das verlorene Ansehn zurück; Albrecht von Brandenburg huldigte als Herzog von Preußen der polnischen Krone; mit der Pforte ward ein vortheilhafter Friede geschlossen und Masovien fiel als erledigtes Lehen an die Krone zurück. Neue Zwiste mit Rußland endeten ebenfalls zu Polens Vortheil. So segensreich indeß auch Sigismund's Regierung im Allgemeinen war, so sorgte doch seine Gemahlin, Bona von Mailand, dafür, daß unter dem Waizen das Unkraut nicht mangelte. Durch sie ward manches Gute im Keime erstickt und aller Orten Unfriede erzeugt; denn leider war ihr Einfluß über ihren sonst kräftigen Gemahl größer, als ihres schlechten Charakters wegen zu wünschen gewesen wäre. Außerdem fehlte Sigismund wohl auch darin, daß er bei Erledigung des ungarischen Thrones (im J. 1524) die ihm angebotene Krone nicht annahm, sondern geschehen ließ, daß sich Janus von Zapolya der Pforte unterwarf, wodurch ein Theil Ungarns türkischer Herrschaft anheimfiel, während sich in dem andern das Haus Östreich festsetzte. Trotz aller dieser Schattenseiten bleibt die Regierung Sigismund's eine der achtungswerthesten, die Polen je gehabt hat. Städte und Dörfer wuchsen an Größe und Wohlstand; der Ackerbau gewann durch Ausrodungen der Wälder an Umfang; der Handel blühte, so weit es wenigstens die politischen Zustände erlaubten, und aus Italien waren die Künste in das Reich eingezogen, das einzige Gute, was die Mailänderin mitgebracht hatte. Auch polnische Sprache und Wissenschaft erfreute sich unter des freigebigen Königs Schutz trefflichen Fortgangs. In solcher Lage des Reiches bestieg Sigismund II. Augustus den polnischen Thron im Jahre 1548. Eben so fest und kräftig, als sein Vater, aber noch begabter, hätte er viel wirken können, wenn nicht seine Mutter, Bona, den Samen der Zwietracht auszustreuen bemüht gewesen wäre. Ja in der ersten Zeit seiner Regierung kam es so weit, daß er selbst auf dem Throne wankte, da er der Forderung des aufgehetzten Adels, sich von seiner Gemahlin, Barbara Radziwill, zu trennen, beharrlichen Widerstand entgegensetzte. Doch ging die Gefahr glücklich vorüber und das königliche Ansehn wurde neu befestigt, bei welcher Gelegenheit sich insbesondere der gefürchtete Castellan von Krakau, Tarnowski, große Verdienste erwarb. Nach Außen wurde gleicherweise die Würde der Krone behauptet; die Herzöge von Preußen und Pommern, nicht minder der lutherische Meister der Schwerdtritter in Liefland leisteten den Lehenseid; auch wurde Liefland schon 1558, als Gotthard Kettler Herzog von Kurland geworden war, polnische Provinz; die Ansprüche des Czars Iwan Wasiljewitsch wies man mit gewaffneter Hand zurück. Der damals immer mehr um sich greifenden Verbreitung des Protestantismus war Sigismund nicht ungünstig; doch gestattete er dem Bischofe von

Ermeland, Hosius, die Einführung der Jesuiten, wodurch der Katholicismus bald wieder festen Boden gewann. Wichtig ward außerdem der Reichstag vom Jahre 1569, auf welchem Preußen, Podlachien, Litthauen, Volhynien, Podolien und die Ukraine für ewige Zeiten mit der Krone verbunden und den Landen derselben gleichgestellt wurden. Im Innern beruhigt, nach Außen geachtet hätte jetzt P. schnell erstarken können; allein unglücklicherweise hinterließ Sigismund (st. 1572) keinen Erben und die Wahlfreiheit gelangte nun zu ihrer völligen verderblichen Ausdehnung. Von dem Aussterben der Jagellonen daher datirt sich der Verfall des polnischen Reichs. An Bewerbern um die Krone war kein Mangel, die Wahl aber um so schwerer, da man in dem Zurückgewiesenen sicher einen Feind für die Zukunft vermuthen mußte. Die vorzüglichsten Candidaten waren der Erzherzog Ernst von Östreich, Heinrich von Valois (der Bruder Karl's IX. von Frankreich) und Johann von Schweden (des verstorbenen Königs Schwiegersohn) für sich oder seinen Sohn Sigismund; auch auf den Czar Iwan Wasiljewitsch hatte eine Partei ihr Absehen gerichtet. Nach langem Hader des zum ersten Male in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit sich zeigenden („polnischen") Reichstags drang französische Intrigue und Bestechung durch. Heinrich von Valois ward proclamirt und langte im Januar 1574 in P. an. Allein gleich anfangs verscherzte er das Vertrauen der Nation durch Ungerechtigkeit und Strenge in Religionssachen sowohl, wie durch Lässigkeit in Regierungsgeschäften und es mochte ihm daher sehr gelegen sein, daß er schon 4 Monate später den ihm lästig gewordenen polnischen Thron mit dem französischen vertauschen konnte. Nach seiner heimlichen Abreise sah man sich alsbald nach einem neuen Könige um und fand denselben in der Person des Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathori, da der von einer andern Partei gewählte Kaiser Maximilian II. mit der Annahme zögerte. Stephan ergriff alsbald mit starker Hand die Zügel der Herrschaft, demüthigte den russischen Czar, gab den Kosaken am Dniepr eine neue Organisation, wies die Ansprüche Schwedens zurück und zügelte den Übermuth des Adels. Unfehlbar war sein frühzeitiger Tod (1586) ein großer Verlust für das Reich, welches unter ihm von Neuem emporzublühen begann. Jetzt aber entbrannte heftiger als je der alte Kampf der Parteien. Die mächtigen Zborowski waffneten für den Erzherzog Maximilian, der edle Großfeldherr Zamoyski anfangs für Andreas Bathori, dann aber, als er nur Wenige demselben geneigt sah, für Sigismund, den Sohn des Königs Johann von Schweden. Beide Bewerber erschienen im Königreiche, der Erzherzog aber ward geschlagen und Sigismund III. im December 1587 gekrönt. Schneller und schneller eilte jetzt Polen seinem unglücklichen Schicksale entgegen; denn Sigismund im höchsten Grade schwach und unfähig that von Allem dem, was das Reich noch hätte retten können, das Gegentheil. — Unglückliche, weil matt geführte, Kriege mit Rußland und der Pforte; dann innere Spaltungen und offener Aufruhr, herbeigeführt durch des Königs unsinnige Handlungsweise; endlich verderbliche Kriege mit Schweden, welches sich im Jahre 1604 in dem Herzoge von Südermannland einen König gegeben hatte, weil es den erbärmlichen strengkatholischen Sigismund nicht auf dem Throne wissen mochte. — Zwar wurde durch des Prinzen Ladislaus Heldensinn die Ehre der polnischen Waffen zu wiederholten Malen gerettet, selbst Rußland erobert und, als sich dieses wieder erhoben hatte, wenigstens Czerniczew, Smolensk und Severien für Polen gewonnen (1616), aber der Kampf mit Schweden, zumal seit 1625, wo ihn Gustav Adolph führte, endete in dem Waffenstillstande von 1630 verderblich mit der Abtretung Polnisch-Preußens und Kurlands. Unter solchen Umständen konnte die Thronbesteigung des trefflichen Ladislaus IV., Sigismund's Sohns, im Jahre 1632 für Polen nur ersprießlich sein; ein Krieg mit Rußland und der Türkei wurde schnell und rühmlich beendigt; auch unter klu-

ger Benutzung der Umstände durch Unterhandlungen mit Schweden Polnisch-Preußen wieder gewonnen, aber alle Versuche des Königs, die Ordnung im Innern wieder herzustellen, scheiterten an der Halsstarrigkeit des unter der vorigen Regierung gänzlich verwilderten Adels; auch konnte jetzt selbst der beste König kaum noch etwas Erhebliches ausrichten, da bei jeder neuen Königswahl die pacta conventa (ungefähr dasselbe, was in Deutschland die Wahlcapitulation war) neue Beschränkungen auferlegten. Ladislaus war 1648 gestorben und sein Bruder Kasimir V., bis dahin Cardinaldiakon, auf den Thron erhoben worden. Unglück auf Unglück folgte jetzt; erst die blutigen, aber wenig rühmlichen Streitigkeiten mit den Kosaken, die sich zuletzt im Jahre 1654 der russischen Macht unterwarfen; dann der in demselben Jahre ausgebrochene, bis 1660 dauernde Krieg mit Schweden, dessen verderbliche Folgen (unter Anderm ging Liefland zum Theil verloren und Brandenburg wurde unabhängig) das Reich in seinen Grundvesten erschütterten; endlich auch noch innerer Aufruhr, in welchem der Fürst Lubomirski dem Könige förmlich das Gesetz vorschrieb, Niemandem zur Thronfolge behülflich zu sein. Solches Unheil wurde noch vermehrt durch die siegreichen Waffen der Moskowiter, welche die Abtretung eines großen Theils Rußlands und der Hälfte der Ukräne erzwangen, und durch die drohenden Rüstungen der Osmanen. In dieser Bedrängniß legte der schwache entmuthigte Kasimir V. trotz alles Abrathens die Krone nieder im Jahre 1668. Abermals wiederholte sich nun das abschreckende Bild eines Wahlreichstags. Bewerber von allen Seiten und eben so viele Parteien, zuletzt aber nach langem Hader ein eingeborner König in der Person des Fürsten Michael Korybut Wisniowiecki. Doch jetzt vermochte kein König mehr den wachsenden Verfall des Reichs aufzuhalten; denn zu weit schon hatte das Verderben um sich gegriffen. Es darf daher diesem Fürsten eben so wenig wie seinen Nachfolgern allein das Unglück Polens aufgebürdet werden. Allerdings besaß er wohl nicht den kräftigen Sinn, welcher unter solchen Umständen erforderlich war, aber doch gute Eigenschaften genug, um zu einer andern Zeit dem Reiche förderlich sein zu können. Parteispaltungen, Einfälle der Türken und Tartaren und Unruhen unter den polnischen Kosaken der Ukräne ließen nichts Gutes aufkommen; wenigstens erhielt jedoch Johann Sobieski die Ehre der Waffen noch aufrecht. Michael starb 1673 und über die zahlreichen Bewerber um die Krone trug der ritterliche Johann III. Sobieski obwohl fast nur, weil er Gold nicht geschont hatte, zuletzt den Sieg davon. Vermochte derselbe auch nicht P. zu retten, so verdeckte er doch wenigstens durch Waffenglanz die Wunden der Republik und verzögerte ihren Fall. Hohen Ruhm gewann unter ihm der polnische Name durch die Befreiung Wiens von den Ungläubigen im Jahre 1683; auch gegen die Walachei ward mit Hülfe der versöhnten Kosaken ziemlich erfolgreich gestritten, obwohl der Plan, dieselbe nebst der Moldau mit P. zu vereinigen, fehlschlug. Mit Rußland wurde ebenfalls ein nicht eben vortheilhafter Friede geschlossen. Der innern Zerwürfniß konnte aber bei aller Anstrengung des Königs nicht gesteuert werden und mehr als ein Reichstag, dessen Abhaltung in der ersten Zeit seiner Regierung würdevoll geschehen war, ward in der spätern Zeit durch das unheilvolle „Veto“ zerrissen. Wohl mochte häuslicher Zwist die Kraft des Königs häufig lähmen, wenigstens schreiben unparteiische Schriftsteller der geizigen und intriguensüchtigen Königin Maria den größten Theil des Unheils zu, das der König allerdings nur zu oft geschehen ließ; überdieß zeigte sich schon früh auch der älteste Prinz Jakob seinem Vater abgeneigt und widerspenstig. Sobieski starb 1696, der letzte ruhmreiche König Polens. Nach altem heilsamen Gebrauche hätte einer seiner Söhne den Thron besteigen mögen; allein die Intriguen der Mutter selbst hinderten dieß; auch war der älteste, Jakob, nicht eben beliebt und hatte noch den letzten Rest von Achtung durch sein beim Tode seines Vaters bewiesenes unwürdiges Betragen verscherzt. Unter den übrigen zahlreichen Bewerbern waren Lud-

wig von Bourbon, Prinz von Conti, der Herzog von Lothringen und der Pfalzgraf Karl Philipp, der Tochtermann der Königin Maria, die wichtigsten; wie gewöhnlich aber gelang es der französischen Überredungskunst durchzudringen und schon glaubte die Partei Conti's am Ziele zu sein, als in der Person des Churfürsten August von Sachsen ein neuer Bewerber auftrat, welcher an Macht und Reichthum alle andere überragend den Sieg davon trug, obwohl zwar erst nach vielen und schwer zu erfüllenden Verheißungen. Die Krönung erfolgte im September 1697 und der Prinz von Conti, welcher bereits mit 6 Fregatten auf der Danziger Rhede angekommen war, kehrte unverrichteter Sache in die pariser Salons zurück. Noch dauerte der Krieg mit der Türkei fort, wurde aber nach einem ziemlich glücklichen Feldzuge im Jahre 1699 mit dem Frieden zu Carlowitz beendigt. P. erhielt Podolien zurück. Im folgenden Jahre begann nun der unheilvolle nordische Krieg (s. d. Art. u. d. Art. August), von P. mitgeführt um die Wiedererwerbung Lieflands. Die verlorene Schlacht bei Klissow (Juni 1702) brachte P. bekanntlich in die Gewalt des Schwedenkönigs und gab Veranlassung zu der Conföderation der Wojewodschaften Posen und Kalisch, welche angeblich der Verwüstung des Reichs Einhalt thun wollte, im Grunde aber nur zusammengetreten war, um die Partei Karl's XII gegen August zu verstärken. Der treulose Cardinal Radziejowski zeigte nun seine wahren Gesinnungen, erklärte im Mai 1705 den Thron für erledigt und am 12. Juli ward dem Willen des Schwedenkönigs gemäß Stanislaus Leszczynski zum Könige erwählt. August sah sich nach tapferem aber vergeblichem Widerstande, um seine Erblande zu retten, im Jahre 1706 zur Entsagung genöthigt. Das bald darauf über Karl XII. hereingebrochene Unglück indeß bahnte ihm den Weg zur Rückkehr, welche 1709 nach vorhergängiger Aussöhnung mit dem Czar Peter, den er früher durch Patkul's Auslieferung beleidigt hatte, ohne Widerspruch erfolgte. Der Unordnung abzuhelfen aber vermochte er bei allem guten Willen und kräftigem Auftreten (beides hat man ihm mit Unrecht abgesprochen) nicht; im Gegentheil wurde die Unzufriedenheit durch die Anwesenheit russischer und sächsischer Truppen so sehr gesteigert, daß im Jahre 1715 zu Tarnogrod eine förmliche Conföderation gegen die Sachsen geschlossen wurde. Zwar wurde dieser Zwist durch die Nachgiebigkeit des Königs im Jahre 1717 beigelegt, indem nämlich die Sachsen mit Ausnahme der Garde das Königreich verließen; aber leider hatte man dem Czar Peter, welcher den Vermittler gespielt hatte, mehr, als nöthig war, Einfluß gestattet; auch war im Ganzen wenig damit gewonnen, da die Gewaltmaßregeln gegen die Dissidenten (s. d. Art.) neuen Zwiespalt hervorriefen; und so hatte man auch nach Abschluß des Friedens mit Schweden (1719) im Innern doch keine Ruhe. Wie tief übrigens P. damals schon in der Achtung seiner Nachbarn gesunken war, zeigte das Benehmen Rußlands bei dem Absterben des letzten Herzogs von Kurland. Weder August's Wünsche, das Herzogthum für seinen Sohn, den Grafen von Sachsen, zu erlangen, wurden berücksichtigt, noch achtete man Polens Ansprüche auf das erledigte Lehn; sondern Katharina I. bestimmte dasselbe ihrem Günstlinge Menczikoff. Der Tod August's im Jahre 1733 stürzte das unglückliche Reich in neue Verwirrung. Eine Partei mit dem Erzbischofe von Gnesen an der Spitze wünschte Stanislaus zurück, der unterdeß der Schwiegervater Ludwigs XV. geworden war; eine andere ebenfalls nicht unmächtige Partei stimmte für den Sohn des verstorbenenen Königs, den Churfürsten Friedrich August. Für letzteren erklärte sich Östreich, dann auch Rußland, welches eine Armee in P. einrücken ließ. So wurde August III. im October 1733 gewählt, nach langem Hader aber erst im Jahre 1736 auch von der Gegenpartei anerkannt. Er so wenig wie sein Vater indeß konnte das Verderben Polens aufhalten. Unter ihm stieg die Verwirrung auf das Höchste; der Adel in Factionen getheilt gab nur der Stimme des Egoismus Gehör und trat bald heimlich bald offen mit dem Aus-

lande in Verbindung; auch wurden die schlesischen Kriege, obwohl P. unmittelbar nicht in dieselben verwickelt wurde, höchst nachtheilig für das Reich, da Rußland wie Preußen das Recht der Neutralität nicht achtend ohne anzufragen die Provinzen durchzogen und brandschatzten. Übrigens brachte der Anfall Schlesiens an Preußen die Dissidenten Großpolens mit letzterer Macht in nähere Berührung, aus welcher sich bald ein völliges Schutzverhältniß entwickelte. August war 1763 gestorben. Drei Parteien standen jetzt einander gegenüber: die russisch-preußische, die sächsische und die des Großfeldherrn Branicki. Die Gesandten Rußlands und Preußens erklärten gleich anfangs, daß ihre Höfe die beabsichtigte Veränderung der Constitution nicht dulden würden, auch sagte der russische Abgeordnete Kaiserlingk mit dürren Worten: alle Bestrebungen würden unnütz sein, da Stanislaus Poniatowski (s. d. Art.) von der Kaiserin zum Könige bestimmt sei. Die sächsische Partei, an ihrer Spitze der Fürst Radziwill, zählte nichts desto weniger viele Anhänger und verlieh, als der Churfürst von Sachsen, Friedrich Christian, im Dec. 1763 plötzlich verstorben war, der Partei des Großfeldherrn, zu der sie übergetreten war, momentan das Übergewicht. Allein 40000 Preußen näherten sich der Grenze; die Russen rückten in Warschau ein und Stanislaus II. August IV., unterstützt außerdem von seinen Verwandten, den einflußreichen Czartoryski's, ward gewählt am 7. Sept. 1764. P. war verloren; denn Stanislaus hatte nicht den Muth, sich dem russischen Einflusse zu entziehen; hin und her schwankend, den Einflüsterungen aller Parteien Gehör gebend wurde er den Polen wie den Russen verächtlich und fand selbst dann bei den Patrioten Widerstand, wenn er in einer kräftigen Aufwallung heilsame Maßregeln zum Frommen des Reichs vorschlug. Die Kaiserin Katharina rückte unverweilt ihrem Ziele näher; den wirklich patriotisch gesinnten Czartoryski's, denen die Widergeburt Polens am Herzen lag, wehrte sie offen und durch heimliche Aufhetzung, indem sie immer die Zufriedenstellung der Dissidenten an die Spitze ihrer anmaßenden Forderungen stellte, wobei sie nicht minder wie der König von Preußen fortfuhr, sich als Vertheidigerin der polnischen Nationalfreiheit zu gebehrden. Durch ihre Gewaltstreiche endlich ward der Reichstag von 1768 gezwungen, den Dissidenten, welche in die Conföderation von Radom zusammengetreten waren, die verlangten Gerechtsame zu bewilligen; in demselben Jahre aber trat die Conföderation von Bar zusammen, um die abgedrungenen Beschlüsse des Reichstages zu vernichten und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Unterstützt von Frankreich und ermuthigt von Östreich und der Pforte wurde der ungleiche Kampf begonnen und da sich Rußland mit der Pforte in einen Krieg verwickelt sah, wenigstens nicht unglücklich, obwohl nicht entscheidend geführt. So blieb der Zustand der Dinge bis 1771, wo man mit einem Hauptschlage, der Absetzung des Königs und gewaltsamen Entführung desselben aus Warschau die Sache beenden wollte. Allein das Vorhaben mißlang und die drei Mächte, Rußland, Östreich und Preußen, welche sich während dieser Zeit gegenseitig verständigt hatten, schritten zur ersten Theilung Polens. Der Tractat ward am 5. Aug. 1772 zu Petersburg unterzeichnet und am 13. Jan. 1773 erschien das Manifest. P. verlor 3925 □ Meilen, von denen Preußen die Wojewodschaft Marienburg, Pommerellen, Ermeland und Kulm; Östreich das eigentliche Rothrußland, Kleinpolen mit den Salzwerken und einen Theil Podoliens; Rußland endlich die Wojewodschaften Witebsk und Mscislav und die Landschaften längs des Dnieprs erhielt. Noch umfaßte P. 10000 □ Meilen mit 8 Mill. Einw. und seine Erhaltung wäre möglich gewesen; aber der russische Einfluß war zu mächtig und der König schwach genug, demselben selbst in die Hände zu arbeiten. Erfreut, sich die Krone bewahrt zu haben, wurde er das willigste Werkzeug der Kaiserin und suchte den Beitritt Polens zu dem Bündnisse, welches dieselbe mit Östreich abgeschlossen hatte, auf jede Art zu befördern. Der Reichstag von 1788 indeß erkannte alles Unheil, das von

Rußlands Seite drohte, erklärte, ermuthigt durch den preußischer Seits versprochenen Beistand, die bisherige Verfassung für aufgehoben und setzte trotz des Einspruchs des russischen Gesandten eine Commission nieder, welche sich mit dem Entwurfe einer neuen Verfassung beschäftigen sollte. Rußland, welches damals in einen Krieg mit der Pforte verwickelt war, mußte sich vor der Hand mit Protestationen begnügen und so schien Alles noch einen glücklichen Ausgang gewinnen zu wollen, da die am 3. Mai proclamirte Constitution zur Begründung einer regelmäßigen Regierungsform allerdings geeignet war und auch mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Allein Rußland betrachtete dieselbe als eine Kriegserklärung und ließ eine Arme einrücken. Unglücklicherweise waren alle Vorbereitungen zum Widerstande vernachlässigt worden; der König selbst suchte sie geflissentlich noch zu hintertreiben und leistete dem Befehle des petersburger Cabinets Folge, sich mit der Conföderation der Unzufriedenen zu Targowice zu vereinigen. Das Unglück der polnischen Truppen entschied zuletzt; die Constitution ward auf dem famösen Reichstage von Grodno für aufgehoben erklärt und zugleich die zweite Theilung Polens bestätigt (den 22. Juli 1793). Preußen, welches, durch die verweigerte Abtretung Danzigs beleidigt, sich aufs Neue mit Rußland verbündet hatte, erhielt 1061 □Meilen mit 1136000 Einw., nämlich die Wojewodschaften Kalisch, Sieradz, Posen, Gnesen, Lenczica, Danzig, Thorn, Czenstochau und einiges Andere; Rußland nahm 4553 □Meilen mit 3 Millionen Einw., als: die Ukräne, Podolien, die Hälfte Volhyniens und der Wojewodschaften Brzesk und Nowgorodek, dann die Reste von Minsk und Plock. P. behielt 4016 □M. mit 3200000 Einw.; aber der russische General Igelström blieb mit der Heeresmacht in Warschau zurück, um auch den Rest in Abhängigkeit von Rußland zu erhalten. Der König war in diesem Bestreben sein treuer, wenn auch gezwungener Gefährte. Da erhob noch einmal Kosciuszko (s. d. Art.) im Anfange des Jahres 1794 die Fahne der Freiheit; Warschau ward den Russen nach heftigem Blutvergießen entrissen (17. und 18. April) und an mehreren Orten glücklich gekämpft, unter andern auch die hart von den Preußen bedrängte Hauptstadt rühmlich vertheidigt (5., 6. und 7. Sept.); doch vergebens; zu groß war die Übermacht der Feinde und in keinem Verhältnisse mit derselben die Kraft der P., zumal da auch jetzt noch die Partei- und Intriguensucht fortwährend ihr Haupt erhob. Der Verlust der Schlacht bei Maciejowice (4. Oct.), in welcher Kosciuszko selbst gefangen wurde, entschied. Die verbündeten Heere rückten vor Warschau, wo Furcht und Bestürzung keinen Entschluß zur Reife kommen ließ. Dem gräuelvollen Sturme von Praga folgte Tags darauf die Übergabe der Hauptstadt (4. Nov.). Der König verließ dieselbe am 9. Januar 1795, um später als Exkönig in Petersburg seiner ruhmlosen Erinnerung zu leben. P., einst so mächtig und groß, verschwand aus der Reihe selbstständiger Staaten. In der dritten Theilung nahm Rußland 2185 □M. mit 1176000 Einw., Preußen 997 □M. mit 950000 Einw. und Östreich 834 □M. mit 1 Mill. Einw. — Viele von denen, welche die Schmach des Vaterlandes nicht zu ertragen vermochten, hatten ein Asyl im Auslande gesucht, in der Hoffnung einst nach der Wiederherstellung zurückzukehren. Bereits 1796 fochten tapfere Polenschaaren unter Dombrowski's Anführung als polnische Legion die Kämpfe Napoleon's in Italien mit; dieselben ermuthigten später nach der Schlacht bei Jena die unter preußischer Herrschaft stehenden P. zum Aufstande und pflanzten in Südpreußen den weißen Adler auf. Der Friede zu Tilsit rief hierauf das Herzogthum Warschau ins Leben, welches 1800 □M. enthielt, in die sechs Departements Posen, Kalisch, Plock, Warschau, Lomza und Bromberg getheilt wurde, und im Könige von Sachsen ein erbliches Oberhaupt bekam. Im Grunde war freilich der neu gebildete Staat nichts als ein Vasallenstaat Frankreichs und mußte Opfer bringen, die seine Kräfte über-

stiegen; doch trug man Alles geduldig in Erwartung einer bessern Zukunft. Rühmlich fochten unter Poniatowski die Truppen des Großherzogthums in dem Kriege gegen Östreich (1809), der dem Lande eine Vergrößerung von 900 □M. brachte (Westgalizien und Zamosc), so daß jetzt der Staat 2700 □M. mit fast 4 Mill. Einw. umfaßte. Unter Napoleon's Fahnen kämpfte seitdem ein wohl organisirtes polnisches Nationalheer in Spanien, bis im Jahre 1812 der Krieg mit Rußland ausbrach. Alsbald bildete sich im Vertrauen auf des französischen Kaisers Wort, der die Wiederherstellung des Königreichs P. als den Preis kräftiger Erhebung bezeichnete, im Juni des genannten Jahres eine allgemeine Conföderation zu Warschau, an deren Spitze der bejahrte Fürst Adam Czartoryski stand. Die Bewegung indeß ward nicht allgemein und alle Versuche, die russisch-polnischen Provinzen in Aufstand zu versetzen, mißlangen. Doch wären sie auch gelungen, immer hätte das Unglück Napoleon's das Unglück Polens nach sich gezogen. Treu bis zum letzten Augenblicke aber kämpften die Schaaren der tapferen P. für den Kaiser, bis sie das Jahr 1814 in das Vaterland zurückrief. Der wiener Congreß darauf entschied Polens Schicksal. Preußen nahm Besitz vom Großherzogthume Posen (538 □M.), Östreich erhielt die Gebiete von Tarnopol und Zbaraz zurück und Krakau mit einem Gebiete von 23½ □M. wurde zur Freistadt erklärt. Das übrige ward als Königreich P. mit Rußland vereinigt, erhielt aber vom Kaiser Alexander, welcher den Titel König von P. annahm, eine in ihren Grundlagen auf der Constitution von 1791 beruhende Verfassung mit zwei Kammern, Preßfreiheit und einer 50000 M. starken Nationalarmee. P. schien jetzt beruhigt und in der That konnte es zufrieden sein mit der großmüthigen Behandlung Alexander's, dem es als Sieger freistand anders zu handeln; allein bald schwanden die vorschnell gefaßten Hoffnungen; Mißgriffe von Seiten der Regierung, die sich mit Grundsätzen des Liberalismus nicht befreunden konnte; dann wohl auch zu heftige Opposition der P., als sie ihre sanguinischen Erwartungen nicht erfüllt sahen und geheime Umtriebe bereiteten allmählig den Bruch vor, der sich im Jahre 1830 zu offenem Aufstande umgestaltete. Vergl. darüber den Art. Aufstände der neuesten Zeit, wo das Nöthige bis zum Einrücken der russischen Macht gesagt ist. Die polnische Nationalarmee, welche das Werk der Befreiung vollenden sollte, zählte ungefähr 44000 M. Der Generalissimus, Fürst Radziwill, hatte am 7. Febr., also 5 Tage nach dem Übergange der Russen unter Diebitsch über den Bug Warschau verlassen und ohne eigentlichen Operationsplan sein Hauptquartier zu Okuniew genommen. Der rechte Flügel unter dem General Zymirski rückte bis an den Liwiec und südlich bis nach Zbucyn vor, während 4 Regimenter Reiterei und 1 Regiment Infanterie von dem linken unter dem Generale Krukowiecki stehenden Flügel bis Ostrolenka vorgingen. Diebitsch, welcher 130000 M. stark auf 8 Punkten gleichzeitig in P. eingerückt war, wollte durch die Wegnahme Warschaus den Aufstand mit einem Schlage vernichten und beorderte zu diesem Zwecke die Generale Kreuz und Geismar über die Weichsel zu gehen, um Warschau im Rücken zu kommen, während die Hauptarmee unter Schachoffskoi, Pahlen und Rosen über Lomza und Ostrolenka gerade auf die Hauptstadt vordringen sollte. Auch gewann er durch den Übergang über den Liwiec die Heerstraße nach Warschau, wohin sich Zymirski zurückzuziehen begann, und schon am 9. Febr. war Kreuz in Pulawy eingezogen und hatte Zamosc, obwohl vergeblich, aufgefordert. So in einem engen Halbkreise zogen die russischen Massen gegen Warschau heran. Um die Stellung des linken Flügels derselben zu recognosciren ging Dwernicki auf den Befehl des am linken Weichselufer commandirenden Generals Klicki am 10. Febr. bei Mniszew über die Weichsel und überfiel am 14. das Geismar'sche Corps bei Seroczyn. Der Erfolg war vollständig und wurde noch wichtiger, als es dem muthigen Dwernicki nach seiner am 19. bei Mniszew stattgefundenen Ver-

einigung mit Sierawski gelang den General Kreuz ebenfalls aus seiner Stellung zu vertreiben. Unterdessen hatte am 17. der General Skrzynecki bei Dobre der russischen Hauptarmee entschlossenen Widerstand geleistet, und obwohl er sich in die Stellung von Osenczna zurückziehen mußte, so war doch sein Zweck, den Rückzug Zymirski's zu decken, erreicht. Das polnische Hauptquartier befand sich jetzt zu Grochow, in dessen Ebenen sich am 19. das ganze Heer vereinigt hatte, um den Russen eine Schlacht zu liefern. Sie geschah an diesem und dem folgenden Tage und endete damit, daß sich die Russen in die die Ebene begrenzenden Waldungen zurückziehen mußten, um die Ankunft Schachoffskoi's zu erwarten. Letzteren schlug Krukowiecki am 25., verfolgte aber seine Vortheile nicht weiter, sondern ließ die Vereinigung desselben mit der russischen Hauptarmee geschehen, worauf Diebitsch den Befehl zu einem gleichzeitigen allgemeinen Angriffe auf die polnische Armee erließ. Mit der heldenmüthigsten Anstrengung aber schlug diese die wüthenden Angriffe des überlegenen Feindes ab und erkämpfte sich einen ungestörten Rückzug an das linke Weichselufer. Praga blieb mit einigen Tausend Mann unter Malachowski besetzt. Radziwill legte jetzt den Oberbefehl nieder, welchen nun Skrzynecki erhielt. Derselbe, Anhänger der doctrinairen oder aristokratischen Partei, machte sich indeß durch sein Zögern bald verdächtig, ein Umstand, den die demokratische Partei, an ihrer Spitze Krukowiecki, trefflich zu benutzen verstand. Überhaupt hatte während des Monats März, wo die Operationen auf beiden Seiten ruhten, der Parteigeist Zeit gefunden, sein Haupt zu erheben und es war nicht zu verkennen, daß von dieser Seite der Sache der Freiheit große Gefahr drohe. Die aristokratische Partei mit dem Fürsten Czartoryski an der Spitze hatte nie im Sinne gehabt, die Sache zum unheilbaren Bruche kommen zu lassen, sie wünschte vielmehr einige Erfolge nur deßhalb, um auf gute Bedingungen mit dem Kaiser unterhandeln zu können. So mußte sie natürlich jedes demokratische Element zu unterdrücken suchen, damit ihr nicht die Leitung der Angelegenheiten aus den Händen gewunden würde. Unter solchen Umständen machte der Obergeneral am 31. März und 1. April einen plötzlichen Angriff auf das Rosen'sche Corps, welches auf der Straße vor Praga stehen geblieben war. Der vollständigste Erfolg krönte dieß Unternehmen, aber unbegreiflicher Weise konnte Skrzynecki nicht bewogen werden, den Sieg zu verfolgen, sondern ließ den Russen Zeit, sich in die Stellung von Siedlce zurückzuziehen; das glückliche Gefecht bei Iganie (9. April) konnte jetzt nichts mehr fruchten. Durch diese Unthätigkeit, welche mehrere Wochen anhielt, ward Diebitsch gerettet; außerdem wäre er verloren gewesen, weil ihm durch die in Samogitien und Litthauen geschehenen Aufstände bereits die Zufuhr abgeschnitten wurde. Aber auch diese Bewegungen unterstützte die Regierung in Warschau nicht, sondern beraubte sich noch überdieß durch die Absendung Dwernicki's (s. d. Art.) nach Volhynien, wo derselbe keine Unterstützung fand, eines fähigen Anführers. Diebitsch seinerseits war am 25. April plötzlich aufgebrochen und hatte mit 40000 M. eine Demonstration auf den rechten Flügel der polnischen Armee gemacht, jedoch nichts Erhebliches ausgerichtet. Beide Armeen verharrten wieder in ihren alten Stellungen, bis endlich Skrzynecki angeregt von der Nationalregierung am 12. Mai mit der ganzen Armee aufbrach, um einen Schlag gegen die in Plock und Augustowo lagernden russischen Garden auszuführen. Allein viel zu langsam operirend erlangte er weiter nichts, als daß die Garden freiwillig zurückwichen, ohne geschlagen zu sein, während Diebitsch über den Bug zurückging, um sich wieder mit den Garden zu vereinigen und so verstärkt von Neuem die P. zurückzudrängen. Skrzynecki zog sich jetzt gegen Ostrolenka zurück, wo es am 26. Mai zur Schlacht kam. Nach einem blutigen erbitterten Kampfe, welcher bis Abends um 10 Uhr währte, mußten sich die P. als besiegt erkennen, worauf sie am folgenden Morgen in ziemlich aufgelösten Zustande den Rückzug nach

Warschau antraten. Die Bestürzung war allgemein; die demokratische Partei beschuldigte laut den Generalissimus und drang auf seine Absetzung. Nur mit Mühe gelang es der Regierung, diese für jetzt noch abzuwenden. Die polnische Armee lagerte bei Praga und nur bei Sierock am Narew war ein Beobachtungscorps zurückgeblieben. Man gab sich alle Mühe, die erlittenen Verluste zu ersetzen; auch gelang dieß und es wäre vielleicht noch nichts verloren gewesen, wenn nicht Parteizwist das Verderben der Nationalsache herbeigeführt hätte. Die Aristokraten arbeiteten bei dem Reichstage darauf hin, die bestehende Regierung zu ändern und einen Statthalter an die Spitze zu stellen; die Volkspartei, besonders der schlaue, aber geldsüchtige und ehrgeizige Krukowiecki widerstand heftig und es blieb beim Alten; aber die bisher bestandene Einigkeit war vernichtet und das Vertrauen, welches bis jetzt im Allgemeinen wenigstens die Nation verbunden hatte, verschwunden. Das russische Hauptquartier befand sich seit dem 4. Juni zu Kleczewo, als am 10. Diebitsch plötzlich an der Cholera starb. Der General Toll übernahm provisorisch das Commando, bis Paskewitsch (s. d. Art.) eingetroffen sein würde. Während dieser Zeit beschloß Skrzynecki die Entsendung des Kreuz'schen Corps zu einem Angriffe auf den General Rüdiger zu benutzen. Er rückte am 14. Juni aus und sandte von Siennica aus, wo er mit den Reserven stehen blieb, den General Jankowski gegen Stoczek und den General Rybinski nach Siedlce, während Chrzanowski von Zamosc und Ramorino von der Weichsel gegen den am Wieprz stehenden Rüdiger anrückte. Alles ging gut und Rüdiger wäre verloren gewesen, aber theils die gänzliche Unfähigkeit Jankowski's, theils die Eile, mit welcher Skrzynecki auf die später sich als falsch erweisende Nachricht, Warschau sei bedroht, den Rückzug anordnete, ließ auch dieses Unternehmen scheitern. Da erhob sich ein allgemeiner Schrei der Mißbilligung in Warschau und laut sprach man von Verrätherei; bald kam man auch einer Verschwörung auf die Spur und der Generalissimus sah sich genöthigt, die Generale Jankowski, Bukowski, Hurtig u. A. zu verhaften. Der Unwille des Volks stieg auf das Höchste und mit Mühe nur konnte man das Leben der Arrestaten vor den wilden Pöbelhaufen retten. Unterdeß war Paskewitsch am 25. Juni bei der russischen Armee eingetroffen und hatte alsbald den Plan gefaßt, die Offensive zu ergreifen und über die Weichsel zu gehen. Ungehindert, denn Skrzynecki war gerade im entscheidenden Augenblicke zu der Heeresabtheilung des Chrzanowski abgegangen, legte er in 3 Colonnen den gefährlichen Flankenmarsch von Pultusk zurück und vollendete am 19. Juli seinen Übergang an das linke Weichselufer. So war der passende Augenblick verschwunden und die polnische Armee kehrte jetzt zurück, um die Hauptstadt zu vertheidigen. Eine Schlacht auf Leben und Tod schien einem am 27. Juli zusammenberufenen Kriegsrathe das einzige Rettungsmittel. Skrynecki gab seine Zustimmung, aber er handelte nicht und ließ die Vereinigung der verschiedenen russischen Corps zu, immer noch die Vermittelung des Auslandes erwartend. Während dieser Zeit der ängstlichsten Erwartung erregte die Ankunft Dembinski's, der sich rühmlich aus Litthauen zurückgezogen (vergl. auch d. Art. Gielgud), freudige Bestürzung und neue Hoffnung, allein die heller Blickenden verhehlten sich nicht, daß keine Rettung mehr sei. Die Unthätigkeit Skrzynecki's führte endlich am 9. August seine Entsetzung herbei; Prondzynski, dem man den Oberbefehl anbot, lehnte ihn ab und Dembinski erhielt ihn; aber auch er von der Partei der Aristokraten gewonnen, blieb unthätig und machte sich überdieß durch seine Rauheit der Armee, wie dem Volke verhaßt. Da brach am 15. Aug. ein Aufstand des erbitterten Volkes aus, welcher bei schlecht geleitetem Widerstande den gefangenen Generalen Jankowski, Hurtig, Benkowski u. A. das Leben kostete und am 17. die Abdankung der Regierung herbeiführte. Krukowiecki ward Präsident mit fast unumschränkter Gewalt, Malachowski Generalissimus. Unterdessen hatte sich die russische Armee bis auf

wenige Meilen der Stadt genähert. Man beschloß sie zu vertheidigen und entsendete 20000 M. unter Ramorino auf das rechte Weichselufer, um der Hauptstadt Proviantzufuhr zu verschaffen. Allein derselbe entfernte sich zu weit und konnte, als Paskewitsch am 6. Sept. die Verschanzungen um Warschau angriff, nicht mehr zurückkehren. Bei Annäherung der Gefahr entstand völlige Verwirrung in Warschau und Krukowiecki selbst, der den Kopf verloren hatte, trug das Meiste zum unglücklichen Ausgange des Kampfes bei. Wie derselbe in der Erstürmung Warschaus endete s. in dem Art. Warschau. Die Regierung hatte sich nach Modlin begeben und suchte auf alle Weise den Muth wieder zu heben, auch konnte noch Vieles ausgerichtet werden, denn noch hatte sich weder Heer noch Nation ergeben. Rybinski ward Oberbefehlshaber. Allein man konnte zu keinem festen Entschlusse kommen; die mit den Russen angeknüpften Unterhandlungen brachten kein Resultat und das Heer, 15000 M. stark, blieb während der Zeit unthätig. Als endlich die Unterhandlungen abgebrochen wurden, begann man zu operiren; Rybinski aber zögerte von Tag zu Tag etwas Entscheidendes zu unternehmen; Uminski, sein Nachfolger im Oberbefehle, ward nicht anerkannt und Ramorino, welcher 15000 M. mit sich führte und allein operiren wollte, sah sich zum Übertritte nach Galizien gezwungen. Dieß vermehrte die Muthlosigkeit und nach langem Zaudern beschloß man endlich auf preußischem Gebiete die Waffen niederzulegen. Dieß geschah am 5. Oct. und bald darauf ging auch der General Roczycki, welcher in der Wojewodschaft Krakau commandirte, auf östreichisches Gebiet. So endete dieser glücklich begonnene Aufstand zuletzt in völliger Niederlage und Polen ward von Neuem, aber durch sein eigenes Verschulden, dem russischen Selbstherrscher unterthan. Tausende von den Freiheitskämpfern verschmähten die Rückkehr und blieben im Auslande, meist in Belgien, Frankreich und England, wo sie zuvorkommend aufgenommen wurden. Hier fuhren sie fort P. zu repräsentiren und bemühten sich, obwohl vergeblich, die Sympathien der Regierungen, unter deren Schutze sie lebten, in thätige Hülfsleistung zu verwandeln. Auch war ihr Benehmen nicht immer geeignet, Theilnahme zu erregen und so sehr sich auch im Allgemeinen die öffentliche Meinung für sie aussprechen mochte, so sahen sich doch die Regierungen oft genöthigt, ernste Maßregeln gegen sie zu ergreifen, da sie sich nur zu häufig der Erregung oder wenigstens Theilnahme an aufrührerischen Bewegungen schuldig machten. Das Schicksal Polens selbst bestimmte der Czar. Die Constitution von 1815 ward zurückgenommen und ein oberster Administrationsrath eingesetzt, dann im Febr. 1832 ein organisches Statut gegeben, nach welchem künftig regiert und verwaltet werden sollte. Paskewitsch erhielt die Statthalterschaft des nun eng mit Rußland verbundenen Königreichs. Um die revolutionairen Elemente zu vertilgen, verhängte alsbald das petersburger Cabinet harte Strafen über die Theilnehmer des letzten Aufstandes und verfuhr dabei mit einer Strenge, die vielfachen Tadel erfahren hat; auch suchte man geflissentlich alles Nationale zu vernichten und zu unterdrücken, hob die Universitäten auf, decretirte das Aufhören der polnischen Armee u. a. m. Bedenkt man aber, daß P. selbst seine Selbstständigkeit verscherzt hat, daß Rußland unter den jetzigen Umständen um seiner selbst willen die, wenn auch nur durch das Recht der Waffen, begründete Eroberung nicht aufgeben kann, so gestaltet sich das Urtheil anders und man gelangt zu der Überzeugung, daß Mitleid das Einzige sei, worauf P. künftighin Anspruch machen könne. — Vergl. die Werke der polnischen Geschichtschreiber, besonders des Niemcewicz, Maruscewitsch und Lelewel, dann die „**Mémoires sur la P. etc.**“ von Oginski und dessen „**Observations etc.**“; „**Histoire des révolutions de la Pologne**“ (Varsov. 1774); Spazier's „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volks in den Jahren 1830—1831“ (Altenburg 1832. 3 Bde.); Soltyk's „**La Pologne**“ (Par. 1833. 2 Voll.) u. a. m.;

über die Geschichte Polens im Allgemeinen bis zur Thronbesteigung Nikolaus' I. die „Geschichte Polens" (Dresd. 1827. 4 Bde.) von Alex. von Bronikowski. 15.

Polhöhe, lat. hauteur du pôle; engl. latitude, ist für einen gewissen Ort derjenige Theil des Meridians, der zwischen dem Horizonte dieses Orts und dessen sichtbarem Pole liegt, oder der Winkel, den die vom Beobachtungsorte aus nach dem Pole des Himmels gezogene gerade Linie mit der Ebene des Horizonts bildet. Die P. ist zugleich die geographische Breite des Orts und daher in der Astronomie und Geographie eines der wichtigsten Elemente. Es gibt nun 8 Hauptmethoden, die P. zu bestimmen: 1) aus der Mittagshöhe eines Gestirns; 2) mittelst Circummeridianhöhen; 3) aus der Verbindung zweier Mittagshöhen im südlichen und im nördlichen Theile des Meridians; 4) aus Höhen eines Sterns über und unter dem Pole; 5) aus Höhen des Polarsterns; 6) mittelst gleicher Höhen der Circumpolarsterne; 7) mittelst Höhen zweier Sterne und der verflossenen Zwischenzeit; 8) aus der Beobachtung eines Sterns bei dessen Durchgange durch den östlichen und westlichen Verticalkreis. (Man s. auch den Art. Äquator und Jahn's „Praktische Astronomie", II. Thl. S. 164 u. ff.) 13.

Policinell, s. Harlekin und Maske.

Polignac (spr. Polinjac) ist eine uralte französische Familie, welche ihren Stammsitz auf dem Schlosse Polignac in Velay in Languedoc hatte und früher ziemlich mächtig gewesen sein soll, später aber sehr verarmte. Zu ihr gehören mehrere berühmte und berüchtigte Namen. — 1) Melchior von P., ein kenntnißreicher französischer Diplomat, am 11. Oct. 1661 zu Puy geboren, widmete sich zu Paris der Theologie und ging nach Beendigung seiner Studien mit dem Cardinal von Bouillon nach Rom (1689), wo er sich durch sein geschmeidiges Benehmen die Gewogenheit Alexander's VIII. erwarb und zu wichtigen Verhandlungen mit dem Cabinette von Versailles gebraucht wurde. Nach seiner Zurückkunft nach Paris wurde er von Ludwig XIV. sehr schmeichelhaft empfangen und, weil man sich auf seine diplomatische Gewandtheit verlassen zu können glaubte, 1693 als außerordentlicher Gesandter nach Polen geschickt. Noch dem Tode Johannes Sobieski's (1696) gab er sich alle Mühe dem Prinzen von Conti den Thron zu verschaffen und es gelang ihm auch wirklich viele Großen des Reichs durch Bestechung für seinen Plan zu gewinnen, der jedoch an der Unentschlossenheit und Langsamkeit des Prinzen selbst, welcher sich sogleich nach seiner verspäteten Ankunft wieder einschiffen mußte, scheiterte. Ludwig warf alle Schuld auf den Gesandten, welchen er alsbald zurückrief und in die Abtei Bon-Port verbannte (1698). P. lebte in diesem Asyle einzig und allein den Wissenschaften, bis er 1702 an den Hof zurückberufen und als Gesandter nach Rom geschickt wurde, wo er mit großer Geschicklichkeit die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des französischen und päpstlichen Cabinets leitete. Auf dem Congresse zu Gertruydenburg, wohin er 1710 mit dem Marschall von Uxelles geschickt worden war, führte er eine energische Sprache, konnte aber nichts zur Vermittelung des Friedens beitragen, weil die holländischen Bevollmächtigten zu stolze Bedingungen setzten. Glücklicher war er auf dem Congresse zu Utrecht, wo er die Holländer für ihren Stolz demüthigte; doch unterschrieb er die Friedensbedingungen nicht, weil sie Jakob III., durch dessen Fürsprache er den Cardinalshut erhielt, von dem englischen Throne ausschlossen, und ging nach Frankreich zurück. Nach Ludwig's XIV. Tode fiel er einige Zeit in Ungnade und wurde erst 1725 wieder zum französischen Gesandten zu Rom ernannt, welche Stelle er zur Zufriedenheit beider Höfe versah, bis ihn sein Alter bewog, sich von den Geschäften zurückzuziehen und im Kreise seiner Freunde der Ruhe zu pflegen. Er starb am 20. Nov. 1741 zu Paris. P. war ein sehr kenntnißreicher, kunstliebender und Wissenschaft fördernder Mann und genoß sein ganzes Leben hindurch eine hohe Achtung. Als Schriftsteller hat er sich durch sein philosophisches Lehrge-

dicht: „Anti-Lucretius seu de deo et natura“ (Par. 1747. 2 Voll. 8. u. öft. Deutsch von Schäfer, Bresl. 1760. 2 Thle. 8.), worin er die epikuräischen Grundsätze des Lucretius durch christliche niederzuschlagen sucht, bekannt gemacht. — 2) Jolande Martine Gabriele, Herzogin von P., geborne von Polastron, die innigste Vertraute der unglücklichen Marie Antoinette, 1750 geboren, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Jules von P., welcher später durch ihren Einfluß manche Hofstelle und den erblichen Herzogtitel erhielt. Zur Gouvernante der Prinzessinnen ernannt wußte sie sich bald das Vertrauen der Königin in so hohem Grade zu erwerben, daß ihr Einfluß auf dieselbe von dem Hofe als unbeschränkt erkannt und als gefährlich angesehen wurde. Nach dem Ausbruche der Revolution ging der allgemeine Haß, welchen man gegen die Königin hegte, auch auf ihre Freundin über, obschon diese nichts zum Unglücke des Landes beigetragen und ihren Einfluß höchstens zum Vortheile ihrer Familie ungebührlich benutzt hatte. Sie mußte sich 1789 durch eine schleunige Flucht nach der Schweitz der Volkswuth entziehen und ihre geliebte Gebieterin ihrem Schicksale überlassen. Später ging sie nach Wien, wo sie, von tiefem Schmerze niedergebeugt, am 9. Dec. 1793 starb. Ihr Gemahl, welcher sie begleitet und als Agent der königlichen Familie gewirkt hatte, ging nach ihrem Tode nach Rußland, wo er von Katharina II. mit einigen Gütern in der Ukraine beschenkt wurde. Er starb am 21. Sept. 1817 zu Petersburg. (Vgl. „Mémoires de la Duchesse de Polignac“, Londres 1794. 12.) — 3) Diana, Gräfin von P., Schwester des Herzogs Jules von P., war anfangs Gesellschafterin der Gräfin von Artois (Gemahlin des nachherigen Karl X.), später der Prinzessin Elisabeth und wußte sich durch ihre Schlauheit und allerhand Cabale so unentbehrlich bei Hofe zu machen, daß sie eine vollkommene Herrschaft selbst über den König ausübte. Diese Gewalt benutzte sie aber vorzüglich zur Erhebung ihrer Familie, indem sie theils ihre Schwägerin Jolande (s. d. Vorige) bearbeitete, theils selbst die nöthigen Maßregeln ergriff. Auf diese Weise beherrschte sie 6 Jahre lang den ganzen Hof und trug nicht wenig zur Erbitterung des Volks gegen den König bei, wie sie selbst täglich Gegenstand des öffentlichen Spotts war. Daher brach auch mit dem Beginne der Revolution (1789) vor Allem der Haß gegen die P.'s aus; sie wurden sogleich proscribirt und Diana selbst entkam nebst ihrer Schwägerin mit genauer Noth über die Grenze. Ihr Todesjahr ist unbekannt. — 4) Die drei Söhne des Herzogs Jules und der Jolande, Armand Jules (geb. 1771), August Jules Armand Marie (geb. 1780) und Melchior (geb. 1782), folgten ihrem Vater, welcher sich im Gefolge des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) befand, ins Exil zuerst nach Rastadt (wo der Vater den jungen Jules 1790 an dessen Geburtstage durch einen Eid zu einer immerwährenden Bekämpfung der Grundsätze der französischen Revolution verpflichtet haben soll), hierauf nach Coblenz und zuletzt nach Rußland; Armand ging aber später nach Edinburg zum Grafen von Artois (Karl X.) und Jules folgte ihm bald nach. Ersterer landete darauf mit Cadoudal (s. d. Art.) in der Bretagne und Letzterer mit Pichegru (s. d. Art.). Nachdem sie sämmtlich verhaftet worden waren (1804), ward Armand zum Tode, Jules zu 2jähriger Haft verurtheilt. Letzterer erbot sich vergebens für seinen Bruder zu sterben; doch rettete ein Fußfall der Gemahlin Armand's vor Napoleon und die Gunst der Kaiserin Josephine beiden das Leben und sie wurden nun zuerst nach dem Schlosse Ham in der Picardie, dann in dem Tempel und zuletzt nach Vincennes gebracht. Jules erhielt nach einigen Jahren die Freiheit und begab sich nach England, wo er sich verheirathete; Armand dagegen blieb in Haft, in welcher er während eines kurzen Aufenthalts in demselben Lazarethe, in welchem Malet (s. d. Art.) war, mit diesem im Einverständnisse gelebt haben soll, entkam aber 1814 mit Hülfe seines Bruders und Beide begaben sich nach Vesoul zum Grafen von Artois, der sie gegen Ende März nach Paris schickte, wo sie den

31. März die weiße Fahne aufpflanzten. Beide protestirten dann gegen die von Ludwig XVIII. gegebene Charte, die sie jedoch später unterschrieben. Während der hundert Tage waren sie bei Ludwig XVIII. in Gent, kehrten darauf mit diesem nach Paris zurück und wurden, Armand Mitglied der Chambre introuvable (s. d. Art.), Jules Maréchal de camp, Generaladjutant des Königs und Pair, zu welcher Würde durch den Tod des Vaters (1817) auch Armand mit dem Herzogstitel gelangte. Beide zeigten sich fortwährend als Gegner aller constitutionellen Einrichtungen und Jules insbesondere bewährte durch Begünstigung der Jesuiten und Unterwürfigkeit gegen die Geistlichkeit einen solchen Ultramontanismus, daß ihm 1822 der Papst den Titel und das Wappen eines römischen Fürsten verlieh, seit welcher Zeit er sich Fürst von P. nannte. Er ward 1823 an Chateaubriand's Stelle Gesandter in London, wo er mit den Tory's, besonders mit Wellington, im schönsten Einverständnisse lebte, kam aber, nachdem Karl X. die Regierung angetreten hatte, öfter auf längere Zeit nach Paris, wo diese geheimen Reisen, die rege Verbindung mit den englischen Tory's, der hervortretende Einfluß Wellington's auf die französische Politik und die ultramontanen Neigungen des Hofes, als deren einer der Hauptlenker Jules schon damals galt, nicht die beste Stimmung im Volke erzeugten. Letztere, so wie der Widerstand Villèle's und der folgenden Minister verhinderten aber vor der Hand noch seinen gewünschten Eintritt ins Cabinet, obgleich der Intriguen deßhalb viele gespielt wurden, wie unter andern die in den Reden Jules P.'s in der Pairskammer öfter ausgesprochene große Anhänglichkeit an die constitutionellen Grundsätze bezeugt. Nachdem er aber noch im Laufe des Jahres 1829 in London Antheil an der Conferenz wegen der griechischen Angelegenheiten genommen, mit Wellington über die künftigen politischen Principien sich verständigt und die ultramontane Congregation des Hofes in Paris Alles vorbereitet hatte, ward er den 8. Aug. 1829 zum Präsidenten eines neuen Ministerium gewählt, wobei er zugleich das Portefeuille des Auswärtigen übernahm. Mit ihm zugleich wurden Courvoisier Großsiegelbewahrer, Bourmont Kriegsminister, Montbel Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Haussez Seeminister, Labourdonnaye Minister des Innern, Chabrol de Crousol Finanzminister, Mangin Polizeipräfect und Frayssinous erhielt die Aufsicht über die Besetzungen der geistlichen Stellen. Doch allgemein war die Unzufriedenheit; Chateaubriand und viele andere hohe Staatsdiener legten ihre Ämter nieder, Andere wurden entlassen; die Journale kämpften mit allen Waffen gegen das Ministerium P. und den englischen Einfluß auf dasselbe; die Kammern widersetzten sich; in mehreren Departements entstanden Steuerverweigerungsvereine und häufige Feuersbrünste im nördlichen Frankreich waren üble Vorboten. Zwar wurden mehrere Journale mit Beschlag belegt, die entstandenen Vereine unterdrückt, der ultraroyalistische Labourdonnaye entlassen und Guernon de Ranville ins Ministerium berufen, die Beamten auf Controllirung der politischen Gesinnungen der Unterthanen angewiesen, alle Schritte mit Mäßigung gethan und zur Abwendung der Aufmerksamkeit der Nation eine große Expedition unter Bourmont nach Algier geschickt; doch zogen sich bald drohende Wolken am politischen Horizonte Frankreichs herauf. Die Wahlen in der Deputirtenkammer waren größtentheils liberal ausgefallen und die Adresse derselben auf die Thronrede, von einer Majorität von 221 beschlossen (am 18. März 1830), sprach unverholen den Mißmuth des Volks über das Ministerium aus, der durch die Auflösung der Kammer (den 16. Mai 1830) und Absetzung vieler liberalen Beamten nur vergrößert ward. Chabrol und Courvoisier traten jetzt aus dem Ministerium und wurden durch Peyronnet und Chantelauze ersetzt, zu denen noch Capelle als Minister der Staatsbauten kam. Doch auch die neuen Wahlen in den Kammern waren trotz aller Gegenmaßregeln zum Nachtheile des Ministerium ausgefallen und schon neigte sich dasselbe

zum Nachgeben, als die Nachricht von der Eroberung Algiers den Muth der Hofpartei und die Eitelkeit und den Eigensinn des Fürsten von P. wieder steigerte. Man beschloß nun kräftige Maßregeln zur Begründung einer absoluten Königsgewalt; es erschienen die berüchtigten 6 Ordonnanzen (den 25. Juli 1830), welche die Julirevolution hervorriefen und die ältere bourbonische Linie vom Throne stürzten (s. Aufstände der neuesten Zeit). P. flüchtete in die Tuilerien, gab von dort aus die Befehle und wies stolz jede Mahnung zur Nachgiebigkeit von sich; doch mußte er den 29. Juli nach St. Cloud flüchten und, als der König nach Cherbourg abreiste, unter der Verkleidung eines Bedienten sich verstecken. Da er aber hier öfters in Gefahr war von den aufgebrachten Gardes du corps erschossen zu werden und von den Hofleuten mit beständigen Schmähungen überhäuft ward, trennte er sich in der Nähe von Cherbourg und gelangte unter der Verkleidung eines Bedienten der Marquise von St. Fargeau nach Granville. Hier ward er aber den 15. Aug. als verdächtig verhaftet und, nachdem er sich entdeckt hatte, nach St. Lo und von da nach Vincennes gebracht, wo bereits Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville eingebracht waren. Die Pairskammer bestätigte seine Verhaftung und das Volk forderte seine Hinrichtung; doch decretirte die Pairskammer, als bestallter Gerichtshof, nur, daß die vier Angeklagten als des Hochverraths schuldig aller ihrer Titel, Grade und Orden verlustig sein und in lebenslänglicher Haft bleiben sollten, wobei es auch trotz eines gefährlichen Auflaufs des Volks, der jedoch bald gestillt wurde, blieb. Die Gefangenen wurden den 29. Dec. 1830 nach dem Schlosse Ham in der Picardie gebracht, wo sie gegenwärtig noch sind. Die Gemahlin und die Kinder P.'s erhielten bald darauf die Erlaubniß, bei ihm zu bleiben. In seiner Haft schrieb er eine Widerlegung von Capefigue's „Histoire de la restauration" unter dem Titel: „Considérations politiques etc." (Paris 1832). Sein Charakter als Mensch wird von Freunden und Feinden untadelhaft gefunden. — Sein Bruder **Armand**, welcher später Oberstallmeister Karl's X. geworden war, folgte diesem und lebt bei ihm in Prag; **Melchior**, welcher 1814 nach Frankreich kam, darauf Maréchal de camp und Kammerherr des Dauphin wurde, befindet sich noch in dessen Gefolge. 66. 37.

Poliren, franz. polir; engl. polish, heißt die Kunst, einem von Natur rauhen und scharfen Körper eine glatte und glänzende Oberfläche zu geben. Die Art und Weise des Polirens, so wie die dabei anzuwendenden Werkzeuge sind sehr verschieden, je nachdem der zu polirende Körper härter oder weicher ist. Manche werden durch ein bloßes Reiben mit Pulvern und gewissen Tüchern, andere mit besonderen **Schlicht-** und **Polirfeilen** bearbeitet. Gold, Silber, Kupfer, Messing und ähnliche Metalle glättet oder polirt man oft mit einem harten, blanken, gut abgerundeten, mit einem hölzernen Griffe versehenen **Polirstahle** oder **Polirsteine** von Achat, Jaspis, Feuerstein 2c. Gerber, Schuhmacher, Sattler, Riemer und andere Lederarbeiter bedienen sich zum Glätten gewöhnlich einer **Glättkeule** und **Glättkugel** von Glas; Messerschmiede, Stahlarbeiter und Scheerenschleifer dagegen einer **Polirscheibe**; der Kupferschmied, Klempner und andere Blechschmiede glätten die Metallbleche mittelst eines **Schlicht-**, **Glanz-** oder **Polirhammers** und der **Polirstöcke**. In Gold- und Silberdrahtfabriken hat man **Polirbänke** 2c. Eine eigene Art der Glättung und Verschönerung der Oberflächen ist das Glasiren und Emailliren (s. diese Artt.). 26.

Politik (von πόλις, Stadt, Staat) ist überhaupt der Inbegriff alles dessen, was zur Realisirung der Idee vom Staate gehört und erscheint entweder als **Staatslehre** (theoretische P.), welche in ihrem allgemeinen Theile die Idee des Staates entwickelt und als philosophische Wissenschaft auch **angewandte Moral** heißt, im besonderen Theile die Lehren von der Einrichtung und Verwaltung eines Staats enthält; oder als **Staatskunst** (praktische P.), welche als Anwendung

der aufgestellten Regeln in innere (Staatsverwaltung) und äußere P. (Feststellung eines Staats in seinem Range zu andern), welche durch die Diplomatie (s. d. Art.) wirkt, zerfällt. Da nun aber die Ausübung der P. schon an sich, besonders aber die äußere, bei den vielfach sich kreuzenden Interessen, den höchsten Grad von Scharfsinn und Klugheit erfordert, so hat man den Begriff der P. nicht allein durch Staatsklugheit bezeichnet, sondern ihn sogar auf den Begriff der Lebensklugheit überhaupt übergetragen und pflegt einen Menschen, der die verschiedenen Lebensverhältnisse mit Klugheit und Gewandtheit zu benutzen versteht, politisch zu nennen. Politiker ist Staatsmann; dann Jeder, der sich gern mit P. beschäftigt. Das neueste Werk über P. ist F. C. Dahlmann, „Die Politik auf den Grund und das Maß gegebener Zustände zurückgeführt" (Gött. 1835 ff.). 9.

Politische Arithmetik nennt man das Verfahren, die durch Zahlen bestimmten Verhältnisse in der Staatsverwaltung auf gewisse allgemeine Regeln zurückzuführen und daraus im gegebenen Falle Schlüsse ziehen. Es gehören dazu die Summe der Einw. in Bezug auf die Geburten, die Sterblichkeit, die Consumtion 2c., die Resultate des Steuerwesens, die Handelsbilanz, die Production, die Verhältnisse der Classen, Stände und Geschäftszweige der Einw. u. a. m., kurz Alles, was die Statistik eines Landes zu beachten hat, wobei aber auch auf besondere Eigenthümlichkeiten des Staates, Klima, Boden, Charakter der Einw. u. s. f. Rücksicht genommen werden muß. Der Begründer der polit. Arithmetik ist J. P. Süßmilch (s. d. Art.). 30.

Polize, Polizza, ist im Allgemeinen eine der Vorsicht halber ausgefertigte Schrift, eine Vertragsschrift, besonders aber das Instrument über die Bedingungen eines geschlossenen Assecuranzvertrages; im Seewesen die zweite Partei. 38.

Polizei (von πολιτεία, Staatsverwaltung), franz. police; engl. polity, police, enthält im Allgemeinen denjenigen Theil der Verwaltung, welcher sich mit der Beaufsichtigung und mit vorbeugenden Maßregeln beschäftigt; im eigentlichen Sinne aber das, was man unter der Sicherheitspolizei versteht. Montesquieu in seiner Schrift: „De l'esprit des loix" sagt: „Bei der P. sei es in der Regel mehr die Obrigkeit (le magistrat) als das Gesetz, welche strafe; wogegen beim Urtheile über Vergehungen das Gesetz es sei, das die Strafe anordne, nicht die Obrigkeit. Das Verfahren der P. gründe sich mehr auf Vorschriften (règlemens) als auf Gesetze. Sie beschäftige sich mit Kleinigkeiten (détails), welche aber täglich wieder vorkommen und deren Behandlung sich nicht gern an die gewöhnlichen Formen binden lasse." Als Zweig der Administration steht in gebildeten Staaten die P. durchaus unter der Justiz. Man unterscheidet gemeiniglich I. die Sicherheits-, II. die Ordnungs- und III. die Wohlfahrtspolizei. Bei zusammengesetzten Namen, z. B. Hafenpolizei, Schifffahrtspolizei, gebraucht man jedoch den Ausdruck im Allgemeinen. — Bei der Sicherheitspolizei werden die Hoheitspolizei, als die für Abwendung von Gefahr von Außen (besonders im Kriege) bestimmte, und die eigentliche Landespolizei, welche sich mit der Sicherheit im eigenen Lande abgibt, unterschieden. Zur letzteren gehören überhaupt alle die Vorkehrungen gegen Attentate und grobe, diesen ähnliche Fahrlässigkeiten. Daher die Zuchtpolizei gegen liederliches Gesindel und Excedenten aller Art, dann die Feuerpolizei, die Straßenpolizei u. a., welche die Sicherstellung gegen Gefahren von diesen Seiten bezwecken. — Die Ordnungspolizei würde dann alle die Veranstaltungen in sich fassen, welche ein dergestalt geordnetes Verhalten betreffen; so daß entweder Gefahr nicht wohl entstehen oder die entstandene leicht abgewendet werden kann. Allein gleich hier zeigt sich das Schwankende des Begriffs, indem alle dergleichen Maßregeln an anderen Orten eben so gut unter die Sicherheitspolizei gerechnet werden; ja man hat mitunter die ganze Administration, mit bloßer Ausnahme der Abgabenforderung, zur P. zu ziehen gesucht. Ferner gehören dazu die Handwerks- und Innungs-

sachen und alle Angelegenheiten, welche die Verschaffung eines regelmäßigen und gesicherten Aufenthalts der Menschen neben einander betreffen; daher auch Bausachen. — Die Wohlfahrtspolizei endlich würde sich mit Hinwegräumung aller der Hindernisse, die dem allgemeinen Wohlbefinden entgegenstehen, so wie mit Herbeischaffung aller der Mittel, welche den Wohlstand befördern, abzugeben haben. Alles dieses greift jedoch theils an sich selbst so sehr in einander, theils in die eigentlichen Rechte der Staatsbürger ein, daß man den Begriff „P." zu den schwankendsten zählen kann, die es gibt. Hierzu gehört besonders die so häufig übersehene Frage: „Soll die P. für Aufrechthaltung der Moral im Volke mit beitragen oder darf sie solche ungestraft beengen? Man hat endlich noch die geheime P., welche in verschiedenen Ländern, besonders in Frankreich (wo die Stände selbst das Geld zu geheimen Ausgaben verwilligen), Neapel, Piemont, Polen, Spanien u. a., ihr Wesen getrieben hat. Die Vertheidiger derselben haben dazu die Frage aufgeworfen: „Ob nicht dem Staate, welcher geheime Unternehmungen (Umtriebe) gegen sich vermuthe, erlaubt sein müsse, diesen mit gleichen Mitteln entgegenzuwirken?" Allein, da selbst in moralischen Dingen die Wirkung allemal der Ursache verwandt ist und außerdem das Unrecht des Einen den Andern nie zu Gleichem berechtigen kann, so hat die Sache im natürlichen Rechtsgefühle des geraden Sinnes stets mehr Widersacher als Solche gefunden, von denen sie als erlaubte Nothwehr hätte mögen zugelassen werden. Hierzu kommt, daß man nur Personen von höchst zweideutigem Charakter, auf deren Treue in die Länge nicht zu rechnen ist, dazu gebrauchen kann und daß durch solche Gesellschaft die übrigen Zweige der Verwaltung zugleich mit verdächtigt und in der Meinung des Volkes herabgesetzt werden. Es ist ihr daher in Frankreich sogar öffentlich vorgeworfen worden, daß man zu besonderen Zwecken durch ihre geheimen Agenten Vergehungen anzetteln und denunciren lasse. Bei den Briten, bei denen z. B. das Postgeheimniß so geachtet wird, daß die Behörden die nicht untergebrachten Briefe, nachdem die öffentliche Anfrage nach den Adressaten gehörige Frist ausgehangen hat, sogar nebst den darinnen befindlichen Banknoten u. a. uneröffnet öffentlich zu verbrennen genöthigt sind, haben dergleichen geheime Machinationen, selbst als Repressalien, nirgends Eingang gefunden; doch hat sich ihre Regierung auf einer unendlich höheren Stufe moralischer Sicherheit erhalten, als die bei ihren Nachbarn auf dem Festlande. Vrgl. „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats" von R. Mohl (Tüb. 1832—1834. 3 Bde. 8.). 10.

Poliziano (Angelo), eigentlich Ambrogini (spr. Ambrodschini), einer der vorzüglichsten italienischen Schriftsteller des XV. Jahrh., am 14. Juli 1454 zu Montepulciano (von welchem Städtchen sich auch sein Name herleitet) geboren, erhielt in den Schulen von Florenz einen vortrefflichen Unterricht im Lateinischen und Griechischen und ward auch mit der platonischen und aristotelischen Philosophie vertraut. Schon in seinem 13. Jahre fing er an lateinische und griechische Werke auszuarbeiten und benutzte sein Talent, um sich eine bessere Existenz, als ihm sein Vater bieten konnte, bei seinem Schulfreunde Lorenzo von Medici zu verschaffen. P. erfreute sich bald der innigsten Zuneigung seines Gönners, als er das berühmte Turnier (1468), worin dieser und sein Bruder Julian siegten, in italienischen Stanzen besang. Lorenzo nahm den Dichter in sein Haus auf, wo er nach seinem Geschmacke ganz den Wissenschaften leben konnte, und übertrug ihm die Erziehung seiner beiden Söhne, Pietro und Giovanni, von denen der erstere als Nachfolger seines Vaters in der Verwaltung der Republik Florenz, der andere als Papst Leo X. glänzte. Sein italienisches Gedicht ließ P., welcher sich als Gelehrter mehr mit der griechischen und lateinischen Poesie befassen zu müssen glaubte, leider unvollendet; wozu auch der Tod Julian's durch die Dolche der Pazzi (1478), deren Verschwörung er als Schützling der Medici nicht ganz unparteiisch in seinem „Com-

mentarius Pactianae conjurationis" (Flor. 1478. 4. Neap. 1769. 4. Pisis 1800. 4.) beschrieb, nicht wenig mag beigetragen haben. In seinem 29. Jahre erhielt er die Professur der griechischen und lateinischen Sprache zu Florenz und bald wetteiferte er in seinen vielbesuchten Vorlesungen mit seinen früheren Lehrern, ohne sich jedoch mit diesen zu entzweien. Neben dieser öffentlichen Wirksamkeit war er stets mit der Bearbeitung, Übersetzung und Herausgabe alter Schriftsteller beschäftigt. Auf die Bitte Innocenz' III., an dessen Hof er seinen Schüler Pietro von Medici begleitet hatte, übertrug er Herodian's Kaisergeschichte ins Lateinische und erhielt für diese Arbeit von dem Papste zur Belohnung und zur Aufmunterung zu ähnlichen Arbeiten ein Geschenk von 200 Goldthalern. Geldunterstützung hatte P. freilich nicht nöthig; denn außer seinem Unterhalte in der Familie der Medici hatte er ein einträgliches Priorat und ein reiches Kanonikat zu Florenz; er verwandte aber seine Einkünfte auf die Aufspürung und Sammlung alter Classiker und legte in Verbindung mit anderen berühmten Gelehrten den Grund zu der laurentinischen Bibliothek, welche lange als die reichste in Europa galt und aus der er seine reichhaltigen Bemerkungen über die alte Literatur („Miscellanea," Flor. 1489. Fol.) zog. Nach dem Tode Lorenzo's nahm sich Pietro seines Lehrers mit gleicher Sorgfalt an; allein P. folgte seinem edlen Freunde bald nach. Er starb am 24. Sept. 1494. P.'s Moralität wird von einigen Zeitgenossen verdächtigt, von anderen vertheidigt. In seinen letzten Jahren war er Doctor des kanonischen Rechts geworden und hatte von dem Könige von Portugal den Auftrag erhalten, die Entdeckungen der Portugiesen zu beschreiben. Der Tod überraschte ihn vor der Ausführung dieses Plans. P.'s zahlreiche und gehaltvolle lateinische Werke sind öfter (Ven. 1498. Fol. Flor. 1499. Fol. Bas. 1553. Fol.) gesammelt und können hier nicht näher charakterisirt werden, da wir unsere Aufmerksamkeit vorzüglich seinen Leistungen in der italienischen Sprache zuzuwenden haben. Seine Stanzen („Stanze", Bol. 1494. 4. u. öft. N. E. Brescia 1806. 4.) übertreffen an correcter Leichtigkeit und Anmuth der Sprache und der ganzen Manier Alles, was zwischen ihnen und den Gedichten Petrarca's liegt, wenn sie auch gerade nicht von Seiten der Erfindung großes Lob verdienen. Sein dramatisches Spiel „Orpheus" („Orfeo", Siena 1512. 8. N. E. Ven. 1776. 4.), die Arbeit von nicht mehr als zwei Tagen, welche er zu Ehren des Cardinals Gonzaga von Mantua übernahm, ist freilich ohne allen dramatischen Geist und nur ein zufälliges Aneinanderreihen einzelner Scenen ohne alle Verwickelung, aber es macht schon deßwegen in der italienischen Literatur Epoche, weil es das erste poetische Erzeugniß seiner Art ist. Unübertrefflich ist das Triumphlied zu Ehren des Bacchus, welches das Stück beschließt. Einige kleinere Gedichte P.'s beurkunden nicht weniger als seine größeren Werke ein ausgezeichnetes Dichtertalent. Seine Poesien in italienischer Sprache, welche für unsere Zeit als die bedeutendsten seiner Leistungen betrachtet werden müssen, sind mehrmals (Mil. 1808. 8. Fir. 1814. 2 Voll. 12. und 1816. 2 Voll. 16. Ven. 1819. 2 Voll. 18.) gesammelt. 67.

Pollen, s. Anthere.

Pollio (Asinius), s. Asinius Pollio.

Pollux, s. Dioskuren.

Pollux (Julius), aus Naukratis in Ägypten, ein berühmter Grammatiker und Rhetor im II. Jahrh. n. Chr., machte seine Studien in Rom und zeichnete sich bald so aus, daß ihm, trotz der Angriffe von Lucian und Athenodor, eine Menge Schüler zuströmten und der Kaiser Marc Aurel ihn nicht nur zum Lehrer seines Sohnes Commodus ernannte, sondern ihm auch später den Lehrstuhl der Beredsamkeit zu Athen gab, wo er 58 Jahre alt um 190 n. Chr. starb. Von seinen vielen verloren gegangenen Werken besitzen wir nur ein dem Commodus gewidmetes „Ὀνομαστικὸν" in 10 Büchern, ein wohlgeordnetes Verzeichniß der Synonymen,

voll der scharfsinnigsten Bemerkungen und mit Auszügen aus vielen verlorenen Schriften, welches für den Sprachforscher von unschätzbarem Werthe ist. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Aldus (Venedig 1502. Fol. ed. pr., sehr fehlerhaft), Junta (Florenz 1520. Fol.), Seber (Frankf. a. M. 1608), Wetstein (ed. Hemsterhuys. Amsterd. 1706. 2 Voll. Fol. die beste Ausgabe). — Ein anderer, sonst unbekannter Julius P., im IV. Jahrh. n. Chr., wird als Verfasser einer Weltgeschichte unter dem Titel: „Historia physica" (herausgegeb. von Ign. Hardt, München 1792. 8.) genannt. 16.

Polnische Literatur, s. Slawische Literatur.

Polnische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Polen rechnet nach Gulden zu 30 Groszy à 10 Denary. Die alten wirklichen polnischen Münzen sind folgende. In Gold: Ducaten à 18 Gulden, den holländischen gleich; in Silber: Stücke von 6 Gulden, 11 Loth 9 Grän fein; 2 Gulden, 10 Loth fein; 1 Gulden, 8 Loth 10 Grän fein; 10 und 2 Groschen, 3 Loth 5 Grän fein. Die neuen polnischen Münzen sind vorschriftmäßig dem russischen Münzfuße gleich ausgeprägt. In Gold: Ducaten à 25 Fl., 22 Karat fein, 102 holl. Aß schwer; doppelte Ducaten im Verhältnisse; neue russische Ducaten oder 3 Rubel-Imperials, seit 1834 mit der Inschrift in russischer Sprache: „3 Rubel" und der polnischen: „20 Sloty" (Gulden). In Silber: Stücke von 10 und 5 Gulden, 13 Loth 16 Grän; 2 und 1 Gulden, 9 Loth 9 Grän fein; 10 und 5 Groschen, 3 Loth 3 Grän fein. Die russisch-polnischen Silbermünzen sind: Stücke von 15 Kopeken 1 Fl. oder 30 Kopeken, 2 Fl. oder 75 Kopeken, oder 5 Fl. und $1\frac{1}{2}$ Rubel oder 10 Fl. mit der polnischen Inschrift: „1, 2, 5 und 10 Slot." In Kupfer: Stücke von 3 und 1 Slot. II. Längenmaß: 1 Stopa (Fuß) = 12 Caly (Zoll) = 144 Linii (Linien) = 288 Milimetry (Milimetres) = $127\frac{7}{8}$ par. Linien; 1 Lokiec (Elle) = 2 Stopy = 4 Cwierci (Viertel) = $255\frac{1}{4}$ par. Linien; 1 Sazén (Klafter) = 6 Stopy; 1 Pret (Ruthe) = $7\frac{1}{2}$ Lokci = 10 Preciey (Ruthchen) = 100 Lawecy; 1 Sznur = 10 Prety (Ruthen); 1 Mila (Meile) = 14816 Lokci 12 Caly 3,74 Linii. III. Flächenmaß: 1 □Fuß = 4 □Viertel = 144 □Zoll = 20736 □Linien = 82944 □Millimètres; 1 Wloka (Feldhufe) = 300; 1 Morgy (Morgen) = 300 □Prety; 1 □Ruthe = $56\frac{1}{4}$ □Elle = 100 □Perciey = 10000 □Lawecy. IV. Getreidemaß: 1 Korzec (Scheffel) = 4 Cwierci (Viertel) = 32 Garcy = 128 Kwarty = 512 Kwatercy = 6452,8 par. Cubikzoll; 1 Laszt (Last) = 30 Korcy. V. Flüssigkeitsmaß: 1 Beczka (Faß) = 25 Garcy = 100 Kwarty; 1 Stangiew = 2 Beczki; 1 Oxhoft = 60 Garny; 1 Kwarta = 50,412416 par. Cubikzoll. VI. Gewicht: 1 Funt (Pfund) = 16 Uncyi (Unzen) = 32 Loty (Loth) = 128 Drachmy = 384 Skrupuly = 9216 Grany = 8437 holl. Aß; 1 Centner = 4 Kamienti (Stein) = 100 Pfund. Das Gold- und Silbergewicht ist die köln. Mark von 4864 holl. Aß und das Apothekerpfund = 7459 holl. Aß. 33.

Polnische Sprache, s. Slawische Sprachen.

Polo (Gil), s. Montemayor.

Polo (Marco), ein berühmter italienischer Reisender des XIII. Jahrh., welcher den ersten Aufschluß über die östlichen Länder Asiens gab, stammte aus einer reichen venetianischen Kaufmannsfamilie und wurde selbst zum Handel erzogen. Sein Großvater, Andrea Polo, hatte drei Söhne, Marco, Maffeo und Nicolo (unsers Marco Vater), von welchen die beiden Letzten 1250 eine Handelsreise nach Constantinopel, welches sich damals in den Händen der Abendländer befand, unternahmen. Nachdem sie ihre Waaren vortheilhaft angebracht hatten, setzten sie den Erlös in Edelsteine um und gingen 1256 über die Wolga nach Bolgar, der Residenz Barkah's, eines Enkelsohns des berühmten Eroberers Tschingischan, wo sie eine gute Aufnahme fanden und ihre Juwelen theuer verhandelten. Als

aber nach zwei Jahren ein Krieg zwischen Barkah und seinem Vetter Holagu (s. d. Art.) ausbrach, wollten sie auf der östlichen Seite des kaspischen Meeres nach Constantinopel zurückkehren und waren schon zu Bochara angelangt, als sie ein Gesandter Holagu's bewog mit ihm an den Hof des Kaisers der Tataren zu gehen. Nach einer Reise, die nicht weniger als ein ganzes Jahr dauerte, kamen sie in der Residenz an, wo sie sehr freundlich bewirthet wurden und von dem Kaiser den Auftrag erhielten, nach Rom zu reisen und den Papst zu bitten, ihm christliche Missionaire in sein Land zu schicken. Die Reisenden brachen bald wieder auf und langten glücklich zu Giazza in Kleinarmenien an, wo sie sich nach Saint-Jean-d'Acre einschifften (1269). Hier erfuhren sie den Tod des Papstes Clemens IV. und beschlossen sich erst nach der Wahl eines neuen Papstes ihres Auftrags zu entledigen. Die Zwischenzeit benutzten sie, um ihre Heimath wieder zu sehen; Nicolo fand sein Weib, welches er schwanger zurückgelassen hatte, todt, aber einen Sohn von neunzehn Jahren, welcher derselbe Marco war, von dem dieser Artikel sprechen soll. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Italien gingen die beiden Brüder nach Syrien und nahmen den jungen Marco mit. Zu Saint-Jean-d'Acre erhielten sie von Tebaldo de Vicenza, welcher unterdessen zum Papste (Gregor X.) gewählt worden war, zwei Predigermönche, die sie aber aus Furcht schon eher wieder verließen, als sie in das Innere des Landes eindrangen. Zu Balch befiel den jungen Marco eine Krankheit, welche sie nöthigte ein ganzes Jahr in dieser Stadt still zu liegen. Darauf reisten sie weiter und kamen endlich, nachdem sie unwegsame Berge überstiegen und die Wüsten Lop und Kobi durchirrt hatten, nach China zu dem Großmogul, dem sie die Beglaubigungsschreiben und die Geschenke des Papstes (welche in Kleinigkeiten bestanden) überreichten. Der Großmogul nahm sie sehr gnädig auf und faßte besonders eine große Vorliebe für den jungen Marco, welcher sich die Sprache des Landes schnell aneignete und sich in die Gewohnheiten und Sitten der Bewohner bald zu schicken wußte. Das Zutrauen, welches er genoß, war so unbeschränkt, daß er mit den wichtigsten Aufträgen nach den entferntesten Provinzen des ungeheuren Reichs geschickt wurde und große Macht in seine Hände bekam. Marco benutzte diese Geschäftsreisen, um sich über die Sitten und Gebräuche der Völker, welche er besuchte, und über die Natur und die Merkwürdigkeiten der verschiedenen Länder genau zu unterrichten. Er war sogar 3 Jahre hindurch Gouverneur der Stadt Yang-tschu-fu und begleitete diese wichtige Stelle zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch sein Vater und sein Oheim leisteten dem Beherrscher der Tataren bedeutende Dienste und hatten sich 17 Jahre recht wohl in diesem Lande befunden, als sie die Lust anwandelte, ihr Vaterland wieder zu sehen. Aber der Kaiser war unbeweglich, bis sie durch eine List die Erlaubniß zur Abreise erhielten. Die Gesandten Argūn's, eines tatarischen Fürsten in Persien, waren bei dem Großmogul angelangt, um eine kaiserliche Prinzessin als Gemahlin ihres Herrn abzuholen. Da aber der Landweg unsicher war, so schlug Marco eine Reise zur See vor. Eine Flotte wurde ausgerüstet und die Venetianer mit der sicheren Geleitung der Braut beauftragt. Sie umschifften China, Sumatra, Ceylon und das Cap Comorin und landeten glücklich zu Ormus. Nachdem sie sich ihrer Aufträge entledigt hatten, kehrten sie über Trapezunt und Constantinopel nach Italien zurück und kamen 1295 nach 26jähriger Abwesenheit wieder nach Venedig. Ihre Häuser waren von ihren Verwandten in Besitz genommen und Niemand wollte sich ihrer, besonders da sie ihre Muttersprache fast verlernt hatten und eher Asiaten als Europäern glichen, erinnern; als sie aber ihre Edelsteine und Kostbarkeiten vorzeigten, erkannte sie fast die ganze Stadt sogleich wieder und drängte sich zu ihnen. Marco war bald der Liebling der jungen Welt; man nannte ihn, weil er stets von Millionen sprach, „Mes-er Marco Millioni" und noch in neuerer Zeit nannte man seinen Palast „Corte del Millioni." Kurz nach seiner Ankunft wurde

Marco zum Befehlshaber einer Galeere bei der Flotte, welche gegen Genua segelte, ernannt. Die Venetianer wurden aber geschlagen und Marco nach Genua gebracht, wo sich Alle um ihn drängten, um seine Reiseabenteuer zu hören. Marco, des steten Wiederholens müde, entschloß sich endlich seine Reise und seine Beobachtungen niederzuschreiben, und wir hätten also diesen höchst wichtigen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde unbescheidener Neugier zu verdanken. Der Bericht soll um das Jahr 1298 niedergeschrieben sein. Als Marco seine Freiheit wieder erhielt, kehrte er nach Venedig zurück und scheint daselbst ein ruhiges Leben geführt zu haben. Er starb um das Jahr 1324. Die Glaubwürdigkeit der Erzählung Marco P.'s wurde, obschon er auf seinem Todesbette die Wahrheit derselben beschworen hatte, bis zur neuesten Zeit in Zweifel gezogen. Jetzt weiß man durch andere mehrfache Berichte, daß Vieles, was man für offenbare Lüge hielt, wirklich vorhanden ist und zwar gerade so, wie es Marco schildert; freilich wird die Leichtgläubigkeit seiner Zeit nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Nach der gewöhnlichen Annahme schrieb Marco P. seine Reise in italienischer Sprache und zwar im venetianischen Dialekte; sie wurde oft herausgegeben und in mehrere Sprachen übersetzt. Die älteste Ausgabe (Ven. 1496. 8.) enthält nur einen ungenügenden Auszug; Ramusio gab sie zuerst in seiner Sammlung von Reisebeschreibungen (1553) vollständig; eine bessere Ausgabe erschien Ven. 1626. 8., eine genügende besorgte erst G. B. Baldelli Boni unter dem Titel: „Viaggi di Marco Polo"; (Firenze 1827. 4 Voll. 4.). Eine vorzügliche deutsche Übersetzung mit einem Commentare gab F. Peregrini, Zwickau 1802. 8. (Vgl. Pl. Zurla, „Di M. Polo et degli altri viaggiatori Veneziani più illustri", Ven. 1818—1819. 2 Voll. 4.) 66.

Polonaise (spr. Polonáse) heißt ein beliebter polnischer Nationaltanz. Die Melodie desselben bewegt sich im ¾ Tact in einem Zeitmaße, welches zwischen Andante und Allegro die Mitte hält, besteht aus zwei Theilen, denen oft ein oder mehrere Trios folgen und hat das Eigenthümliche, daß Accent und Cäsur stets auf dem schlechten Tacttheile ruhen. Die Anzahl der Tacte ist nicht bestimmt, nur muß der Rhythmus stets geradzählig bleiben. Ernst, Würde und melancholische Zärtlichkeit ist das Charakteristische der P., wie sie in Polen selbst national ist; ihre Nachahmungen aber, wie wir sie in Deutschland in Massen erhalten, tragen meist nicht einmal das Originalgepräge der Form, geschweige des Geistes, auch wird in Polen selbst der Tanz bei Weitem einfacher getanzt, während sich bei uns die Tanzkünstler in verwickelten dem Charakter der P. ganz fremden Touren zu überbieten pflegen. — Mit der eigentlichen P. sind nicht die sehr gewöhnlich gewordenen Sätze für Instrumental- und Vocalmusik zu verwechseln, die sich im Polonaisentacte bewegen, ohne den Charakter der P. zu besitzen. Sätze dieser Art, die man häufig in Opern, Symphonien rc. findet, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: „alla Polacca". 29.

Polyadelphia (vielbrüderige Pflanzen) nannte Linné seine 18. Classe, welche diejenigen Gewächse in sich begreift, wo die Blüthen mit Staubfäden versehen sind, die in mehrern Partien zusammengewachsen oder gleichsam verbrüdert sind. (Vergl. Adelphia und Botanik.) 21.

Polyänus, ein griechischer Schriftsteller aus dem II. Jahrh. n. Chr. um 160, aus Macedonien gebürtig, schrieb als Lehrer der Rhetorik in rhetorischem Style über Taktik. Sein Werk ist betitelt: „Στρατηγηματικά" (8 Bücher). Die Ed. pr. ist von J. Casaubonus (gr. et lat. Lugd. Bat. 1589. 12.), dann von Pancr. Masvicius (Lugd. Bat. 1690. 8.). Neue Ausgaben sind von S. Mursinus (Berl. 1756. 8.) und Ad. Coray (Paris 1809. 8.). Eine deutsche Übersetzung (von Seybold), mit Anmerkungen und einigen neu aufgefundenen Stücken erschien Frankf. a. M. 1793 und 1794. 2 Bde. (Vergl. Kronbiegel: „De dictionis Polyaeni virtutibus" (Lips. 1770. 4.). 20.

Polyandria (vielmännige Pflanzen), bilden im Linnéschen Sexualsysteme die 13. Pflanzenclasse, nämlich diejenigen Gewächse, die eine große Zahl Staubfäden, von 20—1000, ohne ein bestimmtes Verhältniß ihrer Länge, in einer Blüthe enthalten. 21.

Polyarchie, Vielherrschaft, findet im Allgemeinen da statt, wo die oberste Staatsgewalt in den Händen mehrerer ist. Sie steht demnach der Monarchie entgegen und eine Art davon ist die Oligarchie (s. d. Artt.). — Dasselbe bedeutet Polykrätie, doch will man darunter lieber objectiv ein Herrschen über Vielerlei verstehen. 30.

Polybius, einer der gehaltreichsten griechischen Schriftsteller, ward geboren 205 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien, erhielt frühzeitig von Philopömen Unterricht in der Kriegskunst, bekleidete in der Folge die höchsten Ämter in seiner Vaterstadt, ging im Jahre 199 als Gesandter an Ptolemäus Epiphanes und wurde endlich 166 v. Chr. mit vielen anderen Häuptern des achäischen Bundes als Geißel nach Rom geführt, wo er sich bald die Achtung und Liebe der vornehmsten Römer, namentlich aber des Scipio Ämilianus erwarb und durch deren Verwendung Zutritt zu den römischen Staatsarchiven erhielt, deren Schätze er zu seinen historischen Arbeiten benutzte. Unter die merkwürdigen Schicksale seines Lebens gehört noch seine Gegenwart bei der Zerstörung Carthagos und Korinths, so wie bei der Belagerung von Numantia, sein Verdienst um Achaia, dessen Bürger ihm selbst eine Statue setzen ließen, und endlich sein unglückliches Ende im Vaterlande in Folge eines Sturzes vom Pferde (121 v. Chr.). Durch jene Theilnahme an Scipio's Feldzügen aber so wie durch das gründlichste Studium der ihm zu Gebote stehenden historischen Quellen, noch mehr aber durch seine Reisen nach den Alpengegenden, Gallien, Spanien, Afrika, Ägypten und Kleinasien hochgebildet und in Allem unterrichtet, was er zu seinem Geschichtsstudium bedurfte, schrieb er ein Werk: „*Ἱστορία καθολική*" (allgemeine Geschichte), durch welches er der Begründer und das Muster der pragmatischen Geschichtserzählung geworden ist. Keiner der alten Geschichtschreiber ist geistvoller, umfassender und durchdringender in Urtheil und Kritik von Staats- und Kriegssachen, als er. Überall zeigt sich sein Streben und ächt historisches Forschen nach Wahrheit, so wie die Ursachen der Erscheinungen bis in ihre geheimsten Tiefen zu verfolgen, wobei ihn überall strenge Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe bei reicher Erfahrung, tiefer Einsicht und geübtem Urtheile leiten. Seine Sprache dagegen ist leider nicht frei von Romanismen und einer gewissen Rauhheit, die vielleicht in seiner kriegerischen Bildung ihren Ursprung hat; großen Werth hat er aber wegen seiner genauen Chronologie. Sein Werk umfaßt blos den Zeitraum vom zweiten punischen Kriege bis zur Unterjochung Macedoniens durch die Römer und bestand ursprünglich aus 40 Büchern, von denen uns jedoch leider nur die 5 ersten vollständig, die übrigen blos in Fragmenten erhalten sind. Nach dem Zeugnisse anderer alten Schriftsteller war P. auch Verfasser von mehreren anderen Schriften, die jedoch ebenfalls verloren gegangen sind. Die Ed. pr. erschien 1530 Fol. per Vinc. Obsopoeum mit der Version des Nicol. Perottus. Dieser Ausgabe folgten die von If. Casaubonus (Paris 1609. Fol.); dann cum not. Casaub., F. Ursini, H. Valesii, Jac. Palmerii et suis von Jac. Gronovius (Amstel. 1670. 3 Voll. 8.), wiederholt cum glossar. Polyb. von J. A. Ernesti (Lips. 1763. sqq. 3 Voll. 8.) und endlich von J. Schweighaeuser. (Lips. 1789. 8 Voll. 8.). Polyb. Historiarum excerpta Vatic. ed. Aug. Mai (in Scriptor. vet. collect. T. II. p. 369); rec. Jac. Geel (Lugd. Bat. 1829. 8.); Polyb. et Appian. Hist. excerpt. Vatic. recogn. a. J. F. Lugd (Alton. 1830. 8.). Gute deutsche Übersetzungen lieferten Seybold (Lemgo 1779—1783. 4 Bde.) und von Benicken (Weimar 1820). (Vergl. Heyd, „Vita Polybii" Tubing. 1812. 8.) 20.

Polychord (Vielsaiter) nannte Friedr. Hillmer in Leipzig ein von ihm im Jahre 1799 erfundenes dem Contrabasse ähnliches Instrument, welches mit einem beweglichen Griffbrete und einem Bezuge von 10 Saiten versehen, jetzt aber verschollen ist. 29.

Polyclinicum, s. Klinik.

Polyeder, Polyedrum, Polyhedrum (von πολύ, viel, und ἕδρα, Sitz) nennt man den von ebenen Flächen eingeschlossenen Körper. Sind die denselben einschließenden Flächen gleiche und regulaire Polygone, so heißt das P. ein regulaires und kann in eine Kugel eingezeichnet werden. Die einzelnen begrenzenden ebenen Figuren heißen Seitenflächen, die Summe der Seitenflächen Oberfläche, die Durchschnittslinien der Seitenflächen Kanten, die Durchschnittspunkte der Kanten Ecken, die Neigungswinkel der Seitenflächen gegen einander Flächenwinkel und die in den Ecken durch die Kanten gebildeten Winkel Körperwinkel. Wenn man im Innern des P. irgend einen Punkt annimmt und von demselben nach den Ecken Linien zieht, so zerfällt das P. in eben so viele Pyramiden, als es Seitenflächen hat. Die hierher gehörigen Lehrsätze sind: 1) Zwei congruente P. können in congruente Pyramiden zerlegt werden. 2) Regulaire P. können nur dreierlei Figuren, das gleichseitige Dreieck, das Quadrat oder das regulaire Fünfeck zu Seitenflächen haben. 3) Es kann der regulairen P. nicht mehr als fünf geben, nämlich das Tetraeder, Oktaeder, Ikosaeder, Hexaeder und Dodekaeder. 4) Den Inhalt eines regulairen P. findet man durch Multiplication der Oberfläche mit dem dritten Theile des Radius der eingeschriebenen Kugel. — Polyedralzahlen sind die Summen der Punkte, welche sich auf die Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen der fünf regulairen Körper in gleicher Entfernung von einander verzeichnen lassen. Es sind demnach die Tetraedralzahlen 1, 4, 10, 20, 35, 56 rc.; die Hexaedralzahlen 1, 8, 27, 64, 125, 216 rc.; die Oktaedralzahlen 1, 6, 19, 44, 85, 146 rc.; die Dodekaedralzahlen 1, 20, 84, 220, 455 rc. und die Ikosaedralzahlen 1, 12, 48, 124, 255 rc. Näheres darüber findet man in Marpurg's „Progressionscalcul" (Berlin 1774). 40.

Polygamia ist die 23. Classe des Linné'schen Pflanzensystems, wozu er alle Pflanzen rechnete, welche entweder männliche und weibliche und Zwitterblüthen zugleich, oder letztere mit männlichen oder weiblichen Blüthen allein haben. 30.

Polygămie wird gewöhnlich die Vielweiberei (Polygynie) genannt, weil sie am häufigsten in dieser Form auftritt; doch gibt es auch noch uncultivirte Staaten, wo sie als Vielmännerei (Polyandrie) sich zeigt. Beide Formen der Ehe sind aber sowohl schon dem vollständigen Begriffe derselben, da sie natürlich nur die sinnliche Seite derselben ausmachen, und der Einrichtung der Natur zuwider, welche immer beide Geschlechter in ziemlich gleicher Anzahl neben einander leben läßt, als höchst nachtheilig für das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft selbst, da sie die Menschen erschlaffen läßt und für kräftige Entwickelung unfähig macht. Der weichliche Orient hat der P. stets gehuldigt und noch herrscht sie, so weit der Islam reicht, der 4 Weiber und eine unbestimmte Zahl Sklavinnen erlaubt, so wie in vielen andern Ländern Asiens, Afrikas und auf den Inseln der Südsee; die germanischen Stämme haben ihr aber nie gehuldigt und wie schon Moses, ohne sie zu verbieten, durch eine weise Gesetzgebung sie sehr beschränkte, so hat sich der Geist des Christenthums bestimmt gegen sie und für die Monogamie erklärt. — Nach der Anzahl der an eine Person des andern Geschlechtes verbundenen Individuen erscheint nun die P. unter dem Namen Bigamie (Doppelehe), Trigamie (dreifache Ehe) rc. 30.

Polyglotte (vielsprachisches Buch) ist eine Schrift, welche einen Gegenstand in verschiedenen Sprachen abhandelt, sei es als vielsprachiges Wörterbuch oder durch Nebeneinanderstellung von Übersetzungen einer Schrift in verschiedene Spra-

chen. In letzterer Beziehung gebraucht man den Namen vorzugsweise für diejenigen Bibeln, welche den biblischen Text in mehreren Sprachen enthalten. Die vorzüglichsten derselben sind 1) die complutensische (s. Alcala de Henares), von Cardinal Ximenez veranstaltet (von 1514—1517, hebräisch, Vulgata, Septuaginta, buchstäblich lateinisch, chaldäisch; 2) die antwerpener (v. 1569—1572. 8 Bde. Fol.), von Arias Montanus (s. d. Art.) besorgt, hebräisch, Vulgata, Septuaginta, chaldäisch, im N. T. auch syrisch; 3) die pariser (1645. 10 Bde. Fol.) von le Jay, die antwerpener P. mit arabisch und syrisch und im Pentateuch samaritanisch; die londner (1648—1687. 8 Bde. Fol.) von Brianus Walton, die pariser P. mit äthiopisch. In allen sind die verschiedenen Texte nochmals lateinisch übersetzt. 23.

Polygnōtos aus Thasos, ein berühmter griechischer Maler, der Sohn Aglaophon's und dessen Schüler, lebte um das Jahr 460 v. Chr. zu Athen. Durch ihn ward die Malerei auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe gebracht und, wenn er auch von den späteren Kunstheroen, einem Zeuxis, Parrhasios u. A., übertroffen wurde, so bleibt ihm doch das große Verdienst, zuerst den Figuren und Köpfen richtige Zeichnung und Ausdruck gegeben so wie auch vorzugsweise die Gegenstände seiner Darstellungen aus den Götter- und Heldenmythen genommen zu haben. Einige schreiben ihm außerdem die Erfindung einer schwarzen Farbe und, was noch wichtiger ist, des vierfarbigen Gemäldes (Tetrachrom) zu. Seine bewundertsten Gemälde waren außer denen, welche er für die Pöcile zu Athen und für den Minerven- und Dioskurentempel daselbst gefertigt hatte, ein Cyklus von Darstellungen aus dem trojanischen Kriege zu Delphi. 36.

Polўgon (griechisch), **Vieleck**, fr. polygone; engl. polygon, heißt jede von einer beliebigen Anzahl gerader Linien eingeschlossene ebene Figur. Die die Figur einschließenden geraden Linien heißen die Seiten, die Summe der Seiten der Umfang, Perimeter und die Durchschnittspunkte der Seiten Spitzen. Ferner nennt man jede gerade Linie, welche zwei nicht einer und derselben Seite angehörende Spitzen mit einander verbindet, Diagonale; die von den Seiten gebildeten inneren Winkel P.- oder Vieleckwinkel und die durch Verlängerung der Seiten über die Spitzen hinaus entstehenden Winkel die Außenwinkel des P. Die Polygone theilt man nach der Anzahl der Seiten in Drei-, Vier-, Fünf- rc. Ecke und besonders in regulaire Vielecke, wenn sie gleiche Seiten und Polygonwinkel haben, und irregulaire Vielecke, wenn dieß nicht der Fall ist. Sphärische P. oder Vielecke sind diejenigen, welche auf der Oberfläche einer Kugel von Bogen größter Kreise eingeschlossen sind. Die Franzosen nennen polygones gauches diejenigen P., deren Seiten nicht alle in einer Ebene liegen. Die P. oder Vielecke werden durch Diagonalen in Drei- oder Vierecke getheilt; hat ein P. allgemein n Seiten, so werden einer beliebigen Spitze derselben n—2 Seiten gegenüberliegen, die durch Ziehung sämmtlicher Diagonalen aus jener Spitze zu Grundlinien von n — 2 Dreiecken werden. Nimmt man aber im Innern des P. einen Punkt an, um von demselben nach allen n Spitzen gerade Linien zu ziehen, so ist dadurch das P. in n Dreiecke zerlegt worden. Die hierher gehörigen Lehrsätze sind folgende: 1) die Seiten, Winkel und Spitzen sind bei jedem P. in gleicher Anzahl vorhanden; 2) die Summe aller Winkel in einem P. beträgt so vielmal zwei rechte, als es Seiten hat, weniger zwei; 3) die Summe der Außenwinkel eines P. ist immer vier rechten gleich, sofern es keine einspringenden Winkel hat; 4) congruente P. können in congruente Dreiecke zerlegt und zusammengesetzt werden; 5) wenn in einem regulairen P. die Winkel halbirt werden, so laufen die Theilungslinien im Mittelpunkte der Figur zusammen; 6) in und um jedes regulaire P. kann ein Kreis beschrieben werden; 7) in und um jeden Kreis kann ein regulaires P. beschrieben werden; 8) den Flächeninhalt eines regulairen P. findet man

durch Multiplication seines Umfanges mit dem halben Radius des eingeschriebenen Kreises. — Polygonalzahlen nennt man Summen arithmetischer Reihen, deren erstes Glied 1 und deren Differenz 1, 2, 3, 4 ꝛc. ist, die man nach den verschiedenen Arten der Versinnlichung durch Drei=, Vier=, Fünf= ꝛc. Ecke Trigonal= oder Triangularzahlen, wenn der Unterschied der Glieder in der arithmetischen Reihe = 1 ist, Tetragonal= oder Quadrat=, Pentagonal=, Hexagonal=, Heptagonal=, Octogonal= ꝛc. Zahlen nennt, wenn der Unterschied 2, 3, 4, 5, 6 ꝛc. ist. So sind 1) 1, 3, 6, 10, 15, 21, 28 ꝛc. Trigonalzahlen; 2) 1, 4, 9, 16, 25, 36 ꝛc. Tetragonalzahlen; 3) 1, 5, 12, 22, 35, 51, 70 ꝛc. Pentagonalzahlen; 4) 1, 6, 15, 28, 45, 66, 91, 120 ꝛc. Hexagonalzahlen ꝛc. Alle diese Reihen stimmen darin überein, daß man durch Abziehen der Differenzen ihrer benachbarten Glieder auf eine beständige Größe kommt, welches die Eigenschaft einer arithmetischen Reihe vom zweiten Range ist. Sehr ausführlich findet man die Polygonalzahlen in Marpurg's „Progressionscalcul" (Berlin 1774) abgehandelt. 40.

Polyhistor ist ein Vielwisser. Der Name kommt schon im I. Jahrh. n. Chr. als Prädicat der Grammatiker vor und C. J. Solinus schrieb ein Buch unter diesem Titel über allerhand Gegenstände. In neueren Zeiten pflegten Gelehrte von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, wie Scaliger, Salmasius und Andere eben so genannt zu werden. In unserer Zeit möchte aber bei der Unmöglichkeit, viele Wissenschaften wegen ihres hohen Standpunktes gründlich zu studiren, dieser Titel eher einen Vorwurf enthalten, da er jetzt nothwendig den Begriff eines oberflächlichen Wissens mit einschließt. 9.

Polyhymnia, s. Musen.

Polykarpus, der letzte unter den sogenannten apostolischen Vätern, war ein Schüler des Apostels Johannes und Bischof zu Smyrna. Zwischen den Jahren 167—169 litt er den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen, weil er sich weigerte, dem Herrn zu fluchen, welchem er 86 Jahre treu gedient hatte. Die katholische Kirche feiert seinen Gedächtnißtag den 26. Jan. Man hat von P. einen Brief an die Christengemeinde zu Philippi, allgemein moralischen und erbaulichen Inhals, welcher im Einzelnen an den ersten Brief seines Lehrers, Johannes, erinnert. 63.

Polykletos aus Sicyon, ein berühmter griechischer Bildhauer, Zeitgenosse und Nebenbuhler des Phidias, den er jedoch nicht erreichte, war ein Schüler des Agelades und lebte meist zu Athen und Argos. Er war es vorzüglich, der sich bemühte, die höchste männliche und weibliche Schönheit, wie sie als Ideal gedacht werden kann, darzustellen, und fand das Mittel, diese Aufgabe zu lösen, in der genauen Kenntniß der Proportionen. Seine Meinung ging übrigens dahin, daß die eigentliche Schönheit nicht das Erhabene sei, und deßhalb stellte er meist nur jugendliche Personen und zwar stets in Mittelgröße dar. Durch Aufstellung eines Kanon, d. i. einer Regel= oder Musterstatue, welche Winckelmann mit dem Doryphorus des Künstlers für identisch hält, suchte er seine Ansichten anschaulich zu machen, konnte indeß nicht verhindern, daß sich später bei seinen Schülern eine gewisse Einförmigkeit zeigte, die er selbst glücklich vermieden hatte. Als Gegenstück zu seinen übrigen Arbeiten und um zu zeigen, daß er gleich Phidias auch das Colossale darzustellen vermöchte, verfertigte er für Argos eine Juno aus Elfenbein und Gold, welche noch etwas größer als der Jupiter des Phidias war und diesem in technischer Hinsicht nur wenig nachstand. Übrigens schreibt man ihm auch eine Abhandlung über die Proportionen zu. — Ein anderer Bildhauer dieses Namens aus Argos, welcher um das Jahr 530 vor Chr. lebte, genoß ebenfalls eines wohlverdienten Rufes, ohne jedoch jenem gleichzukommen. In Argos stand von ihm eine gelungene Marmorstatue des Jupiter. 36.

Polykrătes, berühmter Tyrann von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus und Kambyses, von ungefähr 540—520 v. Chr., hatte sich des vorher freien Samos mit Gewalt bemächtigt, das er anfangs in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Pantagnotos und Syloson beherrschte. Bald aber tödtete er jenen, vertrieb diesen und schloß mit Amasis, dem Beherrscher Ägyptens, ein Schutz- und Trutzbündniß. Mit einer Flotte von 100 Schiffen bemächtigte er sich der Herrschaft zur See und mehrerer benachbarter Inseln; auch die Lesbier wurden nach einem hartnäckigen Widerstande seiner Herrschaft unterworfen. Den Kambyses unterstützte er auf seinem Feldzuge nach Ägypten und machte schnelle und glückliche Eroberungen. Das außerordentliche Glück, welches ihn bei allen Unternehmungen begleitete, bewog seinen Freund Amasis, ihn in einem Briefe vor dem Zorne der Götter zu warnen und ihn zu ermahnen, sich die Liebe derselben durch Aufopferung dessen, was ihm das Liebste sei, zu erwerben. P. gehorchte diesem Rathe und warf einen kostbaren Siegelring, ein Geschenk des Samiers Theodor, in das Meer; doch einige Tage darauf brachte ein Fischer ihm einen Fisch zum Geschenke, in dessen Magen sich der Ring befand. Da schauderte Amasis ob des zu großen Glücks seines Freundes und gab das Bündniß mit ihm auf. Bald ging seine Ahnung in Erfüllung und die rächende Nemesis erreichte den Günstling der Götter. P. faßte nämlich den Plan, ganz Jonien und die asiatischen Inseln zu unterwerfen. Orötes, ein persischer Satrap, der sich von P. beleidigt glaubte, bot ihm seine Hülfe an und lud ihn zu einer Unterredung nach Sardes ein. Dort angekommen wurde er sogleich in Verhaft genommen und auf eine grausame Weise gekreuzigt. Sein Schicksal bildet eine der schönsten Episoden im Herodot (lib. III. c. 39—43) und gab Veranlassung zu dem herrlichen Gedichte Schiller's: „Der Ring des Polykrates." Wiewohl Tyrann, zeigte er doch Züge von Edelmuth und Geistesgröße und Samos scheint sich unter ihm in einem blühenden Zustande befunden zu haben. Er schmückte die Stadt mit großartigen Gebäuden, berief Künstler, Dichter und Gelehrte an seinen Hof, unter ihnen den Anakreon, den Sänger seines Ruhmes, und legte eine treffliche Büchersammlung an. 11.

Polykrătie, s. Polyarchie.

Polynesien, s. Australien.

Polynīces, s. Eteokles.

Polynom, s. Buchstabenrechnung. — **Polynomischer Lehrsatz**, lat. **theorema polynomiale s. infinitinomiale**, ist die analytische Formel, welche die Entstehung der Potenz für einen gegebenen Exponenten von einem Polynomium darstellt. Der Exponent selbst kann eine ganze positive, eine negative oder eine gebrochene, ja sogar eine imaginäre Größe sein. Das Polynomium kann entweder blos ein Aggregat von Theilen sein, ohne ein Gesetz der Folge, oder diese Theile können auch nach ihren Potenzen geordnet sein. Der Erfinder des polynomischen Lehrsatzes ist Leibnitz und Hindenburg hat sich um ihn vorzügliche Verdienste erworben. 40.

Polўpen (Vielfüße) sind eine Gattung der sogenannten Pflanzenthiere oder Zoophyten. Sie werden zu den Würmern gerechnet und haben einen durchsichtigen gallertartigen Körper in der Größe eines fast ½ Zoll langen feinen Pflanzenstiels mit einer Enderhöhung, an welcher sich eine Öffnung und 6—12 und 13 fadenähnliche Arme befinden. Inwendig sind sie hohl, haben keine Eingeweide, weder Herz noch Magen; der ganze Körper mit den Armen bildet vielmehr den Magen. Daß ihnen der Sinn des Gesichts nicht ganz entgehe, schließt man daraus, daß sie nach der Nahrung, welche sich in ihrer Nähe vorfindet, die Arme ausspannen Durch ein Mikroskop betrachtet scheinen der Körper wie die Arme aus lauter kleinen Kügelchen auf einer zähen klebrigen Masse zusammengesetzt zu sein. Im Zustande der Ruhe liegt der Körper ausgestreckt in seiner gewöhnlichen Form; außerdem be-

wegen sie sich stets mit ihren Armen, dehnen diese oft mehrere Zolle in die Länge aus, fangen mit denselben die Wasserinsecten, die ihnen zur Nahrung dienen und führen sie auch durch diese zu der Öffnung. Haben sie dieselben verschluckt, so sieht man, wie sie sich im ganzen Körper zertheilen. Nach der Verdauung geben sie den Unrath wieder durch dieselbe Öffnung von sich. Haben zwei P. ein und dasselbe Thier als Beute erhascht, so schlucken beide so lange, bis es sich trennt. Ein Polyp scheint aber den andern nicht anzugehen. Hat der Polyp sich gesättigt, so bleibt er ganz bewegungslos liegen und erst mit dem Grade der Verdauung gewinnt er an Beweglichkeit. Der Aufenthaltsort dieser seltsamen Thiere sind Teiche und sanft fließende Gewässer. Schon in den ersten Frühlingstagen findet man sie hier an Wasserpflanzen, besonders an den Wasserlinsen und an Schneckenhäusern sitzen und bisweilen so dicht neben einander, daß sie sich durch ihre Arme fest verschlungen halten. Berührt man sie, so knäulen sie sich zusammen und erscheinen in der Gestalt einer großen Erbse. In einem Glase voll Wasser aufbewahrt und gehörig gefüttert kann man sie am Leben erhalten; gewöhnlich nehmen sie dann aber die Farbe der Nahrung an, welche man ihnen gibt. Gleich merkwürdig ist die Fortpflanzung der P. Sie geschieht, wie bei der Pflanze, durch Ableger. An den Seiten zeigen sich nämlich kleine Buckel, die sich allmählig erweitern und endlich von der Mutter losreißen. So lange der junge Polyp mit der Mutter noch verbunden ist, findet eine gemeinschaftliche Ernährung statt. Denn was die Mutter genießt, theilt sie auch dem Kinde mit und so umgekehrt. Dasselbe ist sogar der Fall, wenn, wie es bisweilen geschieht, der junge Polyp wieder Junge treibt. Nur bloße Vermuthungen sind es, daß sie sich auch vermittelst Eier fortpflanzen. Nicht weniger bewunderungswürdig ist die Unaustilgbarkeit eines Polyps. Selbst in die kleinsten Theile zerschnitten entsteht ein neuer Polyp. Auch wachsen einzelne Theile wieder zusammen, wenn man sie an einander drückt. Daher kommt es auch, daß man sie im Lateinischen hydrae nennt. Nach ihrer Farbe unterscheidet man braune, grüne, orangenfarbige und blasse. Insgesammt haben sie die beschriebene Gestalt, erreichen aber einen größeren oder geringeren Umfang. Die Erzählung von ungeheuer großen Meerpolypen, welche auf dem Meeresboden anzutreffen sein sollen, ist wohl bloße Erdichtung. Dier ersten Nachrichten von P. gab Trembley in seinen „Memoiren" (London 1744) und in neuerer Zeit hat Lamourouse ausführlichere Resultate darüber mitgetheilt. 35.

Polypen (als Krankheit) sind eine krankhafte Wucherung der Schleimhaut, die vorzüglich an den Grenzen des Übergangs derselben in die eigentliche Haut vorkommt und sich dem zufolge am häufigsten in der Nase und ihren Höhlen, im Schlunde und in der Gebärmutter findet; sie sitzen gewöhnlich mit einem dünnen Stiele auf und endigen sich kolbenförmig oder nehmen die Gestalt der Höhlen an, in denen sie sich befinden. Mit einer eigenen dünnen Haut umkleidet besteht ihr Inhalt bald aus dünnem, mit vieler Flüssigkeit erfülltem Zellgewebe, bald aus einem festeren körnigen oder faserigen Gewebe, das mit Blutgefäßen durchzogen ist. Die Zufälle, die die P. erregen, entstehen durch den Druck, den sie auf ihre Umgebungen durch ihren immer mehr zunehmenden Umfang ausüben. So bewirken die Nasenpolypen einen drückenden Schmerz in der Tiefe der Nase, verstopfen die Nasenöffnung und erschweren dadurch das Athemholen, treiben die Nasenknochen aus einander und bewirken Schiefheit der Nase und große Deformität des Gesichts; ferner entstehen in den P. häufige Blutungen, die wohl gar das Leben in Gefahr setzen können, und endlich geben sie zur Erzeugung sehr bösartiger Geschwüre auf ihrer Oberfläche Veranlassung. Die Zerstörung der P. geschieht durch das Ausreißen, durch das Abschneiden, durch das Unterbinden, durch das Cauterisiren und durch das Zerquetschen. — Verschieden von diesen ist der **Herzpolyp**, ein pathologisches Gebilde, das in älteren Zeiten bei noch unvollkommener Ausbildung

der pathologischen Anatomie sehr oft vermuthet wurde, jetzt aber häufig ganz geläugnet wird. Dasselbe besteht aus einem blutfaserstoffigen Concremente, das zwischen den Muskelbündeln der Herzkammern seinen Ursprung nimmt und sich nach den großen Gefäßen fortsetzt. Es ist meistentheils von dunkelrother Blutfarbe und entsteht erst während oder kurz vor dem Tode bei der ins Stocken kommenden Blutcirculation aus dem Blute. Es wird bei den meisten Leichen gefunden und ist ohne allen Einfluß auf die frühere Krankheit. Außer diesen falschen gibt es aber auch ächte Herzpolypen, die indessen sehr selten vorkommen. Es sind dieß Auswüchse der innern Haut des Herzens und daher mit derselben fest verwachsen, so daß sie nicht leicht, wie jene, ausgerissen werden können. Sie sind von muskulöser Textur, von Fleischfarbe und erregen allerdings die Zufälle einer schweren Herzkrankheit. 39.

Polypetalen nennt Jussieu die ganze Familie seiner Dikotyledonen (s. Kotyledonen), wo die Blüthen der Gewächse mit einer vielblätterigen Blumenkrone versehen sind. 21.

Polyphēmus, ein Sohn des Neptun und der Europa oder der Nymphe Thoosa, der berühmteste unter den Cyklopen (s. d. Art.), war ein ungeheurer Riese, hatte nur ein Auge mitten auf der Stirne und wohnte einsam in einer Höhle auf der Südwestspitze Siciliens, wo er seine Heerden weidete. Ulysses (s. d. Art.) blendete ihn, indem er ihm im Schlafe einen Pfahl ins Auge stieß. Nach Theokrit liebte er als Jüngling die Nymphe Galatea, die ihm aber den Akis vorzog. Aus Rache rollte er auf diesen ein Felsstück, doch Galatea verwandelte ihren Geliebten in eine Quelle. Dem Euripides diente P. zum Gegenstande einer Tragödie „Kyklops." 11.

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polysperchon, einer von Alexander's des Großen Feldherren, wurde vom sterbenden Antipater (s. d. Art.) zum Reichsverweser Macedoniens und Vormunde des jungen Philippus Arrhidäus ernannt (319), ward aber von dem darüber aufgebrachten Kassander (s. d. Art.) vertrieben, entkam nach Ätolien, vereinigte sich mit seinem Sohne Alexander, der fast den ganzen Peloponnes sich unterworfen hatte, schlug seine Residenz in Korinth auf und begünstigte, um sich zu befestigen, die erwachte Demokratie in den Städten Griechenlands. Später vereinigte er sich jedoch wieder mit Kassander, da sein Sohn ermordet worden war; sein Todesjahr ist aber unbekannt. 37.

Polysynthĕton, das Gegentheil von Asyndeton (s. d. Art.), heißt in der Grammatik und Rhetorik die Redeweise, wenn überall die Verbindungspartikeln angewendet sind, wo sie nur stehen können, wie z. B. in Schiller's „Taucher": „und es wallet und siedet und brauset und zischt rc." Man gebraucht diese Redeform zur lebendigen Darstellung, um eine rasche Aufeinanderfolge oder innige Verbindung der einzelnen Satztheile mit einander zu bezeichnen. 9.

Polytechnik umfaßt die Theorie der gesammten Gewerbsthätigkeit und die Summe der wissenschaftlichen Kenntnisse, welche zu einer zeitgemäßen Betreibung derselben nöthig sind. Sind nämlich sämmtliche Gewerbszweige, welche sich in hervorbringende oder ökonomische, Urgewerke (land-, forst- und bergwissenschaftliche), verarbeitende oder Kunstgewerke (technische, mechanische, chemische) und verbreitende oder Umsatzgewerbe (mercantilische) eintheilen lassen, auf den jederzeitigen Stand der Wissenschaften gegründet, welche sich zu ihnen, wie die Theorie zur Praxis verhalten; so folgt von selbst, daß, wenn die Gewerbthätigkeit früher meist nur auf eine durch praktische Erlernung in der Werkstatt eines Meisters oder durch eigne kostspielige und mühevolle Erfahrung erlangte Fertigkeit beschränkt, sie jetzt eine weit höhere wissenschaftliche Ausbildung und unablässiges Weiterstreben erfordert welche auf jene Weise nicht erlangt wer-

den kann. Es bedarf daher eines bestimmten vorbereitenden Unterrichts, welcher die zur Erwerbung der praktischen Fertigkeiten und zu ihrer geschickten Anwendung nöthigen Vorkenntnisse gewährt und eben in seiner Allgemeinheit zur Anwendung auf jedes Gewerbe P. heißt. Die Lehrfächer und Unterrichtsgegenstände, aus welchen derselbe im Allgemeinen besteht, sind 1) die wissenschaftlichen Kenntnisse der Gewinnung der Naturproducte, deren Veredlung zu Kunstproducten, nebst dazu gehöriger Kenntniß des Umsatzes beider Productgattungen, sämmtlich auch unter dem Namen Technologie oder Gewerbskunde oder niedere Cameralwissenschaften begriffen und zwar in Bezug auf das eigene Geschäftsfach eine gründliche und ausführliche, in Ansehung auf die damit verwandten und alle übrigen Fächer eine zwar genügende, nur minder genaue und encyklopädische Kenntniß. 2) Die Naturkunde in ihren drei Hauptabtheilungen: technische Naturgeschichte, Physik und Chemie (s. d. Art.), mit besonderer Rücksicht auf die von den Gewerben zu benutzenden Naturkörper, Kräfte und Verhältnisse; sämmtliche Naturwissenschaften zugleich verbunden mit der Productenkunde, als der Kenntniß sowohl der Hütten-, pharmaceutischen und anderer chemischen Producte, als auch der mittelst mechanischer, oft auch gemischter Bearbeitung erlangten Manufaktur-, Fabrik- und Handwerksproducte, und beim Unterrichte mit Vorzeigung des stufenweisen Übergangs derselben aus dem Naturzustande bis zu ihrer höchsten Veredlung als Kunst- und Handelsproducte. 3) Mathematik oder die Größenlehre, so wie die auf Naturkunde und Technik angewendeten und in diese übergehenden mathematischen Wissenschaften, besonders Mechanik und Maschinenkunde. Außer der Baukunst, insbesondere über die Errichtung bürgerlicher und landwirthschaftlicher Gebäude und gewerblicher Werkstätten wird hierher auch noch die Schifffahrtskunde, so wie die Kriegskunst gerechnet. 4) Zeichnen und zwar nach besonderem Bedarf: freies Handzeichnen, geometrisches, architektonisches Zeichnen, Maschinenzeichnen, Situations- und Chartenzeichnen. 5) Nationalökonomie oder Staatswirthschaftslehre, in sofern sie die Gewerbtreibenden selbst näher betrifft, nebst der hauswirthschaftlichen Ökonomie; beide wegen ihres nahen Verhältnisses zu den Gewerbsfächern und hohen Einflusses auf das Volksleben in genügender Berücksichtigung. 6) Historisch-geographische Wissenschaften, z. B. Geschichte der verschiedenen Gewerbe und deren Erfindung, so wie pragmatische Darstellung des Aufschwunges und Unterganges der einzelnen Zweige nach Ursachen und Folgen, die neuere technische Geographie und technische Statistik, oder Schilderung der hauptsächlichsten Gewerbszweige der einzelnen Länder, Gegenden und Orte. 7) Ästhetik (Theorie der schönen Künste), die bei solchen Gewerben unerläßlich nothwendig ist, wo die Schönheit der Form an den Producten als ein Haupterforderniß betrachtet wird. 8) Sprachunterricht, in neueren fremden Sprachen, insbesondere in der englischen und französischen Sprache, so wie Anleitung zur Buchhaltung und zu schriftlichen Ausfertigungen, um die in einem jeden größeren oder kleineren Geschäfte vorkommenden Berechnungen mit Ordnung und leichter Übersicht anlegen und fortführen und die dabei vorkommenden Geschäftsaufsätze richtig aufsetzen zu können. Nebenbei ist es von großem Nutzen, wenn sich bei dergleichen Instituten eine Werkstätte für praktische Mechanik, nebst einer Sammlung von Modellen der vorzüglichsten Maschinen und Werkzeuge und den zu den Vorträgen über Physik und Chemie gehörigen Apparaten befindet; auch ist es zweckmäßig, eine Sammlung von Mineralien, Hölzern u. dgl., auch wohl von Industrieerzeugnissen anzulegen und auf eine ausgewählte Bibliothek zu halten. — Obwohl Deutschland und andere cultivirte Länder schon längst einzelne, besonders zur Staatsbeamtenbildung bestimmte Fachschulen für Bau-, Berg-, Forstwesen und andere gewerbliche Zweige besaßen und insbesondere Britannien, durch seine günstige Lage

als Weltmarkt und durch reiche Hülfsmittel begünstigt, die Ausbildung der auf wissenschaftlichen Grund basirten neuern Industrie am Kräftigsten und Schnellsten förderte und diese sich erst von da nach Amerika und andern Ländern verbreitete, so verdient doch Frankreich hier den ersten Platz, da es zuerst öffentliche Institute für allgemeine höhere Gewerbsbildung nach jenen neueren Ansichten gründete. Die polytechnische Schule in Paris zur höchsten Ausbildung junger Männer für die verschiedenen höhern technischen Gewerbe, so wie für den Staatsdienst, vorzugsweise aber für besondere wissenschaftlich-technische Corps, namentlich für das Geniewesen, die Artillerie, den Brücken- und Straßenbau bestimmt, wurde schon 1794 auf Lamblardie's Vorschlag unter dem Namen „Ecole centrale des travaux publiques" gegründet und nach Monge's Plane organisirt. Nach dem Decrete vom 15. Fructidor des Jahres III (1795) erhielt die Anstalt den Namen Ecole polytechnique. Die Anzahl der Schüler beträgt ungefähr 300, welche Uniformen tragen und sich in den Julitagen von 1830 als Vertheidiger für die Sache des Volkes im Kampfe mit dem königlichen Militair sehr auszeichneten. Seit 1823 wird sie von einem Gouverneur und einem Untergouverneur dirigirt. Unter den deutschen Staaten verdient die östreichische Monarchie wegen zeitiger und vielseitiger Rücksicht auf höhere Ausbildung der gewerbtreibenden Classe die erste Nennung. Zu den berühmtesten polytechnischen Instituten gehört hier das von den böhmischen Ständen schon 1801 beschlossene, vom Ritter Franz von Gerstner errichtete, 1806 ins Leben getretene technische Institut zu Prag, und vorzüglich das 1815 errichtete wahrhaft kaiserlich ausgestattete polytechnische Institut zu Wien, mit einem Vereine zur Beförderung der Nationalindustrie und einem Conservatorium (Museum) für Kunst und Gewerbe verbunden. Dasselbe zählte 1818 500, 1823 aber 780 Schüler und steht unter der Direction des Regierungsrathes Prechtl. Mehrere in gewerblicher Industrie nicht minder vorgeschrittene Theile der Schweiz besitzen öffentliche polytechnische Institute und andere gewerbliche Unterrichtsanstalten zu Zürich, Bern, Aarau ꝛc. Dänemark besitzt eine polytechnische Hochschule zu Kopenhagen; Schweden ein polytechnisches Institut zu Stockholm; Preußen das königliche dotirte Gewerbsinstitut zu Berlin unter Beuth's Direction; Sachsen seit 1828 eine technische Bildungsanstalt zu Dresden unter Lohrmann's Direction; Baiern mehrere höhere polytechnische Institute zu Würzburg, Nürnberg, München ꝛc.; das Großherzogthum Baden eine polytechnische Schule zu Karlsruhe ꝛc. — Meist ist mit einer polytechnischen Schule ein besonderer Verein, eine polytechnische Gesellschaft, verbunden, welche durch die Herausgabe einer Zeitschrift die Arbeiten und Fortschritte derselben veröffentlicht und gemeinnütziger macht. Berühmt in dieser Hinsicht sind: die seit 1819 von Prechtl herausgegebenen „Jahrbücher des polytechnischen Instituts"; Dingler's „Polytechnisches Journal" u. a. Vergl. Preusker's „Andeutungen über Sonntags-, Real- und Gewerbsschulen ꝛc." (Leipz. 1835. 3 Bde.). 33.

Polytheismus oder **Vielgötterei** besteht in dem Glauben an das Dasein mehrerer Gottheiten und übermenschlicher Wesen, denen man eine religiöse Verehrung zu erweisen habe, um sich ihrer machtvollen Gunst zu versichern oder ihre verderbliche Ungunst abzuwenden. Überall und zu allen Zeiten hat den Menschen, mit wenigen und zwar höchst unsicheren Ausnahmen, die Welt als Offenbarerin einer unsichtbaren gewaltigen Macht gegolten, deren Wirkungen sie zwar nicht zu begreifen vermochten, aber mit der sie, sei es aus Furcht vor den Schrecken erregenden Naturerscheinungen oder aus Dankbarkeit für die empfangenen und täglich neuen Wohlthaten, in ein näheres Verhältniß zu treten wünschten, bei dem sie ihres Wohlgefallens und ihrer steten Fürsorge versichert blieben. Anfangs war es nur das physische Bedürfniß, welches bei der Verehrung dieser Macht Befriedigung suchte und, indem das Göttliche mit der Natur selbst zusammenfiel (die gröbste Art

des **Pantheismus**), sprach sich diese Verehrung im rohen und niedrigen Naturdienste aus, der sich auf die Elemente (Stoicheiolatrie), Himmelskörper (Astrolatrie), Felsen, Flüsse, Bäume und Thiere (Zoolatrie) bezog (s. **Fetischismus**). Aber bald erkannte man im Menschen selbst das Herrlichste in der Natur und den Herrn der Geschöpfe und verglich das ihn Belebende und in ihm Handelnde, die menschliche Seele nach ihren Eigenschaften und Beschaffenheiten, mit dem Göttlichen, von dem in vielfacher Gestalt man die Entstehung und Erhaltung der Welt ableitete. Die Phantasie des rohen Naturmenschen belebte nun die mannigfachen Theile der Schöpfung mit menschenähnlichen Gottheiten, welche in jenen, wie in den Sternen, dem Meere, den Flüssen, Wäldern, Bergen, Bäumen ꝛc., wohnen und herrschen und durch sie wirken. Hatte man nun so die Erde und den Himmel mit einer Menge von göttlichen Wesen bevölkert, so genügte diese sinnliche Vorstellung von ihnen um so weniger, je mehr man bei zunehmender Cultur über den menschlichen Geist nachzudenken gelernt hatte. In großartiger und gewöhnlich übermenschlicher Weise trug man die eigenen Triebe, Neigungen, Begierden, Tugenden und Laster auf jene erträumten Wesen über, die in fast unendlicher Zahl sich schnell vervielfältigten und nach einer geistigen Verwandtschaft in einzelne Familien und Classen geordnet oder nach ihrem Charakter und ihrem Walten feindselig einander gegenüber gestellt wurden. Zu ihnen gesellte man von Zeit zu Zeit vergötterte Menschen und Heroen, die durch ungewöhnliche Körperkraft sich furchtbar gemacht oder heilsam erwiesen hatten, und verehrte sie als **Halbgötter** (Anthropolatrie), neben denen noch unsichtbare Geister oder **Dämonen** (Dämonologie) bald wohlthätig bald verderblich wirken sollten. An die Spitze aller dieser fabelhaften Wesen stellte man einen höchsten Gott als „den Vater aller Götter und Menschen", dessen Ursprung sich in das geheimnißvolle Gewirr von mythisch-kindischen Sagen verliert und dessen Sein und Walten von dem seiner Mitgeister nicht einmal unabhängig und frei ist. Denn der Gedanke eines einzigen Wesens, welches das Weltall erschaffen hat und beherrscht, blieb hierbei noch immer ausgeschlossen, und von einer im Einzelnen mehr oder minder selbstständigen Vielheit von überirdischen Geistern leitete man alle Erscheinungen, Ereignisse und Schicksale wie in der Natur, so im Leben der einzelnen Völker und Menschen ab und stellte Beides theils unter die wohlthätige Obhut befreundeter Götter, theils unter die Macht feindseliger und Unheil bringender Dämonen. Diese Gottheiten sich nun in einer segensreichen Gunst zu erhalten oder ihre Aussöhnung zu erlangen, ersann man einen willkührlichen Opferdienst, der um so entwürdigender und scheuslicher war, je tiefer die Stufe der Cultur war, auf welcher der Götzendiener selbst stand. Denn auch die Rohheit derselben malte sich in den Bildsäulen, welche jene Idole vorstellten, in den Tempeln und Altären, die man zu ihrer Ehre errichtete, und den Gesängen und Formeln, in denen man um ihr gewaltiges Wohlwollen buhlte, und mit Schauder betrachtet man die Überreste und Nachrichten von diesen Gegenständen des Cultus, wie er bei den Orientalen und Indianern in Amerika und auf den Inseln des westlichen und südlichen Oceans gefunden wurde und größtentheils noch besteht. Zwar hatten bei den beiden gebildetsten Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, die Kunst und die Wissenschaft, wie den Glauben, so die Verehrung ihrer Gottheiten wesentlich veredelt und vorzugsweise auf dem Gebiete des Religiösen die erhabene Vollendung errungen, deren Größe die erhaltenen Denkmale mehr ahnen, als anschauen lassen; auch wirkte selbst dieser polytheistische Aberglaube wohlthätig auf die sittliche Bildung des Kunstsinns unter der Masse des Volks (vergl. C. **Grüneisen**, „Über das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen", in Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie", Leipz. 1833. Bd. 3. St. 2.) und würde noch mehr gewirkt haben, wenn ihn nicht die Herrsch- und Gewinnsucht der priesterlichen, wie der weltlichen Gewalthaber gemißbraucht hätte, den Pöbel in der

Unwissenheit und somit auch im blinden Gehorsame zu erhalten. Auf der andern Seite ist es aber auch hinlänglich bestätigt, daß der P. nur auf das physische Wohlsein berechnet war, den Willen des Menschen nicht wahrhaft besserte und heiligte, ihm den Irrthum bald im schauderhaften, bald im künstlich schönen Gewande für Wahrheit verkaufte, über grobe und fein sinnliche Laster den Deckmantel der Religion ausbreitete und völlig aller Elemente entbehrte, weder um das Menschengeschlecht durch das Band der Religion zu einer einzigen Gottesfamilie zu vereinigen, noch um jedem Einzelnen den Zweck und das Ziel des irdischen Lebens zu enthüllen (vergl. A. Tholuck, „Über das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums 2c.", in Neander's „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums 2c." Berl. 1825. Bd. 1). Nachdem nun besonders die Philosophen der alten Welt immer deutlicher die Kräfte und Gesetze des menschlichen Geistes entwickelten und reinere Sittenregeln aufstellten, sank auch der Glaube an die alte Volksreligion, den eine allegorische Deutelei, wie sie vornehmlich im II. Jahrh. n. Chr. von den Neuplatonikern versucht wurde, nicht zu retten vermochte, und löste sich in religiöse Zweifelsucht, Gleichgiltigkeit und völligen Unglauben auf. (Vergl. Tzschirner, „Der Fall des Heidenthums", Leipz. 1829. Bd. 1.). 2.

Polyxēna war die schönste Tochter des Priamus und der Hekuba. Achilles verliebte sich in sie und erbat sie vom Priamus zur Gemahlin, wofür er Friede versprach. Als man aber deßwegen im Tempel des Apollo unterhandelte, brachte Paris dem Achilles eine tödtliche Wunde bei. Nach Trojas Eroberung wurde sie dem Schatten Achill's auf seinem Grabe geopfert; nach Anderen opferte sie sich aus Liebe zu ihm selbst. Sophokles und Euripides wählten sie zum Gegenstande von Tragödien, die aber verloren gegangen sind. 11.

Pombal (Sebastian Joseph Carvalho Mello, Graf von Oeyras, Marquis von), portugiesischer Staatsminister, ward geboren 1699 in Sera, einem Flecken bei Coimbra, studirte zu Coimbra die Rechte mit großem Erfolge und trat dann in die königliche Garde ein, wurde aber wegen Unbesonnenheiten vom Militair und von Lissabon weggewiesen. Er arbeitete hierauf zu Sera mehrere Jahre an seiner Ausbildung und kam erst in seinem 40. Jahre an den Hof zu Lissabon zurück, wo er bald durch Verwendungen den Posten eines außerordentlichen Gesandten zu London (1739) erhielt und den Plan faßte, sein Vaterland von den Fesseln des englischen Handelssystems zu befreien. Zwar rief ihn der Staatsminister Motta, sein Gegner, von London wieder ab (1745), aber die Königin, seine Gönnerin, sandte ihn nach Wien, um die Differenzen zwischen Maria Theresia und dem Papste Benedict XIV. auszugleichen, von wo er aber ebenfalls, da er die Abneigung Johann's V. nicht überwinden konnte, zurück berufen ward. Carvalho heuchelte fortan völlige Hingebung an den Orden der Jesuiten, wodurch er sich die Gelegenheit verschaffte, die inneren Verhältnisse dieser Gesellschaft genau kennen zu lernen, und galt am Hofe der Königin für den bescheidensten, frömmsten und liebenswürdigsten Mann, so daß ihn diese nach des Königs Tode (31. Juli 1750) ihrem Sohne, Joseph I., zum Staatssecretair vorschlug. Das Reich befand sich im Zustande des tiefsten Verfalls und der äußersten Ohnmacht. Carvalho hatte den schwachen, seinen Vergnügungen oder wechselnden Gemüthsstimmungen nachhängenden König bald von sich abhängig gemacht; auch war des Königs Beichtvater, Moreira, ein Jesuit, sein Gönner. Unter diesen Umständen brachte er bald neues Leben in alle Sphären der Administration, ordnete die Verhältnisse Portugals mit den auswärtigen Mächten, schloß 1750 und 1753 den Vertrag mit Spanien wegen Paraguay und ließ die Jesuiten, als sie sich diesem Vertrage widersetzten, durch seinen Bruder, Dom Franz Xavier de Mendoza, der zum Generalcapitain in Marañon ernannt wurde, genau beobachten. Unter ihm erhob sich der Ackerbau und der Gewerbfleiß; dem Handel bewilligte er bedeutende Vortheile und

suchte dem Handelsmonopole der Engländer entgegenzuwirken; selbst das Elend, welches die Zerstörung Lissabons durch ein Erdbeben (1. Nov. 1755) herbeiführte, erleichterte er mit einer bewundernswerthen Anstrengung und großem Heldenmuthe, so daß durch die Entwickelung eines so ungemeinen Talents der König sich bewogen sah, ihn zum ersten Minister zu ernennen. Sein schnelles Steigen erregte ihm Neider und Feinde, die er aber mit großer Härte unterdrückte, und seine Strenge erreichte jetzt auch die Jesuiten. Die Entdeckung eines Angriffs auf das Leben des Königs (1758), in welchen der Herzog von Aveira und der Marquis von Tavora verwickelt waren, benutzte er wegen des muthmaßlichen Antheils der Jesuiten an demselben zur gänzlichen Aufhebung dieses Ordens in Portugal (1759) und zur Einziehung seiner Güter. Sein König ernannte ihn dafür zum Grafen von Oeyras. Darauf beschränkte er auch die Macht der Inquisition, deren Aussprüche er der Bestätigung des königlichen Rathes unterwarf; die Geistlichkeit ward der Oberhoheit des geistlichen Nuntius entzogen, welchen er dann über die Grenze bringen ließ (1760); die Klöster durften die erledigten Stellen nicht wieder besetzen, um allmählig auszusterben; die Bewohner Brasiliens wurden den Portugiesen rechtlich gleichgestellt; der Handelsverkehr mit dieser reichen Colonie ward nach richtigen Grundsätzen gestaltet und neue Akademien für den Anbau der Wissenschaften und Künste wurden gestiftet. Wegen seiner kirchlichen Reformen entzweite er sich aber mit Papst Clemens XIII., söhnte sich jedoch bald mit dessen Nachfolger, Clemens XIV., welcher den Jesuitenorden aufhob (1773), wieder aus; zum Danke ernannte ihn sein König zum Marquis von Pombal. Nur die Umbildung des tief gesunkenen Soldatenstandes fehlte noch, welche 1762 der, von P. ins Land gerufene Graf von Schaumburg-Lippe bewirkte, während Portugal bei dem Kriege Englands mit Spanien und Frankreich dem englischen Bündnisse bis zum pariser Frieden (Febr. 1763) treu und unthätig blieb und die Aufforderung Frankreichs und Spaniens zurückwies, an dem Kampfe gegen England Antheil zu nehmen. Um den Handel Portugals immer mehr zu heben, suchte P. die Marine zu vermehren, demüthigte auch die Algierer, unterwarf die Universität von Coimbra einer gänzlichen Reform (1772), ließ bald darauf den Canal von Oeyras anlegen, verwandelte das alte Jesuitengebäude zu Lissabon in ein zweckmäßiges Hospital (1775) und ließ seinem Herrn, welcher seit 1774 kränkelte, eine prächtige Bildsäule errichten. Kaum aber war dieser gestorben, so ward der große vom Adel und von der Geistlichkeit gehaßte P. von der Thronfolgerin, Maria Franciska, entlassen (1777). Zwar hatte er 26 Jahre den Staat geleitet; allein bei dem tiefen Verfalle desselben zeigten sich die Erfolge der Verwaltung P.'s nicht im Großen. Nach seiner Entfernung ward der Proceß der Königsmörder revidirt; man gab den Familien ihre Güter zurück und stellte ihre Ehre her; doch ward P. nicht bestraft und die Königin erlaubte ihn 20 Stunden von Lissabon entfernt zu leben und seine Revenüen in Ruhe zu genießen. Er starb zu Pombal am 5. Mai 1782. Sein Verdienst hat erst der Kaiser D. Pedro wieder gewürdigt, indem er das bronzene Bildniß P.'s mit der Inschrift „am 12. Oct. 1833" wieder an dem Piedestal der Bildsäule Joseph's I. anbringen ließ. 25.

Pomeranze, lat. malum aurantium; franz. und engl. orange, ist die Frucht des Pomeranzenbaums (citrus aurantium L.), welche Jussieu's Pflanzenfamilie der aurantiaceae begründet und zu Linné's polyadelphia icosandria gehört. Man kennt bis jetzt, die Apfelsinen (s. d. Art.) nicht mit einbegriffen, ungefähr gegen 30 Spielarten, deren Unterschiede durch die Form der Blätter und der Früchte, so wie durch den Geschmack der Schale und des Saftes begründet werden. Zu den vorzüglichsten Abarten gehören die sauer- und süßsaftigen Pomeranzen mit runden, dunkelgelben Früchten, bitterer Schale und bitter gewürzhaft riechenden Blättern; doch hat besonders die süße oder chinesische, auch westindische

P. aus Curaçao genannt, große Vorzüge, indem man diese ganz genießen kann, da hingegen bei den gewöhnlichen südeuropäischen Pomeranzen die Schale bitter ist. Die unreifen Pomeranzen werden, in den Apotheken gehörig zubereitet, als aromatisch bittere Magenmittel, besonders aber zur Bereitung des Bischofs und Bischofsextracts benutzt. Der Saft der reifen Pomeranzen ist kühlend und von angenehmem Geschmacke. Ganz vorzüglich aber gebraucht man die Pomeranzenschalen als magenstärkendes Mittel und preßt auch daraus das bekannte Bergamottöl (s. d. Art.), so wie aus den Blüthen das so angenehm riechende Neroliöl. Bei Krämpfen im Darmcanale hat sich auch bisweilen ein Aufguß von getrockneten Pomeranzenblättern, der, wenn diese letzteren frisch sind, an Geschmack dem chinesischen Thee gleichkommt, heilsam erwiesen. 21.

Pommern, s. Preußen.

Pomologie oder **Obstbaumkunde** beschäftigt sich mit der Obstkunde und der Obstbaumzucht, und bildet demnach einen Theil der Botanik (s. d. Art.). Nach Christ unterscheidet man 4 Hauptclassen: 1) Kernobst, von dem man 3 Ordnungen annimmt: a) veredeltes, wozu Äpfel und Birnen, b) von Natur zwergartiges, wozu Quitten, der Mispel= nnd Acerelenbaum, c) von Natur wildes Obst, wozu die Speierlinge und Atteskirsche und die Corneliuskirsche gerechnet werden; 2) Steinobst, das Pfirsichen, Aprikosen, Kirschen und Pflaumen in sich begreift; 3) Schalenobst und zwar a) Bäume, wie Mandel=, Wallnuß- und Kastanienbaum, und b) Sträucher und Staudengewächse, wie Zwergmandeln und Haselnüsse; 4) Beerenobst, das ebenfalls in Bäume (wie der Maulbeerbaum), Sträucher und Staudengewächse zerfällt, und zwar letztere in solche, deren Beeren einen flüssigen Saft, wie die Wein=, Johannis= und Stachelbeeren, und solche, welche eine fleischige Frucht enthalten, wie z. B. Feigen, Erd= und Himbeeren, der Sauerach oder Berberitzenstrauch, die Hagebutte und der Hollunder. Nach der Benutzung theilt man das Obst ein in Tafel=, Wirthschafts= und Handelsobst. Was die anderen Lehren der P., z. B. die Veredlung der Bäume durch Ablactiren, Pfropfen, Oculiren, Copuliren und Pfeifeln oder Röhren (s. d. einzelnen Artt.) betrifft, so sind diese aus der Gartenkunst (s. d. Art.) überhaupt in die P. mit aufgenommen worden, so wie auch die Pflege der Stämme einen wesentlichen Theil dieser letzteren ausmacht. — Die Länder um das kaspische Meer scheinen das Mutterland der Obstbäume zu sein, von welchem aus alle Obstarten über alle Länder sich nach und nach weiter verbreitet haben. So sollen die Römer ihre feinen Sorten von Äpfeln, Birnen ꝛc. zuerst aus Asien, dann aber besonders aus Ägypten, Syrien, Numidien und Griechenland nach Italien und Frankreich gebracht und jene sich von hier aus durch ganz Europa verbreitet haben. In Deutschland hat erst Karl der Große den Obstbau begründet. Ganz vorzüglich aber trugen hier die Mönche, namentlich die Benedictiner, zur Verbreitung der Obstbaumzucht, besonders zum Anbaue des Weinstocks bei. Die Reisen der Fürsten und Edelleute nach Italien und Frankreich verschafften der damaligen Zeit manche Kenntnisse zur Anpflanzung edler Obstsorten; und auch durch die deutschen Kreuzfahrer, die sich mit den üppigen Genüssen einer wärmeren Zone vertraut gemacht hatten, kam manches gute Obst in das alte deutsche Reich. Große Obstgärten waren bereits im ersten Viertel des XVI. Jahrh. in Augsburg, Ulm und Nürnberg entstanden; doch blieben die feineren Obstsorten Deutschland noch lange Zeit fern, bis später erst (gegen Mitte des XVIII. Jahrh.) die Obstcultur aus den Baumschulen der berühmten Carthause zu Paris einen großen Aufschwung bekam und das Franzobst Verbreitung fand. Als höchst ausgezeichnete Pomologen, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht, nennt man die berühmten Gärtner Ludwig's IV., Quintiny und Duhamel, in Deutschland den Pastor Henne, Otto von Münchhausen, den Oberpfarrer Christ zu Kronenberg (vergl. des-

sen „Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre", mit 5 Kupfertafeln und 1 Tabelle, Frankf. a. M. 1804. 3. verbesserte Auflage); ferner Diel, Sickler, Frisch, Hempel, Raschig („Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen", Berl. 1827) u. m. A. Außerdem haben auch mehrere pomologische Vereine (z. B. der osterländische zu Altenburg, die „Flora" zu Dresden u. a.) zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur sehr viel beigetragen und von den großen Fortschritten der P. in Deutschland liefern die Gartenanlagen, Baum- oder Obstschulen zu Herrenhausen in Hanover, Podiebrad in Böhmen, Grätz in Steiermark, im großen Garten zu Dresden ꝛc. den augenscheinlichsten Beweis. 21.

Pomōna hieß bei den Römern eine schöne Nymphe, die sich vorzüglich am Gartenbaue und an der Anpflanzung und Pflege von Fruchtbäumen ergötzte, aber die Liebe verachtete. Alle Gottheiten des Feldes suchten vergebens bei ihr Eingang zu gewinnen, bis endlich Vertumnus sie überlistete. Nachdem er unter verschiedenen Gestalten ihr Gegenliebe einzuflößen gesucht hatte, näherte er sich ihr unter der Gestalt eines alten Weibes und rührte sie durch Erzählungen von dem traurigen Schicksale vieler Frauen, die eben so, wie sie, die Liebe verachtet hatten. Als er ihr darauf als schöner Jüngling erschien, gewann er sie zur Gemahlin (s. Ovid's „Metamorphosen" lib. XIV, 622 ff.). In Latium wurde sie als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt und hatte ihren eigenen Priester (pomonalis). Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt und reich mit Früchten beladene Zweige in der Hand hält, bald nackt an einem Baume lehnend, an dessen Zweigen ein Fruchtkorb hängend, in den Locken eine Fruchtreihe und in der Hand Obst. 11.

Pompadour (spr. Pongpaduhr) (Jeanne Antoinette Poisson, Frau von Estrioles, zuletzt Marquise von), die Geliebte des Königs Ludwig XV. von Frankreich, wurde im Jahre 1722 geboren und war nach Einigen die Tochter eines Pächters zu la Ferté sous Jouarre, nach Anderen die eines Fleischers der Invaliden zu Paris. Ihr Vater mußte wegen entdeckten Unterschleifes beim Kornhandel die Flucht ergreifen; ihre Mutter, die einen sehr freien Lebenswandel führte, ließ ihr aber eine sorgfältige Erziehung geben, da ihre Schönheit zu der Hoffnung berechtigte, sie einst vortheilhaft zu verheirathen, welches ihr auch mit dem Unterpächter Lenormand d'Estrioles, dem Neffen des Generalpächters Lenormand de Tournehem, gelang. Hiermit nicht zufrieden entwarf die Mutter selbst den Plan sie dem Könige zuzuführen und wurde darin durch die Geneigtheit der Tochter unterstützt. Der Fürst sah sie zuerst, als sie einst in sorgfältig gewähltem Schmucke auf das Landhaus Tournehem's fuhr, während er in dem benachbarten Gehölze von Senar jagte. Da sie ihm gefiel, bezeigte er ihr seine Aufmerksamkeit durch öftere Zusendung von Wildpret, wurde aber wegen seines damaligen Liebeseinverständnisses mit der Frau von Chateauroux gehindert, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu treten, obgleich sie sich ihm durch einen Kammerdiener angetragen haben soll. Erst später, als er in Metz krank lag und die Frau von Chateauroux verstoßen hatte, ging er in die wiederholten Anträge des Kammerdieners ein, sah sie bei einem Balle im Stadthause, besuchte sie dann öfters in einer Privatwohnung und wurde endlich durch Zärtlichkeit und Thränen, so wie durch die Eifersucht ihres Mannes, bewogen, ihr mehrere Zimmer auf einem der Seitengebäude des königlichen Schlosses zu Versailles anzuweisen. Estrioles, der seine Frau, welche ihm eine Tochter geboren hatte, zärtlich liebte, suchte vergebens sie den Armen des Königs zu entreißen. Er bekam Befehl, Paris zu verlassen und entfloh, um einer Verhaftung zuvorzukommen, erhielt aber später durch seine Frau die Stelle eines Generalpächters der Finanzen und dann die des Generalpächters der Posten. Im Jahre 1745 wurde die Frau von Estrioles zur Marquise von Pompadour erhoben und war von

nun an die erklärte Geliebte des Königs, der ihr eine Pension von 240000 Franken aussetzen und das Schloß Choissy zum Aufenthalte einräumen ließ. Sie genoß das höchste Ansehn, ohne sich jedoch anfangs in die Regierungsgeschäfte zu mischen, mit deren Leitung sie sich erst entschädigte, als ihre verblühten Reize den König nicht mehr zu fesseln vermochten und sie sich nur dadurch in seiner Gunst erhielt, daß sie ihm immer neue Geliebten zuführte und seine Gedanken durch Unterhaltung mit den Liebesabenteuern von Paris, die ihr durch die Polizei hinterbracht wurden, von den ihm widrigen Staatsgeschäften abzuziehen wußte. Anfangs wollte sie blos Beschützerin von Gelehrten und Künstlern sein, sammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten und trug zur Errichtung der Militairschule bei. Voltaire stand bei ihr in großer Gunst, wurde zum Kammerherrn und Historiographen ernannt und erschien oft in ihren Gesellschaften, ungeachtet er dem Könige zuwider war; er wurde jedoch später durch Crébillon verdrängt, wofür er sich durch eine verdeckte Schilderung von ihr im 2. Gesange der „Pucelle" rächte. Rousseau suchte sie vergebens in ihre Nähe zu ziehn. Im Jahre 1756 wurde sie der Königin als Palastdame aufgedrungen. Sie herrschte fast unumschränkt, verfügte über Besezzung der ersten Stellen des Staates, wie über die der Minister und Generale, empfing die Gesandten auswärtiger Höfe und unterhielt mit denselben Briefwechsel. Durch die Schmeicheleien der Maria Theresia gewonnen veranlaßte sie das Bündniß Frankreichs mit Östreich, so wie Frankreich mit Preußen in Krieg verwickelt wurde, als Friedrich II. über sie zu spotten gewagt hatte. Die Stelle eines Generalbaudirectors gab sie ihrem Pflegevater und später ihrem Bruder, verleitete den an sich sparsamen Ludwig XV. zu den kostspieligsten Bauten und trug durch Verschwendung ungeheuer Summen zum Theil zu dem späteren Unglücke Frankreichs bei. Nicht nur alle Männer von Bedeutung machten ihr den Hof, sondern selbst die edelsten Frauen erschienen bei ihrer Toilette. Als nach dem Mordversuche Damien's gegen Ludwig XV. im Jahre 1757 der Dauphin die Leitung des Staates übernahm, befahl er der P., die er heftig haßte, den Hof zu verlassen; sie kehrte jedoch nach der Genesung des Königs sogleich siegreich zurück. Durch den erbittertsten Haß des Volkes, welches ihr die Schmach des 7jährigen Krieges größtentheils zuschrieb, wurde sie so tief gekränkt, daß sie im Jahre 1764 zu Versailles, wohin sie sich von Choissy hatte bringen lassen, an der Auszehrung starb. Da sie der stumpfsinnige König kaum vermißte, gab man ihm selbst Schuld, sie vergiftet zu haben. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren und Briefe sind angeblich von dem jüngern Crébillon. Die P. war liebenswürdig im Umgange, klug, reich an Talent und Anmuth; sie vereinte einen gebildeten Verstand mit gutem Herzen und lebte auch zur Zeit ihres höchsten Glanzes mit Personen ihrer früheren Bekanntschaft noch in gewisser Vertraulichkeit. Von ihrem einstigen Glücke will sie schon in früher Jugend eine Ahnung gehabt haben. Ihrem königlichen Geliebten blieb sie nicht immer treu. So verderblich auch in vieler Beziehung ihre Herrschaft auf Frankreich einwirkte, so hat sie sich doch durch die Vertreibung der Jesuiten, welche größtentheils ihr Werk war, ein großes Verdienst um dasselbe erworben. 81.

Pompeji, s. Herculanum.

Pompejus. Römische Männer dieses Namens erscheinen, obgleich aus plebejischem Blute entsprossen, schon im II. Jahrh. v. Chr. in den höchsten Staatswürden; doch war ihr Ruhm theils vorübergehend, theils wurde er sogar durch einen Cn. P. Strabo, der zwar in dem Bundesgenossen- und dem ersten Bürgerkriege tapfer gekämpft, sich aber habsüchtig, verbrecherisch und zweideutig bewiesen hatte, geschändet und untergraben. Aber desselben Sohn, Cn. P. Magnus (der Große) hat den Namen seiner Familie in der Geschichte seines Volks unvergeßlich gemacht. Er war nach dem Zeugnisse der römischen Schriftsteller ein Mann, der seines Beinamens in hohem Grade werth war. Unbescholtenheit der Sitten, Treue in der

Freundschaft, Geneigtheit zum Verzeihen, Schonung gegen die Feinde, Ruhmbegierde ohne Herrschsucht, Liebe zum Vaterlande, strenges Halten am Gesetze zeichneten ihn als Menschen und Staatsmann eben so aus, wie Klugheit, Tapferkeit und ein entschiedenes Glück ihn als einen trefflichen Feldherrn darstellten. Dazu war er wissenschaftlich gebildet und besaß eine nicht geringe Redegabe. Nur Mangel an Festigkeit, zu große Eitelkeit, unmäßiges Selbstvertrauen und zu geringe Menschenkenntniß hat man an ihm zu tadeln gefunden. Aber leider fiel seine Wirksamkeit in eine Zeit, wo die persönlichen Interessen in dem Maße hervortraten, daß die des Vaterlandes dabei tief in den Hintergrund zu stehen kamen, und wenn P. sich auch von diesem Vorwurfe und diesem republicanischen Verbrechen möglichst frei erhalten hat, so konnte er doch wenigstens für den Staat nicht thun, was er wollte. Seine kriegerische Laufbahn begann er unter der Leitung seines Vaters im Kampfe gegen seine Mitbürger. Sein Haus hing dem Sulla treu an; für diesen trug Vater und Sohn die Waffen gegen Cinna und selbst da Letzterer und Sulla die Oberhand auf einige Zeit in Italien gewonnen hatte und Sulla von dannen nach Hellas gezogen war, verließ er die scheinbar sinkende Sache Sulla's nicht, und als dieser wieder zurückkehrte, war P. einer der Ersten, der sich mit ihm vereinigte, nachdem er sich mit seinen drei selbst geworbenen Legionen mit dem Schwerte durch die feindlichen Schaaren den Weg zu seinem Gönner gebahnt hatte. Sulla bewunderte den muthigen Jüngling (er war damals 23 Jahre alt) und schenkte ihm sein Vertrauen in hohem Grade; zugleich fesselte er ihn durch die Bande der Verwandtschaft an sich, indem er ihm seine Stieftochter Ämilia verheirathete, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Antistia getrennt hatte. Von nun an folgte ein Sieg auf den andern, den P. erfocht. So schlug er die Marianer unter Perperna in Sicilien und unter Domitius Ahenobarbus in Afrika. Sulla aber sah das Glück seines jungen Freundes nicht ohne Neid und Besorgniß an und rief ihn von dem Schauplatze seiner Thaten nach Rom zurück. P. verlangte jedoch die Ehre des Triumphs und Sulla's Weigerung vermochte nichts gegen seine hartnäckigen Forderungen, die aus dem Bewußtsein des Verdienstes hervorgingen. Nicht lange war er in Rom müßig; denn in Spanien war ein unbezwinglicher Feind gegen die römischen Waffen aufgetreten, es war der aus einem anspruchslosen Landmann wegen seines glühenden Patriotismus zum Häuptlinge erhobene Sertorius. P. kam nach Spanien, aber er vermochte nichts gegen den Unbezwinglichen; erst da derselbe durch Meuchelmörder gefallen und sein Heer unter Perperna's, eines römischen Flüchtlings, Anführung getreten war, beendigte P. bald den Krieg mit den tapferen und muthigen Landleuten (72 v. Chr.). Als er von dieser Expedition zurückkam und er an Italiens Küste landete, kam ihm ein dem Schwerte des Consuls Crassus entflohener Rest des Sklavenheers, das unter Spartacus gegen Rom gekämpft hatte, entgegen, welchen er aufrieb und dann zum zweiten Male triumphirend in Rom einzog. Crassus, welcher nichts Geringeres erstreben mochte als P., war wohl durch des P. Vorzug etwas verletzt. Im Jahre 70 wurden Beide Consuln; Beide suchten die Gunst des Volks; von Beiden traf aber P. gewiß das sicherere Mittel. Denn während Crassus durch reiche Spenden sich die Gemüther zu erwerben suchte, gab P. ihm seine durch Sulla geschmälerten Rechte wieder; darunter stellte er vorzüglich das Tribunat wieder her. Damals war der Orient gegen Rom in den Waffen und zwar glücklich. P. hatte den Occident beruhigt; daher auch er erlesen wurde, dem Staate neue Lorbeeren dort zu ernten. Vor Allem furchtbar dem römischen Namen waren die im östlichen Mittelmeere bis an Italiens Küsten raubenden Piraten und daher machte der Volkstribun A. Gabinius, P.'s Freund, einen Vorschlag (**lex Gabinia**), man sollte einen Mann wählen, der über das ganze Mittelmeer und das Festland bis auf 25000 Schritte vom Meere vollkommene Obergewalt hätte, nach Gefallen Truppen werben und sich Geld aus dem Ärarium

zahlen lassen könnte; diese Gewalt solle er auf 3 Jahre bekommen und nicht genöthigt sein über seine Kriegsführung Rechenschaft abzulegen. Wem Gabinius meinte, erkannte man bald; man wählte P. (67) und [illegible]hm die bisher in einer Republik unerhörte Vollmacht. P. entsprach aber diesem un[illegible]enzten Vertrauen auf das Glänzendste; in 40 Tagen war das Meer von den Räu[illegible]ern gereinigt und durch seine weisen Maßregeln eine Erneuerung ihres gefährlichen Gewerbes unmöglich gemacht. Ein anderer Feind im Oriente war Mithridates, König von Pontus; Lucullus, der den Krieg gegen diesen bisher geleitet hatte, ward abgerufen und nach Rom beschieden und das Obercommando gegen Mithridates wurde nach einem von dem Volkstribun Manilius (lex Manilia) gemachten und von Cicero (in der Rede pro lege Manilia) auf das Kräftigste unterstützten Vorschlage dem P. übergeben. In kurzer Zeit war Mithridates besiegt und außer seinem Reiche Pontus, auch Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Iberien, Albanien, Cilicien, Mesopotamien, Syrien, Phönicien und Judäa theils erobert, theils beruhigt, theils unter römischen Einfluß gebracht. P., welcher außer dem Ruhme dieser Thaten und so ausgebreiteten Eroberungen auch noch 20000 Talente in den öffentlichen Schatz brachte und die Staatseinkünfte durch die künftigen Tribute um das Doppelte vermehrte, wurde in Rom würdig mit einem zweitägigen Triumphe empfangen (61). Jetzt glaubte er nicht allein eine vorübergehende Dankbarkeit seiner Mitbürger, wie sie sich in dem Triumphgepränge ausgesprochen hatte, verdient zu haben, sondern er machte nicht ganz unmerkliche Ansprüche auf dauernde, obgleich er sich sofort in den Privatstand zurückgezogen hatte. Aber ihn bewachte jetzt nicht allein das Mißtrauen der Patrioten, sondern auch die Eifersucht des an Geist so mächtigen Cäsar und des unendlich reichen Crassus. Gegen die Ersteren bediente er sich eines unedlen Mittels in der Verbindung mit dem gemeinen Clodius, dessen verbrecherischen Plan gegen Cicero, seinen treusten Bewunderer und begeistertsten Lobredner, er sogar nicht hinderte, sondern denselben verbannen ließ. Mit den Letzteren theilte er seine Interessen, nachdem er sich mit Crassus versöhnt und an Cäsar durch die Verheirathung mit dessen Tochter Julia sich angeschlossen hatte, und ging mit ihnen die unter dem Namen des ersten Triumvirats bekannte Verbindung (60), welche sie gegen die Republikaner schützen sollte und welche sie bei einer Zusammenkunft zu Lucca (58) erneuerten, ein. Cäsar war (seit 58) in Gallien; P. und Crassus wurden 55 wieder Consuln und als sie ihre Würde nach Jahresfrist nach dem Gesetze niedergelegt hatten, ging Crassus nach Syrien; P. aber blieb in Rom und ließ seine Provinz, Spanien und Afrika, durch Legaten verwalten. Unterdessen war das an sich nur lose geknüpfte Band des Triumvirats noch lockerer geworden; Crassus war (53) im Kampfe gegen die Parther geblieben; was P. an Cäsar fesselte, die Heirath mit Julia, war durch den Tod dieser edeln Frau gelöst worden; Beide standen sich jetzt fremd, bald feindlich gegenüber. Im Jahre 52 war P. alleiniger Consul geworden, nachdem er die Dictatur ausgeschlagen hatte, und ergriff nun öffentlich Partei gegen Cäsar. Denn als derselbe abwesend in Gallien um das Consulat angehalten hatte, was ihm P. als Freund einst erlaubt hatte, wurde es ihm auf P.'s Rath abgeschlagen und er beschieden, daß er sein Heer entlassen und nach Rom kommen solle. Cäsar weigerte sich dessen und drang mit bewaffneter Macht über den Rubico in Italien vor. P. hatte aus Selbstvertrauen an keinen ernsten Empfang desselben gedacht, weil er so schnellen Entschluß des Cäsar nicht vermuthet hatte, und da jener immer näher und näher rückte, wurde P. so bestürzt und muthlos, daß er Rom verließ und nach Brundusium floh. Dieß hatte sein Ansehn vollends gestürzt; das Volk, schon längere Zeit dem Cäsar geneigt, verließ seine Partei gänzlich und so ganz Italien. P. verließ seinen Posten und ging nach Griechenland, wo er sich in Dyrrhachium verschanzte. Cäsar, der dort nichts gegen ihn ausrichten konnte, zog nach Thessalien; P. folgte ihm und

dort kam es (20. Juli 48) bei Pharsalus zur Schlacht, in welcher P. geschlagen ward und seine Rettung in der Flucht suchte. Er irrte in Asien umher und fand keine treue Seele mehr; denn Alles huldigte dem glücklichen Sieger. Doch hatte er noch eine Hoffnung: in Ägypten regierte ein König, dessen Vater dem P. durch empfangene Wohlthaten verbündlich war; dorthin nahm er seine Zuflucht. Aber, wo er gastliche Aufnahme erwartet hatte, empfingen ihn Meuchelmörder; denn die unwürdigen Minister des unmündigen Königs Ptolemäus Dionysus, Theodotus und Achillas, uneingedenk der väterlichen Verbindlichkeiten ließen aus Furcht vor dem Cäsar den ankommenden P. durch einige pflichtvergessene Römer ermorden; sein Kopf wurde bis auf Cäsar's Ankunft aufbewahrt; seinem Leichnam erzeigten einige mitleidige Römer prunklos die letzte Ehre; die Asche ließ seine Gemahlin, Cornelia, in seine albanische Villa bringen. Ermordet wurde P. am Tage vor seinem 58. Geburtstage. Die Mörder erhielten nicht von Cäsar, was sie vermuthet hatten. Als sie ihm das abgeschlagene Haupt mit Freude und Hoffnung brachten, wendete sich jener weg. Die Erinnerung an P.'s Größe, an seine Freundschaft und seine Verwandtschaft mit ihm entpreßten ihm eine, sein Herz ehrende Thräne; er ließ den Kopf bestatten und über das Grab einen Tempel der Nemesis bauen. Wo P. ermordet wurde, stand eine hohe Granitsäule (Pompejussäule), wenigstens hat man vermuthet, daß dort P. fiel, um so den sonst unerklärlichen Namen eine Erklärung zu geben; sie steht unweit Alexandria auf einer Anhöhe gegen den See Mareotis zu und ist die höchste Säule auf der Erde, daher sie Abulfeda Amad Issawari, d. h. Säule der Säulen, nennt. Statt des Vaters stellte sich an die Spitze der pompejanischen Partei, welche die Republikaner repräsentirte, sein älterer Sohn, Cn. P., der ein starkes Heer in Afrika sammelte und sich 3 Jahre in Spanien gegen Cäsar hielt, bis er (45) in der Schlacht bei Munda besiegt wurde. Er ward auf der Flucht ergriffen und von den Cäsarianern erschlagen. Dessen jüngerer Bruder, Sextus P., erhielt den pompejanischen Namen länger. Nach Cäsar's Ermordung kehrte er aus seinem Versteck in Spanien nach Rom zurück und erhielt durch die Präfectur über Sicilien eine höchst einflußreiche Stelle; denn von dort aus beherrschte er das ganze Mittelmeer. Die Triumvirn, Octavianus, Antonius und Lepidus, wußten ihn durch große Versprechungen in ihr Interesse zu ziehen und eine freie Zufuhr für Italien aus den südlichen Ländern zu gewinnen; da sie aber den Vergleich nicht hielten, so kämpfte er gegen sie, erst glücklich, zuletzt mit Verlust seiner ungeheuern Flotte. Antonius ließ ihn darauf auf der Flucht zu Miletus ermorden (36), weil er auf seine Treue nicht trauen zu dürfen glaubte. — P. (Trogus), s. Trogus Pompejus. 6.

Pompelmuse, s. Citronenbaum.

Pompignan (spr. Pongpinjang) (Jean Jacques le Franc, Marquis von), ein nicht unbekannter französischer Dichter, am 17. Aug. 1709 zu Montauban geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward nach Beendigung seiner Studien Sachwalter und später Präsident an dem Gerichtshofe seiner Vaterstadt. Seiner Stelle überdrüßig, weil er der Regierung gegenüber nicht frei genug sprechen und handeln konnte, zog er sich von den Geschäften zurück und beschloß nur den Wissenschaften und Künsten zu leben. Seine Tragödie: „**Didon**" (1734) ward trotz ihrer Unvollkommenheiten mit Beifall aufgenommen, wodurch der Verfasser zu anderen Leistungen aufgemuntert wurde; sein Drama: „**Les Adieux de Mars**" (1725) steht jedoch weit hinter seinem ersten Versuche zurück. Größere Aufmerksamkeit verdienen seine leichten Schilderungen in der Manier Chapelle's: „**Voyage de Languedoc et de Provence**" und die „**Dissertation sur le nectar et sur l'ambrosia.**" In seinen späteren Jahren wurden seine Ansichten über Politik, Philosophie und Religion immer beschränkter; besonders fing er an gegen die Philosophen zu Felde zu ziehen, wodurch er den Spott und die Satyre gegen sich

aufregte. Seine geistlichen Poesien, Oden, Episteln und Gelegenheitsgedichte sind kalt und steif und werden nicht mehr gelesen. Er starb am 1. Nov. 1784. Außer den erwähnten Versuchen besitzen wir von ihm noch mehrere Übersetzungen griechischer und römischer Auctoren und einige schwache geschichtliche Arbeiten. „Oeuvres de le Franc de Pompignan“ (Par. 1784. 6 Voll. 8.). 66.

Pomponius, Name mehrerer vornehmen Römer, von denen die bekanntesten sind: 1) Titus P., mit dem Beinamen Atticus, den er zufolge seiner feinen Bildung und ausgezeichneten Kenntniß der griechischen Sprache erhielt, Zeitgenosse des Cicero, lebte als römischer Ritter während der Bürgerkriege ruhig in Rom, war Epikureer und einer der größten Redner seiner Zeit. Er ist bekannt durch Cicero's, seines vertrautesten Freundes, Schriften, namentlich dessen Briefe und philosophische Abhandlungen: „De amicitia“ und „De senectute“, welche ihm dedicirt sind. Er starb 31 v. Chr. von allen seinen Zeitgenossen hochgeachtet. 2) Lucius Quintus P. Secundus, tapferer römischer Feldherr unter dem Kaiser Claudius, besiegte die Katten, erhielt dafür vom Senate die Triumphauszeichnungen und erwarb sich zu seiner Zeit außerdem noch Ruhm durch seine Gedichte, namentlich Tragödien, von denen uns jedoch nichts erhalten worden ist. 3) Lucius P. Bononiensis, Zeitgenosse des Novius und von den Alten gerühmt als Atellanendichter (s. Atellanen). 4) Sextus P., ein ausgezeichneter römischer Rechtsgelehrter aus der römischen Kaiserzeit unter Hadrian und dessen Nachfolgern, schrieb „Lectionum ad A. Scaevolam libr. 39“; „Epistolarum libr. 20“; „Variarum lectionum libr. 15“; „Senatus consultorum libr. 5“ und mehreres Andere, wovon sich die Fragmente in den Pandekten finden. (Vergl. Joh. Ludw. Uhle, „Collectio opusculorum ad historiam juris et maxime ad Pomponii enchiridion illustrandum pertinentium“ (1795), wobei sich eine Vorrede von Joh. Gottl. Heineccius befindet, in welcher das Leben und die Schriften des P. vollständig erzählt und aufgeführt werden. Die noch übrigen Fragmente des P. gab H. Theod. Pagenstecher (Lemgo 1725. 4.) heraus. 5) Julius P. Lätus oder Fortunatus (sonst Petrus Calaber genannt), mit dem Beinamen Sabinus, war geboren 1424 zu Amendalaro in Calabrien, starb den 21. Mai 1497 zu Rom und erwarb sich durch seine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache, so wie durch seine ausgezeichneten historischen Kenntnisse und seine trefflichen Bearbeitungen vieler alten Classiker nicht geringen Ruhm. Seine Schriften sind: „Compendium historiae romanae ab interitu Gordiani usque ad Justinum III.“; „De exortu Machometis“; „De romanae urbis antiquitatibus“ u. a. m. Auch besorgte er die ersten Ausgaben vom Sallust (1490), Varro („De ling. latin.“), „Plin. Epistol.“, Quintilian (dem er selbst einen Commentar beigab), Virgil und viele andere. Eine Sammlung seiner Werke erschien Straßb. 1515. 4.; vergl. Näcke, „De J. P. S.“ (Bonn 1824) und ejusd. „Prooem. ad catal. lectt.“ (1824. 4.). 20.

Ponce de Leon (Luis), einer der vorzüglichsten spanischen Lyriker, 1527 zu Granada geboren, zeigte schon in seiner frühen Jugend ein tiefpoetisches Gemüth und trat nach Beendigung seiner theologischen Studien zu Salamanca in den Augustinerorden. Seine Übersetzung des hohen Liedes in die Landessprache wurde, noch ehe sie gedruckt war, der Inquisition, welche das Übersetzen der Bibel in das Spanische streng verboten hatte, denuncirt; der Verfasser wurde sogleich in das Gefängniß geworfen, worin er fünf Jahre unverhört schmachten mußte. Endlich erkannte man seine Unschuld und brachte ihn feierlich in sein Kloster zurück, wo er 1591 als Generalvicar der Provinz Salamanca starb. Die herrlichen Gedichte des frommen Mannes sind größtentheils Werke seiner Jugend und doch die correctesten in der spanischen Literatur. Fromme Milde, harmonischer Ausdruck des innigsten Gefühls und heitere Anschauung des nichtigen Erdenlebens sind der Charakter dieser

sanft hinfließenden Poesien, die fast alle der Gattung der Ode angehören und den gemüthlichen Leser in eine bessere Welt entrücken. Seine Übersetzungen aus Virgil, Horaz und Pindar sind in der neueren Literatur die ersten classischen Muster der Übertragung des antiken Styls der Poesie in die neueren Formen. Auch seine Predigten („Oraciones") und die moralische Abhandlung: „Die gute Hausfrau" („La perfecta casada") werden in Spanien sehr geschätzt. Seine Werke sind unter dem Titel: „Obras propias y traducciones de latin, griego y toscano" (Madr. 1631. 16. 1785. 8.) gesammelt. 66.

Poniatowski (Joseph, Fürst), war der Brudersſohn des letzten Königs der Polen, Stanislaus Poniatowski (s. Stanislaus) und wurde am 7. Mai 1762 in Warschau geboren. Neben trefflichen Anlagen und einer außerordentlichen Regsamkeit des Geistes zeichnete sich dieser Prinz als Jüngling und Mann durch eine schwärmerische Liebe für sein Vaterland aus. Als der Krieg zwischen Rußland und Polen im Jahre 1792 ausbrach, erhielt er das Commando über eine Armee von 50000 Mann, an deren Spitze er anfangs vielen Eifer und große Einsicht zeigte, später jedoch mehr durch die ihm vom Hofe ertheilten Befehle, als durch die Fortschritte des Feindes muthlos gemacht wurde. Nach der Unterwerfung Polens verließ er das Heer und lebte ruhig und eingezogen, bis durch Kosziusko alle Patrioten (1794) zu den Waffen gerufen wurden. P. erhielt von diesem den Oberbefehl einer Heerabtheilung, an deren Spitze er sich bei der Belagerung von Warschau vortheilhaft auszeichnete. Am 16. Aug. besiegte er in einem heißen Treffen die Preußen und zeigte ihnen am 28. Aug. in der Schlacht bei Wola, welche Kosziusko leitete, wieder seine Überlegenheit. Nachdem Kosziusko in die Hände der Feinde gefallen war und Suwarow vor Praga rückte, deckte P. auf dem rechten Ufer der Weichsel die Hauptstadt Warschau, lebte nach Pragas Falle einige Zeit in Wien und kehrte dann auf seine Güter in Polen zurück. Als im Jahre 1807 die Errichtung des Großherzogthums Warschau die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte, trat auch P. wieder auf den politischen Schauplatz und wurde zum Kriegsminister und Oberfeldherrn des Großherzogthums ernannt. In dieser Eigenschaft mußte er der Übermacht der Östreicher unter der Führung des Erzherzogs Ferdinand weichen und sah sich genöthigt am 12. April die Hauptstadt demselben zu übergeben. Nach dem Frieden zu Wien lebte P. einzig seinem Berufe als Minister, bis ihn im Jahre 1812 der Krieg Napoleon's gegen Rußland wieder an die Spitze eines auserlesenen polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Krieges thätigen Antheil genommen und zuletzt in der leipziger Völkerschlacht, wo er von Napoleon zum französischen Reichsmarschall ernannt wurde, die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. Oct. den Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheeres zu decken. Bei der Ausführung dieses Auftrages erhielt er am linken Arme eine Schußwunde und wurde bei dem Vordringen der Verbündeten in die Stadt Leipzig, wo Alles Rettung in der Flucht suchte, von dem Schwarme der Fliehenden mit fortgerissen. Verhängten Zügels jagte der Fürst mit den Seinigen nach Lindenau zu, allein die Brücken, welche über die Elster führten, waren zertrümmert und der einzige Ausweg, dem Tode oder der Gefangenschaft zu entgehen, mit dem Pferde schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. P. sprengte von dem hohen und steilen Ufer in der Nähe des japanischen Hauses im Gerhard'schen (sonst Reichenbach'schen) Garten in den Fluß und fand seinen Tod in den Wellen. Am 24. Oct. fand ein Fischer seinen Leichnam. In ihm erstarb das Geschlecht der Fürsten Poniatowski. Die Leiche ward mit den gebührenden Ehren in Leipzig bestattet, wurde jedoch später von den Polen nach Warschau geholt, wornach dieselbe im Jahre 1816 mit Bewilligung des Kaisers Alexander in der Kathedrale zu Krakau, wo die Könige und Helden Polens ruhen, beigesetzt wurde. Der berühmte Thor-

waldsen hat ihm ein Denkmal gefertigt und die Stelle, wo er den Tod fand, bezeichnet ein steinerner Würfel. 61.

Poniatowsky'scher Stier ist ein aus 5 Sternen, die ein V formiren, bestehendes, in der Milchstraße zwischen dem Adler, Antinous und Ophiuchus befindliches Sternbild. 13.

Pons (spr. Pong) (Louis), ein als Kometenentdecker bekannter Astronom, ward den 25. Dec. 1761 zu Peyre im Departement der Hochalpen geboren, studirte vorzüglich Mathematik, ward noch sehr jung Aufseher bei der Sternwarte in Marseille und, nachdem er durch Fleiß und Aufmerksamkeit sich auch im Praktischen große Kenntnisse und Übung erworben hatte, Adjunct des Directors der Sternwarte, Gambart. In dieser Stellung entdeckte, beobachtete und berechnete er seit 1801 von einer ungemeinen Sehkraft unterstützt eine große Zahl Kometen und ward zur Anerkennung seiner Verdienste 1819 zum Director der Sternwarte zu Parma ernannt, die er 1825 mit der zu Pisa vertauschte. Noch mehrere Kometen wurden in den letzten Jahren von ihm entdeckt, aber seit 1827 ward sein Gesicht immer schwächer, welches seiner Thätigkeit Schranken setzte. Er starb den 14. Oct. 1831. 16.

Pontānus oder **Pontāno** (Giovanni Gioviano), einer der merkwürdigsten Männer des XV. Jahrh., ward 1426 zu Cerreto bei Spoleto geboren, machte schnell bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften, ward später bei der königlichen Kanzlei in Neapel angestellt, darauf Secretair des Königs Ferdinand I. und Erzieher des nachherigen Königs Alphons II., bekleidete darauf den König in den Krieg gegen Johann von Anjou, wo er sich durch Muth und taktische Kenntniß ganz das Vertrauen seines Königs erwarb, ward nun von diesem mit Ehrenbezeugungen überhäuft und zu mehreren diplomatischen Sendungen, besonders 1486 an den Papst Innocenz VIII. gebraucht und gleich nach seiner Rückkehr zum ersten Staatsminister ernannt, in welcher Stellung er das schon früher allgemein gespendete Lob der höchsten Uneigennützigkeit und Redlichkeit und des größten Berufseifers noch erhöhte; Alphons II. ließ ihm sogar eine bronzene Bildsäule errichten. Als aber Karl VIII. Neapel mit Krieg überzog, verließ er treulos seinen König, übergab Ersterem die Hauptstadt und trat sogar mit einer öffentlichen Schmährede gegen Letzteren hervor, welcher ihn großmüthig nach seiner Rückkehr nur mit Absetzung strafte. Er starb als Privatmann 1503. Außer seiner Thätigkeit als Staatsmann beschäftigte er sich aber auch emsig mit den Wissenschaften, mit Philosophie, Physik und Astronomie und zeichnet sich in seinen lateinisch geschriebenen Schriften nicht allein durch Klarheit und Schärfe des Denkens, sondern auch durch einen eleganten und classischen Styl aus; auch war er der eigentliche Stifter der neapolitanischen Akademie, welche noch jetzt Accademia di Pontano heißt. Vorzüglich aber glänzt er als lateinischer Dichter (in allen Arten der lyrischen und didaktischen Poesie) und als Geschichtschreiber in seinen „Belli quod Ferdinandus — cum Joanne Andegavense gessit, historiae libb. VI.“ Opera J. J. Pontani (Bas. 1556. 4 Voll. 4.) 16.

Ponte (Giacomo da), ein italienischer Maler, bekannter unter dem Namen Bassano, den sein Vater, Francesco, bereits geführt hatte, wurde 1510 zu Bassano geboren und bildete sich nach seinem Vater und später nach Titian. Er malte Historienstücke und Landschaften mit schönem Colorit und naturgetreuer Auffassung, hatte aber eine bizarre Composition, verfehlte Draperie und wiederholte sich häufig. Seltsamer Weise vermied er Hände und Füße zu malen. Er starb 1592. — Sein Sohn, Francesco da P., geb. 1550, erregte zeitig großes Aufsehen und würde vielleicht einer der größten Maler seiner Zeit geworden sein, wenn ihn nicht unheilbare Melancholie zu Größerem unfähig gemacht hätte. Er gab sich selbst den Tod im Jahre 1594. Von seinen Brüdern, welche alle Maler

waren, hat sich Leandro da P., gest. zu Venedig im Jahre 1623, als Portraitmaler den meisten Ruhm erworben. 36.

Ponte (Lorenzo da), italienischer Dichter, geb. zu Ceneda bei Treviso 1749, ist zwar von sehr geringer Bedeutung, aber dadurch merkwürdig, daß er den Text zu Mozart's „Don Juan" und „Figaro" geschrieben hat. Seine Schicksale waren außerordentlich mannigfaltig. Früher begleitete er mehrere Lehrämter in Venedig und zu Treviso, wurde demagogischer Umtriebe verdächtig und floh nach Wien, erhielt hier von Joseph II. die Stelle eines Theaterdichters, ward aber von Leopold II. wieder entlassen, lebte dann in Triest und versuchte von hier aus lange vergeblich in Frankreich, England und Holland Director einer italienischen Oper zu werden, bis er endlich am italienischen Theater in London angestellt ward. Als er hier wieder abgegangen war, gründete er 1800 eine italienische Buchhandlung in London, machte aber durch seine Verbindung mit zwei Musikalienhändlern Bankerott, hatte jetzt manche Rechtshändel zu bestehen und schiffte sich endlich 1806 nach Newyork ein. Durch Unterrichtgeben im Italienischen ernährte er hier sich und seine Familie gemächlich, gerieth aber durch neue kaufmännische Speculationen wieder in Noth, bis er endlich durch ein buchhändlerisches Geschäft seine Umstände wieder verbesserte. Sein Leben hat er in den „Memorie di Lorenzo da Ponte" (Newyork 1823—1827. 4 Bde. 8.) selbst beschrieben. 16.

Ponte Corvo, eine zur Delegation Frusinone des Kirchenstaates gehörige Parcelle im Königreiche Neapel von 2 □M. und 8000 Einw., gehörte von 1806—1810 unter dem Titel eines Fürstenthums dem jetzigen Könige von Schweden, Bernadotte. Die Hauptstadt P. C. am Garigliano hat 6000 Einw. 37.

Pontianus, römischer Bischof, ward den 23. Aug. 230 erwählt, aber den 28. Sept. 235 von Alexander Severus auf die Insel Sardinien verwiesen und starb im November desselben Jahres bei der Christenverfolgung den Märtyrertod, weßhalb er unter die Heiligen versetzt ward. In dem pseudoisidorischen Decretalen werden 2 Briefe von ihm aufgeführt. 23.

Pontifex (Pontifices) war im alten Rom der Name der Priester, welche die allgemeine Aufsicht über die Religion und ihre Gebräuche hatten, ohne einer besondern Gottheit zu dienen. Wahrscheinlich wurden sie so genannt, weil sie, wie Varro berichtet, die über die Tiber führende hölzerne Brücke (pons sublicius) erbaut und öfters ausgebessert hatten, oder jährlich gewisse Opfer auf derselben verrichten mußten (in ponte facientes sacra). Numa wählte zuerst einen P.; in der Folge bestand das Collegium aus 4, dann aus 8, unter Sulla aus 15 Personen, von denen die 7 letzteren pontifices minores (geringere, jüngere) genannt wurden. In den ältesten Zeiten sich selbst ergänzend wurden sie seit dem Jahre 649 a. u. c. auf den comitiis tributis, und zwar lange Zeit blos aus den Patriciern, gewählt. Sie entschieden über Religionsstreitigkeiten (jus pontificum) und Ehesachen, gaben Gesetze in Religionssachen, beaufsichtigten die Diener des Cultus, die Opferer und die vestalischen Jungfrauen, ordneten die Leichenfeierlichkeiten und besorgten die Einrichtung des römischen Kalenders. Ihre äußeren Abzeichen an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen bestanden in einem mit Purpur verbrämten Kleide (toga praetexta) und einem in Form eines Kegels spitz zulaufenden Hute (galerus, tutulus), der von Fellen der geopferten Thiere verfertigt war. — An der Spitze dieses Priestercollegium stand der Oberpriester, Pontifex Maximus genannt, welcher in den früheren Zeiten bis um das Jahr 500 a. u. c. aus den patricischen Pontifices, besonders aus solchen, welche schon die vornehmsten Staatsämter bekleidet hatten, erwählt ward. Er hatte die höchste Gewalt in Religionssachen, namentlich die Aufsicht über die heiligen Gebräuche der Vesta, die Inauguration der übrigen Priester und früher auch die Besorgung der öffentlichen Jahrbücher (cura annalium). Sein Amt dauerte auf Lebenszeit; doch durfte er sich

nicht aus Italien entfernen, und so wichtig schien die Macht des obersten **P.**, daß nachmals der Kaiser Augustus zur Erhaltung der Herrschaft für nöthig fand, sich dieselbe so wie die consularische und tribunicische anzueignen. Seinem Beispiele folgten auch alle nachherige Kaiser; selbst die ersten christlichen bis auf Gratianus legten sich den Titel eines **Pontifex Maximus** bei. — **Pontificalien** werden in der römisch-katholischen Kirche die Gewänder der vornehmen Geistlichen genannt, welche sie namentlich an Festtagen anlegen. — **Pontificat**, die Würde des **P.**, heißt auch die päpstliche Würde, wie denn der Papst selbst lateinisch **Pontifex Maximus** genannt wird. 63.

Pontinische oder **Pomptinische Sümpfe**, lat. paludes pontinae; ital. paludi pontine, nennt man die öden und ungesunden Sumpfgegenden im Kirchenstaate an der Küste des Mittelmeeres, südöstlich von Rom. Sie beginnen oberhalb Nettuno und Cisterna und erstrecken sich in einer Breite von 2—3 M. bis Terracina hinab, so daß ihre Länge gegen 10 M. beträgt. Sie sind von dem Meere durch Dünen getrennt und werden östlich von einem Kalkgebirge, Lepine genannt, begrenzt. In den frühesten Zeiten sah man wohl an ihrer Stelle Lagunen. Dieß scheint auch die Erzählung Homer's zu bestätigen, der zufolge Circe auf der Insel Äaria, wenn diese anders das heutige Vorgebirge Monte Circello bei Terracina ist, wohnte. Allmählig mögen aber diese Lagunen durch die Erde, welche die hier mündenden Flüsse mit sich führten, ausgefüllt und Dämme gebildet worden sein, welche die Entstehung der Sümpfe zur Folge hatten. Nach dem Zeugnisse des Plinius standen hier in den ältesten Zeiten der Republik 33 Städte, deren bedeutendste, **Pometia**, zur Benennung dieser Gegend die Hand bot. Der Nachtheil dieser Sümpfe für die Gesundheit sowohl als für den Ackerbau lenkte schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der alten Römer auf sie und lehrte Mittel suchen, diesem Übelstande abzuhelfen. Den ersten Versuch machte Appius Claudius (312 v. Chr.), indem er die nach ihm benannte Straße durch die pontinischen Sümpfe führen ließ. Später erwarben sich um deren Austrocknung der Consul Cethegus, Cäsar, der durch den Tod an der Ausführung seines Vorhabens, die Tiber hindurchzuleiten, verhindert wurde, Augustus, Nero und Trajan Verdienste. Letzterer ließ die eben erwähnte Straße vollständig herstellen und mehrere Canäle anlegen. Mit dem Verfalle des Reiches verfielen auch die bisherigen Bauten und die Bemühungen Theodorich's, Königs der Ostgothen, waren nur von kurzer Dauer, bis nach vielen Jahren endlich der Papst Bonifacius VIII. (um 1300) wieder Hand ans Werk legte und den Canal um Sezze graben ließ, der noch heute diese Gegend entwässert. Der Bau des Canals Rio Martino wurde von Martin V. 1417 begonnen, doch mit dessen Tode wieder aufgegeben und während der ganzen 69 Jahre, wo das mediceische Haus in den Besitz dieser Gegend durch Leo X. kam, geschah gar nichts für die Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Sixtus' V. (st. 1590) langjährige Bemühungen waren von wenig Erfolg und selbst der große Kostenaufwand, den Pius VI. seit 1778 und die französische Herrschaft machten, so lange sie sich über Italien erstreckte, erfüllte die gemachten Erwartungen nicht. Von größerer Wichtigkeit war die treffliche Heerstraße (linea pia), welche Pius VI. anlegen ließ. Von den Flüssen, welche sich in die pontinischen Sümpfe ergießen, sind der Ufente, die Tepia, Pedicata und Scaravazza zu erwähnen. Übrigens trifft man in jener Gegend angebaute Stücken Landes und selbst üppige Weideplätze an und das hohe Schilf dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthaltsorte. Die wenigen Bewohner sind durch ihre blasse Gesichtsfarbe auffällig und nähren sich meist von Jagd und Fischfang. S. die Beschreibung der pontinischen Sümpfe von Nicolo Romano (Rom 1800. Fol.) und Prony „Description hydrographique et historique des marais Pontins“ (Par. 1823. 4. mit Atlas Fol.) 35.

Pontons (spr. Pontong) sind kleine leichte Fahrzeuge aus Holz oder Blech (bei den Russen auch getheerte Linnen über ein hölzernes Gerippe gezogen), welche die Armeen im Felde mit sich führen, um beim Überschreiten brückenloser Flüsse das Geräthe zu den Nothbrücken in den Fluß zu schaffen und zur Erbauung derselben zu dienen. Sie waren schon den Alten bekannt, sind aber in der neueren und neuesten Zeit vielfach verbessert worden. — **Pontoniers** (spr. Pongtonieh) sind diejenigen zu den Ingenieurs (s. d. Art.) gehörigen Soldaten, welche die Erbauung der Brükken beim Übergange eines Heers über einen Fluß und überhaupt die nöthigen Wasserarbeiten zu besorgen haben. 30.

Pontoppidan (Eric), der ältere, ein bekannter dänischer Dichter, am 21. Jan. 1616 zu Biergegad auf der Insel Fyen geboren, zeigte schon frühe nicht geringe dichterische Anlagen und machte, nachdem er seine theologischen Studien beendigt und einige Zeit als Erzieher bei einer adelichen Familie gelebt hatte, zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich und ward nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen zum Pfarrer ernannt, welches Amt er zwanzig Jahre lang mit Würde bekleidete, bis die Regierung ihn zur Belohnung seiner vielfachen Verdienste zum Bischofe von Drontheim erhob, wo er am 12. Juli 1678 starb. Außer einer dänischen Grammatik (Kopenh. 1666. 8.) und einigen theologischen Schriften, die wir hier nicht namhaft machen wollen, sind noch seine „Bucolica sacra" (Lugd. Bat. 1643. 8.) und „Epigrammatum sacrorum centuriae tres" (Havn. 1641. 12.) zu bemerken. — P. (Eric), der jüngere, ein berühmter dänischer Historiker und Alterthumsforscher, am 24. Aug. 1698 zu Aarhus in Jütland geboren, widmete sich auf der Universität Kopenhagen der Theologie und hielt sich dann einige Zeit zu Hamburg auf, wo er die deutsche und französische Sprache erlernte. Nachdem er sich nach seiner Heimkehr lange als Hauslehrer ernährt und mehrere untergeordnete Stellen bekleidet hatte, ward er 1735 zum königlichen Prediger, 1738 zum außerordentlichen Professor der Theologie und 1747 zum Bischof von Bergen ernannt, wo er am 20. Dec. 1764 starb. Von seinen zahlreichen theologischen, historischen, geographischen, naturwissenschaftlichen und antiquarischen Schriften nennen wir hier nur folgende als die bekanntesten und werthvollsten: „Gesta et vestigia Danorum extra Daniam" (Lips. et Havn. 1740—1741. 3 Voll. 4.); „Marmora Danica selectiora" (Havn. 1739—1741. 2 Voll. Fol.); „Norges naturlige historie" (Kiöbh. 1752—1753. 2 Voll. 4., deutsch von J. A. Scheibe, Kopenh. 1753—1754. 2 Bde. 8.); „Danske Atlas, fortsat af H. de Hofman" (Kiöbh. 1763—1774. 7 Voll. 4.) und „Annales ecclesiae Danicae" (Havn. 1741—1752. 4 Voll. 4.). 66.

Pontus wurde früher das ganze südliche Küstenland am schwarzen Meere genannt. Als Landschaft begriff es aber nur das Ländergebiet vom Halys bis über Trapēzus hinauf, wurde somit östlich von Armenien, südlich von Kappadocien, westlich von Paphlagonien und nordwärts vom schwarzen Meere begrenzt. In dieser Ausdehnung zählte dieses fruchtbare Land zu seinen wichtigsten Städten Trapēzus (h. Trebisonde) mit einem Hafen, Cerasus (h. Kerasonde), von wo aus der Kirschbaum durch Lucullus nach Italien verpflanzt wurde, gleichfalls mit einem Hafen, Polemonium (h. Valiza), Hafenstadt, Kabira, später Diospolis, in deren Nähe zwischen Lucullus und Mithridates ein Treffen vorfiel, Amasia (h. Amaseah) am Iris, Residenz der pontischen Könige und Geburtsort des Strabo. Zur Zeit der Perserherrschaft bildete P. eine Provinz des genannten Reichs und kam nach Ariobarzanes I. Tode, der sich gegen Artaxerxes I. unabhängig gemacht und P. zu einem selbstständigen Reiche erhoben hatte, an Alexander den Großen und nach dessen Tode an Antigonus, der es aber nur kurze Zeit Mithridates II., dem Sohne Artaxerxes' I., gegenüber behaupten konnte. Mithridates III. vereinigte

mit P. Kappadocien und Paphlagonien und Mithridates IV. (Evergetes) erhielt für seinen den Römern im 3. punischen Kriege geleisteten Beistand Großphrygien. So wuchs allmählig das pontische Reich und erhob sich unter Mithridates VII. oder dem Großen zu einer solchen Macht, daß es den Römern den heftigsten Widerstand zu leisten vermochte und nur durch den Verrath des Tigranes in die Hände derselben (unter Pompejus) fiel. Tigranes erhielt dafür den Bosporus und wurde, als er das Reich seines Vaters wieder erobern wollte, vom Cäsar besiegt und getödtet. In der folgenden Zeit bildete P. mit dem Bosporus, Kleinarmenien und Kolchis wieder ein eigenes Reich (von Darius, Sohn des Tigranes, Polemo, dessen Wittwe Pythodoris und Polemo II. regiert) unter der Oberhoheit der Römer. Nero machte es aber zu einer unmittelbaren römischen Provinz und seitdem zerfiel es in P. Galaticus, Kappadocicus und Polemoniacus. 35.

Pontus Euxīnus, s. Schwarzes Meer.

Ponz (Antonio), ein spanischer Maler, geb. den 28. Juni 1725 zu Berir im Königreiche Valencia, erhielt seine erste Ausbildung zu Madrid und ging später nach Rom, wo er sich insbesondere auf das Studium der Alterthümer legte. Bald wurde diese Neigung vorherrschend und blieb es auch, als er nach Madrid zurückgekehrt war. Zwar schlug er die ihm häufig zu Theil werdenden Aufträge nicht aus und lieferte unter andern für die Bibliothek des Escurial die Portraits der berühmtesten spanischen Schriftsteller, copirte auch Vieles nach Raphael und Veronese; seit 1771 aber beschäftigte er sich ausschließlich mit der Herausgabe eines großen Werks, der „Reise in Spanien," in welchem er alle die auf Kunst und Alterthum sich beziehenden Bemerkungen, Zeichnungen ꝛc., die er auf seinen zu diesem Zwecke angestellten Reisen gesammelt hatte, niederlegte. Dieses trocken geschriebene aber reichhaltige Werk gedieh bis zum 18. B., welcher 2 Jahre nach des Verfassers Tode (1792) durch dessen Neffen Joseph P. herausgegeben wurde. Außerdem hat man von P. eine „Reise außer Spanien" (2 B. 1792) und „Comentarios de la pintura" nach einer Handschrift Guevara's. 36.

Pope ist der Name der Geistlichen in der griechischen Kirche. — Bei den alten Römern aber hießen so (popae) diejenigen Diener der Priester, welche die Opfer zu besorgen hatten. Sie hielten zu diesem Zwecke stets Opferthiere zum Verkaufe bereit. Sollte eins dargebracht werden, so banden sie es, schmückten es aus, führten es zum Altare und schlachteten es. Bei den Opfern erschienen sie bis auf den Nabel nackt, trugen ein mit Purpurstreifen besetztes Kleid (limus) und das Haupt war mit einem Lorbeerkranze geschmückt. 63.

Pope (Alexander), ein berühmter englischer Dichter, im Jahre 1688 zu London von katholischen Eltern geboren, war zwar sehr schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit des Geistes und große Wißbegierde und ward der Erziehung eines katholischen Geistlichen in Hampshire, der ihn von seinem 8. Jahre in den Anfangsgründen des Griechischen und Lateinischen unterrichtete, übergeben. Die ersten englischen Verse, welche der Knabe aus Ogilby's Übersetzung des Homer und aus Shandy's Übertragung von Ovid's Metamorphosen kennen lernte, entzückten ihn auf das Lebhafteste. Nun wurde er in die Schule zu Twyfort bei Winchester und in die zu Hyde-park-cerner aufgenommen, wo der öftere Besuch des Theaters ihn zu eigenen dramatischen Versuchen, deren Stoff er aus Ogilby's Homer nahm, veranlaßte und die er mit seinen Mitschülern aufführte. In seinem 12. Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück und wurde einem andern Geistlichen zum Unterrichte übergeben. Um diese Zeit erschien sein erstes Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, welche bei fast gänzlichem Mangel an Gefühl und Phantasie blos das Verdienst eines guten Versbaues hat. Ohne sich seitdem einer einzelnen Wissenschaft ausschließlich zu widmen, folgte er allein seiner Neigung in der Wahl geistiger Beschäftigungen, versuchte sich jedoch am meisten in mannigfachen Nachbil-

bungen und Übersetzungen der gelesenen ausländischen Dichterwerke. In seinem 14. Jahre übersetzte er das erste Buch der „Thebais“ des Statius und Ovid's Heroide „Sappho an Phaon,“ welche ihm vorzüglich gelang, und dichtete bald darauf seine wegen ihres reinen Versbaues vielgepriesenen Hirtengedichte (**Pastorals**). Um diese Zeit trat er mit dem Kritiker Walsh in freundschaftliche Verbindung, so wie mit einem gewissen Cromwell, einem Schöngeiste und Pedanten, dessen unwürdige Ansichten über das weibliche Geschlecht den nachtheiligsten Einfluß auf P. und auf die oft schonungslose Herabsetzung der Frauen gehabt zu haben scheinen, suchte aber auch schon damals solche Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm selbst Ansehen und Auszeichnung versprachen. Er schrieb seine „**Ode for St. Cecilias Day**;“ seine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham und seinen „**Essay of Criticism.**“ Besonders letzteres Gedicht beurkundet vielfache Belesenheit, Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, ohne jedoch den hohen Ruhm zu verdienen, der ihm anfangs beigelegt wurde. Er griff in demselben nicht nur den als Kritiker gefürchteten John Dennis, sondern auch den Dichter Ambrose Philipps an und wurde mit Beiden in eine heftige literarische Fehde verwickelt, welche bleibende Feindschaft zwischen ihnen zur Folge hatte. Im Jahre 1711 schrieb er seine „**Elegy on an infortunate Lady**“ und das allegorische Gedicht „**The temple of fame,**“ eine Nachahmung Petrarca's und Chaucer's. Um dieselbe Zeit verfaßte er sein satyrisches Epos „**The rape of the Lok**“ (der Lockenraub), wozu er ein gewöhnliches Ereigniß benutzte, welches er mit allem Reichthume des Witzes und der Satyre ausstattete und besonders gegen den Leichtsinn des weiblichen Geschlechts richtete. Von jetzt an suchte P. aber bei seinen dichterischen Erzeugnissen nicht blos Ruhm, sondern auch reichlichen Gewinn, so wenig er dessen zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, einzuerndten. Deßhalb kündigte er die Herausgabe einer Übersezzung der „Iliade“ auf Subscription an (1715—1720), welche mit vielem Beifalle aufgenommen wurde, aber von der Einfachheit des Originals keine Spur trägt. Den großen Gewinn, welchen er aus dem Werke zog, benutzte er zum Theil, um das durch ihn berühmt gewordene Haus zu Twickenham zu kaufen, in welches er seine Eltern aufnahm. Bei der um diese Zeit erschienenen „**Epistle from Eloisa to Abelard,**“ welche Bürger meisterhaft in das Deutsche übertragen hat, benutzte er die vorhandenen Briefe dieser Liebenden. Das Gedicht ist in Hinsicht des reinen Versbaues und in Bezug auf die Behandlung des Gegenstandes das vollendetste P.'s zu nennen. Aus Gewinnsucht übernahm er hierauf eine Herausgabe des Shakspeare, welcher er aus Mangel an den Eigenschaften eines Kritikers nicht gewachsen war und sich deßhalb dem gerechten Tadel des ihn hierin bei Weitem übertreffenden Theobald aussetzte, mit welchem er darüber in immerwährende Streitigkeiten gerieth. Aus gleicher Absicht übersetzte er mit 2 Gehülfen die Odyssee, welche er im Jahre 1725 vollendete. Er selbst übertrug blos die ersten 12 Gesänge derselben und besorgte die Abrundung der übrigen, welche dessenungeachtet hinter den seinen zurückblieben. Von nun an trat er meistentheils als Satyriker und Moralist auf und gab im Jahre 1727 im Vereine mit Swift die „Miscellen“, eine größtentheils humoristische Zeitschrift, heraus, worin er seinen „**Treatise of the Bathos or Art of Sinking**“ aufnahm. Da er zur Erläuterung seiner ironischen Lehren darin viele Beispiele aus noch lebenden Dichtern aufgestellt hatte und diese seinem Spotte die heftigsten Angriffe entgegensetzten, so suchte er sie insgesammt durch Bekanntmachung der „Dunciade,“ von welcher im Jahre 1728 die ersten 3 Bücher erschienen, literarisch zu vernichten und dem allgemeinen Spotte Preis zu geben. Obgleich ihm dieß zum Theil gelang, so vermehrte er dadurch doch nur die Zahl seiner Feinde, so wie ihm die im Jahre 1731 herausgegebene persönlich satyrische „Epistel über den Geschmack“ allgemeinen Tadel zuzog. Er macht darin die Geschmacklosigkeit und Prahlerei eines Edelmanns,

dem er den Namen Timon beilegt und unter welchem man den wegen seiner Wohlthätigkeit und seiner menschenfreundlichen Gesinnungen allgemein verehrten Herzog von Chandos verstehen zu müssen glaubte, lächerlich, wenn auch P. diese Beschuldigung stets von sich abzuwenden suchte. Nach dem Tode des Königs Georg I. im Jahre 1727 trat er entschieden auf die Seite der Tory's, zu denen er sich schon längst hingeneigt hatte. Da diese Partei nicht zu dem gehofften Ansehn und der erwarteteten Macht gelangen konnte, so versammelten sich mehrere ihres Dienstes entlassene Staatsmänner in Twickenham, unter denen Lord Bolingbrocke der besonderen Achtung P.'s genoß. Auf dessen Rath schrieb er seinen so berühmt gewordenen „Essay on Man," eines der besten Lehrgedichte, welches zuerst im Jahre 1733 ohne den Namen des Verfassers erschien. Hierauf gab er seine „Imitations of Horace," welche eine satyrische Richtung haben, heraus und fügte ihnen moralische Briefe oder Charakterschilderungen von Männern und Frauen, Lehren über den Gebrauch des Reichthums u. s. w. bei. P. ahmte hierin Boileau nach, welcher ihn zwar an Reinheit und Richtigkeit der Sprache, aber nicht an geistreicher dichterischer Auffassung des Gegenstandes übertrifft. Lord Harvey und Lady Montague, mit denen er früher in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, setzte er darin dem bittersten Spotte aus, so wie er letztere noch besonders in seiner „Sappho" auf das Unanständigste angriff. Die von einem Andern herausgegebene Sammlung von Briefen zwischen ihm und seinen Freunden scheint von P. veranlaßt worden zu sein, um Gelegenheit zu haben, eine vollständige Bekanntmachung derselben bewirken zu können, ohne den Widerspruch der dabei Betheiligten befürchten zu müssen. Sie fanden theils wegen ihrer edlen Schreibart, theils wegen ihres anziehenden Inhaltes vielen Beifall. P. beschloß seine dichterische Laufbahn mit Herausgabe von 2 Satyren, deren Titel „Seventeen hunderd and thirty eight" von dem Jahre ihrer Abfassung entnommen ist, und mit dem 4. Buche der „Dunciade." Die Satyren hatte er auf Veranlassung des Prinzen von Wales, mit dem er in vertrauten Verhältnissen lebte, geschrieben, letzteres auf Antrieb seines literarischen Bundesgenossen, des Bischofs Warburton, verfaßt. Er griff darin besonders den damals gekrönten Dichter Colley Cibber an und als sich dieser durch Bekanntmachung von lächerlichen Auftritten aus P.'s Leben rächen wollte, räumte ihm derselbe den ersten Platz unter den Dunsen ein, den bisher Theobald inne gehabt hatte. P. starb am 30. Mai 1744 und wurde zu Twickenham beerdigt, wo ihm Warburton ein Denkmal setzen ließ. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Warton (London 1797. 9 Bde.). Die von W. L. Bowles veranstaltete (Lond. 1806. 10 Bde.) hat eine feindselige Richtung gegen P. — Dusch übersetzte seine Werke in das Deutsche (Altona 1758—1764. 5 Bde.). Vergl. J. Warton „Essay on the writings and genius of P." (London 1756, neue Auflage 1782. 2 Bde.). Als Mensch zeigte sich P. eitel und beifallsüchtig, war sehr empfindlich gegen Tadel und Beleidigungen, sehr empfänglich für Schmeichelei und leicht zur Rache gereizt, Fehler, welche wohl zum Theil aus Schwäche und Kränklichkeit hervorgingen. So unversöhnlich er gegen seine Feinde war, so treu ergeben blieb er den meisten seiner Freunde. Liebe zur Unabhängigkeit, zu Gewinn, zu Lebensgenuß und zu dem Umgange mit den höchsten Ständen trat während seines Lebens oft hervor. Ungeachtet vielfacher Veranlassung den Katholicismus mit dem Protestantismus zu vertauschen, that er es doch nicht, entweder aus Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt oder um seiner noch lebenden Mutter diese Kränkung zu ersparen. Als Dichter steht er unter den englischen Schriftstellern durch Wohlklang und Reinheit des Versbaues, durch Anmuth und Würde der Sprache noch unübertroffen da, obwohl ihm mit Recht Armuth und Mangel schöpferischer Kraft vorgeworfen wird. 81.

Popelinière oder **Poupeliniere** (Alexandre Jean Joseph le Riche de la)

berühmter französischer Generalpächter, ward 1692 zu Paris geboren und 1718 Generalpächter, lebte mehrere Jahre mit großem Aufwande in Marseille, kehrte dann nach Passy bei Paris zurück und machte sich dort eben sowohl durch seinen ungeheuren Aufwand als durch die Protection der ausgezeichnetsten Geister seiner Zeit bemerklich. Sein Haus war der gewöhnliche Sammelplatz der ganzen eleganten Welt von Paris und Gelehrte und Künstler, wie Marmontel, Rameau, Vanloo u. A., fanden hier bequeme Muse zu ihren Geisteswerken. Wenn man aber auch letzteren Umstand mehr seiner Eitelkeit und Verschwendung zuschreiben muß, als einem geläuterten Sinne für Kunst und Wissenschaft; so fehlte ihm doch auch dieser nicht ganz; er schrieb selbst ziemlich geistreich und verfaßte mehrere hübsche Lieder; vorzüglich war ihm ein edler Wohlthätigkeitssinn eigen und sein Benehmen höchst fein und anziehend. Zwar ward er 1762 aus der Liste der Generalpächter gestrichen; aber nichts destoweniger führte er sein großes Haus fort, starb jedoch schon den 5. Dec. 1762. 16.

Popma (eigentlich Popman) (Ausonius), einer der besten Gelehrten des XVI. Jahrh., ward geboren zu Alost in Friesland 1565, studirte zu Köln und Löwen und starb um 1613. Außer seinem Hauptwerke „De differentiis verborum" (zuletzt Leipz. 1769. 8.) und noch mehreren anderen antiquarischen Schriften ist er noch bekannt als erster Herausgeber der dem Celsus beigelegten Schrift: „De arte dicendi." 20.

Poppe (Johann Heinrich Moritz), der rühmlichst bekannte Technolog, ward den 16. Jan. 1776 zu Göttingen geboren, lernte in der Werkstatt seines Vaters, der Universitätsmechanikus war, während er zugleich das Gymnasium besuchte, studirte dann auf der Universität die mathematischen und physischen Wissenschaften, ließ später mehrere gehaltvolle Schriften, worunter mehrere gekrönte Preisschriften, erscheinen und habilitirte sich darauf als Privatdocent an der Universität. 1804 ging er als Professor der Mathematik und Physik an das Gymnasium zu Frankfurt a. M., wo er 1816 die „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste" stiftete, und 1818 als Hofrath und ordentlicher Professor der Technologie nach Tübingen, wo er gegenwärtig noch segensreich wirkt. Von seinen zahlreichen und gehaltvollen Schriften, besonders über technologische Gegenstände, nennen wir nur: „Handbuch der Technologie" (Heidelb. 1806—1810. 4 Abth., 3. Aufl. 1810); „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (1803—1827. 8 Bde., 2. Aufl. 1824 ff.); „Technologisches Lexikon" (Stuttg. 1815—20. 5 Bde.); „Neue Handwerks- und Fabriksschule" (Tüb. 1829 ff. 10 Thle.). 16.

Popularität, s. Volk.

Pordenone, s. Regillo.

Poren, lat. pori; franz. und engl. pores, heißen im Allgemeinen die Öffnungen, Löcher oder Zwischenräume, wodurch die Theilchen eines Körpers von einander abgesondert erscheinen, und porös nennt man den Körper, an dem sich jene Öffnungen vorfinden, so daß demnach mit dem Namen Porosität der unterbrochene Zusammenhang eines solchen Körpers, wie sich dieser z. B. im gewöhnlichen Waschschwamme am auffallendsten darstellt, bezeichnet wird. P. finden sich in allen Körpern, selbst den dichtesten, wenn sie auch dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind und keine Flüssigkeiten durchdringen lassen; denn selbst das kleinste Molecule oder Atom ist darin durch P. von dem andern getrennt, so daß sich dieselben sogar in den dichtesten Metallmassen und Steinen, dem Wasser etc. nachweisen lassen. — Im engeren Sinne und im nächsten Bezug auf den Menschen belegt man in der Anatomie mit dem Namen P. die mehr oder weniger sichtbaren, gewöhnlich mikroskopischen Öffnungen in der Haut, die theils von den aushauchenden Gefäßen, daher man sie auch Schweißlöcher nennt, theils von einsaugenden Gefäßen herkommen, theils P. der Talgdrüschen sind, die sehr deutlich und

häufig am Eingange des äußern Gehörganges, an der Nasenspitze, am Umfange der Brustwarze, an der After- und Schamöffnung vorkommen. — Endlich werden die Spaltöffnungen, welche sich auf der Oberhaut der Pflanzen zeigen, P. genannt. Diese sind gewöhnlich des Morgens offen und bei der heißen Mittagssonne geschlossen; man bemerkt sie an allen der Luft ausgesetzten Theilen der Pflanze und an denen, welche eine grüne Farbe haben; jedoch fehlen sie den Pinusarten, so wie den Wasseralgen, Mosen, Flechten, Pilzen und den verwandten Gewächsen. 14.

Porphyr ist eine gemischte Gebirgsart, aus einer festen Grundmasse mit eingestreuten krystallinischen Körnern. Die Grundmasse kann Thon, Trapp, Hornstein, Jaspis, Kiesel, Obsidian u. s. w. sein, wonach der P. verschiedene Härte hat und seine verschiedenen Namen erhält. Er gehört zu den Urgebirgsarten, ist über die ganze Erde verbreitet und unterscheidet sich nach seiner Farbe in schwarzen, grünen, braunen, rothen, grauen u. s. w. Man benutzt die gröberen Sorten zu Baumaterialien, die feineren zu Säulen, Altären, Monumenten, Gesimsen, Fußböden 2c., auch pflegte man ihn früher zu Bildhauerwerken anzuwenden; doch ist er wegen seiner Härte dazu weniger tauglich. 30.

Porphyrius (eigentlich Malchus), ein neuplatonischer Philosoph und heftiger Gegner des Christenthums, zu Tyrus oder nach Andern zu Batanea, einer phönicischen Colonie in Syrien, 233 geboren, war ein Schüler des Origenes in Alexandria und des Longinus in Athen. Größeren Einfluß als Beide hatte aber auf ihn Plotinus in Rom, dessen Lehrstuhl er auch bis zu seinem Tode (304) einnahm. Um dem plotinischen Neuplatonismus, namentlich in seiner populären Auffassung und mit dem Christenthume in Verbindung gebracht, Eingang zu verschaffen, schrieb er: „De abstinentia ab esu animalium libri IV.“ (mit den Anmerkungen Felician's, Victorius', Valentin's und Reiske's herausgegeben von Jac. de Rhoer, Utrecht 1767. 4.), eine philosophische Ascesis; „Vita Pythagorae,“ ein idealisirtes Philosophen-Leben (herausgegeben von Holstenius, Rom 1630; mit Jamblichus zugleich von Küster Amsterd. 1707. 4. und von Kiesling 2 Bde. Leipz. 1815) und „Περὶ τῆς ἐκλογίων φιλοσοφίας“ (eine Sammlung von Orakeln aus dem Heidenthume als Beweis für dessen gleich göttlichen Ursprung). Letzteres Werk ist aber wie seine „Λόγοι κατὰ τῶν χριστιανῶν“ in 15 Bchrn. (wahrscheinlich um 270 von Sicilien aus geschrieben und 449 verbrannt), in denen er unmittelbar gegen das Christenthum doch nur in einigen Punkten von Celsus abweichend auftritt, bis auf einige Fragmente verloren gegangen. (S. Fabric. Bibl. gr. Voll. IV.) Die Sache des Christenthums nahmen gegen P. besonders Eusebius, Hieronymus und Augustin in Schutz. 77.

Porpŏra (Nicolo), ein berühmter italienischer Componist und Gesanglehrer, genannt der Patriarch der Harmonie, wurde 1685 zu Neapel geboren und bildete sich unter der Leitung Scarlatti's. Seine erste zur Aufführung gelangte Oper „Arianna e Teseo“ fand in Wien so großen Beifall, daß er alsbald Einladungen nach London und Venedig erhielt. Letzteres zog er vor und mehrere Jahre besorgte er hier fast ausschließlich das Theater, bis er im Jahre 1729 einem Rufe als Kapellmeister nach Dresden folgte. Er kehrte jedoch, vielleicht weil er bemerkte, daß er Hasse's Ruhm nicht zu verdunkeln vermochte, bereits im Jahre 1731 nach Neapel zurück und begab sich Jahrs darauf nach London, um im Vereine mit dem berühmten Farinelli (s. d. Art.), seinem Schüler, die Leitung eines Theaters zu übernehmen. Indeß hier trat ihm Händel entgegen und nöthigte ihn im Kurzen sein Unternehmen aufzugeben. Nach Italien zurückgekehrt beschäftigte er sich theils mit Componiren von Messen, Cantaten u. s. w., theils mit der Ausbildung von Sängern und Sängerinnen, deren mehrere, wie der schon genannte Farinelli, Salimbeni, Uberti, die Gabrieli u. A., so großen Ruf erlangten. Später zog er sich von

Venedig, wo er Lehrer am Conservatorio degli incurabili gewesen war, in seine Vaterstadt zurück und starb hier fast in Dürftigkeit im Jahre 1167. — Von seinen Opern hat sich keine auf dem Repertoir erhalten; andere Sachen dagegen, wie seine Sonaten für Violine, Cantaten und Kirchenmusiken, werden jetzt noch geschätzt. Viele derselben aber sind noch Manuscript. 36.

Porsena (Porsenna), Lucumo (Vorsteher, Häuptling) von Clusium in Hetrurien, unterstützte den vertriebenen Römerkönig Tarquinius Superbus in seinem Beginnen die römische Herrschaft wieder zu erwerben. Die gewöhnliche, von Livius erzählte Geschichte des Kampfes und der Belagerung Roms durch P. ist folgende: P. zog mit Heeresmacht 507 v. Chr. gegen Rom und bedrängte es hart; die Römer hatten sich muthig mit ihm geschlagen, aber der König rückte näher, nahm den Janiculus ein und drängte die Römer über die Tiber. Diesen Fluß selbst zu überschreiten, daran hinderte ihn aber die Tapferkeit des Horatius Cocles (s. d. Art.). P. hielt nun die Stadt eingeschlossen, ward aber durch den Muth des Mucius Scävola veranlaßt, die Belagerung aufzuheben und den Römern seinen ganzen Proviant zurückzulassen. Die Römer setzten ihm dafür eine Bildsäule auf dem Markte. Plinius und Tacitus dagegen erzählen weit wahrscheinlicher, daß P. Rom eroberte und ihnen sehr harte Bedingungen vorschrieb, unter andern, daß sie alles Eisen, außer was sie zum Ackerbau brauchten, auslieferten. Wenn es aber dann wunderbar erscheinen sollte, daß er seinem Freunde Tarquinius nicht die Wiederaufnahme in die Stadt und auf den Thron verschaffte, so darf man nur bedenken, daß wie das Ende des Feldzugs, so auch der Zweck erdichtet ist und daß P. für sein eigenes Interesse jenen Zug übernahm. Ein Hauptbeweis, daß P. siegreich von dannen zog, ist der, daß ihm die Römer einen Thron, Scepter und Krone zuschickten, wodurch sie ihre Besiegung und ihr untergeordnetes Verhältniß zu ihm anerkannten. Das Grabmal des P. war bei der Stadt Clusium, aus Quadersteinen, jede Seite 300 Fuß breit, 50 Fuß hoch. In dem Grundbau erhob sich ein Labyrinth, auf welchen 5 Pyramiden, 4 an den Ecken, die 5te in der Mitte an der Basis 75 Fuß breit, 150 Fuß hoch standen, oben mit einem ehernen Ringe umschlossen und mit einem Hute überdeckt, von welchem an Ketten Glocken hingen. Über dem Ringe standen wieder 4 Pyramiden, jede 100 Fuß hoch und darüber auf einem Boden wieder 5 Pyramiden. Diese Beschreibung des Monumentes gibt Plinius (Histor. Natur. 36, 13) aus Varro, doch läßt sich nicht nachweisen, wie viel davon noch zu beider Schriftsteller Zeiten übrig war. Der Pater Angelo Cortenovis stellte das Monument in seiner „Dissertazione del mausoleo di Porsenna" als eine große Elektrisirmaschine dar; Luigi Tramontani zweifelt an der Existenz desselben. Noch jetzt wird bei Chiusi ein Labyrinth des P. gezeigt, welches aber jenem alten Baue nichts angeht. 6.

Porson (Richard), einer der gründlichsten, zugleich aber auch ängstlichsten Philologen Englands im XVIII. Jahrhundert, war geboren 1759, ward in der Folge Professor der griechischen Sprache in Cambridge und starb zu London 1808. Mit einem außerordentlichen Gedächtnisse ausgestattet und mit den Sprachen des classischen Alterthums innigst vertraut war er doch rastlos thätig und dabei so bescheiden, daß er, wenn er einen Schriftsteller nicht 10—12 Mal durchgelesen hatte, von demselben nichts zu verstehen versicherte. Leider nahm seine schon frühzeitige Neigung zum Trunke mit jedem Jahre mehr zu, bis er endlich die letzte Zeit seines Lebens fast in vollkommener Unthätigkeit (denn er las in dieser Zeit blos Romane) hinbrachte. Unsterblichkeit aber sichern seinem Namen außer mehreren kleinern Schriften seine Ausgaben von des Euripides Hekuba, Medea und Phönissen (London 1797—1801) und des Äschylus (Glasgow 1795), so wie seine nach seinem Tode von Monk und Blomfield herausgegebenen „Adversaria" (Leipz. 1814. 8.). 20.

Porta (Baccio della), s. Baccio.

Porta (Giovanni Baptista), ein ausgezeichneter Physiker, geb. zu Neapel 1545, machte große wissenschaftliche Reisen durch Italien, Deutschland, Spanien und Frankreich, kam nach seiner Rückkehr in die Dienste des Cardinal von Este, wurde einer der Stifter der **Accademia de' otiosi** und errichtete in der Folge in seinem eigenen Hause eine sogenannte **Accademia de' secreti**, worin nur solche Männer als Mitglieder aufgenommen wurden, welche irgend eine nützliche Entdeckung in den Naturwissenschaften oder der Medicin gemacht hatten. Dieser Verein aber ward der Magie verdächtig angeklagt und P. nach Rom beordert, um sich zu rechtfertigen. Obgleich er dieß vermochte, konnte er doch nicht verhindern, daß der Verein unterdrückt wurde. P. starb 1615. Er gehört zu den gelehrtesten Italienern des XVI. Jahrhunderts und hat sich in mehreren Wissenschaften, besonders in der Philosophie und Naturkunde, als Schriftsteller ausgezeichnet. Die physikalischen Wissenschaften verdanken ihm mehrere nützliche Bereicherungen und man schreibt ihm unter andern die Erfindung der **Camera obscura** (s. d. Art.) zu. Er war der erste, der die Erklärung des Mechanismus des Sehens vorbereitete. Beides findet man in seiner „**Magiae naturalis libri X**" (Antwerpen 1581, Amsterdam 1664, auch ins Italienische, Französische, Spanische, Arabische und Deutsche übersetzt, in letzterer Sprache Nürnberg 1680 und 1713. 12.) beschrieben. Obgleich er an Sympathie und Antipathie, an magische Eigenschaften der Körper, an Einfluß der Gestirne auf lebende Körper u. dgl. glaubte, so erhob er sich dennoch über die Vorurtheile der Zauberei, enthüllte die betrügerischen Kunstgriffe, deren sich die Alchymisten seiner Zeit bedienten, um scheinbar übernatürliche Wirkungen hervorzubringen und den großen Haufen dadurch irre zu führen, und erklärte mehrere dieser Phänomene aus natürlichen Ursachen. Aber auch die schönen Wissenschaften waren P. nicht fremd und er lieferte mehrere Arbeiten für das Theater, welche immer noch vornehmlich des correcten und gutgeführten Dialogs wegen zu den besseren der ältern Epoche gezählt werden. Die zahlreich von ihm hinterlassenen Werke haben lange Zeit hindurch ein großes Ansehn behauptet. Die bekanntesten darunter sind: „**De furtivis literarum notis, vulgo de ziferis**" (Neapel 1558. 4., zuletzt 1606.); „**Phytognomonica**" (Neapel 1583, zuletzt Hanau 1654); „**De calesti physiognomia libri VI**" (Neapel 1601, zuletzt Rouen 1650, ital. Padua 1623); „**De humana physiognomia**" (mit Kpfrn. Sorento 1586, zuletzt Rouen 1655, ital. und franz.) u. a. 33.

Portāl (von porta, die Thüre) nennt man die Einfassung und Verzierungen des Haupteinganges zu irgend einem größeren Gebäude. 30.

Pórtal (Antoine), berühmter französischer Arzt, ward am 5. Jan. 1742 zu Gaillac, einem Städtchen im Departement des Tarn, wo sein Vater Arzt war, geboren, studirte Medicin zu Montpellier und fand hierauf 1766 in Paris eine freundliche Aufnahme bei Senac und Lieutaud, denen er sich vorzüglich durch seine anatomischen Kenntnisse empfahl. Als Schriftsteller beschäftigte er sich von jetzt an mit anatomischen und chirurgischen Arbeiten und sein „**Précis de la chirurgie pratique**" (1768. 2 Voll.) und „**Histoire de l'anatomie et de la chirurgie**" (1770. 7 Voll.) sind als die vorzüglichsten Früchte seiner literarischen Muße anzusehen. Nachdem er 1770 den Lehrstuhl der Medicin am **Collége de France** und 1777 den der Anatomie am Pflanzengarten erhalten hatte, legte er sich mehr auf die Ausübung der innern Praxis, schrieb über Gegenstände der innern Heilkunde, als wohin seine „Beobachtungen über die Hundswuth" (1779), „Über die Rhachitis" (1797), „Über die Lungensucht" (1792), „Über die Apoplexie" (1781), „Über die Krankheiten der Leber" (1813), „Über die Epilepsie" (1827) gehören. Endlich erwähnen wir hier noch sein Werk über die „Pathologische Anatomie", das die erste umfassende Arbeit dieser Art für Frankreich war, so

daß P. als der Gründer dieses Fachs bei den Franzosen, die dasselbe jetzt so eifrig cultiviren, anzusehen ist. So erwarb er sich durch praktische und schriftstellerische Thätigkeit einen großen Ruf, wurde Mitglied einer Menge gelehrter Gesellschaften, schon vor der Revolution Leibarzt von Monsieur, von Napoleon zum Baron ernannt, hierauf Leibarzt Ludwig's XVIII. und Karl's X. und starb endlich hochbejahrt im 91. Jahre am 23. Juli 1832. — P. war kein glänzendes Genie, doch besaß er sehr viel Verstand und Beurtheilungskraft und großen Sammlerfleiß. In seinen Werken geht er einen eigenen Gang und berücksichtigt wenig die Anforderungen, die die neuere Zeit an seine Aufgaben macht; daher kommt es auch, daß er als Arzt und Schriftsteller sich nie von der Humoralpathologie lossagte. 39.

Portălis (Jean Etienne Marie, Graf), geb. zu Beausset 1745, zeichnete sich seit 1767 als Rechtsgelehrter und einer der geschicktesten Advocaten im Departement Aix, so wie durch Rednertalent und mehrere Schriften, unter andern durch seine „**Consultation sur la validité des mariages des protestans en France**" (Paris 1771) vortheilhaft aus. Im Jahre 1790 zog er sich von den Geschäften zurück, ging aufs Land, später nach Lyon und Paris, an welchem letztern Orte er beim mächtigen Fortschreiten der Revolution als verdächtig eingezogen und erst 1795 freigegeben wurde. Doch wurde er noch in diesem Jahre Mitglied, dann Secretair und 1796 Präsident im Rathe der Alten. Doch auch ihm brachte die Revolution Wechsel im Schicksalsgange seines Lebens. Schon 1797 mußte er als Proscribirter Frankreich verlassen. Er ging ins Holsteinische zum Grafen Reventlow, wurde am 18. Brumaire von Napoleon zurückgerufen, Gouvernementscommissair des Prisengerichts und nachmals Mitglied des Staatsraths, in welcher Stelle er besonders bei Abfassung des **Code civil** thätig war. Er trug 1801 zur Ordnung der Cultusangelegenheiten und zum Abschlusse des Concordats mit dem päpstlichen Stuhle vorzüglich bei und wurde in Anerkenntniß seiner Verdienste 1803 vom Kaiser zum Senator und 1804 zum Cultusminister ernannt. Dabei verlieh ihm Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion und ehrte ihn nach seinem am 25. Aug. 1807 erfolgten Tode noch dadurch, daß er ihn im Pantheon beisetzen ließ, wobei ihm eine Todtenfeier gehalten wurde. Er hinterließ nicht blos Denkwürdigkeiten, die für die Geschichte seiner Zeit von Wichtigkeit sind, sondern auch ein besonderes Werk, das unter dem Titel: „**De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique au dixhuitième siècle**" (Paris 1833. 2 Voll.) herausgegeben worden ist. Man sehe „Zeitgenossen" (1. Reihe Hft. 19). — Sein Sohn, Joseph Maria, Graf P., zu Aix 1778 geboren, kam 1793 mit seinem Vater nach Paris, machte sich hier durch einen Aufsatz über Montesquieu bekannt und verließ am 18. Fructidor 1797 nebst seinem Vater Frankreich. Im Jahre 1800 schrieb er eine Abhandlung: „**Du devoir de l'historien de bien considérer le caractère et le génie de chaque siècle, en jugeant les grands hommes, qui y ont vécu**", die nachmals von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gekrönt wurde. Nachdem er mit seinem Vater nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er der französ. Gesandtschaft in Berlin beigegeben, 1804 französ. Gesandter beim Churfürsten von Mainz, 1805 Generalsecretair im Cultusministerium, später Staatsrath und Generaldirector der kaiserlichen Druckerei, fiel aber 1811 in Ungnade, weil er vertraute Nachrichten über ein päpstliches Breve wegen Napoleon erhalten und diese verschwiegen hatte, mußte deßhalb 40 Stunden fern von Paris seinen Aufenthalt nehmen und konnte erst wenige Monate vor dem ersten pariser Frieden (1813) nach Paris zurückkehren, worauf er Präsident des Gerichtshofs zu Angers wurde. Zur Zeit der Restauration stimmte er für Ludwig XVIII. und wurde nach dessen zweiter Rückkehr Mitglied des Staatsraths und des Cassationshofs und Pair von Frankreich. Der König übertrug ihm im Jahre 1828 das Ministerium der Justiz; er trat aber, als Polignac ans Ruder kam,

wieder ab. Seit dieser Zeit finden wir P. noch als Mitglied der Pairskammer thätig und besonders in Sachen der höhern Diplomatie bei Angelegenheiten der Repräsentation, wie im Justizfache wirksam und voll Eifer. 64.

Portament, franz. port de voix; ital. portamento di voce, das Tragen der Stimme oder des Tons, heißt in der Gesangskunst das sanfte Aneinanderschleifen der einzelnen Töne. Es ist dieß eine wichtige Aufgabe für den Künstler, da nur durch diese genaue Verbindung der Töne die in cantabeln Sätzen erforderliche Biegsamkeit erzielt werden kann. Damit ist übrigens nicht zu verwechseln das sehr gewöhnliche Übertragen der Töne, welches oft bei weit aus einander liegenden Intervallen durch die chromatische Tonleiter hindurch mehr geheult als gesungen wird. 29.

Porter, s. Bier.

Porticus (griech. στοά) ist Säulengang, Halle, Galerie. Diese meist auf marmornen Säulen ruhenden Gänge oder Hallen waren bei den Alten mit Statuen und Gemälden herrlich ausgeschmückt und theils einzeln und frei stehend (Peristylen), theils an Tempel, Circus oder andere Gebäude sich anlehnend. Sie dienten bei großer Sonnenhitze oder Regenwetter zu Spaziergängen, Zusammenkünften, Hörsälen der Philosophen, Gerichtsplätzen, Verkaufsorten für Juwelen- und Gemäldehändler, zum Vorlesen von Schriften, Gedichten &c. Gewöhnlich waren sie von einer Seite geschlossen und mit Sitzen versehen; waren beide Seiten offen, so ging mitten hindurch eine Mauer, deren Wände mit Gemälden verziert waren. In Griechenland gab es dergleichen P. fast in allen Städten; in Rom hatte man nicht nur öffentliche, sondern die Reichen und Großen brachten sie auch an ihren Häusern und Villen an. Die berühmtesten waren die Homershalle und die Stoa Pöcile zu Athen. Eins der prächtigsten Gebäude war auch der Porticus Liviae zu Rom, welchen Augustus zu Ehren seiner Gemahlin Livia erbaute. 11.

Portland (William Henry Cavendish Bentinck, Herzog von), englischer Staatsmann, geb. den 14. April 1738, studirte zu Oxford, machte dann verschiedene Reisen, ward später Mitglied des Unterhauses und 1762 nach dem Tode seines Vaters Pair, wo er mit der Opposition stimmte, erhielt 1765 im Ministerium Rockingham eine Stelle, die er aber mit Auflösung desselben wieder verlor (1766), ward nun einer der Häupter der Opposition gegen North und stimmte besonders für die nachdrückliche Bekämpfung des Aufstandes in Nordamerika. 1782 war er wieder Mitglied des neuen kurzen Ministerium Rockingham und 1783 im Coalitionsministerium (mit Pitt, Fox, North u. A.) erster Lord der Schatzkammer. Obgleich in beständiger Opposition gegen Pitt schloß er sich doch 1792 bei den Umtrieben der Whigs und der Irländer an diesen an, ward nun Kanzler der Universität Oxford und 1794 Staatssecretair des Innern und Lordlieutenant von Nottingham, welche Posten er auch unter Addington (seit 1801) und Pitt (seit 1804) behielt, und mußte zwar im Febr. 1805 Addington weichen, ward aber unter Percival erster Lord der Schatzkammer, bis er 1809 von Steinschmerzen geplagt seinen Abschied nahm. Er starb den 30. Oct. 1809. — Ohne gerade ausgezeichneter Staatsmann zu sein, griff er doch eine lange Reihe von Jahren hindurch thätig in die Staatsmaschine ein und galt für das Haupt der Opposition gegen alle Ministerien, an welchen er nicht selbst Theil nahm. Auch hat man ihn längere Zeit für den Verfasser der Briefe des Junius (s. d. Art.) gehalten. 16.

Porto oder **Oporto**, die zweite und nach Lissabon die volkreichste Stadt des Königreichs Portugal, Sitz eines Bischofs, der aber meistens zu Mezanfrio residirt, und eines Oberappellationsgerichts, in der Provinz Minho, am rechten Ufer des Duero, ¼ Stunde vom Meere, in einer wilden Berggegend zwischen hohen

Felsen, hat 10000 Häuser mit 70000 Einw., 90 Kirchen, 17 Klöster, 1 Schauspielhaus, 12 Hospitäler und ungeheure Magazine für Wein (Portwein); zum Theil regelmäßige Straßen und schöne Gebäude, z. B. den bischöflichen Palast und des Appellationsgerichts, das große Hospital, die Casernen, die englische Factorei, das Findelhaus, das Stadthaus, die Zollgebäude, die Münze und das Zeughaus. Unter den Kirchen sind die Kathedrale und die Kirche der Clerigos merkwürdig. Die Stadt hat keine gelehrte Schule und keine Bibliothek, aber eine Akademie der Chirurgie und Anatomie und eine Akademie der Marine und des Handels. Ihre Einwohner unterhalten viele Fabriken, unter denen sich auch noch eine große königliche Schnupftabakfabrik befindet, Manufacturen, Schiffbau und treiben auch einen ansehnlichen Handel, besonders mit Öl, Wein, Branntwein (von dem sie 30 Brennereien besitzen), Südfrüchten ꝛc., weßhalb auch viele Engländer und Deutsche Handlungshäuser hier haben. Am Flusse sind die prächtigsten Kaie und den geräumigen und sichern Hafen, den bisher jährlich 1200 Schiffe besuchten, schützen 2 feste Werke. Im Alterthume lag hier der Hafen Cale (Portus Cale), woher der Name des ganzen Landes stammen soll. In der neuesten Zeit ist P. auch durch den Bruderkampf Don Miguel's und Don Pedro's merkwürdig geworden. 71.

Porto Rico, s. Westindien.

Portrait (spr. Porträ), **Bildniß**, ist die künstliche Darstellung oder Abbildung eines menschlichen Individuum und kann als solche Gegenstand der Bildhauerei, wie der Malerei sein. In ersterem Falle spricht man von Portraitstatuen und unterscheidet dieselben von der bloßen Büste (s. d. Art.), als welche in der Bildhauerei im Grunde das ist, was man in der Malerei im eigentlichen Sinne P. nennt. Die Portraitmalerei bildet einen Theil der Historienmalerei, da ihr Gegenstand, der Mensch, der Geschichte angehört; doch nimmt sie nur dann einen höhern artistischen Standpunkt ein, wenn die Individuen, welche sie darstellt, selbst mehr oder minder über die Gemeinheit sich erheben, also in der That ein höheres geschichtliches Interesse haben. Bisweilen setzt man der Portraitmalerei die Idealmalerei entgegen; dieß geschieht indeß nur relativ, indem man dann unter Portraitbild überhaupt ein solches Bild versteht, welches sich auf einen wirklichen Gegenstand bezieht, während das Idealbild der Phantasie des Künstlers angehört. — Das Portraitiren in seiner handwerksmäßigen Bedeutung zu erleichtern, hat man sogar Maschinen erfunden, unter welchen die des Amerikaners Hawkins die bekannteste ist. Ein Stäbchen nämlich, außerhalb der Maschine angebracht, beschreibt die Umrisse des Kopfes, welcher gemalt werden soll, zu gleicher Zeit aber zeichnet sich im Innern der Umriß nach einem beliebig verjüngten Maßstabe auf eine untergelegte Fläche. 1.

Portroyal des Champs (spr. Porroajal dä Schang), ein im Jahre 1233 gegründetes Bernhardinerinnenkloster bei Versailles, unweit Paris, zu welchem auch ein 1626 von der Äbtissin Angelica, Anton Arnauld's (s. d. Art.) Schwester, gestiftetes Kloster in der pariser Vorstadt St. Jacques, Portroyal de Paris, gehörte, hat unter allen anderen Nonnenvereinen die größte Berühmtheit erlangt, theils durch die neuen eigenthümlichen Übungen der Gottseligkeit und Sittenstrenge, welche Angelica eingeführt hatte, theils durch die antijesuitische und jansenistische Richtung, welche das Kloster durch den Benedictinerabt von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne, den Seelsorger und Gewissensrath der andächtigen und büßenden Gesellschaft, nahm, indem er, ein Gegner der Jesuiten, eine mit dem strengen Augustinismus vereinte Gemüthstheologie dort einheimisch machte. Seitdem ward P. der Sammelplatz von Jansen's verfolgten Verehrern, da eine Gemeinschaft von Einsiedlern, meist hochgebildeten und verdienten Männern, unter ihnen Nicole, Pascal und Arnauld, nach Art der alten Anachoreten in der Nähe

des Klosters sich ansiedelte (um 1640), die Bußübungen und Arbeiten der Nonnen theilte und den Jansenismus in mystisch-ascetischem Geiste weiter ausbildete. Ihr Bestreben war, den Gebrauch der heiligen Schrift und Augustin's an die Stelle der Schuldialektik zu setzen und erstere auch unter den Laien einzuführen. Zugleich drangen sie auf eine sittliche Behandlung aller Kirchenanstalten, anstatt des leeren Ritus, und bekämpften mit Geist und Witz (s. Pascal) die anstößige Moral der Jesuiten, wodurch sie sich die öffentliche Meinung gewannen. Ihr Ruhm drang durch die ganze katholische Welt. Die Herzogin von Longueville, Schwester des großen Condé, ward ihre Beschützerin, Boileau ihr Freund, Racine ihr Schüler. So konnten die Nonnen von P. es wagen, der Bulle Innocenz's X., welche 5 Sätze Jansen's verdammte, die Unterschrift zu verweigern, worauf ihre frommen Freunde zerstreut und die Verfolgung geschärft wurde, bis es endlich der Beichtvater Ludwig's XIV., Le Tellier, dahin brachte, daß auf die abermalige Verweigerung der Unterschrift P. aufgehoben (1709), zerstört und sogar die Leichname ausgegraben und den Hunden vorgeworfen wurden. Die Ruinen blieben lange ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser. — Vergl. „Mémoires sur la destruction de l'abbaye de Portr. des Champs" (1711); „Les ruines de Portr." par Grégoire (Par. 1801. Ed. 2. 1809). 63.

Portsmouth (spr. Portsmudd), eine berühmte feste, mit Wällen umgebene Seestadt und ein Kriegshafen in der englischen Grafschaft Hamp oder Southampton (Br. 50° 48′ 2″, L. 16° 34′ 2″), auf der durch einen Canal vom festen Lande getrennten Insel Portsea, ist in militairischer Hinsicht die wichtigste Stadt des ganzen britischen Inselreichs, indem sie eine der stärksten Festungen Englands, ja Europa's bildet. Sie besteht eigentlich aus 2 Städten, dem eigentlichen P. mit 10000 Einw., das klein und eng gebaut, finster, schmutzig und ohne irgend ein merkwürdiges Gebäude ist, und aus Portsea, das seit 1792 seinen Namen erhalten, über 40000 Einw. hat und viel größer und sehr gut gebaut ist. Beide Städte zählen 6564 Häuser. In Portsea befinden sich die großen Schiffswerfte, Docks für Kauffahrer, eine Seeakademie, ein Matrosenhospital für 3000 Mann, das prächtige Seearsenal, welches eine Oberfläche von 100 Acres einnimmt und wo in Friedenszeiten 3—4000 Arbeiter beschäftigt sind (in Kriegszeiten aber noch einmal so viel) und wo man mehrere, vorzüglich von Dämpfen in Bewegung gesetzte Maschinen, um die Blöcke zu machen, die Bohlen zu sägen und 2 Zoll dicke Eisenplatten zu hauen, bewundert. Merkwürdig sind überdieß noch die Schiffsbauschule, das königliche Marinecollegium und die schöne Sammlung aller wichtigsten Schiffsbauwerke. Den äußeren Theil der Insel, worauf das eigentliche P. liegt, umgeben die Festungswerke, deren Wälle mit angenehmen Spaziergängen geziert sind. Ihren großen und sichern Hafen, welcher die ganze Flotte Großbritanniens fassen kann, schützen 3 starke Forts. Am Eingange desselben, in welchem sich auch in Friedenszeiten 100 Kriegsschiffe befinden und dessen Handelsmarine 9000 Tonnen zählt, breitet sich die herrliche Rhede von Spithead aus und an der westlich gegenüberliegenden Spitze des Hafens liegt auf dem festen Lande Gosport. Die Kaufleute zu P. wenden die vortheilhafte Lage des Hafens und andere Vorzüge dieser Stadt zum Großhandel an und stifteten zu diesem Behufe eine Handlungsgesellschaft. 77.

Portugal, lat. Lusitania; franz. und engl. Portugal, das westlichste Land Europas und der pyrenäischen Halbinsel, breitet sich zwischen 8° 9′—11° 55′ L. und 36° 55′—42° 13′ N.Br. aus und umfaßt (hier nur das feste Land) einen Flächenraum von beinahe 1800 □Meilen. Es bildet ein längliches Viereck, ist 77 Meil. lang und bis 32 Meil. breit; nördlich und östlich macht Spanien (Galicien, Valladolid, Zamora, Salamanca, Estremadura und Sevilla) die Grenze; südlich und westlich der atlantische Ocean. P. ist von Spanien nur durch politische,

nicht durch natürliche Grenzen geschieden; seine Gebirge wie seine Ströme sind Fortsetzung der spanischen. Im Norden (Tras-os-Montes) bis zum Duero herab finden wir das Hochland von Galicien und Leon wieder unter dem Namen der Serra Suazo Gerez, Montezinho und Maraõ mit dem Gaviara (7380 Fuß) als höchsten Punkt. Südlich vom Duero zieht sich in südwestlicher Richtung bis zur Mündung des Tejo als Fortsetzung des castilischen Gebirgs die Serra Estrella, ein Hochland bildend, welches sich in seiner Centralgruppe bis 6462 Fuß erhebt, nördlich aber in Beira und nach dem Tejo hin nach und nach fast in völlige Ebene abfällt. Die Nordseite führt wegen ihres sanfteren Abfalls den Namen Serra mansa, die steilere Südseite heißt Serra brava. Weiter nach Süden zwischen dem Tejo und dem Guadiana ist ebenfalls Hochland, eine Fortsetzung der Hochebene im benachbarten spanischen Estremadura. Der Hauptabfall senkt sich nach dem Meere zu, doch wird es im äußersten Süden von dem Küstenlande durch die Serra Monchique getrennt, deren Hauptkamm vom Guadiana westlich nach dem Meere herübergeht. Der höchste Punkt ist hier die Foya (5000 Fuß). Überall bemerkt man ausgebrannte Vulcane, besonders in Algarvien. Die Küsten sind zum Theil schroff und felsig, zum Theil wie im äußersten Norden, Beira, einem Theile Estremaduras und an der Mündung des Guadiana flach, oft sandig und moorig mit Untiefen und verborgenen Klippen im Meere, doch im Allgemeinen wenig zerrissen. Halbinselbildung findet sich höchstens an der Mündung des Tejo, als deren Endpunkte die Caps Roca und Espichel zu betrachten sind. Andere Vorgebirge sind das Cap Mondego an der Mündung des gleichnamigen Flusses, Carvoeïro an der Landspitze Peniche, Sines in Alemtejo; in Algarvien endlich die Caps S. Maria, Carveïro und S. Vincente, letzteres der südwestlichste Punkt Europas. Was das Flußsystem Portugals betrifft, so begegnet uns zuerst der Minho, welcher jedoch nur Grenzfluß (gegen Galicien) bleibt; weiter herab strömt der Douro in fast gerader Richtung von Ost nach West, dann der bedeutendere Tejo (s. d. Art. Tajo) in mehr südwestlicher Richtung und zuletzt in südlichem bogenförmigen Laufe der Guadiana. Diese, die Hauptflüsse Portugals, sind hier sämmtlich bedeutender als in Spanien und werden auch hier erst, obwohl nicht eben auf große Strecken, schiffbar. Außer ihnen gibt es noch zahlreiche Küstenflüsse, welche aber mit Ausnahme des Lima, Cavado, Vouga, Mondego und des Sado (des einzigen Flusses in P., welcher von Süd nach Nord fließt) nicht von Bedeutung sind. Landseen gibt es im Süden des Tejo und Gebirgsseen (wie der runde, lange und finstere See) auf der Serra Estrella, die lauwarmes, aber krystallhelles Wasser haben und Blasen werfen; auch findet man an der Küste einige schmale Binnenwässer, wie z. B. die Lagune von Albufeira. Die außerordentliche Menge von trefflichen Heilquellen (Schwefel- und Stahlwasser) wird nicht benutzt. Das Klima Portugals ist nicht überall gleich. Während das südliche Algarvien fast die Natur der Tropenländer hat, nähert sich die nördliche Hochebene fast dem Klima Norddeutschlands (hier, wie auf der Serra Estrella, liegt im Winter Schnee); doch am Fuße des Gebirgs und in den Thälern weht, wie in den übrigen Theilen des Landes, warme milde Luft, in welcher die meisten Südfrüchte gedeihen. Eigentlich tropische Hitze findet man wegen der Berg- und Seeluft nirgends. Der Winter gleicht einem nordischen Frühlinge und besteht in Regengüssen mit Gewittern; der Sommer ist wolken- und regenlos. Geerntet wird im Juni, im August der Wein gelesen. Der leichte und, wo hinlängliche Bewässerung ist, äußerst fruchtbare Boden liefert eine Menge der herrlichsten Vegetabilien, Südfrüchte aller Art, besonders schöne Oliven, Wein (Portwein), Obst, Getreide (Mais und Roggen im Norden, Waizen im Süden), Hülsenfrüchte und Gartengewächse, Kastanien in großer Menge, im Norden Eichen und Ulmen, Cistus, Cypressen, Mastixbaum u. a. m.; auch Zierpflanzen mancherlei Art. An Producten des Mineralreichs ist ebenfalls kein Mangel; man

findet Spuren von Gold, Silber und anderen Metallen, benutzt aber nichts, da man früher an Brasiliens Reichthum genug hatte. Bergmännisch wird nur eine Eisenhütte und eine Steinkohlengrube betrieben. Desto wichtiger aber ist die Gewinnung des Seesalzes. Das Thierreich bietet vorzüglich Esel, Maulesel, Schweine, Schafe (besonders in Beira), weniger Pferde, Rinder und Wildpret, von letzterem nur Kaninchen, Hasen und rothe Rebhühner in größerer Anzahl. Im Norden und überhaupt auf den Gebirgen trifft man wilde Ziegen und Schafe, auch wilde Katzen, Wölfe und Hunde gibt es überall in zu großer Menge. Fische liefern die See und die Flüsse. Die Bewohner Portugals, die Portugiesen (sie selbst nennen sich Spanier und diese Castilianer), zusammen 3375000 Köpfe, sind gleich der Hauptmasse der spanischen Bevölkerung ein Gemisch von Celten, Carthagern, Römern, Deutschen, Saracenen und Juden und unterscheiden sich durch eine kurze gedrungene, fast dicke Gestalt vor dem obwohl nicht eben größeren, aber doch feineren und ebenmäßiger gebildeten Spanier. Dunkel von Farbe und schwarzen Haars, wie der Spanier, hat der Portugiese doch nicht die geistreiche Physiognomie desselben, obwohl auch aus seinem Antlitz feurige Augen und Ernst leuchten. Die Hauptzüge seines Charakters sind Stolz und Unternehmungsgeist, Mäßigkeit, Höflichkeit und Liebe für Vaterland und vaterländische Sitte; dabei aber ist er prahlerisch, sinnlich und leidenschaftlich, auch häufig arglistig, zumal gegen Fremde und übertrieben abergläubisch. Nationalzug ist Haß gegen die Spanier. Freilich ist der Portugiese des XVIII. und XIX. Jahrhunderts nicht mehr der muthige, patriotische, unternehmende und rechtliche des XV. und XVI. Jahrhunderts, wo sich kein anderes Volk Europas über ihn erhob; dieß ist aber die Schuld einer planmäßigen Verwahrlosung von Seiten einer fanatischen Geistlichkeit und schwacher Regierungen; doch zeigen sich auf dem Lande immer noch Spuren des alten Sinnes und Charakters. Daß sich unter dem bis in die neuere Zeit herab dauernden Drucke, zu dem sich noch schwere und anhaltende Unglücksfälle von Außen gesellten, die frühere nationelle Thätigkeit und Betriebsamkeit nicht hat erhalten können, versteht sich wohl von selbst. Der Ackerbau, früher bedeutend und bei Weitem mehr als den Bedarf erzeugend, liegt jetzt ganz darnieder, so daß es der Einfuhr bedarf; selbst Kartoffeln muß man vom Auslande beziehen, wenn man sich nicht, wie es meist geschieht, mit dem Erdapfel begnügt. Wichtiger ist der Wein-, Obst- und Ölbau, welcher die einzigen Ausfuhrartikel von Bedeutung liefert. Der Seidenbau, welcher sehr einträglich werden könnte, ist bis jetzt noch ziemlich vernachlässigt. Dasselbe gilt von der Viehzucht, welche nicht minder bei weiser Unterstützung und rationellem Betriebe von hoher Wichtigkeit werden müßte; so aber beschränkt man sich auf die Schaf- und Schweinezucht. Die Industrie nimmt ebenfalls eine nur untergeordnete Stelle ein, da nach dem Systeme der früheren Regierungen viele Fabrik- und Manufacturerzeugnisse Monopole waren, auch der Absatz durch hohe Zölle erschwert, somit die Concurrenz mit dem Auslande unmöglich wurde. Man zählt jetzt gegen 200 Fabriken und Manufacturen, unter ihnen wohl eingerichtete Tuch- und Wollenzeugfabriken, Seidenmanufacturen, Baumwollespinnereien, Leinwandwebereien und Glasfabriken; von einiger Bedeutung sind ferner die Hutmacherei, die Gold- und Silberarbeiten, Zuckersiedereien, Papiermühlen, Band- und Seifefabriken u. a. m. Der Handel, und zwar vorerst der innere, ist wegen Mangels an guten Wegen und Canälen und bei der nur theilweisen Schiffbarkeit der Flüsse unbedeutend, obwohl die jetzige Regierung durch Aufgaben mehrerer ihrer Monopole und andere nützliche Einrichtungen Manches zu seiner Erleichterung gethan hat. Hauptplätze des Binnenhandels sind: Braga, Coimbra, Portalegre, Elvas (Schleichhandel nach Spanien) und Abrantes. Der auswärtige Handel (fast ausschließlich Seehandel) ist wichtiger; doch hat er durch die Trennung Brasiliens ebenfalls außerordentlich verloren und befindet sich über-

dieß meist in den Händen der Ausländer, besonders der Briten, so daß er, und auch nur erst in der neuesten Zeit, blos zur Hälfte mit portugiesischen Schiffen betrieben wird. Die Ausfuhr (Wein, Seesalz, Südfrüchte, Obst, Wolle, Korkholz, etwas Seide u. a.) steht zur Einfuhr (Getreide, Fleisch, Butter, Käse, Rindvieh, Pferde, Holz, Eisen, Stahl, Blei, Kupfer, Messing, Hanf, Flachs, Steinkohlen und vieles Andere) in keinem Verhältnisse und nur der Colonialhandel, obwohl er jetzt nur noch Zwischenhandel ist, deckt einigermaßen die Nachtheile der Bilanz. Unter den wenigen Hafenplätzen sind Lissabon, Porto, Aveiro, Faro und Setuval die wichtigsten. — Die Verfassung Portugals ist eine constitutionelle Monarchie und beruht auf der im April 1826 von Don Pedro erlassenen carta de Ley, welche im Allgemeinen das Gepräge der meisten neueren Verfassungen trägt. Der König (jetzt Königin Donna Maria da Gloria) hat die leitende und vollziehende, die Cortes, bestehend aus den Kammern der Pairs und Abgeordneten, die gesetzgebende Gewalt. Unabhängig von diesen beiden Gewalten ist die Justizpflege, welche von Richtern, Gerichtshöfen und Geschworenen ausgeübt wird. In jeder Provinz besteht ein Obergericht und in der Hauptstadt als letzte Instanz ein höchstes Justizgericht. Der Titel des Königs ist: „König von Portugal und Algarvien, diesseits und jenseits des Meeres in Afrika, Herr zu Guyana, der Schifffahrt, der Eroberungen und des Handels von Äthiopien, Persien, Arabien und Indien.“ Außerdem titulirt ihn der Papst „allergetreuster König.“ Der Thronerbe heißt Herzog von Braganza. Die 7 Orden des Königreichs sind: der Christusorden, der Orden des heiligen Jakob oder vom Schwert, der Militairverdienstorden de Sao Bento de Aviz, der Orden der heiligen Isabella, der Thurm- und Schwertorden, der Orden der Treue und der Militairorden der heiligen Jungfrau von Villa Vizosa. Herrschende Religion ist die katholische; andere Confessionen werden geduldet, jedoch ohne äußere Zeichen und Kirchen. Das Finanzwesen Portugals ist in ziemlich zerrüttetem Zustande, obgleich in der neuesten Zeit, insbesondere durch den verdienstvollen Finanzminister Carvalho, bedeutende Anstrengungen zur Regulirung desselben gemacht worden sind. Allerdings hat die Trennung Brasiliens wesentlich mit zu solcher Zerrüttung beigetragen, doch liegt der Hauptgrund wohl mehr in der früheren kopflosen Verwaltung. Während 1828 die Ausgaben 31715758 Gulden betrugen, belief sich die Einnahme nur auf 20278117 Gulden und die Schuld war auf 105 Mill. Gulden gestiegen. Don Pedro vernichtete später 20 Mill. Gulden Papiergeld und regulirte das Schuldenwesen, indem er die Staatsgläubiger theils durch den Erlös eingezogener Klostergüter befriedigte, theils wenigstens sicher stellte. Doch aber hat sich in den neuesten Budgets immer noch ein bedeutendes Deficit ergeben; so betrugen im J. 1834 die Ausgaben 12549270912 Milreis (37200000 Fl.), die Einnahmen dagegen nur 9578108553. Das Deficit sollen Vorschüsse der Bank und Hypotheken auf Kirchen- und Nationaleigenthum decken. — Was das Kriegswesen betrifft, so scheint sich dasselbe wieder zu heben; die Landarmee besteht aus 29645 M. (mit 4411 Pferden) regulairer Truppen und 32000 Miliz, zu welchen noch ein Corps Veteranen von 2500 M. und ein Polizeicorps in Lissabon von 1241 M. kommt; doch mögen allerdings kaum die Hälfte dieser Mannschaften im Dienste sein. Die Flotte, einst die Beherrscherin der Meere, zählt jetzt kaum 40 Segel und darunter nur 5—6 Fahrzeuge ersten Ranges. — Das portugiesische Staatsgebiet zerfällt in das europäische und außereuropäische. Zu jenem gehört das eigentliche Portugal mit dem Königreiche Algarvien und die Azoren (s. d. Art.), zu diesem und zwar in Asien einige Gebiete in Ostindien (Goa und Diu), die Stadt Macao in China, ein Theil der Insel Timor und die Inseln Solor und Fabrao; in Afrika: die Inseln Madeira (s. d. Art.) und Porto Santo, die Inseln des grünen Vorgebirges (s. d. Art.), St. Thomas und do Principe, die Gouvernements von Mozambique und Angola und ein Stück von Senegambien. Den Flächenin-

halt der außereuropäischen Besitzungen berechnet man zu 24600 □M. mit 1½ Mill. Menschen. — In administrativer Hinsicht war das eigentliche P. mit den Azoren ehedem in 44 Bezirke (Comarcas) getheilt, nach dem Decrete vom Juli 1835 aber zerfällt jetzt P. in 8 Provinzen, die wieder in Districte und Gemeinden getheilt sind. Die Azoren bilden für sich 2 und die Inseln des grünen Vorgebirges so wie Madeira und Porto Santo ebenfalls 2 Provinzen. Hier, wo wir es nur mit dem Festlande zu thun haben, behalten wir die übliche geographische Eintheilung in 6 Provinzen bei. Es sind dieß folgende: 1) Entre Minho e Douro (135, nach Andern 160 □M.). Städte: Braga mit 20000 Einw.; Sitz eines Erzbischofes, Gewerbthätigkeit, römische Ruinen; Porto oder Oporto (s. d. Art.); Viana mit 8000 Einw., eine der schönsten Städte Portugals, Hafen; Guimaraes, alte Residenz, mit 7000 Einw.; Panafiel, mit 5000 Einw.; Barcellos, 5000 Einw.; Villa do Conde, 4500 Einw., Hafenstadt. 2) Traz-os-Montes (137, nach Andern 156 □M.). Städte: Braganza, der Stammort der königlichen Familie, mit 5600 Einw.; Villa Real, 6000 Einw.; Chaves, Festung, mit 5000 Einw.; Pezo do Regoa (3000 Einw.), mit einer bekannten Weinmesse; Torre de Moncorvo, mit 2000 Einw. und starkem Ölbau. 3) Beira (459, nach Andern 423 □M.), zerfällt in Ober- und Unterbeira. Städte in Oberbeira: Coimbra (s. d. Art.); Ovar, an der Küste, mit 10000 Einw.; Aveiro oder Nova Braganza (4000 Einw.), Festung, Handel; Buarcos, mit einer guten Rhede; Lamego (9000 Einw.), Festung, Handel, Reichstag von 1143 bis 1181; Viseu (6000 Einw.), große Messe, berühmte Schinken; Pinhel (3000 Einw.); Almeida, Grenzfestung gegen Spanien in dem fruchtbaren Landstriche Riba da Coa. In Unterbeira: Covilhao (5000 Einw.), Messen, warme Quellen; Castello Branco (5000 Einw.), Festung; Sarzedas, Goldwäscherei; Sabujal, Sieg Wellington's 1811. 4) Estremadura (356 □M.). Städte: die Haupt- und Residenzstadt Lissabon (s. d. Art.), in der Umgebung Mafra (s. d. Art.); Cintra (4000 Einw.); Bellas (4000 Einw.); Santarem (8000 Einw.), Öl- und Kornbau; Obidos (5000 Einw.), große Wasserleitung; Thomar (5000 E.), Ölhandel, Baumwollenspinnerei; Pewihe; Pombal; Abrantes (3000 Einw.), wichtiger Getreide-, Obst- und Gemüsebau; Palmella (3000 Einw.); Setubal oder St. Ubes (15000 Einw.), wichtige See- und Handelsstadt. Vor den Küsten Estremaduras liegen die kleinen Berlengasinseln, auf deren größter sich ein Fort befindet. 5) Alemtejo (480 □M.). Städte: Evora (15000 Einw.), Alterthümer, Weinbau, Erzbisthum; Elvas (16000 Einw.), starke Festung, Öl- und Obstbau, Handel; Beja (6000 Einw.), Handel; Estremoz (5000 Einw.), starke Festung, schöner Marmor; Portalegre (6000 Einw.); Castello de Vide (6000 Einw.); Villa Vizosa (5000 Einw.); Montemor o Novo (4000 Einw.); Moura (4000 Einw.), bedeutender Schleichhandel; Serpa; Mertola; Sines am Meere mit bedeutender Fischerei. 6) Algarbien (ungefähr 130 □M.). Städte: Lagos (4000 Einw.), befestigte Hafenstadt, guter Wein; Faro (8000 Einw.), Fischfang und starker Seehandel; Tavira (9000 Einw.), Festung, Fischfang; Loule (5000 Einw.); Villa Real, 1774 von Pombal angelegt (2000 E.); Monchique (2000 Einw.), mit warmen Bädern, auch berühmt durch seine Schinken; Villa nova de Portimao (4000 Einw.), Hafen; Albufeira (3000 Einw.). — Geschichte Portugals. — Seine früheren Schicksale hat P. gemeinsam mit Spanien. Es wohnten hier wie dort in der Zeit vor Christus Zweige des großen celtischen Volkes; desgleichen finden sich auch Spuren phönicischer Colonisation von Tyrus und Sidon aus; bestimmte Nachrichten aus diesem Zeitraume aber mangeln. Nach dem Falle Carthagos ward mit Spanien auch P., damals Lusitanien genannt, römische Provinz (140 v. Chr.) und theilte seit dieser Zeit, ohne sich mehr als andere unterjochte Völker bemerklich zu machen, die Schicksale Roms

bis zu Anfange des V. Jahrh. n. Chr. die Alanen sich hier festsetzten. Diese indeß mußten den Sueven, diese den Gothen und letztere endlich zu Anfange des VIII. Jahrh. den Mauren weichen. Die Anstrengungen der christlichen Beherrscher in Aragonien und Castilien eroberten, wie bekannt, später in ununterbrochenem blutigen Kampfe ein Stück Landes nach dem andern von den Saracenen zurück und so war bereits im XI. Jahrh. alles Land zwischen dem Minho und Duero in den Händen der Könige von Castilien und Leon. Diese Provinz gab im Jahre 1094 Alphons VI., König von Castilien, Leon und Galicien seinem Schwiegersohne, dem Grafen Heinrich von Burgund, einem Sprößlinge des capetingischen Geschlechtes zu Lehn, und zwar erblich und mit Ertheilung des Königstitels. So war der Grund zum Königreiche P. gelegt, dessen Name (von Porto) auch jetzt bebereits üblich zu werden anfing. Schon von Heinrich I. (Henriquez) ward das Gebiet Portugals mit einem Theile Beiras vermehrt und sein Sohn Alphons I., nachdem er der Gefahr, die ihm unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen und ausschweifenden Mutter, Theresa, drohte, entgangen war, machte es sich seit 1130, wo er zur ruhigen Regierung gelangte, ebenfalls zur Hauptaufgabe, die Grenzen seines Reiches auf Kosten der Mauren zu erweitern. An der Grenze Algarbiens auf der Ebene von Ourique erfocht er 1139 den ersten großen Sieg, dem 1147 die Einnahme Lissabons und 29 Jahre später die große Vernichtungsschlacht bei Santarem folgte. Während dieser Zeit hatte er auf dem Reichstage zu Lamego im Jahre 1143 den Königstitel angenommen, sich der Lehnspflicht von Castilien entledigt und dem Reiche eine Verfassung gegeben. Wichtiger noch wurde später, im Jahre 1181, ein zweiter eben daselbst abgehaltener Reichstag, indem hier die Rechte und Befugnisse des Königs und seiner Familie, das Verhältniß der Unterthanen zu demselben, ferner Erbfolge, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in einem Grundgesetze festgestellt wurden. Dieß war der erste Reichstag, wo die Cortes ihre ständische Befugniß ausübten. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß sich die meisten Punkte der neuen Verfassung bei aller Strenge durch gesunden Sinn auszeichneten, namentlich wurde dadurch einem großem Unheile vorgebeugt, daß das Recht der Erstgeburt (nach Aussterben aller männlichen auch in weiblicher Linie) für alle Zeiten festgesetzt wurde. Minder glücklich als Alphons war sein Sohn, Sancho I., genannt der Bevölkerer (seit 1185), nicht aber ohne Schuld des Vaters, der der Geistlichkeit zu großen Einfluß gestattet und sich sogar, wie behauptet wird, als Lehnsträger des Papstes anerkannt hatte. Sancho, weniger eingenommen für den Klerus, gerieth anfangs in bittere Streitigkeiten mit demselben und mehrere Male ins Interdict, gab jedoch endlich nach und fand so noch Gelegenheit mit Ausführung seiner Pläne auf Algarbien durch die Eroberung von Silves wenigstens den Anfang zu machen. Die Fortsetzung derselben ließ sich sein Sohn, Alphons II., der Dicke (seit 1211), angelegen sein, doch gerieth auch er in verderblichen Zwist mit der Geistlichkeit, welcher bis zu seinem Tode 1223 fortdauerte und seinem Sohne, Sancho II. Mönchskappe, durch einen Machtspruch des Papstes sogar den Thron kostete. Besser behauptete sich sein zweiter Sohn, Alphons III., der Wiederhersteller (seit 1248), obwohl anfangs nur durch Nachgiebigkeit. Während seiner Regierung ward die Eroberung Algarbiens vollendet. Ungleich wohlthätiger wie alle vorgenannten Herrscher wirkte seit 1279 Dionysius der Gerechte (auch Anbauer und Vater des Vaterlandes genannt) für das Reich. Mit angestrengter Sorgfalt widmete er sich den inneren Angelegenheiten, ordnete Gesetzgebung und Rechtspflege, schützte die Armen, munterte Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt auf, legte am Tejo eine Goldwäscherei an und stiftete eine hohe Schule zu Lissabon, die später nach Coimbra verlegt wurde; dabei wehrte er kräftig und mit Glücke den Anmaßungen der Geistlichkeit. Mehr noch würde er geleistet haben, wenn nicht innerer Haber, zumal die wiederholten Empörungen

des Infanten, seines eigenen Sohnes, seine besten Kräfte gelähmt hätte. Der Letztere, Alphons IV., der Kühne (seit 1325), that wenig für das Reich; zwar kämpfte er vereint mit Castilien ruhmvoll gegen die Mauren, gab aber durch die schändliche Ermordung der Ines de Castro (s. d. Art.), der Geliebten seines Sohnes Peter, Veranlassung zu blutiger Zwietracht, die lange Zeit das Land zur Beute der Verwüstung machte. Peter der Strenge aber (seit 1357) waltete, nachdem er beispiellose Rache an den Helfershelfern seines Vaters genommen hatte, kräftig und umsichtig, förderte Wissenschaft, Gewerbe und Handel und nahm das Volk gegen die Bedrückung des Adels in Schutz. Minder rühmlich regierte sein Sohn Ferdinand der Zierliche (seit 1367), ein schwacher, dem verderblichen Einflusse seiner buhlerischen Gemahlin, Leonora Tellez de Meneses, unterworfener Fürst. In langwierigen, aber unglücklichen um den Besitz Castiliens geführten Kriegen verschwendete er das Mark des Landes und verdarb so, was sein Vater gut gemacht hatte. Erst 1382 erhielt er Frieden von Castilien; die Hauptbedingung desselben aber, die Vermählung seiner Tochter Beatrix mit dem Könige Johann von Castilien, brachte großen Nachtheil; denn kaum war er 1383 ohne männliche Erben gestorben, so trat auch sein Schwiegersohn gestützt auf das allerdings unbestrittene Erbrecht seiner Gemahlin als Bewerber um P. auf. Allein das Volk, dem Castilier Feind, wählte einen unächten Sohn Peter's des Strengen, Johann I. (der erste Herrscher Portugals aus der sogenannten unächten burgundischen Linie) und griff zu den Waffen. Unentschieden, obwohl meist rühmlich für P., wogte der Kampf, oft unterbrochen und eben so oft von Neuem begonnen, Jahre lang, bis endlich im Jahre 1411 die beiderseitige Erschöpfung den Frieden dictirte. Bald darauf wandte der thatenlustige Johann seine Blicke auf die maurischen Besitzungen in Afrika und das erste Ziel der unternommenen Heerfahrt, das wichtige Ceuta, ward genommen (1415). Bei Weitem folgereicher aber für P. wurden die unter der Leitung des kenntnißreichen und unermüdlichen Prinzen Heinrich (der Seefahrer genannt) begonnenen Entdeckungsreisen; Gonzalez Sarco und Tristran Vaz fanden Puerto Santo (1418), bald darauf ward Madeira entdeckt (1419) und nach und nach wehte auch die portugiesische Fahne auf sämmtlichen Azoreninseln. Dadurch ward dem Unternehmungsgeiste der Portugiesen ein weites Feld geöffnet und der Grund zu der alle Nationen überstrahlenden Größe und Macht Portugals im XVI. Jahrh. gelegt. Seit 1433, wo Johann's Sohn, Eduard, den Thron bestiegen hatte, geschah indeß weniger zur weitern Verfolgung der Entdeckungen, da ein entschieden nachtheiliger Krieg mit den Mauren die Kräfte des Landes erschöpfte; später aber, als Eduard gestorben war und Alphons V., der Afrikaner, und zwar unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Peter von Coimbra, die Regierung angetreten hatte (1483), setzte man die Entdeckungsversuche mit erneutem Eifer fort. So wurden nach und nach der Gambia und Senegal befahren, die Inseln des grünen Vorgebirges entdeckt, Canaria erobert und auf Guinea eine bleibende Niederlassung gegründet, welche letztere bereits 1469 zur Errichtung einer Handelsgesellschaft Veranlassung gab. Während dieser rühmlichen Bestrebungen hatte Alphons sein unrühmliches Benehmen gegen seinen Oheim durch glänzende Waffenthaten gegen die Mauren gesühnt und von denselben alles unter Eduard Verlorene wieder zurückgewonnen. Vergeblich aber waren seine Versuche Castilien mit P. zu vereinigen; Isabelle, die Schwester des ohne männliche Erben verstorbenen Königs Heinrich von Castilien, verband sich mit Ferdinand von Aragonien und schlug alle Angriffe des Königs Alphons, welcher sich durch Vermählung mit der (von den meisten Castilianern aber nicht als ächt anerkannten) Erbtochter des Königs Heinrich, Johanna, seine Ansprüche sichern wollte, zurück. Auch waren die Einsichtsvollsten unter den Portugiesen der Meinung, daß eine Vereinigung Portugals mit Castilien nie zum Glücke des Landes dienen könne. Die Heilung

der Wunden, die dieser langwierige Krieg geschlagen hatte, ließ sich Johann II. (seit 1481) auf das Eifrigste angelegen sein; zugleich aber erwies er dem Lande auch dadurch einen großen Dienst, daß er den unter den vorigen Regierungen übermüthig gewordenen Adel demüthigte, dem Verdienste allein den Zutritt in den Staatsdienst gestattete und der allgemein eingerissenen Gesetzlosigkeit kräftig steuerte. Den Widerspruch des mit diesen Reformen unzufriedenen und zuletzt sich verschwörenden Adels entkräftete er durch die Hinrichtung des mächtigen Herzogs von Braganza, dessen Schwager und Anverwandten, den Herzog von Viseo, der sich alsbald an die Spitze dieses Bündnisses gestellt hatte, er mit eigener Hand niederstieß. Dabei wurden die Entdeckungsreisen mit rastlosem Eifer fortgesetzt, Niederlassungen in Angola gegründet, Benin und Kongo besetzt, durch Bartholomäo Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, Palma und Teneriffa erobert und auch zu Lande in verschiedenen Theilen Afrikas und Ostindiens wichtige Forschungen angestellt. Um Irrungen mit Spanien zu vermeiden, welches durch Colombo und Andere gleiche Zwecke, nur in anderer Richtung, verfolgte, zog auf des Königs Johann Veranlassung der Papst Alexander VI. auf dem Globus eine Demarcationslinie, welche 360 M. gegen Westen vom Cap Verde und von den Azoren laufend alles östlich Liegende den Portugiesen, alles jenseits derselben aber und westlich Liegende den Spaniern zuertheilte. — Nicht unersprießlich übrigens für das Reich wurde auch die Aufnahme einer großen Menge der aus Spanien vertriebenen Juden (1492). Unter solchen Umständen, wo zusehends das Reich an Macht und Reichthum erstarkte, bestieg Emanuel, der Glückliche oder Große genannt, ein Enkel des Königs Eduard, den Thron im Jahre 1495. Während seiner 26jährigen Regierung gelangte P. auf den Culminationspunkt seiner Größe, obwohl nicht durch das Verdienst des übrigens milden und rechtlichen Emanuel, sondern in Folge des höchst glücklichen Zusammentreffens äußerer Umstände und der durch dieselben hervorgerufenen außerordentlichen Anstrengungen der thatkräftigen und für Ruhm und Gold begeisterten Portugiesen. Durch Männer, wie Vasco de Gama (s. d. Art.), der den Meerweg nach Ostindien völlig entdeckte, Cabrol (s. d. Art.), welcher Brasilien fand, Amerigo Vespucci und Martin Behaim (s. d. Artt.), der Seele der meisten dieser Unternehmungen, dann Albuquerque (s. d. Art.), den gewaltigen unermüdlichen Eroberer, ward nach und nach ein großer Theil Ostindiens den portugiesischen Waffen zinsbar und auf den Molukken, Ceylon, Malakka, in Goa und Ormus, auf Java und in Bengalen sammelten portugiesische Kaufleute die Reichthümer, mit welchen fortan P., jetzt der Hauptmarkt des Welthandels, überschwemmt wurde. Während P. auf dieser Seite Ruhm und Reichthum erwarb, ward auch in Afrika mit großem Erfolge gegen die Mauren gestritten und die Macht derselben, wenn nicht gebrochen, doch niedergehalten. Johann III., Emanuel's Sohn, seit 1521, suchte in dem begonnenen Systeme, wenigstens hinsichtlich Ostindiens, fortzuschreiten und fand zum Glück in Nuño da Cunha, Meneses u. A. Männer, die des portugiesischen Namens würdig das bereits Gewonnene nicht nur siegreich behaupteten, sondern durch neue Eroberungen vermehrten. So wurde unter Anderm im Gebiete des Sultans von Kambaya das wichtige Diu gegründet und gegen alle Angriffe mit Erfolg vertheidigt. Doch erlitt P. auch großen Verlust durch den selbstverschuldeten Übertritt des trefflichen Magelhaens in spanische Dienste. Durch ihn ward die Fahrt durch das Südmeer entdeckt und Karl V. von Spanien veranlaßt, von P. als tractatmäßig ihm zugehörig die Molukken zu verlangen. Erst nach Zahlung einer Summe von 350000 Ducaten entsagte er seinen Ansprüchen. Johann III. ist es übrigens, der den Grund zu Portugals Verfall legte, dadurch nämlich, daß er die Jesuiten in das Reich rief und die Inquisition einführte. Der Wirkungskreis der letzteren war anfangs auf die Verfolgung der Juden, welche bereits unter Emanuel hart verfolgt worden waren und

sich nur durch scheinbare Annahme des Christenthumes vor gänzlicher Vertreibung gesichert hatten, beschränkt; allein bald breitete sie ihr Netz über ganz P. aus und ertödtete, wie in Spanien geschah, das so herrlich entfaltete Nationalleben auf Jahrhunderte hinaus. Zum Unglücke für P. war der Thronfolger im Jahre 1554 gestorben und der nächste Thronerbe, Sebastian, der Enkel Johann's III., bei des Letztern Tode im Jahre 1567 noch minderjährig. Während der Vormundschaft, welche erst die verwittwete Königin Katharina, dann der Cardinal Heinrich (der dritte Sohn Emanuel's) führte, gewannen die Jesuiten fast unumschränkten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten sowohl wie auf den jungen König und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie bereits damals arglistiger Weise und im Geheimen für das spanische Interesse arbeiteten. Der ohne gehörige Vorbereitung unternommene Zug des jungen fanatischen Königs gegen die Mauren im Jahre 1578 ist unbestritten ihr Werk; der unglückliche Ausgang und das Verschwinden Sebastian's förderte ihre Pläne; denn der Cardinal Heinrich, der jetzt als der Nächste zum Throne die Regierung übernahm, hatte keine Erben und mußte sich bei aller Zuneigung zur Infantin Katharina von Braganza dem Willen seines Beichtvaters fügen. Auch zeigte sich auf einem zu Almerin zusammengetretenen Reichstage bereits das Übergewicht der jesuitisch-spanischen Partei ganz deutlich. So war die Lage der Dinge, als Heinrich im Jahre 1580 starb. Alsbald entstand die grenzenloseste Verwirrung; außer Philipp von Spanien (als Sohn Isabella's, der ältern Schwester des verstorbenen Königs) und der Katharina von Braganza traten noch der Herzog Emanuel von Savoyen, ein Schwestersohn Heinrich's, der Prinz Farnese, ein Tochtersohn des Herzogs Luiz de Guimaranes, eines Bruders des verstorbenen Königs, endlich auch der Malteserprior Dom Antonio, ein Enkel des ältern Bruders Heinrich's, Luiz von Beja, als Bewerber um die Krone auf. Unter ihnen fand nächst Philipp Dom Antonio den meisten Anhang und ward in der That von seiner Partei als König ausgerufen. Allein Philipp's II. Kriegsminister, Alba, rückte an der Spitze eines Heeres in P. ein, schlug Antonio aus dem Felde und unterwarf die Widerspenstigen. Philipp selbst erschien hierauf auf einem feierlichen Reichstage, ließ sich und seinem Nachfolger huldigen und bestellte bei seiner Abreise den Cardinal Albrecht von Östreich als Generalstatthalter des Reiches. Der Unterwerfung des Mutterlandes folgte die sämmtlicher Colonieen mit Ausnahme Terceira's, doch wurde auch dieses bezwungen und P. blieb vor der Hand ohne Rettung Provinz Spaniens. Zwar wurde Philipp einige Zeit hindurch noch geschreckt durch das wiederholte Auftreten falscher Sebastiane (s. d. Art. Sebastian), doch wußte er sich derselben zu entledigen und selbst der vierte, wahrscheinlich der ächte, welcher im Jahre 1598 in Venedig auftrat und schlagende Beweise führte, wurde durch Staatsstreiche unschädlich gemacht. — Der Zeitraum von 1581—1640, wo P. unter der drückenden spanischen Herrschaft schmachtete, ist mit wenigen Ausnahmen der unglücklichste und schmachvollste in der Geschichte des portugiesischen Volkes. Nicht nur daß im Innern der Zustand der Dinge völlig umgewandelt wurde, auch nach Außen verlor das unglückliche Land das mit so großen Anstrengungen erworbene Nationalgebiet, wie die Nationalehre. Besonders war dieß der Fall unter Philipp's III. (seit 1598) und Philipp's IV. Regierung (seit 1621). Früher schon hatten die Holländer einen Zug nach Ostindien unternommen, jetzt aber gingen, ein tödtlicher Schlag für P., die Molukken an die holländisch-ostindische Compagnie verloren; Ormus ferner nahm der Schah von Persien, Abbas; die Hälfte von Brasilien huldigte den Holländern, später auch ein Theil der Goldküste und zuletzt selbst das wichtige Malakka. Während dieß geschah, war im Mutterlande die Erbitterung aller Stände, selbst der Geistlichkeit, welche die Spanier in ihrem Übermuthe ebenfalls nicht geschont hatten, auf das Höchste gestiegen und der Minister Olivarez that Alles, um sie noch zu vermehren. Seine Crea-

turen, Puebla, Suarez und Vasconcellos, glaubten durch Strenge die bereits nicht unbemerkt gebliebene Gährung unterdrücken zu können. Allein sie täuschten sich. Schon hatten die Edelsten des Landes, der Erzbischof von Lissabon an der Spitze, dem Herzoge Johann von Braganza, als dem Nächsten zum Throne, insgeheim die Krone angetragen und ihn bereitwillig gefunden; die Versuche des Ministers Olivarez aber, denselben in seine Gewalt zu bekommen, scheiterten. So brach der Aufstand am 1. Dec. 1640 aus und endete, da jubelnd das ganze Volk zu den Waffen griff, mit völliger Vertreibung der Spanier. Die Unabhängigkeit war wieder errungen und wurde auch nach langem, zuletzt glücklichem Kriege mit Spanien in dem Frieden von 1668 (gegen die Abtretung Ceuta's) behauptet und anerkannt; aber die alte Größe war verschwunden und nichts konnte sie zurückbringen. Der fortwährende Kriegszustand erschöpfte endlich den Reichthum und die Kräfte; die Colonien blieben ein Zankapfel, hingeworfen zwischen P., Holland und Spanien, und nur dadurch, daß P. englischem Einflusse sich hingab, mochte es, obwohl nicht ohne Aufopferung, Brasilien wiedergewinnen. Ceylon aber war und blieb schon jetzt verloren. Trostloser noch gestaltete sich die Lage der Dinge, als im Jahre 1656 Johann's Sohn, der physisch und moralisch schwache Alphons VI., zur Regierung gelangte. Während der sechsjährigen Vormundschaft seiner Mutter, Eleonora, einer Freundin der Jesuiten, wurde er planmäßig verderbt und Gewinn war es daher noch für das Reich, daß er, als er 1662 die Zügel selbst ergriffen hatte, seinem fähigen Günstlinge Castel-Melhor die Regierung überließ. Doch wurde er endlich im Jahre 1667 das Opfer einer schändlichen Intrigue, mußte der Krone entsagen und dieselbe seinem Bruder, Peter II., der sich mit der geschiedenen Frau des Abgesetzten, Françoise Isabelle von Savoyen, vermählt hatte, abtreten. Während dieser Zeit waren alle Besitzungen in Ostindien verloren gegangen und in dem haager Vertrage von 1669 blieb nur Goa noch der portugiesischen Herrschaft unterworfen. Peter II. vermochte nicht den Verfall des Reiches aufzuhalten; schwankend in der Politik wurde er dem englischen Einflusse gänzlich unterthan und begründete dadurch die bis in die neueste Zeit herab dauernde Abhängigkeit Portugals von diesem Staate, die zwar mehr als einmal vortheilhaft gewesen, im Grunde aber nicht geeignet ist, P. die Stellung, die es einnehmen könnte und sollte, zu sichern. Die Theilnahme Portugals an dem spanischen Erbfolgekriege war weder kräftig, noch in ihren Folgen eben sehr vortheilhaft; doch wurde wenigstens beim Abschlusse des Friedens die Oberherrlichkeit über den Amazonenstrom behauptet. Der Nachfolger Peter's, Johann V. (seit 1706), war zum Unglücke ein Fürst, wie ihn P. gerade damals nicht brauchen konnte. Nicht unedel von Gesinnung, kenntnißreich und selbstthätig hatte er doch einen Hang zur Verschwendung, welcher P. große Summen kostete (Bau des Klosters Mafra) und bei dem Mangel an geordneter Finanzverwaltung gänzliche Zerrüttung herbeiführte. Dazu kam übertriebene Vorliebe für die Geistlichkeit und eine gänzliche Nichtachtung dessen, was allein noch P. hätte retten können, Ackerbau und Industrie; denn schon war in dieser Hinsicht P. den benachbarten Ländern, insbesondere aber England tributpflichtig geworden und das Gold, das Brasilien lieferte, wurde eine Beute fremder Klugheit und Betriebsamkeit. Zufrieden, vom Papste einen (kostspieligen) Patriarchen nach Lissabon und den Titel „rex fidelissimus“ erhalten zu haben, lebte Johann in selbstgefälliger Ruhe und es war daher sein Tod im Jahre 1750 kein Verlust für P. An den Namen seines Nachfolgers aber, Joseph's I., knüpft sich eine große Erinnerung der portugiesischen Geschichte; denn unter ihm erhielt P. einen neuen Aufschwung und selbst für Europa begann eine neue Periode der Politik und Cultur. Nicht als ob er selbst diese Veränderung herbeigeführt hätte, sondern Pombal (s. d. Art.) war es, sein ehrgeiziger, aber hochgebildeter, kräftiger und unermüdeter Minister, der seiner Nation an Bildung

weit voraus den Plan gefaßt hatte, dieselbe zur Annahme seiner wohlthätigen Reformen, wenn es nicht anders sein müßte, zu zwingen. Kein Zweig der völlig zerrütteten Staatsverwaltung entging seinem scharfblickenden Auge; bald waren die Finanzen in geregelten Gang gebracht, der Ackerbau hob sich unter seiner hülfreichen Fürsorge, Gewerbe und Handel blühten von Neuem. Der Haushalt des Königs wurde purificirt und, ein nicht genug zu preisendes Verdienst, der Jesuitenorden von allem Einflusse auf die Staatsangelegenheiten entfernt und, als er im Jahre 1758 eine gefährliche Verschwörung gegen des Königs Leben angezettelt hatte, des Reiches für immer verwiesen (1759); früher schon war die Inquisition gemildert und die Auto da Fés abgeschafft worden. P. hatte die Achtung des Auslandes wiedergewonnen, um so mehr, als auch das Kriegswesen (unter der Leitung des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg) zu Lande wie zur See eine gänzliche und in dem Kriege mit Spanien (1762) erprobt sich zeigende Umgestaltung erhalten hatte; nur die Abhängigkeit von England, obwohl in minderem Grade wie früher und mehr in Form eines Bündnisses, dauerte fort. So hätte P., wäre das begonnene Werk fortgesetzt worden, vielleicht einen Theil seiner alten Größe wieder erringen können; aber kaum war der König, die einzige Stütze Pombal's am Hofe, gestorben, als die Reaction in vollem Maße begann und alles so mühsam Aufgebaute wieder vernichtete. Die Königin Maria Francisca Isabella (Tochter Joseph's) begnügte sich nicht damit, den trefflichen Minister aus altem Hasse mit Undank zu belohnen und zu entfernen; sondern auch sein Werk, ihr und ihrem jesuitischen Anhange verhaßter noch als Pombal selbst, sollte vernichtet werden. Es gelang ziemlich vollständig, denn in wenig Jahren war, wenn nicht hier und da in dem Geiste des Volkes, kaum noch eine Spur von dem übrig, was Pombal geschaffen hatte; ein großes Unglück für P.; denn es nahten sich jene schweren Zeiten, deren Gewicht kaum wohlgeordnete und mächtige Staaten zu ertragen vermochten. Bereits 1792 hatte der Prinz von Brasilien (so hieß stets der Kronprinz), Johann (VI.), für seine plötzlich in Wahnsinn verfallene Mutter die Regentschaft übernommen und alsbald im folgenden Jahre den bestehenden Tractaten mit England gemäß eine Heeresabtheilung zu den Spaniern gegen Frankreich stoßen lassen. Der unglücklich geführte Krieg ward spanischer Seits in dem Frieden zu Basel geendigt; P. indeß, dem ebenfalls annehmliche Bedingungen angeboten wurden, zögerte und vereinigte endlich, als die Franzosen Mißgeschick zu treffen schien, seine Flotte mit der englischen. Doch wurde wenig ausgerichtet und das Land litt außerordentlich; denn abgerechnet die an und für sich nöthigen Opfer, so verlor auch der Handel durch die französischen Caper unendlich; der Verkehr mit Brasilien war fast aufgehoben; Anleihen vergrößerten die Staatsschuld und das Papiergeld, zu dessen Einführung man sich genöthigt sah, untergrub den Staatscredit. Dazu kam 1801 ein Krieg mit Spanien, der zwar in demselben Jahre wieder aufhörte, aber doch Olivenza kostete und überdieß P. die Bedingung auferlegte, seine Häfen den Engländern zu verschließen. Der Friede mit Frankreich in demselben Jahre kostete einen Theil Guyanas. Daß P. unter solchen Umständen täglich mehr sinken mußte, versteht sich von selbst, und größer noch würde das Unglück gewesen sein, wenn nicht der thätige und wirklich das Gute wollende Regent, so viel es die Verhältnisse gestatteten, vorgebeugt hätte. Doch gelang es ihm nicht, bei dem Wiederausbrechen des Krieges zwischen England und Frankreich die gewünschte Neutralität zu erhalten, und er faßte daher, als unter Junot's Anführung ein französisches Heer gegen die Grenzen vorrückte, den Entschluß, unter dem Schutze der englischen Flotte P. zu verlassen und seinen Hof in Brasilien aufzuschlagen. Dieß geschah am 29. Nov. 1807, und an demselben Tage besetzte Junot die Hauptstadt, mit der Erklärung: „Das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren." Es zeigte sich indeß bald eine gefahrdrohende Bewegung im Volke und Junot's Lage wurde mißlich, als sich im

Norden, zuerst in Entre Duero e Minho, ansehnliche Haufen bildeten, die mit den spanischen Freiheitskämpfern in Verbindung traten und durch englische Schiffe Zufuhr an Munition und Lebensmitteln erhielten. Bereits 1808 war zu Porto eine allgemeine Junta mit der Leitung der Angelegenheiten beschäftigt und im August desselben Jahres landete ein britisches Hülfsheer unter Wellington's Anführung zur Unterstützung des Aufstandes. Der Sieg bei Vimeira (20. Aug.) führte bekanntlich die Convention von Cintra (s. d. Art.) herbei, nach welcher Junot P. verließ. Zwar drang 1809 Soult und 1810 Massena von Neuem in P. ein, allein sie vermochten nicht, festen Fuß zu fassen, und seit Letzterer im März 1811 nach Spanien zurückgewichen war, blieb der portugiesische Boden von französischen Heeren verschont. Ein Theil der portugiesischen Armee nahm hierauf bis 1814 rühmlichen Antheil an dem Kriege in Spanien. Hatte auf diese Weise P. seine Freiheit gegen die Franzosen gerettet, so war es desto abhängiger von seinen Bundesgenossen, den Engländern, geworden. Bereits 1810 hatte der Hof von Rio-Janeiro beträchtliche Zugeständnisse machen müssen und das londoner Cabinet benutzte die Abwesenheit des Regenten nur dazu, in P. seinen Einfluß zu befestigen. Der Regent, jetzt König, erklärte nach dem Tode seiner Mutter im Jahre 1816 P., Brasilien und Algarbien als ein vereinigtes Königreich und ließ die Verwaltung Portugals in den Händen einer Regentschaft, an deren Spitze ein Engländer, der Lord Beresford, stand. Dadurch aber, daß er in Brasilien zurückblieb, bereitete er eine Trennung dieser Colonie von dem Mutterlande vor. Denn waren an und für sich die Interessen beider im Verlaufe der Zeit schon ganz verschiedene geworden, so fühlte insbesondere Brasilien die Abhängigkeit von England fast mehr noch als P. und strebte sich derselben zu entziehen. Während sich also hier bereits jetzt die später erfolgende Trennung vorbereitete, war auch in P. die Unzufriedenheit auf das Höchste gestiegen. Man betrachtete sich als Colonie, Brasiliens sowohl wie Englands, und konnte nur mit Unmuth sehen, wie auf der einen Seite die Schätze des Landes nach Brasilien gingen, auf der andern aber die Parteilichkeit Beresford's die Eingebornen zu Gunsten der schaarenweise herbeigeströmten Engländer zurücksetzte, ohne daß zum Ersatze etwas Wesentliches zum Besten des Landes gethan worden wäre. Schon 1817 versuchte der General Freyre eine Umwälzung herbeizuführen, allein er büßte den Versuch mit dem Leben; dessenungeachtet verbanden sich 1820 eine Anzahl kühner Männer, unter ihnen Sepulveda und Antonio Silveira, angereizt durch den glücklichen Erfolg des gleichartigen Unternehmens in Spanien, von Neuem zur Befreiung des bedrängten Vaterlandes. Das Militair war in die Verschwörung gezogen und die Abwesenheit Beresford's in Brasilien, so wie die Stimmung des Volkes versprach Erfolg. Am 24. August brach der Aufstand zu Porto aus. Das Heer schwor der neuen noch zu entwerfenden Constitution und den Cortes und eine schnell gebildete Junta erließ einen begeisternden Aufruf an das Volk und lud zur Theilnahme ein. Alles ging nach Wunsch, zumal da die Regierung in Lissabon selbst durch schwankendes und zweideutiges Benehmen die Bewegung beförderte. Überall traten die Truppen der neuen Ordnung bei und nur der Befehlshaber in Traz-os-Montes, Graf Amarante, der später unter dem Namen des Marquis Chaves (s. d. Art.) so berüchtigte Günstling Dom Miguel's, leistete Widerstand. Unter solchen Umständen ward am 15. Sept. auch in Lissabon die Constitution ausgerufen und, nachdem sich die dasige Junta mit der zu Porto vereinigt hatte, zog am 1. Oct. das Nationalheer in die Hauptstadt ein und eine provisorische Regierung (von den alten Cortes von Lamego wollte keine Partei etwas wissen) unter Vorsitz Freyre's, des Bischofs von Porto, trat alsbald ihre Functionen an. Dem Lord Beresford, welcher mittlerweile mit Vermittelungsvorschlägen aus Brasilien angekommen war, wurde die Landung verboten; nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß der König der Bewegung nicht abhold

war, traten im Januar 1821 die constituirenden Cortes zusammen. Noch war der König (auf den Rath Palmella's) gesonnen, durch Einberufen der alten Cortes mit zeitgemäßen Verbesserungen den Sturm zu beschwören, allein die gleichzeitigen Bewegungen in Brasilien, wo sich eine Provinz nach der anderen dem Mutterlande anschloß, nöthigten ihn, die Constitution der Cortes, wie sie in ihren Grundlagen am 9. März in P. bekannt gemacht worden war, anzunehmen. Er schiffte sich hierauf nach P. ein und beschwor vorläufig die neue Verfassung. Letztere war im Ganzen der spanischen ähnlich, hatte aber ein viel stärkeres demokratisches Element als diese, da sie dem Könige nur ein temporaires Veto und nicht einmal einen Staatsrath zugestand. Dieß und andere Mängel, die sich bald herausstellen sollten, waren es, was ihr später den Todesstoß versetzte. Der König für seine Person wollte ohne Zweifel das Gute und hatte dem Wunsche der Nation gewiß ohne großes inneres Widerstreben nachgegeben; aber schon war die Partei der Absolutisten, an ihrer Spitze die Königin Charlotte und der Infant Dom Miguel, im Geheimen thätig und suchte den Kampf der aristokratischen und demokratischen Elemente in den Cortes zu ihrem Vortheile zu benutzen. Letztere überdieß gaben sich durch wirkliche Gewaltthätigkeiten bedeutende Blößen und arbeiteten so selbst ihren Gegnern in die Hände, zumal als Brasilien, durch schnöde Behandlung gereizt, im August 1822 seine Trennung vom Mutterlande ausgesprochen und sich in Dom Pedro einen Erbkaiser gegeben hatte. Während dieser Zeit war das Verfassungswerk völlig beendet worden und der König beschwor nochmals die Constitution, die ihm fast alle Macht raubte, am 1. Octbr. 1822. Die Königin und Dom Miguel indeß waren thätiger als je gewesen und, als im folgenden Jahre ein französisches Heer zur Wiederherstellnng der alten Ordnung der Dinge in Spanien eingerückt war, erhob ihr getreuer Amarante das Panier der Restauration, sammelte in Traz-os-Montes und Entre Duero e Minho ein Truppencorps und bildete eine Regentschaft zu Valladolid. Zwar waren anfangs, zumal da England gegen jede fremde Einmischung, die man aber gehofft hatte, feierlich protestirte, die Fortschritte höchst unbedeutend und Amarante sah sich selbst genöthigt, auf galicisches Gebiet zu flüchten, aber die Cortes in unbegreiflicher Verblendung verabsäumten durch energische Maßregeln die Gährung zu unterdrücken und so konnte in Erwartung sicheren Erfolgs Dom Miguel im Mai 1823 von Neuem das Panier des Absolutismus erheben. Täuschende Versprechungen und Gold wirkten, was sie sollten. Die Truppen wurden gewonnen, zum Theil auch die Bevölkerung und schon zu Ende des Monats sahen sich die Cortes genöthigt aus einander zu gehen. Schnellen Schritts eilte jetzt die Reaction vorwärts; die Verfassung der Cortes wurde aufgehoben, alle Verbannte zurückberufen und eine Censur eingesetzt. Noch aber zögerte der König vollkommen in die Pläne der apostolischen Partei einzugehen; denn er selbst war der absoluten Gewalt nichts weniger als geneigt. Da suchte am 30. April 1823 Dom Miguel durch einen Gewaltstreich die Gegenrevolution zu vollenden; an der Spitze der gewonnenen Soldaten wollte er unter dem Vorwande einer Verschwörung gegen das Leben des Königs die letzten Reste der Constitutionellen, vor Allem das Ministerium (Palmella, Oliveyra, Pamplona) vernichten, und dann, wie er sagte, Thron und Altar wieder herstellen. Aber der Plan scheiterte an der Mißbilligung des Königs und dem kräftigen Einschreiten des französischen und englischen Gesandten; Dom Miguel mußte P. verlassen und der König stellte nun die Verfassung der alten Cortes mit einigen zeitgemäßen Verbesserungen wieder her und suchte auf alle mögliche Art dem zerrütteten Lande wieder aufzuhelfen, erkannte auch endlich im Jahre 1825 die Unabhängigkeit Brasiliens an. Sein Tod im Jahre 1826 rief neues Unheil über P., ehe die alten Wunden nur angefangen hatten zu vernarben. Die Infantin Isabella, Tochter Johann's III., war in Abwesenheit Dom Pedro's zur Regentin er-

nannt worden, Letzterer aber, nachdem er P. eine Constitution gegeben hatte (carta di Leis), entsagte noch im Mai desselben Jahres der Krone P. zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria und bestimmte derselben seinen Bruder Dom Miguel zum Gemahl. Auf diese Nachricht versuchten die Apostolischen unter Chaves die neue Constitution zu stürzen; sie mußten jedoch den Waffen der Constitutionellen weichen und sich auf geheime Umtriebe beschränken. Um diesen Zustand der Verwirrung endlich zu beenden, ernannte Dom Pedro seinen Bruder im Jahre 1827 zum Regenten des Königreichs und dieser, der von Wien aus im Febr. 1828 in Lissabon eintraf, beschwor nochmals die Constitution. Aber bald begann die blutigste Reaction. Jetzt, im Besitze der Gewalt, hob Dom Miguel die Kammern auf, ließ sich von den einberufenen Cortes zum absoluten Könige ausrufen und wüthete fortan gegen Alle, die ihm verdächtig vorkamen, mit einer Rücksichtslosigkeit, die selbst die dem constitutionellen Principe nicht eben günstig gestimmten Mächte gegen ihn einnahm. So blieb die Lage der Dinge bis zum Jahre 1832, wo Dom Pedro (s. d. Art.), der mittlerweile auf Brasilien zu Gunsten seines Sohnes hatte verzichten müssen, mit Unterstützung Englands und Frankreichs ernstliche Anstalten zur Wiedereroberung Portugals für seine Tochter Donna Maria da Gloria traf. Von der Insel Terceira aus, welche sich bis jetzt dem Usurpator noch nicht unterworfen hatte, landete er im Juli 1832 an der Küste Portugals und bemächtigte sich alsbald ohne großen Widerstand zu finden des wichtigen Porto's. Hier hielt er sich über ein Jahr gegen alle Angriffe Dom Miguel's und als im Juli 1833 die Flotte des Letzteren von Napier bei Cap Vincente vernichtet, durch Villaflor (Herzog von Terceira) auch Algarbien und am 24. Juli selbst Lissabon besetzt worden war, so nahm die Sache der jungen Königin eine entschieden günstige Wendung. Dom Miguel, welcher seinen Sitz nach Coimbra verlegt hatte, wurde zu wiederholten Malen geschlagen und wenn er sich auch während des Winters noch zu halten im Stande war, so mußte er doch endlich nach Wiedereröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1834 dem Übergewicht der constitutionellen Waffen weichen. Der Verlust der Schlacht bei Tomar (16. Mai) nöthigte ihn zur Entsagung und am 1. Juni verließ er P. (s. d. Art. Miguel). Jetzt suchte Dom Pedro als Regent dem tiefgesunkenen Lande wieder aufzuhelfen, vor Allem aber durch Aufhebung der Klöster die völlig zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Freilich mochte er wohl etwas zu schnell verfahren und in dem guten Willen, von Grund aus zu helfen, hier und da mehr verwunden als heilen; doch würde vielleicht sein Wirken für P. ersprießlicher geworden sein, wenn er länger gelebt und die Lage des Landes besser kennen gelernt hätte. Er starb im Sept. 1834, nachdem zuvor schon Donna Maria für volljährig erklärt worden war. Die junge Königin, heiter und lebenslustig, ward bald, vielleicht unwissentlich, dem Einflusse einer Palastpartei unterthan, an deren Spitze die Marquise von Ficalhao stand. Dieß Verhältniß dauerte auch, obwohl nicht in dem Grade, fort, als sich die junge Königin im Januar 1835 mit dem Herzoge August von Leuchtenberg vermählt hatte, und hinderte, wenn es nichts Schlimmeres bewirkte, wenigstens die Thätigkeit der Minister. Nach dem plötzlichen Tode des Herzogs von Leuchtenberg (März) erhielten diese Intriguen neue Nahrung und der häufige Ministerwechsel zeigte, wie sehr die Königin sich lenken zu lassen geneigt war. Während sich Palmella, Saldanha und der Herzog von Terceira gegenseitig beobachteten und zu verdrängen suchten, waren die übrigen Minister meist ein Spielball der Camarilla, so der verdienstvolle Carvalho, auch Freyre und Villareal. Dieß blieb im Allgemeinen der Zustand Portugals während des Jahres 1835, wo im Nov. Loureiro die Präsidentschaft des Conseils und Campos das Ministerium der Finanzen erhielt. Der Mißgriff indeß zeigte sich bald; denn Campos war nicht der Mann, die finanzielle Lage Portugals gehörig zu würdigen; daher konnte nur mit Mühe der Staatscredit noch aufrecht er-

halten werden. Die Königin unterdeß hatte sich nach einem zweiten Gemahle umgesehen und fand ihn in der Person des Prinzen Ferdinand von Coburg. Derselbe erschien in den ersten Tagen des April 1836 zu Lissabon und wurde sogleich nach seiner Ankunft wider den Willen der versammelten Cortes zum Generalissimus der Armee ernannt. Die geringe Festigkeit, welche bei dieser Gelegenheit das Ministerium gezeigt hatte, gab Veranlassung zu einer Veränderung, der wohl der junge Gemahl der Königin nicht fremd war, und am 21. April erschien ein Decret, nach welchem der Herzog von Terceira zum Kriegsminister und Präsidenten des Conseils, der verdienstvolle Carvalho aber zum Finanzminister ernannt wurde. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt Villareal, das des Innern José Freyre, der Justiz Antonio de Aguiar und das der Marine Gonzalez de Miranda. Palmella soll als Gesandter nach London gehen, um den abgelaufenen Handelsvertrag mit England neu abzuschließen. Nach den neuesten Nachrichten hatte die Ernennung Carvalho's zum Finanzminister bereits Früchte getragen, indem der Regierung von Seiten der Handelswelt, deren Vertrauen Carvalho besitzt, sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden. Zugleich aber berichteten auch die Zeitungen, daß sich in mehreren Provinzen bedenkliche Spuren von Unzufriedenheit und miguelistischen Umtrieben gezeigt haben, die in mehreren Orten, wie bei Portalegro, Chaves und Vianna (in Alemtejo), selbst in offene Ruhestörungsversuche ausarteten. Daraus geht hervor, daß der Zustand Portugals bei Weitem noch nicht befriedigend ist, daß es vielmehr großer Kraft und Umsicht bedürfe, um endlich diesem hartgeprüften Lande die lang entbehrte Ruhe zu sichern. — Vergl. „Historical view of the revolutions of Portugal" (Lond. 1827) und über das Statistische besonders Balbi's „Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve" (2 Voll. Par. 1822). Unter den Werken über die ältere Geschichte Portugals und die Geschichte seiner Colonien sind empfehlungswerth: „Histoire générale de Portugal" (2 Voll. Par. 1700); „Histoire des Portugais dans le nouveau monde" (4 Voll. Par. 1754) und das noch frühere „Asia Portugueza (3 Voll. Lisb. 1666) von Faria y Sousa. 15.

Portugaleser, großer Crusado, portugiesische Goldmünze, welche zuerst um das Jahr 1500 aus 23 Karat 11 Grän feinem Golde 560 holländische Aß schwer geprägt wurde und damals einen Werth von 10 kleinen Crusaden = 10000 Rees = 20 Thlr. 19 Gr. in Gold hatte. Die später in Lüneburg und Hamburg nachgeahmten 1, ½, ¼ fachen P. sind zu 10, 5 und 2½ Ducaten ausgeprägt. 33.

Portugiesische Literatur. Die portugiesische Literatur ist noch so wenig bekannt, daß sie fast als eine nichteuropäische gelten könnte, was hauptsächlich in dem geringen Verkehre der Portugiesen mit den übrigen gebildeten Völkern seinen Grund haben mag; denn während ihrer Blüthezeit war alle Aufmerksamkeit auf Indien gerichtet und später verhinderte ihre Trägheit, in die sie allmählig versanken, die größere Verbreitung ihrer Werke. Und doch ist diese vernachlässigte Literatur, wenn auch nicht sehr reich, doch ziemlich vollständig und kann fast in jedem Theile der Wissenschaft gelungene Versuche aufweisen, wie man aus folgender kurzen Übersicht ersehen kann. I. Schöne Literatur. Die portugiesische Poesie beginnt mit der Ausbildung des portugiesischen Dialekts, welcher sich im XII. Jahrh. von dem spanischen Sprachstamme trennte, zur selbstständigen Büchersprache im XV. Jahrh. Schon im XII. Jahrh. begegnen wir den Dichtern Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder freilich von den Portugiesen selbst nicht mehr ganz verstanden werden, die aber sowohl wegen ihres hohen Alters, als auch wegen ihrer Form (kurze trochäische gereimte Zeilen) und wegen ihres Inhalts (stürmisch-romantische Liebe), die beide den portugiesischen Lyrikern lange eigen blieben, Berücksichtigung verdienen. Noch älter als diese Lieder ist wahrscheinlich ein epischer oder vielmehr historischer Versuch, der die Geschichte des Einbruchs der

Araber in Spanien in poesiearmen Stanzen, von denen bis jetzt nur wenige bekannt geworden sind, erzählt. Alle diese Machwerke können nur als Vorübungen gelten und wir beginnen unsere Darstellung erst mit dem XIII. Jahrh. Erste Periode. Von der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts bis zum Ende des XV. In dem schönsten Lande der Erde, wo die köstlichsten Früchte fast ohne Pflege reifen, in dem Lande der glühendsten Liebe, in dem Lande der kühnsten Helden, welche ihre Siege weit über das Weltmeer in unbekannte Regionen trugen, warum sollte da die Poesie nicht gedeihen? Warum sollte da die Erinnerung an große Thaten nicht in Gesang und Gedicht fortleben? Sind auch die Versuche des XII., XIII. und XIV. Jahrhunderts noch sehr unvollkommen, so spricht doch aus ihnen schon der kräftige Geist der Nation. Große Fortschritte der Sprache zeigen sich in den (noch ungedruckten) Liedern des Königs Dionysius (1279—1325), des Gesetzgebers und eines der größten Männer Portugals, und seiner Nacheiferer, welche sogar schon einige Bekanntschaft mit italienischen Formen verrathen. Bemerkenswerth ist überhaupt, daß in keinem andern Lande so viele Könige und Fürsten die Literatur mit solcher Vorliebe begünstigt oder selbst angebaut haben, als in Portugal; wir nennen nur Alphons IV., Alphons Sanchez und Peter I.. Gehaltreicher gestaltet sich die portugiesische Literatur im XV. Jahrh., dem Zeitalter des üppigsten Flors der alten Nationallieder und Romanzen; besonders scheint Galicien der Sitz der romantischen Schwärmerei, von welchem die spanische und portugiesische Liederpoesie ausging, gewesen zu sein. Die zahlreichen Liebesgesänge der portugiesischen Dichter aus dieser Zeit, unter welchen der durch seine romanhaften Schicksale merkwürdige galicische Ritter Macias, gewöhnlich der Verliebte (el enamorado) genannt, der berühmteste ist, sind in den alten Liederbüchern (cancioneiros geraes), am besten in dem von Garcia de Resende herausgegebenen (Lissabon 1516. Fol.), gesammelt. Mit dem XV. Jahrh., in welchem sich der Nationalcharakter am Großartigsten entwickelte, hebt sich die portugiesische Poesie sehr schnell und eilt ihrer Blüthenzeit entgegen. Unter der Regierung des großen Emanuel (1495—1521) erstand der erste von Portugals ausgezeichneten Dichtern, Bernardin Ribeyro, dessen tiefgefühlte Eklogen und Liebeslieder jetzt noch in großem Ansehn stehen. Auch wagte Ribeyro den ersten, wenn auch höchst unvollkommenen Versuch eines Romans in portugiesischer Prosa, welchen er nach den Worten, mit welchen er anfängt, „Das kleine, unschuldige Mägdlein" („Menina e Monça," N. E. Lisb. 1785. 8.) nannte. In derselben Art und Weise sang Ribeyro's Zeitgenosse Christoval Falçam, nur überflügelt manchmal spielender Witz das tiefe und glühende Gefühl. — Die portugiesische Prosa hob sich im XV. Jahrh. durch das wiedererwachte Studium des classischen Alterthums und schon der Chronist Fernam Lopes verräth in seiner „Chronica del Rey D. Joaõ I." (Lisb. 1644. 3 Voll. Fol.) ein unverkennbares Bestreben, sich mit einer gewissen Würde auszudrücken. Zweite Periode. Vom Beginne des XVI. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. In dieser Periode erreichten die politische Macht und die poetische Cultur Portugals rasch ihren höchsten Gipfel und sanken eben so schnell wieder herab. Was das Zeitalter Ludwig's XIV. für die Franzosen war, das ist das XVI. Jahrh. für die Portugiesen. Fehlte es auch der Regierung Johann's III. (1521—1557) an Weisheit und Glück, so bewies sie doch unermüdliche Energie; selbst die Anstrengungen, mit welchen die indischen Besitzungen mußten vertheidigt werden, stärkten das Nationalgefühl und gaben dem poetischen Geiste fortwährend Anregung und Nahrung. Erst als Portugal der schamlos und unbesonnen drückenden Herrschaft des spanischen Regentenhauses anheimfiel (1580), als es durch die Kriege Spaniens mit Holland, in welche es schuldlos verwickelt wurde, seine Besitzungen in den andern Welttheilen und damit seinen Reichthum verlor, sank auch seine Na-

tionalliteratur schnell und tief und nur noch einmal rang sich diese, als das Volk in seiner Verzweiflung das spanische Joch abschüttelte und das Haus Braganza auf den Thron erhob (1640), krampfhaft empor, um dann in einen bodenlosen Abgrund zu versinken, aus welchem sie sich bis auf die neueste Zeit nicht emporzuschwingen vermochte. Während der Zeit der Abhängigkeit mußten spanische Literatur und Sprache, welche ohnehin nahe mit der portugiesischen verwandt sind, bei dem abhängigen Volke Eingang finden und so ist es leicht erklärbar, wie sich viele Portugiesen in der spanischen Poesie versuchten. Weniger Einfluß aber, als man gewöhnlich glaubt, äußerte die von Johann III. eingeführte Inquisition (1536), da die portugiesische Nation nicht so intolerant ist als die spanische, selbst die Jesuiten, welche bald, nachdem sie sich in dem Lande ausbreiten durften (1540), übermächtig wurden, schadeten weit mehr in politischer und wissenschaftlicher Beziehung als dem poetischen Bestreben. Freilich mögen sie die gänzliche Zernichtung des geringern Schutzes und der Aufmunterung, welche die Könige seither der Landespoesie noch angedeihen ließen, mehr oder weniger herbeigeführt haben. Die Dichter blieben sich selbst überlassen und bildeten aus eigenem Antriebe den rohen portugiesischen Nationalstyl nach italienischen und römischen Mustern weiter. An ihrer Spitze stehen Saa de Miranda und Antonio Ferreira. Dem ursprünglichen Nationalgeschmacke getreuer und origineller war Luis Camoens. Nach diesen Vorbildern richteten sich zwei Parteien, nach den ersten die nach glatter Correctheit strebende gelehrte und elegante Welt, nach dem letzten die weniger regelrechten, aber geistreicheren, kühneren und poesiereicheren Volksdichter. Beide Richtungen gingen ohne Reibung ruhig neben einander hin, bis sie am Ende dieser Periode in fader Sonettendichterei, die aus Spanien herüberwanderte, zusammenflossen. — In der lyrischen Poesie war Saa de Miranda der erste, welcher den lange nachklingenden Ton angab. Obschon er sich nach italienischen Mustern bildete, so sind doch seine Sonette, Hymnen, Volkslieder (cantigas) und eine treffliche Elegie ächt national gehalten („Obras", Lisb. 1784. 2 Voll. 8.). Weniger originell, aber musterhaft correct ist Antonio Ferreira, gewöhnlich der portugiesische Horaz genannt, obschon gerade seine horazischen Oden (odas) von seinen Petrarca nachgebildeten Sonetten und seinen Elegien, unter welchen die, „An den Mai" ein herrliches Meisterstück ist, weit übertroffen werden („Poemas Lusitanos", Lisb. 1771. 2 Voll. 8.). Am besten begriff der große Luis Camoens das Wesen des Sonetts und der Canzone, wie er denn in den meisten Gattungen der lyrischen Poesie, besonders in der Elegie, seine Vorgänger überflügelte. Der correcten Schule Saa de Miranda's schlossen sich an der weit unter ihm stehende Pedro de Andrade Caminha („Poezias", Lisb. 1791. 8.) und der phantasiereichere Diogo Bernardes, ausgezeichnet in dem geistlichen Liede und in der Elegie („Varias rimas", Lisb. 1770. 8.). Ihren eignen Weg gingen Estevam Rodriguez de Castro, der Volksdichter Bandarra, Fernando Rodriguez Lobo de Soropita und Rodriguez Lobo. Die Sonettisten des XVII. Jahrh. alle zu nennen, wäre ein eben so undankbares, als nutzloses Bemühen, da fast jeder, der als Dichter genannt sein wollte, sich in dieser immer mehr überhandnehmenden und ausartenden Gattung versuchte; die bekanntesten mögen sein der bis ins Abenteuerliche excentrische und schwülstige Manoel de Faria y Sousa („Fuente de Aganippe", Madr. 1644. 4 Voll. Fol.), der burleske, aber nicht selten platte Thomas de Noronha, der feine und geistreiche Antonio Barbosa Bacellar, dessen elegische Liebesgedichte (sandades) als Muster gelten („Obras poeticas", Lisb. 1716. 8.), der geschmacklose Simaõ Torrezaõ Coelho, Jacinto Freire de Andrade, welcher mit großem Witze und bitterer Satyre dem verdorbenen Geschmacke entgegentrat, die seinen Spott verdienenden Reimer Fernaõ

Correa de la Cerda, Jeronymo Bahia und die an Abgeschmacktheiten überreiche Nonne und Dichterin Violante do Ceo. Auf den Weg der Vernunft kehrte zuerst wieder Francisco de Vasconcellos zurück und fand in Antonio Telles da Sylva, Andre Nunes da Sylva („Poesias varias", Lisb. 1671. 8.), Diogo de Monroy e Vasconcellos, Thomas de Sousa und Luis Simões de Azavedo würdige Nachfolger. Eine fast unübersehbare Schar von Sonetten haben M. Pereira da Sylva („Fenix renascida", Lisb. 1746. 5 Voll. 8.) und ein Ungenannter unter dem albernen Titel: „Eccos que o clarim da Fama dà; Postilhaõ de Apollo" („Echos, die die Drommete der Fama tönt, oder Apollo's Postillon"), Lisb. 1761. 2 Voll. 8. gesammelt. In der epischen Poesie erhoben sich die Spanier weit über ihre Nachbarn. Luis Camoens von hoher Liebe zu seinem Vaterlande begeistert sang in seiner „Lusiade" („Os Lusiadas") die Thaten und Abenteuer der kühnen Seefahrer und Eroberer Indiens in bezaubernd schöner Sprache. Kein späterer Dichter vermochte Camoens zu erreichen und man thut sehr unrecht, wenn man den ohne Grund oft und viel gepriesenen Francisco de Sa e Menezes („Malaca conquistada", 1634. N. E. Lisb. 1779. 4.) mit ihm vergleicht. Jeronymo Cortereal's „Belagerung von Diu" („Successo do segundo cerco de Dio", N. E. Lisb. 1784. 8.) und „Der Schiffbruch Manoel's de Sousa und seiner Gemahlin" („Naufragio de Manoel de Sousa de Sepulveda e Dona Lianor de Sá", N. E. Lisb. 1783. 8.) sind nicht viel mehr als gereimte Geschichten wirklicher Begebenheiten. Rodriguez Lobo's „Großfeldherr von Portugal" („O condestabre de Portugal", N. E. Lisb. 1785. 8.), eine versifizirte Biographie des berühmten Nuno Alvarez Pereira; Luis Pereira's „Elegiada" (N. E. Lisb. 1782. 8.), eine Beschreibung der unglücklichen Schlacht bei Alkaser Kebir; Vasco Mousinho de Quebedo's „Alfonso" („Alfonso Africano", Lisb. 1611. 8.), die Geschichte des Verlustes von Arzila und Tanger, und G. Pereira de Castro's „Ulyssea, Lisbon edificada" (Lisb. 1636. 4.) sind fast durchaus ohne allen poetischen Werth. An Idyllen ist die portugiesische Literatur so reich, wie wenig andere, was sowohl in der allgemeinen Hinneigung der Nation zur melancholischen Liebesschwärmerei, als auch in der Eigenthümlichkeit der portugiesischen Sprache, die an Naivität und Innigkeit im Ausdrucke zärtlicher Gefühle nicht leicht zu übertreffen ist, begründet sein mag. Saa de Miranda, Ferreira, Camoens, Pedro de Andrade Caminha, Diogo Bernardes, Estevam Rodriguez de Castro, Fern. Alvarez do Oriente, Manoel de Veiga, Rodriguez Lobo („Eclogas", Lisb. 1605. 4.) und Faria y Sousa versuchten sich in dieser Gattung mit größerem oder geringerem Glücke. Die Fabel wurde von den Portugiesen gar nicht angebaut. Der Geschmack an Romanen wurde erst durch Francisco de Moraes, welcher während seines Aufenthalts in Frankreich die französischen Ritterromane kennen lernte und in seinem „Palmeria de Inglaterra" (N. E. Lisb. 1786. 3 Voll. 4.) nachbildete, verbreitet. Des bekannten Historikers Joaõ de Barros Ritterroman „Cronica do Emperador Clarismundo" (N. E. Lisb. 1791. 3 Voll. 8.) wurde zu seiner Zeit verschlungen. Andere vielgelesene Ritterromane sind „Die standhafte Florinde" („Infortunios tragicos da Florinda", Lisb. 1625—1630. 2 Voll. 8.) von Gaspar Pires de Rebello, der auch mittelmäßige moralische Novellen („Novellas exemplares", Lisb. 1650. 8.) schrieb, und „Die sorgenfreie Einsamkeit oder Leben des Carlos und der Rosaura" („Retiro de cuidados, e vida de Carlos e Rosaura", Lisb. 1681—1689. 4 Voll. 8.) von Matheus Ribeyro. Im Schäferromane brach Eloy de Sà Sotomayor mit seinen „Bächen des Mondego" („Ribeiras do Mondego") Bahn, ward aber von Rodriguez Lobo in einem mit vielen gelungenen Can-

zonen, Sonetten und Romanzen durchflochtenen Schäferromane, der aus drei Theilen: „Der Frühling", „Der Hirt in der Fremde" und „Der Entzauberte" („Primavera", „O pastor peregrino" und „O desenganado") besteht, weit übertroffen („Obras", N. E. Lisb. 1774. 4 Voll. 8.). Felix da Castanheira Turacem's romanhafte Composition: „Der feine Abendcirkel oder der verbesserte Mißbrauch" („Seram politico, abuso emendado", Lisb. 1704. 4.) ist schon deßwegen merkwürdig, weil sie mit verständiger Natürlichkeit und Einfachheit dem immer mehr um sich greifenden schlechten Geschmacke entgegenarbeitete. Die Romanze, welche in Spanien so herrlich emporblühte, gedieh in Portugal nur sehr dürftig, selbst die Versuche R. Lobo's zielen nur dahin, die ganze Gattung lächerlich zu machen. Die poetische Erzählung tummelt sich nur in mythologischem und allegorischem Unsinne, besonders wurden die Fabeln von Polyphem, Narcissus und Adonis bis zum Ekel in derselben Weise gesungen von Duarte Ribeiro de Macedo, Jeronymo Bahia u. A., und selbst der derbe Spott Jacinto Freire de Andrade's, welcher diese geschmacklose Dichterei witzig parodirte, konnte der beliebten Unsitte nicht steuern. — Von der didaktischen Poesie scheinen die Portugiesen nie einen rechten Begriff gehabt zu haben, was wir ihnen nicht zum Unglücke anrechnen wollen. Die Episteln Saa de Miranda's, der sich zuerst in dieser Gattung nach dem Vorbilde seines Lieblings Horaz versuchte, sind geschwätzig und die darin dargelegte Moral klosterhaft und seicht; eine tüchtigere Lebensphilosophie verräth Antonio Ferreira; Diogo Bernardes bewährt ebenfalls einiges Talent, aber Antonio Alvares da Cunha ist unerträglich trivial und schwülstig. Der Geist des wahren Epigramms blieb den schwachen Versuchen Ferreira's und Andrade Caminha's in dieser Dichtungsart fremd. — Die schwächste Seite der portugiesischen Poesie ist das Drama; die ersten Versuche, welche gewagt wurden, müssen, so unvollkommen sie auch sind, jetzt noch als die besten gelten. Theater gab es zwar in Lissabon schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh., aber ein Nationalgeschmack für irgend eine besondere Gattung von Schauspielen wollte sich, wie dieß später in Spanien der Fall war, in Portugal nicht bilden. Saa de Miranda schrieb zuerst zwei Lustspiele: „Die Fremden" („Os estrangeiros") und „Die beiden Vilhalpandos" („Os Vilhalpandos") in Prosa nach der zu dieser Zeit in Italien üblichen Art und Weise. Natürliche Charakterzeichnung, rascher Dialog und dramatisches Leben sind ihnen nicht abzusprechen, wohl aber Nationalität und künstlerische Vollendung. Origineller und dem Nationalstyle getreuer, aber auch roher und regelloser ist Gil Vicente, gewöhnlich der portugiesische Plautus genannt. Vielleicht wäre er ein portugiesischer Lope de Vega geworden, wenn er ein halbes Jahrhundert später gelebt hätte. Vielleicht ist er sogar der erste, welcher die geistlichen Schauspiele (autos) zur Feier der christlichen Feste, welche in Spanien zu so hoher Vollendung gediehen, einführte. Seine geistlichen Stücke, welche den in Portugal so beliebten idyllischen Charakter nicht verläugnen können, verrathen zwar ein nicht unbedeutendes Talent, verhalten sich aber zu denen Calderon's, wie Hans Sachs' Fastnachtsstücke zu Shakespear's Meisterwerken. Noch tiefer stehen die sogenannten Komödien und Tragikomödien, die nichts weiter sind, als bunte Gelegenheits- und Festivitätsstücke. Aber zum Lustspieldichter war Gil Vicente geboren; seine Farçen (farsas) sind ächt komische, natürlich wahre, mit heiterer Phantasie hingeworfene Gemälde. Eleganter und, was die Leichtigkeit der Sprache angeht, vortrefflich, aber ohne komische Kraft sind Ferreira's beide Lustspiele „Bristo" („Comedia do Bristo") und „Der Eifersüchtige" („Comedia do Cioso"). Sein vielgepriesenes Trauerspiel „Ines de Castro", welches der griechischen Tragödie nacheifern soll, ist nur der durchgehends ächten tragischen Sprache wegen zu loben, das dramatische Interesse aber ist sehr

schwach und das Pathos im ganzen Stücke verfehlt, so große Anerkennung auch einzelne treffliche Stellen verdienen. Camoens' Schauspiele („El Rey Seleuco", „Os Amphitryões" und „Filodemo") nähern sich der Manier Gil Vicente's und förderten die dramatische Kunst eben so wenig weiter, als Jorge Ferreira de Vasconcellos mißlungene Versuche. Gegen das Ende des XVI. Jahrh. hört die Pflege des portugiesischen Dramas völlig auf und spanische Schauspieler führen in Lissabon die Werke ihrer Dichter auf. — Für die Cultur der schönen Prosa geschah in Portugal nur Weniges, was hauptsächlich in der steten Beschränkung der Geistesfreiheit durch religiöse Vorurtheile seinen Grund haben mag. Rodriguez Lobo war der einzige, welcher in seinem politisch-moralischen Werke „Der Hof auf dem Lande oder die Winternächte" („Corte na aldea, e noites de inverno") zeigte, wie ein Dichter die Prosa des gewöhnlichen Lebens veredeln könne, ohne die Grenzen der Poesie und der Beredsamkeit zu verwirren, was in den Romanen und Novellen fast nie vermieden wurde. Die historische Kunst wurde durch das Festhalten an dem alten Chronikenstyle nur wenig gefördert; Stoff boten die Großthaten der Portugiesen in dieser Periode in Fülle; auch fehlte es keineswegs an großartigen Versuchen, die sich durch Wahrheit und Einfachheit, so wie durch einen edeln Nationalstolz auszeichnen; nur darf man sie mit den Meisterwerken des Alterthums nicht zusammenhalten. Der Inhalt der vorzüglichsten Geschichtsbücher aus dieser Zeit ist die Eroberung Indiens; an ihrer Spitze steht João de Barros' „Asien, oder von den Thaten, welche die Portugiesen gethan haben zur Entdeckung und Eroberung der Meere und Länder im Orient" („Asia, dos feitos que os Portuguezes fizeram no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente", Lisb. 1552—1602. 4 Voll. Fol. N. E. 1778—1783. 17 Voll. 8.), sowohl wegen der Wichtigkeit seines Inhalts, als auch wegen der Wärme und Gediegenheit der Darstellung. Fernando Lopez de Castanheda behandelt denselben Gegenstand mit gleicher Wahrheitsliebe, aber mit weit geringerem Schönheitsgefühle („Historia do descobrimento e da conquista da India", 1552. N. E. Lisb. 1797. 2 Voll. 8.); dasselbe gilt von Alfonso Alboquerque's Biographie seines hochverdienten und vielberühmten Vaters („Commentarios do grande Affonso d'Alboquerque", 1557. N. E. Lisb. 1774. 4 Voll. 8.). In lichtvoller Ordnung und schöner Sprache erzählt Bernardo de Brito die älteste Geschichte seines Vaterlandes („Monarchia Lusitana", Alcobaça e Lisb. 1597—1609. 2 Voll. Fol.). Die Reihe der portugiesischen Historiker, welche auf Achtung Anspruch machen können, schließt Jacinto Freyre de Andrade, der vorzüglichste Biograph seines Landes, welcher die Thaten des Vicekönigs von Indien, João de Castro „Vida de Dom João de Castro, quarto Viso-Rey da India", 1651. N. E. Madr. 1802. 8.) in classisch-schöner, oft schmuckreicher Sprache verherrlichte. Die geistliche Beredsamkeit konnte in Portugal eben so wenig wie in Spanien gedeihen; denn nur in übertriebenen Phrasenpomp eingewickelter Unsinn durfte auf der Kanzel vernommen werden und ein verständiger, klarer Vortrag hätte den Redner rettungslos in die Kerker der Inquisition geführt. An Werken über Poetik und Kritik sind die Portugiesen ärmer, als die meisten anderen europäischen Nationen; Faria y Sousa's Abhandlungen über die Dichtkunst überhaupt und über das Sonett und die Schäferpoesie insbesondere sind über alle Begriffe flach und erbärmlich; das Einzige, was die Poesie verlange, meint er, seien Erfindung, Bilder, Affecten und eine schöne Ausstellung aller Wissenschaften; Torquato Tasso's „Befreites Jerusalem" ist ihm ein schlechtes Machwerk, weil es ihm an Gelehrsamkeit und Allegorie fehlt. Faria y Sousa's weitläufiger Commentar über Camoens' Lusiade (Madr. 1638. 2 Voll. Fol.) und kleinere Gedichte (Lisb. 1685. 2 Voll. Fol.) gewähren nur in historischer Beziehung einige

Ausbeute, in kritischer Hinsicht aber sind sie völlig werthlos und doch gilt ihr Verfasser in Portugal als ein kritisches Orakel! — Dritte Periode. Vom Beginne des XVIII. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Die portugiesische Literatur, welche schon in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. tief gesunken war, zerfiel im XVIII. gänzlich und selbst französischer und englischer Einfluß vermochte ihr weder Schwung noch irgend eine bestimmte Richtung zu geben. Die wiedererrungene Unabhängigkeit Portugals (1668) hatte nicht, wie man hätte vermuthen sollen, eine neue Belebung des Nationalgefühls, sondern eine gänzliche Erschlaffung aller Kräfte zur Folge; das mit so vielen Opfern errungene Indien, welches die Holländer an sich gerissen hatten, wurde nicht wieder erobert, die Land- und Seemacht zerfiel und der Zustand der Finanzen und der Nationalindustrie wurde immer jämmerlicher. Während des spanischen Successionskrieges fanden französische Sprache und Sitte immer mehr Eingang in Portugal; die französische Literatur kam zu sehr hohem Ansehen, ohne daß ein einziger Dichter ihr wirklich Gutes erkannt und sich angeeignet hätte; der einzige bemerkbare Einfluß ist die Verunstaltung der Sprache durch französische Wörter und Wendungen, welche man sich mit einer nicht leicht begreiflichen Geschmacklosigkeit aneignete. Die portugiesische Akademie (Academia Portugueza), welche Johann IV. stiftete (1714), that nichts zur Förderung der Nationalliteratur und verscholl bald spurlos. Der eiserne Arm des Staatsreformators Pombal, der unter Joseph Emanuel (1750—1777) unumschränkt regierte, drückte zwar die Großen und Geistlichen mit fürchterlichem Despotismus, rüttelte aber die fast erstorbene Nation wieder zu einigem Selbstgefühle auf und förderte auf diese Weise mittelbar die Literatur. Die Verbindung mit England wirkte günstiger auf die Geistesbildung als der französische Einfluß, welcher gänzlich zurückgedrängt wurde. Erst seit dieser Zeit begreifen die Portugiesen die allmählig eingerissene Geschmacklosigkeit und sind dadurch für wirkliche Verbesserung empfänglich geworden. Die Sprache wird wieder gereinigt, die alten Muster werden wieder verstanden und beachtet und mancher Dichter ersteht, der eine bessere Zeit beweist und eine noch bessere hoffen läßt. Die im J. 1778 gestiftete Akademie der Wissenschaften (Academia Real das sciencias de Lisboa) äußerte bis auf die neueste Zeit eine rastlose, segensreiche Thätigkeit; leider haben aber in unseren Tagen grenzenlose Tyrannei, Bürgerkrieg und politisches Unheil jeder Art jedes freiere Geistesstreben fast gänzlich wieder erdrückt. — Um einen besseren Begriff von dem ärmlichen Zustande der portugiesischen Literatur in diesem Zeitraume zu geben, wollen wir das Vorhandene nach den einzelnen Dichtungsarten zu ordnen versuchen. In der lyrischen Poesie dauerte die phantastisch-schwülstige Reimerei bis tief in das XVIII. Jahrh. fort und neben dieser entstand allmählig eine frostige Gelegenheitsdichterei nach französischen Mustern, von welcher sich selbst Francisco Xavier de Menezes, Graf von Ericeyra, der berühmteste portugiesische Dichter des vorigen Jahrhunderts, nicht frei zu erhalten vermochte. Antonio de Lima Barros Pereira („Floresta Apollinea", 1720) und Antonio de Lima („Rasgos metricos", 1740) sind ganz gewöhnliche Reimer. Eine bessere Zeit beginnt mit dem Brasilianer Claudio Manoel da Costa, der sich nach altitalienischen Mustern bildete und mit Vermeidung alles Schwulstes große Innigkeit des Gefühls in einer eleganten, prunklosen Sprache darlegt („Obras", Coimbra 1768. 8.). Pedro Antonio Correa Garçaõ bildete sich nach Horaz, kam aber auf den unglücklichen Einfall die alten lyrischen Sylbenmaße nachzuahmen, welches um so verdrießlicher ist, da er sich sonst besser als irgend einer seiner Vorgänger die horazische Lebensweisheit anzueignen wußte („Obras poeticas", Lisb. 1770. 8.). Joaquim José da Costa e Sa übersetzte die Oden des Horaz ohne großes Glück (Lisb. 1781. 8.). Ächt national und deßwegen des größten Lobes würdig ist Paulino Cabral de Vasconcellos,

welcher die alte Sonettenpoesie wieder zu Ehren brachte und Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz mit Feuer und Gefühl zu vereinigen wußte („Poesias", Porto 1786. 2 Voll. 8.). Unter den späteren Lyrikern zeichnen sich noch aus: Manoel Barbosa de Bocage („Rimas", Lisb. 1794. 8.), Francisco Dias Gomez, Francisco Cardoso, Alvares de Nobrega, Xavier de Matos, Valladares, Antonio Diniz da Cunha e Silva („Obras", Lisb. 1794. 8.), Francisco Manoel, bekannter unter dem Namen Filinto Elysio („Obras completas", Par. 1817 — 1819. 7 Voll. 8.), Medina („Poesias lyricas", Lisb. 1797. 8.), José Monteiro-Rocha, Mozinho d'Albuquerque, Stockler, Castilho Pimentel, M. A. Correa und die Frauen Pezzolo da Costa und Balsamaõ. — Das Epos fand viele Bearbeiter, unter welchen sich vorzüglich Francisco Xavier de Menezes, Graf von Ericeyra, auszeichnet. Seine „Heinrichiade" („Henriqueida", Lisb. 1741. 4.), worin er die Stiftung der portugiesischen Monarchie durch Heinrich von Burgund besingt, hat einzelne schöne Stellen, aber sowohl Erfindung als auch Ausführung sind nicht sehr gelungen und das Ganze ermangelt des belebenden poetischen Feuers. José Basilio da Gama's „Eroberung von Paraguay („Ouraguay", Lisb. 1769. 8.), Miguel Mauricio Ramalho's „Wiedererbauung von Lissabon" (Lisboa reedificada", Lisb. 1784.), Luis Raphael Soye's „Traum" („Sonho", Lisb. 1786), José Anastasio da Costa e Sá's „Triumph der Unschuld" („Triumpho da innocencia", Lisb. 1785), Alvares do Oriente's „Umgeschaffenes Lusitanien" („Lusitania transformada", Lisb. 1781) und Joaõ Jorge de Carvalho's „Katzenkrieg" („Galicanea", Lisb. 1781), welche sämmtlich Epopöen gescholten werden, verdienen kaum Erwähnung. Größere Auszeichnung gebührt einigen neueren Versuchen, wie Medina e Vasconcellos' „Entdeckung von Madera" („Descobrimento de ilha da Madeira", Lisb. 1806. 8.), M. Roque Carvalho Moreira's „Braganceida" und besonders Jozé Agostinho de Macedo's „Orient" („O Oriente"); nur schmiegen sie sich allzusehr den Regeln der französischen Schule an. Eine merkwürdige Erscheinung ist die portugiesische Übersetzung des abgeschmackten deutschen Epos „Arminius" von Schönaich („Arminio, ou alemanha libertada", Lisb. 1791); habent sua fata libelli! — Die Idylle blieb bis auf die neuere Zeit sehr beliebt; unter den zahlreichen Dichtern in dieser Gattung verdient aber nur Claudio Manoel da Costa Erwähnung. Auch wurde Geßner's „Tod Abel's" ins Portugiesische übertragen (1785). — Der Roman ward gänzlich vernachlässigt; einige Übersetzungen aus dem Französischen, von welchen wir nur Lesage's „Gilblas" und Fenelon's „Telemach" nennen wollen, können nicht in Anschlag gebracht werden. — In der didaktischen Poesie versuchten sich P. A. Correa Garçaõ (Satyren und Episteln im Geiste des Horaz), Nicolao Tolentino de Almeida (witzige Localsatyre) und J. A. de Macedo, dessen kaltes Lehrgedicht: „Newton" (Lisb. 1815. 8.) großen Beifall fand. — Die dramatische Poesie der Portugiesen nahm in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine seltsame, durch die italienische Oper veranlaßte Richtung. Es entstand eine halbmusikalische Art von Zwitterkomödien, ein Gemisch von Abenteuern, Possen und gemeinem Witze, welches das portugiesische Publicum lange belustigte, aber auf Kunstwerth nicht den geringsten Anspruch machen kann. Unter den zahlreichen Stücken dieser Art, welche auch gesammelt herausgegeben wurden („Operas Portuguezas", Lisb. 1746. 2 Voll. 8. und „Theatro comico Poruguez", Lisb. 1787. 2 Voll. 8.), werden besonders die Stücke eines anonymen Dichters, den man gewöhnlich schlechtweg den Juden (o Judeo) nannte, gerühmt. P. A. Correa Garçaõ arbeitete zwar diesem verderblichen Geschmacke durch seine regelmäßigeren Lustspiele: „Das neue Theater" („Theatro nova") und „Die Partie" („Assemblea ou Partida")

entgegen, er hatte aber nicht genug dramatischen Erfindungsgeist, um ein durch Spektakelstücke verwöhntes Publicum zu befriedigen und es auf einen besseren Weg hinzulenken. Auch durch das Trauerspiel: „Osmia“ (Lisb. 1795. 4.), welches der nach französischen Mustern gebildeten Dichterin, der Gräfin von Vimieiro, den Preis der Akademie erwarb, konnte kein besserer Sinn hervorgerufen werden. In der neueren Zeit behilft man sich immer noch mit Übersetzungen. Unter den Originalstücken zeichnen sich aus die Tragödien von Vicente Pedro Nolesco („O triunfo da naturezzo“), José Agostinho de Macedo, J. C. da Silva Leitao de Almaida Garret („Merope“ und „Cato em Utica“), Francesco Dias („Electra“ und „Iphigenia“), J. J. Sabino („Policena“), Francisco Soares Franco („Herminia“) und die Lustspiele von Guita, P. A. Cavroè und Francisca de Paula Pozzola („Ricardo“ und „O duque de Cleves“), obschon sie, mit den dichterischen Erzeugnissen anderer Nationen verglichen, sich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben. — Zur weiteren Ausbildung der schönen Prosa fehlte in Portugal die unbedingt nöthige Cultur des Verstandes und erst mit dieser ist die portugiesische Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange wieder erwacht. Jeder Schriftsteller bemüht sich wenigstens, den geschmacklosen Phrasenpomp zu vermeiden und sich klar und edel auszudrücken. (Vergl. „Memorias da literatura portugueza“, Lisb. 1792—1812. 8 Voll. 4. F. Bouterwek's „Geschichte der schönen Wissenschaften“, Bd. IV. Götting. 1805. 8. J. C. L. Simonde de Sismondi's „Literatur des südlichen Europas, deutsch von L. Hain“, Leipz. 1817. 8. Bd. II. S. 537—772.) — II. Wissenschaften. Die Leistungen der Portugiesen in der Gelehrsamkeit bleiben weit hinter denen der anderen Nationen zurück, weil mönchischer Geistesdruck jedes freiere Streben hinderte. Nur die Wissenschaften, welche die Schifffahrt unmittelbar oder mittelbar förderten, erfreuten sich einiger Pflege; überhaupt aber ist der ganze vorhandene Stoff so mager und geringfügig, daß man ihn in zwei Perioden zusammendrängen kann, ohne etwas Bedeutendes zu übergehen. Erste Periode. Vom Beginne des XV. Jahrhunderts bis zum Ende des XVIII. Der Infant Dom Heinrich, welchem sein Vater die Leitung der Seeunternehmungen übertragen hatte, machte das Studium der Geographie, Mathematik und Astronomie zu seinem ernsthaftesten Geschäfte und bildete eine ausgezeichnete Schule der Seewissenschaften, aus welcher Männer, wie Bartholomäus Diaz, der Entdecker des Caps, Vasco de Gama, der Umsegler desselben, und Magelhaens, welcher die erste Reise um die Welt wagte, hervorgingen. Der Adel trieb und förderte gelehrte Studien, wie die unvergeßlichen Helden Francisco de Almeida und Affonso de Albuquerque beweisen; die Universitäten Coimbra (1534) und Evora (1553) erfreuten sich vieler Vorrechte und waren stets von einer großen Anzahl wißbegieriger Jünglinge besucht. Der Geschmack an dem Studium der alten Literatur ging aus Italien auch nach Portugal über und wurde besonders durch die Bemühungen Henrique Cayado's (Ermigius) immer mehr verbreitet. Freilich erstreckte sich der Eifer der Gelehrten nur auf die Fertigung lateinischer Verse und förderte nicht eine gute Ausgabe oder Erklärung irgend eines alten Classikers zu Tage, aber er führte doch zur Veredelung der Nationalliteratur. — Die Geschichte erhielt Stoff in den kühnen Unternehmungen der Portugiesen und fand, außer einigen Gelehrten, die die Zeitereignisse in lateinischer Sprache beschrieben und von denen Jerome Osorio („Geschichte Emanuel's des Großen“, 1571) der bedeutendste sein möchte, tüchtige Bearbeiter in der Landessprache, von welchen wir schon oben gesprochen haben. Die Schifffahrtskunde und Geographie bereicherten Gomes de San Estevan (1424) und Lavanha (1555) mit gehaltvollen Werken, die jetzt noch größere Achtung verdienen, als ihnen zu Theil wird. — Die Landesgesetze wurden von Emanuel gesammelt und Alvarez Velasquez (1595) galt auch im Auslande

als ein großer Rechtsgelehrter. — Die Philosophie und Theologie hatten mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen und konnten sich nicht aus ihren scholastischen Fesseln losmachen; der Jesuit Cordero und Gomez de Pereira sind die einzigen Philosophen, die den anderen Nationen nicht völlig gleichgültig sind. — Die Naturkunde wurde zwar nicht systematisch bearbeitet, gewann aber mittelbar durch die Reisen und den Handel der Portugiesen. — Die Einführung der Inquisition und die Aufnahme der Jesuiten waren dem Gedeihen der Wissenschaften höchst gefährlich; freimüthiges Forschen und Schreiben konnte zum Scheiterhaufen führen und kein Buch durfte gedruckt werden, ohne von der Inquisition gebilligt zu sein; selbst die Dichter fanden es für gut in ernstgemeinten Vorreden zu erklären, daß sie an die heidnischen Gottheiten, von welchen sie sprechen, nicht glaubten. Die Jesuiten bemächtigten sich noch der Erziehungsanstalten und als endlich spanische Herrscher ihre gierigen Hände nach dem unglücklichen Portugal ausstreckten, war es um Wissenschaft und Kunst auf lange Zeit geschehen. Zweite Periode. Vom Beginne des XVIII. Jahrhunderts bis auf die neuere Zeit. Die politische Selbstständigkeit Portugals war zwar wieder errungen, aber das neue Herrscherhaus, von den Jesuiten geleitet, hielt den aufstrebenden Geist des Volkes nieder und that nichts für Wissenschaft und Kunst, desto mehr aber zur Bereicherung der Klöster und Pfaffen. Erst als das durch den spanischen Successionskrieg vermittelte Bekanntwerden mit der französischen Literatur zu besseren Ansichten und zu freierem Denken führte, fing man wieder an einzelne Fächer der Wissenschaft mit Vortheil und Geschick zu bearbeiten, und vorzüglich war es die Geschichte, welche durch diese Umgestaltung gewann. Die Versuche des Grafen von Ericeyra („Geschichte des wiederhergestellten Portugal"), Mascarenhas', des berühmtesten politischen Schriftstellers der Portugiesen, der zuerst eine politische Zeitung gründete, „Geschichte des ryswicker Friedens", und Don Sebastian de Rocha Pitta's „Geschichte des portugiesischen Amerika" sind freilich keine Meisterstücke, beweisen aber das Herannahen einer besseren Zeit, welche auch mit dem Regierungsantritte Joseph's (1750) begann. Der Premierminister Pombal, welchen die Wiederherstellung des alten portugiesischen Ruhmes begeisterte, suchte die geistliche Macht der weltlichen zu unterwerfen; er beschränkte die Inquisition, nahm ihr die Büchercensur und jagte die Jesuiten aus dem Lande (1759). That er auch alles dieß nicht aus Liebe zur Wissenschaft und war er auch in anderen Dingen ein arger Despot, so befreite er doch den Geist aus seinen schweren Fesseln, weil er dessen zur Hebung des Nationalgefühls und zur Zurückführung des alten Glanzes nicht entbehren zu können glaubte. Die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten wurden besser eingerichtet und vermehrt, die Universität Coimbra mit tüchtigen Lehrern versehen und neue Professuren für früher verbotene Zweige der Wissenschaft, wie Mathematik und Physik, gestiftet. Die Regierung der bigotten Königin Maria Francisca war zwar der Geistesentwickelung nicht sehr günstig, konnte sie aber auch nicht mehr zurückhalten. Große Verdienste erwarb sich die von ihr gestiftete Akademie der Wissenschaften, welche bis auf die neuere Zeit eine seltene Thätigkeit entwickelte und in den von ihr herausgegebenen Abhandlungen über Landwirthschaft („Memorias economicas", Lisb. 1789—1815. 5 Voll. 4.; „Memorias da agricultura", Lisb. 1789—1792. 2 Voll. 8.), Mathematik und Physik („Memorias da academia real das sciencias de Lisboa", Lisb. 1797—1805. 3 Voll. 4.) und Medicin, Naturgeschichte und Chemie („Memorias de historia natural, de quimica, artes e medicina", Lisb. 1790. 4.) den Standpunkt wahrnehmen läßt, welchen diese Wissenschaften jetzt in Portugal erschwungen haben. — Die Philologie wird immer noch fast gänzlich vernachlässigt und der Begriff einer richtigen Kritik scheint noch ziemlich unbekannt zu sein; wir wüßten keine einzige brauchbare Ausgabe eines alten Schriftstellers, die in Portugal erschie-

nen wäre, zu nennen; der Gelehrte behilft sich mit den Leistungen des Auslandes. — Die Philosophie wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts förmlich aus Portugal verbannt, weil Pombal, der nur scholastischen Unsinn kannte, alle Philosophie für geisttödtend und völlig unnöthig hielt, und bis auf die neueste Zeit ist kein philosophischer Schriftsteller erstanden, der über die Grenzen des Landes bekannt geworden wäre. — Die theologische Literatur erstreckt sich auf Gebet- und Erbauungsbücher voll lächerlichen Unsinns und auf wunderliche Biographien der heiligen Jungfrau oder anderer vielgepriesenen wunderthätigen Heiligen. — Die Jurisprudenz beschäftigt sich mit der Zusammenstellung und Erklärung der Landesgesetze und findet mannigfaltige Pflege; Freirius und Anastasio de Figueredo leisteten in der neueren Zeit Erträgliches über das Staatsrecht und über die Civilgesetzgebung ihres Vaterlandes. — Geschichte und Geographie werden erst in der neuesten Zeit wieder nach Gebühr beachtet und man sucht die früheren Meisterwerke mit neuen zu bereichern, was freilich bis jetzt noch nicht gelingen wollte. — Mathematik, Astronomie und Naturkunde scheinen den Neigungen der portugiesischen Gelehrten am Meisten zu entsprechen; wenigstens läßt sich aus zahlreichen Versuchen auf eine besondere Vorliebe für diese Fächer schließen. Stockler, von einer deutschen Familie abstammend, gab eine gute Einleitung in die Theorie der Fluxionen, St. Cabral gilt als ein vorzüglicher praktischer Geometer. Gut eingerichtete Sternwarten finden sich zu Lissabon und Coimbra; Naturaliencabinette und botanische Gärten vermehren sich in dem ganzen Lande. Bodero schloß seinen Landsleuten die Geheimnisse der Pflanzenwelt auf, da Camara lehrte sie Mineralogie und Sobral Chemie. Läugnen kann man jedoch nicht, daß ihre Kenntnisse den Werken anderer Völker entlehnt sind und eigene Forschung noch sehr selten sich zeigt; auch sind nur Wenige im Besitze einer höheren Geistesbildung und der größte Theil des Volkes schmachtet noch in moralischer Knechtschaft, ohne das Bedürfniß sich derselben zu entledigen. Die höheren und niederen Schulanstalten sind, mit denen anderer Länder verglichen, in einem erbärmlichen Zustande; wer nach Besserem verlangt, muß es sich im Auslande zu erwerben suchen. Die Verbreitung guter Schriften wird durch strenge Censur und geringe Theilnahme des Publicum fast unmöglich gemacht. Der literarische Verkehr ist daher sehr ärmlich und selbst die neueren Bücher sind im Lande selten; die Auflage jedes Werkes wird gewöhnlich zu 500 Exemplaren gemacht, von welchen 200 nach Brasilien, 50 nach Spanien gehen und 200 in den Klosterbibliotheken begraben werden. (Vergl. Diego Barbosa Machado's „Bibliotheca Lusitana, historica, critica e cronologica", Lisb. 1741—1759. 4 Voll. Fol.; Joaõ Pedro do Valle's „Memorias para a historia litteraria de Portugal e seus dominios", Lisb. 1784. 8.; A. Balbi's „Essai statistique sur le royaume de Portugal", Par. 1822. 2 Voll. 8. und F. Denis' „Resumé de l'histoire littéraire de Portugal", Par. 1826. 12.) 67.

Portugiesische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Das ganze Königreich rechnet nach Reis oder Rees, von denen 1000 = 1 Milreis und 1000000 = 1 Conto genannt werden. 1 Rees trägt nach unserem Gelde circa $\frac{1}{3}$ Pf. Die wirklichen Landesmünzen sind folgende. In Gold: Dobrão à 24000 Rees, 22 Karat fein, 1116$\frac{1}{4}$ holländische Aß schwer; $\frac{1}{2}$ Dobrão à 12000 Rees und Dobra à 15000 Rees nach Verhältniß; Peça à 7500 Rees, 21 Karat 11$\frac{1}{4}$ Grän fein, 300$\frac{1}{3}$ holl. Aß schwer; $\frac{1}{2}$ Peça nach Verhältniß; Lisbonnine, Moed'or à 4800 Rees, 22 Karat fein, 223$\frac{3}{4}$ holl. Aß schwer; Cruzado novo à 400 Rees, 21 Karat 10$\frac{1}{3}$ Grän fein, 21$\frac{5}{9}$ holl. Aß schwer; Cruzado velho à 400 Rees, 21 Karat 10$\frac{1}{2}$ Grän fein, 20$\frac{1}{4}$ holl. Aß schwer. In Silber: Cruzado novo à 480 Rees, von 1802, 14 Loth 3$\frac{2}{3}$ Grän fein, 303$\frac{1}{3}$ holl. Aß schwer, und von 1809, 14 Loth 9$\frac{2}{3}$ Grän fein, 295$\frac{1}{3}$ holl. Aß schwer; Stücke von 12 Vinteuis, 14 Loth 6 Grän fein und 151 holl. Aß schwer; Stücke

von 12, 6 und 3 Vintems halten 240, 120 und 60 Rees; 1 Vintem = 20 Rees; ferner ganze und halbe Tostãos von 100 und 50 Rees. Scheide- und Kupfermünzen: Stücke von 40, 10, 5, 3 und 1½ Rees. II. Längenmaß. 1 Dedo (Finger) = 4 Grãos (Gerstenkörner); 1 Polegada (Daumen oder Zoll) = 1½ Dedo; 1 Palmo (Spanne) = 8 Polegadas; 1 Pé (Fuß) = 1½ Palmo = 12 Polegadas = 145,75 par. Linien; 1 Covado oder Cubit (Länge des Arms vom Ellbogen bis zum Ende des mittelsten Fingers) = 2 Pés = 3 Palmos; 1 Vara (Elle) = 1⅔ Covado = 5 Palmos = 40 Polegadas; 1 Passo geometrico (geometrischer Schritt) = 1½ Vara = 60 Polegadas; 1 Braça (Klafter) = 2 Varas = 80 Polegadas; 1 Estudio (Stadium) = 117 1/10 Braças; 1 Milha (kleine Meile) = 8 Estudios; 1 Legoa (große Meile) = 3 Milhas = 28168 Palmos; 1 Grão (Grad des Äquators) = 18 Legoas. III. Feld- und Flächenmaß. 1 Geira (Morgen) = 4840 □Varas. IV. Getreidemaß. 1 Moyo = 60 Alqueires = 15 Fangas oder Fanegas = 120 Meyos = 240 Quartas = 480 Oitavas oder Selamines = 960 Maquias; 1 Alqueire = 681 par. Cubikzoll. V. Flüssigkeitsmaß. 1 Almuda = 2 Alqueires oder Potas = 12 Canadas = 48 Quartilhos = 834 pariser Cubikzoll. VI. Gewicht. a) Handelsgewicht. 1 Libra, Asratel (Pfund) = 2 Marcos = 4 Quartas = 16 Onças = 120 Oitavas = 9216 Grãos = 9549 holl. Aß; 1 Quintal (Centner) = 4 Arrobas = 128 Libras; 1 Arroba = 32 Libras; 1 Tonelada = 54 Arrobas. b) Das Gold- und Silbergewicht ist das halbe Pfund Handelsgewicht, Marco (Mark) genannt. 1 Marco = 8 Onças = 64 Oitavas = 192 Escrupulos = 4608 Grãos = 4774½ holl. Aß. c) Das Apothekergewicht ist ebenfalls das Gold- und Silbergewicht, nur wird die Libra zu 1½ Marco = 12 Onças, 96 Oitavas = 288 Escrupulos = 6912 Grãos gerechnet. 33.

Portugiesische Sprache. Die lateinische Sprache, welche durch die Besitznahme des Landes durch die Römer in Portugal die herrschende geworden war, wurde durch die Einfälle der barbarischen Völker ein Gemisch verschiedener Sprachen, wie die übrigen romanischen Dialecte; doch blieb sie von allen die reinste und noch jetzt steht sie der lateinischen am Nächsten. So hat sie von allen neueren Sprachen das Plusquamperfect behalten. Durch die Erhebung Heinrich's von Burgund auf den portugiesischen Thron wurden zwar viele französische Ritter an den Hof gezogen, ihre Sprache scheint aber auf die eigenthümliche Ausbildung der portugiesischen entweder keinen oder nur einen sehr unbedeutenden Einfluß geäußert zu haben. Sichtbarer sind die Spuren der arabischen Einwirkung (vgl. J. Souza's „Vestigios da lingua arabica en Portugal", Lisb. 1789. 4.), welche sie mit dem Spanischen theilt, zu welchem sie sich ungefähr verhält, wie das Holländische zum Deutschen oder das Dänische zum Schwedischen. Das Portugiesische ist, wie Simonde de Sismondi witzig sagt, ausgebeintes Castilianisch; der Consonant in der Mitte der Worte bleibt meist weg, wodurch eine oft irremachende Zusammenziehung entsteht. Aus dem spanischen dolor (Schmerz) wird dôr, aus celos (Himmel) ceos, aus mayor (größer) mòr 2c. Gegen einige Buchstaben verrathen die Portugiesen eine besondere Abneigung; so werfen sie das l fast überall heraus und ersetzen es durch f (spanisch Alfonso, portugiesisch Affonso) oder r (spanisch blando, portugiesisch brando), das spanische ll verwandelt sich in ch (lleno, cheo), h in f (hidalgo, fidaljo), die spanische nasale Endsylbe ion in die nasale Endsylbe aõ (nacion, nacaõ). Die Zusammenziehungen sind oft so bedeutend, daß die charakteristischen Töne aus den Worten verschwinden; übrigens ist die Sprache sanft, wie es die Küstenmundarten im Gegensatze gegen die harten und tönenden Gebirgssprachen meist sind. Der Portugiese Francisco Diaz nennt sie eine reiche, wohllautende, nachdrückliche, zur Behandlung aller Gegenstände taugliche Sprache. Noch jetzt ist sie eine der ausgebreitetsten; portugiesische Juden brachten sie nach Amsterdam

nach Hamburg und Tyrol; sie wird in Brasilien, auf den Azoren, auf den afrikanischen Küsten, in Indien und in China gesprochen; doch ist sie nur dürftig grammatikalisch bearbeitet. Über ihre Sprache gibt D. Nunez de Liaõ („Origem da lingua da Portugueza“, 1606. N. E. Lisb. 1784. 8.) die beste Auskunft. Als das vollständigste Wörterbuch gilt R. Bluteau's „Vocabulario da lingua Portugueza“ (Coimbra 1712—1721. 8 Voll. Fol. Supplemento. Lisb. 1727—1728. 2 Voll. Fol. N. E. por Ant. de Moraes Silva, Lisb. 1789. 2 Voll. 4.), als die beste Grammatik Pedro José de Figueiredo's „Arte da Grammattica portugueza“ (Lisb. 1799. 8.). Portugiesische Sprachlehren für Deutsche besorgten J. A. v. Junk (Frankf. a. d. O. 1778. 8.) und A. Meldola (Leipz. 1789. 8.); ein portugiesisch-deutsches Wörterbuch gab J. D. Wagener (Leipz. 1811. 8.), eine Chrestomathie nebst Wörterbuch C. W. Alwardt (Leipz. 1808. 8.) heraus. 67.

Portumnus, s. Melicertes.

Porzellan, lat. vasa porcellana; franz. porcelaine, faïence; engl. porcelain, chinaware, nennen wir alle Geschirre, welche aus Porzellanerde bereitet werden. Bei den Japanern, Chinesen und Ägyptern soll die Kunst dergleichen Schmelzwerk zu verfertigen schon in den frühesten Zeiten bekannt gewesen sein, doch gelangte erst 1474 durch Barbaro, der als venetianischer Gesandter am persischen Hofe lebte, davon die erste Kenntniß nach Europa und durch die Portugiesen wurde es seit ihren Handelsverbindungen mit Ostindien nach Europa gebracht. Schon zu Ende des XVII. Jahrh. erfand zwar Walther von Tschirnhausen, als er die ersten Glasfabriken errichtete, eine Art von P., doch war diese zu glasig und der Ruhm der Erfindung des ächten P. gebührt daher Böttichern zu Anfange des XVIII. Jahrh., wenigstens hatte er mit jenem gleichen Antheil daran. Das erste P., das 1706 zu Dresden aus einem braunen Thone bei Meißen verfertigt wurde, hatte eine rothe und braune Farbe; 1709 aber machte man schon weißes und 1710 wurde die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg in Meißen angelegt. Deutschland, ja ganz Europa blickte jetzt mit neidischen Augen auf diese Erfindung Sachsens und England und Holland ließen sogar Thon aus China kommen und Frankreich schickte Jesuiten aus, um das Geheimniß zu erspähen. Doch beides mißglückte, besonders da Sachsen die Ausfuhr der weißen Erde bei Todesstrafe verbot. Allein die größte Vorsicht vermochte doch nicht das Geheimnißvolle der Porzellanverfertigung hinlänglich verborgen zu halten; theils wurde es, ungeachtet des Schwurs, den jeder Arbeiter leisten mußte und noch muß, verrathen, theils wurde man durch vielfache Experimente selbst darauf geführt. Daher kommt es, daß fast in allen Ländern Europas dergleichen Fabriken im Gange sind, von denen einige wenigstens P. von fast gleicher Güte wie die meißner liefern. Die erste, welche entstand, war die zu Wien durch Claude du Paquier (1720 oder 1734); ihr folgte 1743 die zu Fürstenberg im Braunschweigischen und 1751 die berliner. Letztere wurde von einem Kaufmanne Wegelin in Stand gesetzt, gerieth aber, wie die 1760 von Gotzkowsky von Neuem begonnene, bald in Verfall, bis sie 1763 ein Eigenthum des Königs wurde. 1753 trat die badener, 1754 unter Ganong aus Straßburg die frankenthaler in der Pfalz, 1756 die nymphenburger bei München, 1758 die schwarzburg-rudolstädter, jetzt in Volkstedt, und die ludwigsburger bei Stuttgart ins Leben. An diese reihten sich die zu Hessen-Cassel, zu Ilmenau, zu Gotha, zu Limbach im Meiningischen, zu Gera u. a. an. In den übrigen europäischen Staaten gingen um diese Zeit und später auch mehrere hervor. Wir erinnern an die zu Sèvres bei St. Cloud in Frankreich, zu Paris, Chantilly, Limoges, Clair, St. Denis, Orleans und Marseille, an die italienischen zu Florenz und Neapel und an die englischen zu Worcester und Liverpool. Auch zählt man einige Fabriken in Rußland, eine zu Kopenhagen, zu Stockholm, zu Amsterdam und Tournay. — An das ächte P. macht man dieselben Anforderungen, wie an das Glas, nur mit

dem Unterschiede, daß es nicht wie dieses ganz durchsichtig sei. Seine Oberfläche soll spiegelglatt, rein, blendend weiß und halb durchsichtig sein, bei dem plötzlichsten Wechsel der größten Hitze und stärksten Kälte unversehrt bleiben, einen hellen, glokkenartigen Ton, wenn es zerbrochen wird, und an Stahl geschlagen Funken von sich geben. Diese Eigenschaften mag man aber wohl am Meisten bei dem japanischen und chinesischen Porzellane antreffen. Beide Sorten sind schwer von einander zu unterscheiden, wenn man es nicht an der Glasur bemerkt, die bei letzterem ins Bläuliche, bei ersterem mehr ins Weiße fällt. In neuerer Zeit soll sich die Güte dieses Porzellans sehr vermindert haben. Den nächsten Platz nach diesem nimmt das meißner ein und diesem sucht das berliner den Vorzug streitig zu machen, wiewohl es ihm hinsichtlich der Feinheit der Masse nachsteht. An dem Zeichen, das dem P. aufgedrückt wird, kann man gewöhnlich den Fabrikort erkennen; so z. B. an den 2 kreuzweise stehenden Churschwerdtern das meißner, am Scepter das berliner, das wiener am östreichischen Wappen, am Fürstenhute das ludwigsburger, am hessischen Löwen das hessen-casseler, an dem großen lateinischen R das gothaer, am G das geraer rc. — Über den Ursprung des Ausdrucks P. gibt es verschiedene Meinungen. Einige leiten ihn von dem portugiesischen perol, Perle, ab; Andere von porcelle, das der italienische Name für eine Art Schnecken, der Porcellanschnecken, sein soll, deren Äußeres der Glasur des Porzellans ähnlich sieht. Am Richtigsten scheint jedoch die Ableitung von dem portugiesischen porcellana, eine Schale, weil wahrscheinlich die ersten Geschirre, welche die Portugiesen aus China einführten, Schalen oder Trinkgeschirre waren. — Der Hauptbestandtheil des Porzellans ist die P o r z e l l a n e r d e. Diese (lat. argilla porcellana; franz. terre à porcellaine; engl. porcellain-clay) rührt von einer Zersetzung des Feldspathes her und ist größtentheils sehr feinerdig, zerreiblich, mild, von Farbe röthlich-, gelblich-, graulich-, bläulichweiß, mager und wenig fettig anzufühlen, schwach an der Zunge hängend und von specifischem Gewichte 2,2. Sie besteht aus 46 Theilen Kieselerde, 39 Theilen Thonerde, 14½ Theilen Wasser und etwas Eisenoryd. Sie findet sich fast überall da, wo Feldspath gefunden wird. Häufig ist sie im Granitgebirge. In Gängen und Lagern wird sie bei Aue bei Schneeberg gefunden, wo dieselbe zur Unterhaltung der sächsischen Porzellanmanufactur in Meißen bergmännisch gewonnen wird; man findet sie jedoch auch in Ungarn, Schlesien, Mähren, bei Passau in Baiern, zu Limoges in Frankreich und an anderen Orten. Außerdem nimmt man zum P. in Europa noch reinen Quarz oder Kiessand und die gehörige Quantität Gyps und das Verfahren dabei ist, so weit man solches kennt, folgendes. Ist der Quarz geröstet, in Wasser abgekocht, gepocht, gemahlen und durch ein Pudersieb geschlagen worden, so wird er mit pulverklarem, in kupfernen Gefäßen gebranntem Gyps vermischt. Dieses Gemenge gibt die sogenannte F r i t t e. Diese wird mit fein gestoßener und geschlämmter Thonerde, wozu auch Porzellanscherben gebraucht werden, in Regenwasser zu einem Teige verarbeitet. Geht der Teig in Fäulniß über, so werden die verschiedenen Gefäße auf der Scheibe daraus verfertigt und die Abdrücke besorgt. Bestehen diese blos aus einzelnen Stücken, so werden sie durch Hülfe elfenbeinerner Werkzeuge, eines Schwammes und Pinsels zusammengesetzt. Ehe nun das Abdrehen und Glätten vor sich gehen kann, müssen die gefertigten Arbeiten erst zu einem gewissen Grade abgetrocknet sein. Nach erfolgtem Abdrehen werden sie in Kapseln, Casetten oder Muffeln aus P. verwahrt und in den Verglühofen gebracht, um eine bestimmte Härte zu erlangen, und dann mit Glasur aus pulverartigem Quarz, Porzellanscherbe und calcinirtem Gyps in reinem Wasser überzogen. Jetzt werden sie in einen zweiten mit Sand bestreuten Ofen, den Porzellan-, Glatt- oder Gutbrennofen, wiederum in dergleichen Kapseln verschlossen gesetzt, wo sie die nöthige Festigkeit und die weiße Farbe erhalten. Der Sand, der beim Herausnehmen noch anklebt, wird auf der

Schleifmühle abgeschliffen. Werden einzelne Stücke zwar gebrannt, aber nicht glasirt, so heißen sie Biscuit. Ein großer Theil bekommt im Ofen Ritze, Sprunge oder andere Fehler in der Glasur und daher kommt es, daß das ganz reine P. so theuer bezahlt wird. — Was einen Porzellanbrennofen betrifft, so muß man bei dem Baue desselben besonders darauf sehen, daß er eine Gleichmäßigkeit in der Vertheilung der Hitze bewirke und erhalte. Es sind vielfache Versuche gemacht worden, dergleichen Öfen zu errichten, z. B. von Guettard, der ihm eine cirkelrunde Gestalt gab, und vom Grafen von Milly, dessen Ofen ein Parallelepipedum darstellt, aber vom Anfange an für weniger anwendbar befunden worden ist. Die Heizung erfolgt am liebsten mit gutem dürren Holze. Zwar können auch andere Brennmaterialien, besonders Steinkohlen, dazu verwendet werden, doch soll der Dampf derselben dem weißen Glanze des Porzellans nachtheilig sein. — Als Ingredienzen zu den Farben der Porzellanmalerei gebraucht man Metallkalkarten und diese müssen mit einem leicht schmelzbaren farbelosen Glase ohne allen Bleibestandtheil geschmolzen, zerstoßen und gesiebt werden. Will man die Farbe auftragen, so wird sie mit Öl, besonders Spick-, Terpentin- oder Lavendelöl oder mit Gummi- und Zuckerwasser auf Holz verbunden. Nach erfolgter Auftragung wird die Porzellanwaare wieder in Kapseln in den Emaillirofen gebracht und dieser dermaßen erhitzt, daß das Glas zum Flusse kommt, ohne dabei der Glasur zu schaden. S. Montami, „Von den Farben zum Porzellan- und Emaillemalen" (Leipz. 1767). Um zu vergolden oder zu versilbern wird Gold durch Königswasser und Silber durch Scheidewasser aufgelöst und demselben einiges Wasser beigefügt. Hat man durch Eisenvitriol den Niederschlag bewirkt, so wird dieser getrocknet, der Farbenfluß beigemischt, beides aufgetragen und hierauf wie beim Malen verfahren. Zum Gold- und Silberpoliren bedient man sich des Blutsteins und Achats. (S. Nasse, „Die Porzellanfabrication in theoretischer und praktischer Hinsicht", Leipz. 1826). — Das unter dem Namen „réaumurisches P." bekannte wird aus Glas, besonders grünem Flaschen- und Fensterglase bereitet. Das dazu bestimmte Glas legt man in einen geräumigen Schmelztiegel, der mit Sand und Gyps, auch Kalk angefüllt ist, kittet den Deckel mit Thon an und setzt ihn dann in den Töpferofen. Ist er darin den ganzen Brand hindurch stehen geblieben, so hat das Glas ein porzellanartiges Ansehn bekommen, widersteht dem Feuer, gibt mit einem Stahle daran geschlagen Funken und verträgt einen schnellen Wechsel von Hitze und Kälte. Doch entgeht ihm das Glatte und Glänzende des ächten Porzellans und sein Weiß nähert sich mehr dem Milchweißen. 35.

Porzellanausschlag, so viel wie Nesselausschlag (s. d. Art.).

Posaune, lat. tuba ductilis; fr. saquebute; engl. sackbut; ital. trombone, ein bekanntes Blasinstrument von Messingblech, unterscheidet sich von der Trompete, der sie übrigens hinsichtlich der Form und des Tractaments ähnlich ist, dadurch, daß sie aus zwei Theilen besteht, die sich in 2 Scheiden aus einander und zusammenschieben lassen. Der eine Theil, das Hauptstück genannt, besteht aus zwei Röhren (Scheiden), die unten in die Stürze (Schalltrichter) auslaufen, der zweite aus zwei dünneren Röhren (Stangen) mit einem Mundstücke, die in die beiden Röhren des Hauptstückes passen und vermittelst der rechten Hand beim Blasen je nach der Höhe oder Tiefe des Tones heraus- oder hineingezogen werden. Man hat Discant-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen, jedoch sind die ersteren fast außer Gebrauche. Die P. ist ein sehr altes Instrument und wurde später meist nur bei der Kirchenmusik angewendet. Durch Mozart jedoch kam sie auch in die Opernmusik und jetzt hält man sie selbst zur gewöhnlichen Tanzmusik für gut genug. Der größte Posaunenvirtuos ist gegenwärtig Queißer in Leipzig. 29.

Poseidon, s. Neptun.

Posen, s. Preußen.

Posidonius, ein späterer Anhänger der Stoa, Schüler des Panätius, ward geboren 135 v. Chr. zu Apamäa in Syrien (daher P. Syrus), ging, nachdem er eine gelehrte Reise gemacht hatte, nach Rhodus, wo er eine Art stoischer Nebenschule stiftete und großen Ruf erlangte. Er heißt darum öfters auch P. Rhodius. Doch sind die Sätze, in denen er von der alten Stoa abwich, von sehr geringer Bedeutung. Von seinen Werken haben wir nur Bruchstücke gesammelt unter dem Titel: „Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae"; coll. atque ill. Janus Bako; acc. Dan. Wyttenbachii annotatio (Lugd. 1810. 8.). 80.

Position ist überhaupt Stellung, im Kriegswesen und im gemeinen Leben besonders die, in welcher man den Feind erwartet oder irgend ein Hinderniß zu überwältigen sucht; in der Prosodie (s. d. Art.) hingegen versteht man darunter das Nebeneinanderstehen zweier Consonanten. 9.

Positiv (lat.) oder **thetisch** (griech) bezeichnet überhaupt das Hingestellte, Gegebene; es wird aber durch die gebräuchlichen Gegensätze meist etwas verschieden bestimmt. Setzt man es nämlich dem Negativen (s. Negation) entgegen, so bedeutet es das Wirkliche, das Existirende (z. B. positiver und negativer Begriff); steht es aber dem Natürlichen entgegen, so drückt es das durch äußere Auctorität Entstandene und Bestehende aus (daher positive Religion, positives Recht im Gegensatze zu der natürlichen Religion, dem Naturrechte), also s. v. a. dogmatisch. 9.

Posse, fr. und engl. farce, nennt man die Äußerung eines sich in den niederen Sphären des Komischen bewegenden Scherzes, eines tollgewordenen Humors. Diese Stimmung eigenthümlicher Scherzhaftigkeit, welche wir bald drollig, bald possirlich und bald närrisch nennen, hat sich bei allen Nationen zu einem stehenden Charakter volksmäßiger und derbspaßhafter Ergötzlichkeit gestaltet, der uns unter dem Namen Polichinello, Arlechino, Grazioso, Clowe, Rüpel, Hanswurst ꝛc. entgegentritt und auch des Beifalls des finstersten Ernstes gewiß werden kann. Die Hervorbringung wahrhaft witziger Possen erfordert den gesundesten Mutterwitz, wie wir denn auch dieses Talent meist bei kerngesunden Naturmenschen aus den niederen Ständen antreffen; wodurch jedoch keineswegs eingeräumt werden soll, daß die P. niedriggemein sein dürfe, was auch nicht geschehen wird, wenn nur der Possenmacher nicht seine naive Natürlichkeit verläugnet. Weiß der Dichter diese natürliche Possenhaftigkeit in seinen Werken künstlerisch zu potenziren und an der rechten Stelle anzubringen, so wird er ihrer Wirkung auf den Leser oder Zuhörer stets gewiß sein. Hat Sancho Pansa irgend Jemand minder Ergötzen geschafft als Don Quixote? Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß das Possirliche in allen schönen Künsten anwendbar sei und daß es nicht nur zur Belustigung, sondern auch zur Verspottung und Vertilgung schädlicher Thorheiten eines der geeignetsten und erfolgreichsten Mittel sein könne. Ist die P. auch eine lächerliche Übertreibung, so darf sie doch nie ins Alberene, Fade und Läppische fallen, welches hauptsächlich dann geschieht, wenn man sich abquält, P. auf P. folgen zu lassen. — In der dramatischen Poesie nennt man eine Art des Lustspiels P. (Farce) und meint damit ein Stück derbkomischer Art, welches auf unmittelbare Erregung der Lachlust ausgeht und mehr auf den Beifall des Augenblicks, als auf dauernden Effect hinarbeitet. Lose und kühne Verwickelungen sind ihm lieber, als wahrscheinliche und consequente. Derber Scherz, witzige Spielereien mit Einfällen und Worten und Carricaturzeichnung sind sein Element. Bei allem dem darf es ihm an Anmuth und Leichtigkeit nicht fehlen, auch darf es nicht pöbelhaften Spaß und obscönen Witz zu Hülfe rufen, wenn es auf künstlerischen Werth Anspruch machen will. 66.

Posselt (Ernst Ludwig), ein bekannter deutscher Historiker, am 22. Jan. 1763 zu Durlach in Baden, wo sein Vater Hofrath war, geboren, widmete sich, nachdem er auf den Gymnasien zu Durlach und Karlsruhe seine Vorbereitungs-

studien vollendet hatte, zu Göttingen und Straßburg der Jurisprudenz, den Staatswissenschaften, der Geschichte und den neueren Sprachen und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Anwalt nieder. Da aber dieses Geschäft ihn nicht ansprach, suchte er um die Stelle eines Professors der Rechte zu Karlsruhe an, welche er auch 1784 mit dem Titel eines geheimen Secretairs des Markgrafen von Baden erhielt. In dieser Stellung machte er sich durch einige gehaltreiche Lobreden (wie auf Friedrich II., auf die vierhundert in der Schlacht bei Wimpfen [1622] gefallenen Pforzheimer rc.) bekannt und erwarb sich das anerkennende Lob Preußens und das Bürgerrecht von Pforzheim. Als Amtmann nach Gernsbach bei Rastadt versetzt (1791) erhielt er hinlängliche Muße, den großen Ereignissen in Frankreich seine Aufmerksamkeit zu widmen und ward bald ein enthusiastischer Lobredner der Revolution, deren Grundsätze er in vielen wohlgeschriebenen und gern gelesenen Werken zu verbreiten suchte. Verdrießlich über öftere Zurechtweisungen, welche er von deutschen Regierungen erhielt und die ihn in manchen Unternehmungen (wie z. B. in der Redaction der „Weltkunde", welche später in die „Allgemeine Zeitung" umgeändert wurde) hinderte, nahm er 1798 seine Entlassung mit dem Charakter eines Legationsrathes und mit halbem Gehalte, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach, welches Versprechen er jedoch nie erfüllte. Er lebte nun abwechselnd zu Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg und folgte dem Generale Moreau, mit dem er bekannt geworden war, 1801 nach Straßburg. Als dieser General 1804 festgenommen und des Hochverraths angeklagt ward, glaubte sich P. nirgends sicher und reiste von einer Stadt zur andern, bis er sich zu Heidelberg in einem Anfalle von Melancholie aus dem Fenster auf die Straße stürzte und am 11. Juni 1804 an den Folgen des Falles starb. P. hatte ungewöhnlich große Anlagen zur Historiographie; kritischer Scharfsinn und Darstellungstalent waren ihm, wie wenigen deutschen Geschichtschreibern, eigen und er hätte einer der vorzüglichsten deutschen Historiker werden können, wenn ihn nicht enthusiastische Übertreibung und allzublinde Anhänglichkeit an das Franzosenthum oft irre geleitet hätten. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir hier: „Wissenschaftliches Magazin für Aufklärung" (Leipz. 1785—1788. 3 Thle. 8.); „Rede über die deutsche Historiographie" (Durl. 1786. 8.); „Geschichte der deutschen Fürstenvereine" (Leipz. 1787. 8.), „Geschichte der Deutschen" (Leipz. 1789—1790. 2 Thle. 8. Fortgesetzt von Pölitz, Bd. 3 und 4. Ebend. 1805—1820. 8.); „Geschichte Gustav's III." (Leipz. 1792. 8.); „Geschichte des peinlichen Processes Ludwig's XVI." (Bas. 1793. 2 Bde. 8.); „Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios anno 1792" (Goetting. 1793. 8. Deutsch, Regensb. 1793. 8.); „Historisches Taschenbuch für die neueste Geschichte" (Nürnb. 1794—1803. 9 Bde. 8.); „Europäische Annalen" (Tübing. 1795—1804. 10 Bde. 8.); „Hertzberg's Leben" (Leipz. 1798. 8.) und „Kleine Schriften" (Ebendas. 1795. 8.). Sämmtliche Schriften, herausgegeben von W. Weick" (Stuttg. 1828 ff. 6 Bde. 8.). (Vergl. S. Gehres' „Lebensbeschreibung des Dr. E. L. Posselt", Manh. 1827. 2 Thle. 8.) 67.

Possessorium, s. Petitorienklage.

Postament, s. Säule.

Postel (Christian Heinrich), ein deutscher Dichter des XVII. Jahrh., am 11. Oct. 1658 zu Freiburg in Hadeln, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Schulstudien auf den Universitäten Leipzig und Rostock der Jurisprudenz und ließ sich, nachdem er zuerst eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Italien gemacht hatte, als Advocat zu Hamburg nieder, wo er zugleich durch mancherlei poetische Versuche, besonders durch Opern für die hamburger Bühne, Aufmerksamkeit erregte. Er hatte sich nach der verdorbenen italienischen Schule und nach dem schwülstigen Hofmannswaldau gebildet

und dichtete ganz in ihrer Manier. Mit dem Epigrammendichter Wernike, der den verdorbenen Geschmack kräftig anfocht, gerieth er darüber in einen literarischen Streit, der aber, obschon ihm der fade Dichter Hunold zu Hülfe kam, zu seinem Nachtheile endete. Auf einer zweiten Reise, welche P. durch Deutschland, die Schweitz und Italien unternahm (1700), suchte er vortheilhafte literarische Verbindungen anzuknüpfen und kehrte dann nach Hamburg zurück, wo er am 22. März 1705 starb. Ein so wässeriger Dichter auch P. war, so erhielten doch seine (25) Singspiele, worunter „Hercules", „Bajazet", „Ariadne" und „Iphigenia" die bekanntesten sind, großen Beifall, können aber jetzt nicht mehr gelesen werden; noch unerträglicher ist sein unvollendetes Heldengedicht: „Der große Wittekind" (Hamb. 1724. 8.), obschon ihn seine Zeitgenossen als einen zweiten Tasso priesen. Bemerkenswerth sind noch sein Versuch einer paraphrasirenden Übersetzung der Ilias: „Die listige Juno" (Hamb. 1700. 8.) aus dem vierzehnten Gesange, und sein Bemühen, das Studium der spanischen Literatur bei den Deutschen in Aufnahme zu bringen. 67.

Posten (milit.), s. Wache.

Posthorn, lat. cornu ad cursum publicum; fr. cornet de postillon; engl. post-horn; ital. cornetta di postiglione, heißt ein dem Waldhorne ähnliches, nur durch kleinere Dimension von diesem verschiedenes Blasinstrument, welches vorzugsweise die Postillione führen, um damit die nöthigen Zeichen (Ankunft, Ausweichen für andere Wagen ꝛc.) zu geben. Jetzt hat man es indeß fast überall mit der leichter zu tractirenden Posttrompete vertauscht. 29.

Posthumius oder **Posthumus** (Marcus Cassius Galienus), einer von den sogenannten 30 Tyrannen unter Valerianus und Galienus, stand als Befehlshaber der römischen Legion in Gallien und wurde, als Letzterer die von den Soldaten errungene Beute sich anmaßen wollte, von diesen zum Imperator ernannt. Der sonst sorglose Galienus eilte zwar wiederholt nach Gallien, um seinen Gegner zu entsetzen, doch immer vergeblich, und so behauptete sich P. nebst Victorinus, den er als Mitaugustus angenommen hatte, von 260 bis 267 n. Chr., wo er als Opfer der Zügellosigkeit seiner eigenen Soldaten fiel. 77.

Posthumus, s. Nachgeborene.

Postillen nennt man zum Vorlesen in der Kirche bestimmte Predigtbücher, und zwar deßhalb, weil das Thema der Predigt aus den Worten des Bibeltextes abgeleitet und daher nach dem Verlesen jener Worte (post illa sc. textus verba) abgehandelt wird. Auch hat man Hauspostillen, d. i. Andachts- und Predigtbücher, welche für den häuslichen Gebrauch bestimmt sind. 63.

Postulāt, Forderung, nennt die Philosophie und Mathematik gewisse nothwendige Voraussetzungen, die sich nicht auf weitere Beweise oder Erklärungen, sondern eben nur auf die Nothwendigkeit oder das unabweisbare Bedürfniß des philosophirenden Geistes stützen, also unmittelbar angenommen werden müssen. Ob es wirklich in der Philosophie solche Postulate, auch wohl Heischesätze genannt, gebe, d. h. ob man gewisse Sätze unmittelbar annehmen dürfe oder ob nicht jene vorgeschützte Nothwendigkeit eine nur eingebildete sei, hat die philosophische Methoden- oder Grundlehre zu untersuchen. (Vergl. den Art. Princip.) Am berühmtesten sind die Kant'schen Postulate der praktischen Vernunft; über diese s. d. Art. Kriticismus. 80.

Postwesen. Die Posten, von dem Standpunkte ihrer jetzigen Ausbildung betrachtet, sind ohne Zweifel eins der wirksamsten Beförderungsmittel des geistigen und materiellen Verkehrs, also überhaupt der Cultur und Civilisation. Anfangs ein Erzeugniß des allernothwendigsten Bedürfnisses schritten sie in ihrer allmähligen Entwickelung über die ursprünglich enge Grenzlinie hinaus und griffen immer tiefer in das geistige, gesellschaftliche und bürgerliche Leben der Staaten ein, so daß sie jetzt in ihrer festen Verschlingung in die Gesammtinteressen ein unablös-

liches Glied in der Kette des Staatslebens bilden. Wenn dieß aber nur von den Staaten Europas und etwa von denen, die von Europa ihre Cultur erhielten, gilt, so ist damit zugleich das Eigenthümliche unserer heutigen Posten und ihre wesentliche Verschiedenheit von ähnlichen Anstalten des Alterthums ausgesprochen. Jetzt ist die Post eine Staatsanstalt zum Reisen und Versenden und als solche jedem Mitgliede des Staatsverbandes zugänglich; letzteres nun bildet nebst der gehörigen Sicherheit und Schnelligkeit die wesentlichen Punkte, auf welchen die bestmöglichste Realisirung des Zweckes der Posten beruht. Was die allgemeine Zugänglichkeit betrifft, so ist diese ohne alle Ausnahmen von jeher gültiger Grundsatz gewesen und bedarf keiner weitern Erörterung. Die Sicherheit und Schnelligkeit aber als anderweitige wesentliche Erfordernisse hängen von der Organisation des Postwesens ab und geben demselben seinen eigentlichen objectiven Werth. Nach Maßgabe dessen, was die Post befördert, ob Menschen oder Briefe und Güter, unterscheidet man im Allgemeinen Personen- und Briefposten, die nun wieder in verschiedene andere Arten zerfallen. Die reitenden Posten sind lediglich Briefposten und werden von einem Postillon zu Pferde oder wegen der Schwere des Felleisens auf einer kleinen ein- oder zweispännigen Kalesche besorgt. Diese sind wegen ihrer Schnelligkeit für den Kaufmann die wichtigsten, auch wegen ihrer Wohlfeilheit für die Staatscasse die gewinnreichsten. Die fahrenden Posten können entweder Brief- und Personenposten zu gleicher Zeit oder nur Personenposten sein und sind entweder ordinaire Posten, wenn sie Jahr aus Jahr ein zu bestimmten Tagen und Stunden Briefe, Packete und Reisende in einem bedeckten Wagen auf einer bestimmten Straße fortschaffen (Diligencen, sonst gelbe, blaue Kutschen, Journalièren, wenn sie täglich einen bestimmten Cours wiederholen), oder Eilwagen, Eilposten, welche nur Personenposten sind, möglichst schnell befördern und höchstens Briefe und kleinere Packete mitnehmen. Zu den fahrenden Posten werden, wenn Mangel an Platz eintritt, besondere Beiwagen für Güter und Beichaisen für Personen zugegeben. Außerdem hat man noch sogenannte Cariolposten, welche auf einer Strecke von wenigen Meilen entweder Course (regelmäßige Postenläufe) oder kleinere Städte und Ortschaften mit einer nahe liegenden Postanstalt verbinden. Zu ähnlichem Behufe dienen auch die Fuß- oder Botenposten und Ordonnanzen (s. d. Art.). Die bis jetzt genannten Posten gehen und kommen zu bestimmter Zeit und in festgesetzter Ordnung; außer ihnen gibt es noch andere Posten, welche sich nicht an die Zeit und an eine gewisse Ordnung nur in sofern binden, als man darunter die Vorschriften und Grundsätze über Zahl der Reisenden, der Pferde, Beschaffenheit des Gepäcks u. dgl. m. versteht. Hierher gehören die Extraposten, reine Personenposten, welche Reisende zu jeder ihnen beliebigen Zeit entweder in ihrem eigenen oder in einem Postwagen, aber stets mit Postpferden weiter befördern, ferner Estaffetten, d. i. reitende Postillons, welche zu jeder beliebigen Zeit auf Verlangen wichtige Briefe oder Depeschen überbringen, und Couriere, welche dasselbe thun, jedoch nur im Auftrage regierender Häupter, Feldherren, Minister und anderer hohen Personen. Jetzt fahren sie meist in leichten halbbedeckten mit zwei Pferden bespannten Wagen. Die möglichst vollständige Erreichung des Zweckes der Posten hängt von ihrer Organisation ab und von der Art, wie sie verwaltet werden. Jedes Land hat zu diesem Behufe eine eigene Postordnung oder Postgesetzgebung, die alle einzelnen Vorschriften in Bezug auf die Obliegenheiten und Pflichten der bei der Post angestellten Beamten, als auch die Verhaltungsmaßregeln und Fingerzeige für die, welche die Post benutzen, enthält. An der Spitze der Postverwaltung steht eine oberste Behörde, Oberpostamt, Oberpostdirection, oder wie sie sonst genannt wird, deren Vorsitzender den Namen Oberpostdirector, Oberpostmeister, Generalpostdirector u. s. w. führt. Ihm zur Seite stehen Räthe, Commissarien, Secretairs u. a. m. Untere Beamtete sind

Controleurs, Expedienten, Conducteurs (Schaffner oder Schirrmeister), welche während des Laufes der Packet- oder Personenposten die Aufsicht führen, ferner Packmeister, Brief- und Packetträger, welche die eingelaufenen Packete und Briefe an ihre Addressaten besorgen. Einem besondern, jedoch stets der obern leitenden Behörde unterworfenen Zweige der Verwaltung steht bei großen Postanstalten der Postverwalter, Posthalter, Poststallmeister u. s. w. vor, welcher den Poststall unter seiner Aufsicht hat. Jhm untergeben sind der Wagenmeister, d. i. derjenige, welcher die Wagen in fahrbarem Stande erhält, und die Postillons, d. i. die zum Fahren der Posten und zum Reiten bestimmten Knechte. Fast überall bildet das P. eine besondere Section in einem Ministerialdepartement (meist im Ministerium des Jnnern oder der Finanzen), welche die Oberaufsicht über das Ganze führt. Was den Postenlauf selbst betrifft, so unterscheidet man Hauptpostcourse und Neben- und Seitencourse. Die ersten verbinden große Städte und Handelsplätze mit einander, während die Nebencourse zwischen minder wichtigen Ortschaften laufen; zur Verbindung beider dienen die Seitencourse. Um eine gleichmäßige Schnelligkeit der Fahrposten herzustellen, werden auf gewissen Punkten jedes Courses (Stationen) die Pferde gewechselt und zugleich den Passagieren einige Zeit zur Erholung gewährt. Da, wo die Beschaffenheit der Ortlage Anlegung von wirklichen Stationen nicht gestattet, vertreten Relais, d. i. Orte, wo frische Pferde bereit stehen, die Stelle derselben. — Wie schon oben bemerkt, ist Schnelligkeit und Sicherheit die Hauptforderung, welche man an eine gute Post zu machen hat. Die erstere wird vorzüglich dadurch erzielt, daß die Pferde gehörige Kraft und Ausdauer besitzen und diese der Postillon gehörig zu benutzen versteht; dann besonders dadurch, daß die Wagen möglichst geringe Schwere haben, und endlich, daß die Poststationen nicht zu weit aus einander liegen und an denselben kein zu langer Aufenthalt gestattet werde, auch die Abfahrt und Ankunft bis auf die Minute pünktlich bestimmt sei. Was die Sicherheit betrifft, so beruht zuerst die persönliche der Reisenden, in soweit für diese die Post zu stehen hat, gleichfalls auf guten dauerhaften Wagen und erprobten des Fahrens kundigen Postillons, andererseits die der Briefe und Güter aber auf der Genauigkeit, Pünktlichkeit und Vorsicht der unmittelbar mit ihrer Absendung und Transportirung beauftragten Postbeamten. Über diesen Gegenstand als eigentliches Geschäftsverfahren geben die Postordnungen die nöthigen Vorschriften. Bei allem dem würde man aber doch nie sichere Garantie haben, wenn nicht die Unverletzlichkeit des Postgeheimnisses die letzte Gewähr leistete, d. i. der Grundsatz, daß Alles, was die Post unter Siegel erhält, auch unbeschädigt und ohne Verletzung des Siegels in die Hände der Addressaten gelangen muß. Jetzt wird dieß überall genau beobachtet und die Postbeamten werden darauf in Eid und Pflicht genommen. Nur da, wo geheime Polizei galt und etwa noch gilt, nahm man sich die Freiheit, die Siegel zu lösen, freilich zu großem Nachtheile des Postverkehrs. Die treffliche Einrichtung, die jetzt allerwärts das P. erhalten hat, hat dieses wohlthätige Institut zu einem der gemeinnützigsten Institute gemacht, um so mehr, als es allgemein zugänglich ist. Letzteres würde noch mehr der Fall sein, d. h. die Zugänglichkeit würde mehr noch benutzt werden, wenn die größtmöglichste, aber freilich häufig vermißte Wohlfeilheit stattfände. Es ist nicht zu verkennen, daß die mannigfaltigen und wichtigen zur Erreichung des Zwecks allerdings auch nöthigen Privilegien, welche die Post besitzt (wie z. B. das Verbietungsrecht jedes andern ähnlichen Privatunternehmens u. a. m.) es ihr möglich machen, möglichst billige Preise für Personen und Gütertransport zu stellen; allein die Regierungen haben zum großen Theil wenigstens die Posten bislang immer noch als Finanzspeculation betrachtet, was bei dem meist ergiebigen Ertrage derselben den Cassen wohl förderlich sein mag, aber den freien Verkehr stets hindert. Einigen Ersatz gewährt es dann immer noch, wenn, wie in Preußen, die Einkünfte der Post wenigstens zur Er-

haltung der Poststraßen verwendet werden. In neuerer Zeit indeß sind abgesehen von dem meist überall noch bestehenden hohen Briefporto und Personengelde dennoch einige bedeutende Erleichterungen hinsichtlich des Francaturzwanges eingetreten, da derselbe jetzt nur noch bei Sendungen nach Östreich, Frankreich, Rußland und den überseeischen Ländern stattfindet. — Übersicht der Geschichte der Post. Wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, annimmt, daß bereits das Alterthum die Posten gekannt habe, so ist dieß nur einseitig richtig. Allerdings geschah durch reitende oder Fußboten die Versendung von Briefen und Depeschen; allein, wie aus der genauen Prüfung der vorhandenen Nachrichten hervorgeht, stets nur zum Behufe des Regenten oder der Regierung und nicht regelmäßig zu bestimmten Zeiten, sondern nur gelegentlich bei wichtigen Ereignissen. Von eigentlichen und ähnlichen Anstalten, wie unsere Posten sind, kann keine Rede sein und es gehören letztere daher in ihrer Eigenthümlichkeit ausschließlich der neuern Zeit an. Selbst wenn man, wie man fast muß, annehmen möchte, daß im hohen Alterthume in Ostindien wirkliche Briefsendungsanstalten vorhanden gewesen seien (noch im vorigen Jahrhundert schickten die einheimischen Fürsten und Behörden ihre Schreiben durch bestimmte Fußboten, die sich fortwährend an der Straße in ungefähr eine Stunde von einander entfernten Hütten aufhielten), so fehlt doch auch ihnen ein Haupterforderniß, die allgemeine Zugänglichkeit. Nichts desto weniger möchte es einiges Interesse gewähren, die verschiedenen Sendungsarten bei einzelnen Völkern des Alterthums kurz zu überblicken. Ob bei den Ägyptern wirkliche Botenanstalten im Gebrauche gewesen sind, kann man mit Gewißheit nicht bestimmen, da man aus einer Stelle des Diodor, wo derselbe von einem Gesetze spricht, nach welchem der König bei Tagesanbruch stets die eingegangenen Briefe habe lesen müssen, auf nichts Näheres schließen kann; bei den Hebräern wird ebenfalls nur von Boten gesprochen, welche die Befehle der Könige trugen, und dasselbe mochte auch in dem assyrischen und babylonischen Reiche stattfinden. Bei den Persern dagegen waren unverkennbar bereits regelmäßige Versendungsanstalten und zwar durch Cyrus eingerichtet. Es gab bestimmte Ordonnanzreiter, welche auf bestimmten Stationen die Pferde wechselten und so an die Satrapen die Befehle der Könige überbrachten, doch war das Volk vom Gebrauche derselben ausgeschlossen; auch geschahen diese Sendungen nicht regelmäßig, sondern nur bei besonderen Anlässen. Es sind also auch diese gerühmten persischen Posten mit unseren nicht in Vergleich zu bringen. Dasselbe gilt von den griechischen Sendanstalten, die weit entfernt eine bestimmte Organisation zu haben ebenfalls nur in unregelmäßigem Botenlaufe bestanden. Größere Aufmerksamkeit dagegen verdient das römische P., wie es sich unter den Kaisern gestaltet hatte. Schon August richtete regelmäßige Brief- und Depeschensendungen ein, welche anfangs von jungen Leuten (statores), die von Station zu Station wechselten, bald aber von reitenden Boten besorgt wurden. Später ward dieses der Post ähnliche Institut umfassender ausgebildet und zumal unter Constantin durch bestimmte Gesetze und Ordnungen geregelt. Es gab förmliche Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden und Wagen verschiedener Gattungen für die Reisenden bereit standen, auch trug man hier Sorge für das Unterkommen und die Verpflegung derselben. In den kaiserlichen Ordnungen war die Zahl der Pferde, die man fordern konnte, genau bestimmt und über alles Einzelne bestimmte Regeln aufgestellt, deren Übertretung streng geahndet wurde. Demnach möchte es scheinen, als sei das römische Postwesen (cursus publicus) dem unsrigen ähnlich gewesen, allein bei näherer Betrachtung ergibt sich das Gegentheil, denn auch ihm fehlt etwas Wesentliches, die allgemeine Zugänglichkeit. Der cursus publicus fand nur auf den großen kaiserlichen Heerstraßen, die dem Volke verschlossen waren, statt und war nur für den Kaiser und die vornehmsten Beamteten vorhanden; jeder Andere konnte sich des cursus publicus nur dann bedienen, wenn

er sich einen kaiserlichen Erlaubnißschein zu verschaffen gewußt hatte. Es scheint aber, als seien solche Erlaubnißscheine meist nur den in öffentlichen und Hofdiensten Stehenden ertheilt worden. Mit dem Sturze des römischen Reichs hörten natürlich auch diese Sendungsanstalten auf und man findet nun Jahrhunderte hindurch nirgends eine Spur von ähnlichen Anstalten. In Deutschland und dem fränkischen Reiche bestanden unter Karl dem Großen Courierritte, die aber nur selten und auf wenigen großen Heerstraßen gingen, auch findet man nicht, daß später diese Einrichtung beibehalten und verbessert worden wäre. Erst als die Städte emporkamen, fühlte man das Bedürfniß, den so nothwendigen Briefwechsel und die Waarensendungen auf irgend eine Weise zu fördern und zu regeln. So bildete sich nach und nach im XIII. Jahrh. nach Entstehung der Hanse ein förmliches Botenwesen aus, welches zu Hamburg seinen Sitz hatte, in verschiedenen Zügen die Städte mit einander verband und bereits durch Bestimmungen über Eintreffen und Abgehen der einzelnen Botenfuhren in den bestimmten Stationen in eine gewisse Ordnung gebracht wurde. Bei Weitem geregelter aber war die Anstalt, welche im Jahre 1276 die Ordensritter zu Marienburg in Preußen errichteten. Diese ist eigentlich die erste Post in unserm Sinne; denn sie hatte einen förmlichen Postmeister, uniformirte Postillons (Briefjungen), Brieferpeditionen (Brvffstall) und besondere blos zum Postdienste bestimmte Pferde. Auch wurden die Briefe in ein Buch eingeschrieben (wie unser kartiren) und nach ihrer Reihenfolge mit Nummern bezeichnet. Es gebührt daher die sogenannte Erfindung der Posten, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, weder Ludwig XI., noch dem Fürsten von Thurn und Taxis, sondern den deutschen Ordensrittern. Es scheint aber, als habe sich das P. des Ordens nicht über die Grenzen seines Gebiets verbreitet; denn in Deutschland dauerte das oben angedeutete Botenwesen fort, welches nach und nach zwar mancherlei Verbesserungen erhielt, aber doch immer eine Privatunternehmung und deßhalb durchaus einseitig blieb. Fast jede bedeutende Stadt hatte ihren Botencurs; der wichtigste aber und am regelmäßigsten organisirte war die Botenfuhre von Hamburg nach Nürnberg, welche, so viel es thunlich war, mit den übrigen Botencursen, den Metzgerposten (reisende Fleischer) rc. in Verbindung trat. Endlich im Jahre 1516 erhielt Franz von Taxis vom Kaiser Maximilian I. den Auftrag, eine Briefsendungsanstalt von Brüssel nach Italien einzurichten, und zugleich das Lehn als Generalpostmeister in Spanien und den Niederlanden. Damit war der Anfang des späteren Reichspostwesens gegeben, aus welchem sich in der neuern Zeit das deutsche P. in seiner heutigen Gestalt entwickelte. Dieser ersten Post folgten bald andere, die nun auch nach und nach regelmäßige Einrichtungen erhielten. Noch hatten die einzelnen Reichsstände in ihren Territorien ihre besonderen Botenfuhren, legten aber allmählig auch ähnliche Anstalten an, ohne jedoch den Lauf der Taxis'schen Posten durch ihr Gebiet zu stören; vielmehr benutzten sie dieselben häufig mit. Im Jahre 1615 endlich ward Camoral von Taxis für sich und seine Nachkommen mit der Reichspost belehnt; doch protestirten alle die Stände, welche bereits besondere Posten hatten, wie Sachsen, Brandenburg, Würtemberg, Pfalz u. a., dagegen und der 30jährige Krieg war auch nicht geeignet, das Reichspostwesen zu heben; später aber blühte es durch mancherlei Ursachen begünstigt empor und breitete sich immer mehr aus, zumal da schon seit der Mitte des XVII. Jahrh. auch Personenposten eingerichtet worden waren und der Verkehr durch bessere Straßen erleichtert wurde. So blieb im Allgemeinen die Lage der Dinge bis zu Anfange dieses Jahrh., wo das P. durch die Kriegsjahre mancherlei Störungen unterworfen wurde; namentlich verfielen die Taxis'schen sichtlich, bis endlich der allgemeine Friede die lange vermißte Ordnung wiederherstellte. Das fürstliche Haus Taxis hat gegenwärtig noch, und zwar als Erbmannthronlehn, die Posten in Baiern, Würtemberg, beiden Hessen, den Herzogthümern Sachsen, Nassau,

Reuß, Hohenzollern, Lippe, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen (obern Theil) und Postrechte in den freien Städten, also ungefähr den vierten Theil von Deutschland. Die übrigen Staaten haben ihre eigenen Landesposten. Seit 1816 hat sich das P. in Deutschland außerordentlich vervollkommnet und namentlich haben die Personenposten durch Einführung der Eilposten (zuerst in Preußen 1819) unendlich gewonnen. Bestimmte, ins Einzelne gehende Postordnungen, die Pünktlichkeit der Geschäftsverwaltung, treffliche Straßen u. a. m. tragen viel zur Sicherheit und Schnelligkeit der Posten bei. — In Frankreich, wo besonders seit Ludwig XI. und später Karl VIII. viel zur Verbesserung des Postwesens gethan wurde, blieb die Verwaltung desselben bis ins XVIII. Jahrh. in den Händen von Generalpächtern, ging aber endlich in die Hände der Regierung über. Das französische P. in seinem jetzigen Zustande ist einfacher, aber wohl weniger sicher, als das deutsche; die Personenposten dagegen, welche an Privatunternehmer verpachtet werden, unbedingt besser organisirt, da die Concurrenz ein Zurückbleiben nicht zuläßt. — In England, wo das P. durch ein Generalpostamt geleitet wird, bilden ebenfalls die Fahrposten in den Händen von Privatunternehmern den Glanzpunkt; doch sind durch die Dampfwagenfahrt in den neuesten Zeiten große Veränderungen herbeigeführt worden. — Rußland kann sich bis jetzt nur eines höchst untergeordneten Postwesens rühmen, da es blos auf den Hauptstraßen regelmäßige Course gibt. Höchstens die Extraposten verdienen wegen ihrer ungemeinen Schnelligkeit, nicht aber wegen ihrer sonstigen Einrichtung, einige Anerkennung. Eben so wenig, wie das russische, kann das italienische (höchstens in der Lombardei), schwedische, spanische und portugiesische, selbst nicht das dänische P., obwohl letzteres sonst manche lobenswerthe Einrichtung hat, mit dem deutschen in Vergleich gestellt werden. Das östreichische ist im Allgemeinen dem deutschen überhaupt ähnlich, obwohl es demselben im Einzelnen wohl bedeutend nachstehen möchte. — In der Türkei hat die Idee einer regelmäßigen Post noch nicht Eingang gefunden; doch ist die Verbindung zwischen Wien und Constantinopel ein schwacher Anfang. Bislang überbringen Couriere des Sultans (Tataren) die Depeschen an die bestimmten Orte. Eben so wenig sind die Sendanstalten in China und Japan mit den europäischen Posten zu vergleichen. Sie gehören allein der Regierung und dienen nur zur gelegentlichen Beförderung ihrer Depeschen. In Nordamerika ist das P. dem englischen ähnlich und sehr gut organisirt. Hier aber, wie auch in der Folge auf dem europäischen Continente, werden unfehlbar die Eisenbahnen allmählig eine völlige Umgestaltung des Postwesens herbeiführen. Das Resultat ist der Zukunft vorbehalten. — Vergl. außer Reichard's bekanntem Werke „Der Passagier auf Reisen" (8. Aufl. 1835) Matthias, „Über Posten und Postregale ꝛc." (Berl. 1832. 2 Bde.); Poppele's „Postbuch für Deutschland und die Hauptrouten durch Europa" (4. Aufl. Frankf. 1833) und Kört's „Übersicht der Hauptstraßenverbindungen in ganz Mitteleuropa" (Berlin 1835). 1.

Potasche, lat. cinis clavellatus; franz. potasse; engl. potash, ist ein unreines kohlensaures Kali und wird aus der Asche von verbrannten Hölzern und Pflanzen durch Auslaugen, Eindicken und Brennen bereitet. In Rußland, Polen und Schweden gibt es Potaschesiedereien, welche drei Haupträume: die Aschenkammer, die Siederei und den Calcinirofen haben. In der Aschenkammer wird Holzasche mit Wasser übergossen und die klare durchgelaufene Lauge wiederholt über neue Asche gegossen; dann kommt die gesättigte Lauge in die Siederei, wo sie in Pfannen und Töpfen bis zur Trockne eingesotten wird, und endlich bringt man die trockne schwärzliche Masse in den Calcinirofen, um sie zu brennen. P. kommt in trocknen unregelmäßigen weißblauen Stücken in den Handel, zieht Feuchtigkeit aus der Luft an und wird dann feucht und schmierig, enthält auch als rohe P. noch

Thonkieselerde und Metalloxyde und wird durch nochmaliges Auflösen in Wasser und Eindicken in Apotheken als gereinigte P. verbraucht. P. ist ein nothwendiges Material zur Glasbereitung, Seifenfabrication ꝛc. 5.

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch, Fürst von), Günstling von Katharina II. von Rußland, geb. aus einem adeligen polnischen Geschlechte im Sept. 1736 auf dem Gute seines Vaters unweit Smolensk und von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt, studirte auf der Universität zu Warschau Theologie, trat jedoch nach dem Tode desselben (1760) in Kriegsdienste, wurde im Regiment Garde zu Pferde, welches in Petersburg stand, eingezeichnet, und war, als Katharina II. ihren Gemahl Peter III. entthronte (9. Juli 1762), Fähndrich. Er war einer der ersten, welcher Katharinen an diesem Tage zur Selbstherrscherin ausrief und suchte ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er ihr, als sie in männlicher Kleidung durch die Glieder seines Regiments ritt, für das an ihrem Degen fehlende Porte d'Epée das seinige anbot. Seine Gestalt und seine Aufmerksamkeit machten den gewünschten Eindruck auf die Monarchin; er war diesen ganzen Tag um ihre Person und wurde am folgenden zum Obersten und Kammerjunker ernannt. Als solcher zeigte er auch dem Hofe zu Stockholm die Revolution an. Ob es ihm aber gleich von da zurückgekehrt gelang, in den engern Gesellschaftskreis der Kaiserin zugelassen zu werden, so vermochte er doch nicht seinen Nebenbuhler, Gregor Orloff, zu verdrängen, vielmehr setzte es dieser bei der Kaiserin durch, daß P. als Kämmerer und Generalmajor zu dem gegen die Türken kämpfenden (1768—1774) Heere geschickt ward. P. hatte sich hier durch Tapferkeit, Klugheit und Umsicht ausgezeichnet, kehrte aber bald unter dem Vorwande, eine Siegesnachricht zu überbringen, als Generallieutenant nach Petersburg zurück, wo er vernahm, daß Katharina mit ihren Günstlingen gewechselt hatte. Entrüstet darüber vertauschte er den Soldatenrock mit der Mönchskutte, ließ sich aber, da die Kaiserin ihm ins Kloster eine Vertraute nachsandte, bewegen, an den Hof zurückzukehren, wo er bald als erklärter und einziger Günstling Katharina's auftrat. Ungemein wurde sein Einfluß auf die Kaiserin, die ihn mit Würden und Titeln überhäufte; er ward in kurzer Zeit Fürst, Minister, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der ganzen russischen Kriegsmacht und Generalgouverneur mehrerer Provinzen. Die Kaiserin trug öffentlich sein Portrait und ließ sich seine Launen, die zuweilen in Trotz ausarteten, gefallen. Eine geheime Galerie führte aus ihren Zimmern in den Palast des Fürsten, zu welchem sich die Kaiserin, wenn es einen wichtigen Entschluß galt, oft selbst begab. Er hatte sich nicht sowohl den größten Einfluß auf Staatsgeschäfte erworben, er wußte auch die Kaiserin in der Meinung zu erhalten, als sei er für ihre Sicherheit unentbehrlich. Denn es war dieser gar nicht unbekannt, daß sie von vielen Großen des Reichs gehaßt ward, sogar ihren eigenen Sohn, den Großfürsten und Thronerben Paul, fürchtete sie und gegen diesen und jene mußte sie in dem entschlossenen, vor nichts erschreckenden P. ein starkes Gegengewicht sehen. Seit 1778 leitete P. fast allein die auswärtigen Verhältnisse, wo er der Politik Preußens entgegenwirkte, welcher Graf Panin ergeben war. In Angelegenheiten, woran er Theil zu nehmen kein Interesse fand, oder wo Graf Panin's gediegenere Staatskenntnisse die seinigen überflügelten, ließ er zwar Manches geschehen, dagegen aber verfuhr er in anderen kühn und ohne alle Rücksicht. Mit grausamer Willkühr verfuhr er bei der gewaltsamen Unterjochung der Krim (1783). Doch richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf das Nützliche. In Taurien führte er mehrere Fruchtbäume ein, Petersburg verdankte ihm eine große Glas- und Spiegelmanufactur; er schätzte die Künste, liebte leidenschaftlich die Musik und hatte stets 80 Musiker in seinem Gefolge. In P. mochte wohl eigentlich das sogenannte griechische Project, nämlich die Türken aus Europa zu vertreiben, entstanden sein; deßhalb beredete er auch die Kaiserin zur Zusam-

menkunft mit Joseph II. zu Mohilew, wobei der Türkenkrieg verabredet wurde. Wenn P. den Wünschen der Kaiserin oft laut widersprach und geflissentlich oft das Gegentheil that, so wußte er sie wiederum schlau durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien zu täuschen. Als dieselbe 1787 Taurien bereiste, waren auf P.'s Anordnungen längs der Land- und Wasserstraßen hin und wieder Scheinstädte und Dörfer aufgeschlagen und die Einwohner der umliegenden Gegenden dahin aufgeboten, in ihren Feierkleidern zu erscheinen. Als in diesem Jahre die Pforte auf P.'s Intriguen Rußland den Krieg erklärte, hatte er als Gouverneur der südlichen Provinzen bereits alle Anstalten getroffen und übernahm dann den Oberbefehl der Hauptarmee, welche Oczakow belagerte und erstürmte (17. Dec. 1788). Zur Belohnung erhielt er das große Band des St. Georgenordens, so wie ein Geschenk von 100000 Rubeln, den Titel eines Kosakenhetman und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandostab, nachdem er bereits mit anderen russischen Orden decorirt worden war, 1776 deutscher Reichsfürst geworden war, den preußischen schwarzen Adlerorden und von Katharinen den Ehrennamen des Tauriers erhalten hatte. Nach Petersburg zurückgekehrt veranstaltete ihm zu Ehren die Kaiserin glänzende Feste, schenkte ihm den taurischen Palast und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Voll Verdruß bemerkte er aber, daß der jetzige Günstling der Kaiserin, Mamanoff, den er ihr selbst empfohlen hatte, ihm, dem Ehrgeizigen, nicht die erwartete Ehrerbietung bewies; er verlangte deßhalb von der Kaiserin dessen Entlassung, welche sie ihm aber zweimal entschieden abschlug. Voll Ärger kehrte er wieder zur Armee zurück, focht glücklich und eroberte Bender (15. Nov. 1789), ergab sich aber nun auch allen sinnlichen Lüsten und übertrug Suwaroff, indem er zu den Friedensunterhandlungen nach Jassy abging, die fernere Leitung des Kriegs. Inzwischen hatte Katharina Plato Zuboff, den P. haßte, zu ihrem Günstlinge erwählt. Darüber, so wie über die Verzögerung des Friedensabschlusses, entspann sich zwischen der Kaiserin und P. eine pikante und bittere Correspondenz, worin dieser seinen baldigen Sturz erkennen wollte, weßhalb er wieder nach Petersburg eilte. Zwar ward er hier mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen, man gab sich gegenseitig die glänzendsten Feste, gewandte Höflinge wollten aber glauben machen, P. stehe am Rande des Verderbens. Da riefen ihn aber Repnin's Siege über die Türken und die durch diese rascher gehenden Friedensunterhandlungen noch einmal nach der Moldau. Und in der That soll seine Verweisung aus Petersburg schon früher beschlossen worden sein, aber Niemand, dem die Kaiserin Auftrag gegeben, es gewagt haben, dieß dem mächtigen P. anzukündigen. Seiner Gesundheitsumstände halber wollte er sich von Jassy nach Nikolajeff begeben, wurde aber plötzlich im Wagen unwohl, stieg aus und ward auf einen Teppich unter einen Baum gelegt, wo er in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, die ihn begleitet hatte, am 15. Oct. 1791 starb. Er war zu seiner Zeit der größte Staatsmann in Rußland und hinterließ ein Vermögen von gegen 46 Mill. Thaler, obgleich er oft ungeheuere Summen im Spiele verloren hatte. Unersättlicher Ehrgeiz, Geldwucher, Rohheit, Ausschweifungen werden ihm mit Recht schuldgegeben; auch fremden Mächten war er, zur Beförderung ihrer Absichten, verkäuflich. Bereits vor seiner Erhebung zum Günstlinge hatte er ein Auge verloren, nach Einigen ward es ihm von Orloff ausgeschlagen, nach Anderen verlor er es beim Ballspiele oder durch Krankheit. Als Hofmann war er ein Proteus. 25.

Potentat, lat. potentator; franz. potentat; engl. potentate, ist der allgemeine Ausdruck für einen mächtigen Herrscher, Kaiser oder König. 9.

Potenz, lat. potentia, potestas, dignitas; franz. puissance; engl. power, nennt man ein Product aus zwei oder mehreren gleichen Factoren, s. Buchstabenrechnung. P. in der Mechanik s. v. a. einfache Maschine (s. d. Art.). 40.

Pothier (spr. Pothié) (Robert Joseph), berühmter französischer Rechtsgelehrter, ward zu Orleans den 9. Jan. 1699 geboren, studirte anfangs Theologie bei den Jesuiten, erwählte später die Jurisprudenz zu seiner Wissenschaft, wurde nachmals (1720) Rath beim Gerichtshofe zu Orleans und 1749 Professor des französischen Rechts an der Universität daselbst, wo er auch am 19. Dec. 1772 starb. Durch seine Ausgabe der Pandekten, die unter dem Titel: „Pandectae Justinianeae in novum ordinem digestae" (Paris 1748—1752. 3 Bde. und Lyon 1782; auch in einer neuen Auflage, Paris 1818—1821. Fol.; französisch mit gegenüberstehendem Texte von Bréard-Neuville, Paris 1820 ff. 25 Bde.) erschien, ist er in der juristischen Literärgeschichte um so berühmter geworden, als er durch diese Pandektenausgabe fast zuerst, wenigstens für Frankreich, der Unordnung abhalf, in welcher sich ursprünglich der Text der einzelnen Theile der justinianischen Gesetzsammlung befand. Dabei sind die einzelnen Aufsätze, welche dem Hauptwerke zu Einleitungen dienen, dem Juristen, wie dem Geschichtskundigen, Staatsmanne und Literärhistoriker von Werth. Als Praktiker, unter steter Berücksichtigung des römischen Rechts, machte sich P. besonders durch eine Reihe civilrechtlicher Abhandlungen, welche unter dem Titel: „Traités sur différentes matières de droit civil" (Orleans 1781 ff. 4 Bde. 4. u. öft.) und „Oeuvres posthumes" (Orleans 1776—1778. 4 Bde. 4. oder 8 Bde. 12.) gesammelt sind, und namentlich durch seinen „Traité des obligations" (Orleans 1761. 2 Bde. 2. verbess. Aufl. 1764. 2 Bde. 12.) berühmt. In allen seinen Schriften findet man weniger antiquarisch-philologische Gelehrsamkeit, als große Deutlichkeit, Klarheit und strenges Festhalten an den einmal aufgestellten Grundsätzen über die ersten Regeln des Rechts in Bezug auf Verhältnisse und Geschäfte überhaupt. Nicht nur diese Gründlichkeit, Tiefe und Gelehrsamkeit, sondern auch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit trugen zu der allgemeinen Achtung bei und waren Veranlassung, daß bei Abfassung des Code civil besondere Rücksicht auf seine Schriften genommen und diese manchmal wörtlich in jenem aufgenommen wurden. Seine vollständigen Werke wurden in 25 Bänden Paris 1810 ff., später (ohne die Pandekten) von Siffrein (Paris 1821—1823. 17 Bde. 8.) und von Rogeon (Paris 1830) herausgegeben. Sein Leben schilderte Dan. Jousse (Paris 1772) und Lobreden hielten auf P. Leconte de Bièvre Orleans (1772) und Franc. de Trosne (1773) und aus der neuesten Zeit ist in dieser Beziehung Dupin, „Sur la vie et les ouvrages de P." (Paris 1827. 12.) zu bemerken. 64.

Potocki (spr. Potozki) ist der Name einer edeln polnischen Familie, unter deren Mitgliedern mehrere von großer Bedeutsamkeit geworden sind. Wenzeslaus P., Obermundschenk von Krakau, nimmt unter den polnischen Dichtern des XVII. Jahrhunderts eine rühmliche Stelle ein; besonders blieb eines seiner Werke, ein Gedicht über das Leiden des Erlösers, in Polen lange Zeit sehr geschätzt. — Graf Stanislaus Felix P., geb. 1750, war in dem stürmischen Jahre 1788 der Erste, der sich für Rußland erklärte, ein Schritt, der bei seinem großen Reichthume und dem Ansehen, welches er außerdem wegen seiner ungewöhnlichen Eigenschaften genoß, nicht ohne großen Einfluß auf den Gang der polnischen Angelegenheiten bleiben mußte. Er war es ferner, der mit Rzewuski die berüchtigte Conföderation von Targowice errichtete, deren Zweck dahin ging, die Constitution vom 3. Mai 1791 zu vernichten. An der Spitze einer täglich wachsenden Partei, der sich selbst der Kronfeldherr Branicki und zuletzt der schwache König Stanislaus August selbst anschloß, brachte er endlich den Reichstag von Grodno zu Stande, auf welchem die Constitution für nichtig erklärt und die erste Theilung vorgenommen wurde. In der Überzeugung, daß nur von Rußland Heil für Polen kommen könne, schloß er sich seitdem nur inniger an dasselbe an, mußte aber deßhalb im Jahre 1794 beim Ausbruche des Aufstandes flüchtig werden und in Rußland Schutz

suchen. Unterdeß hatte man in Polen seine Güter eingezogen und ihn selbst in effigie gehängt; doch erhielt er nach Suwarow's Unterwerfung Polens Alles zurück und größern Einfluß als zuvor. Von der Kaiserin zum Oberfeldherrn ernannt starb er im Jahre 1803. — Ganz die entgegengesetzte Partei hatte sein Vetter, Graf **Ignaz P.** (geb. 1751), Großmarschall von Litthauen, ergriffen. Glühend für die Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes sprach er auf dem Reichstage von 1788 mit Malachowski, Hugo Kolontay, Soltan, Ostrowski u. A. heftig gegen alle fremde Einmischung und trug wesentlich dazu bei, daß sich die Versammlung für eine neu zu entwerfende Constitution aussprach. Er selbst wurde Mitglied der zu diesem Behufe niedergesetzten Commission. Als später russische Heere gegen Polen anrückten, war er in der Minorität derer, die gegen die Ansicht des schwachen Königs und seiner Umgebung den Krieg auf Tod und Leben fortgesetzt wissen wollten, flüchtete dann nach Dresden und eilte 1794 abermals herbei, um dem Vaterlande zu dienen. Nach der Übergabe der Stadt ward er Staatsgefangener und erhielt erst 1796 seine Freiheit zurück. Er begab sich hierauf nach Galizien, trat aber seit 1806 von Neuem im öffentlichen Leben auf und wirkte, so viel die Umstände gestatteten, zum Besten seines Vaterlandes bis an sein Ende, den 30. Aug. 1809. — Sein Bruder, Graf **Stanislaus Kostka P.** (geb. 1759), war ebenfalls ein warmer Vertheidiger der Constitution von 1791, ging aber noch vor der Entscheidung des Schicksals Polens nach Galizien und widmete sich wissenschaftlichen Beschäftigungen, die ihn bei Weitem mehr anzogen, als die Politik. Doch kehrte er nach Errichtung des Herzogthums Warschau zurück und übernahm die Leitung des Schul- und Erziehungswesens, trat auch 1812 der Generalconföderation bei und eröffnete den Reichstag durch eine treffliche Rede. Der Kaiser Alexander ehrte seine Verdienste dadurch, daß er ihn im Jahre 1815 zum Minister des Cultus ernannte. Er starb 1822. P. war ein ausgezeichneter Redner und wurde daher in Polen allgemein princeps eloquentiae genannt. Als wackerer Schriftsteller zeigte er sich in einem gelungenen Werke „Über Beredsamkeit und Styl" (Warsch. 1815. 4 Bde.) und in der (unvollendet gebliebenen) Übersetzung der Winckelmann'schen „Kunstgeschichte" (Warsch. 1816). — Graf **Johann P.**, geb. 1761, gest. 1816, gehört unter die gründlichsten Geschichtsforscher der neuern Zeit und hat sich insbesondere um die Aufklärung der slawischen Geschichte große Verdienste erworben. Seine Hauptwerke sind: „Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie" (Warschau 1789. 4 Bde.) und „Histoire primitive des peuples de la Russie" (Petersb. 1802). Seine während einer Reise im Kaukasus gesammelten Bemerkungen hat Klaproth im Jahre 1823 in Druck gegeben. Auch hat man noch von ihm: „Voyage en Turquie et en Egypte fait en 1784" (Warschau 1788). 22.

Potpourri, s. Olla potrida.

Potsdam (Br. 52° 24′ 45″. L. 30° 44′ 45″), die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks im Königreiche Preußen, zweite königliche Residenz, Sitz der Regierung und der Oberrechnungskammer, liegt 4 Meilen von Berlin auf einer von der Havel und einigen Seen gebildeten anmuthigen, 2 Meilen großen Insel, am Einflusse der Nuthe in die Havel, über welche die 600 Fuß lange eiserne teltower Brücke, ein Prachtwerk der neuern Baukunst, führt und welche die teltower Vorstadt mit der Altstadt verbindet. P. ist eine der prächtigsten und regelmäßigsten Städte, besteht aus der Altstadt und Neustadt und 5 Vorstädten, hat 1700 Häuser mit 32000 Einw., darunter 5700 Militairpersonen, 5 Kirchen, eine Synagoge, 4 herrliche Schlösser, von denen eins in der Stadt, drei außerhalb derselben sich befinden, prächtige breite Straßen, als: die breite Straße, die Waisen-, Linden-, Pflug-, Brandenburger- und Burgstraße und mehrere schöne Plätze, unter denen sich vorzüglich auszeichnen: der schöne Wilhelmsplatz, welcher

mit Pappeln, Linden und anderen Bäumen bepflanzt, in verschiedene Gänge eingetheilt und mit einer Hecke versehen ist; die Plantage am Bassin mit einer Insel, auf welcher ein holländisches Häuschen steht, in welchem Friedrich Wilhelm I. seine Tabaksgesellschaft hielt; der Paradeplatz, ein gleichfalls mit Bäumen besetzter Platz, und der alte Markt am Schlosse, welcher von schönen Bäumen besetzt ist und in dessen Mitte ein 74 Fuß hoher marmorner Obelisk mit den Brustbildern des Churfürsten Friedrich Wilhelm's, der Könige Friedrich's I., Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich's II. steht. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das königliche prächtige Schloß an der Havel, von Churfürst Friedrich Wilhelm angefangen und von Friedrich I. vollendet (das Hauptportal ist auf dem alten Markte und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelseite. Bewundernswürdig sind die Säulenreihen auf der Seite gegen die lange Havelbrücke und zwischen der Mitte des Flügels und dem königlichen Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20 und die andere aus 32 freistehenden korinthischen Säulen mit den dazwischen stehenden Gruppen und Statuen); das dem amsterdamer nachgebildete und von Friedrich II. 1754 erbaute schöne Rathhaus, auf dessen Mitte ein Thurm mit einer Kuppel, auf der ein kupferner Atlas in Riesengröße die Weltkugel trägt, steht; beides von getriebenem Kupfer und vergoldet; das große 600 Fuß lange Reiterexercierhaus; die große, eine ganze Straße einnehmende, von Friedrich dem Großen erbaute Gewehrfabrik, welche alle in Spandau geschmiedeten Flintenläufe schäftet, die Gewehre in fertigen Stand setzt und jetzt 160 Arbeiter beschäftigt; das Schauspielhaus; das neue große Armen- und Krankenhaus; das Cadettenhaus; das Gebäude der Oberrechnungskammer; das große königliche von Friedrich II. neu erbaute Militairwaisenhaus mit mehr als 600 Zöglingen und über 2600 Kindern, welche aus dem Fonds Unterstützung erhalten, und das seit 1822 erbaute Waisenhaus für die Kinder der Beamten. Von den Kirchen sind merkwürdig: die schöne Garnisonkirche, mit einem schönen Glockenspiele, von Friedrich Wilhelm I. erbaut, in welcher unter der marmornen Kanzel Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge ruhen; die französisch-reformirte Kirche, nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbaut; die lutherische Stadtkirche zu St. Nicolai und die heilige Geistkirche mit einem prachtvollen Thurme. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man: ein Gymnasium, ein Landschullehrerseminar, eine Cadettenschule, eine Unterofficierschule, eine Gärtneranstalt mit der Landesbaumschule, eine ökonomische Gesellschaft, die märkische genannt, die Louisenstiftung zur Unterstützung armer Mädchen und eine Friedensgesellschaft zur Unterstützung armer Studirender. Außer der Gewehrfabrik blühen auch noch Seiden-, Tabaks-, Tapeten-, Baumwoll-, Leder-, Bleistift-, Tuch- und Wachstuchfabriken. In der Nähe von P. liegen: der Brauhausberg, mit angenehmen Promenaden; die 2000 Schritt lange Pfaueninsel in der Havel mit einem königlichen Lusthause, dem Lieblingsaufenthalte der verstorbenen Königin Louise, englischen Partien, Gartenanlagen und einer Menagerie ausländischer Thiere; Sans-Souci, königliches Lustschloß, auch Lieblingsaufenthalt und Sterbeort Friedrich's des Großen, den er sich selbst erbaute, mit einer prächtigen Bildergallerie, einem großen, geschmackvoll eingerichteten Garten (in einem Zimmer dieses Schlosses liegen noch Friedrich's Reliquien, Degen, Orden, Krückstock, Hut ꝛc. auf einem Tische, auch Bücher und Musikalien, wie er sie verließ, Schreibzeug, Federn und die von seinen Lieblingen zernagten Stühle und Sophas); das neue Schloß, von Friedrich dem Großen angelegt, von ungemeiner Schönheit, Pracht und Geschmack und mit einem herrlichen Parke, und das von Friedrich Wilhelm II. erbaute Schloß am Heiligensee oder der Marmorpalais, worin man einen ungeheuern mit aller Art von Muschelwerk austapezierten Saal sieht, mit einen prächtigen Garten; Alexandrewna, ein im Jahre 1826 auf russische Art gebau-

tes Dorf, mit einer Mineralquelle und Badehause, größtentheils von Militairsängern bewohnt; endlich westlich von P. das reizende königliche Landhaus Paretz und Klein-Glienike, Landhaus, mit der berühmten Seidenraupenzucht des Regierungsraths von Türk. 71.

Pott (Percival), einer der berühmtesten englischen Chirurgen, ward zu London am 26. Dec. 1713 geboren. Anfänglich zur Theologie bestimmt, überwog seine Liebe zur Chirurgie; er studirte daher dieselbe am St. Bartholomäushospital zu London und erwarb sich bald als geschickter Chirurg einen solchen Ruf, daß er schon 1745 als Hülfsarzt nnd 1749 als einer der ersten Wundärzte an demselben Hospitale, an dem er gelernt hatte, angestellt wurde. Bald wurde er nunmehr Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und trat endlich, obgleich etwas spät, aber mit desto größerem Beifalle, als Lehrer der Chirurgie an seinem Hospitale auf. Von seinen Schülern und Kranken allgemein bedauert starb er am 22. Dec. 1788. — P. ist eine der ersten Zierden der englischen Chirurgie; er vertrieb die Unwissenheit und Barbarei aus den Hospitälern, beobachtete die Natur, benutzte ihre Heilbestrebungen und befleißigte sich einfacher, hülfreicher und weniger grausamer Heilmethoden; Operationen unnöthig zu machen galt ihm mehr, als sie mit geschickter Hand zu verrichten. Die Chirurgie verdankt ihm viele Verbesserungen. Wegen seiner sorgfältigen Beschreibung der Erweichung und des Knochenfraßes der Rückenwirbel, die eine besondere Art der Verkrümmung der Rückenwirbelsäule hinterlassen, nennt man dieselbe das Pott'sche Übel. Seine sämmtlichen Schriften hat M. Earle gesammelt und zu London 1790 in 3 Bänden unter dem Titel: „Chirurgical Works of Perc. Pott" herausgegeben. 39.

Potter (Paul), einer der berühmtesten niederländischen Thier- und Landschaftsmaler, wurde 1625 zu Enkhuisen geboren. Sein außerordentliches Talent entwickelte sich so schnell, daß er der Leitung seines Vaters Peter P., eines mittelmäßigen Malers, schon in seinem 10. Jahre nicht mehr bedurfte und wenige Jahre später zählte man ihn bereits unter die besten Künstler seines Vaterlandes. Im Haag, wo er sich niedergelassen hatte, wurde er mit Aufträgen überhäuft, fand aber auch so viele Feinde, daß er nach Amsterdam ging. Leider bereitete ihm zu große Anstrengung einen frühen Tod. Er starb schon den 15. Januar 1654. Unter seinen Werken haben „die pissende Kuh" (welche der Kaiser Alexander 1814 aus der Gallerie zu Malmaison für 6000 Thaler an sich brachte), der sogenannte „junge Stier" (ein Hirte mit einem Stiere in natürlicher Größe, in der haager Gallerie) und „die Bärenjagd" (im amsterdamer Museum) die größte Berühmtheit erhalten und wohl mit Recht; denn sie übertreffen vielleicht Alles, was in der Thiermalerei nur Vorzügliches geleistet worden ist. Überhaupt blieb bei P. das Landschaftliche stets untergeordnet und erscheint daher nicht immer genügend; dagegen sind seine Thiere, besonders Kühe, Schafe, auch Pferde und Ziegen mit einer Vollendung dargestellt, die selbst Berghem und van der Velde nur selten erreichten; denn er strebte nicht wie diese nur nach der größtmöglichsten Naturtreue, sondern suchte, wenn man sich so ausdrücken darf, den Geist der Thiere wiederzugeben. Dabei lassen auch Zeichnung, Colorit und Ausführung nichts zu wünschen übrig. Es stehen daher noch jetzt die Werke P.'s in hohem Preise und erst im Jahre 1833 wurde bei einer Auction in London ein junger Stier für 787 Pfd. verkauft. Seine Handzeichnungen und radirten Blätter (die nicht mit den Copien von Claussin zu verwechseln sind) werden ebenfalls sehr geschätzt. 36.

Potter (Louis de), einer der thätigsten Beförderer der belgischen Revolution, geb. 1786 zu Brügge, hatte eine äußerst sorgfältige Erziehung erhalten und fand in einem nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters ihm zugefallenen ansehnlichen Vermögen die Mittel, durch Reisen seine Bildung zu vollenden und zu vervielseitigen. Nach langem Aufenthalte in Italien kehrte er im Jahre 1817 nach Brüs-

sel zurück, voll von antikatholischen und freisinnigen Ansichten und reichlich versehen mit Stoff zu Schriften, die seitdem von ihm im Drucke erschienen und weniger durch wahren Gehalt, als durch rücksichtslose Aufstellung verpönter religiöser und politischer Grundsätze theils Aufsehen, theils Erbitterung erregten. Besonders war dieß der Fall mit seinem „L'esprit de l'église"; „Considérations sur l'histoire des conciles"; „Lettres de Saint Pie V. sur les affaires religieuses de son temps en France, suivi d'un catéchisme catholique romain etc." und vor Allem „Vie de Scipion de Ricci" (Brux. 1825. 3 Voll.). Gegen die Regierung war er anfangs nicht in Opposition getreten und man glaubt, daß er dieß später nur deßhalb gethan habe, weil ihm eine Anstellung, die er gewünscht hatte, versagt worden sei. Ein Aufsatz im „Courrier des Pays-Bas" von 1828 gegen das Ausnahmegesetz von 1815, nach welchem den Ministern fast unumschränkte Gewalt hinsichtlich der Preßvergehungen zustand, und bald darauf ein zweiter, welcher sich bitter gegen die Verbannung zweier Franzosen, Herausgeber einer Zeitschrift, aussprach, zeigte zuerst seine entschiedene Hinneigung zur revolutionairen Partei. Aber er opferte seinem Ehrgeize und seiner Erbitterung gegen die Regierung seine Consequenz; denn er scheute sich fortan nicht, mit der katholischen Partei in Verbindung zu treten und vom Gefängnisse aus, das ihm der letzte der genannten Aufsätze gebracht hatte, in ihrem Sinne zu wirken und heimlich gegen die Regierung aufzureizen. Die Entdeckung eines Briefwechsels mit Tielemans (Secretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten), in welchem die Vereinigung der republikanischen Partei, der er selbst angehörte, mit der katholischen als das beste Mittel wirksamen Widerstandes gegen die Staatsgewalten bezeichnet war, zog ihm eine Anklage auf Hochverrath zu, die trotz Gendebien's und van de Weyer's Vertheidigung seine achtjährige Verbannung herbeiführte (April 1830). P. begab sich in die Schweitz, behielt aber die Vorgänge in Belgien unverwandt im Auge und war eben in Paris, als der Aufstand ausbrach. Er eilte alsbald nach Lille, wartete hier den Rückzug der Holländer ab und erschien unter dem Jubel des Volks am 27. Sept. in Brüssel. Sogleich wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und nahm in dieser Eigenschaft Theil an der Ausarbeitung des neuen Grundgesetzes; doch sah er bald ein, daß er seinen Zweck, die Errichtung einer Republik, nicht erreichen würde und legte deßhalb der katholischen Partei bitter grollend sein Amt nieder (13. Nov.); denn mit der beschlossenen Auflösung der provisorischen Regierung und der Constituirung eines Nationalcongresses war seine letzte Hoffnung verschwunden. Er ging nach Paris, war jedoch, als die Wahl eines Regenten vor sich gehen sollte, in Brüssel anwesend, vielleicht nicht ohne gewisse Erwartungen, die aber bekanntlich nicht erfüllt wurden. Seitdem ließ er wenig von sich hören und lebte in Paris. 1834 kehrte er nach Belgien zurück und nahm seinen Aufenthalt zu Gent. 22.

Potteries (Töpfereien) heißt ein ungefähr 2½ □M. großer District in der englischen Grafschaft Stafford nördlich von Newcastle, welcher wegen seiner reichen Thon- und Steinkohlenlager fast mit lauter Töpferwerkstätten bebaut ist, welche in gedrängter Unordnung zwischen den früheren Städten und Dörfern zerstreut der ganzen Gegend das Ansehn einer einzigen unregelmäßigen Stadt geben. Die Einwohner, gegen 70000, bilden eine fast unabhängige Republik, haben Kirchen fast aller christlichen Glaubensbekenntnisse, eine eigene gelehrte Gesellschaft und eine eigene Zeitung. Der Hauptort ist Burslem mit 10000 Einw. und nahe dabei die berühmte Wedgwoodfabrik Etruria. 37.

Pottfisch, s. Wallfisch.

Poudrette ist als ein gutes Düngungsmittel seit einiger Zeit in den Handel gekommen und ist getrockneter und gepulverter Menschenkoth. Sowohl in Pa-

ris, als auch zu Blasewitz bei Dresden sind Poudrettefabriken angelegt und es soll das fast geruchlose Pulver fünfmal so gut wie Rindviehmist düngen. 5.

Pougens (spr. Puschang) (Marie Charles Joseph de), ein bekannter französischer Gelehrter und Dichter der neueren Zeit, am 15. Aug. 1755 zu Paris geboren, erhielt als Kind der Liebe eines vor dem Ausbruche der Revolution gestorbenen Prinzen eine sehr sorgfältige Erziehung und war schon frühe der meisten Sprachen Europas mächtig. Sein erster poetischer Versuch: „Das Morgenroth", eine Nachahmung Geßner's, war sogar in deutscher Sprache geschrieben. Auch in der Musik und in der Zeichnenkunst erhielt er von guten Lehrern Unterricht, bis er in seinem 20. Jahre von seinen Gönnern, die ihn zum diplomatischen Fache bestimmt hatten, zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom zu dem Cardinal Bernis geschickt (1776) wurde, wo er sich neben der Besorgung wichtiger Aufträge mit rastlosem Eifer den schönen Wissenschaften und der Kunst widmete. Hier begann er auch seinen „Trésor des origines et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française", von welchem zwar ein „Specimen" (Par. 1819. 4.) erschien, der aber bis jetzt noch nicht beendigt ist. Mitten unter seinen vorbereitenden Arbeiten und Forschungen überraschten ihn die Blattern und beraubten ihn nach einer langwierigen Krankheit des Augenlichtes, welches die Ärzte zu Rom und zu Lyon, wohin er der Heilung wegen gegangen war, nicht wieder herzustellen vermochten. Sein unglückliches Loos still duldend begab er sich nach Paris, wo er jetzt mit erneutem Eifer den Studien lebte und sogar zur Vollendung seines großen Werkes einige Reisen nach England unternahm. Auf der letzten beschäftigte ihn zugleich die ihm vom Ministerium aufgetragene Einleitung des Handelsvertrags, welcher 1786 zu Stande kam. Während der Revolution verlor er nicht nur seine jährliche Rente von 10000 Livres, welche ihm der König angewiesen hatte, sondern auch die Aussicht auf eine andere noch bedeutendere, welche er als Malteserritter hätte hoffen können, und kam dadurch in so dürftige Umstände, daß er sich seinen Unterhalt durch Übersetzen deutscher und englischer Reisebeschreibungen (von G. Forster und J. White) erwerben mußte. Als ihm auch diese Erwerbsquelle versiegte, begann er mit 1½ Franken an baarem Vermögen einen Bücherhandel und brachte es durch seinen Eifer und Fleiß dahin, daß er in wenigen Jahren eine der bedeutendsten Commissionshandlungen in Paris und eine ansehnliche Druckerei besaß. Aber bei aller Vorsicht verlor er durch einige Banqueroute in fünf Tagen 120000 Franken und würde ohne die großmüthige Unterstützung einer Freundin und des ersten Consuls seine Zahlungen haben einstellen müssen. In wenigen Jahren hatte sich P. schon wieder so weit erholt, daß er Napoleon, welcher unterdessen Kaiser geworden war, die Hälfte der dargeliehenen Summe (40000 Franken) zurückzahlen konnte, worauf ihm dieser Quittung über die ganze Schuld zuschickte. Nachdem er sich von seinem Verluste erholt hatte, ging er 1805 nach Holland, um sich mit einer vornehmen Engländerin, Miß Sayer, einer Nichte des Admirals Boscowen, zu verbinden, worauf er sich von allen Geschäften zurückzog und auf einem Landgute in dem Thale Vauxbuin bei Soissons seinen Freunden und seinen Lieblingsstudien lebte. Sein literarischer Ruhm hatte sich schon frühe verbreitet und schon während seines Aufenthalts in Italien ward er Mitglied mehrerer gelehrten Institute dieses Landes; die Akademie zu Lyon nahm ihn 1780, die Akademie der Inschriften 1799 auf. Auch die Akademien zu Petersburg, München, Göttingen, Haarlem, Leyden, Padua, Turin, Madrid, Lissabon u. a. m. suchten seine Verdienste durch seine Aufnahme in ihre Mitte zu ehren. Die Kaiserin von Rußland ernannte ihn 1806 zu ihrem literarischen Correspondenten, in welcher Würde er auch von dem Großfürsten Constantin bestätigt ward. Ohne Unterstützung oder Hofgunst zu suchen lebte er von nun an von der Welt abgeschieden, ohne sie zu hassen, und spendete, so wenig ihn auch das Glück begünstigt hatte, doch so viele Wohlthaten, daß ihn die armen Be-

wohner seiner Gegend nur den guten Mann nannten. Er starb am 19. Dec. 1833. Sein großes Werk über die französische Sprache, an dessen Vollendung nur noch Weniges fehlt, umfaßt 10 Foliobände, von welchen aber bis jetzt noch nichts durch den Druck veröffentlicht wurde. Von seinen übrigen Schriften müssen mit großem Lobe erwähnt werden: „**Recréations de philosophie et de morale**" (Yverd. 1784. 12.); „**Vocabulaire de nouveaux privatifs français, imités des langues latine, italienne, espagnole, portugaise, allemande et anglaise**" (Par. 1794. 8.); „**Essai sur les antiquités du Nord et les anciennes langues septentrionales**" (Par. 1799. 8.); „**Archéologie française, ou vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude, propres à être restitués au langage moderne**" (Paris 123. 2 Voll. 8.); „**Lettres sur divers sujets de morale**" (Paris 1824. 8.); die wunderlieblichen „**Contes du cieil Ermite de la vallée de Vauxbuin**" (1798. N. E. Par. 1821. 3 Voll. 12. Deutsch von L. Norden, Merseb. 1825. 8.); „**Les quatre ages**" (N. E. Par. 1820. 18. Deutsch von L***, Schlesw. 1820. 8.); „**Lettres d'un Chartreux**" (Par. 1820. 12.); „**Abel ou les trois frères**" (Paris 1820. 12. Deutsch von F. Gleich, Merseb. 1824. 8.); „**Lettres de Sosthène à Sophie**" (Par. 1821. 18.); „**Jocko, épisode détaché des lettres inédites sur l'instinct des animaux**" (Par. 1824. 12.) und „**La Religieuse de Nimes**" (N. E. Par. 1824.). Sämmtliche Schriften des geistreichen und gemüthvollen P. verdienen in Deutschland bekannter zu werden, als sie wirklich sind. 67.

Pouqueville (spr. Puhkwihl) (Charles Hugues Laurent), wurde im Jahre 1770 zu Merleraut geboren und erhielt seine erste Erziehung im Collegium zu Caen. Von hier ging er im Jahre 1792 nach Paris, um daselbst Medicin zu studiren, begleitete darauf im Jahre 1798 das französische Heer nach Ägypten und wurde an der Küste von Calabrien, als er sich durch fortdauernde Kränklichkeit zur Rückkehr nach Frankreich genöthigt sah, auf der Reise dahin von Corsaren gefangen genommen und als Sklave anfangs nach Morea uud von hier nach Constantinopel verkauft, wo er sich durch seine Kenntnisse als Arzt große Erleichterung seines Zustandes zu verschaffen wußte und endlich selbst in Freiheit gesetzt wurde. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er im Jahre 1805 von Napoleon zum französischen Generalconsul bei Ali Pascha von Janina ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1815 blieb, und dann bis zum Jahre 1817 als Consul von Patras angestellt wurde, worauf er im Jahre 1820 nach Paris zurückkehrte. Als Schriftsteller machte er sich besonders durch folgende Werke bekannt: „**Voyage en Morée, à Constantinopel et en Albanie, dédié à Napoleon, empereur des Français**" (Par. 1805. 3 Voll.); „**Voyage dans la Grèce**" (Par. 1820. 5 Voll.); „**Histoire de la régéneration de la Grèce**" (Paris 1824. 4 Voll.). 81.

Poussin (spr. Pussáng) (Nicolas), der berühmteste französische Historienmaler, geb. 1594 zu Andelys in der Normandie, entwickelte frühzeitig außerordentliche Anlagen für die Kunst, fand aber für seine gleich anfangs sich entfaltende besondere Richtung keinen Lehrer, der seinen Ansprüchen genügt hätte und ihm die Bahn hätte vorzeichnen können, auf welcher er später durch eigene Kraft so hohen Ruhm erwarb. Bereits mochte er in seinem Vaterlande als ein tüchtiger Künstler gelten, als er sich im Jahre 1624 entschloß in Italien das zu suchen, was er bis jetzt schmerzlich vermißt hatte. Unablässig nach dem ihm vorschwebenden Ideale strebend studirte er zu Rom mit eisernem Fleiße die Antike sowohl, wie die Meisterwerke der letzten schönen Kunstperiode, vor Allem aber Raphael's, und außerdem Geschichte und Poesie, von denen er mit Recht glaubte, daß sie einem wahren Künstler nicht mangeln dürften. Bald zeigte sich der Erfolg in seinen Schöpfungen, besonders in seinem ersten großen Werke: „die sieben Sacramente", welche er für seinen Gönner, den Ritter Cassiano del Pozzo, gefertigt hatte. Sein Ruhm verbreitete sich

schnell und der Cardinal Richelieu glaubte es der Ehre Frankreichs schuldig zu sein, den Künstler seinem Vaterlande zurückzugeben. P. folgte dem Rufe und trat im Jahre 1640 sein Amt als erster Maler des Königs mit einem Gehalte von 3000 Livres an, worauf er die ihm übertragene Ausschmückung des Louvre begann. Allein er fand bald einen hartnäckigen Widersacher in Vouet und der allgemeine Geschmack war verdorben genug, als daß seine Vorzüge anerkannt worden wären. Der Plakkereien müde, begab er sich daher bereits im Jahre 1642 nach Rom zurück und blieb hier bis zu seinem Tode den 19. Nov. 1665. Unter seinen Werken, von denen sich die meisten in Italien befinden, sind vorzüglich berühmt geworden: eine „Sündfluth", eine „Anbetung der Magier", „Mars und Rhea", „Coriolan", „die Marter des heiligen Erasmus", „der Tod des Gemanicus", „Apollo und Daphne", „ein Engel und der Apostel Matthäus", „ein Kindermord zu Bethlehem", „die Marter des heiligen Laurentius", „Rebecca", „Moses als Knabe", „Johannes der Täufer", „Jupiter und Antiope", „Venus und Mercur", mehrere allegorische Gemälde u. a. m. Auch seine Landschaften, deren er nicht wenige geliefert und einige selbst geätzt hat, stehen in hohem Ansehen und sind wie die meisten der historischen Gemälde von tüchtigen Künstlern, wie Audran, Claudine Stella, Pesne u. A. in Kupfer gestochen worden. Was nun den eigentlichen Standpunkt P.'s als Künstler betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß ihn von gleichzeitigen und späteren französischen Malern nur sehr wenige, vielleicht keiner erreicht hat. Aber es ist auch nicht nicht zu verkennen, daß die Franzosen ein wenig zu parteiisch in ihrem Lobe sind und gewiß Unrecht haben, wenn sie ihren Landsmann, wie es geschehen ist, dem Raphael zur Seite stellen. Äußerste Correctheit in der Zeichnung, treffliches Colorit, zumal in der ersten Periode, und ein edler, erhabener Charakter in Erfindung und Styl könnten ihm diesen Ehrenplatz erwerben, aber jenes Himmlische, Ideale, jener Ausdruck, den Raphael seinen Schöpfungen zu geben wußte, hat P. nie erreicht. Dessenungeachtet aber steht er da als vollendeter Künstler und es kann ihm wohl der nächste Platz nach den größten italienischen Kunstheroen eingeräumt werden. — Unter den wenigen Schülern P.'s ist sein Schwager, Guaspre Dughet, gewöhnlich Guaspre Poussin (geb. 1613, gest. 1675), als Landschaftsmaler berühmt geworden. Seine Werke, von denen die, in welchen er sich dem Geschmacke Claude Lorrain's nähert, am Meisten geschätzt werden, zeichnen sich vorzüglich durch schönen (obwohl bisweilen etwas zu grünen) Baumschlag und schöne Himmel aus. Sein Colorit ist frisch und lebhaft. 36.

Poussiren ist s. v. a. Bossiren (s. d. Art.)

Pozzo di Borgo (Carlo Andrea Graf von), russischer Staatsmann der neuesten Zeit, aus einer adeligen Familie, die schon im XII. Jahrhunderte das Bergschloß Montichi und später das ehemals bestandene Dorf Pozzo di Borgo bewohnte, abstammend, ist der Sohn armer Eltern und in Alala, einer kleinen Stadt auf Corsika, den 8. März 1768 geboren. Nach Beendigung der damals gewöhnlichen Studien, wobei P. Ausdauer, Lust und Talent entwickelte, wurde er Advocat und Generalprocurator auf Corsika und wegen seines Eifers für die französische Revolution 1791 zum Deputirten von Ajaccio für die gesetzgebende Nationalversammlung gewählt, in welcher Eigenschaft er am 16. Juli 1792 im Namen des diplomatischen Ausschusses gegen die nordische Ligue zwischen Östreich und Preußen sich erklärte. Nach dem 10. Aug. 1792 ging er nach Corsika zurück, wo er an den General Paoli sich anschloß, wurde im Juni 1794 unter dem Vicekönige Elliot Präsident des Staatsrathes, später Staatssecretair, zog sich aber, weil die französisch gesinnten Städte ihn haßten, von diesen Stellen ganz zurück und ging nach London, wo er mit einigen französischen Emigrirten in nähere Verbindung trat. Im Jahre 1798 hielt sich P., als Suwaroff gegen Frankreich marschirte, in Wien auf und durchreiste sodann Deutschland und Italien, um, obschon vergeb-

lich, Interesse für die Coalition zu erregen. Gegen das Jahr 1802 trat P. als Staatsrath in russische Dienste, wurde als solcher zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, suchte nach der Schlacht bei Jena Östreich für die neue Coalition zu stimmen, nahm aber nach dem Frieden von Tilsit seine Entlassung und erhielt die Erlaubniß ins Ausland zu gehen. In den Jahren 1808 und 1809 lebte er in Wien, wo er bei dem Kriege Östreichs gegen Frankreich so einflußreich sich zeigte, daß Napoleon nach dem Frieden seine Auslieferung verlangte, die jedoch Franz verweigerte, reiste 1809 nach Constantinopel, von hier nach Syrien und von Smyrna über Malta im Oct. 1810 nach England, wo er besonders in Wellington einen ihm gleichgesinnten Feind Napoleon's fand. Als Letzterer 1812 nach Rußland zog, beförderte P., von Alexander dazu beauftragt, mit ungemeiner Energie die Allianz Rußlands mit England und auf dem Wege zum russischen Kaiser über Stockholm den Beitritt des schwedischen Kronprinzen zum Bunde gegen Frankreich. Im russischen Hauptquartiere soll vorzüglich P. den Kaiser Alexander, welcher in Kalisch zum Frieden geneigt war, bestimmt haben, den Aufstand der Nationen und Frankreich selbst gegen Napoleon zu dessen Sturze und zu Rußlands Größe zu gebrauchen. Nach der Schlacht von Bautzen ging P. nach Stralsund, wo immittelst der Kronprinz von Schweden gelandet war, besiegte dessen Unentschlossenheit und führte ihn mit Moreau zu dem Kriegscongresse in Trachenberg, wo von diesen Dreien der gegen Frankreich selbst gerichtete Angriffsplan entworfen wurde. Nach dem Waffenstillstande und Östreichs Beitritte zur Allianz wurde P. zum Generalmajor ernannt und als Commissair der Armee des Kronprinzen von Schweden beigegeben, nach der Schlacht bei Leipzig aber nach Frankfurt am Main berufen, von wo er nach London ging und hier Lord Castlereagh veranlaßte, ins Hauptquartier nach Baden zu gehen, um an der Berathung der Monarchen Theil zu nehmen. P. blieb von jetzt an um die Person Alexander's, erklärte sich in Chatillon gegen den Abschluß eines Waffenstillstandes und rieth in Masse auf Paris loszugehen, da er bereits von Talleyrand und der Partei der Mißvergnügten überhaupt directe, einen günstigen Erfolg verheißende Eröffnungen erhalten hatte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war er russischer Commissair bei der provisorischen Regierung, veranlaßte die berühmte Proclamation, nach der die Alliirten erklärten, daß sie weder mit dem Kaiser noch mit seiner Familie unterhandeln würden, und holte endlich Ludwig XVIII. von London ab, dem er die Nothwendigkeit, Frankreich eine Constitution zu geben, nicht verhehlte. Jetzt wurde P. russischer Botschafter in Paris, später zum wiener Congresse berufen, wo er dem gestürzten Kaiser einen von Europa entfernteren Kerker angewiesen wissen wollte, nach Napoleon's Landung von Elba das belebende und erneuernde Princip der Coalition und Commissair bei der englisch-preußischen Armee, wo er nach der Schlacht bei Waterloo, in der er verwundet wurde, den Marsch des russischen Heeres beschleunigte. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons suchte Talleyrand P. zu bewegen, in französische Dienste zu treten und hier das Ministerium des Innern und die Pairswürde anzunehmen; allein Alexander lehnte den Vorschlag ab und P. blieb als russischer Gesandter in Paris, mit der Vollmacht, die französische Regierung in ihren wahren Interessen zu unterstützen, was er auch in mehrfacher Beziehung gethan hat. Nachdem er im Jahre 1817 Generallieutenant und späterhin in den Grafenstand erhoben worden war, nahm er im Interesse Rußlands an allen wichtigen europäischen Verhandlungen der Diplomatie Theil, war 1822 auf dem Congresse zu Verona, entschied 1823 die Frage über die bewaffnete Intervention Frankreichs in Spanien und ging im October 1823 selbst nach Madrid, um dem Könige die Grundsätze, welche den Congreß zu Verona bei Beurtheilung der spanischen Revolution geleitet hatten, aus einander zu setzen. Nach des Kaisers Nikolaus Thronbesteigung wurde er nicht nur in seinem Gesandtschaftsposten be-

stätigt, sondern erhielt auch noch mehrere Beweise von Anerkennung seiner Verdienste von Seiten seines Monarchen. P. billigte die Berufung Polignac's zum Conseilspräsidenten eben so wenig als die Juliordonnanzen und war nach der Julirevolution der Meinung, daß die Linie Orleans, wenn sie sich auf dem Throne von Frankreich befestigen könne, ohne das Staatensystem Europas zu gefährden, unterstützt werden müsse. Gegen das Ende des Jahres 1830 wurde er als Botschafter am Hofe Ludwig Philipp's accreditirt, bei der großen Aufregung der Franzosen gegen Rußland nach dem Falle Warschaus im März 1832 nach Petersburg berufen, ging bei seiner Rückkehr nach Paris über London, suchte hier Kenntniß von den Ansichten des Cabinets von St. James über die belgisch-holländischen Angelegenheiten und die orientalische Frage zu erlangen und Englands Verbindung mit Frankreich zu verhindern und bewies vom Februar 1833 an, wo er auf seinen Gesandtschaftsposten zurückgekehrt war, bei den wegen der polnischen und belgischen Sache, dann wegen der türkisch-ägyptischen Angelegenheit, wegen der portugiesischen Thronfrage entstandenen nicht wenig verwickelten Unterhandlungen, so wie bei der Aufgeregtheit der polnischen Flüchtlinge eine bewundernswürdige Ruhe, Umsicht und Festigkeit. Unstreitig waren diese Vorzüge eines klugen, seltenen Diplomaten die Veranlassung, daß P., als in London das Ministerium Peel-Wellington an die Spitze trat, 1835 zum russischen Botschafter in London ernannt wurde, welcher Posten ihm noch gegenwärtig anvertraut ist. Er hat gegenwärtig (im Juni 1836) die Erlaubniß von seiner Regierung erhalten, mehrere Monate im Auslande zuzubringen, um in Bädern und südlichen Ländern seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. P. besitzt in Corsika große Ländereien, wo er unter andern auf seinem Gute Pruno 1829 unter der Leitung des Griechen Paläologus eine Mustermeierei anlegen ließ; dabei hat er die neue Ausgabe der seltenen „Storia di Corsica (Pisa 1828—1832. 3 Voll.), von G. C. Gregory besorgt und mit historischen Einleitungen über die Revolutionen in Corsika bis zum Jahre 1769 begleitet, unterstützt und befördert, auch im Anerkenntnisse der Größe Napoleon's, trotz seines eisernen Hasses gegen den Lebenden, zum Denkmale des Dahingeschiedenen auf der vaterländischen Insel eine namhafte Summe beigetragen. Man sehe über P. die Condorcet untergeschobenen „Mémoires sur la révolution française“ (Par. 1824. 2 Voll.); „Revue de deux mondes“ (1835); Dietzmann's „Staatsmänner“ (1835. Hft. 3.). 64.

Pozzuolanerde, s. Lava.

Pradon (Jean Nicolas), ein mittelmäßiger französischer Tragödiendichter, 1632 zu Rouen geboren, kam frühe nach Paris und versuchte sich, ohne sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben zu haben, im Drama. Sein Trauerspiel „Pirame et Thisbé“ (1674) hatte einen glänzenden Erfolg, nicht aber durch seinen inneren Werth, sondern weil die Feinde Racine's es auf jede mögliche Art zu heben suchten und in P. einen tüchtigen Nebenbuhler des großen Dichters zu gewahren glaubten. Weniger Beifall erhielt das ebenfalls sehr mittelmäßige Stück „Tamerlan ou la mort de Bajazet“ (1675), was der eitle Dichter dem Neide zuschrieb. Grenzenlos wurde sein anmaßender Stolz, als seine erbärmliche Tragödie: „Phèdre et Hippolyte“ (1677) über das eben so benannte Meisterwerk Racine's den Sieg davontrug. Man weiß, daß der Letztere aus Ärger über die schändlichen Cabalen seiner Neider zwölf Jahre lang jede Arbeit für die Bühne aufgab. P. fuhr fort, mit neuen Trauerspielen seine Fruchtbarkeit zu bezeugen; „La Troade“ (1679) und „Statire“ (1680) gefielen freilich nicht, aber „Regulus“ (1688) erlebte 27 Vorstellungen nach einander und man kann ihm einige gelungene Stellen nicht absprechen. „Scipion l'Africain“ (1697) hat nicht den geringsten Werth, und „Antigone“, „Electre“, „Germanicus“ und „Tarquin“ wurden so schlecht aufgenommen, daß man sie ungedruckt lassen zu müssen glaubte.

Durchlesen wir jetzt eines der Stücke P.'s, so wird es uns wirklich unbegreiflich, wie man an so geistloser, platter Reimerei Geschmack finden konnte, besonders da Boileau gleichzeitig den Dichter mit der bittersten Satyre geißelte. Wie sehr aber das französische Publicum an einem einmal beliebten Vorurtheile festhängt, beweist die Geduld, mit der man noch manchmal jetzt „Tamerlan" und „Regulus" über die Bühne gehen sieht. P. starb 1698 zu Paris. „Oeuvres" (Par. 1744. 2 Voll. 12.). 67.

Pradt (Dominique Dufour de), ein fruchtbarer, aber nicht sehr gründlicher politischer Schriftsteller Frankreichs, am 23. April 1759 zu Allanches in Auvergne geboren, widmete sich der Theologie und war bei dem Ausbruche der Revolution Generalvicar des Cardinals La Rochefaucauld, Erzbischofs von Rouen. Durch den Einfluß seines Gönners und durch die Meinung seiner Umgebung von seinen Kenntnissen und seinem Geiste unterstützt ward er 1789 zum Deputirten der Geistlichkeit der Normandie gewählt, machte sich aber in der Versammlung der Generalstaaten nur durch sein starres Festhalten an alten Formen und seine ultraroyalistische Gesinnung bemerkbar und begab sich, als er durch Unterzeichnung aller Protestationen der rechten Seite seine persönliche Sicherheit gefährdet glaubte, ins Ausland. Von Münster, wo er die Fürstin Galiczin kennen lernte, ging er nach Hamburg und machte hier seine heftigen Flugschriften: „L'Antidote au congrès de Rastadt" (1798) und „La Prusse et sa neutralité" (1800), worin er die Deutschen zum Kriege gegen die französische Republik aufzureizen suchte, bekannt, ohne sein Bestreben durch einen erklecklichen Erfolg gekrönt zu sehen. Sein Werk: „Les trois ages des colonies ou de leur état passé, présent et à venir" (Par. 1801. 3 Voll. 8.), worin er in Bezug auf die Emancipation der Colonien manche Wahrheit aussprach, die sich später bewährt hat, erregte damals sehr wenig Aufsehn. Nach dem 18. Brumaire erhielt er durch die Verwendung seines Verwandten, des Marschalls Duroc, die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren und wurde dem ersten Consul vorgestellt, welcher so großes Wohlgefallen an seiner geistreichen Unterhaltung und an seinem geschmeidigen Benehmen fand, daß er ihn zu seinem ersten Almosenier ernannte und fortwährend mit Gunstbezeugungen überhäufte. Nachdem er der Krönung Napoleon's (1804) beigewohnt hatte, erhielt er den Baronstitel und wurde zum Bischofe von Poitiers ernannt, in welcher Eigenschaft er den Kaiser zu seiner Krönung zum Könige von Italien nach Mailand begleitete. Bald darauf (1808) ging er mit dem Kaiser nach Bayonne und nahm an den Unterhandlungen mit den spanischen Ministern so thätigen Antheil, daß er zur Belohnung seiner Ergebenheit das Erzbisthum Mecheln, das Kreuz der Ehrenlegion und ein Geschenk von 30000 Fr. erhielt. Seine Bemühungen als Gesandter bei dem Papste, um das Concilium von 1811 zu Stande zu bringen, waren von minder glücklichem Erfolge gekrönt und er begab sich nun in seine Diöcese, wo ihn aber die Geistlichkeit nicht anerkennen wollte, weil er kein päpstliches Einsetzungsbreve vorzeigen konnte. Während des russischen Feldzuges war P. französischer Gesandter in dem Herzogthume Warschau, erwarb sich aber so wenig den Beifall sowohl der Polen, als auch des Kaisers, daß er nach seiner Zurückkunft nach Paris in seine Diöcese verwiesen ward, von wo er erst in dem ereignißvollen Jahre 1814 nach der Hauptstadt zurückkehrte, um seine „Histoire de l'ambassade de Pologne" (Par. 1815. 8. Deutsch von J. A. Pilat, Wien 1816. 8.), worin er seinen früheren Gönner mit Spott und Hohn überhäufte, herauszugeben. Auch trug er, wenn man seinem „Récit historique sur la restauration de la royauté en France" (Par. 1814. 8.) Glauben schenken will, zur Restauration der Bourbons nicht wenig bei und soll zum Danke für diese Bemühungen in seiner Würde als Kanzler der Ehrenlegion, zu welcher ihn die provisorische Regierung erhoben hatte, bestätigt worden sein. Bald darauf fiel er jedoch aus nicht bekannt gewor-

denen Ursachen in Ungnade und zog sich auf seine Besitzungen in Auvergne zurück, wo er sich auch während der hundert Tage ruhig verhielt. Nach der zweiten Restauration entsagte er seinen Ansprüchen auf das Erzbisthum Mecheln gegen eine Rente von 10000 Fr. und widmete sich ganz der politischen Schriftstellerei. Kein bedeutendes Ereigniß blieb von seiner Feder unbeschrieben und da seine Machwerke, wenn sie auch der Tiefe ermangeln, doch nie ohne Geist und Witz sind, so fanden sie stets Beifall bei der Lesewelt. Die Restauration, der wiener, karlsbader, aachener und veroneser Congreß, Spanien, die Revolution Griechenlands, Rußland, die Türkei, England, Amerika, so wie die Angelegenheiten seines eigenen Vaterlandes gaben ihm stets Stoff zu neuen Arbeiten, die nach und nach so sehr angewachsen sind, daß wir hier nur die bedeutendsten nennen können. Diese möchten wohl folgende sein: „De l'état de la culture en France et des améliorations dont elle est susceptible“ (Par. 1802. 2 Voll. 8.); „Du congrès de Vienne“ (Par. 1815. 2 Voll. 8. Deutsch von F. A. Nietzsche, Leipz. 1816. 2 Thle. 8.); „Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne“ (Par. 1816. 8. Deutsch, Karlsr. 1816. 8.); „Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique“ (Par. 1817. 2 Voll. 8. Deutsch von Reinhold, Hamb. 1818. 8.); „Des trois derniers mois de l'Amérique méridionale et du Brésil“ (Par. 1817. 8. Deutsch, Jena 1817. 8.); „Pièces relatives à Saint-Domingue et à l'Amérique“ (Par. 1818. 8. Deutsch, Leipz. 1819. 8.); „Les quatre concordats“ (Par. 1819. 3 Voll. 8.); „L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle“ (Par. 1819. 8.); „Le congrès de Carlsbad“ (Par. 1819. 8.); „De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794“ (Par. 1820. 8. Deutsch, Altenb. 1821. 8.); „Parallèles de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe“ (Par. 1822. 8. Deutsch von Diedemann, Schmalkald. 1824. 8.); „L'Europe et l'Amérique en 1821“ (Par. 1822. 8. Deutsch, Gmünd 1822. 2 Thle. 8.); „L'Europe et l'Amérique en 1822 et 1823“ (Par. 1824. 2 Voll. 8.); „De la France, de l'émigration et des colons“ (Par. 1825. 8.); „L'Europe par rapport à la Grèce et à la réformation de la Turquie“ (Par. 1826. 8. Deutsch, Leipz. 1827. 8.) und „Garanties à demander à l'Espagne“ (Par. 1827. 8.). Seit der Julirevolution ist P. einer der eifrigsten Vertheidiger des neuen Regentenhauses. 66.

Präadamiten nennt man diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche angeblich schon vor Adam in allen Welttheilen gelebt haben sollen. Nach dieser im XVII. Jahrh. von dem Franzosen Isaak Peyrère (in seiner Schrift: „Prae-Adamitae s. exercitatio super vers. 12—14. cap. V. ep. ad. Roman.“, Amstel. 1655. 4.) aufgestellten Hypothese bezieht sich die 1 Mos. 1, 27 enthaltene Erzählung auf die lange vor Adam erschaffenen Stammväter der heidnischen Nationen und ist 1 Mos. 2, 7 erst von der Schöpfung Adam's, als des Stammvaters der Juden, die Rede, Röm. 5, 13 (ἄχρι νόμου) aber nicht vom Gesetze Mosis, sondern Adam's zu verstehen. Ähnlich ist die Vermuthung Irving's („Über den Ursprung der Erkenntniß der Wahrheit und der Wissenschaften“, Berl. 1781), daß Adam bei einer großen Überschwemmung allein gerettet und der neue Stammvater der Menschen geworden sei. Peyrère's Behauptung aber, welche er später abschwören mußte, wich im XVIII. Jahrh. der Annahme mehrerer ursprünglicher Menschenarten — Coadamiten. 63.

Präbende, s. Pfründe.

Präcedenz, das Vorausgehen, ist im Allgemeinen Alles, was vor einem Andern ist, daher 1) im juristischen Sinne ein Fall oder Urtheil, welches bei künftigen ähnlichen zur Norm dient; 2) in philosophischer Hinsicht das, was eher gedacht werden muß als etwas Anderes; 3) überhaupt Vorrang, Vortritt in den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Präcipitat, s. Niederschlag.

Präcision (von praecidere, abschneiden, abkürzen) ist Kürze, Genauigkeit des Ausdrucks im Gegensatze von Weitschweifigkeit, Schwulst und Unbestimmtheit und ist ein Haupterforderniß der Logik. Hier nennt man vorzüglich diejenige Definition präcis, welche nur die ursprünglichen und wesentlichen Merkmale des Begriffs aufnimmt, die abgeleiteten und zufälligen aber abschneidet. Die Grammatik nennt den sprachlich ausgedrückten Gedanken präcis, in welchem die Worte genau abgemessen, nach ihrer wahren Bedeutung abgewogen sind. Auch die Rhetorik fordert P. und läßt sich sehr wohl vereinen mit der rhetorischen Fülle. Insbesondere aber erscheint die P. in der Ästhetik als Entfernung alles überflüssigen, falschen und entstellenden Schmuckes, indem hier das Wohlgefallen am Schönen durch alles Manierirte am Empfindlichsten gestört wird. So ist auch endlich in der Musik die P. die Genauigkeit im musikalischen Vortrage, in sofern man weder Töne wegläßt noch hinzusetzt, dieselben richtig, rein und in streng abgemessenem Tacte angibt, ohne die Graduirung derselben im Anschlage zu vergessen, wodurch erst Licht und Schatten in dem Tongemälde kunstgemäß abwechselt. Im gemeinen Leben ist präcis häufig so viel als pünktlich. 84.

Präclusion oder **Ausschließung**. In Fällen, wo es, um über einen Gegenstand mit Sicherheit verfügen zu können, nothwendig ist, zu wissen, mit wem man zu thun habe und ob nicht etwa bis jetzt noch unbekannte Interessenten dazu auftreten könnten, pflegt man bekannte sowohl als unbekannte Gläubiger (im weiteren Sinne) zum Erscheinen, Anmelden und Bescheinigen ihrer Ansprüche binnen bestimmter Frist unter der Verwarnung aufzufordern: daß sie widrigenfalls nach Ablauf der Frist oder des Termins damit nicht weiter zugelassen, sondern von den Ansprüchen an den Gegenstand ausgeschlossen werden, welches man die Verwarnung oder Strafe des Ausschlusses (poena seu praejudicium praeclusionis) zu nennen pflegt. Es geschieht solches, wenn von Vertheilung einer Creditmasse, von Ausantwortung oder Vertheilung einer Erbmasse, von Todeserklärung eines über die gesetzliche Zeit Abwesenden die Rede ist und man unbekannte Gläubiger oder Erben vermuthet; ferner bei der Annahme eines offen gewordenen Lehns, zu welchem die natürlichen Lehnsvettern, oder bei den zur Confirmation zwar angenommenen, aber nicht vollzogenen Käufen der Aufenthalt des Käufers, nicht zu ermitteln sind, oder bei veralteten Hypotheken, von denen der Creditor unbekannt ist. Mit dem Präcludiren ist das Präjudiciren nahe verwandt, wenn nämlich sich Jemand an einem zuständigen Rechte (z. B. der Regreßnahme wegen eines nicht bezahlt erhaltenen Wechsels) versäumt, indem er die zu Geltendmachung nachgelassene Frist unbenutzt läßt. 3.

Prädestination heißt die Bestimmung Gottes in Bezug auf das Ziel der Menschen, ein sehr wichtiger Gegenstand der christlichen Glaubenslehre. Muß man nämlich nothwendig einen Zweck annehmen, den Gott mit den Menschen hat, so kann dieser vermöge der göttlichen Weisheit und Güte nur sein, die Menschen zu einer immer höhern Vollkommenheit, zur Seligkeit, zu führen. Diesen Zweck spricht auch die heilige Schrift deutlich aus und die Kirche hat ihn schon früh angenommen. Seitdem aber der Glaube an das Verdienst Christi als einziges Mittel zur Seligkeit angenommen ward und Augustinus allen Ungetauften die Seligkeit absprach, mußte man denselben genauer bestimmen und es entwickelte sich demnach consequent der Lehre von der Gnade die Lehre von der Erwählung der Menschen zur Seligkeit durch Christum, ohne daß man die Frage über die Zukunft der Nichtchristen genauer untersucht hätte; denn die Lehre von der Verderbtheit des Menschen durch die Erbsünde und die Hinweisung auf die unerforschliche Weisheit Gottes in Bezug auf die Nichtchristen schien zur Erklärung des innern Widerspruchs jener Lehre hinlänglich. Nur die Mönche zu Adrumetum (im V. Jahrh.) und

der Mönch Gottschalk (s. d. Art.) bildeten jene Augustinische Lehre zum höchsten Extreme aus durch die Annahme einer absoluten P., nach welcher von Ewigkeit her von den Menschen die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt seien, ohne daß es auf sie selbst ankäme, und diese Ansicht ward zuletzt durch Calvin (s. d. Art.) in der genfer Kirche die herrschende. Gegen diese mit der göttlichen Weisheit ganz unvereinbare Lehre erhoben sich aber sofort die übrigen Religionsparteien und die lutherische Kirche bestimmte nun das Dogma von der Erwählung genauer so, daß sie die P. im Allgemeinen als die Bestimmung aller Menschen zur Seligkeit annahm, welche durch die göttliche Gnade mittelst des Glaubens an Christum denselben dargeboten würde, daß es aber auf den Menschen selbst ankomme, ob er diese Gnade annehmen wolle oder nicht, wodurch entweder seine Erwählung (electio oder praedestinatio im engern Sinne) oder seine Verwerfung (reprobatio) bedingt werde. (Vergl. Gnade.) 23.

Prädeterminismus heißt die Behauptung, daß die Bestimmungsgründe unserer Handlungen in einer verflossenen Zeit liegen, die nicht mehr in unserer Gewalt ist, so daß durch sie die absolute Spontaneität des Willens nothwendig verloren geht. Man unterscheidet den naturalistischen und theologischen P. Der erstere bleibt bei den Motiven der menschlichen Handlungen in der Natur und dem Weltlaufe stehen; der theologische P. setzt voraus, Gott habe lange vor der Geburt des Menschen schon den Lauf seiner Gedanken und Handlungen angeordnet, daß er nichts dazu und nichts davon thun könne. Vergl. Zöllich „Über Prädeterminismus und Willensfreiheit" (Nordhausen 1825). 63.

Prädicabilien und **Prädicamente**, s. Kategorie.

Prädicanten (Prediger) pflegen die Katholiken die protestantischen Geistlichen zu nennen; vorzugsweise heißen so die Dominikaner (s. d. Art.). 23.

Prädicat (vom lat. praedicare, aussagen, behaupten, zuschreiben), Aussage, Beilage, bezeichnet im gemeinen Leben das auszeichnende Merkmal eines Individuum in der menschlichen Gesellschaft, den sogenannten Titel; im logischen Sinne aber das Ausgesagte oder das Merkmal, welches vom Gegenstande durch die Aussage abgesondert und auf denselben zurückbezogen wird und zu einer Vorstellung im Bewußtsein mit ihm zusammengefaßt den Begriff des Gegenstandes bildet. Die Anwendung davon findet sich vorzüglich in der Grammatik, wo es als Bestimmungsbegriff nebst dem Grundbegriffe (das Subject) den Satz (s. d. Art.) bildet. — Prädiciren ist also so viel als einem Gegenstande irgend eine Bestimmung geben, ihm ein P. beilegen. 84.

Präexistenz (προΰπαρξις, praeexistentia animi) nennt man das Dasein der menschlichen Seele vor der Geburt des Körpers. Diejenigen, welche ein solches behaupten (Präexistentianer), nehmen an, Gott habe vor oder bei der Weltschöpfung alle Seelen der Menschen, welche jemals geboren werden sollen, erschaffen und verbinde sie bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern. Plato (s. d. Art.) stellte die P. der Seele zuerst mit Bestimmtheit auf, indem er alles Geistige als früher bei Gott seiend dachte und das Gebanntsein der Seele an den Körper für eine Strafe der erstern hielt. — Die Freunde dieser Hypothese lassen die Seelen vor ihrer Verbindung mit dem Leibe entweder im Äther oder Himmel sich aufhalten (Plato, Philo, Origenes) oder auch wohl in einer „Schatzkammer" der Unterwelt (Rabbinen). Spuren von der P. der Seele hat man auch im alten Testamente, z. B. Jes. 42, 5. 57, 16. Job. 12, 10. finden wollen. Allein jene Stellen drücken nur den allgemeinen Gedanken aus, daß Gott Schöpfer der Seelen, Urheber des Lebens sei. Dagegen findet sie sich im Buche der Weisheit 18, 19. 20. 9, 15. Die ganze Vorstellung aber wird dadurch ungewiß, daß wir uns eines Daseins vor unserer Geburt durchaus nicht entsinnen können und daß die Entwickelung des menschlichen Geistes nur allmählig und mit dem Körper zugleich geschieht. 63.

Präfect, wörtlich ein Vorgesetzter, daher Aufseher, Voigt, Amtmann (allemal mit dem Begriffe als Einzelnrichter), wird in Frankreich, wo der Ausdruck am gewöhnlichsten ist, dem Stadtmagistrate entgegengesetzt und somit der Unterschied zwischen dem königlichen und dem städtischen Beamten (Magistrat, Maire) verbunden. Präfectur bezeichnet sowohl die Stelle des Präfecten, als den Bezirk, worüber er gesetzt ist, und endlich den Ort, wo er gewöhnlich expedirt, Voigtei, Amthaus. 31.

Präformation (Vorausbildung) nennt man das von Einigen hypothetisch angenommene Entwickeltsein eines künftigen Wesens in dem weiblichen Körper, das dann durch die Befruchtung zur Entwickelung angeregt werden soll (s. d. Art. Befruchtung). 30.

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Präjudiz ist überhaupt Vorurtheil (s. d. Art.); in der Rechtssprache versteht man aber darunter im engern Sinne jeden Umstand, welcher der Sache irgend Jemandes schon im Voraus Eintrag thut, und daher als Folgerung daraus der aus irgend einer Sache hervorgehende Nachtheil; daher präjudiciren, benachtheiligen, präjudicirlich, nachtheilig; im weitern Sinne dagegen das aus einem frühern Falle auf einen spätern anwendbare Urtheil. (Vergl. auch Präclusion.) 9.

Prälaten werden in der katholischen Kirche diejenigen obersten Geistlichen genannt, welche zugleich weltliche Macht und eine eigene Jurisdiction haben, wie die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, so wie auch die Cardinäle und päpstlichen Legaten, die Äbte und Vorsteher der Klöster. In der protestantischen Kirche hat sich diese geistliche Würde in England, Schweden, Dänemark und Deutschland erhalten. In letzterem blieb es der Titel der obersten Stiftsherren, welche bis zur Säcularisation der Klöster zum Theil gleichen Rang mit den Fürsten und Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten. Auch führt noch in manchen deutschen protestantischen Ländern der oberste Geistliche den Prälatentitel. 63.

Präliminarien, lat. praeliminaria; fr. préliminaires; engl. preliminaries, bezeichnet die vorläufigen Berathschlagungen und Verhandlungen, welche eine spätere Definitivverhandlung einleiten und begründen. Daher sind Präliminationspunkte oder Präliminarartikel die einzelnen namhaft gemachten Gegenstände, welche in der darauf folgenden Schlußverhandlung entschieden werden sollen. P. im vorzüglichen Sinne sind in der Diplomatik mehr die außerwesentlichen, formellen Bestimmungen über Zeit, Ort, Zahl und Wahl der Gesandten rc. und Friedenspräliminarien die vorläufigen Hauptpunkte des künftigen Friedensvertrags. Letztere sind wohl zu unterscheiden vom Präliminarfrieden. Es ist dieß nämlich ein vorläufiger Friede, welcher von den kriegführenden Mächten zwar unterzeichnet, wozu aber noch die Zustimmung anderer dabei interessirten Staaten erforderlich ist. Präliminarconvention endlich ist ein vorläufiges Übereinkommen oder Zugeständniß in Betreff einer besondern Forderung, ohne welches der eine Theil auf Friedenspräliminarien durchaus nicht eingeht. In der Logik sind Präliminardefinitionen gewisse vorläufige Erklärungen, welche den Begriff noch nicht vollständig und genau begrenzen. 84.

Präludium, s. Vorspiel.

Prämie, lat. praemium, die Belohnung), heißt vorzüglich in der commerciellen Welt der Gewinn oder Lohn, welchen man dem Andern als Aufmunterung zur Theilnahme an gewagten Unternehmungen im Voraus zusichert; daher Erfindungsprämie, um zu den Versuchen neuer Erfindungen oder Verbesserungen anzureizen; Lotterieprämie, als der außer den ordentlichen Gewinnen für besondere Fälle ausgesetzte Nutzen; Anleiheprämie, als der besondere Vortheil, welcher bei neuen Staatsanleihen für die Theilnehmer ausgesetzt

wird. Es kann solcher entweder in einem Zuschusse außer den gewöhnlichen Zinsen bestehen, oder in den Gewinnen einer blos für die Theilnehmer der Anleihe nach den Nummern der dazu gehörigen Scheine gezogenen Lotterie (daher Prämienlotterie, eine blos über Prämien veranstaltete Lotterieziehung); Assecuranzprämie, die nach Procenten berechnete Summe, welch der Versicherer, als Bedingung der Übernahme der Versicherung, vom Versicherten ausgezahlt erhält. Uneigentlich nennt man endlich das Ehrenzeichen, welches der Retter eines Verunglückten zur Anerkennung seines Edelmuths erhält, Rettungsprämie; wie man auch mitunter das Agio auf sogenannte Promessen unter die Prämien gerechnet hat. 38.

Prämisse, s. Schluß.

Prämonstratenser heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, welcher von Norbert aus Xanten (im Gebiete von Cleve) gestiftet ward. Als Kanonicus zu Köln und als Kaplan Heinrich's V. im Genusse seiner Reichthümer und glänzenden hierarchischen Hoffnungen lebend wurde er durch ein Ereigniß plötzlich bewogen, Alles von sich zu werfen und in der kümmerlichsten Gestalt eines Bußpredigers umherzuziehen. Nach vergeblichen Versuchen, andere Kanonici zu reformiren, machte er im Jahre 1120 das Thal Prémontré (Praemonstratum) im Sprengel des französischen Bisthums Laon zum Mittelpunkte seiner Klosterorganisationen nach dem Muster der Cistercienser, mit denen sein 1124 vom Papste bestätigter Orden klösterlicher Kanonici bald an Zahl wetteifern konnte. Ein weißer Rock mit Scapulier und ein weißer Hut wurden die unterscheidende Kleidung desselben. Der Abt des Stammklosters war der jedesmalige General, welcher mit drei andern französischen Prämonstratenseräbten den hohen Rath der Väter des Ordens bildete und von Zeit zu Zeit sämmtliche Äbte zum Generalcapitel um sich versammelte. — Nach Deutschland zurückgekehrt wurde Norbert, dessen Name bereits mit Bewunderung genannt ward, zum Erzbischofe von Magdeburg erhoben, wo er glänzend eingeholt im Aufzuge eines Bettlers einzog. Auch hier so wie in den Niederlanden wußte er seinen strengen Verbesserungsversuchen, obwohl nicht ohne stürmischen Widerspruch, Eingang zu verschaffen, so daß er noch selbst die rasche Verbreitung des Ordens in Hochstiften, Mönchs- und Nonnenklöstern erlebte. Er starb 1134. In seiner blühendsten Periode zählte dieser Orden, der bald auch große Schenkungen und Bevorrechtungen aller Art gewann, über 2000 Klöster, darunter 500 weibliche, welche Zahl aber durch die Reformation, namentlich in den protestantisch gewordenen Ländern, sehr vermindert wurde, zumal da durch den Reichthum die Klosterzucht verfallen und Zügellosigkeit eingerissen war. Jetzt besteht er nur noch aus wenigen Klöstern in Polen und den östreichischen Staaten, besonders in Böhmen, wo er zu Prag das schöne und reiche Kloster Strahow mit einer wichtigen Bibliothek und Museum besitzt. 63.

Pränumeration ist Vorausbezahlung, Erfüllung einer Verbindlichkeit in Voraus. Die Vorausentrichtung der Capitalzinsen auf ein Jahr enthält noch keinen Wucher, nur muß das Capital auch wirklich so lange stehen gelassen werden. 3.

Präpositionen bilden in jeder Sprache eine Classe von Wörtern, deren einzelne die Art und Weise genauer bestimmen, wie ein durch das Verbum bezeichneter thätiger oder leidender Zustand eines Gegenstandes sich mit einem andern hinzugehörigen Gegenstande in Verbindung setzt. Nothwendig ist daher eigentlich jederzeit dabei irgend ein Verbalbegriff; doch braucht dieser nicht immer als reines Verbum ausgesprochen zu sein, sondern kann in irgend einem Begriffe mitenthalten sein, so daß selbst nach einfachen Substantiven oder Adjectiven P. folgen können; nur müssen dieß abstracte Begriffe sein, welche mit irgend einem Verbum genaue Verwandschaft haben. Wenn sich aber dessenungeachtet in allen Sprachen Constructionen finden, in denen die P. auch von concreten Substantiven und Adjecti-

ven abzuhängen scheinen; so sind sie sämmtlich nur als elliptische Constructionen zu betrachten, bei welchen der leicht zu supplirende Verbalbegriff fehlt, z. B. die Straße nach Berlin, d. i. die nach Berlin führende Straße; der Soldat zu Pferde, d. i. der zu Pferde sitzende Soldat u. s. w. — Wenn demnach der Name Praepositiones (Vorsetzwörter) an sich gänzlich unbezeichnend ist, da manche auch, und in vielen Sprachen alle, als Postpositiones (Nachsetzwörter) construirt werden; so ist auch die gewöhnliche deutsche Bezeichnung „Verhältnißwörter" für den Begriff nicht erschöpfend; denn die ausgedrückten Verhältnisse der Gegenstände zu einander sind nur scheinbar solche und eigentlich die P. nur die Ausdrucksweisen der verschiedenartigen Beziehungen des Verbalbegriffs zu den als Objecte sich darbietenden Gegenständen, folglich nichts weiter als Casus der Substantive, welche aber weniger enge Verbindungen des Verbalbegriffs mit den Objecten darstellen, als die eigentlichen Casus. Dieß beweist schon die jetzt allgemeine Annahme, daß auch die Endungen der wirklichen Casus aus Postpositionen entstanden sind, noch mehr aber, daß, wie manche Sprachen alle Casus durch P. bezeichnen, einige oft besondere Casus da haben, wo andere nur P. anwenden können (wie z. B. den Vocativus), und nicht allein in verschiedenen Sprachen häufig Constructionen derselben Verbalbegriffe mit verschiedenen P. vorkommen, sondern sogar Constructionen durch einfache Casus und mit P. sich entsprechen. Um sich aber dieß deutlich zu machen, muß man die drei verschiedenen Arten des Gebrauchs der P. wohl unterscheiden. Alle P. hatten nämlich 1) ursprünglich gewiß nur locale Bedeutung nach den drei verschiedenen Bestimmungen des wo? wohin? woher?; aber sie wurden 2) wegen der großen Ähnlichkeit der Verhältnisse auch auf die Zeit übergetragen und erhielten endlich 3) auch einen vielfach tropischen Gebrauch (wobei in letztern beiden Beziehungen noch einige andere entstehen mußten). Die ersteren beiden Arten geben scharf begrenzte Bestimmungen und finden sich daher in fast allen Sprachen ziemlich gleich; die letzte hingegen gründet sich auf das subjective Gefühl der Ähnlichkeit mit jenen und daher kommt die unendliche Verschiedenheit in den einzelnen Sprachen. Daß die P. wieder mit einzelnen Casus verbunden werden, kann nicht gegen obige Behauptung geltend gemacht werden, weil die Sprachen, wo dieß stattfindet, das einfache Wort nicht mehr haben, sondern überall charakteristische Endungen hinzugetreten sind, die dann als zu dem Worte selbst gehörig betrachtet werden mußten, und es kam hierbei nur darauf an, denjenigen Casus für den Gebrauch mit der Präposition zu wählen, der seiner Grundbedeutung nach ihr am Nächsten zu stehen schien. Daß aber hier die größte Willkühr herrscht, bezeugt die Vergleichung mehrerer Sprachen, bei denen man oft dieselbe Präposition, die ganze Casusreihe (den Nominativ stets ausgenommen) durchlaufen sieht; doch möchte es nicht uninteressant sein, in den einzelnen Sprachen die Principien des Gebrauchs genau zu erforschen. Hiermit verbindet sich dann die Frage nach der Abstammung der P., ob sie absolute Casus eines Substantivs, oder Adverbia oder aus Verbis abgeleitet oder ursprünglich u. s. w. sind, was auf ihre Construction von Einfluß ist. Dieß zu erörtern ist aber hier nicht der Ort; wir bemerken nur, daß jeder einzelne Fall möglich und auch wohl häufig wirklich ist. (Vergl. übrigens Casus.) 9.

Prärogative ist überhaupt Vorzug, Vorrecht, Gerechtsame, besonders eine solche, welche mit einer gewissen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden sind, z. B. die königlichen P. — Hergenommen ist der Ausdruck von der alten römischen Verfassung, in welcher diejenige Centurie, welche nach dem Loose die erste Stimme hatte, praerogativa genannt wurde. 9.

Präscription, s. Verjährung.

Präsentation (Vorstellung, Vorzeigung) ist in rechtlichen Verhältnissen die Vorstellung einer Person, so wie die Vorzeigung einer

Sache zur Annahme, daher Vorstellung eines erwählten Beamten oder Dieners bei denjenigen, deren Zustimmung zu der Wahl erforderlich ist. Von ihr unterscheidet sich die Einführung bei denen, die in die Wahl nichts zu sprechen hatten. Besonders wichtig ist die Vorzeigung eines Wechsels oder einer Anweisung zur Acceptation, welche der Remittent zu besorgen hat, zu dessen Besten die Acceptation geschieht. S. Wechsel. 10.

Präservativ (von praeservare, vorbauen, verwahren) nennen wir jede Sache, welche irgend einem kommenden Übel vorbeugen soll, wie z. B. das Impfen ein P. gegen die Blattern ist. 9.

Präsident ist der Vorsitzende in einer Versammlung, besonders bei Landescollegien (nicht aber bei Magistraten). Hier ist er der Erste oder Vorsteher, welcher die Geschäfte ordnet und die im Namen des Collegium erlassenen Ausfertigungen unterzeichnet. Präsidentschaften sind besonders in Ostindien Colonialregierungen, deren P. vom Mutterlande aus ihr vorgesetzt wird. Man unterscheidet solche von den Factoreien oder einfachen Handelsetablissements. 3.

Prästabilismus oder System der prästabilirten Harmonie nennt man die Leibnitzische Lehre von der Zusammenwirkung verschiedener Monaden, besonders der Centralmonaden oder der Seele und der sie umgebenden Körpermonaden nicht durch directen Einfluß der einen auf die andere, sondern durch eine göttliche Vorherbestimmung (s. d. Art. Leibnitz). Vergl. auch G. B. Bilfingeri „Comment. de harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita ex mente Leibnitii" (Francof. et Lips. 1723. 8. Ed. 2. 1735); F. C. W. Sigwart „Die Leibnitzische Lehre von der prästabilirten Harmonie in ihrem Zusammenhange mit früheren Philosophemen betrachtet" (Tüb. 1822. 8.). 80.

Präsumption, Voraussetzung, Vermuthung, heißt jeder Satz, welcher bei Beurtheilung irgend einer Sache so lange für wahr angenommen wird, als nicht das Gegentheil deutlich erwiesen ist. Sie unterscheidet sich vom Vorurtheile (s. d. Art.) dadurch, daß sie auf allgemein anerkannten Wahrheiten, nicht, wie jenes, auf individueller Ansicht beruht. In der Rechtspflege hat der Ausdruck große Wichtigkeit, indem man hier das Regelmäßige, Natürliche und Vernünftige bei ungewissen Fällen jederzeit zu präsumiren pflegt, um ein der Wahrheit so nahe als möglich kommendes Urtheil zu fällen. Man unterscheidet hier praesumptiones juris oder de jure, allgemeine Rechtsgrundsätze, welche überhaupt als Norm der Beurtheilung gelten, und praesumptiones hominis und rei, welche aus der besondern Individualität eines Menschen oder der Beschaffenheit einer Sache hergenommen sind. Eine praesumptio juris z. B. ist der Satz: quicunque praesumitur bonus (Jedermann wird als gut angenommen). — Präsumptiv heißt das, was die Vermuthung des einstigen Geschehens für sich hat, z. B. ein präsumptiver Thronerbe. 9.

Prätendent, überhaupt Einer, welcher an Etwas Anspruch macht, heißt besonders der, welcher Rechte auf irgend eine Thronfolge geltend macht. Vorzugsweise führte aber diesen Namen der Sohn des englischen Königs Jakob II., Karl Eduard (s. d. Art.). Eine Zusammenstellung aller bekannten Prätendenten geben die „Kritischen Blätter der Börsenhalle" Nr. 878. 30.

Prätension, s. Anspruch.

Prätor war bei den Römern die vornehmste Magistratsperson nach dem Consul, unter welchem er im Kriege commandirte. Im Innern war ihm die bürgerliche Rechtspflege anvertraut, weßhalb man in neuern Zeiten die Stellung des Stadtrichters mit der seinigen vergleichbar gefunden hat. Man hatte aber ursprünglich schon das Amt der Prätoren getrennt und für Streitigkeiten unter Bürgern den Stadtprätor (p. urbanus), für die unter Nichtbürgern oder Bürgern gegen Nichtbürger den auswärtigen P. (p. peregrinus) bestellt. Seine Amts-

führung dauerte ein Jahr, bei dessen Antritte er die Grundzüge des Verfahrens, welches er beobachten werde, mittelst öffentlichen Anschlages (Edict) in Voraus bekannt machte. Auf diesem Wege war es ihm, ohne in Willkür zu verfallen, möglich, das sonstige strenge, auf sehr kurze Formeln beschränkte Recht, da wo es die Fortschritte der Volksbildung anriethen, theils zu ergänzen, theils zu mildern. Die hieraus nach und nach als zweckmäßig anerkannten und allgemein befolgten Regeln wurden unter dem Namen jus honorarium (das vom Ehrenamte ausgehende Recht) vom strengern Rechte als dessen Ergänzung unterschieden und zuletzt in das stehende Edict (edictum perpetuum) aufgenommen, welches zu den Quellen des Corpus juris gehört. Erst nach Erweiterung des römischen Staates wurden die Prätoren in die Provinzen geschickt. 17.

Prätorianer hießen die Soldaten, welche von Augustus an bis auf Constantin den Großen die Leibwache der römischen Kaiser bildeten. Sie gingen aus der Cohors praetoria hervor, welche seit Scipio Africanus dem Feldherrn im Kriege zur Seite sein mußte und wurden von Augustus auf 10000 Mann vermehrt und in 10 Cohorten eingetheilt. Ihr Befehlshaber hieß Praefectus praetorio. 77.

Prätorius (Johann), ein scharfsinniger Mathematiker, Erfinder des nach ihm benannten prätorianischen Meßtisches, einer Wasserwage und Verfertiger anderer mathematischen Instrumente, ward geboren zu Joachimsthal 1537, studirte zu Wittenberg, hielt sich lange in Prag, Wien und Krakau auf, kam 1571 als Professor der Mathematik nach Wittenberg, 1576 nach Altdorf und starb daselbst den 27. Oct. 1616. Die Universitätsbibliothek zu Altdorf bewahrt von P. 24 Bände im Manuscripte, deren Inhalt in Will's „Nürnb. Gelehrten-Lexikon" (3 Bde. S. 225) angezeigt ist. 33.

Prätzel (Karl Gottlieb), ein beliebter deutscher Erzähler, 1791 zu Halbau in der Niederlausitz geboren, lebte nach Beendigung seiner Studien als Privatgelehrter zu Hamburg und später zu Oldesloe im Holsteinischen und hat sich durch zahlreiche poetische und prosaische Versuche bekannt gemacht. Witz, Laune und eine vorzügliche Darstellungsgabe haben seinen Romanen und Erzählungen großen Beifall verschafft, obschon sie auf keinen hohen Kunstwerth Anspruch machen können. Wir nennen hier nur: „Jugendphantasien" (Leipz. 1805. N. A. 1809. 8.); „Vermischte Gedichte" (Hamb. 1809. N. A. 1820. 8.); „Feldherrnränke, ein komisches Gedicht" (Leipz. 1815. 8.); „Ausflüge des Scherzes und der Laune" (Ebend. 1816. 8.); „Feldrosen" (Ebend. 1819. 2 Thle. 8.); „Launen der Liebe" (Ebend. 1821. 2 Thle. 8.); „Kleine Romane und Erzählungen" (Ebend. 1822. 4 Thle. 8.); „Fabian und Sebastian" (Ebend. 1824. 8.); „Spiegelbilder" (Ebend. 1826. 2 Thle. 8.); „Die Getäuschten" (Ebend. 1826. 2 Thle. 8.); „Frühlingsgaben" (Hamb. 1828. 8.); „Novellen und Erzählungen" (Berl. 1829. 2 Thle. 8.); „Festrosen" (Hamb. 1830—1831. 2 Thle. 12.); „Hildrian, ein Sommermährchen in sechs Gesängen" (Ebend. 1831. 12.) und „Erzählungen" (Leipz. 1832. 2 Thle. 8.) als die bekanntesten und bedeutendsten. „K. G. Prätzel's gesammelte Romane und Erzählungen" (Leipzig 1833. 8 Bde. 8.). 66.

Prävarication ist ein schon bei den Römern, bei denen es jedoch ursprünglich nur bei den öffentlichen Anklagen vorkommen konnte, hart bestraftes Verbrechen des Advocaten oder Procurator, welcher die ihm anvertrauten Geheimnisse des Clienten verräth oder wohl gar dem Gegner wider ihn behilflich ist. In neueren Zeiten macht man keinen Unterschied, ob solches in bürgerlichen oder peinlichen Rechtsangelegenheiten vorkommt. Die Strafe war die der Ehrlosigkeit nebst einer angemessenen willkührlichen Ahndung. Nach der peinlichen Gerichtsordnung Art. 115. besteht solche für jeden treulosen Procurator ohne Unterschied der Sache neben dem vollen Schadenersatze in Pranger, Ruthenhieben und Landes

verweisung. Fehler aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit ohne bösen Vorsatz, ingleichen die Führung einer andern Sache für den Gegner in der ersten, wenn keine Sache in Berührung mit der andern steht, würden nicht zur P. gehören. 3.

Prävention (das Zuvorkommen) besteht, bezüglich auf gerichtliche Verhandlungen, in der Bevorzugung desjenigen unter mehreren zur Annahme einer Rechtssache gleichbefähigten Gerichten, welches zuerst die Vorladung erlassen hat. Würde jedoch die Klage in der Folge angebrachtermaßen abgewiesen, so würde dadurch die Wirkung der früheren Vorladung zugleich mit aufgehoben, welches in Sachsen (Erl. Pr. O. T. 5. §. 4.) ausdrücklich bestätigt ist. Die Wirkungen der P. treten am häufigsten ein bei Concursen, wenn der Gemeinschuldner mehrere Besitzungen hat, auf denen er sich abwechselnd aufhält, ingleichen gegen flüchtige Verbrecher. 3.

Prag (Br. 50° 5′ 19″, L. 32° 5′ 0″), die alte und befestigte Hauptstadt des Königreichs Böhmen und eine der größten Städte der ganzen östreichischen Monarchie, Sitz eines Erzbisthums, des böhmischen Gubernium mit seinen Zweigen, der Finanzbehörden, des Landgerichts, des Appellations- und Criminalobergerichts für Böhmen und zweier Kreisämter (des Berauner und Kaurzimer Kreises), einer Polizeidirection, Censurbehörde und eines Bücherrevisionsamts, des k. k. Generalcommando, einer lutherischen und reformirten Superintendentur, des Theresianischen adeligen Frauenstifts mit 1 Dechantin, 1 Unterdechantin, 2 Assistentinnen und 24 Capitularinnen, des adelichen Stifts der heiligen Engel auf der Neustadt mit 1 Oberin, 2 Assistentinnen und 14 Capitularinnen, 4 Prälaten- und 2 Collegialstifter, liegt in einem ziemlich eingeengten Thale und breitet sich an beiden Seiten der Moldau, theils in einer freundlichen Ebene, theils auf 7 Hügeln aus. Über die Moldau, die mitten durch die Stadt geht, führt eine berühmte 1790 Fuß lange steinerne Brücke, auf 16 Bogen ruhend mit 29 Statuen und Gruppen von Heiligen (unter ihnen die des heiligen Nepomuk) geschmückt und an beiden Enden mit alten ehrwürdigen Thürmen besetzt. P. besteht eigentlich aus 4 Städten oder Theilen, die jetzt Hauptviertel heißen: der Altstadt mit der dazu gehörenden Judenstadt mit 8000 Juden und der Neustadt auf dem rechten Ufer der Moldau und aus dem Schloßberge oder Hradschin und der Kleinseite auf dem linken Moldauufer; wozu noch die Vorstadt Karolinenthal kommt. Manche rechnen auch noch die kleine (schon im Kaurzimer Kreise gelegene) Bergstadt Wissehrad, die nur durch einen Bach von der Neustadt getrennt wird, und das Dorf Smichow am linken Moldauufer dazu. Man zählt in P., das 2 Meilen im Umfange und 1 Meile im Durchmesser hat, 9 Thore, 54 öffentliche Plätze, 223 Gassen, 48 Kirchen und Kapellen, 15 Klöster, 68 Paläste, 9 Synagogen und mit Einschluß der Besatzung, Wissehrad und Smichow 3569 (ohne diese nur 3217) Häuser und 120000 Einw. Die Bauart Prags ist sehr verschieden; denn die Altstadt ist eng und düster und die Judenstadt (in welcher manches geringe Haus wohl 10 Besitzer und manche Stube wohl 2—3 Familien hat) häßlich; hingegen die Neustadt (größer als die Altstadt) freundlich, die Kleinseite und der Hradschin voll schöner Paläste, ansehnlicher Gebäude und von einem großstädtischen Ansehn. Unter den Gassen zeichnen sich aus die Ritter-, Königs- nnd Zeltnergasse in der Altstadt; der Graben und die Heinrichsstraße in der Neustadt. Die vornehmsten Plätze sind: der große Ring in der Altstadt, mit einer hohen Mariensäule und einem marmornen Springbrunnen geziert, der Viehmarkt, der größte Platz in P.; der Roßmarkt, welcher mehr einer großen Straße gleicht (beide in der Neustadt); der von stattlichen Gebäuden und der Nikolauskirche umgebene welsche Platz (in der Kleinseite) mit einer schönen Denksäule zum Andenken an die Pest im Jahre 1713 und der große schöne Hradschinplatz vor der Burg mit mehreren Palästen (in dem Hradschin). Zu den bemerkenswerthen öffentlichen Gebäuden gehören 1) in der Altstadt: die Theinkirche, zu Ende des

IX. Jahrh. erbaut, eines der wichtigsten und mit Marmor und Goldverzierungen ausgezeichneten Gebäude böhmischer Vorzeit, mit schönen Gemälden und Grabmälern berühmter Männer, als z. B. des Astronomen Tycho de Brahe (gest. 1601) u. A.; die Kirche beim Stifte der Kreuzherren mit dem rothen Sterne; die St. Salvatorkirche, ehemalige Hauptkirche der Jesuiten; das alterthümliche Rathhaus; das Universitätsgebäude oder Carolinum; das ehemalige Jesuitencollegium, Clementinum, mit den Hörsälen der Universität; das erzbischöfliche Seminarium, das von 3—400 Seminaristen oder jungen sich vorbereitenden Weltgeistlichen bewohnt wird, für deren Bildung es von Joseph 1784 bestimmt wurde, nachdem es von 1556 bis 1773 ein Jesuitenkloster gewesen war (in ihm sind die Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, die Malerakademie, Buchdruckerei, Buchhandlung, zwei Kirchen, viele Wohnungen der angestellten Lehrer ꝛc. enthalten); ferner die Universitätsbibliothek; die Sternwarte und das geschmackvolle böhmische Nationaltheater; 2) in der Neustadt die St. Ignazkirche von edler, geschmackvoller Bauart; die schöne Kirche zur Himmelfahrt Mariens, das Hauptzollamtsgebäude (ehemaliges Franciskanerkloster), sowohl in Hinsicht des Umfanges, als der Schönheit eines der ersten Bauwerke dieser Art, und das Militairkrankenhaus, ein ungeheuer langes und großes Gebäude; 3) in der Kleinseite: die St. Nikolauskirche mit einem großen Portale und einer hohen Kuppel, eine der prächtigsten Kirchen in P. und von Jesuiten erbaut, und 4) in dem Hradschin: die königliche Burg, größer als die kaiserliche zu Wien, mit 440 Zimmern und einem sehenswerthen Garten, 1348 von Karl IV. nach dem Muster des pariser Louvre erbaut, im XVI. Jahrh. abgebrannt und vorzüglich von Maria Theresia erneuert; ferner: die alte ehrwürdige Domkirche zu St. Veit, im X. Jahrh. angefangen und von 1300—1500 vollendet, gothischen Styls und durch Kühnheit des Baues einzig in ihrer Art, mit der prachtvollen Kapelle des heiligen Wenzeslaus, die an den Wänden mit Achat, Amethyst, Jaspis und Chrysopras bedeckt ist, dem kostbaren Grabe des heiligen Johann von Nepomuk, der in silbernem Sarge ruht, und dem schönen 314 F. hohen Thurme; das Prämonstratenserstift Strahof mit seiner Kirche, die eine große kunstreiche Orgel und treffliche Gemälde besitzt, und mit einer wichtigen Bibliothek von 50000 Bänden und Museum; die von vielen (Kirchen) Kapellen umgebene Loretokirche und das heilige Haus (nach jenem zu Loreto in Italien erbaut) mit einem reichen Schatze. Unter den 68 Privatpalästen zeichnen sich vorzüglich aus: der gräflich Waldstein'sche, in altrömischen Style erbaut und mit einem schönen Garten; der prächtige gräflich Czernin'sche, dessen innere Pracht der äußern Hoheit entspricht; die Paläste der Fürsten Colloredo-Mansfeld und Kinsky; das fürstlich Schwarzenberg'sche Majoratshaus; die Paläste der Grafen Clam-Gallas, Wratislav ꝛc. P. besitzt zahlreiche Unterrichts-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. An der Spitze der ersten steht: die Karl-Ferdinandeische Universität, gestiftet 1348, welche im Mittelalter eine so glänzende Rolle spielte und welche, nachdem sie während der durch die Hussiten verursachten Unruhen in den größten Verfall gekommen war, ihre Wiederherstellung der Kaiserin Maria Theresia, den Kaisern Joseph II. und Franz II. verdankt und zu welcher 1 Rector, 5 Directoren, 4 Decane, 6 Senioren, 4 Facultäten (der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie), 2000 Studirende, eine Bibliothek von 130000 Bänden, eine von Joseph II. und Franz II. reich dotirte Sternwarte, eine Hebammenschule, 5 klinische Institute (darunter 2 für Chirurgie), Sammlungen für Zoologie und Anatomie, ein Naturaliencabinet, ein botanischer Garten und werthvolle Sammlungen gehören; 3 Gymnasien; 1 Hauptmuster-, 1 Normal-, 3 Haupt-, 4 deutsche Stadt- und 9 Mädchenschulen; ein israelitisches Lehrinstitut; ein polytechnisches Institut; ein Taubstummen- und Blindeninstitut; eine Maler- und Zeichenakademie (ge-

stiftet 1800); Schwimmschulen (seit 1811); 3 Erziehungshäuser für Soldatenknaben; eine technische Lehranstalt; Vieharznei-, Reit-, Fecht- und Tanzschulen; ein musikalisches Conservatorium (seit 1810); eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften; eine patriotisch ökonomische Gesellschaft; ein seit 1818 gestiftetes böhmisches Nationalmuseum, bestehend aus einer Bibliothek und aus einer Naturalien-, Münz- und ethnographischen Sammlung; ein Cabinet der Wissenschaften; ein kaiserlich königliches Kunstcabinet; 6 vorzügliche Privatcabinette; 6 Münzcabinette; 15 vorzügliche Gemäldegallerien; mehrere Privatbibliotheken und Kupferstichsammlungen; eine Gesellschaft des vaterländischen Museum; eine Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, ein pomologischer Verein rc. An Künstlern zählt man 90, an Buchhandlungen 20, an Kunsthandlungen 10 und an Druckereien 9; doch ist der Buchhandel verhältnißmäßig unbedeutend und die Druckereien stechen gegen die Wiener sehr ab. An Wohlthätigkeits- und Gesundheitsanstalten sind merkwürdig: die Rettungsanstalt für Scheintodte (seit 1792); die Vereinigung zur Unterstützung der Armen; das neue Armenhaus für 300 Gebrechliche; das Privatwaisenhaus; das Privattaubstummeninstitut; das Privatinstitut für blinde Künstler; das allgemeine Wittwen- und Waiseninstitut; das welsche Hospital; das Lombard; das Arbeitshaus; das bürgerliche Krankenhaus; das Irrenhaus; das Gebärhaus; das Curhaus für venerische Kranke; das Siechenhaus; die Spitäler der barmherzigen Brüder, Elisabetherinnen und Kreuzherren; das Lazareth. An Straf- und Besserungsanstalten findet man 1 Zuchthaus, 1 Arbeitshaus für Müßiggänger, 1 Provinzialstrafhaus und 1 Militairstockhaus. P. ist auch der Mittelpunkt des böhmischen Kunstfleißes; die größten Manufacturen und Fabriken bestehen in Baumwolle und Leinewand, von welchen es 58 gibt, Fayence-, Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren, Handschuhen, Leder, seidenen Zeuchen, Seidenband, Silberplattirungen, Kastenbeschlägen, Knöpfen und Messingwaaren, Tapeten, Cichorien; mehreren Liqueurbrennereien; der kaiserlich-königlichen Tabaksfabrik, 1 Papiermühle und mehreren Salpetersiedereien. Die Handwerker arbeiten gut und theilen sich in Commerzial- und Polizeigewerbe; letztere sind durchgehends zünftig. Der Handel ist sehr blühend und wird durch 42 Großhändler, christliche und jüdische Kaufleute, betrieben und zu diesem Behufe befindet sich in P. eine Handelsgesellschaft. Die wichtigen Handelsproducte und Fabrikate begründen einen lebhaften Speditions- und Wechselverkehr; der inländische Waarenabsatz geht in die Millionen. Dreimal im Jahre werden Jahrmärkte und ein großer Wollmarkt gehalten. Für das gesellige Vergnügen sind ein obenerwähntes Nationaltheater, 1 Redoutensaal, 1 adelige Resource, 30 Tanzsäle, unzählige Caffee-, Wein-, Bier- und Speisehäuser, Garküchen, 52 größere Gasthöfe und 3 Bäder vorhanden; aber die Geselligkeit ist bei dem verschlossenen, einsylbigen, kalten und fremdartigen Tone der Prager gering; öffentliche Spaziergänge und Gärten gibt es wenige. Die Moldauinseln, der Schloßgarten, der Waldstein'sche Garten, die neue Allee zwischen der Alt- und Neustadt, der Stern, worin des Erzherzogs Karl Denkmal, der Baumgarten, der gräfliche Lanel'sche Garten, die Wimmerschen Anlagen, die Zikenke, das Belvedere gehören zu den vorzüglichsten Vergnügungsorten und Spaziergängen in den reizenden Umgebungen Prags, in welchen man unter andern findet: den Ziskaberg, mit einer schönen Aussicht, an dessen Fuße das neue prächtige Invalidenhaus steht (merkwürdig ist er durch den Kampf der Hussiten [1420] gegen den mit 30000 Mann anstürmenden Kaiser Sigismund und durch den Sturm der Preußen am 6. Mai 1757, wo Schwerin endete); den weißen Berg mit einer Wallfahrtskirche zum Andenken der Schlacht im Jahre 1620; die Cibulka, eine schöne Parkanlage, und das Benedictinerstift Brzewnow oder St. Margareth mit Garten, beide am Fuße des weißen Berges; das schöne Thal Scharka bei Degwitz, welches von den Pragern die

böhmische Schweitz genannt und häufig besucht wird, und Bubenetsch, Dorf, dessen ganze Gegend mit Hülfe der Kunst zu einer schönen Anlage umgeschaffen worden ist. Die Einwohner Prags sind theils Böhmen (Czechen, Tschechen), welche die größte Zahl ausmachen, theils Deutsche, welche von Karl IV. dahin berufen wurden; überdieß gibt es auch noch Juden und gegen 100 Italiener. Was die bürgerlichen Verhältnisse anlangt, so haben die Prälaten-, Herren- und Ritterstände ihre eigene Gerichtspflege und der Magistrat, unter dem auch die Juden stehen, die überdieß noch für viele Gelegenheiten einen jüdischen Rath haben, regiert den Bürgerstand. Die vorherrschende Religion ist die katholische, neben welcher auch die protestantische seit Joseph II. gleiche Rechte genießt; dabei machen auch Reformirte und Lutheraner schon lange eine Gemeinde aus. In Hinsicht der Lebensweise, Sitten und Vergnügen ist zu bemerken, daß der Adel sich von dem Bürgerstande entfernt hält und der physische Genuß dem geistigen vorgezogen wird. — P. wurde vermuthlich um 722 von der Königin Libussa gegründet und war im XIII. Jahrh. schon so befestigt, daß es den Tataren trotzen konnte; allein ihre jetzige Gestalt erhielt es erst unter Karl IV., und nach dem Hussitenkriege, wo es sehr gelitten hatte, wurde es durch regelmäßigen Anbau verschönert. Doch hatte die Altstadt am wenigsten gelitten, weßhalb sie auch am unregelmäßigsten geblieben ist. 1744 litt P. durch die Belagerung sehr und 1757 brannten 880 Häuser ab. — Schlachten bei Prag. 1) Schlacht auf dem weißen Berge den 8. Nov. 1620. Obgleich sich der von den Böhmen zum Könige erwählte Friedrich in dem schweren Kampfe, den er auf sich genommen hatte, auf seine eigene unbeträchtliche Hausmacht und auf die Kraft der Böhmen beschränkt sah, hatte er doch über Pomp und Lust die Anstalten zur Gegenwehr versäumt. Also überfiel den noch schlecht Gerüsteten das 50000 Mann starke Heer der Feinde unter Maximilian's von Baiern persönlicher Anführung vor den Thoren Prags. Die kaum angefangenen Verschanzungen der 28000 M. starken Böhmen unter Christian von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe und Thurn auf dem weißen Berge gewährten keinen Schutz gegen die Übermacht; sie selbst litten Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen und waren von geringem Muthe beseelt. Dem heftigen Andrängen der Kaiserlichen von Süden und der Baiern von Westen her hielt daher nur die deutsche Reiterei einige Zeit Stand; die ungarische Reiterei ergriff bald die Flucht; das Fußvolk folgte und in einer Stunde war Friedrich's Heer geschlagen und zerstreut und alles Geschütz nebst 100 Fahnen von den Feinden erobert. Friedrich, der von den Wällen Prags die Schlacht nur aus der Ferne angesehen hatte, verlor mit ihr zugleich alle Entschlossenheit und entfloh mit den vornehmsten böhmischen Herren. Die Hauptstadt P. und ihrem Beispiele folgend das ganze Königreich ergaben sich dem Sieger (s. Dreißigjähriger Krieg und Friedrich V. von der Pfalz). — 2) Im siebenjährigen Kriege am 6. Mai 1757. Nachdem die Kaiserin Maria Theresia den Bruder ihres Gemahls, den Prinzen Karl von Lothringen, zum Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere ernannt hatte, bezog derselbe eine Defensivstellung bei P., um hier seine Macht noch zu verstärken, welches er zu einem Vordringen nach Schlesien für nothwendig erachtete. So wünschte es Friedrich II., der seinerseits den Prinzen noch in dem Glauben zu bestärken suchte, daß er selbst nur auf Vertheidigung denke. Doch plötzlich, als jener sich sicher glaubte, brachen die preußischen Heere in 4 Colonnen über die Gebirge in Böhmen ein, nahmen alle Vorräthe der Östreicher und vereinigten sich zur festgesetzten Stunde am Morgen des 6. Mai in der Nähe von P. Der Prinz von Lothringen zog seine Haufen eilig zusammen und hielt sich in seiner sehr festen, verschanzten Stellung auf den Bergen bei P. ganz sicher. Ungeachtet des Rathes des alten Feldmarschalls Schwerin, den Angriff auf den nächsten Tag zu verschieben, um den ermüdeten Kriegern Ruhe zu geben und Zeit zu gewinnen, die Beschaf-

fenheit des Schlachtfeldes kennen zu lernen, beschloß Friedrich, dem jede Stunde, welche die Entscheidung verzögerte, verloren schien, und in diesem Vorsatze durch den General Winterfeld bestärkt, sogleich die Schlacht. Um 1 Uhr Nachmittags, bis wohin die Vorbereitungen in dem ungünstigen, theils sumpfigen, theils bergigen Boden gedauert hatten, begann die Schlacht. Alle Angriffe mißlangen anfangs; furchtbar wirkte das Geschützfeuer der Östreicher auf die anrückenden Preußen; reihenweise streckte das Kartätschenfeuer dieselben zu Boden und es schien unmöglich, gegen solche verheerende Gewalt der Naturkräfte gepaart mit menschlicher Tapferkeit etwas auszurichten. Als die preußische Schlachtordnung daher endlich anfing zu wanken, da ergriff der alte Feldmarschall Schwerin eine Fahne, rief seinen Kriegern zu und trug sie selbst gegen die feindlichen Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er von 4 Kartätschenkugeln getroffen und starb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, führte seine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte dieselbe; der Herzog von Braunschweig drängte den linken Flügel der Östreicher von Berge zu Berge zurück und eroberte 7 Schanzen. Indeß noch immer war der Sieg unentschieden, bis durch eine tödtliche Kugel getroffen der Feldmarschall Brown ordnend und leitend in dem Heere der Östreicher fehlte. Der König Friedrich, der mit scharfem Auge das Schlachtfeld überblickte, sah die Feinde wanken, entdeckte eine Lücke in ihrer Stellung und durchbrach, rasch in dieselbe eindringend, das Centrum ihrer Schlachtordnung. Dieß war der entscheidende Schlag; die Östreicher wichen auf allen Punkten zurück, der größere Theil suchte P. zu erreichen und ein anderer Theil zog sich nach Kuttenberg, wo der Feldmarschall Daun mit einem Hülfsheere stand. Dieser Sieg kostete dem preußischen Heere 16500 Todte und Verwundete und die theure Leiche des Feldmarschalls Schwerin. 71. 61.

Praga, eine befestigte Stadt am rechten Ufer der Weichsel in der polnischen Woiwodschaft Masovien, zählt 7000 Einwohner und wird als Vorstadt Warschaus betrachtet, mit dem sie durch eine 1580 Fuß lange Schiffbrücke verbunden ist. — Sie ist berühmt in der Kriegsgeschichte durch den Sturm der Russen unter Suwarow den 4. Nov. 1794. — Kosciuszko's Fall bei Masziewice entschied das Schicksal Polens; denn wenn gleich der hohe Nationalrath den General Wawrzecki zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, so fühlte dieser doch selbst, daß er der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen sei, Polen zu retten. Die feindlichen Heere rückten der Hauptstadt mit jedem Tage näher und vermehrten die Verwirrung in derselben. Eiligst wurden Dombrowski und Madalinski aus Preußen, Mokranowski aus Litthauen herbeigerufen; Zajonczek bezog ein Lager vor P. und Poniatowski deckte das linke Ufer der Weichsel. Unaufhörlich arbeitete Alles, was sich rühren konnte, an den Befestigungen von P. und die Wünsche des Hofes sich den Russen, der begüterten Einwohner, sich den Preußen zu ergeben, wurden durch den Entschluß der Menge, sich zu vertheidigen, unterdrückt. Der General Ilinski, welcher inzwischen einen neuen Versuch zum Übergange über die Narew gemacht hatte, wurde von dem preußischen Generale Günther am 24. Oct. geschlagen, eine andere polnische Abtheilung von dem Prinzen von Holstein-Beck bei Ostrolenka gefangen und nur mit Mühe entgingen Dombrowski und Madalinski den von allen Seiten gegen sie heranziehenden Preußen und gelangten glücklich nach Warschau. Schon waren West- und Südpreußen von den Polen geräumt und die Insurrection ihrer Auflösung nahe, und so erhielten die in Polen befindlichen preußischen Truppen den Befehl, eilend gegen Warschau vorzudringen, um dasselbe früher als die Russen zu besetzen. Dieß bewog Suwarow, welcher sich mit Fersen und Denisow vereinigt hatte, mit seinen Russen den Preußen zuvorzukommen, und schon am 26. griff er Zajonczek mit Übermacht an und warf ihn in die

Verschanzungen von P. zurück. Der Kern der polnischen Linientruppen und die Nationalgarde hatte mit mehr als 100 Geschützen diese Verschanzungen besetzt. Wuth und Verzweiflung beseelte Soldaten und Feldherrn; Sieg oder Tod war ihre Losung. Am 3. Nov. eröffneten die Polen durch eine Kanonade des russischen Lagers den letzten verhängnißvollen Kampf; am nächsten Morgen, den 4. Nov., griffen dagegen vor Tagesanbruch die Russen stürmend die Verschanzungen von P. an und binnen einer Stunde waren dieselben, zuerst auf dem linken Flügel, erstiegen. Die Brücke über die Weichsel war zerstört und unerhörte Greuel jeder Art begannen in dem unglücklichen P.; 8000 Mann polnischer Truppen bedeckten den Kampfplatz, unter ihnen die Generale Jasinski und Grabowski; die meisten Oberofficiere nebst dem General Meyen waren in Gefangenschaft gerathen; mehr als 12000 Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts wurden von den wilden Siegern ermordet und mit ihren Wohnungen verbrannt. Die letzte Hoffnung der Polen war nun verschwunden, der letzte Muth, die letzte Kraft erschöpft. Da begab sich Ignaz Potocki im Auftrage des hohen Rathes in das russische Lager, um mit Suwarow über die Übergabe Warschaus zu unterhandeln. Suwarow verweigerte es, weil er mit keinem Anführer einer Insurrection unterhandeln werde, und so kehrte er denn unverrichteter Sache nach Warschau zurück. Am 4. Nov. sandte hiernach der Stadtrath 3 Abgeordnete in gleicher Absicht ins russische Lager und am 5. Nov. kamen schon die vorläufigen Bedingungen der Übergabe zu Stande. Nach denselben mußten alle Waffen und grobes Geschütz an die Russen abgeliefert, die Brücke über die Weichsel aufs Schleunigste hergestellt und die Stadt von russischen Truppen besetzt werden; dagegen ward der polnischen Besazzung freigestellt, sich zu entfernen, den Einwohnern aber vollkommene Vergessenheit alles Geschehenen verheißen. Die Capitulation ward in allen Punkten bestätigt; der hohe Rath löste sich auf; Wawrzecki legte seine Gewalt in die Hände des Königs nieder und die alte Ordnung der Dinge ward so viel als möglich wieder hergestellt. Am 8. Nov. zogen die Russen über die wieder hergestellte Weichselbrücke in Warschau ein. 61.

Pragmatisch (von πρᾶγμα, die That, Handlung, das Geschäft), eigentlich thätig, geschäftig, in den Geschäften erfahren, gewandt, klug, wird in neuerer Zeit besonders diejenige Darstellungsform der Geschichte genannt, bei der die Reihenfolge der einzelnen Begebenheiten durch deren innern Zusammenhang als Ursache und Wirkung bestimmt wird. Dieser Pragmatismus der geschichtlichen Methode ist aber unterschieden von dem Pragmatismus der Geschichte, welcher in einer Auswahl und Anordnung der Facta besteht, die der Nachwelt zur Belehrung und Warnung bei ihren Begegnissen dienen kann und soll. Daß man hierin oft fehlgreifen mußte, läßt sich bei der Schwierigkeit der Aufgabe leicht erwarten. 77.

Pragmatische Sanction heißt in weitester Bedeutung ein landesherrliches Edict oder Vertrag, vorzugsweise aber folgende Urkunden: 1) das zweite Grundgesetz der gallikanischen Kirche, das von Karl VII. von Frankreich 1438 zu Bourges gegeben wurde und größtentheils die Feststellungen des baseler Concils wiedergab; 2) Karl's III. von Spanien Abtretungsurkunde des Throns beider Sicilien an seinen dritten Sohn Ferdinand und dessen Nachkommen (1750); 3) die Urkunde, in welcher vom Kaiser Karl VI. die Erbfolge der weiblichen Nachkommen nach dem Aussterben der männlichen in seinen Staaten ausgesprochen wird. Über die Folgen derselben vergl. die Artt. Kaiser Karl VI., Maria Theresia und Erbfolgekriege. Bisweilen werden auch das Edict von Nantes, der passauer Vertrag von 1552, der augsburger Religionsfrieden von 1555 und der westphälische Friede 1648 pragmatische Sanction genannt. 77.

Prahm, auch **Prame**, heißt in Seehäfen ein plattes Fahrzeug mit flachem

Boden, dessen man sich namentlich zum Ein- und Ausladen der Schiffe, weil man mit demselben bequem ans Land fahren kann, bedient. Nach ihrer Bestimmung hat man ihnen verschiedene Namen gegeben. 35.

Prairien (spr. Prärien), Wiesenländer, ist ein anderer Name der ungeheuern gras- und waldreichen Flächen Nordamerikas, welche gewöhnlicher Savannen genannt werden (s. Nordamerikanischer Freistaat). In neuerer Zeit ist vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt worden durch Cooper's „Prairie" (1827) und W. Irving's „Reise auf den Prairien" (1834). 30.

Praktisch, s. Praxis.

Pram (Christen Henriksen), ein geschätzter dänischer Dichter, am 4. Sept. 1756 auf Lesia in Guldbrandsdal in Norwegen geboren, zeigte schon in früher Jugend nicht geringe poetische Anlagen und erhielt von seinem Vater, welcher die Stelle eines Landpredigers in Seeland bekleidete, eine sehr sorgfältige Erziehung. Nach Beendigung seiner juristischen Studien zu Kopenhagen, wo er mit den Dichtern Ewald, Wessel u. A. bekannt wurde, arbeitete er bei der Generalverwaltung des Handels und der Staatsökonomie (1781—1815) und bekam den Titel eines Staatsrathes. In dieser Stellung und mit den nöthigen Kentnissen in den Staatswissenschaften, der Geschichte, Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie ausgerüstet machte er eine wissenschaftliche Reise durch Norwegen und legte seine gehaltreichen und ersprießlichen Bemerkungen in periodischen Blättern nieder. Mit Rahbek redigirte er die vielgelesene Zeitschrift „Minerva" (1785—1807), welche als das vorzüglichste dänische periodische Blatt jener Zeit angesehen werden muß und Aufklärung unter allen Ständen verbreitete. Gutmüthigkeit und Leichtsinn hatten P. in sehr dürftige Verhältnisse gebracht und als er 1815 seine Stelle aufgeben mußte und auf Wartegeld gesetzt wurde, vermochte er sich kaum aus den Händen seiner Gläubiger zu retten. In seinem Alter erhielt er auf sein Ansuchen eine Zollverwalterstelle auf der westindischen Insel St. Thomas, wo er sich aber nicht an das Klima gewöhnen konnte und schon am 25. Nov. 1821 starb. Sein Dichterruhm gründet sich hauptsächlich auf das Nationalepos: „Staerkodder" (Kopenh. 1785. 8.), welches in funfzehn Gesängen, bald in ernstem, bald in scherzhaftem Tone die Großthaten und Abenteuer der Helden aus der nordischen Vorzeit feiert. Erfindung, Plan, Ausführung der Charaktere, Sprache und Verse sind gleich lobenswerth. Seine Heroide: „Philippa an Erich" (1779) erhielt den von der Gesellschaft für schöne Wissenschaften ausgesetzten Preis und seine komischen und satyrischen Erzählungen (deutsch von C. F. Sander, Kopenh. 1802—1803. 2 Thle. 8.), welche an Voltaire's Art und Weise erinnern, sind noch immer sehr beliebt; seine Trauerspiele („Damon und Pythias", 1789; „Frode und Fingal", 1790; „Olinde und Sophronia") aber sind zu kalt, als daß sie sich auf der Bühne hätten erhalten können. Eine Sammlung seiner Werke (Kopenh. 1824. 6 Bde. 8.) hat Rahbek herausgegeben. (Vgl. J. T. Höst's „C. H. Pram, et biografisk Omrids", Kopenh. 1819. 8.) 66.

Pranger, franz. carcan, poteau; engl. pillory, halsong, ist die Bezeichnung einer entehrenden Strafe für gröbere Verbrecher, wodurch die Person vor Verbüßung der ordentlichen Strafe durch Ausstellung auf kurze Zeit an einem öffentlichen Orte allgemein kennbar gemacht werden soll. Er besteht gewöhnlich aus einem mit einer Kette an einen Pfahl (Schandpfahl) oder an die Mauer (gemeiniglich auf einer etwas erhabenen Stelle) befestigten starken eisernen Ringe, welcher um den Hals gelegt wird (daher auch Halseisen) genannt. Daneben hat meist der Ausgestellte eine Tafel umhängen, auf welcher sein Verbrechen genannt ist. 3.

Pratĭnas, ein altgriechischer Dichter zur Zeit des Phrynichus, Chörilus und Äschylus um 500 vor Chr., aus Phlius gebürtig, bildete die dramatische Dichtkunst weiter aus und wurde der Schöpfer des Satyrdrama. Er soll im Ganzen

50 dramatische Gedichte verfaßt haben, unter denen 30 Satyrdramen gewesen sein sollen. Leider sind alle seine Schriften im Strome der Zeit verloren gegangen. Nur ein einziges unbedeutendes Fragment eines dithyrambischen Gedichts von P. befindet sich im Athenäus. 20.

Praxagŏras von Kos, Sohn des Nearchus und Zeitgenosse des Diokles, gehörte zur Familie der Asklepiaden. Sein Name ist in der Geschichte der Anatomie und Pathologie unsterblich, indem er zuerst die Unterschiede zwischen Arterien und Venen festsetzte und erkannte, daß den Verzweigungen der Aorta allein der Pulsschlag eigenthümlich sei, ob er gleich dabei immer noch annahm, daß die Arterien im natürlichen Zustande Luft führen; er ist ferner als Gründer der Pulslehre zu betrachten, indem er bewies, daß der Puls im natürlichen Zustande anders als in Krankheiten stattfindet und daß er da als ein Zeichen des veränderten Lebenszustandes anzusehen ist. Wir übergehen andere minder wichtige Entdeckungen in der Anatomie und bemerken nur noch, daß er zuerst die Ursache aller Krankheiten in den Säften und ihrer Verderbniß suchte und deßwegen der Erfinder der Humoralpathologie mit Recht genannt wird. — Seine Schriften sind sämmtlich verloren gegangen. 39.

Praxis, franz. pratique; engl. practice, ist Ausübung, Thätigkeit, vorzüglich im Gegensatze zur Lehre oder Theorie (s. d. Art.), wo sie dann Anwendung der aufgestellten Grundsätze auf wirkliche Fälle ist; weßhalb man das Wort auch nur da braucht, wo nothwendig auf vorausgegangene Theorie geschlossen werden muß, wie ärztliche, advocatorische ꝛc. P. — Praktisch ist daher sowohl das, was sich aufs Leben anwenden läßt, als auch derjenige, welcher seine Kenntnisse anzuwenden versteht, und Praktiker (practicus) ein solcher, welcher sich mehr mit Ausübung und Anwendung der Grundsätze einer Wissenschaft, im Gegensatze zum Theoretiker, welcher sich mehr mit der Theorie derselben beschäftigt. — Praktik dagegen ist ein jetzt veralteter Name der abgekürzten Rechnungsweisen, wofür hauptsächlich die Benennung „welsche Praktik“ üblich war. 30.

Praxitĕles, einer der vorzüglichsten griechischen Bildhauer, lebte um das Jahr 350 zu Athen, seiner wahrscheinlichen Vaterstadt. Mit ihm beginnt die Periode des dritten oder schönen Styls der griechischen Bildhauerei, welcher in Lysippus (s. d. Art.) seinen Glanzpunkt und zugleich sein Ende erreichte; doch muß P. allerdings den Ruhm, der Schöpfer dieses Styls zu sein, mit Skopas, seinem Zeitgenossen, theilen. Er arbeitete in Marmor und Erz und stellte am Liebsten Götterbilder dar, jedoch nicht die erhabene Gestalt eines Zeus oder eines Heroen, sondern die reizendere der Venus und des Cupido. Unter seinen Arbeiten, von denen Plinius („Histor. nat.“, XXXVI, 4. 5.) ein Verzeichniß gibt, waren die berühmtesten: „die knidische Venus“ (über diese s. d. Art. Knidos), „der thespische Cupido“, „der Satyr“ (Peribōtos), einige Standbilder des Bacchus, der Demeter und Artemis, „der Eidechsentödter“ und mehrere Standbilder von berühmten Hetairen, denen er selbst (wie der Phryne und Kratina, seinen muthmaßlichen Modellen) sehr geneigt war. Werke dieser Art arbeitete er meist in Marmor. Unter denen endlich, die er in Erz fertigte, wird als vorzüglich ein Standbild des Harmodius und Aristogiton erwähnt. — Zur Zeit des Pompejus lebte ein geschickter Bildhauer gleiches Namens zu Rom, der besonders im Erzgießen sehr berühmt war. Auch schrieb er ein (verloren gegangenes) Werk, in welchem die damals vorhandenen Werke der berühmtesten Bildhauer zusammengestellt und beschrieben waren. 36.

Precarium, wörtlich: das Bittweise, enthält die dem Andern auf Ersuchen zugestandene Erlaubniß, daß er sich des Gebrauchs einer Sache oder eines Rechts, welches wir nicht für immer überlassen wollen, einstweilen bis auf Widerruf anmaße, z. B. daß der Nachbar für seine Person aus unserm Brunnen

Wasser schöpfe, den kürzern Weg über unser Grundstück nehme u. dergl. m. Es unterscheidet sich davon das Commodat oder die aus Gefälligkeit geschehene Überlassung eines Gegenstandes zum einstweiligen unentgeldlichen Gebrauche (z. B. das Leihen eines Buchs zum Lesen). Die Eigenheit des Bittweisen ist die, daß es zu jeder Zeit beliebig widerrufen werden kann, also auch keine Verfallzeit und mithin keinen Anfang der Verjährungszeit hat; allein es ist Vorsicht nöthig, um den Beweis der Eigenschaft des Bittweisen (am Sichersten durch ein Bekenntniß des Bittenden) für immer bereit zu halten, damit sich nicht der Gegner oder dessen Nachfolger auf den jüngsten Besitz ꝛc. berufen. 10.

Prechtl (Johann Joseph), niederöstreichischer wirklicher Regierungsrath und Director des kaiserlich königlichen polytechnischen Instituts in Wien, am 16. Nov. 1778 zu Bischofsheim vor der Rhön im baierischen Untermainkreise geboren, studirte zu Würzburg Philosophie und Jurisprudenz und lebte seit 1801 in Wien, um an den Rechtsverhandlungen beim Reichshofrathe Theil zu nehmen. Bald gab aber P. seinen Plan auf, ging als Erzieher eines jungen Grafen nach Brünn und ergriff mit so ungewöhnlichem Eifer sein Lieblingsstudium, die Naturwissenschaften, daß er in den folgenden Jahren mehrere treffliche Beiträge zu Gilbert's „Annalen der Physik" und Gehler's „Journal der Chemie und Physik" lieferte und sich 1805 durch seine Schrift: „Die Physik des Feuers oder System der Brennstoffsparkunst" den Preis erwarb. 1809 wurde ihm vom Kaiser die Einrichtung einer Real- und Navigationsakademie zu Triest übertragen; doch durch die Kriegsereignisse daran verhindert kehrte er nach Wien zurück und erhielt interimistisch an der Realakademie den Lehrstuhl der Physik und Chemie, bis ihm 1815 an dem neu organisirten polytechnischen Institute das Directorium übertragen wurde. Außer mehreren Aufsätzen, die seitdem in physikalischen Zeitschriften von ihm erschienen sind, gedenken wir seiner „Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung" (2. Aufl. Wien 1817 f.); „Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas" (Ebend. 1817); „Jahrbücher des kaiserlich königlichen polytechnischen Instituts von 1819—1833" (17 Bde.); „Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens" (Stuttg. 1830—1833 4 Bde.). 35.

Prediger, lat. praedicator; franz. prédicateur; engl. preacher, heißt der protestantische Geistliche vorzugsweise, weil die Predigt (s. d. Art.) in seinen Amtsverrichtungen nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche die Hauptsache ist. 23.

Prediger Salomonis (im Hebräischen Koheleth, Versammler) ist der Titel einer alttestamentlichen Schrift, welche der Sprache und vielen darin behandelten Ideen nach unstreitig zu den jüngsten Büchern des alten Testaments gehört und in welchen von dem unbekannten Verfasser Salomo, als das Ideal der Weisheit im Morgenlande, gewissermaßen redend eingeführt wird. Es enthält eine Art von Skepsis über den Werth des Irdischen und stellt die Eitelkeit und Vergänglichkeit desselben dem innigen Glauben an Gott entgegen und läßt sich demnach als eine Untersuchung über die wahre Glückseligkeit des Menschen betrachten. Unter den Bearbeitern des Buchs nennen wir als die vorzüglichsten: van der Palm (Leyd. 1784), Bergst (Hamb. 1799), Spohn (Leipz. 1785), Umbreit (Gotha 1818), Kaiser (Erlangen 1823). 23.

Predigt (entstanden aus dem lat. praedicatio, Verkündigung, nämlich des göttlichen Worts), franz. prèche, sermon; engl. preachment, heißt im weitesten Sinne jeder Vortrag über irgend einen Gegenstand der Religion, im engern Sinne dagegen ein solcher Vortrag, welcher einen aus einer biblischen Stelle gezogenen Gedanken in möglichst vielseitiger Betrachtung den Zuhörern vorführt und für das Leben fruchtbar zu machen sucht. Da man aber hierzu auch die Homilie (s. d. Art.) und die geistliche Rede rechnen muß, so wird der Begriff der P., als zwi-

schen beiden mitten inne stehend, in der engsten Bedeutung meist auf die Erörterung einer an einen biblischen Ausspruch sich anschließenden religiösen Wahrheit beschränkt, während die Homilie die Erläuterung des Textes zur Hauptaufgabe hat und die einfache geistliche Rede einen besondern Lebensfall im Lichte der Religion betrachtet. Doch sind die Grenzen nicht so genau bestimmt; auch möchte eine strenge Sonderung dieser drei verschiedenen Arten durch einen kalten Schematismus dem Zwecke des Predigers nicht eben förderlich sein. Denn dieser ist einzig die Erbauung (s. d. Art.), welche nicht durch die Form, sondern durch den wahrhaft religiösen Geist der P. erreicht wird und dadurch sich am Schönsten kräftigt, daß die Aussprüche der Bibel in ihrer herrlichen Einfachheit dem Gemüthe nahe gebracht und in ihrer Bewährung für die einzelnen Verhältnisse des Lebens klar dargelegt werden. Darum muß eine ihrem Zwecke entsprechende Predigt sich mehr der Homilie nähern, d. h. die Textesworte müssen in ihren einzelnen Theilen oder ihren verschiedenen Beziehungen die eigentliche Seele der P. bilden; sie muß aber auch den Zuhörer in den Stand setzen, die dargelegten Wahrheiten im Leben wieder zu finden oder in Anwendung zu bringen. Es ist daher, auch abgesehen von der äußern Vollendung einer P. in der Form, schon an sich keine so leichte Aufgabe, eine gute P. zu halten, als es wohl scheinen mag; denn sie erfordert nicht nur eine innige Vertrautheit mit den Urkunden und dem wahren Geiste des Christenthums und ein eigenes tief religiöses Gefühl, sondern auch eine genaue Kenntniß der Falten des menschlichen Herzens, eine gründliche Bekanntschaft mit dem Leben und seinen Verhältnissen, ein klares Erfassen der Bedürfnisse und Fähigkeiten der Zuhörer und ein bestimmtes Eingehen in dieselben; Erfordernisse, welche sich nicht allzuhäufig in einem Prediger vereinigt finden. Die vorzüglichsten Bedingungen zu einer guten Predigt sind also: daß sie biblisch, ächt religiös, deutlich und praktisch sei; dabei muß sie jede Farbe irgend eines theologischen Systems vermeiden und Lehre und Anwendung stets in bestimmtes Verhältniß zu einander setzen. Die Wissenschaft, welche sich mit dem Wesen der Predigten beschäftigt, heißt Homiletik (s. d. Art.). Diese lehrt aber außer der angegebenen innern Beschaffenheit der P. auch die äußere Form, die Gestaltung derselben zu einem rhetorischen Kunstwerke, welches durch die gehörige Anordnung des Stoffs und die entsprechende Einkleidung der Sprache erzeugt wird. In dieser Beziehung behandelt sie aber die P. wie jede andere Rede und macht dieselben Anforderungen an dieselbe, wie an jene, nur daß bei der P. die äußere Form immer blos als Mittel zum Zwecke und in untergeordneter Stellung, nicht als Hauptsache genommen werden muß. — Aus den zahlreichen in der neuern und neuesten Zeit erschienenen Predigtsammlungen ausgezeichneter Kanzelredner nennen wir nur die von Reinhard, Ammon, Demme, Schmalz, Dräseke, Alt, Röhr, Zimmermann, Schleiermacher, Schott, Marezoll, Veillodter u. A. Zu empfehlen ist die von Schott begonnene und von Danz fortgesetzte „Sammlung von Musterpredigten" (Leipz. 1836 ff.). 23.

Preis, lat. pretium; fr. prix, valeur; engl. prize, ist im Allgemeinen die (nach Geld berechnete) Summe, für welche man im Handel etwas gibt oder erhält. Er ist also nicht zu verwechseln mit dem Werthe (s. d. Art.), welcher sich immer nur auf das Bedürfniß, die angewandte Mühe und die größere oder geringere Seltenheit der Dinge bezieht, während der P. nur das wirklich Bezahlte oder zu Bezahlende ausdrückt und über oder unter dem Werthe stehen kann. — Hiervon abgeleitet nennt man auch P. die Sache von Werth, welche für die Gelingung irgend einer bestimmten Leistung gegeben wird, und hat daher einerseits Preisaufgaben, Preisfragen rc., andererseits Preisschriften, Preiskunstwerke rc. Solche Preise pflegen häufig von Regierungen, gelehrten Gesellschaften und andern Vereinen rc. zur Aufmunterung der Industrie, Kunst und Forschung aufgestellt zu werden; auch finden auf mehrern Universitäten zur Auf-

munterung des Fleißes der Studirenden solche **Preisaufgaben** statt. Die gewöhnliche Bezeichnung für die Verleihung des Preises ist **krönen**. 30.

Preißelbeere, s. Heidelbeere.

Preißler ist der Name einer achtungswerthen Künstlerfamilie. — **Daniel P.**, geb. 1627 zu Prag, gest. zu Nürnberg 1665, erwarb sich einigen Ruhm als Historien- und Portraitmaler. — **Johann Daniel P.**, geb. im Jahre 1666 zu Dresden, gest. 1737 als Director der Akademie zu Augsburg, war ebenfalls Historienmaler und zugleich ein trefflicher Zeichner. Sein Werk: „Zeichnenakademie" wurde sonst geschätzt. — Sein ältester Sohn, **Joh. Justin P.**, geb. 1698 zu Nürnberg, gest. 1771 als Nachfolger seines Vaters zu Augsburg, zeichnete sich in demselben Fache und als Portraitmaler aus; auch hat man von ihm ein Werk über Bildwerke (1732). Seine Gattin, **Susanna Maria**, geb. daselbst, war geschickt im Steinschneiden. — **Georg Martin P.**, sein Bruder, geb. zu Nürnberg 1700, gest. daselbst 1754, erwarb sich als Kupferstecher verdienten Ruf, mehr aber noch **Johann Martin P.**, der dritte Bruder, geb. 1715 zu Nürnberg, gest. als Professor der Malerakademie zu Kopenhagen im Jahre 1794, dessen Arbeiten, wie z. B. Friedrich V. (von Dänemark) zu Pferde und die Madonna della Sedia nach Raphael, zu den besten gehören, welche das XVIII. Jahrh. hervorgebracht hat. Auch der jüngste der vier Brüder, **Valentin Daniel P.**, geb. 1717, gest. 1765 zu Nürnberg und **Johann Georg P.**, der Sohn Johann Martin P.'s, geb. 1757, gest. als Professor der kopenhagener Akademie, sind als geschickte Kupferstecher bekannt geworden. 36.

Premse, Premswerk, s. Bremse, Bremswerk.

Prellschuß, s. Rikoschettschuß.

Preobraschenskische Garde, s. Peter I. von Rußland.

Presbyter (*πρεσβύτεροι*, Ältere, Älteste) war ein nach dem Vorbilde der jüdischen Synagoge gebildeter Amts- und Ehrenname bei den ersten Christen, und zwar wurden diejenigen Personen so genannt, welchen die Leitung aller nichtreligiösen gemeinsamen Angelegenheiten einer Gemeinde anvertraut war. Sie waren also Vorsteher der Gemeinden und ihre Wortführer und übten eine Art von Censoramt, wie in den Synagogen der Archisynagogos und die Beisitzer im Synedrium oder im Städterathe (bei den Juden זְקֵנִים, bei den Heiden *γερουσία*, senatus). Mit dem Lehramte an sich hatten sie nichts zu thun; doch werden schon früh **regierende** (*κυβερνῶντες*) und **lehrende** (*διδάσκοντες*) P. unterschieden, von denen die letztern vorzüglich die Reinheit der Lehre zu bewahren hatten und der Natur der Sache nach auch bei den ersten Christen in höherer Achtung (1 Timoth. 5, 17. Tit. 1, 7—11.) standen. Ursprünglich waren die P. von den Bischöfen (*ἐπίσκοποι*) nicht verschieden, sondern mit denselben identisch, wie aus Apostelgesch. 20, 17. 28. 1 Petr. 5, 1. 2. Philipp. 1, 5. 7. klar hervorgeht, indem wahrscheinlich diejenigen P., welche **regierende** und **lehrende** zugleich waren, *ἐπίσκοποι* genannt wurden. Sie wurden übrigens von der Gemeinde gewählt, in der frühesten Zeit den Aposteln vorgestellt und von diesen durch Gebet und Handauflegung zu ihrem Amte eingeweiht. Als in der Folge ein besonderer geistlicher Stand sich bildete, wurden aus den Presbytern Priester und Pfarrer, die im Range unmittelbar auf die Bischöfe folgten, wie denn auch jetzt noch in der katholischen Kirche das **Presbyteriat** zu den höheren Priesterorden gehört, welches die Befugniß hat, „das Altarsacrament zu consecriren und zu opfern, und die Gewalt, von den Sünden zu absolviren." 63.

Presbyterianer. Die eigenthümliche, weder katholische noch calvinische Kirchenform, welche unter der Königin Elisabeth in England 1559 durch ein Parlamentsgesetz unter dem Namen der Episcopalkirche constituirt wurde, mußte die Parteien, da sie keiner genügen konnte, statt zu vereinigen, nur noch weiter von

einander entfernen. Die Trennung der calvinisch Gesinnten erfolgte sogleich, als ein größerer Theil ihrer Geistlichen bei einer Kirchenvisitation im Jahre 1562 die Unterzeichnung der Uniformitätsacte von demselben Jahre verweigerte. Man nannte sie davon Nonconformisten. Den Namen Presbyterianer erhielten sie aber von ihrer Forderung einer Presbyterialverfassung, deren Nothwendigkeit sie durch Berufung auf die älteste Kirchenverfassung zu beweisen suchten. Sie selbst scheinen sich lieber Puritaner genannt zu haben, um damit ihren Reformationsbegriff auszusprechen, nämlich den der vollen Reinheit in der Auffassung der von Christus und den Aposteln aufgestellten Lehre, wie der Zurückführung auf die einfachen Formen des Cultus, namentlich durch dessen Entsinnlichung. Eine mehrfache Bedrückung der P. von Seiten der Episkopalen war die nächste Folge ihrer Trennung und bei einer 1573 wiederholten Visitation wurde ihnen alles Predigen und Schreiben untersagt. Doch alle Verfolgungen waren um ihrer Zahl willen fruchtlos, besonders seitdem sie an dem Covenant des gleichfalls calvinistischen Schottlands von 1638 eine mächtige Schutzwehr fanden. Zwar erlangte der Fanatismus der noch strengeren Partei der Independenten (s. d. Art.) in der theokratischen Republik Cromwell's über sie und die übrigen ein gewisses Übergewicht; doch war dieses nur von kurzer Dauer; denn der gemäßigte oder eigentliche Presbyterianismus erhielt in Schottland nach dem Tode des Protectors über jene die Oberhand wieder und später durch einen Zug des schottischen Generals Monk auch in England. Die Wahl des Katholiken Karl II. verhängte jetzt wieder neue Bedrückungen über die P., gleichwie über die Episkopalen; die Unterdrückung der erstern war aber wenigstens in Schottland bei dem heftigen Widerstande der Cameronianer (s. d. Art.) erschwert und wurde durch die Übermacht der Episkopalen im Parliamente, das 1673 die Testacte gab, welche die religiöse Freiheit sicherte, ganz unmöglich gemacht. Das Verfahren Jakob's II. überzeugte endlich beide Parteien von der Nothwendigkeit eines evangelischen Oberhauptes und der gegenseitigen Duldung und nachdem unter Wilhelm von Oranien die Toleranzacte 1689 erschienen war, erfolgte 1690 die öffentliche Erklärung der Presbyterialkirche zur Staatskirche Schottlands, die sie auch seitdem geblieben ist. Durch 4 geistliche Behörden leitet sie das ganze Kirchenwesen: durch die Presbyterien der Prediger und Gemeindeältesten jeder Gemeinde, durch Presbyterienvereine mehrerer Gemeinden aus einer Provinz, durch halbjährliche Provinzialsynoden der Prediger einer Provinz und durch die höchste Behörde der Nationalkirche, der Generalversammlung der Prediger zu Edinburg. (Vergl. Gemberg, „Die schottische Nationalkirche nach ihrer jetzigen inneren und äußeren Verfassung" (Hamb. 1829). 77.

Presbyterium ist sowohl das Amt der Presbyter (s. d. Art.), als ihre Gesammtheit bei einer Gemeinde und im besondern Sinne das Collegium der gewählten Vorsteher einer Kirche zu gemeinsamer Berathung und Verwaltung der Angelegenheiten derselben. Letzterer Gebrauch fand schon in der ältesten Kirche statt, aber die Hierarchie und das Papstthum schlossen endlich die Mitwirkung der Gemeinden bei der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten gänzlich aus. Die Reformatoren konnten bei der Verwilderung der Gemeinden an eine Zuziehung derselben zur kirchlichen Verwaltung nicht denken und hatten auch übrigens mehr die Reinheit der Lehre als die Form der Kirche im Auge, und so blieb es erst der neueren Zeit vorbehalten, an die Zweckmäßigkeit einer Presbyterialverfassung in der protestantischen Kirche zu erinnern, welche auch in Preußen, vorzüglich in den Rheinprovinzen, schon seit mehreren Jahren ins Leben getreten ist. Durchgängig herrscht diese Kirchenverfassung bei den Presbyterianern (s. d. Art.) und mehr oder weniger in der ganzen reformirten Kirche. (Vergl. Synodalverfassung.) 23.

Preßburg, lat. Posonium; ungar. Posony; slaw. Presburck (Br. 48° 8′ 30″, L. 34° 45′), gewöhnliche Krönungsstadt des Königreiches Ungarn und

königliche Freistadt der gleichnamigen ungarischen Gespannschaft in Niederungarn am linken Ufer der Donau, über welche eine Schiffbrücke führt, in einer reizenden Gegend, am Fuße eines ansehnlichen Berges, der äußersten Spitze der ungarisch-mährischen Karpathen, und in einer weiten Ebene, ist im Ganzen gut gebaut und hat viele schöne Gebäude, mit der Vorstadt Blumenthal und den außerhalb der Stadt gelegenen Orten Zuckermandel und Schloßberg, ohne Militair und Fremde, 38400 Einw., worunter 8000 Protestanten und gegen 2700 Juden. Die Stadt zählt 1486 Häuser, 14 Kirchen, darunter 2 protestantische, 3 Mönchs- und 2 Nonnenklöster, 1 Stift der Congregation unserer lieben Frauen, 1 Waisen- und 1 Arbeitshaus. Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: die Domkirche St. Martin, deren gothischer Bau unlängst durch eine Feuersbrunst sehr gelitten hat, merkwürdig, weil in derselben gewöhnlich die ungarischen Könige gekrönt werden; die Franciskanerkirche; die Trinitarier- oder Kreuzherrenkirche; die St. Salvator- oder Jesuitenkirche; das Comitathaus; das Landhaus oder die Kammer, worin die Reichstage gehalten werden; das alterthümliche Rathhaus mit einem Frescogemälde an der Außenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorstellen soll; der erzbischöfliche oder Primatialpallast; das erzbischöfliche Sommergebäude auf der Fürstenallee; das Theater; die Caserne und das alte Statthaltergebäude. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören: die königliche Akademie oder das Lyceum mit 2 Facultäten, einer juridischen und einer philosophischen, und einer Bibliothek; das katholische Archigymnasium, von Benedictinern versehen; das lutherische Hauptgymnasium oder Lyceum mit 2 Bibliotheken von 10000 Bänden, einer Mineralien- und Conchyliensammlung; das katholische Seminar; das freiherrliche Jeszenakische Convict für arme Studirende und die große Appony'sche Bibliothek, welche 50000 Bände enthält und im Jahre 1825 hierher versetzt worden ist. Nicht unbedeutend ist hier die Industrie; denn man findet 1 Tuchmanufactur, 1 Tabaks-, 3 Rosoglio- und 1 Ölfabrik, nebst andern Fabriken; auch 1 Spiegel- und Bleistiftfabrik, 1 Silberdrahtzieherei, viele Gerbereien und Messerschmieden, etwas Seidenweberei und Lackarbeiten. Wichtig ist auch hier der Speditionshandel mit ungarischen Producten, besonders mit Korn und Wein. Der Magistrat der Stadt, nebst dem äußern aus 100 Wahlbürgern bestehenden Rathe und andern städtischen Ämtern, ist aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt. Deutsche Sprache und Sitten herrschen neben slawischen und ungarischen vor und was den geselligen Verkehr anlangt, so wird er vorzüglich durch die in P. in großer Zahl sich aufhaltenden Magnaten und Adeligen, pensionirte Officiere und Geistliche mit den Professoren der Lehranstalten sehr belebt. Von den zahlreichen Vergnügungsörtern der hübschen Umgebungen sind vorzüglich zu erwähnen: die Brückenaue am rechten Ufer der Donau, gleichsam eine Nachahmung des wiener Praters, mit mannigfaltigen Vergnügungs- und Belustigungsanlagen; der Königshügel an der Donau, auf welchen der König nach der Krönung reitet, um ein entblößtes Schwert nach den vier Weltgegenden zu schwingen, und das eine Stunde von P. entfernte sogenannte Eisenbrünnel, ein kaltes ziemlich stark besuchtes Eisen- und Schwefelbad mit einem neuen schönen Badehause. — Deutsche, die sich hier angesiedelt hatten, machten P. zu einem wichtigen Grenzplatze gegen Böhmen und Deutschland und standen den ungarischen Königen in ihren Kriegen bei, wodurch die Stadt mancherlei Privilegien erhielt und öfters der Sitz der Landtage war. Nach dem Einfalle der Osmanen in Ungarn ward P. Landtags- und Krönungsstadt, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas und noch bis in die Mitte des XVIII. Jahrh. war P. die Hauptstadt des Landes und die berühmteste, schönste und volkreichste Stadt des Königreiches; allein jetzt ist sie nicht mehr so blühend, indem sich Pesth, Ofen und Debreczyn zu einer bedeutenden Höhe erhoben haben. Vorzüglich verlor sie dadurch an ihrer Blüthe, daß Jo-

seph II. 1784 die Statthalterei und andere Reichsbehörden nach Ofen versetzte. Durch den französischen Krieg (1805) litt sie weniger, als durch das vom 4. Juni bis 4. Juli 1809 wiederholte Bombardement. Am 27. Dec. 1805 wurde zu P. der Friede zwischen Frankreich und Östreich geschlossen (s. Friedensschluß). 71.

Presse oder **Druckerpresse**, s. Buchdruckerkunst.

Pressen der Matrosen. Wenn früher in England Schiffssoldaten gebraucht wurden, so war es üblich, daß eine Anzahl Matrosen bewaffnet durch die Straßen zogen, die Wirthshäuser und andere öffentliche Versammlungsörter besuchten und jeden, den sie für tüchtig befanden, als Matrosen mit sich fortführten. Dieses gewaltsame Verfahren, Soldaten zu werben, nannte man das Pressen der Matrosen und wurde, ungeachtet der harten Kämpfe und Mordthaten, die dabei ungeahndet verübt wurden, auch bei den Landtruppen durch eine Parliamentsacte 1779 für gesetzlich anerkannt. Es entspricht ganz dem früher auf dem Continente üblichen Werbesysteme. 35.

Preßfreiheit, als Freiheit (Abwesenheit beschränkender Institutionen) der Veröffentlichung durch den Druck, steht der Bücher- und Manuscriptencensur, ingleichen dem Bücherverbote gegenüber. Der Mensch kann seine Gedanken mittelst der Sprache veröffentlichen und Keiner vermag dieß leicht unmittelbar zu wehren; nur Strafe kann vom Mißbrauche der Rede abschrecken. Nicht so ist es jedoch bei der Veröffentlichung unserer Gedanken, sobald solche an gewisse sinnliche Zeichen, wie Schrift und Bild, geknüpft sind, welche man ergreifen und festhalten kann. Hier kann das Bekanntmachen physisch behindert werden. Dadurch unterscheidet sich A. die eigentliche P., welche blos auf den britischen Inseln und in den amerikanischen Vereinsstaaten vorkommt, wo nach der Regel: „befürchteter Mißbrauch kann nie den Gebrauch verbieten", dem freien Worte und dessen Abdrucke keine Beschränkung als Präventionsmaßregel auferlegt wird. Hier gibt es blos Preßgesetze, welche den Mißbrauch der übrigens freien Rede und Schrift bei Strafe untersagen und gewisse Grundsätze feststellen, wornach die Rechte der durch Mißbrauch Gekränkten zu verfolgen sind. Von Seiten des Staates und dessen Oberhauptes geschieht solches durch den Staatsanwalt. Dem Privatmanne steht der volle Regreß wegen jeder wirklichen Beeinträchtigung seiner Rechte zu. Von Seiten des ersteren ist zu ahnden Alles, was die Person des Staatsoberhauptes und die Verfassung unmittelbar angreift oder zum Aufruhre auffordert oder endlich die bestehende Religion oder die guten Sitten verhöhnt. Der Ausspruch des „schuldig" oder „nichtschuldig der That" geschieht dabei durch Geschworene und kann nicht anders erfolgen, weil hier ganz eigentlich die Stimme des durch die Geschworenen repräsentirten Volkes und dessen Ansichten über die That (welche nicht selten nach dem Zeitgeiste wechseln) es sind, welche in Beziehung kommen (s. Geschworene Gerichte). In Frankreich hat man zwar ebenfalls die eigentliche P. nachahmen wollen; allein es scheint dieß, wie es bei bloßen Nachahmungen nicht selten ist, wenig geglückt zu sein; wenigstens nicht mit dem Ausspruche der Jury über den Thatbestand bei Preßvergehen, indem man es nur zuletzt noch, in der neuesten Kammersitzung, sogar durchgesetzt hat, daß nicht einmal mehr, wie früher, anstatt der Übereinstimmung aller 12 Stimmen, wenigstens noch 7 Stimmen gegen 5 zu Gunsten des Angeklagten für gleichgeachtet werden, sondern daß eine einzige Stimme (die siebente) schon den vollen Ausschlag geben soll. Dadurch und durch die bis ins Ungemessene erhöheten Strafen ist für den Anständigen und rücksichtlich Wohlhabenden das mittelbare Verbot der freien Rede erwirkt worden, welche nun blos noch durch Umgehung des Gesetzes, indem man Personen, die nichts mehr zu verlieren haben, vorschiebt (also durch Unredlichkeit und deren Gefolge, die Demoralisirung des Volkes), ausgeübt werden kann, ein Verfahren, welches nicht anders als auf sich selbst

in gleicher Maße zurückwirken kann. B. Die beschränkte Presse (mit Censur gleichen Schritt haltend) oder die Verstattung des Abdruckes eines Manuscriptes oder der Einführung eines im Auslande gedruckten Werkes nur nach vorhergehender besonderer Untersuchung und Erlaubniß des vom Staate dazu bestellten Censors. Hierbei wird, anstatt wie bei jener (A) den Mißbrauch der Presse zu bestrafen, der Gebrauch derselben im Voraus unmöglich gemacht. In den frühesten Zeiten scheint man allgemein für die völlige Rede- und Preßfreiheit gestimmt gewesen zu sein; denn zuerst finden wir blos Verbote bereits vorhandener Schriften, die man für anstößig gehalten hatte, und zwar zunächst nur solcher, welche sich auf Religionsgegenstände bezogen, worauf erst die Verbote von Schriften politischen Inhaltes folgten. In keinem Stücke sind die Ansichten der Staatenlenker mehr von einander abweichend und dem Wechsel unterworfen gewesen, als in Beziehung auf Beschränkung oder Freilassung der Presse. So wird sogar in Östreich aus guten Gründen in den neuerworbenen italienischen Staaten in Religionssachen mehr, in politischen Schriften aber weniger Freiheit verstattet als in den übrigen Staaten. Je mehr sich die Verfassung in einem Lande der constitutionellen nähert, desto mehr Freiheit für die Presse ist als nothwendige Bedingung des eigenen Bestehens erforderlich. Denn wo Alle richtig urtheilen sollen, da müssen auch Alle vom Bestehenden (auch von dem blos Factischen, Fehlerhaften, Irrigen) gleichförmig Kenntniß erlangt haben, sonst sind sie der Spielball blos Einiger von ihren Cameraden und es entstehen alsbald Factionen oder Äußerungen des Überlegenen. Wo dagegen blos Einer oder Wenige etwas zu sagen haben, da hat man bisher dafür genommen, daß die Mittheilung von Ansichten, die der Regierung und ihren Dienern fremd sind, mehr zu beschränken sei. Deßhalb hat man auch die Beschränkung der Presse am meisten in rein monarchischen Staaten, so wie die mehrste Freiheit in solchen Staaten gesucht, welche sich den constitutionellen nähern. Allein nicht so hat solches in der Erfahrung die Bestätigung erhalten. Denn gerade im unbeschränkten Dänemark hat fast durchgehends, so wie unter Friedrich II., Katharina II. und Joseph II., eine fast unbedingte P. geherrscht. Die mehrsten Einwendungen, die man wider die völlige P. vorgebracht hat, sind mehrentheils darauf hinausgelaufen: daß der Staat (wie in Frankreich) entweder zu sich und seinen Einrichtungen das erforderliche Vertrauen selbst nicht gehabt habe, oder man hat das Volk noch nicht reif genug dazu gehalten. Indeß hat man nirgends die Regel: „daß Mißbrauch den Gebrauch nicht hindern dürfe," mit Gründen zu widerlegen vermocht. Bei den Briten und Amerikanern hat es die Erfahrung bestätigt, daß man bei übrigens guten Einrichtungen vom noch so laut ausgesprochenen Tadel nichts zu fürchten, dabei aber die Berichtigung der Ansichten zu hoffen hat. Man scheint jedoch bei allen den Maßregeln gegen die Freiheit der Presse den Umstand übersehen zu haben, daß es sich bei den Gedanken und deren Verbreitung in der That nicht um einen materiellen, sondern um einen intellectuellen Gegenstand handelt, bei welchem sonach wohl Widerspruch, nicht aber Widerstand anwendbar sein kann. In dem Verhältnisse, wie der Gedanke vom bloßen Widerstande und überhaupt von den Bedingnissen der Zeit oder des Raumes unabhängig ist, wird sich derselbe auch trotz des Versuches der Beschränkung durch physische Kräfte seinen Weg bahnen, jedoch dann nicht mehr naturgemäß und wohlthätig wirken (s. Öffentlichkeit). In Deutschland sollte nach Art. 18 der Bundesacte volle P. gelten. Allein schon im Jahre 1819 wurde der Artikel auf 5 Jahre suspendirt, so daß alle Zeitschriften unbedingt, alle übrigen Druckschriften aber, wenn sie unter 21 Bogen wären, der Censur unterworfen sein sollten. Die Aufhebung wurde jedoch nachher auf unbestimmte Zeit, bis auf den Eintritt einer allgemeinen Anordnung, verlängert und die Angelegenheit durch mehrere Beschlüsse über einzelne Gegenstände erläutert. Durch den Vorbehalt ei-

ner allgemeinen Anordnung endlich und den darin ausgesprochenen Mangel derselben fanden sich einzelne Bundesstaaten veranlaßt, einstweilen eine besondere Censur bei sich einzuführen, woraus in einigen süddeutschen Staaten die bekannten Widersprüche entstanden. 31.

Preßgerichte sind solche Gerichte, welche sich, als Gerichtsstände der Sache (für den Gegenstand) angesehen, ausnahmsweise mit den Übertretungen der Preßgesetze abgeben. Da die Preßvergehungen sowohl die bloße Form (z. B. daß man bei Herausgabe einer unbedingt zulässigen Schrift die Censur nicht übergehe), als das Wesentliche (den verdächtigen Inhalt der Schrift) betreffen können; so kann es der Fall werden, daß in einem Lande für Vergehungen der erstern Art besondere Gerichte bestellt, die der andern Art aber an die gewöhnlichen Gerichtshöfe verwiesen werden. Im erstern Falle sind dieß mehrentheils die im Lande bestellten Censurcollegien, welche mitunter eine besondere Abtheilung der Polizei ausmachen. Werden Angelegenheiten der zweiten Art an die ordentlichen (persönlichen) Gerichtshöfe verwiesen, so richtet man sich wie bei jedem andern Vergehen, das in Worten besteht, nach dem Inhalte: ob er bloße Injurie, Sache der Zucht- oder Ordnungspolizei, oder endlich gar Gegenstand des Verbrechens sei. 31.

Preßgesetze, s. Preßfreiheit.

Preßspähne, s. Pappe.

Preßvereine können eben sowohl Vereinigung mehrerer kleiner Staaten über eine unter sich einzuführende gleichförmige Einrichtung in Ansehung der Preßgesetze bezeichnen, als ein Zusammentreten mehrerer Personen, um in Angelegenheiten der Presse irgend etwas durchzusetzen. In letzterem Falle darf sich der Verein nichts erlauben, was die Schranken überschreitet, worin den in seinem Lande erlaubten Gesellschaften sich zu bewegen verstattet ist. 31.

Preßvergehen sind alle Verstöße gegen die bestehenden Anordnungen in einem Lande rücksichtlich der Censur und Presse. In sofern dabei blos eine Verletzung der Form vorkommt (s. Preßgerichte), tritt blos eine Ordnungsstrafe ein, die in einer verhältnißmäßigen billigen Geldbuße besteht. 31.

Prestel (Johann Gottlieb), ein besonders durch seine eigenthümliche Handzeichnungsmanier bekannter deutscher Künstler, geb. 1739 zu Grünbach im Baierischen, hatte die Gebrüder Zeiller zu Lehrern und ging später nach Venedig und von hier nach Rom. Nachdem er sich nach seiner Rückkehr zu Nürnberg mit der als Künstlerin bekannten M. K. Hölle verheirathet hatte, lebte er einige Zeit lang in Zürich als Portraitmaler, gab aber, unzufrieden und überhaupt sehr unbeständigen, launischen Wesens, diese Beschäftigung auf, kehrte nach Nürnberg zurück und fing an in Kupfer zu stechen, zu radiren und in Tuschmanier zu arbeiten, wodurch er endlich auf seine Handzeichnungsmanier kam. Das, was er darin leistete, ist ohne Zweifel das Vortrefflichste dieser Art und nur Wenige möchten ihn in dieser Hinsicht erreicht haben. Er starb im Jahre 1808 zu Augsburg. Man hat von ihm: „Desseins de meilleurs peintres d'Italie, d'Allemagne et des Pays-Bas, de cabinet de Mr. de Braun à Nuremberg" (48 Bl. Nürnb. 1776); ferner: „Desseins etc. du cabinet de Mr. Schmidt à Hamburg (30 Bl. Nürnb. 1779) und „Desseins etc. tirés de divers celèbres cabinets" (36 Bl. Nürnberg 1782). 36.

Presto, geschwind, schnell, deutet in der Musik den fünften und letzten Grad der Bewegung an. Es zerfällt in mehrere Grade und erhält im presto assai, prestissimo, sogar in presto più que prestissimo die höchst mögliche Steigerung. Nur muß bei der Ausführung stets auf den Charakter des Stückes Rücksicht genommen werden, da z. B. das P. in einer Messe nie den Grad von Geschwindigkeit haben kann, als das einer Oper. Gleich dem Andante und Al-

legro wird P. häufig als Gemeinbenennung für Gattungen von Tonstücken gebraucht. 29.

Preti (Mattia), genannt il Calabrese, ein ausgezeichneter italienischer Historienmaler, geb. 1623 zu Taverna in Calabrien, erhielt seine erste Ausbildung zu Rom von seinem Bruder Gregorio und vollendete dieselbe unter Leitung Barbieri's und durch das Studium der besten Meisterwerke, zu welchem Behufe er häufige Reisen unternahm. Sein unsteter Sinn führte ihn hierauf in die meisten Städte Italiens, nach Spanien und Malta, wo er überall verdiente Anerkennung fand. Er starb im Jahre 1699. Die Zahl seiner Werke ist, da er schnell arbeitete, sehr groß und man findet dieselben in Italien fast in jeder Stadt; auch in Spanien und Deutschland sind sie nicht selten. Die Zeichnung P.'s ist außerordentlich schön und correct, das Colorit sehr kräftig und die Draperie ohne Fehler, nur das Fleisch etwas dunkel und hart. Überhaupt sind die Köpfe der schwächste Theil seiner Gemälde, da er auf den Ausdruck zu wenig Mühe verwandte. 36.

Preußen, lat. Borussia; franz. Prusse; engl. Prussia, hinsichtlich des Flächeninhalts der achte, seiner Volksmenge nach aber der fünfte in der Reihe der europäischen Staaten, liegt vom 49° 8′ — 55° 52′ N. Br. und vom 23° 35′ — 40° 31′ L. und nimmt unter den Ländern des deutschen Bundes, zu dem der größte Theil seines Areals gehört, die zweite Stelle ein. Die preußische Monarchie bildet nicht wie die meisten übrigen europäischen Staaten ein abgerundetes Ganzes, sondern zerfällt in 2 von einander getrennte Hauptländermassen, von denen die östliche $\frac{5}{6}$, die westliche das übrige Sechstel des Ganzen einnimmt. Der östliche Hauptheil (von 49° 49′ — 55° 52′ N. Br. und von 27° 29′ — 40° 31′ L.) hat einen Grenzzug von 585 M., von denen 104 auf die Ostsee, 179 auf die russische und polnische, 3 auf die krakauische, 84 auf die östreichische, 36 auf die königlich und eben so viel auf die großherzoglich und herzoglich sächsische (auch reußische und schwarzburgische), 79 auf die churhessische, hanöverische und braunschweigische (anhalt-bernburgische) und 64 auf die meklenburgische Grenze kommen. Der westliche Theil mit einem Grenzzuge von 254 M. Länge stößt an die Niederlande, Belgien, Luxemburg, Frankreich, den baierischen Rheinkreis, das Birkenfeldsche, beide Hessen, Nassau, Lippe, Waldeck, Braunschweig und Hanover. Überhaupt steht P. mit 28 Staaten (darunter 25 deutsche Bundesstaaten) in Berührung und unter seinen 10 Provinzen ist nicht eine, die nicht von irgend einer Seite vom Auslande begrenzt wäre. Der Gesammtflächeninhalt mit Ausnahme des 10 □M. großen Neufchatel beträgt 5014 □M., von denen auf den östlichen Hauptheil 4201 und auf den westlichen 813 □M. kommen. Zu dem deutschen Bunde gehören 3307 □M. Seiner physischen Beschaffenheit nach ist P. größtentheils Ebene, welche dem großen nordöstlichen Tieflande Europas angehört; nur etwa $\frac{1}{7}$ des Areals ist gebirgig. Am flachsten ist der Theil, welcher sich von der nordöstlichen Grenze bis zur Oder erstreckt und außer den 3 nichtdeutschen Provinzen den größten Theil Pommerns und die auf dem rechten Oderufer gelegenen Theile Schlesiens und Brandenburgs umfaßt; die höchsten Kalk- und Sandhügel in den nördlichen Gegenden dieses Theils erheben sich in dem Galtgarben (Ostpreußen) nur bis auf 500 F., in dem südlichsten Theile dagegen, wie in den schlesischen Kreisen Beuthen, Großstrelitz u. a., bis auf 1400 F. über die Ostsee. Zwischen der Oder und der Elbe bieten die südwestlichen Striche wirkliches Gebirgsland, gebildet von den Sudeten, welche unter den Namen des schlesisch-mährischen, des glatzer, des Riesengebirges und Lausitzergebirges von der südöstlichen Grenze Schlesiens längs der östreichischen und sächsischen Grenze hinlaufen, eine Strecke in das Innere Schlesiens hinein Vorberge aussenden und zusammen wohl gegen 180 □M. einnehmen. Der höchste Punkt dieses Gebirgslandes erhebt sich in dem Schneekopf bis auf 4950 F. Alles Übrige des Gebietes zwischen der Oder und der Elbe

trägt den Charakter des Tieflandes, welches nur selten von geringen Hügelketten, wie die Oderberge, die Müggelberge, die Camerschen Berge und die Kreidegebirge der Insel Rügen, unterbrochen ist. Der dritte Theil der großen östlichen Ländermasse zwischen der Elbe und der Werra, welche letztere südwestlich die Grenze bildet, ist im nördlichen Theile und bis zur Saale ebenfalls Ebene und hat nur einige wenige unbedeutende Hügel, unter denen der Petersberg bei Halle bis 1086 Fuß emporsteigt; von der Saale bis zur Werra aber zeigt sich theils Hügelland mit untermischten Ebenen, theils in dem Harz und dem Thüringerwalde mit ihren Vorbergen wirkliches Gebirgsland, welches ungefähr einen Flächenraum von 65 □M. einnimmt. Die höchsten Punkte sind hier im Harz der Brocken (3506 Fuß), im Thüringerwald der Dolmar (2184 Fuß). Im westlichen Haupttheile des Landes, welcher, beiläufig gesagt, vom östlichen da, wo er sich ihm am Meisten nähert, etwa 8 Meilen entfernt ist, findet sich Ebene und Gebirgsland (letzteres nicht bis 3000 Fuß hoch); doch ist keines entschieden vorherrschend, obwohl eine so schnelle und entschiedene Verflachung wie im östlichen Haupttheile nirgends stattfindet. Zwischen der Weser und dem rechten Ufer des Rheins, welcher das Ganze quer durchströmt, finden wir zuerst an Gebirgen das Weser- und mindensche Gebirge im Nordosten, dann östlich sich herabziehend den teutoburger Wald oder die Egge, westlich hereintretend die Haar oder Haarstrang, die sauerländischen Gebirge, den Westerwald und das Siebengebirge; auf dem linken Rheinufer liegen das hohe Veen, die Fortsetzung desselben, die Eifel und der Hundsrück (s. die wichtigsten dieser Gebirge in den besonderen Artt.). Völlig Ebene ist nur der nördliche Theil des Landes und der westliche des untern Rheinlaufs. Betrachtet man nun die Formation beider Gebiete, des östlichen wie des westlichen, so ergibt sich, daß in beiden die Hauptabdachung im Allgemeinen von Süden nach Norden geht; deßhalb nehmen auch sämmtliche Hauptflüsse diese Richtung und münden entweder in die Ostsee oder Nordsee. In dem östlichen Haupttheile bilden die Weichsel, Oder und Elbe (s. d. Artt.) die 3 Hauptstromgebiete; außer ihnen gibt es noch viele Küstenflüsse, wie die Dange, die Minge, die wichtige Memel (s. d. Art.), der Pregel, die Frisching, die Passerge, die Baude, die Elbing, die Leba, die Lupow, die Stolpe, die Wipper, die Persante, die Rega, die Ucker, die Peene, die Recknitz u. a. m., die zum Theil schiffbar und für den Verkehr von ziemlicher Bedeutung sind. Im westlichen Haupttheile gehören die meisten Flüsse zum Gebiete des Rheins (s. d. Art.), einige auch zum Weser-, Maas- und Emsgebiete. Dem Zuydersee gehören die Vechte, Dinkel, Berkel und die alte Yssel. Die zahlreichen Meere und Strandseen Preußens sind nur im östlichen Theile zu suchen, wo die Ostsee eine eigenthümliche Küstengestaltung hervorruft. Man zählt längs der Uferausdehnung 4 eigentliche Meerbusen, das pautzker Wyk, den rügenschen Bodden, das prorer Wyk und das tromper Wyk, außerdem sogenannte Haffe, d. i. Strand- oder Binnenseen, die mit dem Meere in Verbindung stehen, aber süßes Wasser haben. Unter ihnen sind das kurische, das frische und das stettiner Haff die bedeutendsten; als Binnenseen müssen ferner angesehen werden der Lebasee, der gardesche See, der vietziger See, der Bitter-, Jasmundersee, der Salerbodden u. a. m. Außer diesen Strandseen finden sich noch eine große Anzahl von Landseen, zumal in Brandenburg und Ostpreußen, weniger in Pommern, Posen und Westpreußen, die wenigsten in Sachsen. Ihre Zahl beläuft sich über 350, zusammen mit einem Flächenraume von 35 □Meilen. Die wichtigsten sind der Spirdingsee in Ostpreußen, der größte der Monarchie (1½ □Meil.), der Angerburgersee, der Löwentinsee, der Warschausee, der Geserich, der Drausensee, der Goplosee, der Cummerowsee, der Madue, zum Theil trocken gelegt, der Pagenzinersee, die Uckerseen, der Ruppinersee, die Havelseen, die Spreeseen, der süße und salzige See im mansfelder Seekreise, der Arendsee, Schollehnersee u. a. m. An Canälen, die theils zur

Beförderung der Schifffahrt, theils zur Entwässerung und zum Flößen dienen, hat dieser Theil der Monarchie mehrere aufzuweisen, wie z. B. den großen und kleinen Friedrichsgraben in Ostpreußen (welcher den Pregel mit der Memel verbindet), den Kraffuhlcanal in Westpreußen (die Elbing mit der Nogat), den bromberger oder Netzecanal (die Brahe mit der Netze), den Klodnitzcanal, den neuen Odercanal, den Friedrich-Wilhelmscanal (die Spree mit der Oder), den Finowcanal (die Havel mit der Oder), den Ruppinercanal (den Rhingraben mit der Havel), den großen Hauptcanal in Brandenburg, angelegt zur Urbarmachung des havelländischen Luchs (Sumpf), den plaueschen Canal (die Havel mit der Elbe) u. a. m. Je reicher an Seen und Canälen der östliche Haupttheil der Monarchie ist, desto ärmer ist der westliche. Hier findet man nur einen See, den in naturhistorischer Hinsicht merkwürdigen Laach (s. d. Art.), und wenig schiffbare Canäle, unter denen der münstersche der bedeutendste ist. — Das Klima Preußens ist im Ganzen gemäßigt und gesund, nur an der Ostsee und in einigen Sumpfdistricten Westphalens und des Rheinlandes etwas feucht, ohne jedoch der Gesundheit entschieden nachtheilig zu sein. Natürlich finden mancherlei Modificationen statt, deren Grund in der örtlichen Beschaffenheit, den Gebirgen u. dergl. zu suchen ist; nirgends aber werden dieselben zu Extremen. Hinsichtlich seiner Naturerzeugnisse steht P. mehreren anderen europäischen Staaten, z. B. Östreich, nach, mit dem es sich weder in Betreff des Reichthums noch der Mannichfaltigkeit seiner Producte messen kann; doch aber darf es nicht arm genannt werden, da es für sein Bedürfniß genug und in einigen Provinzen selbst Überfluß hat. Im Allgemeinen sind die Producte die Deutschland gemeinsamen, daher wir sie hier nicht besonders aufführen. Weiter unten werden wir Gelegenheit finden, das Nöthige beizubringen. Die Bewohner der preußischen Monarchie, deren Zahl jetzt auf 13 Millionen gestiegen ist und jährlich noch zunimmt, sind der Hauptmasse nach von zweierlei Abstammung, deutscher und slawischer. Die Deutschen machen ungefähr $\frac{9}{11}$ der Gesammtbevölkerung aus und zu den übrigen $\frac{2}{11}$ gehören außer den Slawen noch wenige Juden und Franzosen. Überall, Preußen und Posen ausgenommen, bilden die Deutschen die Mehrzahl, und in einigen Provinzen ist die Bevölkerung rein deutsch. Was die Hülfsquellen und Thätigkeit der Bewohner des preußischen Staats betrifft, so ist der Ackerbau als die Hauptquelle des Nationaleinkommens zu betrachten. Natürlich ist der Stand und der Erfolg desselben je nach der natürlichen Beschaffenheit des Bodens und der größern oder geringern Einsicht, mit welcher er betrieben wird, verschieden; am einsichtsvollsten wird er in Sachsen, Schlesien und einem Theile Brandenburgs betrieben, welche Provinzen nebst Pommern, Preußen und Posen die ergiebigsten sind. Doch gibt es auch in Westphalen und dem Rheinlande viele fruchtbare Strecken, so daß überall der Bedarf erzeugt wird, während Sachsen, die Ostseeprovinzen und Posen Überschuß zur Ausfuhr haben. Unter den Getreidearten wird am meisten Roggen, dann Gerste, Hafer und Weizen gebaut, in den Rheinprovinzen viel Spelz. Außerdem zieht man auch Buchweizen, Hirsen, Mais, Schwaden (Manna) und überall Kartoffeln in großer Menge; Hülsenfrüchte haben alle Provinzen, am meisten Preußen, Schlesien, Brandenburg, Sachsen und Rheinland; Futter und Ölkräuter gibt es aller Orten, doch reichen letztere für den Bedarf noch nicht zu; Küchen- und Gartengewächse vorzüglich in Sachsen und Schlesien, zum Theil auch in Rheinland; Handels- und Fabrikkräuter (Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp u. a.) sind sehr verbreitet und, wie z. B. der Flachs in Schlesien, von vorzüglicher Güte; nicht so der Tabak, welcher nur eine gröbere Sorte liefert; Hopfen dagegen wird viel und gut gebaut; Gewürzkräuter und Medicinalgewächse trifft man in großer Menge; Obst desgleichen, besonders in Sachsen, Pommern, Preußen und Rheinland; Wein in mehreren Provinzen, essigartigen in Schlesien und Brandenburg, bes-

fern in Sachsen, den besten in Rheinland am Rhein, an der Ahr, der Mosel, der Nahe und der Saar (zusammen gegen 600000 Eimer). Die Waldungen mit den in Deutschland gewöhnlichen Forstbäumen sind sehr beträchtlich und liefern viel Holz zur Ausfuhr. Man nimmt an, daß $\frac{1}{6}$ der ganzen Monarchie mit Holz bedeckt ist. Am waldreichsten sind Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien, Posen, Brandenburg und Niederrhein. Nicht minder bedeutend als die Cultur der Producte des Pflanzenreichs ist die Viehzucht, obwohl auch diese nicht in allen Provinzen gleich und überdieß auch noch mancher Verbesserung bedürftig ist. Die Pferdezucht ist in neuerer Zeit durch Fürsorge der Regierung, welche zahlreiche Gestüte angelegt hat, sehr emporgekommen und man kann annehmen, daß jetzt in der Monarchie über $1\frac{1}{2}$ Million Pferde vorhanden sind. Unter den Landpferden werden die des Regierungsbezirks Gumbinnen in Ostpreußen sehr geschätzt, nächst ihnen auch die in Kleve-Berg und Westphalen. Gleicherweise ist auch die Rindviehzucht jetzt sehr wichtig, zumal in Schlesien, Westphalen und den Rheinprovinzen; am bedeutendsten aber und als der glänzendste Zweig der preußischen Viehzucht erscheint die Schafzucht, besonders in Schlesien und Sachsen und einem Theile Pommerns und Brandenburgs. Die Anzahl der Schafe beläuft sich auf mehr als 10 Millionen, von denen über 1 Million ganz veredelt und fast 4 Millionen halbveredelt sind. Im Durchschnitte kommen auf die □Meile in Sachsen fast 4000, in Schlesien 3000, in Ostpreußen dagegen kaum 700 Stück. Die Schweinezucht ist ebenfalls sehr bedeutend, besonders in Westphalen, Sachsen, Schlesien und Pommern. Ziegen werden in den Gebirgsgegenden gezogen und Federvieh hinlänglich in allen Provinzen. Wildpret giebt es sehr viel, Bären in Ostpreußen und Polen, Wölfe in Ost- und Westpreußen, Posen und Niederrhein; Luchse, Füchse, Dachse, Marder, Fischottern, Biber, Seehunde; gewöhnliches Wild in allen Waldungen, eben so wildes Geflügel überall in Menge. Fische, sowohl See- als Fluß- und Teichfische, finden sich in Massen und großer Auswahl, zumal in den Ostseeprovinzen, wo sich eine beträchtliche Menschenzahl mit dem Fange derselben beschäftigt. Die Bienenzucht ist im Ganzen nicht unbedeutend, besonders in der Lausitz und den Heiden Preußens, Posens, Brandenburgs und Westphalens (Waldbienenzucht in den Heiden von Muskau und Hoyerswerda); der Seidenbau dagegen bedarf noch vieler Aufmunterung; doch scheint man ihm in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Was endlich die Producte des Mineralreichs betrifft, so ist der Reichthum derselben zwar nicht außerordentlich, doch aber ihre Ausbeute in den Gebirgsgegenden des östlichen und westlichen Theils immer wichtig genug; der Bergbau wird daher mit Eifer und allenthalben mit großer Einsicht betrieben. Es gibt 5 Hauptbergdistricte, welche unter eben so viel Oberbergämtern stehen, die ihren Sitz zu Bonn (für die niederrheinischen Provinzen), zu Dortmund (für Westphalen), zu Halle (für die niedersächsisch-thüringischen Provinzen), zu Berlin (für Pommern, P. und die Marken) und zu Brieg (für die schlesischen Provinzen) haben. Die Gesammtverwaltung steht unter einer Oberberghauptmannschaft, welche die 3. Abtheilung des Ministerium des Innern ausmacht. An edlen Metallen ist namentlich die Ausbeute des Silbers nicht unbedeutend, indem dieselbe jährlich durchschnittlich 16000 Mark (am meisten in Mansfeld) beträgt; Gold findet sich nur in Schlesien in einigen Flüssen und Arsenikalerzen, aber zu wenig, als daß die Kosten gedeckt werden könnten. Blei liefert vorzugsweise Oberschlesien, Niederrhein und Westphalen, zusammen 30—40000 Ctr.; Kupfer besonders die Provinz Sachsen (meist aus Kupferschiefern), ungefähr 16000 Cntr.; Eisen, das wichtigste Metall Preußens, findet sich in großem Überflusse und zum Theil in einer solchen Güte, daß es mit dem schwedischen rivalisiren kann. Das meiste liefert Schlesien (Tarnowitz), dann Westphalen, Niederrhein und der Thüringer Wald, zusammen wohl 1800000 Ctr. Von Halbmetallen findet

man vorzüglich Galmei und Zink (200000 Ctr.), Arsenik, vorzüglich in Schlesien (1800 Ctr.), Kobalt (18000 Ctr.). Außerdem gewinnt man Schwefel (1200 Ctr.) in Sachsen und Schlesien, Steinkohlen besonders in Schlesien, Westphalen, Rheinland und Sachsen (wenigstens 12 Millionen Ctr.), Braunkohlen ebendaselbst in außerordentlich mächtigen Lagern, desgleichen auch Torf, besonders in Brandenburg und Pommern in außerordentlicher Menge (wenigstens 75 Millionen Steine). Küchensalz gibt es im Überflusse, das meiste in Sachsen, Brandenburg und Westphalen, zusammen über 1½ Million Ctr. jährlich, welches in 20 Salinen gewonnen wird, unter denen Schönebeck, Halle, Dürrenberg, Staßfurt, Kösen und Unna die wichtigsten sind. Der Salzhandel ist Monopol des Staates. An anderen Salzen findet man Vitriol, besonders in Schlesien (ungefähr 20000 Ctr.), und Salpeter in Sachsen, Schlesien, Posen und Westpreußen. Die übrigen Mineralien, wie Schiefer, Kalkstein, Schleifstein, Marmor, Alabaster, Gyps, Schwerspath, Flußspath, Serpentin, Bimsstein, Granit, Gneus, Porphyr, Sandstein u. a., mangeln ebenfalls nicht; auch gibt es Edelsteine, besonders Chrysopras, Hyacinth, Onyx, Achat, Carneol, Jaspis, Topas, Amethyst, Olivin u. a. m.; ferner mannigfaltige Erd- und Thonarten, wie Tripel in Sachsen und Schlesien, Mergel, Porzellanerde (im Mannsfeldischen), Fayence- und Pfeifenthon (Schlesien und Rheinland) u. dgl. m. Unter den zahlreichen Mineralwässern der Monarchie gibt es mehrere berühmte, besonders in der Rheinprovinz und in Schlesien, wie z. B. Aachen, Burtscheid, Salzbrunnen, Warmbrunn. Ein P. eigenthümliches Product endlich ist der Bernstein, welcher in den Ostseeprovinzen theils gegraben, theils gefischt wird. Ostpreußen, und zwar vorzüglich in dem 3 Meilen langen Striche von Pillau bis Dirschkemen, liefert die größte Quantität, weniger Pommern (vergl. d. Art. Bernstein). Die Verarbeitung aller dieser Producte hat eben so zahlreiche als bedeutende Fabrik- und Manufacturanstalten ins Leben gerufen, deren Betreibung nächst dem Ackerbaue und der Landwirthschaft die Haupterwerbsquelle der Bewohner des preußischen Staats und zugleich die Grundlage eines einträglichen und verbreiteten Handels ausmacht. Dabei ist zu bemerken, daß sich der preußische Kunst- und Gewerbsfleiß nicht nur mit der Verarbeitung einheimischer Stoffe, sondern auch roher ausländischer beschäftigt; daraus aber, daß die Einfuhr der rohen Stoffe immer mehr steigt, während die der verarbeiteten abnimmt, geht hervor, daß die Industrie an Wirksamkeit und Ausdehnung fortwährend zunimmt. Als die eigentlichen Fabrikländer Preußens, wo nämlich nicht nur die Städte, sondern auch das Land an dem Kunstfleiße Theil nimmt, sind vor allen ein Theil der schlesischen Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz, die westphälischen Regierungsbezirke Minden und Arnsberg (Mark und Ravensberg), die Provinz Kleve-Berg, der Regierungsbezirk Aachen und einige Theile Sachsens und Brandenburgs, auch der an Schlesien angrenzende Theil von Posen zu betrachten; in den übrigen Gegenden beschränkt sich der Kunstfleiß meist auf die Städte; die industriereichste Gegend der Monarchie und ganz Deutschlands ist unstreitig das Wupperthal in Kleve-Berg mit den Städten Elberfeld und Barmen. Unter den Fabriken, die sich mit Verarbeitung thierischer Stoffe beschäftigen, sind am wichtigsten: die Wollenfabriken (Tuch, Casimir, Halbwollenzeuge, Strümpfe u. s. w.) in Aachen, Burtscheid, Stolberg, Düren, Eupen, Malmedy, Lennep, Burg, Mükkenberg, Grünberg, Goldberg, Görlitz, Liegnitz, Brieg, Löwenberg, Lüben, Sprottau, Breslau, Züllichau, Kottbus, Guben, Krossen, Neuruppin, Lukkenwalde, Dahme, Rawitsch, Fraustadt, Meseritz, Quedlinburg, Langensalze, Mühlhausen u. a. m.; Seidenfabriken vorzüglich in Kleve-Berg zu Elberfeld und Barmen, Mühlheim, Krefeld, Köln, Dahlen, Rheidt, dann im Westphälischen zu Iserlohn und im östlichen Theile der Monarchie zu Berlin, Potsdam, Magdeburg und Langensalza (im

Ganzen mögen gegen 7000 Stühle vorhanden sein, die zum Theil Artikel liefern, welche mit den Lyon'schen wetteifern können); Bandfabriken im Großen im Märkischen, Kleve-Berg, Berlin; Lederfabriken vorzüglich in den Rheinprovinzen (Malmedy), in Westphalen, auch in Brandenburg, Sachsen, Schlesien und Pommern, wo außer dem Betriebe der Gerbereien (wie der trefflichen Weißgerbereien zu Magdeburg, Halberstadt, Berlin, Potsdam, Königsberg, Danzig, Köln) auch Corduan, Saffian, Pergament u. s. w. gefertigt und das gewonnene Leder an mehreren Orten zu verschiedenen Zwecken bearbeitet wird; ferner Hutmachereien, Wachsbleichen und Wachsfabriken und Seifensiedereien, zum Theil mit schwunghaftem Betriebe. Mit Verarbeitung der Stoffe des Pflanzenreichs beschäftigen sich: die Leinwandfabriken (und Garnspinnereien), höchst wichtig in Schlesien, Ostpreußen, Westphalen und Niederrhein, nächstdem in Sachsen, Brandenburg und Pommern. Der reine Gewinn, welchen P. aus diesem Zweige der Industrie zieht, ist sehr beträchtlich und selbst jetzt, wo derselbe ziemlich gesunken ist, exportirt Schlesien allein noch für 1½ Millionen Thaler. Von gleicher Bedeutung sind die Baumwollenfabriken in Sachsen, Westphalen, Brandenburg, Schlesien und vorzüglich in Kleve-Berg (Düsseldorf); das Verhältniß der Production zur Einfuhr der rohen Stoffe stellt sich auch hier außerordentlich günstig, indem erstere die letztere um das Sechsfache übersteigt. Außerdem sind noch wichtig die Papierfabriken (obwohl sie das Bedürfniß nicht ganz decken), besonders in Schlesien, Sachsen, Brandenburg und im aachner Regierungsbezirke; ferner die Bierbrauereien im östlichen Haupttheile, die Branntweinbrennereien in Nordhausen, Berlin, Breslau, Danzig, Quedlinburg, Stettin; die Ölfabrication in Sachsen und der Westhälfte; die Stärke- und Puderfabriken (Halle); Tabaksfabriken wichtig in Berlin, Frankfurt, Magdeburg (Nathusius), Köln, Düsseldorf u. a. O.; Zukkersiedereien in neuerer Zeit von ziemlicher Bedeutung zu Berlin, Frankfurt, Magdeburg, Breslau, Hirschberg, Königsberg, Danzig, Elbing, Stettin; endlich noch Holzwaarenfabriken in Henneberg, Westphalen; Potaschesiedereien besonders in Ostpreußen; Cichorienfabriken; Essigbrauereien. Fast wichtiger noch als diese bis jetzt angeführten Zweige der Industrie ist die Verarbeitung der Metalle. Dieselbe hat ihren Hauptsitz in Oberschlesien, Schleusingen, in der Provinz Kleve-Berg (Solingen, Lennep), vor Allem aber in dem westphälischen Regierungsbezirke Arnsberg (Iserlohn und Altena). Hierher gehören die Eisengießereien, die Stab-, Zain-, Band- und Reckeisenhämmer, Stahlhämmer, Eisenblechhütten, Drahtfabriken, Messer-, Scheeren- und Klingenfabriken, Gewehr- und Nägelfabriken; dann die Kupfer-, Messing-, Gold- und Silberfabrication; Glas-, Schießpulver-, Farben- und chemische Fabriken und zuletzt die Thonwaarenfabriken. Alle diese verschiedenen Zweige liefern nicht allein Hinlängliches für das Bedürfniß, sondern gewähren auch bedeutenden Überschuß zur Ausfuhr. Auf dem blühenden Zustande der preußischen Industrie beruht der Handel der Monarchie, der zwar nicht so wichtig, daß man P. zu den ersten Handelsstaaten rechnen könnte, aber doch immer bedeutend genug ist, zumal da derselbe durch die Lage des Landes zwischen dem productenreichen Norden und Osten und dem gewerbthätigen Westen Europas, dann auch durch seine Lage am Meere und durch viele schiffbare Flüsse, Canäle, Landstraßen u. s. w. außerordentlich begünstigt wird. Der innere Verkehr ist ohne Zweifel der wichtigste Zweig des preußischen Handels und in der neuesten Zeit, wo die meisten der übrigen deutschen Staaten dem preußischen Zollsysteme beigetreten sind, von erhöhter Bedeutung geworden. Gewerbefreiheit, Flußschifffahrtsacten, Messen und Märkte, mehrere Banken, Institute aller Art u. s. w. befördern den Verkehr, dessen Lebhaftigkeit einen Beweis von den Vortheilen gibt, die er gewährt. Der auswärtige Handel, zumal der Seehandel, wird ebenfalls ziemlich schwunghaft, zum Theil mit preußischen Schiffen, betrieben und gibt eine

durchaus günstige Bilanz. Den Hauptantheil an dem Seehandel nehmen Stettin, Danzig, Königsberg, Memel, Pillau, Elbing, Swinemünde, Kolberg, Stralsund, Wolgast, Greifswald u. m. a.; Hauptplätze des Landhandels sind Berlin, Breslau, Magdeburg, Frankfurt, Köln (Rheinhafen) und Elberfeld. Was die Ausfuhrartikel betrifft, so gehören hierher vorzüglich: Wolle, wollene Waaren, Getreide, Hülsenfrüchte, Obst, Flachs, Hanf, Garn, Leinwand, Baumwollen- und Seidenwaaren, Eisen- und Stahlwaaren, Salz, Holz, Steinkohlen, Eisen, Blei, Schwefel, Mineralwässer, Federn, Wachs, Leder u. a. m. Einfuhrartikel sind: Material- und Colonialwaaren, Wein, rohe Seide, Hopfen, Rum, Arak, Öl, Pelzwerk, Häute, Quecksilber, Zinn, Südfrüchte, Thran u. a. m. Die Bilanz hat P., wie aus den Ein- und Ausfuhrlisten und Zollregistern hervorgeht, durchgängig für sich; der Betrag des Gewinnes indeß kann nur approximativ und zwar auf ungefähr 3 Millionen Thaler angeschlagen werden. Die wissenschaftliche und artistische Bildung, so wie das Volkserziehungswesen Preußens ist musterhaft und steht in gewissen Hinsichten unübertroffen da. Für die höhere Ausbildung sorgen 6 Universitäten zu Greifswald, Königsberg, Halle, Breslau, Berlin und Bonn und zahlreiche (über 100) Gymnasien und Lyceen, die sämmtlich unter besonderer Fürsorge der Regierung stehen und von derselben thätig unterstützt werden. Außerdem gibt es in den verschiedenen Theilen der Monarchie zahlreiche besondere Unterrichtsanstalten, wie Seminarien und Akademien, Forst-, bergwissenschaftliche und Landwirthschaftsinstitute, Handlungs- und Schifffahrtsschulen, Militairschulen; für die künstlerische Ausbildung ferner sorgen die königliche Akademie der bildenden Künste und zahlreiche Kunst- und Bauschulen in den wichtigsten Städten des Landes, Singakademien und Vereine, Theater, Concerte u. a. m. Umfassende Hülfsmittel finden sich überall in Bibliotheken, Sternwarten, botanischen Gärten, Gemäldegalerien und Sammlungen und Museen aller Art. Auch ist kein Mangel an höheren wissenschaftlichen Vereinen (z. B. die königliche Akademie der Wissenschaften) und Gesellschaften aller Art, die sich die Beförderung irgend eines Zweiges der Wissenschaft oder des gewerblichen Lebens vorzugsweise zum Ziele gesetzt haben. Das Volksschulwesen ist gegenwärtig in blühendem Zustande. An Vereinen zu wohlthätigen Zwecken ist ebenfalls kein Mangel. Hierher gehören die Bibelgesellschaften, sämmtlich unter dem Ressort der Hauptbibelgesellschaft zu Berlin stehend, das Seminar für Missionarien, ein Hauptverein für christliche Erbauungsschriften, zahlreiche Unterstützungsvereine, Stiftungen und Institute, trefflich eingerichtete Waisen-, Armen- und Zuchthäuser, Feuer- und Hagelversicherungsanstalten u. dgl. m. — Herrschende Religion ist die evangelische, zu der sich ⅗ der Gesammtvölkerung bekennen. Die Lutheraner und Reformirten bilden seit 1817 eine vereinigte Kirche; zu ihnen rechnet man auch noch die Herrnhuter, Hussiten und die wenigen Separatisten. Die vier Provinzen Ostpreußen, Brandenburg, Pommern und Sachsen enthalten fast lauter Bekenner der evangelischen Confession; in Schlesien ist ihre Anzahl ebenfalls überwiegend; in Posen aber, Westphalen und in den Rheinprovinzen bilden die Katholiken die Mehrzahl. Mennoniten gibt es ungefähr 15000, davon die Mehrzahl in Westpreußen, Juden gegen 155000, die meisten in Schlesien, Posen, Westpreußen und Niederrhein. Die Staatsverfassung Preußens ist unumschränkte Monarchie, denn die Provinzialstände (seit 1823) haben keinen Antheil an der Gesetzgebung, sondern berathen nur über die Gesetzentwürfe, in sofern sie eine Provinz angehen, und haben das Recht, Bitten und Beschwerden bei der Regierung einzureichen. An der Spitze des Staats steht ein König, jetzt Friedrich Wilhelm III. Die Thronfolge geht stets auf den ältesten Prinzen in gerad absteigender Linie über und ist in männlicher und weiblicher Linie erblich. Alle Zweige der Staatsverwaltung stehen unter der obersten Leitung des Königs, welcher seine Verordnungen durch das geheime

Cabinet erläßt. Ihm zur Seite steht als höchste berathende Behörde ein Staatsrath, bestehend aus den volljährigen (mit 18 Jahren) Prinzen des königlichen Hauses, den wirklichen Staatsministern, den commandirenden Generalen in den Provinzen und den Oberpräsidenten der letzteren, wenn sie in Berlin anwesend sind, und allen den oberen Staatsdienern, welche das Vertrauen des Königs dazu beruft. Zur gehörigen Berathung ist der Staatsrath in 6 Sectionen getheilt, deren jeder ein besonderer Zweig der Geschäfte zugewiesen ist; kein Beschluß aber ist gültig, wenn er nicht die Bestätigung des Königs erhalten hat. Sämmtliche Zweige der Verwaltung stehen unter dem Staatsministerium als der obersten verwaltenden Behörde; dasselbe besteht aus den einzelnen Ministerien, deren jedes die besonderen Zweige unmittelbar leitet, während jenes das Ganze in allgemeiner Übersicht zusammenfaßt. Die jetzt bestehenden 7 Ministerien sind: das Ministerium des königlichen Hauses, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Polizei, der Finanzen, der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, der Justiz und des Kriegs. Zu den Centralbehörden gehören noch: das Postdepartement, die Generalcontrole der Finanzen, die Hauptverwaltung der Staatsschulden, die königliche Hauptbank und die Generaldirection der Seehandlungssocietät. Zum Behufe der innern Verwaltung ist der Staat in 10 Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Westphalen, Cleve-Berg und Niederrhein) getheilt, die wieder in 25 Regierungsbezirke und 334 Kreise zerfallen. An der Spitze der Provinzialverwaltung stehen Oberpräsidenten, deren es 8 gibt, da Ost- und Westpreußen und Rheinland nur einen haben. Sie haben mehr das Allgemeine sämmtlicher Verwaltungszweige zu besorgen und bilden in jeder Hinsicht die unmittelbare Instanz. Ihnen untergeben sind die Provinzialregierungen, deren Geschäftskreis sich auf alle Zweige der innern Administration erstreckt, in soweit nämlich die Befugniß einer Territorialbehörde gehen kann. Jede dieser Regierungen zerfällt in 3 Abtheilungen: für das Innere, für Kirchenverwaltung und Schulwesen, und für Steuern und Domainen. Den einzelnen Kreisen der Regierungsbezirke stehen Landräthe vor, denen früher unter andern auch die Erhebung der directen Steuern oblag; jetzt jedoch sind in allen Theilen der Monarchie für diesen Zweig der Verwaltung Generalsteuerdirectoren eingesetzt worden, auch bilden überall die Bergämter besondere Behörden. Die Provinzialjustizpflege ist den Oberlandesgerichten übergeben und zwar so, daß dieselben in dem ihnen zugetheilten Jurisdictionsbezirke die gesammte Rechtspflege, das Vormundschafts-, Hypotheken- und Privatlehnswesen verwalten, ferner in erster Instanz die Gerichtsbarkeit über eximirte Personen und Grundstücke ausüben und endlich für die Erkenntnisse der Provinzialuntergerichte eine Appellationsinstanz bilden. — Was die Finanzen des preußischen Staats betrifft, so sind dieselben zwar nicht in glänzendem Zustande — wie dieß auch nach den außerordentlichen Opfern, welche der letzte Krieg gekostet hat, nicht möglich ist — aber doch wohl geordnet und trefflich verwaltet. Die Quellen der Einkünfte sind Domainen und Regalien und directe und indirecte Steuern. Zu den Regalien gehören die Einnahmen aus den Bergwerken, Hütten, Salinen, der Post und der Lotterie; zu den Steuern Zölle und Verbrauchssteuern, Stempelsteuer, Gewerbesteuer, Grundsteuer, Classen- und Schlachtsteuer u. a. m. Die Gesammteinnahme beläuft sich über 51½ Mill., die Ausgabe auf eben so viel, die Staatsschuld auf 174 Mill. Thaler, zu deren Tilgung jährlich 8—10 Mill. angewiesen sind. Den größten Theil der Einkünfte nimmt das Kriegswesen in Anspruch, jährlich auf 23 Mill., eine bedeutende Summe, die aber erforderlich ist, wenn die Kriegsmacht in ihrer imposanten Stellung erhalten werden soll. Gegenwärtig besteht die preußische Armee aus dem stehenden Heere, der Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots und dem Landsturme. Das erstere ist stets bereit ins Feld zu rücken

und umfaßt alle wissenschaftlichen Abtheilungen der Armee; die Landwehr tritt nur bei ausbrechendem Kriege (und jährlichen Übungen) zusammen, aber blos das erste Aufgebot rückt sogleich mit ins Feld, während das zweite Garnisonsdienste thut; der Landsturm endlich sorgt bei einem ausbrechenden Kriege für Aufrechterhaltung der innern Ordnung, dient zur Deckung von Transporten ꝛc. Das stehende Heer besteht aus 32 Linieninfanterieregimentern, 2 Jäger- und 2 Schützenbataillonen, 8 Reserveregimentern, 48 Garnisoncompagnien, 32 Cavallerieregimentern (8 Cuirassier-, 4 Dragoner-, 12 Husaren- und 8 Uhlanenregimenter), 8 Artilleriebrigaden (zu 3 Compagnien reitender und 11 Compagnien Fußartillerie), 8 Pionnierabtheilungen, einem Ingenieurcorps und 16 Invalidencompagnien. Außerdem gibt es ein Garde- und Grenadiercorps. Dazu gehören 2 Gardeinfanterieregimenter, ein Gardejägerbataillon, zwei Gardelandwehrregimenter, Garde du Corps, ein Gardehusarenregiment, Gardecuirassierregiment ꝛc. Die Landwehr begreift 32 Regimenter zu 3 Bataillonen und 3 Schwadronen und 4 Reservelandwehrregimenter zu 6 Compagnien. Diese ganze Macht ist in 8 Armeecorps eingetheilt, deren zwei eine Armeeabtheilung ausmachen, und besteht im Frieden zusammen aus 117000 M. Linie und 51000 Landwehr; im Kriege würde sie mit der Reserve und den beiden Aufgeboten der Landwehr auf 530000 M. gebracht werden können. Zur wissenschaftlichen Ausbildung dienen verschiedene Anstalten, wie die allgemeine Kriegsschule zu Berlin, und außerdem Cadettenhäuser, Ingenieur- und Artillerieschulen, Divisions-, Regiments- und Bataillonsschulen u. a. m. — An Festungen ist P. sehr reich, nur gegen die russische Grenze gibt es keine. Die wichtigsten sind: an der französischen Grenze Saarlouis; an der niederländischen Jülich; den Rhein vertheidigen Wesel, Köln und Coblenz mit Ehrenbreitenstein; die Weser Minden; Thüringen Erfurt; die Elbe decken Magdeburg, Wittenberg und Torgau; die Havel Spandau; die Oder Stettin, Küstrin, Großglogau und Kosel; Schlesien Glatz, Silberberg, Schweidnitz und Neiße; die Weichsel Graudenz und Thorn; an der Ostseeküste liegen Pillau, Danzig, Kolberg und Stralsund. — Orden hat P. 6, als: den schwarzen Adlerorden, den rothen Adlerorden, den Militairverdienstorden, den preußischen St. Johanniterorden, den Orden des eisernen Kreuzes und den Louisenorden. Außerdem gibt es noch verschiedene andere Ehrenzeichen, wie das Militairehrenzeichen, das allgemeine Ehrenzeichen und die Kriegsdenkmünze. — Als Mitglied des deutschen Bundes nimmt der König von P. die zweite Stelle ein mit einer Stimme in der engern und 4 Stimmen in der weitern Bundesversammlung. Das Contingent beträgt 79234 M. (mit 160 Stück Geschütz), die das 4., 5. und 6. Armeecorps des Bundesheeres bilden. In Luxemburg und Mainz hat P. Besazzungsrecht. — Kurze Übersicht der sämmtlichen Provinzen Preußens nach ihren Regierungsbezirken und Kreisen. 1) Provinz Ostpreußen (702⅕ □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen mit den Kreisen Königsberg (Stadt- und Landkreis), Fischhausen, Memel, Labiau, Welau, Gerdauen, Rastenburg, Friedland, Preußisch-Eylau, Zinten, Braunsberg, Heilsberg, Rössel, Allenstein, Ortelsburg, Neidenburg, Osterode, Morungen, Preußisch-Holland, Gumbinnen, Insterburg, Darkehmen, Angerburg, Lötzen, Sensburg, Johannisburg, Lyck, Oletzko, Goldap, Stallupönen, Pillkallen, Raynit, Tilsit, Niederung und Heidekreuz. 2) Provinz Westpreußen (465 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder mit den Kreisen: Danzig (Stadt- und Landkreis), Elbing, Marienburg, Stargard, Behrendt, Karthaus, Neustadt, Marienwerder, Stuhm, Rosenberg, Löbau, Straßburg, Thorn, Kulm, Graudenz, Schwetz, Konitz, Schlochau, Flatow und Deutsch-Krone. 3) Provinz Posen (538½ □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Posen und Bromberg mit den Kreisen Posen,

Obernik, Samter, Meseritz, Birnbaum, Buk, Bomst, Kosten, Schrimm, Kröben, Fraustadt, Krotoschin, Schildberg, Adelnau, Pleschen, Wreschen, Schrodda, Wirsitz, Bromberg, Chodzesen, Wongrowitz, Czarnikow, Gnesen, Mogilno, Schubin und Inowrazlau. 4) Provinz Schlesien (720 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Breslau, Oppeln und Liegnitz mit den Kreisen: Breslau, Neumarkt, Steinau, Wohlau, Guhrau, Militsch, Trebnitz, Wartenberg, Öls, Namslau, Brieg, Ohlau, Strehlen, Münsterberg, Frankenstein, Nimptsch, Reichenbach, Striegau, Schweidnitz, Waldenburg, Glatz, Habelschwerdt, Oppeln, Falkenberg, Grottkau, Neiße, Neustadt, Kosel, Leobschütz, Ratibor, Rybnik, Pleß, Beuthen, Tost, Großstrelitz, Lublinitz, Rosenberg, Kreuzburg, Liegnitz, Lüben, Glogau, Freistadt, Grünberg, Sagan, Sprottau, Bunzlau, Goldberg, Jauer, Landshut, Bolkenhain, Schönau, Hirschberg, Löwenberg, Lauban, Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda. 5) Provinz Pommern (566 □M.). Diese Provinz, welche durch die Oder in zwei Theile, Vor- und Hinterpommern, getheilt wird, bildete bis 1637 ein selbstständiges Herzogthum. Schon frühe hatten slawische Völker, unter ihnen vorzugsweise Wenden, von diesen Gegenden Besitz genommen und nach und nach ihre Herrschaft befestigt. Als Stammvater der Herzöge von P. wird Mestibock um 960 genannt, doch konnte sich die Macht seiner Nachkommen, die sich übrigens erst im XII. Jahrh. bestimmter ausbildete, wegen häufiger Theilungen (Linie: Pommerellen, Pommern, Stettin, Wolgast) nie zu einer Achtung gebietenden Stellung erheben und fortwährende Kriege mit Polen, Dänemark und später besonders mit Brandenburg schwächten dieselbe außerordentlich, ja führten sogar mehr als einmal Lehnsnexus herbei. Nach dem Aussterben des letzten Herzogs Boleslaus XIII. (XIV.) im Jahre 1637 machte Brandenburg dem im Jahre 1331 geschlossenen Erbfolgevertrage gemäß seine Ansprüche geltend, mußte sich aber im westphälischen Kriege mit Hinterpommern begnügen und Vorpommern und Rügen an Schweden abtreten. Im Jahre 1720 indeß kam auch dieses Gebiet mit Ausnahme Rügens und einem andern unbedeutenden Striche an P. und der Friedensschluß von 1815 vereinigte endlich Alles unter des letztern Scepter. Jetzt zerfällt P. in 3 Regierungsbezirke: Stettin, Köslin und Stralsund mit den Kreisen Stettin, Randow, Anklam, Uckermünde, Usedom-Wollin (zwei Inseln), Demmin, Kammin, Greiffenberg, Naugard, Pyritz, Greiffenhagen, Regenwalde, Saatzig, Fürstenthum (Köslin), Schlawe, Lauenburg-Bütow, Stolpe, Neustettin, Rummelsburg, Schiefelbein, Belgard, Dramburg, Franzburg, Grimme, Greifswald, Bergen (Rügen, s. d. Art.). 6) Provinz Brandenburg (749 □M.) zerfällt außer den Haupt- und Residenzstädten Berlin und Potsdam (s. d. Artt.) in die Regierungsbezirke Potsdam und Frankfurt mit den Kreisen: Osthavelland, Teltow-Starkow, Niederbarnim, Oberbarnim, Angermünde, Prenzlow, Templin, Ruppin, Ostpriegnitz, Westpriegnitz, Westhavelland, Zauch-Belzig, Jüterbock-Luckenwalde, Frankfurt, Lebus, Küstrin, Königsberg, Soldin, Arnswalde, Friedeberg, Landsberg, Sternberg, Züllichau, Crossen, Sorau, Guben, Lübben, Cottbus, Luckau, Spremberg, Calau. 7) Provinz Sachsen (457 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Magdeburg, Merseburg und Erfurt mit den Kreisen: Magdeburg, Wanzleben, Kalbe, Jerichow I., Jerichow II., Osterburg, Salzwedel, Gardelegen, Stendal, Neuhaldensleben, Wollmirstädt, Oschersleben, Osterwieck, Aschersleben, Halberstadt, Erfurt, Weißensee, Langensalza, Mühlhausen, Heiligenstadt, Worbis, Nordhausen, Schleusingen, Ziegenrück, Merseburg, Zeitz, Weißenfels, Naumburg, Eckardtsberga, Querfurt, Sangerhausen, Mansfeld (Gebirgs- und Seekreis), Saalkreis, (Halle), Delitzsch, Bitterfeld, Torgau, Wittenberg, Liebenwerda, Schweidnitz. 8) Provinz Westphalen (367 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Münster,

Minden und Arnsberg mit den Kreisen: Münster, Tecklenburg, Steinfurt, Ahaus, Koesfeld, Borken, Lüdinghausen, Recklinghausen, Beckum, Warendorf, Arnsberg, Meschede, Witgenstein, Brilon, Siegen, Altena, Olpe, Hagen, Iserlohn, Dortmund, Bochum, Soest, Hamm, Lippstadt, Minden, Bünde, Rahden, Herford, Halle, Bielefeld, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg, Brakel, Höxter. 9) Provinz Kleve-Berg (158 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf mit den Kreisen: Köln, Bonn, Rheinbach, Lechenich, Mühlheim, Bergheim, Siegburg, Gummersbach, Wipperfurt, Düsseldorf, Grevenbroich, Neuß, Gladbach, Krefeld, Geldern, Kempen, Rees, Kleve, Elberfeld, Duisburg, Solingen, Lennep. 10) Provinz Niederrhein (288 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Coblenz, Trier und Aachen mit den Kreisen: Coblenz, St. Goar, Kreuznach, Zell, Simmern, Kochem, Ahrweiler, Adenau, Mayen, Neuwied, Wetzlar-Braunfels, Altenkirchen, Trier, Merzig, Saarburg, Saarlouis, Saarbrück, Ottweiler, Wittlich, Bernkastel, Daun, Prüm, Bittburg, Aachen, Heinsberg, Geilenkirchen, Jülich, Erkelenz, Montjoie, Düren, Eupen, Gemünd, Malmedy. — Was die Einwohnerzahl der Städte betrifft, so zählt man über 300000 nur in Berlin, über 50000 in Breslau, Danzig, Köln und Königsberg, über 20000 in Aachen, Halle, Elberfeld, Magdeburg, Posen, Stettin und Potsdam, über 10000 in Barmen, Bonn, Brandenburg, Düsseldorf, Elbing, Erfurt, Frankfurt, Görlitz, Halberstadt, Coblenz, Krefeld, Münster, Quedlinburg, Stralsund, Tilsit und Trier. Von 5000—10000 zählen über 60 und 1000—5000 Einw. über 700 Städte. — Übrigens ist der König von P. auch Landesherr von dem in politischer Beziehung zur Eidgenossenschaft gehörigen Canton Neuenburg (s. d. Art.). — Geschichte des preußischen Staats. — Der Anfang des jetzt zu den Großmächten Europas gehörigen preußischen Staates ist klein und unbedeutend, ein den Slawen an der Spree, Havel und Oder entrissener, von der Natur wenig begünstigter und nur schwach bevölkerter Landstrich. Schon Karl der Große hatte auf die seit dem V. Jahrh. im Osten Europas ansässigen Slawen sein Augenmerk gerichtet und, um weiteres Vordringen derselben zu verhüten, an der Grenze feste Plätze gegen sie angelegt; doch behaupteten sich die einzelnen Stämme in ihren Wohnsitzen bis zur Saale und entzogen sich sogar nach Karl's Tode der frühern Tributpflichtigkeit. Erst Heinrich I. erkannte die Nothwendigkeit, diese gefährlichen Nachbarn (sie hatten auch den Ungarn beigestanden) zu demüthigen und durch Waffengewalt unschädlich zu machen. Bereits 928 bezwang er die Sorben im Lande zwischen der Saale, Mulde und Elbe und 3 Jahre später auch deren Bundesstamm, die Heveller an der Havel, zerstörte ihre Festung Brannibor und stellte im Jahre 936, da sie sich von Neuem mit den Ungarn verbunden hatten, den Grafen Bernhard an die Spitze der neu errichteten Mark Nordsachsen (Altmark; provincia Redariorum). Die Nachfolger desselben, die unter dem Herzoge von Sachsen standen, kommen meist unter dem Namen der Markgrafen zu Salzwedel vor; denn die Benennung Markgrafthum Brandenburg wird erst im XII. Jahrh. in den Zeiten Albrecht's des Bärs gewöhnlich. Otto I. fuhr in dem Systeme seines Vaters fort und suchte dadurch insbesondere die Eroberung zu befestigen, daß er deutsche Colonisten in jene Landstriche verpflanzte und dem Christenthume Eingang verschaffte; letzteres förderte er vorzugsweise durch die Gründung der Bisthümer Havelberg und Brandenburg. Nichtsdestoweniger dauerte die Gährung unter den Slawen ununterbrochen fort und mehr als einmal bedurfte es unter Otto's Nachfolgern, zumal in dem XI. Jahrh., bedeutender Anstrengungen, um das Erworbene zu behaupten; auch bestand ungehindert der slawische Staat unter einheimischen Regenten fort, bis nach dem Aussterben derselben mit dem Könige Heinrich im Jahre 1142 Albrecht der Bär aus dem Hause Askanien das ganze

brandenburgische Land (Mittelmark, Priegnitz und einen Theil der Neumark) in Besitz und vom deutschen Reiche als Markgraf von Brandenburg zu Lehn nahm. Wie dieser kräftige heldenmüthige Fürst seine Besitzungen auf Kosten der Slawen immer weiter ausdehnte, überhaupt sein ausgezeichnetes Wirken s. in dem Artikel Albrecht der Askanier. Von seinen Söhnen folgte ihm Otto I. in Brandenburg, während Bernhard Titel und Würde eines Herzogs von Sachsen erhielt. Bemerkenswerth ist es dabei, daß die Zertrümmerung des Herzogthums Sachsen (denn Bernhard erhielt den kleinsten Theil davon) schon damals dem brandenburgischen Staate ein größeres politisches Gewicht verlieh, und nur an dem schwachen Otto lag die Schuld, daß die Macht desselben nicht noch höher stieg. Auch Otto II. (von 1184—1205) trat nicht kräftig auf und trieb sogar seine Nachgiebigkeit gegen die Pfaffen so weit, daß er dem Erzstifte von Magdeburg einen großen Theil der Altmark und einige Theile der Mittelmark unter der Bedingung schenkte, daß sie ein Jahr später als magdeburgisches Lehn wieder an Brandenburg fallen sollten; ein höchst kopfloser Handel, welcher in der Folge manche verdrießliche Verwickelungen herbeiführte. Sein Bruder Albrecht II., von 1205—1220, erscheint um Vieles selbstständiger, wenigstens nahm er rühmlichen Antheil an den verschiedenen Kämpfen, die damals Deuschland bewegten, und erhielt von Friedrich II., dem er beigestanden hatte, seine Anwartschaft auf Vorpommern bestätigt. Wichtiger noch wurde die Regierung seiner beiden Söhne, Johann I. und Otto III., welche dieselbe anfangs unter der Vormundschaft ihrer umsichtigen Mutter, Mathilde, dann seit 1226 gemeinschaftlich führten. Denn nicht nur, daß sie in der Uckermark, dem Bisthume Lebus und den Städten Mittenwalde, Köpenik, Bauzen, Görlitz, Löbau und Lauban wichtige Eroberungen machten, sie sorgten auch für Anbau und Wohlstand und gründeten mehrere neue Städte, wie Frankfurt, Bärwalde, Friedland u. a. m. Durch die im Jahre 1258 vorgenommene Theilung übrigens wurden sie die Stifter zweier besonderer Linien, Johann der ältern stendalschen, Otto der jüngern Linie zu Salzwedel. In Stendal regierten seit 1266 die drei ältesten Söhne Johann's, Johann II., Otto IV. mit dem Pfeile (s. d. Art.) und Konrad I., gemeinschaftlich; doch ist von ihnen außer der Theilnahme an den Streitigkeiten der Zeit nichts Erhebliches bekannt; bemerkenswerth aber, daß Otto IV. und Konrad nach dem Tode Johann's II. (1282) die Mark Landsberg von Albert dem Unartigen an sich brachten und dieselbe ihrem nachgebornen, früher übergangenen Bruder Heinrich überließen. Nach Konrad's Tode im Jahre 1304 übernahmen seine Söhne, Johann IV. und Waldemar, die gemeinschaftliche Regierung in den Ländern stendalscher Linie; in Salzwedel führte dieselbe nach Otto's III. Tode im Jahre 1267 Otto IV. so gut wie allein, da sein Bruder Albrecht sich mit einigen Städten begnügte, bis 1298, wo ihm sein einziger Sohn Hermann folgte. Dieser erwarb gemeinschaftlich mit seinem Vetter, dem Stendaler Otto IV., von dem Wettiner Tiecemann die Niederlausitz und übernahm pfandweise von dem böhmischen Könige Wenzel die Mark Meißen (für 50000 Mark Silber), welche derselbe ebenfalls als Pfand von dem Kaiser Albrecht erhalten hatte. Daraus entstand aber eine langwierige und blutige Fehde zuerst mit dem Kaiser, dann, als dieser sich gegen die beiden Söhne Albert's des Unartigen, Friedrich den Gebissenen und Tiecemann, nicht im Besitze Meißens erhalten konnte, mit den Letzteren, obwohl erst nach Hermann's Tode (1308) mit dessen Sohne, dem minderjährigen Johann V., die Linie zu Salzwedel erlosch (1317). Die Länder derselben fielen an Stendal, wo Waldemar seit 1307 allein regierte. Der bereits 1312 mit Friedrich dem Gebissenen, welcher die Mark Landsberg und die Niederlausitz zurückverlangte, ausgebrochene Krieg endete bald nach seinem Beginnen durch die Gefangennehmung Friedrich's, und Waldemar ermangelte nicht, daraus ansehnlichen Vortheil zu ziehen, indem er die Niederlausitz und Landsberg als Bedingung der Freilassung des Gefangenen

stellte, auch hielt er mehrere Jahre einige der wichtigsten Städte Meißens besetzt. Ueberhaupt erhob sich unter seiner Regierung der brandenburgische Staat zu einer bedeutenden Macht und erhielt ansehnlichen Zuwachs, so daß er, wenn anders der Stamm der Askanier fortgeblüht hätte, zuverlässig in kurzer Zeit ein entschiedenes Übergewicht, wenigstens im Norden Deutschlands, erhalten haben würde. Unglücklicherweise aber folgte Heinrich der Jüngere von Landsberg, der einzige Erbe, welchen Waldemar bei seinem Tode im Jahre 1319 hinterließ, demselben bereits im folgenden Jahre in das Grab nach. Jetzt brach eine stürmevolle Zeit über Brandenburg herein; denn nicht nur, daß das Erlöschen der Askanier eine Verminderung des Länderumfangs herbeiführte, auch des innern Lebens glücklich begonnene Entwickelung ward auf lange Zeit gehemmt. Schon hatte sich unter den Askaniern ein reges Städteleben entfaltet, in Berlin, Köln, Neubrandenburg, Salzwedel und Frankfurt blühten Handel und Gewerbe; die Gerechtigkeitspflege war ziemlich geordnet; überhaupt hatte deutsche Sprache, Sitte, Cultur und Gesetzgebung über das Slawenthum gesiegt. Solche frische Entwickelung des innern Lebens unter den Askaniern verfehlte nicht ihrer Einwirkung auf die äußere Ankündigung des Staates, welcher damals außer der Altmark, Mittelmark, Uckermark, Priegnitz und Neumark auch beide Lausitzen, die Mark Brandenburg (mit Sangershausen), Lebus, einige Theile von Meißen, mehrere Parzellen in den Stiftern Verden und Magdeburg, die Lehnshoheit über Wernigerode, Pommern und Meklenburg u. a. m. einschloß. Aber kaum war der letzte Askanier todt, so traten auch eine Menge Bewerber auf und suchten ihren Ansprüchen unter irgend einem Rechtstitel Anerkennung zu verschaffen. Johann von Böhmen nahm die Oberlausitz, der Churfürst Rudolph von Sachsen Wittenberg, ein Askanier machte auf das ganze Erbe Ansprüche, begnügte sich aber mit der Niederlausitz auf 12 Jahre; die Wittwe Waldemar's brachte die Altmark, ihr Witthum, dem Herzoge Otto von Braunschweig, ihrem zweiten Gemahle, mit; Friedrich der Gebissene nahm die verlorenen Theile Meißens zurück; Landsberg kam an Braunschweig (1347 durch Kauf wieder an Wettin); die Uckermark an Pommern; die Priegnitz nahm Meklenburg, und so wurden auch noch andere Gebietstheile von Verschiedenen in Besitz genommen. Da erklärte im Jahre 1324 der Kaiser Ludwig (der Baier) die brandenburgischen Lande als eröffnetes Reichslehn und ertheilte sie nebst der Churwürde, der Lausitz und der Lehnshoheit über Pommern seinem Sohne Ludwig. Die Priegnitz ward jetzt wieder gewonnen und der Churfürst von Sachsen-Wittenberg mit der Niederlausitz (auf einige Zeit) abgefunden und der Herzog Otto von Braunschweig mußte den jungen Churfürsten in der Altmark als künftigen Erben anerkennen. Die Mittel- und Neumark wurden zur Unterwerfung durch Waffengewalt gezwungen und auch der Herzog von Pommern gab 1331 die Uckermark zurück, wogegen er zwar der Lehnspflicht entbunden wurde, aber den Anfall Pommerns an Brandenburg im Fall des Aussterbens des pommerschen Fürstenhauses versprach. So schien jetzt das Haus der Wittelsbacher in Brandenburg befestigt zu sein; aber bald zeigte sich das Ungewisse dieser Erwerbung. Schon 1325 sprach der Papst, ein Freund des Luxemburger, den Bann über den Kaiser und Brandenburg aus und kaum war dieß Ungewitter ohne besondere Nachtheile vorübergezogen, so hatte der Churfürst einen neuen Kampf mit dem Erzbischofe von Magdeburg zu bestehen, welcher ungünstig für ihn ausfiel und ihn zwang, die Altmark vom Erzstifte zu Lehn zu nehmen. Schlimmer wurde der Zwist mit dem Könige Johann von Böhmen über Kärnthen und Tyrol. Zwar erreichte der Kaiser Ludwig seinen Zweck; denn Kärnthen blieb den Habsburgern, welchen er gegen Johann von Böhmen beigestanden hatte, und Tyrol kam durch Vermählung seines Sohnes, des Churfürsten von Brandenburg, mit Margarethe Maultasch an sein Haus; aber der Luxemburger rächte sich empfindlich durch das Aufstellen eines falschen Waldemar (s. d. Art.) in Branden-

burg (1347) und der Papst stand ihm treulich bei, indem er in Karl von Mähren einen Gegenkönig aufstellte. Die Marken litten damals außerordentlich, zumal da ein großer Theil des Landes den von Karl IV., Anhalt, Sachsen-Wittenberg und dem Erzbischofe von Magdeburg anerkannten falschen Waldemar zufiel und die Waffen gegen den Churfürsten ergriff. Nichts fruchtete nach des Kaisers Ludwig Tode im Jahre 1347 die Aufstellung des Gegenkönigs Günther von Schwarzburg, da derselbe bereits 1349 starb. Karl IV. wurde jetzt überall anerkannt und der Churfürst von Brandenburg söhnte sich nun ebenfalls mit ihm aus, erhielt die Belehnung mit der Churwürde und den Marken und blieb in dem Besitze Tyrols. Doch konnte er das brandenburgische Land nur mit Mühe wieder erobern, da selbst die bedeutendsten Städte Waldemar gehuldigt hatten; erst als der Kaiser mit der Acht drohte, unterwarfen sich die Empörer und Waldemar zog sich nach Dessau zurück. Dem Churfürsten war durch diese Treulosigkeit der Brandenburger der Besitz der Marken so verleidet worden, daß er im Jahre 1351 seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, die Regierung abtrat, mit alleinigem Vorbehalt der Churstimme und des Rückfalls der Länder an ihn oder seine Nachkommen im Falle ihres unbeerbten Todes; dafür aber entsagten dieselben Oberbaierns, wohin sich jetzt Ludwig (der Ältere) wegen der Nähe Tyrols zurückzog. Ludwig der Römer (sein nichtswürdiger Bruder Otto verdient kaum der Erwähnung) zeigte nicht ungewöhnliche Herrschertalente; doch vermochte er nicht dem unglücklichen Lande aufzuhelfen und eben so wenig den Stamm der Wittelsbacher in Brandenburg zu befestigen. Letzteres verschuldete er, indem er sich von dem schlauen deutschen und böhmischen Könige, Karl IV., überlisten ließ und in seiner gereizten Stimmung gegen die niederbaierischen Wittelsbacher, welche sich vertragswidrig nach Ludwig's des Ältern Tode (1361) Oberbaierns bemächtigt hatten, mit dessen ältestem Sohne, Wenzel, eine Erbverbrüderung schloß (1363). So kam es, daß, als er im Jahre 1365 gestorben war, sein unwürdiger Bruder völlig unter die Vormundschaft des Kaisers gerieth und endlich im Jahre 1373 die brandenburgischen Marken an die drei Söhne desselben, Wenzel, Sigismund und Johann, abtrat. Für sie führte der Kaiser selbst die Regierung löblich; die Ordnung und öffentliche Sicherheit wurden hergestellt, das Faustrecht unterdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel begünstigt und geschützt, den Ständen ihre Rechte wiedergegeben und die Rechtspflege neu geregelt. So konnte Karl sicher sein, keinen Widerstand zu finden, als er im Jahre 1374 auf dem Landtage zu Guben die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen aussprach und mit Recht mochte er hoffen, daß seiner Dynastie der Besitz desselben für immer gesichert sei. Allein seine Söhne hatten sämmtlich nicht seinen Geist und seine Umsicht; kaum war er daher im Jahre 1378 gestorben, als der alte traurige Zustand zurückkehrte. Sigismund hatte die Marken mit Ausnahme der Neumark, welche Johann bekam, erhalten; Wenzel thronte in Böhmen. Zwar war Sigismund wohl der beste der Brüder, aber ihn hielt die polnische und ungarische Königswahl stets dem Interesse Brandenburgs fremd, das nun während seiner Abwesenheit von Statthaltern stiefmütterlich genug behandelt und durch fast unerschwingliche Kriegssteuern völlig erschöpft wurde. Unglücklicher noch wurde die Lage des Landes, als Sigismund, der seit 1387 auf dem ungarischen Throne saß, dasselbe den Markgrafen Jobst und Procop pfandweise überließ, die es nun ihrerseits auch wegen Geldmangels im Jahre 1395 anderweit an den Markgrafen Wilhelm von Meißen verpfändeten. Letzterer sorgte wenigstens für die innere Ruhe; doch brachte Jobst, der das Land 1398 wieder zurücknahm, das alte Raubsystem geflissentlich wieder in Gang und verpfändete, je nach seinem Bedürfnisse, Städte, Zölle &c. an den Meistbietenden. Auch die Neumark, welche nach Johann's Tode (1395) an Sigismund gefallen, von diesem aber erst an den Wojewoden von Siebenbürgen, dann an den deutschen Orden verpfändet worden war, litt in dieser Zeit

außerordentlich. Nach Jobst's von Mähren Tode im Jahre 1411 fielen die Marken an Sigismund zurück, welcher dadurch zugleich von einem Gegenkönige befreit wurde; denn bereits das Jahr vorher war er meist durch die Mitwirkung des tapfern und reichen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern, von einigen Ständen zum Könige gewählt worden. Jetzt nach Jobst's Tode fand er allgemeine Anerkennung. In demselben Jahre verpfändete er die brandenburgischen Marken an den Burggrafen und ernannte denselben zum Statthalter; aber schon 1415 überließ er ihm das Land nebst der Chur- und Erzkämmererwürde als erbliches Eigenthum, anfangs zwar mit dem Vorbehalte des Rückfalls; allein bei der feierlichen Belehnung im Jahre 1417 zu Costnitz wurde dieses Vorbehalts nicht erwähnt. Demnach beginnt mit dem 20. April 1415 die Herrschaft des Hauses Hohenzollern über den Churstaat Brandenburg; ein glückliches Ereigniß für das Land sowohl, als ein hochwichtiges für Deutschland und für die Gestaltung des europäischen Staatensystems. Friedrich, als Churfürst von Brandenburg I., ein talentvoller, kenntnißreicher und hochgebildeter Fürst wirkte äußerst segensreich für das gänzlich herabgekommene Land und stellte auch das längst verlorene Ansehen desselben nach Außen wieder her. Theilnehmend an den Kämpfen der Zeit, zumal gegen die Hussiten, die aber nichtsdestoweniger die Marken mehrere Male hart mitnahmen, blieb er die festeste Stütze des Kaisers Sigismund und hatte sogar nach dessen Tode (1347) einen Theil der Stimmen für sich; doch lehnte er die Krone zu Gunsten des Herzogs Albert von Östreich ab. Einige Kriege mit Pommern und Meklenburg waren glücklich für Brandenburg. So umsichtig aber im Leben Friedrich gewaltet hatte, so beging er doch bei seinem Tode im Jahre 1440 den großen Fehler, das Land unter seine Söhne zu theilen. Johann bekam Baireuth, Friedrich die Churwürde mit den Marken, Albrecht Achilles Anspach, und Friedrich der Fette die Altmark und Priegnitz. Doch starben die Linien Baireuth und die Friedrich's des Fetten schon 1463 und 1464 wieder aus. Friedrich II., der Eiserne, in den Marken kam zwar seinem Vater an sicherem politischen Blicke nicht gleich, waltete aber fest und kräftig und nahm an den Ereignissen der Zeit, so z. B. an dem sächsischen Bruderkriege, rühmlichen Antheil. Auch vergrößerte er sein Gebiet durch die Herrschaft Cottbus und den Kauf der Neumark; Hinterpommern aber, dessen Fürstenstamm im Jahre 1464 erloschen war, mußte er nach unglücklich geführtem Kriege den vorpommerschen Fürsten überlassen. Übrigens fällt auch in seine Regierung die wichtige Erbverbrüderung zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen (1457). Albrecht Achilles, sein Bruder und Nachfolger seit 1471, glänzt als einer der tapfersten Kämpfer seiner Zeit, behielt aber eben deßhalb nur wenig Zeit übrig, für das Innere zu sorgen, obwohl sich dasselbe unter seiner Regierung nicht gerade verschlechterte. Ein Krieg mit Pommern (1474) hatte in sofern wenigstens glücklichen Erfolg, daß Pommern Brandenburgs Lehnshoheit anerkannte und der Anfall desselben an letzteres im Falle eines Aussterbens des pommerschen Hauses von Neuem bestätigt wurde. Übrigens gab Albrecht auch die unter dem Namen der ewigen Erbordnung bekannte wichtige Urkunde, nach welcher die Marken stets ungetheilt an den jedesmaligen Churfürsten fallen und in den fränkischen Ländern nie mehr als zwei Fürsten (zu Anspach und Culmbach) regieren sollten (1473). Von Albrecht's Nachfolger, Johann Cicero, seit 1476 (Albrecht hatte sich nach Franken zurückgezogen und starb 1486) ist wenig zu sagen. Sein Tod im Jahre 1499 berief Joachim I. Nestor (s. d. Art.), seinen ältesten Sohn, zur Churwürde, einen nicht ungebildeten, aber doch den Bewegungen seiner Zeit nicht gewachsenen Fürsten. War auch sein Walten im Allgemeinen für den Staat ersprießlich (denn er sorgte für Ruhe, Ordnung und Sicherheit, beförderte Handel und Ackerbau und stiftete unter Anderem das Kammergericht zu Berlin), so hätte er doch noch mehr wirken mögen, wenn er nicht gewaltsam die von Wittenberg da-

mals ausgegangene Reformation in seinen Ländern zu unterdrücken gesucht und dadurch jedes freiere und geistigere Entfalten des Staatslebens gehemmt hätte. Mochte es nun Neid auf die Blüthe der wittenberger Universität sein, die die von ihm zu Frankfurt (1506) gestiftete verdunkelte, oder war es in der That individuelle Überzeugung von der Vorzüglichkeit der alten Lehre, oder lagen vielleicht auch politische Verhältnisse zum Grunde; kurz sein ganzes Streben war dahin gerichtet, die neue Lehre zu unterdrücken. Ja er ging so weit, daß er selbst die von seinem Vetter, dem neuen Herzoge Albrecht von Preußen, ihm angetragene Anwartschaft auf die Nachfolge des brandenburgischen Hauses in P. (s. weiter unten) nur deßhalb zurückwies, weil sich die neue Ordnung der Dinge in P. auf die Einführung der Reformation gründete. Sein Streben war indeß vergeblich; denn sein Sohn und Nachfolger, Joachim II. (s. d. Art.), seit 1535, ein vielfach gebildeter und wohlwollender, nur etwas verschwenderischer Fürst, führte bereits 1539 die Reformation im ganzen Churstaate ein und zwar mit um so mehr Erfolg, als sich die Bevölkerung derselben schon längst geneigt gezeigt hatte. In dem darauf folgenden schmalkaldischen Kriege aber blieb er, einige Vermittelungsversuche abgerechnet, neutral, bewahrte zwar dadurch sein Land vor den Stürmen des Kriegs, spielte aber, Moritz von Sachsen gegenüber, auch nur eine untergeordnete Rolle. Wichtig für die Folge aber wurde die von ihm im Jahre 1569 erlangte Mitbelehnung über P. und die bereits 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz abgeschlossene Erbverbrüderung, aus welcher später Friedrich der Große seine gerechten Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau herleitete. Joachim II. starb 1571 und sein Nachfolger, Johann Georg, benutzte die ihm gegönnte kriegerische Ruhe, um seinem ziemlich verschuldeten Lande wieder aufzuhelfen; wirklich gelang es ihm unter der Mitwirkung der Stände binnen 10 Jahren eine Schuldenlast von 2600000 Thalern zu tilgen. Auch sorgte er mit Eifer für das Erziehungswesen, mischte sich aber, gleich dem Churfürsten August von Sachsen, mit welchem er gemeinschaftlich die „Formula concordiae“ von Klosterbergen zu Stande brachte, in die kryptocalvinistischen Streitigkeiten und erregte dadurch manche sehr verdrießliche Händel. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Joachim Friedrich (seit 1598), ging im Allgemeinen auf der betretenen Bahn fort, nur daß er in Religionsangelegenheiten vorsichtiger verfuhr, wie unter Anderem sein Nichtbeitritt zur Union (1608) beweist. Übrigens erneuerte er die von Albrecht Achilles gegebene Erbordnung mit der Bestimmung, daß dem Churhause die Anwartschaft auf P. bleiben sollte, dessen Administration er nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Baireuth übernahm. Er starb 1608. Sein rechtlich gesinnter Sohn, Johann Sigismund, gerieth bald nach seinem Regierungsantritte in den langwierigen jülichschen Erbfolgestreit, der bekanntlich erst 1666 zu Ende gebracht wurde, ihn aber im Jahre 1614 veranlaßte, den lutherischen Lehrbegriff mit dem calvinistischen zu vertauschen. Fast gleichzeitig mit dieser Begründung eines neuen Besitzthums des Hauses Hohenzollern im Westen geschah der Anfall des Herzogthums Preußen nach dem Tode des gemüthskranken Herzogs Albrecht Friedrich im August 1618. — Wir halten jetzt für nöthig, einen Blick auf Preußen zurückzuwerfen. Das Land zwischen der Weichsel und dem Memel und an den Ufern der Ostsee gelegen, P. (Po-Reußen, Hinterreußen) genannt und bewohnt von einem den Polen, Masoviern und Pommern nahe verwandten Stamme, war, wie in dem Art. deutscher Orden bereits dargethan ist, seit 1237 nach und nach in den Besitz der deutschen Ritter gekommen und von denselben, obwohl nach der Schlacht von Tannenberg (1410) nur als polnisches Lehn, behauptet worden. Seit dieser Zeit aber schmälerten unglückliche Kriege mit den Polen, deren Oberherrlichkeit die Ritter nicht ertragen lernten, das Gebiet immer mehr und bereits 1466 mußte ganz Westpreußen, Pommerellen und selbst Marienburg abgetreten werden. In dem übrigen Gebiete

aber zeigte sich bald, wie wenig die eigenthümliche Verfassung, eine in bestimmten Formen ausgeprägte Priesteraristokratie, den Verhältnissen der Zeit noch entspreche, und es durfte daher nicht befremden, daß es der Hochmeister Albrecht von Brandenburg (fränkischer Linie) im Jahre 1525 ohne Gefahr wagen konnte, das Ordensland als weltliches erbliches Herzogthum von Polen zu Lehn zu nehmen und die Kirchenverbesserung einzuführen. Seine Nachfolger, Albrecht Friedrich (seit 1568) und Georg Friedrich von Anspach (seit 1578), walteten im Allgemeinen löblich; Letzterer insbesondere erwarb sich dadurch großes Verdienst, daß er die beiden bis dahin noch bestandenen Bisthümer aufhob und mit ihren Einkünften die schon 1544 von Albrecht gestiftete Universität völlig ausstattete. Nach seinem Tode 1603 ging die Verwaltung des Landes auf die brandenburgische Churlinie über, bis zuletzt im Jahre 1618 nach dem oben erwähnten Absterben des letzten Herzogs die dauernde Vereinigung Preußens mit Brandenburg eintrat. Dadurch gewann Brandenburg ein bei Weitem höheres politisches Gewicht und zumal nach der Übertragung der königlichen Würde auf das souverain gewordene P. nach und nach eine Stellung in der Reihe der mächtigsten Staaten Europas. — Wenn sich die Folgen des Anfalls im Jahre 1618 nicht sogleich und entscheidender kund thaten, so trug nur der Nachfolger des bereits im Jahre 1619 gestorbenen Churfürsten Johann Sigismund, Georg Wilhelm, die Schuld. Zwar fiel seine Regierung in die stürmische Zeit des 30jährigen Kriegs, aber er ermangelte aller zu einem Regenten erforderlichen Eigenschaften und spielte eine um so erbärmlichere Rolle, als er, ein blindes Werkzeug des östreichisch gesinnten Ministers Adam von Schwarzenberg, nicht einmal seine Neutralität gegen die kriegführenden Mächte behaupten konnte. Seine Lande wurden der Tummelplatz der kaiserlichen Horden, selbst auch dann noch, als er später dem Beispiele des sächsischen Johann Georg folgend mit Östreich sich verbündet hatte. Zuletzt mußte er den Schweden und der Pest durch die Flucht nach Ostpreußen entfliehen, wo er zum Glücke für seinen durch ihn an den Rand des Verderbens gebrachten Staat zur rechten Zeit im Jahre 1640 starb. Der brandenburgische Thron bedurfte jetzt eines umsichtigen und festen Fürsten und er fand ihn in Georg Wilhelm's Sohne, Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten, durch welchen die Grundlage zu der künftigen Größe Preußens gelegt wurde. Wir geben über sein Wirken sowohl wie über die Regierungsgeschichte seiner Nachfolger hier nur eine gedrängte Übersicht, da in den einzelnen Artikeln bereits ausführlich darüber gesprochen worden ist. Der große Churfürst erkannte mit seltenem Scharfblicke die Lage seines Landes und das, was ihm noththat. In der gefährlichen Mitte stehend zwischen dem Kaiser und dem protestantischen Schweden, welches auf Pommern sein Augenmerk gerichtet hatte, fühlte er die Nothwendigkeit, nächst einer durchgreifenden Verbesserung in der Verwaltung vor Allem eine Achtung gebietende Kriegsmacht herzustellen. Dadurch verschaffte er sich im westphälischen Frieden reichliche Entschädigung und wenigstens einen Theil Pommerns, konnte später von Polen die Souverainetät über das Herzogthum erzwingen (1656) und gegen den Reichsfeind, die Franzosen, mit Erfolg auftreten, zuletzt auch in dem Siege bei Fehrbellin (1675) die Suprematie der Schweden brechen. Übrigens fiel ihm im Jahre 1680 auch das erledigte Magdeburg zu. Alles dieß, zusammt dem, was er im Inneren für Kunst, Wissenschaft, Volkserziehung, Handel und Gewerbe wirkte, verwischte die nachtheiligen Folgen der vorigen Regierung und P. stand bei seinen Nachbarn in größerer Achtung als je. Der Nachfolger des großen Churfürsten, dessen zweiter Sohn Friedrich III. (der Kronprinz Karl Emil war schon früher gestorben), seit 1688, besaß keineswegs die Größe und Charakterfestigkeit seines Vaters, hielt aber doch das politische Gewicht Preußens aufrecht und ließ seine Heere rühmlichen Theil nehmen an den Kämpfen gegen Ludwig XIV. Er war es ferner, der sich nach langen Unterhandlungen mit dem kai-

serlichen Hofe im Jahre 1701 in Königsberg die Königskrone auf das Haupt setzte, worauf er sich Friedrich I., König in Preußen, nannte. Was er für das Innere gethan und worin er besonders gefehlt hat, s. in dem Art. Friedrich I. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I. (seit 1713), kräftig und fest, dabei sparsam und ordnungsliebend, ist es eigentlich, welcher den Grund zu der Bedeutsamkeit legte, die der preußische Staat unter seinem großen Sohne erreichen sollte. Geschah dieß schon durch kräftiges Einschreiten in den äußeren Verhältnissen (z. B. gegen Schweden, von dem er Vorpommern erhielt), so noch mehr durch seine große Kunst im Haushalten und in der angelegentlichsten Sorgfalt für eine imposante und wohldisciplinirte Armee. Mag er auch sonst nicht ohne Flecken des Charakters sein, so verdient er doch immer hohe Achtung als einer der Mitbegründer der preußischen Größe (vergl. den Art. Friedrich Wilhelm I.). Bei seinem Tode im Jahre 1740 war bereits eine neue politische Ordnung der Dinge im Werden und zum Glücke für P. war sein Nachfolger Friedrich II., der Große oder Einzige, ein Mann, wie er gerade nöthig war, der sich nicht von der Bewegung der Zeit treiben ließ, sondern an die Spitze derselben trat, sie leitete und ihr dadurch ihre eigenthümliche Gestalt gab. Es ist nicht zu verkennen, daß das Jahr 1740 im europäischen Staatensysteme der Wendepunkt der ältern und neuern Zeit ward, und wenn dazu überhaupt wohl der Geist der Zeit viel beitrug, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß Friedrich II., über demselben stehend, der eigentliche Schöpfer der neuen politischen Ordnung der Dinge sowohl, wie des geistigen Lebens in Europa und insbesondere in Deutschland wurde. Er erreichte dieß zuvörderst durch sein äußeres Auftreten, indem er die nächste Veranlassung zur Umwandlung des europäischen Staatensystems, das Aussterben des habsburgischen Mannsstammes, zur Abrundung und Erweiterung seines Gebiets benutzte, wodurch er seinem Hause die Stellung in der Reihe der Mächte des ersten politischen Ranges sicherte, die außerdem, wenn ein minder großer Geist an der Spitze des preußischen Staats gestanden hätte, unfehlbar einer andern Macht zu Theil geworden wäre; dann aber auch durch sein Walten als Gesetzgeber, Bildner und Erzieher seines Volks, dessen Folgen in ihren Rückwirkungen unverkennbar von unberechenbarem Einflusse auf den geistigen und gesellschaftlichen Zustand Europas geworden sind. Wir gehen hier nicht auf die Einzelheiten seiner 46jährigen Regierung ein, sondern verweisen in dieser Beziehung auf den besondern Artikel. Bei dem Tode Friedrich's des Großen im Aug. 1786 stand der preußische Staat gefürchtet da in der Reihe der Großmächte Europas; das Volk erfreute sich eines durch hohe geistige Bildung, Ackerbau, Gewerbswesen und Handelsverkehr fest begründeten Wohlstandes und ein wohlgerüstetes Heer nebst einem gefüllten Schatze gewährten dem künftigen Beherrscher hinlängliche Mittel, die errungene Größe zu bewahren. Friedrich Wilhelm II. (s. d. Art.), der Neffe des großen Friedrich, schlug indeß, um diesen Zweck zu erreichen, einen Weg ein, welcher von dem seines großen Onkels sehr verschieden und, wie der Erfolg zeigte, der verfehlte war. Hob er auch anfangs manches Drückende der vorigen Regierung, z. B. die Regie, auf, so verscherzte er doch bald die dadurch gewonnene Liebe des Volks wieder durch das wöllnerische Religionsedict von 1788, durch seine Hinneigung zu unwürdigen Günstlingen und eine fast rücksichtslose Verschwendung des mühsam aufgehäuften Schatzes. Kaum lobenswürdiger war seine Politik nach Außen, indem er sich in den eben so unnützen als kostspieligen Krieg gegen das revolutionaire Frankreich einließ, während er früher den weisen Plänen Herzberg's in Bezug auf Rußland und Östreich sein Ohr verschloß. Sein Benehmen in den polnischen Angelegenheiten verdient ebenfalls wenigstens Mißbilligung und der Länderzuwachs, den er von dieser Seite erhielt, war kein Ersatz für die Opfer, die er anderwärts gebracht hatte. Der Schatz war erschöpft und außerdem lasteten noch 22 Mill. Thaler Schulden auf dem sonst so blühenden Lande. So

mochte es noch Gewinn scheinen, daß, als Friedrich Wilhelm III. (s. d. Art.) im Jahre 1797 den Thron bestieg, wenigstens vom Auslande nicht unmittelbar Gefahr drohte, obwohl P. nach den sehr veränderten Zeitverhältnissen auch zu diesem einer veränderten Stellung bedurfte. Mit fester, kräftiger Hand und durchdrungen von der Wichtigkeit seines hohen Berufs ergriff Friedrich Wilhelm die Zügel der Regierung zu einer Zeit, wo mit Riesenschritten die Zeit vorwärts eilte und eine gänzliche Umgestaltung aller politischen und socialen Ordnung nicht mehr fern war. Umsichtig hielt er anfangs das Princip der Neutralität fest und suchte vor Allem die Gebrechen der innern Verwaltung zu verbessern und zugleich dem geistigen Leben dadurch, daß er die Fesseln des Geistes und Gewissens brach, die frühere Frische und Elasticität zurückzugeben. Vergebens aber suchte er sein Land vor dem allgemeinen Brande, welcher Europa ergriffen hatte, zu schützen; so umsichtig er auch jegliche Collision zu vermeiden strebte, so glaubte er es doch zuletzt Preußens Ehre und Selbstständigkeit schuldig zu sein, die Waffen gegen den Eroberer Napoleon zu ergreifen. Wie unglücklich dieser Krieg (1806) endete, ist bekannt; er stürzte P. von seiner politischen Höhe herab und schien es bis zum Nimmerwiederaufleben vernichtet zu haben. Doch der fromme hartgeprüfte König stand aufrecht in dem Sturme und sorgte selbst in der Zeit der Erniedrigung für den ihm gebliebenen Theil seines Landes mit um so größerer Sorgfalt, als er die Hoffnung auf die Zukunft nie aufgegeben hatte. Das Jahr 1813 endlich, in welchem sich Europa zum Kampfe gegen Frankreich erhoben hatte, brachte auch P. nicht nur Rettung aus der erlittenen Schmach, sondern Ruhm, Ehre und mehr noch, als es verloren hatte, einen verdienten Preis für die außerordentlichen Anstrengungen, die es begeistert für Vaterland und König gemacht hatte. Die hohe Aufgabe, welche sich jetzt der König vorsetzte, dem hartgeprüften Volke Ordnung, Ruhe und Wohlstand zurückzugeben, hat er gelöst und ist daher im vollen Sinne des Worts des Namens eines Wiederherstellers des preußischen Staats würdig. Sein Werk ist es, daß jetzt die preußische Monarchie allen übrigen als ein nachahmungswürdiges Muster eines auf den Principien der vernünftigen Freiheit und der Ordnung fortschreitenden Staatslebens vorleuchtet; und sein Geist und sein Herz bürgt dafür, daß nie ein Rückschritt geschehen kann. Wenn er aber den Anhängern des neuern Liberalismus in einem dunklern Lichte erscheint, so darf dieß nicht befremden, wenn man bedenkt, daß getäuschte Hoffnungen immer schwer zu verschmerzen sind. P. auf seinem jetzigen Standpunkte muß um so unnachsichtiger gegen alle dergleichen Umtriebe sein, je mehr es bis jetzt aus Erfahrung die Überzeugung geschöpft hat, daß der betretene Weg allein das Fortschreiten des Staates zu höherer Entwickelung befördern kann. Daß auch die Regierung fest entschlossen ist, dem angenommenen Systeme treu zu bleiben, zeigte sie in neuerer Zeit dem Auslande gegenüber in festem, würdevollen Benehmen und engem Anschließen an die Mächte besonders, welche sich die Aufrechthaltung des Bestehenden zur Richtschnur gezogen haben. Die vermittelnde Rolle, welche sie dabei übernommen hat, bürgt zugleich für ihre aufrichtige Gesinnung und zeugt von dem Wunsche, den Frieden, als eine der Hauptbedingungen des Glücks der Staaten, aufrecht zu erhalten (vergl. d. Art. Friedrich Wilhelm III.). — Zur Geographie und Statistik Preußens sind zu vergleichen: Förster's „Ausführliches Handbuch der Geschichte und Statistik des preußischen Staates" (Berlin 1822—1824. 4 Bde.); Stein's „Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Staates" (Berlin 1819); Cannabich's „Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen" (Dresden 1827. 6 Bde.); Rumpf's „Vollständiges topographisches Wörterbuch des preußischen Staates" (Berlin 1820—1826. 4 Bde.); Zedtlitz „Die Staatskräfte der preußischen Monarchie unter Friedrich Wilhelm III." (Berlin 1828. 3 Bde.); Mirus' „Uebersichtliche Darstellung des preußischen Staatsrechts" (Berlin 1833). Unter

den Charten sind die von Engelhardt, Berghaus, Döring und die im Jahre 1833 in 24 Blättern nach den Nachrichten des statistischen Bureaus zu Berlin entworfene Specialcharte die brauchbarsten. Zur Geschichte vergl.: Pölitz's „Geschichte der preußischen Monarchie" (Leipz. 1818); Desselb. „Geschichte Preußens" (Dresd. 1827. 4 Bde.); Leutsch's „Geschichte des preußischen Reichs von dessen Entstehen bis auf die neuste Zeit" (Berlin 1825. 3 Bde.); Stenzel's „Geschichte des preußischen Staates" (Berlin 1835); Voigt's „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens" (Königsb. 1827—1834. 6 Bde.). Über das Leben Friedrich's des Großen vorzüglich: Preuß „Friedrich der Große" (Berlin 1834. 4 Bde.). 15.

Preußische Münzen, Maße und Gewichte, s. Berliner Münzen, Maße und Gewichte.

Prevorst (die Seherin von), eine im magnetischen Zustande befindliche Geisterseherin der neueren Zeit, die durch des bekannten Arztes und Dichters J. Kerner (s. d. Art.) zu Weinsberg Schrift: „Die Seherin von Prevorst, Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" (Stuttg. 1829. 2 Thle. 2. Aufl. 1832) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, mit Namen Friederike Hauffe, ward in Prevorst, einem Gebirgsdorfe bei Löwenstein im Königreiche Würtemberg, wo ihr Vater Revierförster war, 1801 geboren. Sie erhielt — wir referiren streng nach der Kerner'schen Schrift — von ihren Eltern und Großeltern eine einfache Erziehung, war in ihrer Jugend gesund, aber schon damals sehr reizbar, fühlte verborgene Metalle, längst begrabene Leichen, hatte Geistererscheinungen; späterhin als Jungfrau war sie heiterer und lebensfroher, bis sie sich in ihrem 19. Jahre verheirathete, worauf sie in Kürnbach, einem tief zwischen Bergen gelegenen Orte, wohnte. Diese Lage so wie ihre ehelichen Verhältnisse wirkten ungünstig auf sie ein; ihre Stimmung wurde immer trüber; endlich verfiel sie in ein Fieber, dem ein magnetischer Zustand folgte, in welchem sie bei mannigfaltigen körperlichen Leiden eine außerordentliche Reizbarkeit der Nerven an den Tag legte, wochenlang keinen Lichtstrahl vertragen, nicht in der Nähe von Metallen verweilen konnte, ihr widerwärtige Menschen sie auf das Heftigste afficirten; dabei sah sie Geister, sich selbst, besaß die Gabe des zweiten Gesichts, sah Familienereignisse voraus, hatte ahnungsvolle Träume, sprach zuweilen tagelang in Versen &c. Vielleicht daß sie eine regelmäßige magnetische Behandlung bald zur Genesung zurückgeführt hätte; allein man fehlte, indem man nicht ärztliche Hülfe suchte, sondern bald den, bald jenen Arzt consulirte, wohl auch unberufenen Rathgebern und Teufelsbannern oder ihren eigenen magnetischen Verordnungen folgte; dabei wendete man Aderlässe in großer Menge an, gebrauchte außer mannigfaltigen Arzneien Amulete, veranstaltete häufig magnetische Manipulationen, aber von verschiedenen Personen, die oft einen unangenehmen Eindruck auf sie machten. Nachdem dieser Zustand fünf Jahre lang gedauert hatte, Frau Hauffe ein Bild des Todes, völlig verzehrt, sich zu heben und zu legen unfähig geworden war, wurde sie nach Weinsberg in die Behandlung des Dr. Kerner gebracht. Dieser, der sie anfangs durch psychische Behandlung und durch homöopathische Arzneien ihrem Traumzustande entreißen wollte, mußte sie doch, da sich ihr Befinden immer mehr verschlimmerte, endlich einer magnetischen Behandlung unterwerfen und was er hier bei der merkwürdigen Seherin beobachtete, erzählt er in seiner nicht weniger merkwürdigen Schrift, auf welche wir diejenigen, die sich mit dieser Somnambüle näher bekannt machen wollen, verweisen und daher hier nur im Allgemeinen bemerken, daß sie im Ganzen ein viel reizbareres Nervensystem als andere ihrer in ähnlichem Zustande befindlichen Mitschwestern besaß, daher von äußeren physischen Einwirkungen viel stärker afficirt wurde und zugleich viel heftiger und eigenthümlicher gegen sie reagirte, so

wie auch ihr innerer Sinn für eine Menge von Eindrücken empfänglich war, die die Gesunden ganz unberührt lassen. So setzte sie das Auge mancher Menschen in schlafwachen Zustand, so sah sie in den Seifenblasen entfernte Dinge, so fühlte sie das Geschriebene auf der Herzgrube, sah ihr Inneres u. a. m., was schon oben erwähnt ist. Allein so merkwürdig dieses Alles an und für sich ist, so ist es doch nicht neu und Einzelnes ist sogar bald bei dieser, bald bei jener Somnambüle wohl in noch höherem Grade ausgebildet gewesen; als einzig und in diesem Grade noch nicht vorgekommen ist aber die Geisterseherei der Frau Hauffe zu betrachten; denn nicht nur, daß ihr ihre verstorbene Großmutter als ihr Schutzgeist häufig erschien, sie magnetisirte, ihr Gegenstände, deren Berührung ihr schädlich war, wegnahm, sie vor Unglück schützte rc.; so lebte sie auch in fortgesetztem Umgange mit Geistern; sah sie zu jeder Zeit, aber immer im wachen Zustande; wurde von ihnen, wenn sie schlief, aufgeweckt; sah sie nicht einzeln, sondern in Menge; viele dieser Geister bekümmerten sich nicht um sie; andere kamen auf sie zu, redeten mit ihr und blieben Monate lang mit ihr im Umgange; ihr (der Geister) Aussehn war wie eine dünne Wolke, durch die sie aber nicht hindurchsehen konnte, doch warfen sie keine Schatten; ihre Gestalt und Kleidung war, wie sie im Leben war, nur farblos und grau; bessere Geister erschienen in helleren Farben; ihr Gang war wie der lebender Menschen; bessere Geister schwebten; niedrigere traten schwer auf; außer der Sprache ließen sie Töne vernehmen, die wie ein Klopfen, als würfe man mit Kies und Sand, als rollte man mit einer Kugel, wie Schlürfen, Seufzen rc. klingen; sie konnten schwere Gegenstände werfen, die Thüren sicht- und hörbar auf und zumachen; je finsterer sie waren, desto mehr lärmten sie; sie konnten nicht über Alles sprechen und Antwort ertheilen; ihre Sprache war nur ein Hauchen. Die Geister, die zur Seherin kamen, befinden sich in einem Zwischenreiche; es sind solche, die zu sehr am Irdischen hingen und nicht im Glauben an Jesum Christum starben oder denen noch ein irdischer Gedanke anklebte. In diesem Reiche gibt es mehrere Stufen, auf welche die Verstorbenen je nach der Reinheit ihres Geistes nach dem Tode kommen; die auf den unteren Stufen sind die, die zur Seherin kamen; Belehrung und Trost bessert sie und durch innere Besserung steigen sie höher hinauf. Dieses Geistersehen war der Frau Hauffe am meisten eigen, in minderem Grade besaßen es jedoch auch einige andere ihrer Familienglieder; Personen, die in ihrer Nähe waren, fühlten die Geister durch eine eigene Beklommenheit, oder wenn sie schliefen, sahen sie sie im Traume; hörbar waren die Geister den meisten Menschen, aber nicht, wenn man auf sie paßte; man mußte zufällig zugegen sein. Diese Geistertöne bestanden in Klopfen, in erschütternden Schlägen; man hörte ein Tappeln, ein Rauschen wie von Papier, ein Rollen wie von einer Kugel, man hörte diese Töne im ganzen Hause, das die Frau Hauffe bewohnte. Herr Dr. Kerner sah nur einmal einen Geist in der Nähe der Seherin, aber nur wie eine Nebelsäule. Wie es möglich ist, daß diese Geister Geräusch machen, wird durch den Nervengeist erklärt, der dunklern Geistern noch anhängt und der eben so auf Gegenstände außer ihm einwirkt, wie er es im Leben zu thun im Stande ist, nur daß er dazu der Muskeln bedarf, was in seinem jetzigen Zustande nicht nöthig ist. Überhaupt ist Herr Dr. Kerner weit entfernt, in die wirkliche Existenz dieses Geisterreiches einen Zweifel zu setzen, im Gegentheile nimmt er an, daß es einen Hades oder ein Mittelreich gebe, aus welchem die Verstorbenen auf die Erde zurückkehren können; in diesem verweilen nicht die reinen seligen Geister, sondern solche, denen noch die gemeine Menschenwelt, ihre Leidenschaften, Begierden, Irrthümer und Gewohnheiten anhängen. Daher zeigen sie nichts Idealisches, sondern es treten ihre Laster und Gebrechen in ihrer Nacktheit auf; diese Geister erscheinen nur als Luftbilder, doch blieb die plastische Kraft des Nervengeistes mit der Seele vereint und vertritt die Stelle des weggefallenen Stoffes; den höhern Geistern aber gibt der

Himmel seinen Äther und daher erscheinen sie in Lichtstoff. — So sehr die angeführte Schrift auf diejenigen schmäht, die das Dasein der Geister bezweifeln, so daß sie sogar nicht abgeneigt ist, den Werth ihrer moralischen und religiösen Überzeugungen in Zweifel zu ziehen; so scheint es doch zweckdienlich zu bemerken, daß diese Lehre den Angriffen einer strengen Kritik wenig Stand halten dürfte, wenigstens möchte es derselben nicht schwer fallen, in den Visionen einer kranken, nervenschwachen, in Aberglauben, Gespensterfurcht und mystischem Treiben erzogenen Person Täuschung der Sinne, Überspannunung der Phantasie, Sucht sich bemerklich zu machen (eine Eigenthümlichkeit, die Kranken dieser Art in hohem Grade zukommt) nachzuweisen, so daß also die aus dieser Geschichte geschöpften Beweise für ein wirkliches Geisterreich, das noch wo anders als außer dem Hirne der Seherin bestehen soll, nur in einem Geiste Anerkennung finden können, der von ähnlichen wirren Ideen als die Geisterseherin selbst befallen ist. Was aber die Spuren der Geister, die Andere bemerkt haben wollen, betrifft, so weiß man nur zu gut, wie gern schwache, leichtgläubige oder von gewissen Lieblingsideen eingenommene Personen sich von dem überzeugt halten und das zu sehen und zu hören glauben, was ihrer Einfalt oder ihrer Befangenheit zusagt, vorzüglich wenn dasselbe, wie hier, das Unbegreifliche und Überirdische berührt und ihren frömmelnden, pietistischen Neigungen schmeichelt. — Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß die Somnambüle am 5. Aug. 1829, bald nachdem sie aus Herrn Dr. Kerner's Behandlung gekommen war, starb. 39.

Prevotalgericht, vom franz. prévôt (latein. praepositus, der Vorsteher), welches eben sowohl den Propst, als den Profos bedeutet, heißt in Frankreich ein gemischtes, zum größten Theile aus militairischen Beisitzern bestehendes, nach dem Verfahren der vormaligen Profose bei den Armeen (wovon der Name) gebildetes Specialgericht, welches unter dem Vorsitze des Grand Prévôt, besonders bei Zolldefraudationen, Schmuggeleien und dabei vorfallenden Excessen, ohne Formalitäten sofort zu richten hat. Anfänglich zog man diese Gerichte blos bei vorkommenden Gelegenheiten zusammen; später wurden sie feststehend. Unter der Kaiserregierung trieben sie ihr Wesen am ausgebreitetsten. Ludwig XVIII. versprach bei der Regierungsübernahme, nur unter bestimmten Formen zu regieren und stellte die Prevotgerichte ab; allein schon im folgenden Jahre wurden sie wieder eingeführt, sind aber seit 1818 stillschweigend eingegangen. 17.

Priameln (von Praeambulum, Vorlauf, Erwartung zu einem epigrammatischen Schlusse) heißen in der altdeutschen Literatur eine Art Sentenzen, Kraftsprüche, die man am besten mit den griechischen Gnomen vergleichen kann. Sie sind größtentheils drollig-satyrischen Inhalts und in Versen abgefaßt. Im XIV. und XV. Jahrh. veranstaltete man Sammlungen solcher Sprüche, in welche dann Altes und Neues bunt durch einander aufgenommen wurde. J. J. Eschenburg hat in seinen „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst“ (Bremen 1799. 8.) mehrere dieser P. bekannt gemacht, die alle in der Form mehr oder weniger dem folgenden gleichen:

„Wenn man einen Einfältigen betreugt,
Und man auf einen Frommen leugt,
Und Feindschaft zwischen Ehleuten macht:
Der dreier Arbeit der Teufel lacht.“ 66.

Priămus, Sohn des Laomedon, Königs von Troja, hieß früher Podarkes; als aber Hercules Troja erobert und der Hesione gestattet hatte, einen der Gefangenen loszukaufen, erwählte sie ihren Bruder, daher sein späterer Name P., der Losgekaufte (von πρίαμαι, ich kaufe). In seiner Jugend nahm er an dem Zuge der Phrygier gegen die Amazonen Theil und wurde als Gesandter zu den Thraciern abgeschickt. Er war der sechste unter den trojanischen Königen und regierte 40 Jahre. Seine erste Gemahlin, Arisbe, eine Tochter des Merops, mit welcher

er den Äsakus erzeugte, trat er an den Hyrtakus ab und heirathete dann die Hecuba. Diese gebar ihm 19 Kinder, unter denen vorzüglich erwähnt werden: Hektor, Paris, Kreusa, Laodice, Polyxena, Kassandra, Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus; außerdem zeugte er noch mit mehrern Beischläferinnen 36 Söhne und 4 Töchter. Berühmt ist er vorzüglich durch seine zu große Liebe zu seinem Sohne Paris und durch sein und seiner Familie trauriges Schicksal. Denn als Paris (s. d. Art.) die Helena entführt hatte, wurde Troja von den Griechen belagert. P., der schon in hohem Alter war, übergab die Vertheidigung der Stadt seinem tapfern Sohne Hektor (s. d. Art.). Als endlich nach dem Tode dieses hochherzigen Trojaners durch Odysseus' List die Stadt erobert wurde, bewaffnete sich der Greis, um sich und seine Familie zu retten; doch von der Hecuba bewogen suchte er Schutz an dem Altare des Zeus. Da er aber hier seinen Sohn Polites durch den Pyrrhus fallen sah, stürmte er gegen diesen an, der von Zorn gereizt ihn an den Altar schleppte und mit seinem Schwerte durchbohrte. 11.

Priapus, befruchtender Feldgott in Lampsakus in Mysien, Beschützer der Felder und Gärten, der Bienenzucht ꝛc. Venus erzeugte ihn mit dem Bacchus, als er aus Indien zurückkehrte; doch wurde er durch die Eifersucht der Juno so mißgestaltet, daß ihn Venus verstieß, weßhalb die Stadt, in welcher sie ihn gebar, Aparnis genannt wurde (von ἀπαρνεῖσθαι, verschmähen). Man opferte ihm Fladen und Honig, auch Fische; sein geweihtes Thier war der Esel, der Üppigkeit wegen. Man bildete ihn mit vorzüglich großen Schamtheilen ab, versah ihn mit Hörnern und Ziegenohren, bestrich sein Gesicht mit Mennige; im Schoose hatte er allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe oder ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete sich später durch ganz Griechenland und Rom. Er scheint das Symbol der Befruchtungskraft der Natur gewesen zu sein und seine in späterer Zeit schamlos gewordene Verehrung hatte viel Ähnlichkeit mit dem indischen Lingamdienste. Jungfrauen und Matronen setzten sich auf ihn, um fruchtbar zu werden. — Eine Sammlung kleiner lateinischer Gedichte an den P., daher **Priapeïa** genannt, vermuthlich von mehreren Verfassern, steht hinter mehrern ältern Ausgaben des Virgil. Besonders herausgegeben sind sie bei Aldus (Vened. 1517 und 1534), von Scioppius (Frankfurt 1606), Scaliger (Padua 1664) und zuletzt Paris 1798. 11.

Price (spr. Preis) (Richard), geb. 1723 zu Tynton, gest. 1791, bekämpfte die Grundsätze der damals in England herrschenden sensualistischen Philosophenschulen, besonders Priestley's, und behauptete, der Verstand habe auch aus sich eine Menge von Erkenntnissen, gleichwie die moralischen Gesetze nur von ihm, nicht aber von irgend einem positiven, göttlichen oder menschlichen Gebote ausgingen. Seine Hauptschrift ist: „**A Review of the principal questions and difficulties in moral, particularly those respecting the origine of our ideas of virtue, its natura, relation to the deity, obligation, subject, matter and sanctions**“ (Lond. 1758. 8. 3. Ed. 1787), womit zu vergleichen sind seine „**Lettres of materialism and philosophical necessity**“ (Lond. 1778. 8.). 80.

Prideaux (spr. Prido) (Humphry), ein englischer Theolog, wurde 1648 zu Padstow in Cornwallis geboren, studirte zu Oxford, bekleidete mehrere geistliche Ämter in St. Clemens bei Oxford, Bladen, Saham-Tony und Suffolk und starb als Dechant zu Norwich 1724. Außer dem Werke: „**Marmora Oxoniensia**“ (eine Beschreibung der Antiquitätensammlung zu Oxford, besonders durch die Sammlung des Grafen von Arundel bereichert) hat er „**The old and new Testament connected in the history of the Jesus and neighbouring Nations**“ (Lond. 1715—1718. 2 Bde., deutsch Dresden 1721); „**De origine et jure decimarum** (Lond. 1713) und eine „**Vita Mahometis**“ (Lond. 1697. 8.) ge-

schrieben und eine Ausgabe von **Maimonides „De jure pauperis et peregrini apud Hebraeos"** besorgt. 77.

Priester (aus Presbyter zusammengezogen), griech. ἱερεύς; lat. **sacerdos**; fr. **prêtre**; engl. **priest**, ist nach den Vorstellungen aller Völker der Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen und der Verwalter der heiligen Gebräuche, und somit überall, wo Religion zum Bewußtsein der Menschen gekommen ist, eine nothwendige Person. Anfangs war wohl jeder Mensch sein eigener P., später übernahmen die Familienhäupter die religiösen Verrichtungen und bei Entstehung der Staaten wurden die Könige und Oberhäupter derselben zugleich die Vorsteher des Cultus. Aber theils mit dem Anwachsen der Menge der Verehrer einer Gottheit, theils durch das Hinzukommen anderer Götter bedurfte auch das Priesterthum einer größern Anzahl von Personen, welche bald eigene Corporationen bildeten und durch ihren an sich nothwendigen Einfluß auf die Menge, wie durch die Beschäftigung mit allerhand Gegenständen, aus denen später Wissenschaften und Künste hervorgingen, nach und nach ein großes Übergewicht erhielten, so daß sie da, wo sie die günstigen Verhältnisse zu benutzen und die dem Menschen angeborne Herrschsucht auf den Aberglauben der Menge zu gründen verstanden, zuletzt ein vollendetes Gebäude der Hierarchie aufführten. So sehen wir in allen Religionen des Alterthums das Priesterthum allmählig zu einer bedeutenden Macht im Staate sich bilden, welche durch den Nimbus der Heiligkeit unverletzbar auf alle Angelegenheiten den größten Einfluß ausübte. Mit den weltlichen Interessen kann aber das Geistige nie bestehen und darum schrumpfte auch überall unter Priesterhänden die Religion in einen dürren Schematismus äußerer Gebräuche zusammen, dem alles Leben entging, und ward nur zu einer Zuchtruthe der Völker für die Begründung geistiger Tyrannei, um so verderblicher, da alle Gelehrsamkeit allein in den Händen der P. war. In dieser Weise bildete sich das Priesterthum Ägyptens, Indiens und der asiatischen Länder überhaupt, auch der Hebräer, so wie bei den Germanen und Celten aus, während bei den Griechen und Römern die Staatsgewalt sich gleich vom Anfange an über das Priesterthum stellte und diesem nur eine berathende, obgleich immer auch sehr mächtige, Gewalt gestattete. Das Christenthum, ursprünglich dem Priesterthume ganz feindlich entgegentretend, mußte sich ebenfalls bald unter dessen Herrschaft schmiegen und es bildete sich hier abermals eine Hierarchie aus, furchtbarer als je eine andere, bis endlich die Reformation, so weit sie reichte, den Coloß zerstörte und den Begriff des Priesterthums selbst als unstatthaft von sich wies, da das Hauptmerkmal desselben, das Opfer (s. d. Art.), als mit dem Wesen des Christenthums unverträglich, von ihr verworfen ward. Während daher in der katholischen Kirche der Name P. beibehalten ward, weil die Messe (s. d. Art.) als ein unblutiges Opfer betrachtet wird, faßt man in der protestantischen Kirche denselben nur unter dem übeln Begriffe der geistlichen Herrschsucht und des Herabwürdigens des Heiligen zu weltlichen Zwecken auf und hat dafür lieber die Namen G e i s t l i c h e, P r e d i g e r, P a s t o r e n, S e e l s o r g e r gewählt, da der protestantische Gottesdienst sich zumeist nur auf die Verkündigung des göttlichen Worts und die Thätigkeit der Diener der Religion auf geistige Veredlung der anvertrauten Gemeindeglieder erstrecken soll. (Vergl. Geistliche.) 23.

Priesterweihe. Schon bei den Hebräern finden wir, daß der Hohepriester zu seinem Amte feierlichst eingeweiht wurde. Er wurde an Händen und Füßen gewaschen (2. Mos. 29, 4.), eingekleidet und mit einem köstlichen Öle gesalbt, dem man eine stärkende und heilsame Kraft beilegte. Später unterblieb diese Salbung. Diese Einweihung währte sieben Tage nach einander, in welchen diese vielerlei Ceremonien wiederholt wurden, bis er endlich am achten Tage sein erstes Opfer brachte und damit sein Amt antrat. Eben so wurden auch die gemeinen

Priester durch Abwaschen des Körpers, Opfern, Salben und Einkleiden zu ihrem Amte eingeweiht. Die Leviten jedoch, welche bestimmt waren, die Gehülfen der Priester zu sein, und die geringern Dienste beim Tempel zu verrichten hatten, wurden bei der Einweihung zu ihrem Amte mit Wasser besprengt; sie selbst mußten ihre Haare abschneiden, ihre Kleider und ihren Leib waschen und opfern. Hieraus nun läßt es sich erklären, eines Theils, wie schon zu den Zeiten der Apostel die ordentlichen bei einer christlichen Gemeinde angestellten Lehrer zu ihrem Amte durch Auflegung der Hände und fromme Segenswünsche eingeweiht wurden; andern Theils, daß man seit dem III. Jahrh. mehrere und seit dem VI. Jahrh. acht Weihen unterscheidet. Es gibt nämlich in der katholischen Kirche seit dieser Zeit vier niedere, kleinere (minores) und vier höhere, größere (majores) Weihen. Zu den vier ersten zählt man 1) die der Ostiarier, Kirchenthürhüter, welchen das Läuten der Glocken, das Auf- und Zuschließen der Kirche und das Aufschlagen der Lection obliegt; 2) der Lectoren, welche die Lectionen aus der Bibel beim Gottesdienste lesen oder absingen; 3) der Exorcisten, welche dem Taufpriester beistehen, indem sie den Exorcismus vorlesen; 4) der Akolythen oder Akoluthen, welche die Bischöfe und Priester bei der Haltung der Messe bedienen, bei Processionen die brennenden Kerzen tragen und bei der Spendung des heiligen Abendmahls dem Priester Wein und Wasser darreichen. Diese niederen Weihen haben aber keine sacramentalische Kraft, verpflichten also auch nicht zur Ehelosigkeit, geben nicht den Charakter einer geistlichen Würde und machen nicht fähig zu eigentlichen geistlichen Amtsverrichtungen; jedoch muß jeder, der zu den höhern oder heiligen Weihen gelangen will, diese und zwar mit Beobachtung gewisser Zwischenräume erst erhalten haben. Zu diesen höheren heiligen Weihen gehören folgende vier: 1) die der Subdiakonen, welche die bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften, die Bekleidung des Altars, das Aufsetzen des Brodes und Weines, so wie das Absingen der Epistel zu besorgen haben; 6) der Diakonen, welche bei der Messe administriren, taufen, predigen und das Evangelium absingen; 7) der Priester, Presbyter, welche außer der Firmelung und Ordination alle Sacramente verwalten; endlich 8) der Bischöfe, denen die Verwaltung aller Sacramente, also auch die Firmelung und Ordination zukommt. Sie werden von den Erzbischöfen geweiht, welche letztere keiner weitern Weihe bedürfen, sondern ihre Bestätigung von dem Papste in Rom mit dem Pallium erhalten. Diese vier höheren Weihen sind nach dem Lehrbegriffe der katholischen Kirche ein Sacrament, dürfen also auch nicht wieder erneuert werden, unterscheiden denjenigen, der sie erhalten hat, von Anderen, welche diese Weihung noch nicht empfangen haben, für immer, geben ihm den unauslöschlichen Charakter (character indelebilis), verpflichten den Cölibat zu halten und das göttliche Officium zu beten. Die Macht Priester zu weihen kommt in der katholischen Kirche nur den Bischöfen zu und zwar jedes Mal demjenigen, in dessen Diöcese der Ordinandus geboren ist oder wenigstens längere Zeit sich aufgehalten hat. Hat derselbe aber von seinem eigenen Bischofe die Erlaubniß oder wohl gar die Entlassung aus dessen Diöcese erhalten, so kann die Ordination auch ein fremder Bischof vollziehen. 78.

Priestley (spr. Priestli) (Joseph), als Physiker und Chemiker ausgezeichnet und als Philosoph und Stifter mehrerer unitarischer Gemeinden in Nordamerika bekannt, wurde 1733 zu Flield-Head in der Grafschaft York geboren, studirte Theologie, brachte dann mehrere Jahre als Geistlicher unter Dissentern zu und nahm 1770 die Stelle eines Bibliothekars bei dem Grafen Shelburne, dem nachherigen Lord Lansdowne, an, die er später wieder mit dem geistlichen Amte bei einer unitarischen Gemeinde in Birmingham vertauschte. Schon vielfach durch seine Stellung als Gegner der Episkopalen angefeindet und noch mehr durch seine weit über die des Socinus hinausgehenden Religionsansichten, in denen man einen ver-

steckten Atheismus fand, durch eine warme Fürsprache für die Freiheit der Amerikaner und seine beifällige Äußerung über die französische Revolution verhaßt, konnte es kaum fehlen, daß er in den Tumult verwickelt wurde, der 1791 bei der Feier des Jahrestags der Zerstörung der Bastille entstand. P. verlor dabei nicht blos einen großen Theil seiner Habseligkeiten, sondern sah sich auch genöthigt, sein Amt aufzugeben und nirgends sicher 1794 nach Northumberland in Pennsylvanien auszuwandern, wo er der Gründer mehrerer streng unitarischer Gemeinden wurde, die sich von der evangelischen Kirchengemeinschaft losgesagt haben und noch fortbestehen. P. starb auf seinem Landgute bei Philadelphia am 6. Febr. 1804. Von seinen theologischen Schriften gedenken wir: „Institutes of naturel and revealeded religion" (Lond. 1772—1774. 3 Voll., deutsch von Link, Frankf. und Leipz. 1783); „Theological repository" (Lond. 1777—1788. 6 Voll.); „History of the corruption of christianity" (Lond. 1782. 2 Voll., deutsch Berl. und Hamb. 1785). Physisch-chemische Schriften sind: „The history and present state of electricity etc. (Lond. 1767. 2. Edit. 1775, deutsch von Krünitz, Berl. und Stralf. 1771. 4.). Eine neue Epoche in derselben Wissenschaft begann seit der Erscheinung seiner „Experiments and observations of the different kinds of air" (Lond. 1774—1786. 6 Voll.; deutsch in 3 Bdn. Wien 1778—1780 und Leipz. 1778—1781), wo er die Entdeckung der dephlogistisirten Luft bekannt machte. Aber nicht ohne Einfluß blieben seine physikalischen und chemischen Kenntnisse auf seine Philosophie. Sie führten ihn zum Materialismus, an dem er in seiner Widerlegung der Gegner Hume's „An examination of D. Reid's into the human mind" (Lond. 1774. 8.) wie in seinem Werke gegen diesen selbst „Letters to a philosophical unbeliever" (Bath 1780. 2 Voll., deutsch, Leipz. 1782. 8.) anstreift und den er in spätern Schriften weiter ausführt. S. die „Auszüge aus D. Priestley's Schriften über die Nothwendigkeit des Willens" und „Über die Vibrationen der Gehirnnerven als die materiellen Ursachen des Empfindens und Denkens, nebst Betrachtungen über diese Gegenstände und einer Vergleichung der Vibrationshypothese mit D. Gall's Schädellehre" (Altona 1806. 8.). 35.

Primas ist der Name einer hohen Kirchenwürde, welchen seit dem IV. christlichen Jahrhunderte der Oberbischof einer Provinz (auch Metropolit, Exarch genannt) führte, der an der Spitze der gesammten Geistlichkeit seiner Provinz stand. Später auch den päpstlichen Vicarien beigelegt blieb dieser Titel in der Folge dem obersten Erzbischofe eines ganzen Landes oder einer Provinz desselben eigenthümlich, und zwar so, daß ein solcher Kirchenfürst den nächsten Rang nach dem Landesregenten und seiner Familie einnimmt (daher Primas regni, Erster des Reichs genannt), in katholischen Ländern fortwährender päpstlicher Legat ist und über die übrigen Erzbischöfe des Reichs eine gewisse geistliche Gerichtsbarkeit ausübt. In England nennt sich der Erzbischof von Canterbury P. von ganz England; in Spanien ist es der Erzbischof von Toledo; in Portugal der Patriarch von Lissabon, obwohl sich auch der Erzbischof von Braga so nennt; in Polen der Erzbischof von Gnesen; in Ungarn der Erzbischof von Gran. Außerdem führen diesen Titel noch die Erzbischöfe von Lyon, Rheims, Bourges, Salzburg. Zur Zeit des Rheinbundes hieß der Großherzog von Frankfurt, als Vorsitzender desselben, Fürst Primas. 63.

Primat (Vorrang, erster Rang), die Würde und das Amt eines Primas, vorzüglich aber der Vorrang, welchen sich der römische Papst als Nachfolger des Apostels Petri vor allen übrigen Bischöfen aller anderen Länder beilegt. 63.

Primaticcio (spr. Primatitschio) (Francesco), ein berühmter italienischer Maler bolognesischer Schule, geb. 1490 zu Bologna, bildete sich unter Imola und später unter Giulio Romano's Leitung, auf dessen Veranlassung er noch sehr jung einige treffliche Arbeiten für den Palast del Té zu Mantua lieferte. In der Folge trat er in die Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, in dessen Gunst er sich,

wie in der seiner Nachfolger, Franz' II. und Heinrich's II., bis zu seinem Tode (1570) erhielt. Als erster Hofmaler und später als Intendant aller Bauwerke übte er einen großen, obwohl häufig angefeindeten Einfluß auf das Kunstleben in Frankreich und es ist, auch wenn es die Franzosen läugnen, nicht zu verkennen, daß er wesentlich zur Erhaltung des guten Geschmacks in dieser Periode beitrug. Durch seine persönlichen Bemühungen erhielten die pariser Sammlungen einen Zuwachs von 125 antiken Statuen und einer großen Anzahl Büsten; auch schmückte er das Innere des Schlosses Fontainebleau mit trefflichen Gemälden und Stuccaturarbeiten aus und gab die Zeichnungen zu mehreren öffentlichen Gebäuden. Der Riß zum Grabmale Franz' I. zu St. Denis wird ihm aber fälschlich zugeschrieben. — Sein Colorit war fehlerfrei, auch die Composition treffend, oft geistreich, die Zeichnung hingegen und die Auffassung bisweilen mangelhaft. Von seinen Gemälden und Zeichnungen finden sich noch einige im Museum des Louvre. 36.

Primawechsel, s. Wechsel.

Prime heißt in der Musik der erste Ton oder die erste Stufe einer Octave. Im uneigentlichen Verstande gilt sie auch als Intervall und zwar deßhalb, weil ihre gleichen Töne auch als Haupttöne der Harmonie mit eigenthümlichen Fortgange in zwei verschiedenen Stimmen gebraucht werden können. In dieser Beziehung unterscheidet man eine reine P., wenn sie aus Tönen gleicher Größe besteht (wie g g) und eine übermäßige, d. i. ein Intervall von einem halben Tone auf derselben Stufe (g gis). 29.

Primitien (primitiae), die Erstlinge in jeder Art, besonders aber die Erstlinge der Früchte, welche von den Völkern des Alterthums gewöhnlich ihren Göttern geopfert wurden. 35.

Primogenitur (jus primogeniturae) wird diejenige Erbfolgeordnung genannt, nach welcher mit Rücksicht auf das Ansehen, welches überhaupt bei den Germanen in vielen Verhältnissen der Erstgeborene hatte, und auf den Grund der goldnen Bulle (Cap. VII. §. 2. Cap. XX. XXV.) die Linie des Erstgeborenen zuerst und in ihr immer wieder der Erstgeborene zur Erbfolge kommt und beim Aussterben der Nebenlinie in der Linie des Erstgeborenen die Succession an den zweiten Nebenast fällt, welcher der Erstgeburt am nächsten ist. Noch sind die Juristen und Geschichtschreiber nicht entschieden, ob die P. altgermanisch ist, ob sie aus Frankreich abstamme und ob sie auch unter Weibern und Collateralen stattfindet. Doch ist nicht zu läugnen, daß auch jetzt noch nach der Primogeniturordnung bei manchen Familien und in einzelnen Ländern succedirt wird. In der baierischen und in der preußischen Gesetzgebung finden sich mehrere dahineinschlagende Bestimmungen. — Man s. Mittermaier's „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts ꝛc." (1830. §. 399.). 64.

Primzahlen (numeri primi) heißen die Zahlen, welche nur Producte der Einheit mit sich selbst sind und durch keinen andern Factor ohne Rest zerlegt werden können, wie 1, 2, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29, 31 ꝛc. (S. Zahl.) 30.

Princip, lat. principium; franz. principe; engl. principle, ist ganz allgemein das Erste, der Anfangs- und Ausgangspunkt für eine oder mehrere Erscheinungen, die demnach im Verhältnisse der Abhängigkeit zu demselben stehen. Je nach der Art dieses Verhältnisses nun und je nach dem Wesen der Erscheinungen selbst, für welche das P. als Anfangspunkt gesetzt wird, je nach der Betrachtungsweise endlich, wonach dieses geschieht, gibt es nun eine große Verschiedenheit der Principien. Die nächste Anwendung machen wir gewöhnlich von diesem Begriffe auf die Erscheinungen des innern Lebens, unserer Thätigkeit, weil wir hier mehr oder weniger eine jede Äußerung unseres Wollens oder Denkens zum Anfangspunkte einer ganzen Reihe von Handlungen oder Begriffen machen können. P. heißt uns daher hier jeder Grundsatz, jeder Act des Wollens oder Denkens,

der sich in vielen einzelnen Thaten oder Erkenntnissen als den von ihm abgeleiteten Folgen äußert, sie begründet und bestimmt. So hat jede Sphäre des Handelns und des Wissens ihr P. oder ihre Principien und es gibt daher Moral-, Tugend-, Rechts-, Religionsprincipien; ferner Principien der verschiedenen Wissenschaften, Principien des Staats und der Gesetzgebung, der Ökonomie, der Gewerbe rc. — Natürlich ist ein jedes solches P. eben nur für seine Sphäre P. und darf daher auch nur innerhalb dieser Sphäre auf die unmittelbare Geltung als Anfang und Grund der Erscheinungen Anspruch machen, wird hingegen, indem man seine Stellung zu anderen Sphären der Erscheinungen betrachtet, selbst wieder als ein Abgeleitetes, als eine Folge aus höheren Principien (als ein principiatum) erscheinen. Wenn daher auch jede einzelne Wissenschaft oder Handlungsweise mit Recht sich auf ihre Principien stützt und daraus folgert, so muß doch eine höhere Lebensanschauung diese sämmtlichen Principien als blos relative anerkennen und wieder anderweit begründen. Gewöhnlich jedoch hat man, wie man schon geneigt ist jedes Einzelne von jenen Principien unbedingt und ohne Weiteres als ein Erstes anzunehmen, wenigstens ein P. zu finden gehofft, welches nicht wieder von einem andern abgeleitet, also absoluter Anfang aller Erscheinungen wäre. In dieser Meinung hat die Philosophie als die Repräsentantin jener umfassenderen Lebensansicht nach einem absoluten Principe aller Dinge gefragt. Zuerst nun nahm man als solches nur ein Element oder einen Stoff an, woraus die Dinge entstanden seien, oder wohl auch ein doppeltes P., ein leidendes (den Stoff), und ein thätiges, die schaffende Kraft (den Geist), bis man endlich auf ein einziges Absolutes kam, eine Gottheit, aus der alle Erscheinungen ihren Ursprung haben sollten. Allein indem wir solchergestalt ein P. der Dinge aufstellen und die einzelnen Erscheinungen daraus ableiten, muß diese ganze Erkenntniß doch auch auf einem Principe, einem Grundsatze oder Grundbegriffe, beruhen. Darum unterschieden schon die Scholastiker zwischen einem pr. essendi s. fiendi und einem pr. cognoscendi s. cogitandi und noch jetzt gilt der Unterschied zwischen Realprincipien und Erkenntniß- oder Idealprincipien. Dabei geht aber freilich der eigentliche Begriff des Princips ganz verloren, der darin besteht, daß aus dem Principe, ohne irgend ein fremdes, unmittelbar sich die Erscheinungen als Folgen ergeben. Soll daher das Erkenntnißprincip ein wahres, d. h. absolutes P. sein, so muß auch das Realprincip erst als dessen Folge erscheinen; dann aber ist dieß nicht mehr wahres P.; die Dinge sind sämmtlich nur Folgen des Idealprincips, sie sind, weil sie durch dieß P., d. h. durch unser Denken, erkannt oder vorgestellt werden. Soll dagegen das Realprincip als solches bestehen, so muß auch das Erkennen nur eine einzelne, aus demselben abgeleitete, Erscheinung sein; es gibt dann kein absolutes Erkenntnißprincip, somit auch kein selbstständiges Erkennen von Seiten des einzelnen Subjects; sondern nur das Realprincip, Gott, erkennt die Dinge dadurch, daß er sie schafft. Überhaupt möchte die Philosophie doch wohl endlich zu der Einsicht kommen, daß es ein P. im eigentlichen Sinne des Worts, wonach es der unbedingt letzte Grund der Erscheinungen sein und diese aus ihm, durch einen — nothwendigen oder freien — innern Act desselben hervortreten sollen, für sie nirgends gebe, daß also das vorgeschützte Postulat, ein P. anzunehmen oder aufzusuchen, nichtig sei und daß sie es nicht mit einer Schöpfung der Dinge, sondern nur mit den Beziehungen derselben zu einander in der Erfahrung zu thun habe, in welcher es wohl relative Principien gibt, gewisse Anhaltpunkte des Handelns und Erkennens nämlich, die jedoch selbst auf eine weitere Bestimmung und Begründung hindeuten, nicht aber absolute, unbedingt erste sind. — Will man aber die Grundfacta oder die ursprünglichen, allen Erscheinungen des Denkens und Handelns zu Grunde liegenden, Richtungen des Bewußtseins Principien nennen, so wird man nach der kritischen Methode (vergl. d. Artt. Methode und

Philosophie) finden, daß allerdings unsere ganze Bewußtseinsthätigkeit, also unser ganzes erfahrungsmäßiges Sein und Thun in der doppelten Weise erscheint, daß wir entweder von einer bestimmten Einheit (einem Begriffe) ausgehen im Denken, und diese auf eine Mannigfaltigkeit zu beziehen und durch eine solche (also z. B. durch die sinnlichen Empfindungen) zu erklären suchen, oder daß wir mit einem unbestimmten Gefühle anheben (im Streben und Wollen) und dazu eine Form (einen Gegenstand) suchen, den wir anstreben, bezwecken, bilden wollen. Allein jene beiden Puncte, von denen das Bewußtsein ausgeht, sind keine Principien in der gewöhnlichen oben angeführten Bedeutung; denn keiner derselben erzeugt wirklich Etwas; der Begriff kann sich nicht selbst die sinnliche Mannigfaltigkeit beilegen, das Streben sich nicht einen Gegenstand schaffen, eine Form geben, sondern unsere Auffassung der Erfahrung geht nur eben von diesem Puncte aus und zu der andern Seite des Gegensatzes fort, welche jenen ergänzt und mit der Wirklichkeit in Harmonie setzt. Wenn man als Principien für die Philosophie zuerst ein Realprincip, das Ich, aufstellt, dann als Idealprincipien erstlich das oberste Materialprincip: die Thätigkeit des Ich; zweitens das oberste Formelprincip: absolute Harmonie in dieser Thätigkeit; so können diese weder für absolute Principien in jenem dogmatischen Sinne, noch für relative Ausgangspuncte und Grundrichtungen des Bewußtseins in diesem kritischen gelten, weil durch sie weder das Entstehen der Dinge, noch die Erkenntniß derselben erklärt wird. 80.

Principal, ursprünglich, vorzüglich, bedeutet überhaupt s. v. a. Herr, Vorgesetzter, besonders in Privatverhältnissen. — P. in der Orgel, s. Orgel. 30.

Pringle (John), angesehener englischer Arzt, zu Stikel-House im nördlichen England am 10. Aug. 1707 geboren, stammte aus einer vornehmen Familie und erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Vorbildung, worauf er Medicin zu Leyden unter Albinus, Boerhaave u. A. studirte. Nach beendigten Studien ging er 1730 nach Edinburg und wurde hier zum Professor der Philosophie ernannt; 1742 gab er aber diese Stelle wieder auf, wurde Militairarzt und stieg sehr schnell zum Posten des ersten Arztes in der britischen Armee. Als solcher diente er in den Kriegen in den Niederlanden und in Deutschland, in welchen er die Materialien zu seinem trefflichen Werke: „Observations on the diseases of the army“ (Lond. 1752 und in vielen folgenden Ausgaben, deutsch von Greding 1754) in reichlicher Menge, hauptsächlich über Ruhr und Faulfieber, sammelte. 1758 gab P. seine Stelle in der Armee auf und wählte London zu seinem Wohnorte, wo sich seine Praxis auf die angesehensten Familien ausdehnte, so daß er 1763 schon Leibarzt des Königs wurde. Bereits Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und so auch der königlichen Societät der Wissenschaften zu London erhielt er 1772 die Stelle eines Präsidenten an derselben, eine Würde, die nur Männern von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung zu Theil wird. Diese gab er 1778 zwar wieder auf, lebte aber in ausgedehnten Verbindungen mit Gelehrten bis zu seinem Tode fort, der am 18. Jan. 1782 erfolgte. — Außer der oben angeführten hat P. noch mehrere, jedoch weniger bedeutende Schriften hinterlassen. 39.

Prinz, eigentlich Fürst (s. d. Art.) im Allgemeinen, ist gewöhnlich der Titel für die nicht regierenden Glieder der fürstlichen Familien, wofür man aber in der neuesten Zeit bei königlichen und herzoglichen Prinzen den Namen „Herzog“ häufiger zu gebrauchen pflegt. Der Erbe des Throns heißt bei gekrönten Häuptern Kronprinz, bei den übrigen Erbprinz. — Prinzen von Geblüt sind ebenbürtige, aber mit dem regierenden Hause weitläufiger verwandte fürstliche Personen. Der weibliche Name ist Prinzessin (franz. princesse). 30.

Prinzenraub. In dem Bruderkriege, welchen Churfürst Friedrich der Sanftmüthige mit Herzog Wilhelm III. (1446—1451) führte, waren einem

meißnischen Ritter, Kunz von Kauffungen, der auf Friedrich's Seite gefochten hatte, seine thüringischen Güter theils verwüstet, theils weggenommen worden; dafür entschädigte ihn der Churfürst dadurch, daß er ihm die in Meißen gelegenen Güter Apel's von Vitzthum, eines Kampfgenossen Wilhelm's, überließ. In dem Frieden wurde nun bestimmt, daß die gegenseitigen Eroberungen herausgegeben werden sollten und obgleich Kunz von Kauffungen die seinigen in Thüringen zurückerhielt, wollte er doch nicht aus dem Besitze der Vitzthum'schen weichen, entweder vorgebend, daß die seinigen in zu schlechtem Zustande wären, oder meinend, daß ihn jene Vitzthum'schen nicht sowohl als eine Entschädigung für seinen Verlust, sondern vielmehr als eine Belohnung für seine geleisteten Dienste gegeben worden wären, oder auch wohl in der Hoffnung, Apel dürfe nicht auf die Ausführung der Friedensbedingungen dringen, da er bei seinem Herrn in Ungnade gefallen war. Als er sich daher immer weigerte, kam die Sache zum rechtlichen Ausspruche und dieser war für Kunzen so unvortheilhaft, daß der Churfürst nicht mehr zögerte, jenen zur Auslieferung der Güter an Vitzthum zu nöthigen. Da nun Kunz mit dieser Sache seine Habsucht nicht befriedigen konnte, versuchte er etwas Anderes. Bei Gera nämlich, zu welcher Stadt Entsetzung er in demselben Kriege von dem Churfürsten entboten worden war, ward er mit dem Rittmeister Niklas von Pflugk gefangen und erst nach Erlegung eines Lösegeldes von 4000 Gulden wieder frei gelassen worden. Diese Ranzion verlangte nun Kunz von dem Churfürsten, der sie ihm jedoch aus dem Grunde abschlug, weil er nicht, wie Pflugk, sein Vasall wäre, sondern um Sold in seinem Heere gedient hätte. Kunz dadurch gekränkt und in seinen Hoffnungen getäuscht erlaubte sich allerhand Anzüglichkeiten und Drohungen gegen den Churfürsten, bis derselbe des ungebührlichen Betragens müde seinen lange zurückgehaltenen Unmuth Kunzen fühlen und ihn aus dem Lande jagen ließ. Kunz verließ die Burg seiner Väter, Kauffungen bei der Stadt Penig an der Mulde, und wendete sich nach Böhmen, wo er sich das Schloß Isenburg erwarb und von da aus seinen Racheplan gegen Friedrich schmiedete. Er wollte nichts weniger als des Churfürsten Söhne entführen, um den Vater dadurch zu zwingen, seinem Verlangen nachzugeben, und hoffte auf eine glückliche Ausführung dieses Plans um so eher, da er selbst in Altenburg, wo der Churfürst residirte, und besonders auf dem dortigen Schlosse als einstiger Hofmarschall wohl bekannt war. Um desto sicherer zu gehen, verband er sich mit mehreren kühnen Männern, deren namhafteste die meißnischen Ritter Wilhelm von Moßen und Wilhelm von Schönfels waren, und in dem Schlosse zu Altenburg selbst hatte er sich an dem ränkevollen Küchengehülfen, Hans Schwalbe, einen Spion gewonnen. Endlich kam eine günstige Gelegenheit; der Churfürst reiste 1455 nach Leipzig und ließ seine Prinzen, Ernst und Albert, mit ihrer Mutter unter Schutz und Aufsicht des Grafen von Barby allein zurück. Dieß berichtete Schwalbe sofort Kunzen und dieser kam mit seinen Getreuen und Knechten in der Nacht vom 7. zum 8. Juli gen Altenburg und erstieg mit Hülfe einiger Strickleitern, begleitet von Moßen und Schönfels, das Schloß, das wegen eines in der Stadt gehaltenen Gastmahls auch von der Hülfe Barby's entblößt und nur von einigen invaliden Thorwächtern bewacht war. Die Räuber, von Schwalbe geführt, kamen in das Schlafgemach der Prinzen und während Kunz den ältern, Ernst, ergriff, nahmen seine Spießgesellen den jüngern, Albert; aber bald bemerkte man, daß man in der Dunkelheit statt des Prinzen den jungen Grafen Barby, einen Gespielen der fürstlichen Knaben, genommen hatte; Kunz eilte daher wieder zurück und holte nun noch Albrecht. Über dem Geräusche und dem Schreien der Knaben war die Mutter erwacht; sie wollte aus ihrem Zimmer gehen, um den Grund davon zu erfahren; aber klüglich hatten die Räuber die Thüre verrammt und sie konnte ihren unglücklichen von den rauhen Männern fortgeschleppten Kindern nur Thränen der Verzweiflung aus dem Fenster nachwei-

nen. Nach früheren Besprechungen wollte Kunz mit seiner Beute den kürzesten Weg nach Böhmen einschlagen, während seine Helfershelfer über Franken mit der ihrigen eben dahin kommen sollten; dadurch sollte für alle Fälle der Erfolg des Raubs gesichert sein, damit, wenn ja der eine Prinz ihnen wieder auf der Reise abgenommen würde, sie wenigstens noch den andern hätten und den Churfürsten dadurch zu ihrem Verlangen nöthigen könnten. Kunz eilte nun durch die Leine, den rabensteiner Wald und kam gegen Morgen bei Elterlein an. Als er von da nach dem Holze Grünhain ritt, hörte er schon das Sturmläuten, welches sofort nach der That von der Stadt aus durch die benachbarten Dörfer erging; eine Stunde von der böhmischen Grenze, in dem Walde bei Wiesenthal, wohin sie gegen Mittag kamen, ruheten sie einmal aus; der Prinz suchte sich Erdbeeren, der Ritter lagerte sich, die Andern waren voraus gezogen. Da kam zu ihnen ein Köhler, Namens Schmidt, fragte theilnehmend nach des ihm unbekannten Knaben Abkunft; Kunz gab eine trotzige Antwort und während er von seinem Ruheplatze aufstehen und weiter ziehen wollte, aber mit den Sporen in einem Busche hängen blieb und von der Schwere seiner Rüstung am Aufstehen gehindert wurde, bekam Albert Zeit, sich dem Köhler zu entdecken, der dann sofort den Knecht Schweinitz, welcher den Prinzen wegen seiner Entdeckung mit dem Schwerte den Kopf zerspalten wollte, mit seinem Schürbaume niederschlug und dann dem sich aufwindenden Ritter ebenfalls einige Schläge versetzte, seine Leute herzurief und Kunzen mit seinem Knechte gefangen nahm. Das Geschehene berichtete der Köhler ungesäumt an den Abt von Grünhain, welcher auch die Räuber sofort nach Zwickau bringen ließ, den Prinzen aber am andern Tage unversehrt nach Altenburg zurückschickte. Die Nachricht von der glücklichen Errettung des einen Prinzen erscholl bald durch die ganze Gegend; auch Moßen und Schönfels, welche eben durch den Wald bei dem Schlosse Hartenstein unweit Schneeberg zogen, hörten es und da sie Kunzen gefangen sahen und sie kein persönliches Interesse an die Sache band, so gaben sie ihre Weiterreise auf und verbargen sich einstweilen in einer Höhle (die Prinzenhöhle noch jetzt genannt). In der Nähe dort blieben sie 3 Tage und endlich wendeten sie sich durch einen ihrer Knechte an den Amtshauptmann Veit von Schönburg mit dem Versprechen, den Prinzen unversehrt in seine Hände zu liefern, wenn er ihnen im Namen des Churfürsten Vergebung ihrer That zugestehen würde; wo nicht, so würden sie den Prinzen ermorden und sich dann ihrem fernern Schicksale überlassen. Der Amtshauptmann versprach im Namen seines Herrn, was sie begehrten, worauf sie Ernsten nach dem Schlosse Hartenstein brachten. Am **14.** Juli kam der Churfürst mit seiner Gemahlin und dem bereits geretteten Prinzen Albert nach Chemnitz, wo sie auch Ernsten trafen. Von da gingen sie über Ebersdorf, in welches Ortes Wallfahrtskirche sie Gott für die Rettung ihrer Kinder dankten und wo zum Gedächtnisse die Kleider der Prinzen aufgehängt wurden (welche daselbst noch aufbewahrt werden), und kehrten über Rochlitz am **16.** wieder nach Altenburg zurück. Kunz hatte unterdessen schon den Lohn für seine Unthat erhalten; denn er war am **14.** Juli in Freiberg auf dem Markte enthauptet (den Ort bezeichnet noch ein schwarzer Stein an dem Rathhause) und dann in der Peterskirche begraben worden; seine Gebeine wurden jedoch bald darauf von dannen nach dem Dorfe Neukirchen bei Freiberg gebracht und dort bestattet. Die Begnadigung, die ihm der Churfürst noch hatte angedeihen lassen wollen, kam zu spät; als der Friedensbote an die Stadtthore kam, waren dieselben wegen der Hinrichtung schon geschlossen. Seine Knechte traf gleiches Schicksal; die meisten wurden in Zwickau enthauptet; so auch Kunzen's Bruder Dietrich, welcher den Raubplan nach Kräften unterstützt hatte. Schwalbe wurde erst mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt (die Erzählung, daß er im Schlosse zu Altenburg eingemauert worden sei, ist grundlos). Dem Köhler Schmidt erlaubte der Churfürst sich eine

Gnade von ihm zu erbitten; der genügsame Mann bat um die Vergünstigung, daß er und seine Familie freies Kohlenbrennen hätten; der gerührte Fürst sagte ihm nicht allein dieses zu, sondern schenkte ihm auch noch ein Freigut, mehrere Äcker Feld und ließ ihm auch noch jährlich etliche Malter Korn reichen, welches Alles sich nicht allein auf ihn, sondern auf seine ganze Nachkommenschaft erstrecken sollte; dazu vertauschte der Köhler auf des Churfürsts Verlangen seinen bisherigen Namen mit dem Namen Triller, weil er, wie er sich in seiner Köhlersprache ausgedrückt hatte, den Ritter Kunz wacker getrillt (mit dem Schürbaume geschlagen) habe. — Vergl. Dr. W. Triller's „Sächsischer Prinzenraub" (Frankfurt a. M. 1743); W. E. Tenzel, „Von dem Kauffungischen Raub der sächsischen Prinzen" (Gotha 1700). 6.

Prior wird in Mönchsklöstern der nächste Vorgesetzte nach dem Abte und, wo kein Abt ist, der Vorgesetzte des Klosters genannt. In Nonnenklöstern findet sich oft eine Priorin. — Priorat nennt man das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior endlich heißt der Nächste nach dem Großmeister in den geistlichen Ritterorden. 63.

Prior (spr. Preier) (Matthew), ein geschätzter englischer Dichter, am 21. Juli 1664 zu Winburn in Middlesex geboren, wurde nach dem Tode seines Vaters, eines Tischlers, von seinem Oheime, einem Schenkwirthe zu London, in die Schule von Westminster geschickt und, nachdem er sich daselbst die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, als Kellner in der Wirthschaft gebraucht. Während seiner Mußestunden beschäftigte er sich mit der Lectüre der alten Classiker und der neueren Dichter und wußte sich bald einen so auffallenden Anstrich von höherer Bildung zu geben, daß ihn der Graf von Dorset, der sich mit seinen Freunden in der Schenke über literarische Gegenstände zu unterhalten pflegte, bemerkte und ihm eine seinen Talenten entsprechendere Laufbahn anzuweisen beschloß. Er schickte ihn 1682 auf die Universität Cambridge, wo er sich bald durch seine ungewöhnlichen Fortschritte auszeichnete und durch manchen gelungenen poetischen Versuch seinen Dichterruhm gründete. Großen Beifall erhielt die mit seinem Freunde Charles Montaigu (nachherigem Lord Halifax) gemeinschaftlich verfaßte scharfe Parodie „Die Stadtmaus und die Landmaus" („The country mouse and city mouse") auf Dryden's gegen die anglicanische Kirche gerichtete Satyre: „Hirschkuh und Panther" („The hind and panther"), wodurch er bei der Partei, die er vertheidigte, zu so hohem Ansehen gelangte, daß er 1691 als Gesandtschaftssecretair zu dem Congresse im Haag geschickt wurde. Er entledigte sich daselbst seiner Aufträge mit solcher Gewandtheit, daß ihn der König nach seiner Zurückkunft zum Kammerherrn ernannte und ihm dadurch hinreichende Muße zu literarischen Arbeiten gewährte. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit ist eine große Ode auf den Tod der Königin Maria (1695). Bald darauf (1697) wurden seine diplomatischen Kenntnisse wieder in Anspruch genommen, um auf dem Congresse zu Ryswick den Vortheil seines Königs zu wahren, von welchem er, als er ihm den Friedensschluß überbrachte, ein bedeutendes Geldgeschenk erhielt und 1698 als Gesandtschaftssecretair mit dem außerordentlichen Gesandten Grafen von Portland an den französischen Hof geschickt wurde. Nach Beendigung seiner Geschäfte ging er wieder nach Holland zu dem Könige, der ihn mit wichtigen Aufträgen nach London schickte, wo er zum Unterstaatssecretair und bald darauf zum Handelscommissair ernannt wurde. Auch soll ihn der König zu mehreren geheimen Sendungen an Ludwig XIV. gebraucht haben. Die Gunst der Königin Anna erwarb er sich durch die Oden auf die Siege von Blenheim (1704) und Ramillies (1706), den allgemeinen Beifall des Publicum durch eine Sammlung seiner Poesien, worunter das erotische Gedicht „Henry and Emma" sich am längsten im Ansehen erhielt. Von der Partei der Whigs, welche ihm bei dem Regierungsantritte der Königin Anna die Stelle

eines Mauthcommissairs verschafft hatte, wandte er sich jetzt allmählig zu den Tory's, welche das Ende des Krieges wünschten, und fiel dadurch in Ungnade. Den Herzog von Marlborough, welchen er früher verherrlicht hatte, griff er jetzt heftig an und ward, als die Tory's die Oberhand erhielten, nach Frankreich geschickt (1711), um die Friedensunterhandlungen einzuleiten; da aber seine Vollmachten zu sehr beschränkt waren, nahm er den französischen Agenten Mesnager mit nach London, wo man die Conferenzen von Utrecht, die 1712 begannen, einleitete. Da aber der Geschäftsgang zu langsam war, wurde Bolingbroke nach Paris geschickt und ihm P. zu seinem Begleiter gegeben, welcher auch nach der Zurückkehr des Ministers nach England den Titel und die Functionen eines bevollmächtigten Gesandten erhielt, welche er, obschon einigemal angesehenere Personen den Titel führten, doch in der That bis zur Thronbesteigung Georg's I. (1714) bekleidete. Durch diese Änderung traten die Whigs wieder an die Spitze der Regierung und P. ward durch den Grafen von Stairs auf seinem Posten abgelöst. Nach seiner Zurückkunft ward er als Theilhaber an des Grafen von Orford Plänen und als Unterhändler des utrechter Friedens festgenommen; da man ihm aber keine genügende Beweise liefern konnte, 1717 wieder in Freiheit gesetzt. Während seiner Gefangenschaft arbeitete er sein scherzhaft philosophisches Gedicht „Alma", welches die Geschichte der Seele erzählt. Nach seiner Freilassung wäre P. der Armuth nahe gewesen, wenn ihm nicht eine neue Ausgabe seiner Werke (1718) und seine Freunde eine so ansehnliche Summe zusammengebracht hätten, daß er sorgenfrei leben konnte. Die Ruhe that aber dem viel umhergetriebenen Geschäftsmanne nicht gut; er fing an zu kränkeln und starb am 18. Sept. 1721 zu Wimple, dem Wohnsitze des Lords Orford. Seine Gedichte zeichnen sich durch Witz, Geschmack, Stärke und Tiefe des Gefühls, großen Reichthum der Gedanken und treffliche Sprache aus; offenbart sich in ihnen auch keine ungewöhnliche Phantasie, so erheben sie sich doch glänzend über die meisten faden Reimereien seiner Zeit. Am wenigsten Werth haben seine Oden auf politische Ereignisse und nur die hohe Cultur des Styls ist an ihnen zu beachten. Meister ist er im scherzhaften, leichten, epigrammatischen, auch wohl den Ton der wahren Zärtlichkeit glücklich treffenden Liede. Die didaktischen Gedichte „**Alma on the progress of mind**", eine burleske Verspottung der philosophischen Systeme und „**Salomo on the vanity of the world**", worin die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und die Eitelkeit aller menschlichen Dinge mit scharfer Satyre gezeigt werden, sind zu einförmig. Großen Werth haben seine Epigramme und Erzählungen, sind aber nicht selten sehr unsauber. „**Poems on several occasions**" (**Lond. 1718. Fol. Glasg. 1751. 2 Voll. 8.**); „**Poetical works, now first collected, with explanatory notes and memoirs of the author**" (**Lond. 1779. 2 Voll. 8.**). 67.

Priorität ist der Vorgang, Vorzug, welchen ein Gläubiger vor dem andern hat, wenn von Befriedigung aus einer Masse oder einem einzelnen Gegenstande die Rede ist. Die bevorzugte (prioritätische, mit P. oder Vorzugsrecht versehene) Forderung wird bei Vertheilung der Masse in Voraus bedacht, bevor die Anderen an die Reihe kommen. Der Verlust, wenn die Masse nicht zureicht, trifft dann die letzten, worin bei jenen der eigentliche Vorzug besteht, daher man denselben mit einem Privilegium vergleicht und die Ausdrücke „prioritätische" Forderungen oder Gläubiger und „privilegirte" willkührlich gebraucht. Es versteht sich bei einer solchen Vertheilung von selbst und ist in den mehresten Ländern durch besondere Gesetze bestätigt, daß nur diejenigen Gläubiger, welche mit ihren Forderungen zum Genusse (Perception) gelangen, die Kosten tragen. Diese werden dann einem Jeden nach Verhältniß seines Antheils, den er wirklich erlangt, gekürzt, indem man bei der Auszahlung die Masse für voll (ohne Kostenabzug) berechnet und dann den Percipienten ihre Kostenantheile abzieht.

Als Vorsichtsmaßregel läßt sich bisweilen der minder oder gar nicht bevorzugte Gläubiger vom andern Bevorzugten die Erklärung geben, daß er eintretenden Falls ihm bei der Befriedigung nachstehn oder seinen Platz einräumen wolle, wo dann der erstere den Vorzug erhält (s. Cession). 10.

Priscianus, der berühmteste römische Grammatiker der spätern Zeit, ward geboren zu Rom um 524 nach Chr. und zu Cäsarea erzogen (woher er den Beinamen Caesariensis bekam) und lebte dann als Lehrer der Rhetorik zu Constantinopel. Sein Hauptwerk ist sein umfassendes und für die Formenlehre wichtiges grammatisches Lehrgebäude: „Commentariorum grammaticorum libri XVIII.“ Kleinere Schriften aber von ihm sind: „Partitiones versuum XII principalium“; „De accentibus“; „De declinatione nominum“; „De versibus comicis“; „De praeexercitamentis rhetoricae“; „De figuris et nominibus numerorum et de nummis ac ponderibus ad Symmachum liber“ etc. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zuerst s. l. (Venet.) 1470. fol., dann s. l. (Venet.) 1472. fol. und endlich von A. Krehl besorgt (Lips. 1829 sq. 2 Voll. 8.). — Des P. „Opera minora“ gab heraus F. Lindemann (Lugd. B. 1818. 8.). Vergl. Wernsdorf. „Poet. lat. min. V Tom.“ und die „Sammlung der lat. Grammatiker“ von Putschius (Hanov. 1605. 4.). 20.

Priscillianus, ein bekannter Ketzer des IV. Jahrh., war ein vornehmer Spanier und sehr gelehrter Mann, faßte die von einem gewissen Marcus aus Ägypten in Spanien verbreiteten manichäischen Meinungen auf und verbreitete sie mit großem Eifer, so daß die spanischen Manichäer von ihm Priscillianisten genannt wurden. Zwei derselben Lehre beipflichtende Bischöfe machten ihn zum Bischofe von Avila und die Secte ward so mächtig, daß die Kirchenversammlung zu Saragossa (380) vergeblich ihr Verdammungsurtheil gegen sie aussprach und bald darauf die Hülfe des Kaisers Gratianus in Anspruch nehmen mußte. Dieser entsetzte zwar die 3 Bischöfe und ließ die Secte verfolgen, aber bald von den Priscillianisten gewonnen setzte er jene wieder ein. Die Kirchenversammlung zu Burdigala (Bordeaux) (384) sprach daher von Neuem das Anathema aus und Kaiser Maximus ließ eine Untersuchung verhängen, der zufolge P. 385 zu Trier enthauptet ward. Doch dauerte die Secte fort, vorzüglich in Galicien, und noch 561 belegte sie die Synode zu Braga mit dem Banne; seit dieser Zeit aber verschwindet sie. Ihre Lehren sind nur durch ihre Gegner bekannt geworden und schon Zeitgenossen klagen über unredliche Beschuldigungen gegen dieselben (Hieronymus, Martin von Tours u. A.). Sie sollen gelehrt haben, es gebe ein gutes (Gott) und ein böses Princip; die menschliche Seele sei aus Gott emanirt und durch 7 Himmel und mehrere Stufen zur Erde herabgestiegen, wo sie das böse Grundwesen in den Körper gebannt habe; dieser bestehe aus 12 Theilen, deren einzelne von je einem der 12 Himmelszeichen regiert würden, welche sie mit den Namen der 12 Söhne Israels benannt hätten; die Welt sei vom bösen Principe erschaffen und Alles stehe unter dem Einflusse der Sterne; auch kämen die Gewitter und andere Naturereignisse vom bösen Grundwesen her; deßwegen aßen sie kein Fleisch und haßten die Ehe. Christum sollen sie einen Scheinkörper zugeschrieben haben (Doceten) und die 3 Personen der Gottheit mit Sabellius (s. d. Art.) nur für 3 verschiedene Namen erklärt haben. In ihrem Lebenswandel ward ihnen Unzucht und vorzüglich die Gestattung von Verstellung, Heuchelei und Lüge vorgeworfen. 23.

Prise (franz.), ist überhaupt eine genommene Sache, vorzüglich im Seewesen ein weggenommenes Schiff. Geschieht diese Wegnahme von kriegführenden Nationen, so wird meist durch eine niedergesetzte Commission (Prisengericht) die Rechtmäßigkeit derselben untersucht und nach Befunde das Schiff entweder für eine gute P. erklärt und zurückbehalten oder wieder in Freiheit gesetzt. 30.

Prisma, lat. prisma; franz. und engl. prisme, ist in der Geometrie der

Name eines Körpers, der von Ebenen begrenzt ist, deren zwei gegenüberliegende (Grundflächen) gleich und ähnlich und parallel, die übrigen aber Parallelogramme sind. Nach der Anzahl der Seiten der Grundflächen heißen sie drei-, vier-, fünf ꝛc.-seitige Prismen. Der senkrechte Abstand der beiden Grundflächen heißt Höhe. Die hierher gehörigen Lehrsätze sind: 1) Bilden die Seitenflächen mit den Grundflächen rechte Winkel, so heißt es ein gerades oder senkrechtes P. Gerade Prismen mit regulairen Grundflächen nennt man regulaire Prismen. 2) Ein vielseitiges P. von n Seiten läßt sich in n — 2 dreiseitige zerlegen. Wenn in zwei Prismen außer der Basis die einzelnen Seiten und deren Reihefolge übereinstimmen, so sind sie congruent. 3) Der körperliche Inhalt eines P. wird durch Multiplication seiner Grundfläche mit seiner Höhe gefunden. In der Physik bedient man sich der prismatischen Körper, um die Erscheinungen der Brechung des Lichts ꝛc. zu bestimmen. 40.

Privat, lat. privatus; franz. privé; engl. private, meist nur in Zusammensetzungen vorkommend, bezeichnet im genauen Gegensatze zu publicus (öffentlich, den Staat betreffend) alles das, was nur Bezug auf den Einzelnen hat und mit dem öffentlichen Leben an sich nicht in Berührung kommt; daher die Ausdrücke Privatbühnen, Privateigenthum, Privatgebäude, Privatgelehrter, Privatmann, Privatsache ꝛc. 9.

Privatrecht (jus privatum) ist die Gesammtheit aller der rechtlichen Bestimmungen, welche die Rechtsverhältnisse der einzelner Staatsbürger unter einander betreffen, dem öffentlichen und Staatsrechte entgegenstehend. (Vergl. Recht.) 30.

Privilegium (priva lex, besonderes Gesetz) war bei den Römern entweder ein Gesetz in Bezug auf (gegen oder für) eine einzelne Person, welches aber zur Zeit der Republik nicht vorgebracht werden durfte, oder eine Verordnung in Bezug auf einen besondern Fall oder eine besondere Sache. In letzterer Bedeutung pflegt man es jetzt fast ausschließlich zu verstehen und zwar immer als eine gewisse Bevorzugung vor Anderen, sei es als wirkliches Vorrecht etwas zu thun oder als Befreiung von irgend einer Leistung. Die Sache selbst hat aber vielfache Nuancen und kann sowohl privatrechtlich als staatsrechtlich aufgefaßt werden. In ersterer Hinsicht gibt es theils gewisse allgemeine bürgerliche Verhältnisse, welche besondere Berücksichtigungen in Anspruch nehmen, wie die Wittwen, Waisen, Frauen überhaupt, Unmündigen, milden Stiftungen, öffentlichen Cassen ꝛc., welche aber immer erst durch besondere Gesetze näher bestimmt sein müssen, theils einzelne Zweige der Gewerbsthätigkeit, deren P. sich auf ihre ausschließliche Betreibung von einer bestimmten Person, Familie ꝛc. oder an einem bestimmten Orte bezieht, wie die Anlegung von Apotheken, Gastwirthschaften ꝛc., die bestimmte Anzahl Meister irgend einer Innung ꝛc., die ausschließliche Benutzung einer gemachten Erfindung u. a.; in der letztern Hinsicht beziehen sich die Privilegien auf die Vorrechte Einzelner vor den übrigen Staatsbürgern in Bezug auf bestimmte Berechtigungen oder Befreiungen, wie z. B. die früheren Privilegien des Adels in der Befreiung von den gewöhnlichen Steuern und der Militairpflicht und in der Hoffähigkeit, mancher Staatsbürgerclassen im bevorzugten Gerichtsstande ꝛc. In Bezug auf den Gegenstand, an welchen die Privilegia gebunden sind, unterscheidet man persönliche (p. personalia) und sächliche (p. realia); alle aber sind dem Begriffe der völligen Gleichheit der Staatsbürger als solcher zuwider und müssen jederzeit für die Entwickelung des Staats nachtheilig wirken. Man sucht daher in der neusten Zeit sowohl jede Ertheilung von Privilegien sorgfältig zu vermeiden und, wo sie ja nöthig erscheinen sollten, durch bloße Concessionen und Patente (s. d. Artt.) dasselbe zu erreichen, als auch durch Aufhebung früherer Privilegien diese allmählig gänzlich abzuschaffen, da in den meisten Fällen nur durch die Concurrenz etwas Tüchtiges erreicht werden kann. Freilich aber treten in letzterer Hinsicht eine Menge der größ-

ten Schwierigkeiten entgegen, wenn nicht die Betheiligten oft namhaften Schaden dadurch erleiden sollen, und die Regierungen haben daher meist den einzig sichern Weg der Entschädigung durch Ablösungen oder gegenseitige Übereinkunft eingeschlagen. 30.

Probabilismus ist die Methode, nach welcher man probable (d. i. annehmbare, zu welchen man seine Zustimmung gibt) Gründe für das Denken oder Handeln als hinreichende Richtschnuren betrachtet und demnach entweder theoretisch in Bezug auf Erkenntniß der Dinge (Wahrscheinlichkeitslehre) oder praktisch in Bezug auf scheinbare Güte und Nutzen oder Zustimmung wichtiger Männer für eine Handlungsweise. Ersterem huldigte vorzüglich Karneades, letzterem die Jesuiten (s. d. Artt.). 9.

Probejahr, s. Novizen.

Probirkunst, lat. docimasia; franz. docimasie, ist ein Theil der analytischen Chemie und die Kunst, welche sich mit der Bestimmung der für die Bedürfnisse des Lebens tauglichen Materien im Kleinen beschäftigt, um dadurch den hüttenmännischen und fabrikmäßigen Betrieb der verschiedenen Naturkörper des Mineralreichs zu veranlassen. — Probiren ist daher die Beschäftigung mit dieser Kunst. 5.

Probirsteine sind harte, schwarze Steine, welche benutzt werden, sie mit den Probirstiften oder Stiften aus Legirungen edler Metalle in verschiedenen gekannten Verhältnissen ihrer Menge zu bestreichen, um aus der Farbe des Metalles im Striche die Feinheit einer andern Legirung, deren Strich neben die der Probirstifte auf den Stein gelegt wird, erkennen zu können. Zu Probirsteinen dient vorzüglich der lydische Stein; auch kann Basalt und harter Thonschiefer dazu gebraucht werden. 76.

Probirstifte, Probirnadeln, franz. touchaux; engl. touch-needles, sind dünne Stangen von Legirungen der Metalle, Gold mit Silber oder Kupfer und Silber mit Kupfer in verschiedenen gekannten Verhältnissen der bezüglichen Mengen, deren man sich bedient, um durch Vergleichung mit dem Gesichtssinne die Gehaltigkeit anderer Legirungen an edlem Metalle und Zusatze zu erkennen. Da nämlich jede verschiedene quantitative Mengung der genannten Metalle eine verschiedene Färbung besitzt, so vermag die Beurtheilung der Farbe des Striches einer Legirung mit derjenigen der Probirstifte, deren Zusammensetzung bekannt ist, die Gehaltigkeit derselben zu bestimmen. Man bedient sich zu diesem Zwecke des Probirsteines (s. d. Art.). Für Silber besitzt man gewöhnlich 16 Stifte: für 15 Theile oder Lothe Silber und 1 Theil oder Loth Kupfer; 14 Theile oder Lothe Silber und 2 Theile oder Lothe Kupfer u. s. f. Für Gold bedient man sich vier verschiedener Reihen von Stiften: für weiße Legatur oder Karatirung oder Gold mit Silber, für rothe Karatirung oder Gold mit Kupfer und für gemischte Karatirung oder Gold, Silber und Kupfer in verschiedenen Verhältnissen. Jede Reihe der Probirnadeln auf Gold enthält 28 Abtheilungen; die oberste ist stets von reinem Golde; die zweite enthält in einer Mark 23 Karat 6 Grän Gold; die dritte 23 Karat; die vierte 22 Karat 6 Grän; die fünfte 22 Karat; die sechste 21½ Karat; die siebente 21 Karat; die achte 20½ Karat; die neunte 20 Karat; die zehnte 19 Karat u. s. f.; die acht und zwanzigste 1 Karat Gold. 76.

Problem, s. Aufgabe. — Problematisch heißt Alles, dessen Wahrheit noch nicht ganz erwiesen ist. 9.

Probus (Marcus Aurelius), römischer Kaiser, wurde von den asiatischen Legionen zum Kaiser ausgerufen und bestieg den Thron 276 nach Chr. Er übergab dem Senate die Verwaltung des Staates, während er selbst als Feldherr die Ehre der römischen Waffen behauptete, den Ruhm eines Helden der Vorzeit erreichte und in allen Provinzen des Reichs Ruhe und Ordnung wiederherstellte. Die rhätische

Grenze sicherte er gegen die eindringenden Sarmaten, befreite Gallien von den Deutschen und trieb die Franken und Burgunder in die Grenzen ihres Gebietes zurück. Im Norden Deutschlands drang er bis an die Elbe, im Süden bis an den Neckar vor und erbaute gegen die Einfälle der Barbaren in die römischen Provinzen eine Mauer von Regensburg bis nach Wimpfen am Neckar, deren Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Die verödeten Provinzen des Reichs bevölkerte er durch Colonien von Barbaren, führte Vandalen nach Britannien, Gepiden und Franken an die Ufer des Rheins und der Donau und verpflanzte Batavier an die Küsten des schwarzen Meeres. Die stehenden Heere verwendete er während des Friedens zum Anbaue des Landes, ließ durch sie den Weinbau in Gallien und Pannonien einführen und große Moräste in Syrmien austrocknen. Während dieser Arbeit wurden die Soldaten einst an einem heißen Sommertage ihrer Beschwerden müde, brachen in wilden Aufruhr aus und ermordeten den Kaiser, der ihren Arbeiten beiwohnte und sich vor ihrer Wuth in einen Thurm geflüchtet hatte, im Jahre 282 nach Chr. Zu spät bereuten die Soldaten ihre unheilvolle That und segneten das Andenken des gerechten und edeln Kaisers. In dem Charakter des P. war Mäßigung und Sanftmuth mit Heldenkraft vereint. Er suchte das Wohl seiner Unterthanen in allen Theilen seines weiten Reiches auf gleiche Weise zu fördern und glänzt in der Geschichte als das erhabene Muster eines vollendeten Fürsten. Fünf seiner Nachfolger auf dem Kaiserthrone bildeten sich in seiner Kriegsschule zu Feldherren. 81.

Procaccini (spr. Procatschini) ist der Name mehrerer berühmter italienischer Maler.— Ercole P., der Ältere, Historienmaler, geb. 1520 zu Bologna, ist bekannt als Gründer einer Malerschule zu Mailand, wohin er sich um das Jahr 1560 lediglich deßhalb begeben hatte, weil er in seiner Vaterstadt wegen des überwiegenden Ruhmes der Caracci nicht auf Anerkennung hoffen konnte. Er starb nach 1591. — Unter den Schülern, die aus seiner Schule hervorgingen und dieselbe nach seinem Tode auch fortführten, sind seine Söhne, Camillo und Giulio Cesare, die berühmtesten. Der erstere, geb. 1546 zu Bologna, arbeitete anfangs in der Manier seines Vaters, bildete sich jedoch später nach Michel Angelo und Raphael, vorzüglich aber nach Parmegiano. Seine Werke haben großen Werth, theils wegen der geistreichen Composition, theils wegen ihres herrlichen Colorits und der Grazie, die in ihnen herrscht. Der einzige Tadel, welcher sie treffen könnte, ist der, daß Arme und Beine der Figuren bisweilen etwas zu lang erscheinen. Die berühmtesten Arbeiten Camillo's sind ein jüngstes Gericht in der Kirche St. Procolo zu Reggio (eines der schönsten Frescogemälde in der ganzen Lombardei), der heil. Rochus Pestkranke heilend, die Krönung der heil. Jungfrau, eine Abnahme vom Kreuze u. a. m. Camillo starb 1626. — Sein Bruder, Giulio Cesare, geb. 1548, ist nicht minder berühmt. Er bildete sich vorzüglich nach Correggio und zwar mit solchem Erfolge, daß alle Kenner behaupten, es sei keinem von allen Nachahmern Correggio's gelungen, so wie P. in den Geist dieses großen Meisters einzudringen. Seine besten Arbeiten finden sich in Parma und Genua, unter ihnen sehr große Historiengemälde, wie z. B. der Durchzug durch das rothe Meer. Übrigens arbeitete er außerordentlich schnell, aber stets genau. Er starb 1626. — Der dritte Sohn des Ercole, Carlo Antonio P., malte mittelmäßige Blumen- und Fruchtstücke; sein Sohn aber, Ercole P., der Jüngere, geb. 1596, gest. 1676, ein Schüler seines Onkels, Giulio Cesare, galt als einer der besseren Künstler seiner Zeit, obwohl er nicht ganz frei von Manier war. Er ahmte ebenfalls den Correggio mit Glück nach. — Ein anderer Künstler des Namens P., Andrea, geb. 1667 zu Rom, scheint nicht zu der vorgenannten Familie zu gehören. Er war ein sehr geschickter Künstler und malte unter Anderm im Auftrage des Papstes Clemens XI. einen von den Propheten in St. Johann vom Lateran, nämlich den Daniel.

Später folgte er einem Rufe als Cabinetsmaler an den spanischen Hof. Er starb zu St. Ildefonso im Jahre 1734. 36.

Procent ist das, was man für 100 erhält. Meist rechnet man den Zins, Ertrag rc. darnach, doch gebraucht man es auch im Allgemeinen als eine bequeme Verhältnißangabe der Gesammtheit zu einzelnen Veränderungen in der Zahl. 30.

Procĕres (latein.) sind überhaupt die Vornehmen, die Hochgestellten. 30.

Proceß in juristischer Bedeutung, lat. processus; franz. procès; engl. process, heißt im Allgemeinen die gesetzmäßige Verhandlung eines streitigen Rechtsverhältnisses vor dem competenten Gerichte, deren Beendigung durch Entscheidung erfolgt, und begreift in dieser Bedeutung sowohl den bürgerlichen als den peinlichen P. in sich; im engern Sinne versteht man darunter die von den Gesetzen in civilrechtlicher Hinsicht vorgeschriebene Art und Weise, wie in Sachen des Mein und Dein die Parteien zu verhandeln, die Richter die Verfahren zu prüfen und nach dem bestehenden Rechte den Streit zu entscheiden, so wie die gegebenen Urthel in Ausführung zu bringen haben. Mit der deutschen Staatsverfassung und dem Aufhören des deutsch-römischen Reiches ist zwar die Unterart des gemeinen Processes, der Reichsgerichtsproceß und dessen Abtheilung in den reichskammergerichtlichen und den reichshofräthlichen, in Wegfall gekommen, allein die Bedeutung des gemeinen deutschen Processes ist dennoch immer noch geblieben, in sofern darunter der in allen Ländern deutscher Zunge, in den deutschen Bundesstaaten, gleichmäßig noch übliche P. verstanden wird. Ihm ist der besondere entgegengesetzt, der nur in einzelnen Ländern des deutschen Staatenbundes angewendet und befolgt wird und sich auf besondere in diesen gegebene Gesetze gründet, während die Grundlage des gemeinen Processes in den Reichsgesetzen, in allgemeiner Gerichtsobservanz im kanonischen und römischen Rechte und in den Kenntnissen der altdeutschen Gerichtsverfassung und gerichtlicher Verfahrungsart, als Hülfsmitteln, besteht. Betrachten wir den bürgerlichen (Civil-) P. allein als die eigentliche Proceßart, so ist er ein possessorischer, wenn dadurch nur der Besitz, ein petitorischer, wenn ein anderer Anspruch als der auf Besitz verfolgt wird. Jener hat wieder die Beibehaltung, die Erlangung, oder die Wiedererhaltung des verlorenen Besitzes zum Zwecke und heißt, wenn von dem älteren strengrechtmäßigen Besitze die Rede ist, possessorium ordinarium, wenn aber damit der jüngste, der neueste Besitz erlangt, erhalten werden soll, possessorium summarium, summariissimum. Eine wichtigere Eintheilung ist die in ordinarischen und summarischen P.; jener (processus ordinarius, solennis), wo die Förmlichkeiten, die Fristen, die Verfahrungsweise, wie sie die Gesetze vorgeschrieben haben, weitläufiger, länger sind, und strenger und pünktlicher befolgt werden müssen, z. B. wo die Einlassung und Antwort auf die Klage genauer, wörtlich und Satz für Satz erfolgen muß; dieser (processus extraordinarius, minus solennis, summarius), wo wenigere Formen, kürzere Fristen angeordnet sind und z. B. eine wenn auch nicht punctweise erfolgte Einlassung genügt. Die einzelnen Arten des summarischen Processes gehören zu den bestimmten außerordentlichen, wenn derselbe unter einen eignen Namen gebracht wird, z. B. der Concurs-, Executiv-, Wechsel-, Arrest-, Mandats-, Provocationsproceß, der processus causarum minutarum, in andern Gesetzgebungen der P. in Bagatellsachen geheißen rc.; andere gehören zum unbestimmten außerordentlichen P. Eine Eintheilung von geringerem Einflusse ist die in gesetzlichen und willkührlichen oder bedungenen, welche sich darauf gründet, ob die Verfahrungsweise durch ausdrückliche Gesetze festgesetzt oder dem Ermessen des Richters wie der Willkühr der Parteien überlassen ist. Denjenigen P. nennt man in einigen Ländern tumultuarisch, welcher lediglich durch Schriftenwechsel geführt wird und wobei zwar Fristen, aber nicht Termine, in welchen sonst die Parteien vor dem Richter persönlich oder durch Anwälte in mündlichen Berathungen und

Entgegnungen erscheinen, beobachtet werden. Die Hauptmomente des Processes (essentialia processus) bestehen in dem ersten Verfahren, im Beweis und im Enderkenntnisse. Bei dem erstern, dem Verfahren, sind in proc. ordinario die Klage, die Einlassung und Antwort, die Einreden oder Ausflüchte (exceptiones), die Sätze der Parteien ins Auge zu fassen, worauf das Interlocut, die Entscheidung auf den Beweis gesprochen wird. Beim Beweise selbst sind die Beweismittel, als Urkunden, Zeugen, Sachverständige (artis periti), Besichtigung (inspectio ocularis) und Eid, die Beweisfristen und das Beweisverfahren zu berücksichtigen. Ist über die Zulässigkeit der Beweismittel erkannt, so erfolgt das Hauptverfahren, worin die Parteien das, was durch den P. für sie ausgeführt worden und ermittelt ist, kurz zusammenfassen (die Schriften heißen Salvations-, Exceptionsschrift, Replik, Supplik) und nach demselben die endliche Entscheidung (sententia definitiva) das Definitivurthel. In den summarischen Proceßgattungen werden solche Abschnitte nicht beobachtet, sondern die Sache wird wegen ihrer Dringlichkeit in weniger Zeit, unter geringeren Förmlichkeiten, entschieden und zu diesem Ende meistens nur ein Urtheil gegeben, wenn nicht, wie im Concursprocesse, ein Incidentpunct in den ordentlichen P. übergeht, z. B. wenn auf Beweis des von der Ehefrau ein- und zugebrachten Vermögens erkannt worden ist. Auch genügt in den summarischen Processen jede deutliche Beantwortung der Klage statt der Einlassung. Bescheinigung heißt, was im ordinarischen P. Beweis genannt wird. Überhaupt kommen im P. im Allgemeinen mancherlei Nebenpuncte vor, z. B. Litisdenunciation, Intervention, Adcitation, Eintreten der Erben der Partei in den P., Benennung des Auctors rc., die aber wie die Lehre von den Rechtsmitteln bei den betreffenden Artikeln nachzusehen sind. — In der Chemie ist P. jede Äußerung zweier oder mehrerer Körper auf einander, wobei neue Körper mit anderen Eigenschaften entstehen. Oft geschieht das nicht vor den Augen sichtbar, aber der innere Gehalt dieser neu entstandenen Stoffe ist doch verschieden. 64. 5.

Processionen (pompae) nennt man feierliche öffentliche Aufzüge an festlichen Tagen oder bei besonderen Gelegenheiten und Veranlassungen, namentlich in der römisch-katholischen Kirche: festlich geordnete Umzüge des Volkes und der Priesterschaft für den Zweck der Gottesverehrung, entweder um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, wobei religiöse Gegenstände, Bildnisse, Kreuze und Fahnen herumgetragen und geistliche Lieder und Gebete (z. B. die Litaneien) abgesungen werden, sei es um Gott oder einem Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten (Supplicationen, Bittgänge). Wallfahrten nennt man dergleichen P., wenn sie ebenfalls aus religiösen Absichten nach entfernten heiligen Orten, wo Bildnisse, Reliquien von Heiligen und andere Gegenstände der Verehrung sich befinden, unternommen werden. So pflegten die Juden jährlich dreimal zum allgemeinen Nationaltempel nach Jerusalem, die Christen ins heilige Land zum heiligen Grabe (besonders seit dem Jahre 326, wo Constantin's Mutter, Helena, dort das Kreuz Christi aufgefunden hatte), zu den Gräbern der Märtyrer und zum Ablaß nach Rom zu wallfahrten. Auch bei den ältesten heidnischen Völkern waren feierliche Züge in die Tempel der Götter oder an heilige Orte unter Anführung der Priester und Vortragung von Götterbildern sehr gewöhnlich, wie bei den Griechen und Römern an den Festen des Bacchus, der Diana, Ceres, Cybele und anderer Gottheiten. Auch pflegte man in feierlicher Procession um besäete Felder zu ziehen und dieselben mit geweihtem Wasser zu besprengen, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern und sie vor Schaden zu bewahren, und bei den Römern wurde jedesmal vor Anfang der circensischen Spiele ein feierlicher Aufzug (pompa circensis) vom Capitol aus gehalten, in welchem man die Bildnisse der meisten Götter festlich ausgeschmückt trug oder fuhr. Aus dem Juden- und Heidenthume gingen die P. in das Christenthum über und wurden namentlich seit der Zeit des Bischofs Ambrosius

von Mailand üblich. Die Sage schreibt ihre Einführnng dem Bischofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Sie fanden bald beim Volke großen Beifall, zumal da die Meinung von der Verdienstlichkeit derselben durch die römische Kirche unterhalten wurde, und sind bis auf den heutigen Tag bei den Katholiken Sitte geblieben, obgleich der ehemalige Eifer, nach entfernten heiligen Orten zu ziehen, um daselbst die Gottheit für begangene Sünden zu versöhnen, jetzt sehr erkaltet ist. Außer mehreren gemeinsamen in der ganzen katholischen Kirche üblichen P. an gewissen Festen, z. B. am Frohnleichnamsfeste, Kreuzerhöhung, Charfreitage 2c. haben verschiedene Länder und Städte, je nachdem sie besondere Schutzheilige verehren, auch ihre besonderen P., wie in Rom, Neapel u. a., die nach dem größeren oder geringeren Ansehn der Heiligen mit mehr oder weniger Pracht begangen werden. In der Carnevalszeit pflegte man sonst mimisch-komische Darstellungen mit dergleichen Aufzügen zu verbinden. Die Protestanten haben keine bestimmten P. als Bestandtheil des Cultus und werden solche nur bei besonderen Veranlassungen, wie an Jubelfesten 2c., gehalten. 63.

Proceßordnung (ordinatio processus) wird die Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen über die Ordnung des gerichtlichen Verfahrens genannt, namentlich dann, wenn diese in ein gewisses System gebracht, nicht in den einzelnen Rechtsquellen zerstreut gegeben sind, wie es zum Theil nach den uns erhaltenen Rechtsbüchern im römischen Staate der Fall war. Nur aus den Pandecten und Institutionen kennen wir das jus judiciarium privatum der Römer, und die ordo der judiciorum derselben; doch hat man in neuerer Zeit diese zerstreut erhaltenen Stellen der römischen Juristen in eine gehörige Ordnung zu bringen und so ein Bild des Processes der Römer zu entwerfen gesucht. Man sehe Haubold, „Institut. jur. Romani lineamenta“ (Lips. 1814. pag. 46. 355. 368), wo auch viel literarische Nachweisungen gegeben sind, die jedoch durch die Schriften eines Dupont, van Hasselt, Burneuf, von Tigerström 2c. und sonst zu vermehren sind. Im römisch-deutschen Reiche gab es ebenfalls keine eigentliche P.; die dahin gehörigen Bestimmungen waren in den Reichsgesetzen, besonders im Reichsabschiede von 1654, enthalten und mußten durch das römische und kanonische Recht ergänzt werden, bei deren etwa eintretender Collision nach den bekannten Regeln von der Collision an sich unterschieden wurde. In einzelnen Staaten des deutschen Reiches und jetzt des deutschen Bundes entstanden später eigentliche, besondere Proceßordnungen, z. B. in Preußen, Sachsen, Östreich, Baiern 2c., die jedoch in dem letzten halben Jahrhunderte viele Zusätze, Abänderungen und Reformen überhaupt erfahren haben. Es ist nicht zu läugnen, daß die sächsische P. von 1622, welche mit Erläuterungen 1724 erschien (ungeachtet sie später von 1728 an manche abändernde Gesetze, wie das von 1822, der neuern Mandate und Verordnungen in dieser Hinsicht seit dem Landtage von 1833 ff. nicht zu gedenken, veranlaßte, und schon 1803 ein Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung für Sachsen ausgearbeitet wurde) ganz vorzüglich gearbeitet ist und noch jetzt als Muster einer Gerichtsordnung betrachtet werden kann; ja es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sie mit als Quelle der baierischen Gerichtsordnung von 1753, der preußischen von 1793 (auf den Grund der vom Großkanzler von Cocceji 1748 ausgearbeiteten und von Carmer abgeänderten), der bremer von 1820 aufführt. Vom Auslande nennen wir besonders die französische P. Anfangs befolgte man in den französischen Gerichten das römische Recht; erst Ludwig XIV. ließ eine förmliche P. 1667 bekannt machen; die neueste ist im Jahre 1806 erschienen, jedoch nur eine Revision der älteren. England besitzt unseres Wissens keine eigene P., doch hat man in der neueren Zeit, z. B. 1825 durch eine neue Concursordnung, auch dort angefangen, das Gerichtswesen einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen und Reformen vorzunehmen. 64.

Procida (Johannes von), wurde um das Jahr 1225 zu Palermo geboren, studirte Medicin und zeigte sich in seinem spätern Leben stets als treuer Anhänger der Hohenstaufen, weßhalb er sich auch die Gunst der Kaiser Friedrich's II. und Konrad's IV. in hohem Grade erwarb. Nachdem er vergebens für das Recht des unglücklichen Conradin von Schwaben gegen Karl von Anjou gekämpft hatte, wich er vor der Übermacht der Franzosen zurück und begab sich zur Königin Constanze von Aragonien, welche ihm mehrere Güter verlieh. Sein Haß gegen die Franzosen wurde bei der Nachricht von der Unterdrückung seines Vaterlandes durch dieselben bis zur Erbitterung gesteigert. Während der längeren Reisen, die er unternahm, besuchte er auch sein Vaterland im Jahre 1279, wo er den allgemeinen Ingrimm gegen Karl von Anjou und dessen tyrannische Herrschaft noch mehr anfachte. Aber die Menge der französischen Truppen auf Sicilien machte es unthunlich, die Einwohner gegen dieselben zu einem nutzlosen Aufstande zu reizen. Er begab sich daher nach Constantinopel und sprach den dort regierenden Kaiser, Michael Paläologus, um Hülfe und Unterstützung gegen die Franzosen an. Durch die vom Kaiser erhaltenen Geldsummen wurde es ihm möglich, sowohl die Sicilianer mit Waffen zu versehen, als auch gegen sie eine Rüstung des Königs von Aragonien dadurch zu fördern. Verkleidet durchreiste er Sicilien, forderte das Volk zur Rache gegen ihre Unterdrücker auf, knüpfte geheime Verbindungen unter dem Adel des Landes an und wurde dadurch einer der vorzüglichsten Urheber des am 30. März 1282 zu Palermo ausgebrochenen Aufstandes, welcher unter dem Namen der sicilianischen Vesper bekannt ist. Alle Franzosen auf der Insel wurden an Einem Tage ermordet und hierauf die Krone nach dem einstimmigen Wunsche des Volkes dem Könige Peter III. von Aragonien durch P. überbracht, welcher selbst keinen persönlichen Antheil an dem Aufstande genommen hatte. P. starb in hohem Alter, nachdem er lange Zeit die wichtigsten Ämter unter den aragonischen Beherrschern von Sicilien bekleidet hatte. 81.

Proclamation, s. Aufgebot.

Proconsul und **Proprätor**, s. Provinz.

Procopius (Andreas), der Große, der berühmte Heerführer der Hussiten, auch Procop Holy (P. rasus, der Geschorene) genannt, war der Schwestersohn eines Edelmannes zu Prag, welcher ihn adoptirte und studiren ließ und dann Frankreich, Spanien, Italien und Jerusalem mit ihm bereiste. Zurückgekehrt ward er zum Priester geweiht. Allein beim Ausbruche des Hussitenkrieges griff auch er zu den Waffen, zeichnete sich unter Ziska durch Kühnheit, Stärke und Gewandtheit aus, wurde Hauptmann und führte an der Spitze von Heerabtheilungen mehrere Unternehmungen mit glücklichem Erfolge aus. So entsetzte er die mährische Festung Luntenburg, welche vom Herzoge Albrecht, des Kaisers Schwiegersohne, belagert ward, vertheidigte Mähren glücklich gegen den Feind und schlug diesen in der Schlacht bei Kremsier (1423). Nach Ziska's Tode wählte ihn ein Theil der Taboriten auf dessen Empfehlung zu ihrem Heerführer (1424), während Prokupek oder Prokop der Kleine das vornehmste Haupt des andern Theils der Taboriten (der sogenannten Waisen oder Orphaniten) ward. Noch in demselben Jahre unternahm er einen Zug nach Baiern und Östreich, eroberte Teplitz, Bilin und Leipa, schlug am 16. Juni 1426 bei Aussig ein chursächsisches Heer und erstürmte das tapfer vertheidigte Aussig in der folgenden Nacht. Sieg, aber auch Grausamkeit, Mord und Brand, bezeichneten alle seine Schritte. Nachdem er 1427 die Östreicher aus Mähren vertrieben hatte, verwüstete er Östreich bis an die Donau, und drang mit Prokop dem Kleinen in Schlesien ein. Da ward plötzlich Böhmen von einem deutschen Kreuzheere auf drei Seiten bedroht. P. eilte dahin, entsetzte mit den übrigen Parteien vereint das belagerte Mies (21. Jul. 1427), schlug das deutsche Heer auf dem Rückzuge, nahm Tachau mit Sturm und zog

dann unter Gräueln und Verwüstungen nach Schlesien, Mähren und Ungarn, bis vor Presburg. Vergebens waren dagegen seine Bemühungen auf dem Convente zu Beraun (1428), um die Spaltung der Hussiten zu heben. Am 17. Mai 1428 rettete er bei Brünn die Waisen vor einer gänzlichen Niederlage, zog hierauf gegen Wien und schlug sein Lager bei Kornneuburg auf. Aber auf die Nachricht von dem Falle mehrerer taboritischen Festungen in Böhmen brach er dahin auf, belagerte Bechin und eroberte es. Im folgenden Jahre (1429) unternahm er einen Verheerungszug nach Meißen, überall mordend und brennend und alles Land bis Magdeburg hin verwüstend. Mit mehr als 200 Wagen voll Raubes kehrte der Verwüster nach Böhmen zurück. Aber schon im folgenden Jahre (1430) drang er mit seinen Schaaren (72000 M.) abermals in das meißnische Land, schlug ein sächsisches Heer bei Grimma, verwandelte viele blühende Städte, als Colditz, Döbeln, Oschatz, Altenburg, Schmölln, Reichenbach, Ölsnitz, Plauen u. a., in Asche und Steinhaufen, verheerte sodann Franken und Niederbaiern und führte 3000 mit Beute beladene Wagen nach Böhmen, nachdem er 100 Städte und 1400 Dörfer verwüstet hatte. Kaiser Sigismund zitterte und bot einen Vergleich an; aber seine Forderung, daß die Hussiten sich dem Ausspruche eines Concils unterwerfen sollten, ward von P. verschmäht. Unterdessen war auf einem Reichstage zu Nürnberg (1431) noch ein allgemeiner Heerzug gegen die unüberwindlichen Ketzer beschlossen worden. Ein Kreuzheer von 130000 Mann mit 9000 Kriegswagen und 150 Kanonen drang im August 1431 bis Tauß im pilsner Kreise vor. Aber bei der Annäherung des von Procopius geführten und aus 55000 Mann bestehenden Gewalthaufens ergriffen die Feinde schmählich die Flucht, auf welcher über 12000 Mann erschlagen wurden, worauf P. der Kleine den Herzog Albrecht aus Mähren und P. der Große die Sachsen aus Böhmen vertrieb. Im Jahre 1432 that P. einen dritten Verheerungszug nach Sachsen, wo er bei Taucha, welches verbrannt wurde, den Herzog von Baiern schlug. In diese Zeit fällt auch sein Angriff auf die Stadt Naumburg, welche er jedoch, durch die Bitten der Kinder bewegt, verschont haben soll. Mit 9000 Dukaten erkaufte Sachsen einen zweijährigen Waffenstillstand. Endlich erlangte das Concil zu Basel, daß die Hussiten acht Abgeordnete, an ihrer Spitze P. der Große, zu Unterhandlungen nach Basel schickten (1433). Nach Übergabe der vier prager Artikel vertheidigte P. hauptsächlich den in denselben nicht berührten Satz, daß der Bettelorden ein Werk des Teufels sei. Nachdem aber 50 Tage mit unnützem Disputiren vergangen waren, zogen die Böhmen wieder ab, worauf das Concil mehrere Abgeordnete nach Prag sandte. Während P. im Vereine mit P. dem Kleinen Pilsen belagerte, kamen die sogenannten prager Compactaten (30. Nov. 1433) zu Stande, welche nur von den Calixtinern angenommen, von den Taboriten und Waisen gemeinschaftlich verworfen wurden. P. wandte nun seine Waffen gegen die Güter der Gegenpartei, ward aber in der verzweiflungsvollen Schlacht bei Hrzib unweit Böhmischbrod am 30. Mai 1434 von Meinhard von Neuhaus geschlagen und getödtet. Auch Prokupek und mehrere andere Anführer fielen. Mit ihnen sank die Macht der Hussiten in Trümmer und Böhmen unterwarf sich dem Kaiser. 63.

Proculus, auch **Proculejus** (Sempronius oder Licinius), war ein zu seiner Zeit, unter Caligula, Claudius und Nero berühmter römischer Jurist und ein Nachfolger des Labeo (s. d. Art.) und Nerva. Er ist mit dem Proculus gleiches Vornamens, der unter Salvius Otho Praefectus praetorio war und durch falsche Rathschläge die Niederlage des Kaisers Otho herbeiführte, nicht zu verwechseln. Da er sich um die römische Rechtswissenschaft, gleich seinem Vorgänger Antistius Labeo, große Verdienste erworben und zum Ansehen der von diesem gestifteten Schule oder Secte durch Scharfsinn und Studium vorzüglich beigetragen hatte, so wurden seine Schüler und die Anhänger der Secte überhaupt nach ihm Pro-

culejaner, auch nach seinem unmittelbaren Nachfolger, Pegasus, Pegasianer genannt und den Cassianern und Sabinianern entgegengesetzt, welche, nach der Sprache der jetzigen Zeit zu reden, die Servilen waren, während jene dem Liberalismus anhingen und dem Systeme der Reformen huldigten. Das Leben des Proculus findet man in Chr. Ludw. Neuber „die juristischen Classiker, ein Beitrag zur civilist. Biographie“ (Thl. 1. Berlin 1806. S. 110—113). Übrigens s. m. den Artikel Labeo. 65.

Procura (Procuration, wörtlich Besorgung), ist in rechtlicher Hinsicht der Auftrag zu irgend einer Besorgung oder Geschäftsführung, die Geschäftsführung selbst und endlich die der Beglaubigung halber ertheilte Schrift. Der Übernehmer des Auftrages wird Procurator, Anwalt, kaufmännisch Procurist, Procuraführer genannt, der, welcher den Auftrag ertheilt: Principal, Geschäftsherr, Machtgeber. Die Procura soll sich auf die besonderen Arten der Verhandlungen, die der Procurist vornehmen soll und darf, genau beziehen. Auf Handelsplätzen (in Leipzig bei 100 Rthlr. Strafe) hat jeder Procurist, bevor er Geschäfte macht, die Original-Procura beim Handelsgerichte oder bei dem Magistrate vorzuzeigen und Abschrift davon nehmen zu lassen, damit Jedermann wisse, mit wem er zu thun habe. Aus den Geschäften, welche der gehörig beglaubigte Procurist im Auftrage geschlossen hat (was er bei schriftlichen Aufsätzen zu bemerken hat und kaufmännisch durch Vorsetzung von per. oder per procuram bezeichnet), wird nicht er, sondern der Machtgeber verhaftet oder zur Gewinnbeziehung berechtigt. 31.

Procurator ist der Besorger gewisser Geschäfte im Namen und Auftrage des Machtgebers. Bei Vertretung von Personen nennt man ihn Anwalt. Dann werden mitunter die vom Staate zu gewissen persönlichen Ausrichtungen und Verwaltungen Angenommenen Procuratoren genannt. So hat man in Angelegenheiten der Rentkammer Kammerprocuratoren und eben so Finanz- und Steuerprocuratoren, Staats- und Kronanwalte u. a. Ihre Procura liegt schon in der Verpflichtung. Zu besonderen Fällen haben sie, wie jeder andere Procurator, specielle Aufträge zu erhalten. Beim öffentlichen Anklageprocesse vertritt der Staatsprocurator oder Staatsanwalt die Stelle des Anklägers. In südlichen Gegenden nennt man den Verwaltungsbeamten, z. B. in Klöstern den Wirthschaftsverwalter, Procurator. Bei der ehemaligen Republik Venedig nannten sich die obersten Verwaltungsräthe Procuratoren. Es waren deren 9 mit lebenslänglicher Anstellung. Aus ihnen wurde der Doge gewählt. Der höchste im Range war der Procurator von St. Marcus oder Vorsteher der geistlichen Stiftungen und ihrer Einkünfte, der Archive und der Bibliothek. 31.

Procyon heißt der Stern erster Größe im Sternbilde des kleinen Hundes, südwärts unter den Zwillingen und dem Krebse. 13.

Prodĭkus, s. Adamiten und Sophisten.

Prodrŏmus, s. Programm.

Product, Production, s. Ertrag.

Profan (profanum) heißt ursprünglich Alles, was vor, d. h. außerhalb der Tempel und anderer gewissen Gottheiten geweiheter Orte (pro fano) angetroffen wird. Die örtliche Bezeichnung wurde bald auch auf die Personen übergetragen, welche in die Mysterien noch nicht eingeweiht waren oder überhaupt zu denselben nicht zugelassen wurden. In diesem bildlichen Sinne waren daher die Profani gleichbedeutend mit den Exoterikern der Philosophen, im Gegensatze der Eingeweiheten, Esoteriker. Die Handlung selbst, wenn man gewisse Geheimnisse vor Ungeweiheten entschleiert oder geweihete Orte entehrt (profanirt), heißt Profanation, und wer eines solchen Vergehens sich schuldig macht, Profanator. Ebenso wird die Gesinnung, welche durch einen unheiligen, weltlichen, gemeinen Sinn

im Allgemeinen oder gegen heilige Orte, Personen und Gebräuche sich ankündigt, Profanität genannt. In der christlichen Zeit bezeichnete man aber vorzüglich mit diesem Ausdrucke Alles, was nicht in unmittelbarer Beziehung zur christlichen Kirche, zu der christlichen Religion und den biblischen Schriften steht oder gedacht wird. So ist der allgemeine und ewige Landfriede, der 1495 auf dem Reichstage zu Worms unter Maximilian I. geschlossen wurde und dem Faustkampfe ein Ende machte, unter dem Namen des Profanfriedens bekannt, im Gegensatz zum Gottesfrieden (s. d. Art.). Daher stellt man ferner Profanschriftsteller oder Profanscribenten, d. h. die classischen Autoren der Alten, den biblischen und kirchlichen, Profanhistoriker und Profangeschichte den Kirchenhistorikern und der Kirchengeschichte, profane Weisheit der Theologie oder heiligen Weisheit, überhaupt profane Schriften den theologischen oder Erbauungsbüchern gegenüber. Ja der Mißbrauch mit diesem Worte ging endlich sogar so weit, daß man von profanen Religionen sprach, wie schon Julius Firmicus Maternus aus Sicilien ein Buch über den Irrthum der profanen Religionen schrieb. Mit vollem Rechte werden in Bezug auf die Wissenschaft jetzt nur diejenigen Profane genannt, welchen es nicht vergönnt ist, in das innere Heiligthum der Wissenschaft und Kunst einzudringen; außerdem, wo er noch gebraucht wird, hat er seine gehässige Nebenbedeutung verloren. Auch nennt man alle diejenigen Christen, deren Beruf es nicht ist, die christliche Religion zu lehren, Laien (λαϊκοί), nicht Profane, weil letztere Bezeichnung nur alle Nichtchristen treffen könnte. 84.

Profession (lat. professio) war bei den Römern ein öffentliches Bekenntniß von sich, besonders die Anzeige (prof. censualis) seines Namens, Alters, Vermögens und anderer bürgerlicher Verhältnisse vor den Censoren. Es bezeichnet also wörtlich das öffentliche Bekenntniß selbst, wie z. B. in der Beichte und dem Glaubensbekenntnisse (gewöhnlicher confessio), dann aber auch Alles, wozu man sich bekennt und was man zu leisten verspricht. Daher versteht man unter P. überhaupt jeden Beruf, gleichviel ob er sich auf körperliche oder geistige Thätigkeit bezieht. Vorzugsweise heißt aber P. (métier) ein Gewerbe oder Handwerk, und wer es betreibt, Professioner oder Professionist, so wie Professur ein öffentliches Lehramt, und wer ein solches bekleidet, Professor. Professoren wurden zwar ursprünglich alle Studirende (studentes) genannt und die öffentlichen akademischen Lehrer anfangs lectores (Leser); ungefähr im Jahre 1600 aber, als sich nach und nach gewisse Corporationen (collegium professorum) auf den höheren Schulen (universitates literarum) gebildet hatten und höhere wissenschaftliche Grade (Baccalaureus, Licentiat, Doctor) ertheilt wurden, erhielten die Lehrer höherer Lehranstalten von Seiten des Staats als besondere Auszeichnung den Professortitel. Die ordentlichen Professoren (prof. ordinarii) sind für ein bestimmtes wissenschaftliches Fach berufen, die außerordentlichen Professoren aber (prof. extraordinarii) haben nur das Fehlende in den einzelnen Disciplinen zu ergänzen. Beide stehen unter Auctorität des Staates und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Privatdocenten. Professi sind endlich diejenigen, welche ein Ordensgelübde abgelegt haben, wie z. B. die Mönche, Jesuiten u. A., und Profeß thun (professionem facere) heißt im Allgemeinen etwas geloben, in Bezug aber auf ein Klostergelübde, der Welt entsagen und sich in den Mönchsorden begeben. 84.

Profil- oder Durchschnittsrisse nennt man solche, welche die Höhen und Längen, auch wohl die inneren Beschaffenheiten der Gegenstände angeben. In der Geodäsie ersieht man aus dem Profilrisse der Gegenden das Steigen und Fallen des Terrains. Die Grundlinie dieser Profilrisse ist ein angenommener Horizont; außer dieser Grundlinie muß aber auch die Richtung noch bestimmt sein, nach welcher der aller Orten senkrechte Durchschnitt angenommen wird. Die Längen ergibt

der Grundriß, die Höhen aber werden entweder unmittelbar gemessen oder durch Barometermessungen bestimmt. Sucht man in kleinen, aber vorgeschriebenen Entfernungen nicht nur die horizontalen Abstände merkwürdiger Punkte, sondern auch ihre senkrechten Entfernungen über und unter einer angenommenen scheinbaren Horizontallinie, so profilirt man und es ergibt sich hieraus, daß das Profiliren einer Gegend ein specieller Theil des Nivellirens ist. Ein Profilriß, entworfen nach der Längenausdehnung des Terrains, heißt ein Längenprofil und ein auf die Ebene des Längenprofils senkrecht entworfener Profilriß wird ein Seitenprofil genannt. 40.

Profoß, **Schließsergent**, lat. lictor; fr. prévôt, sergent à baguette; engl. provost, ist der Name desjenigen Unterofficiers eines Regiments, welcher die Aufsicht der in Arrest befindlichen Soldaten hat. 33.

Prognostikon ist ein Wahrzeichen, Zeichen für die Zukunft, dann eine Voraussagung, Prophezeiung, die durch irgend ein Merkmal veranlaßt wird. Besonders hört man diesen Ausdruck in der Sprache der Ärzte, die nach einem P. oder Symptome den Gang der Krankheit bestimmen. Einem das Prognostikon stellen heißt daher auch s. v. a. ihm sein Schicksal voraussagen, im Scherze sowohl als im Ernste. — P. ist auch der Name des Baroskops oder der Wetteruhr. 35.

Programm (gr. πρόγραμμα) ist eine öffentliche und schriftlich bekannt gemachte Nachricht oder Verordnung. Diese Bekanntmachungen sind politische Programme, wenn sie in politischen Clubbs, Ministerconseils oder Privatgesellschaften abgefaßt sind und Vorschläge und Maßregeln im Staatsinteresse enthalten. Durch die Unterzeichnung der obersten gesetzgebenden Macht werden sie zu Decreten. Im engsten Sinne aber findet man die Programme auf den Gymnasien und Akademien. Es sind dann theils Ankündigungs-, theils Einladungsschriften, oder auch beides zugleich. Die ersteren sind vorzugsweise die sogenannten Festprogramme, welche bei der Annäherung eines kirchlichen oder politischen Festes geschrieben und vertheilt werden; die letzteren kündigen irgend eine akademische oder Schulfeierlichkeit an, z. B. eine Rede, Disputation, Promotion, Habilitation, Prüfung, Actus rc., und laden zugleich zu derselben ein. Gewöhnlich sind diesen Ankündigungen und Einladungen gelehrte Abhandlungen vorausgeschickt und diese enthalten oft die gediegensten Forschungen der Schuldirectoren, Professoren u. A., weil jeder aus seinem Lieblingsfache den Stoff zur Abhandlung wählt und dieselbe als ein öffentliches Document seiner Kenntnisse und Fähigkeiten zu seiner Empfehlung zu benutzen pflegt. Sie werden deßhalb öfters später von den Verfassern oder von Andern gesammelt in den sogenannten „Opusculis" herausgegeben, dienen gleichsam als Prodromus (Vorläufer) größeren Werken zur Grundlage, werden daher auch Prolusionen, Vorspiele, genannt. 84.

Progression oder **Reihe** ist überhaupt eine Reihe von Größen, die nach einem gewissen Gesetze auf einander folgen. Besonders aber bedient man sich dieses Ausdrucks von einer Reihe Größen, deren jede mittlere Proportionale zwischen der nächst vorhergehenden und folgenden ist. Ist das Verhältniß je zweier nächsten ein arithmetisches, so heißt die P. eine arithmetische; ist aber das Verhältniß ein geometrisches, so heißt auch die P. eine geometrische. Je nachdem die Verhältnisse steigend oder fallend sind, wird die P. auch eine steigende oder zunehmende, eine fallende oder abnehmende genannt. So ist z. B. 1, 3, 5, 7, 9 ... eine zunehmende und 21, 19, 17, 15, 13 ... eine abnehmende arithmetische P.; ferner 1, 3, 9, 27, 81 ... eine zunehmende und 64, 16, 4, 1, $\frac{1}{4}$ ... eine abnehmende geometrische P. Die einzelnen Ausdrücke der P. heißen Glieder und die Größe, welche der Fortschreitung zum Grunde liegt, bei der arithmetischen P. Differenz oder Unterschied und bei der geometrischen Exponent, Ration, Nenner.

In Betreff der arithmetischen P. s. d. Art. Arithmetik. Bei der geometrischen P. sind, wie bei der arithmetischen, fünf verschiedene Größen vorhanden, von welchen je zwei durch die übrigen drei bestimmt werden. Daher hat man für die geometrische P. ebenfalls die in jedem Lehrbuche der Arithmetik befindlichen 20 verschiedenen Aufgaben. 40.

Prohibitivsystem ist das geregelte Bestreben eines Staates, durch Beschränkung oder gar Ausschließung der Auswärtigen die eigenen Angehörigen zu begünstigen oder sie wenigstens den überlegenen Fremden gleich zu stellen. Der Ausdruck kommt vom lat. prohibēre, behindern; daher Prohibition, die Behinderung, das Verbot; Prohibitorium, der das Verbot enthaltende Befehl; Prohibitivmaßregeln, die zur Ausführung jenes Zwecks erforderlichen Veranstaltungen. Es können solche in unmittelbaren Behinderungen oder auch blos in Erschwerungen des fremden Verkehrs, z. B. durch erhöhete Zölle, verschlechterte Wege u. a. bestehen. Man hat eben sowohl für als wider die Prohibitiven mit Gründen gesprochen und nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Verhältnisse bald für das Eine bald für das Andere die Stimme erlangt. Die Erfahrung hat es indeß ausgewiesen, daß völlige Ausschließungen der Fremden und ihrer Waaren dem noch unkundigen Volke die Gelegenheit, sich mit den Producten und überhaupt den Ergebnissen der Cultur des Auslandes bekannt zu machen, entziehen, mithin seine eigene Bildung zurückhalten, beim kundigern Volke aber nicht weit ausreichen. Erschwerungen aber sind nur so weit mit Vorsicht zuzulassen, als sie den inländischen Erzeugnissen gleiche Preise mit den ausländischen sichern. Weiter zu gehen fällt immer bedenklich; indem mit dem Mangel des Concurrenten auch die Nachahmung und der Wetteifer im Zuvorthun gegen Andere verloren gehen, folglich die eigene Production nicht zu der Höhe gelangt, welche sie außerdem erlangt haben würde. Es können deshalb sogar Fälle vorkommen, wo die Prohibition nicht einmal als Retorsionsmaßregel anzurathen ist. 24.

Project, Entwurf, Vorwurf, nennt man überhaupt eine Sache, welche man auszuführen gedenkt; meist aber denkt man dabei an irgend einen chimärischen Plan und nennt vorzugsweise Einen, welcher dergleichen auszudenken liebt, einen Projectenmacher. 9.

Projection, Entwerfung, ist die Abbildung eines Gegenstandes auf einer Fläche durch gerade Linien, welche sich entweder parallel sind oder nach einem gegebenen Punkte zusammenlaufen. Man unterscheidet: 1) eine orthographische P., wenn die Sehlinien unter sich parallel sind und die Bildfläche aller Orten unter rechten Winkeln treffen; 2) eine Cavalier-P. (schiefe P., projection oblique), wenn die Sehlinien zwar unter sich parallel sind, jedoch auf die Bildfläche schief gerichtet, d. h. mit ihr einen Winkel bilden, und 3) eine perspectivische P., wenn sich die Sehlinien in einem Punkte vereinigen. Die orthographische P. wendet man vorzüglich bei Baurissen, Grubenrissen und Abbildungen von Maschinen, die Cavalier-P. bei Festungsrissen und Grundrissen von Gebäuden und die perspectivische P. bei der Zeichnung der Erd- und Himmelscharten an. In Bezug auf die Erd- und Himmelscharten hat man: 1) eine stereographische P., wenn die Projectionstafel so durch den Mittelpunkt der Erd- und Himmelskugel gelegt vorgestellt wird, daß der Durchmesser vertical auf dieser Ebene stehet, folglich das Auge um einen Halbmesser der Kugel von der Tafel entfernt ist. Hierbei unterscheidet man a) die stereographische Polarprojection, wenn das Auge in einem der beiden Polpunkte angenommen wird, die Projectionstafel sich aber in der Fläche des Äquators befindet; b) die stereographische Äquatorial-P., wo sich das Auge in irgend einem Punkte des Äquators, die Tafel aber in der Fläche eines Meridians vertical auf der Augenachse befindet, und c) die stereographische Horizontal-P., wenn das Auge in irgend einen beliebigen

Punkt zwischen einem der Pole und dem Äquator gesetzt wird, die Tafel aber rechtwinklig auf der Augenachse durch den Mittelpunkt geht. 2) Eine Central- oder geometrische P., wenn sich das Auge in dem Mittelpunkte der Erd- oder Himmelskugel befindet, die Tafel aber als eine gerade Fläche dieselbe in irgend einem Punkte berührt. Ist dieser Berührungspunkt ein Pol, oder ein Punkt des Äquators oder des Horizonts, so heißt sie wieder eine Polar-, Äquatorial- und Horizontal-Central-P. 3) Eine orthographische P., in welcher eine zweite Ebene parallel mit der Projectionstafel angenommen wird, in welcher das Auge über jedem vorzustellenden Punkte vertical sich befindet; die Tafel kann aber entweder durch den Mittelpunkt oder durch einen Berührungspunkt im Umfange der Erd- oder Himmelskugel gelegt gedacht werden. Sie heißt wieder a) eine orthographische Polarprojection, sobald sich die Tafel in der Fläche des Äquators befindet, b) eine orthographische Äquatorial-P., wenn die Tafel so gestellt ist, daß die Erd- oder Weltachse der Durchmesser derselben, und c) eine orthographische Horizontal-P., wenn die Augenebene in jeder beliebigen Richtung angenommen wird und daher die Projectionsebene in der Ebene des zugehörigen Horizontes liegt. 40.

Prokesch (Anton), Ritter von Osten, wurde am 10. December 1795 zu Grätz in Steiermark geboren und erhielt von seinem zweiten Vater, dem im Jahre 1833 zu Freiburg im Breisgau verstorbenen Professor Julius Schneller, eine vortreffliche Erziehung. Neben dem Studium der Geschichte und Mathematik und bei der Liebe zur Poesie und Philosophie wurde auch die körperliche Ausbildung des talentvollen Knaben nicht verabsäumt. Zum Jünglinge herangereift trat P. weniger aus Neigung als durch die ausgebreitete Bekanntschaft seines nicht blos im östreichischen Staate hochangesehenen Vaters unterstützt 1813 in Militairdienste, obgleich auch die damalige Begeisterung ihn ergriffen hatte. Nachdem er bis 1815 unter dem Erzherzoge Karl gestanden und sich meist in Mainz aufgehalten hatte, wurde er vom Chef des mathematischen Bureaus nach Wien berufen, dann Professor der Mathematik an der Cadettenschule zu Olmütz und 1818 Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, bei dem er bis zu dessen Tode (am 15. October 1820 zu Leipzig) blieb. Im Jahre 1821 finden wir ihn als Oberlieutenant im Generalstabe in Oberungarn mit Vermessungen beschäftigt, 1823 als Hauptmann eines in Triest garnisonirenden Regiments und von da auf einer Reise durch Griechenland, Kleinasien &c. und 1824 in Constantinopel. Im Auftrage seiner Regierung regelte er während 1825 die Angelegenheiten der östreichischen Marine in der Levante, besuchte deßhalb auf längere Zeit Griechenland, wo er sich besonders in Athen und Nauplia aufhielt und durch seine Stellung wie durch die von seiner Regierung ihm oft bewiesene Auszeichnung mit den hochgestellten Männern in Griechenland und den Repräsentanten der Großmächte in nähere Verbindung kam. Den Winter $\frac{1825}{1826}$ brachte P. in Constantinopel zu, besuchte dann Kleinasien, besonders die Ebene von Troja, ging im Herbste 1826 nach Ägypten, wo er vom Vicekönige Muhammed Ali mit Aufmerksamkeiten überhäuft wurde, und kam von seinem Hofe zum Chef des Generalstabes der östreichischen Flotte unter Dandolo ernannt im Mai 1827 nach Smyrna, von wo aus er eifrig bemüht war zum Vortheile der östreichischen Marine zu wirken und die Seeräubereien der Griechen zu unterdrücken. Er beseitigte durch Klugheit die zwischen Östreich und Griechenland in Betreff der Schifffahrt entstandenen Irrungen, bewirkte im Jahre 1828, wo er Capodistrias zu Poros besuchte, im Gefühle ächter Menschlichkeit die Auswechselung der griechischen und arabischen Gefangenen, schloß im Jahre 1829 mit dem Pascha von St. Jean d'Acre ein Abkommen zum Besten der Christen in Galiläa und Palästina und wurde, nachdem Griechenland als selbstständiger Staat von den größeren europäischen Mächten anerkannt worden war, 1830 als Major in der

östreichschen Marine nach Wien zurückberufen, wo er als Anerkennung seiner Verdienste unter dem Namen „Ritter von Osten" in den Adelstand erhoben und mit dem Leopoldorden geschmückt wurde. Nachdem er auf einer Reise durch Deutschland und die Schweitz seine in Freiburg lebende Schwester besucht hatte, ging P. 1831 als Chef des Generalstabes mit der östreichschen Armee nach Bologna, von hier 1832 nach Rom zur dasigen Gesandtschaft, weiter im Auftrage seiner Regierung nach Ägypten, um mit Muhammed Ali in Betreff des östreichschen Handels ein Abkommen zu treffen, und befindet sich jetzt beim Könige Otto von Griechenland als östreichscher Gesandter zu Athen. Nicht blos als Militair und Diplomat, auch als Gelehrter und Schriftsteller ist P. mit Achtung zu nennen. Außer seiner Schilderung der Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo in der östreichschen militairischen Zeitschrift von 1818 sind von ihm die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl von Schwarzenberg" (Wien, 1822); „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien" (3 Bde. Wien, 1829—1831); „Reise ins heilige Land" (Wien, 1831); „Das Land zwischen den Katarakten des Nils" (Wien, 1832). Wer P. nicht persönlich kennt, wird seine Liebenswürdigkeit an Geist, Gemüth und Sitte durch den „Briefwechsel zwischen Julius Schneller und seinem Pflegesohne P." von Ernst Münch (Leipzig und Stuttgart, 1834. 2r Bd. von Julius Schneller's hinterl. Werken) kennen lernen. 65.

Proklus, einer der berühmtesten Neuplatoniker, ward 412 n. Chr. zu Constantinopel geboren, zeigte aber schon in früher Jugend viel Hang zur Schwärmerei und trat zu Xanthus in Lydien, wo seine Eltern wohnten, mit den Priestern des Apollo und der Minerva in Verbindung, welche den geistreichen Jüngling zu einem Vertheidiger ihres Cultus gegen das Christenthum zu bilden suchten. Öftere Erscheinungen der beiden Götter mußten den Plan vollenden und P. ging dann 432 nach Alexandria, wo er der vorzüglichste Schüler Olympiodor's ward, und von da nach Athen, wo er durch Plutarchus und Syrianus in die plotinisch-jamblichische Philosophie eingeführt ward und nebenbei in die Tiefen der hermetischen Mystik zu dringen suchte. Bald galt er unter den Neuplatonikern als Orakel und erhielt später den Lehrstuhl Syrian's, den er bis an seinen Tod (485) behauptete. — Seine Philosophie war eine mystisch-theurgische. Die orphischen Gesänge und magische Schriften galten ihm für die Hauptquellen alles Wissens, wodurch der Mensch im Glauben zur Vereinigung mit dem göttlichen Wesen gelangte und in den Stand gesetzt würde, die wundervollsten Erscheinungen in der Natur hervorzubringen. Er hielt sich selbst für das Schlußglied der hermetischen Kette (s. Hermes Trismegistus) und soll manche Wunder verrichtet haben. Das ursprüngliche Eine der Neuplatonik löste er in eine Dreiheit (Erkenntnißkraft, Seele, Denkkraft) und jedes derselben wieder in eine Dreiheit u. s. f. auf, welches er den Fortgang nannte. In seinem Leben war er strenger Verehrer und Beförderer des heidnischen Ritus und beobachtete auf das Pünktlichste den Cultus aller Götter; gegen das Christenthum aber trat er stets feindselig auf. Seine Schriften sind herausgegeben worden von Creuzer (Frankfurt a. M., 1820 ff.) und Cousin (Paris, 1820 ff. 6 Bde. 8.). — Die „Vita Procli" von seinem Schüler und Nachfolger Marinus ist herausgegeben griech. und lat. von Boissonade (Leipz. 1814) 8. 16.

Prokne, s. Philomele.

Prokopius, der wichtigste der byzantinischen Geschichtschreiber, um 500 n. Chr. zu Cäsarea in Palästina geboren, kam unter Anastasius nach Constantinopel, ward dann Geheimschreiber Belisar's auf dessen Feldzügen und stieg endlich bis zum Senator und Präfect von Constantinopel, als welcher er um 562 starb. Er beschrieb mit Unparteilichkeit 1) Belisar's Kriege mit den Persern, Gothen und Vandalen in 8 Büchern (herausgegeben von Höschel. 1607. Fol.); 2) 6 Bücher „Klismata" (über die Bauten Justinian's) (Basel, 1531. Fol.);

3) 3 Bücher „Anekdota" oder geheime Geschichte Justinian's (herausgegeben von Eichel. Helmstädt, 1654. 4.), worin er mit Freimüthigkeit die Schattenseiten des damaligen Hoflebens darstellt. Sämmtliche Werke besorgte A. Maltretus (Paris, 1662 ff. 2 Bde. Fol.). 16.

Prokris, s. Cephalus.

Prokrustes (Verstümmler), eigentlich Polypemon oder Damastes, des Neptun's Sohn, ein berüchtigter Mörder bei Korydalos in Attika, hatte zwei Bettstellen, eine längere und kürzere. Gerieth ein Fremder von kleiner Statur in seine Hände, so legte er ihn in das große Bette und dehnte ihn durch Ambose, die er an dessen Füßen hing, so lange, bis er starb; war einer von großer Statur, so zerstückelte er ihn vielfach, hieb ihm namentlich so viel von den Beinen ab, bis die kleinere Bettstelle für ihn passend war. Theseus befreiete Attika von diesem Wütherich. Sprichwörtlich ist die Bettstelle des Pr. von solchen geworden, die einer Sache eine widernatürliche Gestalt gewaltsam aufdrücken wollen. 35.

Prolegomĕna (griech. προλεγόμενα), das Vorausgesagte, daher im weitern Sinne jede Vorrede zu einer Schrift, nennt man bei akademischen Vorlesungen die eine Wissenschaft einleitenden Vorkenntnisse oder auch überhaupt eine weitläufigere gelehrte Abhandlung, welche in den Geist einer Wissenschaft oder Schrift einführt. Der Umfang und Nutzen derselben ist durch den Zweck bedingt, welchen sie erreichen sollen. Was Anfänger in der Wissenschaft durch Umfang und gelehrte Darstellung der P. leicht abschreckt, ist oft dem Kenner derselben sehr willkommen. 84.

Proletarier, s. Census und Centurie.

Proli, s. Harmoniten.

Prolog (πρόλογος, Vorausrede) nennt man in der dramatischen Poesie eine Art einleitende Rede, welche an die Zuschauer gehalten wird und dazu dienen soll, das Verständniß des Stückes zu erleichtern. Da aber jedes wahre Kunstwerk durch sich selbst ohne Vor- oder Nachrede erklärlich sein muß, so kann der Prolog, welchen die Alten sogar personificirten und selbst sprechen ließen, nur ein dürftiger Nothhelfer genannt werden. In den Meisterwerken der ältesten Dramatiker (Äschylus und Sophokles) finden wir ihn nicht; erst Euripides, der geschwätzige Rhetor, führte ihn ein, um die Fabel des Drama, die er auf andere Weise anlegte als seine Vorgänger, verständlich zu machen. Die Prologe des Plautus und Terenz sind meist anderer Natur und vertheidigen den Dichter oder sein Stück gegen mögliche Verunglimpfungen. Denselben Zweck haben die Prologe auf der englischen Bühne, die gewöhnlich von einem Freunde des Dichters gefertigt werden. Man hat zwar den Prolog zu vertheidigen gesucht und dadurch eine langweilige Exposition in dem Stücke selbst zu vermeiden gemeint; aber gerade darin liegt nicht der geringste Theil der Kunst des Dichters, daß er seinen Stoff so wählt, anlegt und entwickelt, daß Alles dem Zuschauer oder dem Leser durch die Handlung selbst klar wird. Sehr treffend vergleicht Schlegel die Prologe mit den Zetteln, welche auf alten Gemälden aus dem Munde der Personen gehen, um zu erklären, was eigentlich dargestellt sei. — Man hat auch die Reden, welche bei festlichen oder feierlichen Gelegenheiten auf der Bühne vor dem Beginne des Schauspiels gehalten zu werden pflegen, Prologe genannt, aber sehr uneigentlich und sogar fälschlich, da sie gewöhnlich in keiner nähern Berührung mit dem aufzuführenden Stücke stehen. — Daß der Prolog übrigens in Versen oder in Prosa geschrieben sein könne und daß man ihn in beiden Arten der Rede versucht hat, braucht wohl kaum erinnert zu werden. 66.

Prolusion, s. Programm.

Prometheus, Vater des Deukalion, Sohn des Japetus und der Klymene oder Asia und demnach aus dem Geschlechte der Titanen, gab mit aller

Klugheit und Weisheit ausgestattet beim Streben der Titanen, den Kronos vom Throne zu stoßen und den Zeus darauf zu erheben, den Rath, mit List zu Werke zu gehen. Allein verachtet wendete er sich an den Zeus, der auch den Sieg davon trug, wodurch P. der Stifter der neuen Götterdynastie wurde. Bald jedoch verfeindete er sich mit Zeus, weil dieser bei der Vertheilung der Güter der Welt die Sterblichen allein überging, ja diese selbst zu vernichten beschloß. Um daher diesen Plan des Zeus zu vereiteln, stahl P. nach der Fabel das Feuer vom Himmel, brachte dasselbe auf die Erde und lehrte die Menschen damit umzugehen und bei allen Künsten zu gebrauchen. Dagegen erzählt Hesiodus in der Theogonie: die Götter und Menschen hätten sich zu Mycene zu vergleichen gesucht, bei welcher Gelegenheit P. als Stellvertreter der Menschen erschienen sei und den Zeus im Wettstreite überlistet habe. Nachdem er nämlich einen Stier geopfert hätte, habe er das Fleisch von den Knochen geschieden, hierauf die Eingeweide, das Fleisch und das Fett in ein besonderes und die Knochen gleichfalls in ein besonderes Fell geschlossen, und dann dem Zeus die Wahl gelassen, welchen von beiden Stieren er für sich haben wolle. Zeus habe aber das mit Knochen gefüllte Fell genommen. Zeus nun erzürnt, so fährt die Fabel fort, schickte durch Epimetheus, des P. Bruder, dem P. widerrathen hatte, von Zeus ein Geschenk anzunehmen, den Menschen zur Strafe die Pandora (s. d. Art.) und mit ihr tausendfaches Unheil; denn seitdem wanderten die Übel in unzähliger Menge unter den Menschen umher und Krankheiten zogen bei Tag und Nacht in die Wohnungen der Sterblichen. P. aber ward zur Strafe an den Kaukasus geschmiedet, wo ihm ein Adler oder Geier, der neben ihm saß, unaufhörlich die Leber abfraß, die zur Nachtzeit immer wieder um so viel wuchs, als den Tag über davon gefressen worden war; und dabei war er verdammt so lange angeschmiedet zu bleiben, bis einer der Unsterblichen sterblich zu werden wünschen würde. Dieß geschah endlich, nachdem Chiron von den Pfeilen des Hercules getroffen seinen Schmerzen durch diesen Wunsch ein Ende zu machen suchte. Nach 30 Jahren der furchtbarsten Marter ward endlich so P. vom Hercules befreit, indem dieser den Geier auf seinem Wege nach den Gärten der Hesperiden erschoß und den P. aus den Banden losmachte. Erzeugnisse späterer Dichter sind andere Fabeln von P., wonach er z. B. Menschen aus Leim und Wasser schuf, wozu er nach Horatius von jedem Thiere eine Eigenschaft nahm. Die Seele soll diesen Menschen von der Minerva gegeben worden sein. Als ein solcher Künstler erscheint er auch nicht selten auf Kunstwerken, wo er theils mit Hammer und Meisel, theils aus einem Korbe mit Thon arbeitet und Minerva mit dem Schmetterlinge, dem Symbole der Beseelung, hinter ihm steht. Der Mythus des P. ist einer der ausgebreitetsten, seiner Deutung nach aber einer der schwierigsten und trotz aller Versuche der gelehrtesten und geistreichsten Forscher, denselben vollkommen aufzuklären, ist man doch noch zu keinem entscheidenden Resultate gelangt. Wie alle Fabeln von der Familie des Japetus symbolisch und allegorisch, aber hin und wieder durch Auswüchse entstellt sind und dadurch etwas Eigenthümliches haben, so scheint noch in diesen Mythus P. (Vorsicht) von einem Dichter aufgenommen worden zu sein, um die Erfindungen des menschlichen Lebens auszudrücken, besonders aber die Künste, die durch Hülfe des Feuers Ausbildung erlangt haben, wogegen im Epimetheus (Nachsicht, Klugheit durch Schaden) mehr menschliche Thorheit und Unüberlegtheit hervortritt, in der Pandora aber schon der Same einer tiefern Weisheit liegt, da die Menschen bemerkt hatten, daß die Übel des Lebens, selbst durch die Bearbeitung der Künste, durch Güter und Reichthümer entstanden wären. Verehrung genoß P. nur in Athen, wo man ihm zu Ehren die Prometheia feierte und wo die Töpferinnung (κεραμεῖς) ihm einen Altar im Heiligthume der Athene und des Hephästos geweiht hatte. Ein ausgezeichnetes poetisches Werk, „Prometheus“ betitelt und des P. Mythus erzählend, besitzen

wir noch von Äschylus. — Vergl. Welcker, „Die Äschylische Trilogie Prometheus“ (Darmstadt 1824). 20.

Promoviren ist der gebräuchliche Ausdruck sowohl für die Erlangung als für die Ertheilung des akademischen Doctortitels. 30.

Promptuarium (vom lateinischen promtus, bereit) ist wörtlich Vorrathskammer, dann auch vorzüglich ein Buch, in welchem der Leser Alles ohne Mühe findet. Gewöhnlich sind es nur oberflächliche Notizen, für den ersten Bedarf berechnet und daher von sehr relativem Werthe. Lexika, Encyklopädien, Handbücher und Lehrbücher werden öfters so genannt, besonders wenn sie in alphabetischer Ordnung abgefaßt sind. 84.

Pronomen bezeichnet ein Wort, welches für ein Nomen (s. d. Art.) steht, und diese Bezeichnung ist ziemlich bestimmt, wenn man Nomen für Substantivum nimmt; denn das P. ist seinem Grundwesen nach der allen Substantiven im Allgemeinen zukommende abstracte Begriff des Daseins, gewissermaßen die Bezeichnung des Dings an sich, ohne Berücksichtigung der verschiedenen Individualitäten der einzelnen Dinge, also außerhalb aller logischen Kategorien. Seine Bestimmung ist daher, irgend einen schon bekannten Gegenstand bei weiterer Erwähnung nur anzudeuten (weßhalb es auch Deutewort genannt wird) und die schleppende Wiederholung des Namens desselben zu vermeiden (woher der Name, dessen deutsche Übersetzung „Fürwort“ zu weit ist). Bei der Entwickelung dieses allgemeinen Substantivbegriffes mußte sich aber vor Allem die Unterscheidung der redenden von der angeredeten Person und beider von der beredeten oder irgend einem dritten Gegenstande herausstellen und das P. auf diese Weise sich als ein dreifaches ausbilden, so daß es zugleich Personenwort oder eigentliches P. substantivum ward, aus welchem ganz analog das P. adjectivum oder possessivum hervorging. Bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände aber, welche unter das P. der 3. Person fallen, zeigte sich bald die Nothwendigkeit, dasselbe durch genauere Bestimmungen für den Gebrauch deutlicher zu machen, und es bildeten sich daher noch andere Pronomina, welche sich in 2 Classen bringen lassen: 1) solche, welche das reine Personalpronomen nach besonderen Verhältnissen ausdrücken, und zwar entweder ganz allgemein, nur das Dasein eines Gegenstandes bezeichnend, das P. indefinitum (unbestimmte P.) man, welches in mehr substantivischer Form als Jemand, negativ Niemand, auftritt; oder in fragender Form: wer (bei Personen), was (bei Sachen), das P. interrogativum (Fragpronomen); oder in den casibus obliquis zur Unterscheidung des zunächst betrachteten Gegenstandes von andern, sich (P. reflexivum, zurückführendes P.) mit dem verwandten wechselseitigen P. (P. reciprocum), einander; 2) solche, welche den ursprünglichen Begriff durch Hinzufügung eines andern adverbiellen mehr individualisiren, und zwar a) durch Hindeutung auf einen bestimmten Gegenstand (P. demonstrativum, zeigendes P.), wie dieser, jener ꝛc.; b) durch Verknüpfung mit dem Begriffe der Beziehung (P. relativum, beziehendes P.), welcher, e, es; c) durch genaue Angabe des ausschließlich Gemeinten, selbst (P. determinativum, bestimmendes P.). Die letztere Classe mit ihren Unterabtheilungen streift aber meist noch über das eigentliche Pronominalgebiet hinaus, indem sie eben so gut in rein adjectivischer Bedeutung mit Substantiven verbunden auftritt, und hierzu gehört auch das adjectivische Fragpronomen welcher, er, es; denn in dieser Verbindung bleibt vom P. selbst nichts weiter übrig, als die allgemeine Bedeutung, während das reine Adjectivum immer eine bestimmte Beschaffenheit bezeichnet. Die Ausbildung der Sprache hat aber auch außerdem noch manche Nüancen in den einzelnen Pronomina hervorgerufen, welche sich zerstreut in den Sprachen finden; diese beruhen aber meist darauf, daß man aus dem gewöhnlichen Gebrauche die Pronomina in substantivische (¹) und adjectivische (²) zu scheiden gewohnt ward, wovon

die erstern stets mit dem Verbum, letztere mit einem Substantivum in Verbindung gebracht wurden. Für den Fall nun, wo diese Verbindung nicht nöthig oder zulässig war, suchte man dem P. eine besondere Form zu geben, meist ein adjectives P. mit vorgesetztem Artikel, und so entstand der in den neueren romanischen Sprachen gemachte Unterschied zwischen Pronomina conjunctiva und disjunctiva (verbundenen und unverbundenen P.), wovon wir im Deutschen wenigstens einige, wie der meinige, deinige ꝛc., derjenige, derselbe ꝛc. haben. 9.

Pronūba, s. Juno.

Pronuntiation, s. Aussprache.

Prony (Gaspard Clair François Marie Riche, Baron de), ein ausgezeichneter französischer Mathematiker, 1755 zu Chamelet im Departement der Rhone geboren, machte sich schon frühe durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse in der Mathematik und Mechanik bekannt und wurde zum Director der Schule des Brücken- und Straßenbaues, zum Professor an der polytechnischen Schule und zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Auch wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von seinen zahlreichen Schriften, die seinen Namen in ganz Europa berühmt gemacht haben, nennen wir, ohne die werthvollen Abhandlungen in Zeitblättern und Societätsschriften zu berühren, nur folgende: „Mémoire sur la poussée des voûtes“ (Par. 1783. 4.); „Exposition d'une méthode pour construire les équations indéterminées qui se rapportent aux sections coniques“ (Par. 1790. 4.); „Nouvelle architecture hydraulique“ (Par. 1790—1796. 2 Voll. 4. Deutsch von K. C. Langsdorf, Frankfurt 1794—1801. 2 Bde. 4.); „Mécanique philosophique, ou Analyse raisonnée de diverses parties de la science de l'équilibre et du mouvement“ (Par. 1800. 4.); „Recherches physico-mathématiques sur la theorie des eaux courantes“ (Par. 1804. 4. Deutsch von Ch. K. Langsdorf, Gießen 1812. 4.); „Essai expérimental et analytique sur les lois de la dilatabilité des fluides élastiques“ (Par. 1808. 4.); „Cours de mécanique, concernant les corps solides“ (Par. 1815. 2 Voll. 4.); „Description hydrographique et historique des Marais Pontins“ (Par. 1823. 4.) und „Notice sur les grandes tables logarithmiques et trigonométriques, adoptées au nouveau système métrique décimal“ (Par. 1824. 4.), worin er Nachricht gibt von einem durch ihn gefertigten Riesenwerke von 17 Folianten mit logarithmischen Tafeln, welches erst gedruckt werden kann, wenn die Druckkosten, deren Hälfte zu tragen England versprochen hat, gedeckt sind. — C. A. G. Riche de P., sein Bruder, begleitete als Naturforscher La Peyrouse auf seiner Entdeckungsreise, starb aber 1797 an den Folgen der auf der Reise erduldeten Mühseligkeiten. 66.

Propädeutik ist vorläufiger Unterricht, Vorbereitung zu irgend einer Wissenschaft oder Kunst, deren Erlernung und tiefere Auffassung gewisse Vorkenntnisse erfordert. Wenn nun überhaupt in der Wissenschaft und Kunst kein Schritt ohne methodischen Unterricht gethan werden kann, so könnte man fast Alles, was im geordneten Lehrgange das Folgende vorbereitet, propädeutisch nennen; allein obwohl die P. die Wissenschaft und Kunst mehr oder weniger berührt und sogar nicht ohne deutliches Bewußtsein des Inhalts und Umfangs derselben dargestellt werden kann, so ist sie doch streng genommen kein Theil der Wissenschaft selbst, sondern stets eine für sich bestehende Vorbereitungswissenschaft, welche die zu einer Wissenschaft oder Kunst erforderlichen Vorkenntnisse enthält, wohl auch ihren Inhalt und Umfang im Allgemeinen angibt und die Methode, d. h. eine zweckmäßige Anleitung zum Studium derselben, vorzeichnet. Auf diese Weise kann jede allgemeinere Wissenschaft P. einer andern sein und man unterscheidet daher auch allgemeine P. oder den Inhalt des für jedes höhere Studium Nöthigen, wozu z. B. die Schulkenntnisse gehören, und besondere P., z. B. Mathematik für den Offi-

cier, Architekten ꝛc. Die Vernachlässigung der propädeutischen Studien hat überall nur oberflächliches Wissen zur Folge und ächte, gründliche Gelehrsamkeit ist lediglich durch sie bedingt. 84.

Propaganda nennt man die zuerst im XVII. Jahrh. entstandenen besonderen Missionsanstalten zur Ausbreitung des Christenthums; namentlich aber heißt so die erste derselben, die von Gregor XV. im Jahre 1622 zu Rom gegründete und meist aus Cardinälen zusammengesetzte Congregatio de propaganda fide catholica, welche die Begründung des römisch-katholischen Glaubens unter Nichtchristen und Nichtkatholiken, so wie die Ausrottung der Ketzer bezweckte und das ganze Bekehrungswerk leitete und unterstützte. Mit ihr wurde 1627 von Urban VIII. ein Seminar (Collegium de propaganda fide) verbunden, ein durch allmählig hinzugekommene Stiftungen großartig ausgerüstetes Institut, um der katholischen Kirche Glaubensboten für alle Völker aus ihren eigenen Jünglingen zu bilden, so daß hier am Dreikönigsfeste die Kirche wie einst am Pfingstfeste noch immer in vielerlei Völker Zungen den Herrn preist. Auch hat die P., deren Mitglieder nach den Statuten sich wöchentlich einmal unter Vorsitz des Papstes in einem besonders dazu erbauten Palaste versammeln, eine eigene Druckerei, welche Breviarien, Missalien ꝛc. in den verschiedensten Sprachen druckt und nach allen Weltgegenden verbreitet. Nach dem Muster der römischen P. wurden auch in protestantischen Ländern ähnliche Anstalten zur Verbreitung des Christenthums gegründet, welche ebenfalls Propaganden genannt wurden; so die in England 1643 gestiftete und von Karl II. (1661) bestätigte, deren erster Director Boyle war, während sie in der Folge die Erzbischöfe von Canterbury zu Präsidenten erhielt und unter Wilhelm III. bis auf 90 Mitglieder aus Geistlichen und Laien stieg. Eine solche Gesellschaft war auch die vom Könige von Dänemark im Jahre 1705 für Tranquebar errichtete. — In der neuern Zeit und zwar seit der ersten französischen Revolution von 1789 hat das Wort P. auch eine politische Bedeutung erhalten, indem man so geheime Gesellschaften und Anstalten nennt, welche die Vorbereitungen revolutionairer Grundsätze zum Zwecke haben. 63.

Propertius (Sextus Aurelius), der berühmteste römische Elegiendichter, stammte aus Umbrien (ob daselbst aus Mevania oder Hispellum, bleibt unausgemacht) und blühte um 59—12 v. Chr. Leider sind uns seine näheren Lebensverhältnisse fast ganz unbekannt; doch leuchtet aus seinen Schriften unverkennbar hervor, daß er einen guten Jugendunterricht genossen haben muß, wobei seinem in Poesie übersprudelnden Geiste schon eine bestimmte Richtung gegeben wurde. Seine weitere Ausbildung aber verschaffte er sich durch das Studium der alexandrinischen Dichter, namentlich des Kallimachus und Philetas, daher auch seine Poesie, obgleich er vermöge der sinnlichen Kraft seiner Empfindung und der Erhabenheit der Gesinnung Schöpfer der römischen Liebeselegien ist und er bei der Schilderung heroischer Gegenstände oft selbst episch wird, doch auf griechischem Mythus ruht und griechischen Geist athmet, wodurch sie nicht selten einen gelehrten Anstrich bekommt, ja selbst bisweilen etwas hart erscheint. Unter diesen poetischen Bestrebungen nun scheint P. nach den verhängnißvollen Zeiten des Triumvirats, in denen er seinen Vater und seine Güter verloren hatte, als vertrauter Freund des Ovidius von Mäcenas beschützt, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, blos seiner Muße und Liebe größtentheils in Rom gelebt zu haben. Leider traf ihn schon der Tod, als er noch in voller Manneskraft noch vieles Treffliche zu leisten versprach. Wir besitzen noch von ihm 4 Bücher Elegien, unter denen die 11. des 4. Buchs allgemein für die beste gilt, daher auch „regina elegiarum“ genannt wird. Die namhaftesten Ausgaben sind: „Ed. princ.“ (Rom. 1482. 4.); von Joh. Passeratius (Par. 1608. Fol.); ganz vorzüglich von J. Broukhusius (Amstel. 1702. 4. 1727. 4.); ferner von Vulpius (Pa-

lav. 1758. II. 4.); F. Gl. Barth (Lips. 1777. 8.) und P. Burmann und Laur. Santen (Traj. 1780. 4.). Die neuesten Bearbeitungen des P. sind von Lachmann (Lips. 1816. Ed. 2. Berol. 1829. 8.); F. Jacob (Lips. 1827. 8.) und H. Paldamus (Hal. 1827. 8.). Sehr oft sind auch des P. Elegien den Gedichten Catull's und Tibull's beigedruckt. Die besten deutschen Übersetzungen sind von von Knebel (Leipzig 1798, blos 36 Elegien) und von von Strombeck (Braunschw. und Leipz. 2. Ausg. 1822). 20.

Prophet (griech. προφήτης) ist der Wortbedeutung nach Einer, welcher die Aussprüche der Gottheit bekannt macht, im Gegensatze zum Priester, welcher den Dienst derselben besorgt. Der Name kam zuerst bei den Priestern zu Delphi in Gebrauch, welche die Aussprüche des Orakels den Fragenden kund thaten, und war gleichbedeutend mit dem ältern ὑποφήτης. Bei den alten Griechen blieb auch diese einfache Bedeutung; in der alexandrinischen Zeit aber pflegte man das hebräische Wort נָבִיא (nabi) durch P. zu übersetzen und nach der jüdischen Interpretationsweise, in den Propheten des A. T. vorzüglich Weissagungen der Zukunft zu finden, ward der Begriff eines μάντις, Wahrsager, damit verbunden, der endlich in den abendländischen Sprachen fast der ausschließliche geworden ist, so daß das Wort Prophezeihung mit Voraussagung der Zukunft ganz gleichbedeutend geworden ist. Wie aber die Muhammedaner noch jetzt unter Nabi nur einen gottgesandten Lehrer verstehen, in welcher Bedeutung auch Muhammed vorzugsweise der P. oder das Siegel (der letzte, vollkommenste) aller Propheten heißt, so war bei den alten Hebräern der Nabî ursprünglich ein von Gott Begeisterter, welcher auch Seher (רֹאֶה oder חֹזֶה) genannt wurde, weil ihm gleichsam ein tieferer Blick in die Rathschlüsse Gottes beigelegt ward. Ein solcher trat durch innern Beruf getrieben als Lehrer des Volks auf, klärte es über sein Wohl auf, schärfte ihm die Haltung des göttlichen Gesetzes ein und wies es von verkehrten Handlungsweisen zurück, sprach freimüthig über die Maßregeln der Regierung und gab Rath und Ermahnung in schwierigen Lagen. Fehlen konnte es aber nicht, daß hier überall eine gewisse Begeisterung und Extase stattfand, welche der Rede hohen poetischen Schwung gab, indem diese nur als Ausdruck des Gefühls sich äußerte und dadurch oft dunkel und für spätere Zeiten kaum verständlich ward; dabei bedienten sich die Propheten häufig symbolischer Handlungen, Bilder und Tropen, welche theils dem Geiste des Orients entsprachen, theils absichtlich von ihnen zur sinnlichen Darstellung ihrer Ansichten angewendet wurden. Schon in früheren Zeiten werden Propheten erwähnt, worunter man aber oft nur einen begeisterten Sänger oder einen Vertrauten der Gottheit, im Allgemeinen überhaupt einen Dolmetscher des göttlichen Willens verstand; Samuel begründete aber einen besondern Orden derselben durch Errichtung von Prophetenschulen (Rama, Jericho, Bethel, Gilgal), worin die Propheten für ihre Bestimmung gebildet wurden. Diese Schulen sind demnach gewissermaßen Akademien, worin das Gesetz und die Verfassung des Volkes, wohl auch Musik, Gesang und Dichtkunst gelehrt wurden (obgleich uns die genaueren Notizen hierüber mangeln) und woraus auch wohl die künftigen Staatsmänner, Gelehrte ꝛc. hervorgingen; denn wir finden die Propheten nicht selten als Ärzte, Wunderthäter, Geschichtschreiber, Rathgeber der Könige ꝛc.; wir wissen aber nicht, ob diese Prophetenschulen vom Staate unterhalten wurden, oder wie die griechischen Philosophenschulen Privatunternehmungen blieben; nur so viel ist bekannt, daß die Schüler (wozu auch oft bejahrte Männer gehörten) beisammen wohnten, gemeinschaftliche Kost hatten und als Kleidung einen weiten durch einen Gürtel zusammengehaltenen Mantel trugen; und endlich sind keine Namen derer, die in solchen Prophetenschulen gebildet worden waren, überliefert worden, um den eigentlichen Zweck dieser Schulen angeben zu können, ob man daraus in den Staatsdienst überging oder ob die Propheten nur eine eigen-

thümliche für sich bestehende Kaste bildeten; weßhalb auch über die eigentliche Stellung der Propheten zum Staate und ihre besondere Wirksamkeit nichts bekannt ist. Denn theils werden uns nur Namen Einzelner genannt, ohne daß wir irgend etwas Anderes über sie erführen, theils sehen wir sie als bloße Volkslehrer umherziehen (Elias, Elisa), theils geben die erhaltenen prophetischen Schriften, aus Mangel an allen übrigen Nachrichten über die Lebensverhältnisse ihrer Verfasser, über ihre bürgerliche Stellung keinen genauern Aufschluß und zeigen uns dieselben nur als Redner, von denen wir oft nicht einmal wissen, wo und bei welcher Gelegenheit ihre einzelnen Reden gesprochen worden sind. Letztere sehen wir aber 1) als Sittenrichter gegen die Ungebührlichkeiten im Volksleben überhaupt sprechen; 2) als Gesetzlehrer die einzelnen Zweige des mosaischen Gesetzes beleuchten und erklären; 3) als Politiker die Schritte der Regierung in Bezug auf fremde Völker beurtheilen und tadeln und rathen, warnen und drohen; 4) als begeisterte Prediger endlich die Herrlichkeit der hebräischen Theokratie preisen, den Sieg des mosaischen Glaubens über das Heidenthum vor Augen stellen und ein goldenes Zeitalter unter einem gottgesalbten Könige (Messias) verkündigen. Ihre Sprache ist dabei meist sehr schwungreich und kräftig und der Styl überhaupt rein poetisch. Die besondere Veranlassung zum öffentlichen Auftreten bedingt gewöhnlich den Inhalt der Reden, doch bleibt die Idee des Messias immer Lieblingsthema. Die uns erhaltenen prophetischen Schriften gehören nach der gewöhnlichen Annahme 16 Verfassern an und werden nach ihrem Umfange selbst in 4 große (Jesaiah, Jeremiah, Hesekiel, Daniel) und 12 kleine (Hosea, Joel, Amos, Obadjah, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanjah, Haggai, Sacharjah und Maleachi) eingetheilt. Wir behandeln sie kürzlich in chronologischer Folge. — 1) Jonas (um 840 v. Chr.), 2 Kön. 14, 25 erwähnt, aber als Schriftsteller unbekannt, da die seinen Namen tragende Schrift nur eine in viel späterer Zeit verfaßte Sage von ihm darstellt. — 2) Joel (in Juda um 800 v. Chr.), einer der trefflichsten hebräischen Schriftsteller, schildert in schöner Sprache und mit ächt praktischem Tacte eine Verwüstung durch Heuschrecken. — 3) Hosea (um 780 v. Chr. in Israel) schildert in dunkler, aber lebhafter und origineller Sprache den traurigen Zustand des Interregnum nach Jerobeam's II. Tode. — 4) Amos (ein Hirtensohn aus Tekoah bei Jerusalem, gleichzeitig mit Hosea) trat in Bethel in Israel unter Jerobeam II. gegen den Götzendienst in klarer und blühender Sprache auf. — 5) Jesaiah trat 759 v. Chr. unter Usiah in Juda zuerst auf und wirkte noch unter Hiskiah, bei dem er in großer Gunst stand. Er ist der fruchtbarste und ohne Widerspruch der größte aller hebräischen Propheten, der bei allen Ereignissen, welche seine Zeit bewegten, in kräftiger, edler und reicher Sprache auftrat und als trefflicher Redner glänzte; aber nur Cap. 1—35 der ihm beigelegten Sammlung von Reden (einige wenige ausgenommen) sind von ihm; der darauf folgende historische Abschnitt (Cap. 36—39) ist ein zum Verständniß beigegebenes Einschiebsel und Cap. 40—66 ist eine Sammlung von Reden eines zur Zeit der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar lebenden ungenannten Propheten, da der Inhalt nur die späteren Schicksale des Volks berührt und die Sprache merklich von der des ächten Jesaias abweicht. — 6) Micha, Zeitgenosse des Jesaias (um 730 v. Chr.), eifert gegen die Abgötterei und Sittenlosigkeit in einer dunkeln und oft gesuchten, aber kräftigen Sprache. — 7) Nahum (um 710 in Juda) spricht in feierlicher und gewählter Sprache gegen den Übermuth Babyloniens. — 8) Jeremiah (seit 629 v. Chr.) erlebte den Untergang des jüdischen Reichs, ward mit nach Babylonien geführt und starb vermuthlich, von dort entflohen, in Ägypten. Seine Reden beschäftigen sich mit den traurigen Ereignissen seines Volks, deren Anlässe er nachweist, mit Drohungen gegen die fremden Völker und Verheißungen schöner Zukunft für Juda; seine Sprache ist aber wehmüthig und matt und verräth die eingebrochene Kraftlosigkeit des Volks. —

9) Zephanjah (um 640 v. Chr. unter Josiah) eifert gegen den Götzendienst in matter, nur zuweilen etwas lebhafter Sprache. — 10) Habakuk (um 610 v. Chr. unter Jojakim), einer der herrlichsten Schriftsteller des alten Testaments, erörtert in kräftig poetischer Sprache das nahe bevorstehende traurige Schicksal des jüdischen Reichs. — 11) Hesekiel ward mit dem Könige Jojachim nach Babylonien abgeführt (598 v. Chr.) und sprach an den Ufern der Chaboras über die traurigen Schicksale seines Vaterlandes in kühner, bilderreicher, sehr chaldäisch gefärbter und lebhafter Sprache. — 12) Obadjah (um 590 v. Chr.) eifert in einer kurzen, aber sehr lebhaften Rede gegen Edom, weil es den Chaldäern bei Zerstörung Jerusalems beigestanden habe. — 13) Haggai (um 520 v. Chr.) spricht für die Wiedererbauung des Tempels in einförmiger, sehr chaldaisirender Sprache. — 14) Sacharja (um 520 v. Chr.) spricht in gleicher Art und Sprache wie Haggai über die Wiederherstellung des jüdischen Staats; aber nur Cap. 1—8 gehören hierher; Cap. 9—14 dagegen enthalten Schilderungen viel früherer Verhältnisse vor dem Exile in einer viel kräftigern Sprache und sind höchst wahrscheinlich schon unter Josiah (um 620) verfaßt worden. — 15) Maleachi (um 440 v. Chr. zur Zeit des Nehemiah) ermahnt zur Geduld über den noch unerfreulichen Zustand des neuen Staates und weist auf bessere Zeiten hin; seine Sprache ist ziemlich rein. — 16) Daniel wird von den Juden nicht unter die Propheten, sondern unter die Hagiographa gerechnet und ist unstreitig erst unter der syrischen Herrschaft verfaßt worden, indem der ungenannte Auctor Volkssagen über einen gewissen Daniel benutzte und zur Ermuthigung des hartbedrückten Volkes Erzählungen und Visionen, welche die Herrlichkeit des Jehovahdienstes darlegen sollen, zusammenstellte. Der erste Theil des Buchs (Cap. 1—6) ist historisch, von Cap. 2, 3 an chaldäisch geschrieben; der zweite Theil (Cap. 7—12) eine prophetische Schilderung der herrschenden Dynastien von dem Perserreiche bis zu den Seleuciden, deren specielle Ausmalung erst nach geschehenen Ereignissen aufgezeichnet sein kann. Uebrigens hat aber das Buch des Daniel nicht allein der Offenbarung Johannes zum Vorbilde gedient und dem Glauben an wirkliche Weissagungen der Propheten bedeutende Nahrung gegeben, sondern auch bis ins XVII. Jahrh. den Schematismus der Geschichtsdarstellung nach den vier Weltreichen überhaupt bestimmt. — Aus dem Dargestellten geht nun aber wohl klar hervor, daß von Weissagungen über spätere Zeiten in den Propheten des alten Testaments gar keine Rede sein kann, sondern alle Blicke in die Zukunft sich entweder nur auf die nächst bevorstehende bezogen haben oder die Lieblingsidee der Propheten, das Messiasreich, betreffen. Die späteren Juden fanden aber darin nach ihrer allegorischen Erklärungsweise auch viele andere Voraussagungen, wie überhaupt in den Büchern des alten Testaments, und die christliche Kirche folgte ihnen. Die neuere Zeit hat erst mit Beobachtung aller den heiligen Schriftstellern schuldigen Achtung die eigentliche Bedeutung dieser Weissagungen nachgewiesen und vergebens wird der starre Mysticismus gegen diese vernünftige Ansicht ankämpfen. — Über die im neuen Testamente erwähnten Propheten als Lehrer unter den ersten Christen ist man noch nicht ganz klar, doch scheinen es solche Männer gewesen zu sein, welche entweder selbst mit dichterischem Geiste die Lehren der Religion vortrugen (Apostelgesch. 21, 10. 11) oder die Reden der alten hebräischen Propheten in den Versammlungen erklärten (1 Kor. 14, 22). — Propheten der späteren Zeiten haben sich meist nur für Verkündiger der Zukunft ausgegeben, deßhalb aber eben theils als überspannte Schwärmer, theils als Betrüger erwiesen. — Über die alten hebräischen Propheten vergl. Hering, „Von den Schulen der Propheten unter dem alten Testamente" (Breslau 1777); Niemeyer, „Charakteristik der Bibel" (Bd. V. S. 268 ff.). 23.

Propontis hieß bei den Alten das Meer von Marmara, welches durch den thracischen Bosporus (oder Straße von Constantinopel) mit dem schwarzen und

durch den Hellespont mit dem ägäischen Meere in Verbindung steht. Die 9 Inseln, welche in dessen Mitte liegen, heißen jetzt die Prinzeninseln (Demonnesi). Die größten sind Prinkipo und Marmara (bei den Alten Prokonnesus). Sie sind insgesammt fruchtbar, letztere besonders reich an Marmor, und werden von 5000 Griechen bewohnt. 35.

Proportion nennt man die Verbindung zweier gleicher Verhältnisse (s. d. Art.) durch das Gleichheitszeichen. Zwei gleiche arithmetische Verhältnisse geben eine arithmetische P. und zwei gleiche geometrische Verhältnisse eine geometrische P. Die vier Größen einer P. heißen die Glieder derselben und zwar der Reihe nach das erste, zweite, dritte und vierte Glied. Das erste und vierte Glied nennt man die äußeren Glieder, das zweite und dritte Glied die mittleren Glieder. Sind die mittleren Glieder einer P. einander gleich, so heißt sie eine stetige oder zusammenhängende; sind sie aber verschieden, eine abgesonderte oder getrennte. In einer jeden richtigen arithmetischen P. ist die Summe der äußeren Glieder der Summe der mittleren gleich. Mit Hülfe dieses Lehrsatzes kann man irgend ein fehlendes Glied einer arithmetischen P. finden. Ist nämlich das fehlende ein äußeres, so besteht dasselbe aus der Summe der mittleren weniger dem vorhandenen äußern, ist es ein mittleres, aus der Summe der äußeren weniger dem vorhandenen mittleren. In jeder richtigen geometrischen P. ist das Product der äußeren Glieder dem der mittleren gleich. Hieraus ergibt sich ein fehlendes äußeres Glied, indem man das Product der mittleren Glieder durch das vorhandene äußere dividirt, und ein fehlendes mittleres Glied, indem man das Product der äußeren durch das vorhandene mittlere dividirt. Die Anwendung der Lehre von der P. ist von unendlichem Umfange, besonders aber in der praktischen Arithmetik von Wichtigkeit. — **Proportionalmaßstab**, s. Maßstab. — **Proportionalwinkel**, lat. circinus proportionum; franz. compas de proportion; engl. sector, ist ein mathematisches Instrument, welches aus zwei gleich langen Linealen besteht, die wie die Schenkel eines Cirkels mit einander verbunden und um einen Punkt beweglich sind. Vom Mittelpunkte der Bewegung aus sind auf den Linealen gerade Linien gezogen, auf welchen die wichtigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben sind, als: 1) die arithmetische Linie, 2) die geometrische Linie, 3) die cubische Linie, 4) die Linie der Seiten regulairer Vielecke, 5) die Linie der Chorden der Polygonwinkel, 6) die tetragonische Linie, 7) die Linie für die Eintragung der regulairen Körper in eine Kugel, 8) die Linie für die Verwandlung der regulairen Körper, 9) die Linie der Chorden, 10) die Linie der Tangenten, 11) die Linie zur Eintheilung einer geraden Linie, 12) die Fortificationslinie, 13) die metallische Linie, 14) der Caliberstab, 15) die elliptische Linie. Der Proportionalwinkel dient überhaupt für ungeübte geometrische Zeichner und Rechner. Nach Hutton ist der Erfinder des Proportionalwinkels Guido Baldo oder Ubaldo um das J. 1568; doch gibt auch Caspar Mordente (1584) seinen Bruder, Fabricius Mordente, als Erfinder desselben (1554) an. 40.

Proprietät, s. Eigenthum.

Propst (vom lateinischen praepositus, der Vorgesetzte) ist der Name eines kirchlichen Vorgesetzten, welcher in den meisten katholischen und in den aus der Zeit des Katholicismus bei den Protestanten verbliebenen Stiftern der Vornehmste nach dem Abte oder Bischofe ist. In manchen Stiftern war er jedoch auch der erste Vorgesetzte, so viel als Abt, wie z. B. in Ellwangen, in anderen folgt er im Range erst nach dem Decane. Denselben Titel führen die geistlichen Vorsteher an den Frauenklöstern, so wie die Vorsteher der Kathedralstifte, welche Dompröpste heißen. — In der protestantischen Kirche werden an manchen Orten hochgestellte Geistliche Pröpste genannt, die ihren Rang meist nach den Superintendenten haben. So

führen in mehreren Städten Preußens, z. B. in Berlin, Breslau u. a., die Pastoren an den Hauptkirchen diesen Ehrentitel, im Holsteinischen einige Unterbehörden der Superintendenten. In Preußen steht der Feldpropst über den Divisions- und Brigadepredigern. 63.

Propyläen (griech. προπύλαια, lat. vestibula), Vorhallen, hießen besonders die mit prächtigen Peristylen gezierten Eingänge zu den Tempeln der Alten, wo gewöhnlich ein Opferaltar stand. Am Berühmtesten sind die griechischen zu Korinth und Athen, zu denen die erste Idee wahrscheinlich aus Ägypten kam; wenigstens führen uns darauf vor Allem die herrlichen Vorhallen des Tempels zu Sais, welche nach Herodot von Amasis erbaut wurden. Die korinthischen P. waren, wie Pausanias erzählt, nach dem Hafen Lechäon zu, welcher mit der Stadt durch Mauern in Verbindung stand; über denselben erblickte man zwei vergoldete Wagen. Die atheniensischen P. aber übertrafen Alles, was die griechische Kunst jener Zeit Prachtvolles hervorgebracht hat (s. Attika). Nachahmungen der P. sind der Aufgang und die ganze Anlage des Campidoglio (das alte Capitol zu Rom), welche der Architekt Porta nach der Angabe von Michel Angelo ausführte; weniger schön das brandenburger Thor in Berlin, unter Friedrich Wilhelm II. von Langhans erbaut. Göthe hat auf eine sehr sinnreiche Weise eine periodische Schrift, welche Bemerkungen und Betrachtungen über Kunst und Natur enthält, so benannt. Die Hauptschrift über diesen Gegenstand ist: „Philochori Atheniensis librorum fragmenta“, edid. M. C. Godofr. Siebelis (Lips. 1811). (Vergl. auch Böttiger's „Archäologische Andeutungen.“) 84.

Prorogation (wörtlich, die auf Ansuchen zugestandene Übertragung, Verschiebung einer Handlung) bezieht sich im Rechtssinne auf Verschiebung gerichtlicher Verhandlungen. So wird der Gerichtsstand prorogirt, d. h. weiter übertragen, wenn der vor das nicht zuständige Gericht Geladene erscheint und solches, indem er sich auf die Klage ohne Vorbehalt einläßt, anerkennt. Der Termin oder die Frist werden prorogirt, wenn die Parteien sich mit Genehmigung des Gerichts auf einen spätern Tag oder auf Verlängerung der Frist vereinigen; die Strafvollstreckung wird prorogirt (verschoben), wenn der Richter auf Bitten des Beschuldigten einstweilen noch Anstand nimmt; indem der Letztere vielleicht noch mit dem Gesuche um Erlaß bei der höhern Behörde einkommen dürfte oder wenn man von Seiten des Staats die Milderung oder Begnadigung beabsichtigt, solches aber vor der Hand noch nicht aussprechen will. Das englische Parliament wird prorogirt, wenn der König ohne solches aufzulösen und die Wahl eines neuen zu verlangen die Sitzungen eine längere Zeit (zum Unterschiede vom Ajourniren oder Vertagen) aussetzen und die Glieder einstweilen nach Hause gehen läßt. Das Wiedererscheinen wird für eine ganz neue Sitzung angesehen, so daß die Bills (Vorträge), welche schon nahe daran waren, um zur Acte (Gesetzkraft) zu gelangen, aufs Neue wieder vorgetragen werden müssen. 3.

Prosa nennt man die Sprache des Verstandes im Gegensatze der Sprache der Phantasie und charakterisirt sie als das Mittel der lebendigen Mittheilung für die praktischen Bedürfnisse des Daseins. „Die Poesie“, sagt ein Ästhetiker der neuesten Zeit, „ist der Wein des Lebens, aber die Prosa ist Brod und Salz, welche hindern, daß uns jener zu Kopf steige; die Poesie ist das freimachende Spiel, an dem die Seele, gleich einem lebenslustigen Kinde, sich ergeht, aber mit rechtem Behagen nur dann, wenn das Tagewerk wohl vollbracht ist, wenn man das Spiel verdient hat und nicht geschenkt haben will; und des Tagewerks Ernst und Fleiß ist die Prosa. Die Prosa ist das Schwere, die Poesie ist das Schöne; aber das Schöne ziert das Schwere und auf dem Grunde des Schweren hebt sich das Schöne leichter, genialer, anregender zu dem Himmel. Denn das Poetische kommt von oben und führt dahin, es ist die Kraft eines göttlichen Vaters; aber wir haben auch eine

Mutter, die der Vater nicht will geschmäht wissen, und diese Mutter ist die Erde mit ihren strengen, aber wohlthätigen Gesetzen. Die P. ist die jüngere Tochter des Lebens und der Sprache; aber die ältere ist eine Jungfrau in ewiger Jugend geblieben, die jüngere ist eine ernste, erfahrene, bejahrte Matrone geworden. Mit jener über Höhen und Seen, durch Felder und Wälder zu schweifen, die Himmel zu durchfliegen und durch die Abgründe zu klimmen, ist reizend, aber gefährlich; mit dieser den stillen, bedächtigen Gang durch das Leben zu durchwandeln, ist unscheinbar, aber sicher. Man kann zu Großem gelangen auf beiden Wegen; zum Größten, wenn man sich mit beiden befreundet." — Der Name P. wird gewöhnlich von prorsus (vorwärts) hergeleitet und die P. (prorsa, prorsa oratio) wäre somit eine vorwärtsschreitende Rede im Gegensatze zu der poetischen Sprache, welche durch die Fesseln der Metrik gezügelt und zurückgehalten wird, weßwegen man denn auch die P. eine ungebundene Rede (oratio soluta) nennt. Weil aber die P. verständig und geräuschlos dahergeht und keines Zügels bedarf, so heißt sie bei den Alten auch eine zu Fuß gehende Rede (ὁ πεζὸς λόγος, pedestris oratio). Es würde zu weit führen, wenn wir die Unterschiede der Poesie und P. hier vollständig entwickeln wollten; kurze Andeutungen über das Wesen der P. und ihre verschiedene Arten mögen hinreichen. P. ist die Sprache der Reflexion, die verständige Mittheilung des klar und bestimmt Gedachten und Erkannten. Es ergibt sich hieraus, daß schon die Wortfügungen, Wendungen, Wörter und Redensarten in der P. ein anderes Gepräge haben müssen, als in der poetischen Darstellung und daß, was der einen Gattung der Rede gebührt und eigenthümlich ist, in der andern als Fehler erscheinen kann, wie man denn in diesem Sinne nicht selten von poetischer P. und prosaischer Poesie spricht. Es würde also der Begriff der P. noch nicht bestimmt sein, wenn man sie eine Rede, die nicht in Versen geschrieben ist, nennen wollte; noch ungereimter wäre es (was jedoch schon geschehen ist), sie eine reimlose Rede zu nennen. Poetische P., oder vielmehr Dichtung ohne Sylbenmaß und Reim (wir meinen hier nicht den Roman), wurde in der neueren Zeit versucht, wird aber, wenn man sie auch noch so sehr in Schutz nimmt und vertheidigt, stets mangelhaft erscheinen und ihrer schönsten Zierde beraubt sein, was auch die Alten, welche sich nie auf diesem Abwege verirrten, wohl gefühlt zu haben scheinen. Die Grenzen, wo sich das Prosaische des Vortrages von dem Poetischen scheidet, genau vorzeichnen zu wollen, wäre unmöglich und der sicherste Prüfstein bleibt hier immer das richtige Gefühl des Schriftstellers. Eine in jeder Beziehung vollendete, reine P., die ihrem Charakter unverrückt treu bleibt, zu schreiben, scheint übrigens schwieriger zu sein, als eine gute poetische Sprache zu treffen, was auch noch dadurch seine Bestätigung erhalten zu können scheint, daß die P. bei allen Völkern später ausgebildet wird, als die Poesie; Gefühl und Phantasie hat Jeder in der Jugend, Verstand kommt erst nach Jahren. Die Sphäre der P. ist die Wahrheit; sie will darstellen was ist, so wie es ist, erörternd, lehrend, untersuchend; das Eindringen in das Wesen der Dinge ist ihr Zweck; auf Täuschung und Ergötzung geht sie nicht aus, sie will beweisen und überzeugen. Da also in der P. die ruhige Gedankendarstellung aus dem Gesichtspunkte des wirklich Wahren die Hauptaufgabe ist, so erfordert sie vor Allem folgende Eigenschaften. Vorerst muß sie grammatisch vollkommen sein, das heißt, der Sprachausdruck muß nach den Regeln der Grammatik richtig, correct und rein sein. Ferner fordert sie logische Vollkommenheit; sie soll die auszusprechenden Gedanken in ihrem logischen Zusammenhange klar, deutlich und bestimmt entwickeln. Ein drittes Erforderniß ist die ästhetische Vollkommenheit. Zu dieser gehören 1) Gediegenheit, welche sowohl in dem bestimmten, wohlbezeichneten Gepräge des Ausdrucks, theils in der Wahl einzelner Wörter, in dem Baue der Sätze und in der ganzen Anordnung des Ausdrucks so wie in weiser Mäßigung und Begrenzung in den Worten und in den veranschaulichenden und verzierenden Figuren be-

steht; 2) Feinheit (urbanitas), welche sich in der Anschmiegung des Sprachausdrucks an die höhere gesellige Bildung, in der geschmackvollen Auswahl der Redeweisen, in dem Gefühle des Schicklichen und in ungezwungener Erhebung über das Gewöhnliche beurkundet; letztere Eigenschaft pflegt man auch die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks (proprietas dictionis) zu nennen, welche darauf beruht, daß für besondere Gegenstände, Verhältnisse und Gelegenheiten nicht die allgemeinen gangbaren Ausdrücke gebraucht werden, sondern diejenigen, welche durch genauere Unterscheidung der Sache und ihrer Beziehung zur Sprache als vorzugsweise bezeichnend von dem gebildeten Sprachgebrauche für irgend eine Art von Dingen bestimmt worden sind; 3) Charakter, das heißt, die persönliche Eigenthümlichkeit des Schriftstellers muß hervortreten und dem Ganzen Leben und Farbe geben; bald ist es eine natürliche, bündige Kürze und verräth einen kräftigen, entschiedenen Charakter, bald eine feine, geschmackvolle, den Welt- und Lebemann bezeichnende Umständlichkeit; bald verräth sich eine größere Phantasie durch malerische Lebendigkeit, bald eine ernste künstlerische Haltung durch plastische Abgeschlossenheit und Haltung; die größten Fehler, worein gesuchte Eigenthümlichkeit fällt, sind das Manierirte und Gezwungene; 4) Gleichförmigkeit in der Darstellung, ein Grundcharakter nämlich muß das Ganze bezeichnen, sowohl in Absicht auf den Ton, als auf die ganze Weise des Ausdrucks. — Unter den Hauptarten der P. ist zuerst die dialogische P., als die der gewöhnlichen Conversationssprache am nächsten liegende, zu berühren. Die Gesprächsform hat sich besonders für die abhandelnde Darstellungsweise beliebt gemacht, weil dadurch die Erörterung speculativer oder praktischer Gegenstände mehr Leben, Bewegung und Abwechselung gewinnt. Doch wird zur Durchführung eines guten Dialogs eine nicht geringe Kunst erfordert, im entgegengesetzten Falle wird er steifer und unleidlicher, als die trockenste Lehrprosa. Meister in dieser Kunst ist Plato; ihm soll man ablernen, wie sich der Dialog leicht und anmuthig, in gefälliger Nachlässigkeit und sich der mündlichen Conversation annähernd, natürlich, behaglich und dem Charakter der Mitsprechenden gemäß bewegen muß. Den satyrischen Dialog verstand noch Niemand mit solcher dialektischer Schärfe, schneidendem Witze und in eleganter, lebhafter und sinnreicher Kürze zu führen, wie Lucian. Der dialogischen Mittheilungsweise steht die briefliche am nächsten. Das Hervortreten der ganzen Individualität macht uns die Briefform sehr anziehend; deßwegen ist Wärme des Herzens der Zauber des briefschreibenden Talents; es versteht durch Wahrheit, Naivetät und Ungeschminktheit zu fesseln und seine Darstellung wirksam zu machen. Fehlen aber diese Eigenschaften, so ist die Briefform ein untrügliches Abschreckungsmittel für jeden Leser; besonders sind in Briefen geschriebene Romane selten erträglich. Die rednerische P. entwickelt sich aus dem Dialoge, indem einer der Mitredenden seine Ansichten weiter entwickelt und endlich allein spricht; sie bietet die meiste Gelegenheit Genie und Kunst zu entwickeln; denn sie hat zahlreiche Berührungspunkte mit der poetischen Darstellung, weil sie nicht selten die Phantasie und das Gefühl der Menge, welche oft weniger Gründen der Wahrheit, als ihrer Sinnlichkeit schmeichelnden Eindrücken folgt, in Anspruch nehmen muß. Mehr auf den Beifall des Weisen und Unparteiischen rechnet die ruhige, sich nur in tadelloser Wahrhaftigkeit gefallende Geschichtsprosa. Der Geschichtschreiber pflückt stillere Lorbeern als der Redner, indem er aus den Thaten und Leiden früherer Geschlechter einen Spiegel der Belehrung, der Ermuthigung, auch wohl der Beschämung für die Nachwelt gestaltet. Materielle Wahrheit und Treue sind die vorzüglichsten Erfordernisse der historischen P.; ihr ästhetisches Interesse entspringt aus der inneren Vereinigung und Harmonie zwischen Inhalt und Form; sie muß also einfach, schmucklos, ohne rhetorische und poetische Figürlichkeit, dabei durchaus richtig, gebildet, gediegen, bestimmt und anschaulich sein. Am schwierigsten hat man in der

neueren Zeit die philosophische P. gefunden, man mochte seine philosophischen Ideen wissenschaftlich oder populair darlegen wollen. Einen weit besseren Geschmack beweisen die alten Philosophen, welche eine gefällige, kunstmäßige Darstellung aus allen Kräften erstrebten; die neueren sind gewöhnlich in der Terminologie der Schule verstrickt und freuen sich mehr des Beifalls eben dieser Schule, als des größern Publicum, welches ihre Philosopheme erst, wenn sie schmackhafter gemacht worden sind, würdigen kann und wird. 66.

Proscenium, s. Theater.

Proscription (Verbannung) ist ein bei allen rohen Völkern bemerkbarer, vorzüglich aber aus den Kriegen, welche die römische Republik auflösten, auf spätere Zeiten übertragener Gewaltschritt, indem die siegende Partei die Angesehensten von den Gegnern unter Beraubung ihres Vermögens aus dem Lande jagte. Der Ausdruck P. bezieht sich auf die bei den römischen Unruhen aufgestellten Listen der Geächteten und der der Verbannung halber gegebenen schriftlichen Befehle. Bisweilen wurde den Ausgewiesenen ein besonderer Ort zum fernern Aufenthalte bestimmt, mehrentheils aber verjagte man sie, wenn sie nicht gefangen gesetzt oder hingerichtet wurden. Die Proscriptionslisten unter Robespierre sind bekannt. In geregelten Staaten ist die P. als unnatürlich und grausam unzulässig; selbst da, wo Verbannung noch zulässig ist, z. B. in Rußland, wird in der Regel das Privatvermögen des Verbannten der Familie gelassen. Eine Ausnahme macht man bei Lehngütern, wenn Felonie eintritt, und bei solchen Gütern, die nicht als freies Eigenthum besessen werden oder vom Landesherrn zum Geschenke erhalten sind, indem man annimmt, daß die Schenkung wegen Undankbarkeit des Schenknehmers widerruflich sei. 17.

Proselyt (προσήλυτος) bezeichnet eigentlich einen Ankömmling, Fremdling, im gewöhnlichen Sinne aber einen solchen, der den Glauben und Cultus seiner Religionspartei aufgibt und zu dem einer andern übertritt. In dieser Bedeutung wird das Wort zuerst in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments und im Neuen Testamente gebraucht von denen, welche sich vom Heidenthume zum Judenthume bekehrten. Die Juden unterschieden aber zwei Classen von Proselyten, Proselyten des Bundes oder der Gerechtigkeit (גֵּר צֶדֶק, גֵּר בְּרִית) und Proselyten des Thores (גֵּר תּוֹשָׁב, גֵּר שַׁעַר). Die ersteren traten völlig zum Mosaismus über, verpflichteten sich zur Befolgung aller in ihm enthaltenen Moral- und Cultgesetze und ließen sich hierzu feierlich durch die Beschneidung, eine Taufe als Reinigungsact und ein freiwilliges Brandopfer einweihen. Sie genossen nun mit den übrigen Juden gleiche Achtung und Rechte; nur Mitglieder des hohen Raths durften sie nicht werden. Die Proselyten des Thores mußten sich der Beschneidung nicht unterwerfen, sondern die Beobachtung der 7 noachidischen Gesetze angeloben, welche gegen Gotteslästerung, Götzendienst, Todtschlag, Hurerei, Raub, Empörung und den Genuß von Lebendem oder Ersticktem gerichtet waren, hatten mit den Juden gleiche politische Rechte und durften unter dem Thore und im Vorhofe des Tempels stehend dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen. Wie groß die Anzahl der jüdischen Proselyten gewesen ist, läßt sich aus 2 Chron. 2, 16 ff. schließen, wo erzählt wird, daß Salomo 153600 solcher Fremdlinge beim Tempelbaue angestellt hat, und wie verdienstlich man das Bekehren erachtet habe, geht aus dem Vorwurfe hervor, den Christus gegen die Pharisäer wegen ihrer Proselytenmacherei aussprach (Matth. 23, 15). — In neueren Zeiten nennt man nicht blos denjenigen einen Proselyten, welcher sich zu einer neuen Religionspartei bekennt, wie zum Katholicismus, Protestantismus ꝛc., sondern auch Jeden, der irgend ein System aufgibt und das einer anderen Schule oder Partei annimmt. Daher spricht man auch wohl von Proselyten unter Philosophen, Theologen, Medicinern, Politikern ꝛc. Nun fühlt zwar Jeder, der in irgend einer Wissenschaft eine bisher

verkannte Wahrheit entdeckt oder wohl gar auf ihrem Gebiete neue Bahnen bricht, den unabweisbaren Drang in sich, hiervon durch freimüthige Behauptung einen öffentlichen Gebrauch zu machen und Anderer Beifall und Nachfolge für sich zu gewinnen. Dieser so natürliche Drang wird auch noch zur Verpflichtung gesteigert, wenn es Gegenstände der Religion und des Gewissens gilt, über die man Andere im Irrthume sieht und die man daher, sobald der Beruf es erfordert und sich die Gelegenheit darbietet, zur Erkenntniß dessen, was sie glauben und thun sollen, hinzuleiten verbunden ist; geschieht dieß aber nicht auf dem Wege der freien Überzeugung, so ladet man auf sich den Vorwurf der Proselytenmacherei, welche in der Sucht besteht, durch allerlei moralisch verwerfliche Künste, die Überredung, Macht des Ansehns, Bestechung u. a. m. darbieten, Jemanden zum Übertritte zu seiner Genossenschaft, namentlich zu seiner kirchlichen Partei zu verlocken. Hierdurch wird aber zuvörderst dem menschlichen Geiste und Gewissen Gewalt angethan, weil nicht das einzig rechtmäßige Mittel, die freie und selbstständige Überzeugung, sondern geheimer oder offener und jederzeit unsittlicher Zwang die Apostasie (s. d. Art.) und den Übertritt bewirkt hat. Dazu kommt, daß auch mit solchen Überläufern, denen der feste Grund zur beharrlichen und gewissenhaften Ausdauer fehlt, in der Regel einer Partei schlecht gedient ist, da sie ihr nur äußerlich angehören und blos die Zahl ihrer Mitglieder vergrößern, daher auch bald wieder zum Abfalle zu verleiten sind, da oft auch ihre feile Gewinn- und Ehrsucht oder ihre sklavische Ergebenheit gegen Anderer Auctorität, so wie alle ihre geistlichen und sittlichen Gebrechen, die den Übertritt vermittelten, recht deutlich mit den unausbleiblichen Folgen hervortreten und da sie nicht selten die, in deren Gemeinschaft sie früher lebten, mit unchristlichem und glühendem Hasse verfolgen und dadurch den Geist ihrer neuen Gesellschaft selbst in ein höchst zweideutiges Licht stellen. 2.

Proserpina (bei den Griechen Persephone), Tochter des Jupiter und der Ceres, ward einst (nach Homer), als sie mit den Töchtern des Oceans auf einer Wiese Blumen pflückte, vorzüglich durch eine hundertfältig blühende Narcisse entzückt, welche die Erde auf Befehl Jupiter's hervorsprießen ließ. Als sie aber die Hände ausstreckte, um die schön duftende Blume zu pflücken, da erbebte die Erde und Pluto, der König der Unterwelt, hob die vergebens sich Sträubende auf seinen mit schwarzen Rossen bespannten Wagen. Keiner der Götter noch Menschen hörte ihr Flehen, nur Hekate und der Sonnengott sahen ihren Raub, von welchen die zürnende Mutter den Aufenthalt ihrer Tochter erfuhr. Da verbarg sie sich voll Kummer und die Welt traf Unfruchtbarkeit, bis ihr endlich Jupiter die Rückkehr der P. bewilligte, wenn sie von der Kost in Pluto's Reiche noch unberührt sei. Doch P. hatte dem Reize nicht widerstanden, aus einem Granatapfel einige Körner zu verzehren, d. h. sie war dem Pluto vermählt, und konnte keine Rückkehr hoffen. Sie beherrschte mit Pluto gemeinschaftlich das Reich der Unterwelt. Nur mit Mühe erlangte die mächtige Ceres, daß sie nur einen Theil des Jahres beim Pluto verweilte, den andern aber bei ihr auf der Oberwelt des himmlischen Lichtes genoß. Ihr Charakter erscheint kalt, fast gefühllos; nur die Leier des Orpheus und die Schönheit des Adonis vermochten ihr Thränen der Rührung zu entlocken. Sie blieb kinderlos; doch Spätere lassen sie vom Hermes 3 Kinder gebären und mit dem Zeus, der sich in Schlangengestalt ihr näherte, den Dionysos Zagrius erzeugen. Ihre Beinamen waren: die Jungfrau, Leukippos (Weißroß), weil sie mit weißen Rossen aus der Unterwelt in den Olymp gestiegen war, Mutter der Eumeniden und des Ebuleus, die Gespielin der Horen und Königin der Schatten. Nach Virgil schneidet sie selbst den Sterbenden die Locke ab, die ihr geweiht ward. Hauptgegenden ihrer Verehrung waren Sicilien und Großgriechenland, auch Lokris und Megalopolis; vorzüglich geweiht war ihr die Wiese Enna und die Quelle Cyane. In Rom und Megalopolis hatte sie mit der Ceres einen Tempel gemeinschaftlich,

welchen Männer nur einmal des Jahres betreten durften. Durch die ganze Dichtung schimmern die Begriffe von der geheimnißvollen Entwickelung des Keims im Schoße der Erde und von dem innern verborgenen Leben der Natur. Daher galt sie auch in den Mysterien, in welchen sie mit der Ceres zugleich verehrt wurde, als Symbol des Todes, aber auch der Unsterblichkeit, überhaupt des Übergangs irdischer Formen vom Sein zum Werden und Vergehen. Man opferte ihr, als Königin der Unterwelt, schwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuse und der Winter waren ihr heilig. Pirithous und Theseus (s. d. Artt.) suchten sie einst zu entführen, mußten aber hart für ihre Frevelthat büßen. Oft wird sie mit der Hekate verwechselt. — Auf Abbildungen erscheint sie ernst und strenge, öfters mit ihrem Gemahle auf einem Throne sitzend und ein doppelspitzes Schwert in der Hand. Im Museum Pio-Clementinum befindet sich eine ganze Figur und ein Kopf derselben. Auf Münzen wird sie mit Ähren bekränzt dargestellt. S. Gerhard, „Venus Proserpina illustrata" (Fiesole 1826). 11.

Prosodie (griech. προσῳδία) bezeichnete früher die Tonsetzung oder Betonung der Wörter (Accentuation), wurde aber von den späteren Grammatikern als Bezeichnung der quantativen Geltung der Sylben in der Poesie gebraucht, und diese Bedeutung hat es auch jetzt noch. Die Lehre von dieser Sylbengeltung zur Erklärung des Mechanismus der Gedichte und zur Anwendung desselben heißt Prosodik und wird gewöhnlich als Theil der Grammatik betrachtet und in den Grammatiken früherhin als Anhang, jetzt richtiger in der Formenlehre mit abgehandelt. Die Sylbenmessung der antiken Poesie ist sehr einfach; dort erscheinen die Sylben im Gebrauche nur in zweifacher Natur; sie sind entweder kurz (zu deren Aussprechung man nur einen Zeittheil, Mora, braucht), oder lang (zu deren Hervorbringung zwei Zeittheile erforderlich sind, also – gleich ⏑⏑); an sich können auch Sylben beides Maß zulassen. Lang (longae, bezeichnet durch –) sind Sylben entweder von Natur und zwar, wenn ihr Vocal in der Aussprache gedehnt wird, oder wenn sie einen Diphthongen in sich haben, oder durch die Stellung der Vocale vor gewissen Consonantenverbindungen (Position), z. B. wenn auf einen Vocal zwei Consonanten oder ein Doppelconsonant (x, z) folgen; doch macht davon die Verbindung einer muta mit einer liquida (z. B. bl, kr &c.) eine Ausnahme, in welchem Falle wenigstens die Sylbe nicht lang werden muß, und überhaupt gilt für die lateinische Poesie diese Bestimmung nicht allenthalben. Kurz (breves, bezeichnet durch ⏑) sind dann alle Sylben, welche in jener Regel nicht inbegriffen sind, wenigstens die, deren Vocal ε und ο ist, wogegen die mit α, ι und υ als Vocale von unbestimmter (schwankender, zweizeitiger) Geltung (ancipites, bezeichnet durch ⏓) nach dem Gebrauche bestimmt werden müssen. In der griechischen Sprache ist der Accent häufig das Erkennungsmittel, ob solche Sylben von Natur kurz oder lang sind; im Lateinischen dagegen, wo keine Accente gesetzt zu werden pflegen, muß die Beobachtung des dichterischen Gebrauchs die wahre Geltung lehren, wozu es vortheilhaft ist, einzelne Verse dem Gedächtnisse einzuprägen. Von jenen Regeln aber, die vollständig hier aufzuführen nicht möglich ist, erlaubten sich die Dichter scheinbar nicht selten Ausnahmen, wenn man nämlich so sagen darf, da man aus ihrem Gebrauche erst die Regeln selbst abstrahirt hat; denn an einzelnen Stellen, wo das Versmaß, nach dem die Gedichte gemacht waren, eine lange Sylbe erforderte, steht bisweilen eine kurze. Allein dieß pflegt nur da zu geschehen, wo des Versabschnittes (Versfußes) Hebung (Arsis) ist, so daß der Versaccent hier der Sylbe eine Geltung gibt, welche sie von Natur nicht hat. Eben so scheinen von Natur lange Sylben kurz gebraucht, was die griechischen Dichter da dürfen, wo auf die vocalisch ausgehende lange Sylbe wieder eine mit einem Vocale anfangende folgt. Überhaupt aber muß noch bemerkt werden, daß nicht allein das Zeitalter mehrere Verschiedenheiten in die P. brachte, indem die späteren Dichter um Vieles

genauer und ängstlicher maßen, als die älteren; sondern auch, daß die Verschiedenheit der Dichtungsart selbst nicht geringen Einfluß auf dieselbe hatte. Wie groß ist nicht z. B. der Unterschied zwischen dem der ionischen Epopöe angehörenden Hexameter und dem im attischen Drama angewendeten Senarius (jambischen Trimeter)! Dort Freiheit des Dichters als in der altionischen dem gewöhnlichen Gebrauche entfremdeten Sprache; hier Gebundenheit durch die wirkliche Aussprache des Volkes, aus dessen Kreise die Sprache genommen war. Und im Drama selbst, welcher Unterschied zwischen Komödie (dem gemeinen Leben angehörend) und der Tragödie und in der letztern wieder in den einzelnen Theilen, im Dialoge und Chore; denn der Chor näherte sich hinsichtlich der P. schon mehr der epischen Freiheit, weil in ihm die Sprache dorisch ist, also damals nicht mehr gesprochen wurde. Auch die römische Poesie kennt hierin mehrere Perioden. Wie ganz anders gemessen erscheinen hier z. B. im Hexameter die Verse des Ennius und die der Dichter des goldnen Zeitalters römischer Literatur! — Die P. der deutschen Sprache war lange keinen Bestimmungen unterworfen, weil nach der Weise deutscher Poesie die Sylben des Verses nicht gemessen, sondern gezählt wurden und er daneben seine Hauptmerkmale früher in der Alliteration und der Assonanz, später im Reime hatte, welches auch von der P. der romanischen Sprachen gilt. Nachmals, als man anfing antike Versmaße in der Muttersprache nachzuahmen, besonders Ramler die horazische Ode und Klopstock den Hexameter, da mußte man auch, sollte der Versuch Werth haben und sich hinsichtlich der Gebundenheit an seine Muster anschließen, die Sylben nach ihrem Gehalte zu bestimmen suchen. Moritz („Versuch einer deutschen Prosodie", Berl. 1786) begann die Bahn zu brechen: er maß die Sylben nach ihrem innern Gehalte, so daß Sylben, welche Grundbegriffe enthielten, ein längeres Maß bekamen, als Ableitungs- und Bildungssylben. Nach ihm erkannte schon Voß, daß mit diesem innern Grunde nicht auszukommen sei, und in der „Zeitmessung der deutschen Sprache" (Königsb. 1802) ließ er nach richtiger Bemerkung die Bestimmung der Quantität nicht allein nach dem inneren Werthe, sondern auch nach äußeren Gründen machen; er statuirte daher z. B. schon eine Position. Man hatte aber bis jetzt nach dem Vorgange der alten Grammatiker nur zwei mögliche Quantitäten gekannt, nämlich entweder Kürzen oder Längen, welche als aus zwei Kürzen bestehend angesehen wurden; Apel aber, der Schöpfer der richtigen, nach musikalischen Gründen bestimmten Rhythmustheorie, zeigte, daß Sylben als blos lang und als blos kurz anzunehmen zu einseitig sei, und lehrte an musikalisch gemessenen Metren, daß kürzer als kurz und länger als lang Quantitätsbestimmungen wären, welche selbst das Ohr angäbe. Längen enthielten ihm alle Grundbegriffe (krank) und diese waren ihm länger als die formal langen Bildungssylben, wie heit, keit ꝛc.; also Krankheit wäre nicht zu messen — —, sondern 𝅗𝅥 ♩; Bildungssylben ohne formale Länge sind ihm kurz, z. B. kennen, kürzer die Ableitungssylben an sich, z. B. bekennen, welches Wort nicht wie gewöhnlich ⏑ – ⏑, sondern ♬ ♩ ♪ gemessen werden müsse. Hierin finden beide Ansichten, sowohl das Materielle, als auch das Formale der Sylbengeltung bei der P. zu berücksichtigen, eine vereinigende Vermittelung und es haben sich bereits ziemlich feste Regeln gebildet, die bei mehr Beobachtung von Seiten der Praktiker einst zu einer bestimmten deutschen P. werden können. Es mag, da das Ganze des Apel'schen Systems hier nicht angegeben werden kann, nur als Andeutung dienen, wie man früher einseitig die P. ohne Rhythmus, den Rhythmus ohne musikalische Bestimmungen betrachten wollte (was selbst Hermann und Böckh noch lange versuchten) und dann, wie so der Vorwurf abgelehnt wird, die deutsche Sprache habe gar keine P. 6.

Prosopopöie, s. Personification.

Prosper (Tyro), von seinem Vaterlande, Aquitanien, Aquitanus benannt, als Chronist und Parteigänger Augustin's im V. Jahrh. bekannt, war, wie man

erzählt, früher Soldat, wurde später Geheimschreiber des Papstes Leo I. und starb um 463. Es sind von ihm mehrere Briefe an Augustin und einige Streitschriften gegen Cassianus vorhanden; sein Hauptwerk aber ist das „Chronicon a mundi ortu usque ad annum 455". Gesammtausgaben seiner Werke erschienen zu Lyon 1539 Fol., Köln 1565 in 4., Löwen 1566 in 4., Douay 1577 in 8., Köln 1609 und 1618 in 8. und Lyon 1639. 77.

Prospect, lat. prospectus, die Fernsicht, Aussicht, Ansicht, kommt im wirklichen Sinne nur in der Malerei vor, besonders bei Gegenständen der leblosen Natur, Landschaften und Städten; in der Wissenschaft auch von kurzen Abrissen und Entwürfen, wo er dann mehr den Überblick oder Inbegriff derselben ohne vollständige Genauigkeit angibt. Statt dessen gebraucht man in diesem Sinne oft auch Conspect oder Übersicht. Außerdem heißt auch der gedruckte oder auch bisweilen geschriebene Plan von einem Werke P., der zur Ansicht und Ankündigung für die Subscribenten und Interessenten dient. 84.

Prosthēsis nennt man in der Grammatik die Veränderung eines Wortes durch Anfügung am Anfange; Paragōge aber durch Hinzusetzung am Ende desselben. 9.

Protagŏras, s. Sophisten.

Protector, ein Beschützer, Schirmherr, daher auch Gönner. Diesen Ausdruck legte sich vorzüglich Cromwell und Napoleon als Beschützer des Rheinbundes bei. Bei den Römern wurden die Soldaten der Leibwache auch Protectores genannt. 35.

Protesilāos, ein griechischer Held, hieß eigentlich Jolaus, erhielt aber den Namen P. (πρῶτος τοῦ λαοῦ), weil er bei der Landung der Griechen vor Troja der Erste war, der ans Land sprang und, wie man erzählt, auch zuerst ermordet wurde. Er war ein Sohn des Iphiklus und der Diomedea. Durch die Bitten seiner Gemahlin, Laomedea, der Tochter des Akastus, ließen sich die Götter bewegen, P. auf 3 Stunden der Fesseln des Todtenreichs zu entledigen. Während dieser Zeit fertigte sich Laomedea ein Bildniß von ihm, das aber von ihrem Vater, als er es in ihrem Bette fand, in einen Scheiterhaufen geworfen wurde. Laomedea, darüber ganz trostlos, stürzte sich in die Flamme nach. Die Griechen verehrten P. als Heros und in den Städten Eläus, wo sein Grabmal war, und Abydus waren ihm berühmte Tempel geweiht. 77.

Protest ist die von einer Gerichtsperson oder einem öffentlichen Notar ausgestellte Schrift über die vorgenommene Protestation. Der P. soll enthalten: den Namen des Requirenten und rücksichtlich der Zeugen Zeit und Stunde, ingleichen Ort der Verhandlung, nebst genauer Angabe der letztern selbst, mit den vollen Namen der Betheiligten, endlich die Unterzeichnung und Besiegelung vom Aussteller. Der P. dient zur Bescheinigung der erfolgten Protestation. Bei Wechseln erhält der Präsentant dadurch den Beweis, daß er seine Schuldigkeit im Einmahnen gethan, die Acceptation oder Zahlung aber dennoch nicht erlangt habe, und bahnt sich dadurch den Weg zum Regreß an seine Vordermänner. Contraprotest, Gegenprotest, ist derjenige P., welchen der des Regresses halber Angegangene in dem Falle, da er glaubt, daß ihm irgend wo zu viel geschehen sei, aufnehmen läßt, um nicht eine ihm nachtheilige Vermuthung zuzugeben. 3.

Protestant, Protestantismus (von protestari, bezeugen, öffentlich behaupten und bestätigen). Nach Luther's Abreise von Worms im Jahre 1521 erschien auf Befehl des deutschen Kaisers ein vom päpstlichen Legaten Alexander verfaßtes Edict, welches jenen Reformator und seine Lehre in den härtesten Ausdrücken verdammte und beider Vernichtung unter strengen Drohworten anbefahl. Auf die Ausführung dieses wormser Edicts, mit dem es Karl V. selbst kein rechter Ernst gewesen zu sein scheint, hatte man immer von Seiten der römisch-katholischen

Stände gedrungen, wiewohl vergebens, da solchen gewaltsamen Maßregeln gegen die Evangelischen die äußere Gewalt fehlte, wie sehr sich auch katholische Fürsten in geheimen und bekannt gewordenen Bündnissen zur Unterdrückung ihrer Todfeinde abmüheten. Das Letztere hatten die Katholiken auf einem Congresse zu Dessau (1525) gethan, denen gegenüber den 4. Mai 1526 die Evangelischen in Torgau sich verbündeten. Im hierauf folgenden Reichstagsbeschlusse zu Speier vom 27. Aug. 1526 ward endlich die Vollziehung des wormser Edicts eines Jeden Gewissen und, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne, überlassen. Unterdessen, zumal da Karl V. noch in Italien hinreichend beschäftigt blieb, befestigte sich im Innern und nach Außen die Reformation immer kräftiger und die ihr feindlichen Reichsfürsten sannen auf neue Pläne (1527), die noch zeitig genug durch Otto von Pack, den hessischen Landgrafen, verrathen wurden. Die Tendenz dieser geheimen Machinationen, obgleich ihr Dasein vom sächsischen Herzoge Georg gänzlich abgeläugnet wurde, erzeugte natürlich in den zum Opfer ausersehenen Gegnern den heftigsten Unwillen, mit dem sie zuvörderst ein Bündniß den 9. März 1528 zu Weimar abschlossen und im folgenden Jahre auf dem neuen Reichstage zu Speier (im März 1529) sich einfanden. Hier handelte es sich auf der einen Seite um strenge Befolgung des wormser Edicts, auf der andern um Erlangung der freien Religionsübung und bald war es den zahlreichen Katholiken gelungen, einen Beschluß im erstern Sinne und einen Befehl für die allgemeine Wiedereinführung der Messe und gegen jede Neuerung in Religionssachen durchzusetzen. Vergebens gaben die evangelischen Stände, denen hierdurch alle Bemühungen der Reformatoren mit den bereits geernteten Früchten verkümmert wurden, eine Gegenerklärung ein; man forderte von ihnen, sich unbedingt nach der Stimmenmehrheit zu richten (den 19. April). Da übergaben sie Tags darauf (den 20. April) dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, und den kaiserlichen Commissarien gegen diesen Reichstagsbeschluß eine förmliche Protestation, in der sie erklärten, daß sie die bis auf eine allgemeine Kirchenversammlung schon oftmals zugestandene Freiheit der Religionsübung behaupten und sich in Sachen, welche das Heil der Seelen und die ewige Seligkeit betreffen, nicht nach der bloßen Stimmenmehrheit ihrer Gegner richten würden. Diese Protestation unterzeichneten: Johann, Churfürst von Sachsen, Philipp, Landgraf von Hessen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernst und Franz, Herzöge von Lüneburg, Wolfgang, Fürst von Anhalt, und die Abgeordneten der 14 Reichsstädte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Memmingen, Lindau, Kempten, Reutlingen, Heilbronn, Isny, Nördlingen, St. Gallen, Windsheim und Weißenburg. Von den katholischen Abgesandten wurde aber die genannte Gegenerklärung in den Reichstagsabschied nicht aufgenommen, sondern trotz aller Vermittelungsversuche einiger besonnener Fürsten, wie des Herzogs Heinrich von Braunschweig und des Markgrafen Philipp von Baden, beharrlich die Forderung erneuert, daß sich sämmtliche Mitglieder in den Beschluß der Mehrheit unbedingt fügen sollten. Auf solche Weise abgewiesen vereinigten sich die evangelischen Stände noch vor ihrer Abreise in einer Appellation an den Kaiser Karl V., die mit der Protestation gleichen Inhalt und Zweck hatte. Am 12. Sept. 1529 wurde sie demselben zu Piacenza in Italien überreicht, worauf eine ungünstige Antwort erfolgte, zumal da ihm auch gemeldet worden war, daß man die verlangte Hülfe gegen die Türken, die inzwischen durch Ungarn bis Wien vordrangen, abgeschlagen hatte. Er ließ die evangelischen Gesandten, die seinem persönlichen Befehle zu Gunsten des speierischen Reichstagsabschiedes widersprachen, sogar ins Gefängniß nach Parma abführen und daselbst bis zum 30. Oct. 1529 festhalten. Seit dieser Zeit hießen nun die Lutheraner und Reformirten so wie alle kirchlichen Parteien, die aus ihnen hervorgingen und in den obersten Grundsätzen des Glaubens mit jenen übereinstimm-

ten, Protestanten und die Ersteren behaupteten diesen Namen thatsächlich schon im nächsten Jahre auf dem Reichstage zu Augsburg (s. Glaubensbekenntniß). Demnach besteht das Wesen des Protestantismus in dem consequenten Widerspruche gegen jede menschliche Auctorität in Sachen des Glaubens und in der gewissenhaften und beharrlichen Annahme einer doppelten Quelle desselben, der heil. Schrift und der Vernunft, welche alle ihnen fremde Machtsprüche ausschließen. Hat man auch in neuerer Zeit, wie in der preußischen Verordnung vom Juni 1817, jenen Namen, theils weil er ursprünglich nicht alle Gegner des Katholicismus traf, theils weil man sich der entgegengesetzten Partei mit Schonung zu nähern wünschte, nur allzubedächtig vermieden, so darf man ihn doch nicht für veraltet erklären, da er an ein folgewichtiges Ereigniß aus dem Reformationszeitalter erinnert und einen wesentlichen Grundzug der Kirche bezeichnet, in der man unablässig bemüht ist, das Christenthum in seiner unverfälschten Reinheit wiederherzustellen und zu erhalten. — Vergl. Joh. Joachim Müller, „Historie von der evangelischen Stände Protestation und Appellation ꝛc." (Jena 1705. 4.); J. G. Rosenmüller, „Warum nennen wir uns Protestanten?" (Leipz. 1790. 8.); J. A. H. Tittmann, „Die Protestation der evangel. Stände zu Speier" (Leipz. 1829). 2.

Protestation ist der feierliche Widerspruch, dann die Erklärung, daß wir unsere Rechte, im Falle der Anschein vielleicht wider uns sein könnte, nicht wollen aufgegeben haben, so wie endlich der ausgesprochene Vorbehalt selbst. Die P. kann als bloßer Vorbehalt des Bestehenden nichts Neues hervorbringen, also an sich auch keine Unterbrechung des Laufes der Verjährung bewirken. Diese würde z. B. bei Wechseln, wenn solche nicht vor Ablauf der Verjährung der Klage halber vor Gericht vorgebracht würden, ungeachtet der vorhandenen Proteste doch eintreten. Man bedient sich der Protestationen in allen Fällen, wenn aus unserm Stillschweigen oder einer Unterlassung eine uns nachtheilige Vermuthung entstehen könnte, zum Beweise, daß wir uns gleich anfangs entgegengesetzt haben oder unsere Verpflichtungen zu erfüllen bereit gewesen sind; dann in den Fällen, wo wir die Gesetzmäßigkeit einer uns benachtheiligenden Handlung nicht anerkennen wollen. Daher die P. dessen, welcher irgend einer äußern Gewalt hat weichen müssen (wie der aus dem Besitze Vertriebene gegen den Usurpator), daß er sich seine Rechte dagegen verwahrt haben wolle. In Handelsgeschäften ist besonders die P. erforderlich zur Erhaltung des Regresses bei den in die dritte und weitere Hand gekommenen Wechseln, wenn der Bezogene die Acceptation versagt oder der Schuldner die Zahlung nicht leistet, worunter der Fall, daß dieselben nicht zu treffen sind, mit inbegriffen ist. In beiden Fällen hat der letzte Inhaber die Acceptation sowohl als die Zahlung gehörigen Orts zu suchen und, wenn die eine oder die andere derselben nicht zu erlangen ist, sich und seinen Vordermännern ihre Rechte vorzubehalten (s. Protest). 3.

Proteus, Sohn des Oceanus und der Tethys, ein berühmter wahrsagender Meergott, dem die Kraft verliehen war, sich in verschiedenen Gestalten, in Feuer, Wasser, Thiere, Pflanzen ꝛc., zu verwandeln und nur denen, die unter jeder Verwandlung ihn mit starken Armen festhielten, nachzugeben. Er weidete die Robben (Seekälber) Poseidon's im ägäischen Meere und erschien zuweilen auf der wüsten Insel Pharos unfern der westlichen Nilmündung, bald auf der entgegengesetzten Seite des mittelländischen Meeres, zwischen Kreta und Rhodos, wo er sich mit seinen Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Menelaos traf ihn auf der Insel Pharos und durch den Rath der Tochter desselben, Eidothea, zwang er ihn zum Wahrsagen (vgl. Hom. Odyss. 4, 384). Die orphischen Allegoristen nahmen ihn als Symbol der Urkraft, welche allem Werdenden Formen gab. Spätere machen ihn zu einem Könige aus den Zeiten des trojanischen Kriegs, der durch Veränderung seines Schmuckes und seiner Kleidung oder durch sonstige Künste allerlei Gestalten anzu-

nehmen wußte. Virgil und Andere stellen den P. als einen vergötterten Tausendkünstler aus Pallene dar. Seine Gemahlin war Psamathe, mit welcher er mehrere Kinder erzeugte. Zwei derselben, Polygonus und Telegonus, kränkten ihn durch ihre Ruchlosigkeit so, daß er von Pallene unter dem Meere hin nach Ägypten auswanderte; sie wurden vom Hercules getödtet, als sie ihn zu einem Wettkampfe aufforderten. Nach dieser Mythe vom P. nennt man jeden Menschen, der durch List und Schlauheit verschiedene Charaktere und Namen anzunehmen weiß, einen Proteus. 11.

Protogĕnes ein berühmter griechischer Maler, blühte um das Jahr 336 vor Chr. (112. Olymp.) und lebte zu Rhodus, seiner wahrscheinlichen Vaterstadt, obwohl Andere Karien und Lycien als sein Geburtsland angeben. Ohne Ruf brachte er bis in sein 50. Jahr sein Leben nur kümmerlich mit Schiffsmalerei hin, bis ihm Apelles durch sein gewichtiges Lob die verdiente Anerkennung verschaffte. Naturtreue und sorgfältige Ausführung scheint sein Hauptverdienst gewesen zu sein, obwohl er in diesem Bestreben bisweilen zu weit ging, so daß Apelles bemerkte, P. wisse nicht zur rechten Zeit aufzuhören. Als das berühmteste Gemälde dieses Meisters wird das Bild des „Jalysus" genannt, einer Person, über deren Individualität man nicht im Klaren ist. P. brauchte 7 Jahre zur Vollendung dieses Gemäldes und erwarb sich dadurch die Bewunderung des Apelles sowohl, wie aller seiner Zeitgenossen. Dieses Stück kam später nach Rom in den Tempel des Friedens, wo es unter Commodus ein Raub der Flammen wurde. Außerdem wird noch ein Satyr als vorzüglich angeführt. Nach Suidas hat er auch 2 Bücher über die Malerei geschrieben. 36.

Protokoll, lat. commentarius actorum; franz. procès-verbal; engl. protocol, ist eine von einer besonders dazu verpflichteten Person, z. B. Registrator, Notar, Protokollant, über eine Verhandlung, die vor ihr vorgegangen ist, an Ort und Stelle aufgenommene Schrift. Das Protokoll soll enthalten: die genaue Angabe der Zeit und des Ortes der Verhandlung und die Beschreibung dessen, was vorgegangen ist, im erzählenden Tone. Sind Aussagen der Parteien oder Beschuldigten aufzunehmen, so sind die eigentlichen Worte derselben möglichst treu wieder zu geben. Das P. ist beim Schlusse deutlich und vernehmlich, nicht etwa in der Abkürzung, vorzulesen und, daß dieß geschehen sei, am Schlusse zu bemerken und endlich vom Protokollanten mit vollem Vor- und Zunamen nebst Beisetzung seines Charakters zu unterschreiben. Ein von dem dazu Verpflichteten richtig abgefaßtes P. hat so viel Glauben, daß der Betheiligte zum Abschwören von dem, was darin enthalten, nicht gelassen wird. Unter P. versteht man 2) das zur Aufnahme mehrerer zusammengehörigen Protokolle bestimmte Actenheft, 3) bildlich ein kleineres Actenstück. 3.

Protoplasten (zuerst gebildet), Urmenschen, heißen Adam und Eva als die nach der biblischen Erzählung zuerst geschaffenen Menschen. 77.

Protze. Um die Laffeten der Kanonen und Haubitzen als 4räderige Fahrzeuge bewegen zu können, dient ein Vorderwagen, welcher den Namen: „Protze" führt. Die Protzen der Feldgeschütze sind sämmtlich mit einem Kasten (Protzkasten) versehen, welcher dazu bestimmt ist, neben einigem Geschütz-Zubehör die für den ersten Bedarf nöthige Munition aufzunehmen; man nennt sie daher: Kastenprotzen. Die Belagerungs- und Festungsgeschütze sind an und für sich so schwer, daß eine vermehrte Beladung der P. vermieden werden muß, und da es ohnehin nicht nothwendig ist, die Munition unmittelbar bei diesen Geschützen mitzuführen, so erhalten die Protzen derselben keine Kasten und heißen daher zum Unterschiede Sattelprotzen. Ein Haupterforderniß der Protzen und namentlich der Kastenprotzen ist, daß sie sich leicht und sicher mit der Laffete verbinden lassen und eben so leicht wieder von ihr getrennt werden können. Ein Geschütz aufprotzen heißt hiernach:

die Laffete mit der Protze verbinden, abprotzen dagegen: dieselbe von der Protze trennen. Diese Verbindung wird mittelst des in dem Schwanzriegel der Laffete angebrachten, nach der Mitte desselben trichterförmig zulaufenden Protzloches und des auf dem Protzsattel stehenden Protznagels bewirkt. Dem Abspringen der Laffete von dem Protznagel beim schnellen Fahren und bei dem Bewegen auf unebenem Boden wird durch die Protzkette vorgebeugt, deren Knebel in den Protzring eingelegt wird, welcher in einem beweglichen Kloben auf dem Schwanzriegel der Laffete angebracht ist. Die Protzkette ist auf der Mittelsteife befestigt, einem Stücke Holz, welches zwischen den nach hinten verlängerten Protzarmen, die den Protzsattel tragen, von der Mittelachse bis zum Protzsattel reicht. Um schwere Geschützröhre auf große Entfernungen fortzubringen, bedient man sich einer besondern Art Fahrzeuge, der **Sattelwagen**, deren Haupteinrichtung darin besteht, daß auf dem Untergestelle derselben, aus 2 starken Bäumen, welche durch Riegel und Bolzen in einem bestimmten Abstande verbunden werden, ein Sattel gebildet wird, auf dem das Rohr liegt. 61.

Provence, s. Frankreich.

Provençalische Sprache und Literatur. Unter den aus einer regellosen Vermischung des Lateinischen und der germanischen Sprachen entstandenen Mundarten der Völker Südeuropas erhob sich zuerst das Provençalische zu einer höheren Stufe der Ausbildung und verbreitete sich so unaufhaltsam schnell, daß es die Sprache des ganzen gebildeten Europa werden zu wollen schien. Tausende von Dichtern sangen fast zu gleicher Zeit in dieser Sprache und dienten den Dichtern anderer Länder, selbst der nordischen, als Muster. Eben so schnell, als er entstanden war, verschwand aber auch dieser flüchtige Glanz und sogar die liebliche Sprache sank zum Patois herab. Der hohe Ruf der provençalischen Dichter und der schnelle Verfall ihrer Sprache, sagt Simonde de Sismondi, sind zwei gleich auffallende Erscheinungen in der Culturgeschichte des menschlichen Geistes. Die Literatur, die allen andern zum Muster gedient und die dennoch unter den tausenden von lieblichen Poesien nicht ein einziges Meisterwerk, nicht ein einziges Werk des Genies, dessen Name zur Unsterblichkeit gelangt wäre, hervorgebracht hat, ist um so würdiger, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, als sie ganz das Werk der Zeit und nicht der Individuen ist; sie enthüllt uns die Empfindungen, die Phantasie, den Geist der modernen Nationen in ihrem Entstehen; was in allen war, was aller Orten war, und nicht, was ein seiner Zeit überlegenes Genie einem Einzelnen einhauchen konnte. Unter der Herrschaft der Berengare, welche nach dem Erlöschen des regierenden Fürstenstammes der Grafen von Arles (1100) die Provence ererbten, vergrößerte sich das Land, welches eines ungestörten Friedens genoß, so sehr, daß man das ganze südliche Frankreich und einen Theil von Spanien (Catalonien) Provence (Provincia St. Aegidii, Province de St. Gilles) und seine Bewohner Provençalen (Provinciales, Provençaux) nannte. In dieser ruhigen Zeit entwickelte sich unbemerkt im Königreiche Arles das Romanischprovençale und trat bald als Schriftsprache an die Stelle des Lateinischen. Man nannte die neuentstandene Sprache die romanische (lingua romana) und sie wurde nach dem Zeugnisse des Dichters Ramon Vidal in Limousin, Provence, Auvergne und Quercy am reinsten gesprochen. Der Ursprung der provençalischen Poesie ist sicher im Volke zu suchen und die Erfindung und der Vortrag zu einem Instrumente bestanden anfangs neben einander; die Dichter waren Troubadours (Sänger) und Jongleurs (Spielleute) zugleich. Diese Volkspoesie erhielt jedoch erst ihre kunstmäßige Ausbildung, als sich der Adel ihrer bemächtigte und sie in feste Formen, die man den Arabern in Spanien entlehnt zu haben scheint, regelte; keinem Zweifel wenigstens ist es unterworfen, daß der Reim aus der arabischen Poesie in die provençalische und durch diese in die der andern europäischen Völker übergegangen ist. Dieser

Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische ist aus dem Kriege Alfons' VI. von Castilien gegen die Mauren von Toledo (1085), an welchem eine große Anzahl tapferer Ritter aus der Provence Theil nahmen, leicht erklärbar, wenn auch nicht die Form und der Inhalt des provençalischen Gesanges darauf hindeuteten. Der Geschmack an abenteuerlichen Erzählungen galanten Inhalts und an ethischen Dichtungen hat, wie bekannt, von jeher bei den Arabern geherrscht und denselben finden wir in allen Werken der Provençalen wieder. Ein anderes für die Ausbildung des provençalischen Gesanges wichtiges Ereigniß waren die Kreuzzüge; ein frommer Taumel hatte sich des ganzen Westens bemächtigt, und so lange dieser andauerte, wurden Kreuzlieder aus dem Munde der Troubadours häufiger und schöner gehört, als irgend andere Gesänge. Ein eben so starkes Mittel zur Begeisterung, wie der Kampf für Gott, war die Huldigung der Frauen. Jeder Ritter zollte einer Dame seine Verehrung, sie war sein Kampfgeschrei, ihre Farbe trug er an Waffen und Kleidern und bekannte sich öffentlich zu ihrem Sklaven, den Preis ihrer Schönheit in Schimpf und Ernst behauptend. Die Damen mochten dieß gern sehen und dulden, obschon das Verhältniß nicht immer sehr platonisch blieb, sondern auch manchmal ziemlich materiell wurde und die Sänger in ihren Liedern nicht selten genossene Vertraulichkeiten, die nicht immer als die züchtigsten gelten können, ausplauderten. Da es keiner weiteren Studien für die Poesie der Troubadours bedurfte, so wuchs ihre Zahl bald ins Unendliche; es gab bald keinen Fürsten, keinen Edlen, keinen Liebenden mehr, der nicht geglaubt hätte, mit dem Ruhme der Tapferkeit und der Galanterie den Ruhm der zarten Liederreime verbinden zu müssen. Wie wenig Kenntnisse die Poesie der Troubadours voraussetzte, geht schon daraus hervor, daß nicht die geringste Anspielung auf die Geschichte oder Mythologie, nirgends eine von fremden Sitten entlehnte Vergleichung, eine Erinnerung an die Wissenschaften oder irgend etwas, was man in der Schule lehrte, sich in den einfachen Erguß des Gefühls mischt. Man darf deßwegen aber auch bei ihnen nicht Tiefe, nicht Geist, nicht diese moderne Erfindung suchen, die einige Gedanken durch geschickte Gegensätze und glückliche Lichtreflexe hervorhebt. Sie waren noch zu jugendlich, hatten noch zu wenig gesehn, zu wenig erörtert, zu wenig verglichen, als daß das Reich der Gedanken ihnen angehören konnte; es kann bei ihnen kaum von Erfindung die Rede sein in einem so beschränkten Felde und in Versen, die nicht über zwei Gefühle hinausgingen. Ihr ganzes Verdienst besteht in einer gewissen Harmonie, in einer gewissen Naivetät des Ausdruckes, die nicht mehr ganz gefühlt, viel weniger wiedergegeben werden können. Die provençalische Poesie ist fast ausschließend lyrisch, obschon wir auch einige Novellen, Romane und didaktische Gedichte finden, von denen weiter unten die Rede sein wird. Die Provençalen selbst unterschieden sich in Troubadours (von trobaire, erfinden, dichten) und in Jongleurs (joglar, von dem latein. joculator, Spieler, Spaßmacher); die ersteren waren also die Begabteren, welche die Lieder erfanden, sie mochten nun um Lohn singen oder nicht, und konnten jeden Standes sein. Sang und spielte der Troubadour nicht zugleich, so hatte er einen Jongleur zur Seite, der sein Lied auf einem Instrumente begleitete. Harfe und Cyther waren die gewöhnlichsten Instrumente, doch bediente man sich auch anderer, wie aus des Jongleurs Giraud de Calanson Anweisung, was ein Troubadour und Jongleur verstehen müsse, hervorgeht. „Verstehe", sagt dieser, „gehörig zu erfinden, gehörig zu reimen, gehörig einen Wechselgesang vorzutragen, verstehe die Pauke und die Becken zu schlagen und die Musik ertönen zu lassen; verstehe kleine Kugeln mit Messern zu werfen und aufzufangen, den Gesang der Vögel nachzuahmen, mit Körben Kunststücke zu machen, (Affen) über vier Köpfe wegspringen zu lassen, die Cyther und die Laute zu spielen und mit richtigem Maß die Gigur (so hieß ein Tanz) zu tanzen. Sänger, neun Instrumente von zehn Saiten mußt du fertigen lassen;

wenn du sie gehörig spielen lernst, werden sie allen deinen Bedürfnissen abhelfen; laß auch die Leyer ertönen und die Schellen klingen ..." Doch in der Zeit, zu welcher diese Vorschrift gegeben ward, waren die Troubadours schon zu den niedrigsten Verrichtungen gezwungen und Taschenspieler und Affenführer wurden mit dem Jongleurs bezeichnet; die Würde der Kunst war dahin, der Verfall des Geschmacks riß unaufhaltsam ein und endlich verstummte der provençalische Gesang gänzlich, ohne von seinem Beginne bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts merkliche Fortschritte gemacht zu haben. Was man in den Liedern des ersten Troubadour fand, fand man auch in denen des letzten, eine Sprache, die stets dieselbe ist, eine mit Hyperbeln ganz übersäete Galanterie, eine mehr durch den Verstand als durch das Gefühl erzeugte Zärtlichkeit, Liebeslieder von stets einerlei Natur, stets Gemälde einer Schönen, die allen ähnlich sehen und nichts darstellen, stets Übertreibungen ihres Verdienstes, ihrer Geburt, ihres Charakters, stets Thränen, Ehrerbietung, Bitten, die man nicht von einander zu unterscheiden vermochte und die Überdruß erregen, satyrische Sirvente's, worin Plumpheit und Schmähung die Stelle von Neuheit und Witz vertreten, Tensons, worin die Gemeinplätze der Galanterie ohne Reiz und Feinheit abgehandelt werden; Sestinen, Retrouangen, Redonden, aus denen der Zwang des Reims den Gedanken verbannt; nie eine große poetische Schöpfung, nie eine epische oder tragische Erfindung, nie eine wahrhaft gefühlvolle Regung, nie eine völlige oder auf etwas Anderes als Beleidigung der guten Sitten gegründete Fröhlichkeit. Scheint auch dieses Urtheil ziemlich hart, so ist es doch eben so wahr und von einem Volke, das die Poesie mit großer Liebe umfaßte, das eine so wohlklingende, geschmeidige und volltönende Sprache hatte, wie wenig andere Nationen, hätte man etwas Bedeutenderes erwarten sollen. Da Alles, was nicht voranschreitet, nicht lange stille steht, sondern bald zurückgeht, so sank auch die provençalische Poesie bald zur langweiligen Reimerei herab; die Troubadours selbst trugen durch ihre schlechten Sitten und durch ihre gemeine Gewinnsucht nicht wenig zu ihrem Verfalle bei, wenn wir auch nicht von ihrer gänzlichen Unwissenheit, die sie das Höhere in der Poesie kaum ahnen ließ, sprechen wollen. Auch der Vertilgungskrieg gegen die Albigenser wirkte nachtheilig auf die Weiterbildung der fröhlichen Kunst. Der Adel, auf dessen Schlössern die Troubadours umherzogen und wo sie Unterhalt und Belohnung fanden, verarmte allmälig und so mußte auch die Kunst, welche nach Brod ging, aufhören oder ihren Unterhalt auf der Straße durch Possenreißerei suchen. Die Bemühungen einiger reich gewordenen Städte, die tiefgesunkene provençalische Poesie wieder zu erheben, blieben ohne Erfolg; so große Belohnung auch der stolze Magistrat zu Toulouse versprechen mochte, so waren doch die Mitglieder der 1323 gestifteten „überlustigen Gesellschaft" („la sobregaya companhia") nur ganz gewöhnliche Reimer, die sich ungefähr zu den wahren Troubadours verhalten, wie die deutschen Meistersänger zu den Minnesängern. Die Preise der Dichter waren goldene und silberne Blumen, daher man auch die jährlichen poetischen Wettkämpfe Blumenspiele (jeux floraux) nannte. Nach dem Muster der Gesellschaft zu Toulouse wurde 1390 die Akademie zu Barcelona (Consistorio de la gaya ciencia) gebildet, welche aber eben so erfolglos blieb. — Die Zahl der uns bekannt gewordenen Namen der Troubadours beläuft sich auf 361; die berühmtesten und bekanntesten sollen an einer andern Stelle (Art. Troubadours) genannt werden. — Betrachten wir die Formen der provençalischen Poesie, so sehen wir allenthalben das lyrische Princip vorherrschen; die meisten Gedichte wurden gesungen, nur wenige, wie Episteln, Novellen und Erzählungen, wurden declamirt oder vorgelesen; daher heißen ihre Poesien stets Gesang (chantar, chantaret, chan) oder Weise (sonet). Nach der Eintheilung der Troubadours zerfallen ihre Gedichte in zwei Hauptarten, in den Vers (vèrs) und in den Gesang (cansôs, chansôs); der Vers, bei welchem

der männliche Reim vorherrscht, bietet der Poesie ein viel weiteres Feld als der Gesang, welcher dem Liede in der neueren Literatur entspricht. Der Gesang ward nach der Regel in Strophen (coblas) abgetheilt, hatte ein Geleit (tornada, envoy) und nicht selten einen Refrain entweder am Ende oder zu Anfange, seltner in der Mitte der Strophe. Die Form des Liedes oder Liedchens (chansoneta) war die beliebteste; die Halbcanzone (micia chanso) scheint sich nur durch eine geringere Anzahl von Strophen von der Canzone unterschieden zu haben. Zu der Canzone gehören die verliebten Morgen- und Abendlieder (albas und serenas), die Entschuldigung beider Geliebten (escondigz), die Abschieds- und Entsagungslieder (comjatz), ferner die mehr der Form als dem Inhalte nach verschiedenen lyrischen Dichtungsarten: Retroensa, Sixtine, Breudoble und Descort. Die Tenzone, eine den Arabern entlehnte Form, ist ein poetischer Wettstreit (contentio) über allerlei, jedoch meist verliebte Gegenstände, worin eine aufgeworfene Frage von allen Seiten beleuchtet und am Ende ein entscheidendes Urtheil beigefügt ward. Oft wählte man zur Bestimmung dieses Urtheils eine Behörde, woraus die Liebeshöfe (cours d'amour) entstanden, wenn diese überhaupt mehr waren, als eben eine solche bei größeren Festen und Feierlichkeiten gewählte Behörde. Zu der lyrischen Gattung gehören ferner das Klaglied (planh), das wenig gepflegte religiöse Lied, so wie die Tanz- und Gesellschaftlieder (balada, dansa, ronda, solas) und das Turnierlied (torneys, garlambeys). — Die epische oder erzählende Poesie ward von den Provençalen am wenigsten angebaut; was bei ihnen Erzählung (comtes), Novelle (novas) und Roman (româns) heißt, ist oft nur ein längeres Gedicht, das der lyrischen Gattung nicht wohl beigezählt werden konnte, wie Folquet's von Lunel „Gedicht gegen die Mißbräuche der Welt" und Daude's von Prades „Anweisung die Vögel abzurichten." Die Romanze ward nur wenig versucht, häufiger die Idylle (pastoreta, pastorella), welche jedoch höchst einförmig und langweilig ist; als vorzügliche Idyllendichter nennt man Cercamons, Cadenet und Guiraut Riquier. Die Romane, welche uns aus der provençalischen Literatur bekannt sind, gehören meist dem Sagenkreise von Karl dem Großen und von Arthur und seiner Tafelrunde an und sind erst aus Nordfrankreich in die Provençe übergegangen, wodurch die Ansicht, daß die provençalische Poesie rein lyrisch gewesen sei, immer mehr Glauben für sich gewinnt. Die bekanntesten der in provençalischer Sprache nachgebildeten Romane sind: „Girart von Roussillon", der dem Anfange des XII. Jahrh. anzugehören scheint; „Fierebras" (herausgegeben von Im. Becker, Berl. 1829. 4.); „Jaufre", aus dem Fabelkreise der Tafelrunde; „Philomela", die Geschichte der Erbauung der Abtei la Grasse, in Prosa, was einen ziemlich späten Ursprung beurkundet; „Die schöne Magelona" von Bernart von Treviez gegen das Ende des XII. Jahrh.; „Rinald" und „Lancelot" wahrscheinlich von Arnaut Daniel; „Andrieus von Frankreich" von Pons de Capdueil; „Floris und Blancaflor"; „Seguin und Valensa" und „Tristan und Iseut" von Rambaut von Orange. Die „Geschichte des Albigenserkrieges", ein großes historisches Gedicht ohne poetischen Werth von Guillem von Tudela kann kaum hieher gezählt werden. Als Novellendichter könnte man nennen Peire Vidal (allegorische Erzählungen), Raimon Vidal („Das Minnegericht", „Der gestrafte Eifersüchtige"), Arnaut von Carcasses („Antiphanor", „Die Dame und der Papagei") und Lanfranc Cigala („Erzählung von zwei Rittern"). Auch findet man einige versifizirte Leben der Heiligen, die wir hier nicht näher bezeichnen mögen. Von den Fabeln der Provençalen ist uns nur eine einzige von Peire Cardinal erhalten worden. In der didaktischen Gattung der Poesie verdienten besonders die satyrischen Sirventes (sirventès) Beachtung. Liebe

und Galanterie sind von ihnen ausgeschlossen, dagegen beschäftigten sie sich mit den politischen Angelegenheiten des Vaterlandes, mit Krieg und Frieden und mit dem Sittenzustande der Zeit. „Ein Sirventes, sagt der Dichter Granet, spricht lautere Wahrheit; die Guten zu erhöhn ist seine Pflicht, nicht minder auch die Bösen zu beschämen und jeden Fehler zu rügen liegt ihm ob." Im moralischen Sirventes ist Peire Cardinal, im politischen Bertram von Born Meister. Einen bedeutenden Theil der provençalischen Literatur bilden die Episteln; sie sind entweder Liebes-, Dank- oder Freundschaftsbriefe, worin der Dichter seine Freude über erlangte Gegenliebe oder über die Gunst und den Schutz, welche ihm seine Gönner angedeihen ließen, ausdrückt, oder Lehrbriefe, worin gute Verhaltungsregeln oder Lehren über Künste und Wissenschaften vorgetragen werden, oder endlich moralische oder religiöse Briefe. Als Epistelbichter sind uns Rambaut von Vaqueiras, Arnaut von Marueil, Raimond von Miraval, Amadieu des Escas, Folquet von Marseille und Guiraut Riquier bekannt. Größere didaktische Gedichte sind „Das Brevier der Liebe" von Matfre Ermenguau, welches ein Inbegriff des gesammten Wissens seiner Zeit (1258) sein soll, „Der Schatz" von Peire von Corbian, ähnlichen Inhalts, „Die Bekehrung des Ketzers" von Izarn, gegen die Albigenser gerichtet, „Lehre über die Jagdvögel" von Daude von Prades und „Unterricht für die Spielleute" von Guiraut von Calanson und Guiraut von Cabreira. Außerdem gibt es viele kleinere didaktische Gedichte, moralische Vorschriften, Lebensregeln und Abhandlungen, die von sehr geringem Werthe sind und die wir deßwegen hier nicht anführen können. Zu den didaktischen Gedichten muß man auch zählen die Wortspiele (devinalhs), eine Art Räthsel, die Caroussels (carros), worin die Dame des Sängers als von anderen Frauen in einer Veste bestürmt und als Siegerin dargestellt wird, die Sermonen (sermòs), welche sich der Fabel annähern und die Predigten (prezicanza), durch welche zu kriegerischen Unternehmungen aufgefordert wird. Unter den wenigen geistlichen Gedichten sind die Lieder der Waldenser, das dramatisch gehaltene „Mysterium der weisen und thörichten Jungfrauen" und „Die Todtenfeier des heiligen Stephan" („Planh de sant Esteve") die bedeutendsten. — Die Cultur der schönen Prosa wurde von den Provençalen gänzlich vernachlässigt; was uns an prosaischen Werken in provençalischer Sprache übrig ist, gehört mehr in das Gebiet der Wissenschaften, als in das der schönen Literatur und ist religiösen, historischen, juristischen oder naturgeschichtlichen Inhalts. (Vergl. J. de Nostredame's „Vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux", Lyon 1575. 8.; Fr. J. M. Raynouard's „Choix des poésies originales des Troubadours", Par. 1817 sqq. 6 Voll. 8.; Rochegude's „Parnasse occitanien ou choix de poésies originales des Troubadours", Toulouse 1819. 8.; F. Diez, „Die Poesie der Troubadours", Zwickau 1826. 8. und Desselben „Leben und Werke der Troubadours", Ebend. 1829. 8.). — — Die provençalische Sprache wurde erst in der neueren Zeit kritisch bearbeitet und nach Verdienst gewürdigt; ihre Grammatik ist, wie Simonde de Sismondi versichert, regelmäßig und vollständig; die Verba hatten dieselben Beugungen, die jetzt die Verba der italienischen Sprache haben und sogar noch einige mehr (wie ein eigenes Gerundium, z. B. tout-barjan, während des Redens). Die Regelmäßigkeit ihrer Modi erlaubte die Pronomina wegzulassen und beförderte so die Schnelligkeit des Ausdrucks. Die Substantiva hatten die dieser Sprache eigenthümliche Beschaffenheit, daß sie männlich und weiblich gebraucht werden konnten (z. B. lou cap und la capa, der Kopf), und diese Beugsamkeit der Substantiven gab der Sprache etwas viel Bildlicheres, indem die leblosen Gegenstände nach dem Willen des Dichters sich in ein Geschlecht kleideten und abwechselnd etwas Männlicheres und Strenges oder etwas Sanfteres und

Sinnlicheres annahmen, dem Charakter gemäß, den man ihnen geben wollte. Die Substantive wie die Adjective bekamen auch durch die Endung alle die Modificationen, welche vergrößern oder verkleinern, Nebenideen angenehmer oder unangenehmer Art, der Verachtung, des Lächerlichen oder des Beifalls, erwecken, wie man es noch im Italienischen und Spanischen findet; während im Französischen die Diminutive lächerlich geworden, die Augmentative aber nicht bekannt sind. Die provençalische Sprache, so wie wir sie geschrieben sehn, scheint von Consonanten rauh; aber die meisten am Ende der Wörter wurden in der Aussprache übergangen. Auch wurden fast alle Diphthongen mit den beiden in eine Sylbe verbundenen Lauten ausgesprochen, was der Sprache mehr Fülle und Mark gab; viele Wörter waren bildlich und trugen selbst in ihrem Tone ihr Bild an sich; viele waren der Sprache eigenthümlich und können in jede andere nur durch Umschreibungen übertragen werden. (Vergl. Raynouard's „Grammaire de la langue des Troubadours", Paris 1817. 8.; Desselben „Grammaire comparée de la langue des Troubadours avec les autres langues de l'Europe latine", Par. 1821. 8.; A. W. v. Schlegel's „Observations sur la langue et la littérature provençales", Par. 1818. 8. und B. Adrian's „Grundzüge einer provençalischen Grammatik", Frankf. 1821. 8.). Als Probe der provençalischen Sprache und Poesie diene folgendes kleine Lied von dem Troubadour Jauffred Rudel in der Originalsprache nebst wörtlicher Übersetzung:

„Irat et dolent m'en partray	„Bang' und traurig will ich geh'n,
S'ieu non vey cet amour de luench	Ob ich seh' die Liebe fern;
Et non say qu'outra la veray	Weiß nicht, wenn es wird gescheh'n,
Car sont trop noutras terras luench.	Unser Land ist gar zu fern.
Dieu que fez tout quant van e vay	Gott, der Alles ließ'st entsteh'n,
Et forma aquest amour luench	Schufest diese Liebe fern,
My don poder al cor car hay	Gib mir Stärke, denn zu seh'n
Esper vezer l'amour de luench.	Hoff' ich diese Liebe fern.
Segnour, tenes my pour veray	Herr, fest muß die Liebe steh'n,
L'amour qu'ay vers ella de luench	Die ich hege für sie fern,
Car pour un ben que m'en esbay	Denn ich trage tausend Weh'n
Hay mille mals, tant soy de luench.	Für Ein Gut, so lang' ich fern.
Ja d'autr' amour non jauzirai	Ich mag nirgend Lieb' ersteh'n,
S'ieu non joui dest'amour de luench	Als nur diese Liebe fern;
Qu'una plus bella non en say	Keine ist wie sie so schön,
En luez que sia ny prez ni luench."	Sei sie nahe, sei sie fern."

67.

Proviant ist überhaupt Mundvorrath, die Lebensmittel zur Verpflegung einer Armee, Festung 2c. Als ein vorzüglich zu berücksichtigender Gegenstand steht der P. gemeiniglich unter einer besondern Behörde (Proviantamt), welche aus dem Proviantmeister, Proviantverwalter, Proviantschreiber, Rendanten, Controleur 2c. besteht. Bei Armeen gibt es sonst besondere Proviantcommissaire, welche für die tägliche Verpflegung derselben zu sorgen haben. 30.

Provinz (provincia) nannten die Römer jede außeritalienische Landschaft, die sie erobert hatten und welche an Rom einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Die erste, welche für eine römische P. erklärt wurde, war Sicilien im ersten punischen Kriege. Je nachdem die Verwaltung der P. einem Consul oder Proprätor übertragen war, unterschied man provincias consulares und praetorias und obgleich das Gesetz des C. Sempronius Gracchus verordnete, daß nur 2 Proconsuln und 6 Proprätoren bestehen sollten, so waren doch zur Zeit des Cicero erstere sowohl wie letztere um 2 vermehrt worden. Zu Proconsuln und Proprätoren wurden nur mit seltenen Ausnahmen gewesene Consuln und Prätoren ernannt und konnte sich der Senat über deren Wahl nicht vereinigen, so entschied man durchs Loos oder das Volk mußte den Ausschlag geben. Dem Erwählten wurde eine Summe Geldes zur Anschaffung der Reise- und anderer Geräthschaften, vasarium genannt, bewilligt, und begleitete ihn eine Legion, über die ihm das Commando zukam

(was aber gewöhnlich nur bei consularischen Provinzen der Fall war), in die P., so mußte er beim Volke um die Erlaubniß, den Kriegsmantel (paludamentum; daher paludati) tragen zu dürfen, nachsuchen. Der Wirkungskreis beider, der im Ganzen derselbe war, beschränkt sich in der frühern Zeit auf die Handhabung des jus provinciale, während die Besorgung der übrigen Angelegenheiten der P. theilweise den beigegebenen Quästoren und Legaten anheim fiel. Über ungewöhnliche und wichtige Vorfälle mußten sie nach Rom berichten und von da aus die Entscheidung erwarten. In der spätern Zeit aber gab man ihnen fast volle Gewalt. Die Zeit ihres Aufenthalts in der P. war anfangs auf 1 Jahr festgesetzt, die lex Julia bestimmte 2 Jahre und Cäsar dehnte sie bis auf ein Decennium aus. War diese Zeit verflossen, so war es ihnen zur Pflicht gemacht, innerhalb der ersten 30 Tage in Rom einzutreffen und Rechenschaft über die Verwaltung und den gegenwärtigen Zustand der P. abzulegen und im Falle, daß sie sich eine Ungesetzlichkeit, die Gelderpressung (repetundae), die Veruntreuung öffentlicher Gelder (peculatus) oder antirepublikanische Handlungen (crimen majestatis) hatten zu Schulden kommen lassen, sich auf erfolgte Anklage vor Gericht zu stellen. — Erst Augustus theilte die Provinzen in senatorias (populares) und imperatorias. In letzteren maßte er sich selbst den Oberbefehl über das Heer an und wählte, um den Schein einer Alleinherrschaft von sich zu entfernen, dazu blos die entfernten, den Einfällen fremder Völker mehrfach ausgesetzten Länder. — Gegenwärtig nennt man jede Landschaft im Gegensatze des Stammlandes und die übrigen Theile eines Landes im Gegensatze zu der Hauptstadt P. 35.

Provinzial heißt derjenige Ordensobere, der die Aufsicht über das Eigenthum und die Anstalten seines Ordens in einer besondern geographischen Abtheilung (Provinz) desselben führt und unmittelbar unter dem Ordensgenerale steht. 77.

Provision ist 1) wörtlich eine Vorsichtsmaßregel; 2) die Lebensmittel, Vorräthe, der Unterhalt; 3) in Handels- und Wechselsachen der Lohn, den ein Spediteur oder ein Factor für seine Bemühung erhält. Diese P. wird gewöhnlich nach Procenten vom Umfange des Geschäfts berechnet. 38.

Provisor (Besorger) ist die besondere Benennung desjenigen Apothekergehülfen, welcher die Leitung des Geschäfts hat; dann auch des Apothekergehülfen überhaupt. — Provisorisch (vorsorglich) nennt man Alles, was dem einstweiligen Bedürfnisse so lange genügen soll, bis etwas Genaueres an dessen Stelle gesetzt wird. 9.

Provocation ist eigentlich 1) Herausforderung (zur Widersetzlichkeit, zum Streite, Zweikampfe u. a.). 2) Bei Processen die Aufforderung an den Andern, mit seinen Ansprüchen hervorzutreten. Da, wo das Instructionsverfahren nicht eintritt, sondern der Schriftenwechsel vorkommt, nennt man den ersten Satz des Klägers oder Beweisführers, worin derselbe seine Rechte vorträgt und den andern Theil zur Erklärung darauf auffordert, den Provocationssatz. Besonders sind es jedoch zwei römische Gesetze, aus welchen das Recht abgeleitet wird, Jemand zur Klage bei Verlust seines Anspruchs aufzufordern; a) die lex, „diffamari etc." (5. C. de ingen. manumiss.) für den, welcher es nicht leiden will, daß der Andere Ansprüche an ihn zu haben vorgegeben hat, um denselben zur rechtlichen Ausführung unter der Verwahrung, daß er widrigenfalls für immer davon schweige, zu nöthigen, und b) die lex, „si contendat etc." (28. ff. de fidejussoribus) wider denjenigen, welcher sich vielleicht auf ein uns lästiges besonderes Recht berufen möchte, zur sofortigen rechtlichen Ausführung desselben, um die dagegen zuständige Einrede jetzt geltend zu machen. Z. B. es hätte Jemand für den Andern gut gesagt, daß dieser sich wieder vor Gericht stellen werde, Kläger aber säumte hierauf mit Anstellung der Klage gegen den Hauptschuldner. Die Klage aus diesen Gesetzen heißt die Provocationsklage; Kläger der Provo-

cant und Beklagter der Provocat. 3) Endlich pflegt man die Appellation oder Anrufung des höhern Richters um Hülfe oder Schutz in dem Sinne der Berufung auf dessen Ausspruch P. zu nennen. 10.

Prudentius (Clemens Aurelius), ein lateinischer Dichter des IV. Jahrh. (von 348 bis nach 405) aus Calahorra oder Saragossa in Spanien gebürtig, lebte anfangs als Sachwalter, nahm dann Kriegsdienste und hielt sich zuletzt am Hofe des Arkadius und Honorius auf. Seine Gedichte sind religiösen und apologetischen Inhalts und ein Manuscript von seiner „Psychomachia", seinen „Hymni περὶ στεφανῶν" und „Hamartigenia" befindet sich auf der Universitätsbliothek zu Leipzig. Außerdem hat er ein „Enchiridion utriusque testamenti" geschrieben und ein „Hymnus contra Judaeos" befindet sich als Anhang an seiner „Apotheosis." Ausgaben seiner Werke besorgten Stephan Chamillard (Par. 1687. 4.) und Christ. Cellarius (Halle 1705). Seine Biographie von Aldus Manutius befindet sich an mehreren Ausgaben. S. Middeldorpf, „De Prudentia et theologia Prudentiana", in „Zeitschrift für historische Theologie", herausgegeb. von D. Jllgen. Bd. II. 77.

Prudhon (spr. Prüdong) (Peter Paul), ein französischer Maler der neuern Zeit, geb. 1760 zu Cluny, erhielt seine erste Ausbildung in der Freischule der Mönche seiner Vaterstadt, ging dann nach Dijon und im Jahre 1780 nach Paris, wo er einen Preis erhielt. Durch ein Stipendium unterstützt begab er sich hierauf nach Rom und studirte hier fleißig, aber ohne Plan, wie er überhaupt stets Unbesonnenheiten beging, die ihn, wie z. B. seine Heirathen, das Leben oft bis zur Verzweifelung verleiteten. Dieß ist auch der Grund, warum er nicht die Stufe künstlerischer Vollkommenheit erreichte, die er bei seinen außerordentlichen Talenten, seiner glühenden Phantasie und seinen umfassenden Kenntnissen hätte erreichen müssen. Nach seiner Rückkehr nach Paris (1789) arbeitete er anfangs um handwerksmäßigen Verdienst, machte sich aber bald durch einige größere Gemälde, z. B. ein Deckengemälde im Wachsaale zu St. Cloud, bekannt und geachtet. Im Jahre 1816 wurde er Mitglied der Akademie. Sein Tod erfolgte am 23. Febr. 1823. Unter seinen nicht eben zahlreichen größeren Arbeiten haben eine Psyche und ein Zephyr das meiste Aufsehen erregt. 36.

Prüm, eine ehemalige berühmte Reichsabtei der Benedictiner, im oberrheinischen Kreise zwischen dem Erzstifte Trier und dem Herzogthume Luxemburg gelegen, wurde im Jahre 760 vom Frankenkönige Pipin gestiftet und 1579 mit dem Erzstifte Trier vereinigt, so daß der jedesmalige Churfürst von Trier der Administrator dieser Abtei war und als solcher Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe hatte. Im Jahre 1801 ward sie, durch den lüneviller Frieden mit dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, aufgehoben und kam 1815 an Preußen. — In das Kloster P. begab sich, von Gewissensbissen gequält, König Lothar I., nachdem er die blutbefleckte Krone niedergelegt hatte, und starb daselbst. 63.

Pruth (bei den Römern Hieräsus, Geräsus, Poras), ein Nebenfluß der Donau, entspringt auf dem südöstlichen Karpaten Galliziens (in der Bukowina), fließt erst nach Norden, wendet sich dann nach Südost, die Grenze der Moldau und Bessarabiens, mithin des europäischen Rußlands und der Türkei, bildend, und mündet bei Galatsch, gegen 600 Fuß breit, in die Donau. Schon von Stephanesty an wird er schiffbar. 35.

Prynne (William), ein englischer Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher und als eifriger Verfechter des Puritanismus bekannt, wurde 1600 zu Swanswick in der Grafschaft Sommerset geboren und lebte nach Beendigung seiner Rechtsstudien als Sachwalter in London. Seine Anhänglichkeit an seine Glaubensansichten erfüllte ihn mit Haß gegen Alles, was diesen zuwider war, und verleitete ihn besonders zur strengen Beurtheilung und Rüge gegen die Bischöfe und Geist-

lichen der Episkopalen. In diesem Geiste bearbeitete er auch sein Werk gegen das Theater gerichtet: „Histriomastix" und scheute sich nicht Bemerkungen einzurücken, die augenscheinlich auf die Gemahlin Jakob's I. gerichtet waren, weil sie die Bühne öffentlich betreten hatte. P. zog sich dadurch zwar eine Geldstrafe und die Verurtheilung zu Gefangenschaft zu; doch wurde auf diese Weise seinen freimüthigen Äußerungen kein Einhalt gethan. Selbst im Gefängnisse fuhr er fort, in den „News from Ipswich", gegen die Episkopalen zu eifern und eine Wiederholung seiner Strafe und die Brandmarkung seiner Wangen mit S. L. (Seditious Libeller, aufrührerischer Schmäher) war die Folge davon. Die Auftritte unter Karl I. brachten ihm aber seine Freiheit wieder. Er wurde zum Abgeordneten erwählt und mit lautem Jubel in dem Unterhause empfangen, führte die Anklage gegen Laud und war eifrigst bemüht den Presbyterianismus geltend zu machen, besonders seitdem die Independenten zu größerer Bedeutung gelangt waren. Zwar wurde er später wieder aus dem Parliamente gestoßen, erhielt aber nach der Herstellung des Königthums das Amt eines Aufsehers im Archive zu Tower, wo sein Werk: „Collection of records" über die Alterthümer Englands in geschichtlicher und staatsrechtlicher Hinsicht erwuchs. Seine übrigen Schriften sollen sich auf 200 belaufen. Er starb 1669. 77.

Prytanen (*Πρυτάνεις*, die Ersten) waren die höchsten obrigkeitlichen Würden in den griechischen Republiken, besonders in Athen ein Ausschuß von 50 Männern aus dem Rathe der Fünfhundert. Diese 50 waren stets aus einer und derselben Phyle (Stamm) gewählt, welche gerade das Loos der Prytanie (*πρυτανεία*, d. h. die Zeit von 35 oder 36 Tagen, während welcher jeder der 10 atheniſchen Stämme, durch das Loos abwechselnd, einmal im Jahre die Geschäfte des Rathes der Fünfhundert besorgte) getroffen hatte. Sie hatten in den 6 ersten Monaten des Jahres 35 oder in den 4 letzten 36 Tage lang den Vorsitz im Rathe (*βουλή*) und in der Volksversammlung (*ἐκκλησία*), welche beide sie beriefen; sie bewahrten das Siegel des Staates, die Schlüssel zur Akropolis und zum öffentlichen Schatze und leiteten überhaupt alle öffentlichen Geschäfte. Von jenen 50 P. hatten nur 10 in Gemeinschaft alle 7 Tage die Regierung; sie hießen *πρόεδροι* (Vorsitzer) und der Erste von ihnen, welcher täglich aus der Proedris neu gewählt werden mußte, *ἐπιστάτης* (Präsident). Diese 10 hatten die eigentliche Leitung aller Geschäfte, an sie wendeten sich die auswärtigen Gesandten und von ihnen wurde an den Rath und dann an die Volksversammlung berichtet. Jeder Beschluß in Staatssachen wurde durch Stimmenmehrheit der P. gefaßt, darauf das Decret (*προβούλημα*) an den Rath gesandt und die Volksversammlung durch einen Anschlag (*πρόγραμμα*) davon in Kenntniß gesetzt. Das öffentliche Gebäude, in welchem die P. sich versammelten und gemeinsam speiseten, hieß das Prytaneum (*πρυτανεῖον*). In demselben wurden außerdem die auswärtigen Gesandten und um das Wohl des Staates hoch verdiente Bürger öffentlich bewirthet und es war eine der höchste Ehren, in das Prytaneum aufgenommen zu werden. Als daher die Richter den zum Tode angeklagten Sokrates fragten, was er für eine Strafe verdient zu haben glaubte? antwortete er: „Speisung im Prytaneum." Es war der Hestia geweiht, der man auch ein immerwährendes Feuer unterhielt, über welches die P. die Aufsicht hatten. Das Innere desselben war mit herrlichen Gemälden geschmückt, der Speisesaal, Tholos, mit Götterbildern und Bildsäulen berühmter Männer und großer Helden; in demselben befanden sich auch die Gesetze Solon's. 11.

Psalm, lat. psalmus; franz. psaume; engl. psalm (vom griech. *ψάλλειν*, ein Saiteninstrument spielen), ist eigentlich ein jeder mit Musik begleiteter Gesang und in eben dieser weiten Bedeutung muß man das Wort auch fassen, wenn man von dem vorzugsweise sogenannten Buche der Psalmen im alten Testamente spricht. Die LXX nämlich haben das hebräische Wort תְּהִלִּים (Loblieder) durch

ψαλμοὶ übersetzt, welches Wort, obwohl es nicht classisch griechisch ist, doch sehr treffend gewählt zu sein scheint. Die sogenannten Psalmen sind nämlich eine Sammlung von lyrischen Gedichten, welche einzeln bei irgend einer Gelegenheit gesungen zu werden pflegten und zum Theil auch wohl als Ergüsse des Gefühls beim Saitenspiele selbst anzusehen sind. Sie bestehen aus einfachen Liedern, Oden, Hymnen, Elegien, Lehrgedichten, Gnomen und Parabeln, umfassen also das ganze Gebiet der lyrischen Dichtkunst und sind entweder rein religiöser Art, oder Nationallieder, oder politische Gesänge oder sonst von besonderen Regungen des Geistes erzeugt. Durchgehends herrscht aber in ihnen, wie im ganzen Staatsleben der Hebräer, das theokratisch-religiöse Element vor und sie lassen sich wegen der häufigen Vermischung verschiedener Gedanken selten einer besondern Dichtungsart vollkommen unterordnen. In ihnen haben wir, außer einigen anderwärts zerstreuten Liedern und dem Hohenliede, den ganzen noch übrigen Schatz der hebräischen Lyrik und nirgends prägt sich schöner, als in ihnen, der Geist des jüdischen Volks aus. Sie sind deßhalb in doppelter Hinsicht äußerst wichtig, einmal, weil in ihnen die religiösen Ideen der Verfasser sich am Reinsten darlegen und sie daher eine treffliche Quelle für die Kenntniß derselben sind, und dann, weil sie den Standpunkt der Poesie angeben, bis zu welchem die Hebräer sich erhoben haben. Wie sie aber in der erstern Hinsicht durch ihren ächt religiösen Geist eine schöne Erbauung gewähren, so dürfen wir sie in der letztern unbedingt den schönsten Blüthen des menschlichen Geistes zuzählen, obwohl ihr dichterischer Werth verschieden ist. Denn wie schon verschiedene Verfasser (genannt werden hier Moses [Ps. 90], David, Assaph, Heman, Ethan, die Kinder Korah; viele sind ohne Angabe des Verfassers) nicht auf gleicher Stufe stehen können, so stammen sie auch aus ganz verschiedenen Zeitaltern (viele sind aus der Zeit David's; andere setzt man bis in das Zeitalter der Makkabäer herab). Was die äußere Form betrifft, so sind sie weder chronologisch geordnet, noch paßt immer der Inhalt auf die Zeit und Verhältnisse des angegebenen Verfassers, so daß diese Angaben wohl spätern Ursprungs und oft nur Vermuthungen sind; doch scheinen sie zu verschiedenen Zeiten gesammelt zu sein, so daß die Sammlung gewissermaßen 5 durch Einleitung und Schluß getrennte Bücher bildet, nämlich: 1) Ps. 1—41; 2) 42—72; 3) 73—89; 4) 90—106; 5) 107—150. Sie führen meist Überschriften, welche theils den (vermutheten) Verfasser, theils das begleitende Instrument, theils die Melodie, theils den besondern Zweck, theils die Veranlassung zur Dichtung 2c. angeben; letzteres häufig nicht ganz wahrscheinlich, denn die spätere Zeit hat oft Psalmen, welche nothwendig bei besonderen Veranlassungen, wie Huldigungsfeierlichkeiten 2c. gedichtet sind, auf etwas ganz Anderes bezogen, wozu z. B. die sogenannten messianischen Psalmen gehören. Im Besondern weht in vielen ein hoher Schwung der Phantasie; in vielen ist aber auch der Inhalt der Form aufgeopfert, wie z. B. in denen, wo die einzelnen Verse nach der Reihenfolge der Buchstaben des Alphabets beginnen. Die mit der Überschrift שִׁיר הַמַּעֲלוֹת versehenen (Ps. 120—134) hat man früher für Lieder gehalten, welche von den nach Jerusalem ziehenden Karawanen gesungen worden seien; doch widerspricht dem der Sinn der meisten und es sind vielmehr Stufenlieder, in denen immer der folgende Vers den Hauptgedanken des vorhergehenden wieder auffaßt, wie vorzüglich Fr. Rückert zuerst durch eine treffliche Übersetzung derselben nachgewiesen hat. Unter den vielen Bearbeitungen der Psalmen ist vorzüglich De Wette's „Commentar über die Psalmen" (Heidelb. 1829. 3. Aufl.) und unter den Übersetzungen die von Ewald (Göttingen 1835) zu empfehlen. 23.

Psalmelodion heißt ein von Weinrich in Heiligenstädt im Jahre 1828 erfundenes Blasinstrument mit 25 Klappen und 8 Grifflöchern. Es besteht aus einer dem untern Theile des Fagotts ähnlichen Hauptröhre, einem Schalltrichter und einem langen, dünnen, röhrenförmigen und etwas weit geöffneten Mundstücke.

Der Umfang desselben beträgt einen Ton über 4 Octaven. Das Eigenthümliche dieses Instruments ist das, daß man auf demselben vollstimmige Accorde zugleich anblasen kann. Doch scheint es wenig Verbreitung gefunden zu haben. 29.

Psalmōdie heißt das Singen der Psalmen und die Melodie des Psalmengesangs. Letztere war bei den Juden sehr einfach und hielt wahrscheinlich die Mitte zwischen Rede und Gesang. 29.

Psalter übersetzte Luther das in mehreren Stellen des alten Testaments vorkommende Wort Nebel, ein Saiteninstrument der alten Hebräer. Dasselbe hatte eine der Harfe ähnliche Gestalt und 10, nach Josephus 12 Saiten. Es wurde mit den Fingern gerissen. — P. oder Psalterium heißt oft auch die Sammlung der biblischen Psalmen. 29.

Psammetich, s. Dodekarchie.

Pseudo (von ψεῦδος, die Lüge, Täuschung, Trug) pflegt anderen Worten vorgesetzt zu werden, um damit das Unrichtige, Unächte, Falsche des damit bezeichneten Begriffs auszudrücken, z. B. Pseudoprophet, Pseudophilosophie, Pseudomessias. In Verbindung mit Geschlechtsnamen negirt es entweder das von diesen Prädicirte oder es deutet an, daß dasselbe zwar von einer Person gleiches Namens, doch nicht von der gelte, von welcher dieses gewöhnlich ausgesagt wird, z. B. Pseudoisidorus, Pseudodemetrius. Pseudonym nennt man die Schrift, deren Verfasser sich einen andern Namen beigelegt hat, die also unter einem falschen Namen erschienen ist, und Pseudonymus, der einen falschen Namen trägt. — Die Pseudonymität mag erlaubt sein, so lange die Ehre eines Andern dadurch nicht gefährdet wird oder er öffentlich zur Verantwortung gezogen werden kann. 77.

Psyche (ψυχή, Seele und Schmetterling) bildet eine der reizendsten Dichtungen der griechischen Mythologie. Sie war die Tochter des Sonnengottes und der Entelecheia (ἐντελεχεία, die höchste Vollendetheit); nach späteren Dichtern aber die jüngste von den drei Töchtern eines Königs. Wegen ihrer himmlischen Schönheit wagte es kein Sterblicher sich um sie zu bewerben. Da fragte der Vater das Orakel um Rath, welches ihm befahl, sie im Leichenschmucke auf einen hohen Berg zu führen und zu verlassen; denn sie sei zur Gemahlin eines mächtigen Ungeheuers bestimmt. Kaum sah sich aber P. allein auf den Felsen, als sie von einem sanften Zephyr emporgehoben und in eine anmuthige Gegend, wo ein Palast Amor's stand, geführt wurde; denn zu schön, von einem Sterblichen umarmt zu werden, war sie für den Gott der Liebe selbst bestimmt. Mitten im Genusse eines entzückenden Glückes sehnte sich doch P. nach ihren Schwestern und sie wurde auf Amor's Befehl vom Zephyr in den Palast ihres Vaters zurückgetragen. Diese, neidisch auf das Glück ihrer Schwester, brachten ihr den Argwohn bei, ihr unsichtbarer Liebhaber sei ein furchtbares Ungeheuer, von dessen Umarmung sie sich befreien müsse. P., wiewohl oft von Amor gewarnt, nie nach ihrem Geliebten zu forschen, trat, sobald es Nacht geworden war, mit einer Lampe und einem gezückten Dolche vor das Lager Amor's, um ihn zu ermorden; aber entzückt, in ihm den schönsten der Götter zu erblicken, ließ sie einen Tropfen heißes Öl auf seine Schulter fallen, worüber er erwachte und das tödtliche Werkzeug erblickend sie zürnend verließ. Voll Verzweiflung stürzte sie sich in den nächsten Fluß, doch die Wellen trugen sie sanft auf das jenseitige Ufer; ihre Schwestern aber, welche sich nach einander auf dem Felsen einfanden, um vom Amor entführt zu werden, wurden in den Abgrund gestürzt. Auf ihren Irrfahrten kam P. endlich auch in den Palast der Venus, die sie aber, neidisch auf ihre Schönheit, grausam behandelte und ihr die härtesten Prüfungen auferlegte. In Allem von Amor, dessen Liebe keineswegs erloschen war, unterstützt bestand sie dieselben glücklich, bis sie dennoch bei der letzten und gefährlichsten scheiterte. Venus nämlich befahl ihr, in das Schattenreich hinabzusteigen, von der Proserpina eine Büchse zu fordern, welche hohe Schönheitsreize enthielt,

und diese ihr uneröffnet zu bringen. Kaum war sie der Unterwelt entstiegen, als sie von Neugierde getrieben die Büchse eröffnete, aus welcher ein tödtlicher Dampf ihr entgegenstieg, der sie in einen Todesschlummer versenkte. Doch Amor, der sie stets unsichtbar umschwebte und jetzt den Entschluß gefaßt hatte, sich mit ihr zu vermählen, erweckte sie und machte ihr nur sanfte Vorwürfe. Venus ward versöhnt, P. unter die Zahl der Unsterblichen aufgenommen und die ganze Versammlung der Götter nahm an der Hochzeit des Liebesgottes Theil. Die zartesten Begriffe von Tod und Leben, von dem Vergehen, um zu einem höhern Leben zu gelangen, sind dieser Dichtung eingewebt; P., das zarte geistige Wesen, schwingt sich aus der gröbern Hülle empor und verfeinert zu einem schönern Dasein nimmt sie an der Seligkeit der unsterblichen Götter Theil. — Wir verdanken diese allegorische Dichtung dem Apulejus, vom 4.—6. Buche. Berühmt ist Canova's Marmorgruppe, die Überraschung der Psyche durch Amor auf dem einsamen Felsen darstellend. 11.

Psychiatrie, s. Seelenheilkunde.

Psychologie (von ψυχή, Seele, und λέγω, ich rede) nennt man die Lehre oder Wissenschaft von der menschlichen Seele, die Seelenlehre oder Seelenkunde. Die erste wissenschaftliche Zusammenstellung von Beobachtungen und Ideen über das Wesen der menschlichen Seele finden wir in des Aristoteles Werke „De anima", der diese Lehre als eine Geschichte der Seele und als einen Theil der Naturgeschichte betrachtet. Die Scholastiker suchten, statt auf erfahrungsmäßigem Wege die Natur und die Kräfte der Seele aus ihren Äußerungen zu erkennen, ihr Wesen, als das eines Dinges an sich, durch metaphysische Begriffe a priori zu bestimmen, und so wurde die P., als die rationale, ein wesentlicher Theil der Metaphysik (s. d. Art.). Hier kam es hauptsächlich darauf an, die Einfachheit, Immaterialität, Substantialität und dadurch die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Neben dieser, theilweise noch jetzt bestehenden, rationalen, speculativen oder transscendentalen P., die der Metaphysik angehört und darum wohl auch den Namen der metaphysischen P. führt, ist aber auch in den neueren Zeiten, mit den Fortschriten in den Beobachtungswissenschaften und besonders auch angeregt durch die empirische Schule der englischen Philosophen, — die empirische P. mehr bearbeitet worden, die, als ein Theil der Menschenkunde oder Anthropologie überhaupt, gewöhnlich auch anthropologische P. oder psychische Anthropologie genannt wird (s. d. Art. Anthropologie). Die Methode der Behandlung und demzufolge auch die Resultate sind bei dieser empirischen P. sehr verschieden, desgleichen ihre Stellung zur Philosophie. Die kritische Philosophie begünstigt das psychologische Studium sehr, weil sie auf einer richtigen Kenntniß von den Seelenkräften beruht, und die P. wurde auf diese Weise eine Propädeutik der Philosophie und diesem Zwecke gemäß fast ausschließend als eine Wissenschaft von dem ursprünglich in der Seele gelegenen Erkenntnißquellen behandelt. Hier sind zu nennen die Werke von Schmid, Jacob, Hoffbauer, Kiesewetter, Snell, Carus und als das bedeutendste das „Handbuch der psychischen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menschlichen Geistes", von Fries (Jena 1820—1821. 2 Bde. 8.). In derselben Weise, als Einleitung und Vorbereitung für die philosophische Erkenntniß ist sie auch neuerdings wieder, besonders als Schutzmittel gegen willkührliche transscendente Speculationen, geltend gemacht worden von Beneke, Weise, Lichtenfels u. A. — Mehr im Jacobi'schen Geiste, für die Anerkennung eines Vermögens der Seele ein Übersinnliches unmittelbar aufzunehmen, sind die psychologischen Werke von Salat und Schulz gearbeitet. — Höchst interessant ist auch Herbart's Versuch, die gesammten erfahrungsmäßigen Äußerungen der Seelenkräfte mechanischen Gesetzen zu unterworfen und so die anscheinend ganz willkührlichen Operationen des Geistes beim Vorstellen 2c. auf mathemathische For-

meln zurückzuführen („Lehrbuch der Psychologie", Königsb. 1816. 8. und „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik", Ebend. 1824—1825. 2 Thle. 8.; „Psychologiae principia statica et mechanica, exemplis illustrata", 1822). Ihm folgte Niedenroth. Nicht auf diesen besondern Zweck einer Begründung der Erkenntniß durch die erfahrungsmäßige Betrachtung der Erkenntnißprincipien in der Seele und deren Äußerungsweisen, sondern allgemein auf die Darstellung der Seele nach ihrer Natur und Stellung innerhalb des gesammten Organismus der Dinge sind gerichtet die Schriften von Heinroth („Psychologie als Selbsterkenntnißlehre", Leipz. 1827. 8.), von Schubert („Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde", Leipz. 1816. 8.), von Mußmann („Lehrbuch der innern Seelenwissenschaft", Berlin 1827. 8.) — die letzteren beiden nach den Grundsätzen der Naturphilosophie, jene der Schelling'schen, diese der Hegel'schen. — Unter den Engländern haben besondere Werke über P. Bragge und Stewart, unter den Franzosen De la Chambre, Bonnet, Helvetius geliefert. — Vergl. „Geschichte der Psychologie" von Carus (Leipz. 1809. 8.). 80.

Psychrometer, s. Hygrometer.

Ptolemäer oder **Lagiden**. Die von Alexander dem Großen ererbten und eroberten Länder wurden nach seinem Tode in 4 große Reiche getheilt, die von des Königs berühmtesten Feldherren unter einem gemeinschaftlichen, wiewohl nicht allzu geachteten Oberhaupte verwaltet wurden. Ägypten war dem Ptolemäus zugefallen, der, ein natürlicher Sohn des Philippus und Alexander's Halbbruder, den Beinamen Lagi (von Lagus, dem Vater seiner Mutter) oder Soter (d. i. Retter, von den vor Demetrius Poliorcetes geretteten Rhodiern so genannt) erhielt. Ihn und seine Nachfolger in Ägypten, welche bis 31 v. Chr. selbstständig regierten, begreift man unter dem Namen der Ptolemäer. Nach der Schlacht bei Ipsus nahm Ptolemäus den Königstitel an und sein Reich umfaßte außer dem damaligen Ägypten noch das an dasselbe sich anschließende Stück von Asien, wo Phönicien, Cöle-Syrien und Palästina lag; die Hauptstadt war Alexandria (s. d. Art.), mit deren Gründung Alexander große Ideen verknüpfte, die Ptolemäus und seine nächsten Nachfolger zu realisiren glücklich versuchten. Wie anderen Königen genügte auch ihm sein Land nicht, aber zu klug, um seine Kräfte gegen kriegsgewohnte und erprobte Mächte zu wenden, überschritt er seine Grenzen nach Norden nicht, sondern vergrößerte sein Reich in Afrika, wo er das angrenzende Cyrene und weiter einen Theil von Libyen und im Süden Äthiopien eroberte. Aber nicht allein diese Eroberungen beschäftigten den thatendurstigen Ptolemäus, er wußte seine Erwerbungen auch zu regieren. Vor Allem dachte er auf die Ausschmückung seiner Hauptstadt, die er durch die prächtigsten Bauten, durch die Beförderung der Künste und Wissenschaften, durch die Unterstützung des Handels zu der berühmtesten Stadt der Erde nächst Rom machte. Als er 284 starb, folgte ihm sein Sohn Ptolemäus Philadelphus, ein die Gelehrsamkeit und den Frieden liebender Herr. Verlor er auch dadurch an seinen Halbbruder, Magas, Cyrene, so blieb ihm doch noch ein großes und schönes Reich, das er durch seine treffliche Regierung zu einem der blühendsten machte. Um die Schifffahrt und den Handel erwarb er sich durch die Erbauung (wenigstens die Vollendung) des großen Leuchtthurmes bei Alexandria (s. Pharus) und des das Mittel- mit dem rothen Meer verbindenden Canals (welchen schon die alten Landeskönige zu bauen begonnen und Darius nachmals fortgesetzt hatte) große Verdienste. Ihm folgte 246 sein Sohn Ptolemäus Euergetes (d. i. der Wohlthäter), welchen Beinamen ihm sein dankbares Volk gab, weil er ihm die von den Persern zerstörten und geschändeten Heiligthümer wiederherstellte und auf seinen Zügen nach dem Oriente viele von Ägypten entrissene und dorthin geschleppte Kunstwerke zurückbrachte. Denn nicht wie sein Vater liebte dieser

Ptolemäus den Frieden, sondern suchte die Grenzen seines Reichs noch zu erweitern und zwar nicht allein auf der von dem Großvater bezeichneten Bahn, sondern auf einem Rachezuge gegen Seleucus Kallinikus, den Mörder seiner Schwester, eroberte er Syrien und darüber das Land bis nach Baktrien und die ionischen Staaten. Im Süden errang er sich das Land bis zu den Quellen des Nilstroms und alles Küstenland, das vom rothen Meere bespült wird. Bei seiner Kriegslust vergaß er aber, wie seine Ahnen, nicht ein Beförderer der Wissenschaften zu sein; durch ihn kamen die Handschriften der Tragödien des Äschylus, Sophokles und Euripides aus Athen nach Alexandria; er erbat sich dieselben nämlich Behufs einer Abschrift und setzte als Unterpfand der ehrlichen Rückgabe 15 Talente (gegen 18000 Thaler) ein. Nachdem die Copie gefertigt war, schickte er diese nach Athen und behielt das Original für die Bibliothek seiner Hauptstadt, indem er das Einsatzgeld gern verlor. Von nun an beginnt das Königshaus der P. sichtbar in Abnahme zu kommen; Üppigkeit, Verschwendung, Meuchelmord, Familienzwiste sind die Gegenstände, welche die Geschichte derselben von nun an ausmachen. Dabei ist zu verwundern, daß das Land fortblühte und das Volk nur allmählig durch hohes ärgerliches Beispiel verführt zerrüttet wurde. Des letzten großen Ptolemäus unwürdiger Sohn, Ptolemäus Philopator oder (wegen seiner Schwelgerei) Tryphon genannt (221—204), gab das Signal; mit Grausamkeiten begann er sein Regiment, welches dann schlechte und gute Minister und Buhlerinnen des Königs führten. Syrien, welches ihm seine tapferen Feldherren im rühmlichen Kampfe gegen den furchtbaren Antiochus erhalten hatten, ging unter seinem Sohne Ptolemäus Epiphanes (204—181), der unmündig zur Regierung kam, verloren. Aber es wäre nicht bei diesem Verluste geblieben und die P. konnten die Krone an Antiochus verlieren, wenn nicht die Vormünder des Ptolemäus Roms Hülfe angerufen hätten. Die Römer wendeten das Unglück ab, bahnten sich selbst aber zugleich auch den Weg zum einstigen Besitze des Landes. Durch sie wurde der nach Ptolemäus Epiphanes Tode zwischen seinen Söhnen, Ptolemäus Philometor und Ptolemäus Physkon, entstandene Streit geschlichtet und ihren Aussprüchen mußten diese sich stets fügen; sie setzten den mehrmals verbannten Ptolemäus Philometor immer wieder auf den Thron und ließen nach dessen Tode (145) den jüngern bis 117 durch allerhand Grausamkeiten Königshaus und Land zerrütten. Merkwürdig war an diesem Ptolemäus die Liebe zu den Wissenschaften und sein unversöhnlicher Haß gegen die Gelehrten. Die Verfolgung gegen dieselben ward die Veranlassung, daß damals der Sitz der Gelehrsamkeit von Alexandria weg und wieder nach Athen verlegt wurde. Eine nicht unerfreuliche Erscheinung auf dem ägyptischen Throne war Ptolemäus Lathurus (116—81). Sein redlicher Wille schien der Urahnen Zeiten wieder über Land und Volk bringen zu wollen; aber weder er hatte Kraft, noch sein Volk Empfänglichkeit für Besseres. Nach ihm regierten in gemeiner Weise drei P. sämmtlich mit dem Beinamen Alexander bis zum Jahre 66 und als deren Letzter im Exile gestorben war, setzten die Römer um vieles Geld den Ptolemäus Auletes, einen natürlichen Sohn des Ptolemäus Lathurus, auf den Thron, der bis 51 von seinen Unterthanen viel Ungemach erdulden mußte und durch Härte und Grausamkeit ihnen Gleiches vergalt. Sein Sohn, Ptolemäus Dionysus, sollte sich nach des Vaters Willen mit seiner eigenen Schwester, Cleopatra, verheirathen und mit ihr regieren; doch nicht lange währte die gemeinschaftliche Regierung; die von ihm verstoßene Cleopatra fand Gnade in Cäsar's Augen und Herzen und da Ptolemäus selbst dem großen Römer wegen der an Pompejus begangenen Mordthat verhaßt war, führte er die Königin zurück. Der elende Ptolemäus selbst kam 47 im Kampfe gegen die Römer um. Nun verheirathete sich auf Cäsar's Befehl Cleopatra mit ihrem jüngern, 11 Jahre alten Bruder, Ptolemäus Puer, den nach 3 Jahren das freche Weib

vergiftete und nun allein auf dem Throne saß, ihr Herz erst dem Cäsar, dann dem Antonius schenkend. Nach der Schlacht bei Actium (31) und der Ermordung der Cleopatra wurde Ägypten eine römische Provinz, nachdem es des römischen Volkes Fesseln schon längst getragen hatte und Cyrenaica (84), darauf Cypern (58) davon gerissen und dem römischen Reiche einverleibt worden waren. Die Schätze, welche die P. in ihrer Residenz gesammelt hatten und welche nicht Gegenstand der Vergeudung hatten werden können, wurden nach mehreren Jahrhunderten durch die barbarischen Chalifen vernichtet. — Vergl. J. Vaillant, „Historia Ptolemaeorum“ (Amsterd. 1701, nach Münzen); Heyne, „De genio saeculi Ptolemaeorum“ (Gött. 1763. Programm); Ameilhon, „Geschichte der Handlung und Schifffahrt der Ägypter unter den Ptolemäern“ (aus dem Franz. übers., Prag 1769). 6.

Ptolemäus (Claudius), berühmter alter Mathematiker, war aus Pelusium in Ägypten gebürtig und lebte vom Jahre 125 bis 140 nach Christi Geburt in Alexandrien. Seine Werke über Geographie und Astronomie machten ihn berühmt. In erstern sucht er die Lage eines jeden Orts mathematisch zu bestimmen („Geographia“, herausgegeben von Erasmus, Basel 1533; Mercator, Amsterd. 1605. Boetius, Amsterd. 1618), in letztern gibt er ein vollständiges System der älteren Astronomie (μεγάλη σύνταξις, „Almagest“, übersetzt mit Anmerkk. von Halma, Paris 1813—1815. 2 Bde. 4.). Er bestimmte zuerst die zwei vornehmsten Ungleichheiten in dem Laufe des Mondes. In der nach ihm benannten Anordnung der Planetenbahnen steht die Erde in der Mitte und Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn bewegen sich um sie. Vergl. Bode „Des Claudius Ptolemäus Beobachtung und Beschreibung der Gestirne und der Bewegung der himmlischen Sphäre“ (Berlin 1795). Eine vollständige kritische Ausgabe der Geographie des P. vom Rector Nobbe in Leipzig wird nächstens erscheinen. 13.

Ptolemais, s. Akka.

Pubertät oder **Mannbarkeit**, lat. pubertas; fr. puberté; engl. puberty, nennt man die Lebensepoche, in der besonders die schnelle Entwickelung, die Organisationsvollendung und die Fähigkeit, welche beim Menschen beiderlei Geschlechts die Zeugungsorgane für die Erfüllung ihrer Functionen erlangt haben, auffallend hervortritt. Wenn bei dem Knaben und Mädchen ihre äußeren Formen, Sprache und Neigungen fast dieselben waren, bringt nun in diesen allen die P. eine große Veränderung hervor und die einem jeden Geschlechte besonders eigenthümlichen Attribute bewirken von nun an eine völlige Trennung des Weibes vom Manne. Die P. folgt daher unmittelbar auf die Kindheit und tritt in südlichen Ländern früher ein als in nördlichen. Im mittleren Theile von Europa ist es beim weiblichen Geschlechte gewöhnlich das Alter von 13—15 Jahren und beim männlichen das von 14—16 Jahren. Indeß können in einem und demselben Klima die Localitäten, welche erhitzen und beleben, und die, welche zusammenziehen und erkälten, auf die Zeit der P. einen entgegengesetzten doppelten Einfluß ausüben. So verzögern auch die einförmigen und milden Gewohnheiten des Landlebens, die einfachen und unschuldigen Sitten der Dorf- und meisten Bergbewohner mehr oder weniger die P.; dagegen wird in großen Städten durch das daselbst geführte zerstreute Leben, durch schlechte Sitten und böse Beispiele, andererseits aber auch durch die Cultur der schönen Künste und alles das, was die Einbildungskraft zu entflammen vermag, das Erscheinen der P. sehr beschleunigt, und diesem Umstande so wie dem südlicheren Klima ist es auch wohl zuzuschreiben, wenn die römische Gesetzgebung für das weibliche Geschlecht das 12te und für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geschlechtsreife und der P. bestimmte. Eine durch lasterhafte Gewohnheiten und anticipirte Genüsse zu frühzeitig hervorgerufene Mannbarkeit muß

offenbar für die Kraft des Körpers und die Dauer des Lebens zerstörend wirken, während man im Gegentheile Individuen findet, die es lediglich ihrer langen Enthaltsamkeit verdankten, daß sie bis in ein sehr hohes Alter alle ihre männlichen Vermögen besaßen. Die Erscheinungen, durch welche sich die P. charakterisirt, beziehen sich beim weiblichen Geschlechte besonders auf das Erscheinen des periodischen Monatsflusses, die Entwickelung der Gebärmutter und ihrer Anhänge, namentlich der Eierstöcke, die der äußeren Scham und auf das Wachsthum der Brüste; während bei dem männlichen die Genitalien ebenfalls eine bedeutende Entwickelung zeigen, die sich vorzüglich auch durch häufige Erection der Ruthe, durch Bildung und Abgang der Samenfeuchtigkeit verräth; außerdem findet besonders noch das Erscheinen des Bartes auf dem Kinne und den Oberlippen statt. Auffallend nimmt zugleich auch das Wachsthum des übrigen Körpers bei beiden Geschlechtern zu; er bekommt vermöge der stärkern Ausdehnung des unter der Haut befindlichen Zellgewebes mehr Rundung und die Haut eine eigenthümliche Färbung, indem sie an manchen Theilen braun wird, ihre ursprüngliche Zartheit verliert, fester wird und sich auf dem Schamberge und unter den Achseln, bei dem Manne oft auch auf der Brust, mit Haaren bedeckt. Die Ausdünstung bekommt einen stärkern Geruch; sie wird gleichsam aromatisch, besonders bei mannbaren Mädchen, wogegen aber die eigenthümliche Absonderung in den Schleimdrüsen der Scham und der Eichel stark vermehrt wird und den ihr eigenthümlichen, mehr oder minder starken und unangenehmen Geruch annimmt. Endlich erweckt die P. auch den Drang der ersten Wünsche, der sich durch den momentanen Orgasmus, die Steigerung der Sensibilität und die wahre Erection der Geschlechtsorgane, namentlich der Ruthe und der Clitoris, ankündigt. Allein mit diesen physischen Erscheinungen der P. verbindet sich bekanntlich auch jene Aufeinanderfolge der so bekannten moralischen Veränderungen, unter die man die süße Melancholie, das Unbestimmte der Ideen, die das erste Gefühl der Liebe begleitet, die Scham, die sich an ihre Äußerung knüpft, den raschen Aufschwung, den die Einbildungskraft nimmt, den Charakter der Empfindungen und die besondere Wendung der Ideen, welche die P. so außerordentlich von der Kindheit unterscheiden, rechnet. (Vergl. Alter.) Es ist eine schöne Zeit, diese Zeit des angehenden mannbaren Mannes und Weibes; allein leider ist sie auch bei Vielen mit den heftigsten Stürmen verbunden, wenn während der P. die Natur in ihrem Wirken gestört wird, und mehr oder minder schwere Krankheiten des Körpers wie des Geistes können die Folgen davon sein. (Vergl. Schneider's „Handbuch über die Krankheiten des mannbaren Alters" Leipz. 1808). 7.

Publicist, Staatsrechtslehrer, s. Recht und Staatsrecht.

Publicität, s. Öffentlichkeit.

Publicum, franz. und engl. public, das Öffentliche, ist die allgemeine Bezeichnung für die gemischte Volksmenge, wird aber meist nur in Beziehung auf irgend einen Gegenstand gedacht, so daß man z. B. von einem Theaterpublicum, dem P. eines Schriftstellers rc. spricht. 30.

Publius Syrus, ein mimischer Dichter, von Geburt ein Syrer, lebte in Rom als Sklave, wurde aber frühzeitig freigelassen und genoß besonders die Gunst des Julius Cäsar, von dem ihm auch im Wettstreite mit dem Laberius der Preis zuerkannt wurde. Bei Cic. ad Fam. lib. XII. ep. 18 geschieht seiner Erwähnung. In seine Mimen verflocht er kurze Sentenzen und Lebensregeln, weßhalb sie früher zum Auswendiglernen auf Schulen gebraucht wurden. Die erste Ausgabe derselben besorgte Erasmus mit einer Paraphrase (Basel 1502. 4.) und dieser folgten bald andere von Fabricius (Leipz. 1550 und 1567. 4.) rc. Die neuesten sind von J. F. Kremsier (Leipz. 1809) und Zell (Stuttg. 1809) mit beigefügten metrischen Übersetzungen. Auch finden sie sich bei den Ausgaben des Phä-

drus von Walch, Bentley und Bothe. Ins Französische wurden sie von J. G. Beaurie übertragen. 77.

Pud, ein russisches Handelsgewicht = 40 russische Pfund = 340493 holl. Aß. 33.

Puddingsteine, Wurststeine, Kieselconglomerate, franz. brèches; engl. puddingstones, nennt man solche Gesteine, welche aus verschieden großen, eckigen oder abgerundeten Bruchstücken von Quarz, Hornstein, Feuerstein, Chalcedon, Jaspis ꝛc. bestehen, die durch ein kieselhaltiges oder Eisen führendes steiniges Bindemittel zusammengekittet sind und in demselben gleichsam eingeknetet inne liegen. Sie sind in England häufig und in Sandstein- oder Mergelgebirgen auch an andern Orten. Man benutzt schöne Zusammensetzungen dieser Art zur Herstellung größerer Steinarbeiten. 76.

Puder nennt man ein weißes Pulver, welches früher hauptsächlich zum Bestreuen der Perücken benutzt wurde. Es war entweder gewöhnliches Mehl aus den Kornarten und aus anderen Samen, z. B. den weißen Bohnen, oder es war das Satzmehl aus Waizen oder Kartoffeln, welches gewöhnlich mit Veilchenwurzelpulver wohlriechend gemacht wurde. Noch jetzt wendet man ein solches Pulver unter dem Namen poudre à la maréchal an, welches durch Moschus und ätherische Öle parfümirt ist. 5.

Pückler-Muskau (Hermann, Fürst von), ein als Mensch und als Schriftsteller ausgezeichneter Mann, am 30. Oct. 1785 zu Muskau in der Lausitz geboren, widmete sich, nachdem er zu Dresden, wo sein Vater als chursächsischer geheimer Rath lebte, in dem herrnhuthischen Institute zu Uhyst, auf dem Pädagogium zu Halle und zu Dessau seine Vorstudien beendigt hatte, auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz (1800—1803) und trat dann, weil ihn der Militairstand vor Allem anzog, als Lieutenant in sächsische Kriegsdienste. Ein ritterlicher, nicht selten ans Abenteuerliche streifender Geist machte ihn seiner Umgebung bald bekannt und beliebt; da aber seine Genialität über den ihm angewiesenen engen Kreis hinausstrebte, forderte er bald seinen Abschied und trat, nachdem er diesen als Rittmeister erhalten hatte, eine große Reise an. Sein Weg führte ihn über Wien, durch das südliche Frankreich und über Paris nach Italien und von da nach einem längeren Aufenthalte in Neapel nach Berlin, wo er durch den Tod seines Vaters, mit welchem er nicht in Allem übereinstimmen konnte, einer sehr beschränkten Lage, die ihn jedoch manches ihm sonst unbekannt gebliebenes Verhältniß des Lebens beobachten ließ, enthoben wurde. Er wandte nun seine Aufmerksamkeit der Verschönerung seines Stammgutes zu und entbot, um diesen Zweck nach Wunsch zu erreichen, den Baumeister Schinkel zu sich; dabei erfreute er sich des geistreichen Umgangs mit dem bei ihm als Freund wohnenden Dichter Cl. Brentano und mit dem Novellisten L. Schefer, seinem Landsmanne und Jugendgefährten. In dem Befreiungskriege trat er im October 1813 als Major in russische Dienste und machte den Feldzug nach den Niederlanden mit; besonders zeichnete er sich in den Gefechten um Antwerpen und bei dem Sturme auf Merxen aus; auf dem Zuge gegen Cassel jagte er dem Feinde mehrere Geschütze ab und hieb einen französischen Husarenobersten, der vor der Fronte keck zum Zweikampfe aufforderte, nieder. Später erwarb er sich durch die Verwaltung des Amtes eines Militair- und Civilgouverneurs in Brügge großen Beifall. Nach dem Friedensschlusse trat er als Oberstlieutenant und mit mehreren Orden geziert wieder in den Privatstand und machte 1815 eine Reise nach England, um sich mit der Politik, Industrie und den Sitten dieses Volkes vertraut zu machen. Nach seiner Heimkehr begann er die großartigen Anlagen auf seinen Gütern und brachte sie mit vielen Aufopferungen zu Stande; auch benutzte er die reichhaltigen Mineralquellen auf seinen Besitzungen zur Errichtung einer vollständigen Badeanstalt, die sich seitdem unter

dem Namen „Hermannsbad“ ziemlich bekannt gemacht hat. Während dieser Beschäftigungen trieb ihn sein unruhiger Geist oft nach Dresden und Berlin. Auf einem dieser Ausflüge (1817) machte er sogar mit der Luftschifferin Reichard eine Luftfahrt, die glücklich ablief. Weniger glücklich war seine Vermählung mit der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, von welcher er sich 1826 scheiden ließ; auch wurden seine Aussichten, durch diese Verbindung zu einem bedeutenden Staatsposten zu gelangen, nicht erfüllt; doch erhob ihn der König von Preußen 1822 zur Entschädigung vieler Privilegien, die er durch die Vereinigung der Lausitz mit dem preußischen Staate eingebüßt hatte, in den Fürstenstand. Zur Verbesserung und Verschönerung seiner Anlagen unternahm er 1828 eine zweite Reise durch England und Frankreich und theilte seine gemachten Erfahrungen und Bemerkungen in den vielgelesenen „Briefen eines Verstorbenen“ (Münch. und Stuttg. 1830—1832. 4 Thle. 8.), welche auch ins Englische übersetzt wurden, mit. Als Ergänzung dieser Briefe können seine „Tutti frutti, aus den Papieren eines Verstorbenen“ (Stuttg. 1834. 5 Bde. 8.), eine Auswahl interessanter Aufsätze verschiedener Art, dienen. Eine Äußerung in den „Briefen eines Verstorbenen“ hatte einen Zweikampf zur Folge, welchen er auf seiner Reise nach Frankreich (1835) glücklich bestand. Hierauf ging er von Paris durch Südfrankreich nach Algier und andere Theile Afrikas und kehrte über Malta nach seinen Gütern zurück. Diese letzte Reise machte er unter dem Titel: „Semilasso's vorletzter Weltgang; Traum und Wachen; aus den Papieren des Verstorbenen“ (Stuttg. 1835. 3 Bde. 8.) bekannt und gab zugleich in seinen „Jugendwanderungen“ (Stuttg. 1835. 8.) einen Auszug aus dem Journale seiner früheren Reise nach Frankreich und Italien (1815). P.'s Schriften zeichnen sich sämmtlich durch Genialität, leichte und ansprechende Darstellung, Neuheit und Keckheit der Ansichten und Urtheile und durch treffliche Sitten- und Charakterschilderungen, besonders aus den höheren, wenigen Reisenden zugänglichen Kreisen, aus, leiden aber auch nicht selten an Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit des Urtheils, an allzusicherer, selbstgefälliger Durchführung halbwahrer oder ganz falscher Behauptungen und an Gedehntheit. 66.

Püllna ist ein Dorf in der Nähe von Brix im saatzer Kreise des Königreichs Böhmen, bei dem in neuerer Zeit einige Bitterwasserquellen entdeckt worden sind. Nur das Wasser der einen Quelle wird zum Versenden benutzt. Dasselbe ist gelblich, dabei aber klar und durchsichtig, schmeckt nach Glaubersalz und hat sich bei gastrischen Unreinigkeiten, chronischen Rheumatismen, Blutanhäufungen, Hautschärfen rc. so wohlthuend erwiesen, daß es die berühmten nahen Bitterwasser von Saidschütz und Sedlitz gegenwärtig wohl übertrifft. Eine Beschreibung der Quellen von P. haben wir von Wetzler (1826). 35.

Püstrich, auch **Püsterich**, **Puster**, **Pusterich**, **Brüstand**, wird das sorbisch-wendische metallene Götzenbild genannt, das gegen das Jahr 1546 auf dem Schlosse Rotenburg am thüringer Walde gefunden ward, 24 Zoll hoch und gegenwärtig im fürstlichen Schlosse zu Sondershausen auf einem rothmarmorirten Postamente aufgestellt ist. Dieses Götzenbild, welches seinen Namen von puster, pusten, zornen hat und die mit Blitz und Donner strafende Gottheit bedeutet, ist eine ziemlich unförmliche einen dicken pausbäckigen Jungen vorstellende Figur mit negerähnlichem Gesichte, abgeschnittenen Untertheilen der Füße, einer herunterhängenden Hand, einem knieenden Beine und einer im Mittelpunkte des Oberkopfes und des Mundes befindlichen kleinen mit Eisen beschlagenen Oeffnung. Eine getreue Nachbildung von Holz befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig und eine genaue Abbildung enthält die Schrift: „Pusterus, vetus Germanorum idolum etc. praeside **Im. Webero** subjicit **J. P. Chr. Staubius**“ (Giess. 1717.). Man ist der Ansicht, daß dieses Götzenbild gebraucht wurde,

um dem Volke Furcht und Schrecken einzujagen, indem man Wasser in den hohlen Bauch goß, die Löcher am Kopfe und am Munde schloß und ihn über's Feuer setzte, wodurch bei dessen Hitze Getöse entstand und Dampf aus dem Bilde hervorstieg. Sonderbar genug haben Manche in dem P. eine Kriegsmaschine, welche den Belagerten als Vertheidigungswaffe gedient habe, noch Andere eine Brantweinbrennmaschine darin finden wollen. Vergleiche auch: J. L. Bertram „Nachricht vom Püstrich" (Sondershausen 1811.); „Leipziger Literatur-Zeitung" (1812. Nr. 150); „Thüringer Erholungen" (1812. Nr. 58); „Curiositäten" (1812. Bd. II. St. 3); Ernstii „Observ." (lib. II. cap. 39.); Hesse „Geschichte des Schlosses Rotenburg" (Naumb. 1823.). 64.

Püterich von Reicherzhausen, ein Ritter aus dem Oestreichischen, welcher in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts mit großem Fleiße eine Bibliothek von alten Rittergedichten aus dem schwäbischen Zeitalter sammelte. Er beschrieb sie in einem breiten, verworrenen gereimten Briefe, welchen er 1462 an eine östreichische Prinzessin richtete. Diese aller Phantasie und Poesie ermangelnde Epistel ist für die Geschichte der altdeutschen Literatur sehr wichtig und von J. C. Adelung unter dem Titel: „Ehrenbrief" (Leipz. 1788. 4.) mit vielen Anmerkungen herausgegeben worden. 66.

Pütter (Johann Stephan), berühmter Staatsrechtslehrer, ward zu Iserlohn in Westphalen den 25. Juni 1725 geboren. Schon in seinem 15., nach Anderen sogar im 13. Jahre ging er auf die Universität Marburg, studirte weiter zu Halle und Jena, fing gegen Ostern 1743 an zu Marburg als Advocat zu prakticiren und hielt, nachdem er im April 1744 Licentiat geworden war, seit Ostern 1744 öffentliche Vorlesungen und führte zugleich verschiedene Processe an den beiden höchsten Reichsgerichten zu Wetzlar und Frankfurt. Im Juni 1746 ging er als außerordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen, ward daselbst im December 1753 ordentlicher Professor, im Juni 1757 Professor des Staatsrechts, im December 1758 Hofrath und nachdem er 1764 der braunschweigschen Wahlgesandtschaft in Frankfurt bei Ernennung des Kaisers Joseph II. als Rath beigewohnt hatte, 1770 geheimer Justizrath. Zuletzt zog er sich aber von den akademischen Berufsarbeiten gänzlich zurück. Seine Geisteskraft war durch das Alter so geschwächt, daß er sich beim Anblicke der französischen Soldaten (1806) in die Zeiten des siebenjährigen Krieges zurückgesetzt glaubte. Er starb den 12. August 1807. P. hat im allgemeinen deutschen Staatsrechte als Wissenschaft Epoche gemacht und als vielfach verdienter und von seinen Zeitgenossen hochgeachteter Gelehrter durch Thätigkeit und Klugheit der Universität Göttingen zum Theil den Ruhm verschafft, den sie noch jetzt genießt. Er bearbeitete das deutsche Staatsrecht in seinem ganzen Umfange in vielen größeren und kleineren Schriften, die theils systematischen Inhalts, theils Erläuterungen einzelner Partien des Systems sind. Vorzüglich ist es ihm zu verdanken, daß in diesem Studium zuerst ein nach wissenschaftlichem Zusammenhange strebender Geist rege wurde. Daher kam es, daß P. bei vielen öffentlichen Verhandlungen und Processen consultirt und als Schiedsmann gewählt wurde. Unter seinen vielen Schriften nennen wir „Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs" (Göttingen 1753. 7. Aufl. 1795.); „Auserlesene Rechtsfälle" (1760—1802. 4 Bde.); „Gelehrtengeschichte von Göttingen" (1765—1788. 2 Thle.); „Institutiones juris publici germanici" (1770. ed. VI. 1802.); „Literatur des deutschen Staatsrechts" (1776. 3 Thle.); „Historische Entwickelung der Staatsverfassung des deutschen Reichs" (1786. 3. Ausg. 1798. 3 Thle.); „Etwas zur täglichen Andacht" (1775); „Einziger Weg zur wahren Glückseligkeit &c." (1774. 4. Ausg. 1794); „Die christliche Religion im Zusammenhange" (1786); eine Ausgabe der „Augsburgschen Confession" (Götting. 1776 mit einer vortrefflichen Abhandlung „über die katholische Gegenreformation"); „Geist des

westphälischen Friedens, nach dem reinen Gehalte der darin verhandelten Gegenstände historisch und systematisch dargestellt" (Göttingen 1795); „Der Büchernachdruck nach ächten Grundsätzen des Rechts geprüft" (Göttingen 1774) rc. Am Schlusse seines 50jährigen akademischen Wirkens gab er seine Selbstbiographie (Göttingen 1798. 2 Bde.) heraus, die jedoch nicht überall seinen Ruf als akademischer Lehrer und als Schriftsteller erhielt und vermehrte, obgleich auch hier sein rein menschliches Wesen, seine Frömmigkeit und seine Gediegenheit im Wissen wie im Gemüthlichen nicht zu verkennen ist. 65.

Pufendorf ist der Name einer in der Geschichte der Gelehrsamkeit überhaupt, und in der der Rechtswissenschaft und Staatskunde besonders berühmt gewordenen Familie. Esaias P. wurde zu Flöhe bei Chemnitz, nach Anderen zu Dorfchemnitz, an welchen beiden Orten der Vater Prediger war, am 25. Juli 1628 geboren, studirte zu Leipzig Philosophie und Geschichte, ohne sich auf eine Facultätswissenschaft ausschließlich zu legen, wurde Beisitzer der dasigen philosophischen Facultät, studirte nachmals Jura und ging nach vollendeten akademischen Jahren auf Reisen, auf denen er junge Männer von Stande begleitete. Die Folge derselben waren nicht unbedeutende Bekanntschaften und eine Anstellung im schwedischen Staatsdienste, die ihn jedoch seinen Aufenthalt in Deutschland nehmen ließ. Später wurde er schwedischer Gesandter in Paris, dann in Wien, 1672 Geheimerrath und Kanzler von Bremen und Verden, endlich in den Adelstand und zum Eques auratus von England erhoben. Er zog sich jedoch 1686 aus dem schwedischen Staatsdienste zurück, ging nach Hamburg, trat 1687 in dänische Dienste, wo er Minister wurde, ging 1688 als dänischer Gesandter nach Regensburg und starb daselbst den 26. August 1689, ohne den ihm zugedachten Gesandtschaftsposten in Wien angetreten zu haben. Die von ihm geschriebenen Abhandlungen, z. B. de Druidis, de legibus Salicis, de theologia viatorum etc., sind von dem Kanzler Ludewig gesammelt und unter dem Titel: „Opuscula juvenilia etc." (Hal. 1699) herausgegeben worden. Ob ihm die Satyre „Anecdotes de Suède ou histoire sécrète de Charles XI" (à la Haye 1716) mit Grund zugeschrieben werden kann, dürfte zweifelhaft sein. — Samuel P., Bruder des Vorigen, ward zu Flöhe am 8. Januar 1632 geboren, kam auf die Fürstenschule zu Grimma, studirte Jurisprudenz und Staatsrecht insbesondere zu Leipzig (1650) und Jena (1656) und wurde 1658 Hofmeister im Hause des schwedischen Gesandten Peter Julius Coyet zu Kopenhagen, mit dessen ganzer Familie er beim Ausbruche des schwedisch-dänischen Krieges in achtmonatliche Gefangenschaft gerieth. Er benutzte diese Zeit zu einem anhaltenden Studium von Grotius' und Hobbes' Schriften über Recht und Staat und zur Ausarbeitung seiner 1660 erschienenen „Elementa juris prudentiae universalis", die er dem Churfürsten Karl Ludwig von der Pfalz dedicirte und daher von diesem 1661 die in Deutschland erste Professur des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg übertragen erhielt. Hier blieb P. bis 1670, wo ihn der König Karl XI. von Schweden als Professor des Naturrechts an die neue Universität zu Lund berief, wo er seine beiden Schriften „De jure naturae et gentium" (Lund. 1672); „De officio hominis et civis" (ibid. 1673) ausarbeitete. Welche Epoche beide in der Geschichte des Studium des Naturrechts gemacht haben, beweist der Umstand, daß sie, namentlich die letztere, unzählige Ausgaben und Übersetzungen erlebt haben. Auch ist nicht zu läugnen, daß durch ihn erst die Lehre vom Naturrechte eine selbstständige Wissenschaft geworden ist. Im Jahre 1686 berief ihn der König nach Stockholm, wo er zum Staatssecretair, königl. Hofrath und Historiographen ernannt wurde. Hier vollendete er die schon früher vorbereiteten Schriften über die Geschichte Schwedens seit Gustav Adolph's Feldzügen in Deutschland bis zur Abdankung der Königin Christine, die Geschichte Karl Gustav's in lateinischer Sprache und in deutscher die Einleitung zur Ge-

schichte der vornehmsten Reiche und Staaten (Frankfurt 1682. 3 Bde.). Mit des Königs Bewilligung ging P. 1688 nach Berlin und wurde hier von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Hofrathe, Historiographen und Kammergerichtsbeisitzer ernannt, 1690 Geheimerrath und 1694 von Karl XI., Könige von Schweden, in den Freiherrnstand erhoben. Er starb zu Berlin am 26. October 1694 und hinterließ den Ruf eines der verdienstvollsten Gelehrten des XVII. Jahrhunderts, des zweiten Schöpfers des Natur- und Völkerrechts als System und Wissenschaft und eines durch Humanität und Milde des Charakters ausgezeichneten Mannes. Außer den schon erwähnten Schriften nennen wir noch von ihm „De habitu religionis christian. ad vitam civil.“ (Bremae 1687); sein unter dem Namen Severin de Monzambano herausgegebenes, in staatsrechtlicher Hinsicht berühmtes Werk „De statu imper. germ. ad Laelium fratrem liber“ (Ger. 1667); (die vielen Ausgaben gibt Pütter in der Literatur des deutschen Staatsrechts 1. Thl. S. 234—240.); „Commentatio de rebus suevicis“ (Traj. 1676); „De rebus a Carolo Gustavo gestis libb. VII“ (Norimb. 1696); „De rebus gestis Friderici Guilielmi M. libb. XIX“ (Berolini 1695. 1733); „De rebus gestis Friderici III.“ (ibid. 1784. Fol.); v. Pufendorf's Leben schildert Meusel im „historischen literarisch-bibliographischen Magazin 1788. St. 1. 2.“ mit genauer Angabe seiner Schriften. — **Pufendorf** (Esaias), Neffe des Vorigen, geboren zu Flöhe den 9. August 1679, ist bekannt als Oberappellationsgerichtsrath zu Zelle und als Verfasser von zwei durch Klarheit, Ordnung und praktische Anwendung sich rühmlich auszeichnenden Handbüchern „Introductio in processum criminalem elector. Brunsvic. Luneburg.“ (Han. 1768. 2. Ausg.) und „Introductio in process. civil. elector. Brunsvic. Luneburg.“ (ibid. 1769). Er starb den 4. Febr. 1788. — P. (Friedrich Esaias Philipp) war Sohn des Vorigen, wurde zu Bückeburg am 12. Septbr. 1707 geboren, studirte zu Helmstädt und Marburg, wurde in Hanover Hofgerichtsbeisitzer, kam 1738 an seines Vaters Stelle als Oberappellationsgerichtsrath nach Zelle, wurde 1771 Vicepräsident dieses Gerichts und starb daselbst den 25. Aug. 1785. Seine „Observationes juris universi tom. IV“ (1744—1770) enthalten die Entscheidungen des Oberappellationsgerichts und einen reichhaltigen Schatz praktischer Rechtserfahrungen; auch schrieb er „De jurisdictione German.“ (Lemgo. 1740) und einen „Tractat. de privilegiis, speciatim de jure de non appellando“ (Hanov. 1730). 64.

Pugatscheff (Jemeljan), ein russischer Abenteurer des vorigen Jahrhunderts, 1726 zu Simoweisk am Don geboren, diente, nachdem er sich schon in seiner Jugend als Räuber durch seine Kühnheit ausgezeichnet hatte, während des siebenjährigen Krieges im preußischen Heere und machte dann unter den östreichischen Truppen einige Feldzüge in die Türkei mit. Der Zufall hatte ihm Ähnlichkeit mit dem unglücklichen Peter III. gegeben und darauf baute er seine kecken Pläne. Zuerst hielt er sich in Polen unter griechischen Mönchen auf, um sich über die nöthigen geschichtlichen Thatsachen zu unterrichten, und trat dann offen als Peter III. in Kleinrußland auf, wo er sich bald einen bedeutenden Anhang zu verschaffen wußte. Er bemächtigte sich sogar 1773 einiger Festungen, belagerte aber vergebens Orenburg. Erst nachdem er Kasan erobert hatte und sich den europäischen Grenzen näherte, sah man die wichtigen Folgen, welche dieser Aufruhr haben konnte, ein und gab sich alle Mühe, des Pseudopeters, auf dessen Haupt man einen großen Preis setzte, habhaft zu werden. Seine Banden wurden durch den unermüdlichen Obristen Michelson zerstreut und Pugatscheff, welchen seine Anhänger nach und nach verließen, ward gefesselt in Suwarow's Hände geliefert. Dieser ließ ihn in einen eisernen Käfig nach Petersburg bringen, wo er am 10. Jan. 1775 hingerichtet wurde. Seine Entschlossenheit und Kühnheit, die er während seines ganzen Lebens gezeigt

hatte, verließ ihn zuletzt gänzlich. Seine Grausamkeit, die gegen Freund und Feind wüthete, kostete einer großen Anzahl friedlicher Unterthanen das Leben. Er war ein Mann des untersten Pöbels und konnte weder lesen noch schreiben; hätte er eben so große Klugheit als Kühnheit besessen, so hätte sein Aufstand dadurch, daß sich fast alle Leibeigenen an ihn anschlossen, der Regierung höchst gefährlich werden können. 66.

Puget (spr. Püsché) (Pierre) ein berühmter französischer Bildhauer, Maler und Architekt, geb. den 31. Octbr. 1622 zu Marseille, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung bei einem Schiffsbaumeister, Roman, und ging dann nach Italien, wo er anfangs zu Florenz bei einem Bildschnitzer, später unter Berettini's (Pietro de Cortona) Leitung zu Rom arbeitete. Nach sechsjähriger Abwesenheit kehrte er im Jahre 1643 nach Marseille zurück, begab sich indeß bald nach Toulon, um hier im Auftrage des Admirals Brézé ein großes Kriegsschiff (la reine) zu bauen. Er vollendete dasselbe zu allgemeiner Zufriedenheit im Jahre 1646 und reiste hierauf wieder nach Rom, um die daselbst befindlichen antiken Bildhauerwerke zu studiren. Mit dem Jahre 1653, wo er nach Frankreich zurückgekehrt war, beginnt seine eigentliche Künstlerperiode. Die Malerei, Architektur und Bildhauerei mit gleichem Eifer und Erfolg umfassend lieferte er seitdem eine große Menge der ausgezeichnetsten Werke, die seinen Namen den berühmtesten des XVII. Jahrhunderts an die Seite stellten. Marseille, Toulon, Aix, Versailles u. a. m. wurden von seiner Hand mit plastischen und architektonischen Arbeiten verziert und seine Malereien gehören jetzt noch unter die vorzüglichsten Zierden der verschiedenen Gallerien. Er starb den 2. Decbr. 1694. 36.

Pugilismus, Pugilatus, s. Kampfspiele.

Pulci (spr. Pultschi) (Bernardo, Luca und Luigi), drei in der Geschichte der italienischen Literatur mit Auszeichnung genannte Brüder. Der älteste, Bernardo P., ist der am wenigsten bekannte. Er fertigte mit seiner Gemahlin Antonia geistliche Schauspiele, die längst vergessen sind, und übersetzte Virgil's Eklogen. Ein Gedicht über das Leiden des Erlösers wird ihm mit Unrecht beigelegt. — Luca P. verdient größere Beachtung. Seine epischen Dichtungen: „Das Turnier Lorenzo's von Medici“ („La giostra di Lorenzo di Medici“, 1468) und „Cirillo Calvaneo“ (1490) gehören zu den frühsten Versuchen dieser Art und zeigen, so roh sie auch sind, schon den Weg, welchen das italienische Ritterepos einschlug. Unter seinen übrigen Gedichten verdienen noch die Heroiden („Pistole“, 1481) und das Schäfergedicht „Il Driadeo d'amore“ (1479) Erwähnung. — Der berühmteste der drei Brüder ist Luigi P. Von seinen Lebensumständen wissen wir nicht viel mehr, als von denen seiner Brüder. Er wurde am 25. Aug. 1432 (nach Anderen am 3. Dec. 1431) zu Florenz geboren und scheint ohne öffentliches Amt und unter dem Schutze der Mediceer nur den Wissenschaften und der Poesie gelebt zu haben. Er starb im Jahre 1487. Seine Sonette, Canzonen und geistlichen Gedichte sind der Vergessenheit anheim gefallen; aber sein Rittergedicht „Morgante“ („Il Morgante maggiore“, 1481. N. E. Ven. 1801. 3 Voll. 12. Mil. 1806. 3 Voll. 8. Ven. 1812. 4 Voll. 18.) ist der erste gelungene Versuch in dieser Gattung der Poesie. Der Stoff ist dem Sagenkreise von Karl dem Großen und seinen Paladinen entnommen und planlos, aber nicht ohne erfinderische Phantasie durchgeführt. Das Eigenthümliche des Gedichtes besteht in der Manier, welche das Ernste mit dem Scherzhaften auf eine seltsamwitzige oder vielmehr seltsamnaive Art gattet und nur der Ausfluß einer ächt genialen Laune sein kann, die aber einem gesunden Verstande und einem geläuterten Geschmacke sonderbar erscheinen muß. Daraus erklären sich auch die völlig verschiedenen Urtheile, welche in der neueren Zeit über den Morgante gefällt worden sind. P.'s Sprache ist reich und kräftig, die Verse aber nicht selten hart und steif. 67.

Pulcinella, s. Harlekin und Maske.

Pulias, s. Paria.

Pulk, s. Kosaken.

Puls, lat. pulsus; franz. pouls; engl. pulse, ist eine wechselseitige Erweiterung und Zusammenziehung des Herzens und der Arterien, die von dem Einflusse des Blutes, welches das Herz und die Arterien ausdehnt, und von der Zusammenziehungskraft der Fleischfasern derselben, welche auf die ausdehnenden Blutwellen wirkt und diese fortstößt, abhängt; denn indem durch die Zusammenziehung der Herzkammern das Blut wellenförmig eingetrieben wird, hat dieß Ortsverrükkung und eine geringe Ausdehnung der Arterie zur Folge, die sich an manchen Körperstellen, wie z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis) an der Handwurzel, daher auch durch eine fühl- und sichtbare Bewegung der Arterie zu erkennen gibt. Der P. hängt daher vor der Impulskraft des Herzens, zugleich aber auch von der Art und Weise ab, wie der arterielle Kreislauf vor sich geht. Was den P. im gesunden Zustande betrifft, so hat man bemerkt, daß er in den ersten Zeiten nach der Geburt 140mal in der Minute schlägt, allein, je mehr das Kind sich dem 2. Lebensjahre nähert, an Frequenz nach und nach abnimmt und dann nur ungefähr 100 Schläge gibt, wobei er jedoch noch immer klein und schwach bleibt. Gegen die Epoche der Pubertät aber bekommt er Entwickelung und Kraft und verliert noch mehr an Häufigkeit, so daß er dann nur noch 80 — 90 Schläge in 1 Minute macht. Noch mehr vermindert sich diese Zahl bei Erwachsenen, bei denen man 75 oder 70 Schläge in der Minute zählt, wobei aber seine Größe und Stärke zugleich den höchsten normalen Grad erreicht hat. Bei dem Greise wird er noch seltner, indem er hier bis auf 60, ja sogar 50 Schläge herabsteigt und in der Regel an seiner Kraft und Größe verloren hat, dagegen aber eine gewisse Härte annimmt, die meist durch die vermehrte Dichtigkeit der Arterienwände und bisweilen sogar durch eine Art Verknöcherung derselben veranlaßt wird. Temperament und Geschlecht influiren besonders auf die Beschaffenheit des Pulses. Er erleidet zwar bei Frauen durch die Fortschritte des Alters ähnliche Veränderungen wie bei dem Manne, doch behält er in der Regel die Kennzeichen, die ihn während der Jugend dieses letzteren auszeichnen. Bei Sanguinikern ist er gewöhnlich voll und groß, bei Galligen hart, bei lymphatischen Subjecten weich und etwas selten, bei nervösen hingegen klein und zusammengezogen; in der Schwangerschaft findet man ihn häufig und sehr veränderlich. Das Klima wirkt ebenfalls auf den P. ein; so ist er bei den Bewohnern heißer Länder häufig, bei denen der kalten selten und soll z. B. nach den Berichten von Reisenden bei den Grönländern nur 40mal in 1 Minute schlagen. Auch die Tageszeiten äußern Einfluß auf dessen Beschaffenheit; so nimmt seine Häufigkeit in der Regel vom Morgen bis zum Abend zu, während er sich des Nachts während des Schlafes vermindert und in der Morgenzeit wieder auf denselben Punkt zurückkommt, wo er den vorhergehenden Morgen war. So vermehrt auch der Genuß des Weins, Branntweins, so wie überhaupt aller spirituösen Getränke und vorzüglich auch die Verdauung die Häufigkeit seiner Schläge, während es wieder gewisse Mittel gibt, welche dieselbe vermindern, wie dieß z. B. der rothe Fingerhut (digitalis purpurea) thut, welcher dieselbe bis auf 40 — 30, ja selbst 22 Schläge in der Minute zu reduciren vermag; daher auch diese Arznei ein gutes Mittel bei Herzklopfen abgibt. Allein die schnellsten, wo nicht die größten Veränderungen und Störungen werden dem Pulse durch lebhafte Gemüthsbewegungen oder durch eine heftige körperliche Bewegung mitgetheilt. In Krankheiten ist die Beschaffenheit des Pulses ein sehr wichtiger Umstand und es gibt vielleicht keine einzige etwas bedeutende acute Krankheit, bei der er nicht mehr oder weniger verändert würde, so daß er fast immer die größere oder geringere Gefahr oder auch die Leichtigkeit des Übels verräth. Man nennt den P. häufig und selten, je

nachdem die Pausen zwischen den Pulsschlägen **klein** oder **groß** sind; **schnell** oder **langsam**, je nachdem jeder Schlag mit Schnelligkeit oder Langsamkeit geschieht; auf solche Weise kann er auch häufig und schnell, oder auch selten und langsam, oder selten und schnell ꝛc. zugleich sein. Nach einigen Schriftstellern soll die ungewöhnliche Schnelligkeit des Pulses von einer Art nervöser Erregung und vielleicht auch von der Verdünnung der linken Herzhöhle, dagegen seine Langsamkeit von einer allgemeinen Trägheit und bisweilen auch von einer Verdickung der Herzwände abhängen, was aber noch sehr problematisch ist. Bei allen acuten Krankheiten findet man einen häufigen P. und in manchen Typhuskrankheiten hat man 110—130 Schläge in 1 Minute gezählt. In vielen Übeln verdient besonders der seltene P. Beachtung. So soll es z. B. im gelben Fieber ein sicheres Zeichen der Heilung sein, wenn man denselben vom 3.—5. Tage etwas selten werden sieht; dagegen ein solcher P. in mit Schlafsucht verbundenen Krankheiten große Gefahr ankündigen soll. Außerdem gibt es noch in Bezug auf seine Impulsweise **großen** und **kleinen**, **starken** und **schwachen**, **harten** und **weichen** P., von denen der eine mit dem andern und diesem oder jenem der vorhergenannten in Verbindung vorkommen kann. Zusammengezogen findet man ihn ebenfalls besonders während des letzten Stadium der Lungenschwindsucht; weich erscheint er vorzüglich beim passiven Aneurysma und hart beim activen; hart und zugleich häufig bei entzündlichen Fiebern, besonders galligen, und bei der Bleikolik. Die übermäßige Schwäche des Pulses ist immer ein sehr schlimmes Symptom in Krankheiten, außer in solchen Nervenkrankheiten, wie die Hypochondrie, Hysterie ꝛc. sind, wo sie, durch die Strapaze der Anfälle hervorgerufen, oft deren Beendigung ankündigt und sodann bald verschwindet. Im gesunden Zustande folgen die Schläge des Pulses in ungleichen oder fast gleichen Zwischenzeiten auf einander, so daß jeder Schlag auch vermöge seiner Stärke, Größe ꝛc. dem vorausgegangenen oder folgenden gleicht, wodurch die Gleichheit oder Regelmäßigkeit des Pulses bewirkt wird; im entgegengesetzten Falle aber gibt es einen unregelmäßigen oder ungleichen P. Was endlich den ungleichen P. betrifft, nämlich den, der an dem einen Arme verschiedener als an dem andern ist, so wird allgemein angenommen, daß dieß von physischen Störungen in dem Ursprunge der großen Arterienstämme abhängt. 7.

Pulsader, s. Adern.

Pulsadergeschwulst, s. Aneurysma.

Pultāwa oder **Poltawa**, die Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements (in der Ukräne) am Einflusse der Pultawa in die Worskla gelegen, ist geschichtlich merkwürdig durch eine Schlacht zwischen den Russen unter Peter I. und den Schweden unter ihrem Könige Karl XII. am 27. Juni (8. Juli) 1709. — Um sich der großen Magazine in P. zu versichern, hatte Karl XII. den Feldzug von 1709 mit Belagerung dieser Stadt begonnen, aber um so hartnäckigern Widerstand gefunden, als die Belagerten des Entsatzes gewiß waren. Derselbe erschien unter Peter's eigener Anführung, 70000 M. stark, während die Schweden mit ihren Bundesgenossen, den Kosaken, höchstens 30000 M. zählten. Dessenungeachtet nahm Karl XII., der sich überdieß wegen einer Fußwunde auf einer Bahre in die Schlacht tragen lassen mußte, den Kampf an. Die Reiterei des schwedischen linken Flügels unter Schlippenbach begann den Angriff und schlug in der That den russischen rechten Flügel zurück, allein eine zur Unterstützung dieses Angriffs in die feindliche Flanke abgeschickte Colonne erschien nicht und die Russen sammelten sich wieder, drangen unter Mitwirkung ihrer überlegenen Artillerie zwischen die schwedische Armee und ihr Lager und erfochten so nach zweistündigem hartnäckigen Kampfe einen entscheidenden Sieg. Das Lager der Schweden wurde erstürmt und dabei alles Geschütz und Gepäck, alle Fahnen und die Kriegscasse von

8 Millionen Thaler erbeutet; 10000 M. waren gefallen und die übrigen ergaben sich einige Tage später den Siegern. Der Verlust der letzteren betrug nur einige Hundert. Karl XII. floh über den Dnieper auf türkisches Gebiet und seine Macht war für immer gebrochen. 15.

Pultusk, eine Stadt in der polnischen Wojewodschaft Plock am rechten Ufer der untern Narew gelegen, ist merkwürdig durch zwei in ihrer Nähe vorgefallene Schlachten. Die erste geschah im nordischen Kriege am 23. April 1703 zwischen den Schweden unter Karl XII. und den Sachsen unter Steinau. Letztere wurden geschlagen. Die zweite, am 26. Dec. 1806, bildete den Schluß der Gefechte an der Narew, welche 4 Tage lang zwischen Napoleon und der russisch-preußischen Armee längs der Narew stattgefunden hatten. Kein Theil war Sieger, doch behauptete sich Napoleon an der Weichsel, während die Gegner gegen den Niemen zurückgingen. Auch im Juni 1807 fanden hier mehrere blutige Gefechte statt. 15.

Pulver, lat. pulvis; franz. poudre; engl. powder, ist überhaupt jede staubähnliche Substanz, deren besondere Art und Bestimmung meist durch einen besondern Zusatz angegeben wird. Im besondern Sinne versteht man darunter das Schießpulver (s. d. Art.). 30.

Pulververschwörung. Das gräßliche Attentat, welches die Geschichte mit diesem Namen belegt hat, ist wie die meisten Verirrungen ähnlicher Art ein Erzeugniß des Fanatismus und zwar des schlimmsten, des religiösen. Der König von England, Jakob I., nämlich hatte nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1603 die sanguinischen Hoffnungen der Katholiken, als würde er öffentlich zu ihrem Bekenntnisse übertreten, nicht nur nicht verwirklicht, sondern sogar jede Bitte um Milderung ihrer Lage zurückgewiesen und selbst die strengen Edicte der Elisabeth in ihrem ganzen Umfange bestätigt. Wüthend darüber faßte eine Anzahl fanatischer Katholiken, meist Adelige, an ihrer Spitze Catesby, Percy, Graunt Rokwood, Wright, Tresham und Digby, den Entschluß, den König und seinen ältesten Sohn sammt dem Parliamente am 5. Nov. 1605, dem Tage der Eröffnung des Parliaments, durch Pulver in die Luft zu sprengen. Zu diesem Behufe miethete Percy ein an das Parliamentshaus stoßendes Gebäude, aus dessen Keller die Verschworenen mit unsäglicher Mühe einen Durchbruch in die gerade unter dem Sitzungssale befindlichen Souterrains des Parliamentshauses bewerkstelligten. Dieses Gewölbe, welches nach dem Verkaufe der darin aufbewahrten Kohlen vermiethet werden sollte, brachten sie hierauf mit gleichzeitiger Übernahme der Kohlen, um desto sicherer zu sein, an sich und verbargen hier unter Reißig und Kohlen 36 Tonnen Pulver. Alles war glücklich von Statten gegangen und Fawkes, der Diener Percy's, erklärte sich bereit, die Lunte anzulegen und sich selbst mit in die Luft zu sprengen. Allein einer der Verschworenen selbst verhinderte das Gelingen des Plans durch eine Warnung, welche er seinem Freunde, dem Lord Mountragle, in den dunklen Worten zukommen ließ, er möge am 5. nicht im Parliamente erscheinen, denn es würde von unsichtbarer Hand ein furchtbarer Schlag geschehen, der nicht länger als die Verbrennung des empfangenen Billets dauern würde. Der Lord eilte mit dem Briefe zum Staatssecretair, Grafen Salisbury, und dieser zeigte ihn dem Könige, welcher mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne sogleich auf ein Attentat durch Pulver schloß. Alsbald traf man in der Stille die nöthigen Maßregeln und drang um Mitternacht des 4. zum 5. Nov. in den Keller ein. Hier fand man nach Wegräumung der Kohlen und des Reißigs die Vermuthung des Königs bestätigt, die Verschworenen aber, wie man gehofft hatte, nicht, sondern nur Fawkes mit Lunte und Feuerzeug. Nachdem derselbe Alles gestanden hatte, fing man die bereits aus London entkommenen Haupturheber der Verschwörung nach und nach, zum Theil erst nach tapferem Widerstande, ein und überlieferte sie dem Henker. Gleiches Schicksal erfuhr Heinrich Garnet, der Pater-Provincial der

Jesuiten, welche später aus England verwiesen wurden. Jakob I. zeigte übrigens viele Mäßigung, indem er durchaus nur die erwiesenen Schuldigen gerichtlich verfolgen ließ, doch führte er, um die Nichtkatholiken zu beruhigen, im Jahre 1606 den sogenannten Allegianceeid ein, nach welchem jeder Katholik, der in ein geistliches (später auch weltliches) Amt treten wollte, der päpstlichen Obergewalt entsagen mußte. 1.

Pumpe, Plumpe, lat. antlia; franz. pompe; engl. pump, heißt im Allgemeinen jede Maschine, durch welche man vermittelst des Auf- und Niederstoßens eines in einer Röhre (Stiefel) befindlichen luftdicht anschließenden, beweglichen Kolbens Flüssigkeiten sowohl hebt als drückt, um sie in Bewegung zu setzen und von einem Orte zum andern zu bringen. Bekanntlich gibt es zwei verschiedene Arten von Flüssigkeiten, nämlich expansibele und tropfbare, als deren Repräsentanten man die Luft und das Wasser ansehen kann, und in dieser Beziehung unterscheidet man auch zwei Hauptarten von Pumpen, als Luftpumpen (s. d. Art.) und Wasserpumpen. Die letzteren beruhen auf sehr einfachen physikalischen Gesetzen und gehören zunächst in das Gebiet der Technologie oder der praktischen Maschinenlehre, wegen der vielfachen Anwendungen, welche sie in der Technologie und Ökonomie erleiden. Es gibt zweierlei Arten von Pumpen, als Druck- und Saugpumpen; häufig aber werden auch beide Gattungen mit einander in Verbindung gebracht. Die Construction beider findet man im Art. Druckpumpe kürzlich beschrieben. Die zur Förderung des Wassers aus gewöhnlichen Brunnen dienenden Pumpen kommen unter allen am meisten in Anwendung. Zu den bekanntesten und wichtigsten unter den Wasserhebungsmaschinen gehören: Langsdorf's Saugschwungmaschine, Vera's Seilmaschine, der Stoßheber oder hydraulische Widder, der Heronsbrunnen, die Wassersäulenmaschine, die Schnecke oder Wasserschraube des Archimedes, die vervielfältigende Rad-, Eimermaschine, die Spiralpumpe, die ungarische oder Luftmaschine u. a. Die Erfindung der Pumpen schreibt man dem berühmten Hydrauliker Ktesibius von Alexandrien zu. 33.

Pumpernickel ist ein grobes, schwarzes, in Westphalen, besonders im Münsterschen und Osnabrückschen, aus Roggenmehl gebackenes Brod in großen, langen und viereckigen Laiben mit einer harten Kruste und derber Krume, aber von einer angenehmen Säure. Ein einziges Brod ist oft über 60 Pfd. schwer und erfordert 12—16 Stunden Zeit zum Backen. Der P. ist eine sehr gesunde und kräftige Kost und der Landbewohner jener Gegenden verlangt nicht leicht anderes und leichteres Brod. 26.

Punkt, Punct, eigentlich Stich, lat. punctum; fr. und engl. point, ist überhaupt jeder kleine (meist runde) Fleck, der kleinste untheilbare Raum, und man nimmt ihn deßhalb in der Mathematik für das Abstractum des Raums überhaupt, indem er hier als eine Größe ohne alle Ausdehnung erklärt wird. In der Geometrie unterscheidet man dann in Ansehung des Ortes Anfangs-, Mittel-, End-, Durchschnitts-, Zwischen-, Doppel-, drei- und mehrfache, Rückkehr-, Wende-, Schlangen- und conjugirte Puncte. — Als Längenmaß ist der P. $\frac{1}{10}$ (Decimalmaß) oder $\frac{1}{12}$ (Duodecimalmaß) Linie. — Über die Bedeutung des Punctes als grammatisches Schriftzeichen vergl. den Art. Interpunction. — In der Notenschrift braucht man P. in mehrfacher Beziehung. Über den Noten zeigt er an, daß dieselben abgestoßen werden sollen und zwar weniger spitz als die mit kurzen Strichen bezeichneten; steht über diesen Abstoßungspuncten noch ein Bogen, so müssen die Töne getragen, gewöhnlich auch etwas retardirt werden. Neben der Note oder Pause erhöht das P. die Geltung derselben um die Hälfte, so daß z. B. ein Viertel mit P. 3 Achtel gilt. Auch machen die Puncte am Ende eines musikalischen Satzes das eigentliche Wiederholungszeichen aus. — Außerdem ist P. im Allgemeinen s. v. a. Ort, vorzüglich im militairischen Sprach-

gebrauche; auch wohl die einzelnen Theile einer Schrift, Rede, Beweisführung ꝛc. 40. 29.

Punctation nennt man eine Schrift, in welcher die einzelnen Bestimmungen (Puncte) eines zu schließenden Vertrags vorläufig entworfen sind. In historischer Hinsicht ist merkwürdig die sogenannte Emser P. (s. d. Art.). 30.

Punier, s. Carthago.

Punische Kriege. Oft schon sind unbedeutende Thatsachen der Grund zu Weltereignissen geworden, Thatsachen, welche die Weltgeschichte nicht nennen würde, wenn sie nicht so große Folgen nach sich gezogen hätten. Ein Weltereigniß sind unstreitig die punischen Kriege, weil durch ihr für Rom glückliches Ende dessen Weltherrschaft gegründet und der andere Staat Carthago ganz aus der Geschichte getilgt wurde. Die Veranlassung zu diesen Kriegen (abgerechnet die im Stillen keimende Eifersucht Roms und Carthagos gegen einander und Roms Lust, Sicilien zu erobern, neben Carthagos Gier auf dieser Insel den bereits gewonnenen Einfluß nicht nur zu erhalten, sondern selbigen noch zu erweitern) war eine Hülfeleistung von Seiten der Römer an das übelberüchtigte Söldnerheer des Agathokles (s. d. Art.), mit stolzem Namen von sich selbst Mamertiner genannt. Die Mamertiner hatten sich nämlich in der sicilischen Stadt Messana niedergelassen, nachdem sie die Männer daselbst erschlagen und sich deren Weiber und Eigenthum angemaßt hatten; Syrakus mochte solchen Frevel auf der Insel nicht ungeahnet hingehen lassen, verband sich mit Carthago und belagerte die Mamertiner in Messana. Diese, hart gedrängt, wendeten sich an die Römer und baten um Entsetzung der Stadt. Hier nahm man gern, wiewohl scheinbar zögernd, die Aufforderung an. Damit, daß unter dem Consul Appius Claudius 264 v. Chr. eine römische Armee auf Sicilien landete, begann der erste punische Krieg (264—241). Der Consul führte den Krieg mit großer Klugheit: als er aus der Stadt einen Ausfall gemacht und einmal die Syrakusener, dann die Carthager geschlagen hatte, fing er nicht damit an, daß er sich gegen die Carthager nun ernstlich wendete, sondern zuerst verfolgte er seinen Sieg gegen König Hiero von Syrakus, den er bis Syrakus trieb und alle Städte bis dahin eroberte. Von Hiero's Hauptstadt hielten ihn die von dem Könige gemachten Friedensbedingungen ab, die ihm nicht allein seine Gefangenen zurückbrachten, sondern auch noch 100 Talente Kriegskosten verhießen und das Versprechen gaben, der Römer Züge gegen die Carthager auf Sicilien durch Proviantlieferungen zu unterstützen. So waren die Römer in Sicilien gefürchtet und hatten daselbst Besitzungen und somit Hülfe im Lande; ohne Verzug wendeten sie sich nun gegen die Stadt Agrigentum, Carthagos Hauptniederlassung auf Sicilien; und nahmen sowohl diese, als auch Panormus (jetzt Palermo) und alle anderen Küstenstädte der Carthager weg. Aber damals erkannten die Römer, daß sie ungeachtet aller errungenen Vortheile doch nichts Entscheidendes und von dauerndem Nutzen ausführen könnten, wenn sie nicht, wie der Feind, Herr einer Flotte wären; sie erbauten sich daher eilends eine ziemlich große Menge Schiffe, die nicht sonderlich gerüstet unter dem Consul C. Duilius gegen die punische Flotte ausfuhren. Was dem Römer an Taktik abging, ersetzte er durch List und vernichtete durch Hülfe des Enterns viele carthagische Schiffe in dem Seekampfe bei den liparischen (oder äolischen) Inseln. Darauf unternahmen die Römer, dadurch kühn gemacht, nichts weniger, als den Feind in seinem Lande anzugreifen. Der Seesieg des Consul M. Atilius Regulus (s. d. Art.) bei Ecnomus, einem Berge in Südsicilien (jetzt Monte di Alicata), öffnete ihm den Weg nach Afrika; er landete am Vorgebirge Hermäa (jetzt Cap Bono), machte aber schlechte Fortschritte. Ein Lacedämonier, Xanthippus, soll die punischen Heere zum Siege geführt haben, Regulus selbst in einer Schlacht (256) gefangen und die ganze römische Armee zerstreut worden sein. Seit 249 wurde der Krieg wieder in Sicilien

geführt; aber entscheidende Schläge fielen nicht vor. Zur See konnten die Römer wegen Mangels einer Flotte nicht fechten; zu Lande wichen sie den Puniern da aus, wo diese ihre Elephanten anbringen konnten, vor denen die Römer namenlose Furcht hatten. Inzwischen hatten sich die Römer durch Privatmittel eine große Flotte hergestellt; mit ihr schlug (241) C. Lutatius Catulus bei den ägatischen Inseln die Carthager so, daß dieselben um Frieden zu bitten genöthigt waren. Sie versprachen Sicilien und alle bis jetzt ihnen gehörige Inseln des Mittelmeeres abzutreten, 1000 Talente sogleich und 2200 in bestimmten Terminen zu zahlen, auch die Kriegsgefangenen ohne Lösegeld frei zu geben. Diese Schmach zu vergessen, dazu war Carthago ein zu mächtiger und stolzer Staat. Da ihnen Sicilien verboten war, suchten sie anderwärts die Römer zu treffen; dieß geschah in Spanien. Dort nämlich hatten die Punier, aus den Inseln verwiesen, unter Hamilkar neue Eroberungen gemacht und obgleich den Römern verheißen, nicht über den Ebro hinauf zu rücken, doch (denn das Glück kennt kein Maß) denselben überschritten und sogar eine mit Rom verbündete Stadt Saguntum (beim jetzigen Murwiedro) eingenommen und zerstört (219). Das war für die Römer, die gern einen Grund zu Carthagos Sturze haben wollten, mehr als Veranlassung zum Kriege; er wurde sofort feierlich angekündigt. Zweiter punischer Krieg (216—202). Der carthagische Feldherr war der junge Hannibal (s. d. Art.); bei den Römern commandirten in diesem zweiten Kampfe meist die Scipionen (s. d. Art.) und weil so große Feldherrn an beider Mächte Spitze standen, war es in strategischer Hinsicht vielleicht der merkwürdigste im Alterthume. Römer und Punier hatten einen und denselben Kriegsplan, nämlich den, ihren Feind in seinem eignen Lande anzugreifen. Aber Hannibal war der schnellere; ehe man sich gedacht, hatte er schon Spanien und Gallien durchzogen und stieg von den Alpen herab nach Italien; als dieß Scipio hörte, kehrte er von dem Wege gen Spanien zurück und landete an Italiens Küste, um dem Hannibal den Weg in das Vaterland zu sperren. Aber obgleich dem Punier sein mühevoller Zug 30000 Mann (die Hälfte seines Heeres) gekostet hatte, so schlug er doch nichts desto weniger die Römer am Ticinus (jetzt Tessino), an der Trebia (jetzt Trebbia) und (217) in der Nähe des Trasimenus (Lago di Prugia) und bahnte sich dadurch den Weg nach Unteritalien. In Rom war große Furcht darob und die Rettung hatte der Staat wohl der Klugheit des Dictators, Q. Fabius Maximus, zu danken, der, ohne sich mehr in eine Schlacht mit dem Sieger einzulassen, selbigen durch Märsche und Stellungen ermüdete und dadurch seinen Leuten wieder Muth zum Kampfe gegen ihn machte. Hannibal ging aber damals nicht auf Rom zu: ihr Fall sollte das letzte des Eroberungswerkes von Italien sein. Sein Plan war gut und richtig; durch den Sieg in der furchtbaren Schlacht bei Cannä (216), wodurch fast Roms ganze Macht gebrochen wurde, gedieh er seiner Vollendung rasch entgegen; aber im Begriffe zu reifen, vernichteten ihn unvorhergesehene Widerwärtigkeiten. Geschwächt durch die vielen Schlachten hatte Hannibal um Hülfe von Carthago gebeten; aber man hatte sie nicht geschickt, denn des Hauses, wozu er gehörte, Gegenpartei hatte seine Fortschritte mit neidischen Augen angesehen und gefürchtet, er werde mit seinem Anhange den Sieg über sie davon tragen; von Syrakus, dessen Herrscher, Hieronymus, von den Römern ab- und den Puniern zugefallen war, kam auch kein Hülfsheer, denn die Römer lagen vor der Stadt, um sie für die Untreue zu züchtigen; den Philippus, König von Macedonien, den Hannibal nach Italien geladen hatte, um mit ihm dem Römerreiche ein Ende zu machen, wußten die Römer in Griechenland zu beschäftigen und von dieser gefährlichen Verbindung abzuhalten; seinen Bruder Hasdrubal, den er aus Spanien gerufen hatte, schlugen die Römer (208) bei Sena in Umbrien (jetzt Sinigaglia) und ließen die Truppen nicht zu Hannibal stoßen. Auf sich selbst beschränkt und mit einer durch so viele

Schlachten geminderten, durch die Jahre lange Ruhe geschwächten und durch das wollüstige Leben in Unteritalien entkräfteten und aufgeriebenen Armee, wie mag dem jugendlichen Helden zu Muthe gewesen sein, auf seiner so rühmlich betretenen Bahn so schnöde aufgehalten zu werden! Endlich kam eine Erlösung; aber welche! Nach Hause sollte er eilen, um die Vaterstadt vor den Römern zu schützen. Nachdem nämlich Hasdrubal, anfangs von seinem Bruder Hannibal zur Führung des Kriegs dort zurückgelassen, jetzt aus Spanien gezogen war, hatten sich dort die Sachen zu Gunsten der Römer gestaltet; der junge P. Cornelius Scipio hatte bis 206 den Carthagern ganz Spanien bis nach Gades (j. Cadix) abgenommen und sich an Masinissa (s. d. Art.) einen mächtigen Freund in Afrika verschafft. Als derselbe wegen seiner Verbindung mit den Römern von den Puniern angegriffen worden war, fand Scipio dabei eine Gelegenheit nach Afrika überzusetzen. Im Jahre 203 landete er und wenn er auch anfangs nicht ganz glücklich gegen die Übermacht der Barbaren kämpfte, so hatte er doch nach und nach den Carthagern, auf deren Hauptstadt er losmarschirte, einen so großen Schrecken eingejagt, daß sie, um den muthigen Römer zurückzudrängen, Hannibal aus Italien riefen. Hannibal kam, ließ neue Truppen ausheben und disciplinirte die alten so viel als möglich; aber sein Scharfblick hatte ihm gezeigt, was die Zeit mit Carthago war. Er versuchte daher einen Friedensschluß zu bewerkstelligen; jedoch der Römer Bedingungen waren so gestellt, daß an eine Annahme nicht zu denken war. Das Schwert mußte entscheiden; der Wahlplatz war bei Zama; die Carthager kämpften verzweifelt den Entscheidungskampf für des Vaterlandes Bestehen und für die Erhaltung ihres italienischen Ruhms; aber Scipio siegte (201). Hannibal eilte nach Carthago und rieth dem Senate, nun unter allen Bedingungen Frieden zu machen. Scipio gewährte den Frieden, wenn sie alle ihre Besitzungen außer Afrika an Rom abtreten, alle Elephanten und Kriegsschiffe bis auf 10, als welche nöthig wären zur Deckung der Stadt, ausliefern, binnen 50 Jahren 10000 Talente bezahlen, dem römischen Bundesgenossen Masinissa das ihm und seinen Vorfahren entrissene Land zurückstellen wollten; dazu mußten sie sich noch verbindlich machen, ohne Roms Bewilligung keinen Krieg zu führen und 100 Geißeln als Bürgschaft ihrer Treue stellen. Carthago that das Befohlene und es war von nun an 50 Jahre Frieden zwischen dem stolzen Rom und dem gedehmüthigten Cathago. Aber es sammelte sich in dieser Zeit vielfacher Stoff zu einem neuen Ausbruche. Derselbe wurde erregt durch die ununterbrochenen Streitigkeiten, in welche sie der habsüchtige Masinissa verwickelte. Auf den Frieden trotzend machte er an mehrere Länderstrecken und Gebiete Ansprüche und verlangte ihre Herausgabe; ob mit Recht oder Unrecht, weiß man nicht; aber da die Streitigkeiten, zu deren Schlichtung römische Commissaire requirirt werden mußten, sehr häufig zu der Carthager Nachtheil entschieden und da sie dadurch dem Hohne des übelwollenden Masinissa Preis gegeben wurden, faßten sie endlich den Entschluß, bei erneuten Ansprüchen des Königs nicht mehr an Roms Gnade zu appelliren, sondern sofort gegen jenen zu fechten. Dieser Entschluß, wenn man auch den Erfolg nicht ganz undeutlich vorhersehen konnte, war nicht voreilig und unberechnet. Durch innere treffliche Verwaltung und durch des Volkes Industrie war der Flor der Stadt in Kurzem wieder so groß, daß selbst ein gefährlicher Krieg gewagt werden konnte. Masinissa machte neue Ansprüche; die Carthager überzogen ihn mit Krieg und schlugen ihn. Seine Klage deßhalb nach Rom gesendet verursacht sogleich eine große Rüstung. Dritter punischer Krieg (150—146). Die Carthager versuchten das Übel durch Fürbitte abzuwenden, aber die Römer gingen (150) nach Sicilien. Dahin kamen wieder Gesandte und forderten die Consuln auf, zu verlangen, was sie wollten. Diese verlangten 300 Geißeln, aber als diese gestellt waren, ging das römische Heer dennoch nach Afrika über und den nochmals Frieden Bittenden ward

befohlen, Waffen, Schiffe, Schiffsgeräth, Proviant auszuliefern; die Carthager thaten auch dieß; aber als sie ihre Stadt niederreißen und sich im Innern des Landes anbauen sollten, da erwachte die Vaterlandsliebe in solchem Grade in ihnen, daß sie selbst entblößt von allen Vertheidigungsmitteln lieber unter den Trümmern der Stadt ihrer Väter untergehen, als den verlangten Frevel der Impietät begehen wollten. Das römische Heer erschien vor Carthago; die Carthager aber hielten sich 2 Jahre lang und thaten den Römern mannigfaltigen Schaden. Endlich ward als Feldherr der junge P. Scipio geschickt. Dieser machte einen neuen Belagerungsplan, gelangte in den Hafen, zertrümmerte 2 Mauern, drang in die Stadt ein und nahm nach 6tägigem Sturme das Castell. Der menschliche Römer bot den Bürgern Gnade an, aber von 700000 (so groß war Carthagos Bevölkerung) nahmen nur 50000 das Anerbieten an, die andern fielen unter dem Schwerte oder starben in den Flammen einen freiwilligen Tod (146). Wider seinen Willen mußte Scipio die Stadt niederbrennen und von Grund aus zerstören lassen; der Brand währte 17 Tage. — Mit betrübtem Ermessen des Sinkens aller irdischen Größe stand Scipio auf den rauchenden Trümmern der einst so mächtigen Stadt und bangend um seine Vaterstadt soll er die Worte des Homer (Ilias IV, 164 f.): „Ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρὴ, καὶ Πρίαμος καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο“ ausgerufen haben. In wie weit Scipio recht gesehen, wird unter Roms Geschichte nachgewiesen werden, wo die Folgen dieser Kriege und dann Carthagos Fall ihre Ausführung finden. 6.

Punt (Johann), ein berühmter holländischer Schauspieler, auch Maler und Kupferstecher, geb. 1711 zu Amsterdam, betrat nach seiner Verheirathung mit der gefeierten Actrice Anna Maria de Bruin, 22 Jahre alt, die Bühne seiner Vaterstadt und zeichnete sich, zumal in leidenschaftlichen Rollen, bald so sehr aus, daß er sogar seinen berühmten Nebenbuhler, Jakob Duim, zu verdunkeln anfing. Der Tod seiner Gattin indeß veranlaßte ihn schon 1735 dem Theater zu entsagen und sich ausschließlich der Malerei und Kupferstecherkunst zu widmen, die er bereits früher nebenbei mit Erfolge betrieben hatte. Nachdem er sich im Jahre 1748 zum zweiten Male mit Marie Chicot verheirathet hatte, gab er den Bitten seiner Freunde nach und ging (1753) wieder auf die Bühne, wo ihm derselbe Beifall wie sonst zu Theil wurde. Zum zweiten Male Wittwer verheirathete er sich 1772 zum dritten Male mit der Schauspielerin Katharina Elisabeth Fokke, hatte aber im folgenden Jahre das Unglück durch den Brand des Theaters, in welchem er als Castellan seit 1755 seine Wohnung hatte, sein ganzes Vermögen, selbst seine Kunstsammlungen zu verlieren. Unter solchen Umständen nahm er eine Einladung nach Rotterdam an, fand hier jedoch viele Neider und zog sich deßhalb im Jahre 1777 wieder nach Amsterdam zurück. Hier starb er am 18. Dec. 1779. — Unter den Erzeugnissen seines Grabstichels wird eine Reihenfolge von 36 Blättern nach Rubens'schen Gemälden in der Jesuitenkirche zu Antwerpen vorzüglich gerühmt. Auch seine Gemälde, besonders Portraits und Landschaften, haben Anerkennung gefunden. 36.

Pupille, s. Vormund und Auge. — Künstliche P. nennt man eine durch chirurgische Operation gemachte Öffnung in die Regenbogenhaut, um das Licht in das Auge dringen zu lassen, wenn die eigentliche P. fehlt oder das Auge durch Flekken auf der Hornhaut erblindet ist. Cheselden versuchte im Jahre 1728 (nach Andern 1730) zuerst diese Operation, wozu jedoch sein Lehrer, Thomas Woolhouse, die Idee dazu angegeben hatte. Er verfuhr dabei so, daß er das Nadelmesser an derselben Stelle der Conjunctiva, wie bei der Depression des Staars (s. d. Art.), einbrachte, dasselbe dann mit horizontal gehaltenem Blatte, den Rücken nach der Hornhaut gekehrt, zwischen dem Ciliarbande und dem äußern Rande der Iris in die vordere Augenkammer schob und, nachdem er es nach dem innern Rande fortgeführt hatte, im Zurückziehen den horizontalen Einschnitt in die Iris machte

(Iridotomie) und dadurch eine horizontal-ovale P. bildete. Guérin verbesserte Cheselden's Methode in sofern, als er in die Iris einen Kreuzschnitt machte, aus welchem sich eine ziemlich runde P. bildete. Und so ist diese Methode nach und nach von Flajani, Richter, Beer, Montain, Langenbeck, Weller (dessen Verfahren vorzüglich für die Fälle des fast angewachsenen Staars bestimmt ist) mehr oder weniger verbessert, theils auch blos verändert worden. Heuermann öffnete dann zuerst die vordere Augenkammer durch einen Lappenschnitt der Hornhaut und durchstach und dilatirte darauf die Iris, was Janin dadurch verbesserte, daß er den Verticalschnitt einführte, den er nach gemachtem Hornhautschnitte mit dem Staarmesser, mit einer gekrümmten Scheere zur Seite des Seheloches nach dem Nasenwinkel hin vollbrachte, wonach Pellier, Maunoir und Faure noch Manches abänderten oder verbesserten. Die Iridotomie von der hintern Augenkammer aus machten besonders Weinhold, Adams und Baratta, durch dessen Verfahren eine dreieckige Öffnung entstand. Eine andere Methode, die Iridektomie oder Korektomie von Wenzel (gegen Ende des XVIII. Jahrh.) besteht hauptsächlich in der Ausschneidung eines Stücks der Iris und ist ebenfalls auf verschiedene Weise abgeändert worden. Der Ausschnitt der Iris wird entweder in der vordern Augenkammer vollbracht oder die Iris durch die Hornhautwunde hervorgezogen und außen abgeschnitten oder von der vordern und hintern Augenkammer zugleich bearbeitet, oder auch blos von der hintern aus geöffnet. Eine dritte Methode, die man Iridodialysis (Koredialysis) nennt und durch welche die Iris vom Ciliarligamente abgelöst wird, gehört Scarpa und J. A. Schmidt an, die Beide zu gleicher Zeit (1802) darauf kamen; doch soll sie, wie Scarpa sagt, der mailändische Augenarzt Buzzi schon lange vorher verrichtet haben, und auch Assalini (1787) macht auf ihre Erfindung Ansprüche. Sie ist durch die vereinten Bemühungen der deutschen Ärzte zu einer großen Vollkommenheit gelangt. Auch diese Methode bietet eine Menge Abänderungen oder mehr oder minder verbesserter Nebenmethoden dar, die aber alle dahin streben, die neue P. stets an dem großen Umkreise der Iris zu bilden, so daß sie dann nicht, wie die natürliche P., in oder nach der Mitte von jener zu liegen kommt. Endlich hat man diesen drei Methoden noch eine vierte hinzugefügt, die man die Iridoparelkysis, auch Koreparelkysis nennt, durch welche die natürliche P. durch Verziehung und Einklemmung des Pupillarrandes in die Wunde vergrößert wird. Sie ist nur da angezeigt, wo die natürliche P. noch besteht, aber durch eine Hornhautverdunkelung verdeckt wird, steht aber der Iridektomie nach. Sie ist von Himly zuerst eingeführt und mit Erfolg angewendet worden; doch haben außer diesem auch Adams, Embden und Onsenoort dieselbe mehr oder weniger verbessert und verändert. — Vgl. Weller, „Über künstliche Pupillenbildung" (Berl. 1821); Jüngken, „Lehre von den Augenoperationen" (Berl. 1829). 30. 28.

Purbach, s. Peurbach.

Purcell (spr. Pörsell) (Henry), ein berühmter englischer Componist des XVII. Jahrh., geb. 1658 zu London, war ein Schüler seines Vaters Henry P., eines nur mittelmäßigen Musikers, und Blow's. In seinem 18. Jahre wurde er bereits Organist an der Westmünsterabtei und wenige Jahre später Mitglied der königlichen Kapelle. Er starb 1695. — Seine Compositionen, meist Kirchensachen, wurden sehr geschätzt, doch traten sie später, wie auch seine Theatermusiken, vor den Händel'schen in den Hintergrund. Sein Bruder Daniel P. war ebenfalls Componist. 36.

Purgatorium ist 1) Reinigungseid (s. Eid); 2) Fegfeuer (s. d. Art.).

Purgirmittel, lat. purgativa; franz. purgatifs; engl. purgatives. Purgiren heißt Stuhlausleerungen bewirken; da dieses aber auf verschiedene Art, in einem verschiedenen Grade und durch sehr verschiedene Mittel geschehen kann, so

theilt man es in Laxiren und eigentliches Purgiren ein. Unter Laxiren versteht man ein gelindes Abführen, was durch Mittel erreicht wird, die auf die innere Fläche der Gedärme erweichend einwirken. Gelangen Laxirmittel in den Magen, so erwärmen sie denselben nicht, wie es P. thun, sondern bringen Unbehaglichkeit und ein Gefühl von Ängstlichkeit hervor; in den Därmen wirken sie als fremde Körper, beschleunigen dadurch die peristaltische Bewegung der Därme und werden mit dem übrigen Inhalte derselben fortgeschafft. So rufen sie keinen entzündlichen Zustand des Magens und der Gedärme hervor, sondern verursachen Appetitlosigkeit, Magenschwäche, langsame Verdauung und selbst Diarrhöe, weßwegen nach ihrem Gebrauche oft magenstärkende Mittel erforderlich sind. Die meisten Laxirmittel liefert das Pflanzenreich; doch gebraucht man dazu auch mineralische und animalische Substanzen. Die vegetabilischen Laxirmittel bestehen aus einem zuckerartigen Stoffe, aus Schleim und fettem Öle und sind geruchlos, von süßem, fadem oder säuerlichem Geschmacke. Wir zählen hierher die kohlensaure Bittererde, den gereinigten Weinstein (cremor tartari), das Ricinusöl, die Cassie, das Tamarindenmark, die Manna, den Honig. — P. sind solche, die auf der innern Fläche der Gedärme eine vorübergehende, gemäßigte und eigenthümliche Reizung hervorbringen, wonach Stuhlausleerungen erfolgen. Auf ihre Anwendung folgt Abneigung vor Speisen und selbst Ekel, ein Gefühl von innerer Wärme, Übligkeit und selbst Brechen, mehr oder weniger heftige Kolikschmerzen, Poltern; die Zahl der Stuhlgänge und die Beschaffenheit und Menge der ausgeleerten Stoffe ist nach dem genommenen Mittel und nach der Körperconstitution verschieden. Die Mittel selbst erhalten wir aus dem Mineral- und Pflanzenreiche. Die Mittel aus diesem wirken in der Regel kräftiger als die aus jenem; die aus dem Pflanzenreiche haben einen mehr oder weniger ekelerregenden Geruch und einen bittern Geschmack; sie bestehen meistens aus Harz, Gummiharz und bittern Extractivstoffen. Die gebräuchlichsten P. sind das schwefelsaure Natron (Glaubersalz), die schwefelsaure Bittererde (Bittersalz), das schwefelsaure Kali und einige andere Salze, das Calomel; aus dem Pflanzenreiche die Jalappe, das Scammoniumharz, die Coloquinten, das Elaterium, die Aloë, das Gummi-Gutti, die Rhabarber, die schwarze Nießwurz, die Gratiola, das Crotonöl, die Sennesblätter ꝛc. — Die Anwendung aller dieser Mittel ist sehr häufig und in den verschiedensten Krankheiten angezeigt. Schon Hippokrates machte von den Purgirmitteln öftern Gebrauch; Erasistratus verwarf dagegen ihre Anwendung, bis sie Galen wieder in der Medicin einführte, seit welcher langen Zeit sie fortdauernd, hauptsächlich von den Humoralpathologen, die sie indessen häufig mißbrauchten, benutzt wurden. (Vergl. hiermit Abführmittel und Abführung.) 39.

Purification (wörtlich das aufs Reine Bringen) heißt bei Verhandlungen, welche in der Hauptsache zu Stande gekommen, bei welchen aber Nebenpunkte vor der Hand noch zur weitern Erörterung ausgeblieben sind, die nachträgliche Berichtigung dieser Nebenpunkte und dahin einschlagenden Materien, wodurch dann das Ganze vollständig berichtigt wird. So wird bei Concursen das Designationsurthel purificirt, wenn den darin gerügten Mängeln des bisherigen Verfahrens abgeholfen, die vorbehaltenen Eide geleistet, die Beweise geführt worden sind. 31.

Purim ist das Fest, welches bei den Juden am 14. und 15. Adar zum Andenken an die im Buche Esther erzählte Rettung von den Verfolgungen Haman's mit großer Freude und durch gegenseitige Geschenke gefeiert wird. Der Name soll von dem persischen Worte Pahre, Loos, herstammen, weil Haman über die Juden das Loos habe werfen lassen (Esth. 3, 7). 23.

Purismus ist das Streben nach Reinheit der Muttersprache von fremden Wörtern und dem Geiste der Sprache fremdartigen Verbindungen. So lobenswerth der P. an sich ist und den Geist der Sprache theils erhalten, theils wiederher-

stellen hilft, so muß er sich doch in gewissen Grenzen halten und nicht über alle Gebiete des Denkens und Bildens sein Werk ausbreiten wollen. Wo die Muttersprache Wörter und Fügungen hat, die denen aus fremden Sprachen an Kürze, Bündigkeit, vollkommener Bezeichnung eines Begriffes oder einer Sache gleichkommen, da muß das Heimische statt des Fremden den Vorzug behaupten; aber alle Arten von Kunstwörtern, Producten, Chargen und dergl., welche von fremden Völkern gekommen sind oder die man bei fremden Völkern kennt, auch mit Ausdrücken der Muttersprache zu bezeichnen, ist zu viel versucht und die Puristen haben sich oft den Tadel zugezogen, daß sie der heimischen Sprache Gewalt angethan und dann sich lächerlich gemacht haben. Denn wer will es für verständig halten und Nachahmung fordern, wenn man ein Fortepiano deutsch Schwachstark-Tastenkasten, eine Perücke Kahlkopfverlegenheitsabhelfer, eine Cigarre Glimmstengel, einen Tambour Fellraßler und dergl. nennen will? Besonders begann das Purificiren der deutschen Sprache von fremden, namentlich von französischen Wörtern, seitdem französischer Einfluß auf deutsches Leben und deutsche Regierung zu stürzen begann, wiewohl schon früher gegen die Mengsale aus allen Sprachen in die unserige viel gesprochen, geschrieben und sogar Verbindungen geschlossen worden waren. 6.

Puritaner, s. Presbyterianer.

Purpur, lat. purpura; fr. pourpre; engl. purple, ist eine rothe Farbe von den verschiedensten Schattirungen, welche die Alten aus gewissen Farbekräutern, besonders aber aus mehreren Schalthieren, besonders der Purpurschnecke, zogen. Aber es fand nach Beschaffenheit der Schnecken, von denen der Saft genommen wurde, sowohl in der Schönheit als auch in der Güte und Haltbarkeit der Farben ein großer Unterschied statt. Die Purpurfärberei ist eine Erfindung der Phönicier und zwar der Tyrier. Man färbte in Tyrus vornehmlich Wolle und wußte den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz zu geben. Seit Theodosius dem Großen wurden die Purpurmanufacturen kaiserlich und es blieb endlich nur noch eine zu Tyrus und eine andere zu Constantinopel übrig, wovon jene durch die Araber, diese durch die Türken zerstört wurde, und somit ging die Kunst, Purpur zu färben, gänzlich verloren. Nach vielen Bemühungen und Versuchen hat man zwar in neueren Zeiten mehrere Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, welche einen purpurähnlichen Saft geben, wieder aufgefunden, allein die Umständlichkeit des Verfahrens, so wie die Seltenheit und somit die Kostbarkeit der Schnecken sind Ursache, daß im Ganzen wenig Gebrauch von dieser Art P. zu färben gemacht wird. Der Saft, von welchem jede Schnecke nur wenige Tropfen gibt, ist zähe und in einem besonderen Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Purpurschnecken, denen der Alten sehr ähnlich, entdeckten Thomas Gage bei Nicoya im nördlichen Amerika und Lole 1686 bei Sommersetshire. Plumier entdeckte bei den antillischen Inseln die Pisseurs, welche das Seewasser weit wegspritzen können. Réaumur fand, daß der gelbe Saft der Trompeterschnecke auf Leinwand getragen in wenigen Stunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, bis er sich endlich in Purpurroth verwandelte. Auch der Saft der Kräuselschnecke (Helix ianthina) bietet ähnliche Erscheinungen dar. Anfänglich sieht er gelblich-weiß aus; setzt man aber ein in denselben hineingetauchtes Stück Zeuch der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so geht jene Farbe stufenweise in Roth über. Gegenwärtig wendet man statt des Saftes der Purpurschnecken die Cochenille an, welche, so wie schon der Kermes, ein weit schöneres und eben so dauerhaftes als wohlfeiles Roth gibt. 26.

Purpurfriesel, s. Petechien.

Puschkin (Alexander Serjewitsch), der bedeutendste lyrische Dichter Rußlands, am 26. Mai 1799 zu Petersburg geboren, erhielt seine gelehrte Bildung

im Lyceum zu Sarskoje-Selo und ward 1817 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Eine etwas zu feurige Ode an die Begeisterung zog ihm jedoch die Ungnade des Kaisers zu und seine Versetzung nach Bessarabien gleicht eher einer Verbannung als einer Beförderung. Schon als Zögling des Lyceum hatte er durch sein Gedicht: „Erinnerungen an Sarskoje-Selo" (1812) großen Beifall geerndtet, der ihm jedoch dadurch, daß er über dem ungemessenen Lobe seine ernsteren Studien versäumte, nicht sehr ersprießlich wurde. Der Aufenthalt in Südrußland, wo er, bis ihn Kaiser Nikolaus nach Petersburg zurückrief, blieb, wirkte desto wohlthätiger auf seine Phantasie; hier entstanden seine größeren Gedichte: „Rußlan und Ludmilla", welches die alte Heldenzeit Rußlands darstellt und den Einfluß der französischen Schule verräth; „Der Gefangene am Kaukasus" (deutsch von Wulfert, Petersb. 1824. 8.); „Die Quelle von Baktschissarai" (1824) und der versificirte Roman: „Eugen Onegin", welcher an Byron's „Don Juan" erinnert. P. verräth in allen seinen Werken ein entschieden poetisches Talent; glückliche Naturanschauung, lebhafte Darstellung, harmonischer Versbau und anmuthige Sprache sind ihm im hohen Grade eigen und er würde noch bei Weitem höher stehen, wenn er sich mehr bestrebte national zu sein und sich weniger ängstlich an Byron's Manier anschlösse. 66.

Pustel, Blatter oder Eiterblatter, lat. pustula; franz. und engl. pustule, wird im Allgemeinen jede Eiter enthaltende Erhebung der Oberhaut mit einer entzündeten Basis genannt, durch welche eine kleine umschriebene Geschwulst gebildet wird, die sich oft in mehr oder weniger consistente Schorfe, bisweilen aber auch in oberflächliche Verschwärungen endigt. Sie bilden die Grundform verschiedener Hautkrankheiten (s. d. Art.). — P. heißen auch zwei Arten von Krankheiten, obwohl sie keins der oben beschriebenen Kennzeichen der P. an sich tragen; dieß ist nämlich die bösartige P. (pustula maligna), eine Krankheit von brandiger Natur, die durch Einimpfung des Carbunkelgiftes (vergl. Carbunkel) entsteht und zuerst die Haut afficirt, und die syphilitische P. (P. syphilitica), die einen Ausschlag von Blüthchen oder andern kleinen Geschwülsten mit oder ohne Eiter auf der Haut oder den Schleimhäuten in Folge des Einflusses des syphilitischen Giftes (vergl. Lustseuche) darstellt. 7.

Pustkuchen-Glanzow (Friedrich Wilhelm), bekannter Schriftsteller, ward 1793 zu Detmold geboren, widmete sich der Theologie und ward, nachdem er einige Zeit als Privatgelehrter an mehrern Orten, besonders in Leipzig und Elberfeld gelebt hatte, Pfarrer zu Haminkel bei Wesel, später zu Lieme bei Detmold und starb den 2. Jan. 1834. — Er hat sich durch eine Anzahl belletristischer Werke bekannt gemacht, unter denen vorzüglich „Wilhelm Meister's Wanderjahre" (Quedlinb. 1821. 3 Bde.) wegen ihrer ziemlich genauen Nachahmung der Göthe'schen Darstellungsweise und der scharfen Kritik, welcher Göthe darin unterworfen wird, Aufsehen erregten; doch haben sie sämmtlich kein großes Publicum gefunden. 16.

Putbus. Zu diesem kleinen Städtchen auf der Insel Rügen in der Ostsee mit einem schönen Schlosse, dem Wohnsitze des Fürsten Putbus, gehört auch ein seit 1817 bestehendes Seebad, das den Namen Friedrich-Wilhelmsbad führt, bisweilen auch Neuendorf genannt wird. Es steht mit dem Städtchen durch eine schöne Allee in Verbindung und die Façade des geschmackvollen Badehauses ruht auf einem 170 F. langen Säulengange. Obgleich dieser Anstalt die Anforderungen, welche man an ein Seebad macht, der Wellenschlag und die Seeluft, abgehen; so ist sie doch bisher jährlich der Sammelplatz vieler Herrschaften gewesen, die von den Naturschönheiten der Insel angelockt dieselbe als Zielpunkt ihrer Reisen wählten. S. Furchau's Gedicht: „Die Insel Rügen" und seinen Anhang (Stralf. 1830). 35.

Puzzuolanerde, s. Lava.

Pydna (Schlacht bei), s. Perseus von Macedonien.

Pygmäen waren ein fabelhaftes Zwergvolk bei den Alten, das man an die Quellen des Nils oder nach Indien versetzte. Schon bei Homer führen sie mit den Kranichen Krieg, denen sie die Niederlassung in ihrem Lande zu wehren suchen, gewöhnlich aber besiegt werden. Sie bestiegen Ziegen und Widder und gingen so bewaffnet auf die Vögel los, welche alle Jahre aus Scythien sie anzugreifen kamen. Nach Plinius waren ihre Häuser und Städte aus Eierschalen gebaut. Noch Andere erzählen, daß sie ihre Wagen durch Rebhühner ziehen ließen und daß ihre Weiber mit dem 5ten Jahre Kinder bekamen und sie im 8ten schon Greise waren. Einst wollten sie den schlafenden Hercules bekriegen und belagerten ihn gleich einer Stadt; doch der Held erwachte, wickelte sie in seine Löwenhaut und trug sie zum Eurystheus. Sie sind ein Seitenstück zu unseren Liliputanern. 11.

Pygmalĭon, Herrscher von Cypern, haßte die Weiber seines Landes wegen ihrer Ausschweifungen. Doch einst hatte er sich eine schöne Bildsäule aus Elfenbein verfertigt, deren Reize ihn so entflammten, daß er die Venus bat, sie zu beleben. Die Göttin erhörte ihn; die Statue begann unter seiner Umarmung zu athmen und zu leben. Er nahm sie zur Gemahlin und erzeugte mit ihr den Paphos, welcher die Stadt Paphos an der Westküste von Cypern gründete. Diesen Mythus benutzte Rousseau zu einem Drama. — Ein anderer P. ist der Bruder der Dido, deren Gemahl er tödtete, um seine Schätze zu erhalten; doch Dido betrog ihn darum, indem sie mit ihren ganzen Reichthümern floh. 11.

Pylădes, s. Orestes.

Pyra (Jakob Immanuel), ein deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, 1715 zu Cottbus in der Lausitz geboren, widmete sich auf der Universität Halle, wo er mit dem Dichter Lange die innigste Freundschaft schloß, der Philologie, bekleidete nach Beendigung seiner Studien einige Hofmeisterstellen und wurde 1742 als Conrector an das kölnische Gymnasium zu Berlin berufen, wo er am 14. Juli 1744 in der Blüthe seiner Jahre starb. In dem Streite zwischen Gottsched und Bodmer ergriff er die Partei des Letztern und zog in seiner nicht sehr geistreichen Schrift: „Erweis, daß die gottschedianische Schule den Geschmack verderbe" (Hamb. 1743. 8. Fortsetzung, Leipz. 1744. 8.) zuerst in Deutschland gegen Gottsched zu Felde. Seine Gedichte, welche Bodmer mit denen Lange's unter dem Titel: „Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder" (Zürich 1745. 8. Neue Aufl. Halle 1749. 8.) herausgab, fanden zu ihrer Zeit großen Beifall und verdienten ihn durch eine den gleichzeitigen Dichtern fast völlig fremde Wahrheit und Wärme des Gefühls. 67.

Pyramiden, lat. pyramides; franz. pyramides; engl. piramids, heißen jene colossalen vorzugsweise Ägypten eigenthümlichen Bauwerke, die ihrer Form nach als vierseitige spitz zulaufende oder abgeflachte Kegel erscheinen, mit einem Eingange und im Innern mit Gewölben und Gängen versehen sind. Ihre Höhe und Größe ist verschieden, auch das Material nicht immer dasselbe, obwohl die meisten aus Kalksteinen, seltener aus Ziegelsteinen oder andern Steinen erbaut sind. Die vier von der breiten Basis allmählig spitziger zulaufenden Seiten sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet, zwei derselben aber gewöhnlich schmäler als die andern; übrigens findet man auch etagenförmige P. und eine, welche an ihren Seiten bauchig erscheint. Die äußere Bekleidung, welche jetzt meist verschwunden ist, bestand nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller aus Marmor oder Granit. Über das Alter der P. läßt sich nichts Bestimmtes angeben; denn alle in dieser Hinsicht aufgestellte Behauptungen, so z. B. daß die 3 großen P. bei Memphis von den Königen Cheops, Cephren und Mycerinus erbaut seien, beruhen auf bloßen Muthmaßungen; nimmt man an, was wenigstens nicht unwahrscheinlich ist, daß die tyrannische Dynastie der Hyksos die P. erbaut habe, so mag

ihr Alter leicht 4000 Jahre und darüber betragen. Eben so wenig, wie über die Zeit der Erbauung der P., sind wir auch über ihren Zweck im Klaren. Mögen sie nun aber auch zu geheimen gottesdienstlichen Handlungen oder zu Begräbnissen der Könige oder, wie Andere wollen, als symbolische Darstellung des Zustandes nach dem Tode gedient oder endlich astronomische Zwecke gehabt haben; so bleibt immer das Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel zu groß und als Resultat die Gewißheit, daß nur eine vollendete Tyrannei durch ein vollkommen sklavisches Volk solche ungeheure Arbeit hat fördern können. Die Zahl der noch vorhandenen P. in Ägypten beläuft sich auf ungefähr 40, die sämmtlich nur auf einer bestimmten Strecke in Mittelägypten und zwar am Fuße der westlichen Grenzgebirge gegen Lybien von Dschiseh an (N. W. von Memphis) südwärts bis gegen Medon hin angetroffen werden. Sie zerfallen in 5 Gruppen, die von Dschiseh, Fayum, Mandschelmusa, Sakkarah und Dagschur. Unter ihnen ist die Gruppe von Dschiseh die berühmteste; denn sie enthält die 3 größten P., die sogenannte Pyramide des Cheops von 473 F. Höhe, die des Chephren und die des Mycerinus. Sie bestehen aus ungeheueren Kalksteinquadern und können in ihrem jetzigen Zustande bis zum Gipfel bestiegen werden, auch ist die größte derselben schon längst geöffnet. Das Innere findet man übrigens bei allen, die bis jetzt zugänglich sind, im Allgemeinen übereinstimmend, nämlich einen engen bis zum Mittelpunkte der Basis hinab- und dann wieder emporführenden Gang, nebst einigen Gemächern, in deren größtem man gewöhnlich einen Sarkophag antrifft. Von den ägyptischen P. unterscheiden sich die wenigen, die in Nubien, Indien und Mexico gefunden werden, sowohl durch Form als Bauart, doch ist es unverkennbar, daß sie wohl derselben Idee ihr Dasein verdanken; aber ein geschichtlicher Zusammenhang läßt sich wegen des hohen Alterthums nur ahnen, nicht beweisen. — Noch ist die Pyramide des Cn. Cestius in Rom zu erwähnen. Sie ist mit Marmor bekleidet und hat eine Höhe von 160 Fuß. Vergl. Hirt, „Von den ägyptischen Pyramiden" (Berlin 1815). — **Pyramide** nennt man auch denjenigen geometrischen Körper, welcher entsteht, wenn man außerhalb der Ebene einer ebenen Figur einen Punkt und durch die Seiten derselben und diesen Punkt Verbindungsebenen gelegt denkt. Da die Ebenen einander in Kanten durchschneiden, welche den Punkt mit den Ecken verbinden, so wird dieser Körper von einer Reihe von Dreiecken eingeschlossen, die sich an jene bestimmende Figur, die **Grundfläche**, **Basis** der Pyramide als **Seiten** derselben schließen und sich sämmtlich in dem Punkte, ihrer **Spitze** oder dem **Scheitel** vereinigen. Die Senkrechte von dem Scheitel auf die Grundfläche oder deren Verlängerung heißt die **Höhe** der P. Je nachdem die Basis 3, 4, 5 rc. Seiten hat, heißt sie 3-, 4-, 5- rc. seitige. Man unterscheidet auch **gleichseitige**, **ungleichseitige** und **gleichförmige**, je nachdem die Basis entweder gleich-, ungleichseitig oder regulair ist. Die hierher gehörenden Lehrsätze sind: 1) P. sind congruent, wenn die einzelnen Seiten und deren Reihenfolge nebst der Basis übereinstimmen. 2) Congruente P. lassen sich in dergleichen dreiseitige zerlegen. 3) Die Kantenwinkel an der Spitze einer Pyramide betragen zusammen stets weniger als 4 rechte Winkel. 4) Eine Pyramide wird durch eine der Basis parallele Ebene in zwei ähnliche P. zerlegt. 5) Zwei dreiseitige P. sind ähnlich, wenn sie ähnliche Dreiecke zu homologen Seiten haben. 6) Wird eine Pyramide durch eine der Basis parallele Ebene geschnitten, so verhalten sich die Grundflächen wie die Quadrate ihrer homologen Kanten oder Höhen. 7) Eine dreiseitige Pyramide kann in 2 inhaltsgleiche Prismen und 2 gleiche P. zerlegt werden. 8) Den Inhalt einer dreiseitigen Pyramide findet man durch Multiplication ihrer Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe. 9) Der Inhalt jeder vielseitigen Pyramide wird durch Multiplication ihrer Basis mit dem dritten Theile der Höhe gefunden. 10) Den Inhalt einer abgestumpften Pyramide findet man durch Multipli-

cation des dritten Theils mit der Summe beider Grundflächen und der mittlern Proportionale zwischen beiden. — Pyramidalzahlen nennt man die Summen von Polygonalzahlen. Die Summen der Trigonalzahlen heißen dreieckige der Tetragonalzahlen, viereckige der Pentagonalzahlen, fünfeckige ꝛc. Pyramidalzahlen. Die dreieckigen Pyramidalzahlen sind: 1, 4, 10, 20, 35 ꝛc.; die viereckigen Pyramidalzahlen: 1, 5, 14, 30, 55 ꝛc.; die fünfeckigen Pyramidalzahlen: 1, 6, 18, 40, 74 ꝛc.; die sechseckigen Pyramidalzahlen: 1, 7, 22, 50, 95 ꝛc. 1. 40.

Pyrenäen (montes pyrenaei, saltus pyrenaeus), das Grenzgebirge Frankreichs und Spaniens, erstrecken sich vom biskayischen bis zum mittelländischen Meere in einer Länge von 52—56 Meilen. Ihre Breite wechselt zwischen 5 und 12 Meil. und der Flächenraum, den sie einnehmen, beträgt 430—500 □Meilen. Im Ganzen ist diese aus Gneus und Glimmerschiefer gebildete Gebirgslinie nichts weniger als regelmäßig gezogen, denn die höchsten Gipfel gehören gewöhnlich den benachbarten Verzweigungen und seitwärts reichenden Abläufern an. Auf beiden Seiten fällt sie allmählig und der östliche Arm erreicht in dem Vorgebirge Cervera, der westliche, der überhaupt weit niedriger als jener ist, in dem Vorgebirge Higuer sein Ende. Verbunden werden beide Theile durch das Quergebirge Pic de Mauberne (3900 Fuß hoch). Die höchsten Spitzen sind im westlichen Theile der Maladetta mit dem Gipfel Nethou (10548 Fuß), Montperdu (10578 Fuß), Vignemale (10332 Fuß), Pic du midi de Pau (9100 Fuß), Marboré (10400 Fuß), Posets (10600 Fuß), Crabioules (9900 Fuß); im östlichen der Canigou (8600 Fuß), Pedroux (8900 Fuß) und Montcalm (10000 Fuß). Der Ahunemendi (Ziegenberg), welchen Namen auch das ganze Gebirge führt, hat nur 7200 Fuß. Die Vegetation ist weniger reich und mannigfaltig und ein treues Abbild eines zwar gemäßigten, aber sehr veränderlichen Klimas. Die Schneelinie beginnt im südlichen Theile mit 8600, im nördlichen mit 7800 Fuß und die kleinen Seen, auf welche man häufig in dieser Höhe stößt, sind theilweise mit ewigem Eise bedeckt. Gletscher und Schneefelder findet man seltener als auf den Alpen und sie sind bei Weitem nicht so furchtbar wie dort. Die natürlichen Übergänge heißen Ports oder Cols. Es sind deren gegen 100, doch nur 6—7 befahrbar, z. B. der Weg von Bayonne über Joun nach Vittoria, von Pau nach Saragossa, von Mont Louis nach Puycerda, von Perpignan über Junquera nach Figueras. Insgesammt werden sie, je mehr man sich Spanien nähert, immer beschwerlicher und gefährlicher, weil hier der Abhang weit steiler ist als auf der französischen Seite. Der höchste und zugleich merkwürdigste ist die sogenannte Rolandsbresche, welche sich 9250 Fuß zwischen hohen Felsen über die Meeresfläche erhebt. In den Niederpyrenäen wohnen die Basken. S. „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im Jahre 1822" von Lüdemann (Berl. 1825); J. v. Charpentier „Sur la constitution géognostique de P." (Par. 1823); „Voyage en Navarre l'insurrection des Basques (1830—35) par J. A. Chaho" (Par. 1836; deutsch von L. von Alvensleben, Grimma 1836). 35.

Pyrenäischer Friede, s. Friedensschluß.

Pyriten, s. Feuersteine.

Pyrker (Johann Ladislaus) de Felső-Eőr, einer der besten epischen Dichter der neuesten Zeit, am 22. Nov. 1772 zu Langh in Ungarn geboren, wollte sich, nachdem er seine Studien zu Stuhlweißenburg und Fünfkirchen beendigt hatte, zu Ofen zum Staatsdienste vorbereiten, warf sich aber, als er nicht sogleich in die Hauptkanzlei aufgenommen wurde, auf das Studium der deutschen, französischen und italienischen Sprache und machte eine Reise durch Italien, auf welcher er nebst andern merkwürdigen Schicksalen auch das Unglück gehabt haben soll in die Hände afrikanischer Seeräuber zu fallen, denen er jedoch glücklich entschlüpfte. Nach seiner Heimkehr trat er 1792 zu Lilienfeld in Unteröstreich in den Cisterzienserorden

und widmete sich in dem Seminare zu St. Pölten der Theologie, ohne seine früheren Studien aufzugeben; besonders sprach ihn das Griechische und Englische an; Homer und Shakspeare wurden seine Lieblingsdichter. Nachdem er 1796 Priester geworden war, führte er mehrere Jahre die Geschäfte der Abtei zu Lilienfeld und erhielt 1807 die Pfarrei Tirnitz, welche Würde er aber 1811 mit dem Priorat und 1812 mit der Stelle eines Abtes zu Lilienfeld vertauschte. Als Bischof von Zips in Ungarn, wohin er 1818 berufen wurde, begann er mehrere literarische Arbeiten, die er erst später zu Venedig, wohin er 1820 als Patriarch gekommen war, vollenden konnte. In dieser Würde, womit er den Titel eines geheimen Raths und Primas von Dalmatien verband, erwarb er sich durch die Förderung des Erziehungswesens, des Schulunterrichts und der Kirchenzucht große Verdienste, welche der Kaiser durch seine Ernennung zum Erzbischofe von Erlau (1827) mit der damit verbundenen Erbobergespannswürde der heveser Gespannschaft zu belohnen bemüht war. Pyrker's Epopöen: „Tunisias“, in zwölf Gesängen, (Wien 1819. 3. Aufl. 1826. 8.); „Perlen der heiligen Vorzeit“ (Ofen 1821. 2. Aufl. Wien 1826. 8.); „Rudolfias“ (Wien 1824. N. Aufl. 1827. 8.) zeugen von großem Geiste und lebendiger Phantasie, wenn sie auch bei Weitem nicht allen Anforderungen, die an gelungene Meisterwerke dieser Dichtungsart gestellt werden können, entsprechen. Seine dramatischen Versuche („die Korvinen“, „Karl der Kleine“, „Zrini's Tod“), welche unter dem Titel „Historische Schauspiele“ (Wien 1810. 8.) erschienen, sind weniger bedeutend. „Sämmtliche Werke“ (Stuttg. 1835. 3 Bde. 8.). 66.

Pyrmont, ein kleines freundliches Städtchen an der Emmer mit 2500 Einw., Hauptort der fürstlich Waldeckschen Grafschaft gleiches Namens, ist durch seine Mineralquellen, die schon zur Zeit Karl's des Großen in Aufnahme gewesen sein sollen und 1556 von 10000 Gästen besucht wurden, berühmt. Es sind deren jetzt 12 in Gebrauch und von diesen namentlich der Brodelbrunnen, die Soolquelle, die eisenhaltige Trinkquelle und die Augenquelle zu erwähnen. Gleich denkwürdig ist die Gasgrotte oder Dunsthöhle. Sie hat die Gestalt eines Amphitheaters, ist von fünffachen Terrassen besetzt und zur Badezeit befinden sich in ihrer Nähe Wächter, weil Mancher, der sich ihr unvorsichtig näherte, seiner Gesundheit schadete. Seit längerer Zeit ist hier auch ein Douche- und Tropfbad eingerichtet worden. Obgleich diese Quellen im Anfange des laufenden Jahrhunderts bedeutend an Frequenz verloren, so beläuft sich doch die Zahl der Kurgäste jährlich noch auf 2500 und nach wie vor werden noch 3—350000 Flaschen versendet. Treffliche Dienste leisten sie bei Erschöpfung, Unfruchtbarkeit und andern weiblichen Übeln, bei Brustbeschwerden, Nierenkrankheiten, Skropheln, Bleichsucht, Rheumatismen ꝛc. Die Umgebungen sind höchst angenehm. Wir erinnern nur an das fürstliche Schloß mit den nahen Alleen, an den Schellenberg (700 Fuß hoch), an den Königsberg, das Lieblingsplätzchen Friedrich's des Großen, an Friedensthal, eine ehemalige Quäkercolonie, und an das nahe Driburg. In der neuesten Zeit haben Kappel (1827) und Harnier „Resumé d'analyse et d'expérience sur la nature des eaux de Pyrmont“ (Hanover 1828) Beschreibungen geliefert. 35.

Pyromantie, das Wahrsagen aus dem Feuer, dem wirklichen (brennenden) oder scheinbaren (leuchtenden), stammt aus der frühesten Zeit des Naturdienstes her und hängt zusammen mit der Verehrung der Sonne, des Mondes und der Sterne als göttlicher Wesen. Auch das Feuer (das leuchtende, wärmende und reinigende Element) wurde als solches angebetet. Die Griechen und Römer trieben diese Wahrsagerei bei dem Opferfeuer, und zwar, wenn es anfing licht zu brennen und das Opfer anzuzünden. Brannte es ruhig und hell, stieg die Flamme gerade in die Höhe und verzehrte das Opfer ganz, so war es ein glückliches Omen und das Opfer den Göttern angenehm; im entgegengesetzten Falle war es ein un-

glückliches Zeichen und die Götter zürnten. Auch die Prophezeihungen aus dem Blitze und anderen leuchtenden Phänomenen der Atmosphäre, Meteoren, gehören hierher. Eben so achtete man häufig auf die hohe, gerade, krumme oder kreisende Bewegung der Rauchsäulen und machte daraus dieselben Folgerungen, wie beim Feuer. Auch das A. T. erwähnt gleich im Eingange das wohlgefällige Opfer Abel's, welches aus dem gerade aufsteigenden Rauche erkannt wurde. Ferner steht damit in Verbindung das Unterhalten heiliger Feuer und Lampen, deren Verlöschen für eine unglückliche Vorbedeutung gehalten wurde. So die ewige Lampe der Juden, das heilige Feuer der Vesta, welches 6 vestalische Jungfrauen bewachten, die immer brennenden Lampen in der königlichen Gruft zu St. Denis rc. Endlich weissagte man auch aus brennenden Fackeln; schlugen die Flammen zusammen oder stiegen sie dreizackig auf, so hielt man es für ein gutes Zeichen, im Gegentheil für ein böses, gewöhnlich von Krankheit und Tod.. 84.

Pyrometer, Pyroskop, Hitzemesser, lat. pyrometrum; franz. pyromètre; engl. pyrometer, ist ein Werkzeug, welches dazu dient die Intensität oder Größe der Hitze zu messen. Die älteren sogenannten P. von Musschenbroeck, Elliot, Mortimer, Smeaton u. A. bestehen insgesammt aus metallenen Stangen und dienen nicht sowohl dazu, die Wärme, als vielmehr die Ausdehnung jener Metalle durch die Wärme zu messen, weßhalb sie ihren Namen durchaus nicht verdienen. Bei der großen Wichtigkeit, verschiedene höhere Grade der Hitze, z. B. die Schmelzpunkte der meisten Metalle, die zum Roth- und Weißglühen, zum Brennen des Porcellans rc. erforderlichen Temperaturen kennen zu lernen, versuchte im Jahre 1782 Wedgwood einen P. von einer eigenen Thonart zu liefern, mit welchem die höchsten erreichbaren Hitzegrade gemessen werden könnten. Derselbe gründet sich auf die Eigenschaft des Thons in starker Hitze sein Volumen zu vermindern, ohne sich nachher in der Kälte wieder auszudehnen. Der Grad des Schwindens, den ein Würfel von einer gewissen Thonart, zu dessen Messung eine bestimmte Vorrichtung gemacht worden ist, durch die Hitze erleidet, dient sonach zur Anzeige des Hitzegrades, dem er ausgesetzt war. Es wurde jedoch bald nachgewiesen, daß Wedgwood's Thonpyrometer in gleichen Hitzegraden ungleiche Zusammenziehungen erlitt, mithin keine genügenden Resultate zu liefern im Stande war. In den neuesten Zeiten hat sich vorzüglich Daniell mit der Construction der P. beschäftigt und als Mittel der Messung das Platin angewendet, bei welchem die Hitze durch die Ausdehnung gemessen wird. Auch Neumann hat ein P. aus Platin angegeben, welches alle früheren an Genauigkeit bei Weitem übertrifft. Eine eigene Methode hat James Prinsep in Vorschlag gebracht, sich nämlich bei pyrometrischen Messungen der Schmelzpunkte von Metallgemischen zu bedienen. Setzt man ein feuerfestes Kästchen, in welchem sich kleine Stückchen Legirungen von Gold und Silber und von Gold und Platin befinden, der Hitze aus, so schmelzen alle Legirungen, deren Schmelzpunkt tiefer als die Hitze ist; alle anderen aber bleiben ungeschmolzen, und hieraus läßt sich der Grad der Hitze bestimmen. Allein alle bis jetzt angegebenen P. sind nicht frei von unvermeidlichen Fehlern und die erhaltenen Resultate daher höchst unsicher; man kann mit Recht sagen, daß die Pyrometrie aller zahlreichen Bemühungen ungeachtet noch in ihrer Kindheit sei, ja es ist zweifelhaft, ob sie sich je über dieselbe erheben werde. 33.

Pyrop, s. Granat.

Pyrŏphor, Luftzünder, Selbstzünder heißt ein von Homberg im Jahre 1710 erfundenes aus Alaun und Kohlenstoff bestehendes Pulver, welches sich in der freien Luft selbst entzündet. Jetzt hat man noch mehrere andere Pulver dieser Art. 1.

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhichius, s. Rythmus.

Pyrrho aus Elis, geb. 376 v. Chr., gest. 288, erst Maler, dann Philosoph, Schüler des Anaxarchus, eines Demokritikers, nach Andern eines gewissen Klinomachus oder eines Bryso, schloß sich an Alexander's Heerzug nach Asien an, lernte hier von den Magiern und Gymnosophisten und bekleidete später das Amt eines Oberpriesters in seiner Vaterstadt. Er war als Mensch höchst achtungswerth und als Philosoph ausgezeichnet dadurch, daß er einer skeptischen Richtung Anstoß und Namen gab, welche den Dogmatismus jener Zeit mit starken Waffen bekämpfte und sich bis in die spätere Periode der griechischen Philosophie forterstreckte. (S. darüber den Art. Skepsis.) 80.

Pyrrhus, auch Neoptolemus, des Achilles und der Deïdamia, des Scyrerfürsten Lykomedes, nach Anderen des Achilles und der Iphigenia Sohn, wurde auf der Insel Scyrus erzogen und ging schon in seinem 12ten Jahre nach seines Vaters Tode nach Troja. Dahin holte ihn Ulysses, denn ohne ihn, so lautete eine den Griechen gewordene Weissagung, könne Troja nicht erobert werden. Aber auch er war nur die mittelbare Veranlassung zu der Hellenen endlich siegreichem Kampfe; denn er holte den unglücklichen Philoktetes von Lemnos, an dessen Bogen Troja's Fall geknüpft war. Wie er sich gegenüber dem niedrig denkenden Ulysses, der nur die Entwendung jenes Bogens durch P. begehrte, edel und menschenfreundlich bewies, so war er auch, obgleich noch Knabe, ein tapferer Kriegsheld. Unter seinem Schwerte fiel Priamus selbst und dessen Sohn Polites. Zur Sühne seines Vaters opferte er dann noch auf dessen Grabe die Polyxena und kehrte mit Andromache und dem Seher Helenus, die ihm als Beute zugefallen waren, in seine Heimath zurück, die er jedoch bald verließ und in Epirus bei den Molossern eine neue Herrschaft gründete. Dort vermählte er die Andromache mit Helenus und er selbst heirathete des Menelaus Tochter Hermione, welche ihm der Vater vor Troja versprochen hatte. Aber Orestes hatte sich schon mit der Hermione verlobt und aus Rache erschlug ihn Orestes zu Delphi. Diese Geschichte des P. ist aus mannigfaltigen Quellen zusammengesetzt und ohne Zweifel sind in der Person des P. deren zwei vermischt. 6.

Pyrrhus, Sohn des Äacides, König von Epirus, ist eigentlich der Held der ganzen epirischen Geschichte, ohne in seinem Lande etwas Namhaftes begonnen zu haben. Übermuth und Herrschsucht, begleitet von persönlicher Tapferkeit und alle Gefahren verschmähender Muth haben ihm in der Geschichte der anderen Völker einen Namen gemacht, dabei verstand er die Kriegskunst so, daß er geschätzte Bücher darüber geschrieben haben soll. Auf das Ausland hin wies ihn sein frühes Schicksal, von seinen Unterthanen verbannt zu werden. Demetrius Poliorcetes, sein Schwager und Lehrer in der Kriegskunst, gab ihn nach der Schlacht bei Ipsus als Geißel dem Ägypterkönig Ptolemäus Lagi und, nachdem er bei demselben einige Zeit zugebracht und seine Tochter geheirathet hatte, wurde er mit Hülfe seines Schwiegervaters in sein väterliches Reich eingeführt. Dreimal gewann er Macedonien und eben so vielmal verlor er es wieder. Als er daher hier nur seinen Thatendurst, nicht seine Eroberungssucht befriedigen konnte, nahm er unterdessen die Einladung der von den Römern bedrängten Tarentiner an. Er landete (281 v. Chr.) in Italien und schlug, nachdem er den Römern vergebens eine Vermittelung zwischen ihnen und Tarent angeboten hatte, das römische Heer unter dem Consul Lävinus bei Heraclea, einer Stadt in Unteritalien (280). P. hatte zwar gesiegt (die Römer sagen durch Hülfe seiner Elephanten); allein er hatte dennoch bei den Römern eine nicht erwartete Tapferkeit gefunden. Deßhalb wünschte er Frieden mit ihnen zu machen und schickte seinen Minister Cineas nach Rom, um Unterhandlungen mit dem Senate anzuknüpfen. Dieser aber mußte unverrichteter Sache von dannen ziehen, denn die Römer erklärten, daß sie nicht eher Frieden machen würden, als bis der König seine Truppen aus Italien gezogen hätte. Bei

seiner Rückkehr meldete Cineas seinem Herrn, es habe ihm geschienen, als sei er dort in einer Versammlung nicht von Bürgern, sondern von Königen gewesen. Es kam daher noch zu einer zweiten Schlacht (279) bei Asculum, in der er zwar wieder Sieger blieb, aber doch seine Streitkräfte so geschmolzen sah, daß er seinen Sieg nicht verfolgen konnte und gern die Aufforderung der Syracusaner annahm, ihnen gegen die lästigen Carthager Hülfe zu leisten. Der Preis dieses Zuges war der syracusanische Thron, der durch seines Eidams Agathokles Tod erledigt war. Da er jedoch auch hier ein allzuungemessenes Benehmen zeigte, nöthigten ihn die Syracusaner wieder abzuziehen. Er kehrte nach Italien zurück, wurde aber bei Beneventum (275) vom Consul C. Dentatus geschlagen und mußte mit Schmach beladen das Land verlassen, das er vor 6 Jahren mit großen Hoffnungen betreten hatte. Außer der Tapferkeit des römischen Volkes hatte er auch den Edelmuth desselben kennen lernen; denn da einst in seines römischen Gegenfeldherrn Fabricius Lager sein Leibarzt gekommen war und dem Römer durch die Ermordung seines Königs den Sieg zu erleichtern versprochen hatte, ließ Fabricius den Arzt binden und zu ihm zurückführen, damit er ihn nach seines Landes Sitte für solches Attentat bestrafe. Als P. nach Hause kam, machte er wieder neue Pläne. Außer seinen fortgesetzten Kriegen gegen und um Macedonien wurde einer gegen Sparta ihm gefährlich. Kleonymus, den die Spartaner vertrieben hatten, versuchte er nämlich wieder in sein Reich einzusetzen; da er aber von dem vergeblich unternommenen Zuge zurückkehrte und sich in einen Streit argivischer Parteiführer mischte, wurde er in Argos einziehend von einem Weibe, die einen Ziegelstein von dem Dache ihres Hauses auf ihn herabwarf, erschlagen (273). 6.

Pythagŏras, der vielberühmte griechische Weltweise und Reformator, der zuerst statt des stolzen Namens eines σοφὸς, Weisen, den bescheidenen eines φιλόσοφος, Freundes der Weisheit, angenommen haben soll und dessen Leben, Wirken und Lehre der blendende Nimbus des Wunderbaren und Außernatürlichen umgibt, so daß er fast als eine Person der Fabel erscheint und eine Darstellung von ihm mit Sicherheit kaum zu leisten sein möchte, war nach den glaubwürdigsten Nachrichten geboren zu Samos im Jahre 584 v. Chr. Sein Vater Demaratus (nach Anderen Marmetus oder auch Mnesarchus) war Kaufmann und soll den Knaben auf einer Handelsreise nach Italien mitgenommen haben, was zuerst in diesem Reiselust und Wißbegierde rege gemacht habe. Diese trieben ihn dann auch, nachdem er in seiner Heimath seine erste Bildung, auch in der Philosophie, empfangen hatte, in welcher letzteren er wahrscheinlich den Jonier Pherecydes zum Lehrer hatte, in die Fremde, um dort theils seine Erfahrungen zu bereichern, theils auch die Geheimlehren des Orients zu lernen, die in Griechenland einen bedeutenden Ruf hatten. Wohin er sich deßhalb gewandt habe und wie viel an seinen angeblichen Reisen fast durch den ganzen damals bekannten Orient, ja selbst nach Gallien, Wahres sei, ist schwer zu ermitteln und nur das scheint sicher, daß er bei den ägyptischen Priestern 22 Jahre zubrachte, deren geheime Weisheit er durch den beharrlichsten Eifer und große Mühsal sich angeeignet haben soll. Von da kehrte er, nachdem er Griechenland durchzogen hatte, in seine Vaterstadt zurück und fing an öffentlich zu lehren. Ob er hierbei nicht den gehofften Beifall fand? ob die mißlichen politischen Verhältnisse seiner Vaterstadt ihm den Aufenthalt daselbst verleideten? — er verließ sie bald wieder, um sich in Kroton, einer Stadt Großgriechenlands, niederzulassen (ungef. 544). Hier war gleich sein erstes Auftreten ein glanzvolles und die Wirkungen, welche seine beredte Weisheit auf den sittlichen Zustand der gänzlich verderbten und ausschweifenden Einwohnerschaft hervorgebracht haben sollen, grenzen fast ans Unglaubliche und müssen wenigstens von dem Talente und der Energie des P. einen höchst vortheilhaften Begriff erzeugen. Wohl mochte die ausgezeichnete Persönlichkeit des Mannes, seine geistige Überlegenheit und die Macht der Rede,

in welcher diese sich aussprach, unterstützt durch den Schein des Wunderbaren und Geheimnißvollen, den ihm seine Reisen und seine tiefere Kenntniß der Natur gaben und den er wohl durch kluge Benutzung effectvoller Umstände und Äußerlichkeiten zu erhöhen nicht verschmähte, ohne daß man darum ihn für einen Betrüger oder Charlatan zu halten nöthig hätte, ihm in den Augen einer leichtsinnigen, zum Guten wie zum Bösen leicht erregten Menge einen überirdischen Glanz und seinen Ermahnungen Geltung und Beifall verschaffen. Um dem so gemachten Eindrucke und den dadurch bewirkten günstigen Veränderungen in dem Staats- und Sittenleben Krotons Nachhalt zu geben und sie auch auf die übrigen Staaten Großgriechenlands auszudehnen, die mehr oder weniger an den gleichen Gebrechen litten, stiftete P. eine Gesellschaft zur Aufbewahrung und Fortpflanzung theils seiner tiefen und umfassenden Kenntnisse in der Naturwissenschaft, der Mathematik, der Heilkunde und der Philosophie, theils seiner moralischen und politischen Maximen, eine Art von Aristokratie der Gesinnung und des Talents, durch die er auf die Regierung und Gesetzgebung jener Staaten vortheilhaft einzuwirken hoffte, berühmt unter dem Namen des pythagorischen Bundes. Die Einrichtung dieses Bundes, zum Theil vielleicht der der ägyptischen Priestergesellschaften nachgebildet, Zusammenleben der Mitglieder nach einer festgesetzten Lebensregel und selbst diätetischen Ordnung, mit gemeinsamen Studien und Besprechungen, überhaupt in der innigsten Verbindung (daher die pythagorische Freundschaft bekannt ist), die jedoch wohl nicht bis zur völligen Gütergemeinschaft ging, ein geheimnißvolles Ceremoniell und vorsichtige Prüfungen vor der Aufnahme der Schüler in die höheren Grade des Ordens (so das Stillschweigen, wahrscheinlich blos ein Schweigen über Gegenstände des Philosophen), strenge Bewahrung der Geheimlehren und unverbrüchlicher Gehorsam gegen den Meister (daher das αὐτὸς ἔφα, er hat es gesagt, Orakel war), endlich selbst eine auszeichnende Kleidung dienten dazu, dem Bunde Halt in sich und nach Außen Ansehen zu geben, die Lehre des Meisters unverfälscht zu erhalten und das Tugend- und Weisheitstreben durch gemeinschaftliche Übung zu fördern. In diese Einrichtung der Gesellschaft gehört nun auch die Eintheilung der pythagorischen Schüler in Exoteriker (Akustiker oder Akusmatiker), die blos den öffentlichen Vorträgen des P. beiwohnten, worin er nur allgemein über Gegenstände des sittlichen oder politischen Lebens sich aussprach, und Esoteriker oder Mathematiker, die nach überstandener Prüfung des nähern Umgangs mit dem Lehrer gewürtigt dessen tiefere Weisheit, die für die öffentliche Mittheilung entweder zu schwierig oder auch wohl gefährlich schien, als Geheimlehre empfingen. Jene werden wohl auch Pythagoreer und Pythagoristen, diese Pythagoriker genannt. Eine weitere Scheidung der Letzteren in Theoretiker und Physiker, oder in Sebastiker, die sich nur mit den heiligen Wahrheiten, in Politiker, die sich mit den Staatslehren, und in Mathematiker, die sich mit den mathematischen Wissenschaften vorzugsweise beschäftigt hätten, ist wohl erst von den Späteren gemacht worden. — So sehr ein solcher Bund durch gleiche außerordentliche Weisheit und gleiches Streben vereinter Männer ihren Mitbürgern imponiren und von den fruchtbarsten Folgen für die Umgestaltung der Sitten und der Regierungen sein mußte, so war doch eben so natürlich, daß er sich den Haß einer großen Partei, besonders der Schlechteren im Staate, zuzog, die dann auch Mittel fand ihn zu stürzen. Ein reicher Krotoniate, Cylon (so gibt man an), der wegen seines verdächtigen Charakters die gewünschte Aufnahme in den Bund nicht hatte erlangen können, brachte eine Verschwörung gegen denselben zu Stande und so wurden die Mitglieder, als sie sich, ungefähr 300 an der Zahl, zur Besprechung über einen politischen Gegenstand im Hause eines gewissen Milon versammelt hatten, überfallen, kamen größtentheils durch die Hand der Verschworenen oder im Brande des von diesen angezündeten

Hauses um, und nur Wenige retteten sich durch die Flucht, doch ohne den zerstörten Bund wieder herstellen zu können. Unter den Letzteren war auch (nach den besseren Nachrichten wenigstens) P. selbst, der sich nach Metapont flüchtete und hier wahrscheinlich eines natürlichen Todes im 80. Jahre seines Lebens starb. Nach seinem Tode wurde ihm in Kroton und vielleicht selbst in den übrigen Städten Großgriechenlands hohe, zum Theil göttliche Ehre erwiesen; die Folgezeit vergrößerte den Ruf seiner Thaten und die Hoheit seiner Erscheinung immer mehr; man machte ihn zu einem Sohne Apoll's, wohl gar zu Apoll selbst (daher Pythagoras-Apollo), zum Geringsten aber ließ man seine Geburt vom Apoll geweissagt werden, daher sein Name, von Πύθως (ein Beiname Apoll's) und ἀγορεύειν, weissagen. — Daneben lassen sich Stimmen hören, die ihn als einen Gaukler und Betrüger verschreien. Weder jenes, noch dieß lag wohl in seiner Absicht, aber sein geheimnißvolles, überall ins Außerordentliche schweifende und mit viel Schwärmerei versetztes Leben und Wirken gab zu beiderlei Beurtheilung Anlaß, zumal in Zeiten, wo man entweder seine gewiß ungewöhnlichen Kenntnisse und sein geniales Streben nicht zu würdigen verstand, oder wo man sich lieber an das Wunderbare, zum Theil Symbolische seiner Lehre hielt, ohne deren Kern zu erfassen. — Dasselbe, was der Beurtheilung seiner Persönlichkeit, hat auch der Auffassung und dem Verständniß seiner Lehre geschadet, die noch überdieß in der Tradition mit der seiner Schüler vermischt oder von diesen modificirt und ausgelegt, jetzt, bei dem Mangel an authentischen Quellen, schwerlich in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen sein möchte. Zwar werden einige Schriften des P. angeführt, z. B. drei Bücher mit den Titeln „*Παιδευτικὸν*“, „*Πολιτικὸν*“, „*Φυσικὸν*“ (Pädagogik, Politik, Physik), „*Ἱερὸς λόγος*“ (die heilige Rede) 2c., allein diese sind verloren gegangen und was man jetzt unter seinem Namen aufführt: das goldne Gedicht (*χρυσᾶ ἔπη*), die heiligen Aussprüche (*ἱερὰ ἀποφθέγματα*), ein medicinisches Werk: die „Sphaera divinatoria de decubitu aegrotorum“ und Briefe möchte wohl sehr verdächtig sein. — Das wahrhaft Philosophische in der pythagorischen Lehre, die Art nämlich, wie P. die Dinge zu erklären sucht, ist verhüllt, zum Theil auch, von den Spätern wenigstens, symbolisirt unter allerlei Elementen orientalisch-phantastischer, mathematischer, selbst musikalischer Auffassung. Um die Natur der Dinge zu erklären, fragen wir nach ihren Bestandtheilen, Elementen. Die Jonier fanden diese in den sinnlich wahrnehmbaren Grundstoffen der Dinge. Ein mehr abstractes Denken, eine mathematische Anschauung zeigt uns als solche vielmehr die geometrischen und arithmetischen Formen. Jeder Körper zerfällt in Flächen, Linien, Punkte, jedes Ding ist dadurch dieses Ding, daß ich es als dieß eine erfasse, und alle seine Theile sind eben so viele Einheiten, die zusammen gezählt jene Einheit bilden. So kam P. leicht auf den Schluß: die Elemente der Dinge sind in den Zahlen zu suchen, sind dasselbe, was Element der Zahlen ist. Dieß aber ist die Einheit, ἡ μονάς. Der Punkt ist Einheit; aus Punkten aber setzt sich die Linie, aus dieser die Fläche, endlich der Körper zusammen. So schafft die Eins allein in ihrer Fortbewegung, Selbstvervielfältigung Alles. Indessen bemerkte doch P. wohl bald, daß die Dinge, in sofern er sie solchergestalt aus geometrischen oder arithmetischen Einheiten zusammensetzte, zwar eine Form, Grenze, Bestimmtheit hätten, nicht aber eine Materie innerhalb dieser Grenzen, eine Mannigfaltigkeit sinnlicher Elemente für die gedachte Einheit des Körpers; daß der gebildete Körper nur der leere geometrische sei, nicht der stoffhaltige empirische. Er mußte also, um die Einseitigkeit der Auffassungsweise zu ergänzen, noch ein Princip annehmen, welches als Stoff jene Grenze, Form erfüllte, zu dieser Bestimmtheit den sinnlichen Reichthum der Elemente gäbe. Dieß ist das Unbegrenzte oder die unbestimmte Zweiheit (Vielheit), *ἡ ἀόριστος δυάς*. — So haben wir nun einen Dualismus der Principien, die Einheit und die Vielheit, davon jene diese begrenzt,

in Formen faßt, zu bestimmten Dingen macht; so ist jene jetzt die Grenze, diese das Unbegrenzte, mathematisch dargestellt jene das Ungerade (wo zwei gleiche Theile den übrigbleibenden Rest einfassen, begrenzen, z. B. 5 = 2. 1. 2.), diese das Gerade; jene das thätige, diese das leidende Princip, jene dann auch Gott genannt, diese sinnlich dargestellt als ein elementarischer Stoff, etwa Feuer. Beide zusammen erst bilden das Vollkommene, nämlich das Einzelding, als das Begrenzte, Bestimmte. Doch bleibt auch in diesem die Unendlichkeit des Stoffes und macht es neuer Begrenzung, neuer Formen fähig. — Dieß möchte die einfache Grundanschauung des P. gewesen sein, die sich als ein ächt philosophischer Versuch erweist, die Dinge aus Zahlbegriffen zu construiren, nachdem die physische Schule sie aus sinnlichen Elementen hatte entstehen lassen. Daß er auch ein sinnliches Element zur Verkörperung jener Begriffe anzunehmen genöthigt war, kann nur für eine nothwendige Folge jenes freilich einseitigen Standpunktes gelten, erscheint aber als eine ganz natürliche Inconsequenz. — Diese einfache Grundidee aber wurde entweder von P. oder von seinen Nachfolgern durch allerlei zum Theil sehr mystische Bilder und Begriffe überbaut und unkenntlich gemacht. Dahin gehört die Harmonie der Sphären, jene Übereinstimmung aller Dinge nach mathematischen, selbst nach musikalischen Verhältnissen, welche einen förmlichen Rhythmus zuwege bringt, mit dem sich Alles um das Centralfeuer (die Mutter der Götter, die Wache des Zeus rc.) bewegt; die Tetractys (s. d. Art.); die heilige Zehnzahl (die 10 gebildet aus den ersten vier Zahlen 1 + 2 + 3 + 4), der zu Liebe man zu den bekannten 9 Sphären (dem Sternenhimmel, der Sonne, dem Mond, der Erde und 5 anderen Planeten) eine Gegenerde erdachte; die orientalische Vorstellung von Gott, als der Weltseele, oder als feurigem Princip, dessen Ausflüsse die Seelen sind, weßhalb diese unsterblich sind und von einem Körper in den anderen wandern; endlich viele symbolische Ausdrücke, zu denen man die Monas und die Dyas benutzte. Auch auf die Moral wandte P. seine Zahlenlehre an, indem er das Recht als eine durchgängig gleiche Zahl, die Tugend als Harmonie bezeichnete, wenn er auch übrigens hier mehr nur einzelne Lebensregeln gibt und eine auf Reinigung vom Sinnlichen und Annäherung an Gott berechnete Ascetik vorschreibt. — Die pythagorische Schule (auch die italische oder dorische genannt) überlebte den P.'schen Bund; des P. Lehre pflanzte sich in vielen Schülern — auch Schülerinnen fort. Die nächsten waren Aristäus, Teleauges, Mnesarchus, Bulagoras, Gortydas, Aresas; Alkmäon, Timäus, Ocellus, später Philolaus, Archytas (400) — unter den pythagorischen Frauen ist bekannt des P. Tochter, Theano. — Als zur Zeit des Verfalls der griechischen Philosophie man bei den alten Schulen Rath und Hülfe suchte, ward auch die pythagorische Ascetik für eine Reform der Sitten versucht und seine Geheimlehre als eine symbolische Mystik, Mantik und Magie wieder aufgenommen. Hier sind die Neupythagoreer Quintus Sextius, ein Römer, Sotion aus Alexandrien, der Wundermann Apollonius von Tyana in Cappadocien (I. Jahrh. n. Chr.), Secundus von Athen (II. Jahrh.), als Ascetiker oder Magiker bekannt; als Naturforscher Anaxilaus von Larissa (I. Jahrh.), während Moderatus von Gades (I. Jahrh.) und Nikomachus von Gerasa (II. Jahrh.) die Zahlenmystik mit platonischer Lehre verschmolzen. — Selbst im XV. Jahrhunderte erneuerte den platonisirenden Pythagoreismus Picus von Mirandula. Vergl. unter vielen andern Schriften Heinr. Ritter's „Geschichte der pythagorischen Philosophie"; dazu E. Reinhold's „Beitrag zur Erläuterung der pythagorischen Metaphysik"; Tiedemann's „Erste Philosophie Griechenlands" S. 188. 80.

Pythagorischer Lehrsatz (seiner Wichtigkeit wegen auch magister matheseos genannt) ist der bekannte Satz: daß bei einem rechtwinkligen Dreiecke das Quadrat der Hypotenuse der Summe der Quadrate beider Katheten gleich sei.

Als Erfinder desselben wird Pythagoras angegeben und der Sage nach, daß derselbe den Göttern 100 Ochsen als Dankopfer für diese Erfindung gebracht habe, heißt derselbe auch die Ochsenfigur. Es gibt wenig Lehrsätze in der Geometrie, für welche man so viel verschiedene Beweise hat, als für den pythagorischen. Eine Sammlung verschiedener Beweise dieses Lehrsatzes findet man in Stöber's „Dissertatio mathematica de theoremate pythagorico" (Straßburg 1793); ferner in Hoffmann's „Der pythagorische Lehrsatz mit 32 theils bekannten und theils neuen Beweisen" (Mainz 1819 u. 1821 mit einigen neuen Beweisen vermehrt) und in Wolfgang Müller's „Systematische Zusammenstellung der wichtigen bisher bekannten Beweise des pythagorischen Lehrsatzes" (Nürnberg 1819). **40.**

Pythĕas, ein alter Geograph aus Massilia gebürtig, lebte nach der Annahme Bougainville's („Eclaircissemens sur la vie et sur les écrits de Pytheas"; in „Mém. de l'Acad. des Inscr." P. XIX. p. 148) vor Aristoteles, nach Anderen aber erst unter Ptolemäus Philadelphus. Er beschiffte den westlichen und östlichen Ocean, kam auf seiner ersten Fahrt bis zu dem Lande Thule, wo er den Tag der Sonnenwende 24 Stunden dauernd fand, und auf seiner zweiten in der Ostsee bis zu einem Flusse Tanais, an dessen Ufern man Bernstein fand. Diese Reisen beschrieb er in seinem Buche *περίπλους* oder *γῆς περίοδος* oder *τὰ περὶ τοῦ ὠκεανοῦ*, dessen Angaben jedoch schon von den Alten sehr verschieden beurtheilt wurden und welches wir nur noch aus sehr dürftigen Fragmenten kennen. Diese Fragmente mit einem Commentare gab heraus: Andr. Arw. Arwedson (Upsala 1824. 4.). **20.**

Pythia, s. Delphi.

Pythiaden, eine Zeitrechnung der alten Griechen nach den im Alterthume bei Pytho gehaltenen großen nationellen Kampfspielen (vergl. d. Art. Kampfspiele), die wie die zu Olympia und anderen Orten gehaltenen nach Verlauf einer bestimmten Zeit wiederkehrten. Auch eine Pythiade umfaßte daher einen Zeitraum von 4 Jahren. Indeß kam diese Zeitrechnung, die übrigens erst nach der Wiederherstellung der pythischen Spiele durch die Amphiktyonen gebräuchlich wurde, nie recht in Aufnahme, wenigstens bei Weitem nicht so, wie die nach Olympiaden; nur zu Delphi und einigen andern Orten bediente man sich ihrer. **20.**

Pythische Spiele, s. Kampfspiele.

Python, ein furchtbarer Drache, der sich aus dem nach der deukalionischen Fluth zurückgebliebenen Schlamme erzeugte. Sein Aufenthalt war bei Krissa am Parnaß, wo er das nachherige delphische Orakel bewachte, so lange es noch der Themis gehörte. Wohl vorher wissend, daß ihn der Sohn der Latona tödten würde, verfolgte er diese auf das Eifrigste. Doch Apollo erlegte ihn schon am vierten Tage nach seiner Geburt, bemächtigte sich des Orakels und erhielt von dieser That den Beinamen des pythischen Apoll. Zu Plutarch's Zeit hießen die Bauchredner Pythonen (*πύθωνες*), die Bauchrednerinnen Pythonissen (*πυθώνισσαι*). **11.**

Q.

Q, der 16. Buchstabe der abendländischen Alphabete, hat wegen seiner beständigen Verbindung mit folgendem u den Sprachlehrern immer viel zu schaffen gemacht und es sind theils die wunderlichsten Erklärungen zum Vorschein gekommen, theils hat man ihn als einen Auswuchs der Schriftsprache ganz zu verbannen gesucht. Er hat aber seinen guten Grund als ein Laut, welcher dem semitischen ק (Kof) vollkommen entspricht und das Eigenthümliche seiner Aussprache darin hat, daß er in der Kehle gebildet wird, so daß bei seiner Verbindung mit einem fol-

genden Vocale nothwendig ein vermittelndes u oder w hörbar wird, welches die spätere Schrift ausdrückte. Im Laufe der Zeit schliff sich freilich sein rauher Urlaut etwas ab und ward zum reinen k, wodurch auch seine Nothwendigkeit in der Schriftsprache scheinbar zweifelhaft geworden ist. Er ist demnach ein abgestoßener Laut, der dem schleichenden rauhen ch (das schweizerische) als Kehlhauch eben so verwandt ist, wie das gewöhnliche k dem einfachen ch. — Als Abkürzung bedeutet es im Lateinischen Quintus, Quirinus, Quästor; im Handelswesen Quentchen. 9.

Quacksalber, franz. charlatan; engl. quack, mountebank, nennt man Jeden, welcher unbefugt ärztliche Praxis treibt. Der Name soll daher rühren, daß im Mittelalter dergleichen Leute sich zuerst des in der Medicin noch nicht angewendeten Quecksilbers bedienten. 30.

Quaden, ein deutsches Volk, hatten in dem ersten christlichen Jahrhunderte ihre Wohnsitze an der Donau östlich von den Markomannen, ungefähr in dem heutigen südwestlichen Mähren und einem Theile von Niederöstreich, aufgeschlagen, zogen sich aber später über die Donau nach Pannonien und Noricum. Sie zeigten sich anfangs als treue Bundesgenossen der Römer, wurden aber später die bittersten Feinde derselben und führten mit ihnen, besonders unter Marc Aurel, die blutigsten Kriege. Seit dem V. Jahrhunderte verschwinden sie aus der Geschichte, ohne je von den Römern völlig besiegt worden zu sein. 35.

Quadragena hieß in der katholischen Kirche eine vierzigtägige Bußübung, welche zuweilen einem Sünder als Strafe auferlegt ward und darin bestand, daß der Büßende in völliger Abgeschlossenheit nur von Wasser und Brod leben und das Bett meiden mußte. Auch nannte man Q. die vierzig Ruthenstreiche, welche Büßende nach Ablaßbriefen zuweilen auszuhalten hatten. 63.

Quadragēsima (τεσσαρακοστή) heißt in der katholischen Kirche das große vierzigtägige Fasten, welches dem Charfreitage vorausgeht und nach Analogie der vierzig Versuchungstage Jesu entstanden ist. Seit dem II. Jahrhunderte üblich dauerte es anfangs nur vierzig Stunden, seit der Mitte des III. Jahrhunderts aber allmählig vierzig Tage. Ausgezeichnet unter diesen Tagen war schon im III. Jahrhunderte die große Woche vor Ostern und in dieser seit dem IV. Jahrhunderte die feria quinta (πέντας) für die Abendmahlseinsetzung. Dagegen wurden als frohe Nachfeier des Auferstehungsfestes die nächsten funfzig Tage, Quinquagesima (πεντηκοστή) von dem darin ausgezeichneten funfzigsten Tage (s. Pfingsten) genannt, begangen. 63.

Quadrant ist der vierte Theil des Kreisumfanges (bisweilen auch des Umfanges einer Ellipse) und enthält 90 Grade; er ist folglich einem rechten Winkel gleich. In der mathematischen Geographie spricht man von dem Quadranten des (elliptischen) Erdmeridians, als welcher er den Franzosen einst gedient hat, die Einheit des Normallängenmaßes zu bestimmen. — Q. oder Mauerquadrant, s. Mauerquadrant. 13.

Quadrat, franz. carré, quadrat; engl. quadrate, square, heißt in der Geometrie eine ebene geradlinige Figur mit vier gleichen Seiten und vier rechten Winkeln. Aus dem pythagorischen Lehrsatze folgt, wie man ein Quadrat zeichnen kann, welches 1) so groß ist, als zwei gegebene zusammen genommen, 2) noch einmal so groß als ein gegebenes, 3) welches der Unterschied zweier Quadrate sei und 4) wie viel die Hälfte eines gegebenen beträgt. Die Diagonale eines Quadrats bildet mit der Seite der Länge nach ein incommensurables Verhältniß. Multiplicirt man das Längenmaß einer Seite mit sich selbst, so erhält man den Flächeninhalt des Quadrats. Q. heißt auch in der Arithmetik das Product zwei gleicher Factoren. So ist z. B. $16 = 4 \times 4$ das Q. von 4; $25 = 5 \times 5$ das Q. von 5 ꝛc. Wird umgekehrt eine Größe in zwei gleiche Factoren zerlegt, so ist der Factor die Quadratwurzel dieser Größe. Da z. B. $49 = 7 \times 7$, so ist 7 die

Quadratwurzel aus 49 ꝛc. In Betreff der Bezeichnung s. Buchstabenrechnung. — Quadratgrad wird auf der Kugelfläche ein kreisförmiger Raum genannt, dessen Durchmesser dem Bogen nach 1 Grad beträgt. — Quadratmaß ist eine als Einheit angenommene ebene Fläche, deren Seite eine gewisse Länge hat. So ist z. B. ein Quadratfuß eine Fläche von einem Fuß Länge und einem Fuß Breite ꝛc. — Quadratmaßstab nennt man eine eingetheilte gerade Linie, worauf die Theilungszahlen die Verhältnisse der Quadrate von den zugehörigen Längen angeben. Man benutzt diesen Maßstab zur Vergleichung des Flächeninhalts ähnlicher Figuren, besonders der Kreisflächen, beim Visiren und Ausmessen der Fässer. — Magisches Quadrat nennt man ein Quadrat, welches nach Art eines Schachbretes in gleiche Fächer eingetheilt ist und in letztere die Glieder einer beliebigen arithmetischen Progression so eingezeichnet sind, daß ihre Summen in jeder mit den Seiten parallelen Reihe und längs jeder Diagonale gleich groß werden. So ist z. B.

11	24	7	20	3
4	12	25	8	16
17	5	13	21	9
10	18	1	14	22
23	6	19	2	15

ein magisches Q. denn es ist $11 + 4 + 17 + 10 + 23 = 24 + 12 + 5 + 18 + 6 = 23 + 18 + 13 + 8 + 3 = 15 + 14 + 13 + 12 + 11 = 65$. Die Zahl der Fächer an einer Seite heißt die Seitenzahl oder Wurzel des Quadrats und hiernach unterscheidet man gerade und ungerade magische Q. Der Erste, welcher über magische Q. geschrieben hat, war Emanuel Moschopulos, der ums Jahr 1400 lebte. — Elektrisches Quadrat nennt man eine vierseitige dünne Glastafel, welche auf beiden Seiten so mit Metall belegt worden, daß ein wenigstens zwei Zoll breiter unbelegter Rand geblieben ist. Diese sind zuerst in England 1747 von D. Beris gebraucht worden. — Quadratische Gleichung, s. Gleichung. 40.

Quadratrix ist eine krumme Linie, die über derselben Achse mit einer gegebenen krummen Linie beschrieben ist und durch ihre Ordinaten die Flächenräume dieser angibt. Sie heißt auch Quadratrix Dinostratis nach ihrem Erfinder, Dinostrates, einem Zeitgenossen des Plato. Ausführlich abgehandelt findet man sie in Kästner's geometrischer Sammlung II. S. 218—241. 40.

Quadratschrift, s. Hebräische Schrift.

Quadratur, lat. tetragonismus; franz. quadrature; engl. quadrature, heißt im Allgemeinen die Verwandlung einer krummlinigen ebenen Fläche in eine gleich große geradlinige Figur, insbesondere in ein gleich großes Quadrat. Auch versteht man unter Q. die Verwandlung einer geradlinigen Figur in ein Quadrat und endlich noch die Verwandlung einer gekrümmten Fläche in eine ebene. 40.

Quadrille (spr. Kadrilj) heißt ein ursprünglich französischer Tanz von lebhaftem Charakter. Derselbe wird von 4 Paaren getanzt und hat eine Melodie, welche aus 4 Theilen besteht und entweder in $\frac{2}{4}$ oder $\frac{6}{8}$ Tact gesetzt ist. Verschieden von der eigentlichen Q. ist die sogenannte deutsche Q., ein Tanz, welcher in den

drei ersten Theilen im $\frac{2}{4}$ Tact und in dem letzten im Walzertact gesetzt ist, übrigens auch andere Touren hat, die nicht so regelmäßig wiederkehren, wie in jener. Bei Kampf- und Ritterspielen, Caroussels rc. versteht man unter Q. 4 Reitertrupps von 8 oder mehr Mann, welche sich durch Farben und Putz von einander unterscheiden, um bei der Ausführung der verschiedenen Tänze, Rennen u. a. vor einander kenntlich zu sein. Auch wird das L'Hombre unter 4 Personen Q. genannt. 29.

Quadrivium, s. Kunst.

Quadrouplealliianz nennt man in der Geschichte 1) dasjenige Bündniß, welches am 2. Aug. 1718 England, Frankreich und das deutsche Reich, unter Voraussetzung des Beitritts der Niederlande, welcher aber erst im Jahre 1719 und zwar nur theilweise erfolgte, schlossen, nachdem sich schon am 4. Jan. 1717 Frankreich, England und die Niederlande zu der sogenannten Triplealliianz vereinigt hatten. Der Zweck der Q. war, Spanien, welches unter der Verwaltung des Cardinals Alberoni mehrere Eroberungen auf Sardinien und Sicilien gemacht hatte, zum Frieden zu nöthigen. Die vorzüglichsten Bestimmungen desselben bestanden darin, daß der deutsche Kaiser auf die Krone von Spanien, dieses dagegen auf seine Besitzungen in Italien feierlich verzichten und der Kaiser Sicilien statt Sardinien erhalten sollte. Letzteres wurde für Savoyen, welches die Mächte durch sein zweideutiges Benehmen beleidigt hatte, zur Entschädigung für Sicilien bestimmt. Don Carlos, dem ältesten (damals zweijährigen) Sohne, aus Philipp's V. Ehe mit Elisabeth, wurde nach dem Aussterben des Hauses Medicis das Herzogthum Toscana und nach dem Erlöschen des Farnese'schen Stammes die Herzogthümer Parma und Piacenza für sich und seine Erben oder Brüder als Reichslehen zugesichert und diese Länder bis zu den erwähnten Sterbefällen mit neutralen Truppen besetzt. Auch versprachen sich die Mächte gegenseitig im Falle eines feindlichen Angriffs mit 8000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei zu unterstützen, und garantirten sich einander die gegenwärtigen Besitzungen, welches besonders in Bezug auf die Thronfolge in Frankreich und England nöthig schien. Diesem Friedensentwurfe gemäß stellte der deutsche Kaiser die Entsagungsacte auf Spanien aus, und auch Savoyen, obgleich sehr im Nachtheile durch den ihm zugemutheten Tausch, trat der Q. bei. Spanien allein, unzufrieden mit den Vortheilen, welche die verbündeten Mächte ihm darboten, verschmähte den Frieden, zu welchem es jedoch bald (im Haag am 17. Febr. 1720) durch das Scheitern seiner übrigen Anschläge und durch die überlegenen Waffen der Verbündeten gezwungen wurde. — 2) Das zwischen Östreich, England, Holland und Sachsen den 8. Jan. 1745 zu Warschau geschlossene Bündniß zur Wiedereroberung Schlesiens von Preußen und einer Wegnahme einiger brandenburgischen Besitzungen, welche zwischen Östreich und Sachsen getheilt werden sollten. Es verursachte den für Preußen glücklich geführten zweiten schlesischen Krieg. — 3) Der Vertrag der 4 Großmächte Rußland, Preußen, Östreich und Großbritannien zu Chaumont (den 1. März 1814) zur Wiederherstellung und Erhaltung des europäischen Friedens. — 4) Der den 22. April 1834 zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal zu London abgeschlossene Vertrag zur Vertreibung der Usurpatoren Dom Miguel und Don Carlos aus der pyrenäischen Halbinsel und zur Aufrechthaltung der daselbst eingeführten Ordnung der Dinge. Doch sind die Erfolge derselben der eigenthümlichen Lage der Dinge wegen noch nicht sehr groß gewesen. 81. 37.

Quäker (engl. Quakers, Zitterer) heißen die Glieder einer gegen die Mitte des XVII. Jahrh. entstandenen religiösen Secte, welche sich selbst die Gesellschaft der Freunde (society of the friends) nennt. Den ersteren Namen erhielten sie unter Karl II. von dem Worte quake, als einst ihr Stifter George Fox (s. d. Art.) eine obrigkeitliche Person vor Gewaltthätigkeit mit dem Zurufe

gewarnt hatte: „Zittert vor dem Worte des Herrn!“ Sie selbst deuteten ihn dann auf die eigene zitternde Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Der genannte Fox, durch innere Gesichte zum Reformator der herrschenden Gottlosigkeit berufen, begann sein Reformationswerk (seit 1649) in einer Zeit religiöser und politischer Aufregung und fand als Prediger der religiösen und bürgerlichen Freiheit und Gleichheit schnell großen Anhang, anfangs mehr in den niederen Ständen, bald auch unter den Gebildeten aller Glaubensparteien in allen drei Ländern der neuen Republik. Auch des Protectors Cromwell religiöse Politik begünstigte die neuen Dissenters zu voller Unterdrückung der königlich gesinnten Episkopalen, so daß außer anderen Orten 1654 auch zu London eine Quäkergemeinde entstand und schon 1658 Fox die erste Generalversammlung seiner Partei zu Bedford halten konnte. Allein nach Herstellung des Königthums und der bischöflichen Verfassung unter Karl II. wurden die erneuerten Gesetze in ihrer ganzen Strenge gegen die Revolutionairs angewandt und durch die stürmischen Eingriffe, welche sich Fox in den öffentlichen Gottesdienst erlaubte, und durch ihre Verweigerung mehrerer Bürgerpflichten viele Q. in Gefängnisse oder Tollhäuser gebracht. Da rettete William Penn (s. d. Art.), der zweite Begründer des Quäkerthums, die Secte vom drohenden Untergange durch seine Verbindungen und Vertheidigungsschriften, so wie durch die mit der bürgerlichen Ordnung möglichst ausgleichende Verfassung, die er ihr gab. Auch gründete er eine fast zur Hälfte aus Quäkern bestehende Colonie am Delaware in Nordamerika (Pennsylvanien), die ihm der König 1681 als Eigenthum überließ und der er eine bürgerlich freie Verfassung mit allgemeiner und völlig unbeschränkter Gleichheit aller Bekenntnisse gab. Die Toleranzacte von 1689 schloß auch die britannischen Q. ein und gewährte ihnen vollkommene kirchliche Freiheit. Dagegen haben die Missionen der Q. in fast alle Länder Europas nur wenig Erfolg gehabt. Nur wenige Gemeinden erhielten sich in Holland, wie die 1660 in Friesland gestiftete, wo schon eine Secte von ähnlichen Grundsätzen bestand. Die Colonien in Norddeutschland, Hamburg, Danzig und anderwärts lösten sich wieder auf; doch hat die in und um Pyrmont seit 1791 bestehende Gemeinde sich erhalten und öffentliche Duldung genossen. In England sind sie im Abnehmen. Am größten ist ihre Anzahl in Nordamerika. — Was nun die eigenthümlichen Lehren der Q. und ihre Verfassung betrifft, so sind dieselben von den zwei bedeutendsten Schriftstellern der Q., W. Penn („Von der allgemeinen Regel des Glaubens und Lebens“) und Robert Barklay („Theologiae vere christianae apologia“) am gründlichsten entwickelt und am vollständigsten ausgebildet worden. Die Grundcharaktere des Quäkerthums waren aber: 1) ein ascetischer, nach welchem alles Religiöse blos eine praktische Bedeutung hat; 2) ein mystischer, nach welchem die innere unmittelbare und individuelle Erleuchtung (das innere Licht oder Wort, welches sie neben die heilige Schrift stellen) einem Jeden zu seiner Zeit durch ruhiges Harren des göttlichen Geistes zu Theil wird, und 3) ein demokratischer, nach welchem die religiöse Gleichheit aller Menschen und der strenge sittliche Ernst der Religion auch auf das bürgerliche Leben übergetragen wird. Nach dem ersten Grundsatze wird den Glaubenslehren nach ihrer blos historischen Auffassung ohne die Deutung auf das innere Geistesleben kein Werth beigelegt. So wird namentlich die Wirkung des Leidens Jesu, wiefern sie blos äußerliche Erlösung war, erst durch die innere oder die Heiligung persönlich angeeignet. Daher halten sie auch die Sacramente nur für Sinnbilder innerer Zustände, die nicht mehr äußerlich zu vollziehen sind. Die wahre Taufe ist ihnen nur die Geistestaufe oder innere Erneuerung (daher auch keine Kindertaufe stattfindet) und das Abendmahl nur eine geistige Feier der Seele, die sich mit Jesu, dem Geber alles Lebens, geistig vereinigt. Der Gottesdienst der Q. besteht nach dem Gebote des Herrn: im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, darin, daß die (ohne Glockenruf) in einem Bethause (ohne

Altar, Kanzel, Bilder) Versammelten schweigend mit bedeckten Haupte auf die begeisterte Anregung zu Gebet, Predigt oder Gesang harren, wie sie im Augenblicke Einem aus ihrer Mitte von oben wird. Wer sich zuerst vom Geiste ergriffen fühlt, kündigt solches durch Seufzen an, in welches Alle einstimmen, und tritt dann betend oder predigend vor der Versammlung auf, die ihm stehend, die Männer mit entblößtem Haupte, zuhört. Selbst die Schrift, wie die Vernunft, ist nur eine Bestätigung der innern Geistesanregung, welche beiden gemäß, aber dem prüfenden Urtheile derselben eben so wenig, als einer öffentlichen kirchlichen Glaubens- und Lebensvorschrift untergeordnet ist, die alles religiöse Geistesleben ertödten würde. Da Alle vor Gott gleich und des göttlichen Geistes empfänglich sind, so dulden sie keinen besondern geistlichen Stand und nur für die äußeren Angelegenheiten werden Stellvertreter der Gemeinden gewählt, deren jährliche Versammlungen zu London das einzige Band sind, das die Gemeinden äußerlich zusammenhält. Außerdem werden die Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden in monatlichen (wo eine Gemeinde) und in vierteljährlichen (wo die Abgeordneten der Gemeinden eines Bezirks versammelt sind) Synoden, welche zugleich Friedensgerichte sind, berathen. Im Leben bezeichnen den Q. außer der Verweigerung des Zehnten, des Kriegsdienstes und des Eides, die Verachtung jeder Rangordnung und der damit zusammenhängenden Auszeichnungen (— er nennt Alle ohne Unterschied des Ranges Du und entblößt vor Niemandem das Haupt —), Fleiß, Redlichkeit und Ordnungsliebe, so wie Einfachheit, Ernst und Strenge, selbst in den sonst für sittlich gleichgültig geachteten Beziehungen des geselligen Weltlebens. Doch hat in neuerer Zeit nach öfteren inneren Streitigkeiten die schroffe Eigenthümlichkeit der Lebensansicht in so weit sich modificirt, daß die Q. in trockene und nasse oder strenge und milde sich theilen. Diejenigen nämlich, welche im amerikanischen Freiheitskriege die religiöse Satzung der Begeisterung nachsetzend die Waffen ergriffen und welche die rauhe Außenseite über einem bescheidenen Genusse wohlerworbenen Reichthums aufgaben, werden fechtende, freie, laue oder nasse Freunde genannt, zwar in der Gemeinde anerkannt, doch nicht in die Synoden höherer Ordnung gewählt; dagegen die strengen und altgläubigen trockene heißen. Im XIX. Jahrh. stehen sich mehr die Vernunftgläubigen oder Hicksianer (von Elias Hicks), welche zu einer Losreißung von allem historischen Christenthume sich hinneigen, und die Schriftgläubigen (die Überzahl), welche dadurch sich zum entschiedenen Anschließen an die heilige Schrift veranlaßt sahen, gegenüber. — Vergl. Crösius „Historia Quakeriana" (Amst. 1695. 1704); Alberti, „Nachrichten von der Religion der Quäker" (Hanov. 1750); Clarkson, „Portraiture of Quakerism" (Lond. 1806. 3 Voll.); Gurney, „Observ. on the society of the Friends" (Lond. 1824); Tuke, „Die Religionsgrundsätze, zu welchen die Gesellschaft der Christen, die man Quäker nennt, sich bekennt" (aus dem Englischen, Leipz. 1828). 63.

Quästoren (eigentlich Quäsitoren) hießen bei den Römern die obersten Finanzbeamten, welche dem Range nach den Übergang von den niederen zu den höheren Magistratswürden bildeten. Anfangs waren deren nur zwei; bei der Vergrößerung des römischen Reichs wurden aber immer mehr nöthig und so waren deren seit 420 v. Chr. 4, später 8, unter Sulla 20, unter Cäsar 40, welche man in quaestores urbanos, militares und provinciales unterschied. — Q. urbani waren stets nur 2, welche die Verwaltung des öffentlichen Schatzes, die Berechnung der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben und die Besorgung aller auf Staatskosten veranstalteten Feierlichkeiten u. dgl. unter sich hatten; die Q. militares begleiteten die Armeen ins Feld und sorgten für deren Verpflegung; die Q. provinciales endlich, auch Proquästoren genannt, hatten das ganze Finanzwesen einer Provinz unter sich. — Unter den Kaisern wurde der Name Q. auch von

anderen Beamten gebraucht, welche mit dem Finanzwesen nichts zu schaffen hatten. — Jetzt führt den Namen noch auf einigen Universitäten der zur Besorgung des Rechnungswesens derselben angestellte Beamte. 30.

Quaglio (spr. Qualjo) ist der Name mehrerer berühmter Künstler, deren Familie ursprünglich aus Italien stammend, jetzt in Baiern einheimisch ist. Unter den älteren Künstlern dieses Namens werden Julius, Dominik, Lorenz und Giovanni Q. mit Auszeichnung genannt; unter den neueren die Brüder Joseph und Julius, vor Allen aber des Ersteren Sohn, der jetzt noch zu München lebende Hofmaler Dominik Q. Er ist 1787 zu München geboren, bildete sich unter der Leitung seines Vaters und Onkels und trieb wie diese Theatermalerei mit glücklichem Erfolge. Später indeß genügte ihm diese nicht mehr und er folgte seiner Neigung zur Architekturmalerei, unternahm auch zu diesem Behufe eine Studienreise durch die wichtigsten Länder Europas. Das, was er in diesem Fache geleistet hat, erhebt ihn unbedingt zu dem ersten der jetzt lebenden Architekturmaler Deutschlands und keiner wie er versteht so treffend theils zu componiren, theils durch Colorit und Perspective ein überraschendes Bild des vorliegenden Gegenstandes dem Auge vorzuzaubern. Er stellt besonders gern altdeutsche Kirchen und Dome, Ruinen, innere und äußere Ansichten von Städten rc. dar. Wir erinnern nur an die trefflichen Darstellungen der Münster zu Straßburg, Köln, München, Freiburg, des Rathhauses zu Löwen, des Doms zu Regensburg, der Abtei St. Jean des Vignes zu Soissons, die Ansichten von München u. a. m. — Viele seiner Werke sind bereits in Kupferstich oder Lithographie vervielfältigt worden. — Minder berühmt, obwohl geachtet in ihrem Fache sind seine Brüder Angelo Q., ein geschickter Theatermaler (gest. 1815), Simon Q., ebenfalls als Theatermaler, auch im Portrait ausgezeichnet und Lorenz Q., Genre- und Thiermaler. 36.

Qualität, Quantität, Quidditát, Quotität, sind scholastische Ausdrücke, von denen die beiden ersten auch in den neuern, nicht nur philosophischen, sondern auch gewöhnlichen Sprachgebrauch übergegangen sind. Sie bezeichnen sämmtlich gewisse allgemeine Begriffe oder Gesichtspunkte, unter denen man die Dinge betrachten kann und sollte und die daher zur Vereinfachung des Denkens dienen. Der unwichtigste von jenen Begriffen ist der der Quotität (quotitas von quot, wie viele? daher Manche dafür Wievielheit sagen), der eine blos numerische Aufzählung der Dinge verlangt; die drei anderen hingegen bezeichnen mehr das Wesen der Dinge selbst. Und zwar ist die Quidditát (quidditas, — von quid, was?) eine Übersetzung des aristotelischen τί ἐστι, womit dieser das Wesen, die οὐσία, der Dinge, ausdrückt, weil das Wesen für uns darin besteht, daß wir wissen, was ein Ding sei. So fällt es also ungefähr zusammen mit Substanz. Die Quantität (quantitas, von quantus, wie groß? bei Aristoteles τὸ πόσον) bezeichnet die Größe eines Dinges, den Umfang eines Begriffes, daher eine quantitative Auffassung eines Dinges eine solche, die blos auf dessen Größe Rücksicht nimmt, und Quantum das Ding selbst als eine Größe, also als ein Zähler und Meßbares betrachtet. Die Q. endlich (qualitas, von qualis, welcherlei? das aristotelische τὸ ποῖον) drückt die Beschaffenheit oder Eigenschaft des Dinges aus und die Betrachtung eines solchen nach seinen Eigenschaften, abgesehen von seiner Größe, heißt die qualitative. Die peripatetisch-scholastische Physik bediente sich besonders häufig des Ausdrucks qualitas occulta, verborgene Q., zur Erklärung gewisser Erscheinungen, wo ihre empirischen Kenntnisse dazu nicht ausreichten. — Jene drei Hauptbegriffe, Quantität, Q. und Quidditát bildeten die drei ersten und Hauptkategorien beim Aristoteles und bei den Scholastikern; die beiden ersteren Ausdrücke sind auch in die Kant'sche Kategorientafel übergegangen. — Vergl. d. Artt. Kategorie und

Scholastik. Wegen der **Quantität** und Q. der Begriffe, Urtheile und Schlüsse s. d. Art. **Urtheil**. 80.

Quandt (Johann Gottlob von), ein rühmlich bekannter Kunstkenner und Kunstschriftsteller, geb. den 9. April 1787 zu Leipzig, wo sein Vater, Johann Gottlob Q., die jetzt noch unter der Firma Q. und Mangelsdorff bestehende Colonialwaarenhandlung besaß, sollte sich ebenfalls dem Handel widmen, ward aber durch seinen Lehrer, den bekannten Hofrath Rochlitz, in das heitere Gebiet der Kunst eingeführt und fand sich in demselben so heimisch, daß er es seitdem nicht wieder verließ. Eine im Jahre 1811 nach Italien unternommene Reise trug viel zur Vollendung seiner Ausbildung bei und später fand er mehr als einmal Gelegenheit, durch seine reichen umfassenden Kenntnisse seiner Vaterstadt Kunstwerke zu erhalten, die außerdem in der Verborgenheit eine Beute der Zerstörung geworden wären. Nachdem er sich im Jahre 1820 in Dresden niedergelassen hatte, unternahm er eine zweite Reise nach Italien, deren Ergebnisse, insbesondere für die Kunstgeschichte, ebenfalls sehr wichtig und dankenswerth waren. Unter seinen Schriften, welche sämmtlich mit eben so großer Sachkenntniß als sichtlicher Vorliebe für ihren Gegenstand geschrieben sind, nennen wir nur (der in Zeitschriften zerstreuten höchst gediegenen Aufsätze nicht zu gedenken): „Streifereien im Gebiete der Kunst" (Leipz. 1818—1819. 2 Bde.); „Entwurf einer Geschichte der Kupferstecherkunst und deren Wechselwirkungen mit anderen zeichnenden Künsten" (Leipz. 1826); gemeinschaftlich mit A. Wagner Lanzi's „Geschichte der Malerei in Italien" (Leipz. 1829—1832. 3 Bde.) und „Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und der Kunst" (Gera 1830. 2 Bde.). Die Sammlungen des Herrn von Q. sind sehr bedeutend und werthvoll. 36.

Quantität, s. Qualität.

Quantz (Johann Joachim), ein bekannter Flötenspieler des vorigen Jahrh., Friedrich's des Großen Lehrer, geb. 1697 zu Oberschaden bei Göttingen, fand schon als Knabe mehr Geschmack daran, die Musikanten seines Dorfs sonntäglich auf dem Basse zu unterstützen, als in der Schmiede seines Vaters den Hammer zu führen. Nachdem er seinen Vater durch den Tod verloren hatte, ging er, 10 Jahre alt, zu einem Onkel, welcher Stadtmusikus zu Merseburg war, machte unter dessen Leitung und später in der herzoglichen Kapelle gute Fortschritte und begab sich 1714 nach Dresden, wo er Stadtpfeifergeselle wurde. Einige Jahre später erhielt er eine Anstellung als Hautboist in der warschauer Kapelle und hier war es vorzüglich, wo er die Flöte zu seinem Lieblingsinstrumente erhob. Zurückgekehrt von einer Reise nach Italien, Paris und London ward er Mitglied der königlichen Kapelle zu Dresden (1728), von wo aus er zu wiederholten Malen nach Berlin ging, um den Prinzen Friedrich (Friedrich den Großen), der ihn kennen gelernt hatte, auf der Flöte zu unterrichten. Endlich 1741 nahm er das vortheilhafte Anerbieten seines Gönners an und trat mit einem Gehalte von 2000 Thalern gänzlich in dessen Dienste. Er starb den 12. Juli 1773 zu Potsdam. — Die Verdienste Q.'s sind anerkannt groß; denn nicht nur daß er durch seine eigene Virtuosität und seine Compositionen, deren er gegen 500 für seinen König setzte, so wie durch seine Schrift: „Anweisung die Flöte zu spielen", dieß Instrument zu größerer Bedeutung erhob; auch um die Verbesserung desselben bemühte er sich persönlich, indem er die dis-Klappe hinzufügte und die Pfropfschraube erfand (s. d. Art. Flöte). Er selbst hatte bereits im Jahre 1739 eine Fabrik angelegt, aus welcher damals die besten Flöten hervorgingen. Übrigens sind von seinen Compositionen nur wenige im Drucke erschienen. 36.

Quarantaine (spr. Karangtän), s. Contumaz.

Quarantānia ist der Name einer rauhen Wüste in Palästina, welche von Jericho aus über die Gebirgsgegenden Bethels sich hinzieht und ungefähr drei Mei-

len von Jerusalem entfernt ist. Nach einigen Auslegern ist in diese Wüste die vierzigtägige Versuchung Jesu (Matth. 4, 1.) zu setzen, wovon sie selbst den Namen erhalten haben soll; allein Matthäus spricht von einer unbestimmten wüsten Gegend oder Einöde überhaupt. 63.

Quarin (Joseph), berühmter Arzt, ward zu Wien am 19. Nov. 1734 geboren und studirte, nachdem er von seinem Vater, einem Arzte, eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, zu Freiburg im Breisgau, wo er bereits im 18. Jahre die Doctorwürde erhielt. Auf van Swieten's Veranlassung hielt er nunmehr Vorlesungen an der Universität zu Wien, bis er dirigirender Arzt eines wiener Spitals wurde, welche Stelle er 28 Jahre beibehielt. 1756 wurde er kaiserlicher Hofrath und 1778 Leibarzt Kaisers Joseph's II., in welcher Stelle er sich viele Verdienste um Verbesserung des ärztlichen Unterrichts, so wie um Einrichtung klinischer Lehranstalten und neuer Krankenhäuser erwarb, zu welchem Zwecke er noch eine Reise nach Italien, Frankreich und England unternahm. Von da zurückgekehrt wurde er zum Baron und späterhin zum Grafen ernannt. Sein Tod erfolgte am 19. März 1814. — Durch seine Schrift: „Animadversiones practic. in diversos morbos" (Vienn. 1786. 2 Voll. und in der 2. Ausg. 1814) hat er sich einen durch ganz Deutschland anerkannten Namen erworben. 39.

Quarré (spr. Karré). Wenn im Laufe eines Gefechtes Infanterie von Cavallerie attakirt wird, so wird in der Regel eine Colonne gebildet, die nach allen Seiten Front macht, wobei das erste Glied die Gewehre fällt, das zweite Glied feuert und das dritte die abgeschossenen Gewehre ladet. Man hat volle und hohle Q., welche beide ihre Vor- und Nachtheile haben; in neuerer Zeit will man sogar Quarrés mit Flanken formiren. Hauptsache ist bei dem Angriffe eines Q., daß dasselbe sein Feuer nicht zu früh abgibt. Die schwächsten Punkte desselben sind die Ecken. 61.

Quart, Kwart, Quarta, Quarto ist ein gebräuchlicher Name I. in der Geldrechnung: a) in Spanien, Ostindien und Südamerika ist 1 Quarto 1) nach canarischer Währung = $\frac{1}{8}$ Real = $3\frac{2}{3}$ Pf. Conv.; 2) nach castilianischer Währung = $\frac{2}{17}$ Real de Vellon = $2\frac{3}{10}$ Pf. Conv.; 3) nach mexicanischer Währung = $\frac{1}{16}$ Real = $3\frac{1}{8}$ Pf. Conv.; 4) nach navarrischer Währung = $\frac{1}{6}$ Real = $6\frac{1}{5}$ Pf. Conv.; 5) in Gibraltar = $\frac{1}{16}$ Real = $2\frac{1}{14}$ Pf. Conv.; 6) in Ostindien = $\frac{1}{4}$ Rupin = 3 Gr. $8\frac{4}{5}$ Pf. Conv.; b) zu Genf in der Schweitz = $\frac{1}{4}$ Sol = 3 genfer Deniers (Deniers petite monnoie) = $\frac{3}{4}$ Pf. Conv. II. Handelsgewicht, zu Lausanne ist ein Q. = $\frac{1}{8}$ Unze = $80\frac{3}{4}$ holl. Aß. III. Getreidemaß hält 1 Q. 1) in Bremen = $\frac{1}{4}$ Last = 35856 par. Cubikzoll; 2) zu Lemberg = $\frac{1}{4}$ Garnitz = $48\frac{1}{8}$ par. Cubikzoll; 3) in London und in England = $\frac{1}{4}$ Gallon = $57\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll; 4) in Polen = $\frac{1}{4}$ Garcy = $47\frac{3}{10}$ par. Cubikzoll; 5) in Italien a) zu Genua = $\frac{1}{8}$ Mina = $735\frac{1}{2}$ par. Cubikzoll, b) in Rom = $\frac{1}{2}$ Rubbiacella = 3368 par. Cubikzoll, c) auf der Insel Sicilien = $\frac{1}{4}$ Tomolo = $271\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll, d) im Großherzogthume Toscana = $\frac{1}{2}$ Mina = 307 par. Cubikzoll; 6) in Portugal und Brasilien = $\frac{1}{2}$ Mejo = in Brasilien = $174\frac{1}{4}$ und in Portugal = $170\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll. IV. Getränkmaß hat 1 Q. 1) in Berlin = $\frac{1}{2}$ Metze = $57\frac{3}{4}$ par. Cubikzoll; 2) in Bremen = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 40 par. Cubikzoll; 3) zu Kalisch = $43\frac{2}{3}$ par. Cubikzoll; 4) zu Lemberg = $\frac{1}{4}$ Garnitz = $48\frac{1}{8}$ par. Cubikzoll; 5) zu London und in England = $\frac{1}{2}$ Pottle = $57\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll. — Quarter, Getreidemaß in England = 10 Gallons = 14180 Cubikzoll. 40.

Quarte, franz. quarte; engl. quarte; ital. quarta, ist in der Musik ein Intervall von vier diatonischen Stufen. Man unterscheidet vier Gattungen, nämlich die große, kleine, übermäßige und verminderte, die theils ohne, theils mit chromatischen Versetzungszeichen hervorgebracht werden, z. B.

Dabei ist zu merken, daß es nur eine natürliche große Q. gibt, nämlich f-h, die übrigen aber alle nur durch chromatische Versetzungszeichen entstehen (wie c-fis). Übrigens wird die kleine Q. von Vielen auch reine Q. genannt. Darüber, ob die Q. eine Dissonanz oder Consonanz sei, ist viel gestritten worden; doch nimmt die Mehrzahl der Theoretiker an, daß nur die kleine Q. unter die vollkommenen Consonanzen gehöre, während die übrigen nach Maßgabe der einzelnen Fälle es wohl auch sein können, doch aber am Häufigsten Dissonanzen bilden. — Quartenparallelen nennt man die Fortschreitung zweier Stimmen in Quartenentfernungen, wie sie z. B. im Sextquartaccord vorkommt. Quartencirkel ist der Durchgang durch alle Tonarten mittels der Q. bis auf die zurück, bei welcher man begonnen hat. 29.

Quarterne, s. Lotto.

Quartett, fr. quatuor; engl. quartetto; ital. quartetto, quadro, heißt in der Musik jeder vierstimmige Satz, dann aber vorzugsweise ein Instrumentalstück für 4 Instrumente (1. und 2. Violine, Bratsche und Violoncello), die eben so viele concertirende Hauptstimmen ausmachen. Dieß Q., für welches Haydn die Bahn gebrochen hat, auf der Mozart, Beethoven, Spohr, Rieß, Romberg, Feska, Franz, Schubert u. A. nachgefolgt sind, hat seine eigenthümliche Form und besteht meist aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, dem ein Scherzo folgt, und einem Schlußrondo. Minder werthvoll, als das Q. mit 4 obligaten Hauptstimmen, ist das, wo wechselsweise die Hauptstimmen herrschend sind, das sogenannte Soloquartett. 29.

Quartier. I. Getreidemaß in Schweden = $\frac{1}{4}$ Stoop = 16$\frac{4}{5}$ par. Cubikzoll; nach der Haufmaße aber ist 1 Q. Getreide = 18$\frac{4}{5}$ und 1 Q. Malz = 19$\frac{3}{8}$ par. Cubikzoll. II. Getränkemaß. 1 Q. hält 1) in Braunschweig = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 46$\frac{1}{8}$ par. Cubikzoll; 2) in Dresden = $\frac{1}{4}$ Nößel = 6 par. Cubikzoll; 3) in Hanover = $\frac{1}{2}$ Maß = 49 par. Cubikzoll; 4) in Hamburg = $\frac{1}{2}$ Planken = 45$\frac{5}{8}$ par. Cubikzoll; 5) in Leipzig = $\frac{1}{4}$ Nößel = 7$\frac{2}{3}$ par. Cubikzoll; 6) in Oldenburg = $\frac{13}{20}$ Kanne = 49 par. Cubikzoll; 7) in Rostock und Meklenburg = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 22$\frac{3}{4}$ par. Cubikzoll. 40.

Quartierfreiheit heißt das (nur noch in Spanien) den Gesandten fremder Mächte zustehende Recht, Verfolgten in ihrem Hôtel Asyl zu gewähren, und wurde sogar oft so weit ausgedehnt, daß das ganze Stadttheil, worin der Gesandte wohnte, darin begriffen war. 30.

Quartodecimaner (Quartodecimani, τεσσαρεσκαιδεκατῖται) oder Protopaschiten hießen in der alten Kirche die Anhänger der judaisirenden Paschafeier (am 14. Nisan) in Kleinasien und Syrien, welche auf den Concilien zu Nicäa (325) und Antiochien (341) excommunicirt und für Ketzer erklärt wurden. (S. d. Art. Ostern.) 63.

Quarz, Kieselsäure, Kieselerde, Kiesel, lat. quarzum; franz. quarz; engl. quarz, umfaßt eine Reihe Mineralien, welche sämmtlich rhomboedrische Krystallform besitzen und denen eine eigenthümliche Härte (die Quarzhärte), muschlicher Bruch, Glasglanz und ein eigenthümliches Gewicht (2,5 — 2,7) zukommt. Theilbarkeit des krystallisirten Quarzes ist unvollkommen; sie verursacht in größeren Massen zuweilen plattenförmige Absonderung. Die Arten des Quarzes bestehen in den reinsten Abänderungen aus Kieselerde; die übrigen sind mit Thonerde, Kalkerde, Eisen-, Mangan- und Nickeloxyd untermengt. Die Hauptabänderungen des Quarzes zerfallen in krystallisirte und unkrystallisirte Gesteine. Die ersteren enthalten den glasigen Q. oder den Bergkrystall, den Amethyst, gemeinen Q., Rosenquarz und Milchquarz, Sapphirquarz, Prasem, Schillerquarz oder Katzenauge, Faserquarz, Eisenkiesel; die andern Chal-

cedon, gemeinen, edlen oder Carneol, Chrysopras, Plasma, Feuerstein, Hornstein, Heliotrop, Jaspis, Achat, Kieselschiefer und lydischen Stein. — Der Bergkrystall (lat. nitrum quarzosum; franz. cristal de roche; engl. mountain- oder rocky-crystall) zeichnet sich durch seine trefflichen Krystallisationen, seine Durchsichtigkeit und starken Glasglanz aus. Oft ist er wasserhell. Kleine Krystalle dieser Art werden oft böhmische, orientalische, auch Schein- oder Wasserdiamanten genannt. Weiße, grauliche, gelbliche, bräunliche Farben kommen ihm zu. Bergkrystall von braunen Farben heißt Rauchtopas (franz. quarz enfumé; engl. brown quartz); gelber (ocker-, honig-, citronen-, wein-, bräunlichgelber) Bergkrystall heißt Citrin (franz. topaze occidentale ou de Bobème; engl. jellow quartz); kohl- und braunschwarzer Bergkrystall ist der Morion. Wenn der Bergkrystall von Sprüngen durchzogen ist, deren geringes Aufklaffen Irisiren veranlaßt, so wird er irisirender oder Regenbogenquarz (franz. quarz irisé; engl. irisated quarz) genannt. Klare Krystalle, von haarförmigen Krystallen des Turmalin, Rutil oder Brauneisenstein, Amianth, Chlorit durchwachsen, werden vorzüglich, wenn sie geschnitten sind, mit dem Namen Haar- oder Nadelstein (cheveux de Venus), wenn die Krystalle lang sind, flèches d'amour, Liebespfeile, wenn sie kurz und paarweis pfeilspitzenähnlich zusammengewachsen sind, belegt. Der Bergkrystall kommt krystallisirt vor theils in Urgebirgen, theils in Übergangs- und Flötzgebirgen. In den aufgeschwemmten Gebirgen findet er sich als Geschiebe, Kiesel genannt, und nach den Orten ihres Vorkommens bald Rhein-, bald Donaukiesel ꝛc. geheißen. Die schönsten Bergkrystalle trifft man auf Erzgängen, auf Lagern und auf besondern Quarzgängen, welche zuweilen höhlenartige mit denselben ausgekleidete Drusenräume besitzen, in den verschiedenen erzführenden Gebirgen, auf eigenen Gängen in den schweitzer- und östreichischen Alpen, bei Bourg d'Oisans in Frankreich, auf Madagaskar, in Grönland, Brasilien, Sachsen und an anderen Orten. Die böhmischen Diamanten kommen von Marmorosch in Ungarn, von Bristol in England, Grenoble in Frankreich; der Citrin von Ceylon und aus Brasilien; der Rauchtopas von Schlackenwalde, Zinnwald, aus dem Pusterthale in Tyrol und vom St. Gotthardt in der Schweitz; der Morion von Siena in Toscana und von Hohewiese bei Schmiedeberg; der Haar- und der Nadelstein werden theils in der Schweitz und Tyrol, theils zu Finkenhübel in der Grafschaft Glatz und im Zweibrücken'schen gefunden. Der Bergkrystall liefert zum Theil sehr große Krystalle. Man sagt, daß in einem Krystallgewölbe der Schweitz ein Krystall von mehr als 8 Centnern Gewicht gefunden worden sein soll. Bergkrystall und Amethyst (s. d. besondern Artt.) gehen durch Farbenabstufungen in einander über. — Beide werden häufig zum Schmucke gebraucht und in die mannigfaltigsten künstlichsten Formen gebracht, welche die Steinschneidekunst zu geben versteht. — Die Abtheilung des gemeinen Quarzes (lat. quarzum commune; franz. quarz commun; engl. common quarz), aus zahllosen Varietäten zusammengesetzt, läßt sich auf folgende allgemeine Abtheilungen zurückführen: 1) gemeinen Q., der in Krystallen, derb, eingesprengt und in Geschieben (als Rollkiesel, Kiesel) von mancherlei Farben, die selten sehr lebhaft sind, von allen Graden der Durchsichtigkeit und des Glanzes gefunden wird; 2) dick- bis dünnstänglichen Q.; 3) geradschalig abgesonderten; 4) plattenförmig abgesonderten; 5) schieferigen Q. oder Quarzschiefer; 6) körnigen Q. (s. Sandstein) (der in der Varietät „biegsamer Q." wegen Durchwachsung mit Glimmerblättchen Biegsamkeit zeigt); 7) sandigen Q. oder Quarzsand (s. d. Art. Sand); 8) Fulguritquarz oder Blitzröhrenquarz, dem Schmelzproducte von Blitzen, die in quarzsandreichen Erdboden einschlagen; 9) Zellen- oder zerfressenen Q., der sich durch schwammartig-poröse, äußere Gestalt auszeichnet; 10) pseudomorphischen Q. oder Q. in seinem Krystallgesetze fremden Krystallformen;

11) Stinkquarz, derben, grauen Q., welcher beim Reiben starken, urinösen Geruch entwickelt; 12) Avanturinquarz. Keine dieser Abänderungen ist selten in der Natur. Der Zellenquarz ist vorzüglich schön aus Schlesien und Ungarn bekannt; der Avanturin (s. d. Art.), Q. mit feinen Glimmerblättchen, ist in Spanien, Brasilien, Kärnthen und an einigen anderen Orten im Boden. Der gemeine Q. geht in jede der übrigen Abarten durch Abstufungen in den äußern Eigenschaften über. — Rosen- und Milchquarz (lat. quarzum roseum s. lacteum; franz. quarz rosé; engl. rose-quarz) sind hoch und lebhaft bis schwach und trübe rosenroth und milchweiß, stark bis schwach durchscheinende Varietäten von Q. genannt worden. Sie gehen häufig in gemeinen Quarz über. Als Edelstein gilt er zuweilen für Spinell (s. d. Art.). Sehr schöner Rosenquarz findet sich im baierischen Walde, in Frankreich, zu Koliwan in Sibirien und Milchquarz zu Hohenstein bei Dresden. — Sapphirquarz hat schwärzliche bis lasurblaue Farben, ist durchscheinend und wird mit Amianth in Salzburg gefunden. — Prasem (franz. quarz vert prase; engl. prase), wie die beiden vorigen derb und krystallisirt, enthält lauch- und schwärzlichgrüne Quarze, deren Glasglanz zuweilen fettig ist; er ist durchscheinend bis undurchsichtig. Am Häufigsten ist er zu Breitenbrunn in Sachsen. — Schillerquarz oder Katzenauge (lat. pseudopalus; franz. oeil de chat; engl. cats-eye), theils sehr dünnstänglicher Q., theils Q. nach einer Richtung von sehr feinen parallelen Amianthfasern durchwachsen, zeigt rechtwinklich in der Richtung der Fasern einen eigenthümlichen Lichtschein durch Reflexion und Zerstreuung der Lichtstrahlen an den Fasern, welche der Phosphorescenz ähnlich erscheint. Er wird in Ceylon und zu Hof im Fichtelgebirge gefunden. — Milch-, Sapphir-, Prasem-, Schillerquarz werden zu Ring- und Nadelsteinen verwendet. Auch sind zuweilen größere Kunstwerke aus ihnen gefertigt worden. — Die unkrystallisirten Arten der Quarze enthalten Chalcedon. Zu denen im Art. Achat genannten Arten gehört auch der Mokkhastein oder Dendritenchalcedon, der Regenbogenchalcedon, welcher in dünnen Scheiben irisirt, das Plasma oder der dunkelgrüne Chalcedon, der Onyx (s. d. Art.), der Chrysopras oder apfelgrüne Chalcedon, der rothe Chalcedon oder Carneol (Sarder, wenn er röthlichgelb ist) (franz. cornaline; engl. carnelian). Der gemeine Chalcedon wird in Blasenräumen der Mandelsteine, des Übergangsgrünstein und Porphyrgebirge, der Wacke in Achat- und Erzgängen des Urgebirges und der Flötzgebirge gewonnen. Er ist häufig bei Oberstein, bei Bilin, bei Jordansmühle, in Schlesien, in Mähren, in Schemnitz in Ungarn, in Siebenbürgen, Tyrol, auf den Faröerinseln, auf Island. Der Carneol kommt als orientalischer Carneol von den schönsten blut- bis hyacinthrothen Farben aus Ostindien, Arabien, aus Mittelasien und wird auch in Deutschland in weniger ausgezeichneten und kleineren Massen angetroffen. Der Chrysopras ist vorzüglich bei Frankenstein in Schlesien zu Hause; das Plasma, schon aus alten römischen Gemmen bekannt, wurde zu Oppenau in Baden wieder aufgefunden. Die meisten Chalcedone verhalten sich in Bezug auf ihr geognostisches Vorkommen und äußere Gestalt des Nierenförmigen, Traubigen, Tropfsteinartigen und Kugligen, wie aus flüssiger Auflösung entstanden. — Feuersteine (s. d. Art.) sind dichte, graue, braune, bis an den Kanten durchscheinende Zusammensetzungen von Q. — Hornstein (s. d. Art.), getrennt in muscheligen Hornstein von muscheligem Bruche, in splitterigen Hornstein von splitterigem Bruche und in Holzstein oder Hornstein von Holztextur, enthält dichte, an den Kanten durchscheinende und undurchsichtige Quarzabänderungen. — Heliotrop (s. d. Art.). — Jaspis (s. d. Art.). — Achat (s. d. Art.). — Kieselschiefer ist in gemeinen und edeln Kieselschiefer (lydischen Stein, Probirstein) eingetheilt. Ersterer ist splitteriger, schieferiger, von Farbe asch- und rauchgrauer undurchsichtiger Q.; letzterer im Bruche ebener oder flachmuscheliger, grau-

lichschwarzer undurchsichtiger Q. Beide Arten sind von vielfach sich kreuzenden weißen Quarzadern durchschnitten. Man trifft dieselben vorzüglich im Übergangsgebirge und im Sande der Alluriasgebirge in Geschieben. — An den Q. schließt sich der Kieselsinter oder ein Niederschlag von Q. heißer Quellwasser, z. B. des Geysers in Island, der in der Nähe derselben bald zu großen Massen anwächst und bald schieferig, bald massig ist, und der Schwimmstein, ein feinzelliger, mit Feuerstein im Flötzkalksteine bei Paris sich findender, isabellgelber Q. — Der Q. ist ein Bestandtheil vieler Gebirgsarten und kommt auch für sich in Lagern und liegenden Stöcken als Quarzfels und Quarzschiefer; auf untergeordneten Lagerstätten als Sand, als körniger Q. im Sandsteine und überhaupt in allen Gebirgsformationen der Erde vor. 76.

Quassie, surinamisches Bitterholz, ist das Holz des Stammes und besonders der Wurzel von Quassia amara L. (von Decandolle auch als Simaruba excelsa bezeichnet, einem Baume Surinams, der zu Jussieu's Familie der Simarubeae und Linné's Decandria monogynia gehört), das mit seiner Rinde bekleidet in Stücken in den Handel gebracht wird. Die Rinde ist gelblichgrau, nicht sehr dick, glatt anzufühlen und hängt nur wenig am Holze; dieses letztere aber ist gelblichweiß, leicht und innerlich von zartem Gewebe. Die Q. hat keinen Geruch, aber einen außerordentlich bittern Geschmack, so daß schon 1 Scrupel des Holzes 1 Pfd. kochendes Wasser, nach Ebeling schon 1 Gran des Extractes davon 4 Pfd. sehr bitter macht. Diese Bitterkeit soll sie einem in ihr enthaltenen eigenthümlichen Stoffe, den Thomson Quassin genannt, zu verdanken haben. In Surinam bedient man sich der Q. wider die daselbst einheimischen bösartigen Fieber. Sie ist in der Medicin als tonisches, magenstärkendes Mittel bei Verdauungsbeschwerden, Diarrhöe und Blutflüssen angewendet worden. Ihren Namen hat sie von einem surinamischen Neger, Namens Quassi, der die Kräfte dieses Holzes zuerst (J. 1760) dem berühmten Dahlberg entdeckt hat. 21.

Quatember (zusammengezogen aus quatuor tempora, die vier [Jahres-] Zeiten, ist eigentlich s. v. a. Quartal, Vierteljahr; dann der Tag, an welchem ein neues Quartal zu beginnen pflegt. Diese sind nach der gewöhnlichen Annahme Ostern, Johannis, Michaelis, Weihnachten, im Finanzwesen in Sachsen und einigen andern Ländern Reminiscere (2. Sonntag in der Fasten), Trinitatis (Sonntag nach Pfingsten), Crucis (14. Sept.) und Luciä (13. Dec.), so daß bei beiden ersten der Q. auf die vorhergehende, bei den letztern auf die folgende Mittwoch fällt. Nach dieser Annahme bestimmte man früher die Steuertermine, die daher Q. hießen, welcher Name in Sachsen auch nach einer mehrfachen Vermehrung derselben beibehalten worden ist. — In der katholischen Kirche heißen Q. die vierteljährigen Fasten, welche jedesmal Mittwoch, Freitag und Sonnabend gehalten werden. 30.

Quatrain (spr. Katräng) heißt überhaupt jede vierzeilige Strophe, mag sie ein kleines Gedicht für sich ausmachen, oder Theil eines größeren Gedichtes sein, besonders im Sonette die 4 gleichreimenden Zeilen. 9.

Quatrebras (spr. Katrbra), s. Ligny.

Quatremère de Quincy (spr. Katrmär d'Kängsi) (Antoine Chrysostome), Mitglied der Akademie der Inschriften und Rath bei dem Gerichtshofe des Chatelet zu Paris, dem Orte seiner Geburt, wurde 1791 zum Abgeordneten von Paris bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt, aber wegen seiner Vertheidigung der königlichen Gewalt geächtet. Er leitete am 5. Oct. 1795 (13. Vendemiaire des Jahres IV.) mit mehreren Andern den Aufstand gegen den Convent und wurde deßhalb am 18. Oct. von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, entfloh und kehrte schon im folgenden Jahre wieder nach Paris zurück, als ein anderes Regierungssystem eingetreten war. Im Jahre 1797 wurde er zum Abgeordneten des

Departements der Seine bei der gesetzgebenden Versammlung und bei dem Rathe der Fünfhundert ernannt, aber am 4. Sept. 1797 (18. Fructidor des Jahres V) als Mitglied der Partei Clichy geächtet, entfloh vor seiner Deportation nach Cayenne, wurde am 18. Brumaire desselben Jahres wieder zurückgerufen, trat als Secretair des Departements der Seine in den allgemeinen Rath und wurde zum Mitgliede der Akademie der Inschriften zu Paris aufgenommen. Seit dem Jahre 1816 besorgt er für das Journal „Des savans" die Bearbeitung der schönen Künste und wurde einstweiliger Generaldirector des Museum, als Denon diese Stelle niedergelegt hatte. Im Jahre 1823 ernannte ihn die Regierung zum königlichen Censor der Theater. Seine bemerkenswerthesten Schriften sind: „Mémoires sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens" (Par. 1803); „Dictionnaire de l'architecture" (3 Voll. 4.); „Le Jupiter olympien ou l'art de la sculpture antique etc." (Par. 1814. Fol. mit 1 Kpfr.); „Essais sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux arts" (Par. 1823); „Histoire de l'architecture" (Par. 1830); „Histoire de la vie et des ouvrages de Rafaël" (Par. 1829. 2. Aufl. deutsch, Quedlinb. 1835); „Monumens et ouvrages de l'art antique restitué" (Par. 1826 — 1828. 2 Voll. mit Kpfrn.); „Vie des plus celèbres Architectes" (Par. 1830. 3 Voll. mit Kpfrn. Ins Deutsche übersetzt. Darmstadt 1831. 2 Bde.); „Canova et ses ouvrages" (Par. 1834). 81.

Quatremère d'Isjonval (Denis Bernard), ein berühmter Chemiker, der Bruder des Vorigen, wurde am 4. Aug. 1759 zu Paris geboren und im Jahre 1789 als holländischer Patriot von der oranischen Partei gefangen genommen. Er beobachtete während seiner Einkerkerung mit großer Sorgfalt den Einfluß, den die Veränderung des Wetters auf die Spinnen hat, und soll dem General Pichegru den starken Frost während des Winters 1794 vorausgesagt haben, welchen dieser bei seinem Einfalle in Holland so vortrefflich benutzte (s. Arachnologie). Q. kehrte nach seiner Befreiung nach Paris zurück, wurde zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt und beschäftigte sich fortwährend mit Beobachtung des Wetters, weßhalb ihn der General Berthier bei dem Übergange der Franzosen über den St. Bernhard über die Witterung befragte. Später wurde er von Napoleon aus bloßen Verdachtsgründen verbannt und in Surveillance unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Examen chimique de l'Indigo" (Par. 1777), gekrönte Preisschrift; „Aranéologie" (Par. 1798); „Découverte des sels triples" (Par. 1784). 81.

Quatremère (Etienne Marie), Mitglied der Akademie der Inschriften, Professor der semitischen Sprachen und einer der größten Kenner der morgenländischen Sprachen, wurde im Jahre 1782 zu Paris geboren. Er schrieb: „Recherches historiques et critiques sur la langue et la littérature de l'Egypte" (Par. 1808); „Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte" (Par. 1811. 2 Voll. nebst Supplementband). 81.

Quebeck, s. Canada.

Quecken, lat. triticum repens; fr. chiendent; engl. couch-grass, ein in ganz Europa unter sehr verschiedenen Namen bekanntes Unkraut. Es hat flache Blätter, findet sich besonders auf nassem sandigen Boden und seine Wurzeln verbreiten sich oft über ganze Fluren. Um sie davon zu reinigen, bedient man sich eines besondern zweischaarigen schweren Queckenhakens statt des gewöhnlichen Pfluges; doch kann man auch letztern dazu anwenden, wenn man das Feld dann mit einer enggezahnten Egge überfährt. Die ausgeackerten Wurzeln, vorzugsweise Q. genannt, werden getrocknet und verbrannt oder als Streu in den Ställen gebraucht. Bisweilen treibt man auch Schafe auf dergleichen Felder, weil der Urin derselben dem Keimen der Q. nachtheilig sein soll. Da die Queckenwurzeln

einen süßen, schleimigen Saft enthalten, so kocht oder preßt man sie aus und gewinnt dadurch den Queckenextract, der als ein auflösendes und blutreinigendes Mittel in der Arznei gebraucht wird. Auch werden sie als Thee benutzt. 35.

Quecksilber, lat. mercurius, argentum vivum; franz. mercuriel; engl. quicksilver, ein Metall, ist tropfbar flüssig, sehr glänzend, silber- und zinnweiß, hat ein specifisches Gewicht von 13,568, siedet bei 349° R. und gefriert bei 40° R., wobei es öfters in Oktaëdern krystallisirt, vereinigt sich schnell und leicht mit mehreren Metallen und saugt dieselben aus einem Haufen gemeinen Steinpulvers aus, wie Wasser den Zucker. Es wird theils gediegen in allen Quecksilberbergwerken gefunden, theils mit Schwefel im Zinnober verbunden, oder mit Silber zu Silberamalgam vereinigt, oder mit Chlor im Quecksilberhornerze, oder in Verbindung mit Selen und Blei im Selenquecksilberbleiglanze oder mit Selen allein im Selenquecksilber in der Natur angetroffen. Die vorzüglichsten Quecksilberbergwerke sind in Schemnitz, Kremnitz, Slana und Choſtomitz in Ungarn, zu Idria in Friaul, zu Horzowitz in Böhmen, zu Almadea in Spanien, zu Moschellandsberg in Rheinbaiern, zu Huanca velica in Peru und in China. Das Q. wird in der Physik zu Instrumenten (Thermometer, Barometer), zur Amalgamation beim Bergwesen, im Zinnamalgame zur Spiegelbedeckung, zum Vergolden und Versilbern, als Zinnober zu Farben, als Salz in den Färbereien, als Reagens in der Chemie und zu Medicamenten in den Apotheken gebraucht. — Kein anderes Metall wird so häufig als dieses in den Krankheiten der Menschen angewendet. Seine Wirkung auf den menschlichen Körper besteht aber darin, daß es die Ernährung unterdrückt, die Einsaugung befördert, dadurch die Bildung der festen Substanz im Organismus verhindert und das Blut flüssig erhält. Hierbei zerstört es mehrere in den Körper gelangte Contagien, und zwar namentlich die Syphilis, vermehrt die Darmexcretion, erregt Speichelfluß und übeln Athem, bewirkt Abmagerung und große Schwäche. Um aber diese Wirkungen zu erreichen, und um dabei nicht mehr Schaden als Nutzen zu stiften, muß das Q. mit vieler Behutsamkeit und in einem bestimmten für die Körperconstitution und die äußeren Umstände passenden Präparate gegeben werden, da es in seinem metallischen Zustande von wenig Wirksamkeit ist und in den Körper gebracht nur mechanisch durch seine Schwere wirkt, in welcher Hinsicht es auch bei hartnäckigen Darmverstopfungen angewendet wird. Wir besitzen dieser Präparate eine große Menge. Die gebräuchlichsten und bekanntesten derselben sind: 1) Das Calomel (hydrargyrum muriaticum mite), eins der milderen Quecksilbermittel, weßwegen es häufig in der Kinderpraxis, bei entzündlichen Krankheiten, häutiger Bräune, hitziger Hirnwassersucht, Pocken, Scharlach und dergl. gebraucht wird. Allein auch bei Entzündungen der Erwachsenen stellt es in neuerer Zeit ein Hauptmittel dar, so wie es auch bei Leber- und Unterleibskrankheiten, gegen Würmer und zur Beförderung des Stuhls angewendet wird. 2) Der Ätzsublimat (hydrarg. muriat. corros. oder mercur. sublimat. corrosivus). Er muß mit großer Behutsamkeit gegeben werden, indem er leicht Vergiftungszufälle erregt. Er wird hauptsächlich zur Cur der Lustseuche angewendet, indem er seltener Speichelfluß als andere Quecksilbermittel erregt und kein zu strenges diätetisches Verhalten erfordert; außerdem macht man auch von ihm als äußerem Mittel zum Verbande der Wunden und Geschwüre, als Augenwasser, in Bädern ꝛc. Anwendung. 3) Der rothe Quecksilberpräcipitat (hydrarg. oxydat. rub. oder mercur. praecipitat. ruber), welcher innerlich gegen Syphilis, äußerlich in Salben (rothe Augensalbe) gegeben wird. 4) Der schwarze Quecksilberkalk (mercur. solub. Hahnemanni), welcher von seinem Erfinder als das erste Mittel gegen Syphilis gerühmt wurde, aber, da es zu leicht Speichelfluß erregt, jetzt außer allem Gebrauche ist. 5) Das schwarze Schwefelquecksilber, mineralischer Moor (aethiops mineral.),

ein sehr mildes, bei Skropheln und chronischen Hautausschlägen der Kinder unentbehrliches Mittel. Endlich 6) die graue Quecksilbersalbe (unguentum mercuriale cinereum), die in einer Menge von Fällen, hauptsächlich aber da gebraucht wird, wo man aus Gründen mancherlei Art das Q. innerlich nicht gebrauchen will und daher dasselbe einreiben zu lassen vorzieht. — Der Gebrauch des Quecksilbers in der Medicin geschah im Mittelalter nur von gemeinen Wundärzten und Quacksalbern und war so sehr verboten, daß jene in Strafe verfielen, wenn es bekannt wurde, daß sie es angewendet hatten. So gebrauchten sie es schon seit langer Zeit im Aussatze, bald nach Verbreitung der Lustseuche und zwar schon im Jahre 1497 auch gegen diese, jedoch nur äußerlich. Indeß erregten die glücklichen Curen, die damit gemacht wurden, bald die Aufmerksamkeit der Ärzte; sie wendeten es nunmehr zuerst in Räucherungen und Einreibungen an, bis endlich P. A. Matthiolus es zuerst innerlich gab, Ph. Höchener aber dessen richtigere Anwendung lehrte. Dessenungeachtet blieb der Gebrauch des Quecksilbers bis zum Anfange des XVIII. Jahrh. immer noch sehr unvollkommen. Erst jetzt verwarf man die Anwendung des Zinnobers, so wie die Nothwendigkeit, den Speichelfluß zur Cur der Lustseuche zu erregen. Rich. Wisemann ist der Erste, der den Ätzsublimat gebrauchte, der bald sehr allgemein, hauptsächlich von Wien aus, empfohlen wurde. Der Gebrauch des Quecksilbers in nichtvenerischen Krankheiten ist vorzüglich in der neuern Zeit in größere Aufnahme gekommen, als vorzüglich von englischen Ärzten dessen großer Nutzen in der in Ostindien so häufigen Leberentzündung immer mehr gerühmt wurde, so daß nunmehr dasselbe auch in anderen Entzündungs- und Fieberkrankheiten versucht und nützlich befunden wurde. 76. 39.

Quelle, Brunnen, lat. fons; franz. source, fontaine; engl. spring, fountain, well, nennt man das Hervorbringen des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Wir sind gewohnt anzunehmen, daß die aus der Erde hervorsprudelnden Quellen, so wie die gewöhnlichen Brunnen, ihren Ursprung blos dem Drucke eines höher stehenden Wassers verdanken. Daß dieß bei den am Fuße oder Abhange eines Berges entspringenden Quellen der Fall ist, leidet keinen Zweifel, indem die Berge und Hügel die Dünste verdichten, die Nebel aufhalten, das Regenwasser aber in die feinen Risse und Spalten eindringt, bis es auf festes Gestein oder dichte Erdschichten kommt, wo es nicht weiter eindringen kann und sich seitwärts einen Weg bahnt. Die ehemals zuweilen vertheidigte Theorie, daß das Wasser im Innern der Erde heraufgetrieben werde, hat man mit Recht aufgegeben oder vielmehr als seltene Ausnahme und zwar meist nur bei heißen Quellen anerkannt. Im weiteren Sinne des Wortes lassen sich die Quellen in unterirdische und in zu Tage ausgehende unterscheiden. Erstere, welche, wenn sich kein schicklicher Ort findet, wo eine undurchdringliche Schicht sie auf die Oberfläche führt, oft auf beträchtliche Strecken unterirdisch weiter rinnen, mehrmals abwechselnd tiefer sinken und wieder in die Höhe steigen, nicht selten zwischen zwei undurchdringlichen Steinlagern eingeschlossen sind und sich endlich an einer geeigneten Stelle einen Abfluß bahnen, sucht man hauptsächlich beim Graben der Brunnen auf. Die zu Tage ausgehenden Quellen finden sich bei Weitem am zahlreichsten am Fuße der Gebirge, in Bergschluchten und Thälern, vorzugsweise häufig da, wo über den hoch hinaufragenden Urgebirgen nicht sehr mächtige Lagen von Sandstein- oder Kalksteinarten oder lockere Erdschichten angetroffen werden. Stark bewaldete, ausgedehnte, mit mäßigen Vertiefungen wechselnde Berg- und Hügelgruppen erzeugen allezeit die meisten und reichhaltigsten Quellen. Weit seltener oder gar nicht finden sie sich dagegen an den äußersten in die Ebenen sich verlaufenden Abhängen der Hügel, wo wegen Abschüssigkeit ihrer Oberfläche das meteorische Wasser schnell abfließen kann. Die unterirdischen Quellen mischen ihr Wasser auch oft erst mit dem der Flüsse unter dem Spiegel der letzteren. Auf gleiche Weise haben fast alle Seen unterirdische Quellen

und mehrere verdanken nur diesen ihre Existenz. Namentlich wird der Czirknitzer See durch einige bekannte unterirdische Quellen gespeist. Selbst im Meere werden Quellen süßen Wassers gefunden. So zeigt sich unter andern nach de la Metherie eine sehr reichhaltige in der Nähe der Insel Cuba; auch von Humboldt fand an der Mündung des Rio Lagartos in der Gegend des Cap Catoche ungefähr 400 Meter vom Ufer stark sprudelnde Quellen süßen Wassers mitten im Meere, welche dort boccas de Conit genannt werden. Eine andere Eintheilung der Quellen rücksichtlich der Wassermenge ist die der gleichförmigen und periodischen. Sehr viele Quellen liefern immer eine gleiche Menge Wasser. Dieß ist am meisten bei solchen der Fall, die aus Gletschern entspringen, weil der wärmere Boden ununterbrochen eine gleiche Masse Eis und Schnee aufthaut; desgleichen bei den meisten Mineralquellen, so wie bei den heißen aus Urgebirgen hervorbrechenden, weil sie aus großen Ansammlungen entspringen, insbesondere wenn letztere durch längeres Verweilen in der Erde vereinigt werden und hierdurch die constante Temperatur der Quellen bedingt wird. Andere dagegen zeigen einen bemerkbaren Wechsel ihrer Wassermasse, wovon sich die Ursachen meist aus örtlichen Verhältnissen leicht auffinden lassen. Manche, zumal solche, welche aus geringen Höhen ihr Wasser erhalten, wechseln mit der Nässe und Trockenheit der Witterung und versiegen bei anhaltender Dürre gänzlich; andere dagegen sind in der wärmsten Jahreszeit am reichhaltigsten, weil sie ihr Wasser von schmelzendem Schnee und Eis erhalten. In einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands gibt es eine Art periodischer Quellen, die man Maibrunnen, auch Hungerquellen nennt. Sie finden sich auf Wiesen und Feldern, brechen größtentheils im Monat Mai hervor, sind mehr oder weniger ergiebig und dauern meist bis gegen die Mitte des Monat Juli. Viel Aufmerksamkeit haben von jeher die intermittirenden Quellen erregt, welche in regelmäßigen oder unregelmäßigen Perioden bedeutende Unterschiede ihrer Ergiebigkeit zeigen, oder ganz aussetzen. Bekannt in dieser Hinsicht ist die Q. von Fonsanche bei Nismes, welche täglich etwas über 7 Stunden fließt und dann gegen 5 Stunden aussetzt, bei regnerischem Wetter aber beständig fließt. Die Q. von Colmars in der Provence setzt regelmäßig in der siebenten Minute aus; sie wurde beim Erdbeben zu Lissabon 1755 perennirend und erst 1763 wieder intermittirend. Überhaupt ist die Schweitz reich an Erscheinungen dieser Art. Besonders merkwürdig ist der Engstlerbrunnen im Bernschen, welcher doppelte Perioden hält, zuerst eine jährliche von Mitte Mai bis in die Hälfte des August, dann eine tägliche von 4 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Morgens; jedoch sind beide Perioden nicht immer absolut regelmäßig. Mehrere Quellen in der Nähe des Meeres zeigen die Eigenthümlichkeit, daß sie mit der Ebbe und Fluth steigen. Nach Plinius zeigt sich dieß bei einigen Quellen in der Gegend von Cadix und an andern Orten in Spanien. Manche Quellen geben ihr Wasser nur stoßweise von sich, wie dieß auf Island bei einigen Quellen der Fall ist. Aller dieser periodische Wechsel läßt sich größtentheils aus folgenden drei Ursachen erklären: 1) aus Ansammlungen von Luft oder Gasarten in den Canälen der Quellen; 2) dem ungleichen Drucke der Luft in unterirdischen Höhlen auf das in ihnen zugleich mit eingeschlossene Wasser und 3) heberförmigen Canälen, welche das periodische Fließen mancher Quellen auf gleiche Weise bedingen, als dieses beim sogenannten künstlichen Tantalus oder Vexirbecher geschieht. Die Temperatur der Quellen oder der Grad ihrer Wärme ist sehr verschieden; sie wird zunächst durch zwei Ursachen bedingt, nämlich durch die der Hydrometeore, denen sie ihren Ursprung verdanken, und durch die der Erdkruste, in welcher sie entstehen und fortfließen. Sie lassen sich sämmtlich in veränderliche und gleichbleibende unterscheiden. Erstere, welche nur aus geringer Tiefe kommen, bis wohin der Einfluß der täglich und jährlich wechselnden Wärme dringt, sind wärmer im Sommer und kälter im Winter. Letztere lassen sich abtheilen in kalte und warme; unter

ersteren versteht man solche, deren Wärme der mittleren der Orte nahe gleich ist, und unter letzteren solche, die eine höhere Temperatur haben. Warme Quellen (Thermalquellen, Thermen) findet man in allen Welttheilen in großer und geringer Entfernung vom Meere so wie in ungleichen Höhen. Am zahlreichsten sind sie jedoch in vulcanischen Gegenden und hängen dort meist als intermittirende Springbrunnen mit den vulcanischen Thätigkeiten zusammen (s. Vulcane). Bei diesen letzteren Quellen erreicht die Wärme den Siedepunkt, bei allen übrigen ist sie niedriger. Die heißesten Quellen findet man auf Island. Ihre Temperatur beträgt nie unter 188 Grad F.; ihr höchster Grad aber 212—213. Berühmt daselbst ist der Geyser, nicht allein durch seine Hitze, sondern auch durch die Gewalt, mit welcher er sein Wasser herausstößt und in die Höhe treibt. Die Bestandtheile des Quellwassers sind eben so verschieden wie seine Temperatur. Im Allgemeinen jedoch ist dasselbe rein wie Regenwasser oder destillirtes Wasser, weil es im Ganzen durch einen Destillationsproceß erhalten ist. Während es jedoch in den Boden eindringt, sich in den unterirdischen Canälen ansammelt oder fortfließt, nimmt es von den daselbst vorgefundenen auflöslichen Substanzen auf und wird dadurch verunreinigt. Am reinsten sind diejenigen Quellen, welche aus den über Urgebirgsarten gelagerten Sandsteinen entspringen, indem sie gar keine fremdartigen Substanzen enthalten. Das schlechteste und unreinste Wasser liefern diejenigen kalten Quellen und Brunnen, die in flachen Gegenden aus den eindringenden meteorischen Niederschlägen gebildet werden. Quellen, welche aus kalkhaltigen Lagerungen kommen, führen eine größere oder geringere Menge kohlensaurer, salzsaurer oder schwefelsaurer Kalkerde mit sich. Die dem übrigens klaren Quellwasser beigemischten Substanzen sind etwas Gerbestoff, Erdöl, einige vegetabilische Substanzen, mineralische Salze, hauptsächlich Kalkerde. Enthält das Quellwasser eine größere Quantität beigemischter Substanzen, so gehören sie zu den mineralischen, den Mineralquellen (vergl. Mineralwässer), die man ihres Einflusses auf die Gesundheit wegen auch Heilquellen nennt. 33.

Quent, Quentchen, Quentlein. I. Handelsgewicht in Deutschland, Dänemark, Schweden, der Schweitz u. a., deren 128, 144 und 160 auf ein Pfund gehen. 1 Q. hält in Altenburg $75\frac{1}{8}$, in Amsterdam $80\frac{1}{2}$, in Antwerpen $76\frac{1}{2}$, in Berlin 76, in Bremen 81, in Kopenhagen $81\frac{3}{16}$, in Darmstadt $81\frac{1}{4}$, in Frankfurt a. M. 82, in Hamburg $78\frac{3}{4}$, in Hanover $79\frac{5}{8}$, in Leipzig 76, in Lübeck $78\frac{5}{8}$, in Nürnberg 83, in Prag $83\frac{5}{8}$ und in Wien $91\frac{1}{4}$ holl. Aß. II. Gold-, Silber- und Probirgewicht in Deutschland, Dänemark und der Schweitz. Es hält 1 Q. = $\frac{1}{4}$ Loth = $\frac{1}{64}$ Mark = 4 Pfennige = 8 Heller = 68 Äschen (Eschen) = 1024 Richtpfennigtheile und in Augsburg = $76\frac{3}{4}$, in Berlin 76, in Kopenhagen $76\frac{3}{8}$, in Leipzig $75\frac{15}{16}$, in Nürnberg $77\frac{9}{16}$ und in Wien $91\frac{1}{8}$ holl. Aß. III. Im Apothekergewichte sind Q. und Drachme von gleichem Gewichte. 40.

Querpfeife, lat. tibia militaris, castrensis; franz. fifre; engl. fife; ital. piffaro, auch Feldflöte oder Schweitzerflöte genannt, ein flötenartiges Blasinstrument, unterscheidet sich von der gewöhnlichen Flöte dadurch, daß sie durchgängig gleich gebohrt, ohne Klappen und viel kleiner ist. Ihr Tonumfang beträgt 2 Octaven, die je nach der Dimension des Instruments mehr oder minder höher stehen als die gewöhnliche Flöte. Die Q. ist ein gewöhnliches Feldinstrument und wird meist von der Trommel begleitet, aber auch wegen ihres durchdringend schrillen Tones unter den übrigen Instrumenten in der vollen Regimentsmusik gebraucht. 29.

Querstand (unharmonischer) heißt diejenige Fortschreitung zweier Stimmen, wo zwei gleiche Töne in beiden Stimmen, kurz nach einander chromatisch verändert, somit als zwei verschiedenen Tonarten angehörig vorkommen, z. B.

über die Zulässigkeit des Querstands ist viel gestritten, damit aber nichts erzielt worden als die Gewißheit, daß er in gewissen Fällen anwendbar, in andern zu vermeiden ist. Bestimmte Regeln aber lassen sich über Fortschreitungen dieser Art nicht aufstellen und es bleibt dem Componisten überlassen, hierin das Rechte zu wählen. 29.

Quesnel (spr. Kähnel) (Paschasius), Priester des Oratorium, geb. den 14. Juli 1638, trat nach vollendeten Studien an der Sorbonne 1657 ins Oratorium, ward 1659 Priester und widmete sich von nun an gänzlich dem Studium der Bibel. Auf Veranlassung des Minister Brienne übersetzte er die im Oratorium gebrauchte Sammlung von Aussprüchen Christi ins Französische und fügte kurze moralische Betrachtungen bei und gab kurz darauf (1671) mehrfach aufgefordert eine derartige Bearbeitung der ganzen 4 Evangelien heraus. In vielen Diöcesen ward dieses Buch von den Bischöfen eingeführt; aber Q. mußte sich vor den Anfeindungen des Erzbischofs zu Paris, Harley, von dort ins Oratorium nach Orleans begeben (1681), nachdem bereits 1676 seine Ausgabe der Schriften Leo's des Großen (Paris 1675. 2 Bde. 4.), worin er in Zusätzen die Freiheit der gallicanischen Kirche gegen die päpstlichen Ansprüche vertheidigte, in Rom verdammt worden war. Als er 1684 die 1678 zu Paris entworfene formula doctrinae nicht unterschreiben wollte, sah er sich genöthigt, zu fliehen und begab sich nach Brüssel zu Arnauld (s. d. Art.), wo er seine Bearbeitung des ganzen Neuen Testaments vollendete, die zuerst 1687, vollständiger 1693 und 1694 und in einer von vielen französischen Bischöfen approbirten Ausgabe (Paris 1699) erschien. Doch seine Feinde, die Jesuiten, bewirkten eine Verdammungsbulle von Rom, die freilich nicht viel wirkte, da alle verdammten Sätze Aussprüche von Kirchenvätern (Augustin, Fulgentius, Prosper Aquitanus ꝛc.) waren und Bossuet als Vertheidiger Q.'s auftrat. Aber die Jesuiten bewirkten einen Verhaftsbefehl Philipp's V. von Spanien gegen Q. als des J a n s e n i s m u s (s. d. Art.) schuldig (1703) und er ward ins Gefängniß geworfen, jedoch durch einen Handwerker, der die Mauer durchbrach, bald wieder befreit, ging nun nach Amsterdam und schrieb hier zu seiner Vertheidigung sein „Motif de droit“ und einige Schriften gegen die Anmaßungen des Papstes (1707). Von Neuem griffen nun die Jesuiten jene Schriften Q.'s an und bewirkten endlich vom Papste die Constitution Unigenitus im Jahre 1713, welche so viele Unruhen erregte. Q. starb zu Amsterdam den 2. Dec. 1719, nachdem er noch feierlichst gegen die Bulle Unigenitus protestirt und sein Glaubensbekenntniß als das eines ächt katholischen Christen von zwei apostolischen Notaren hatte aufsetzen lassen. 16.

Quetschung, s. Contusion.

Quevēdo Villegas (Francisco de), ein vorzüglicher spanischer Dichter, 1580 zu Madrid geboren, wurde, nachdem er frühe seine Eltern, die am Hofe ehrenvolle Anstellungen bekleideten, verloren hatte, von seinem Vormunde nach Alcala geschickt, wo er zuerst Theologie und dann Jurisprudenz, Medicin, Philosophie, die schönen Wissenschaften und die alten und neueren Sprachen mit gleichem Eifer und mit gleich gutem Erfolge studirte. Im Genusse eines bedeutenden Vermögens und allgemein geachtet lebte er ruhig in der Hauptstadt, bis ihn ein Duell, in welchem sein Gegner, ein angesehener Edelmann, fiel, die Flucht zu ergreifen zwang. Er ging nach Sicilien, wo ihn der spanische Vicekönig, Don Pedro Giron, Herzog von Ossuna, so lieb gewann, daß er ihn, nachdem er seine Begnadigung erwirkt hatte, in seine Umgebung zog und zu den wichtigsten Geschäften gebrauchte. Er stieg von Stufe zu Stufe, bis der Sturz seines mächtigen Gönners auch seinen Fall nach sich zog. Er wurde festgenommen und drei Jahre lang auf seinem eigenen Landgute La Torre de Juan Abad in strenger Haft gehalten. Kaum war seine Unschuld erkannt, als ihm die Energie, mit

welcher er Entschädigung für die erlittenen Mißhandlungen forderte, eine neue Verbannung zuzog. Er durfte zwar 1632 an den Hof zurückkehren, schlug aber jetzt, durch sein Mißgeschick klüger geworden, die ihm angebotenen Ämter und Ehrenstellen aus, um ganz den Wissenschaften zu leben. Schon ziemlich bejahrt vermählte er sich 1634 mit einer liebenswürdigen Dame, die er aber bald durch den Tod wieder verlor. Kaum war er, um sich zu zerstreuen, nach der Hauptstadt, die er nach seiner Vermählung verlassen hatte, zurückgekehrt, als er 1641 als angeblicher Verfasser einer Schmähschrift gegen die Regierung von Neuem in einen ungesunden Kerker geworfen und seines Besitzthums beraubt wurde. Seine Unschuld wurde zwar erkannt, aber seine Gesundheit hatte so sehr gelitten, daß er bald nach seiner Befreiung am 8. Sept. 1645 auf seinem Landgute La Torre starb. Q. ist unstreitig einer der geistreichsten, witzigsten und vielseitigsten spanischen Schriftsteller; doch legt er seine Kenntnisse zu sehr zur Schau, ohne sie zu einem Zwecke zusammenzufassen. Seine Werke, unter welchen die satyrischen und komischen die gelungensten sind, gleichen daher einem Juwelenschmucke, in welchem sich ächte und falsche Steine bunt unter einander finden. Seine kleineren Gedichte (Lieder, Sonnette, Idyllen, Satyren) haben fast alle eine burleske oder satyrische Richtung und sind oft, der vielen Anspielungen wegen, nur den Spaniern verständlich. Bekannter sind im Auslande seine prosaischen Satyren, unter dem Titel: „Träume" („Sueños", deutsch von Philander von Sittewald [Moscherosch], Straßb. 1650. 2 Bde. 8.) und der Schelmenroman: „Geschichte und Leben des großen Tacanno" („Historia y vida del gran tacaño del Buscon, llmado D. Pablos", deutsch von J. G. Keil, Leipz. 1826. 12.), worin die Nationalthorheiten der Spanier mit bitterem und oft sehr derbem Hohne gegeißelt werden. Die älteren Ausgaben der Werke Q.'s sind unvollständig und werden nicht geschätzt; gut ausgestattet und vollständig sind die neueren: Madrid 1772. 6 Bde. 4. und Madr. 1790—1794. 11 Bde. 8. 67.

Quiberon (spr. Kiberong), eine schmale Halbinsel mit dem gleichnamigen Städtchen im französischen Departement des Morbihan (Bretagne), ist historisch merkwürdig geworden durch eine verunglückte Landung französischer Emigranten im Jahre 1795. — Die endliche Beruhigung der Vendée im Februar des genannten Jahres schien den langersehnten inneren Frieden Frankreichs hergestellt zu haben und man konnte in der That um so mehr auf die Dauer desselben rechnen, als die bedeutenden Häupter der Chouans, wie Charette, Cormartin und Stofflet, die vorgeschlagenen Bedingungen angenommen hatten. Doch gerade jetzt fand England für gut die längst in Geheim vorbereitete Landung eines Haufens Ausgewanderter ins Werk zu setzen. Die dazu ausgerüstete Flotte unter dem Commando des Admiral Bridport erschien im Juni auf den Höhen von L'Orient, schlug die dort kreuzende französische unter Villaret Joyeuse am 23. Juni zurück und setzte am 28. die Emigranten ans Land, die sich nun alsbald des Fort Penthièvre, des Schlüssels der Halbinsel, bemächtigten. Anfangs kaum 3000 M. stark stieg ihre Zahl bald über das Doppelte und schon hatte ihr Anführer, der kühne und erfahrene Puysaye, Verbindungen mit der jetzt wieder in vollem Aufstande begriffenen Vendée angeknüpft, als der republikanische General Hoche an der Spitze der gegen 24000 M. starken Küstenarmee von Brest herbeieilte und die Gelandeten nebst mehreren Haufen Chouans auf die Halbinsel zurückwarf. Noch war indeß nichts verloren, da die fast uneinnehmbare Stellung von Penthièvre einen festen Stützpunkt verlieh; aber alle Versuche, eine Vereinigung mit dem Innern zu bewerkstelligen, scheiterten, und endlich sollte auch Verrath dem Unternehmen den Todesstoß versetzen. Es befand sich nämlich bei der Expedition eine nicht geringe Anzahl französischer Kriegsgefangener, welche das englischer Seits geschehene Anerbieten, Dienste zu nehmen, als eine treffliche Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, begierig

ergriffen hatten. Diese waren es, welche von Penthièvre aus, dessen Besatzung sie bildeten, mit Hoche in geheimes Verständniß traten, und so gelang es diesem, den Platz in der Nacht vom 20. zum 21. Juli in seine Gewalt zu bekommen. Aller fernere Widerstand war vergeblich und schnelle Einschiffung das einzige Rettungsmittel; doch nur der kleinste Theil, an seiner Spitze Puysaye, entrann dem Feinde; 2000 kamen im Kampfe oder in den Fluthen um und 6000 M. nebst ihrem heldenmüthigen Anführer, dem Grafen Sombreuil, der die Einschiffung gedeckt hatte, geriethen in Gefangenschaft; aus ihnen wurden die Chouans begnadigt, die Emigranten aber, Sombreuil nicht ausgenommen, zu Vannes erschossen. So endigte dieses nach Zeit und Plan höchst unbesonnene Unternehmen mit einem neuen Triumphe der Republik. Eine bald darauf vom Grafen Artois unternommene Landung auf den Inselchen Hedic, Houat und d'Yeu blieb ebenfalls ohne Erfolg und Hoche vollendete nun in Kurzem die Unterwerfung der Vendée. 15.

Quick kommt meist nur in Zusammensetzungen vor und bezeichnet dann irgend ein Quecksilberamalgam (s. Amalgamation). 30.

Quiddität, s. Qualität.

Quietismus (vom lat. quies, Ruhe) ist eine Art des Mysticismus, welche von dem Weltpriester Michael Molinos (s. d. Art.) zu Rom ausgegangen ist und durch die blos mechanische Gottesdienstlichkeit und leere Werkthätigkeit, worein Jesuiten und Dominikaner im XVII. Jahrh. das Wesen der Gottesverehrung und Frömmigkeit setzten, hervorgerufen wurde. Im Gegensatze zu derselben forderte Molinos nach dem Grundsatze vom inneren Gottesdienste und von der inneren Heiligung in seinem „Geistlichen Wegweiser" („Quida spirituale", Rom. 1675) ein Versenken des Geistes in ein schweigendes Gebet, eine vollkommen passive Ruhe der Seele, in der sie ganz in Gott zurückkehrend dem göttlichen Wirken in ihr sich überlasse, und Vernichtung alles eigenen Geisteslebens, um liebevoll unterzugehen in Gott. Und eben hierin besteht das Wesen des Q., welcher damals bei frommen und schwärmerischen Gemüthern leicht Eingang fand. Aber der französische Hof forderte im Namen der Jesuiten die Verdammung dieses Q. und der anfangs widerstrebende Papst, Innocenz XI., verdammte durch eine Bulle vom 20. Nov. 1687 68 Sätze aus jener in alle Sprachen übersetzten Schrift, weil die Sittlichkeit durch solche geistige Vernichtung und das Kirchenwesen durch das Versenken in den innern Gottesdienst des Herzens gefährdet schien. Doch konnte dadurch die Verbreitung des Q. nicht verhindert werden. In Frankreich vorzüglich verfolgte die Bahn des Molinos eine angesehene Wittwe, Johanna Maria Bouvier des la Mothe Guyon (s. d. Art.). — Eine besondere Secte hat der Q. nie gebildet und er ist wohl selten in das Leben übergegangen, sondern vielmehr nur als eigenthümliche Denkart einzelner schwärmerischer Gemüther, namentlich in Erbauungsbüchern, hervorgetreten. Auch ist er zum Theil wieder in der Mystik der neueren religiösen Naturphilosophie aufgetaucht. 63.

Quinault (spr. Kinöl) (Philippe), der vorzüglichste französische Operndichter, am 3. Juni 1635 zu Paris geboren, verrieth schon frühe große Neigung zur Poesie und soll den ersten Unterricht darin von dem sehr mittelmäßigen Dichter Tristan l'Hermite erhalten haben. Von diesem aufgemuntert ließ er in seinem 18. Jahre sein erstes Stück („Les Rivales", 1653) aufführen und brachte, als dieses Beifall fand, eine Menge Trauerspiele und Tragikomödien auf die Bühne, die von den Zuschauern beklatscht und von den Kunstrichtern getadelt wurden. Seine „Astrate" wurde von Boileau mit bitterem Spotte überschüttet, hielt sich aber sehr lange auf den Bretern und erwarb ihm den Beifall des Hofes. Seine Glanzperiode beginnt mit seinen Opern, welche von Lulli in Musik gesetzt seine Zeitgenossen bezauberten und ihm den Eintritt in die französische Akademie verschafften. Auch erhielt er von dem Könige eine ansehnliche Pension, wodurch er, so wie durch ein be-

deutendes Vermögen, das ihm seine Frau zugebracht hatte, in einen sehr behaglichen Zustand versetzt wurde. Er starb am 26. Nov. 1688. Aus Frömmigkeit hatte er in den letzten Jahren seines Lebens alle Arbeiten für die Bühne aufgegeben und ein religiöses Gedicht, welches die Vertreibung der Protestanten zum Gegenstande hatte, begonnen, das aber nie vollendet wurde. Q.'s große Verdienste um die Opernpoesie sind nicht zu verkennen, so sehr sie auch die Kunstrichter seiner Zeit herabzusetzen bemüht waren. Später hat man ihn wieder zu sehr erhoben und nur das einzelne Vortreffliche in seinen Dichtungen in Anschlag gebracht, ohne das Triviale, Monotone, Vernachlässigte und besonders die überall fühlbare Gedankenarmuth bemerken zu wollen. Q. ist Meister im Ausdrucke sanfter und zärtlicher Gefühle, wie fast kein anderer französischer Dichter der vielgepriesenen Epoche Ludwig's XIV.; den Effect weiß er nicht selten vortrefflich zu berechnen und seine Verse übertreffen an Musik und Wohlklang bei Weitem die der größten französischen Dramatiker. Unter seinen Opern werden „Armide", „Atys" und „Kadmus und Hermione" am meisten bewundert. „Théâtre de Ph. Quinault", Par. 1739. N. E. 1778. 5 Voll. 12. 66.

Quincaillerie (spr. Kängkaljerie) oder sogenannte kurze Waaren, engl. hard ware, nennt man die verschiedenen kleinen, feinen, besonders aus Stahl, Eisen, Messing, Bronze, Kupfer, Composition, aber auch zuweilen aus Horn, Leder, Holz, Pappe ꝛc. verfertigten Waaren, welche zum Putze, zu mancherlei Hausgebrauch, zu Mobilien-, Kutschen- und anderen Beschlägen dienen. Sie bestehen aus Ketten, Ringen, Hals- und Ohrbehängen, Armbändern, Uhrketten, Etuis, Kreuzen, Schnallen, Knöpfen, Messern, Scheeren, Nadeln, Sporen, Pfeifenköpfen ꝛc. und werden vorzüglich aus England, namentlich von Birmingham, Sheffield und Soho am schönsten und unter allen am wohlfeilsten geliefert. Frankreichs kurze Waaren von Paris, St. Etienne, Aigle, Blois, Thiers, Bonnet, Moulins, St. Diziers und Langres sind mit den englischen ziemlich von gleicher Güte und Schönheit, jedoch nicht so wohlfeil wie diese. In Deutschland liefern Iserlohn, Remscheid, Fürth, Nürnberg, Karlsbad, Schmalkalden, Ruhl, Suhl, Sohlingen und in den Niederlanden Lüttich viele und ausgezeichnete Waaren dieser Art. 26.

Quinet (Edgar), ein geistreicher französischer Schriftsteller der neuesten Zeit, 1801 zu Paris geboren, besuchte, nachdem er seine Studien zu Paris vollendet hatte, die Universität Heidelberg, wo er Creuzer's Vorlesungen hörte und sich überhaupt mit den politischen und literarischen Verhältnissen Deutschlands bekannt machte. Eine Frucht seines Aufenthaltes in unserem Vaterlande war die Übersetzung von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ins Französische. Als die französische Regierung die Expedition nach Morea ausrüstete, kam Q. als Archäolog zu der wissenschaftlichen Commission. Die Alterthümer sprachen ihn jedoch weniger an als der schöne Himmel Griechenlands und das Leben und Treiben seiner Bewohner. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er in dem mit vielem Beifalle aufgenommenen Werke: „De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité" (Par. 1830. N. E. 1832) nieder. Er empfing dafür von der Regierung einen Jahrgehalt, um seine Forschungen über Griechenland fortzusetzen. Er befaßte sich jetzt mit der Literatur des Mittelalters, gab aber, durch einige scharfe Kritiken seiner Behauptungen ärgerlich gemacht, diese Beschäftigung wieder auf und warf sich auf die Politik. Von nicht oberflächlichen Kenntnissen in diesem Fache zeugt seine Flugschrift „L'Allemagne et la révolution" (Par. 1832. 8. Deutsch, Stuttg. 1832. 8.), worin er die Verhältnisse und Bedürfnisse Deutschlands weit richtiger beurtheilte, als es gewöhnlich bei den Schriftstellern seiner Nation der Fall zu sein pflegt. Um Materialien zu einem Werke über die bildenden Künste zu sammeln, machte er 1832 eine Reise nach Ita-

lien und ist jetzt fortwährend mit den Vorbereitungen zu gelehrten Werken beschäftigt. Sein neuestes Werk ist die Dichtung „Ahasvère“ (deutsch, Ludwigsb. 1834. 8.), wozu ihn Göthe's Faust veranlaßt zu haben scheint. 66.

Quinquennium ist eine Zeit von 5 Jahren s. v. a. Lustrum, (s. Lustratio). 9.

Quinte, franz. quinte; engl. quint; ital. quinta, heißt in der Musik ein Intervall von fünf diatonischen Stufen. Man unterscheidet vier verschiedene Gattungen: die große, auch reine genannt, die kleine (von einigen falsche oder verminderte genannt), die verminderte und die übermäßige, z. B.

große oder reine Q. kl. ine Q. veränd. Q. übermäß. Q.

Von diesen vier Gattungen der Q. ist nur die große oder reine Q. ein vollkommen dissonirendes Intervall, die übrigen sind Dissonanzen, obwohl nur in bestimmten Fällen vollkommene. **Quintenparallelen**, d. i. Fortschreiten zweier Stimmen in Quintenentfernungen, die sogenannten falschen Quinten sind fehlerhaft. Verdeckte Quinten dagegen, d. i. solche verbotene Quinten, die man zwar nicht wirklich hört, die aber doch beim Ausfüllen des Raumes zwischen der Q. und dem vorhergehenden Intervall sichtbar werden, kann man sich, obwohl mit Vorsicht gestatten. — **Quintencirkel** heißt der Durchgang von einer bestimmten Tonart aus durch die übrigen Tonarten bis zur ersten zurück mittels der Q. 29.

Quinterne, s. Lotto.

Quintessenz, lat. quinta essentia; franz. und engl. quintessence, nannte man ehedem die flüchtigsten Stoffe der Körper, z. B. den mit den Stoffen gewisser arzneilichen Substanzen geschwängerten Alkohol, so wie die Pythagoreer auch den Äther darunter verstanden, so daß man noch gegenwärtig den concentrirtesten, kräftigsten und wirksamsten Theil einer Substanz, wie ihn die Chemie nur auszuziehen vermag, folglich das Beste oder den Kern einer Sache überhaupt damit bezeichnet. Daher gaben schon die Alten den Namen Q. (auch Elyssus) einem Arzneimittel, das alle Kräfte und wirksamen Eigenschaften der Substanzen aufs Reinste und vollkommenste enthält, wenn man z. B. dem abgezogenen Geiste einer gewürzhaften Pflanze noch das ätherische Öl der nämlichen Pflanze beimischt. 21.

Quintett, franz. quintuor; engl. und ital. quintetto, heißt ein Tonstück für fünf concertirende Instrumente, oder auch ein (besonders in Opern gebräuchliches) Singstück für fünf Stimmen mit Instrumentalbegleitung. 29.

Quintilianus, (Marcus Fabius), einer der trefflichsten römischen Schriftsteller während der Kaiserzeit, ward geboren um 42 n. Chr. zu Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, erhielt in Rom seine Jugendbildung, kehrte dann in sein Vaterland zurück, wo er dann als Rhetor lehrte, bis ihn endlich Galba nach Rom zurückrief, wo er als Lehrer der Beredtsamkeit und als Sachwalter bis gegen 118 n. Chr. lebte. Sein reicher Geist, seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn so wie seine Belesenheit und Vertrautheit mit allen namhaften alten Schriftstellern und sein richtiges Urtheil über die Leistungen derselben verschafften ihm in Rom bald den größten Ruhm, so daß er daselbst als professor eloquentiae vom Kaiser Vespasianus zuerst eine öffentliche Besoldung bekommen haben soll. Durch die Gründlichkeit und Gediegenheit seines rhetorischen Unterrichts aber erwarb er sich ein so hohes Ansehn, daß ihm selbst Domitianus, der ihn übrigens auch mit der Consulwürde beehrte, seine jüngeren Verwandten zum Unterricht anvertraute. Nach Cicero gebildet schrieb er in dessen Geiste seine „Institutio oratoria“ libri XII, welche von Poggius 1417 in der Abtei zu St. Gallen wieder aufgefunden wurde, ein Werk, in welchem er seine durch gründliches Studium und Erfahrung gewonnenen Ansichten auf dem Gesammtgebiete der Rhetorik mit einer Wahrheit,

Deutlichkeit und Reinheit der Sprache entwickelt, die uns alle Bewunderung abfordert. In ihm verdient namentlich das 10. Buch alle Beachtung, weil wir in ihm die wichtigsten Bemerkungen über alle griechischen und römischen Schriftsteller finden und dasselbe deßwegen für die Geschichte der alten Literatur eine fast unerschöpfliche Fundgrube ist. Außerdem werden aber auch dem Q. 19 größere und 145 kleinere Übungsreden „Declamationes" betitelt, zugeschrieben, von denen aber wenigstens die letzteren wegen der großen Verschiedenheit mit dem vorigen Werke unächt und von späteren Verfassern zu sein scheinen. Eben so zweifelhaft ist es, ob Q. der Verfasser noch einer Schrift ist, die zwar ihm zugeschrieben wird, und dem Inhalte sowohl als der Sprache nach alles Lob verdient, doch von vielen Gelehrten für ein Erzeugniß des Tacitus gehalten wird „Dialogus de causis corruptae eloquentiae." Die erste Ausgabe von des Q. Werken erschien zu Rom 1470. Fol.; die erste kritische Ausgabe aber per Omnibon. Leonicenum (Venet. apud Jenson. 1471. Fol.). Unter anderen älteren Ausgaben nennen wir nur die schätzeswerthesten von P. Burmann (Lugd. Bat. 1720. 3 Voll. 4.); J. Matth. Gesner (Goetting. 1738. 4.) und Cl. Capperonius (Paris 1725. Fol.). Unter den neueren Ausgaben dagegen steht oben an die von Spalding (Lips. 1798—1816. 4 Voll. 8., wozu noch Bd. 5. Supplem.); ihr folgen die von C. T. Zumpt (Lips. 1829. 8., wozu Bd. 6.: Lexicon Quintil. et indd. contin. cur. Ed. Bonnell. Lips. 1834. 8. gehört); G. A. Ber. Wolff (Lips. 1816—1821. 2 Voll. 8.). Ausgaben einzelner Abschnitte aus des Q. Werken sind: Bd. 10. Institut. von A. W. Ernesti (Lips. 1769); Henke (Helmst. 1778, neu 1822); C. H. Frotscher (Lips. 1826. 8); Herzog (Lips. 1830. 8.) und Zumpt (Lips. 1831). Besonders erschienen auch die „Declamationes" zuerst „Declamat. III." (ed. princ. Rom. 1475. Fol.); dann „Declamat. XIX." (Venet. 1481. Fol.); „Declamat. CXXXVII." (Parm. 1494. Fol.); „Declam. CLXV" (ed. P. Pithoeus Lutet. 1580. 8.); später von Benzel (Upsala 1706) und Heumann (Goett. 1719). Eine gute deutsche Übersetzung endlich besorgte G. Ph. Konr. Henke (Helmst. 1775—1777). 20.

Quintus, genannt Smyrnäus (weil er in Smyrna lebte, vielleicht auch daselbst geboren war) oder Calaber (weil Bessarion das erste Exemplar seiner Schrift in einem Kloster in Kalabrien fand), ein späterer griechischer Dichter, wahrscheinlich um 518 n. Chr., von dessen Lebensverhältnissen wir nichts wissen, von dem wir aber noch ein Gedicht besitzen, das sich nicht sowohl durch wahren poetischen Geist, als durch erkünstelte Ausschmückung des Einzelnen und durch Reichthum an Ausdrücken und Bildern auszeichnet. Es führt den Titel: „Παραλειπόμενα Ὁμήρου" (Posthomerica, das bei Homer Fehlende) XIV Bücher, ist besonders aus den cyclischen Dichtern entlehnt, in Sprache und poetischer Haltung eine Nachahmung des Homer und umfaßt, da es die homerischen Gesänge ergänzen soll, die Geschichte von Hektor's Tod bis auf die Rückkehr der Griechen. Die Ed. princ. erschien (zugleich mit dem Koluthus und Tryphiodorus) bei Aldus s. l. et a. (1504 oder 1505. 8.). Die erste kritische Ausgabe aber besorgte Laur. Rhodomannus (Hanov. 1604. 8. mit neuem Titel: „Troja expugnata etc." Cl. Dausqueii adnotamentis 1614). Spätere Ausgaben sind von J. Corn. de Pauw (Lugd. Bat. 1734. 8.) und von Tychsen (Arg. 1807. 8.). Eine deutsche Übersetzung fehlt noch. Eine eben so interessante als wichtige und gelehrte Schrift über Q. ist: Tychsen „Über Namen, Vaterland, Zeitalter u. s. w. des Quintus" (Götting. 1783.). Vergl. Fabric. Bibl. Gr. T. VIII. p. 161. 20.

Quintus Icilius, s. Guischard.

Quirini (Angelo Maria), ein um die Wissenschaften verdienter Cardinal, am 30. März 1680 zu Venedig geboren, widmete sich zu Brescia den humanisti-

schen und theologischen Studien und trat 1698 zu Florenz in den Benedictinerorden. Nachdem er hier mit großem Fleiße verschiedene Zweige der Literatur hatte kennen lernen, machte er zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich und knüpfte mit den bedeutendsten Gelehrten dieser Länder Verbindungen an. Nach einem längeren Aufenthalte in der Abtei Saint-Germain-des-Près zu Paris kehrte er nach Italien zurück und bekam den Auftrag, die Geschichte seines Ordens in diesem Lande zu schreiben; da man seine Proben aber zu sehr der Wahrheit getreu und dem römischen Hofe nicht ganz günstig erkannte, gab er diese Arbeit auf und beschäftigte sich mit der Herausgabe der liturgischen Bücher der orientalischen Christen (1721). Nachdem er einige untergeordnete kirchliche Stellen bekleidet hatte, ernannte ihn Innocenz XIII. zum Erzbischofe von Corfu und gab ihm dadurch Gelegenheit sein treffliches Werk über die alte Geschichte dieser Insel („Primordia Corcyrae“ 1725. N. E. Brix. 1738. 4.) auszuarbeiten. Unter Benedict XIII. ward er Cardinal und Bischof von Brescia (1727) und stellte die prächtige Kathedrale dieser Stadt wieder her. Clemens XII. ernannte ihn, um ihn in seiner Nähe zu haben, zum Bibliothekar des Vaticans und trug ihm noch andere Stellen an, die Q. aber ausschlug, um sein Bisthum zu Brescia, für welche Stadt er sehr eingenommen war, zu behalten. Er lebte jedes Jahr nur einige Monate in Rom, um die ihm anvertrauten Schätze in Ordnung zu halten und starb am 6. Jan. 1759 zu Brescia. Seine Bibliothek und sein kostbares Münzcabinet schenkte er dem Vatican, nachdem er zu Brescia aus eigenen Mitteln den Grund zu einer öffentlichen Bibliothek gelegt hatte. Wie sehr seine Verdienste auch im Auslande anerkannt wurden, beweist seine Aufnahme in die Akademien zu Wien, Berlin und Petersburg. Außer den schon angeführten Werken und einigen Ausgaben kirchlicher Schriftsteller nennen wir noch das unvollendete „Specimen variae literaturae, quae in urbe Brixia florebat“ (Brix. 1739. 4.) und die „Vita Pauli II“ (Rom 1740. 4.). Seine Briefe („Epistolae latinae“ Brix. 1742 — 1754. 10 Voll. 4., Ven. 1756. Fol.; „Raccolta di lettere italiane,“ Bresc. 1746 — 1754. 3 Voll. 4.), so wie seine Autobiographie („Commentarius de rebus pertinentibus ad A. M. Quirinum,“ fortgesetzt von F. Sanvitalis, Brix. 1749 — 1761. 4 Voll. 8.) geben nicht unwichtige Aufschlüsse und Beiträge zur Gelehrtengeschichte seiner Zeit. 66.

Quirīnus ward Romulus von den Römern nach seiner Vergötterung genannt. Der Name ist höchst wahrscheinlich gentilitium von Queir, Cur, wie der Kriegsgott bei den Sabinern hieß und wovon auch die Stadt Cures benannt sein soll, da Romulus für den Sohn des Mars galt. Daher hieß das zu Ehren des Romulus jährlich am 17. Febr. gefeierte Fest Quirinalia und einer von den 7 Hügeln Roms Mons quirinalis, weil der Tempel des Romulus da stand. Letzterer heißt jetzt Monte cavallo von zwei daselbst befindlichen antiken marmornen Pferden und noch heißt der an der Stelle des alten Romulustempels stehende Palast Quirinal. — Der Name Quirītes, wie die Römer sich selbst gern nannten, scheint ebenfalls auf den Mars bezogen werden zu müssen. 23.

Quirōga (Antonio), Generalcapitain von Granada, stammt aus einer angesehenen Familie, in der er im Jahre 1784 zu Betanzos in Galizien geboren wurde. Nachdem er mehrere Jahre Mathematik studirt hatte, trat er als Seecadet in Dienste, wurde aber im Jahre 1808 seinem Wunsche gemäß unter die Landarmee versetzt, in welcher er sich stets im Kampfe gegen die Franzosen durch Tapferkeit und Unerschrockenheit auszeichnete und bald darauf Hauptmann unter General Morillo wurde. Im Jahre 1814 wurde er zum Obristlieutnant und zum Secretair des Kriegsgerichtes zu Corunna ernannt, und im folgenden Jahre sandte ihn die Regierung, der er auf Befehl des Generals St. Marc die vereitelte

Verschwörung Porlier's angezeigt hatte, als Obrist mit der Expedition nach Amerika, zu deren Sammelplatz die Insel Leon bestimmt war. Im Jahre 1819 stellte er sich an die Spitze der von Abisbal, dem Generale der Expedition, angezettelten Verschwörung, welche aber ihr Urheber selbst der Regierung anzeigte, worauf Q. nebst mehreren Officieren verhaftet, aber im Jahre 1820 durch den Aufstand der Truppen unter dem Obristlieutnant Riego wieder befreit wurde. Von seinem Hauptquartiere auf der Insel Leon aus leitete er nun den Kampf für die Constitution 1812 und wurde von Ferdinand VII. zum Generalmajor von Galizien und zum Vertreter dieser Provinzen bei den Sitzungen der außerordentlichen Cortes ernannt, nachdem der König am 7. März 1820 genöthigt worden war die Constitution anzunehmen. In dieser Stellung kämpfte Q. mit Besonnenheit und Mäßigung für die Sache des Volkes und widersetzte sich mit gleicher Kraft sowohl der Ausartung der Volksherrschaft, als dem verderblichen Streben des willkührlichen Königthums. Im Jahre 1821 wurde er zum Militairgouverneur für Galizien ernannt und schlug ein Landgut aus, welches ihm die Cortes als Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit antrugen, weil das Volk schon zu sehr mit Staatslasten bedrückt sei. Gleichen Edelmuth zeigte er im Jahre 1822 bei einem Pistolenduelle mit dem Deputirten Morena-Guerra, der beleidigende Briefe an ihn geschrieben hatte. Als die eine Kugel, welche dabei nur gewechselt werden sollte, durch das Loos ihm zufiel, schoß er seine Pistole in die Luft ab. Nachdem er längere Zeit in seiner Provinz zurückgezogen gelebt hatte, nahm er im Jahre 1823 am Feldzuge gegen die Franzosen unter dem General Morillo Theil. Als sich dieser aber nicht nur ganz unthätig verhielt, sondern selbst mit dem französischen General Bourck einen Vertrag zu schließen im Begriffe stand, so verließ Q. die Armee und wollte sich, aus Unzufriedenheit mit dem rechtswidrigen Benehmen der Cortes gegen den König, schon einschiffen, als er sich bewegen ließ, die Vertheidigung Corunnas zu übernehmen mit dem festen Entschlusse es bis auf das Äußerste gegen jeden Angriff zu schützen. Der französische General erschien bald nachher vor Corunna, erstürmte die Anhöhen vor der Stadt und Q. mußte vor der Übermacht der Franzosen zurückweichen, nachdem er vergebens einen Aufruhr gegen die Franzosen und den General Morillo in den Provinzen zu erregen gesucht hatte. Er übergab nun den Oberbefehl an General Novella und schiffte sich nach England ein, von wo aus er Corunna mit Geld unterstützte. Auch von Cadix, wohin er sich begeben hatte, mußte er sich wieder nach England wenden, da er dort die Angelegenheiten in der größten Unordnung gefunden hatte. Als im Jahre 1834 die Königin von Spanien allgemeine Verzeihung gegen alle Schuldigen ausgesprochen hatte, kehrte er nach Spanien zurück und wurde den 20. Sept. 1835 zum Generalcapitain von Granada ernannt. 81.

Quiros (Pedro Fernandez de), ein berühmter spanischer Seefahrer, geb. um die Mitte des XVI. Jahrh., hatte sich bereits durch mehrere kühne Seereisen, besonders aber durch die Entschlossenheit, mit welcher er im Jahre 1596 einige zu der zweiten Expedition Mendanas gehörige Schiffe nach dem Tode des Letztern aus den indischen Gewässern zurückführte, als tüchtigen Seemann bewährt, konnte aber dessenungeachtet nur mit Mühe die Unterstützung des spanischen Hofes zu einer Expedition erhalten, die er einem lang genährten und reiflich überdachten Plane zufolge in den Australocean unternehmen wollte. Endlich nach Überwindung vieler Schwierigkeiten lief er im December 1605 von Callao in Peru aus, fand die Gesellschaftsinseln, von denen er mehrere besuchte, segelte hierauf immer westlich fort, entdeckte die Königin Charlotten- oder Santa Cruz-Inseln, steuerte dann südlich und gelangte zu den Hebriden (heilige Geistinseln), welche er während eines einmonatlichen Aufenthaltes genau durchforschte und wegen des Reichthums ihrer Erzeugnisse und ihres milden Klima für die Krone Spanien in Besitz nahm. Von

hier aus trat er seine Rückreise nach dem amerikanischen Continente an und gelangte im Oct. 1606 glücklich an die Küste von Mexico. In der Überzeugung, daß die neuen Hebriden als Colonie sehr wichtig für Spanien werden könnten, begab er sich selbst nach Madrid und suchte die Regierung für seinen Plan zu interessiren. Allein vergeblich; nach mehrjährigem Aufenthalte in Europa gewann er die Überzeugung, daß man hier für kühne Unternehmungen keinen Sinn mehr habe und begab sich nach Amerika zurück. Doch bereits im Jahre 1614 ereilte ihn der Tod zu Panama. Er ist der letzte große Seemann Spaniens. 22.

Quisquilien (quisquiliae) sind überhaupt das Schlechte, der Abgang einer Sache; dann im Allgemeinen Sachen ohne Werth, Kleinigkeiten. 30.

Quito, bis 1831 Hauptstadt der Provinz Ecuador in der südamerikanischen Republik Bolivia, jetzt nach Trennung der letztern Hauptstadt des Staates Ecuador, liegt auf der Hochebene von Q. unter 0° 1′ S. Br. 8880 F. über der Meeresfläche, ist also einer der höchsten bewohnten Punkte der Erde. Ihre Lage am Fuße des Pichincha zwischen mit Schnee bedeckten Berggipfeln und Vulcanen ist eben so reizend und imposant als gefährlich; denn täglich droht von den unterirdischen Gewalten Vernichtung. Auch ist sie bereits mehrere Male, wie z. B. am 4. Febr. 1797, schrecklich heimgesucht worden und merkwürdiger Weise hat das Erdbeben im genannten Jahre eine gänzliche Veränderung des Klima herbeigeführt, indem die bis dahin milde Luft seit jener Zeit um Vieles rauher geworden ist. Die Stadt ist schön und regelmäßig gebaut, und besitzt im Dome, in dem Rathhause und dem Palaste des ehemaligen Vicekönigs wahre Prachtgebäude. Haupterwerbszweige der Bewohner, deren Zahl sich auf 70000 beläuft, sind Handel und Gewerbe. Q. ist jetzt Sitz des Congresses und des Präsidenten. 15.

Quitten, lat. cydoniae oder coloneae; franz. coins; engl. quinces, nennt man die Früchte des auf der Insel Kreta, auch im südlichen Deutschland einheimischen, übrigens auch bei uns überall angepflanzten **Quittenbaumes** (pyrus cydonia L. oder cydonia vulgaris Tournef und Richard; franz. cognassier; engl. quince, zu Jussieu's rosaceae und Linné's icosandria pentagynia gehörend). Sie sind filzig behaart, gelblich, birn- oder apfelförmig, riechen stark und besitzen ein etwas lederiges, saures, etwas herbes und gewürzhaftes Fleisch. Man trocknet sie, nachdem man Schale und Samen entfernt und sie in Scheibchen zerschnitten hat, und bereitet daraus Compots und Confituren und aus ihrem Safte einen leicht adstringirenden Syrup, mit dem die tonischen Getränke, welche man gegen chronische Diarrhöen verordnet, versüßt werden. Die Samen, welche **Quittenkerne** genannt werden, sind länglich, eckig, unregelmäßig gestaltet, an dem einen Ende stumpf, an dem andern spitzig, auf einer Seite platt, auf der andern gewölbt, glänzend, außen braun, innen weiß, geruchlos und von süßem, schleimigem Geschmacke. Sie enthalten, und zwar vorzüglich in der Schale, eine große Menge Schleim, so daß 1 Theil mit 8 Theilen Wasser schon durch bloßes Ausziehen der ungequetschten Samen oder durch Schütteln einen sehr dicken Schleim geben; dieser **Quittenschleim** wird äußerlich vorzüglich auf die Augen, auf Hämorrhoidalknoten, gegen Excoriationen der Lippen, Brustwarzen, besonders bei äußeren Entzündungen als ein (wegen seiner gerbestoffigen Beimischung) gelinde zusammenziehend wirkendes Mittel angewandt. 21.

Quittung, lat. apocha; franz. quittance; engl. acquittance, ist die für den Empfang einer Geldsumme oder irgend einer andern Sache von Werth ausgestellte Bescheinigung mit der Unterschrift des Empfängers. Sie hat vollkommne Beweiskraft, doch erst 30 Tage nach dem Ausstellen, da man häufig Quittungen vor dem Empfange auszustellen pflegt, aber es sich nicht vermuthen läßt, daß Einer länger als 30 Tage nach ausgestellter Q. die Empfangnahme anstehen lassen werde. 30.

Quixote (spr. Kischote) (Don), s. Cervantes.

Quodlibet (lat.), d. i. was beliebt, bezeichnet wie pot pourri überhaupt ein Gemisch von verschiedenartigen Gegenständen und wird dann auch auf solche artistische und literarische Erzeugnisse übergetragen, die wirklich oder scheinbar nicht zusammengehörig fragmentarisch in gewisser Ordnung und Form zu einem Ganzen an einander gereiht werden. So benennt man in der Musik mit diesem Ausdrucke eine gewisse, sonst sehr gewöhnliche und auch jetzt wieder aufgetauchte Gattung von Instrumental- und Gesangstücken, die aus Fragmenten von verschiedenen Compositionen ohne Rücksicht auf Tact, Inhalt und Tonart zusammengesetzt sind, um (einen höhern Zweck können sie nicht haben) durch die lächerlichen Contraste zu belustigen. Hat der Fabrikant eines solchen Quodlibets genug Witz und Kenntniß, so mögen solche Erzeugnisse bisweilen wohl ihren Werth haben, im andern Falle aber gehören sie unter jene große Anzahl von Producten, deren Nichtvorhandensein der musikalischen Welt nur als Gewinn scheinen mag. 29.

Quote (quota sc. pars, der wievielste Theil) heißt bei Vertheilungen von Gewinn oder Verlust der Antheil, welcher auf den einzelnen Theilhaber kommt; dann überhaupt s. v. a. Dividende. 30.

Quotität, s. Qualität.

R.

R, der 17. Buchstabe der abendländischen Alphabete, bildet sich durch eine zitternde Bewegung der Zunge, ist aber vielfach dadurch nüancirt, daß seine Bildung von dem Gaumen an bis zur Spitze der Zunge einen verschiedenen Sitz haben kann. Die Hebräer, Griechen und alten Germanen sprachen ihn im Gaumen und weil hierbei jederzeit ein starker Hauch nöthig ist, so rechneten ihn die ersteren unter die Gutturale und die letzteren konnten ihn wenigstens am Anfange, die Griechen auch in der Verdoppelung, nicht ohne h aussprechen; daher die griechische Schreibart ῥ, ῤῥ und die altdeutsche Hr, wie Hroswitha, Hrabanus rc. Diesem aspirirten Laute ist es wohl auch zuzuschreiben, daß, vorzüglich in der Mitte und am Ende der Wörter, r häufig mit s sich vertauscht, wie ich war (statt der altdeutschen ich was, von wesen), honor und honos, θεός, dorisch σιόρ. In den neueren romanischen Sprachen wird er meist mit der Zungenspitze gesprochen und daher häufig mit l verwechselt, obwohl dies auch schon in den alten Sprachen vorkommt. 9.

Raab, lat. Arabo, Rabus, ein Nebenfluß der Donau, entspringt auf den fischbacher Alpen 3 Meilen nördlich von Grätz in Steiermark, wendet sich bei ihrem Eintritte in die ungarische Gespannschaft Eisenburg aus Südost nach Nord und verbindet sich unterhalb R., dem Hauptorte des gleichnamigen Comitats, wo sie einen Arm der Leitha und die Rabnitz aufnimmt, mit einem Arme der Donau. Sie wird meist von sumpfigen Ufern eingeschlossen, die sich unterhalb Körmönd, wo sie für kleinere Fahrzeuge schiffbar wird, immer mehr verflachen. Ihre Länge beträgt 38 Meilen, die mittlere Breite 55 Schritte, das Areal gibt man zu 136 □M. an. 35.

Rabatt, s. Discontiren.

Rabaut de Saint-Etienne (spr. Rabo d' Säng t'Etienn) (Jean Paul), der erste Franzose, welcher die Geschichte der französischen Revolution, deren Opfer er wurde, schrieb, 1743 zu Nîmes geboren, widmete sich der Jurisprudenz und Theologie und übte sie als Protestant beide in seiner Vaterstadt. Durch die eifrige Vertheidigung seiner Religionspartei und durch seine freimüthigen Ansichten hatte

er sich bei dem Ausbruche der Revolution ein so großes Ansehen erworben, daß er von den Wahlmännern von Nîmes zum Deputirten bei der Nationalversammlung bestimmt wurde. Er gehörte zur äußersten Linken und beförderte hauptsächlich dadurch, daß er den Vorschlag einer einzigen Kammer durchsetzte, den raschen Gang der Revolution. Als Präsident (1790) beschäftigte er sich mit der Organisation der Nationalgarde und der Gensd'armerie, so wie mit der Einführung der Assignaten. Von dieser Zeit an sprach er nur noch selten, weil er die zu einem bodenlosen Abgrunde führenden Schritte der überspannten Republikaner nicht theilen konnte; er erklärte sich kräftig gegen den Mord des Königs und stimmte für dessen Gefangenhaltung bis zum Frieden. Er stand jetzt offen auf der Seite der mäßigen Girondisten und mußte unrettbar in den Sturz derselben verwickelt werden. Nach der Revolution vom 31. Mai 1793 wurde er sogleich festgenommen; es gelang ihm aber zu entwischen und sich in den Umgebungen von Versailles zu verbergen. Unvorsichtig kam er, nachdem die Acht über ihn ausgesprochen war, nach Paris zurück, wo er aber bald entdeckt und am 5. Dec. 1793 hingerichtet wurde. Alle, welche ihm eine Zuflucht gewährt hatten, theilten sein Schicksal; seine Gemahlin stürzte sich aus Verzweiflung in einen Brunnen, worin sie den Tod fand. R.'s Charakter muß als ein ehrenfester und gediegener gelten; seine Ansichten sprachen für eine völlige Umgestaltung der Verfassung, konnten sich aber nie mit Grausamkeit und Willkühr befreunden. Auch als Schriftsteller hat sich R. bekannt gemacht; sein „Précis de l'histoire de la révolution française" (Par. 1792. 18. N. E. par Boissy d'Anglas, Par. 1821. 18. Deutsch, Straßb. 1792. 18.) leidet freilich, wie es die gleichzeitige Behandlung des Stoffes nicht anders zuließ, an vielen Unvollkommenheiten, gibt aber manchen Aufschluß über den Beginn der Revolution. Außer einigen politischen Brochüren, die wir nicht anführen wollen, sind noch zu nennen: „Lettres à Bailly sur l'histoire primitive de la Grèce" (Par. 1787. 8.); „Considérations sur les intérêts du tiers-état" (Par. 1789. 8.) und der satyrische Roman „Le vieux Cévenol" (Lond. 1784. 8. N. E. par Boissy d'Anglas, Par. 1821. 18.), worin er die Verfolger der Protestanten in Frankreich züchtigt. — Sein Bruder Jacques Antoine Rabaut-Pomier, am 24. Oct. 1744 zu Nîmes geboren, theilte seine Ansichten und wurde zum Mitgliede des Convents gewählt. Es glückte ihm, sich durch die Stürme der Revolution durchzuwinden, obschon er einige Zeit im Kerker zubringen mußte. Während der Kaiserzeit war er protestantischer Pfarrer zu Paris, wo er am 16. März 1820 starb. — Nach der Restauration wurde er einige Zeit verbannt, erhielt aber später die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren. — Sein dritter Bruder, R. Dupuis, Verfasser der werthvollen Schrift: „Détails historiques et recueil de pièces sur les divers projets qui ont été conçus depuis la reformation jusqu'à ce jour, pour la réunion de toutes les communions chrétiennes" (Par. 1806. 8.), war ebenfalls Deputirter bei der Nationalversammlung und starb 1808 als Präfecturrath in Nîmes. 66.

Rabbaniten heißt die (bei Weitem stärkste) Partei der Juden, welche im Gegensatze zu den Karaiten (s. d. Art.) den Talmud und die Aussprüche der älteren Rabbinen (Tradition) als verbindend anerkennen. 23.

Rabbi war der Titel, welchen die jüdischen Gesetzlehrer zur Zeit Jesu und später führten und womit die Vorsitzer des Synedrium, besonders Gamaliel, zuerst benannt worden sein sollen. Das Stammwort ist Rab (רַב), Vorgesetzter, Meister, dann übergetragen als Ehrentitel s. v. a. Doctor, und R. eigentlich nur Anredeform: „mein Meister." Späterhin ward der Name allgemein für jeden Lehrer an den jüdischen Schulen oder überhaupt für jeden jüdischen Gelehrten, weßhalb auch eine ganze Periode der jüdischen Sprache und Literatur vorzugsweise die rabbinische genannt wird. Der Unterschied zwischen Rabbinen, die Gelehr-

ten dieser Periode, und **Rabbiner**, womit überhaupt jetzt die Vorsteher der jüdischen Gemeinden bezeichnet werden, ist willkührlich. **Rabbinismus** heißt der Geist und das System des Judenthums, welche durch die Rabbinen ausgebildet worden sind. 23.

Rabbinische Literatur. Wenn das jüdische Schriftthum, als die Bildungsäußerung dieses geschichtlich räthselhaften Volkes, sämmtliche überreiche Geisteserzeugnisse umfaßt, wenn die jüdische zweitausendjährige Belletristik oder die kostbaren und vielfachen Bestrebungen im Anbau der Philosophie, Medicin ꝛc. allgemeine Anerkennung verdienen; so umfaßt die **rabbinische Literatur** hingegen nur die Erzeugnisse innerhalb des jüdischen religiösen Lebens und dürfte bei encyklopädischen Lesern nur mit dem Anspruche auf Nachsicht vorgeführt werden. Die vielfachen Disciplinen der rabbinischen Literatur sind nur von einer Körperschaft, von Religionslehrern und Führern des Cultus, angebaut worden; aber die poetische Literatur des jüdischen Volkes entstand bekanntlich in ihm selbst, alle Evolutionen und Epochen haben sich aus dem Volksliede entfaltet und entwickelt; die Rabbinen haben sie weder gefördert, noch gehindert; und sie vermochten es auch nicht, da häufig die Poesie sich der strengen, düstern Synagoge entgegensetzte. Auch die Philosophie des jüdischen Volkes liegt außerhalb dem Bereiche der rabbinischen Literatur. Die traditionale, scholastische Philosophie des Pharisäismus, die rationelle, kritische des Saducäismus, die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie, als sie sich von Neuplatonismus, Christianismus und Gnosis ausschied, alle diese Richtungen lagen außerhalb des Rabbinismus. Eben so später, als bei den Talmudisten ein nomodidaktischer Scholasticismus die jüdische Cultur beherrschte, bis er sich in einer Encyklopädik der Wissenschaften abschloß und vollendete; als im Mittelalter eine philosophische Mythik und mystische Theosophie die nüchter gewordenen Geister von Neuem anregte, während andererseits durch Einfluß der aristotelischen Grundsätze Mose Maimoni (starb 1205 zu Kahira) eine rationale Philosophie formulirte; als später die Maimoni'sche Philosophie alle Volksindividualität ablöste, theils durch **Baruch Spinoza** (starb 1677) in pantheistischen Systemen culminirte, theils durch den häretischen Sabatäismus (1700) in theosophischen Systemen ausartete. In allen diesen geistigen Äußerungen waren die Rabbinen unbetheiligt, wie bei der Ausbildung specieller Disciplinen; alle Fäden der jüdischen Cultur hielten blos die Bevorzugten des Volkes, die unabhängige, unbefangene Minorität. Auch in den erlittenen Anfechtungen war die jüdisch-nationale Literatur von der rabbinischen verschieden. Jene haßte selbst die Barbarei des Mittelalters nicht, weil selbst die Rohheit die erhebende und geistige Äußerung eines Volkes ehrt; aber man haßte den wuchernden jüdischen Pöbel und die fanatischen Rabbinen und diese waren die Objecte, aus denen man die Klagen gegen Juden und Judenthum anführte. Was aber die Disciplinen der rabbinischen Literatur betrifft, so tritt uns entgegen: I. die **Homiletik** oder das Vortragswesen. Diese Disciplin hat vier Epochen durchlaufen, in denen sich eben so viele Verschiedenheiten ausprägten; nämlich: a) das Vortragswesen im talmudischen Zeitalter (200 vor Chr. bis 500 nach Chr.), das nach dem Verstummen des Prophetenthums begann. Schon unter den Männern der großen Synagoge, im ersten Jahrhunderte der griechischen Ära (312—212), waren Gesetzvorträge an hohen Festen üblich; mit diesen vereinten sich später im seleucidischen Jahrhunderte auch prophetische Lectionen, aramäische Übersetzungen der heiligen Schriften, die ersten Entwickelungen des **Midras** und der **Halaka** (Gesetzdecretalen), bis endlich zur Zeit der Herodäer, nachdem mündliches Gesetz vom schriftlichen bereits geschieden war, schon ein eigener Stand der **Darschanim** (Prediger) sich zeigte. Man kann die Homiletik jener Zeitepoche beobachten an den prophetischen und hagiographischen Targumen, an Philo's Schriften, an den alten Misna-Bestandtheilen und in den Evangelien, und wir finden dann

nicht nur schon die Tendenzen der Casualpredigten, sondern auch gewisse allgemeine Formulare. Von 100—500 n. Chr. kam stofflich noch die Halaka als Bestandtheil der Predigt hinzu und solche Predigten führten den besondern Namen Pirka (Abschnitt), der Prediger aber im Allgemeinen hieß Rabbine, oder Chakam, oder Darschan, und der Dolmetscher, dessen er sich zuweilen bediente, hieß Meturgeman, oder Amora. b) Das Vortragswesen im ersten rabbinischen Zeitalter (Gaonenperiode), das auf die talmudische Zeit folgte, indem eben das Hauptverdienst in der consequenten Durchbildung liegt. c) Das Vortragswesen im zweiten rabbinischen Zeitalter, das bis zur Mitte des XVIII. Jahrh. reicht und vorzüglich vier Jahrhunderte umfaßt. Es ist das goldene Zeitalter der jüdischen Homiletik, ausgezeichnet durch Aufschwung der jüdischen Kanzelberedsamkeit, durch kunstvolle Anordnung und durch ästhetischen Sinn. Die berühmtesten Lehrbücher der Homiletik in jener Zeit sind die mit vielem Kunstsinne ausgearbeiteten Werke: „Asaf ha-Maskir" (Venedig 1675); „Asifat Salomo" (Amsterdam 1725); „Nahalat Simoni" (Wandsbeck 1728); „Toldot Ahron (Venedig 1591); „Hitnaçlut la-Darschanim" (Lublin 1548); „Bet-Ahron" (Frankf. 1691), und die geistreichsten und schönsten jüdischen Redner zieren diese Epoche. Im Oriente und in den civilisirten Gemeinden des Occidents zeichneten sich im XVI. Jahrh. nur allein die geistreichen und mustergültigen Redner aus: Salomo Masalthob, Isaak Adarbi, Mose Galanti, Mose Albalda, Mose Almusnino, Mose Alpalas, Mose Alscheich, Gedalja Jahija, Salomo Levi, Abraham Konimbrial, Jakob Kastro u. A., die ihre begeisterten Vorträge in Salonichi, Constantinopel, Jerusalem, Zafet, Damaskus, Aleppo und an anderen afrikanischen Orten hielten. Im XVII. Jahrh. treffen wir noch neben einer großen Anzahl orientalischer Redner auch die später mustergültig gewordenen europäischen: Abraham Laniado, Jehuda Vigo, Josef Zarfati, Josef Trani, Levi Cusin, Isaak Pardo, Chajim Amigo, Salomo Algasi u. A. In demselben Jahrhunderte glänzten in den iberischen Gemeinden Hollands und Englands: Isaak Uzieli, Abraham Lombroso, Menasse ben-Israel, Saul Mortera, Mose Zakuto, J. da Silva u. A. In Italien zeichneten sich aus: Jehuda Muscato, Jakob Albo, Leon di Modena, Asaria Figo, Jakob Zahalon, Isaak Cavallero u. A. Diese goldene Periode der Beredsamkeit, die das Judenthum im Morgen- und Abendlande umschloß, hörte mit der Nationalisirung der jüdischen Gemeinden in Europa auf und die letzte Epoche der homiletischen Studien bildet d) die Neuzeit. Mendelssohn begann die Juden in Deutschland zu germanisiren, die deutsche Cultur hat es allmählig vollendet; dasselbe geschah allmählig in den übrigen Staaten Europas und jedes Land hat jetzt seine in der Landessprache ausgezeichneten jüdischen Redner. Vergl. Zunz, „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden" (Berlin 1832); Delitsch, „Geschichte der jüdischen Poesie" (Leipz. 1836). **II. Die Liturgik.** Der Synagogaldienst ist den Juden Inbegriff aller religiösen Anordnungen, in der Äußerung dieses Dienstes wird derselbe zum Cultus; aber dieser Synagogaldienst als Wissenschaft ist in der rabbinischen Literatur aus drei Gesichtspunkten bearbeitet worden: a) in Bezug auf die dogmatische Geltung und auf das Wesen des öffentlichen Cultus; b) in Bezug auf die historische Entwickelung des jüdischen Cultus in seiner Gesammtheit; c) in Bezug auf die praktische oder rein gegenwärtliche Anordnung. Alle drei Richtungen sind auch vielfach verfolgt worden. Die Geschichte der Liturgik hat eben so wie die Homiletik vier Epochen durchlaufen, nämlich: a) die reine synagogale Periode bis zur Blüthe des Talmudstudium; b) die talmudische und gaonäische Periode; c) die pajtanische Periode, oder das goldene Zeitalter der jüdischen Poesie; d) die Gegenwart, oder die restaurirende Periode; aber das Zeitalter der wissenschaftlichen Bearbeitung war das

pajtanische. Die Hauptthemata der jüdischen Liturgik sind: 1) der Sabbat, als Symbol; 2) die Beschneidung, περιτομή; 3) Fest- und Fastzeiten; 4) Gesetzvorlesung; 5) Gebet und Gesang, Pijut; 6) der Vortrag, die Predigt; 7) das Jahrgezeit; 8) die Confirmation; 9) Trauerfeierlichkeiten; 10) Trauung und Ehescheidung; 11) die Ordination; 12) die Synagoge als Ort des Gottesdienstes. Über jedes Thema haben die Rabbinen theils in Monographien, theils in allgemeineren Werken gehandelt und eine reiche Literatur findet sich über jeden einzelnen Gegenstand und zwar aus jeder Epoche vor. Vgl. Vitringa, „De Synag."; Abudraham (Amsterdam 1646); Manhig (Constantinopel 1519) u. A. III. Dogmatik. Seit der ältesten Zeit versuchten die Rabbinen den dogmatischen Lehrbegriff durch Deductionen aus der heiligen Schrift festzustellen; fast jedes Dogma hat reiche Bearbeitung gefunden und da solches von den Lehrsystemen der jedesmaligen Philosophie abhängt, so sind sie auch in den Principien schon jedesmal in sich verschieden und wir finden auch hier vier abgegrenzte Epochen. Was den Werth oder die Gültigkeit solcher Dogmatiken für die Juden betrifft, so paßt darauf, was ein moderner Schriftsteller (Delitsch, „Geschichte der jüd. Poesie") darüber sagt: „Die Juden haben seit ihrer Zerstreuung nie synagogale, von der Nation bestätigte und angenommenen Bekenntnißschriften gehabt. Die heilige Schrift alten Bundes galt jederzeit grundsätzlich als Glaubensnorm, aber die Auslegung fixirte sich nie in einem stereotypen Bekenntnisse, in einer regula fidei, sondern durchlief, in einer steten Selbstverbesserung begriffen, unter Einwirkung der mündlichen Überlieferung und der wechselnden Zeitphilosophie, mehrere Phasen, ohne sich je in einem synagogalen Bekenntnisse als gemeinsame Stimme der Nation abzuschließen und zu concentriren. In den Talmuden spricht nie die Synagoge; in diesen geräumigen Sprechsälen sehen wir stets nur Individuen der Synagoge in freier, selbstständiger Wechselverhandlung begriffen. Die Talmude haben deßhalb gar keine dogmatische Einheit; selbst die gesetzwissenschaftlichen Resultate sind individuell und provisorisch gültig, die Synagoge hat ihnen nie durch eine Sanction das Ansehen anerkannter, allgemeingültiger Decretalen gegeben. Das „mündliche Gesetz" ist nach dem synagogalen Begriffe etwas Bewegliches, nie sich Abschließendes, Unendlich-Perfectibles, im Gegensatze zu dem ewigfesten, unabänderlichen, vervollkommnungsunfähigen Buchstaben der heiligen Schrift. Noch weniger sind die 13 Glaubensartikel des Mose Maimoni oder Dogmatiken, wie die Josef Albo's, Rabenu Tam's und hundert Anderer Symbole; es sind individuelle Darstellungen des dogmatischen Lehrbegriffs nach individuellen Deductionen aus der Schrift und Überlieferung." Die besten dogmatischen Werke sind: „Eben Bohan", von Semtob Sprot (1374); „Eben-Shetija"; „Igeret Teman", von Mose Maimoni (Basel 1638); „Adam Sikli", von Simon Sahuli (Freiburg 1560); „Ohel Jakob", von Jakob Kopelman (Basel 1584); „Emuna", von Jos. Qimchi; „Emunot", von Saadja Alfiumi (Amsterdam 1648); „Behinat ha-Dat", von Elia del Medigo (Basel 1639); „Derek Jashar", von Jesaja Chajim (Venedig 1633); „Chobat ha-lebabot", von Behaji (Mantua 1559) u. A. IV. Exegetik. Die Erklärung der heiligen Schriften alten Bundes, sei es, daß sie sich über sämmtliche oder über einzelne Bücher erstreckte, darf bei der Betrachtung der rabbinischen Literatur nur in Bezug auf das Dogmatische betrachtet werden und wirklich ist gerade in dieser Beziehung die rabbinische Literatur sehr reich. Überhaupt hat die Auslegung drei Richtungen in der rabbinischen Literatur eingeschlagen: a) die Exegese der Midraschim, wo noch die ganze jüdische Sagen- und Fabelwelt an Schriftverse geknüpft wird, oder wo die Sagen als bloße Evolutionen der Schrift angesehen und analytisch oder synthetisch daraus entwickelt werden. Dergleichen exegetische Werke gibt es zweihundert, die, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Mythenkunde, noch als poetisch-exegetische

Kunstwerke eine Aufmerksamkeit verdienen. b) Die religiös-philosophische Exegese, deren Chorführer Isaak Abravaneli, Ibn-Ezra, Levi Gersoni sind. c) Die dogmatische Exegese, deren Haupt Salomo Isaaki (Raschi, fälschlich: Jarchi) ist. Auch in Bezug auf die Zeit hat die Exegese verschiedene Epochen durchlaufen, aber der beschränkte Raum einer Encyklopädie gestattet uns nicht, dieses weiter auszuführen. V. Synagogengeschichte, die wir hier ebenfalls der Kürze wegen übergehen. 79.

Rabbinische Schrift und Sprache. Unsere jetzt in Druckereien übliche hebräische Quadratschrift (Ketiba Merubaat) ist bekanntlich erst zur Zeit des Unterganges des jüdischen Staates in Gebrauch gekommen, aber erst gegen sechs Jahrhunderte später hatte sich eine rabbinische Schrift gezeigt, wozu die häufigen Abschriften der Mishna und der Talmude, häufiger noch die Randbemerkungen der Midras-Exegese in den Bibelabschriften Veranlassung gegeben haben. Der Grundtypus dieser Schrift war die moderne hebräische, aber zu Currentcharakteren verzogen, und diese anfangs bloße Cursivquadratschrift verzog und bildete sich später durch Einfluß der neski-arabischen und später der maurischen zu verschiedenen Schriftarten aus. Die Hauptgattungen sind: 1) Raschischrift, womit vorzüglich in früherer Zeit die Commentare Raschi's, d. h. Salomo Isaaki's, geschrieben waren und die noch jetzt in Druckereien üblich ist; 2) die verbundene spanische, die unter dem Namen Mualak bekannt ist; 3) die mannigfachen Currentschriften, genannt Masket, und zwar: a) die afrikanische, b) die iberische, c) die italische, d) die germanische, e) die slawische jüdische Cursivschrift (S. J. Fürst, „Lehrg. der aramäischen Idiome", S. 25). Was die rabbinische Sprache betrifft, so hat sie sechs Epochen durchlaufen, in denen sie sich jedesmal von Neuem verjüngte und umgestaltete, deren gemeinschaftlicher Quell aber das Neuhebräische war. 1) Die soferische (515 vor Chr. bis 70 nach Chr.) Epoche kannte die rabbinische Sprache nicht als isolirt und geschieden vom Neuhebräischen, chaotisch waren noch beide in einander gemischt, wie man aus den erhaltenen hohenpriesterlichen Gebeten am Sühnetage, aus den Eulogien, aus den Liedern und aus der Gnomik jener Zeit wahrnehmen kann. 2) Die talmudische Epoche vermischt die rabbinische Sprache mit dem Vulgär-Aramäischen, zu einer Talmudsprache zusammenschmelzend, so daß das Neuhebräische sich völlig vom Rabbinischen scheidet. 3) Die gaonäische Epoche (700—1000) läßt erst das Idiom des Rabbinismus erstehen; die Bearbeitung strenger und geschiedener Disciplinen verlangten eine neue Technik und dieses war das Jünglingsalter des Rabbinismus. 4) Das erste rabbinische Zeitalter, die Zeit der Linguistik, der Philosophie und Poesie (1000—1500). In dieser erlebte der Rabbinismus sein goldenes Zeitalter; Kraft und Fülle seiner Sprache erblühte in jenen Jahren. 5) Das zweite rabbinische Zeitalter (1500—1750), in welchem die Sprache extensiv gewinnt, aber um so mehr an innerer Kräftigkeit verliert. 6) Die Neuzeit (1750—1836), wo die rabbinische Sprache, wie in der ersten Epoche, durch Vermischung mit dem Neuhebräischen sich zu verjüngen strebt. In Bezug auf die grammatische Eigenthümlichkeit des Rabbinischen vergleiche man die sehr nützlichen, obgleich noch mangelhaften Grammatiken: Chph. Cellarii „Rabbinismus" (Zeitz 1684. 4.); Jo. Plantavitii „Florilegium Rabbinicum" (Lodav. 1645. Fol.); Andr. Relandi „Analecta Rabbinica, in quibus continentur Ganebr. Isag. etc." (Utrecht 1702. 8.); Gilb. Genebrordi „Isogoge Rabbinea" (1563, 1584. 4.); Ol. Gerh. Tychsen, „Elementa dialecti Rabbinicae" (Bautzen 1763. 8.); M. Landau, „Geist und Sprache der Hebräer nach dem zweiten Tempelbau" (Prag 1822). 79.

Rabe, lat. corvus, corax; franz. corbeau; engl. raven, ein Raubvogel, der größte im Rabengeschlechte, fast überall heimisch, hat am ganzen Körper schwarze Federn, die auf dem Rücken einen grünlichen Glanz von sich werfen und

an der Kehle ins Graue fallen; in den nördlichen Gegenden geht dieses Graue mehr ins Weißliche über. Wird der R. jung gefangen, so läßt er sich sehr leicht zähmen und lernt in kurzer Zeit einige Worte nachsprechen. Seine Raublust, besonders solcher Dinge, die einen ungewöhnlichen Glanz von sich geben, hat das Sprichwort veranlaßt: „Er stiehlt wie ein Rabe." Seine Flügelfedern dienen zum Schreiben und Zeichnen und wegen seines ungemein starken Geruchs hält es schwer, ihn zu erlegen. Im Alterthume, das sein Lebensalter auf 100 Jahre ausdehnte, war er dem Apollo geweiht und bei den Auspicien deutete sein Erscheinen immer auf Unglück hin. Daher galt auch der Zuruf: „Geh zum Raben" (zum Geier, Henker) als Verwünschungspartikel. — R. oder corvus nannten die Alten auch das zangenförmige Instrument, vermittelst dessen sie bei Belagerungen die Mauerbrecher anfaßten und in die Höhe zogen. — R., ein südliches Sternbild, nahe ostwärts beim Becher und westlich unter Spica, macht sich durch ein verschobenes ungleichseitiges Viereck leicht kenntlich und zählt nach Flamsteed 10 Sterne dritter bis sechster Größe. 35. 13.

Rabelais (spr. Rabelä) (François), der kräftigste französische Satyriker, 1483 zu Chinon in Touraine, wo sein Vater Apotheker (nach Anderen Gastwirth) war, geboren, trat, nachdem er die Schule zu Angers, wo er wenig Fleiß zeigte, besucht hatte, zu Fontenai-le-Comte in den Franciscanerorden und suchte durch einen rastlosen Fleiß, mit dem er sich auf fast alle Fächer der Gelehrsamkeit warf, das Versäumte wieder einzuholen. Da ihm seine unwissenden Mitmönche, deren Dummheit er zum Gegenstande seines Spottes machte, bald unleidlich wurden, suchte und erhielt er von Clemens VII. die Erlaubniß in den Benedictinerorden überzutreten. In der Abtei Maillezais gefiel es ihm aber eben so wenig; er ging daher ohne Erlaubniß seiner Oberen nach Montpellier und widmete sich der Arzneiwissenschaft, welche er nach kurzer Zeit mit gutem Erfolge ausübte und lehrte. Später begab er sich, um sich einen bedeutenderen Wirkungskreis zu schaffen, nach Paris, erwarb sich die Gunst des einflußreichen Cardinals Du Bellay und machte mit diesem eine Reise nach Italien. Während die Geistlichkeit, die an seinem Leben und an seinen Schriften großes Ärgerniß nahm, täglich seine Excommunication erwartete, erhielt er von Paul III. nicht nur die Absolution wegen Verlassung des Klosters, sondern auch eine Pfründe in der Abtei Saint-Maur-des-Fosses und die Pfarrei zu Meudon. Zum Pfarrer von St. Paul in Paris berufen wollte er gerade sein neues Amt antreten, als ihn der Tod 1553 überraschte. R.'s Charakter soll untadelhaft gewesen und Alles, was man ihm zur Last legt, von seinen ärgsten Feinden, den Pfaffen und Mönchen, ersonnen worden sein. Einem Freunde Bellay's, durch welchen sich dieser nach seinem Befinden erkundigen ließ, soll er auf dem Sterbelager geantwortet haben: „Schildere dem Herrn den Zustand, in welchem du mich siehst. Ich gehe jetzt, ein großes Vielleicht zu suchen. Was dich angeht, du bleibst ein Narr dein Leben lang. Laß' den Vorhang fallen, die Posse ist aus." Sein satyrischer Roman: „Gargantua und Pantagruel" (1533. Gute Ausgg. Amst. 1711. 6 Voll. 8. Par. 1732. 6 Voll. 8. Amst. 1741. 3 Voll. 4. Par. 1798. 3 Voll. 8. Par. 1820. 3 Voll. 18. Par. 1822. 3 Voll. 8. Trefflich nachgebildet von J. Fischart (s. d. Art.), unglücklich von Dr. Eckstein [C. L. F. Sander], Hamb. 1785—1787. 3 Bde. 8. und gut übersetzt von G. Regis, Leipz. 1832 ff. 8.) ist freilich zu sehr rohes Carricaturgemälde, als daß es für ein Meisterstück satyrischer Dichtung gelten könnte. R.'s Phantasie arbeitete stets in das Ungeheuere, aber eben diese Unerschöpflichkeit im Ungeheueren, eben diese burleske Originalität reißen zur Bewunderung hin. Sein Übermuth verschmäht kein Witzspiel, sei es auch noch so possenhaft, niedrig und schmutzig, wenn es nur Lachen erregt; aber bei allen diesen Fehlern verdient er in der französischen Literatur, die so wenig Originelles und Kernhaftes aufzuweisen hat, die höchste Beachtung;

auch sein Bemühen, seiner noch sehr rohen Muttersprache Beweglichkeit und Geschmeidigkeit zu geben, muß mit Dank anerkannt werden. 67.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), ein im vorigen Jahrhunderte vielgepriesener deutscher Satyriker, am 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig, wo sein Vater Anwalt bei dem Oberhofgerichte war, geboren, widmete sich, nachdem er zu Meißen eine gründliche Schulbildung erhalten hatte, zu Leipzig der Jurisprudenz (1730—1737) und ward 1741 zum Steuerrevisor des leipziger Kreises ernannt. So beschwerlich auch dieses Amt war, so setzte er doch seine schriftstellerischen Versuche, deren Erstlinge er in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" (1741 ff.) und in den „Bremer Beiträgen" (1744 ff.) niedergelegt hatte, von seinen Freunden Gärtner, Gellert und Weiße aufgemuntert, fort. Schmerzlich war ihm, als er 1753 als erster Secretair des Obersteuercollegium nach Dresden berufen ward, der Abschied von Leipzig; auch traf ihn hier das Unglück bei dem Bombardement dieser Stadt (1760) seine ganze Habe und darunter seine ungedruckten Satyren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten, zu verlieren. Nach dem Frieden ward er Steuerrath, entsagte aber von jetzt an, da seine Gesundheit merklich abnahm, allen literarischen Arbeiten. Die Folgen wiederholter Anfälle vom Schlage vermochte das Karlsbad, wohin er 1768 ging, nicht zu heben und er starb am 22. März 1771 an einem Stickflusse. Strenge Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe, unverdrossener Eifer in seinen Berufsarbeiten und ungetrübte Heiterkeit waren die vorzüglichsten Zierden seines Charakters. Als Schriftsteller erfreute er sich des ungemessensten Beifalls, der freilich seit seinem Tode mit jedem Jahre abgenommen hat, was hauptsächlich darin begründet zu sein scheint, daß ihm eigentlich nur einiger Witz zu Gebote stand, ihm aber der Humor, welcher die englischen Satyriker, denen man ihn gleichstellte oder über die man ihn sogar erhob, auszeichnet, gänzlich abgeht. Seine Satyre, welche, wie Franz Horn treffend sagt, statt die Welt im Großen und Ganzen mit Humor zu betrachten und die einzelnen Irrthümer und Fehler freisinnig parodirend auf den Mittelpunkt zurückzuführen, nur aus jener weiten und breiten Welt, wie sie sich ihr abspiegelt, einzelne wunderliche, doch nicht sehr gefährliche Personen, demüthige Gratulanten, hungernde Poeten, pedantische Magister, alte Jungfern, rohe, adelstolze Dorfjunker, herausreißt und leicht tödtet und sich immer fast nur auf der untersten Stufe der Ironie bewegt, ermüdet bald durch Eintönigkeit, besonders jetzt, wo die Ideale seiner Schilderungen aus dem wirklichen Leben längst verschwunden sind. R.'s tüchtige Gesinnung, welche die eines ehrlichen, sich nie bückenden und schmiegenden Bürgersmanns ist, bleibt jedoch stets der Anerkennung und des Lobes würdig. Auch seine Darstellungsgabe und sein Bemühen, seine Muttersprache klar und rein zu halten, verdienen Achtung. Die beste Ausgabe seiner Werke nebst einer Biographie besorgte C. F. Weiße (Leipz. 1777. 6 Thle. 8.). 67.

Rabenstein, lat. suggestus supplicii saxeus; franz. lieu de supplice; engl. place of execution, heißt der durch eine Mauer erhöhte Platz, wo sonst die Hinrichtungen der Verbrecher vollzogen wurden. Sie wurden gewöhnlich außerhalb der Städte aufgeführt und dienten als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit des Orts. In der neuesten Zeit, wo die Hinrichtungen nicht mehr so häufig stattfinden, werden sie immer seltener und in vorkommenden Fällen wird jeder andere passende Ort dazu benutzt. 35.

Rabulist, lat. rabula, heißt ein Advocat, welcher sich absichtliche Rechtsverdrehungen und schlechter Mittel zur Durchführung seiner Sache bedient. 30.

Rabutin (spr. Rabütäng) (Roger de), Graf von Bussy, ein französischer Witzling aus der Periode Ludwig's XIV., am 3. April 1618 zu Epiry in Nivernois geboren, trat frühe in Militairdienst, mußte aber wegen Dienstnachlässigkeit manchen Monat in der Bastille zubringen und machte sich außerdem durch satyrische Spottgedichte und Witzeleien, so wie durch ein ärgerliches Leben viele Feinde. Durch

Hofintriguen wurde er jedoch in kurzer Zeit zum Feldmarschall, zum Commandant von Nivernois und zum Cavalleriegeneral ernannt; auch nahm man ihn 1665 in die französische Akademie auf. Seine Anmaßung brachte ihn aber bald mit dem großen Turenne in Zwiespalt und des Königs Gewogenheit wandte sich gänzlich von ihm ab. Als er endlich durch seine „Histoire amoureuse des Gaules" (N. E. Par. 1754. 5 Voll. 12.), worin er die galanten Abenteuer einiger Hofdamen in der Fassung eines Romans zur Schau stellte, den Unwillen einflußreicher Personen rege machte, ward er in die Bastille geschickt und, nachdem er seine Strafe ausgehalten hatte, aus der Hauptstadt verbannt. Alle Schmeicheleien, welche er an den König verschwendete, blieben um so fruchtloser, als man seiner geheimen Gesinnungen gewiß war. So hatte er über Boileau's Brief über den Rheinübergang Ludwig's XIV. bitter gespöttelt und vermochte nur dadurch, daß er den Dichter um Verzeihung und Stillschweigen bat, den unangenehmsten Folgen zu entgehen. Die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren, welche er nach sechszehnjähriger Abwesenheit erhielt, war für ihn völlig nutzlos, da ihm Niemand freundlich nahen wollte. Er zog sich daher verdießlich auf seine Landgüter zurück und starb fast gänzlich vergessen am 9. April 1693 zu Autun. Eitelkeit und Boshaftigkeit waren die beiden offen zu Tage liegenden Hauptbestandtheile seines Charakters, welche, vereint mit bodenloser Liederlichkeit, jeden Ehrliebenden von ihm fern hielten. Witz ist ihm nicht abzusprechen, doch neigt er sich fast ohne Ausnahme zur beleidigenden Satyre. Seine Briefe, welche P. Bouhours sammelte (Amst. 1731. 6 Voll. 8.), sind eben so anziehend, als voll raffinirter Schöngeisterei; aus seinen „Mémoires" (Par. 1694. 2 Voll. 4.), die doch ziemlich inhaltsleer sind, blickt unbegrenzter Eigendünkel, und seine „Histoire abrégée de Louis le Grand" (Par. 1699. 12.) kann nur als übertriebene Lobrednerei gelten, die ihres Zweckes verfehlte. Die meisten Leser fand seine unsaubere „Histoire amoureuse des Gaules", und wer an den galanten Intriguen der großen Welt und an der raffinirtesten Unsittlichkeit Geschmack findet, kann wirklich nichts Unterhaltenderes lesen. Bussy war unstreitig ein Mann von Geist und Bildung, aber er verdarb sich selbst durch Nichtachtung alles sittlichen Anstandes und stetes Haschen nach Witz. 66.

Race (spr. Rasse) bezeichnet überhaupt die Gesammtheit gleichartiger Wesen; der Ausdruck wird aber meist nur in der Zoologie gebraucht, wo er die einer Anzahl Individuen einer Thierspecies gemeinsamen Merkmale umfaßt und folglich eine der besondersten Unterabtheilungen begründet, z. B. Menschenracen, Pferderacen 2c. 9.

Rachegöttinnen, s. Furien.

Rachel (Joachim), ein deutscher Satyriker des XVII. Jahrh., am 28. Febr. 1618 zu Lunden, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Hamburg seine Vorstudien beendigt hatte, auf den Universitäten Rostock und Dorpat der Philologie und ward darauf Rector an der Schule zu Heyde, welche Stelle er aber 1660 mit der eines Rectors zu Norden in Ostfriesland vertauschte. Einen Ruf an die Universität zu Kiel nahm er nicht an, weil seine Lage dadurch nicht verbessert wurde; mehr Vortheile schien ihm das Rectorat zu Schleswig zu bringen, wo er aber, nachdem er kaum 18 Monate die ihm angenehme Stelle bekleidet hatte, am 3. Mai 1669 starb. R.'s Satyre ist ernst und streng; Juvenal und Persius sind seine Vorbilder und Beide übertrifft er an poetischer Härte; eigentlicher Humor ist nirgends bei ihm zu finden. Seine acht Satyren („Das poetische Frauenzimmer", „Der vortheilige Mangel", „Die gewünschte Hausmutter", „Die Kinderzucht", „Das Gebet", „Das Gute und Böse", „Der Freund" und „Der Poet") in gereimten Alexandrinern züchtigen deutsche Thorheiten, vor allen die Gallomanie, mit manchmal überderber Wahrheit und ohne Rücksicht auf das feinere sittliche Gefühl, welches jedoch zu seiner Zeit

keineswegs dadurch beleidigt wurde, und ihr Hauptverdienst besteht gerade in der spottenden und treffenden Kraftsprache der gesunden Vernunft; auch sind die verspotteten Thorheiten ganz nach dem Leben gezeichnet; die Sprache, welche er M. Opitz nachbildete, ist durchaus richtig und rein. Zwei andere ihm oft zugeschriebene Satyren: „Jungfernlob" und „Jungfernanatomie," aus welchen keine ganz reine Gesinnung, wohl aber eine überschwengliche Grobheit spricht, gehören höchstwahrscheinlich einem andern Verfasser, der in Hoffmannswaldau's Schule ging. R.'s Satyren sind unter dem Titel: „Deutsche satyrische Gedichte" oft gedruckt worden (z. B. Frankf. 1664. 8., Leipz. 1689. 8., Berl. 1743. 8.); die neuste Ausgabe besorgte A. Schröder (Altona 1828. 8.). 67.

Racine (Jean de), der größte dramatische Dichter der Franzosen, am 21. Dec. 1639 in dem Städtchen La Ferté-Milon in der Nähe von Paris geboren, verlor früh seine Eltern und kam unter die Obhut seines väterlichen Oheims, welcher ihn, nachdem er seine erste gelehrte Bildung zu Beauvais erhalten hatte, zu Paris in dem Collége Harcourt und in der Abtei Port-Royal des Champs seine Studien vollenden ließ. Mit besonderer Vorliebe umfaßte er die griechische und römische Poesie und wie sehr diese auf seine dramatischen Meisterwerke einwirkte, ist allgemein anerkannt. Seine ersten poetischen Versuche, zwei Oden, eine auf die Vermählung Ludwig's XIV. („Aux nymphes de la Seine", 1659), die andere auf die Stiftung der drei Akademien („La renommée aux Muses", 1663) hatten, obschon sie nur bombastische Lobhudeleien ohne alle wahre Poesie sind, einen glänzenden Erfolg und verschafften ihm von dem Könige bedeutende Geschenke und einen Jahrgehalt von 600 Livres. Vortheilhaft wirkte auf seine poetische Ausbildung die Bekanntschaft mit Boileau und Molière; auf den Rath des Letzteren vernichtete er sein erstes Trauerspiel: „Théagène et Chariclée", welches er aus dem griechischen Romane gleichen Namens, seinem Lieblingsbuche, gezogen hatte, und dichtete die „Thébaïde" (1664), eine freilich sich noch nicht bis zur Mittelmäßigkeit erhebende Tragödie, welche aber dennoch Beifall fand. Auch „Alexandre" (1665. Deutsch von C. Schreiber, Berl. 1808. 8.) war noch schwach und verrieth zu sehr den Nachgänger Corneille's. Die ihm eigenthümliche Richtung, die darin besteht, daß er weniger Bewunderung und Staunen, als Mitleid und Mitgefühl erregen will, verfolgte er zuerst in der „Andromaque" (1667. Deutsch von K. H. v. Ayrenhoff, Presb. 1804. 12.), welche mit stürmischem Lobe aufgenommen und stets mit neuer Freude bei unzähligen Aufführungen gesehen ward. Die inneren Kämpfe und Widersprüche der Leidenschaft sind mit seltener Wahrheit und Kraft ausgedrückt. Andromache's Wittwentreue und mütterliche Zärtlichkeit sind rührend schön und überhaupt alle weibliche Rollen meisterhaft ausgestattet; weniger sind die männlichen gelungen, was übrigens bei R. fast immer der Fall ist. Daß R. auch im Lustspiele, wenn er sich öfter darin versucht hätte, nichts Unbedeutendes geleistet haben würde, beweisen die „Plaideurs", (1668), welche er den „Wespen" des Aristophanes glücklich nachbildete. Sein „Britannicus" (1669. Deutsch von F. L. v. Erlach, Frankf. 1804. 8.) wurde kalt aufgenommen und ging nur mit Mühe achtmal über die Bühne, obschon darin die Charaktere, so wie die Zeit und der Hof Nero's trefflich gezeichnet sind. Das zarte idyllische Trauerspiel: „Bérénice" (1670), voll zarter Gemüthlichkeit, wird gewöhnlich von den französischen Kunstrichtern nicht nach Gebühr geschätzt. Der in ihm waltende Zauber der Sprache ist bis jetzt noch keinem andern französischen Dichter in so hohem Grade gelungen. Nachlässiger ist „Bajazet" (1672. Deutsch von A. Bode, Berlin 1803. 8.) gearbeitet, doch sprach er durch die Neuheit des Gegenstandes an, obschon die Helden des Stückes nur Franzosen mit türkischem Costüme sind. Großartiger sind die Charaktere im „Mithridate" (1673); doch erregt Monime, eine der liebenswürdigsten und rührendsten Schöpfungen R.'s, die meiste Theilnahme. Die Intrigue

des Mithridat ist übrigens, wie schon Voltaire richtig bemerkt hat, der des „Geizigen" von Molière sehr ähnlich. Als das vollendetste Meisterwerk der französischen Bühne erkennen die französischen Kunstrichter R.'s „**Iphigénie**" (1674. Deutsch von H. K. F. Peucer, Leipz. 1823. 8.). „O Tragödie der Tragödien!" ruft Voltaire aus, „Schönheit aller Zeiten und Völker! Wehe dem Barbaren, der deine wunderbaren Vorzüge nicht fühlt!" Und doch, was ist diese Tragödie der Tragödien, wenn man sie mit den griechischen Mustern, welche R. vorschwebten, zusammenhält? Wehe dem Barbaren, der ein schwaches Nachbild dem Originalbilde, einen zum französischen Gecken modernisirten Achilles dem homerischen vorzieht, dessen sich Laharpe wirklich untersteht! Großen Scandal erregte das Trauerspiel: „**Phèdre**" (1677. Deutsch von F. Schiller, Tübing. 1805. 12.), welches von R.'s Feinden mit aller Anstrengung niedergedrückt und tief unter das gleichnamige elende Machwerk Pradon's gesetzt ward. Der wirkliche Werth des Stückes siegte freilich bald über jede Chicane, aber R. fühlte sich durch diese unverdiente Anfeindung so tief gekränkt, daß er in der besten Kraft und in der Reife seines Genies der dramatischen Dichtkunst entsagte und erst nach zwölf Jahren und nur auf die dringende Bitte der Frau von Maintenon die Tragödie: „**Esther**" (1689) dichtete, aber nur auf der Privatbühne zu Saint-Cyr aufführen ließ; sie machte, obschon sie kaum den Namen einer Tragödie verdient, bei dem selten richtig urtheilenden Hofe ungemeines Glück. Und „**Athalie**" (1691. Deutsch von K. F. Cramer, Kiel und Hamb. 1786. 8.), R.'s Meisterwerk, wurde weder aufgeführt noch gelesen! Konnte sich die Geschmacklosigkeit des läppischen, alles Ernstes unfähigen Zeitalters greller offenbaren? Die Nachwelt hat unparteiischer geurtheilt und der Athalie den Preis unter allen französischen Tragödien zuerkannt; sie ist rein von allen Manieren und einzig und allein der ächtfrommen Begeisterung des Dichters entflossen. Erwartung, Rührung und Erschütterung wechseln immer steigend und bei der strengen Enthaltung von allem Fremdartigen ist eine reiche Mannigfaltigkeit, zuweilen Anmuth, öfter Heiterkeit entfaltet. Sie nähert sich am Meisten dem großartigen Style der Griechen und der Chor ist völlig im Sinne der Alten, nur nach unserer Musik und Einrichtung der Bühne auf andere Weise eingeführt. Sollte R., die Vorzüge seiner Leistung wohl fühlend, über vielfache Verunglimpfung derselben nicht aufgebracht werden? Er entsagte zum zweiten Male der dramatischen Laufbahn und blieb seinem Entschlusse getreu, wozu jedoch sein im vorgerückten Alter stets bemerklicheres Hinneigen zu einem frommen beschaulichen Leben nicht wenig mag beigetragen haben. Die Lust sich in ein Kloster einzuschliessen hatte er jedoch schon früher verloren und sich 1677 mit der Tochter des Schatzmeisters d'Amiens vermählt, mit welcher er in einer glücklichen und fruchtbaren Ehe lebte. In demselben Jahre war er von dem Könige mit Boileau zum Historiographen von Frankreich ernannt worden; seine unvollendete Geschichte Ludwig's XIV. ging aber 1726 durch eine Feuersbrunst zu Grunde; der Verlust mag jedoch nicht sehr groß gewesen sein, da das Werk wenig mehr als eine Lobrede werden konnte. Der König überhäufte ihn fortwährend mit Gunstbezeugungen und sah ihn gern um sich; er ernannte ihn sogar zum Schatzmeister und 1690 zu seinem Secretair und Kammerjunker. Die Ungnade, die R. durch einen Aufsatz, den er auf Geheiß der Frau von Maitenon über die Nothwendigkeit die Abgaben, welche die Nation drückten, zu vermindern, ausarbeitete, sich soll zugezogen haben, ist ein Mährchen, denn wenn der König auch diese Freiheit übel nahm, so schenkte er doch dem Dichter bis an seinen Tod die größte Aufmerksamkeit und dehnte sogar die Wohlthaten, welche er ihm zuströmen ließ, auf seinen Sohn aus. R. starb am 22. April 1699. Sein Charakter als Mensch ist unantastbar. Als Dichter ist er der Vollender der Tragödie nach französischen Kunstregeln und der eleganteste aller tragischen Dichter. Ist seine Phantasie auch nicht ungewöhnlich reich und fehlen

auch seinen Charakterzeichnungen die Kraft und die Bestimmtheit, wodurch sich Corneille so vortheilhaft auszeichnet, so ist doch seine Gewandtheit, womit er sich in jeden Stoff, den er aufnahm, hineinarbeitete und gerade dasjenige, was der französische Geschmack verlangte, aus ihm hervorzog, bewunderungswürdig. Die Anlage seiner Stücke ist nicht immer so tadellos, wie sie die französischen Kunstrichter preisen, aber er zog sich in dem engen Raume, in welchen ihn die von seiner Zeit beliebten dramatischen Regeln einschlossen, stets geschickt und behutsam aus den schwierigsten Lagen. In der Eleganz der Sprache und Versification, nach den Gesetzen des französischen Alexandriners, hat er nichts zu wünschen übrig gelassen. „Racine", sagt A. W. Schlegel, „ist ein durchaus liebenswürdiger Dichter; er hatte eine große Empfänglichkeit für alle zarteren Regungen, und Anmuth in der Weise sich auszudrücken. Seine Mäßigung, die ihn nirgends über die Grenze des Gehörigen ausschweifen ließ, ist ihm nicht zu hoch anzurechnen, denn er hatte keinen Überfluß an Charakterstärke, ja es sind Spuren von Schwächlichkeit sichtbar, die sich auch in seinem Leben offenbart haben sollen. Der süßlichen Galanterie hat er gleichfalls gehuldigt, wo sie nur als ein Scheinbild der Liebe dazu dient, die Intrigue zu knüpfen, aber oft ist er zu einer ächteren Schilderung der Liebe, besonders in seinen weiblichen Charakteren hindurchgedrungen und viele seiner Liebesscenen athmen eine zärtliche Wollust, die sich unter dem Schleier der schonendsten Sittsamkeit um so verführerischer einschleicht. Die Widersprüche unglücklicher Leidenschaft, die Verirrungen eines dem unwiderstehlichen Verlangen hingegebenen kranken Gemüths hat er rührender und inniger geschildert als vor ihm und vielleicht auch nach ihm irgend ein französischer Dichter. Überhaupt neigte er sich mehr zum Elegischen und Idyllischen als zum Heroischen. Selten empört er durch die unverkleidete Widerwärtigkeit ausgesuchter Gräuel, wie Corneille und Voltaire; nur manchmal hat er das wirklich Harte, Schlechte und Niedrige unter allzuhöflichen Formen versteckt. Die Versuche R.'s in anderen Dichtungsarten sind unbedeutend; seine lyrischen Poesien, einige geistliche Oden („**Cantiques spirituels**") etwa ausgenommen, sind nichts mehr als gereimte Prosa. Seine Epigramme sind fein und treffend, aber übrigens nur kritische Ausfälle auf seine Nebenbuhler und Tadler. Die prosaischen Schriften, welche wir von ihm besitzen, beweisen, daß er sich auch in dieser Gattung der Rede natürlich, einfach, leicht und klar auszudrücken verstand. Sein „**Abrégé de l'histoire de Port-Royal**" (1693) wird freilich jetzt nicht mehr gelesen; dagegen verdienen seine beiden Reden („**Discours académiques**", eine bei der Aufnahme Th. Corneille's, die andere bei der des Abbé Colbert), die er in der französischen Akademie, in welche er 1673 aufgenommen wurde, hielt, und seine Briefe, worin sich sein trefflicher Charakter am Reinsten spiegelt, nicht vergessen zu werden. Die besten und geschätztesten Ausgaben der sämmtlichen Werke R.'s besorgten Luneau de Boisjermain (mit Commentar), **Par. 1768** (und 1796) **7 Voll. 8.**; P. Didot, **Par. 1801 – 1805. 3 Voll. Fol.** (Prachtausgabe); G. Garnier (mit Laharpe's Commentar), **Par. 1807. 7 Voll. 8**; J. L. Geoffroy (mit langweiligem Commentar), **Par. 1808. 7 Voll. 8.** und L. Aimé Martin (mit einer guten Auswahl aus allen Commentaren), **Par. 1821. 6 Voll. 8.** 67.

Racine (Louis), der jüngere Sohn des Vorhergehenden und ein mittelmäßiger Dichter, am 6. Nov. 1692 zu Paris geboren, widmete sich der Jurisprudenz und wählte die Laufbahn eines Sachwalters, die er aber bald so wenig nach seinem Geschmacke fand, daß er in den geistlichen Stand zu treten sich vornahm. Mancherlei Verhältnisse brachten ihn jedoch von diesem Entschlusse ab und er begleitete später mit großer Berufstreue verschiedene Stellen in der Provinz, die er durch die Vermittelung seines Gönners, des Cardinals von Fleury, erhalten hatte. Neben seinen Amtsgeschäften fand er noch Muße genug zu literarischen Arbeiten, wodurch

er aber nur wenig Aufsehen erregte. Die Beschäftigung mit der Poesie widerrieth ihm Boileau ernstlich, aber vergebens. In seinen spätern Jahren gab R. seine Anstellung auf und kam wieder nach Paris, wo er am 29. Jan. 1763 starb. Seine Lehrgedichte „La religion“ und „La grace“ zeichnen sich mehr durch religiöse, als durch poetische Wärme aus, geben aber ein ehrenvolles Zeugniß von der trefflichen Gesinnung ihres Verfassers in einem verdorbenen Zeitalter. Seine Oden und Episteln sind ernst und würdig gehalten; die Sprache ist elegant, aber nur selten haben sie einen ächt-poetischen Schwung. Seine „Mémoires sur la vie de J. Racine“ sind nicht frei von unrichtigen Behauptungen; auch die „Réflexions sur la Poésie“ und „Remarques sur les tragédies de Racine“ sind nicht sehr tief gegriffen. „Oeuvres“ (Amst. 1750. 4 Voll. 12., Paris 1809. 6 Voll. 8.). 67.

Rad, lat. rota; franz. roue; engl. wheel, heißt im Allgemeinen jede runde Scheibe, welche massiv oder mit Speichen, auf ihrer Peripherie eben oder mit Furchen versehen ist und eine durch ihren Mittelpunkt gehende, auf ihrer Ebene perpendiculäre, entweder in ihr festsitzende oder bewegliche Achse hat. Das dabei zum Grunde liegende mechanische Princip ist der Hebel, indem man von jedem Punkte, sowohl der Peripherie jener Scheibe, als auch der Oberfläche der physischen Achse aus, auf welchen eine Kraft oder die resultirende mehrerer bewegenden Kräfte wirkt, eine Linie bis zur gemeinschaftlichen geometrischen Achse beider fällt und diese als die Längen der Hebelarme betrachtet, deren Hypomochlium in dieser geometrischen Achse selbst liegt. So einfach im Ganzen dieses Princip ist, so vielfach sind die Anwendungen, die man davon gemacht hat, deren zahlreiche Modificationen einen wesentlichen Theil der praktischen Maschinenlehre ausmachen. Man theilt die verschiedenen Räder ein in: 1) das Wagenrad, dessen Bau und Gebrauch bekannt ist; 2) das R. an der Welle, eine massive Scheibe oder ein mit Speichen und einem Kranze versehenes R. an einer Welle, einem willkührlich langen Cylinder befestigt, das mechanisch so benutzt wird, daß die Halbmesser beider als Hebel wirken. Dem vielseitigen Gebrauche zufolge, welcher davon gemacht wird, erleidet dasselbe verschiedene Abänderungen, woraus wieder verschiedene Namen entstehen. Im Ganzen jedoch zerfallen sie in zwei Hauptclassen, in Räder mit horizontaler und mit verticaler Welle. Die vorzüglichsten hierher gehörigen Maschinen sind folgende: a) das R. an der Welle; dieses besteht aus einem 5—20 Fuß im Durchmesser haltenden Rade an einem langen dicken horizontalen, um eiserne in festen Lagern ruhende Zapfen beweglichen Cylinder und wird größtentheils auf Speichern gebraucht, um schwere Lasten aufzuwinden und aufzubewahren; b) die mancherlei Arten Haspel (s. d. Art.); c) die mancherlei Maschinen, deren Welle vertical steht und welche den gemeinschaftlichen Namen Winden (s. d. Art.) führen; ferner d) der Krahn oder Kranich; e) der Göpel und f) das Tretrad oder Laufrad (s. d. Artt.). 3) Das R. und Getriebe, zwei Scheiben oder Räder von verschiedenem oder auch gleichem Halbmesser, welche sich an einem Punkte ihrer Peripherie berühren. Wird nun die eine um ihre Achse gedreht, so läuft auch die andere um und beider Peripherieen legen sich so an einander an, daß gleiche Längen fortwährend mit einander in Berührung kommen. Damit nun solche Rollen oder Walzen nicht über einander hingleiten, hat man gewisse Erhabenheiten darauf hervorgebracht, welche entweder in die Peripherie des Rads eingeschnitten (dentes) sind oder aus eigenen in eingelassenen Kammen (paxilli) bestehen und im Allgemeinen Zähne (dents; teeths) heißen. Ein solches R. und Getriebe heißt vereint ein Räderwerk, lat. systema rotarum; fr. rouage; système de roues et de pignons). Es gibt drei Arten von Rädern, nämlich das Kronrad (fr. roue à couronne; engl. crown wheel); das Sternrad oder Stirnrad (fr. roue platte; engl. spur wheel, spur gear) und das konische Rad (fr. roue conique; engl. be-

velled wheel), welche sich nach der Richtung der Zähne unterscheiden. Beim ersten stehn sie auf dem Radkranze und gegen die Achse der Welle perpendiculär, beim zweiten auf der Seite des Radkranzes vertical und mit der Achse parallel, beim dritten stehen sie schräg und bilden einen Kegel. Die Maschinen, bei welchen R. und Getriebe in Anwendung kommen, sind Öl-, Papier- und Pulvermühlen, die mancherlei Roßmühlen und Winden und dann die Uhren. 4) Mühlräder, welche in Räder mit horizontaler und verticaler Achse und erstere wieder in oberschlächtige, unterschlächtige und Kropfräder eingetheilt werden. Die Construction der oberschlächtigen Räder unterliegt großen Schwierigkeiten, namentlich ist dabei die gehörige Größe der Zellen, damit sie genug Wasser aufnehmen, die gehörige Richtung der Stoßschaufeln, damit der Stoß am wirksamsten werde, die erforderliche Neigung derselben, bei welcher sie das Wasser am längsten zurückhalten ohne einen Theil desselben als Hinderniß der Bewegung wieder mit in die Höhe zu nehmen, die möglichste Leichtigkeit des Rads und andere Einrichtungen von großer Wichtigkeit; besonders aber hängt die Wirksamkeit des Rads von der Höhe des Gefälles und der Menge des Aufschlagewassers ab. Die unterschlächtigen Räder sind ihrer Construction nach entweder Strauberäder, welche aus einem Kranze mit Einschnitten und darein eingekeilten Schaufeln bestehen, welche an beiden Seiten durch einen oder zwei mitten durch sie durchlaufenden Ringe gesteift sind, oder Staberäder, die aus zwei parallelen Ringen bestehen, deren jeder an besonderen einander parallelen Spitzen befestigt ist und zwischen denen die Schaufeln entweder insgesammt unbeweglich festsitzen oder nur zum Theil in Nuten eingeschoben sich erforderlichen Falls herausnehmen lassen; oder auch Pansterräder, welche im Ganzen wie die vorigen gestaltet, nur breitere Schaufeln haben und daher durch einen oder zwei Ringe unter sich verbunden sind. Sie stehen mit einer Vorrichtung, einem Panster, in Verbindung, vermittelst dessen sie durch ein Hebewerk oder durch Schrauben, seltener durch einen Schwimmer nach dem verschiedenen Wasserstande gehoben oder herabgelassen werden können. Die Kropfräder (Brusträder, brest-wheels), bei denen das Wasser seitwärts auffällt und daher das Schußgerinne eine Neigung nach der Biegung des Rads einen Kropf erhält, sind in neuerer Zeit, namentlich in England und der Schweitz, sehr in Aufnahme gekommen, weil sie sowohl nach der Theorie als nach den Ergebnissen der Erfahrung mehr leisten. Sie fangen unmittelbar von der Grenze der oberschlächtigen Räder an, indem das Kropfgerinne das Wasser in tiefer liegende Zellen ausschüttet, folglich sein Ausguß zunehmend tiefer herabgesenkt, oder vielmehr die Höhe des obersten Theils des Radkranzes höher über denselben hinausgerückt wird, bis der Ausfluß des Wassers mit dem Centrum des Rads in einer horizontalen Ebene liegt. Die Räder mit verticaler Achse sind am untern Ende mit einem horizontalen Rade versehen, auf dessen Kranze die Schaufeln mit einiger Neigung gegen die Ebene desselben so aufgesetzt sind, daß der Wasserstoß lothrecht gegen sie gerichtet ist und somit die Umdrehung des Rads bewirkt. Ungleich bekannter ist das Segner'sche Wasserrad oder Barker's Mühle ohne Rad und Trilling. Dasselbe besteht aus einem auf einem Zapfen ruhenden verticalen Cylinder, welcher am untern Theile mit vier durchkreuzenden perpendiculär auf die Achse des Cylinders gerichteten Röhren versehen ist, aus deren Seitenöffnungen das oben einfließende Wasser in horizontaler Richtung ausströmt. In der Achse des Cylinders befindet sich oben eine Spindel, welche durch einen horizontalen Balken geht und am obern Theile mit einem gezahnten Rade versehen ist, dessen Zähne in das verticale Getriebe derjenigen Spindel eingreifen, welche unmittelbar den Mühlstein umtreibt. Eine sehr schätzbare Schrift, welche von den Rädern überhaupt handelt, ist: „Experimental enquiry concerning the natural power of wind and water to turn mills and other machines," von J. Smeaton (Lond. 1796). Andere sehr ausgezeichnete Schriften über diesen Gegenstand

sind: v. Gerstner's „Handbuch der Mechanik ꝛc." (Prag 1831); Baader „Neues System der fortschaffenden Mechanik ꝛc." (München 1822, Fol.). — Die Strafe des Rades, mit welcher sonst Mörder, Brandstifter, Straßen- und Kirchenräuber belegt zu werden pflegten, war schon bei den Griechen und Römern gewöhnlich. Diese pflegten nämlich den Verbrecher zwischen die Speichen eines Rades ausgestreckt zu binden und dieses schnell zu drehen, bis derselbe seinen Geist aufgab; zuweilen band man noch einen großen Stein an seinen Fuß und zündete ein Feuer unter dem Rade an. Später pflegte man den Verbrecher auf ein Bret an den Boden zu binden und ihm die Knochen zu zerschlagen, indem man ein schweres Rad wiederholt auf ihn fallen ließ. Dieß geschah theils, indem man zuerst die Knochen der Extremitäten zerschlug und den Verbrecher entweder daran qualvoll sterben ließ oder zuletzt ihn durch einige Stöße auf Brust und Genick tödtete (Rädern von Unten), theils, indem man zuerst die Stöße gegen den Kopf und die Halswirbelsäule richtete (Rädern von Oben); menschliche Urtheilsvollstrecker ließen aber den zu Bestrafenden oft vorher erst erdrosseln. Zuletzt flocht man in beiden Fällen den Körper auf das Rad und überließ ihn so den Raubthieren zur Speise, eine Maßregel, welche man bis auf die neueren Zeiten herab als Schärfung bei Hinrichtungen anzuwenden pflegte, indem man den Körper auf das R. flocht, den Kopf auf einem Pfahle daneben aufsteckte. Die neueste Zeit sucht diese barbarische Strafe immer mehr außer Anwendung zu bringen. 40. 30.

Radagais (Radagaisus) brach als Anführer einer über 200000 bewaffnete Männer starken Schwarmes Sueven, Vandalen, Burgunder, Alanen, Gothen und anderer Völker, von anstürmenden asiatischen Horden nach Süden gedrängt, 406 n. Chr. in Italien ein, verwüstete Oberitalien und belagerte schon Florenz, so daß Rom von heftigem Schrecken zitterte. Da rettete aber Stilicho (s. d. Art.) dasselbe noch vor dem Untergange. Nur mit einem geringen Heere zog er R. entgegen, entsetzte Florenz, schloß das Barbarenheer in den Bergen von Fäsulä (Fiesole) durch Verschanzungen so ein, daß ein großer Theil Hungers starb und vernichtete es endlich in einer Schlacht, in welcher R. selbst gefangen wurde. Er ward enthauptet und die Gefangenen verkaufte man als Sklaven. 77.

Radbertus (Paschasius), s. Paschasius Radbertus.

Radcliffe (Anna), eine vielgelesene englische Romanschriftstellerin, am 9. Juli 1764 zu London geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und verrieth schon in früher Jugend eine große Neigung zur schönen Literatur. Von ihren Lebensumständen wissen wir nicht viel mehr, als daß sie mit ihrem Familiennamen Ward hieß, sich 1783 mit dem Rechtsgelehrten W. Radcliffe verheirathete und 1793 eine Reise auf den Continent machte, welche sie auch in einem ziemlich trockenen Reisejournal („Travels through Holland and along the Rhine," Lond. 1794. 4. beschrieb und daß ihre Schriftstellerei ihr nicht nur Ruhm, sondern auch ein bedeutendes Vermögen einbrachte. Von ihren zahlreichen Romanen nennen wir nur: „The romance of the forest" (N. E. Lond. 1792. 3 Voll. 8., deutsch von D. M. Liebeskind, Leipz. 1793. 3 Thle. 8.); „Julia" (London 1791. 2 Voll. 8., deutsch von Liebeskind, Hanov. 1795. 2 Thle. 8.); „The Italian" (Lond. 1797. 3 Voll. 8., deutsch von Liebeskind, Königsb. 1797—1799. 3 Bde. 8.) und „The mysteries of Udolpho" (Lond. 1794. 4 Voll. 8., deutsch, Riga 1795—1796. 4 Thle. 8.) als die bekanntesten und besten. Sie sind alle ohne Ausnahme schauerlich und spielen in Wäldern, verfallenen Schlössern und Klostergewölben. Ihre Plane sind gut entworfen, der Knoten wird oft mit überraschender Kunst geschürzt und gelöst, die Schilderungen sind sehr malerisch und hinreißend und der Styl ist rein und correct. Bei allen diesen Vorzügen können sie aber doch auf höhern Kunstwerth keinen Anspruch machen, indem sie einzig und allein und auf jede Weise auf den augenblicklichen Effect hinarbeiten. Zu ih-

rer Zeit waren diese haarsträubenden Erzählungen so berühmt und beliebt, daß viele unter dem Namen ihrer Verfasserin in Umlauf kamen, die von andern, weit unter ihr stehenden Romanschreibern herrühren. R. starb am 9. Jan. 1823 zu Linclico bei London. Ihr Nachlaß erschien unter dem Titel: „Gaston de Blondeville, or the court of Henry III.“ (deutsch von ....r, Leipz. 1827. 2 Thle. 8.); „St. Albans abbey, a metrical tale, with some poetical pieces,“ (Lond. 1826. 4 Voll. 8.). 67.

Radeberg, ein Städtchen an der Röder im Königreiche Sachsen mit 2000 Einw., 3 Stunden nordöstlich von Dresden entfernt, hat in seiner Umgebung ein heilkräftiges, 1716 entdecktes Bad, das Augustusbad genannt. Es liegt ¼ Stunde von der Stadt, benutzt 7 eisenhaltige Quellen, von denen die eine die Stolln- oder Augustusquelle heißt und ist bisher bei atonischen Krankheiten, Hysterie, Bleichsucht, Lähmungen und Schleimflüssen mit gutem Erfolge gebraucht worden. Die Nähe der Hauptstadt trägt sehr viel zur Frequenz des Kurorts bei und wird namentlich als Vergnügungsort zahlreich besucht. Die nächste Umgegend bietet zwar nicht das Reizende dar, womit die Natur so manchen andern Badeort bedacht hat, doch gewährt das nahe heistersdorfer Thal einigen Ersatz dafür. S. „Radeberg und seine Umgebung“ von Dr. Martius (Bautz. 1828). Früher schon erschien eine Beschreibung desselben von Pienitz und Ficinus (Dresden 1814). 35.

Radegast war ein Götze der Slawen, besonders der Obotriten in Mecklenburg, welchen Grimm mit dem Wodan der Deutschen für identisch hält. Bei Rhetra im Mecklenburgischen soll sein metallenes Standbild gestanden haben und 960 v. Chr. von Otto I. zerstört worden sein. Über seine Abbildung herrschen verschiedene Angaben; doch sollen ihm die Pferde heilig gewesen sein. 23.

Rademacker ist der Name von zwei ausgezeichneten niederländischen Malern. — Gerard R., geb. 1672 zu Amsterdam, widmete sich anfangs dem Willen seines Vaters gemäß, welcher ein Zimmermann war, eben diesem Handwerke und sollte später Architectur studiren. Allein eine unbezwingliche Neigung zur Malerei, die zuerst der geschickte Portraitmaler van Goor in ihm rege gemacht hatte, veranlaßte ihn, seines Vaters Haus zu verlassen und unter des eben Genannten Leitung Zeichnen und Malen zu lernen. Später ging er nach Rom, um durch das Studium der zahlreichen dort vorhandenen Meisterwerke seine Bildung zu vollenden. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Amsterdam nieder. Er malte vorzüglich Architectur und perspectivische Stücke und zwar mit einer seltenen Vollendung. Unter seinen nicht sehr zahlreichen Arbeiten (denn er starb bereits 1711) erregen vor allen eine perspectivische Ansicht der Peterskirche zu Rom und eine Reihe von symbolischen Darstellungen auf dem Stadthause von Amsterdam die Bewunderung der Kenner. — Abraham R., geb. 1675 zu Amsterdam, bildete sich durch eigenen Fleiß nur nach der Natur und anerkannten Mustern zu einem trefflichen Landschafts- und Architecturmaler. Er malte meist in Wasserfarben und Gouache, hatte ein schönes Colorit und arbeitete sehr sorgfältig, wobei er indeß bisweilen in eine gewisse Trockenheit verfiel. Auch als Kupferstecher zeichnete er sich aus, besonders durch eine treffliche Sammlung der merkwürdigsten Überreste des Alterthums in den Niederlanden. Er starb im Jahre 1735. 36.

Radesyge, lat. lepra borealis; norweg. spedaliskhed (von rade, einem obsoleten dänischen Worte, heftig und syge, Seuche), ist eine in Scandinavien endemische Krankheit, die sowohl mit dem Aussatze, als mit der Lustseuche Ähnlichkeit hat und die Schleimhäute, Haut und Knochen befällt. Sie fängt mit Röthe, Anschwellung und Verstopfung der Nase, Heiserkeit, Entzündung des Halses, übelriechendem Athem an; am Gaumen und an den Mandeln kommen braunrothe Flecken zum Vorscheine, die in bösartige Geschwüre übergehen und in der Haut

stellt sich ein knolliger, fleckiger Ausschlag ein, der sich anfangs als erbsengroße, schmerzlose Knötchen darstellt, die später ein dunkelblaues Ansehn annehmen und sich über die Haut erheben. Nun stellt sich auch in den Knochen, hauptsächlich des Nachts, ein mehr oder weniger heftiger Schmerz ein; diese schwellen an und es bilden sich in ihnen schwammige, eine übelriechende Jauche ergießende Geschwüre. — Diese Krankheit ist erst seit dem Jahre 1720 in Norwegen und seit 1787 in Schweden beobachtet worden; ihren Ursprung schreibt man einer Ausartung des venerischen Giftes bei Leuten zu, die eine ärmliche, höchst unreinliche Lebensart führen, fast blos von fetter, verdorbener Fischspeise leben und einem rauhen, veränderlichen Klima ausgesetzt sind. 39.

Radical (von radix, die Wurzel), ist Alles, was die Grundlage, die Wurzel, einer Sache angeht und daher gleichbedeutend mit gründlich, durch und durch, bis ins innere Wesen der Sache eindringend (activ), oder mit demselben verwachsen (passiv). In letzterer Hinsicht spricht man z. B. von Radicalfehlern, Radicaltugenden u. s. w.; in ersterer hingegen von Radicalcuren, Radicalreformen, Radicalkenntniß u. s. f. Der Begriff ist aber in neuester Zeit auf dem Gebiete der Politik etwas specieller aufgefaßt worden. Indem nämlich in Großbritannien über die innere Lage des Landes sich die verschiedensten Meinungen erhoben und zu deren Gunsten besondere Parteien sich bildeten, trat auch eine Partei hervor, welche eine gänzliche Umänderung der britischen Staatsverfassung verlangte und sich daher Radicalreformers nannte. Anfangs traten viele wichtige Männer zu ihr über, aber bald ward durch einige Überspannte, wie Hunt, Watson u. A., der große Haufen als Theilnehmer zugezogen und es fielen Excesse vor, welche ein kräftiges Einschreiten der Regierung nöthig machten und die Gemäßigten veranlaßten sich zurückzuziehen. Trotz der strengen Maßregeln dauerte aber die Partei fort und hat theils durch ihre oft übertriebenen Forderungen, theils auch nur durch den Gebrauch ihrer Gegner, auf dem Festlande dem politischen Radicalismus den Namen gegeben, womit man das Streben bezeichnet, die bestehenden Staatsformen gewaltsam umzustürzen und zwar, nach einem engern Begriffe, in anarchischem Sinne. Daher pflegt man in der neuesten Zeit die Namen Radicale und politische Friedensstörer fast für gleichbedeutend zu nehmen. 37.

Radiren, s. Kupferstecherkunst.

Radirnadel, fr. pointe, échoppe; engl. graving-needle, nennt man einen mit einem Griffe versehenen entweder stumpfen oder spitzig angeschliffenen Stift, deren es von sechserlei Graden gibt. Das Radiren mit dieser Nadel so wie das darauffolgende Ätzen macht eine eigene Stechweise in der Kupferstecherkunst (s. d. Art.) aus. Ältere Künstler bedienten sich außer der Nadel auch noch der Echoppe, eines Instruments, das fast wie ein Grabstichel (s. d. Art.) gekrümmt ist und in eine Spitze zuläuft. Ist nämlich der aus weißem Mastix, weißem Colophonium, Jungfernwachs ꝛc. gemischte Firniß auf die Kupferplatte aufgetragen und die Zeichnung daraufgelegt, so überfährt der Künstler die Umrisse der letzteren behutsam mit der R., worauf er nach den entstandenen Umrissen die Zeichnung weiter ausführt und in den Ätzgrund zeichnet, dabei jedoch mit der R. nicht stärker niederhält, als eben nöthig ist, um die nachher zu ätzenden Striche rein aus dem Grundfirniß hervortreten zu lassen. 26.

Radius heißt in der Elementargeometrie der Halbmesser eines Kreises oder einer Kugel, in der höhern Geometrie aber jede Linie, die von einem gegebenen Punkte an eine Curve gezogen wird und die in der Astronomie radius vector heißt. Der Halbmesser der Krümmung einer Curve wird radius curvedinis genannt. 40.

Radlof (Johann Gottlieb), ein gründlicher deutscher Sprachforscher, am 26. März 1775 zu Kleinlauchstädt bei Merseburg geboren, widmete sich der Philologie und brachte nach Beendigung seiner Studien einige Zeit in dem Hause Campe's

zu Braunschweig zu, wo er sich mit der kritischen Durchsicht des von diesem bekannten Sprachforscher entworfenen Verdeutschungswörterbuchs beschäftigte. Später privatisirte er zu Leipzig, Heidelberg, München (wo er einige Jahre bei der Centralbibliothek angestellt war), Erlangen und Frankfurt, bis er 1818 als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache an die Universität Bonn berufen wurde, welche Stelle er aber nicht lange bekleidete; denn schon 1822 zwang ihn völlige Erblindung sich aus dem öffentlichen Wirkungskreise zurückzuziehen. Er lebt seitdem mit einer Pension zu Berlin. Seine zahlreichen Schriften über die deutsche Sprache („Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten", Münch. 1811. 8.; „Gesetzgebung der deutschen Sprache", Ebend. 1812. 8.; „Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa seit dem Rastadter Frieden des Jahres 1714 dargestellt", Ebend. 1814. 8.; „Deutschlands Ruhmhallen", Ebend. 1814. 8.; „Die Sprache der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten", Frankf. 1817. 8.; „Ausführliche Schreibungslehre der deutschen Sprache für Denkende", Ebend. 1820. 8.; „Mustersaal aller deutschen Mundarten", Bonn 1821—1822. 2 Thle. 8.; „Neue Untersuchungen des Keltenthumes", Ebend. 1822. 8. und „Deutschkundliche Forschungen und Erheiterungen für Gebildete", Berl. 1826—1827. 3 Thle. 8.) beurkunden sämmtlich ein tieferes Eindringen in diesen Gegenstand, wenn sie auch von mancher philosophischen Verirrung nicht frei sind. Das meiste Lob verdient seine genaue Untersuchung der verschiedenen deutschen Dialekte. 66.

Radscha (stammverwandt mit rex, Recke), nach englischer Schreibart Rajah, ist der allgemeine Titel für Fürst in Ostindien. 9.

Radschputen, Rasbuten (râdschâputra's), d. i. Prinzen, Königssöhne, heißt ein aus der Kriegerkaste, den Kschatriyas entsprungener Hindustamm, einer der edelsten und kriegerischsten Ostindiens. Sie bewohnen das Land Radschputana (Radschasthan) oder Adschmir (22° L. und 30° N. Br.), eine über 6000 □M. große Landstrecke, welche die westliche Hälfte des großen Thalbeckens zwischen den Vorhöhen des Himalaya und der südlichen Wand des Vindhya, der Grenzscheide Dekans, ausmacht und sich gegen Westen nach dem Indus in eine mit nur wenigen Oasen bedeckte Sandwüste verflacht. Der Name R. gebührt indeß nur der eigentlichen Kriegerkaste dieses Landstrichs, da sich noch jetzt deutlich eine Urbevölkerung, welche von jenen, als den Siegern, Sitte, Religion und Verfassung der Hindu annehmen mußte, unterscheiden läßt. Die verschiedenen einzelnen Staaten der R., die ihrer inneren Einrichtung nach die größte Ähnlichkeit mit den Feudalstaaten des europäischen Mittelalters haben, stehen unter einem Fürsten, Radscha, welcher als Gebieter und Schützer des Ganzen betrachtet wird und die einzelnen Theile des Landes seinen Vasallen als Lehn verleiht. Die Insignien desselben sind das Parasol (kirnia), der rothe Schirm (chhatra) und der Fliegenwedel (chamra); außerdem aber hat noch jedes fürstliche Haus sein besonderes Palladium, z. B. die goldene Figur oder eine Sonne. Als Zeichen des Adels überhaupt gelten die Pfauenfeder, Devisen, Standarten und anderer Ritterschmuck. Niederen Ranges, obwohl auch geachtet, sind die ackerbauenden R., verachtet dagegen die Sondis, eine Halbkaste, und einige in fast ursprünglicher Reinheit noch vorhandene Stämme der Ureinwohner, wie die Dschats, Mhairs und Bhattis, meist Räubervölker in dem Dickicht finsterer Wälder hausend. — Die meisten Staaten der R. sind jetzt von den Engländern abhängig, andere sind Vasallenländer von Sindia. Vergl. des Obersten Tod: „Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India" (Lond. 1819), das ausführlichste Werk, das wir jetzt über diesen Gegenstand besitzen. 1.

Radziwil nennt sich eines der ältesten und angesehensten Geschlechter Lithauens, welches vor Einführung des Christenthums zu den Beherrschern dieses

Landes gehört haben und von den Fürsten Syrpucius und Voyschund, nach Andern von Narimund, Fürsten von Pinsk, Mozyr und Volhynien, abstammen soll. Ein R. kommt zuerst als Marschall von Lithauen vor (1405) und ward mit Jagello, der Lithauen mit Polen vereinigte, getauft. — Nikolaus III. R., Palatin von Wilna, wurde von dem Kaiser Maximilian I. als Reichsfürst anerkannt (1518) und von dem Könige Sigismund I. von Polen in dieser Würde bestätigt. Dieselbe Würde besaß Nikolaus IV., Fürst von Olyka und Nieswiecz, der Stammvater der jetzt lebenden Radziwils. Er war ein tapferer Krieger, schlug einige Male die Ritter des deutschen Ordens und die Russen aus Liefland, und ergriff mit Enthusiasmus die Ansichten der deutschen Reformatoren. Die Lutheraner fanden durch ihn in Polen Aufnahme und Stütze und auf seine Kosten wurde die sogenannte von Socinianern aus der Urschrift übersetzte Radziwil'sche Bibel („Biblia swieta", Brzescin 1563. Fol.) gedruckt. Bekannt ist das unglückliche Loos der Schwester des Nikolaus R., Fürsten von Birze, Barbara R. (geb. 1523), welche Sigismund August noch als Kronprinz zur Gemahlin nahm und die, als sie gegen den Willen des Reichstags als Königin gekrönt ward, 1551 an Gift starb. Die Familie der Radziwils theilt sich in mehrere Linien, von welchen die von Birze und Dubinki, die von Nieswiecz und Olyka (erlosch 1813) und die zu Kleck (erlosch 1690) die bekanntesten sind. Die erste (von Birze) erlosch 1669 mit Boguslaw R., Generalgouverneur in Preußen, dessen Tochter, Charlotte Louise, zuerst mit Ludwig, dem zweiten Sohne des großen Churfürsten von Brandenburg, und dann mit Karl Philipp, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt war. Nikolaus' IV. Sohn Nikolaus Christoph R. (geb. 1549) ging nebst seinen Brüdern, Stanislaus und Albert, wieder zur katholischen Religion über und machte sogar eine Reise nach Jerusalem („Jerosolymitana peregrinatio", Antw. 1614. Fol. Polnisch, Krakau 1617. 4. Deutsch von L. von Borkau, Mainz 1603. 4.). Er wird als ein vorzüglicher Krieger und als ein gewandter, kenntnißreicher Mann geschildert, wie schon sein längerer Aufenthalt an deutschen und italienischen Höfen nicht anders vermuthen läßt. Nach ihm haben sich die meisten Glieder seiner Familie in Krieg und Frieden ausgezeichnet und die bedeutendsten Ehrenstellen bekleidet. Alle anzuführen wäre aber hier unmöglich; wir begnügen uns daher mit der Nennung der beiden Brüder, Anton Heinrich und Michael, welche in der neuesten Zeit auch dem Auslande bekannt geworden sind. — Anton Heinrich, Fürst R. von Nieswiecz und Olyka, am 13. Juni 1775 geboren, widmete sich mit gutem Erfolge den Wissenschaften und Künsten und ward, da er durch die Vermählung mit der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, der Prinzessin Friederike Dorothea Louise Philippine, mit dem preußischen Königshause verwandt war, 1815 Statthalter im Großherzogthume Posen, welche Stelle er, ohne je seine Vorliebe für Polen zu verläugnen, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue bekleidete. Das Unglück seines Vaterlandes überlebte er nicht lange; er starb am 7. April 1833 zu Berlin an der Cholera. Der Musik war er leidenschaftlich ergeben und mehrere seiner eigenen Compositionen (z. B. die Osterchöre aus Göthe's Faust) verdienen größere Verbreitung. Sein Bruder, Michael Geron, Fürst R., Comthur des Johanniterordens, am 24. Sept. 1778 geboren, widmete sich schon in früher Jugend dem Militairdienste und machte die meisten Feldzüge des ersten polnischen Befreiungskrieges unter Poniatowski und Kosciuszko mit. Während des Krieges gegen Rußland erhielt er ein Regiment und zeichnete sich bei Smolensk, Witepsk und Polock durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß ihn Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannte. Nachdem er allen Schlachten bis zum Einzuge der Alliirten in Paris beigewohnt hatte, kehrte er nach dem Frieden nach Polen zurück, wo er nach der neuen Organisation des Landes seinen Abschied nahm und bis zum Ausbruche der polnischen Revolution ru-

hig lebte. Er hatte sich die allgemeine Achtung in so hohem Grade erworben, daß ihn der Reichstag am 21. Jan. 1831 zum Oberbefehlshaber der Armee ernannte. R., seinen eigenen Kräften mißtrauend, versammelte die vorzüglichsten Feldherrentalente um sich und erkannte wohl, daß nicht ihm der Ruhm der errungenen Siege, sondern hauptsächlich dem Genie und der Tapferkeit Chlopicki's und Skrzynecki's gebühre. Er legte daher schon am 26. Febr. freiwillig das Obercommando nieder, welches nach seinem Wunsche dem geübteren Feldherrn Skrzynecki übertragen wurde. Nach der Einnahme von Warschau ward er in das Innere Rußlands gebracht, wo er noch jetzt, von der Amnestie ausgeschlossen, festgehalten wird. — Das fürstliche Geschlecht R. hat große Besitzungen in Polen, Lithauen und Posen, die Herzogthümer Olyka, Nieswiecz, die Fürstenthümer Dulimki, Kleck und Birze, die Grafschafen Mir, Biala, Kopyl, Nutyk, Koydanow, Kinydany und viele Güter und Paläste zu Warschau, Grodno und Krakau. 66.

Rädelsführer, lat. turbo; franz. boute-feu; engl. ring-leader, pflegt man gewöhnlich den Anstifter oder Lenker von Meutereien, Unruhen, Aufständen und dergl. zu nennen. Der Name soll daher kommen, daß im Bauernkriege die Bauern anfangs oft Pflugräder auf Stangen als Fahnen benutzt, später ein Rad auf ihre Fahnen gemalt haben sollen, so daß R. s. v. a. Fahnenträger bedeutete, welcher allerdings zur Zusammenhaltung eines Haufens eine Hauptperson bildet. Gesetzlich werden nach Unterdrückung der entstandenen Unruhen die R. mit der größten Strenge gestraft, während die Übrigen oft Amnestie erhalten. 9.

Räthsel nennt man ein kleines Spiel des Witzes, gewöhnlich in Versen, worin man eine Sache, ohne sie namhaft zu machen, durch ihre Ursachen, ihre Wirkungen und ihre Eigenthümlichkeiten in mehrdeutigen Worten und Bildern beschreibt und dadurch den Verstand zur Ausfindung der gemeinten Sache reizt. Die Hauptaufgabe eines guten Räthsels besteht darin, daß die ganze Beschreibung, wenn auch ihre einzelnen Theile mehrdeutig sind, sich doch nur auf eine einzige Sache anwenden lasse. Über den Ursprung und das Alter des Räthsels nachforschen zu wollen, lohnte sich sicher nicht der Mühe, doch scheint man mit Gewißheit annehmen zu können, daß es aus dem Oriente stammt (s. Charade und Logogryph). 66.

Räuchern kann man auf verschiedene Weise. Hängt man thierische Theile oder ganze Thiere in den Rauch und läßt sie von dem empyreumatischen Stoffe, welcher mit dem Rauche in Schornsteinen emporsteigt, durchdringen, so sind sie geräuchert, z. B. Wurst, Schinken, Lachs, Häringe rc. Man stellt aber auch Räucherungen an, wenn man Krankheitsstoffe zerstören will, und dazu dienen vorzüglich Chlor- und Salpeterräucherungen; es werden dabei Gasarten entwickelt, die Miasmen und üble Gerüche zu zersetzen vermögen. Endlich bezweckt man auch, durch R. Wohlgerüche zu verbreiten und dieses geschieht durch Aufstreuen von Wachholderbeeren, Bernstein, Benzoë auf glühende Kohlen oder durch Aufschütten von Räucherpulver oder wohlriechenden Ölen auf heiße Stellen. 5.

Rafael, s. Raphael.

Raff (Georg Christian), bekannter Schulmann und Kinderschriftsteller, wurde den 30. Sept. 1748 geboren, besuchte das Gymnasium zu Ulm und studirte dann zu Göttingen, wo er 1780 Rector am Lyceum ward, aber schon den 5. Juni 1788 starb. Er ist vorzüglich durch seine Schriften für die Jugend berühmt geworden, welche deßhalb, weil sie in dialogischer Form verfaßt waren und als Unterhaltungen des Lehrers mit den Kindern oder dieser unter einander sich darstellten, mit ungemeinem Beifalle aufgenommen wurden. Hierzu gehören vorzüglich seine „Geographie für Kinder zum Gebrauche für Stadt- und Landschulen" (Göttingen 1776. 13. Aufl. 1817) und „Naturgeschichte für Kinder" (Gött. 1778. 13. Aufl. 1833), welche zwar vieles Unwahre, Verkehrte und Fade enthalten, aber zur Zeit ihres Erscheinens als die ersten Jugendschriften dieser Art von außer-

ordentlichem Nutzen waren und ungemein viel zur Kenntniß dieser Wissenschaften in den niederen Lebenskreisen beigetragen haben. R. verdient daher gewiß den aufrichtigen Dank jedes Menschenfreundes, so wie die einseitige Herabwürdigung seiner Verdienste in der neuern Zeit nur Bedauern erregen kann. 16.

Raffiniren, lat. raffinare; franz. raffiner; engl. to refine, heißt in den Künsten die Läuterung und Reinigung der Producte bewirken, z. B. R. des Zuckers, des Salpeters, des Camphers ꝛc. 5.

Raffles (spr. Räffels) (Sir Thomas Stamford), ein um die ostindischen Besitzungen vielfach verdienter Engländer, geb. 1781 auf einem auf der Fahrt nach den Antillen begriffenen Schiffe, ward 14 Jahre alt Schreiber im ostindischen Hause zu London und zeichnete sich in der Folge durch Fleiß und Kenntnisse so rühmlich aus, daß er im Jahre 1805 als Secretair bei dem Gouverneur der Insel Pulo-Penang angestellt wurde. Später begab er sich nach Java, leistete hier dem Lord Minto bei Eroberung der Insel im Jahre 1811 wesentliche Dienste und erhielt zur Belohnung das Gouvernement derselben. Sein äußerst segensreiches Wirken um das Gedeihen der Colonie ward zwar durch die Zurückgabe derselben an die Holländer unterbrochen, doch erhielt er als Anerkennung seiner Tüchtigkeit die Statthalterschaft von Benkulen, wo sich sein ungewöhnliches Verwaltungstalent ebenfalls im schönsten Lichte zeigte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich im Jahre 1819 durch Gründung einer Niederlassung in Singapur, durch welche der britische Handel in jenen Gegenden einen sicheren Standpunkt gewann. Seine schwankenden Gesundheitsumstände veranlaßten ihn endlich im Jahre 1824 zu dem Entschlusse nach England zurückzukehren, doch hatte er kurz vor der Abfahrt noch das Unglück, durch einen Schiffsbrand den größten Theil seiner werthvollen Sammlungen zu verlieren. Nach seiner Ankunft in England beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten, starb aber bereits am 5. Juli 1827. — Man hat von ihm: „History of Java“ (Lond. 1817. 2 Voll.) und von seiner Wittwe: „Memoir of the life and public services of Sir Thom. Stamford R.“ (Lond. 1830). 22.

Ragusa (slav. Dobrovich, das alte Rausium, L. 35° 51′ 40″, Br. 42° 36′ 30″), Kreisstadt und Sitz eines Erzbisthumes, am Fuße des Berges Sergio, auf einer Halbinsel des adriatischen Meeres in Süddalmatien gelegen, die einen vortrefflichen Hafen bildet, ist ummauert, von schöner Bauart und von der Landseite durch felsige Höhen geschützt. Sie zählt mit den Vorstädten 1500 Häuser mit 8000 Einw. und hat breite, regelmäßige, schöngebaute und des Nachts erleuchtete Straßen, 1 prächtigen Palast, vormals die Residenz des Rectors der Republik, 1 Kathedrale, mehrere katholische und griechische Kirchen und Klöster, worunter ein Piaristencollegium mit Gymnasium und einer großen Bibliothek, 1 großes Hospital und Krankenhaus, 1 Hauptschule, 1 philosophische Lehranstalt, 1 Buchhandlung, 1 Buchdruckerei und 1 italienisches Theater. In R. findet man Manufacturen in seidenen Zeuchen und Tuch, 1 Tabaksfabrik und einige Leder- und Rosogliofabriken, Liqueurbrennereien, Seifensiedereien und Schiffbau; dabei treibt diese Stadt einen wichtigen Handel und Schifffahrt mit 300 eigenen Schiffen, wovon 28 auf lange Reisen eingerichtet sind. Der kleine Hafen, den das Fort Lorenzo beschützt, ist nicht so geräumig und schön, als der bei dem Dorfe Gravosa oder Sante Groce, welches der eigentliche Hafen von R. ist und wo die Schiffswerfte und Magazine angelegt sind. — R. bildete bis auf die neuesten Zeiten eine aristokratische Republik unter dem Schutze des Sultans, des Königs beider Sicilien und der Republik Venedig. Die höchste Gewalt war bei dem großen Rathe, welchen der Adel einnahm; dieser übertrug die vollziehende dem Rathe der Pregadi, an dessen Spitze ein Rector stand, der jeden Monat neu gewählt wurde. Er zahlte einen Tribut von 25000 Piaster an die Pforte. Der Adel war Alleinherr, die übrigen Einwohner seine Leibeigenen, die unter dem

Drucke der Feudalverfassung erlagen. Als Frankreich Herr von Dalmatien wurde, entschlief auch dieser Freistaat und der wiener Congreß gab ihn 1815 dem Hause Östreich. Aber schon unter der französischen Herrschaft waren die Rechte des Adels eingeschränkt und die persönliche Freiheit der Unterthanen hergestellt worden, welches Östreich sanctionirt hat, und die Thore von R., die sonst nur einige Stunden des Tages geöffnet waren, sind nun Einheimischen und Fremden zu jeder Zeit zugänglich. Von ihr führt der Marschall Marmont (s. d. Art.) den Titel Herzog von Ragusa. 71.

Rahel, s. Varnhagen van Ense.

Rajah (arab. رَعِيَّة, die Heerde) bedeutet eigentlich die Bevölkerung eines Staats überhaupt, die Türken gebrauchen es aber ausschließlich zur Bezeichnung der Nichtmuhammedaner. 9.

Raibolini (Francesco), gewöhnlich **Francesco Francia** genannt, ein berühmter italienischer Historienmaler, das Haupt der bolognesischen Schule, wurde 1450 zu Bologna geboren. In früher Jugend schon legte er sich mit entschiedenem Erfolge auf das Zeichnen, auch erwarb er sich in Kurzem eine ungewöhnliche Fertigkeit im Stempelschneiden und Nielloarbeiten, bis er endlich in der Schule des Malers Marco Zoppo ausschließlich die Malerei zu betreiben anfing. Sein ungewöhnliches Talent sicherte ihm bald einen Rang unter den besten Künstlern seiner Zeit und verschaffte ihm, obgleich er um Vieles älter war, die Freundschaft Raphael's. Unter seine vorzüglichsten Werke gehören eine schöne Madonna, ein heiliger Augustin und ein heiliger Franciscus in der Kirche alla Misericordia seiner Vaterstadt und eben daselbst der berühmte heilige Sebastian (jetzt ist nur noch eine Copie vorhanden), welcher eine Zeit lang als Kanon zum Studium des Nackten diente. Der Composition R.'s fehlt es an Feuer und Lebendigkeit, dagegen ist sein Colorit äußerst glänzend, die Zeichnung correct und die mechanische Ausführung in jeder Hinsicht vollkommen. Über das Todesjahr R.'s waltet einiger Zweifel, doch ist es gewiß, daß er nicht, wie Einige annehmen, 1517 oder 1518, sondern erst um 1526 gestorben ist. Unter seinen Schülern sind die ausgezeichnetsten sein Sohn Giacomo, sein Neffe Giambattista R. und Raimondi. 36.

Raimar (Freimund), s. Rückert.

Raimund Lullus, s. Lullus.

Raimund von Sabunde (auch R. von Sabeyde, Sebunde, Sabonde geschrieben), war Arzt und Lehrer der Medicin, Philosophe und Theologie zu Toulouse, um das Jahr 1436. — Er ist berühmt durch seine natürliche Theologie, den ersten Versuch dieser Art, die ihn als völligen Rationalisten erscheinen läßt, indem er behauptete, der Mensch habe zwei Bücher von Gott bekommen, das der Offenbarung, das aber durch Menschensatzung verfälscht sei, und das unverfälschte der Natur, daher man die Aussprüche jenes erstern durch die dieses letztern, also durch die menschliche Vernunft, rechtfertigen und beweisen müsse. — Er schrieb jenes Buch spanisch, doch vermischt mit vielem Latein, nicht nach der scholastischen Weise in Fragen und Antworten, sondern im fließenden und schönen Vortrage. 1487 wurde es ins Lateinische übersetzt und erschien unter dem Titel: „Theologia naturalis sive liber creaturarum, ex quo homo in Dei et creaturarum suique ipsius cognitionem assurgit" (Straßburg 1496 und 1501. Neuere Ausgaben sind Frankfurt 1635 und Amsterdam 1761 erschienen). Doch war das Werk (von dem übrigens Adriani Turnebus vermuthete, es sei ein gedrängter Auszug aus des Thomas von Aquino Schriften) bald in Vergessenheit gerathen und erst Montaigne machte wieder darauf aufmerksam („Essais", Th. 3. 2. B. 12. Cap.). — Einen Auszug aus demselben gibt Rixner in seinem „Handbuch der Geschichte der Philosophie" (Bd. 2. Anhang XII. S. 80—92). 80.

Rajolen, Rigolen, Riolen heißt die Erde in einem zum Pflanzenbaue bestimmten Felde oder Gartenbeete bis zu der Tiefe von 2 und mehr Fuß so umwenden, daß die vorher unten gelegene Schicht oben zu liegen kommt. Die Absicht dabei ist, den Boden theils recht locker zu machen, theils, wenn der Untergrund von guter Beschaffenheit ist, eine bessere Erdmischung zu bewirken, theils aber auch das Unkraut und dessen Samen bis zu einer Tiefe unterzugraben, von wo es nicht so leicht wieder hervorwachsen kann. 26.

Raisonnement (spr. Räsonnmang) (vom franz. raison, die Vernunft, der Grund) ist der Wortbedeutung nach ein Besprechen irgend eines Gegenstandes nach vernünftigen Gründen, vorzüglich aber, in subjectiver Hinsicht, nach Jedes eigenthümlichen Ansichten. Daher ist raisonniren sich über etwas nach seiner Ansicht aussprechen; ganz falsch ist aber der häufige Gebrauch für: seinen Unwillen durch Reden darlegen. 9.

Raizen, auch **Raazen** oder **Rascier**, lat. **Rasciani**, ein slawischer Volksstamm, dessen schon im IX. Jahrh. Erwähnung geschieht, bewohnten einige Striche von Illyrien und Servien und werden deßhalb auch Illyrier oder Serbier genannt. Gegenwärtig leben R. in Slawonien, Niederungarn, in der Moldau und Wallachei. Sie sind griechischer Confession, aber ein größerer Theil derselben ist dem Katholicismus unirt, während der andere kleinere in kirchlichen Angelegenheiten dem Metropoliten zu Carlowitz untergeordnet ist. Sie galten von jeher als eine tapfere und arbeitsame Nation, weßhalb auch Leopold I. Viele in Ungarn aufnahm und ihnen große Flächen Landes zur Urbarmachung überließ. 35.

Rakete, franz. fusée volante; engl. sky-rocket, ist ein Kunstfeuer, welches theils zu Signalen im Kriege, theils als Brandkörper und Geschoß, theils in der Lustfeuerwerkerei angewendet wird. Sie wird in Bezug auf ihre Größe auf verschiedene Weise benannt und zwar entweder nach der Schwere einer eisernen Kugel, welche mit dem äußern Durchmesser der Raketenhülse gleiches Caliber hat, wie in Preußen, wornach man 10löthige, ½pfündige, ¾pfündige, 1pfündige rc. hat, oder nach dem Maße des Durchmessers der innern Höhlung der Röhre, wie in Frankreich, wo man dieselben von 4 bis zu 16 Linien Weite findet, oder auch noch nach dem Gewichte einer Bleikugel, die mit der innern Höhlung gleichen Durchmesser hat. Diejenigen Raketen, deren man sich gewöhnlich zu Signalen bedient, sind 1pfündige. Die Hülsen werden über einen Winder, welcher den verlangten innern Durchmesser der Röhre hat, aus 3fachem Papiere fest rollirt; der Durchmesser, in 24 gleiche Theile getheilt, dient bei den übrigen Abmessungen der R. zum Maßstabe und wird ihr Caliber genannt. Nach dem Rolliren werden die Röhren am untern Ende so gewürgt und gebunden, daß der überstehende Theil, der Kopf, eine halbkugelförmige Höhlung, das Gewölbe und eine innere kleine Öffnung, die Kehle, erhält, aus welcher der brennende Satz ausströmen kann. Der Satz besteht aus 1 Pfund Mehlpulver, 1 Pfund gebrochenem Salpeter, 12 Loth gestoßenem Schwefel und 14—16 Loth Kohle. Dieser Satz wird in die Röhre eingeschlagen oder eingerammt, wozu die letzte in einen metallenen Raketenstock gesteckt wird. Der Theil des Stockes, welcher das Gewölbe der Röhre ausfüllt, heißt die Warze; auf dieser steht ein eiserner Dorn, der unten die Kehle ausfüllt, aber nicht so hoch, als die Röhre lang ist. Vermöge des Dornes bildet sich eine Höhlung in der R., welche die Seele heißt, während der volle Theil des Satzes über dem Dorne die Zehrung genannt wird. Auf die Zehrung wird die hölzerne mit einem Loche versehene Schlagscheibe eingeleimt oder etwas Thon aufgeschlagen, durch welchen man ein Loch bohrt, und nun an den obern Theil der so weit fertigen R. die Kammer gerade angeklebt. Diese besteht aus einer Hülse von doppeltem Papiere und wird mit einer Versetzung gefüllt, zu welcher man einen Kanonenschlag oder Leuchtkugeln oder Kaltgeschmolzenzeug rc. und bei Lustfeuerwerken

Schwärmer, Regenfeuer ꝛc. anwendet. Die Versetzung wird oben mit einer Spitzkappe von Papier geschlossen und das Gewölbe, so wie die Kehle mit dünner Anfeuerung ausgestrichen. Damit beim Brennen der R. die Mündung stets nach unten gerichtet bleibt, wird die geschlagene Röhre an die Ruthe gebunden. Diese ist von sehr trockenem, leichtem Holze; ihr oberer breiter etwas ausgehöhlter Theil, in welchem die Röhre festgebunden wird, heißt der Löffel; der übrige Theil, der Stab, ist vierkantig. Die ganze Länge der Ruthe beträgt die 7- bis 8malige Länge der Röhre und verjüngt sich nach unten. Endlich wird die R. noch abgeglichen, d. h. so balancirt, daß sie an einem Punkte, welcher 4 bis 4½ Zoll von der Mündung liegt, durch eine kantige Unterlage unterstützt, das Gleichgewicht hält zwischen Röhre und Ruthe. Mitunter werden die Raketen auch massiv geschlagen und hiernächst die Seele auf einer Bohrbank ausgebohrt, welches schwieriger ist, aber den Vortheil hat, daß der Satz beim Schlagen eine gleichmäßigere Dichtigkeit erhält. — Nach angestellten Beobachtungen können Signalraketen bis auf eine Entfernung von 6 geographischen Meilen gesehen werden. Was die Brandraketen betrifft, so sind dieselben im Allgemeinen den vorherigen ähnlich, nur sind die Röhren statt von Papier hier aus Blech, Eisen oder Metall gefertigt und die Brandmasse aus einer abweichenden Mischung zusammengesetzt. Die Zusammensetzung des Satzes und die Art und Weise ihrer Anfertigung betrachtet man überall als ein Geheimniß. Dieselben sind keinesweges so neu, als man gemeinhin glaubt. Schon im Jahre 1447 zündete Graf Dunois das von den Engländern vertheidigte Pont au mer in der Normandie mit Raketen an und die Araber bedienten sich im Kriege von Chiozza schon vieler Kunstfeuer und wahrscheinlich auch der Raketen. In Ostindien hatte Haider Aly schon einige Tausend Raketenwerfer in seinem Heere. Diese Raketen bestanden aus einer von 5 bis zu 12 Pfund schweren, eisernen Röhre mit Brandzeug gefüllt und an ein 8 Fuß langes Bambusrohr befestigt. Diesen ähnlich waren die im Jahre 1798 von Chevalier in Frankreich angegebenen phosphorischen Raketen. Die Erfindung schlummerte hierauf mehrere Jahre und wurde endlich 1805 durch den englischen Obersten Congreve (s. d. Art.) wieder erneuert, dessen Brandraketen im Jahre 1807 bei der Belagerung von Kopenhagen so furchtbar wirkten. Im freien Felde machten sie jedoch wegen ihrer regellosen Flugbahn weniger Glück. Bei der englischen Feldartillerie sind 6- und 12pfündige Raketen im Gebrauche. Die R. trägt Brandkugeln, Shrapnellgranaten und Kartätschen; man ist jedoch in der neuern Zeit der Ansicht, den für den Gebrauch im freien Felde bestimmten Raketen, wenn sie nicht zünden sollen, keine Sprengladung zu geben, den an der Spitze zur Aufnahme der letztern angebrachten hohlen Körper von Gußeisen vielmehr nur als nothwendiges Gewicht und als ein Vollgeschoß anzusehen. In der neuern Zeit sind in Östreich, Sachsen und Preußen wiederholte Versuche mit Brandraketen angestellt und dieselben mehrfach vervollkommnet worden, die Erfahrung muß aber noch bestätigen, ob und wie sie im Kriege ihre volle Anwendung finden können. Man treibt sie übrigens bis zu 5000 Schritten. — In der Lustfeuerwerkerei verwendet man die Raketen von verschiedener Größe und bedient sich meistens dazu eines Satzes, welcher aus 1 Pfund Mehlpulver und 7 bis 9 Loth Kohle besteht. Man versetzt dieselben mit verschiedenen Kunstfeuern und bringt noch mannigfache Variationen an, wodurch Perlraketen, Strahlraketen, Parasolraketen, Zwillingsraketen u. dergl. m. entstehen. — **Raketengeschütz** heißt ein fahrbares Gestell, welches aus einer Laffette mit 8 an einer beweglichen Achse befindlichen Röhren zur Aufnahme der Raketen besteht. Zu jedem Geschütze gehören 6 Bedienungsnummern, welche auf diesem mit fortgeschafft werden können. In der französischen Armee hat jedes Armeecorps von etwa 34000 Mann eine Raketenbatterie zu 12 Geschützen, welchen noch 12 Raketenwagen und 6 andere Fahrzeuge beigegeben werden. Die

Protze enthält genug Raketen, um die Wagen der Batterie nicht mit ins Feuer zu nehmen. In weniger als 2 Minuten kann eine Batterie 100 Raketen mit 1500 kleinen Kugeln und 100 Hohlkugeln von 2 Zoll im Durchmesser bis etwa 1100 Schritt gegen den Feind in Bewegung setzen. Der Gebrauch der Raketenbatterien soll nur in seltenen Fällen, aber dann mit entscheidendem Erfolge und besonders gegen Cavallerie geschehen. — Die englischen Kriegsraketen werden theils auf die Erde gelegt und als Rikoschettraketen verschossen, theils mittelst besonders dazu eingerichteter Gestelle unter Erhöhungen von 6 bis 15 Grad als Bogenraketen verworfen. Diese Gestelle, von denen man für den Feldgebrauch 6pfündner und 12pfündner hat, werden auf den Raketenwagen transportirt. 61.

Rakoczy oder, wie man öfter, aber unrichtig schreibt, **Ragotzy** nennt sich eine berühmte siebenbürgische Familie, die sich in der Vertheidigung der politischen und religiösen Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gegen Östreich auszeichnete und jetzt in ihren männlichen Erben erloschen ist. Sigismund R. erhob sich zuerst aus dieser Familie zum Fürsten von Siebenbürgen (1606), übertrug aber 1608 seine Würde Gabriel Bathory. Sein Sohn Georg I. erhielt nach Bathory's und Bethlen Gabor's Tode die Fürstenwürde wieder (1629) und trat während des dreißigjährigen Krieges auf die Seite der Schweden, durch welches entschiedene Benehmen er seinen protestantischen Religionsgenossen einen sehr vortheilhaften Frieden (1645) und viele ihnen nach und nach entrissene Privilegien wieder verschaffte. Er starb 1659. — Der Berühmteste der Familie ist Franz Leopold R., 1676 auf dem Schlosse Borshi bei Patack geboren. Er verlor früh seinen Vater und wurde auf Befehl der östreichischen Regierung in Böhmen und Italien seinen Besitzungen fern gehalten, bis er nach seiner Vermählung mit der Prinzessin von Hessen-Rheinfels, ohne die Erlaubniß des Kaisers einzuholen, sein rechtmäßiges Erbe in Besitz nahm. Ein Bauernaufstand in Ungarn gab bald den Vorwand zu seiner Festnehmung. Er wurde 1701 in die Gefängnisse von Neustadt gebracht, entkam aber durch die Klugheit seiner Frau nach Warschau und irrte geächtet und von gedungenen Mördern verfolgt in den Wäldern Polens umher, bis er sich 1703 entschloß, an die Spitze eines in Ungarn ausgebrochenen Bauernaufstandes zu stellen und sich für die ihm gewordene unwürdige Behandlung an Östreich zu rächen. Der Erfolg seiner ersten Unternehmungen machte ihn in Kurzem zum Gebieter von 100000 Bewaffneten, mit denen er viele feste Plätze einnahm und bis an die Thore von Wien streifte. Er wäre dem östreichischen Kaiserhause noch viel furchtbarer geworden, wenn es ihm nicht stets an Lebensmitteln und Gelde gefehlt hätte. Leopold, zu sehr mit dem spanischen Erbfolgekriege beschäftigt, als daß er ihm bedeutende Streitkräfte hätte entgegensetzen können, ließ ihm Friedensbedingnisse machen; da aber R. die Wiederherstellung aller Privilegien des ungarischen Volks und besonders des Rechts desselben, seinen Beherrscher zu wählen, so wie die Anerkennung seiner Ansprüche auf das Fürstenthum Siebenbürgen, Amnestie für Alle, Zurückgabe der eingezogenen Güter und völlige Religionsfreiheit verlangte, und der Kaiser durch den Sieg über die Franzosen und Baiern bei Höchstädt in den Stand gesetzt wurde, eine größere Truppenzahl nach Ungarn zu schicken, so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Während der Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage starb Leopold (1705). Joseph I. setzte den Krieg einige Zeit ohne Erfolg fort, bis er die Ungarn, welche eine Schlacht gegen ihre überlegenen Gegner seither sorgfältig vermieden hatten, bei Trenczin überraschte (1708), sie gänzlich schlug und das sämmtliche Geschütz und Gepäck erbeutete. Dazu kam noch Pest und Zwietracht unter den Anführern und R. sah sich gezwungen, nachdem er vergebens Friedensunterhandlungen eingeleitet hatte und die versprochene Hülfe von Rußland und Frankreich nicht kam, nach Polen zu flüchten (1710). Die Ungarn waren zu einem gütlichen Vergleiche mit Östreich sogleich bereit und schlossen

zu Kavol (1. Mai 1711) einen Frieden, wodurch sie vollständige Amnestie, Herstellung ihrer Privilegien und völlige Religionsfreiheit erhielten. R. begab sich 1713 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. eine bedeutende Pension erhielt; da aber Östreich seine Entfernung aus Frankreich verlangte, ging er 1717 nach der Türkei und ließ sich zu Rodosto an dem Marmorameere nieder, wo er am 8. April 1735 starb. (Vergl. Rakoczy's „Mémoires sur les révolutions de Hongrie", à la Haye, 1738. 2 Voll. 4. oder 6 Voll. 12.; das „Testament politique et moral du prince Racoczi", Amst. 1751. 12. ist ein ihm fälschlich zugeschriebenes Machwerk.) 66.

Raleigh (spr. Räli) (Sir Walter), ein berühmter englischer Krieger, Staatsmann, Reisender und Schriftsteller, 1552 in dem kleinen Küstenorte Hayes bei Budley in Devonshire geboren, stammte aus einer der ältesten englischen Familien und wählte, nachdem er seine juristischen Studien auf der Universität Oxford und zu London mit großem Fleiße vollendet hatte, den Militairstand, welcher nicht nur seinen Neigungen am meisten entsprach, sondern ihm auch der kürzeste Weg zum Ruhme und Ansehen zu sein schien. Zuerst diente er als Freiwilliger in dem Reitercorps, welches Elisabeth 1569 den französischen Hugenotten zur Hülfe sandte und zeichnete sich während eines fünfjährigen Aufenthalts in Frankreich durch Tapferkeit im Felde und Gewandtheit im Umgange so sehr aus, daß er das Glück hatte, einflußreiche Bekanntschaften zu machen, die ihm später von verschiedenem Nutzen waren. Nachdem er an den Siegen der englischen Truppen, welche 1578 vereint mit den Niederländern gegen die Spanier fochten, thätigen Antheil genommen hatte, schloß er sich 1579 der Expedition seines Halbbruders Humphrey Gilbert, welcher eine Colonie in Amerika gründen wollte, an und bildete sich auf dieser Fahrt, obschon sie ihres Zweckes verfehlte, zum tüchtigen Seemanne. Nach seiner Heimkehr diente er in dem Heere, welches den 1580 in Irland entstandenen, von dem Papste und von Spanien unterstützten Aufruhr erdrücken mußte, mit solcher Auszeichnung, daß ihn der mächtige Günstling, Graf von Leicester, der Königin vorstellte, deren Beifall er durch sein ritterliches Benehmen bald in sehr hohem Grade gewann. Er erhielt von ihr den Oberbefehl in der Provinz Munster und reiche Geschenke. Als der Herzog von Anjou, welcher um die Hand der Königin warb, höflich zurückgeschickt wurde, begleitete er diesen auf ihren Befehl nach Antwerpen (1582), wo er den Prinzen von Oranien kennen lernte, der ihn mit Aufträgen an die Königin beehrte. Glück ohne Gefahr und Ruhm hatte für R. wenig Reiz; er rüstete daher zu einer zweiten Expedition seines Bruders nach Nordamerika ein Schiff aus, welches aber nebst der ganzen Flotille zu Grunde ging. Eine dritte Fahrt, welche er 1584 durch die gewandten Seefahrer Ph. Amadas und Arth. Barlowe unternehmen ließ, hatte glücklichern Erfolg. Sie entdeckten ein fruchtbares Land, das sie in Besitz nahmen und welchem R. der Königin zu Ehren den Namen Virginia gab. Er erhielt zum Danke das höchsteinträgliche Privilegium, allein die Erlaubniß zum Kleinhandel mit Wein geben zu dürfen und benutzte die ihm dadurch zufließenden Reichthümer zu neuen Entdeckungen. Eine Colonie, welche er an der Küste von Carolina anlegte, ging jedoch sowohl durch ihre eigne Schuld, als durch Mangel an Lebensmitteln zweimal zu Grunde. Die Begierde, reichliche Gold- und Silberminen zu finden, reizte stets zu neuen Ausrüstungen, und wurde sie auch nie befriedigt, so veranlaßte sie doch viele neue Entdeckungen. So sehr R. mit der neuen Welt und ihren Reichthümern beschäftigt war, so leistete er doch auch als Mitglied des Parliaments (1584) der Königin sehr wichtige Dienste, welche diese durch reiche Güterschenkungen und durch Ehrenstellen belohnen zu müssen glaubte. Er ward in kurzer Zeit zum Großseneschall von Cornwallis und Exeter, zum Oberaufseher der Zinnbergwerke in Devonshire und Cornwallis, zum Generallieutenant der letzterwähnten Provinz und zum Capitain ihrer

Leibwache ernannt. So viele Gnade beunruhigte den Günstling Leicester und dieser stellte ihm in dem eben so liebenswürdigen als anmaßenden Grafen von Essex einen gefährlichen Nebenbuhler entgegen, welcher sich bald der höchsten Gunst der Königin erfreute. Der Krieg mit Spanien gab R. neue Gelegenheit sich auszuzeichnen; er stieß, als die spanische Armada an den englischen Küsten erschien, mit seinen eigenen Schiffen zur königlichen Flotte und trug nicht wenig zu dem entscheidenden Siege bei; auch das Wagniß, die spanischen Schiffe, welche jährlich die Reichthümer Mexicos nach Europa brachten, aufzufangen, gelang ihm (1592) und er kam mit so reicher Beute nach England zurück, daß die Königin es nicht verschmähte, sie mit ihm zu theilen. Durch die Verführung einer Hofdame fiel er jedoch kurz darauf in Ungnade und wurde in den Tower gesetzt; als er jedoch seinen Fehler durch die Vermählung mit der Verführten, die sich später in seinem Unglücke als eine liebende und treue Gattin erwies, wieder gut machte, erhielt er seine Freiheit, trat 1592 von Neuem in das Parliament und war bei allen Anschlägen gegen Spanien sehr thätig. Um die Gunst der Königin wieder zu erlangen, beschloß er eine neue Fahrt nach Amerika zu unternehmen. Peru und Gold waren damals fast gleichbedeutend; R. lief 1595 mit einem Fahrzeuge aus, um die eingebildete Goldstadt (Eldorado) im Innern Amerikas aufzusuchen und zu erobern, mußte aber, nachdem er das Fort St. Joseph auf der Insel Trinidad den Spaniern abgenommen hatte und den Oronoko eine Strecke hinaufgegangen war, von den tropischen Regengüssen gezwungen, unverrichteter Sache zurückgehen. Doch wurde er durch diese Reise in seinem Glauben an die alten Fabeln immer noch mehr bestärkt und regte durch seine Nachrichten auch die Reiselust und den Unternehmungsgeist Anderer an. (Vergl. „The discoverie of the large, riche and beautiful empire of Gujana, with a relation of the great and golden city of Manoa“, Lond. 1596. 4. Deutsch von L. Hulsius, Nürnb. 1599. 4.) Er selbst rüstete 1596 zwei neue Expeditionen aus, die aber ohne Erfolg blieben. Während seine Schiffe unter dem Befehle geübter Seeleute in Amerika auf Entdeckungen ausgingen, nahm er als Contreadmiral unter Essex an dem Angriffe auf Cadix (1596) Theil und trug durch seine Tapferkeit und Klugheit nicht wenig zu dem glücklichen Erfolge dieses Unternehmens bei. Mit Essex gerieth er während der Expedition gegen die Azoren (1597) in Feindschaft, indem er ohne dessen Erlaubniß den Feind angriff und allein den Ruhm des Tages davon trug. Sicher wäre er von seinem Gegner zur Rechenschaft gezogen worden, wenn dieser nicht um dieselbe Zeit seinen anmaßenden Stolz auf dem Blutgerüste hätte büßen müssen. R., welcher keinen geringen Antheil an der Hinrichtung soll gehabt haben, wurde zum Gouverneur von Jersey ernannt (1600), sank aber sehr in der Achtung der Nation. Nach dem Regierungsantritte Jakob's I. fiel er gänzlich in Ungnade, verlor seine Stelle als Hauptmann der Leibwache und wurde sogar des Hochverraths angeklagt. Obschon er mit siegreicher Beredtsamkeit seine Unschuld erwies, so wurde doch das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen, aber, weil sich die allgemeine Stimme des Volkes dagegen erklärte, nicht vollzogen. Er wurde 1603 in den Tower gesetzt, in welchem er sich mit den Wissenschaften beschäftigte und mehrere Schriften über Politik und Schifffahrtskunde, so wie seine Weltgeschichte ausarbeitete. Nach dreizehnjähriger Gefangenschaft erhielt er endlich (1616) durch den Günstling Villiers, welchem er dafür eine große Summe bezahlen mußte, seine Freiheit wieder, ohne daß man das gegen ihn ausgesprochene Urtheil aufhob; seine völlige Begnadigung wurde von dem glücklichen Erfolge einer Expedition nach dem spanischen Amerika, mit deren Leitung man ihn beauftragte, abhängig gemacht. Er segelte 1617 mit zwölf Schiffen, bei deren Ausrüstung er sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, ab; sein Operationsplan wurde aber von der Regierung selbst, die sein Verderben beschlossen hatte, an die Spanier verrathen und er fand

die Küste, welcher der Angriff galt, in trefflichem Vertheidigungszustande. Krank und mißmuthig sah R. sein Unternehmen scheitern, kehrte aber, seiner Unschuld vertrauend, nach England zurück, wo man ihn sogleich festnahm und das früher gesprochene Todesurtheil am 19. Oct. 1618 an ihm vollzog. Er bestieg ruhig das Blutgerüst, Gott dankend, daß er nicht in einem dunkeln Kerker verschmachten müsse, sondern beim hellen Sonnenlichte, von vielen Freunden umgeben, sterben dürfe. Er betheuerte nochmals seine Unschuld, betrachtete das Beil und legte sein Haupt mit den Worten: „es ist ein scharfes Mittel, aber es heilt alle Übel", auf den Pflock. Jakob I. erregte durch diese ungerechte Handlung den allgemeinen Unwillen. R. wäre größer und glücklicher gewesen, wenn er allein der Kraft seines Genies gefolgt wäre, dem Hange zum Abenteuerlichen nicht nachgegeben und sich nicht in Hofintriguen eingelassen hätte. Seine Weltgeschichte („History of the world", Lond. 1736. 2 Voll. Fol. Edinb. 1813. 5 Voll. 8.) verräth einen großen, kräftigen Geist und ist der erste Versuch in der historischen Literatur, die Geschichte aller berühmt gewordenen Staaten der Erde zur Belehrung der Regenten, Staatsmänner und Helden pragmatisch zu umfassen. Auch als Liederdichter verdient R. eine ehrenvolle Erwähnung. „Works, with his live by Th. Birch" (Lond. 1751. 2 Voll. 8.). 66.

Rallentando, s. Ritardando.

Ralliement (spr. Raljemang) nennt man in militairischer Bedeutung das Zusammenziehen oder Sammeln und Ordnen zur geschlossenen Stellung derjenigen Streiter, welche zum zerstreuten Gefechte aufgelöst waren. Es findet daher nach dem Tirailliren und Blänkeln, so wie nach einer Schwärmattake bei der Cavallerie statt. 61.

Ramadân oder **Ramâsan** (der dürre, nämlich Monat) heißt der 9. Monat des muhammedanischen Jahres (s. Kalender), in welchem alle Bekenner des Islam streng fasten, indem sie bei Tage gar nichts, des Abends nur das zur Erhaltung des Körpers Nothwendige genießen. Mit seinem Ende beginnt das Beiramfest (s. d. Art.). 30.

Ramazzini (Bernhardin), berühmter italienischer Arzt, ward den 5. Nov. 1633 zu Carpi bei Modena geboren, studirte unter den Jesuiten zu Modena, dann an der Universität zu Parma, wo er 1659 Doctor wurde und übte hierauf die Heilkunde zu Carpi und dann zu Modena aus. Nachdem von Franz II. daselbst die Universität errichtet war, wurde er zum Professor ernannt, 1700 erhielt er zu Padua die Professur der praktischen Medicin, wo er bis an seinen Tod, der am 5. Nov. 1714 erfolgte, blieb. — R. ist einer der ausgezeichnetsten Ärzte seiner Zeit; er war gelehrt, ein guter Beobachter, glücklicher Arzt, Feind alles Schlendrians. Außer seiner Wissenschaft liebte er die Dichtkunst und daher lesen sich seine Schriften mit eben so viel Vergnügen als Belehrung. Unter denselben ist die berühmteste sein classisches und noch jetzt häufig benutztes Werk: „De morbis artificum diatriba" (Mutini 1700 und öfter, deutsch von Ackermann, Stendal 1780 und von Schlegel nach Patissier, Ilmenau 1823). Seine „Opera medica" erschienen Patav. 1718 in 4 Voll., zuletzt v. Radius herausgegeben (Lips. 1828.). 39.

Ramberg (Johann Heinrich), ein bekannter Maler und Zeichner, geb. 1763 zu Hanover, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem Dilettanten in der Kunst und kam dann nach London, wo er unter Reynold's Leitung in Kurzem große Fortschritte machte und bereits durch seine ersten größeren Arbeiten Aufsehen erregte. Später (1788) unternahm er eine Reise durch die Niederlande und Italien, die seiner Ausbildung sehr förderlich wurde, obgleich nicht zu verkennen ist, daß er bei dem Bestreben möglichst schnell zu arbeiten hinter den Erwartungen zurückblieb, die seine Talente früher erregt hatten. Nach seiner Rückkehr aus Ita-

lien nahm er seinen Aufenthalt zu Hanover, wo er mit Titel und Gehalt als Hofmaler in der neuesten Zeit noch lebte. Seine Werke anzuführen ist bei ihrer ungewöhnlichen Menge rein unmöglich. Bekanntlich haben nach seinen Zeichnungen viele deutsche, englische u. a. Kupferstecher gestochen; besonders findet man Stiche nach seinen Zeichnungen in Almanachen und Taschenbüchern; auch die Zeichnungen zu den Kupfern in der Prachtausgabe von „Wieland's Werken" sind von ihm. Am meisten gefällt R. in humoristischen Darstellungen, vorzüglich dann, wenn er nicht, wie es häufig geschieht, in Übertreibung verfällt. 36.

Rameau (spr. Ramo) (Jean Philippe), ein berühmter französischer Componist und musikalischer Theoretiker, war im Jahre 1683 zu Dijon geboren. Von seinem Vater, einem geschickten Organisten, frühzeitig zur Musik angehalten galt er bereits als Knabe für einen der besten Clavierspieler seiner Vaterstadt und die glücklichen Fortschritte, die er bald auch in anderen Zweigen der Musik machte, rechtfertigten seinen später gefaßten Entschluß, sich ausschließlich der Musik zu widmen. Achtzehn Jahre alt unternahm er eine Reise nach Italien; doch kam er nur bis Mailand, wo er sich mit einem Schauspieldirector vereinigte und dann einige Zeit von Stadt zu Stadt umherzog. Bald aber wurde er dieses Lebens überdrüßig und ging nach Paris, in der Hoffnung hier eine Organistenstelle zu erhalten, konnte jedoch, da ihn Marchand, auf den er gerechnet hatte, ohne Unterstützung ließ, nirgends ankommen und begab sich daher nach Lille, wo er in der That das in Paris vergeblich Gesuchte erhielt. Er vertauschte indeß diese Stelle kurz darauf mit einer einträglichern an der Domkirche zu Clermont. Hier war es, wo er sich vorzüglich auf theoretische Studien legte und seinen „Traité de l'harmonie" schrieb. Die Schwierigkeiten, welche er bei dem Drucke dieses Werkes fand, veranlaßten ihn nach Paris zu gehen, das er seitdem nicht wieder verließ. Bis zu dieser Periode hatte er sich nur wenig mit Compositionen beschäftigt, höchstens einige Kirchenstücke geliefert; in Paris aber zog bald die Oper seine Blicke auf sich und er kam zuletzt zu der Ueberzeugung, daß dieß das alleinige Feld sei, auf welchem der Musiker zur Unsterblichkeit gelangen könne. Einige kleine Piecen, die er für die komische Oper setzte, fanden wenig Beifall, desto glänzendern dagegen die große Oper von Pellegrin: „Hippolyt und Aricia" (1733), in welcher er eine ganz neue eigenthümliche Bahn eingeschlagen hatte. Jede der folgenden (über 20) erhöhte nur seinen Ruhm, während auf der andern Seite die Anhänger Lulli's alles Mögliche thaten, um ihn zu unterdrücken. Es blieben aber diese Versuche eben so vergeblich, als die Kämpfe, welche sie gegen die neuen von R. in seinen theoretischen Werken, besonders im „Traité de l'harmonie", aufgestellten Principien zu führen anfingen, fruchtlos. R. fuhr fort das Theater zu beherrschen; doch wenn er auch die Genugthuung hatte, die französische Musik ganz nach seinen Principien umgewandelt und seine Musik zur classischen erhoben zu sehen, so konnte er doch später nicht verhindern, daß die italienische, durch J. J. Rousseau vertheidigt, festen Boden gewann. Auch war in der That vieles Unhaltbare, das er aufgestellt hatte, Ursache, daß später seiner Anhänger immer weniger wurden und seine Opern bei aller Kraft und kunstreichen Instrumention traten noch nicht 20 Jahre nach seinem Tode vor Gluck's Genius in den Hintergrund zurück. Jetzt sind sie förmlich veraltet. Nichtsdestoweniger bleibt R. immer einer der größten Musiker Frankreichs und als Theoretiker verdient er um so mehr Achtung, als er das, was er geleistet hat, nur eigenem Fleiße verdankte. Auch erkannte der König seine Verdienste an, indem er ihn adelte und zu seinem Kapellmeister ernannte. Er starb hochbejahrt den 12. Sept. 1764. — Unter seinen theoretischen Werken sind vorzüglich zu bemerken: der schon angeführte „Traité de l'harmonie" (Paris 1722), ein Werk, in welchem seine wichtigsten Forschungen im Gebiete der musikalischen Theorie niedergelegt sind. Eigenthümlich ist besonders die Abhandlung über Accorde, indem er annimmt, daß sich alle

Accorde auf zwei, einen vollkommen consonirenden und einen dissonirenden Stammaccord, den Septimenaccord, reduciren lassen. Auch führte er zuerst die verschiedenen Modi auf zwei, dur und molle (majeur und mineur), zurück. Ferner: „Nouveau système de musique théorique etc.“ (Par. 1726); „Génération harmonique“ (Par. 1737); „Démonstration du principe de l'harmonie“ (Par. 1750); „Code de musique pratique etc.“ (Par. 1760); „Traité de la composition des canons en musique“ u. a. m. Von seinen Opern und Ballets erwähnen wir nur: „Samson“ (1732. nicht aufgeführt); „Les Indes galantes“ (Balletoper 1735); „Castor et Pollux“ (1737); „Dardanus“ (1739); „Les fêtes de Polymnie (Balletoper 1745); „Platée“, (komische Oper 1749); „Zoroastre“ (1749) u. a. m. Letztere kam auch in Dresden zur Aufführung. — (Vergl. Maret's „Eloge historique de Rameau“, Par. 1766.) 36.

Ramillies (spr. Ramillji), ein kleiner Ort in Brabant an der Quelle der kleinen Gette zwischen Tienen und Namur gelegen, ist merkwürdig durch einen Sieg, welchen hier im spanischen Erbfolgekriege Marlborough über das französisch-baierische Heer unter Villeroi am 23. Mai 1706 erfocht. — Schon der Feldzug von 1705 war für Marlborough günstig gewesen, doch war das französisch-baierische Heer immer noch stark genug und rechnete in seiner Überlegenheit auf sichern Sieg. Marlborough nahm daher vorsichtig genug bei R. eine sichere Stellung, welche auf dem rechten Flügel durch tiefe Wassergraben, auf dem linken durch einen Morast hinlänglich gedeckt war. Villeroi indeß kannte entweder diese Hindernisse nicht oder hielt sie für unbedeutend und griff an. Bald aber sah er seinen rechten Flügel zurückgeworfen und sich im Rücken bedroht; vergebens suchte er jetzt den Fehler durch eine veränderte Aufstellung gut zu machen; in Front und Rücken heftig gedrängt erlitt er zuletzt nach tapferm Widerstande eine entscheidende Niederlage. Sein Verlust betrug über 13000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 80 Kanonen. Der Sieger dagegen, dem bald darauf ganz Brabant und die Hälfte Flanderns in die Hände fiel, hatte nur 2000 Mann eingebüßt. 15.

Ramler (Karl Wilhelm), einer der bekanntesten deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts, am 25. Febr. 1725 zu Kolberg in Hinterpommern, wo sein Vater Accisinspector war, geboren, widmete sich, nachdem er seinen Schulunterricht zu Stettin und Halle erhalten hatte, auf der Universität zu Halle der Philosophie, ohne besonderen Fleiß zu verrathen, und beschäftigte sich nach Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt nach eigener Wahl und Neigung mit den classischen Schriftstellern des Alterthums und besonders mit seinem Lieblingsdichter Horaz. Später ging er nach Berlin und lebte als Privatlehrer, bis er 1748 zum Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem Cadettencorps ernannt wurde. Seine Gedichte besangen größtentheils die Thaten Friedrich's des Großen und erwarben ihm großen Beifall, aber keine Belohnung, die er übrigens auch gar nicht erwartet zu haben scheint. Erst nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's II. erhielt er eine ansehnliche Pension, einen Platz in der Akademie der Wissenschaften und zugleich mit Engel die Direction des berliner Nationaltheaters (1787), worauf er bald (1790) seine Stelle bei dem Cadettencorps niederlegte, um seine letzten Jahre in Ruhe hinzubringen. Er starb am 11. April 1798. R. nimmt, so sehr man auch in der neusten Zeit über ihn spotten mag, unter den Odendichtern des vorigen Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz ein, ist aber weit entfernt ein deutscher Horaz zu sein, wie man ihn oft übertreibend und zu voreilig genannt hat. Er traf nicht selten den Ton des Horaz, welchen er rastlos studirte, aber zu dessen philosophischer Ansicht des Lebens vermochte er sich nicht zu erheben. Seine Begeisterung ist fast immer gemacht und ermangelt aller Anziehungskraft; oft übt sich diese mühselige Begeisterung sogar an sehr unpoetischen Gegenständen und sucht dann das Mangelnde durch eine starre Überpracht der Sprache zu ersetzen. Sein vorzüglichster, der

innersten Tiefe seines Herzens entsprungener Versuch ist wohl das Gedicht: „An den Frieden" (1760). Vieles verdarb er selbst durch seine pedantische Kritik; jeden Satz, jedes Wort, jede Sylbe legte er so oft auf die prüfende Wage, bis er jeden eigenthümlichen, kräftigeren Gedanken hinweggeschnitten und etwas ganz Gewöhnliches zu Stande gebracht hatte. Nur dadurch ist er wahrscheinlich zu dem Rufe großer Correctheit gelangt; denn seine Verse, besonders die nach antiken Mustern gebildeten, gehören zu den unbeholfensten in der deutschen Literatur, wozu sein verkehrter Grundsatz, jedes einsylbige Wort dürfe nach Belieben lang oder kurz gebraucht werden, nicht wenig beitrug. R.'s Bemühungen, einige ältere deutsche Dichter (Logau, Wernicke) wieder ins Leben zu rufen und gleichzeitige (Lichtwer, Geßner, Kleist) empfehlend einzuführen, so wie seine Beispielsammlungen („Lyrische Blumenlese", Leipz. 1774—1778. 2 Bde. 8.; „Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten", Riga 1766. 8.; „Fabellese", Leipz. 1783—1790. 3 Bde. 8.) müßten mit Dank anerkannt werden, wenn er sich nicht die willkührlichsten Änderungen in Inhalt und Form erlaubt hätte. Seine „Bearbeitung des Batteux" (1758. N. A. Leipz. 1803. 4 Thle. 8.), seine „Mythologie" (1790. N. A. Berl. 1833. 8.) und seine „Allegorische Personen" (Berl. 1788. 4.) beweisen klar, wie armselig seine Begriffe von den schönen Künsten und von der Religion der Alten waren; auch seine Übersetzungen („Martial", Leipz. 1788—1791. 5 Thle. 8.; „Catull", Leipz. 1793. 8.; „Horaz", Berl. 1800. 2 Bde. 8. und „Anakreon", Berl. 1801. 8.) entsprechen billigen Anforderungen nicht. Die beste Ausgabe seiner Gedichte besorgte Göckingk (Berl. 1800—1801. 2 Thle. 4. N. A. 1825. 2 Thle. 12.). (Vergl. T. Heinsius' „Versuch einer biographischen Skizze Ramler's", Berl. 1798. 8.) 67.

Ramme, Rammel, Hoye, Schlagwerk, lat. fistuca; franz. sonnette; engl. pile-engine, heißt eine jede Maschine, mittelst der Steine, Pfähle oder Röhren in die Erde eingeschlagen werden. Man hat hauptsächlich zwei Arten, nämlich: Handrammen und Rammmaschinen. Zu den ersteren gehören die 3—4 Fuß hohen und 8—10 Zoll Durchmesser am untern Ende haltenden hölzernen Cylinder, welche am untern Ende mit einem eisernen Ringe versehen sind und am obern etwas verjüngten Ende einen durchgesteckten Stab haben, dessen beide Enden als Handhaben dienen. Sie werden dazu gebraucht, um beim Pflastern der Straßen die Steine fester in den Sand oder auch Pfähle zu geringer Tiefe in die Erde einzutreiben. Das wesentlichste Stück einer Rammmaschine ist ein großer Block von Holz oder gegossenem Eisen, welcher auch Rammbär, Fallblock, Hoyer, schlechtweg Bär genannt und zwischen ein hohes Gerüst so aufgehängt wird, daß er vermittelst eines über eine Rolle laufenden Seils gehoben wird, um dann auf den vertical stehenden Pfahl herabzufallen und diesen in die Erde einzutreiben. Ist der Pfahl bereits so weit eingetrieben, daß ihn der Rammklotz nicht mehr gut treffen kann, so wird über erstern ein unten mit einer eisernen Spitze versehener Balken, der Rammknecht, gestellt und die Stöße pflanzen sich nun durch diesen zum eigentlichen Pfahle fort. Das Gerüst ist nach Umständen verschieden gebaut, besteht aber im Allgemeinen aus folgenden Stücken. Von fünf zu einer vierkantigen Pyramide vereinigten Balken, welche auf einem festen Schwellwerke ruhen, stehen zwei fast genau lothrecht und haben in ihrer Mitte denjenigen Balken, die Laufruthe, an welchem der Rammklotz auf- und abgleitet und woran dieser so befestigt ist, daß er sich zwar frei in verticaler Richtung bewegen, ihn jedoch nicht verlassen kann, wozu umschlingende Arme oder Zapfen in einer Nuth dienen. Oben befindet sich eine Rolle, die Rammscheibe, bei größeren Gerüsten auch zwei, über welche ein starkes Tau, das Rammtau, Bärentau, geschlungen ist. Bei den kleineren Maschinen, den Lauframmen, Handzugrammen, geschieht die Bewegung des Rammklotzes durch Arbeiter, welche an den an das Hauptseil ge-

knüpften, unten mit zu Handhaben dienenden Stäben versehene Seilen ziehen, mit einem gewissen Tacte und mehrere, meist 25, solcher hinter einander geschehener Schläge heißen Hitze. Bei den älteren Rammmaschinen mit schweren Klötzen wendete man die Kraft der Pferde an, weil diese wohlfeiler ist als die der Menschen. Die Einrichtung, welche Bauvillires den Rammmaschinen mit der Zange gegeben hat, besitzt entschiedene Vorzüge vor den früheren. Aber noch vorzüglicher ist die Construction der Kunstramme, welche durch den Wasserbaudirector Brequem in Wien erfunden worden ist, indem diese nicht blos den Vortheil der unausgesetzten und schnellen Arbeit gewährt, sondern auch die leichte Anwendung der Pferde statt der Menschen den Gebrauch sehr schwerer Rammklötze und die Möglichkeit der Laufruthe eine gegen den Horizont geneigte Richtung zu geben, um Pfähle in schiefer Richtung einzurammen, gestattet. Überhaupt gibt es der künstlichen Rammen jetzt sehr viele, unter denen die von Nordenskiöld, Eliander, Vauloué und Bunce, Schmidt und Löwell die bekanntesten sind. Alle diese Rammen mit Haspeln, Treträdern, doppeltem Seilwerk, mit dem Tummelbaume, mit Flaschenzügen, Hämmern, Schwungrädern, Roßrammen u. derg. sind mit künstlichen Aushakungen des Rammklotzes und daher sogenannte Hakenrammen. 40.

Ramond (spr. Ramong) (Louis François Elisabeth, Baron von), französischer Staatsrath, Mitglied der Akademie, Commandeur der Ehrenlegion und Ritter des St. Michaelordens, einer der ausgezeichnetsten Geologen Frankreichs, war der Sohn Pierre Ramond's, des Kriegschatzmeisters im Elsaß. Der junge R. studirte in seiner Vaterstadt Straßburg außer den Rechtswissenschaften Naturkunde und Medicin. Auf einer Reise durch die Schweitz lernte er Haller, Lavater und Voltaire kennen und die Eindrücke, welche die Alpenwelt auf ihn gemacht hatte, schildert er in der Bearbeitung der Briefe Coxe's über die Schweitz, welche er unter dem Titel: „Lettres de W. Coxe à M. Melnoth sur l'état politique, civil et naturel de la Suisse“ (Paris 1781. 2 Bde. mit Anmerkk. u. Zusätzen des Übersetzers) herausgab. In Paris, wohin er sich nun begab, wurde der Cardinal Rohan sein besonderer Beschützer, dem er auch als geheimer Rath und vertrauter Freund nach Savern folgte. Nachdem dieser in die Auvergne verwiesen worden war, bestieg er bei einem Besuche desselben (1789) zum ersten Male die Pyrenäen, mit deren Bekanntschaft ein neuer Lebensabschnitt für ihn begann. Er war nämlich der Erste, welcher die geologischen Gesetze Seaussure's und Coxe's auch in diesen Gebirgen nachwies, da man sie bisher für ein gesetzloses Werk der Natur gehalten hatte. Seine erste Schrift darüber erschien unter dem Titel: „Observations faites dans les Pyrenées pour servir de suite à des observations sur les Alpes“ (Paris 1789. 2 Voll.). Bei dem Ausbruche der Revolution kehrte R. nach Paris zurück und stellte sich hier an die Spitze einer Section. Die angestrengtesten Arbeiten brachten ihn aber auf das Krankenlager, so daß er sich endlich in die Bäder von Barèges zu begeben genöthigt sah. Ungeachtet er sich von hier vor den Verfolgungen der Revolution in die Gebirge zu den Hirten geflüchtet hatte, wurde er auch dort entdeckt und im Jahre 1794 in den Kerker nach Tarbas abgeführt, wo er nach zwei sorgenvollen Jahren die Professur der Naturgeschichte an der dortigen Centralschule erhielt. Während einer Zeit von 4 Jahren, die er hier zubrachte, bestieg er 35mal den Pic du Mudi und erreichte endlich im Jahre 1802 den Gipfel des Mont perdu. Im ganzen Gebirge war R. nur unter dem Namen „die gelehrte Gemse“ bekannt. Die Frucht dieser Reise waren die Schriften: „Voyage au Mont perdu“ (Par. 1807) und „Voyage au sommet du Mont perdu“ (Par. 1803), worin er die wichtigsten Aufschlüsse über dieses fast noch ganz unbekannte Gebirge mittheilte. Er trat darauf als Deputirter des Departements der Pyrenäen in das Corps legislatif, wurde aber bald nachher zum Präfecten des Departements Puy-de-Dôme ernannt. Blos die Aussicht hier in der Nähe der Vul-

cane Frankreichs zu leben, machte diese aufgedrungene Stelle ihm annehmbar, weßhalb er sich schwerzweise Préfet par lettre de cachet zu nennen pflegte. Er berichtigte in dieser Zeit den Gebrauch des Barometer für Höhenmessungen so wesentlich, daß es zu diesem Zwecke fast für ein neues Instrument anzusehen ist, und machte diese Verbesserungen in den Schriften bekannt: „Mémoire sur la formule barométrique“ (Par. 1811) und „Nivellement barométrique des Monts d'Or et des Monts-Dômes“ (Par. 1815), worin er 400 Höhenmessungen der Gebirge von Auvergne aufstellte. Seine Entdeckungen über die Beschaffenheit der Vulcane rc. legte er in der Schrift nieder: „Application des nivellements exéc. dans le departement de Puy-de-Dôme“ (Par. 1815.). Um ganz der Wissenschaft leben zu können, nahm er im Jahre 1815 seine Entlassung, verlor im folgenden Jahre durch die Kosaken alle seine Sammlungen, die Früchte 40jähriger Forschung, und betrat im Jahre 1815 von Neuem die öffentliche Laufbahn als maître des requêtes. Im folgenden Jahre wurde er zum Mitgliede der Liquidationscommission für die englische Forderung von $3\frac{1}{2}$ Million Renten ernannt und erwarb sich in dieser Stellung die Zufriedenheit der Regierung in solchem Grade, daß man ihn im Jahre 1818 zum Staatsrathe erhob; allein seit dem Jahre 1822 wurde er, ohne Bekanntmachung des Grundes, unter die bloßen Titularräthe versetzt. R. trug diese Kränkung gelassen und starb am 24. Mai 1827. Er zeichnete sich als Gelehrter durch Gründlichkeit, als Mensch durch Liebenswürdigkeit und als Staatsmann durch Rechtlichkeit aus. 81.

Rampe, s. Wall.

Ramsanêhi (Gottesfreunde) nennen sich die Glieder einer erst in den neuesten Zeiten bekannter gewordenen mystischen Secte im westlichen Indien, deren Hauptsitze Schahpur, Radschwara und Guzurate sind und welche von einem gewissen Ramtscharan (geb. 1719, gest. 1798) gestiftet worden ist, der sich um 1769 zu Schahpur niederließ. Sie glauben an die Einheit Gottes (Ram) und seine Offenbarungen als Schöpfer, Erhalter, Zerstörer; sie halten ihn für die Quelle alles Guten und unbedingte Ergebung in seinen unerforschlichen Willen für nothwendiges Erforderniß seiner Verehrung und verwerfen alle Abbildungen desselben. Die Seele ist ihnen ein Ausfluß Gottes, zu dem sie beim Tode des Körpers zurückkehrt. Sie theilen sich 1) in Priester, die Wairagis (Leidenschaftslose) oder Sâdha's (Vollkommene) genannt werden, die heiligen Bücher studiren und die strengste Enthaltsamkeit in allen Dingen und gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle irdischen Freuden bewahren müssen, stets nur zu Fuße und zwar barfuß, gehen dürfen, und unter einem Mahant (Oberpriester) stehen, der zu Schahpur wohnt und ein Collegium von 12 Ausgewählten (Tschela's) um sich hat, denen einzelne besondere Geschäfte obliegen und aus denen nach seinem Tode der neue Mahant gewählt wird; 2) in Bidâhis und Mohânis, welche gleich den christlichen Trappisten ihre höchste Aufgabe in völliger Theilnahmslosigkeit an der Außenwelt finden; 3) endlich in Laien (Girhist), welche das übrige Volk bilden. Übrigens sind sie sehr tolerant und erlauben Christen und Muhammedanern, doch mit der Bedingung barfuß zu gehen, den Eintritt in ihren Tempel, wo ihr Gott durch Gebet und Gesang verehrt wird, und tragen als Erkennungszeichen einen perpendiculairen Strich von weißem Thone an der Stirne. Ihre heiligen Bücher bestehen in Auszügen aus älteren Werken der Hindureligon, wodurch sie das Alter und die Reinheit ihrer Glaubenssätze zu beweisen suchen, und den religiösen Liedern (Sabda's) des Stifters und der ersten Mahants. 23.

Ramsay (Allan), einer der besten schottischen Dichter, 1686 in Südschottland von armen Eltern geboren, erlernte das Perückenmacherhandwerk, benutzte aber mit unermüdlichem Eifer seine Nebenstudien zur Erwerbung literarischer Kenntnisse und ward als witziger Kopf und Gelegenheitsdichter in seiner Umgebung

bekannt. Seine Lieder wurden bald allgemein gesungen und machten ihn zum Lieblinge des Volkes. Der reichliche Ertrag mehrerer Ausgaben derselben bewog ihn sein Geschäft aufzugeben und eine mit einem Lesecabinette verbundene Buchhandlung zu gründen. Um den alten schottischen Nationalgesang wieder in Aufnahme zu bringen, veranstaltete er zwei Liedersammlungen: „Das Immergrün" („The Evergreen"), welches nur altschottische vor dem XVII. Jahrh. gedichtete Lieder enthält, und die „Lieder für den Theetisch" („A Tea-table-collection"), ein Gemisch von neueren und älteren, englischen und schottischen Gesängen. Fanden die Kunstrichter auch Vieles an der Auswahl zu tadeln, so wurde doch dadurch der Zweck, die vaterländische Poesie wieder in Aufnahme zu bringen, erreicht. R.'s Unternehmungsgeist ging noch weiter; er erbaute auf seine Kosten das erste regelmäßig eingerichtete Schauspielhaus in Schottland und dichtete, da er in der vaterländischen Literatur kein taugliches Drama auffand, das ländliche Schauspiel: „Der liebenswürdige Schäfer" („The gentle shepherd"), welches ihm so wohl gelang, daß es sogar in England aufgeführt wurde. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er auf einem von ihm selbst erbauten Landhause, wo er 1758 starb. R. ist ein Volksdichter im ganzen Sinne des Wortes; einen hohen, kühnen Schwung der Phantasie versuchte er, seiner Kräfte wohl bewußt, nie; natürliches Gefühl, leichter Scherz und Anmuth der Sprache sind die bedeutendsten Vorzüge seiner Gedichte in schottischem Dialekte; weniger gelungen sind seine Versuche in englischer Sprache. Seine Lieder und Idyllen verdienen auch im Auslande bekannter zu werden, als sie es bis jetzt geworden sind. „A Ramsay's Poems, with his life and a glossary by Chalmers, and Tytler's remarks on his poems", Lond. 1800. 2 Voll. 8. 67.

Ramsden (Johann), berühmt als Verfertiger mathematischer und optischer Instrumente, geb. den 8. Oct. 1730 zu Halifax in Yorkshire, war, wie sein Vater, anfangs ein Tuchfabrikant, kam jedoch später nach London, wo er sich der Kupferstecherkunst widmete. Hier fand er bald Gelegenheit Abbildungen mathematischer Instrumente zu stechen, was zuerst sein großes Talent weckte. Der berühmte Optiker Dollond (s. d. Art.), dessen Tochter er heirathete, unterrichtete ihn in der Kunst mathematische Instrumente zu fertigen, worin er sich auch sehr bald auszeichnete. Er verbesserte und erfand mehrere optische und viele astronomische Werkzeuge. Seine Theilungsmaschine, nach welcher man nunmehr einen Sextant in 20 Minuten Zeit eintheilen kann und welche Lalande (Par. 1790. Fol.) beschrieben hat, steht unter allen oben an; aber auch das zu Höhenmessungen bestimmte Barometer, das Theodolit, das zu Messung der Ausdehnung der Körper durch Hitze bestimmte Pyrometer, das Reflexions- und Refractionsmikrometer, Halley's Quadrant und Sextant verdanken ihm wesentliche Verbesserungen. Mehrere Abhandlungen von ihm stehen im „Philosophical transactions", auch sind noch einzeln gedruckte Schriften von ihm vorhanden. Er wurde 1786 Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London und starb am 5. Novbr. 1800. 26.

Ramshorn (Johann Gottlob Ludwig), namhafter lateinischer Grammatiker der neuesten Zeit, geb. den 19. März 1768 zu Reust, einem Dorfe bei Ronneburg, verdankte dem sorgfältigen Unterrichte seines Vaters, des Pfarrers an jenem Orte, gründliche Vorkenntnisse in den alten Sprachen und Hülfswissenschaften und seine weitere Ausbildung seit 1784 dem Lyceum zu Ronneburg. 1787 ging er von da nach Jena, wo er der Theologie sich widmete und zugleich wegen der geringen Unterstützung aus dem väterlichen Hause eine Hauslehrerstelle bei dem geheimen Justizrathe Walch annahm. 1790 ging er wieder als Hauslehrer nach Orlamünde, 1793 nach Dresden in das Haus des als Literator und Numismatiker berühmten Dr. Hauschild und 1800 in gleicher Function nach Bautzen. Noch ist

Dresden widmete er seine „Diss. de corona civica et laureis ante domum Caesaris Augusti“ (Dresd. 1800) dem Oberhofprediger Reinhard, die auf Veranlassung dieses Mannes eine Schulprobe in Grimma und gleich darauf einen Ruf zur zweiten Professur am Gymnasium in Altenburg zur Folge hatte. 1802 trat er diese und 1814 die erste Professur an, die er noch verwaltet. Ihn hat das Ausland durch mehrere Ehrenbezeugungen ausgezeichnet. Ohne sein Ansuchen erhielt er 1815 das Diplom eines Ehrenmitglieds der lateinischen, 1824 das eines Ehrenmitglieds der mineralogischen Gesellschaft zu Jena; in demselben Jahre beehrte ihn die philosophische Facultät daselbst mit der Würde eines Doctors der Philosophie honoris causa und 1833 Se. Majestät der König von Preußen mit einer goldenen Medaille. Seine Schriften sind außer der angeführten: „Martial's 23. Epigramm des 10. Buchs übersetzt und erklärt, nebst einer Beschreibung der Geburtstagsfeier bei den alten Römern“ (Budissin 1800. 4.); „De statuarum in Graecia multitudine dissertatio, subjuncta explicatione locorum Herodoti I. 25 et 14“ (Altenburgi 1814); „Lateinische Grammatik“ (Leipz. 1824. 8. 2. Aufl. 1833. 2 Thle.); „Lateinisches Elementarbuch nach einer neuen Methode bearbeitet“ (Leipz. 1825. 8.); „Lateinische Schulgrammatik“ (Leipz. 1826); „Lateinische Synonymik“ (Leipz. 1831 und 1833. 2 Thle. 8.); Synonymisches Handwörterbuch der lateinischen Sprache“ (Leipz. 1835. 8.); Verbesserte Auflagen der Bröder'schen Grammatiken, Schulprogramme und Recensionen in der jenaischen Literatur- und in der Schulzeitung. 20.

Ramus (Petrus) (Pierre de la Ramée), geboren 1515 in einem Dorfe der Picardie von armen Eltern, studirte zu Paris Mathematik und Philosophie und trat in seiner Magisterdisputation öffentlich als Gegner der damals auf allen Schulen herrschenden aristotelischen Philosophie auf, die er auch schriftlich bekämpfte in seinen „Animadversiones in dialecticam Aristotelis, XX libb.“ (Par. 1543. 8. 1558. 8.), worin er die Logik des Aristoteles als trügerisch verwarf, indem er eine einfachere praktischere Logik, als Kunst wohl zu sprechen (also Logik und Rhetorik zugleich umfassend) aufstellte in seinen „Institut. dialect. libb. II (Par. 1543. 8. 1548); „Schol. dialect. in liberales artes“ (Basil. 1559. Fol.) und „Orat. apologeticae“ (Par. 1551. 8.); ferner in seinen „Schol. physicae“ libb. VIII“ (Par. 1565. 8.) und „Schol. metaphys. libb. XIV“ (Par. 1566. 8.), gegen die aristotelische Physik und Metaphysik. — Zwar ist weder seine Kritik des Aristoteles unparteiisch und gründlich genug, noch auch seine eigene Logik von tiefem wissenschaftlichen Gehalte; indessen hat er doch mit dazu beigetragen, den Despotismus der scholastisch-peripatetischen Philosophie zu stürzen, und verdient wegen seines beharrlichen Eifers in diesem Kampfe Anerkennung. Denn dieser war eben so gefährlich als schwierig, da bei dem hohen Ansehn, in welchem jene Philosophie damals noch auf den Schulen stand, sich sogleich laute und heftige Stimmen gegen ihn erhoben, die ihn nicht nur bekämpften, sondern auch verketzerten und es dahin brachten, daß ihm verboten ward, mündlich oder schriftlich gegen Aristoteles aufzutreten. Zwar erhielt er 1551 eine Professur der Rhetorik und Dialektik an der pariser Universität, aber aufs Neue angefeindet und verfolgt (auch seiner Verbindung mit den Hugenotten halber) verließ er Paris und machte bis 1571 Reisen durch Italien, Deutschland und die Schweitz und als er endlich zurückgekehrt war traf ihn in der Bartholomäusnacht der Tod durch Meuchelmörder, gedungen, wie man sagt, von seinem Gegner Charpentier. — Zu seinen Anhängern, Ramisten genannt, gehören Taläus, Freigius, Fabricius, Beuchus, Scribonius, Pfaffrad und zum Theil Goclenius. (Vergl. Joh. Thom. Freigii „Vita Petri Rami“, hinter Andomari Talaei Orat., Marb. 1599 und Launoy, „De varia Aristotelis fortuna in acad. Paris.“ p. 65 sqq.) 80.

Rancé (Dominique Armand Jean le Bouthillier de), s. Trappisten.

Randschit Sing, s. Sikhs.

Rang, lat. ordo; franz. rang; engl. rank, ist ein relativer Begriff, der das Verhältniß der Glieder eines Ganzen unter einander ausdrückt und durch Zahlenverhältnisse oder sonst beigesetzte Erläuterungen genauer bestimmt werden muß. Das Princip der Rangordnung ist eigentlich der Werth und die Wichtigkeit eines Individuum für das Ganze und dieses sollte demnach stets um so höhern R. haben, je größer jene sind. Da jedoch der R. immer nur etwas Äußeres ist und der eigentliche innere Werth des Einzelnen stets als etwas Selbstständiges, von äußerer Form Unabhängiges erscheint; so muß bei Bestimmung des Ranges immer auf die in einem besondern Falle erfaßte Idee des Ganzen Rücksicht genommen werden, wonach sich dann die Wichtigkeit des Einzelnen bestimmt. Sonach richtet sich der R. stets nach einem vorausbestimmten Schematismus und ist entweder ein idealer, wie der der Wissenschaften unter einander oder eines Gelehrten in Bezug auf seine Leistungen ꝛc., wenn das Princip der Würdigung ein rein geistiges ist, oder ein positiver, wenn äußere Formen als Maßstab dienen. Letzterer ist derjenige, welcher am meisten in Betracht kommt, in Bezug nämlich auf die äußere Stellung der Menschen gegen einander im Staate. Nach der Stellung nämlich, in welcher der Einzelne zur Staatsmaschine sich befindet, hat man von jeher für nöthig geachtet, ihm einen gewissen R. zu ertheilen und dieß durch Rangordnungen bestimmt, welche freilich im Einzelnen große Verschiedenheiten darbieten, je nachdem mehr das Verhältniß der Einzelnen zum Staatsoberhaupte oder die Wichtigkeit des Amtes in Bezug auf die Staatsverwaltung überhaupt, oder Geburt, Besitz ꝛc., oder dieses Alles untermischt berücksichtigt ist, und daher immer mangelhaft bleiben. Dieß hat man auch in den neueren Zeiten eingesehen und wie jetzt die Staaten selbst unter einander die früheren oft dem Guten so hinderlichen Rangstreitigkeiten durch Anerkennung ihrer Gleichheit als von einander unabhängiger Individuen vermeiden, so sind auch fast überall die verschiedenen Classen der Staasbürger in ihren beiden Hauptabtheilungen, Beamtete und Private, einander näher getreten und nur das Verhältniß der Unterordnung pflegt noch als Hauptprincip der Rangordnung zu gelten. Am schärfsten muß diese aber sich stets beim Militair erhalten, da sie hier zum regelmäßigen Bestehen des Ganzen durchaus nothwendig ist, und deßhalb gibt auch in einigen Staaten, wie z. B. in Rußland, der militairische R. den Maßstab für den der übrigen Staatsbürger. — Rangiren ist das Stehen auf einem bestimmten Punkte der Rangordnung, beim Militair das Einstellen der Soldaten in die Linie nach Maßgabe ihrer Größe; Einrangiren ist das Eintragen der Soldaten in die Armeeliste, Ausrangiren das Ausstreichen und Entlassen aus derselben. 9.

Ranunkeln, lat. ranunculaceae; franz. renoncules; engl. ranuncles, ist eine natürliche Pflanzenfamilie der Dikotyledonen Polypetalen, die ihren Namen von der Gattung Ranunculus (Hahnenfuß), vorzüglich dem asiatischen (R. asiaticus), erhalten hat. Es sind meist krautartige, nur selten halbstrauchartige Pflanzen mit einfachen abwechselnden oder mehr oder weniger tief in bisweilen sehr zahlreiche Lappen eingeschnittenen Blättern. Alle zu den R. gehörende Pflanzen sind äußerlich einander sehr ähnlich, so wie überhaupt scharf und giftig, besonders die Wurzeln; doch ist der in ihnen enthaltene scharfe und giftige Stoff gewöhnlich sehr flüchtig und verliert sich durch das bloße Trocknen oder durch Aufbewahren im Wasser, so daß dann manche Ranunkelarten so mild werden, daß sie dem Menschen als Nahrungsmittel dienen können. Sehr giftig und scharf sind besonders der knollige Hahnenfuß (R. bulbosus) und der sogenannte Froscheppich (R. sceleratus), welche letztere Pflanze einige Schriftsteller für die Herba Sardoa des Sallust halten, durch deren Gebrauch das sardonische Lachen (s. Lachen) entsteht. 21.

Ranzau, Ranzow, ist ein altes adeliges Geschlecht in Holstein, welches später in zwei Hauptlinien, die ältere und die jüngere, zerfiel, von denen mehrere Seitenlinien ausgingen. Der Stammvater der ganzen Familie ist Kuno, dessen Urenkel Wolf große Güter an sich brachte, welche unter dem Namen des balsamer Landes bekannt waren. Wolf's Enkel war Wiprecht II. (s. Wiprecht von Groitzsch), dessen ältere Nachkommen, die Burggrafen von Leißnig, ausstarben. Sein jüngerer Sohn Otto I. begab sich nach Holstein und erbaute dort im Jahre 1440 das Stammschloß Ranzow. Nach ihm theilte sich die Familie in zwei Hauptlinien, von denen Otto III. der Stifter der ältern wurde, die in drei Seitenlinien Rastorf (nebst Aschberg und Obbendorf), Breitenburg (beide Linien wurden im Jahre 1728 in den Stand der Reichsgrafen aufgenommen) und Schmoll (nebst Hohenfelde) noch jetzt fortbesteht. Der letztgenannte Zweig des Hauses wurde von Christoph, geb. im Jahre 1625, gegründet, welcher kaiserlicher Kammerherr und Reichshofrath war, im Jahre 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und im Jahre 1696 als Anhänger der katholischen Kirche starb. Sein Sohn, Alexander Leopold Anton, Stifter der braunschweigischen Linie, wurde in der lutherischen Kirche erzogen. Sein Stamm dauert noch fort. Die jüngere Hauptlinie gründete Cajus I. Sie führte den Namen der Linie von Asdal oder Neu-Ranzow und erlosch im Jahre 1734 mit Moritz, worauf die Grafschaft an die Krone Dänemark fiel. Unter den früheren Familiengliedern zeichnete sich Johann aus, welcher im Jahre 1492 geboren wurde, sich als Feldherr einen Namen erwarb und den Ritterschlag in Jerusalem empfing. Luther's Muth auf dem Reichstage zu Worms machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er einer seiner eifrigsten Anhänger und einer der vorzüglichsten Beförderer der Kirchenverbesserung in Dänemark wurde. Er kämpfte besonders für Friedrich I. von Dänemark und stellte die Ruhe in Norwegen wieder her, wo Christian II. eingefallen war und mehrere Male von ihm geschlagen wurde. Er starb im Jahre 1565. — Heinrich, Statthalter in Holstein, geb. im Jahre 1526, besaß für seine Zeit ungewöhnliche Kenntnisse in der Astrologie, Kriegskunst und Arzneiwissenschaft, war ein Freund und Beschützer der Gelehrten, stiftete eine Bibliothek und starb im Jahre 1599. — Daniel, studirte in Wittenberg, nahm unter Karl V. Kriegsdienste, bildete sich durch Reisen, schlug als Oberfeldherr der Dänen die Schweden in den Jahren 1563 und 1567 und fiel bei der Belagerung von Warberg in Holland. — Josias wurde schwedischer General, begleitete im Jahre 1635 den Kanzler Orenstierna nach Paris, nahm Kriegsdienste in Frankreich und wurde zum Marschall und Befehlshaber von Dünkirchen ernannt. Er zeichnete sich durch männliche Schönheit, Tapferkeit und große Anlagen aus, hatte aber das Unglück, nach und nach ganz verstümmelt zu werden, so daß er nur ein Auge, einen Fuß und einen Arm behielt. Er starb im Jahre 1650. — Christian Detlev Karl, geb. im Jahre 1772, königlich dänischer Kammerherr und Oberpräsident von Kiel, und sein Bruder Karl Emil, geb. 1775, ebenfalls dänischer Kammerherr, sind die jetzigen Glieder dieses Hauses. 81.

Ranzion, franz. rançon; engl. ransom, heißt das in früheren Zeiten und bei den uncultivirten Nationen noch gewöhnliche Lösegeld, das die Kriegsgefangenen zur Erhaltung ihrer Freiheit zahlen müssen. Selbstranzioniren nennt man, wenn Gefangene sich durch die Flucht der Gefangenschaft entziehn. 61.

Raoul-Rochette (spr. Ra-ul-Roschett) (Désiré), ein geachteter französischer Archäolog und Historiker, 1790 zu Saint-Amand im Departement Cher geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Bourges und kam 1811 nach Paris, wo er Professor der Geschichte an dem kaiserlichen Lyceum wurde. Sein anziehender Vortrag, mehr aber sein enges Anschließen an die jedesmaligen Ansichten der Regierung verschafften ihm manchen Gönner, durch deren Mitwirkung er 1815 Sup-

pleant Guizot's für dessen Vorlesungen über die neuere Geschichte an der pariser Universität und 1818 Conservator des Münzcabinets und der Antikensammlung an der königlichen Bibliothek wurde. Auch die Akademie der Inschriften nahm ihn 1816 als Mitglied auf und ernannte ihn zum Mitredacteur des „Journal des Savans." Auf seinen Reisen durch die Schweiz (1819) und durch Italien und Sicilien (1826—1827) vermehrte er seine Kenntnisse durch eigene Anschauung vorzüglicher Kunstdenkmäler und erhielt nach seiner Zurückkunft den Auftrag (1828) mit seinem Collegen Hase die Instructionen für die Künstler und Gelehrten, welche die französische Expedition nach Griechenland begleiten sollten, auszuarbeiten. Die gediegensten Kenntnisse scheint R. in der Archäologie zu besitzen, wie sowohl seine vielbesuchten Vorlesungen über dieses Fach, als auch seine „Monumens inédits d'antiquités figurées grecques, étrusques et romaines" (Par. 1828. 2 Voll. Fol.) hinlänglich beweisen. Viel Brauchbares enthalten die „Histoire critique de l'établissement des colonies grecques (Par. 1815. 4 Voll. 8.); die „Deux lettres sur l'authenticité des inscriptions de Fourmont" (Par. 1819. 4.); der „Cours d'archéologie" (Par. 1828. 8.) und die „Lettre sur les graveurs des monnayes grecques" (Par. 1831. 4.), obschon alle diese Schriften durch viele Fehler entstellt sind. Seine statistischen und historischen Versuche („Lettres sur la Suisse," 1823, N. E. Par. 1826. 3 Voll. 8.; „Histoire de la révolution helvétique en 1797 et en 1803," Par. 1823. 8., deutsch, Stuttg. 1824. 8. und „Histoire d'Espagne," Par. 1823. 8.) sind höchst einseitig, unzuverlässig und unbrauchbar. 66.

Raphael Sanzio (De' Santi) der größte Maler der christlichen Kunstperiode, ward am 26. März (nach Andern am 8. März) 1483 zu Urbino geboren. Sein außerordentliches Talent trat bereits in der frühesten Kindheit so überraschend hervor, daß sich sein Vater, Giovanni Sanzio, ein nicht gerade ungeschickter Maler, der Ausbildung desselben nicht gewachsen fühlte und sie dem berühmten Perugino übertrug. Hier unter zahlreichen Mitschülern, die er bald alle hinter sich zurückließ, erwarb sich der junge R. in kurzer Zeit eine Geschicklichkeit, die ihn der ferneren Leitung seines Lehrers, dem er bereits völlig gleich war, enthob. Seine ersten Arbeiten von Bedeutung, ein heiliger Nikolaus, eine heilige Familie, eine Kreuzigung Christi und die berühmte Trauung der Maria (Sposalizio), waren zwar in der Manier Perugino's gearbeitet, zeigten aber doch Spuren jener Eigenthümlichkeit, wie sie sich später so scharf in ihrer wesentlichen Verschiedenheit von den großen Zeitgenossen des Künstlers ausprägte. Der Ruf R.'s begann bereits sich fest zu begründen, als er von einem seiner Freunde und Mitschüler, Pinturicchio, veranlaßt wurde, ihn bei der Ausschmückung der Sakristei der Kathedrale zu Siena zu unterstützen; doch vollendete er die übernommene Arbeit nicht, sondern begab sich (1503) nach Florenz, welches damals der Sitz der Kunst und der Sammelplatz der berühmtesten Meister Italiens war. Hier sah R. die Werke eines Masaccio, Giotto, Ghiberti, des noch in der Fülle seiner Kraft schaffenden Michel Angelo und Leonardo da Vinci's. Gewiß ist es, daß er die Schöpfung dieser Meister studirte, aber keiner von ihnen wurde ausschließlich sein Muster, dem er nachgeahmt hätte; denn er war nicht dazu berufen, eine untergeordnete Rolle zu spielen. Ein Jahr lang hatte er in Florenz zugebracht, als ihn Familienangelegenheiten nach Urbino riefen. Hier und in Perugia, wohin er sich nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt begeben hatte, lieferte er mehrere treffliche Gemälde, die sein rastloses Vorwärtsschreiten beurkundeten; so mehrere Madonnen, einen heiligen Georg zu Pferde, einen heiligen Michael und mehrere andere Staffeleigemälde, in welchen er sich bereits von der frühern etwas bemerklichen Unsicherheit und Steifheit losgerungen hatte. Die Jahre 1505—1508 lebte er abwechselnd zu Perugia und zu Florenz, wo er sich ausschließlich mit Studien aller Art beschäftigte. Besonders

nützlich wurde ihm die Freundschaft des trefflichen Fra Bartolomeo, dem er wichtige Aufschlüsse hinsichtlich der Geheimnisse des Colorits verdankte. Unter den wenigen Gemälden, die er in dieser Periode lieferte, sind die bedeutendsten eine heilige Familie, eine schöne Madonna, die sogenannte la bella Giardiniera, eine Himmelfahrt (im Kloster Monteluucci) und die berühmte Grablegung (im Palast Borghese zu Rom), ein Meisterwerk, welches nur von wenigen seiner spätern Genossen übertroffen ist. Der Ruf seiner außerordentlichen Geschicklichkeit verbreitete sich immer mehr und entschied seine Berufung nach Rom durch Papst Julius II. (1568), der ihm die Ausschmückung des Vaticans übertrug. In diesen Werken zeigt sich sein Genie in seinem höchsten Glanze. Zuerst malte er die Stanze (Logge) della Signatura, und zwar sind es vier große Compositionen, die vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen: der Streit der Kirchenväter (disputa), der Parnaß, die Schule von Athen und das römische Recht, eine Gruppe, in welcher Justinian, Tribonian und Papst Gregor X. die Hauptfiguren ausmachen. Bereits nach Vollendung des ersten dieser Gemälde ließ der Papst die in den Logen des Vaticans befindlichen Gemälde anderer Meister vernichten und an deren Stelle von R. andere fertigen, unter anderen mehrere Allegorien, biblische und mythologische Gegenstände. Nach Vollendung der oben angeführten Hauptgemälde der ersten Stanze schritt R. zur Ausschmückung der übrigen und immer gewaltiger, je anhaltender er arbeitete, entfaltete sich die außerordentliche Kraft und Hoheit seines Genies. Wir führen nur die wichtigsten der folgenden Meisterwerke an, als: die Madonna di Foligno, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, Attila, Moses vor dem brennenden Busch, Isaak's Opferung, den Bau der Arche, das berühmte Gemälde incendio del Borgo, Karl's des Großen Krönung, die Niederlage der Saracenen bei Ostia, ferner die Malereien in den Gallerien, die er nach Bramante's Tode (1514) vollendete und eine Menge anderer Darstellungen aus der heiligen Geschichte in den verschiedenen Sälen und Zimmern des Vaticans. Außer den zahlreichen Gemälden, die den Vatican zu einem wahren Tempel der Kunst stempelten, lieferte er noch viele andere treffliche Arbeiten, z. B. die Madonna del Pesce (im Escurial), la Perla (eine heilige Familie, ebenfalls im Escurial), eine heilige Cäcilie, lo Spasimo di Sicilia (eine Kreuztragung), das Portrait Leo's X., sein eigenes Bildniß (in München), li cinque Santi, Ezechiel's Traum, eine herrliche Madonna für die Kirche St. Sixt in Piacenza (in Dresden), mehrere ausgezeichnete Portraits, wie das seiner Geliebten Fornarina, Johanna's von Aragonien, Castiglione's u. A., die Madonna della Seggiola (in Paris), mehrere Fresken im farnesischen Palaste, Johannes in der Wüste u. a. m. Ferner bemerken wir noch die berühmten Cartons (s. d. Art.) und die herrlichen Zeichnungen zu Darstellungen aus dem Mythus der Psyche und zur Schlacht des Constantin und Maxentius (in der 4. Stanze des Vaticans), nach welchen später seine Schüler diese Gemälde vollendeten. R.'s letzes und bewundertstes Gemälde ist die Verklärung Christi. Er malte dasselbe für den Cardinal Julius de Medicis (dem nachmaligen Papste Clemens VII.), doch kam es später in die Kirche St. Pietro Montorio und jetzt befindet es sich im Vatican. In diesem Werke offenbart sich die außerordentliche Kraft und Hoheit des Künstlers in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit und so streng auch von jeher die Kritiker in der Untersuchung dieses einzig dastehenden Erzeugnisses der christlichen Kunst verfahren sind, so ist doch zuletzt das Resultat die unbegrenzteste Anerkennung und Bewunderung gewesen. — R. stand jetzt in der Blüthe seiner Jahre und schon hatte er den höchsten Gipfel der künstlerischen Vollkommenheit erstiegen. Was er noch geleistet haben würde, oder was er der gewöhnlichen Vermuthung zu Folge noch hätte leisten können, dieß mag dahin gestellt sein, genug, ihm war es vergönnt, da bereits als der erste hoch über allen zu stehen, wo anderen minder Begabteren das vielleicht unerreichbare Ziel nur erst in

weiter Ferne sichtbar wird. Jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms trat R. ab von dem Schauplatze seines glorreichen Wirkens. 37 Jahre alt starb er in Folge eines hartnäckigen Fiebers am 7. April 1520 und wurde in der Kirche St. Maria della Rotonda beigesetzt. Die tiefe Trauer, die sich in Rom und anderwärts kund that, galt dem Künstler sowohl wie dem edlen liebenswürdigen Menschen und selbst der Neid verstummte vor der erschütternden Nachricht seines Todes. — Was den Styl R.'s anlangt, so lassen sich füglich drei Perioden desselben unterscheiden. In seiner Jugend verfiel er noch, wie es meist zu geschehen pflegt, über dem Bestreben der Genauigkeit in Trockenheit, auch war ihm damals noch nicht das hohe Ideal aufgegangen, welches ihn später zu so herrlichen Meisterwerken begeisterte. Der Aufenthalt in Florenz und anhaltendes Selbststudium aber ließen ihn bald erkennen, welches sein Ziel sein müsse; die Möglichkeit, es zu erreichen, sicherte ihm das Gefühl der Überlegenheit seines Genies. So änderte sich bereits seine Manier nach der ersten und zweiten Anwesenheit in Florenz; alle Spuren des frühern Festhaltens an Perugino's Styl waren verschwunden; seine Compositionen wurden selbstständiger und erhabener, die Ausführung geistreicher und edler, das Colorit glänzender und treffender. Unaufhaltsam schritt er jetzt vorwärts; deutlich aber zeigt sich der Übergang dieses zweiten Styls in den dritten, erst seit seiner Anwesenheit in Rom, wo er mit vollkommner Bestimmtheit in dem Bewußtsein dessen, was ihm als Ideal vorschwebte, jene Meisterwerke schuf, die unübertroffen, ja vielleicht unübertrefflich in ihrer hohen Eigenthümlichkeit dastehen als merkwürdige Denkmale der neuern christlichen Cultur und religiösen Anschauung. Denn wenn er auch, wie selbst seine feurigsten Bewunderer zugestehen müssen, in der Zeichnung bei aller Correctheit nicht die seltene Vollendung Michel Angelo's und hinsichtlich des Colorits weder Correggio's Helldunkel und Perspective noch Tizian's specielle Farbenpracht erreichte, so überragte er doch alle diese Kunstheroen und alle spätern hinsichtlich der Composition und des Ausdrucks. Er, wie keiner, verstand die Kunst, jeder Figur ihren eigenthümlichen, der vorgestellten Handlung und vorzüglich dem gewählten Augenblicke derselben angemessenen Charakter zu geben, wodurch das Ganze eine unbeschreibliche Harmonie und einen Ausdruck bekam, der durch die geistreiche, erhabene Ausführung die letzte Vollendung erhielt. Er malte, wie sich ein competenter Beurtheiler ausdrückt, nicht für die Sinne, sondern für die Seele. So schwang sich R. zu einer Höhe, die bis jetzt noch keiner erreicht hat, schwerlich wohl auch je erreichen wird. Unter den Schülern R.'s, welche die Begründer der römischen Schule wurden, sind die berühmtesten: Giulio Romano und Francesco Penni (die Erben ihres Meisters), Giovanni Nanni, genannt da Udine, Pierino del Vaga, Pellegrino von Modena, Gaudentio Ferrari, Bartolomeo Ramenghi (genannt il Bagnacavallo), Timoteo Viti, Benvenuto Tisi, genannt Garofalo, Raphael del Colle und Polidoro Caldara. Vergl. „**Vita di Raffaëllo da Urbino etc.**" von Vasari (Rom 1751); „**Vita inedita di Raffaello da Urbino, illustrata con note da Angelo Comolli**" (Rom 1790); außerdem die Biographien R.'s von Füßli und Braun, ferner Rehberg's „Rafael Sanzio" (München 1824); das von Francesco Longhena ins Italienische übersetzte und verbesserte Werk Quatremère's de Quincy; Purgelioni's „**Elogio storico da Giovanni Sanzio**" (Urbino 1830) und Nagler's: „Rafael als Mensch und Künstler" (München 1836). 36.

Rapin (spr. Rapáng) (René), einer der besten lateinischen Dichter der neueren Zeit, 1621 zu Tours geboren, widmete sich der Theologie und trat 1639 in den Jesuitenorden, in dessen Schulen er als Lehrer der schönen Wissenschaften sehr wirksam war. Von seinen Lebensumständen weiß man nicht viel mehr, als daß er mit seltenem Fleiße literarischen Beschäftigungen oblag, daß er aber als Theolog gegen Andersdenkende nicht sehr tolerant war. Er starb am 27. Oct. 1687 zu

Paris. Seine lateinischen Gedichte zeichnen sich durch gute Erfindung, reine Sprache und Anmuth der Darstellung aus. Das bekannteste und vorzüglichste seiner Werke ist das Gedicht über den Gartenbau („Hortorum libri IV," Par. 1665. 4. und öfter. N. E. Par. 1780. 12., Französisch von Voyron und Gabiot, Par. 1802. 8.). Von den übrigen sind nur noch die „Eclogae" (1659. 4.) zu erwähnen. „Carmina" (Par. 1723. 3 Voll. 12.). Seine kritischen und theologischen Schriften sind unbedeutend. „Oeuvres diverses" (Haye 1725. 3 Voll. 12.) 66.

Rapp (Jean, Graf), Pair von Frankreich, geb. zu Colmar den 27. April 1771, war von bürgerlicher Herkunft. Aus entschiedener Neigung wählte er den Soldatenstand, trat am 1. Mai 1788 in das 10. Regiment der berittenen Jäger und focht mit Auszeichnung am Rheine (1789) unter Desaix, der ihn bald zum Lieutenant beförderte und ihn zu seinem Adjutanten annahm. Als solcher machte er den Feldzug nach Ägypten mit, zeichnete sich in mehreren Gefechten aus, ward Escadronschef und befand sich zurückgekehrt an Desaix's Seite, als dieser in der blutigen Schlacht bei Marengo fiel (14. Juni 1800). Als R. die Todesnachricht Buonaparte überbrachte, behielt ihn dieser als Adjutant bei sich. 1802 ward er, um die fortwährenden inneren von Frankreich zuvor erregten Unruhen in der Schweitz zu stillen, dahin gesandt und bei Ausführung dieses Auftrags wird sein Betragen im Ganzen genommen gerühmt, indem er nicht durch rohen Kriegerübermuth verletzte und gern der friedlichen Vermittelung sein Ansehn schenkte. Er hatte den ersten Consul auf der Reise nach Belgien begleitet und die Befestigungen an den Ufern der Elbmündungen geleitet (1803), als er im Gefolge des Kaisers bei dem von Neuem gegen Östreich ausgebrochenen Kriege (1805) auf dem Kriegsschauplatze erschien und sich bei Austerlitz durch einen kühnen Reiterangriff auf die russischen Garden auszeichnete, bei welcher Gelegenheit er den Fürsten Repnin persönlich zum Gefangenen machte. Wenige Tage darauf ward er zum Divisionsgeneral ernannt. Auch gab er an der Spitze eines Cavalleriecorps in den Feldzügen von 1806 und 1807 ruhmvolle Beweise von militairischer Einsicht und großer Tapferkeit, besonders in dem Treffen bei Golymin in Polen (26. Dec. 1806), und ward an Lefebre's Stelle zum Generalgouverneur von Danzig ernannt (2. Juni 1807), wo sein energisches Betragen, das ihm jedoch von Napoleon genau vorgezeichnet ward, Veranlassung zu vielen Klagen gab. Im Kriege zwischen Östreich und Frankreich (1809) ward auch er zum Heere berufen, bei seiner Abreise mit einem prachtvollen Säbel von Danzigs Einwohnern beschenkt und bewährte sodann seinen Ruhm in der mörderischen Schlacht bei Eßlingen (21. und 22. Mai). Nach hergestelltem Frieden (14. Oct.) ging er wieder nach Danzig zurück, welche Stadt zu einer Festung ersten Ranges hergestellt ward. In der nächsten Umgebung des Kaisers beim Kampfe gegen Rußland 1812 nahm er an allen entscheidenden Unternehmungen des Hauptheeres den thätigsten Antheil, zeigte nächst Ney die meiste Besonnenheit, setzte sich, besonders bei dem Übergange über die Berezina, persönlich den größten Gefahren aus, erhielt hier die letzte, 22ste und gefährlichste Verwundung, blieb aber dennoch im Dienste und eilte nach Danzig, wo er mit 30000 Mann eingeschlossen ward. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung gegen die Russen und Preußen unter dem Herzoge Alexander von Würtemberg mußte er jedoch capituliren (1. Jan. 1814) und ward mit der noch aus 10000 Mann bestehenden Garnison nach Rußland in die Gefangenschaft geführt. Von Kiew aus sandte er nach dem ersten pariser Frieden Ludwig XVIII. seine Unterwerfungsacte (vom 4. Juni 1814) zu, worauf ihn der König, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, mit Auszeichnung empfing. Sein politischer Charakter ward jedoch verdächtig, als er bei Napoleon's Wiedererscheinen sogleich diesem zufiel. Er erhielt die 5. Militairdivision, ward zum Mitgliede der Pairskammer ernannt, an die

Spitze der Rheinarmee gestellt und sollte den Elsaß gegen die einbrechenden verbündeten Heere der Deutschen decken. Alle Anstrengungen aber machte der Verlust der Schlacht bei Waterloo und das Vordringen der Feinde auf Paris unnütz. Daher schloß er auf der Rheininsel Wackenden mit dem östreichischen Generale Fürsten von Hohenzollern-Hechingen einen Waffenstillstand und unterwarf sich unmittelbar darauf abermals dem Könige, der ihn fortwährend mehr und mehr begünstigte und am 5. März 1819 in seiner Pairswürde bestätigte. 1821 ward R. erster Kammerherr und Garderobenmeister und lebte nun als guter Bürger, treuer Freund, zärtlicher Gatte und sorgsamer Vater. Hatte er früher ein bedeutendes Vermögen erworben und deßhalb die Beschuldigung der Habsucht auf sich gezogen, so verwaltete er dasselbe jetzt auf eine anständige und mildthätige Weise. R. starb auf seinem Landgute Rheinweiler im Großherzogthum Baden am 8. Nov. 1821 und hinterließ Besitzungen und Pairie seinem einzigen Sohne. Man hat von ihm „Mémoires,“ welche 1823 in Paris erschienen. 25.

Rapport nennt man die militairischen, sowohl schriftlichen als mündlichen, kurzen Berichte über die Ausführung irgend eines erhaltenen Befehls, Nachweisungen über die Stärke und Zusammensetzung eines Truppentheils oder Commandos, Meldungen der Wachen und Posten über Gegenstände, die ihrer Obhut anvertraut sind, oder besonderer Ereignisse, die in ihrer Nähe verfallen oder auch nur zu ihrer Kenntniß gelangen u. dgl. m. 61.

Raschi, s. Jarchi.

Raserei, s. Wahnsinn und Seelenstörungen.

Rasiren oder Schleifen, franz. raser, démolir; engl. raze, abate, bezeichnet in militairischer Bedeutung das Demoliren, Sprengen und Ebenen von Festungswerken oder anderen kriegerischen Hindernißmitteln. 61.

Rask (Rasmus Christian), ein verdienter Sprachforscher der neuesten Zeit, am 2. Nov. 1787 zu Brendekilde bei Odense auf der Insel Fünen geboren, widmete sich zu Kopenhagen den philosophischen Wissenschaften und machte dann zu gelehrten Zwecken eine Reise durch Island, Schweden, Finnland und Rußland. Nach seiner Heimkehr ward er 1808 an der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen angestellt und beschäftigte sich seitdem ausschließend mit linguistischen Studien. Um noch tiefer in die vergleichende Sprachkunde einzudringen, machte er von der Regierung unterstützt eine Reise durch Rußland, Persien und Indien (1817—1822), auf welcher er für die Universitätsbibliothek einen großen Schatz orientalischer Handschriften sammelte. Nach seiner Zurückkunft erhielt er die Professur der Literargeschichte an der Universität und ward Vorstand der isländischen Literaturgesellschaft und des nordischen Alterthumsvereins. In dieser Stellung sowohl, so wie auch als Professor der orientalischen Sprachen und als erster Bibliothekar (1829) war er rastlos mit linguistischen Untersuchungen beschäftigt. Er starb am 14. Nov. 1832. Von seinen zahlreichen Schriften in dänischer Sprache nennen wir hier nur folgende: „Anleitung zur Kenntniß der isländischen und altnordischen Sprache“ (1811); „Angelsächsische Sprachlehre“ (1817); „Untersuchungen über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache“ (1817); „Spanische Grammatik“ (1824); „Friesische Sprachlehre“ (1825); „Versuch einer wissenschaftlichen dänischen Rechtschreibungslehre“ (1826); „Über Alter und Echtheit der Zendavesta“ (1826, deutsch von Hagen, Berl. 1826. 8.) und „Lappische Sprachlehre“ (1832). Eine Menge andere Abhandlungen über fast alle Sprachen des Westens und Ostens können hier nicht berührt werden. 66.

Rastadt (Congreß zu), s. Congreß.

Rasttag, **Ruhetag**, franz. jour de repos; engl. day of rest. Wenn der Soldat, sei es einzeln, auf Commando oder in kleinen und größeren Abtheilungen, sich auf dem Marsche befindet und nicht die obwaltenden Umstände eine Abweichung

gebieten, so wird demselben nach 3 Marschtagen der 4te Tag als Rast- oder Ruhetag gegeben, also an diesem Tage nicht weiter marschirt. Der R. dient nicht nur dazu, der Mannschaft und den Pferden eine Erholung zu gewähren, sondern ist auch vorzugsweise dazu bestimmt, Muße zu gewinnen, die Militaireffecten, als Bekleidungs- und Armaturstücke, die Munition 2c., zu untersuchen, im dienstauglichen Stande zu erhalten und die reparaturbedürftigen Gegenstände sofort wieder herstellen zu lassen. 61.

Rath, lat. consilium; franz. conseil, engl. counsel, ist die zur Befolgung anempfohlene Ansicht irgend Jemandes in Bezug auf ein künftiges Verfahren eines Andern, wobei es diesem immer überlassen bleibt, ob er sich darnach richten will oder nicht, und welcher rechtlich nur dann irgend einer Verantwortlichkeit unterliegt, wenn der Rathgeber entweder dazu verpflichtet war, oder wenn er seinen Einfluß auf den Empfänger des Rathes auf bösliche Weise benutzte. — Davon abgeleitet heißt dann auch R. eine Versammlung von Männern, welche das Wohl irgend eines öffentlichen Vereins zu berathen und zu bewahren haben. Das Wesen dieses Vereins bedingt seine besonderen Namen, wie Geheimerrath, Staatsrath, Stadtrath, Gemeinderath 2c., wenn nicht schon eigenthümliche Namen, wie Ministerium, Regierung, Consistorium, Finanzcollegium, Kammer, Landesdirection 2c. gebräuchlich sind. Die bei solchen Collegien Sitz und Stimme habenden Personen führen dann ebenfalls den Titel R. (lat. consiliarius, a consiliis; fr. conseiller; engl. counsellor) und zwar stets mit Beisetzung des Namens des Collegium, wie Ministerialrath, Regierungsrath, Appellationsrath, Finanzrath, Kammerrath, Justizrath, Stadtrath 2c.; doch hat man in dieser Hinsicht unzählige Zusammensetzungen, welche theils verschiedene Rangstufen bezeichnen, theils bloße Titel sind. Während nämlich der Rang der Räthe der einzelnen Collegien sich nach dem Range dieser letzteren unter einander richtet, pflegt der Zusatz „geheim" zu dem besondern Rathstitel eine höhere Rangstufe, als der übrigen Räthen desselben Collegium zu bestimmen, so aber, daß der einfache Titel „Geheimerrath" immer der höchste Civiltitel bleibt; da aber alle diese Titel oft auch nur als Titel verliehen werden, so dient der Zusatz „wirklich" zur Bezeichnung des mit dem Titel verbundenen Amtes und des höchsten Ranges in der bestimmten Classe. Zusammengesetzte Rathstitel, die sich nicht auf ein Staatscollegium beziehen, wie Hofrath, Commercienrath, Wirthschaftsrath, Educationsrath 2c. sind, so wie stets der einfache Titel „Rath," meist bloße Titel. — **Rathhaus**, lat. curia; franz. hôtel de ville; engl. senate-house, toron, ist also der Versammlungsort der Berather (der städtischen Angelegenheiten); **Rathkammer** auf Linienschiffen das zu den Versammlungen der Officiers in Dienstsachen bestimmte Zimmer; **Rathflagge** auf dem Admiralschiffe die zur Einberufung der Officiers zu einer Berathung aufgesteckte weiße oder blaue Signalflagge. — Bei dem deutschen Ritterorden nannte man die Mitglieder höherer Ordnung, aus welchen der Hoch- und Deutschmeister gewählt wurde, **Rathsgebietiger**. 30. 3.

Ratification und **Ratihabition** sind zwei verwandte Ausdrücke für den Begriff: „Genehmigung einer Verhandlung," je nachdem nämlich bei der R. der Procurist die Genehmhaltung des Principals verschafft, bei der Ratihabition aber der Principal selbst die Genehmigung ertheilt. So werden bei Friedensschlüssen die Ratificationen ausgewechselt, wenn die vermittelnden Bevollmächtigten die Unterzeichnung ihrer Absender gegenseitig austauschen. 31.

Ration nennt man den täglichen Futterbedarf eines Pferdes. Sie zerfällt bei Militairpferden in Friedensstillstands-, Friedensmarsch- und Feldration, welche wieder in schwere und leichte zerfallen. Die leichte Friedens-Stillstandsration ist in Preußen 2½ berliner Metzen Hafer, 5 Pfd. Heu und 8 Pfd. Stroh, die schwere ist um ½ Metzen Hafer stärker; die leichte Friedens-Marschration beträgt

3 Metzen Hafer, 3 Pfd. Heu und 4 Pfd. Stroh, die schwere $\frac{1}{2}$ Metze Hafer mehr; die Feldration, die sich immer gleich bleibt, beträgt $3\frac{1}{4}$ Metzen Hafer, 3 Pfd. Heu und 4 Pfd. Stroh. Jede R. wird in 3 Futter getheilt, von denen die Pferde des Morgens, Mittags und Abends erhalten. 61.

Rational oder **Rationell** (von ratio, die Vernunft) ist dasjenige, was der Vernunft entspricht, vernünftig, und in sofern es dem Empirischen (was aus der Erfahrung stammt) entgegensteht, das, was sich durch die Denkgesetze findet; daher überhaupt so viel als wissenschaftlich, und in der Medicin besonders nennt man das Heilverfahren nach wissenschaftlichen Grundsätzen rational. In der Mathematik dagegen bedeuten rationale Größen oder Zahlen solche, welche sich in ein gewisses Verhältniß bringen oder durch andere Größen darstellen lassen. Das Gegentheil ist dann irrational (s. d. Art.). 9.

Rationalismus ist im Allgemeinen das wissenschaftliche Verfahren, bei welchem man die Vernunft als oberstes Princip aufstellt, in philosophischer Hinsicht also, im Gegensatze zum Empirismus, die Methode, welche das innere Wesen der Begriffe auf Vernunftanschauungen zurückführt, oder, im Gegensatze zum Supernaturalismus, die Vernunft zur Erkenntniß des Wesens der Dinge für ausreichend hält, und zwar entweder vom Sein zum Erkennen (Realismus) oder vom Erkennen zum Sein (Idealismus) schreitet. Der Gegensatz zum Supernaturalismus hat sich besonders auf dem Gebiete der Theologie geltend gemacht und hier die verschiedensten Ansichten und Bestimmungen hervorgerufen, doch s. darüber die Artt. Theologische Systeme und Vernunft. 9.

Ratschky (Joseph Franz von), ein geachteter deutscher Dichter, am 22. Aug. 1757 zu Wien geboren, trat als niederöstreichischer Fleischaufschlagsmanipulant in Staatsdienst, wurde darauf Hofconcipist, 1786 Gubernialsecretair zu Lemberg, im folgenden Jahre Präsidialsecretair zu Linz, kam 1791 in derselben Eigenschaft an die Hofkammer zu Wien, wurde 1804 Regierungsrath und erster Director der Lottogefälladministration und 1806 Hofrath bei der Finanzsection. Er starb als Staatsrath am 31. Mai 1810. Seine „Gedichte" (Wien 1785. N. A. 1791. 8.) und „Neuere Gedichte" (Ebend. 1805. 8.) zeichnen sich durch Correctheit und Eleganz aus. Die größte Anlage verrieth er zur witzigen und launigen Darstellung und sein heroisch-komisches Gedicht „Melchior Striegel" (Wien 1794. N. A. Leipz. 1799. 8.) gehört zu den vorzüglichsten Leistungen in dieser Gattung der Poesie. Sein Singspiel „Weiß und Rosenfarb" (Wien 1773. 8.) und das Schauspiel „Bekir und Gulroni" (Wien 1780. 8.) sind bei einzelnen gelungenen Stellen doch im Ganzen unbedeutend. Auch war er einige Zeit Mitherausgeber des „Wiener Musenalmanachs" (1777—1796) und des Taschenbuchs „Apollonion" (1807—1808). 67.

Ratte, s. Maus. Eine merkwürdige Erscheinung in diesem Thiergeschlechte ist der Rattenkönig, eine Menge mit den Schwänzen in einander verwickelter und verwachsener Ratten. Man zweifelte zwar lange an dem wirklichen Bestehen einer solchen Naturseltenheit, doch entdeckte man später einige derselben. Ein Exemplar davon wird in der Naturaliensammlung der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg aufbewahrt. S. Bellermann, „Über den Rattenkönig" (Berl. 1820). 35.

Raub, lat. rapina; franz. rapine; engl. rapine, robbery, als Wegnahme fremden beweglichen Eigenthums in böser Absicht mit Gewaltthätigkeiten gegen die Person, jedoch ohne Vorsatz zu tödten, unterscheidet sich vom Diebstahle, welcher heimlicherweise geschieht, und von gewaltsamen Besitzergreifungen oder Entsetzungen, indem solche jeder Zeit einige, wenn auch irrige, Meinung vom Rechte voraussetzen. Der Räuber reißt jedoch fremdes Eigenthum mit Gewalt an sich, wissentlich, daß er kein Recht daran hat. Wegen der beim Raube offen

an den Tag gelegten Verachtung der Socialverhältnisse wird der R. nach neueren Rechten äußerst streng und, wenn mehrere ihn in Gesellschaft verüben, als Rottenraub mit dem Tode bestraft. In England steht auf dem einfachen Raube, als Gewaltthätigkeit gegen die Person, schon der Strang, in Frankreich die Guillotine, in Deutschland mitunter das Schwert. In den ältesten Zeiten verstand man unter dem Ausdrucke „R." jede gewaltsame Wegnahme, auch die erlaubte, wie z. B. die Beute, welche man dem im Kampfe Unterliegenden abnahm. Die gewaltsame Wegnahme fremden Eigenthums (rapina) gehörte nach dem ältern römischen Rechte nebst dem Diebstahle (furtum), ingleichen den durch Exceß zugefügten Beschädigungen und Verletzungen (damnum injuria datum), endlich den Attentaten gegen die Persönlichkeit des Nebenbürgers (injuria im weitern Sinne) zu den sogenannten vier Privatvergehungen der Bürger gegen einander, worein sich der Staat ohne Aufforderung des Betheiligten nicht mischte. Man rechnete solche deßhalb auch blos zu den Vergehungen (delicta), nicht aber zu den Verbrechen (crimina). Die Civilklage (actio vi bonorum raptorum) bezweckte den 4fachen Ersatz nebst Rückgabe des Gegenstandes, welches letztere jedoch nachmals, als unter dem Ersatze begriffen, wegfiel. In Deutschland nahm man es bis zum allgemeinen Landfrieden mit dem Raube, welcher mehr in Folge der Befehdungen und in gewaltsamen Erpressungen bestand, nicht so genau. Die peinliche Gerichtsordnung setzte daher für den R. die Strafe des Schwerts und für den Raubmord die des Rades. Als R. mit erschwerenden Umständen (qualificirter R.) nennt man den Raubmord (R., welcher Zweck ist, mit Mord verbunden), Kirchenraub (an heiliger Stelle, als R. verübt, sonst würde es Diebstahl sein), Menschenraub (s. plagium), Straßenraub (auf der offenen Landstraße), Seeräuberei (zur See, Schiff gegen Schiff, gemachter räuberischer Anfall). Alle diese werden unausbleiblich mit dem Tode bestraft. **10.**

Raubvogel, s. Vogel.

Rauch, lat. fumus; franz. fumée; engl. smoke, fume, nennt man die aus erhitzten oder brennenden Körpern entwickelten Luftarten oder Dämpfe oder auch die kleinen Theilchen fester Körper, welche von einem heißen Luftstrome emporgerissen und zerstreut werden. Der R. ist seiner Natur oder seinen Bestandtheilen nach mit der Flamme völlig einerlei, da letztere eigentlich nur brennender R. ist. Legt man Holz oder andere Brennmaterialien auf Kohlen, so sieht man bald R. oder Dampf aufsteigen, aber nicht sogleich Flamme. Vielmehr müssen die brennenden Körper erst heftig erhitzt sein, ehe sich der R. zur Flamme entzündet und dieses geschieht auch nur dann, wenn die atmosphärische Luft hinlänglichen Zutritt dazu hat. Im entgegengesetzten Falle verbrennen die Körper mit bloßem Glimmen unter aufsteigendem Rauche. Je größer also der Luftzug und je stärker die Hitze ist, der man das Brennmaterial aussetzt, desto schneller und vollkommner geschieht die Verbrennung und Zersetzung der in demselben befindlichen Stoffe. Nach dem antiphlogistischen Systeme löst nämlich das in der Atmosphäre befindliche Sauerstoffgas den R. mit Licht und Wärme zugleich auf. Die unverbrannt fortgeführten Stoffe oder der dicke R., den selbst trocknes Holz gibt, wenn es langsam und unvollkommen verbrennt, enthalten Wasserstoffgas, harzige und ölige Stoffe, Essigsäure (Kreosot), welche man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwasser auffängt, und Kohlenstoff, der sich dann an kalten Körpern, die er berührt, vorzüglich aber in Schornsteinen, als Ruß absetzt. Übrigens ist der aus gewissen Bestandtheilen des Brennmaterials gebildete R. nach Beschaffenheit des brennenden Körpers verschieden, welches wir aus seinem Geruche, aus der verschiedenen Farbe, besonders aber aus den chemischen Untersuchungen der aus demselben abgesetzten Bestandtheile deutlich wahrnehmen können. Um nun alle diese Stoffe, welche bei

hinreichender Hitze selbst fähig sind zersetzt zu werden und das Sauerstoffgas zu zersetzen, nicht unbenutzt entweichen zu lassen, hat man in neuerer Zeit verschiedene Vorrichtungen angegeben, unter denen die sogenannten rauchverzehrenden Öfen diesen Zweck am besten erfüllen. Da im Allgemeinen bei den meisten Flammen die Bestandtheile der brennenden Körper nicht gänzlich zersetzt werden, so steigt immer mehr oder weniger R. mit der Flamme zugleich auf, welcher allemal über der Spitze derselben schwebt und vermöge seiner geringern specifischen Schwere gegen die der unteren Luftschichten so lange in diesen in die Höhe steigt, bis er in eine obere Luftschicht kommt, welche specifisch eben so schwer ist, als er, von wo er dann in einer horizontalen Richtung fortzieht, sich immer mehr ausbreitet und mit der Luft vermischt, bis er wegen immer größerer Verdünnung in ihr nicht mehr unterscheidbar ist. Ist hingegen die Luft so verdünnt, daß sie specifisch leichter ist als der R., so senkt sich derselbe abwärts, wie wir dieß bei hohen Bergen, z. B. beim Ätna, wahrnehmen, wo er sich bis zu einer gewissen Tiefe herabsenkt und alsdann wagerecht fortzieht. 33.

Rauch (Gustav von), preußischer General der Infanterie, wurde im Jahre 1774 geboren und trat im Jahre 1788 in die Ingenieurakademie ein, nachdem ihm sein Vater, der General von R., eine gründliche Bildung hatte ertheilen lassen, nahm im Jahre 1794 an den Feldzügen in Polen Theil, hielt sich darauf wegen seiner Beschäftigungen im Generalstabe in Südpreußen und Schlesien auf und wurde im Jahre 1796 zum Adjutanten des Generals Geusau ernannt. Nachdem er im Jahre 1805 zum Major erhoben worden war, begleitete er als Gehülfe des Obristen von Kleist den König in dem Feldzuge des folgenden Jahres und brachte einige Zeit bei dem russischen Generale Kamenskoy in Danzig zu. Im Jahre 1809 trat er der Direction des zweiten Kriegsdepartements bei, wirkte im Jahre 1813 zur Belebung des kriegerischen Geistes der Armee und gestaltete das Corps der Ingenieure, Pioniere und Minirer in Einen Körper um. Schon im Jahre 1810 war er zum Obristlieutnant und zwei Jahre später zum Obristen aufgerückt. Während des Krieges mit Frankreich in den Jahren 1813 und 1814 diente er als Chef des Generalstabes bei der Heeresabtheilung York's und ward nach dem Tode Scharnhorst's zum Haupte des großen Generalstabes und zum Vorsteher des Kriegswesens erhoben. Nachdem ihn der König im Jahre 1815 zum Generalinspector aller preußischen Festungen ernannt hatte, wurde Posen unter seiner Leitung neu gebaut, die Werke von Schweidnitz befestigt und Erfurt vergrößert. Im Jahre 1817 erhielt er den Rang eines Generallieutenants und im Jahre 1830 den Posten eines Generals des Fußvolkes. R. ist Inhaber mehrerer Orden. 81.

Rauch (Christian), berühmter deutscher Bildhauer und Verfertiger von Denkmünzen, wurde im Jahre 1777 zu Arolsen in Waldeck geboren. Schon in früher Jugend genoß er den Unterricht des dasigen Hofbildhauers, so wie er sich später zu Cassel im Modelliren und Schnitzen übte. Von hier begab er sich im Jahre 1797 nach Berlin, sah sich aber aus Dürftigkeit genöthigt, in dienende Verhältnisse zu treten, wobei er jedoch die freien Stunden anhaltenden Übungen in seiner Kunst widmete. Im Jahre 1804 unterstützte ihn die Königin Louise, welche von seinem Talente unterrichtet worden war, zu einer Reise nach Rom, wo er mit Thorwaldsen und anderen Künstlern in freundschaftliche Verbindung trat und eine Menge Büsten und Reliefs verfertigte. Allein der König rief ihn im Jahre 1811 nach Berlin zurück und trug ihm die Ausarbeitung des Grabmals für die Königin Louise in Charlottenburg auf. Während der Arbeit wurde er von einem Nervenfieber befallen, reiste deßhalb nach Italien, vollendete sein Werk in Rom und Carrara und brachte es im Jahre 1814, ungeachtet mehrerer Gefahren zur See, glücklich nach Berlin, wo es wegen seiner Vortrefflichkeit allgemeinen Beifall fand. Nach Beendigung der Feldzüge in den Jahren 1813 und 1814 arbeitete er die

Standbilder mehrerer Kriegshelden, die er trotz der Schwierigkeit in ihrer gewöhnlichen Kleidung und Bewaffnung darstellte. Bülow's und Scharnhorst's Statuen führte er in weißem Marmor aus, das Bild des greisen Blücher zu Berlin und Breslau in Erz. Auch das Denkmal des Königs Maximilian von Baiern, welches im Jahre 1831 zu München aufgerichtet wurde, ist von ihm gearbeitet. Seine neueste Unternehmung ist ein Standbild des Königs Friedrich's II. von Preußen. Außer diesen größeren Werken hat er eine Menge Büsten aller Art verfertigt, unter denen besonders die von Göthe in allen Größen und Formen verbreitet worden ist. Die letzte Büste, welche er von dem Dichter vollendete, stellt ihn in seinem 80. Jahre dar, wie er mit auf den Rücken gelegten Händen in die Ferne schaut. R.'s Werkstädte befindet sich im Lagerhause zu Berlin. 81.

Raude, Grind, Krätze, Schäbe, lat. scabies, herpes; franz. gale, dartre, rogne; engl. itch, ist eine ansteckende, langwierige Hautkrankheit, von der fast alle Thiere, am Häufigsten aber Pferde, Schafe und Hunde, befallen werden können und die nicht blos in einer Thiergattung, sondern auch von einem Thiere einer Gattung auf das einer andern übertragen werden kann. Die von R. befallenen Thiere zeigen eine besondere Neigung sich zu reiben, zu jucken, zu kratzen und die Haare liegen an den raudigen Stellen verwirrt durch einander; bei den Schafen bemerkt man noch einzelne Storzel Wolle aus dem Vließ hervorgezogen, die auf dem schmutzigen Vließ weiß schimmern, besonders überall da, wo das Thier mit dem Maule hinkommen und sie hervorziehen kann und wo dann Raudepusteln, Geschwürchen oder Schorfe an dieser Stelle auf der Haut wahrgenommen werden. Die Stellen, welche gescheuert worden, oder aus denen die Wolle gerupft oder die Haare ausgefallen sind, werden kahl, die Haut ist hier spröde, schmutzig, staubig, wie mit Asche bestreut, oder es sind ganz kleine, flache, geschwürige Stellen sichtbar, in deren Umgebung sich kleine, schuppenartige Schorfe befinden. Unter solchen schichtenartig gelagerten, mehl- oder aschartigen Schuppen bemerkt man kleine Bläschen, welche sich, wenn sie aufgeplatzt sind, in Form kleiner, um sich fressender oder weiter sich fortschlängelnder Geschwüre darstellen, indem sich neben den alten immer wieder neue Pusteln und Geschwüre bilden, während die ersteren sich in Schuppen abschilfern. Diese Art von R. wird die dürre oder trockene oder Hungerräude genannt, welche am Häufigsten bei mageren, schlecht genährten und alten abgetriebenen Pferden und zwar bei diesen gewöhnlich am Kopfe, Genick, Widerrüst, Schultern, Hüften und am Schweife vorkommt, sich aber nach und nach über den ganzen Körper ausbreitet. Das Gegentheil von dieser ist die fette oder feuchte R., welche sich durch Geschwüre von größerm Umfange zu erkennen gibt, welche tief in die Haut eindringen, weit mehr und zwar jauchenartige, röthliche, schmierige Flüssigkeit absondern, die die umgebenden Theile ätzt und wiederum Raudegeschwüre veranlaßt. Der auf diesen Geschwüren entstehende Schorf ist fest. Diese R. kommt besonders am Halse, in den Mähnen, an der Schweifwurzel und am Schwanze vor, kann sich aber ebenfalls über alle Theile des Körpers verbreiten. Außer der so eben beschriebenen trockenen und feuchten R. pflegt man bei den Pferden noch den sogenannten Mähnengrind zu unterscheiden, der vorzüglich bei Weidepferden vorkommt und durch Ansammlung von Staub und Schmutz in den Mähnen entsteht. Es können sich hier ebenfalls raudeähnliche Geschwüre unter den verworrenen Haaren bilden. Fleißiges Reinigen mit lauem Wasser und schwarzer Seife, die Verhütung des Gnubberns und Reibens durch sogenannte Halskrausen, Einflechten oder nöthigenfalls Abscheren der Mähnenhaare sind zur Heilung dieses Übels hinreichend. Eine Abart der Schafraude kommt bisweilen auch bei jungen Lämmern am Maule und an anderen Gesichtsstellen vor und wird daher Maulgrind genannt. Die bei Hunden vorkommende R. ist unstreitig am Hartnäckigsten und Bösartigsten, besonders wenn sie sich als fette darstellt. Bei den Katzen kommt nur die

dürre vor. Bei schon völlig ausgewachsenen Schweinen findet man die R. äußerst selten, häufiger aber bei den Ferkeln, besonders im Frühjahre; doch läßt sie sich bei diesen weit eher wie bei allen anderen Hausthieren heilen. Eben so verhält sich dieß bei den Ziegen, wo sie gewöhnlich von Mangel an Ernährung herrührt, wenn sie nicht Folge der Ansteckung ist. Beim Federvieh, besonders aber bei den Haushühnern, erscheint bisweilen ebenfalls eine Art von R., die jedoch bei den Tauben Pocken genannt wird. Zu den Ursachen der R. rechnet man 1) die Ansteckung, indem Flüssigkeit u. dergl. aus den Krätzpusteln auf den Körper eines gesunden Thiers gelangt; 2) anhaltend schlechte Nahrung, schlechte Pflege, enges Beisammenleben in dunstigen und unreinen Ställen und Unreinlichkeit bei heftiger Anstrengung; 3) die Übertragung von Krätzmilben (s. d. Art. unter Krätze). Gute Fütterung, Reinlichkeit der Stallungen, fleißiges Waschen mit lauem Wasser und schwarzer Seife und zweckmäßige innere Mittel, wie z. B. das Füttern mit gestoßenen Wachholderbeeren bei Pferden (täglich 6—8 Unzen), das Eingeben von gereinigtem Schwefel, rohem Spießglanz, Terpentin, in Verbindung mit bitteren gewürzhaften Mitteln, z. B. mit Wermuthkraut-, Kalmuswurzelpulver ꝛc., so wie endlich auch äußerlich das Waschen mit einer concentrirten Abkochung von Tabaksblättern mit oder ohne Zusatz von Salmiak, oder auch das Einreiben einer Salbe, bestehend aus 1 Theile grauer Quecksilbersalbe und 2 Theilen einer andern Salbe, die aus 8 Unzen Schweinefett, 2 Unzen gereinigtem Schwefel und 2 Drachmen schwefelsaurem Kupfer (oder Terpentinöl) bereitet worden ist, sind insgesammt die Mittel, welche man bei der Behandlung der R. für die unentbehrlichsten hält. 28.

Raugraf scheint im Mittelalter die zufällige Benennung einiger deutscher Grafengeschlechter gewesen zu sein, deren Besitzungen in den damals noch unzugänglichsten und rauhsten Gegenden Deutschlands gelegen waren. Zwar hat man geglaubt, diese Grafen seien ursprünglich den Pfalzgrafen unmittelbar untergeordnet gewesen, um in deren Namen die eigentlichen Rügensachen (daher Rügengrafen) beizulegen; allein es läßt sich dafür kein hinlänglicher Beweis aufstellen, eben so wenig wie für eine andere Behauptung, sie seien Ruhgrafen gewesen, d. i. Wächter der allgemeinen Ruhe. Letzteres ließe sich indeß noch vertheidigen, da allerdings in dem Originale der goldenen Bule der Ruhgrafen Erwähnung gethan wird. Dabei bleibt es aber immer merkwürdig, daß nur in einzelnen Gegenden, nämlich am Solling (Raugrafen von Dassel), um Kreuznach und Trier und im Lüttichschen (Raugrafen von Beimberg), der Raugrafen Erwähnung gethan wird. Nachdem die Besitzungen der Raugrafen im Trierschen und um Kreuznach an die Pfalz gefallen waren, erneuerte später der Churfürst Karl Ludwig den Titel, indem er ihn seiner Gemahlin in morganatischer Ehe, der Baronesse Louise von Degenfeld, verlieh. Die Kinder dieser Raugräfin führten den Titel R. und Raugräfin fort. 1.

Raum, lat. spatium; franz. espace; engl. room, place, space, ist die blos im Verstande gedachte unbegrenzte, nach allen Richtungen hin sich erstreckende Ausdehnung, die die Mathematik nach den drei Dimensionen, der Länge, Breite und Dicke, bestimmt. Über das Wesen des Raums haben die Philosophen von jeher die verschiedensten Ansichten aufgestellt, bis Kant ihn als reine Anschauungsform der Materie auffassen lehrte, so daß er neben der Zeit die Grundform der sinnlichen Erkenntniß bildet. Er ist in dieser Hinsicht als reines Abstractum, als etwas Absolutes gedacht, wovon sich der von einem Körper eingenommene Raum als das Concrete und Relative unterscheidet. 40.

Raumer (Friedrich Ludwig Georg von), einer der beliebtesten deutschen Historiker, am 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, wo sein um die anhaltische Landwirthschaft sehr verdienter Vater als Kammerdirector lebte, geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin und widmete sich dann zu Halle und Göttingen der Jurisprudenz und Cameralwissenschaft.

Dabei studirte er mit besonderer Vorliebe die Geschichte und gab dieser Beschäftigung, auch als er sich im väterlichen Hause mit der praktischen Landwirthschaft befaßte und als er bei der churmärkischen Kammer als Referendarius angestellt wurde, den Vorzug. Seine Geschäftskenntnisse erweiterte er als Begleiter des Oberpräsidenten von Bassewitz auf dessen Reise nach dem an Preußen gefallenen Eichsfelde (1802) und ward zum Assessor ernannt. Nach seiner Zurückkunft wurde er bei der Domainenkammer zu Wusterhausen bei Berlin angestellt und wandte sich mit großem Geschicke durch die Zeiten des ersten französischen Krieges (1806—1808) durch. Eine Rathsstelle, welche er bei der neuorganisirten Regierung zu Potsdam erhalten hatte (1809), bekleidete er nicht lange, denn schon 1810 kam er in das Finanzministerium, um bei der Regulirung der Staatsschulden zu arbeiten. Obschon auf jede Weise durch den Staatskanzler von Hardenberg begünstigt, fühlte er sich doch wenig von einem höhern Wirkungskreise im Staatsdienste angezogen; er strebte immer mehr nach einer seine historischen Studien mehr begünstigenden Stellung und ward 1811 auf seinen Wunsch zum Professor der Geschichte an der Universität Breslau ernannt. Seine „Geschichte der Hohenstaufen", welche er schon nach Beendigung seiner Universitätsstudien begonnen hatte, ward jetzt mit erneutem Eifer fortgesetzt und zur Aufklärung mancher Punkte 1815 ein Ausflug nach Venedig gemacht, der ihn aber die Nothwendigkeit einer größern wissenschaftlichen Reise erst recht fühlen ließ, wozu er denn auch von dem Könige Erlaubniß und Unterstützung erhielt. Mit trefflichen Materialien bereichert kam er nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Italien (1816—1817) nach Breslau zurück und war noch mit dem Ordnen und der Verarbeitung seiner gesammelten Schätze beschäftigt, als ihm 1819 die Professur der Staatswissenschaften zu Berlin übertragen ward. Als Mitglied des Obercensurcollegium sprach er sich stets gegen die ängstlichen Ansichten desselben aus und nahm, als sein wohlmeinender Rath keine Beachtung fand, 1831 seine Entlassung. Nach der Beendigung seiner Geschichte der Hohenstaufen wandte sich R. wieder mehr dem öffentlichen Leben zu, sah sich aber bald von der liberalen, bald von der aristokratischen Partei angefeindet, weil er mit Kraft und Entschiedenheit gegen alle Meinungen, welche die Extreme berühren, auftrat. Seine Ansichten legt er in seiner umsichtig gehaltenen Schrift: „Über die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" (Leipz. 1826. N. A. 1832. 8.) klar und unverholen dar und über Preußen spricht er eben so rückhaltslos in seinem Buche: „Über die preußische Städteordnung" (Leipz. 1828. 8.), wodurch er in viele und unangenehme Streitigkeiten verwickelt wurde. Das Werk, worauf sich sein Ruhm gründet und welches seinen Namen nicht nur in allen Theilen Deutschlands, sondern auch im Auslande bekannt gemacht hat, ist die „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (Leipz. 1823—1825. 6 Bde. 8.). Was auch lederne Schulgelehrsamkeit gegen dieses ächte Nationalwerk einwenden mag, jeder Unbefangene wird den darin obwaltenden Forschungsgeist, die lebendige Auffassungsgabe, die Gediegenheit, Frische und Gewandtheit der Darstellungsweise, die heitere Ansicht des Lebens und die schöne, reine Sprache des Verfassers bewundern. Ein eben so vortreffliches und noch wichtigeres Meisterwerk verspricht seine „Geschichte Europas seit dem Ende des XV. Jahrhunderts" (bis jetzt 5 Bände. Leipz. 1832 ff. 8.) zu werden. Von seinen übrigen gehaltreichen Schriften nennen wir noch: „Sechs Dialoge über Krieg und Handel" (Hamb. 1806. 8. von J. v. Müller herausgegeben); „Das britische Besteuerungssystem" (Berl. 1809. 8.); „Die Reden des Äschines und Demosthenes über die Krone" (Berl. 1811. 8.); „CCI emendationes in Lohmeieri et Gebhardii tabulas genealogicas dynastiarum Arabicarum et Turcicarum" (Heidelb. 1811. 4.); „Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters" (Bresl. 1813. 8.); „Vorlesungen über die alte Geschichte" (Leipz. 1821. 2 Thle. 8.); „Polens Unter-

gang" (Leipz. 1832. 8.), besonders abgedruckt aus dem „Historischen Taschenbuche", welches er seit 1830 herausgibt, und „Maria Stuart und Elisabeth" (Leipz. 1836). Außerdem pflegt R. die auf seinen vielfachen wissenschaftlichen Reisen gemachten Erfahrungen und Entdeckungen in besonderen Schriften mitzutheilen. Hierher gehören die „Herbstreise nach Venedig" (Berl. 1816. 2 Bde. 8.), die „Briefe aus Paris in Jahre 1830" (Leipz. 1831. 2 Thle. 8.), die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts" (Leipz. 1831. 2 Thle. 8.) und „England im Jahre 1835" (Leipz. 1836. 2 Thle. 8.). Entsprechen sie auch nicht immer den strengen Anforderungen der Fachgelehrten, so geben sie doch ein klares Bild des Zustandes der bereisten Länder. — Sein jüngerer Bruder, **Karl von R.**, am 9. April 1783 zu Wörlitz geboren, widmete sich den physikalischen Wissenschaften und kam, nachdem er an den Universitäten Breslau und Halle Lehrstellen bekleidet hatte, als Professor der Naturgeschichte nach Erlangen. Sein „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" (Leipz. 1832. N. A. 1835. 8.) und seine „Beschreibung von Palästina" (Leipz. 1835. 8.) verrathen großen Fleiß und tiefes Studium und stehen in wohlverdientem Ansehen. 66.

Raupach (Ernst Benjamin Salomo), der fruchtbarste deutsche dramatische Dichter der neuesten Zeit, am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe bei Liegnitz, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien auf dem Gymnasium zu Liegnitz beendigt hatte (1801), auf der Universität Halle der Theologie und lebte dann ein Decennium hindurch als Hauslehrer zu Petersburg, bis er 1816 als Lehrer bei der philosophischen Facultät an der Universität angestellt und ihm bald darauf die Professur der deutschen Literatur und der Geschichte übertragen wurde. Mißdeutungen seiner Handlungsweise, die 1821 eine Untersuchung gegen ihn veranlaßten, bewogen ihn 1822 seine Entlassung zu nehmen und sich aus Rußland zu entfernen. Nachdem er sich einige Zeit in verschiedenen Städten Deutschlands aufgehalten hatte, ohne ein bleibendes Unterkommen zu finden, machte er eine Reise nach Italien und legte seine Bemerkungen und Erfahrungen nach seiner Zurückkunft in „Hirsemenzel's Briefe aus Italien" (Leipz. 1823. 8.) nieder. Er wandte sich nun nach Berlin und fing an für die Bühne zu arbeiten; mit ungewöhnlichem Beifalle begrüßt entwickelte er bald eine seltene Fruchtbarkeit, die fast nur mit der Kotzebue's, über welchen er sich jedoch in Manchem erhebt, zu vergleichen ist. Wenn Heine R.'s und Madame Birch-Pfeifer's dramatische Erzeugnisse, als die jetzt auf der Bühne häufigsten, zusammenstellt und die des Erstern mit dürren Erbsen und die der Letzteren mit Saubohnen vergleicht, so mögen die Ausdrücke allerdings stark gewählt sein, aber sie sind eben so treffend und können nicht stark genug gegen die dramatische Handlangerarbeit, welche alles Gediegene von der Bühne zu verdrängen droht, gefunden werden. R. hat schon eine solche Menge Stoffes verbraucht, daß er die Geschichte wirklich nothzüchtigen muß, um jedes Jahr ein neues Dutzend Bühnenstücke zu Tage zu fördern. Seine Bühnenkenntniß, seine sprachliche und metrische Gewandtheit und seine schöpferische Kraft sind um so mehr zu bedauern, als er sie stets an durchaus Mittelmäßigem vergeudet, statt wenige, aber gediegene Werke hervorzubringen. Heine hält R.'s Verfahren für ächt russisch und läßt ihn auf seinem slavischen Pegasus über die Steppen der Poesie dahinjagen und unter dem Sattel, nach ächter Baschkirenweise, seine dramatischen Stoffe gar reiten; dieses sarmatisch ungestüme Wesen, meint er, diese täppische Behendigkeit und das brummende Zugreifen in seinem Verfahren habe das Publicum verblüfft. Gewiß bleibt es, daß kein Held mehr vor dem tragischen Schicksal sicher ist, unter seinem Sattel gar geritten zu werden; sogar die Nibelungen wurden, nachdem fast alle Regentenhäuser ausgebeutet waren, herbeigezogen. Schade ist um die Hohenstaufen, die alten guten Schwabenkaiser, welche er für das berliner Publicum zurichtete und sie alles romantischen Reizes

entkleidete. Heine nennt diese Bearbeitungen Raumer'sche Holzfiguren mit lederner Poesie, mit russischen Juchten überzogen. Auch seine Lustspiele sind, obschon aus ihnen klar wird, daß ihm eine reiche Ader von Witz zu Gebote steht, doch streng ihrer Oberflächlichkeit wegen zu tadeln. Allen seinen Leistungen ist dieser Fehler mit Recht vorzuwerfen, wozu sich nicht selten Mangel an poetischem Gehalte und sittlicher Würde, so wie Ungleichheit und Unbestimmtheit in der Charakteristik gesellen. Von R.'s zahlreichen dramatischen Leistungen nennen wir hier nur: „Timoleon", „Lorenzo und Cäcilie", „Die Fürsten Chawansky" (1818), „Die Erbennacht" (1820), „Die Gefesselten" (1821), „Das Mährchen im Traum" (1821), „Die Königinnen" (1822), „Der Liebe Zauberkreis" (1824), „Die Freunde (1825), „Der Nibelungenhort" (1825), „Die Schleichhändler" (1826), „Isidor und Olga" (1826), „Die Leibeigenen" (1826), „Laßt die Todten ruhen" (1827), „Die Bekehrten" (1827), „Rafaele" (1828), „Die Tochter der Luft" (1829), „Die Royalisten" (1830), „Der Zeitgeist" (1830), „Denk' an Cäsar" (1832), „Schelle im Mond" (1833), „Das Sonett" (1833), „Die feindlichen Brüder" (1834), „Robert der Teufel" (1834), „Genovefa" (1834), „Der Müller und sein Kind" (1835), „Der Zeitgeist" (1835), „Tasso's Tod" (1835) und „Vormund und Mündel" (1835). „Dramatische Werke ernster Gattung" (Hamb. 1830—1835. 4 Bde. 8.); „Dramatische Werke komischer Gattung" (Hamb. 1829—1835. 4 Bde. 8.). Seine „Erzählende Dichtungen" (Leipz. 1821. 8.) und „Erzählungen" (Leipz. 1833. 12.) sind völlig unbedeutend und haben keinen Beifall gefunden. 66.

Raute, auch **Garten**= oder **Weinraute** genannt, lat. ruta graveolens; franz. rue des jardins; engl. common rue, zu Jussieu's rutaceae und Linné's decandria monogynia gehörend, ist ein kleiner, in Südeuropa und Nordafrika einheimischer, bei uns angebauter, doch viel weniger kräftiger Strauch, der gern auf felsigem Boden und überhaupt unfruchtbaren Stellen wächst und dem man große Heilkräfte zugeschrieben hat. Das Kraut besteht aus einem walzenförmigen und ästigen Stengel und abwechselnden, gestielten, blaugrünen, fast doppelt gefiederten Blättern mit etwas dicken, eirundlänglichen, stumpfen, an der Basis schmäleren Blüthchen. Es hat einen starken, eigenthümlichen, sehr unangenehmen Geruch und einen brennenden, scharfen, sehr bittern, etwas gewürzhaften Geschmack. Der Same ist klein, schwärzlich, nierenförmig, runzlich und etwas eckig, sein Geschmack gewürzhaft. Die frischen Blätter können, wenn sie zerquetscht auf die Haut gelegt werden, einige Röthe und Entzündung auf derselben erregen. Roth hat selbst den Samenstaub der R. bedeutend scharf gefunden, so daß er auf der Haut Blasen hervorbrachte. In der Medicin wird die R. gegenwärtig nur noch selten angewandt; doch ist sie von den älteren Ärzten als ein reizendes, magen= und nervenstärkendes, Schweiß erregendes, blähungtreibendes, fäulnißwidriges, schmerzstillendes und wurmtreibendes Mittel gerühmt worden. So viel ist gewiß, daß sie Schwangern wegen ihrer emmenagogischen Wirkungen durchaus schädlich ist. Auch findet man sie in Schlesien unter dem Namen von Fürst Blücher's Mittel sehr gerühmt zur Verhütung und Heilung der Hundswuth und zwar, indem man eine starke Hand voll des frischen grünen Krautes mit 30 reifen, guten Wallnußkernen zerschneidet, zerstößt, dann mit ¼ Quart gutem reinen Honig vermischt und dieß früh nüchtern und Abends vor Schlafengehen, jedesmal zu 1 Eßlöffel voll genommen, verbrauchen läßt. Nach von Martius soll in Rußland zugleich auch das zerstampfte Kraut auf die Bißwunde gelegt werden. 21.

Rautenglas ist das in den Brennpunkt eines Fernrohrs eingesetzte rautenförmige Planglas mit durch Diamant eingerissenen geraden Linien, das vor Anwendung des Burkhardt'schen Quadratmikrometers zu astronomischen Messungen kleiner Winkel diente, jetzt aber nicht mehr gebraucht wird. 13.

Rautenkrone (Orden der grünen oder) königlich sächsischer Orden, wurde von Friedrich August, um verdienstvollen Staatsmännern des höhern Ranges und Regenten Beweise der Zufriedenheit und Freundschaft zu geben, im Juli 1807 gestiftet. Das Decorationszeichen besteht in einem achteckigen, hellgrünen Kreuze mit weiß emaillirter Einfassung; auf dem vordern silbernen Mittelschilde erblickt man den Namenszug des Stifters, F. A., auf der gleichen Umseite dagegen die Worte: Providentiae memor. Beide Devisen sind von einem sechszehnblätterigen Rautenkranze umgeben. Die aus einer Classe bestehenden Ordensritter tragen es an einem dunkelgrünen breiten Bande und dabei auf der linken Brust einen silbernen Stern, dessen Mitte der Rückseite des Kreuzes gleicht. 77.

Ravaillac (spr. Rawaljac) (François), ein Mönch aus der Congregation der Feuillanten, der Sohn eines Advocaten, ward zu Angoulême 1578 geboren und gelangte durch den an den König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu einer traurigen Berühmtheit. Anfangs durch Fleiß und gute Aufführung beim Orden beliebt ward er später aus demselben wegen grober Ausschweifungen verstoßen und bald eines Mordes bezüchtigt, konnte aber nicht überwiesen werden und trieb dann, um sich zu erhalten, unter der Hand juristische Praxis, sah sich jedoch bei wenigem Erwerb dabei genöthigt, Bürgerkindern seines Geburtsortes Unterricht zu ertheilen. In beschränkter Lage und bei einer von Natur finsteren Gemüthsstimmung fing er an sich in die Religionshändel zu mischen, welche damals sein Vaterland noch zerrissen. Als ein Feind der neuen Lehre hielt er den König Heinrich IV. für einen Beförderer derselben und deßhalb es für verdienstlich, ihn zu ermorden, war deßhalb zweimal in Paris gewesen, aber durch dazwischen gekommene Umstände an seinem Vorhaben verhindert worden. Endlich erschien er abermals von Heinrich's Feinden bestärkt in der Hauptstadt und führte am 14. Mai 1610 seine schwarze That aus. Der König fuhr nämlich mit dem Herzoge von Epernon aus; sein Wagen ward in der Straße de la Ferronerie von zwei Frachtkarren aufgehalten, weßhalb die Bedienten von dem Wagen sprangen. Während der Zeit stieg R. auf ein Hinterrad, lehnte sich über den Herzog von Epernon und stieß dem Könige das Messer erst in die Seite und dann ins Herz. Der Herzog von Epernon und mehrere der Großen und des Hofes wußten im Voraus von der That. R. ward ergriffen, zum Tode verurtheilt und starb nach unsäglichen, länger als eine Stunde dauernden Qualen, die er eben so ruhig als vorher standhaft die Tortur wegen Geständnisses der Mitschuldigen bestand; denn Cotton, sein Beichtvater und Vorbereiter zur Hinrichtung, hatte ihn dahin zu bringen gewußt, daß er die Mitwisser der That nicht anzeigte. 25.

Ravelin, s. Festung.

Ray (spr. Ré) (John), ein berühmter englischer Theolog und Naturforscher, am 29. Nov. 1628 zu Black-Notley in der Grafschaft Essex, wo sein Vater als Schmied lebte, geboren, widmete sich auf der Universität Cambridge der Theologie und beschäftigte sich gleichzeitig mit der Mathematik und der Naturgeschichte. Seine Beschreibung der Flora in der Umgegend von Cambridge (1660) war sein erster Versuch, der ihn der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt machte. Die Unterdrückung der Presbyterianer durch die Regierung mißbilligend entsagte er jeder kirchlichen Anstellung und machte eine dreijährige Reise (1663—1666) durch England, Frankreich, Deutschland und Italien, deren Resultate er in den „Observations topographical, moral and physiological, made on a journey through a part of the Low Countries, Germany, Italy and France" (1673) zur allgemeinen Kenntniß brachte. Nach seiner Heimkehr ward er zum Mitgliede der königlichen Societät der Wissenschaften ernannt und beschäftigte sich nun fast ausschließend mit der Botanik. Seine früheren theologischen Studien brachte er mit den naturwissenschaftlichen in Verbindung und ging stets von der Absicht aus, die

Allmacht des Schöpfers aus seinen Werken darzuthun. Er starb am 17. Jan. 1705. R. hat große Verdienste um die Anregung des Studium der Botanik in England und seine Werke stehen jetzt noch, obschon die Naturwissenschaften seit seiner Zeit große Fortschritte gemacht haben, in wohlverdientem Ansehn. Als seine vorzüglichste Leistung gilt die „Historia plantarum, species hactenus editas aliasque insuper multas noviter inventas et descriptas complectens" (Lond. 1686—1704. 3 Voll. Fol.). Außer diesem sind noch mit Auszeichnung zu nennen: „Methodus plantarum, emendata et aucta" (Lond. 1703. 8.); „Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium" (Lond. 1677. 8.); „Synopsis methodica stirpium britannicarum" (Ed. 3. Lond. 1724. 8.); „Stirpium Europaearum extra Britannias nascentium sylloge" (Lond. 1694. 8.); „Synopsis methodica animalium quadrupedum et serpentini generis" (Lond. 1693. 8.); „Synopsis methodica avium et piscium" (Lond. 1713. 8.); „Historia insectorum" (Lond. 1710. 4.); „The wisdom of god in the works of creation" (Lond. 1714. 8.) und „Three physico-theological discourses" (Lond. 1721. 8.). 66.

Raynal (spr. Rånal) (Guillaume Thomas François), ein bekannter philosophisch-politischer und statistischer Schriftsteller Frankreichs, am 11. März 1711 zu St.-Geniez im Departement Rovergue geboren, widmete sich der Theologie und trat nach Beendigung seiner Studien in den Jesuitenorden. Als Lehrer und Prediger erwarb er sich bei seinen Collegen ein nicht unbedeutendes Ansehen; aber bald ward ihm dieser Wirkungskreis zu enge, er verließ das kleine Städtchen Pezenas und den Orden (1748) und ging nach Paris, wo er sich von dem Ertrage unbedeutender literarischer Arbeiten kümmerlich nährte. Seine Stelle als Gehülfe bei der Pfarrei St. Sulpice verlor er wegen vielfacher ganz offen getriebener Simonie und ward nun, als ihm das geistliche Leben nichts mehr eintrug, ein Philosoph. Einige Gönner, denen er sich auf jede Weise anzuschmiegen suchte, verschafften ihm die Redaction des „Mercure de France", wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, seinen Hang zu einem ungebundeneren Leben zu befriedigen. Auch suchte er seine Einnahmen durch schnelle Compilationen, die er selbst verkaufte, zu steigern. Hierher gehören seine jetzt vergessene, höchst einseitige „Histoire du Stathoudérat" (Par. 1748. 2 Voll. 12. Neue Aufl. unter dem Namen Louis Buonaparte's, Paris 1819. 12.) und seine in jeder Beziehung noch weit schlechtere „Histoire du Parlement d'Angleterre" (Par. 1748. 12), welche er, ohne die unentbehrlichsten Vorkenntnisse zu besitzen, zusammenstellte. Besser gerieth seine „Histoire du divorce de Henri VIII" (Par. 1763. 12.), worin die Sitten der damaligen Zeit mit Geschick geschildert werden. Sie bildet den gelungensten und daher von ihm besonders herausgegebenen Abschnitt der seichten „Anecdotes historiques, militaires et politiques" (Par. 1753. 3 Voll. 12.). Den nicht unbedeutenden Erlös aus diesen schriftstellerischen Arbeiten suchte R. durch einträgliche Speculationen mit Frucht zu vermehren; auch soll ihm der Sklavenhandel, gegen welchen er später so leidenschaftlich zu Felde zog, nicht fremd geblieben sein. Gewiß ist es, daß R. seinen Ruhm weder einem fleckenlosen Charakter, noch einem ausgezeichneten Geiste verdankt; sein Andrängen an die philosophische Partei, an Helvetius, Holbach u. A., blendete die Lesewelt und bewirkte die jetzt nicht leicht begreifliche Überschätzung seiner meisten Schriften. Sein vorzüglichstes Werk, die lange als ein classisches Werk betrachtete „Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes" (Par. (1771. 7 Voll. 8. Génève 1780. 10 Voll. 8. 1781. 5 Voll. 4. Par. 1798. 22 Voll. 18. und öfter; deutsch von J. Mauvillon, Hanov. 1774—1778. 7 Bde. 8. und besser von J. M. von Abele und J. Zorn, Kempten 1783—1788. 11 Bde. 8.) soll sogar größtentheils Diderot angehören. Der Werth einzelner

Theile dieses vielgerühmten Werkes ist zu verkennen; es sind aber, wie es sich später herausgestellt hat, gerade diejenigen, welche dem allenthalben auf seinen Reisen durch Holland, England und die Schweiz anfragenden Verfasser von Wohlunterrichteten beigesteuert wurden. Aus seiner eigenen Feder flossen jedoch die ungezügelten Angriffe auf alle religiöse und politische Meinungen, welche ihm 1781 Landesverweisung zuzogen. Er machte eine Reise nach Deutschland und hielt sich einige Zeit in Berlin auf, ohne die erwartete glänzende Aufnahme bei dem alle Anmaßung hassenden Könige zu finden. Nachdem er sich noch einige Zeit in der Schweiz, wo er sich durch ein Denkmal, das er den Befreiern derselben auf einer Insel des Vierwaldstädtersees setzte, zu verewigen suchte, herumgetrieben hatte, erhielt er 1787 die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukommen. Er ließ sich zu Toulon nieder und wurde von Marseille zum Deputirten bei dem Nationalconvente gewählt. Er schlug aber die ihm zugedachte Ehre seines weit vorgerückten Alters wegen aus, auch soll er die Ansichten, welche die Revolution hervorriefen und die er in seinen Schriften mit so grellen Farben an den Tag legte, am Ende seines Lebens mißbilligt haben; gewiß ist wenigstens, daß ihn die vorzüglichsten Verfechter der Freiheit beim Beginne der Revolution mit derben Schmähungen überhäuften. Ans Unbegreifliche streift es daher, wie R. der Guillotine entgehen konnte; er verlor freilich seinen nicht immer ganz ehrenhaft erworbenen Reichthum, aber er starb am 6. März 1796 ruhig zu Paris. Außer den schon angeführten Schriften nennen wir noch den „Essai sur l'administration de St. Domingue“ (Par. 1785. 8.), welcher aber nur ein Auszug aus dem größeren Werke über die Colonien ist, und „Tableau et révolutions des colonies anglaises dans l'Amérique septentrionale“ (Amst. 1781. 2 Voll. 12.), ein ihm von einigen Literatoren abgesprochenes Werk. R. war Mitglied der Akademien von Berlin und London und wurde auch kurz vor seinem Tode in das Institut aufgenommen. 66.

Raynouard (spr. Ränuahr) (François Juste Marie), ein sehr verdienstvoller französischer Literator und Dichter, am 18. Sept. 1761 zu Brignoles in der Provence geboren, widmete sich der Jurisprudenz und lebte dann als Sachwalter zu Aix bis zum Ausbruche der Revolution, deren Ideen er mit Eifer ergriff und vertheidigte. Zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung ernannt (1791) widersetzte er sich mit aller Kraft den blutigen Ausschweifungen der Revolutionsmänner und erregte dadurch den Haß derselben in so hohem Grade, daß er 1793 eingekerkert wurde und kaum dem Tode entging. Er zog sich nach seiner Befreiung in seine Vaterstadt zurück und wandelte wieder ruhig auf seiner früheren Laufbahn fort, bis ihn die völlig hergestellte Ruhe von Neuem nach der Hauptstadt hinzog (1800), wo er mit seinen ersten poetischen Versuchen auftrat, die nicht ohne ermunternden Beifall blieben. Der Senat ernannte ihn 1805 zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers und das Institut nahm ihn 1807 in seine Mitte auf. Als sich dieses wieder in die französische Akademie umgewandelt hatte, ward er 1817 beständiger Secretair derselben. Als Mitglied des gesetzgebenden Körpers (seit 1811) trug er mit diesem ganzen Institute die Ungnade des Kaisers. Nach der zweiten Restauration zog er sich immer mehr in das Privatleben zurück und ist jetzt fast ausschließend mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Als Dichter erhebt sich R. nicht über die Mittelmäßigkeit; seine Tragödien, unter welchen „Les Templiers“ (1805. Deutsch von C. F. Cramer, Leipz. 1806. 8.), „Caton d'Utique“ und „Les états de Blois“ (1810) die vorzüglichsten sein mögen, sind zu sehr in die Regeln der classischen Schule eingezwängt und verdienen nur in einzelnen Theilen Lob. Seine kleineren Gedichte: „Socrate dans le temple d'Aglaure“ (Par. 1804. 4.), „Camoens“ (1818), „Le dévouement de Malesherbes“ (1822) u. a. m. sind noch reicher an einzelnen Schönheiten. Sein größtes Verdienst besteht aber darin, daß er uns die früher oft genannte, aber wenig gekannte provençalische

Literatur und Sprache zugänglich gemacht und den wirklichen Werth derselben gezeigt hat. Die hierher gehörigen Schriften sind: „Recherches sur l'ancienneté de la langue romane“ (Par. 1816. 8.); „Elémens de la grammaire de la lange romane avant l'an 1000“ (Par. 1816. 8.); „Grammaire romane ou Grammaire de la langue des Troubadours“ (Par. 1816. 8.); „Grammaire comparée des langues de l'Europe lat., dans leur rapports avec la langue des Troubadours“ (Par. 1822. 8. und „Choix des poésies originales des Troubadours“ (Par. 1817—1822. 6 Voll. 8.). In der neuesten Zeit beschäftigt er sich auch mit dem nordfranzösischen Romanzo, wie seine „Observations philologiques et grammaticales sur le roman de Rou“ (Par. 1829. 8.) beweisen. Seine „Monumens historiques relatifs à la condemnation des chevaliers du temple“ (Par. 1813. 8.) haben für den Geschichtsforscher Werth und seine „Histoire du droit municipal en France“ (Par. 1829. 2 Voll. 8. Deutsch von F. W. Emmermann, Leipz. 1830. 2 Thle. 8.) muß als eines der bedeutendsten Werke dieser Art gelten. 67.

Razzi oder **Raggi** (Giovanni Antonio), wegen seiner Zügellosigkeit, die in gewissen Dingen die Grenzen der Natur überschritt, il Sodoma genannt, gehört unter die besten Maler der sienesischen Schule. Er war um das Jahr 1480 zu Vergelle im Sienesischen, nach Andern zu Vercelli in Piemont, geboren und erhielt seine Ausbildung zu Siena, von wem? ist unbekannt. Später ging er nach Rom und lieferte hier für Leo X. und im farnesischen Palaste mehrere treffliche Arbeiten. Nach Siena zurückgekehrt gründete er eine Schule und schmückte die dortigen Kirchen und Klöster mit Meisterwerken seines Pinsels. Unter ihnen stehen ein gegeißelter Christus (im Franciskanerkloster), die Kreuzesabnahme, ein heil. Sebastian und vor Allem die Anbetung der Weisen (in der Kirche des heil. Augustin) oben an. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Gemälde R.'s sind eine ungewöhnliche auf den ersten Anblick bezaubernde Grazie und ein treffliches Helldunkel; überhaupt findet man überall die Spuren eines tiefen Studium, besonders der Natur. R. starb 1554. 36.

Reaction ist überhaupt Gegenwirkung, d. h. der thätige Widerstand, den ein Gegenstand, auf welchem eine Wirkung geschieht, dieser entgegensetzt, und kann daher überall sich äußern, wo dieser Fall statt findet, im Geistigen wie im Körperlichen. — In geistiger Hinsicht hat aber der Begriff eine üble Nebenbedeutung erhalten, indem man hier stets von der Idee einer Vervollkommnung und Veredlung des Geistes ausgehend diese als die eigentliche Wirkung betrachtet und die R. dann in dem Streben findet, diese Fortschritte zu hemmen oder wieder zu vernichten. Einen solchen Kampf der Finsterniß gegen das Licht bietet aber die ganze Kette der Geschichte im Allgemeinen wie im Besondern dar und nur die besonderen Zweige, in denen die Menschheit vorschreitet, Wissenschaft, Religion, Staat rc., haben die Unterschiede der wissenschaftlichen, kirchlichen, politischen rc. R. erzeugt. Vergl. Tzschirner, „Das Reactionssystem“ (Leipz. 1824). — In körperlicher Hinsicht kann die R. mancherlei sein, physisch der Widerstand, den die zu bewegenden Körper der bewegenden Kraft (s. d. Art.) entgegensetzen, chemisch die zersetzende Wirkung auf zusammengesetzte Stoffe (s. Reagentien), medicinisch die Gegenwirkung eines lebenden Körpers auf äußere Eindrücke oder Reize. Letztere ist eine nothwendige Eigenschaft eines jeden Organismus, daher auch organische R., organisches Wirkungsvermögen genannt; denn dieser findet nur sein Bestehen, in wiefern er seine Selbstständigkeit äußeren Eindrücken gegenüber behauptet; er nähert sich aber um so mehr seinem Untergange, je weniger äußere Einwirkung in ihm eine Gegenwirkung hervorruft. Daher ist auch das Vermögen zu reagiren ein Zeichen des Lebens; wo jenes aber völlig erloschen ist, da erkennen wir den eingetretenen Tod, und so sind uns auch die Zeichen des Todes der Mangel der R.

— Es äußert sich aber die R. in verschiedenem Maße; sie ist entweder in richtigem Verhältnisse zu dem einwirkenden Reize, oder sie ist zu heftig und dem Reize unangemessen, oder sie ist in Beziehung zu demselben zu schwach, drei Modificationen, die sehr verschiedenartige Erscheinungen hervorbringen. So werden z. B. in dem Magen befindliche, durch ihre Quantität oder Qualität schädliche Speisen bald ein bloßes Erbrechen hervorrufen, wonach wieder völliges Wohlsein eintritt (natürliche R.), oder es bildet sich unter heftigen Ausleerungen, entzündlichen Erscheinungen rc. ein schweres gastrisches Fieber aus (übermäßige R.), oder die schädliche Speise gibt der Magen nicht wieder von sich, dagegen verliert sich der Appetit, es tritt Verdrossenheit, Schwere der Glieder rc. ein (Mangel der R., Torpidität). Hiernach ist auch das ärztliche Verfahren einzurichten; im ersten Falle hilft sich der Organismus selbst, der Arzt gibt blos einen Beobachter ab; im zweiten Falle muß der Aufruhr gestillt, die Ausleerung gemäßigt, die Entzündung gemindert werden; im dritten Falle muß die R. angespornt, die schädlichen Stoffe müssen künstlich entleert werden rc. Die in einem jeden Menschen stattfindende Verschiedenheit der R. ist theils angeboren, in welchem Falle sie die Grundlage der verschiedenen Temperamente abgibt, theils durch Erziehung, Lebensart, Gewöhnung und viele Einflüsse erworben, was dadurch begreiflich wird, daß die Verschiedenheit der Reize auch eine Verschiedenheit des Gegenreizes bedingt; werden aber die Reize habituell, so wird auch die R. stets nur unter einer gewissen Form sich darlegen. — So wie im organischen Leben, so begegnen wir auch im psychischen dem Gesetze der R.; auch hier finden wir sie entweder naturgemäß oder zu übermäßig oder zu schwach, woraus sich Eigenthümlichkeiten im Charakter sowohl einzelner Individuen als ganzer Völkerschaften hervorstellen. Es ist Aufgabe des Selbstbeobachters, des Arztes und Erziehers, die Reactionsäußerungen immer in den natürlichen Grenzen zu erhalten zu suchen, indem zu heftige R. Körper und Geist consumirt und zu Krankheiten hinführt, eine zu große Torpidität hingegen die Aufgabe des Lebens theilweise ungelöst läßt. 30. 39.

Reagentien sind in der Chemie Mittel, welche die Eigenschaft haben, mit anderen Körpern zusammengebracht bestimmte Erscheinungen hervorzubringen, wodurch man den einen oder den andern Körper erkennen kann. Die Hervorbringung dieser Erscheinungen gelingt am besten, wenn die Körper flüssig sind. Ein Tropfen Galläpfelabkochung bringt z. B. in einer Flüssigkeit, die Eisen enthält, eine schwarze Trübung hervor, Ammoniakflüssigkeit in eine Flüssigkeit getröpfelt, worin Kupfer ist, bringt eine schöne blaue Färbung hervor, Schwefelwasserstoffgaswasser in einer Flüssigkeit, worin Spießglanz enthalten ist, einen orangerothen Niederschlag rc. 5.

Real, Reell ist Alles, was sich auf eine Sache, einen Gegenstand (res) bezieht, sächlich; der Ausdruck kann aber in verschiedener Beziehung genommen werden, so daß er sich erst durch seinen Gegensatz genauer bestimmt. So bezeichnet das Reale A. in subjectiver Hinsicht, von dem Gegenstande ausgehend, 1) das Wesen eines Gegenstandes gegenüber dem Nominalen, welches nur seine logischen Merkmale enthält, z. B. Realdefinition, Realdivision rc.; 2) den Inhalt eines Gegenstandes, das Materielle, im Gegensatze zum Verbalen, dem blos Ausgesagten, wie Realcontract, Realinjurie; 3) die Wirklichkeit einer Sache im Gegensatze zum Gedachten, Idealen, wie Realgeld. B. In objectiver Hinsicht, sich auf einen Gegenstand beziehend: 1) das rein Sächliche im Gegensatze zum Persönlichen, wie Realrecht (Sachenrecht), Reallasten; 2) das rein Gegenständliche im Gegensatze zum Abstracten, wie Realkenntnisse, Realphilosophie, Realschulen. — Realität drückt aber stets nur die Wirklichkeit, das reine Sein, die Objectivität aus, entweder in rein abstracter Bedeutung, oder als concreter Begriff, so daß Realitäten

für Sachen überhaupt gesagt werden, und **realisiren** ist daher **verwirklichen, zum Sein bringen.** 9.

Real, Reale. I. **Rechnungsmünze** in Portugal und Spanien. 1 R. ist in Portugal = $\frac{2}{5}$ Testom = $\frac{1}{25}$ Millerees = 2 Vintems = 40 Rees = $1\frac{1}{2}$ Gr. Conv. In Spanien unterscheidet man: 1) Real de Ardites = 1 Gr. $9\frac{1}{3}$ Pf.; 2) Real de plata (Silberreal) in Gibraltar = 2 Gr. 9 Pf.; 3) Real de plata antigua (alter Silberreal) = 3 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 4) Real de plata Bilbao = 2 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf.; 5) Real de plata canara = 3 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 6) Real de plata catalana = 2 Gr. 8 Pf.; 7) Real de plata corriente (Courantreal), a) canarischer = 2 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf., b) castilischer = 2 Gr. $11\frac{3}{4}$ Pf.; 8) Real de plata doble = 3 Gr. 1 Pf.; 9) Real de plata mallorcana = 2 Gr. $2\frac{3}{7}$ Pf.; 10) Real de plata mexicana = 4 Gr. $1\frac{5}{8}$ Pf.; 11) Real de plata Navarra = 3 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 12) Real de plata nueva (neuer Silberreal), a) castilischer = 3 Gr. $3\frac{1}{2}$ Pf., b) valencischer = 2 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf.; 13) Real de plata Valencia = 1 Gr. $10\frac{2}{5}$ Pf.; 14) Real de Vellon (Kupferreal), Reallillo = 1 Gr. $7\frac{3}{4}$ Pf. Conv. II. **Geprägte Silbermünzen.** 1) Real de plata mexicana, Real fuerte, Real columnaria = $\frac{1}{8}$ Piaster = 34 Maravedis = 4 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 2) Realito columnaria, halber mexicanischer R. = $\frac{1}{16}$ Piaster = 2 Gr. $\frac{2}{3}$ Pf.; 3) Real de plata nueva, Real de plata provinciale, Xamburg = 3 Gr. 6 Pf.; 4) Real de Vellon (Kupferreal), Reallillo = 1 Gr. 9 Pf. Conv. III. **Gold- und Silbergewicht.** 1 R. ist 1) auf Java = $\frac{1}{8}$ Mark Troys und 2) im Reiche Palembang = 48 Stüver = $568\frac{4}{5}$ holl. Aß. 26.

Réal (Pierre François, Graf), einer der eifrigsten Revolutionsmänner, um 1770 in den Niederlanden geboren, lebte vor der Revolution als Anwalt zu Paris und zeigte sich sogleich nach dem Ausbruche derselben als einen ihrer eifrigsten Anhänger. Unter den Jacobinern als Redner ausgezeichnet wurde er 1792 von Danton, dem er sich enge angeschlossen hatte, zum öffentlichen Ankläger bei dem Revolutionstribunale ernannt. Obschon einer der überspanntesten Republikaner mißbilligte er doch laut die blutigen Maßregeln seiner Collegen und die gewaltsame Unterdrückung aller Andersdenkenden. Seine energische Vertheidigung der Freiheit der Presse führte ihn ins Gefängniß, in welchem er viele Opfer durch die Mittheilung seiner Klugheitsregeln von einem gewissen Tode auf dem Blutgerüste rettete. Nach seiner Freilassung trat er als unerschrockener und uneigennütziger Vertheidiger der Angeklagten aller Parteien auf und enthüllte die Schändlichkeit der Revolutionsgerichte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft ward er zum Historiographen der Republik ernannt (1796) und redigirte das „Journal de l'Opposition". Als Regierungscommissair des Departements der Seine (seit 1799) schloß er sich an Buonaparte an und ward von diesem nach dem 18. Brumaire zum Staatsrathe und zum Adjunct des Polizeiministerium ernannt. Durch ihn wurde die Verschwörung G. Cadoudal's und Pichegru's gegen Napoleon entdeckt; er erhielt dafür das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und ansehnliche Geschenke. Während der hundert Tage war er Polizeipräfect; nach der zweiten Restauration aber kam er auf die Liste der Proscribirten und ging in die Niederlande und, da er sich hier nicht ganz sicher glaubte, nach Amerika, wo er eine bedeutende Liqueurfabrik anlegte. Die ihm 1818 gewordene Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, benutzte er erst spät. Nach der Julirevolution erklärte er sich sogleich für die neue Regierung, starb aber, ohne thätigen Antheil an den Geschäften genommen zu haben, im März 1834. 66.

Realgar, s. Arsenik.

Realismus als philosophisches System ist dasjenige, welches überhaupt von dem Begriffe des **Realen** (Seienden, Wirklichen) ausgeht, aus welchem es erst das **Ideale** (das im Denken Liegende) ableitet; doch ist dieser Begriff nur ein all-

gemeiner und zeigt sich stets nur in besonderen Arten als Sensualismus, Empirismus, Materialismus, Pantheismus, Hylozoismus &c. (s. d. Artt.). — Über den scholastischen R. s. Scholastiker. 9.

Réaumur (spr. Reomür) (René Antoine Ferchault de), einer der größten französischen Naturforscher seiner Zeit, geb. zu Rochelle 1683, wandte sich frühzeitig vom Studium der Rechte zur Mathematik, Physik und Naturgeschichte, ging 1703 nach Paris und würde schon 1708 Mitglied der Akademie zu Paris, deren Memoirien er mit vielen interessanten und gehaltreichen Abhandlungen und neuen Beobachtungen bereicherte. Über die Bildung und das Wachsthum der Schalen der Schalthiere stellte R. den Satz auf, daß dieselben aus dem Erhärten eines Saftes entständen, welcher aus den Poren dieser Thiere dringe. Durch vielfache Versuche über die Verwandlung des Eisens in Stahl entdeckte er manches Wichtige in Hinsicht der Stahlbereitung; auch lehrte er die Methode kennen, wie Gußeisen in Schmiedeeisen zu verwandeln sei. Nicht weniger wichtig waren seine Untersuchungen über die Verzinnung des Eisenblechs und die Verfertigung des Porzellans. Den größten Ruhm aber erwarb er sich durch die Verfertigung seines Weingeistthermometers, dessen man sich vorzüglich in Frankreich und Italien bedient. Dabei stellte er eine neue Einrichtung der Scala auf, deren bestimmter Mittelpunkt der natürliche Gefrierpunkt ist und die man auch später beibehielt, als man sich statt des Weingeistes des Quecksilbers bediente. Auch über die Verdauung der Vögel, über die Kunst, mit welcher sie ihre Nester bauen und über die Insecten stellte er Beobachtungen an, die er in dem Werke „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des insectes" (Par. 1734. 6 Voll. 4.) mittheilte. Die Akademien zu London, Petersburg, Berlin, Stockholm und das Institut zu Bologna erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb am 17. Oct. 1757 auf seinem Landgute Vermondiere in der Landschaft Maine an den Folgen eines unglücklichen Falles. 26.

Rebell (Joseph), ein ausgezeichneter Landschaftsmaler der neuern Zeit, geb. 1783 zu Wien, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt und zwar anfangs in der der Absicht sich der Architektur zu widmen, betrieb jedoch später ausschließlich Landschaftsmalerei und begab sich, seine Ausbildung zu vollenden, im Jahre 1809 nach der Schweitz, von hier nach Ober- und Mittelitalien und im Jahre 1811 nach Neapel. Nach langer Abwesenheit kehrte er im Jahre 1824 in seine Vaterstadt zurück und erhielt die Stelle eines Galleriedirector und Schloßhauptmanns zu Belvedere. Er starb im Jahre 1828 während einer Reise zu Dresden. — R. wählte zu seinen Darstellungen meist Ansichten italischer Städte, vorzüglich Seestädte; außerdem aber hat man von ihm auch mehrere treffliche Schweitzer- und östreichische Landschaften. Er hat eine großartige Manier, geistreiche Auffassung und treffliche Ausführung, vor Allem der Luft und des Wassers. Auch sein Colorit ist vorzüglich. 36.

Rebellion, s. Aufruhr.

Rebhuhn, lat. tetrao perdix; franz. perdrix; engl. partridge, ein hühnerartiger Vogel in Europa und Asien, hat ein asch- und schwarzgrau gemischtes Gefieder, auf dem man, besonders an der Kehle, einzelne Federn mit röthlichen Spitzen bemerkt, und erreicht die Größe eines jungen Haushuhns. Ein auffallendes Roth haben die sogenannten rothen Rebhühner oder Rothhühner, welche man nur in Frankreich antrifft. Ihr Fleisch soll weit angenehmer schmecken, als das der gewöhnlichen Rebhühner. Die Rebhühner leben gewöhnlich in großen Familien (Völker oder Ketten in der Jägersprache) beisammen, zeichnen sich durch ihren schnellen Lauf aus und werden entweder in Garnen gefangen oder im Fluge oder Lager geschossen. Das Weibchen legt 16 — 20 schmutzig grünliche Eier und die Jungen verlassen, sobald sich das Ei geöffnet hat, ihr Nest, wenn sie aufge-

jagt werden. Auf eine besondere Weise fangen die Araber die Rebhühner. Sie treiben diese nämlich so lange vor sich hin, bis sie matt werden und erschlagen sie dann mit langen beschlagenen Stöcken. 35.

Rebhuhngranate nannte man sonst eine Art Geschosse, welche aus Haubizzen geworfen wurden. Sie waren wie eine gewöhnliche Granate construirt, nur daß rund um den Zünder drei ovale Öffnungen befindlich waren, in welche kleine Granaten, sogenannte Flaschen eingesetzt wurden, die beim Zerspringen der großen Granate mittelst kleiner Zünder in Brand geriethen, fortgeschleudert wurden und endlich auch zersprangen. Diese Geschosse sind indeß schon sehr lange außer Gebrauch, weil sie theils zu theuer sind, theils nicht den Nutzen leisten, den man sich anfangs von ihnen versprach. In der Schlacht von Leipzig (1813) schossen die Franzosen auch mit Rebhuhngranaten, ohne den geringsten Schaden damit anzurichten. Wahrscheinlich hatten sich noch einige in den Depots vorgefunden und sie wurden bei dieser Gelegenheit verbraucht. 61.

Rebhun (Paul), ein deutscher Drammatiker des XVI. Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er einer der ersten lutherischen Geistlichen, Schulmeister und dann Superintendent zu Plauen war. Seine Schauspiele „Ein geistlich Spiel von der gotfürchtigen und keuschen Frau Susannen" (Zwickau 1536. 8.) und „Ein Hochzeitspiel auf die Hochzeit zu Cana in Galiläa gestellt" (Ebend. 1538. 8.) sind freilich vom Standpunkte der dramatischen Kunst aus betrachtet unbedeutend, verdienen aber, was die metrische Form betrifft, vorzügliche Beachtung. R. mißt zuerst die Sylben, statt sie, wie die Meistersänger, zu zählen, und unterscheidet sogar schon jambische und trochäische Verse. 67.

Rebmann (Andreas Georg Friedrich von), ein bekannter deutscher Schriftsteller, am 24. Nov. 1768 zu Süzzenheim in Franken geboren, widmete sich zu Erlangen und Jena der Jurisprudenz und lebte dann an verschiedenen Orten als privatisirender Gelehrter und als satyrisch-politischer Schriftsteller. Seine Anhänglichkeit an die Ansichten der französischen Revolutionsmänner zog ihm viele Verfolgungen zu. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Tribunalrichters zu Mainz und zu Trier bekleidet hatte, ward er von Napoleon zum Präsidenten der Zuchtpolizeikammer des kaiserlichen Gerichtshofes zu Mainz ernannt und bewies bei der Untersuchung gegen die Räuberbande Bückler's (Schinderhannes) große Thätigkeit und Geschicklichkeit. Zum Appellationsgerichtspräsidenten im baierischen Rheinkreise befördert (1814) erwarb er sich durch seine Bemühungen um die Beibehaltung und Verbesserung der französischen Gerichtsverfassung bedeutende Verdienste. Er starb am 16. Sept. 1824 zu Wiesbaden. Seine Rechtlichkeit und Berufstreue hatten ihm die allgemeine Achtung erworben. Auch war er Ritter der Ehrenlegion und des baierischen Verdienstordens. Von seinen zahlreichen politischen, satyrischen und belletristischen Schriften, die sich jedoch selten über die Mittelmäßigkeit erheben, nennen wir nur: „Heinrich von Neideck" (Erlangen 1791. Neue Aufl. 1793. 8.); „Nelkenblätter" (Leipz. 1792—1795. 4 Thle. 8.); „Empfindsame Reise nach Schilda" (Ebend. 1793. 8.); „Hans Kiekindiewelt's Reise" (Ebend. 1794. 8.); „Wahrheiten ohne Schminke" (Deutschland 1794. 8.); „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands" (Altona 1796. 2 Thle. 3.); „Haideblümchen" (Hamburg 1796. 8.); „Frankreichs politische Verhältnisse" (Paris 1796. Neue Aufl. 1797. 8.); „Holland und Frankreich" (Paris 1797. 2 Thle. 8.) und der „Obscurantenalmanach" (Alt. 1798. 8.). 66.

Recapitulation ist die Wiederholung der Hauptsachen (capitula), welche man in einer Rede oft gern am Schlusse noch einmal zusammenfaßt, theils um dem Zuhörer nochmals ein gedrängtes Bild des Ganzen zu geben und seine Überzeu-

gung dadurch zu befestigen, theils um bei vorausgegangenen weitläufigen Erörterungen eine sichere Grundlage für die folgenden zu haben. 9.

Reccared, der erste katholische König der Westgothen, des Leovigild Sohn, seit 572 zum Mitregenten erhoben, folgte seinem Vater 585 auf den Thron. Die traurigen Ereignisse, durch welche die letzten Regierungsjahre seines Vaters getrübt worden waren, bestimmten ihn in demselben Jahre zur Annahme des nicäischen Glaubens und es gelang ihm auch, demselben unter einem größern Theile seiner Nation Eingang zu verschaffen. Gregor der Große wußte ihn dafür nicht besser zu belohnen, als daß er ihm den Titel eines katholischen Fürsten verlieh, der bis heute für seine Nachfolger in Spanien erblich geworden ist. Doch durch diesen Schritt legte R. auch den Grund zu dem Untergange seines sich erst entwickelnden Reichs. Die Klerisei leitete von nun an die Staatsgeschäfte und an die Stelle des kriegerischen Muthes seiner Unterthanen trat Feigherzigkeit und leere Frömmelei. Um den Arianismus gänzlich zu unterdrücken, verordnete er dessen Verdammung auf der Synode zu Toledo 594, schlug den Guntramnus von Burgund und starb 601. 77.

Recensiren, durchmustern, beurtheilen, ist ein Ausdruck, der vorzugsweise von der Beurtheilung von Schriftwerken im Gebrauche und in dieser Beziehung mit kritisiren (s. Kritik) ganz gleichbedeutend ist. Wenn man nämlich einestheils bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Erzeugnisse und der Verschiedenheit der Ansichten über einzelne Gegenstände vorzüglich bei Schriften, welche der Öffentlichkeit übergeben wurden, sich oft zu einer Beurtheilung der darin ausgesprochenen Grundsätze, der Darstellung der Gegenstände, der gefundenen Resultate u. s. w. und insbesondere zu einer Widerlegung desjenigen, womit man nicht übereinstimmen konnte, veranlaßt fühlte, so trat auch anderntheils bei denen, welche sich vorzugsweise mit Bibliographie beschäftigten, und vorzüglich, je mehr die Anzahl der Bücher wuchs, die Nothwendigkeit ein, ihre Urtheile über die einzelnen Schriften auszusprechen. So finden wir schon das Recensionswesen von den griechischen und römischen Grammatikern geübt und Gellius, Quintilianus, Suidas, Photius u. A. liefern zahlreiche Beurtheilungen von Büchern; das eigentliche Recensionswesen in der jetzigen Gestalt bildete sich aber erst im XVII. Jahrhunderte in Frankreich aus, als die literärische Thätigkeit sich zu bedeutender Fruchtbarkeit entwickelte und eine allgemeinere Kenntniß der erscheinenden Schriften wünschenswerth ward. Es entstanden nun literärische Zeitschriften, unter denen die „Bibliographie Parisienne“ von L. Jacob und kurz darauf das „Journal des Savans“ (seit 1665) bedeutend wurden. Bald folgten die Deutschen in F. O. Mencken's „Acta eruditorum“ (seit 1682) nach und die recensirenden Journale wurden in Frankreich, Deutschland und England unter verschiedenen Titeln immer häufiger, welche sich theils über das ganze Feld der Literatur, theils über einzelne Zweige der Wissenschaft erstreckten. Doch erst mit der von Schütz gegründeten „Allgemeinen Literaturzeitung“ zu Jena (seit 1785) begann die eigentliche Blüthe des Recensionswesen und entwickelte sich in einer Anzahl neuentstehender trefflicher Anstalten dieser Art, die zum Theil noch bestehen und das Recensionswesen zu einer bedeutenden literärischen Macht erhoben haben. Seit dieser Zeit nämlich fing man immer mehr an, die literärischen Erscheinungen weniger mehr als einzelne Geistesproducte, als vielmehr in ihrem Zusammenhange mit dem jedesmaligen Stande der Wissenschaft und geistigen Bildung überhaupt und als Träger derselben anzusehen und von diesem Standpunkte aus sie zu beurtheilen; und hierin besteht auch der eigentliche Werth der Recensionen. Denn soll der Zweck derselben, Nachweisungen über die Fortschritte der Wissenschaften zu geben und bei der jetzigen Fluth der täglich erscheinenden neuen Schriften eine Unterscheidung des wahrhaft Guten und Brauchbaren von dem Gewöhnlichen oder Verfehlten und Unbrauchba-

ren möglich zu machen, erreicht werden, so muß die Individualität des Recensenten so viel als möglich in dem Interesse der Wissenschaft aufgehen und nur solche dürfen sich an Beurtheilung von Schriften wagen, die dem behandelten Gegenstande vollkommen gewachsen sind. Da dieß aber meist der Fall ist, so haben die Recensionen einen so bedeutenden Werth in der neuesten Literatur erhalten und es werden durch die darin niedergelegten Bemerkungen die Wissenschaften oft auf das Herrlichste gefördert. Da aber leider! auch oft noch Anmaßung, Leidenschaftlichkeit, Parteilichkeit und selbst Unwissenheit in den Recensionen das Wort führen, ja verschiedene Recensionen sich oft geradezu widersprechen, so wird der besonnene Freund der Wissenschaften sich nie von denselben bestechen lassen, sondern sie immer nur als bloße Winke ansehen, bei Schriften seines Fachs desto aufmerksamer selbst zu prüfen. Die wichtigsten recensirenden Blätter s. unter Zeitschriften. 9.

Recepisse (erhalten haben) heißt der Schein, worin Jemand den Empfang einer erhaltenen Zusendung bekennt. 18.

Recept, lat. formula; franz. recette; engl. prescription, ist eine Vorschrift des Arztes, die derselbe in kunstgerechter Form dem Apotheker zur Zubereitung eines Medicaments ertheilt und die die Angabe der anzuwendenden Substanzen, ihrer Menge, in manchen Fällen ihrer Zubereitung und der Art, wie sie der Kranke nehmen soll, enthält. Gewöhnlich verlangt ein R. die Zusammenmischung mehrerer Mittel. Unter denselben unterscheidet man ein Haupt-, ein Unterstüzzungs-, ein aufnehmendes oder Bindemittel ꝛc. Das Hauptmittel ist die wirksamste Substanz, deren Wirkung durch das Unterstützungsmittel gemäßigt oder erhöht werden und das durch das aufnehmende Mittel seine Gestalt, die Form, in der es dargereicht wird, erhalten soll. So ist z. B. das aufnehmende Mittel bei flüssigen Arzneien das Wasser oder der Wein oder der Alkohol oder das Öl. — Bei Verordnung eines Recepts bedient man sich bei uns in Deutschland immer noch der lateinischen Sprache, was darum empfehlenswerth ist, weil dadurch Mißverständnisse verhütet, manchem Kranken unnöthige Beängstigung erspart und das Verordnen der Recepte unbefugten Händen einigermaßen wenigstens entzogen wird. Sonst war bei Verschreibung eines Recepts eine Menge abkürzender Zeichen gebräuchlich; da sie indessen leicht Irrthum herbeiführen können, so unterläßt man sie jetzt mit Ausnahme der Gewichtszeichen, deren sich noch die meisten Ärzte bedienen. Diese Zeichen sind ℔ für Pfund, ℥ für Unze, ʒ für Drachme, ℈ für Scrupel, gr. für Gran. — Die Hauptsache bei Abfassung eines Recepts ist für den Arzt die, daß er stets das chemische Verhalten der unter einander zu mischenden Substanzen im Auge behält; demnach muß er die Gesetze ihrer Verwandtschaften kennen, um zu verhüten, daß sie sich nicht gegenseitig zersetzen und auf diese Weise in bald unwirksame, bald schwächer, bald stärker wirkende Verbindungen zusammentreten; nicht weniger muß er ihre Löslichkeit im Auge behalten, um zu wissen, welche Substanzen sich in kaltem oder nur in heißem Wasser auflösen, welche, um in einer Mischung gleichmäßig vertheilt zu bleiben, eines Schleims, des Öls oder sonst eines Zusatzes bedürfen. — — Receptirkunst oder Formulare lehrt die Abfassung der Recepte und zwar sowohl die Verschreibung der einzelnen Formen, unter denen die Mittel gegeben werden, als der Mixturen, Aufgüsse, Abkochungen, Emulsionen, Pulver, Pillen, Latwergen, Bissen, Salben, Pflaster ꝛc., als sie auch mit den chemischen Verhältnissen und Zersetzungssubstanzen der Arzneien bekannt macht und endlich in ihrem speciellen Theile eine Mustersammlung von Verordnungen mittheilt. 39.

Receß (aus dem lateinischen recedere, zurücktreten) ist ein Vergleich, worin Jemand von einer gemachten Anforderung zurückzutreten sich erklärt. Receßherrschaften sind solche, deren Besitzer sich nur bedingungsweise unterworfen haben, indem sie von der prätendirten Unabhängigkeit, der mächtigere

Staat aber von dem anfänglich weiter ausgedehnten Einflusse zurückzutreten auf conventionellem Wege sich vereinigten. Noch nennt man die Beschlüsse höherer Collegien, ingleichen der Ständeversammlungen bisweilen Recesse (deutsch Abschiede), indem solche gewöhnlich beim Auseinandergehen der Mitglieder expedirt und bekannt gemacht werden, z. B. die Reichsabschiede (recessus imperii) beim vormaligen deutschen Reiche. Unter R. versteht man endlich auch einen Rückstand und bedient sich des Ausdrucks: „im R. haben" für: „noch etwas im Rückhalte haben." 17.

Receßschuld wird beim Bergbaue die bei Zubußzechen anlaufende Schuld eingezahlter Zubuße gegen die Gewerken genannt. Diese Schuld wird zuvor abgetragen, ehe Ausbeute bei einer Zeche geschlossen wird. Sie wird unter dem Namen wiedererstatteter Verlag getilgt. 76.

Rechenmaschine, Instrumentalarithmetik, ist die Ausführung der Zahlenrechnungen mittelst technischer Hülfsmittel. Die Alten waren solcher mechanischer Hülfsmittel bedürftiger als wir, weil sie die Zahlen auf eine unbequeme Art bezeichneten. So gebrauchten die Römer einen Abacus (s. d. Art.), die Chinesen ein ähnliches Instrument mit knöchernen oder elfenbeinernen Kügelchen auf Drahtsaiten angezogen, womit sie nach du Halde's Angabe so geschwind rechnen, daß wir Europäer mit der Zifferrechnung es ihnen nicht gleich thun können. Im XVI. Jahrh. bediente man sich in Deutschland der Rechenpfennige, welche auf parallele Linien und in die Zwischenräume gelegt wurden. Unter die vorzüglichsten Hülfsmittel, das Multipliciren und Dividiren zu erleichtern und abzukürzen, gehören die Nepper'schen Rechenstäbchen, welche die Vielfachen der einzelnen Ziffern bis zum Neunfachen enthalten, so daß die Einer unter der Diagonale jedes Faches zur Rechten, die Zehner aber über derselben zur Linken stehen. Nepper hat dieses Hülfsmittel in seiner „Rhabdologiae seu numerationis per virgulas libri duo. Cum appendice de expeditissimo multiplicationis promtuario. Quibus accessit et Arithmeticae localis liber unus" (Edinburgi 1617. 12 maj.) beschrieben. Zu den künstlichsten Rechenmaschinen rechnet man diejenigen, welche nur das Stellen der Ziffern in den angegebenen Zahlen und ein bloßes Drehen verlangen. Eine solche hat zuerst Pascal erfunden und in dem „Recueil des machines approuvées par l'Académie des Sciences" oberflächlich abgebildet und beschrieben. Leibnitz erfand 1673 eine andere, welche in den „Miscellaneis Berol." a. a. 1709 abgebildet und beschrieben worden ist. Polenus, Professor zu Padua, erfand ebenfalls eine und hat sie in den „Miscellaneis" (Venet. 1709) beschrieben. Im Jahre 1725 ist eine von l'Epine verfertigt worden, welche einfacher als die von Pascal erfundene ist. Hahn, Pfarrer in Würtemberg, erfand eine, mit welcher bis 100000000 in den vier Species gerechnet werden kann. Sie ist in dem „Deutschen Merkur" (Mai 1779) beschrieben. Müller, hessendarmstädtischer Ingenieurhauptmann, erfand eine der vorzüglichsten. Die Versuche zeigten, daß sie bei kleinen Exempeln etwas später, bei großen aber um Vieles eher fertig ward, als der Rechner. Die Maschine kann Resultate bis zu 14 Ziffern liefern. Ist bei dem Gebrauche derselben ein Versehen gemacht worden, so deutet dieß die Maschine vermittelst eines Glöckchens (Warnungsglöckchen) an. Eine nähere Beschreibung davon zeigt der „Göttingische gelehrte Anzeiger" (1784. St. 120). Im Jahre 1791 verfertigte Grüson eine Rechenscheibe, welche auf den Sectoren eines Kreisringes die Vielfachen von 2 bis 9 in der Richtung eines Halbmessers und darunter die Summen jedes Vielfachen und der Zahlen 1 bis zu der vervielfachten Zahl weniger 1 angab. Die berühmteste R. von Babbage berechnet nicht allein astronomische und seemännische Tabellen mit großer Genauigkeit, sondern sie verbessert auch ihre eigenen Fehler sogleich und druckt zuletzt die Tabellen vollkommen fehlerfrei ohne alle menschliche Hülfe. 40.

Rechnen, lat. ratiocinari; franz. calculer; engl. compute, heißt im Allgemeinen sich mit Zahlen und mit ihren Verhältnissen gegen einander beschäftigen; insbesondere aber versteht man unter R.: aus zwei oder auch aus mehreren gegebenen Zahlen eine verlangte Zahl, die Resultat heißt und mit jenen in einem Verhältnisse steht, auffinden. Das R. wird auch eine Kunst genannt, weil es Nachdenken und eine große Übung oder Fertigkeit erfordert. Die Grundlagen zum R. sind: die Regeln der Numeration, der vier gemeinen Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, die Lehre von den Proportionen, die einfache und zusammengesetzte Regel de tri, die Kettenregel, die Gesellschaftsrechnung, die Vermischungsrechnung, die arithmetischen und geometrischen Progressionen, und die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln. Die Anwendungen des Rechnens beziehen sich auf mancherlei Geschäfte des gemeinen Lebens. Man unterscheidet ein bürgerliches, kaufmännisches, ökonomisches, politisches, juristisches &c. R. Überhaupt ist die Geschicklichkeit, Kleinigkeiten im Kopfe zu berechnen, die man sich in der Jugend leicht erwerben kann, dabei sehr nützlich. In literarischer Hinsicht verdienen bemerkt zu werden: C. von Clausberg's „Demonstrative Rechenkunst" (Leipz. 1795. Fünfte Aufl.); Gerhard's „Vollständiges Rechenbuch" (Berlin 1792. 2 Theile); Wendt's „Anweisung im Kopf- und Tafelrechnen" (Leipz. 1834); Schellenberg's „Bürgerliches Rechenbuch" (Lpz. 1833); dessen „Kaufmännische Arithmetik" (Rudolstadt 1825); Fort's „Lehrbuch der Rechnenkunst für Schulen" (Leipz. 1833); dessen „Lehrbuch der Rechnenkunst für Kaufleute" (Ebd. 1835); Schiebe's „Kaufmännische Arithmetik" (Leipz. 1834) und Kranke's „Arithmetik" (Hanover 1836). 40.

Rechnungsprobe nennt man die vorzunehmende Operation, um die Wahrheit und die Richtigkeit der Berechnung darzuthun. Als beste R. ist anzunehmen, wenn die Berechnung von zwei Rechnern unternommen wird und ihre Resultate vollkommen übereinstimmen. Geschieht die Berechnung blos von einem Rechner, so kann er selbst nach einer Zwischenzeit die ganze Rechnung auf eine abgeänderte Art vornehmen, als: beim Addiren die Posten das eine Mal von oben herunter, das andere Mal von unten nach oben summiren, die Multiplication durch die Division und die Division durch die Multiplication prüfen. Das Resultat von einer Regel de tri betrachtet man als ein gegebenes Glied der Proportion und eines der gegebenen Glieder zum gesuchten. Auch hat man Rechnungsproben, deren Verfahren kürzer ist, als die gemachte Rechnung. Zu diesen letzteren rechnet man: 1) die Neunerprobe, welche darauf beruht, daß die Summe der Ziffern in einer Zahl durch 9 dividirt denselben Rest läßt, welchen die Zahl selbst durch 9 dividirt übrig läßt; 2) die Eilferprobe, welche darauf beruht, daß der Rest von der Division durch 11 in eine Zahl der Überschuß der Summe der Ziffern in den ungeraden Stellen von der rechten Hand her über die Summe der Ziffern in den geraden Stellen ist. In beiden Rechnungsproben wird dieser Rest die Probezahl genannt. Über die R. findet man in F. G. Busse's „Beiträgen zur Mathematik und Physik" (Dessau 1785) eine Abhandlung. 40.

Recht, lat. jus; franz. droit; engl. right, bezeichnet im objectiven Sinne den Inbegriff derjenigen Befugnisse, durch welche die Grenzen der äußern Freiheit der Menschen in ihren gegenseitigen Verhältnissen bestimmt werden; im subjectiven dagegen ist es das dem objectiven Rechte entsprechende Vermögen etwas zu thun oder von Andern eine positive oder negative Leistung zu fordern. Ersteres gründet sich entweder blos auf Schlüsse und Gebote der Vernunft, Naturrecht, oder auf Bestimmungen, welche von der gesetzgebenden Gewalt im Staate ausgehen (positives R.). Dergleichen Bestimmungen macht der Gesetzgeber entweder ausdrücklich als Vorschrift bekannt (jus scriptum) oder sie bilden sich nur

unter seiner Genehmigung und Zulassung durch Sitte und Gewohnheit (jus non scriptum). Bei jedem Volke pflegt das nicht geschriebene R. dem geschriebenen vorzugehen, doch ist auch neben dem letztern das erstere unentbehrlich, da die vollständigste Gesetzgebung nicht alle Fälle umfassen kann (s. Observanz). Außer dem positiven Rechte, das im innern Staate selbst entstanden und ausgebildet ist und welches einheimisches R. (jus domesticum) genannt wird, genießen auch in vielen Staaten, wie namentlich in Deutschland, in anderen Staaten gegebene Gesetze zum Theil Gesetzeskraft, fremdes R. (jus receptum). Solche fremde, accipirte Rechte, die indeß stets nur in soweit zur Anwendung kommen, als die einheimischen Rechte ihnen nicht entgegenstehen, sind in Deutschland das römische, kanonische R. und das longobardische Lehnrecht (s. deutsches Recht); ehedem nahm man gewöhnlich auch das mosaische R. (jus divinum positivum universale) als Rechtsquelle an, eine Ansicht, von der man jedoch später größtentheils abgegangen ist. In Rücksicht des Gegenstandes zerfällt das R. eines jeden Volkes in öffentliches oder Staatsrecht (jus publicum sensu lato), welches diejenigen Rechtswahrheiten in sich begreift, welche sich auf die Verfassung und Regierung des Staates, mithin auch auf das Verhältniß der höchsten Gewalt im Staate zu dessen Unterthanen bezieht (s. Staatsrecht) und in Privatrecht (jus privatum), welches diejenigen Rechtswahrheiten umfaßt, welche sich auf die rechtlichen Verhältnisse der Unterthanen als Privatpersonen und unter sich beziehen. Eine weitere Eintheilung des Rechts im objectiven Sinne ist die in Criminal- oder Strafrecht (s. peinlich) und in bürgerliches oder Civilrecht. Letzteres bestimmt die gegenseitigen Rechte der Staatsbürger in Beziehung auf ihre persönlichen und Vermögensverhältnisse. Als Unterabtheilungen der bürgerlichen Rechte stellt das römische R., dem man auch noch heutzutage im Wesentlichen zu folgen pflegt, das Personenrecht (jus personarum) oder die Rechtslehre von den Personen, deren Rechtsfähigkeit und der Familienverhältnisse, das Sachrecht (jus rerum) oder die Rechtslehre von den Sachen, deren Verschiedenheit und den an einer Sache möglichen Rechten, die Lehre von der Forderung und Klagen, die Jemandem gegen eine bestimmte Person zustehen können (jus obligationum et actionum) auf; Manche machen aus dem Erbrechte eine besondere Abtheilung, welches die Rechte lebender an den Nachlaß Verstorbener bezeichnet, die entweder auf letztwillige Verordnungen des Verstorbenen (successio testamentaria) (s. Testament) oder auf Vertrag (successio pactitia) oder in beider Ermangelung auf Gesetze sich gründen (successio ab intestato) (s. Erbe). Das in einem Staate geltende Recht kann ferner in ein jedes einzelne Individuum im Staate gleich bindendes Recht (jus universale) oder blos für einzelne Orte oder Classen von Einwohnern ausnahmsweise geltendes Recht (jus particulare) eingetheilt werden; zu letzterm wird man dann Statuten, Ortsgewohnheiten, Privilegien und besondere Rechte einzelner Städte oder Corporationen zählen müssen. Dem subjectiven Rechte entspricht der Begriff Pflicht; diese Pflicht nennt man, sobald deren Erfüllung durch Zwang herbeigeführt werden kann, eine vollkommene; unvollkommen dagegen, wenn dieß nicht der Fall ist; demgemäß wird auch das der Pflicht gegenüberstehende R. in ein vollkommenes (jus perfectum) und ein unvollkommenes (jus imperfectum) eingetheilt. Dieser vorerwähnte Zwang darf aber nicht von dem ausgehen, dem ein Recht zusteht, sondern von der höchsten Gewalt im Staate, deren Zweck es ist, das Recht und die Freiheit des Einen gegen Verletzungen und Eingriffe Anderer zu schützen; ein eigentlich juristisches Recht läßt sich mithin nicht außerhalb des Staates denken. Eine allgemeine Geschichte des Rechts, welche für alle Staaten paßt, läßt sich nur in so weit aufstellen, als, wie auch bereits früher bemerkt worden ist, der Aufstellung schriftlicher Gesetze überall ein Gewohnheitsrecht vorhergegangen ist, wegen der einzelnen

Rechte, wie z. B. des deutschen, kanonischen, römischen, ist unter den betreffenden Worten bereits das Erforderliche aufgestellt worden. 85.

Rechtfertigung, lat. justificatio; franz. und engl. justification, ist 1) die Darlegung der Gründe für die Rechtmäßigkeit einer Handlung; 2) die Erklärung für gerecht oder rechtmäßig. Beim ältern Titularwesen und der demselben anklebenden Unterwürfigkeit im Ausdrucke nannte man deßhalb bei Appellationen wider richterliche Aussprüche die Ausführung der Gründe dazu nicht Deduction, sondern Justification. — In kirchlich-dogmatischer Hinsicht versteht man unter R. den gnädigen Rathschluß Gottes, die Menschen unter der Bedingung des innigen Glaubens an das stellvertretende Verdienst Christi von der Strafe ihrer Sünden zu entheben und der Seligkeit theilhaftig werden zu lassen. 10. 23.

Rechtgläubigkeit, s. Orthodoxie.

Rechtläufig ist (in der Astronomie) ein Planet oder Komet, wenn er von der Erde aus gesehen sich von Abend nach Morgen, d. h. also nach der Folge der Zeichen um die Sonne bewegt. 13.

Rechtsanwalt, s. Anwalt.

Rechtschreibung, lat. orthographia; franz. orthographie; engl. orthography, enthält die Gesammtheit der Regeln, wie die einzelnen Wörter einer Sprache durch Buchstaben wiedergegeben und dem Laute gemäß dargestellt werden sollen. Eigentlich sollte die Regel gelten, welche man auch gewöhnlich als Hauptregel der R. aufstellt: „Schreibe, wie du sprichst," da die einzelnen Buchstabenzeichen den einzelnen in einer Sprache vorkommenden Lauten entsprechen sollen: aber wie schon einerseits sich selten alle Laute einer Sprache vollkommen in Schriftzeichen dargestellt finden, da diese, wenn sie der Sprache eigenthümlich sind, meist aus einer alten Zeit stammen, in welcher die Physiologie der Laute nicht streng wissenschaftlich untersucht wurde, und wenn sie einer andern Sprache entlehnt sind, selten vollständig entsprechen; so geht auch meist die Schrift, als das Todte und Starre, nicht mit der so häufigen Abänderung der lebendigen Laute fort und es entsteht nicht selten in späteren Zeiten ein völliger Contrast zwischen Schrift und Aussprache, wie z. B. im Französischen und Englischen (s. Aussprache), weßhalb hier die Schreibart der einzelnen Wörter häufig eine besondere Kenntniß voraussetzt. Anders gestaltet sich die Sache freilich bei Sprachen, welche scheinbar eine Harmonie zwischen Schrift und Aussprache behalten haben, wie wir dieß z. B. von der lateinischen und griechischen vermuthen, von der deutschen behaupten; denn hier beruht das Ganze nur darauf, daß jedes Schriftzeichen immer durch den bestimmten Laut und umgekehrt ausgedrückt wird. Aber wenn auch, um bei der deutschen Sprache stehen zu bleiben, in denjenigen Provinzen, wo z. B. die Unterschiede der sogenannten h a r t e n und w e i c h e n Buchstaben und der verschiedenen Diphthonge (es kann nämlich immer nur von der Schriftsprache die Rede sein, da die Vulgärsprache provinciell, oft sogar grammatisch sich unterscheidet) genau beobachtet werden, die R. weniger Schwierigkeiten darbietet, so hat sich doch auch nicht nur in andern Gegenden, wie z. B. in Sachsen, die Schärfe der unterscheidenden Aussprache oft sehr verloren und ursprünglich geschiedene Laute sind rein identisch geworden, sondern es hat selbst in erstern oft die ursprüngliche Härte einer Lautverbindung einer weichern Aussprache Platz gemacht, während die Schrift doch noch die härtere andeutet. Bedenken wir hierbei noch, daß die Schriftsteller der früheren Jahrhunderte in vieler Hinsicht sehr willkührlich mit der Schreibart verfahren, daß unsere Muttersprache eine innere Umgestaltung im Laufe der Zeit erfahren hat, wie selten eine andere, und daß die beiden Hauptdialekte des Niederdeutschen und Hochdeutschen nicht allein verschiedene Lautsysteme, sondern selbst häufig verschiedene Schreibweisen befolgen, welche man oft mit einander verwechselt hat; so wird uns deutlich, woher es kommt, daß die Schriftsteller über R. sich oft selbst so wenig klar sind und nicht selten die

wunderlichsten Grundsätze aufgestellt haben, zumal da die meisten derselben aus dem am wenigsten richtig aussprechenden mittlern Deutschland stammten und die Sprachgeschichte zum großen Theile von ihnen vernachlässigt wurde. Erst seit dem Aufblühen des Studium der älteren deutschen Sprache und der gewonnenen Einsicht, daß die Dialekte große Bedeutung hierbei haben, hat man die R. auf festere Grundsätze zu bauen angefangen; es wird aber noch lange dauern, ehe man darüber aufs Reine kommen wird, da allerdings manche Inconsequenzen in der deutschen Schreibart vorhanden sind und manche Schreibweisen vorkommen, welche in anderen Sprachen keine Analogien finden. Ohne nun hier Regeln der deutschen R. aufstellen zu wollen, bewerken wir nur im Allgemeinen Folgendes: 1) In rein deutschen Wörten gilt, wenn zwischen mehreren ähnlich lautenden Buchstaben die Wahl bleibt, entweder die Auctorität der alten Schriften oder die Etymologie oder die Analogie der Lautumwandlung (letztere sowohl in Bezug auf den Wechsel der verwandten Consonanten, als auch auf den Umlaut der Vocale); 2) in ursprünglich ausländischen Wörtern bleibt die ungeänderte Schreibart der Grundsprache, wenn die Wörter ungeändert aufgenommen worden sind, im Gegentheile wird die der Abstammung und deutschen Aussprache gleich entsprechende Schreibweise gewählt; 3) in Bildungssylben muß stets eine völlige Gleichförmigkeit stattfinden. Eigenthümlichkeiten der deutschen Schrift sind die Dehnungsbezeichnungen durch Buchstaben und die großen Anfangsbuchstaben bei Substantiven; über beide herrscht aber auch der größte Zwiespalt der Meinungen. In ersterem Falle hat bis jetzt freilich keine Regelmäßigkeit oder Analogie aufgefunden werden können und es scheint eine Frucht des reinen Zufalls zu sein, ob die Dehnung eines Vocals durch Verdoppelung (aa, ee, oo) oder durch nachgesetztes h (ah, äh, eh, ih, oh, öh, uh, üh) oder durch ein beigefügtes e (ie) oder e und h (ieh) oder endlich gar nicht bezeichnet wird; doch muß man in der Verwerfung dieser Schreibart, welche nur in dem dem Deutschen so verwandten Holländischen (aa, ee, oo, ij, uu oder ae, oe) ein Seitenstück findet, eben so vorsichtig sein, als in der Beibehaltung derselben, da sie zwar häufig als völlig nutzlos sich darthut, nicht selten aber auch einen Fingerzeig der Abstammung und der Unterscheidung des Worts von andern gibt. Die großen Anfangsbuchstaben, welche man in allen übrigen Sprachen entweder gar nicht kennt oder nur zu Anfange der einzelnen Perioden und in Eigennamen anwendet, haben vielfache Streitigkeiten für und wider erregt. Die deutschen Sprachforscher der neusten Zeit erklären sich gegen dieselben, da sie erst seit dem XV. Jahrh. im Gebrauche sind, und allerdings würde durch Abschaffung derselben sich manche Bedenklichkeit erledigen, während ihr Gebrauch nicht viel nützt; doch da dieser einmal so tief eingewurzelt ist, so dürfte es an der Zeit sein, endlich einmal feste Bestimmungen darüber festzusetzen, als deren Grundlage das Gesetz gelten dürfte, daß sie überall und nur bei Substantiven und den Wörtern, welche substantivische Geltung erhalten, vorzüglich aber nach allen Präpositionen zu setzen wären, selbst wenn dadurch nur ein Adverbialbegriff umschrieben wird. In Briefen werden alle Pronomina, welche sich auf die angeredete Person beziehen, mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben. 9.

Rechtsfall wird das zwischen mehreren Personen bestehende streitige Verhältniß in rechtlicher Hinsicht (s. d. Art. Recht) genannt. Hat derselbe eigentlich nur für die dabei betheiligten Personen einigen Werth, so kann doch dessen Veröffentlichung und die Beurtheilung der bei dessen Verhandlung und Entscheidung befolgten Maximen dann wichtig werden, wenn er zusammengehalten mit ähnlichen Fällen eine Norm der Entscheidung abgibt und dadurch Grund der Observanz wird. Je wichtiger diese Quelle des Rechtzustandes ist, desto eifriger ist man früher, noch mehr aber dermalen bemüht gewesen, die einzelnen Rechtsfälle von allgemeinem Interesse bekannter zu machen. 64.

Rechtsfeilschaft, s. Bestechung.

Rechtsgelehrsamkeit, s. Rechtswissenschaft.

Rechtsgelehrte, im gewöhnlichen Leben oft auch mit dem Ausdrucke Juristen bezeichnet, nennt man diejenigen, deren Streben dahin gerichtet ist, die Rechtswissenschaft aus ihren Quellen kennen zu lernen, oder welche sich damit beschäftigen, die erlangte Wissenschaft auf das Leben überzutragen. Diejenigen, welche vorzugsweise sich dem Quellenstudium widmen, ohne die erlangte Kenntniß durch Vertretung der Parteien vor Gericht und sonst auszuüben, nennt man oft theoretische Juristen im Gegensatze der praktischen Juristen oder Praktiker. 85.

Rechtsgeschichte ist die Geschichte der Quellen des Rechts und der wissenschaftlichen Bearbeitung desselben. Der Natur der Sache nach hat jedes Volk seine eigene R.; von einer allgemeinen läßt sich nur so viel sagen, daß jedem geschriebenem Rechte ein aus Gewohnheit hervorgegangenes vorausging. Über die Grundlage einzelner Rechte, wie z. B. des deutschen, kanonischen, römischen Rechts, wird unter den genannten Worten selbst das Erforderliche abgehandelt werden (s. d. Art. Recht). 85.

Rechtsgrund bezeichnet das Fundament, auf welches gestützt Einer eine Forderung oder ein Recht gegen den Andern auf gesetzlichem Wege geltend machen will. 85.

Rechtshülfe, s. Execution.

Rechtskraft ist die Unabänderlichkeit einer gerichtlichen Entscheidung, wodurch ein festbestimmtes, unumstößliches Recht begründet wird. In der juristischen Sprache heißt es: res judicata. Diese R. kann nur dann eintreten, wenn der competente Richter den Proceß geleitet, die Untersuchung geführt hat, die vorgeschriebenen Formen und Verfahren beobachtet worden sind und kein Rechtsmittel (s. d. Art.) die Entscheidung in ihren Folgen gehindert hat. Tritt R. im Processe ein, so kann der obsiegende Theil das Weitere im Verfolge der Entscheidung und durch die actio rei judicatae Vollziehung des Urtheils suchen. In den meisten deutschen Staaten gewähren die Gesetze zehn Tage, um gegen die Entscheidung mit Erfolg einzukommen; doch kann auch später mit Erfolg dagegen remedirt werden, was in den Artikel Rechtsmittel gehört. Dagegen versteht es sich von selbst, daß, wenn der Proceß, die Untersuchung, als Grundlagen der Entscheidung, an einer Nullität leiden (s. d. Art.), von einer R. keine Rede sein kann. Daß der actio rei judicatae, wodurch der Berechtigte sein entschiedenes Recht verfolgt, die exceptio r. j. entgegensteht, die Abweisung des Klägers hinsichtlich seines prätendirten Rechts, versteht sich von selbst. 65.

Rechtslehrer ist derjenige, welcher die Wissenschaft des Rechts, sei es zur Kenntniß der Quellen desselben, sei es zur Anwendung des Rechts auf das Leben, vorträgt. 85.

Rechtslos, vogelfrei, gesetzlos (exlex), nennt man denjenigen, welcher von der Staatsregierung aller Rechte verlustig erklärt worden ist, um ihn auf diese Weise für des Schutzes des Staats ledig darzustellen und, weil er so keinen Anspruch zu machen hat an Staat und Staatsbürger, leichter in ihre Gewalt zu bekommen. Nur bei groben Staatsverbrechen kann von einer Rechtslosigkeit die Rede sein, weil eben im Verbrechen eine Verletzung des ganzen Staatsverbandes zu finden ist. In civilrechtlicher Beziehung kann von einer Rechtslosigkeit, von einer Erklärung für vogelfrei, nicht die Rede sein. 65.

Rechtsmittel (remedium juris) ist im weitesten Sinne jedes Mittel, welches Jemandem zur Wahrnehmung seiner Rechte zusteht; in diesem Sinne ist die Klage oder die Einrede gegen dieselbe ein R. Im engern Sinne dagegen bezeichnet es diejenigen Mittel, welche gegen die Erkenntnisse oder Beschlüsse des Richters eingewendet werden können. Diese letztere Classe der R. theilt man wiederum ein

in ordentliche (remedia ordinaria), welche gegen ein Erkenntniß oder einen Beschluß des Richters eingelegt werden, welche in Rechtskraft übergehen können, und in außerordentliche (remedia extraordinaria), welche gegen Erkenntnisse oder Decrete, welche nicht in Rechtskraft übergehen können, ergriffen werden. In einem andern Sinne nennt man ordentliche R. diejenigen, die zur Abhaltung der Rechtskraft binnen der dazu bestimmten zehntägigen Frist eingelegt werden müssen; außerordentliche dagegen, die, ohne an diese Frist gebunden zu sein, aus besonderen speciellen Gründen stattfinden. In diesem letztern Sinne rechnet man zu den ordentlichen Rechtsmitteln die Appellation, Leuterung, den Recurs; zu den außerordentlichen dagegen die querela nullitatis (Nullitäts-, Nichtigkeitsklage), die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum), die rescissiones ex instrumentis noviter repertis (Rescission wegen neuaufgefundener Urkunden). Die ordentlichen R. hemmen theils die Vollstreckung des frühern Erkenntnisses oder richterlichen Ausspruches bis zur Erlangung eines neuen (suspensive) oder sie haben diese Kraft nicht (nicht suspensive). Über die einzelnen R., wie Appellation, Leuterung, Nullitätsklage, Recurs, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, findet sich das Erforderliche unter den betreffenden Artikeln. 85.

Rechtspflege ist die Handhabung der Gesetze oder des Rechtes. 85.

Rechtssache ist eine vor Gericht zu verhandelnde Sache, welche nach den Gesetzen entschieden werden muß; eine solche Sache theilt man in Bezug auf das Object, welches sie betrifft, ein in geringfügige R. (causa minuta), welcher man die nicht geringfügige (causa major) gegenüberstellt. — Bei den sogenannten geringfügigen Rechtssachen ist in vielen Staaten zur Beschleunigung und Verminderung der Kosten, welche den Parteien sowohl von Seiten des Gerichts als auch durch ihre Rechtsbeistände nothwendig entstehen müssen, sowohl das Verfahren im Processe selbst abgekürzt, wie z. B. die Fristen, als auch für die Gerichte und die Sachwalter eine einzige Taxe für Gebühren festgesetzt worden, damit nicht bei den geringem Objecte die Kosten des Einklagens so leicht die Summe des Eingeklagten erreichen können. 85.

Rechtsspruch (sententia) ist die nach Anhörung der Parteien von dem competenten Richter gefällte Entscheidung einer streitigen Sache. Der R. unterscheidet sich von den Decreten und der Resolution dadurch, daß diese die von dem Richter während des Processes getroffenen Verfügungen bezeichnen, welche auf Entscheidung des Streitpunktes selbst keinen unmittelbaren Einfluß ausüben, und daß sie sich auf eine von einer Partei erst vorzunehmende Handlung beziehen, während der R. oder das Erkenntniß sich auf Beurtheilung des bereits Geschehenen bezieht; im Übrigen kann auch letzterer von demselben Richter nie ohne ein dagegen eingewandtes Rechtsmittel geändert werden, was beim Decrete nicht der Fall ist. Die Erkenntnisse werden, je nachdem sie ein Endresultat der streitigen Rechtssache enthalten oder nicht, eingetheilt in Haupterkenntniß (Enderkenntniß, Haupturtheil, Endurtheil, sententia definitiva) und Nebenerkenntniß (Beiurtheil, Zwischenurtheil, sententia interlocutoria). Das Haupterkenntniß kann nun wiederum ein verurtheilendes sein, durch welches dem, gegen welchen ein Anspruch erhoben ist, die Erfüllung seiner Verbindlichkeit auferlegt wird (sententia condemnatoria), oder ein absolvirendes (sententia absolutoria), wodurch Beklagter von der erhobenen Klage entbunden und losgezählt wird, oder ein gemischtes (sententia mixta), in welchem der in Anspruch Genommene theils verurtheilt, theils losgesprochen wird. Auch die Zwischenurtheile zerfallen in solche, welche den Parteien anbefehlen, was noch von ihrer Seite vor Beendigung des Rechtsstreits in der Hauptsache zu thun sei (interlocutoria mere talis), und in solche, welche blos die Entscheidung eines Nebenpunktes im Processe betreffen (interlocutoria mixta). 85.

Rechtsstreit ist eine vor Gericht anhängig gemachte streitige Sache oder ein Streit über eine die Gesetze und deren Verhältniß zu denselben betreffende Rechtssache. 85.

Rechtsvermuthung, s. Präsumtion.

Rechtswissenschaft, Jurisprudenz, ist im objectiven Sinne die wissenschaftliche Darstellung der Rechtswahrheiten und wird Rechtslehre (doctrina juris) genannt, im subjectiven Sinne dagegen die wissenschaftliche Kenntniß der Rechtswahrheiten, Rechtsgelehrsamkeit (scientia juris). 85.

Rechtswohlthaten (beneficia juris s. legis) sind Ausnahmen vom strengen Rechte, welche entweder für ein gewisses Alter, Geschlecht, Stand oder Classe von Personen oder für eine gewisse Gattung von Sachen oder für alle und jede Unterthanen, in sofern sie sich in einem gewissen Falle befinden, vom Gesetzgeber zugestanden worden sind. Sie unterscheiden sich von den Privilegien, um deren Erlangung erst besonders gebeten werden muß und welche dann einzelnen Personen oder Sachen ertheilt werden können. Solche R. sind das beneficium abstinendi oder das Recht der Lossagung von einer angefallenen Erbschaft; das beneficium excussionis s. ordinis, kraft welchem der Bürge verlangen kann, daß der Gläubiger zuvor den Hauptschuldner anklage; das beneficium divisionis, nach welchem der wegen der ganzen Forderung in Anspruch genommene Mitbürge verlangen kann, daß er nur auf seinen Antheil belangt werde; das beneficium cedendarum actionum, nach welchem der Bürge, bevor er die Schuld bezahlt, von dem Gläubiger die Abtretung seiner Rechte gegen den Hauptschuldner und seinen Mitbürgen verlangen kann; das beneficium dationis in solutum, das Recht der Hingabe anderer werthvoller Sachen an Zahlungsstatt; das beneficium competentiae, vermöge deren einem Schuldner, um seinen Gläubiger zu befriedigen, nicht Alles, was er hat, genommen werden darf, sondern ihm wenigstens so viel, als zu seinem standesmäßigen Unterhalte nöthig ist, gelassen werden muß; das beneficium inventarii, wonach der Erbe, welcher ein gehöriges Verzeichniß über die Erbschaft anfertigt, niemals weiter haftet, als die Masse zureicht. — Über das vorzugweise wichtige beneficium restitutionis in integrum (Rechtswohlthat der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand), s. den betreffenden Artikel. 85.

Recidiv, s. Rückfall.

Recipient ist bei chemischen Arbeiten ein Gefäß, in welchem man die durch Destillation dargestellten Producte auffängt. Man bedient sich am Liebsten der Durchsichtigkeit wegen gläserner Gefäße. 5.

Reciprok (wechselseitig, gegenseitig) sind diejenigen Gegenstände, welche in Bezug auf irgend einen Zustand gleiche Geltung haben; daher in der Logik Begriffe und Urtheile, wenn sie mit einander verwechselt werden können, Schlüsse und Beweise, die man zum Gegentheile umdrehen kann; in der Mathematik die Zahlen, welche mit einander multiplicirt die Einheit geben, wie $5 \times \frac{1}{5} = 1$; $\frac{3}{4} \times 1\frac{1}{3} = 1$; in der Grammatik endlich das pronomen reciprocum, einander. Doch verwechselt man den Begriff sehr häufig mit dem des Reflexiven (s. d. Art.) 9.

Recitativ, franz. récitatif; engl. recitative; ital. recitativo, heißt diejenige besondere Art des Gesanges, welche zwischen dem eigentlichen Gesange und der Declamation mitten inne steht. Von der Declamation unterscheidet sich das R. dadurch, daß es wirklich in Tönen von bestimmter Höhe und Tiefe und zwar in irgend einer zu Grunde gelegten Tonart vorgetragen wird, demnach harmonischer Unterstützung fähig ist; von dem Gesange dadurch, daß die Worte wie in der Sprache nur syllabisch ohne alle melismatischen Verzierungen gesprochen werden, daß kein bestimmter melodischer Rhythmus bei dem Vortrage zu beobachten ist, daß endlich die einzelnen Modulationen sich nie auf eine in Anfang und Schluß wieder-

kehrende Haupttonart beziehen. Aus dem Angeführten geht hervor, wie zweckdienlich, ja nöthig sogar dem R. ein freier nicht nach den Regeln der Verskunst sorgsam gearbeiteter Text sei, der sich der Prosa der Sprache nähere und den Charakter des Dialogischen festhalte; nur muß des erforderlichen Ausdrucks wegen auf Einschnitt und Wohllaut die nöthige Sorgfalt verwendet werden. Man unterscheidet nun hinsichtlich der äußern Form des Recitativs zweierlei Arten, das einfache und das obligate. Jenes entbehrt des Accompagnements der Instrumente, die nur an bestimmten Stellen (Wechsel der Tonart) einen Accord anschlagen und bisweilen tremulando aushalten, dieses aber ist förmlich accompagnirt und zwar so, daß die Instrumentation wesentlich mit in die Handlung eingreift und ganz dem Inhalte des Recitativs gemäß gehalten ist. Der Ursprung des Recitativs ist in Italien zu suchen und zwar wird Emilio del Cavaliero im XVI. Jahrh. als Erfinder und Carissimi als Verbesserer desselben bezeichnet. Später erwarben sich um die Ausbildung, besonders des obligaten Recitativs Scarlatti, Porpora, dann Gluck, Händel, Graun und Mozart wesentliche Verdienste. — Kleinere Stellen in Musikstücken, welche recitativisch vorgetragen werden sollen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke recitando. 29.

Recitīren ist (etwas von einem Andern Verfaßtes) hersagen, sei es aus dem Gedächtnisse oder durch Vorlesen. In beiden Fällen verlangt man aber nicht allein Deutlichkeit der Aussprache, sondern auch eine solche Darstellungsart, daß der Gedanke des Verfassers und das Verhältniß der ausgesprochenen Begriffe und Ideen zu einander deutlich erkannt werden. Das R. bildet daher neben der Gesticulation (s. d. Art.) den Haupttheil der Declamation (s. d. Art.). — Die musikalische Bedeutung von R. s. unter Recitativ. 9.

Recke, ein altdeutsches Wort (unstreitig verwandt mit dem lateinischen rex), bezeichnet ursprünglich einen Mann von edler Geburt, Fürsten, dann auch einen Helden, tapfern Ritter und wurde später überhaupt von ungewöhnlichen Menschen, vorzüglich solchen, die sich im Kampfe auszeichneten, gebraucht. 9.

Recke (Elisabeth Charlotte Constantie, Freiin von der), geborene Reichsgräfin zu Medem, eine nicht unbedeutende deutsche Dichterin, am 20. Mai 1756 auf ihrem Familiengute Schönburg in Kurland geboren, erhielt in ihrer frühesten Jugend eine sehr verkehrte und strenge Erziehung, wodurch ihre Neigung zu ascetischer Ueberspannung ungebührlich genährt und ihre wissenschaftliche Ausbildung gestört werden mußte. Erst durch ihre treffliche Stiefmutter wurden die in ihr schlummernden Fähigkeiten geweckt und entwickelten sich eben so rasch, als ihre körperlichen Reize, welche viele Freier zu ihr hinzogen, unter welchen der für ein feineres Leben völlig unempfängliche Landbaron von der Recke auf Anrathen der Mutter 1771 ihre Hand erhielt. Die Ehe war, wie man leicht vermuthen konnte, unglücklich und die Trennung erfolgte schon 1776; ihre einzige Tochter verlor sie 1777. Zu Mietau, wo sie sich niedergelassen hatte, überließ sie sich immer mehr der religiösen Schwärmerei, welche durch Cagliostro und Stark, die einige Zeit in Mietau durch ihre Betrügereien Aufsehen erregten, zu so hoher Überspannung gesteigert wurde, daß sie auch dann, als sie sich von den unlauteren Absichten dieser Männer überzeugt hatte, den Glauben an Magie nicht aufgab, sondern ihn durch einen fortgesetzten Briefwechsel mit Lavater und Stilling zu festigen sich bemühte. Später gab sie jedoch, durch die Gründe einsichtsvoller Männer bewogen, vernünftigeren Gedanken Raum; ihre Besonnenheit wurde durch eine Reise, welche sie 1784 nach Karlsbad machte und auf welcher sie, besonders durch Bode in Weimar, über die Umtriebe der sogenannten Mystiker hinlängliche Aufklärung erhielt, völlig wieder hergestellt und sie trat nun in ihren vielbesprochenen Schriften: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mietau 1779 und von dessen dortigen Operationen" (Berl. 1787. 8.) und „Etwas über des Herrn Oberhofprediger J. A. Stark Vertheidigungs-

schrift, nebst einigen anderen Erläuterungen" (Berl. 1788. 8.) offen gegen den von ihr lange für Wahrheit gehaltenen Unfug auf. Sie gewann dadurch die Aufmerksamkeit der Kaiserin von Rußland in so hohem Grade, daß diese sie nach Petersburg einlud und ihr das Domainengut Pfalzgrafen zum lebenslänglichen Genusse anwies. Stete Kränklichkeit, die durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen sich bedeutend verschlimmerte, zwang sie jedoch zu einem längern Aufenthalte in den Bädern Deutschlands, Böhmens und Italiens. Ihre in den verschiedenen Aufenthaltsorten gemachten Bemerkungen und Erfahrungen legte sie in dem „Tagebuche einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804—1806", welches K. A. Böttiger herausgab (Berl. 1815—1817. 4 Bde. 8.), nieder. Später hielt sie sich fast ausschließend in Dresden auf, wo sie am 13. April 1833 starb. Ihre Gedichte (herausgegeb. von J. A. Hiller, Leipz. 1783. 8.; von C. A. Tiedge, Berl. 1804. 8., Halle 1806. 8., 1816. 8. N. A. Leipz. 1833. 8.), größtentheils religiösen Inhalts, zeichnen sich durch Tiefe und Wärme des Gefühls, so wie durch eine reine harmonische Sprache aus. Ihre biographischen Versuche: „Bruchstücke aus dem Leben Ch. F. Neander's" (Berl. 1804. 8.) und „Stender's Leben" (Mietau 1805. 8.) sind unbedeutend. 66.

Reclamation heißt die Handlung, wenn Jemand das ihm streitig gemachte Recht laut und bestimmt zurückfordert, die ihm gehörige Sache dem, welcher sie vorenthält, abfordert oder endlich eine in der Übereilung gethane Erklärung widerruft. Bisweilen enthält solches die Beschwerde wegen Beeinträchtigung unserer Rechte. So reclamirt der zu irgend einer Mitleidenheit Gezogene seine Freiheit, indem er das Unhaltbare des gegentheiligen Verfahrens darthut. Für Reclamationen von Privatpersonen gegen Bundesglieder ist bei der Bundesversammlung eine beständige Prüfungscommission niedergesetzt, welche zuvörderst die Competenzverhältnisse zu untersuchen hat. Findet man Gesuche oder Beschwerden für die Bundesversammlung nicht geeignet, so werden solche dem Bittsteller, wenn er keinen Agenten hat, durch den Gesandten seines Hofes unter Angabe des Grundes zurückgegeben. 10.

Recognition ist die Wiedererkennung eines aufs Neue zu Gesichte bekommenen Gegenstandes; bei Urkunden das Anerkenntniß derselben für nicht untergeschoben, sondern für ächt. Recognitionsschein ist daher die schriftlich von sich gegebene Erklärung, daß man sich zu Etwas bekenne, es anerkenne, wider sich wolle gelten lassen; bei Gerichten die dem Anbringer eines Gesuches mitgetheilte Erklärung, daß man dasselbe zwar empfangen habe, aber aus Gründen (z. B. weil man nicht dazu ermächtigt war) darauf nicht verfügen könne.— Recognitionsregistratur heißt das über ein erfolgtes Anerkenntniß aufgenommene Protokoll. 3.

Recognosciren bedeutet in militairischer Hinsicht das todte Element der Kriegsführung, als: Beschaffenheit des Terrains, auf dem ein Heer agiren soll, die Lage und Stärke einer Festung oder irgend eines wichtigen Platzes rc. zu untersuchen und die activen Maßregeln des Feindes zu erkennen. Richtig zu recognosciren ist für den Anführer eines Heeres von großer Wichtigkeit. Es werden daher von dem Recognoscirenden ausgedehnte militairische Kenntnisse, Muth, Gewandtheit und große Beurtheilungskraft gefordert. Die Recognoscirungen können nun entweder ganz in der Stille geschehen, sofern sie nur einzelne Theile des feindlichen Heeres oder die Stellung desselben zum Gegenstande haben, und man nennt sie alsdann heimliche oder kleine Recognoscirungen, oder sie werden mit größeren Truppenmassen unternommen, wenn sie das feindliche Heer oder dessen Stellung als ein Ganzes zum Gegenstande haben, und dann nennt man dieselben öffentliche, gewaltsame oder große Recognoscirungen. Die heimlichen oder kleinen Recognoscirungen werden in der Regel von Cavallerieabtheilungen in der Stärke von

30—100 Pferden ausgeführt und ein intelligenter Officier damit beauftragt. Hat diese Recognoscirung zum Zwecke, eine Gegend militairisch aufzunehmen, Colonnenwege zu bezeichnen u. dergl., so werden Officiere vom Generalstabe dazu bestimmt und der Officier der Bedeckung führt blos den Befehl über die Truppen. Zu den großen, gewaltsamen oder öffentlichen Recognoscirungen wird eine so starke Truppenmasse verwendet, daß der Feind es nicht hindern kann, die vorhabende Absicht zu erreichen. Sie wird meistens aus allen Waffen zusammengesetzt, wobei die Infanterie dann mit der Fußartillerie gewisse Terrainpunkte besetzt, während die Cavallerie mit der reitenden Artillerie weiter vorgeht, die feindlichen Posten zu werfen sucht, bis ein oder der andere Umsichtspunkt gewonnen ist, von dem der Recognoscirende beobachten kann, was er sehen wollte. Solche Recognoscirungen werden gewöhnlich vor einer Schlacht unternommen, um die Stellung des Feindes zu besichtigen und zwar in beiden Fällen: ob man den Angriff des Feindes erwarten oder selbst angreifen will; oder auch, wenn der Feind sich ohne Schlacht zurückzieht, um die Richtung seines Marsches zu beobachten; ferner noch dann, wenn die eigene Armee zurückgeht und man dem Feinde diese rückgängige Bewegung so lange als möglich verbergen will. In früheren Zeiten waren die großen Recognoscirungen mehr gebräuchlich als jetzt und namentlich während des 7jährigen Krieges, wo sie Friedrich der Große oft in Person unternahm, sich meistens der Cavallerie dabei bediente und sich hierzu die reitende Artillerie schuf. Bei der neueren Art der Kriegführung ersetzen meistens die Avantgarden die ehemaligen großen Recognoscirungen. 61.

Recollecten (d. h. Eingezogene, so genannt, weil sie blos dem stillen Nachdenken sich widmeten und durch ihre dienenden Brüder Almosen einsammeln ließen) sind ein Zweig des Franciskanerordens und zwar zu den strengeren Observanten (s. d. Art.) gehörig. Sie entstanden im Jahre 1588 durch Einrichtung des Observantenklosters Talavera in Castilien zur Pflanzschule der Wiederherstellung des alten Eremitenlebens nach Regeln, welche die portugiesischen Augustiner, Luis von Montoya und Thomas von Jesus, entworfen hatten. In jeder Provinz hatten sie eine einsame Gegend, wo nahe bei einem ihrer Klöster eine Anzahl beisammenstehender Einsiedeleien (eigentliche Recollectenhäuser) von einzelnen Gliedern der Congregation zu freiwilliger Übung in der Vollkommenheit auf gewisse Zeit bewohnt wurden. Sie enthielten sich gänzlich des Fleisches und der gekochten Speisen, schwiegen stets, erschienen an Sonn- und Festtagen in der Klosterkirche und wurden wöchentlich zweimal vom Prior visitirt. Sie trugen eine schwarze Kutte mit runder Capuze, einen ledernen Gürtel und Sandalen von Stricken. — Recollectinnen waren ein Verein von Nonnen in Spanien, welche sich hinsichtlich der Regel den Cisterciensern anschlossen. 63.

Reconvention, s. Wiederklage.

Record (engl.) ist aufschreiben, aufzeichnen. — Recorder ist in England 1) ein Gerichtsbeisitzer; 2) Staatsrecorder, der beim Staatsrathe angestellte Secretair. 17.

Recruten, franz. hommes de recrue; engl. recruits, nennt man diejenigen zum stehenden Heere ausgehobenen Mannschaften, welche noch in der Ausbildung für den Militairdienst begriffen sind. Gewöhnlich wird denselben diese Bezeichnung so lange beigelegt, bis der neue jährliche Ersatz des stehenden Heeres eintrifft, also während des ersten Dienstjahres. Seit in den meisten europäischen Staaten das früher bestandene Werbesystem aufgehoben ist, die Armeen fast gänzlich aus Inländern bestehen und jeder Unterthan ohne Unterschied zum Militairdienste verpflichtet ist, geschieht der Ersatz oder die Einstellung der R. entweder durch freiwilligen Eintritt oder durch die Aushebung. Sämmtliche junge Männer, welche das zur Einstellung ins stehende Heer vorgeschriebene Alter erreicht

haben, werden hierzu bezirksweise vor eine besonders dazu ernannte Ersatzcommission gestellt, hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit zum Dienste untersucht und mit Rücksicht auf ihren Körperbau den verschiedenen Waffen zugetheilt. 61.

Rectascension, s. Aufsteigung.

Rectificiren, lat. rectificare; fr. rectifier; engl. rectify, heißt in der Chemie flüchtige Körper durch wiederholte Destillationen von fremden Körpern befreien. 5.

Rectification nennt man in der höhern Geometrie die Verwandlung einer krummen Linie in eine eben so lange gerade Linie. 40.

Rector (Lenker, Regierer) hieß ursprünglich unter den späteren römischen Kaisern der Verwalter einer Unterabtheilung irgend einer Provinz; später ward der Name im kirchlichen Sinne für den Verwalter der Angelegenheiten einer Kirche gebräuchlich und der Papst setzte rectores patrimonii apostolici in verschiedene Länder, um die weltlichen Besitzungen der Kirchen und Klöster zu beaufsichtigen. In den Klöstern hieß R. der Vorsteher eines Convents, vorzüglich bei den Jesuiten, und noch jetzt heißt in England der eigentliche Pfründner einer Pfarrerstelle rector im Gegensatze zum vicar oder Verwalter derselben. R. hieß auch der monatliche Regent der Republik Ragusa (s. d. Art.). Vorzüglich aber wurden schon im Mittelalter die Lenker der Angelegenheiten der Universitäten und Schulen Rectoren genannt, wozu jeder Zeit ein Lehrer an denselben ernannt wurde. Die großen Vorrechte, welche die Universitäten bei ihrer Gründung überhaupt erhielten, übte vorzüglich der R. aus; er erhielt meist den Rang vor den Grafen und fürstliche Embleme, wie den mit Hermelin verbrämten Purpurmantel und die ihm vorgetragenen Scepter, und den Titel Magnificus oder, wenn der Landesherr selbst das Rectorat führt, Magnificentissimus und der stellvertretende Prorector Magnificus. Die Embleme und der Titel sind auch in den neuesten Zeiten noch geblieben, doch sind die Vorrechte der Rectoren meist stillschweigend zurückgenommen oder durch die an die Universitäten beorderter Regierungsbevollmächtigten bedeutend beschränkt worden. Übrigens pflegt die Würde meist jährlich oder halbjährig zu wechseln und der R. jederzeit aus der Gesammtheit der ordentlichen Professoren gewählt zu werden, und zwar so, daß die einzelnen Facultäten einander ablösen; doch bedarf die Wahl an mehreren Universitäten jetzt der Bestätigung des Landesherrn. Die Rectoren der Gymnasien, Lyceen und Schulen überhaupt sind zugleich die ersten Lehrer an denselben und haben mit Zuziehung des Lehrercollegium die inneren Angelegenheiten derselben zu verwalten; an vielen Orten hat man dafür jetzt den Namen Director eingeführt. Die Conrectoren, Prorectoren und Subrectoren haben im Behinderungsfalle des Rectors die Stellvertretung. 30.

Recurs ist juridisch die Zuflucht, die Jemand gegen das benachtheiligende Verfahren des Unterrichters zu dem höhern nimmt, ein feinerer Ausdruck für Beschwerde. In der preußischen Gesetzgebung längst bekannt nimmt man den R. in besonderen Fällen für ein ordnungsmäßiges Rechtsmittel im Zuge der Instanzen: 1) in Justizsachen, da, wo eine förmliche Appellation (z. B. in Bagatellsachen) nicht weiter zulässig sein würde; 2) in Administrationssachen anstatt der eigentlichen Appellationen. Der R. ist hier wie ein jedes andere Rechtsmittel gegen Entscheidungen binnen 10 Tagen bei der Behörde, von welcher ab man ihn nimmt (um vom weitern Verfahren einstweilen abzuhalten), anzumelden und darauf bei der Behörde, wohin die Zuflucht genommen worden ist, auszuführen. Dieses Rechtsmittel hilft einem wesentlichen Mangel in der Rechtspflege, welcher in manchen Ländern bisher bestanden hat, darin ab, daß man dadurch in den Stand gesetzt wird, anstatt, wie früher, blos wider den Gegner, nunmehr auch gegen das benachtheiligende Verfahren der Unterinstanz (ohne extraordinaire Beschwerde) im gewöhnlichen Rechtsgange unmittelbar Abhülfe zu suchen, welches

früher nicht möglich war, da man dem Veranlasser der Beschwerde würde haben zumuthen müssen, das, was er sich zu Schulden gebracht hat, der höhern Behörde im eigenen Berichte selbst vorzutragen. In Handelssachen besteht der R. in der Bürgschaft oder der Gewährleistung eines Dritten, an den man sich hält, wenn der eigentliche Schuldner seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen kann. 10.

Rede, lat. oratio, sermo, ist eigentlich im weitern Sinne und im Unterschiede von der Sprache, dem Ausdrucke des Gedachten durch Laute überhaupt, die sprachliche Darstellung irgend eines Gegenstandes in der Absicht der Mittheilung (franz. discours; engl. discourse), im engern Sinne dagegen ein geordneter und geregelter Vortrag über irgend eine Materie (franz. oraison, harangue; engl. harangue), mag sie nun wirklich gesprochen oder nur niedergeschrieben werden. Eine R. in diesem Sinne ist demnach eine Abhandlung oder Dissertation, unterscheidet sich aber von derselben im engern Sinne dadurch, daß es ihr nicht allein wie dieser um Überzeugung des Zuhörers (oder Lesers), sondern mehr um Erregung und Bestimmung des Willens zu thun ist. Während daher die einfache Abhandlung ihren Gegenstand blos allseitig mit Gründlichkeit, Schärfe und Genauigkeit zu erörtern hat und, weil sie nur auf den Verstand wirken will, die Sprache des Verstandes redet, nimmt die R. diese Überzeugung nur zur Grundlage und kann sogar, wenn diese nicht erst erregt zu werden braucht, sondern vorausgesetzt werden kann, sich einer Erörterung deßhalb gänzlich enthalten oder diese in ihren Hauptpunkten nur kurz zusammenfassen; dagegen wendet sie sich mehr an das Gemüth, sucht die Überzeugung zur That zu kräftigen und bedarf daher einer mehr begeisterten, gewählten, bilderreichen und wohlklingenden Sprache, welche das Gefühl ergreift und durch Rührung oder Erschütterung, Erhebung oder Niederbeugung, Begeisterung oder Erregung des Abscheus die Hörer mit sich fortzieht und der Erfüllung der Absicht des Redners geneigt macht. Die eigentliche Wirksamkeit der R. liegt daher in der eigenen Begeisterung des Redners für die Sache und in seiner Gewandtheit in der Sprache; doch gehört auch eine künstlerische Ausbildung der Form dazu, welche in der gehörigen Vertheilung des Stoffs besteht. Man unterscheidet bei jeder R. 1) den Eingang (exordium, prooemium), welcher vorbereitende Gedanken entwickelt; 2) den Hauptsatz oder das Thema, die Angabe des eigentlichen Zwecks der R.; 3) die Ausführung (expositio), welche wieder in einzelne Theile nach den verschiedenen Rücksichten bei dem zu betrachtenden Gegenstande zerfällt, und 4) den Schluß (epilogus), welcher in kurzer Zusammenfassung im Besondern noch die Gemüther der Zuhörer für die behandelte Sache gewinnen soll. Über die verschiedenen Arten der R. und sonstiges Bemerkenswerthes s. den folgenden Artikel. 9.

Redekunst oder **Rhetorik**, lat. rhetorica; franz. rhétorique; engl. rhetoric, nennt man die Theorie der schönen Prosa überhaupt oder auch manchmal die Theorie der eigentlichen Beredsamkeit insbesondere. Im weitern Sinne hat sie also zur Aufgabe, das eigenthümliche Wesen, die Bedingungen und Grundsätze der Prosa aus dem Standpunkte der Kunst darzustellen und die vorzüglichsten Arten der Prosa und den eigenthümlichen Charakter jeder einzelnen zu entwickeln. Die Verwechselung von Rhetorik und Beredsamkeit ist unstatthaft; man sollte Beredsamkeit nur von den Gaben des Redners oder des Schriftstellers, Rhetorik nur von der Theorie, wodurch diese Gaben geweckt und ausgebildet werden, gebrauchen. Eben so irrig ist es, wenn man den Zweck der R. nur in die Überredung oder Überzeugung setzt; Unterricht, Unterhaltung und Rührung sind eben so würdige Zwecke. Kann die Rhetorik auch größere Sicherheit, Fertigkeit und Vollkommenheit geben, so setzt sie doch bei dem Redner (wenn er mehr als ein unfruchtbarer Redekünstler sein soll) natürliche Anlagen voraus. Ist der Redner nicht ganz von dem Gegenstande seiner Rede durchdrungen, ist er von den Gründen und Beweisen seines Vor-

trags nicht innigst überzeugt und selbst von dem Gefühle, das er erregen will, bewältigt, so wird die Wirkung seiner Rede nur gering sein; er müßte denn die verderbliche Kunst sich anzueignen gewußt haben, durch Scheingründe zu bestechen. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Theorie der Prosa überhaupt zu entwickeln, wir müssen uns mit einigen Andeutungen über die oratorische Prosa (eigentliche Beredsamkeit) begnügen. Die rednerische Prosa erlaubt eine doppelte Eintheilung, entweder nach ihrem Gegenstande oder nach ihrem Charakter. Im ersten Falle scheidet sie sich in die geistliche und weltliche, im andern läßt man sie gewöhnlich in die darstellende (genus demonstrativum, ἐπιδεικτικὸν), die berathende (genus deliberativum, συμβουλευτικὸν) und die rein bestimmende (genus decisivum) zerfallen. Der Umfang der geistlichen Beredsamkeit ist so weit wie das religiöse Gebiet. Ernst, Würde, Einfachheit und Erhebung ziemen ihr vor Allem; der künstlichen Überredung soll sie sich gänzlich enthalten, denn das Hauptmittel ihrer Wirksamkeit soll stets die ruhige, tief eingreifende Überzeugung bleiben. Die weltliche Beredsamkeit umfaßt alle Angelegenheiten des menschlichen Lebens (die religiösen ausgenommen), kann aber, je nachdem sie den Staat, die Wissenschaft oder Privatverhältnisse betrifft, in die Staats-, Schul- oder Privatberedsamkeit eingetheilt werden. Die Staatsberedsamkeit hat alle Vorkommenheiten des bürgerlich-öffentlichen Lebens in politischer, gerichtlicher, militairischer und administrativer Beziehung zum Gegenstande und bietet Gelegenheit zur vollkommensten Entwickelung aller Rednertalente. Freilich verlangt die politische Beredsamkeit einen vorzüglichen Grad geistiger Bildung, Gewandtheit und Kraft der Sprache, Scharfsinn in der Auffassung der Verhältnisse, Klarheit des Überblicks, Gründlichkeit und Unbefangenheit auf der Seite des Redners, so wie auf der Seite des Staates eine Verfassung, welche der Ideenentwickelung des Sprechenden keine Fesseln anlegt. Die Vertheidigung der Unschuld und die Sicherung der Rechte jedes Einzelnen fallen der gerichtlichen, die Erweckung und Erhaltung des kriegerischen Muthes der militairischen Beredsamkeit anheim. Die Schulberedsamkeit bewegt sich in einem engeren Kreise; sie nimmt ihre Stoffe aus dem Gebiete der Wissenschaft und zwar nach ihrer Verbindung mit öffentlichen Anstalten und Feierlichkeiten. Die Privatberedsamkeit endlich bewegt sich in freundschaftlichem, geselligem Kreise und gestattet dem Redner mehr Freiheit im Ergusse individueller Gefühle. Betrachten wir die verschiedenen Arten der Beredsamkeit nach der andern oben angegebenen Eintheilung, so ergibt sich, daß die darstellende Rede vorzugsweise zum Zwecke hat, eine Sache zu erörtern und begreiflich und anschaulich zu machen. Hierher gehören z. B. die Lobrede des Plinius auf Trajan, Cicero's verrinische Reden, Bossuet's Trauerreden und Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Künste. Die berathende Rede beschäftigt sich besonders mit der Abwägung der Gründe, welche für oder gegen eine auszuführende Sache vorliegen, wie z. B. Cicero's Rede für das manilische Gesetz; auch gehören die meisten philippischen Reden des Demosthenes zu dieser Gattung. Die bestimmende Rede charakterisirt sich dadurch, daß sie den Willen geradezu in Anspruch nimmt und irgend einen Entschluß zu bewirken strebt. Unter vielen Mustern, die wir hier anführen könnten, nennen wir nur Demosthenes' Rede für die Krone. Über die Regeln einer guten Prosa überhaupt und einer gelungenen Rede insbesondere, so wie über die nöthigen Eigenschaften einer jeden Gattung der Beredsamkeit geben die Handbücher der Rhetorik Aufschluß. Wir nennen hier mit Übergehung der älteren Versuche nur folgende Werke der neusten Zeit: T. G. Voigtel's „Lehrbuch der deutschen prosaischen Schreibart" (Halle 1802. 8.); G. G. Fülleborn's „Rhetorik" (N. A. Bresl. 1823. 8.); H. A. Schott's „Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit" (N. A. Leipz. 1815. 8.); J. G. E. Maaß, „Grundriß der Rhetorik" (Halle und Leipz. N. A. 1827. 8.); K. H. L. Pölitz, „Lehrbuch der Prosa und Beredsamkeit" (Halle 1827. 8.); C. F.

Falkmann's „Praktische Rhetorik" (Hanov. 1831. 8.) und H. Richter's „Lehrbuch der Rhetorik" (Leipz. 1832. 8.). 66.

Redemptoristen, s. Liguori.

Redende Künste heißen vorzugsweise die Rhetorik und Poetik, da sie sich ausschließlich mit der künstlichen Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks beschäftigen; doch rechnet man sie in den neueren Zeiten besser zu den Wissenschaften. 30.

Redetheile, lat. partes orationis; franz. parties d'oraison; engl. parts of speech, nennt man die einzelnen Hauptclassen, unter welche man den Wörterschatz einer Sprache zu ordnen pflegt. Hierbei könnten nun zwar sehr verschiedene Gesichtspunkte in Betrachtung kommen; doch ist man meist nur von dem Wesen der bezeichneten Begriffe ausgegangen und hat die sämmtlichen Wörter einer Sprache betrachtet 1) als solche, welche das Wesen oder Attribute von Gegenständen ausdrücken (nomina, Nennwörter); 2) als solche, welche die Äußerungen bezeichnen, welche die Gegenstände als Beweise ihres Daseins geben (verba); 3) als solche, welche der ausgebildeten Rede zur genauern Verbindung der Gedanken im Ganzen und Einzelnen dienen (particulae), und in dieser Art waren die Grammatiken der Alten und sind die der Orientalen noch jetzt eingerichtet. Da aber diese Eintheilung noch zu allgemein ist und jede Classe wieder in mehrere Arten zerfällt, so hat man auch diese besonders zu bestimmen gesucht, dabei aber den logischen Fehler begangen, dieselben als mit den allgemeinen Classen von gleicher Wichtigkeit diesen zu coordiniren. So entstanden die R. der Substantiva, Adjectiva und Pronomina, aus dem Nomen; der Verba und Participia aus dem Verbum; der Adverbia, Praepositiones, Conjunctiones, Interjectiones und der Artikel aus den Partikeln, ja man hat wohl auch die Zahlwörter noch zu einem besondern R. gemacht. Doch sind hierbei mehrere Gesichtspunkte vermischt und man hat über dem formellen Gebrauche das innere Wesen derselben übersehen. Offenbar ist es am Richtigsten, die sämmtlichen Wörter einer Sprache einzutheilen in 1) Selbstständwörter (substantiva), Bezeichnungen für sich bestehender oder als solcher gedachter Gegenstände, welche in allgemeine (pronomina) und besondere zerfallen; 2) Äußerungswörter (verba), Bezeichnungen der Arten, wie die Substantiva als existirende Gegenstände sich bemerklich machen; 3) Beschaffenheitswörter (adjectiva), welche in Bezug auf ihren besondern Gebrauch entweder Bestimmungen der Substantiva (epitheta) oder der Verba und Adjectiva unter einander (adverbia), in Bezug auf ihre Abstammung reine, substantivische (wozu auch die Pronominaladjectiva gehören) und verbale (participia) sein können; 4) Bestimmungswörter (particulae), welche entweder das Verhältniß einzelner Begriffe (praepositiones und viele conjunctiones) und ganzer Sätze (conjunctiones) bezeichnen oder theils einzelnen Gegenständen, theils ganzen Gedanken einen bestimmten Charakter verleihen, wie die Artikel bei den Substantiven, die Interjectiones in den Sätzen. Doch läßt sich auch hier nicht sicher scheiden; denn die Sprache ist der Ausdruck des Lebens im Innern und das Denken ein chemischer Proceß, welcher durch Zusammensetzung und Ausscheidung die verschiedenartigsten Gestalten der Begriffe hervorbringt und diese durch ihre vielfältigen Beziehungen unter einander mischt und umformt, so daß durch Abstraction und Concretion die Wörter der einen Classe oft in die der andern übergehen. Die weitere Ausführung des Gesagten s. unter den einzelnen Artikeln. 9.

Redi (Francesco), ein vorzüglicher italienischer Arzt und Naturforscher und geschätzter Dichter, am 18. Febr. 1626 zu Arezzo geboren, widmete sich auf der Universität Pisa der Medicin und ließ sich nach Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt zu Florenz nieder, wo er sich bald das Zutrauen des Großherzogs Ferdinand II. in so hohem Grade erwarb, daß ihn dieser zu seinem Leibarzte ernannte, in welcher Würde er auch von dessen Nachfolger, Cosmus III., bestätigt

ward. Die Zeit, welche ihm seine Berufspflichten übrig ließen, benutzte er zu poetischen Versuchen und vorzüglich zu physikalischen Untersuchungen. Die Naturgeschichte verdankt ihm treffliche Beobachtungen über die Insecten und Würmer, die Heilmittellehre in Italien eine vortheilhafte Vereinfachung. Er starb am 1. März 1694. Außer seinen vorzüglichen physikalischen und medicinischen Schriften, von welchen wir hier nur die „Osservazioni intorno alla vipera" (Flor. 1664. 4.), die „Esperienze intorno alla generazione degl' insecti" (Flor. 1668. 4.) und die „Osservazioni intorno agli animali viventi che si trovano negli animali viventi" (Flor. 1684. 4.) als die bekanntesten nennen, werden seine leichten und eleganten Sonette und besonders seine Dithyrambe auf Bacchus („Bacco in Toscana"), ein feines, geistreiches Lobgedicht auf die italienischen Weine, sehr geschätzt. „Tutte le opere accresciute e migliorate" (Nap. 1741—1742. 6 Voll. 4. 1778. 7 Voll. 8. Milan. 1809—1811. 9 Voll. 8). 66.

Redigiren entspricht in seiner gewöhnlichen Bedeutung dem lateinischen in ordinem redigere, in Ordnung bringen, und wird jetzt ausschließlich nur von solchen literärischen Unternehmungen gebraucht, bei denen die mitwirkenden Arbeiten Mehrerer unter der Oberleitung Eines stehen, welcher die Anordnung und Vertheilung dieser Arbeiten hat und deßhalb Redacteur und sein Geschäft Redaction heißt. Dieß ist vorzüglich der Fall bei Zeitschriften, encyklopädischen Werken, Herausgabe von vermischten Schriften eines verstorbenen Verfassers u. s. w. Da der Redacteur bei jedem derartigen Unternehmen die Hauptperson ist, so wendet sich juridisch alle Regreßnahme nur gegen ihn. 30.

Reding (Aloys, Baron von), ein tapferer Krieger und geachteter Staatsmann der Schweitz, 1755 geboren, widmete sich dem Militairstande und that seine ersten Kriegsdienste in Spanien. Nach seiner Rückkehr (1788) ward er Landhauptmann des Cantons Schwyz und lebte ruhig, und wie man sagt, durch den Verlust einer geliebten Gattin tief ergriffen, bis ihn die französische Invasion (1798) zu frischer Thätigkeit anspornte. Die demokratischen Cantone suchten ihre Unabhängigkeit mit Waffengewalt zu behaupten und Schwyz stellte sich an die Spitze der Unternehmungen. R. zog mit geringer Mannschaft nach Luzern, welches die Franzosen schon besetzt hatten und zwang es zur Übergabe. Als die Franzosen mit größerer Heeresmacht heranrückten, schlug er sie auf der Ebene von Morgarten (2. Mai 1798) und errang dadurch wenigstens eine vortheilhafte Capitulation für seinen Canton, dessen Unabhängigkeit er gegen die französische Übermacht unmöglich behaupten konnte. Während der bürgerlichen Unruhen, welche der französischen Occupation folgten, spielte R. eine bedeutsame Rolle und wurde 1801 zum ersten Landammann der Schweitz ernannt. Als solcher ging er nach Paris, um die Angelegenheiten seines Vaterlandes zu regeln und, als ihm dieses nicht im erwünschten Grade gelang, stellte er sich wieder an die Spitze der Truppen von Schwyz und schlug einigemal die Gegenparthei, welche sich in der Schweitz gebildet hatte und gegen den Willen der Einzelnen eine Vereinigung aller Cantone in eine einzige Republik bezweckte, aus dem Felde, bis der General Ney mit einer Armee in die Schweitz einrückte, R. nebst seinen Anhängern festnahm und auf die Festung Arburg setzen ließ. Er wurde jedoch bald wieder freigegeben und schon 1803 von Neuem zum Landamman von Schwyz gewählt. Seinen Haß gegen Napoleon verbarg er nur schwer und trat sogleich bei dem Rückzuge der Franzosen aus Deutschland mit den Alürten in Unterhandlung; auch soll er bei dem Rheinübergange derselben nicht unthätig gewesen sein. Er starb im Februar 1818. Zschokke, der lobrednerische Geschichtschreiber der Schweiz, hat ihn unstreitig zu hoch erhoben und seinen Mangel an Einsicht und seine Übereilung mit Stillschweigen übergangen; seine wirklichen Verdienste weisen ihm übrigens einen Ehrenplatz neben den bedeutendsten Männern der Schweitz an. — Sein Verwandter,

Theodor von Reding, zeichnete sich ebenfalls als Krieger aus. Er war bereits Marechal-de-Camp, als die Franzosen 1808 in Spanien einfielen, und ward wegen der Energie, die er bei diesem Ereignisse entwickelte, zum Generallieutenant ernannt. Zu dem Siege bei Baylen trug er dadurch, daß er sich keck zwischen die Heeresabtheilungen Dupont's und Verdet's schob, bedeutend bei. Mit dem General Gouvion-Saint-Cyr schlug er sich tapfer bei Linas (1808) und bei Valles (1809). In diesem letzten Treffen, das er zur Deckung Valentia's wagte, erhielt er mehrere gefährliche Wunden, an deren Folgen er am 20. April desselben Jahres starb. 66.

Redondilien (redondillas) nennt man eine in der südeuropäischen Literatur gewöhnliche Dichtform, welche aus vier- bis achtsylbigen Versen, von denen regelmäßig der erste mit dem vierten und der zweite mit dem dritten reimt, besteht. Die Reime können jedoch auch durch Assonanzen ersetzt werden. Diese Versart war in früherer Zeit bei den Spaniern so beliebt, daß sie sogar trotz ihrer Schwierigkeit in der dramatischen Poesie Eingang fand. Als Probe reiner R. diene der Anfang eines Lobgedichts auf den heiligen Joseph, den Vater des Erlösers, von Lorenzo de Zamora:

„Que lengua podra alcançar Aquel que tanto subio, Que à la palabra enseño, Del proprio padre à hablar?	„Welche Zung' erreicht sofort Ihn, dem solche Macht gehört, Daß er sprechen hat gelehrt Seines eig'nen Vaters Wort?
Segun su sabio aranzel, Aunque por diversos modos, Es Dios maestro de todos, Pero de Dios lo fue el.	Auf sein weisliches Begehr, Wenn auch auf verschied'ne Weise, Ist Gott Herr der Weltenkreise, Aber Gottes Herr war er.
De lo que su ciencia fue, Yo no sé dar otra seña, Lino que al Christus enseña Las letras del A, B, C."	Wie weit seine Weisheit geh', Wird damit von mir bewiesen, Daß er Christus unterwiesen In dem ganzen A B C."

66.

Redoute heißt 1) die Maskerade oder ein Maskenball, eine Tanzbelustigung, bei welcher sich die Theilnehmer in ungewöhnlicher Kleidung, zum größten Theile im Domino und maskirt einfinden. Die Redouten sind namentlich in katholischen Ländern, wo sie entstanden, üblich und gehen der vergnügungslosen Zeit der Fasten voraus. (Vergl. Carneval.) 2) S. v. a. Blockhaus (s. d. Art.). 35.

Redouté (Pierre Joseph), ein berühmter französischer Pflanzenzeichner, Professor am Jardin des plantes zu Paris, wurde im Jahre 1759 zu St. Hubert in der belgischen Provinz Lüttich geboren und begann schon früh unter seines Vaters Leitung zu zeichnen und zu malen. Später hielt er sich in Holland auf, nothdürftig von seinem Pinsel lebend, und ging dann nach Paris, wo er sich mit Theatermalerei beschäftigte, nebenbei aber Versuche in der Blumenmalerei machte, die ihm die Gunst des Botanikers L'Heritier's erwarben und ihn veranlaßten sich diesem Genre ausschließlich zu widmen. Schon seine ersten Arbeiten, Abbildungen in L'Heritier's Werken, machten bedeutendes Aufsehen, mehr aber noch seine Zeichnungen zu dem „Sertum anglicum" seines Gönners, in welchen er bereits eine neue, seitdem überall angenommene Manier angenommen hatte. Im Jahre 1792 ward R. Mitglied und Zeichner der Akademie der Wissenschaften und im folgenden Jahre Blumenmaler des Museum der Naturgeschichte; später erhielt er die Professur am Jardin des plantes. Seine berühmtesten Werke sind: „Liliacées" (Par. 1803—1816. 8 Voll.); „Roses" (Par. 1817—1824. 3 Voll.) und „Choix des plus belles fleures" etc. (Par. 1827—1834. 36 Liefer.). Auch zu Decandolle's Werken hat er Mehreres geliefert. Übrigens gebührt ihm auch das Verdienst zuerst ein zweckmäßiges Verfahren erfunden zu haben, mit einer Platte mehrfarbige Kupferstiche abzudrucken. — Sein Bruder, Henri Joseph R., hat mehrere schöne Zeichnungen zu dem großen Werke über Ägypten geliefert, ist sonst aber nicht sehr bekannt geworden. 36.

Reduction ist in der Chemie eine Operation, bei welcher ein einfacher Körper aus seiner Zusammensetzung frei gemacht wird. Gewöhnlich beschränkt sich dieser Begriff auf die Metalle. Ist ein Metall mit Sauerstoff verbunden (Metalloxyd) und wird letzterer dem ersteren genommen, so ist das Metall reducirt. In andern Beziehungen ist R. stets s. v. a. Zurückführung, Herabsetzung. 5.

Reduit (spr. R'dwi) nennt man die kleineren Festungswerke, welche im Innern der Raveline, der eingehenden Waffenplätze, der Bollwerke und Redouten oft angelegt werden, um mittelst derselben dem schon in das Werk eingedrungenen Feinde neuen Widerstand leisten zu können. 61.

Reesische Regel wird auch die Kettenrechnung genannt, weil der Holländer Chr. F. de Rees zu Anfange des XVI. Jahrh. sie zuerst eingeführt haben soll. 30.

Refactie (bei den Holländern gebräuchlich) ist s. v. a. Fustage (s. Fusti). 30.

Refectorium (Cönakel) heißt in den Klöstern der gemeinschaftliche Speisesaal, welcher sich gewöhnlich im unteren Stocke des Klosters befindet. 63.

Referendar ist 1) eigentlich der Berichterstatter; 2) derjenige, welcher die zur Instruction einer Sache Erschienenen vernimmt und ihre Aussagen dem Gerichte oder Collegium vorträgt; in manchen Ländern so viel als Auditor, ein junger Mann, welcher bei einem höhern Gerichte, z. B. dem Oberlandesgerichte, um sich in Geschäften einzuüben, einstweilen ohne Gehalt angestellt ist und zu leichten Arbeiten mit gebraucht wird. Referent dagegen ist derjenige Rath oder Beisitzer, welcher aus den Acten einen Vortrag macht oder einen Bericht erstattet. 17.

Referiren, s. **Relatorium**.

Reflectiren, Reflexion, ist ursprünglich ein Zurückbeugen und bedeutet dann besonders ein Zurückgehen des Denkens auf sich selbst, ein Überlegen. Kant beschränkte die philosophische Reflexion vorzugsweise auf die Vergleichung der Begriffe unter sich nach Einerlei, Verschiedenheit, Einstimmung ꝛc. und nannte diese Verhältnißbegriffe Reflexionsbegriffe. Dieser logischen Reflexion legte er aber zu Grunde die transscendentale, als das Bewußtsein des Verhältnisses gegebener Vorstellungen zu unsern verschiedenen Erkenntnißquellen, durch welches allein ihr Verhältniß zu einander richtig bestimmt werden könne. Allein die Reflexion hat ein viel weiteres Gebiet und es ist zu sagen, daß R. und Abstrahiren die beiden Richtungen alles Denkens seien. Wenn nämlich unser Erkennen darin besteht, daß wir eine unbestimmte Mannigfaltikeit der Anschauung oder Vorstellung durch gewisse Formen, Begriffe, bestimmen, so reflectiren wir auf einen solchen festen Punkt in der Vorstellung, beziehen diese auf denselben, so daß sie ganz durch diesen bestimmt wird, während Alles, was über diesen Punkt hinausliegt, ausgeschlossen ist, ein Mannigfaltiges bleibt, indem man davon abstrahirt, es jetzt nicht mit unter diesen Denkact oder Begriff befaßt. So entsteht also jeder Begriff durch Reflexion und Abstraction. So z. B. bildet man den Begriff Mensch, indem man auf die Bestimmtheit des Menschlichen in der Vorstellung eines einzelnen Menschen reflectirt, alles zu dieser Gehörige unter den Begriff subsumirt, dagegen alles Übrige ausschließt, von ihm abstrahirt. So gründet sich also auch alle Philosophie nothwendig auf diesen Act des Reflectirens und Abstrahirens, als das Grundgesetz jeder Begriffsbildung; alle Philosophie ist Reflexionsphilosophie. Wenn man daher ausschließlich und zwar tadelnd diesen Namen von Seiten der neueren Identitätssysteme auf die ältere, besonders auch auf die kantische, Philosophie angewendet hört, so ist damit nur ein Mißbrauch gemeint, den jene Philosophie, weniger mit dem R., als mit den Begriffen, auf die man reflectirte, auf die man also alle Erkenntniß zurückführen wollte, getrieben hat, indem sie hier das Erkennen in die Fesseln beengender, willkührlich angenommener Begriffsformen zwängte, statt der lebendigen Anschauung und Erfahrung nachzugeben. Derselbe Vorwurf trifft die sogenannte Reflexionspoe-

sie, ihrer Zeit und ihrem Geiste nach jener Reflexionsphilosophie ziemlich nahe verwandt, welche, statt das Leben in seiner Thatsächlichkeit anzuschauen und auszusprechen, es ihren Begriffen, ihren Idealen und Gesichtspunkten anpaßt und so den einen Strahl vielfach gebrochen, reflectirt, mit subjectiver Färbung wiedergibt. Als ihr Vater gilt in neuerer Zeit Schiller, während Göthe an der Spitze der realistischen oder objectiven Poesie steht (s. d. Art. Objectiv). Über Reflexion des Lichts s. Licht. 80.

Reflector, s. Spiegelteleskop.

Reflexiv, zurückbeugend, wird in der Grammatik häufig mit Reciprok (s. d. Art.) verwechselt, doch mit Unrecht; denn es bezeichnet nur den einmaligen Rückgang der Wirkung gegen das Object auf das Subject, während dieses das Wechselseitige ausdrückt. Das R. bildet sich meist durch das pronomen reflexivum (seiner, sich); doch haben manche Sprachen besondere Formen des Verbum für diese Beziehungen, wie die griechische das Medium. 9.

Reform ist 1) jede Umänderung, Umgestaltung; 2) besonders die Verbesserung, Abänderung gewisser Formen im religiösen und Staatsleben. Man bedient sich des Ausdrucks vorzüglich bei Abschaffung von Mißbräuchen oder Herbeiführen von Verbesserungen in den Communal- und Staatseinrichtungen, wozu auch die kirchlichen mit zu rechnen sind. Der R. steht die Umwälzung (Revolution), gänzlicher Umsturz des Bestehenden, als Extrem gegenüber. 24.

Reformation heißt das große für die Bestimmung des Geistes der neuern Zeit so einflußreiche Ereigniß der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in einem großen Theile Europas und dadurch der Einführung eines neuen Wesens in fast allen Beziehungen der menschlichen Bestrebungen, die Frucht der Thätigkeit jener erleuchteten Männer, welche durch das aufgesteckte Licht der Wahrheit die Finsterniß der Zeit erhellten, die Gewebe des Trugs und Irrwahns enthüllten, das furchtbare Gebäude der Hierarchie in seinen Grundfesten erschütterten, die unter Menschensatzungen fast unkenntlich gewordene Religion Jesu Christi wieder zu ihrer Reinheit zurückzuführen suchten und den Bekennern derselben ihre religiöse Selbstständigkeit wieder zu verleihen strebten. Neben der Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums selbst steht dieses Ereigniß einzig und erhaben in der Weltgeschichte da, sei es seinem Wesen oder seinen Folgen nach; denn es ist der Triumph des Fortschreitens des menschlichen Geistes, das Resultat der höheren Ausbildung der Menschheit, die Grundlage der ganzen hohen Bildung, welcher die neueste Zeit sich erfreut, die gewaltige Kraft, welche einen großen Theil der christlichen Welt aus der geistigen Lethargie zu den herrlichsten Bestrebungen fortgetrieben und den Menschen wieder zur Erkenntniß seiner Menschenwürde geführt hat. Leider ist zwar das Wesen der R. von dem größeren Theile der Bekenner des Christenthums noch nicht erkannt und von dem kleineren ihr zugethanen Theile oft verkannt und mißverstanden worden; dort haben theils Wahn und Finsterniß, theils Selbstsucht und Bosheit mit den gefährlichsten Waffen gegen sie gekämpft und sie als eine Äußerung menschlicher Anmaßung oder gar als ein Werk des Teufels verworfen und verflucht; hier sind Befangenheit und Bequemlichkeit, Leidenschaft und starre Consequenz ihren heilsamen Wirkungen oft hinderlich gewesen: aber nichts desto weniger tritt ihr Segen immer herrlicher hervor und wird ihr unaussprechlicher Werth für die Fortbildung des Menschengeschlechts immer mehr anerkannt und selbst von ehemaligen Feinden unparteiischer gewürdigt. Sie war ein nothwendiges Bedürfniß der Zeit, ein reif gewordenes Product vieler mitwirkenden Umstände, eine unvermeidliche Reaction des gefesselten Geistes gegen Anmaßung und Tyrannei, eine Explosion des reichen Stoffes aufgesammelter reinerer Erkenntnisse. Wie der elektrische Funke herussprüht, wenn ungleichnamige geschwängerte Pole

sich berühren; so bedurften die beiden Extreme der Zeit, die unzähligen Gebrechen und Mißbräuche in der Kirche und die immer kräftiger werdende Geistesentwickelung, nur einer äußeren Veranlassung, um im Zusammenstoßen eine heftige Erschütterung zu bewirken. Die Veranlassung kam und die R. trat ins Leben. Der Stand der Dinge war nämlich folgender. In fortdauernder Anmaßung hatte sich auf der einen Seite die Gewalt des Papstes selbst bis auf die Gewissen der einzelnen Christen ausgedehnt, eine bis aufs Kleinste verzweigte Hierarchie bewachte mit spähendem Auge und unterdrückte sogleich jede Regung des Geistes, selbst die Fürsten und Gewaltigen mußten sich unter des Papstes Machtwort beugen und die furchtbare Inquisition ließ jeden Einzelnen vor seinen eigenen Gedanken erzittern. Dagegen war der römische Hof eine Pflanzstätte der Schwelgerei und Unsittlichkeit; der übertriebene Luxus der einzelnen Päpste preßte das Mark der Länder aus; eine höchst unwissende, faule und übermüthige Geistlichkeit schwelgte gleich ihrem Oberhaupte nur in irdischen Genüssen; in alle weltlichen Angelegenheiten mischte sich die hierarchische Anmaßung und schaltete unter grenzenloser Willkühr mit Fürsten und Völkern; immer mehr hatten sich die Mißbräuche und Übelstände im kirchlichen Leben gehäuft und eine unübersehbare Menge leerer Ceremonien und abergläubischer Glaubenssätze war an die Stelle des reinen Christenthums, der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, getreten. Auf der andern Seite ging aber trotz der vielfach hindernden Verhältnisse der menschliche Geist auf der Bahn seiner Entwickelung still und unvermerkt fort. Hatten schon die Kreuzzüge eine Menge neuer Ideen in die abendländische Welt gebracht und die Geister erhellt und war durch das Aufblühen vaterländischer Literatur in den einzelnen Ländern Europas ein freierer Geist erwacht, so gaben ferner, vorzüglich in Deutschland, das Emporblühen der Städte, der steigende Verkehr im Handel und die dadurch hervorgebrachte größere Betriebsamkeit und der erhöhte Reichthum der Bürger Veranlassung zur Verfeinerung der Sitten, zur Erringung größerer bürgerlicher Freiheit, zur Entwickelung des Nachdenkens über die Erhaltung und Verbesserung der städtischen Wohlfahrt, und die Gründung der Universitäten, die Bekanntschaft mit den neu aufgefundenen Denkmälern des classischen Alterthums und der dadurch angeregte Forschungsgeist warfen immer mehr Licht in die dunkle Nacht der damaligen Verhältnisse. Schon seit dem XII. Jahrh. entwickelte sich daher eine ziemlich starke Opposition des heller werdenden Geistes gegen die geistliche Zwingherrschaft; aber noch war ihre Kraft zu schwach und die einzelnen Stimmen der auftretenden Secten (Albigenser, Waldenser rc.), Arnold's von Brescia und später Wiclef's, Huß's, Savonarola's u. A., verstummten vor der Gewalt der Waffen oder in den Flammen der Scheiterhaufen und nur die Hussiten hatten sich einige Zeit lang zu einer politischen Macht erhoben. Doch alle jene neuentwickelten kräftigen Elemente wuchsen im Stillen desto fester zu einem herrlichen Gedeihen. Anfangs leise, dann immer lauter erhoben sich gewichtige Stimmen, welche auf friedlichem und gesetzlichem Wege eine „R. der Kirche an Haupt und Gliedern" forderten, und immer allgemeiner unter dem Volke ward die Bekanntschaft mit dem Verderbniß der Kirche und durch das große Schisma zu Anfange des XV. Jahrh. der Unwille immer mehr gesteigert. Wenn daher auch jene Stimmen lange vergeblich tönten und die Concilien zu Pisa, Kostnitz und Basel (s. Kirchenversammlung) die gehegten Wünsche nicht befriedigten, wenn auch die wiederholten Beschwerden der deutschen Stände von dem Papste unbeachtet gelassen wurden und die Lateransynode von 1512 diesem einen vollständigen Sieg verschaffte; so ward die Anmaßung des päpstlichen Hofes dadurch nur um so größer und die Katastrophe rückte mit desto schnelleren Schritten näher. Der prachtliebende und ausschweifende Papst Leo X. (seit 1513) ergriff endlich das schändlichste aller Mittel, um seinen ausgeleerten Schatz zu bereichern, indem er in Gemeinschaft mit dem Churfürsten von Mainz, Albrecht von

Brandenburg, Mönche aussandte, welche gegen klingende Münzen an Jedermann Ablaß (s. d. Art.) für jegliche Sünden ertheilen sollten. In mehreren Ländern ging dieß Geschäft ruhig von Statten und versprach reichen Ertrag, aber die Unverschämtheit des in Sachsen Ablaß verkaufenden Franciskaners Tetzel (s. d. Art.) erregte endlich den Widerstand des gelehrten und kräftigen Luther (s. d. Art.), welcher am 31. Oct. 1517 95 Sätze dagegen und gegen andere Mißbräuche an der Schloßkirche in Wittenberg anschlug. Dieß war der Augenblick, der so Großes erzeugte, durch eigene Schuld derer, welche in diesem Schritte nur die That eines Rebellen erkannten. Denn innige Achtung und heilige Scheu vor den Einrichtungen der Kirche und der Majestät des Papstes erfüllte noch Luther's Gemüth; nur die unverschämten Übertreibungen Tetzel's, welcher durch seinen Ablaßkram alle Religiosität unter dem Volke zu vernichten drohte, und einige daraus hervorgehende Consequenzen wollte er nach alter Sitte auf wissenschaftlichem Wege bekämpfen und lud deßhalb auf ganz gewöhnliche Weise die Gelehrten aus Nah und Fern zur Disputation darüber ein, während er an die geistlichen Oberen mit Bescheidenheit und Demuth schrieb und um Belehrung bat, wenn er sich irre. Wie ein Zauberschlag ergriff aber der Inhalt dieser Sätze ganz Deutschland und regte die zu einem solchen Ereignisse vom Gange der Umstände selbst vorbereiteten Gemüther auf; aber vielleicht wäre das Ganze nur eine vorübergehende Erscheinung geblieben, wenn die scholastische Dialektik papistischer Theologen in der von Luther erwarteten Weise auf den Kampfplatz getreten wäre und gegen den noch schüchternen Mann mit der Allgewalt der kirchlichen Auctorität verbündet im wissenschaftlichen Streite gekämpft hätte. Doch die Frucht der hierarchischen Tyrannei war reif und es ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß das Unrecht auf dem Gipfel seiner Macht durch eigene Verblendung jederzeit den Grund seines Sturzes in sich selbst trägt. Nur Schmähungen und anmaßender Hohn erhoben sich anfangs gegen den von dem Glauben an die Wahrheit seiner Sache begeisterten Professor und erhoben seinen Muth immer mehr, so wie seine Antworten und Vertheidigungsschriften ihm immer mehr Freunde erwarben. Daher trug auch sein immer heller werdender Geist in den mündlich zu Stande gekommenen Disputationen zu Heidelberg und Augsburg (1518), Altenburg und Leipzig (1519), bei denen sich übrigens die Zahl der von Luther angegriffenen Mißbräuche immer mehrte, unbedingt den Sieg davon und mit seinem wachsenden Eifer erscholl der Ruf seines Namens durch ganz Europa und seine Schriften wurden überall mit Begierde gelesen. Die Gunst des Churfürsten Friedrich's des Weisen gab ihm Schutz und der Anklang seiner Ansichten in den Herzen so vieler Tausende erstarkte ihn endlich wegen der unbiegsamen Heftigkeit seiner Gegner zu dem äußersten Schritte einer gänzlichen Losreißung vom Papste, indem er die gegen ihn geschleuderte Bannbulle und ein Exemplar des kanonischen Rechtscodex vor dem Elsterthore zu Wittenberg unter dem Jauchzen des Volkes öffentlich verbrannte (den 10. Dec. 1520). Weithin durch Deutschlands Gaue traten nun öffentlich und im Geheimen viele der angesehensten und einflußreichsten Männer (Melanchthon, von Sickingen, von Hutten u. A.) ihm bei und immer schwächer ward das Ansehn des Papstes in Deutschland; eine nie geahnete Aufregung der Geister wogte durch das ganze katholische Europa und der ausgesendete Lichtfunke begann immer helleren Schein zu verbreiten, zumal da seit 1519 auch in der Schweitz durch einen ähnlichen Glaubenshelden, wie Luther, den Prediger Ulrich Zwingli (s. d. Art.) in Zürich, ein ganz gleiches Ziel verfolgt und durch die demokratische Verfassung der Cantone begünstigt ward, so daß es hier geräuschloser erreicht werden konnte. Wohl sahen jetzt die Gegner der Reformation ihre Mißgriffe ein; aber die Lage Europas verhinderte sie dieselben wieder auszugleichen. In Deutschland bildeten der Papst, der Kaiser und die Reichsfürsten drei sich gegenseitig mit Eifersucht beobachtende, aber doch einander nothwendig brauchende

Parteien. Der Papst bedurfte der Stände, um die ihm gefährliche Macht des Kaisers in Schranken zu halten, und diese bedurften des Papstes, um sich vor der Erweiterung eben dieser Kaisergewalt zu sichern; desgleichen hatte Ersterer, um den mächtigen spanischen Karl zur Sicherung der Christenheit gegen das Anstürmen der Türken und als starke Stütze gegen die Religionsneuerungen in Sachsen zum Kaiser wählen zu lassen (1519), gegen die der R. zugethanen Stände und vorzüglich gegen den Churfürsten von Sachsen, den einflußreichsten deutschen Reichsfürsten, sich nachgiebig bezeugen müssen; der Kaiser hingegen bedurfte die Hülfe der Stände zu seinen Kriegen gegen die Türken und Frankreich und durfte sie durch Gewalt nicht sich abwendig machen; viele Stände endlich erkannten bald in der Ausführung der Grundsätze Luther's durch die Aufhebung vieler geistlichen Vorrechte und die Einziehung kirchlicher Besitzungen ein bequemes Mittel ihre Macht zu erhöhen und zeigten sich der Neuerung günstig mehr deßhalb als aus religiöser Überzeugung. So gerieth die R. wider Willen ihres Urhebers allmählig auf das Gebiet der Politik und ward, als eine wiederholte Appellation an eine allgemeine Kirchenversammlung mit einem neuen päpstlichen Bannstrahle beantwortet ward, die Stände aber wegen der in der Wahlcapitulation ausgesprochenen „100 Beschwerden der deutschen Nation" gegen die kirchlichen Mißbräuche den dem Papste zugeneigt scheinenden Kaiser um kräftiges Einschreiten angingen, zur Entscheidung auf dem Reichstage zu Worms (1521) vorgenommen. Luther erschien daselbst, vertheidigte sich meisterhaft und gewann sich noch viele Herzen; doch hätte die päpstliche Partei unbedingt gesiegt, hätte nicht der Kaiser im Kampfe des Widerspruchs seiner Luther nicht ungünstigen Stimmung mit den ihm nothwendig erscheinenden Maßregeln der äußern Politik sich zwischen die Parteien mitten hineingestellt und wäre nicht das Luther und seine Lehre verdammende wormser Edict erst veröffentlicht worden, als Luther bereits auf die Wartburg in Sicherheit gebracht war. Während er hier an einer Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache arbeitete und dadurch die Bahn zur allgemeinen Einsicht in das Wesen des Christenthums ebnete, ging nun die R. ungehindert von der mit auswärtigen Kriegen sattsam beschäftigten weltlichen Macht in stillem Fortschreiten ihrer immer größeren Entwickelung nach und ward wegen der entgegengehaltenen Beschwerden der deutschen Stände (1522) selbst von Seiten des Papstes weniger beunruhigt. Die Augustiner in Meißen und Thüringen schafften den Klosterzwang, das Betteln und Seelenmessenlesen ab; mehrere Geistliche verheiratheten sich; Melanchthon schrieb die erste protestantische Dogmatik („Loci communes theologici", Viteb. 1521) und in Sachsen, Hessen, Pommern, Schwaben und in der Pfalz so wie in den Städten Frankfurt a. M., Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Straßburg, Ulm, Nürnberg, Magdeburg, Hamburg, Breslau, Liegnitz u. a. wurde bald darauf das Kirchenwesen abgeändert. Doch bald verwickelten sich auch die Verhältnisse wieder. In Wittenberg selbst führten Karlstadt und Didymus, unzufrieden mit dem langsamen Gange der Kirchenverbesserung, eine plötzliche Umgestaltung des Kirchenwesens durch Zertrümmerung der Bilder, Altäre Verzierungen der Kirchen rc. herbei, und religiöse Schwärmer, unter ihnen der bekannte Thomas Münzer, suchten eine innere fanatische Religion an die Stelle aller äußeren Formen zu setzen, so daß Luther selbst im März 1522 aus seiner Verborgenheit nach Wittenberg zurückkehren und seine ganze Kraft zur Steuerung des entstandenen Unfugs anwenden mußte. Mit erneutem Eifer widmete sich nun zwar dieser im Vereine mit seinen Freunden dem Ausbaue des begonnenen Werkes; die Übersetzung der Bibel ward immer mehr gefördert; eine Anzahl Schriften von Luther, Melanchthon u. A. belehrten Fürsten und Volk über das eigentliche Wesen der Kirchenverbesserung; ein Gesangbuch zum kirchlichen Gebrauche und eine neue Agende erschienen (1523); aber so wie auch die Feinde der R. im Geheimen fortwirkten und, nachdem mehrere

Male von Seiten des Papstes auf den Reichstagen zu Nürnberg (1522—1524) vergebens auf Vollziehung des wormser Edicts gedrungen worden war, endlich im Juli 1524 der Erzherzog Ferdinand von Östreich, 2 Herzöge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg und 11 andere Bischöfe, von der päpstlichen Verheißung einer Kirchenverbesserung gewonnen, einen Separatvertrag zu Regensburg zur Unterdrückung aller Neuerungen im Kirchenwesen geschlossen hatten, ja sogar Joachim von Brandenburg, Heinrich von Braunschweig und Georg von Sachsen die Anhänger Luther's heftig verfolgten; so stellten die Unruhen mehrerer schwäbischen Ritter, die aus Verwechselung des Begriffs der angebotenen religiösen Freiheit mit dem der politischen entstandenen gräuelvollen Aufstände der Bauern in Schwaben und Franken und die Umtriebe Münzer's in Thüringen dem Gedeihen des heilsamen Werkes große Schwierigkeiten entgegen und die Streitigkeiten Luther's mit Erasmus über die Lehre „von der Gnade" und mit Karlstadt und Zwingli „über die Einsetzungsworte im Abendmahle" legten schon den Grund zu dem spätern starren Dogmatismus und bereiteten, nachdem die Religionsgespräche zu Marburg (1527 und 1529) und zu Bern (1528) und die zum Behufe der Verständigung von Luther verfaßten schwabacher Artikel keine Einigung hervorgebracht hatten, den gänzlichen Bruch der sächsischen und schweitzerischen R. vor, die Quelle vielfachen nachfolgenden Unheils. Alle diese Verhältnisse mußten die Anhänger der R. veranlassen auf ihrer Hut zu sein. Denn wenn auch dieselbe in Dänemark (1523), Preußen (1525), Schweden (1527) und in fast ganz Norddeutschland willkommenen Eingang fand (in Chursachsen ward sie durch ein Drecret vom 24. Juni 1526 und in Hessen 1527 factisch eingeführt); so erhöhten doch die angegebenen Umstände nicht nur den Haß der Feinde, sondern hielten auch viele heller Denkende von ihrem Beitritte ab und machten die Macht der päpstlichen Partei um desto furchtbarer, als die R. nun für die unmittelbare Veranlassung aller vorgefallenen Ausschweifungen galt. Obwohl nun die Beschäftigung des Kaisers in den Kriegen mit Frankreich und den Türken, die Furcht vor der steigenden Macht der Letztern und ein Zerwürfniß des Kaisers mit dem Papste die Ruhe Deutschlands sicherten; so ließen doch manche bedenkliche Anzeigen den scharfsinnigen Landgrafen von Hessen Unheil vermuthen und es traten daher auf seinen Rath und mit ihm der Churfürst von Sachsen, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und Meklenburg, der Fürst von Anhalt, 2 Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg den 12. Juni 1526 zu Torgau zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zusammen (später trat noch der Herzog von Preußen bei) und erreichten dadurch einestheils wenigstens auf dem Reichstage zu Speier (1526) eine Verhinderung eines neuen Beschlusses zur Vollziehung des wormser Edicts, andererseits eine bedeutende innere Erstarkung gegen die gegenüberstehende Partei, während der Landgraf von Hessen zu Marburg die erste vom Papste nicht bestätigte Universität stiftete (1527), Luther und Melanchthon durch eine allgemeine Kirchenvisitation in Chursachsen die kirchlichen Angelegenheiten ordneten und Ersterer durch die vollständige Bibelübersetzung und seine beiden Katechismen religiöse Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten suchte, aber Straßburg, Ulm, Kostnitz und Lindau in Folge des Abendmahlsstreits zu Zwingli's Lehre übertraten. Bald zeigte sich auch die Richtigkeit früherer Befürchtung. Der Reichstag zu Speier (1529) verlangte unbedingte Unterwerfung unter die der Sache Luther's abgeneigte Mehrheit der Stimmen und die evangelischen Stände sahen sich daher zu einer feierlichen Protestation gegen diesen Beschluß (s. Protestant) und auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) zur Vorlegung ihres Glaubenssystems (s. Glaubensbekenntniß) genöthigt, da der Kaiser, jetzt des Krieges mit Frankreich ledig, ernstliche Maßregeln gegen die evangelischen Stände ergreifen zu wollen schien. Doch schon der vorausgefaßte Wille der Gegner zur Unterdrückung der Neuerungen,

noch mehr aber der Umstand, daß die Evangelischen selbst getheilt waren (die augsburgische Confession war nur von dem Churfürsten von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzoge von Lüneburg, dem Herzoge von Sachsen, dem Fürsten von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet, die vier Städte Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau hatten ein eigenes Glaubensbekenntniß, die confessio tetrapolitana, eingereicht und Zwingli im Besondern wieder für sich selbst eins überschickt), gaben wenig Hoffnung auf Anerkennung der Gegner; mit Mühe konnte die Erlaubniß zur Vorlesung und Überreichung der Bekenntnißschrift erlangt werden; eine oberflächliche sogenannte Widerlegung ward als vollständige Besiegung der Evangelischen angenommen; die Apologie der augsburgischen Confession wies der Kaiser zurück und die Protestanten wurden, nachdem neue Vergleichsversuche gescheitert waren, im Reichstagsabschiede als Störer des Landfriedens, wenn sie bei den Neuerungen beharrten, mit der Reichsacht bedroht. Sie fanden nun einzige Sicherheit in einem engen Anschließen an einander, zumal da die katholischen Stände ihnen selbst den Frieden bis zu dem künftigen allgemeinen Concile verweigerten, hatten aber auch nun in einer öffentlichen Bekenntnißschrift ein gemeinschaftliches Panier und ihre Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Bestrebungen ward befestigt. Daher vereinigten sie sich im März 1531 zu einem neuen Schutzbündnisse zu Schmalkalden, zu welchem auch die süddeutschen Städte, welche man sogar etwas später als Confessionsverwandte wieder annahm, nebst Biberach, Isny, Bremen und Lübeck beitraten, und erhielten von dem durch die Türken wieder bedrängten und mit dem Papste wegen seines Verlangens einer, wenn auch weniger umfassenden, Kirchenreform gespannten Kaiser bereits im Juli 1532 den, obwohl ziemlich unbestimmten, Religionsfrieden zu Nürnberg (s. Friedensschluß). Doch die Nothwendigkeit erheischte ein ferneres enges Zusammenhalten des Bundes, dessen Oberleitung 1532 der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen übernahm, und die äußere Ruhe blieb wirklich vor der Hand gesichert, während es im Innern beständig fortgährte und mehrere Episoden sich in den Gang der Dinge einflochten. Die Unbestimmtheit des Religionsfriedens nämlich in Bezug auf die geistlichen Güter veranlaßten unterschiedliche Pönalmandate des Reichskammergerichts gegen die protestantischen Fürsten, welche dergleichen Güter eingezogen hatten; die protestantischen Stände widersetzten sich fortwährend der Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige; der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg eroberte 1534 mit Hülfe des Landgrafen von Hessen sein Herzogthum wieder und söhnte sich mit Östreich aus; in Westphalen hatte der Fanatismus der Wiedertäufer eine Reihe von gefährlichen Unruhen hervorgerufen; dazwischen bot der Papst den Protestanten mehrmals Vergleichungen auf einem allgemeinen Concile an, sei es, um wirklich durch einige Zugeständnisse die Kirchenspaltung zu beendigen, oder in Erfahrung des zu vermuthenden Widerspruchs von Seiten derselben das Einschreiten durch Waffengewalt zu rechtfertigen; aber die Protestanten stellten dagegen die Bedingung, daß dieses Concilium auf den Grund der heiligen Schrift basirt und in Deutschland gehalten werden müsse, und die Verhandlungen zerschlugen sich. Doch erhielt auch der Bund während dieser Zeit einen bedeutenden Zuwachs; es traten ihm nämlich bei der Herzog Ulrich von Würtemberg (der schon 1534 durch Schnepf in Tübingen sein Land reformiren ließ), die Herzöge von Pommern, die sämmtlichen Fürsten von Anhalt und Nassau, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Hanover, Hamburg u. a. (1535) und nach dem Tode des Herzogs Georg von Sachsen auch dessen Bruder und Nachfolger Heinrich (1539); auch unterzeichneten am 4. Mai 1538 nach mehreren Verhandlungen die Schweitzer die im Mai 1536 verfaßte wittenberger Concordia nach einiger Milderung derselben. Doch von nun an sammelte sich immer mehr Zündstoff, indem am 10. Juni die Herzoge von Baiern, der Herzog Heinrich von Braun-

schweig, der Herzog Georg von Sachsen (s. d. Art.) und die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg zu Nürnberg den sogenannten heiligen Bund schlossen, der sich der R. unbedingt widersetzte, und der Kaiser, obwohl immer noch mit auswärtigen Kriegen beschäftigt, als eine dritte vermittelnde Partei zwischenein trat und 1541 durch das regensburger Interim (s. d. Art.) eine einstweilige Ausgleichung zu bewerkstelligen suchte und, als der Papst und der heilige Bund sich widersetzten, durch eine mildernde Declaration zu Gunsten der Protestanten wirklich durchsetzte; denn der schmalkaldische Bund ward dadurch in eine sichere Ruhe eingewiegt, während er durch Vertreibung des die Lutherischen heftig verfolgenden Herzogs Heinrich von Braunschweig durch den Landgrafen von Hessen (1542) zwar einen Zuwachs an Braunschweig und ganz Niedersachsen erhielt, aber durch diesen Landfriedensbruch den Zorn des Kaisers und der katholischen Stände aufregte und überdieß der neue Herzog von Sachsen, Moritz, obwohl Protestant, sich vom Bunde lossagte. Kaum blieb jetzt etwas Anderes übrig als die Entscheidung durch das Schwerdt. Der Kaiser, nachdem er mit Frankreich und den Türken Frieden geschlossen hatte, dachte nun ernstlich an Vollziehung der frühern Reichstagsbeschlüsse gegen die Protestanten; überdieß weigerten sich Letztere das endlich zu Trident zusammengetretene Concilium (s. Kirchenversammlung) zu beschicken; der schmalkaldische Bund ließ den Herzog von Jülich-Kleve-Berg und den Churfürsten Hermann von Köln, die sich zu Gunsten der R. erklärt hatten, unthätig ohne Hülfe; die nicht zum Bunde gehörenden Stände hatten Bedenken sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären und im Schoße der R. selbst entspann sich ein neuer unnützer Streit von Luther angeregt zwischen den Wittenbergern und den Zürichern über das Abendmahl. Wirklich erfolgte auch am 20. Juli 1546 die Achtserklärung des Kaisers, der sich mit Moritz von Sachsen verbündet hatte, gegen den schmalkaldischen Bund, nachdem schon den 15. Juli der Papst durch eine Bulle zum Religionskriege aufgefordert hatte, und der Sieg des Kaisers in diesem Kriege (s. schmalkaldischer Krieg) ward nur durch die Mäßigung desselben und das Beharren des Papstes auf gänzlicher Verdammung der Ketzer statt einer friedlichen Ausgleichung mit ihnen durch Abstellung der schwersten Mißbräuche für die R. weniger gefährlich; denn das augsburger Interim (s. d. Art.) gewährte im Ganzen den Protestanten doch mehr, als sie unter den Umständen hoffen konnten. Doch der Trotz des Kaisers dem Widerwillen gegen dasselbe gegenüber veranlaßte endlich den Churfürsten Moritz (s. d. Art.) von Sachsen gegen ihn aufzutreten und das Glück seiner und seiner Verbündeten Waffen zwangen dem Kaiser zuerst den Vertrag zu Passau (den 16. Juli 1552) und endlich den Religionsfrieden zu Augsburg (1555) ab (s. Friedensschluß), in welchem zwar den weltlichen Ständen unbedingte Religionsfreiheit gelassen wurde, den geistlichen aber nur so weit, als sie der augsburgischen Confession (welche allein anerkannt ward) schon zugethan gewesen waren (s. Geistlicher Vorbehalt), und die Unterthanen der Religion ihrer Häupter zu folgen angewiesen wurden. Nun waren die Evangelischen als eine für sich bestehende kirchliche Gemeinschaft anerkannt, welche sich trotz aller späteren Anfeindungen immer mehr befestigt hat, ohne daß eine eigentliche Erweiterung an Territorialausbreitung stattfand; denn die norddeutschen Länder, welche sich erst später öffentlich für die R. erklärten, Wolfenbüttel, Hanover und Göttingen, waren ihr schon früher thätig zugethan und nur Kurland und Liefland erklärten sich unter Hermann Kettler 1561 noch öffentlich für die augsburgische Confession und in Polen ward 1573 Religionsfreiheit gewährt; dagegen wurden die geschlagenen Wurzeln der R. in Italien und Spanien gänzlich unterdrückt und in dem Östreichischen lastete sogleich vom Anfange herein ein großer Druck auf ihr. (Über die Ausbreitung der schweizerischen R. und ihre Abart in Großbritannien s. d. Artt. reformirte und anglicanische Kirche.) Nichts desto weniger blieb der Stand der evangelischen Kirche ein ge-

fährlicher, von äußeren und inneren Feinden bedroht, der aber dazu diente, den Sinn für die religiösen Interessen aufrecht zu erhalten und zur allmähligen immer größern Erstarkung beizutragen. Denn leider! wurden die beiden jungen Kirchen schon im XVI. Jahrh. noch durch Streitigkeiten unter sich und in ihrem eignen Schoße fortwährend zerrüttet; gegenseitig in Bezug auf die Lehren vom Abendmahle und von der Gnade; die lutherische durch die auf einander folgenden antinomistischen, interimistischen, adiaphoristischen, majoristischen, osiandrischen, stancarischen, synergistischen, kryptocalvinistischen Streitigkeiten (s. d. betreffenden Artikel), die reformirte durch die Absonderung der Socinianer und Arminianer und die Streitigkeiten über die Prädestinationslehre rc. Für die lutherische Kirche waren diese inneren Verhältnisse besonders verderblich, indem ihr daraus nicht allein der Verlust mehrerer zur reformirten Kirche übergehender deutschen Fürsten (s. reformirte Kirche) ward, sondern in ihr sogar eine neue Stabilität und ein Auctoritätsglaube sich entwickelte, der durch die 1580 veröffentlichte und zum symbolischen Buche erhobene Concordienformel (s. Glaubensbekenntniß) den ganzen evangelischen Geist wieder zu vernichten drohte. Nicht minder war die Gefahr von Außen. Nach einem erneuten Vereinigungsversuche durch das nichts bewirkende Religionsgespräch zu Worms (1557) zwischen Katholiken und Protestanten sprach das tridentiner Concil das Verdammungsurtheil gegen die Protestanten aus (1564); die Päpste suchten durch immer wiederholte Verdammungsbullen die ihnen treu gebliebenen Stände gegen jene aufzureizen; neue Mönchsorden, unter ihnen die Jesuiten (s. d. Art.), wurden ihre nur allzueifrigen Helfershelfer in Unterdrückung alles dessen, was gegen die päpstliche Gewalt sich zu stemmen suchte, und beständige Reibungen zwischen den protestantischen und katholischen Ständen mußten die Erbitterung immer mehr steigern, zumal da die Redlichkeit in Erfüllung der zweideutigen Stipulationen des Religionsfriedens auf beiden Seiten nicht eben groß war. So blieben also die Parteien einander immer feindlich als Corpus evangelicorum und Corpus catholicorum (s. d. Art.) gegenübergestellt und kämpften endlich als protestantische Union und katholische Liga den verhängnißvollen dreißigjährigen Krieg (s. d. Art.), der im westphälischen Frieden beiden Parteien gleiche Rechte gewährte und die protestantische Kirche zwar nicht vor fortwährenden Neckereien, aber doch vor einer gewaltsamen Unterdrückung sicher gestellt hat. Doch mitten unter den gefahrvollen Kämpfen erneuerten sich immer mehr Streitigkeiten in den evangelischen Kirchen, vorzüglich in der immer starrer werdenden lutherischen, welche theils gegen Schwärmer (wie Schwenkfeld, Böhme, Weigel, die Rosenkreuzer u. A.), theils gegen freisinnigere Theologen (Calixt, Spener u. A.) zu kämpfen hatte, bis endlich im XVIII. Jahrh. angeregt durch die englische Freigeisterei der ächt protestantische Geist allmählig wieder hervortrat und, wenn auch eine Menge Streitigkeiten bis auf die neueste Zeit sich folgten, diese doch weniger als Angelegenheit der Religion, denn als Sache der Theologie betrachtet wurden (s. theologische Systeme). Der größte Nachtheil für die evangelische Kirche lag in dem gegenseitigen Hasse der Glieder ihrer beiden Zweige; doch hat sich dieser in der neuesten Zeit fast ganz gelegt, in vielen Ländern sind die lutherischen und die reformirten Gemeinden zu einer evangelischen Kirche unirt (s. Union) und nur lutherische Fanatiker haben in unseren Tagen das eigentliche Wesen der R. in dieser Hinsicht ganz außer Augen gesetzt. — Hat sich nun zwar durch diese kurze übersichtliche Darstellung der Entstehung und des Ganges der R. schon genugsam dargethan, wie bedeutend sie für das politische Leben Deutschlands, ja ganz Europas gewesen ist und welche vielfachen Aufregungen, Erschütterungen, Umgestaltungen sie hervorgerufen hat; so scheint es doch noch nöthig zu sein über ihren moralischen Werth und ihren Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit überhaupt noch einige kurze Bemerkungen beizufügen. Ein Ereigniß, wie dieses, das nur durch

Kampf sich Bahn gebrochen und seit drei Jahrhunderten zwei feindliche große Parteien sich gegenübergestellt hat, muß nothwendig die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren, je nach dem Standpunkte, auf welchem der Beurtheiler steht. Beachten wir hier nur die sich schroff gegenüberstehenden Extreme. Die Gegner der R. halten sie in ihrem Grunde und Beginne für ungerecht und anmaßend, in ihrem Wesen für gehaltlos und unbefriedigend, in ihren Wirkungen und Folgen für die Quelle zahllosen Unheils; denn sie sei, sagen sie, eine revolutionaire Auflehnung gegen die legitime Gewalt gewesen, sie habe ihren Grund im Eigendünkel und in der Selbstsucht der Reformatoren gehabt, sie habe nur zur Folie für die Erreichung sinnlicher Zwecke und dem Streben nach Ungebundenheit aller Art gedient; sie habe ferner der Religiösität allen Grund genommen und ein willkührliches Glaubenssystem an deren Stelle gesetzt; sie habe endlich einen Geist des Widerspruchs, der Anmaßung und der Neuerung erzeugt, welcher die Quelle aller der folgenden Greuelscenen in der Geschichte sei, ja sie habe gerabezu die Völker in Opposition gegen ihre Regierungen gestellt und einen revolutionairen Geist unter ihnen verbreitet. Die Verehrer und Anhänger der R. behaupten dagegen, daß sie ein deutliches Zeugniß der göttlichen Vorsehung und unter dem Schutze des göttlichen Geistes entstanden und fortgegangen sei; daß sie den Grund alles Großen und Schönen in sich trage, das seit ihrem Beginne in der Geschichte sich entwickelt habe; daß sie demnach das segensreichste Ereigniß der neuern Zeit und daß durch sie allein ein Fortschreiten der Menschheit möglich geworden sei. Betrachten wir beide Ansichten genauer, so stellt sich allerdings schon auf den ersten Blick die Einseitigkeit beider deutlich vor Augen; nichtsdestoweniger aber muß das unparteiische Urtheil sich dennoch stets auf die Seite der R. unbedingt neigen. Schon der Zustand aller Verhältnisse der damaligen Zeit (s. oben), der unbescholtene Charakter der Reformatoren und der Umstand, daß sie ursprünglich nur aus einer Negation gegen Tyrannei und Mißbräuche aller Art hervorging, daß sie überall auf gesetzmäßigem Wege gegen übertriebene Anmaßungen gerichtet war, daß sie so vielfachen Anklang in den Herzen der Menschen fand und nur überwiegende Gewalt sie in einzelnen Ländern zu unterdrücken vermochte, noch mehr aber die bescheidene Weise, wie sie begann, weisen jeden Vorwurf als ungegründet zurück. Die R. war nicht das Product einzelner überspannter und aufgeregter Geister, sondern eine nothwendige Folge der Zeitumstände, ein Product des waltenden Zeitgeistes. „Wie Luther dachten und fühlten noch viele Andere — und immer mögen wir annehmen, daß, wäre Er nicht gewesen, ein Anderer dasselbe begonnen und bei gleicher Gunst der Umstände auch gleichmäßig vollbracht hätte" (Rotteck). Es war die Macht der Wahrheit, welche solches wirkte, und ist solche aus Gott, so war die R. ein Werk der göttlichen Vorsehung und sie hat sich als solches bewährt. Wohl trat sie mit heftigen Kämpfen ins Leben und Ströme von Blut und Greuel der Verwüstungen haben ihre fortschreitende Bahn bezeichnet; aber die Schuld davon lag nicht in ihr, sondern zum größten Theile in ihren Gegnern, welche theils durch ihre alles Recht verletzende und jedes Mittel für recht erkennende gewaltsame Verfolgung der Anhänger der R. Greuel auf Greuel häuften, theils diese dadurch zu Repressalien nöthigten, zum geringsten Theile in den Mißbräuchen, welche sich Einzelne auf sie gestützt erlaubten und denen jede Sache unterworfen ist. Sie trat als Widerspruch gegen angemaßte Vorrechte und Mißbräuche auf und erfuhr deßhalb dasselbe, was jeder Widerspruch gegen Unrecht, dessen Aufhebung zeitliche Interessen Einzelner verletzt, erfahren muß; denn die Geschichte lehrt leider! auf jeder Seite ihres großen Buches, daß die unrechtmäßige Gewalt gerade am Heftigsten sich jeder Minderung derselben widersetzt, und hier gerade hat es sich deutlich erwiesen, wie wenig von Oben herab auf Besserung des Zustandes der ganz entwürdigten christlichen Welt zu rechnen war. Alles Gute, Große und Edle hat sich durch den ganzen

Lauf der Geschichte hindurch erst durch blutige Kämpfe Bahn brechen müssen und alle trefflichen Einrichtungen in Kirche und Staat haben meist erst vorausgegangenen Revolutionen ihr Dasein zu verdanken. Aber nur Unkenntniß der Geschichte wird die R. eine Auflehnung gegen die gesetzmäßige Gewalt nennen, da sie von einem schwachen geistigen Anfange beginnend stets nur vertheidigungsweise verfahren ist, da sie nur von Millionen laut geforderte Rechtsgewährungen verlangte und nur gezwungen die Banden des Unrechts mit Gewalt von sich schüttelte. Freilich trat sie nun fortan als eine höhere Macht dem Bestehenden feindlich entgegen und gab gewissermaßen das Signal für alle Unterdrückte, sich muthig den Unterdrückern entgegenzustellen; aber von allen Schreckensereignissen der Geschichte trägt stets nur der Widerstand die Schuld, welcher die göttliche Anordnung durch menschliche Thorheit unterdrücken will. Der menschliche Geist ist von Gott zu einer immer höhern Entwickelung bestimmt und gleicht in seinem Wirken dem Gase, das in immer steigender Häufung zwar lange elastisch dem Gefäße sich fügt, aber endlich, wenn aller Raum beengt ist, mit seiner innern Gewalt es zersprengt. Wie soll es aber da stets ohne Übertreibungen abgehen? Hier also, wie überall, dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung. — Der Geist der R. war allerdings der Geist der Freiheit, aber nur der Freiheit, wie sie die Idee verlangt, der Freiheit des Glaubens und Denkens in den angewiesenen Schranken; sie warf zwar alle Fesseln der Menschensatzungen von sich und zerstörte in ihren Grenzen das Gebäude des Aberglaubens, aber sie setzte an deren Stelle das reine Wort Gottes, wie es in der heiligen Schrift vorliegt; sie gestattete wohl freie Forschung auf dem Gebiete der Religion und ließ die eigene Überzeugung frei walten, aber sie band diese an die Richtschnur der unumstößlichen ächten Christuslehre. Darum ward die evangelische Kirche auf einem festen Grunde aufgeführt; darum blieben ihr nicht nur alle Grundpfeiler, auf welchen das Christenthum selbst ruht; sondern sie erhielt auch durch Aussäubern des alten Unraths und durch Hinwegschaffung des übermäßigen Ausbaues ein freundlicheres und heiteres Innere, in welchem Gott nicht mehr hinter Dampfwolken und hinter dem Gitterwerk von Heiligen und Priestern, sondern in seiner reinen himmlischen Majestät dem geistigen Auge sich offenbart und nicht mehr durch äußern Pomp, sondern allein im Geiste und in der Wahrheit verehrt wird. Die R. trägt ihren hohen Werth in sich selbst und steht trotz aller Anfeindungen und Verunglimpfungen als ein schönes Denkmal des menschlichen Geistes da, das die Reinheit seines Wesens und die Gottgemäßheit seines Ursprung auch in seinen Wirkungen und Folgen beurkundet hat. Sie warf einen Lichtstrahl in die dunkelen und düsteren Verhältnisse des Lebens, der beleuchtend und belebend zugleich überall die hellsten Fackeln entzündete. Die Idee der Freiheit erregte den Geist zum Vorwärtsstreben und Wissenschaften und Gewerbe erwachten mit neuer Kraft zu fröhlichem Gedeihen; man darf nur mit unparteiischem Blicke die protestantischen Länder mit den katholisch gebliebenen vergleichen, um zu finden, auf welcher Seite der Vortheil liegt, und dennoch lehrt der Lauf der Geschichte noch, daß die protestantische Kirche erst ihre katholische Schwester auf der Bahn des Fortschreitens mit sich fortgerissen hat. Doch wollen wir auch nicht Alles unbedingt der R. zuschreiben; schon vor ihr begann an vielen Orten ein helles Licht zu scheinen, das nicht leicht wieder auszulöschen war, und wie sie selbst demselben ihre Entstehung verdankt, so hat dieses durch sie meist nur mehr innere Kraft gewonnen, würde aber vielleicht auch ohne sie, wenn auch auf andere Weise, seinen Schein weiter verbreitet haben. Eben so wenig dürfen wir auch ihre Schattenseite übersehen. Nicht allein der oben angedeutete Mißbrauch, den so Viele mit der neuen Erscheinung trieben, oder die Mißverständnisse, welche bei ihrem Erfassen vorkamen, sind beklagenswerthe Folgen der R., deren Schuld sie nicht trägt; sondern es entwickelte sich auch in ihr jener Pedantismus in der Wissenschaft, der bald

nur zu einem starren Spiele des Verstandes ward, jene Vernachlässigung der höheren Künste, welche dem Reiche der Phantasie angehören, jene Gleichgültigkeit gegen die Regungen des Gefühls in bürgerlichen, wie in religiösen Angelegenheiten, jene einseitige Verachtung alles dessen, was im Schoße der katholischen Kirche Großes geschah, daß erst die besonnenere neue Zeit hierin die rechte Bahn hat wieder einschlagen können. Doch selbst diese gerechten Vorwürfe können dem innern Werthe der R. keinen Eintrag thun und lassen sich genauer betrachtet durchgehends auf reine Mißbräuche oder wenigstens Mißverständnisse der ursprünglich reinen Idee zurückführen. — Vergl. Marheinecke, „Geschichte der deutschen Reformation" (4 Thle. 2. Aufl. Brelin 1831—1834); L. A. Seckendorf, „Commentatio de Lutheranismo et reformata religione" (Francof. 1692); Heeren's „Entwickelung der politischen Folgen der Reformation" (in dessen „Historischen Werken", Bd. I.); Planck's „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs" (Leipz. 1781—1800. 6 Bde. 8.); Ch. Villers, „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther" (3. Auflage. Paris 1808.). 23.

Reformbill, wörtlich Umgestaltungsgesetz. Eine außerordentliche Theilnahme bei der ganzen cultivirten Welt haben in neueren Zeiten die im britischen Parliamente verhandelten Reformen erregt. Es hatte sich nämlich in den vereinigten Königreichen ausgewiesen, daß verschiedene Einrichtungen, welche vor langen Jahren sehr zweckmäßig gewesen waren, bei gänzlich veränderten Zeitumständen die erwarteten Dienste nicht mehr geleistet, ja sogar das Gegentheil mitunter zu Wege gebracht hatten. Dieß war nicht blos bei den Municipaleinrichtungen und Corporationen der Fall gewesen, sondern hatte sich auch bei der Grundverfassung, den kirchlichen und Parliamentsangelegenheiten, so gefunden. Was die letzteren betraf, so hatte nicht allein ein jedes von den drei nach und nach mit einander vereinigten Königreichen (England, Schottland und Irland) an sich selbst im Innern eine von der andern oft sehr abweichende Verfassung behalten, sondern es war auch die Repräsentation selbst durch den ungleichen Anwuchs der Bevölkerung im Lande ganz aus dem Verhältnisse der natürlichen Gleichheit gekommen. So sendeten zum Unterhause in England: 40 Grafschaften 80 Knights (Ritter), 25 Städte 50 Citizens (Staatsbürger), darunter London 4, 167 Flecken (boroughs), jeder 2 Burgesses (Bürger), also 334, die Flecken Abingdon, Bambury, Bewdley, Hingham, Ferreres und Monmoulh 5 Burgesses, die 2 Universitäten Oxford und Cambridge 2 dergl., die 5 Hafen Dover, Sandwich, Romney, Hythe und Hastings so wie die Zubehörungen Rye, Winchelsea und Seaford 18 Barone; in Wales: 12 Grafschaften 12 Knights, 12 Flecken 12 Burgesses; in Schottland: 33 Grafschaften 30 Knights, 12 Flecken 12 Burgesses; in Irland: 32 Grafschaften 64 Knights, 34 Städte und Flecken 36 Burgesses, zusammen 658 Abgeordnete. Von den Flecken (Burgflecken) waren manche verfallen und zur Unbedeutendheit herabgesunken; doch hatten sie das Recht mitunter 2 Abgeordnete zu schicken, wogegen mehrere der größten Städte (weil sie früher unbedeutend waren) ohne Vertretung blieben. In Irland hatten wieder $\frac{1}{7}$ der protestantischen Einwohner mehr Abgeordnete als die übrigen $\frac{6}{7}$ Katholiken. Im Innern, bei den Corporationen und Municipalitäten, gab es andere Gebrechen. Dieß und mehreres Andere, besonders das grenzenlose Elend in Irland, dessen meist protestantische Grundbesitzer ihre Einkünfte im Auslande verzehrten und dem Innern nichts zu verdienen gaben, dann die Last des der Geistlichkeit gebührenden Zehnten, den der Pachter (farmer) geben mußte, kam nun, da der Staat nach erlangter Ruhe von Außen auf seine inneren Verhältnisse zurückgekommen war, auf einmal zur Sprache. Die bisherige Erfahrung hatte bewiesen, daß Reformen, so lange sie nicht für einen gewissen Zeitraum ganz durchgeführt sind, keine Grenze

kennen, an die man sich halten könnte, und daß, so lange die Grenze nicht festgestellt ist, auch die Versuche zur Erweiterung nicht aufhören. Ein jeder Brite hält an irgend einer Ansicht mit Wärme und so standen gar bald die Radicalen, welche das Übel mit der Wurzel ausgerottet wissen, und die Conservativen, die das Alte behalten wollten, einander gegenüber, die Besonnenen in der Mitte. Wer den Charakter dieses Volkes nicht kannte oder ihn gar mit dem eitlen, selbstsüchtigen seiner Nachbarn auf dem Festlande verwechselte, fürchtete für den geringsten Anfang, den man sich mit irgend einer Abweichung vom Bestehenden erlauben würde. Denn nicht zu läugnen ist, daß nur das eiserne Beharren des Briten bei jedem einzelnen Zuge seiner Verfassung, deren Umsturz (schon der vierte in der Generation des jetzigen Hauses) vorzubereiten verdächtig wurde, so wie das nur dadurch gesicherte Ersticken jedes Attentats dagegen gleich im Keime ihm seine Freiheit und mit ihr den hohen Standpunkt sichern konnte, den er in der moralischen Welt jetzt einnimmt, wogegen die geringste Abweichung die zweite und weitere im unabwendbaren Gefolge haben konnte. Allein nichts von dem Befürchteten erfolgte. Gerade das durch die ganze Masse des Volks verbreitete Streben jedes Einzelnen, an irgend eine Partei sich nach Gründen redlich anzuschließen, welches alle Indolenz, allen Indifferentismus und alle Verkäuflichkeit, sei es für Geld oder für Schmeichelei, ausschließt, ließ nicht einmal unruhige Auftritte, geschweige denn wirkliche Gefahren entstehen. So sind denn in allen den genannten Verwaltungsangelegenheiten bereits mehrere der bedeutendsten Verbesserungen wirklich ins Leben getreten und andere sind noch in der Berathung, welche alle unter den allgemeinen Ausdruck der Reformen gehören. Doch bezieht man den Ausdruck R. im besonderen Sinne auf die Reform im Parliamente und benennt die anderen Bills, wie gewöhnlich, nach dem besonderen Gegenstande: Corporationsbill, Irische Bill, Municipalbill, Zehentenbill u. a. 24.

Reformirte Kirche heißt die Kirchengemeinschaft des südlichen Deutschlands und namentlich der Schweitz, welche gleichzeitig mit der evangelisch-lutherischen Kirche im XVI. Jahrh. nach der Trennung vom Papstthume durch Zwingli und Calvin sich constituirte. Sie ward zunächst in der Schweitz durch dasselbe längst gefühlte Bedürfniß einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern und durch dieselbe äußere Veranlassung, wie im nördlichen Deutschland, ins Leben gerufen. Als nämlich der Franciskanermönch, Bernhardin Samson aus Mailand, Tezeln an Frechheit ähnlich, 1518 einen Ablaßkram unter den Alpen aufschlug, predigte Zwingli (s. d. Art.) mit solchem Erfolge gegen ihn, daß die Stadt Zürich jenem ihre Thore schloß. Hierdurch ermuthigt und vom Rathe zu Zürich begünstigt ging Zwingli in seiner Reform des Religionswesens immer weiter und schon 1520 erließ auf seine Veranlassung der große Rath ein Gebot, daß alle Prediger sich allein an die heiligen Evangelien und die Schriften der Apostel halten, von Menschensatzungen aber schweigen sollten. Zwar veranlaßten die Abmahnungen des Bischofs Hugo von Constanz und Anderer (1522) mehrere Verhandlungen vor dem Rathe; aber am 29. Jan. 1523 wurde nach einer öffentlichen Disputation auf dem Rathhause, zu welcher Zwingli 67 Theses gegen die ganze Äußerlichkeit des katholischen Kirchenwesens aufgestellt hatte, die Freiheit, das reine Evangelium zu verkünden, vom Rathe für den ganzen Canton bestätigt, weil Zwingli nicht aus der Schrift widerlegt worden sei. Zürichs Beispiele folgten bald mehrere andere Cantone. In Basel, wo bereits Capito und Hedio in evangelischem Geiste gewirkt hatten, entschied Ökolampadius für die Reformation; in Schafhausen veranlaßten noch vor 1522 Luther's Schriften und zwei Männer, die in Wittenberg studirt hatten, die ersten Verbesserungen, welche von da an Sebastian Wagner erweiterte. Ähnliches geschah gleichzeitig in St. Gallen durch Vadian und Joh. Keßler. In Bern aber, wo anfangs der große Rath, Zwingli's Reformation ablehnend, die gröbsten Miß-

bräuche auf eigene Hand abgestellt und Frieden geboten hatte, drängte Berthold Haller, Leutpriester am Münster, zur Entscheidung, und nach einer feierlichen Disputation (1528) ward die Annahme der neuen Lehre vom Rathe publicirt. Seit 1529 erklärten sich immer mehrere der kleineren Cantone, wie Glarus und Solothurn, für die von Zürich ausgegangene Reformation, welche sich äußerlich von der sächsischen durch größere Nüchternheit und entschiedeneres Zurückgehn zur Einfalt der apostolischen Kirche unterschied. Die Altäre wurden abgebrochen, die Bilder zerstört, die Klöster aufgehoben, die Messe abgeschafft, die Priesterehe freigegeben und das Abendmahl, welches leider den Grund zur Spaltung mit den sächsischen Reformatoren legte (s. Zwingli und Union), evangelisch gefeiert. Aber Krieg drohend standen die ganz katholisch gebliebenen sogenannten 5 Orte: Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern, den reformirten Cantonen gegenüber. Plötzlich eröffneten sie (9. Octbr. 1531) die Feindseligkeiten und siegten in der Schlacht bei Cappel (11. Oct.) über die unvorbereiteten Züricher. Zwingli selbst wurde im Kampfe erschlagen. Aber sein Werk ging nicht mit ihm zu Grunde. Bullinger, Wilh. Farel, Peter Viret u. A. wirkten in seinem Geiste fort, letztere namentlich in Genf, wo am 27. Aug. 1535 durch ein Edict der Regierung die katholische Messe abgeschafft und das Evangelium als alleinige Richtschnur der genfer Kirche anerkannt wurde. (Über das Reformationsjubelfest der Stadt Genf am 23. Aug. 1835 vergl. Röhr's „Kritische Predigerbibliothek", 16. Bd. 6. Hft. S. 1105 ff. „Morgenblatt 1835" Nr. 253 ff.). Alle überstrahlte aber der zweite Gründer der reformirten Kirche, Joh. Calvin (s. d. Art.), welcher durch die Macht seines Geistes der reformirten Kirche zahlreiche Anhänger gewann, durch Erweckung des kirchlichen Gemeinsinnes und durch Begründung einer Repräsentativverfassung dem Kirchenwesen zu Genf Ordnung und Freiheit gab und durch seine Schriften, Rathschläge und Schüler seinen Einfluß im Gegensatze gegen die Richtung Zwingli's, von welchem er namentlich in der Lehre von der Gnadenwahl und dem Abendmahle abwich, über die ganze reformirte Kirche verbreitete. Diese fand jetzt in mehreren Ländern Eingang und erhielt hier und da ein Übergewicht über die lutherische. In Deutschland trat zuerst der Churfürst Friedrich III. von der Pfalz (1559) zur reformirten Kirche über. Ihm folgten der gelehrte Landgraf Moritz von Hessen (1604), nachdem er die Versöhnung beider Kirchen vergeblich versucht hatte; ferner der Fürst Johann Georg zu Anhalt-Dessau (1597) und der Churfürst Johann Sigmund von Brandenburg (1614). Auch in den Niederlanden, wo der Prinz Moritz von Oranien der reformirten Lehre persönlich zugethan war, verbreitete sich dieselbe, obwohl unter harten Kämpfen. Aber durch die Parteiungen der Arminianer oder Remonstranten und Gomaristen oder Contraremonstranten (s. d. Artt.) ward die junge Kirche hier heftig erschüttert. Durch die Synode von Dortrecht (1618—1619) siegte der Calvinismus. Doch erhielten die Arminianer nach Moritz's Tode Duldung. Noch schwerere Kämpfe hatten die Reformirten in Frankreich zu bestehen, wo sie erst durch das Edict von Nantes (1598) Glaubensfreiheit erlangten, ohne jedoch bei dem Zwiespalte der strengen Calvinisten mit den gemäßigten Theologen zu Saumur sich zu einer Kirche vereinigen zu können. Am meisten waren die Reformirten in Großbritannien in Parteien zerspaltet (s. anglicanische Kirche), indem sich neben den Episkopalen die Presbyterianer, Puritaner, Brownisten u. a. bildeten. Sämmtliche Spaltungen in der reformirten Kirche haben ihren Grund in den verschiedenen Ansichten ihrer Stifter, Zwingli's und Calvin's. Namentlich wurden sie durch Calvin's streng particularistische Lehre von der Gnadenwahl veranlaßt, welche unter den reformirten Theologen eine ähnliche Opposition, wie früher unter den lutherischen, ins Leben rief, so daß sich, wie Lutheraner und Philippisten (Melanchthonianer), so Calvinisten und Zwinglianer entgegenstanden und noch, obwohl in neuerer Zeit nicht mehr so schroff wie einst, entgegenstehen.

über die Versuche, die Reformirten und Evangelisch-Lutherischen zu einer Kirche zu vereinigen, s. d. Art. **Union**. Die vorzüglichsten Schriften über die Entstehung und Fortbildung der reformirten Kirche sind: **Basnage**, „Histoire de la religion des églises réformées" (à la Haye 1723. II Voll.); **Hottinger**, „Helvetische Kirchengeschichte" (Zürich 1708); **Füßli**, „Beiträge zur Erläuterung der Kirchengeschichte des Schweizerlandes" (Zürich 1741); **Wirz**, „Helvetische Kirchengeschichte" (Zürich 1808. 4 Bde., fortgesetzt von Kirchhofer). 63.

Refraction des Lichts, s. Brechung.

Refractor, s. Fernrohr.

Refrain (spr. R'fräng) bezeichnet die in einem poetischen oder prosaischen Stücke wiederkehrenden Worte, sie mögen nun blos in einem oder mehreren Versen bestehen, in der Mitte oder am Ende der ganzen Reihe, oder auch mit etwas veränderter oder unveränderter Form, in demselben oder verschiedenem Sinne vorkommen. Oft bilden sie das Thema oder den Hauptgedanken, welcher durch Wiederholung und Variationen dem Ganzen einen nicht unangenehmen Schmuck verleiht und durchaus nicht leere Spielerei ist. Der R. wird dann ein Anhaltungspunkt, ein künstliches Band der Gedankenreihe, worauf auch schon der Ursprung des Namens hindeutet. Am Häufigsten wird der R. in lyrischen, idyllischen und überhaupt in solchen Liedern gefunden, wovon das Ende jeder Strophe im Tutti gesungen werden soll. Schon bei den Alten, z. B. Theokrit, Anakreon u. A., finden wir den R., noch mehr aber bei den neueren Dichtern, z. B. Götz, Gleim, Schmidt, Hagedorn, Voß u. A. In den sogenannten Madrigalen, dem Triolet, Rondeau ꝛc. ist die Stelle des R. nebst vorgeschriebener Zahl der Zeilen des ganzen Gedichts genau bestimmt. Man sehe G. F. Grotefend „Anfangsgründe der deutschen Prosodie" (Gießen 1815). 84.

Refrigerātor, Abkühler, heißt im chemischen Apparate dasjenige Gefäß oder derjenige Theil eines Destillirgefäßes, worin die destillirte Flüssigkeit sich abkühlt. 30.

Refugiés (spr. Refüschieh), Flüchtlinge, heißen vorzugsweise die französischen Auswanderer, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes im Auslande eine Sicherheit suchten und diese vorzüglich in den brandenburgischen Staaten fanden. Für die der Revolution von 1789 Entflohenen ward dagegen der Name **Emigranten** (s. d. Art.) gebräuchlich. 30.

Regalien (regalia) sind solche Rechte, welche mit der obersten Gewalt im Staate verbunden von derselben ausgeübt werden. Man theilt sie in **wesentliche** (essentialia s. majora) oder Hoheits- und Regierungsrechte, welche mit der Ausübung der obersten Gewalt im Staate eng verbunden sind, und **zufällige** (accidentalia s. minora) R. im **engern** Sinne. Was die letzteren betrifft, so sind diese fast in allen einzelnen Staaten verschieden; die wichtigsten sind wohl außer den bereits einzeln behandelten **Berg-**, **Forst-** und **Jagdregalien** das **Wasserregal**; dieß erstreckt sich vornehmlich auf größere schiffbare Ströme und besteht hauptsächlich in einem Oberaufsichtsrechte über einige Flußnutzungen, in einem Wasserpolizeirechte und dem Rechte auf gewisse Einkünfte für verliehene Flußnutzung; das Regal der **Heer-** und **Landstraßen**, welches das Recht bezeichnet von den auf Landeskosten hergestellten und unterhaltenen Straßen die Einkünfte zu ziehen und auf ihnen die Gerichtsbarkeit auszuüben (die unter dem Namen Communicationsstraßen bezeichneten Landstraßen gehören jedoch nicht hierzu, da sie in der Regel Eigenthum von Gemeinden oder von einzelnen Privatpersonen sind); das **Salzregal**; auch das Salz gehörte früher zu dem Privateigenthume, weßhalb gerichtlich von einem **Salzregale** nicht die Rede sein kann, doch wird es jetzt fast in den meisten Staaten den R. zugezählt, wenn gleich noch zur Zeit einzelne Salzwerke Privatpersonen zugehörig sind. Wichtig ist ferner das

Münzregal, d. i. das Recht des Landesfürsten in seinem Lande allein Geld zu prägen, so wie das Postregal. — Im Allgemeinen können diese Rechte, welche nach und nach aus dem Privateigenthume in das Staatseigenthum übergegangen sind, eben so auch von dem Landesherrn auf Privaten übergetragen werden. 85.

Regatta heißt eine zu Venedig alljährlich stattfindende Wettfahrt der Gondolieri. Sie geschieht auf den Canälen, welche vom Markusplatze auslaufen und bot sonst, wo die Nobili im höchsten Prunke als Zuschauer dabei erschienen, einen wirklich prächtigen Anblick dar. Jedes Boot ist nur von einer Person besetzt und gewisse Regeln bestimmen das Nöthige über Auslauf, das Begegnen, Ausstechen &c. während des Laufes. Die drei zuerst am Ziele anlangenden Boote erhalten eine Geldprämie. 1.

Regel, lat. regula; franz. règle; engl. rule, ist ein Satz, der uns zur Richtschnur bei irgend einer Thätigkeit dient. In Bezug auf ihr Wesen kann eine R. eine problematische sein, die versuchsweise als solche aufgestellt wird; eine assertorische, sofern sie uns die bequemste ist, und eine apodiktische, sofern sie den einzig möglichen Weg unserer Thätigkeit zeigt. In Bezug auf den Gegenstand ist sie eine theoretische und leitet dann unser Denken, oder eine praktische oder eine Kunstregel und bestimmt unser Handeln. Dem Zwecke nach sind sie entweder pragmatische oder Klugheitsregeln im äußern Leben, oder moralische, wie die Regeln der Moral. 77.

Regel de tri, Regel von drei Sätzen, Dreisatz, lat. regula de tribus (numeris, positionibus, proportionibus); franz. règle de trois; engl. rule of proportion, lehrt zu drei gegebenen Zahlen die vierte finden, so daß diese vier Größen in geometrischer Proportion stehen. Weil sie fast bei allen Geschäften des bürgerlichen Lebens vielseitige Anwendung findet, wird sie auch die goldene Regel, die Universalregel genannt. Sie zerfällt in die einfache und in die zusammengesetzte. Erstere beschäftigt sich damit, zu drei gegebenen Gliedern das vierte zu suchen, d. h. die hierher gehörigen Aufgaben bestehen aus einer einzigen Proportion, und letztere, welche von den Rechenmeistern nach der Anzahl der gegebenen Sätze auch Regula quinque, septem u. s. f. genannt wird, besteht aus mehreren einfachen Proportionen, die entweder in mehrere einzelne Aufgaben, oder in einen einzigen Satz gestellt und berechnet werden. Beide Arten enthalten leichte Anwendungen der geometrischen Verhältnisse und Proportionen auf im bürgerlichen Leben vorkommende Größen. Die Rechenmeister unterscheiden noch 1) eine gerade R. de tri, R. de tri mit directen Verhältnissen, wenn die Größen einander gerade proportional sind, d. h. wenn mit einem Wachsen oder Abnehmen der einen auch ein Wachsen oder Abnehmen der anderen statt findet, und 2) eine umgekehrte R. de tri, verkehrte R., ungerade R. de tri, R. mit indirecten Verhältnissen, wenn die Größen einander verkehrt proportional sind, d. h. wenn mit einem Wachsen oder Abnehmen der einen ein Abnehmen oder Wachsen der anderen verbunden ist. So sind z. B. Waaren und Preise gerade und Arbeiten und Zeit bei gleicher Arbeit verkehrt proportional. Diese letztere Unterscheidung ist aber als überflüssig anzusehen, denn es gibt zur Berechnung des fehlenden vierten Gliedes nur eine R. Die Aufgaben der einfachen R. de tri lassen sich in folgende Classen bringen, als: 1) Muliplicationsaufgaben, bei welchen das erste Glied der Proportion 1 ist; 2) Divisionsaufgaben, bei welchen das zweite oder dritte Glied der Proportion 1 ist, und 3) gemischte Aufgaben, wo keines der drei gegebenen Gliedern aus einer 1 besteht. Die Aufgaben der zusammengesetzten R. de tri zerfallen 1) in solche, die in ihren Bedingungen Verhältnisse enthalten, welche unter einander durch Nebenverhältnisse verbunden nach der Anzahl der Glieder R. quinque, septem, novem &c. genannt werden und die zusammengesetzte R. de tri, auch R. multiplex genannt, wenn mehr als

fünf Glieder gegeben sind, bilden, und 2) in solche, die durch eine Reihe von Gleichheiten unter sich zusammen so verbunden sind, daß die eine aus der anderen folgt, welche nach der Kettenregel (s. d. Art.) aufgelöst werden können. 40.

Regen, lat. pluvia; franz. pluie; engl. rain, nennt man die bekannte Erscheinung in der Natur, bei welcher das in Dünsten aufgestiegene und in höheren Regionen der Atmosphäre niedergeschlagene Wasser in tropfbar flüssiger Gestalt auf die Erde herabfällt, insbesondere aber diese Tropfen selbst, so lange sie im Zustande des Fallens sind. Die Ausdünstung des den größten Theil der Erde bedekkenden Wassers erfüllt die Luft unaufhörlich mit einer großen Quantität dampf- und dunstförmigen Wassers, welches allemal zu Wasser concentrirt wird und als solches vermöge seiner Schwere herabfällt, wenn zwei mit ihm gesättigte Luftmassen von verschiedener Temperatur durch die fortwährend in der Atmosphäre stattfindenden Bewegungen sich vermischen, so daß die eine durch die andere erkaltet und der in ihr enthaltene Wasserdampf dadurch zerstört und niedergeschlagen wird. Von der größeren oder geringeren Menge von Wasserdampf, welchen diese Luftmassen enthalten, so wie dem größeren oder geringeren Unterschiede ihrer Temperatur hängt es ab, ob ein heftiger oder schwacher, ein anhaltender oder vorübergehender R. erfolgen soll. Aber nicht allein die Vermischung zweier Luftmassen ist Ursache, daß sich der Wasserdampf in ihr verdichtet und zersetzt und in tropfbarer Gestalt zum Vorscheine kommt; es können auch die Veränderungen, welche beständig in der Luft vorgehen und theils auf ihre Temperatur, theils auf ihre Dichtigkeit, ihre Elasticität, ihren elektrischen und magnetischen Zustand Einfluß haben, unmittelbare Ursache werden. In der Regel geht dem R. die Wolkenbildung voran und man darf annehmen, daß es nur aus Wolken regnen könne, weil der durchsichtige Dampf zuerst in Dunst, woraus die Wolken bestehen, und dann durch Vereinigung der feinen Bläschen zu Tropfen in R. verwandelt wird. Im Widerspruche hiermit sieht man dennoch zuweilen einzelne Tropfen ohne Erscheinung von Gewölk bei völlig heiterem Himmel herabfallen, welches man nur während des Sommers und meist nur beim Untergange der Sonne wahrnimmt. Während der Wärme des Tages geben nämlich alle feuchten Körper eine große Menge Dampf ab, welcher sich in der Luft vertheilt, ohne ihre Durchsichtigkeit zu stören. Je mehr sich Wasserdampf zersetzt, desto mehr strömt er von allen Seiten wieder herbei, wodurch die Wolke wieder neuen Stoff zur Unterhaltung des R. erhält, zu dem wird sie durch den Wind von einer Stelle zur andern geführt, wo sie immer auf neue Dunstmassen trifft, welche an die Stelle der zerstörten Dünste treten und nach kurzer Zeit ebenfalls zerstört werden. Die Wolke wird dadurch durchaus nicht erschöpft, sie kann vielmehr einen Zuwachs bekommen, wenn die Menge der sich mit ihr vereinigenden Dünste größer wird, als die sich in ihrem Innern zersetzende Menge. Nach der Größe der niederfallenden Tropfen und deren Fallverbreitung unterscheidet man: Dunstregen, welcher in Form einzeln zerstreuter Tröpfchen (aus wolkenfreier blaßblauer Luft) nur kurze Zeit hindurch fällt; Staubregen, welcher theils vermehrter Dunstregen, theils Wasserniederschlag ist; Strichregen, welcher namentlich im Frühlinge aus einzelnen abgesonderten Wolken nur beschränkte Districte trifft und gleich dem Platzregen nur Entladungserfolg sogenannter stiller Gewitter ist; Landregen, der anhaltendste und über weite Strekken verbreitete, welcher oft 50 und mehrere Tage dauert und, wenn er in einem Jahr oft wiederkehrt, die nassen Sommer erzeugt; Schlagregen, kurz anhaltender, aber heftiger Regenschauer; Platzregen, von den geringeren Gewitterschauern bis zu den verheerenden Wolkenbrüchen (s. d. Art.). Nach den ihn begleitenden Phänomenen unterscheidet man dunklen und (elektrisch und feurig) leuchtenden; nach den Entstehungsbedingungen Schleier-, Nebel-, Cumulo- und Stratusregen. Das Regenwasser ist eigentlich nur reines Was-

ser, weil die Bildung des aufsteigenden Dampfes ein eigentlicher Destillationsproceß im Ganzen genannt werden kann; indeß finden sich darin verschiedene Substanzen beigemischt, die es in sich aufnimmt, wenn es in tropfbar flüssiges Wasser verwandelt wieder zur Erde herabsinkt. Denn da auch andere Dünste, Rauch u. dgl., namentlich bei anhaltender trockener Witterung und lange anhaltender Dürre, in die Atmosphäre aufsteigen, so müssen auch hauptsächlich die ersten Regentropfen am Stärksten verunreinigt, die folgenden aber fortdauernd reiner werden. Doch kommen mit oder ohne Bekleidung von Wasser zuweilen auch die verschiedensten Substanzen aus der Atmosphäre herab, welche man Blutregen, Schwefelregen, Aschenregen u. s. w. genannt hat; ja sogar Thiere, Pflanzen und Früchte regnet es zuweilen, jederzeit aus dem ganz natürlichen Grunde, weil sie durch heftige Luftströmungen in die Höhe gehoben, eine bedeutende Strecke fortgeführt worden waren und beim Aufhören des Sturmes wieder herabfielen. Die Regentropfen vergrößern sich immer mehr, wenn sie beim Herabfallen durch wärmere mit Wasserdampf gesättigte Luftschichten gehen, weil sie nahe um sich eine niedere Temperatur erzeugen, welche neuen Niederschlag von Wasser zur Folge hat, das sich mit dem Tropfen vereinigt. Im Allgemeinen sind die durch den Nebel gebildeten Wassertropfen viel kleiner als die des Regens, weil der Nebel sich dicht an der Erde erzeugt. Im Winter sind sie kleiner als im Sommer und in kälteren Gegenden kleiner als in wärmeren, weil aus der kälteren Luft weniger Wasserdunst niedergeschlagen werden kann. Die größten Tropfen sieht man im Sommer vor einem Hagelwetter. Diese sind wahrscheinlich in den unteren warmen Regionen geschmolzene Hagelkörner, welche aus sehr bedeutenden Höhen herabkommen. Die größten Tropfen aber kommen in den heißesten, den Äquatorgegenden, vor. Daß sich die Regentropfen im Fallen noch vergrößern, erkennt man auch daraus, daß die Wassermenge bei jedem R., welche auf einem niedriger gelegenen Orte auffällt, größer ist, als die an einem höhern Orte sich sammelnde. Zur Bestimmung der verschiedenen jährlichen Regenmenge an verschiedenen Orten auf dem Erdboden bedienen sich die Meteorologen eigener Instrumente, welche Regenmesser, Ombrometer, Hyetometer (s. d. Art.) heißen. Berechnungen zufolge beträgt die mittlere Quantität des jährlich zu Paris im Hofe des Observatorium gefallenenen Regens 56 Centimètres, während die mittlere Quantität, welche auf die Terrasse fällt, nur 50 Centimètres beträgt. Hieraus folgt, daß zu Paris die Quantität des Regens, welche bis 28 Mètres Höhe fällt, nur $\frac{8}{9}$ derjenigen ist, welche auf der Ebene fällt. Wie groß die mittlere Menge für die ganze Erdoberfläche sei, läßt sich gar nicht bestimmen, doch nimmt Bergmann ungefähr 30, de la Metherie hingegen nur 24—26 Zoll an. Vergl. Kamtz's „Lehrbuch der Meteorologie" (Bd. I.); Schübler's „Grundsätze der Meteorologie u. s. w." (Leipzig 1831) und Kastner's „Handbuch der Meteorologie" (Erlangen 1825, 1830. 2 Bde.). 40.

Regenbad oder Schauerbad (**Hydrokonion**), wobei der ganze Körper mit Wasser bespritzt und durch den daraus entstandenen Kitzel eine gewisse Reizbarkeit und Frische desselben bewirkt wird, wird vermittelst eines Rohres, das wie bei einer Gießkanne in eine breite Platte ausgeht, in welcher kleine Öffnungen befindlich sind, bewerkstelligt. Der Walz'sche Apparat dazu wird in einem Schranke aufgestellt, der in einer Stube bequem sein Plätzchen findet. Im Nothfalle kann selbst die Gießkanne dazu benutzt werden. 35.

Regenbogen, lat. iris, arcus coelestis; franz. arc en ciel; engl. rainbow, ist der Name des farbigen Bogens, welcher sich im herabfallenden Regen oder anscheinend in der Regenwolke zeigt, wenn es beim Scheine der Sonne letzterer gegenüber regnet. Ist die Erscheinung vollständig, so sieht man zwei Bogen, welche concentrisch sind und beide ihren Mittelpunkt genau der Sonne gegenüber

haben, in der Richtung nämlich, wohin der Schatten des Kopfs des Beobachters fällt. Der innere Bogen heißt seiner viel lebhafteren Farben wegen der Hauptregenbogen (iris primaria), der äußere der Nebenregenbogen (iris secundaria). Der Hauptregenbogen zeigt die Farben des prismatischen Sonnenbildes und zwar macht das Roth den äußern Rand oder der Halbmesser des rothen Bogens ist größer als der der übrigen, welche sich in derselben Ordnung wie im prismatischen Farbenbilde an einander reihen, so daß der violette Bogen den innern Rand bildet. Die Farben folgen nämlich in folgender Ordnung auf einander: violet, purpur, blau, grün, gelb, orange und roth. In dem äußeren R. dagegen erscheinen die Farben in entgegengesetzter Ordnung, so daß das Violette den äußern, das Rothe den innern Rand bildet, dessen Bogen am kleinsten ist. Auch erblickt man nicht selten außer diesen Hauptbogen secundäre Bogen, deren Farben zu einander im Ergänzungsverhältnisse stehen und die gleich den Hauptbogen einem vollständig polarisirten Lichte ihren Ursprung verdanken. Regnet die Wolke nicht an allen Stellen, so erscheinen nur einzelne Theile eines Regenbogens, welche Wetter- oder Regengallen und, wenn statt des Lichtes der Sonne das des Mondes das Farbenbild erzeugt, Mondregenbogen heißen. Man erblickt den R. auch zuweilen im Nebel weiß und ohne Farben, wahrscheinlich weil das geschwächte Sonnenlicht das Erkennen der Farben nicht gestattet. Am Hauptregenbogen zeigt sich nicht selten an der innern Seite eine Wiederholung des Grün und Violet, so daß sich an den violetten Bogen noch ein schmaler grüner, dann ein violetter, wieder ein grüner und zuletzt noch ein violetter anschließt. Diese Farbenwiederholung ist meist nur am höchsten Theile des innern Bogens sichtbar und verliert sich da, wo der Bogen gegen den Horizont herabgeht. Der R. kann nicht über dem Horizonte erscheinen, wenn die Höhe der Sonne mehr als 42° beträgt, bei niedrigerem Stande der Sonne ist sein Bogen desto höher, je niedriger die Sonne steht, und beim Aufgange oder Untergange der Sonne erscheint er als voller Halbkreis. Wenn die Sonne beim Auf- oder Untergange sehr roth erscheint, so zeigt auch der R. fast keine andere Farben als roth und gelb und desto weniger von anderen Farben, je röther die Sonne selbst gefärbt ist. Daß die Regentropfen und nicht die Wolke die Veranlassung zur Entstehung des Regenbogens geben, sieht man daraus, daß der untere Theil des Regenbogens oft in seinem vollen Glanze vor den Gegenständen auf der Erde sich beweist und diese zu bedecken scheint; steht der Beobachter hoch, so kann er den R. zuweilen als beinahe einen ganzen Kreis bildend auch von den nicht sehr entfernten, unter ihm liegenden Gegenständen sehen. Der scheinbare Halbmesser (der äußere und der innere) des Hauptregenbogens beträgt 40° 16′—42° 2′, der des Nebenregenbogens (der innere und der äußere) 50° 59′—54° 9′. Eine so glänzende Lufterscheinung als diese hatte in den alten Zeiten zu vielen Fabeln die Veranlassung gegeben und von jeher die Aufmerksamkeit der Naturforscher beschäftigt. Indessen war der Bischof von Spalatro, de Dominis, der Erste, welcher, im Anfange des XVII. Jahrh., die Entstehung des Hauptregenbogens aus dem in den Regentropfen zweimal gebrochenen und einmal zurückgeworfenen Lichte richtig herleitete und durch folgenden leichten Versuch erläuterte. Man hängt eine hohle mit Wasser gefüllte Glaskugel an einer Schnur auf, die über eine Rolle geht, so daß man die Kugel erhöhen und erniedrigen kann. Hängt sie nun hoch in den Sonnenstrahlen und man stellt sich mit dem Rücken gegen die Sonne, so daß eine vom Auge nach der Kugel gezogene gerade Linie mit den Sonnenstrahlen einen Winkel von etwa 54° macht, so erblickt man in der Kugel einen violetten Fleck. Läßt man sie langsam tiefer herunter, so erscheinen nach und nach alle übrigen Farben des Prisma und endlich die rothe, wenn jener Winkel auf 52° vermindert worden ist. Senkt man die Kugel immer noch tiefer, so sieht man anfangs nichts in ihr, bis endlich, wenn die Linie aus dem

Auge gegen die Sonnenstrahlen unter einem Winkel von 42° geneigt ist, wieder das Rothe lebhafter als vorher erscheint, dem nachher die übrigen Farben des Prisma in ihrer Ordnung folgen bis zum Violetten, wo jener Winkel an 40° beträgt. Tiefer herunter sieht man weiter keine Farben in der Kugel. Descartes wiederholte nachher diesen Versuch umständlicher und erklärte die zu beiden R. nöthigen Brechungen und Zurückwerfungen richtiger und viel genauer als sein Vorgänger. Aber er war eben so wenig als dieser im Stande, über die Farben, welche die Hauptsache bei dem R. ausmachen, etwas Befriedigendes zu sagen, weil er die verschiedene Brechbarkeit derselben nicht kannte. Es war aber dem großen Newton, der zuerst das Licht in Farben spaltete, vorbehalten, eine genaue und vollständige physikalische Erklärung dieser ziemlich verwickelten natürlichen Erscheinung zu geben. Er erklärt die Entstehung des Hauptregenbogens durch Lichtstrahlen, die in den Regentropfen zwei Brechungen und eine Zurückwerfung erleiden und die des Nebenregenbogens durch Lichtstrahlen, die an der Hinterseite des Tropfens zwei Zurückwerfungen nach dem Innern zurück erlitten haben. Seltener zeigen sich außer den gewöhnlichen R. mit dem Horizonte zugewendeten Bogenenden umgekehrte Bogen, deren Krümmung nicht nach Oben, sondern nach Unten gerichtet erscheint, welche wahrscheinlich durch Spiegelung der Sonne in Wasser und Reflexion dieser Sonnenstrahlen von der Wasserfläche zur Regenwand entstehen. Ferner sieht man in den Thautropfen auf einer Wiese oder in den Wassertropfen der Meereswellen dem R. ähnliche Erscheinungen, die man unter dem Namen arc-en-terre, arc-en-mer kennt und deren Erscheinung darin besteht, daß ein farbiger dem R. gleicher elliptischer oder hyperbolischer farbiger Bogen sich auf dem Boden ausdehnt. Auch sieht man doppelte R., wenn man sich nahe genug an einer großen und stillen Wasserfläche befindet und die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen auf die Regentropfen fallen. Eben so sieht man auch bei allen Wasserfällen, wo das Wasser sich in eine Menge von Tropfen zertheilt, wenn man hinter sich die Sonne und vor sich einen dunkeln Grund hat, bei hellem Wetter, beständige R. in dem Wasserstaube, die oft einen ganzen Kreis bilden. 40.

Regenbogen (Barthel), ein deutscher Meistersänger in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh., von dessen Lebensumständen wir nichts mehr wissen, als daß er ein ehrsamer Schmid zu Mainz war und mit seinem berühmteren Landsmanne H. Frauenlob im Gesange wetteiferte. Seine auf uns gekommenen Gedichte (Maness. Samml. II. 197—198) zeigen ihn uns als einen so trockenen Reimer, wie nur irgend einer aus den Schulen der zunftmäßigen Meistersänger hervorgegangen ist. 67.

Regeneration, s. Reproduction.

Regenmesser, s. Hyetometer.

Regensburg (einst Augusta Tiberii, dann Imbripolis, gewöhnlich Ratisbona), eine von den ältesten Städten Deutschlands, noch von den Römern gegründet und Hauptstadt des Regenkreises im Königreiche Baiern, Sitz des Generalcommissairs und eines Bischofs, liegt an der Mündung des Regen in die Donau, über die eine berühmte steinerne, 1098 Fuß lange, 23 Fuß breite, von 15 Bogen getragene und von Heinrich dem Stolzen 1135 erbaute Brücke führt, in einem weiten Thale, welches von den Höhen am linken Donauufer beherrscht wird. Die Stadt ist bis auf den seit dem Brande 1809 aufgebauten neuen Theil altmodisch und unfreundlich gebaut und hat mit der gegenüber, jenseits der Donau gelegenen Stadt am Hof 23000 Einw., von denen $\frac{2}{3}$ Katholiken sind. Besonders von der hohen nürnberger Straße her nimmt sich die Stadt prächtig aus mit ihren alten Thürmen, der schönen obengenannten Brücke, Stadt am Hof, den beiden Donauinseln, den vielen Landhäusern und Gärten. Sie hat starke Mauern, aber schlechte Graben mit Contrescarpe und ihre einzig regelmäßige

Straße ist die Maxstraße. Die merkwürdigsten Gebäude sind: der im XIII. Jahrh. erbaute Dom mit schönen Glasmalereien und den Denkmälern der Bischöfe Philipp Wilhelm, Anton und des Churerzkanzlers von Dalberg; das Rathhaus, von 1662 bis 1806 dauernder Sitz des deutschen Reichstags; die ehemaligen Reichsabteien St. Emmeran mit Bibliothek, Museum und Gemäldesammlung und den Grabmälern zweier Könige; Nieder- und Obermünster; die protestantische St. Peters- und Dreieinigkeitskirche; das Regierungsgebäude; die alte Kapelle (jetzt Garnisonkirche), durch Alter und Bauart merkwürdig, das Palais des Fürsten von Thurn und Taxis, der Ditmar'sche Palast, das Schauspielhaus und der alte Römerthurm. An wissenschaftlichen Anstalten gibt es ein Lyceum, ein Gymnasium, ein katholisch-theologisches Seminar, eine Realschule, ein Blindeninstitut, eine Zeichnenschule, eine botanische Gesellschaft, eine Sternwarte, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum von mathematisch-physikalischen Instrumenten und eine Gemäldesammlung. Die Einwohner unterhalten Schiffbau, Schifffahrt und Handel auf der Donau, welche hier zwei von Fischern und Schiffern bewohnte Inseln, Ober- und Unterwörth, bildet, verschiedene Fabriken, große Wachsbleichen und mancherlei Gewerbsamkeit. Berühmt sind die Bierbrauereien, auch stehen der regensburger Meth und die Würste im Rufe. Es gibt um die Stadt, auf der Brücke und auf beiden Donauinseln schöne Spaziergänge und in den schönen Anlagen und Alleen um R. sind die Denkmäler des Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis, der viel zur Verschönerung der Umgebungen beitrug, des Fürsten Primas, Karl von Dalberg, und des hier im Jahre 1630 gestorbenen berühmten Astronomen Keppler. Lange Zeit war diese Stadt der Sitz der baierischen Herzöge, seit dem XIV. Jahrh. freie Reichsstadt und von 1662—1806 der Sitz des deutschen Reichstages. Am 23. April 1809 schlug hier Napoleon mit 140000 Mann 130000 Östreicher unter dem Erzherzoge Karl und eroberte darauf R. (s. Abensberg). 71.

Regent wird im Allgemeinen das gesetzmäßige, die oberste Leitung führende Staatsoberhaupt genannt; im besondern Sinne versteht man darunter das Oberhaupt eines solchen Staats, welcher einem Einzelnen unterworfen ist, der die Zügel der Regierung in der Hand hält; 2) derjenige, welcher als Nächster zur Regierung das Staatsruder für den Berechtigten einstweilen führt, so lange dieser durch Umstände behindert ist, wie Georg IV. während der Schwäche seines Vaters. *Mitregent* ist der, welchen der Berechtigte zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften zugelassen hat. 17.

Reggio (Herzog von), s. Oudinot.

Regie (spr. Reschih) ist die Verwaltung eines Geschäfts, welches als *Finanzunternehmung* betrieben wird, und *Regisseur* (spr. Reschissör) der Dirigent desselben. Der Ausdruck wird dann auch auf Privatunternehmungen, welche auf Speculation gegründet sind, angewendet. Vorzüglich gebraucht man den Ausdruck Regisseur beim Theater, welcher die Bestimmung der aufzuführenden Stücke und die Besetzung der einzelnen Rollen zu besorgen hat. 17.

Regierung (aus dem lateinischen regere) ist 1) die gesetzmäßige Ordnung und Lenkung eines Gemeinwesens oder eines Staates; 2) das dazu bestimmte oberste Collegium für die Angelegenheiten des Innern; 3) das oberste Verwaltungscollegium einer Provinz. Die Beisitzer solcher Collegien pflegen den Titel *Räthe*, *Regierungsräthe*, der Director aber (meistens) den als *Kanzler* zu führen. Die dazu gehörige Expedition nennt man die *Kanzlei*. Unter den verschiedenen Arten, die Verwaltung eines Staats zu lenken, unterscheidet man hauptsächlich 1) die *monarchische* Regierungsform (wo Einer regiert, Alleinherrschaft), die *aristokratische* (bei welcher nur einige der Angesehensten und Vornehmsten die Herrschaft führen) und die *demokratische* (an welcher die ganze

Nation Antheil hat); 2) die **beschränkte** R. (durch weise Gesetze, Einrichtungen und Stände) und die **unbeschränkte**. Bei jeder Regierungsform wird jedoch vorausgesetzt, daß sie **gesetzmäßig** ist; sonst würde Usurpation vorhanden sein. 17.

Regillo da Pordenone, ein berühmter italienischer Maler venetianischer Schule, hieß eigentlich Giovanni Antonio Licinio und war im Jahre 1484 zu Pordenone geboren. Giorgione ward sein Vorbild, doch bildete er sich einen selbstständigen Styl und gelangte bald zu einer so hohen Stufe künstlerischer Vollkommenheit, daß er es wagen konnte, mit seinem großen Zeitgenossen und Nebenbuhler Tizian in die Schranken zu treten und gemeinschaftlich mit ihm den großen Saal der Pregadi und die St. Johanniskirche seiner Vaterstadt zu malen. Diese Gemälde, so wie ein heiliger Lorenzo Giustiniani in der Kirche Santa Maria del Orto, sind seine berühmtesten. Zwar stehen sie denen Tizian's, besonders hinsichtlich der Farbengebung und der Auffassung, unbedingt nach, gehören aber in vortrefflicher Wahl der Tinten, Zeichnung und Ausführung unbezweifelt zu den besten jener Periode. Auch zu Mantua, Vicenza und Genua findet man einige Meisterwerke dieses Künstlers. Derselbe starb im Jahre 1540 zu Ferrara, wahrscheinlich an Gift. Unter seinen zahlreichen Schülern sind Francesco Minzocchi, Pomponio Amalteo und Bernardino Licinio die berühmtesten. 36.

Regiment ist die Bezeichnung einer größern Militairabtheilung (s. das Nähere unter dem Art. Militair). Form und Benennung ist ursprünglich deutsch. Nämlich: Prinz Moritz von Oranien ertheilte gewissen Officieren den Auftrag, in Deutschland Reiter anzuwerben, worüber dieselben vermöge des Vertrages das R., d. h. den unumschränkten Befehl, nebst allen Vorrechten behielten. Diese Obersten nannten sodann den Trupp Reiter, den sie formirt hatten, ihr R. Das R. wurde wieder in kleinere Abtheilungen getheilt, welche man Schwadronen oder Rittschaften nannte, über die ein Rittmeister das Commando führte. Hiervon ist nun die Bezeichnung R. beibehalten worden und auch auf die Infanterie übergegangen. Ein damaliger Oberst hatte in seinem Regimente noch einen Lieutenant (Stellvertreter), welcher bei Abwesenheit oder Krankheit desselben das Commando führte und daher Oberstlieutenant genannt wurde; außerdem noch eine Charge, den Wachtmeister, welcher über den innern Dienst, die Feldwachen 2c. die Aufsicht führte und daher der Oberstwachtmeister (Major) hieß. Auch diese Gradbezeichnungen haben sich bei den späteren Organisationen in den meisten Armeen erhalten, wenn gleich die Dienstobliegenheiten derselben heutiges Tages andere sind. 61.

Regiomontanus (eigentlich **Johann Müller** von Königsberg), einer der vorzüglichsten älteren Mathematiker Deutschlands, am 6. Juni 1436 zu Unfind bei Königsberg in Sachsen-Meiningen geboren, widmete sich zu Leipzig und zu Wien unter dem großen Mathematiker Purbach den mathematischen und astronomischen Wissenschaften und ging dann (1462) mit dem gelehrten Cardinal Bessarion nach Italien, um das Griechische zu erlernen. Nach einem längeren Aufenthalte in Rom, Ferrara, Padua und Venedig und nach vollkommener Erreichung seines Zweckes kam er nach Wien zurück, wo er mathematische Vorträge hielt. Sein Aufenthalt in Ofen, wohin ihn Math. Corvinus berufen hatte, ward ihm bald durch die steten Unruhen in Ungarn verleidet und er faßte den Entschluß sich in Nürnberg niederzulassen, wo er 1471 mit B. Walter eine Druckerei errichtete, aus welcher kunstreiche mathematische Werke hervorgingen, welche selbst in Deutschland zu den größten Seltenheiten gehören. Papst Sixtus, der ihn zur Verbesserung des Kalenders 1475 nach Rom berief, erhob ihn zum Bischof von Regensburg. Ehe er aber mit der beabsichtigten Arbeit zu Stande kommen konnte, starb er am 6. Juli 1476 an der Pest oder wurde, wie Andere behaupten, von den Söhnen Georg's von Trapezunt, dessen Übersetzungsfehler im Ptolemäus er scho-

nungslos aufgedeckt hatte, aus Rache ermordet. Müller war der Erste, welcher in Deutschland das völlig vernachlässigte Studium der Algebra und Trigonometrie wieder in Aufnahme brachte und seine astronomischen Lehren auf selbst gemachte Beobachtungen gründete. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur die „Ephemerides astronomicae ab anno 1475 ad annum 1506“ (Norimb. 1474. 4.); das „Calendarium latinum in ann. 1475—1513“ (Norimb. 1473. 4.); den „Deutschen Kalender“ (Ebend. 1473. 4.); „Tabulae directionum profectionumque“ (Venet. 1485. 4.); „De reformatione Calendarii“ (Ibid. 1489. 4.); „Tabula magna primi mobilis cum usu multiplici“ (Norimb. 1475. 4.); „De cometae magnitudine et longitudine“ (Ibid. 1534. 4.) und „De triangulis omnimodis libri V“ (Ibid. 1533. Fol.). 66.

Register (aus dem spätern lat. registrum; franz. registre; engl. register; Andere fälschlich von regestum) ist überhaupt ein Verzeichniß von Namen und Gegenständen. Gewöhnlich ist die Art das leitende Princip, wie bei Geschlechtsregister, Schuldregister ꝛc. Zur leichtern Übersicht und zum bequemern Nachschlagen der Wörter, Namen und Sachen, welche in einem Buche vorkommen, wird demselben häufig ein solches R. in alphabetischer Ordnung angehängt. Es wird dann bald ein Wort-, bald ein Namen-, Sach- und Stellenregister ꝛc. genannt. Bei größeren Werken bildet das R. wieder ein besonderes Buch und heißt auch statt dessen wohl im Allgemeinen Anzeiger (index). In einem andern Sinne werden auch mehrere Dinge einer Art, ohne den Nebenbegriff eines Verzeichnisses, unter R. verstanden. Wie z. B. das Flötenregister ꝛc. bei den zu einer Stimme gehörenden Pfeifen in der Orgel und bei Kunstdrechslern alle zu einer Art der Arbeit gehörigen Dinge, Modelle ꝛc. Endlich ist auch R. ein Werkzeug, welches mehrere Dinge einer und derselben Art in Bewegung setzt. So in der Orgel die dünnen beweglichen Stäbe unter dem Pfeifenstocke und in Schmelz-, Destillir- und Reverberiröfen eine Vorrichtung zum Regieren des Feuers, welche der Chemiker auch Spiracula nennt. Außerdem hält auch der Buchdrucker R., indem er den Bogen beim Wiederdrucke genau nach den beim Schöndrucke entstandenen Stiftlöchern auflegt, damit die Columnen genau auf einander passen. — Beim Bergbaue werden vorzugsweise die Ausgabe- und Einnahmebücher R. genannt, welche die Schichtmeister zu führen verbindlich sind. Von denselben hat jeder Schichtmeister ein sogenanntes Einlegeregister behufs der Aufrechnung und Defectur einzureichen, welches von dem Receßschreiber in Empfang genommen und examinirt wird. Diese R. werden von demselben bei der feierlichen Oberbergamtssession am Schlusse jedes Quartals zur Aufrechnung durchgegangen. 84. 76.

Registrator ist diejenige Person in Gerichten, welche zunächst nach dem Actuar und Viceactuar, welche die Acten ordnen und heften, zum Eintragen einzelner Verhandlungen, Anfertigung von Protocollen und Registraturen über summarische Verhöre oder mündliche Anbringen der Parteien verpflichtet ist, so viel als anderwärts Protocollant, Protocollführer. Registratur ist daher die vom R. aufgenommene Schrift (Protocoll) über die ihm gemachten Aussagen oder Anbringen; dann auch die Expedition, wo die Registratoren sitzen; endlich das Actenlocale (Stube, — Schrank, Repositorium), wo Acten und Registraturen aufbewahrt werden. 3.

Reglement (spr. Räglmang) heißt die Gesammtheit von Anordnungen oder Vorschriften in einem bestimmten Fache oder für einen Geschäftsgegenstand. 3.

Regnard (spr. Renjahr) (Jean François), der zweite Lustspieldichter der Franzosen, am 8. Febr. 1655 zu Paris geboren, ging nach Beendigung seiner Studien nach Italien, wo er durch hohes und glückliches Spiel sein ererbtes bedeutendes Vermögen vermehrte. Auf einer zweiten Reise nach diesem Lande lernte er

eine schöne Provençalin kennen und verliebte sich in sie. Er begleitete sie nebst ihrem Gatten nach Toulon, ward aber auf dem Wege mit allen Reisegefährten von algierischen Seeräubern gekapert und nach Constantinopel gebracht. Als Sklave verkauft wußte er sich durch seine Kenntnisse in der Kochkunst die Gewogenheit seines Herrn zu erwerben, die er aber bald durch die Entdeckung eines nähern Umgangs mit dessen Frauen verscherzte. In der größten Bedrängniß entweder ein Muhammedaner oder verbrannt zu werden, erhielt er sein Lösegeld und kam mit seiner Geliebten, die er ebenfalls loskaufte, glücklich davon. Kaum hatte er aber zu Paris Anstalten gemacht sich mit dieser auf die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls zu verbinden, als der Todtgeglaubte ankam und seine Pläne vereitelte. Mißmuthig machte er mehrere Reisen nach Holland, Dänemark, Schweden, Lappland, Polen und Deutschland und kaufte sich nach seiner Heimkehr eine einträgliche Stelle. Seine treffliche Tafel zog bald eine Menge Freunde in sein Haus, welches jedem lustigen Gesellen offen stand. In den Stunden, welche ihm die Freuden des Lebens übrig ließen, dichtete er seine trefflichen Lustspiele, welche jetzt noch eben so gern wie die Molière's gesehen werden. Er lebte abwechselnd zu Paris und auf seinem Landgute Grillon bei Dourdan, wo er am 4. Sept. 1709 an den Folgen einer allzustarken Arznei, die er gegen Unverdaulichkeit genommen hatte, starb. Seine Lustspiele, unter welchen „Le Joueur" (1696), „Le Distrait" (1697) und „Le légataire universelle" (1708) die bedeutendsten sind, müssen als Charakter- und Intriguenstücke zugleich gelten, sie sind fast in jedem Zuge voll Witz und Laune, wahrhaft komisch, oft burlesk (aber nie gemein), jovialisch und natürlich. Molière schwebte ihm oft als Muster vor, aber er kann in keiner Beziehung als dessen Nachahmer gelten. Seine Diction ist fein und correct, die ihm eigene Leichtigkeit des Dialogs fast unübertrefflich. Seine übrigen Schriften, die „Voyage en Flandre, Hollande, Danemark, Suède, Laponie, Pologne, Allemagne" (1731) etwa ausgenommen, sind unbedeutend. Die besten Ausgaben seiner „Oeuvres complètes" besorgte Garnier (Par. 1790. N. E. 1820. 6 Voll. 8.) und Crapelet (Par. 1823. 6 Voll. 8.). Die älteren Ausgaben werden nicht mehr geschätzt. 67.

Regnault (spr. Renjohl) (Michel Louis Etienne), ein während der Kaiserzeit oft genannter Mann, 1759 zu Saint-Jean d'Angeli geboren, lebte vor der Revolution als Advocat zu Rochefort und ward zum Deputirten bei den Generalstaaten gewählt. Er wand sich, obschon durch seine Mäßigung den Terroristen verhaßt, geschickt durch alle Gestaltungen der Revolution und ward Administrator der Hospitäler der italienischen Armee und in dieser Eigenschaft mit Buonaparte näher bekannt, welchem er sich von jetzt an mit rastlosem Diensteifer anschloß. Nach der Revolution des 18. Brumaire, an deren Vorbereitung er großen Antheil nahm, rief ihn Buonaparte in den Staatsrath und brauchte ihn vorzüglich bei seinen geheimen Geschäften, wozu R. durch seine genaue Kenntniß seiner Zeit und Zeitgenossen sich geschickter als sonst irgend Jemand zeigte. Napoleon überhäufte ihn mit Ehrenstellen und Wohlthaten und schuf sogar 1810 die Stelle eines Staatssecretairs der kaiserlichen Familie für ihn. Er hatte seitdem bei allen wichtigen Angelegenheiten die Hände im Spiele und wurde nach der zweiten Restauration, obschon er den Bourbons seine Dienste angeboten hatte, auf die Liste der Proscribirten gesetzt. Er ging nach Amerika, kam aber, weil ihn der Aufenthalt in diesem Lande langweilte, schon 1817 nach Europa zurück. Erst zwei Jahre später erhielt er die Erlaubniß den Boden Frankreichs zu betreten; er kam krank nach Paris, wo er kurz nach seiner Ankunft am 12 März 1819 starb. 66.

Regnault (Jean Baptiste), ein namhafter französischer Historienmaler der neuern Zeit, geb. den 17. Oct. 1754 zu Paris, bildete sich zu Rom unter Bardin's Leitung und erhielt bereits 1774 während seiner Anwesenheit in Paris für

seinen „Diogenes im Fasse" den Preis. Später kehrte er nochmals auf einige Zeit nach Rom zurück, um die früher begonnenen höheren Studien zu vollenden. 1783 ward er Mitglied der Akademie. Seine zahlreichen Arbeiten, unter denen vorzüglich ein Achilles, Andromeda und Perseus Erwähnung verdienen, befinden sich meist in Paris theils in öffentlichen, theils in Privatsammlungen zerstreut und sind zum Theil in Kupfer gestochen worden. Auch war R. ein geschickter Portraitmaler und Zeichner. Sein Colorit ist angenehm und die Ausführung ziemlich genau, die Composition indeß meist etwas kalt. — R. starb am 12. Oct. 1829. 36.

Regnier (spr. Renjiéh) (Mathurin), der erste classische Satyrendichter der Franzosen, am 21. Dec. 1573 zu Chartres geboren, zeigte schon in früher Jugend Anlagen zur Poesie und einen nicht zu zähmenden Hang zur Satyre, wodurch er sich während seines ganzen Lebens vielen Verdruß zuzog. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, gab aber bald die Theologie auf und führte ein so liederliches Leben, daß er es für gut fand, Paris zu verlassen und als Diener des Cardinals Franz von Joyeuse nach Rom zu gehen (1593). Später (1601) begleitete er den Herzog von Bethune in dieselbe Stadt und erhielt nach seiner Heimkehr zur Belohnung seiner Dienste mehrere Pfründen, die ihm ein sorgenfreies Leben sicherten. Aber seine Gesundheit war zerrüttet und er starb am 22. Oct. 1613 an den Folgen seiner Ausschweifungen, die er in den letzten Jahren seines Lebens bitter bereut hatte. R. war einer der vorzüglichsten Köpfe seiner Zeit; seine (16) Satyren, in welchen er sich Juvenal und Horaz zum Muster nahm, zeichnen sich durch hellen Blick, kaustisches Darstellungstalent und Kraft, die jedoch nicht selten zur Derbheit wird, vor der glattgereimten Prosa Boileau's vortheilhaft aus. Einige jetzt veraltete Wörter und Ausdrücke muß man, wie es nicht anders billig ist, übersehen. Die Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet und meisterhaft gehalten. Schade, daß ihn so oft die heitere Ironie verläßt und bitterer Ernst, der nicht Thorheiten belacht, sondern Laster geißelt, sich seiner bemeistert! Seine Darstellung fällt dann häufig ins Unsaubere und Ekelhafte. Die besten Ausgaben seiner Werke besorgten Brossette (Lond. 1729. 4. N. E. Par. 1822. 8.) und Viollet-le-Duc (Par. 1822. N. E. 1828. 12.). 67.

Regnier Desmarais (spr. Renjieh Dämaré) oder richtiger Demarets (François Seraphin), einer der vorzüglichsten französischen Sprachforscher, 1632 zu Paris geboren, schloß sich nach Beendigung seiner philosophischen Studien, die ihm nicht sehr behagten, an vornehme Personen an, mit denen er mehrere Reisen machte, die nicht wenig zu seiner Ausbildung beitrugen. Seine Mußestunden verwandte er zur Erlernung des Italienischen und Spanischen, so wie der älteren Sprachen und ging 1662 mit dem Herzoge von Crequi als Gesandtschaftssecretair nach Rom. Als er nach seiner Heimkehr von dem Könige zur Belohnung seiner Verdienste die Priorstelle von Grammont erhielt, widmete er sich dem geistlichen Stande und setzte seine linguistischen Studien mit großem Eifer fort. Die französische Akademie, welche seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse bei der Fertigung ihres Dictionnaire benutzen wollte, nahm ihn 1670 in ihre Mitte auf und ernannte ihn, da sie sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht sah, zu ihrem Secretair. Er verfaßte in dieser Eigenschaft alle Streitschriften der Akademie gegen Furetière und bewirkte dessen Ausschließung aus derselben. Nur in manchen Abschnitten (z. B. über die Orthographie) bedeutend ist sein „Lehrbuch der französischen Sprache" („Traité de la Grammaire française", Par. 1705. 4.), das oft benutzt, aber wenig genannt ward und jetzt noch bei grammatischen Studien zu Rathe gezogen zu werden verdient. Seine Gedichte („Poésies françaises, italiennes, latines et espagnoles", Par. 1707 — 1708. 2 Voll. 12.) sind unbedeutend; aber seine aus zuverlässigen Nachrichten und Actenstücken geschöpfte „Histoire des démêlés de la cour de France avec celle de Rome, au sujet

de l'affaire des Corses" (Par. 1707. 4.) hat für den Geschichtsforscher Werth. Seine übrigen Schriften und Übersetzungen sind längst vergessen und sollen deßwegen hier nicht angeführt werden. Er starb am 6. Sept. 1713. 67.

Regreß ist das Recht, sich an seinen Vordermann (mithin zurückgehend, woher der Name vom lateinischen regredi) einer Forderung halber zu erholen, z. B. gegen den Verkäufer, wenn uns die erkaufte Sache entwährt wird, oder wenn sie das nicht ist, wofür sie ausgegeben worden ist; bei Wechseln wider den, von welchem wir den Wechsel mit Indossement erhalten, wenn der Wechsel nicht acceptirt oder nicht bezahlt worden ist, wegen Zurückgabe des dafür erlegten Werthes nebst Schadenersatz. Da der Regreß Suchende das frühere Geschäft, woraus die Regreßnahme sich entwickelt, zuvor genehmigt hatte, so kann er dieses sein eignes Factum mit Bestande nicht anfechten. Er hat daher den besondern Grund zur Regreßnahme jeder Zeit genau nachzuweisen und, daß er seinerseits seine Schuldigkeit zu thun nicht unterlassen habe, zu bescheinigen. Im erstern Falle wird er sich sonach, sobald er der Entwährung halber in Anspruch genommen worden ist, der Ankündigung des Rechtsstreites (s. d. Art.) gegen den Verkäufer zu bedienen, im Wechselfalle aber durch den aufgenommenen Protest zu bescheinigen haben, daß er die Acception wie die Zahlung gehörig gesucht und doch nicht erlangt habe. Regredienterben oder Regreßerben sind solche, welche im besondern Falle berechtigt sind, nach Ableben derjenigen, denen zu Gunsten sie sich losgesagt haben oder ausgeschlossen worden sind, wieder einzutreten, z. B. der Mann hat sich zu Gunsten der Stieftochter vom Successionsrechte in das Vermögen der Frau losgesagt, jedoch vorbehalten, falls die Stieftochter nicht Erbe sein könnte, wieder einzutreten; diese stirbt aber vor der Mutter. 10.

Regulus (Marcus Atilius) war ein vornehmer Römer zur Zeit des ersten punischen Krieges, dessen Name, obschon jedenfalls mit Unrecht, zu einem der gefeiertsten in der ganzen römischen Geschichte geworden ist. Die Erzählung von ihm ist diese. Als er im Jahre 256 v. Chr. nebst den Manlius Vulso das Consulat in Rom verwaltete, ward ihm zufolge seines Amtes in dem bestehenden Kriege mit Carthago der Oberbefehl über die römische Kriegsmacht übertragen. In seinen Operationen glücklich gelang es ihm wirklich in Afrika zu landen und die Carthager so zu drängen, daß sie um Frieden baten. R. indeß wies die Bitte zurück mit der Erklärung, ein römischer Feldherr fordere unbedingt Unterwerfung. Die Carthager zur Verzweiflung gebracht, jedoch gleichzeitig auch durch eine von Lacedämon aus unter dem Oberbefehle des Xanthippus erhaltene Sendung von Hülfstruppen von Neuem ermuthigt, schritten nochmals zu einer Schlacht, in welcher R. vollkommen geschlagen und selbst gefangen genommen ward. Um den Frieden zu unterhandeln oder wenigstens die Gefangenen auszuwechseln ward hierauf von Carthago eine Gesandtschaft nach Rom geschickt. Die Sage geht nun, daß an dieser Gesandtschaft auch R. Theil genommen habe, nachdem er sich vorher durch einen Eid verbunden habe, jedenfalls wieder zurückzukehren. Die weitere Sage läßt den R. glücklich in Rom ankommen, mit Genehmigung der Carthager ihn an den dasigen Senatsberathschlagungen Theil nehmen, die Auswechselung der Gefangenen, so wie den Frieden verwerfen, die Ehre und seinen Eid allen Lockungen, in seiner Vaterstadt zurückzubleiben, vorziehen; ferner, um die Verführungen zu entfernen, ihm vorgeben, er habe ein schleichendes Gift erhalten, damit es jedenfalls ihm nichts helfen könne in Rom zurückzubleiben, dann ihn sich freiwillig den Umarmungen seiner ihn zärtlich liebenden Gemahlin und Kinder entziehen und endlich nach seiner Rückkehr nach Carthago durch teuflische Martern den Tod finden. Zwar macht diese Erzählung die Geschichte jener Zeiten der römischen Herrschaft um so anziehender und interessanter, doch ist sie jedenfalls nur leere Erdichtung römischer Redner und Dichter, die, wie überall, so auch hier dar-

nach strebten, den am Ende mit Ruhm bestandenen Feldzug gegen die mächtige Nebenbuhlerin Carthago so viel als möglich auszuschmücken. Mehr als wahrscheinlich wird diese Behauptung dadurch, daß Polybius, der glaubwürdigste Schriftsteller, der über diese Zeit schrieb, nicht eine Sylbe von dieser von römischen Dichtern vielbesungenen und von den Rednern vielgepriesenen Gesandtschaft und dem Märtyrertode des R. erwähnt. Die etwa noch obwaltenden Zweifel, die Erzählung für erdichtet anzusehen, hat in der neuesten Zeit der berühmte Geschichtsforscher Niebuhr vollends gehoben. Indeß ist die Erzählung als Dichtung nicht ohne tragischen Effect und wurde daher von neueren Dichtern bisweilen zum Stoffe ihrer Poesien benutzt. Die gelungenste dramatische Arbeit, die die Geschichte des R. zu ihrem Gegenstande hat, ist das Trauerspiel von Collin, betitelt: „Regulus." 20.

Regulus (chem.), s. König.

Reh, lat. cervus capreolus; franz. chevreuil; engl. roe, wird zu der Gattung der wiederkäuenden Thiere mit gespaltenen Hufen gezählt und lebt fast in ganz Europa, die kältesten Gegenden ausgenommen. An Gestalt und Lebensweise hat es mit dem Hirsche sehr viel gemein, erreicht aber bei Weitem nicht dessen Größe; auch ist sein Geweihe weit kleiner. Die Jäger nennen das Männchen Bock schlechthin oder Rehbock, das Weibchen Reh, Rieke, Gais. Dieses hat einen schmälern Kopf ohne Geweihe, eine schmälere Brust und dünnern Leib. Das R. soll gegen 18 Jahre alt werden. Sein Fleisch ist zart und das Fell wird mit und ohne die Haare bearbeitet und vielfach benutzt. Gleich den Hirschen fressen sie im Frühjahre die jungen Zweige der Bäume ab und werden daher den Wäldern nur nachtheilig. 35.

Rehabilitation ist juridisch die Wiedereinsetzung in das vorige Amt, in den vorigen Stand oder Würde, von habilitiren, sich als geschickt zu einem Amte oder Berufe ausweisen. — In der neuesten Zeit ist in den Schriften des sogenannten „Jungen Deutschlands" viel von einer R. des Fleisches die Rede gewesen, unter welchem prunkenden Titel man eine Abschaffung oder wenigstens Hintansetzung der Ehe und dafür die Gestattung einer ungehinderten Befriedigung des Geschlechtstriebes herbeiführen wollte. Obwohl nun zwar keineswegs dadurch einer gänzlichen Sittenlosigkeit Raum gegeben, sondern nur die Aufhebung der Strafbarkeit des außerehelichen sinnlichen Liebesgenusses bezweckt werden sollte; so zeigte das Verlangen danach doch von einer so unrichtigen und muthwilligen Ansicht von Sitte und Anstand, daß die vielfach dagegen sich erhebenden Stimmen das geschenkte Gehör wohl verdienten. 31. 30.

Rehberg (August Wilhelm), ein geistreicher deutscher Staatsmann und Schriftsteller, am 13. Jan. 1757 zu Hanover geboren, erhielt eine treffliche gelehrte Bildung und widmete sich, nachdem er seine Studien zu Göttingen beendigt hatte, mit ausdauerndem Fleiße philosophischen und politischen Forschungen, bis er 1783 als Secretair des Herzogs von York, Fürstbischofs in Osnabrück, und 1786 als Referent in Landessachen bei dem Ministerium zu Hanover an den Staatsgeschäften selbst thätigen Antheil nahm. Die Revolution fand an ihm einen eifrigen, nicht selten übertreibenden Gegner; doch blieb er bei den schnell auf einander folgenden Occupationen des Landes durch französische, preußische und westphälische Truppen auf seinem Posten und ward nach der Befreiung Deutschlands zum Cabinetsrath ernannt und mit der Bildung der neuen landständischen Verfassung beauftragt. Als diese aber 1819 völlig geändert wurde, bekam er seine Entlassung und zog sich in das Privatleben zurück. Er lebte lange abwechselnd zu Linden bei Hanover und zu Dresden, machte 1828 eine Erholungsreise nach Italien und wohnt jetzt in der Nähe von Göttingen. Unter seinen zahlreichen Schriften behaupten die „Untersuchungen über die französische Revolution" (Hanov. 1783. 2 Thle. 8.) unstreitig den ersten Rang. Außerdem sind noch zu nennen: „Philo-

sophische Gespräche über das Vergnügen" (Nürnb. 1785. 5.), „Über das Verhältniß der Metaphysik zur Religion" (Berl. 1785. 8.), „Über den deutschen Adel" (Götting. 1803. 8.) und „Constitutionelle Phantasien eines alten Steuermannes" (Hamb. 1832. 8.). R.'s Ansichten, welche sich aus den Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts herausbildeten, entsprechen nicht mehr ganz den Bedürfnissen unserer Zeit. „Sämmtliche Schriften" (Hanover 1828—1831. 4 Bde. 8.). 66.

Rehburg, eine Stadt des Königreichs Hanover am Moorbache, der das Wasser des steinhuder Sees der Weser zuführt, mit 1400 Einw., besitzt in seiner Nähe ein nicht unwichtiges Bad. Dasselbe liegt 1 Stunde von der Stadt entfernt und das Wasser der hiesigen salinischen Stahlquellen hat seine Heilkraft bei Gicht, Lähmungen, Steifheit der Glieder, Krämpfen, Hämorrhoiden, Melancholie und mehreren anderen Übeln bewiesen. Auch sind in neuerer Zeit Douche-, Tropf- und Regenbäder eingerichtet worden. Die nahe und ferne Umgebung gewährt den Curgästen vielfache Genüsse. Besonders sind deßhalb das sogenannte Kanapee, ein von Buchen beschatteter Platz, der Friedrichssitz, von wo aus man die Aussicht auf den steinhuder See genießt und der Georgensitz mit dem Anblicke der porta westphalica besucht. Im Jahre 1830 belief sich die Anzahl der Gäste auf 1000. Unfern R. liegt auch das Dorf Winzlar mit einer Schwefelquelle, deren Wasser hier gleichfalls benutzt wird. S. Du Menil, „Die Heilquellen von Rehburg" (Hanover 1830). 35.

Rehfues (Philipp Joseph von), ein bekannter deutscher Schriftsteller, am 2. Oct. 1779 zu Tübingen geboren, machte, nachdem er seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt beendigt hatte, eine Reise nach Italien (1801—1805), auf welcher er dem Kronprinzen von Würtemberg bekannt wurde, in dessen Diensten er später (1806—1814) als Bibliothekar und Vorleser stand. Dieses Amt ließ ihm Freiheit genug eine Reise durch Frankreich und Spanien zu machen und Materialien zu vielerlei literarischen Arbeiten zu sammeln. Während des deutschen Befreiungskrieges galt seine Stimme bei den verschiedenen Ereignissen als eine entscheidende und er ward 1814 zum Generalgouvernement nach Coblenz berufen und kurz darauf zum Kreisdirector zu Bonn ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich so hohes Vertrauen, daß man ihn 1815 bei dem Ordnen der Angelegenheiten der von den Preußen besetzten französischen Departements zu Rathe zog und nach Paris beschied, wo er sich die Gewogenheit des Armeeministers, Freiherrn von Altenstein, der nicht wenig zu seiner spätern Weiterbeförderung beitrug, erwarb. Bei der Gründung der Universität Bonn (1818) wurde er als Localcommissair und im folgenden Jahre zum Curator der Universität ernannt. Seine Bemühungen trugen nicht wenig zum schnellen Aufblühen dieser Hochschule bei und seine Verdienste wurden von dem Könige von Preußen durch die Erhebung in den Adelstand (1826) und durch die Ertheilung des rothen Adlerordens anerkannt. Seine Schriften, von welchen wir hier nur „Plato in Italien" (Tübing. 1808. 3 Thle. 8.); das „Gemälde von Neapel" (Zürich 1808. 3 Thle. 8.); die „Briefe aus Italien" (Ebd. 1809. 4 Thle. 8.); die „Süddeutschen Miszellen" (Tübing. 1811—1814. 4.); „Die Brautfahrt in Spanien" (Berl. 1811. 2 Thle. 8.); die „Reden an das deutsche Volk" (Nürnb. 1814. 8.) und „Spanien" (Frankf. 1813. 4 Thle. 8.) als die bekanntesten nennen wollen, zeichnen sich durch Sachkenntniß und gefällige Darstellung aus. Auch werden ihm die Romane: „Scipio Cicala" (Leipz. 1832. 4 Thle. 8.) und „Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine" (Leipz. 1834. 2 Thle. 8.), welche in der neuesten Zeit viele Leser fanden, allgemein zugeschrieben. 66.

Rehposten sind kleine Bleikugeln, von denen 185 bis 200 Stück auf 1 Pfd. gehen und deren Durchmesser 0,28 Zoll beträgt. Sie werden bei Infanteriege-

wehren zuweilen gebraucht und dann außer der gewöhnlichen Kugel 6 Stück zugleich geladen. 61.

Reich ist 1) im Allgemeinen die Gesammtheit der zu einem großen Ganzen gehörigen, einem allgemeinen Gesetze unterworfenen Gegenstände, z. B. das Naturreich, das Geisterreich, beim erstern wieder das Pflanzenreich, Thierreich ꝛc. Hier nimmt man den Ausdruck R. und Welt im gewöhnlichen Ausdrucke für gleich; 2) ein größeres, von einem Könige oder Kaiser regiertes Land, wie Königreich Baiern, deutsches R., Frankreich, türkisches R.; 3) in Deutschland endlich nennt man die Gegend am Main und Rhein (das alte Frankenland), worin sich die deutsche Reichsverfassung am deutlichsten ausgesprochen und am längsten erhalten hatte, das R. — Als Adjectivum nennt man a) denjenigen „reich“, welcher über eine Menge von Gegenständen verfügen kann, die unter ein Gesetz gehören; daher reich an Geist ein solcher, welchem umfassende Ideen zu Gebote stehen; b) besonders denjenigen, welcher mehr im Vermögen besitzt, als er nach seinen Verhältnissen zum Wohlstande bedarf; c) bildlich nennt man diejenigen Gegenstände reich, welche an ihren eigentlichen Bestandtheilen Überfluß haben. So nennt der Bergmann die Grube reich, deren Erzstufen höhere Procente an edlen Metallen Ausbeute geben als gewöhnlich; die Stickerei ist reich, wenn eine Fülle von Gegenständen und Farben darauf verwendet ist. 17.

Reichard (Heinrich August Ottokar), ein vielseitiger deutscher Schriftsteller, sachsen-gothaischer Director des Kriegscollegium, geheimer Kriegsrath, Ritter des sächsischen Verdienstordens, Mitglied gelehrter Gesellschaften, wurde am 3. März 1751 zu Gotha geboren, wo sein Vater, den er in früher Kindheit verlor, Oberconsistorial- und Oberpolizeisecretair war. Der junge R. genoß im Hause seines Stiefvaters Privatunterricht und machte, noch nicht zum Jünglingsalter gereift, im Französischen einen schriftstellerischen Versuch, welchen er an Voltaire schickte, der ihn aber mit dem Postzeichen Ferney zurücksandte. Von Frankfurt am Main aus, wo sein Vater sich in Geschäften längere Zeit aufhielt, machte er eine dichterische Rapsodie unter dem Titel: „Ossian's Klage“ bekannt, welche ein Kritiker für ein Originalwerk des britischen Dichters hielt. In seinem 16. Jahre bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren und setzte nach Verlauf eines Jahres seine Studien in Leipzig, Jena und Halle fort. Hierauf lebte er im Umgange mit Gotter und anderen geistreichen Männern in Gotha und arbeitete außer mehreren schriftstellerischen Versuchen besonders thätig an der „Gothaer gelehrten Zeitung.“ Nach Klüpfel's Tode übernahm er die Herausgabe des „Gothaer Hofkalenders“, welchen er länger als 40 Jahre fortsetzte, des „Göttinger Kalenders“ und einer französischen Zeitschrift unter dem Titel: „Nouveau Mercure de France.“ Die Anwesenheit der weimarischen Schauspieler nach dem Brande des dortigen Theaters veranlaßte R. nicht nur zur Verfertigung mehrerer Theaterstücke, sondern auch zur Herausgabe eines „Theaterkalenders“, des ersten in Deutschland, den er bis zum Jahre 1800 fortsetzte. Nicht so lange erhielt sich das „Theaterjournal“, welches er ebenfalls besorgte. Da man den Abgang der Schauspieler von Gotha, unter denen sich Eckhof, Iffland, Böck und Koch befanden, sehr ungern sah, so legte R. dem Herzoge den Plan zur Errichtung eines Hoftheaters vor, welchen dieser genehmigte. R. selbst wurde zum ersten Director desselben ernannt und erhielt den Titel eines wirklichen Bibliothekars. Allein Unordnung, die sich R. selbst in der Verwaltung der Casse zu Schulden kommen ließ und ein Diebstahl derselben durch Andere brachten ihn um einen großen Theil seines Vermögens und die Uneinigkeit der Mitglieder bewirkte nach vier Jahren eine gänzliche Auflösung des Theaters. Im Jahre 1774 lernte Herzog Ernst R., gegen den er früher Abneigung gehegt hatte, genauer kennen und lebte

mit demselben bis zu dem Tode des Fürsten in den vertrautesten Verhältnissen, ohne daß er je öffentlich die dem Range des Landesherrn schuldige Ehrerbietung vergaß. Im Jahre 1784 unternahm er eine Reise nach Berlin, besuchte im folgenden die Schweitz, Oberitalien, das südliche Frankreich und Deutschland, verheirathete sich nach seiner Rückkehr und unternahm mit seiner Gattin eine neue Reise in die Schweitz und von hier nach Paris. Bei seiner Rückkehr nach Gotha machte er die Bekanntschaft Kotzebue's, traf hierauf in Karlsbad mit Schiller zusammen, wurde von Johann von Müller, den er schon in der Schweitz besucht hatte, nach Frankfurt zur Kaiserkrönung eingeladen, bereiste den Rhein, wurde zum Mitgliede des Kriegsrathes ernannt, machte den Erbprinzen mit J. Paul, bei dessen Anwesenheit in Gotha, bekannt, wurde vom Prinzen Friedrich im Jahre 1805 nach St. Gallen berufen und errichtete dem verstorbenen Herzoge Ernst ein Denkmal auf dem Rigi. Im Jahre 1813 wurde er zum Vicepräsidenten eines für Errichtung des Landsturms niedergesetzten Ausschusses ernannt, bereiste im Jahre 1817 zum fünften Male die Schweitz, feierte am 21. Juli 1825 sein 50jähriges Dienstjubiläum, wurde zum Director des geheimen Kriegscollegium ernannt und starb am 17. Oct. 1828 an einem Nervenschlage. R. war ein offener, biederer Mann, ein Feind jedes Truges und jeder Schmeichelei; sein Haus war der Sammelplatz aller ausgezeichneten Reisenden, welche Gotha besuchten. Als Schriftsteller war er so uneigennützig, daß er für viele seiner Werke kein Honorar annahm. Wenn diese auch nicht unter die gediegensten Erzeugnisse unseres Volkes zu zählen sind, so haben doch viele derselben manchem dringenden Bedürfnisse abgeholfen, so daß sie wie sein „Guide des Voyageurs en Europe“ (Weimar 1793), welcher 10 Auflagen erlebte, selbst im Auslande und bei den höchsten Ständen dankbare Anerkennung gefunden haben. Außer den schon erwähnten Schriften verdienen besonders genannt zu werden: „Bibliothek der Romane“ (Berlin, später Riga 1778—1794. 11 Bde.); „Olla Potrida“ (Berlin 1778—1797); „Reise des Grafen von Choiseul-Gouffier durch Griechenland“ (mit französischem Text. Gotha 1780—1782. 8. 12 Hefte); „Mercier's Nachtmütze“ (aus dem Französ. Berlin 1784—1786. 3 Bde.); „Handbuch für Reisende aus allen Ständen“ (Leipz. 1785. 2. Aufl. 1793); „Revolutionsalmanach“ (Göttingen 1793—1803); „Der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern“ (7. vermehrte Auflage von Fr. W. Streit, 2 Bde. 1831); „Malerische Reise durch einen großen Theil der Schweitz vor und nach der Revolution“ (Jena 1806, neueste Aufl. Gotha 1827). 81.

Reichardt (Johann Friedrich), ein vielseitig gebildeter deutscher Musiker, geb. 1752 zu Königsberg in Preußen, ließ sich bereits in seinem 10. Jahre als Clavier- und Violinspieler mit Beifall öffentlich hören, vernachlässigte jedoch dabei keineswegs die ebenfalls schon früh begonnenen wissenschaftlichen Studien, bezog im Jahre 1769 die Universität seiner Vaterstadt und begab sich zur Vollendung seiner Ausbildung im Jahre 1771 nach Leipzig. Nachdem er hierauf eine Reise durch Deutschland gemacht hatte, erhielt er eine Anstellung bei der Domainenkammer zu Berlin, doch trieb er nebenbei unausgesetzt seine musikalischen Studien fort und Friedrich der Große, dem er bekannt geworden war, glaubte ihn der Musik erhalten zu müssen. So wurde R. im Jahre 1775 Kapellmeister bei der italienischen Oper zu Berlin. Jetzt ganz seinem Amte sich widmend erwarb er sich dadurch ein obwohl zweideutiges Verdienst, daß er durch Errichtung eines Concerts den Geschmack für italienische Musik zu befördern suchte, auch lieferte er selbst mehrere gelungene Compositionen. Im Jahre 1782 ging er nach Italien und 1785 nach London und Paris, wo er er besonders am letztern Orte so großes Aufsehen erregte, daß ihm die königliche Akademie der Musik die Compositionen der Opern: „Tamerlan“ von Morel und „Panthée“ von Berquin übertrug. Schon war die erstere ganz und

die zweite zur Hälfte vollendet, als er nach Berlin zurückberufen wurde, um die auf den Tod Friedrich's des Großen von Lucchesini gedichtete Trauercantate in Musik zu setzen. Diese sowohl wie die bald darauf von ihm componirten Opern: „Andromeda" und „Brennus" fanden verdienten Beifall. Während einer zweiten im Jahre 1790 nach Italien unternommenen Reise aber gerieth er mit dem berliner Hofe in Verdrießlichkeiten, die ihn bestimmten, sich auf sein Landgut bei Halle zurückzuziehen, doch ging er bald zur Aufführung seiner neuen Oper: „Olympiade" nach Berlin zurück. Im Jahre 1792 machte er eine Reise nach Paris, worauf noch in demselben Jahre seine „Vertrauten Briefe" (Hamburg. 2 Bde.) erschienen, die aber seine Entlassung herbeiführten. Er ging hierauf im Jahre 1794 nach Hamburg und kaufte sich im Holsteinischen ein Landgut. Noch in demselben Jahre indeß wurde er nach Preußen zurückberufen und zum Salinendirector in Halle ernannt. Dieß Amt hinderte ihn aber nicht, in seinen musikalischen Arbeiten fortzufahren; 1798 erschien seine „Rosamunde" und einige Jahre später Kotzebue's „Bezauberter Wald", dann die Musik zu Göthe's „Egmont" und dessen „Jery und Bätely", auch die bekannte Musik zur Herenscene in „Macbeth". In den Liederspielen: „Liebe und Treue", „Kauf und Liebe" und „Juchhei" suchte er das Vaudeville auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Im Jahre 1803 ging er abermals nach Paris und gab dann seine „Neuen vertrauten Briefe" (3. Bd. Hamburg 1805) heraus. Nach der Errichtung des Königreichs Westphalen hatte er versäumt sich in Cassel einzufinden und verlor deßhalb seine Stelle als Salinendirector. Zwar erhielt er später die Stelle als Director der französischen und deutschen Oper zu Cassel, doch behagten ihm die Umgebungen nicht besonders und er zog sich daher nach der Rückkehr von einer Reise nach Wien (1808), der man seine „Briefe über Wien" (Amsterd. 1802. 2 Bde.) verdankt, auf sein Gut bei Giebichenstein zurück. Hier starb er am 27. Juni 1814. — In seinen Compositionen erscheint R., dem es an eigentlichem musikalischen Genie mangelte, oft trocken und leer, ein Mangel, der bei dem sichtlichen Haschen nach Gluck's lyrischer Größe nur desto bemerklicher wird. Seine gelungensten Arbeiten bleiben die Compositionen der Göthe'schen Lieder. Als gründlichen Theoretiker hat sich R. in zahlreichen Kritiken und Abhandlungen, z. B. in der von ihm während der Jahre 1804 und 1805 redigirten berliner „Musikalischen Zeitung", einen dauernden Namen erworben. — R.'s erste Gattin, Julie, eine Tochter Franz Benda's (geb. 1752, gest. 1783), war eine der besten Sängerinnen ihrer Zeit, und seine Tochter, Louise R. (gest. 1826), hat sich der musikalischen Welt durch mehrere gelungene Liedercompositionen bekannt gemacht. 36.

Reichenbach (Congreß zu), s. Congreß.

Reichenbach (Georg von), einer der ersten mechanischen Künstler neuerer Zeit, geb. zu Durlach den 24. Aug. 1772, bildete sich in der Militairschule zu Manheim, wohin sein Vater in churpfälzische Dienste als Oberstückbohrmeister kam. Nachdem er auf Kosten des Churfürsten Karl Theodor 3 Jahre England bereist hatte, wurde er Artillerielieutenant, errichtete 1805 in Verbindung mit dem geheimen Rath von Utzschneider und Frauenhofer zu München und Benedictbeuern mechanisch-optische Anstalten, aus denen die vortrefflichsten mathematischen und astronomischen Instrumente geliefert wurden. Die zwölfzolligen Repetitionskreise, die dreifüßigen Meridiankreise, die Theodoliten, Äquitoriale, der Heliometer, die großen astronomischen Fernröhre und Refractoren rc. übertreffen an Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Schärfe und Theilung, so wie überhaupt in der ganzen Bauart alles andere in dieser Art seither Geleistete. Im Jahre 1811 wurde R. als Salinenrath angestellt, wobei er sich durch seine ausgezeichneten mechanischen Einrichtungen große Verdienste erwarb, und 1820 als Chef des Wasser- und Straßenbaubureau im Königreiche Baiern ernannt. Ein eigenes

Instrument verfertigte er 1812 für den Freiherrn von Zach, bestehend in einem vollkommenen Mittagsfernrohre nebst einem Repetitionskreise und mit einem repetirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe in sich vereinigt. Er erfand eiserne Brücken nach einer neuen Bauart, verbesserte die Gewehrfabrik zu Amberg und die baierischen Hohöfen und Eisengießereien, erbaute 1821 zu Wien eine Stückgießerei nach seinem Plane und bei Tegernsee eine Marmorsäge- und Polirmaschine. Er starb als Director des baierischen Ministerialbaubureau den 21. Mai 1826 zu München. 26.

Reichenbach (Heinrich Gottlieb Ludwig), Hofrath und Professor der Naturgeschichte an der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden, wurde am 8. Jan. 1793 zu Leipzig geboren, besuchte die dasige Thomasschule, an der sein Vater Conrector war, und widmete sich vom Jahre 1810 an auf der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Medicin. Hierauf lebte er mehrere Jahre als praktischer Arzt daselbst, beschäftigte sich außerdem eifrig mit Naturgeschichte, die er schon in früher Jugend geliebt hatte, und eröffnete im Jahre 1816 seine akademischen Vorlesungen über einzelne Zweige der Zoologie. Im folgenden Jahre erhielt er die medicinische Doctorwürde und bald darauf eine außerordentliche Professur der Medicin. Im Vereine mit mehreren befreundeten Gelehrten stiftete er jetzt die leipziger naturforschende Gesellschaft und wurde im Jahre 1820 zum Inspector des Naturaliencabinets und zum Professor der Naturgeschichte an der chirurgisch-medicinischen Anstalt zu Dresden ernannt, wo er bald nachher einen botanischen Garten anlegte und dem zoologischen Museum eine zweckmäßigere Gestalt gab. An seinen Vorlesungen über Zoologie nahmen außer den Studirenden viele Personen aller Stände und an seinen Vorträgen über ausgewählte Gegenstände der Naturgeschichte auch viele Damen Theil. Im Jahre 1828 gründete er die Gesellschaft für Gartenbau und Botanik und wirkt noch jetzt ununterbrochen in seinem wissenschaftlichen Streben fort. R. vereinigt als Naturforscher Erfahrung mit Nachdenken und weiß seine Forschungen durch einzelne höchst glückliche Zusammenstellungen zu klarer Anschauung zu bringen. Er hat sich durch die Treue seiner Analysen als Zeichner von Pflanzen ein großes Verdienst erworben, welches selbst von England anerkannt worden ist. Die Sprache in seinen Werken ist gedrängt und rein von französischen Ausdrücken. Seine vorzüglichsten Schriften sind folgende: „Flora Lipsiensis pharmaceutica“ (Leipz. 1817); „Iconographia botanica seu plantae criticae“ (Leipz. 1823—1832. 10 Bde.); die Fortsetzung dieses Werkes erschien unter dem Titel: „Iconographia florae Germanicae“ (Leipz. 1833); sein reichhaltigstes Werk ist die „Flora Germanica“ (Leipz. 1830); „Conspectus regni vegetabilis“ (Leipz. 1828), nebst der dazu gehörenden „Clavis synonymica“ (Leipz. 1333); „Monographia generis Aconiti“ (Leipz. 1820—1821. Fol. 4 Hfte.); „Illustratio generis Aconiti et Delphiniorum quorundam“ (Leipz. 1823—1827. 12 Hfte.); „Icones plantarum cultarum et colendarum“ (Leipz. 1821—1826. 4. 16 Hfte.); „Iconographia botanica exotica seu hortus botanicus“ (Leipz. 1824—1830. 4. 25 Hfte.); „Botanik für Damen, Künstler und Pflanzenfreunde überhaupt“ (Leipz. 1828); „Flora exotica“; „Die Prachtpflanzen des Auslandes“ (Leipz. 1830. Fol. 1.—6. Heft); „Flora Germanica exsiccata seu herbarium normale“ (Leipz. 1830—1833. 1.—6. Heft); „Zoologie“ (Dresden 1829—33. 2 Bde.). 81.

Reichenhall, s. Berchtesgaden.

Reichsacht, s. Acht.

Reichsämter waren beim vormaligen deutschen Reiche diejenigen Ämter am kaiserlichen Hofe, welche von den angesehensten Vasallen bekleidet wurden, und unterscheiden sich als Erzämter und Erbämter. Erstere waren die höchsten. Durch die goldene Bulle (unter Karl IV., 1356) wurden die drei geistlichen Chur-

fürsten von Mainz, Trier und Köln und die vier weltlichen, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, dazu für beständig erhoben. Die geistlichen hatten die Feierlichkeiten bei der Kaiserkrönung zu besorgen; von den weltlichen aber Böhmen das Amt des Erzschenken, Pfalz das des Erztruchseß, Sachsen das des Erzmarschall und Brandenburg das des Erzkämmerer. Erbämter bestanden in dem gewissen Familien erblich verliehenen Rechte, bei Behinderung des wirklichen Erzbeamten dessen Stelle zu vertreten oder gewisse geringere Functionen zu bekleiden; so waren die Reichsgrafen von Pappenheim in Schwaben Reichserbmarschälle, auch Forst- und Jägermeister. 17.

Reichsarmee hieß das bei den Kriegen des vormaligen deutschen Reichs aus den Contingenten der einzelnen Stände gebildete Bundesheer. Die Contingente bestanden aus einem einfachen geringern Betrage, anfänglich zusammen 24000 Mann, worunter 4000 Reiter, wurden aber nach Bedarf doppelt und mehrfach ausgeschrieben. Die Geldbeiträge berechnete man nach sogenannten Römermonaten, von den ehemaligen Zügen der Kaiser nach Italien so benannt (s. Deutschland). 17.

Reichsdeputation war der engere Ausschuß einer Reichsversammlung, dann die zu einem besondern Geschäfte bestimmte Abtheilung. Den Schluß bei den vormaligen deutschen Reichsdeputationen machte die im Jahre 1802 zur Regulirung der im Frieden zu Lüneville übernommenen Verpflichtungen niedergesetzte. Reichsdeputationsabschied oder Schluß, welcher die von den deutschen Reichsdeputationen gefaßten Entschließungen enthielt. 17.

Reichsexecutionsordnung war das Reglement, nach welchem die Reichsbeschlüsse wider den widersetzlichen Vasallen zu vollziehen waren. 17.

Reichsfürsten oder **reichsunmittelbare Fürsten** hießen solche Fürsten, die unmittelbar unter Kaiser und Reich standen und keinem Andern als Enclavirte oder Mediatisirte unterworfen waren, und dann solche, die in der Reichsversammlung auf der Fürstenbank (im Fürstencollegium) saßen und darin Stimme hatten. 17.

Reichsfuß, der Münzfuß im ehemaligen deutschen Reiche, hat drei Zeitabschnitte erlebt. Nach dem ältern vom Jahre 1559 wurde die Mark feines Silber zu 8 Thaler; nach dem mittlern vom Jahre 1662 aber zu 9 Thlr. 2 Gr. ausgeprägt, bis sie bei dem neuern oder Conventionsfuße zu 13 Thlr. 8 Gr. oder 20 Gulden ausgemünzt werden sollte. Reichsgeld ist solches, welches nach irgend einem solchen Münzfuße ausgeprägt war, besonders die alten Reichsgroschen. Da der Reichsthaler jedesmal zu 24 guten Groschen angenommen wurde, so haben die nach den älteren Münzfußen ausgeprägten Groschen einen weit höheren Werth als die späteren; indem von den ältesten nur 192, von den mittleren schon 218 und von den conventionsmäßigen 320 auf die Mark kommen. 17.

Reichshofrath bildete nebst dem später errichteten Reichskammergerichte den obersten Gerichtshof im deutschen Reiche und war an die Stelle des früheren kaiserlichen Hofgerichts getreten. Der Reichshofrath machte das Geheimerathscollegium des Kaisers in solchen Angelegenheiten für Deutschland und Italien aus, die vor ihn als Kaiser gehörten, weßhalb er auch in der jedesmaligen Residenz gehalten wurde. Anfänglich hielten die Kaiser selbst Gericht; dann vertheilten sie mehrere Geschäfte an die verschiedenen Grafen. Für solche Geschäfte höherer Art, welche sie sich vorbehielten, diente das kaiserliche Hofgericht (als stehender Gerichtshof), woraus endlich der Reichshofrath entstand. Sein Geschäftskreis umfaßte die äußere Politik und im Innern die sogenannten Hoheits- und Gnadensachen; dann die Rechte und Streitigkeiten der Vasallen unter einander, worin er später mit dem Reichskammergerichte concurrirte, und dann die Prävention galt. Von ihm fand keine Appellation, wohl aber Recurs an den Reichstag statt. Zuerst unter Maximilian I. wurden auch protestantische Räthe dazu ge-

zogen. Die Verfassung dieses Gerichts wurde durch die Reichshofrathsordnung, sowie die des Reichskammergerichts durch die Reichskammergerichtsordnung bestimmt. 17.

Reichskammergericht. Unter Kaiser Maximilian I., welcher den älteren Reichshofrath vermehrte und in eine zeitgemäßere Form brachte, wurde noch ein zweites höchstes Reichsgericht, mit katholischen und protestantischen Beisitzern, unter dem Namen des Reichskammergerichts bestellt. Es hatte dieses vorzüglich den Zweck, den allgemeinen Landfrieden zu erhalten, indem dadurch einem Jeden die Gelegenheit verschafft sein sollte, seine Klagen und Beschwerden im Rechtsgange anzubringen und sofortige Abhülfe gegen Beeinträchtigungen zu erhalten, wodurch alle Entschuldigung der Selbsthülfe wegfallen sollte. Auch Unterthanen der Reichsstände konnten ihren Herrn daselbst verklagen, wenn er sich factische Maßregeln wider sie erlaubte. Das R. wurde als ein stehendes Gericht zu Wetzlar gehalten. Mit dem Auseinandergehen des deutschen Reiches erhielt dieses Gericht nebst dem Reichshofrathe seine Auflösung; es betraf jedoch solches nicht blos die Mitglieder, sondern auch die vor demselben anhängigen, ja sogar die bereits entschiedenen und zur Execution gediehenen Rechtssachen, welche ohne alle Entschädigung ihrem Schicksale überlassen wurden, indem Napoleon bei Errichtung des an die Stelle des Reichs getretenen Rheinbundes und der dazu veranlaßten Souverainetätserklärung der einzelnen Fürsten es unterlassen hatte, auf diesen Umstand irgend eine Rücksicht zu nehmen. Die Klagen des Gerichtspersonale, welches seine Acten und Archive nicht preisgeben sollte und doch auch nicht verhungern wollte, so wie der Parteien, welche nach hundertjährigen Processen — nichts hatten, verhallten unter den Klagen der Reichsritter über den Verlust ihrer Rechte. 17.

Reichskleinodien waren die Zeichen (Insignien) der kaiserlichen Würde beim vormaligen deutschen Reichsoberhaupte, als die Krone, der Scepter, der Reichsapfel 2c., welche bei der Krönung vorgetragen wurden (s. Krönung). 17.

Reichsritter hießen besonders im sogenannten Reiche, in Franken und Schwaben, die Ritterschaften oder ritterlichen Besitzungen, deren Eigenthümer die Reichsunmittelbarkeit genossen, d. h. keinem Landesherrn unterworfen waren, sondern unmittelbar unter Kaiser und Reich standen. Durch Auflösung des Reichs verloren diese Ritter die Unmittelbarkeit und verfielen dadurch, als Enclavirte, der Mediatisirung (s. d. Art.). 17.

Reichsstädte waren solche Städte im ehemaligen deutschen Reiche, welche keinem Landesherrn unterworfen waren, auch nicht vom Kaiser durch einen Grafen oder Herzog, sondern durch selbstständige, aus ihrer Mitte gewählte Magistrate regiert wurden, unmittelbar unter dem Kaiser und Reiche standen und auf den Reichstagen Stimmrecht hatten. Man empfand nämlich schon im Mittelalter die Nothwendigkeit, dem zu mächtig werdenden Adel und Klerus einen dritten Stand in den Städten entgegenzusetzen. Es gab daher im südlichen Deutschland im Jahre 1248 schon nicht weniger als 70 Städte dieser Art, welche in einem gemeinschaftlichen Bunde zum Schutze ihres Handels und ihrer Rechte gegen den ihnen gegenüberstehenden Adel zusammentraten. Indeß arteten sie nach und nach aus und bewirkten gerade das Gegentheil ihrer Bestimmung in der Erzeugung eines patricischen Adels, welcher noch drückender wurde, als der Landadel. Die mächtigeren Vasallen, besonders in Sachsen und Thüringen, brachten die kleineren R. nach und nach unter sich, nur die größeren erhielten sich. Die neuere Revolution strich die übriggebliebenen aus der Reihe der Reichsstände und schlug sie nebst den säcularisirten Stiftern zu den Entschädigungen, so daß 1803 nur noch Augsburg, Bremen, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Nürnberg reichsfrei geblieben waren, welches indeß mit Auflösung des Reiches auch sein Ende er-

reichte; doch wurden später Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck als freie Städte wieder anerkannt. 17.

Reichstadt (Napoleon Franz Karl Joseph, Herzog von), der Sohn Napoleon's und der Kaiserin Maria Louise, Erzherzogin von Östreich, wurde am 20. März 1811 geboren. Die Freude, die seine Geburt erregte, war groß und aufrichtig, da jetzt die Zukunft Frankreichs für immer sicher gestellt und, wie sich ein geistreicher Historiker ausdrückt, die Revolution mit ihren Gegnern ausgesöhnt zu sein schien. Der junge König von Rom (denn diesen Titel hatte der Prinz erhalten) wuchs unter der sorglichen Leitung seiner Gouvernante, der Frau von Montesquiou, frisch und fröhlich heran und erregte schon bei den ersten kindlichen Äußerungen seines Wesens nicht geringe Hoffnungen. Das Jahr 1814 aber vernichtete dieselben. Maria Louise kehrte nach Wien zurück und der Sohn des Geächteten, obwohl auch ein Sohn Frankreichs, mußte ihr folgen, denn die Politik der siegenden Mächte erkannte in ihm den Erben seines Vaters nicht an; doch erhielt er den Titel eines Prinzen von Parma, Piacenza und Guastalla mit der Anwartschaft auf die Nachfolge in diesen seiner Mutter überlassenen Herzogthümern. Indeß auch diese Bestimmungen litten nach dem zweiten Sturze seines Vaters eine Abänderung, indem Parma und Piacenza nach dem Tode der Maria Louise dem Herzoge von Lucca bestimmt wurde. Dafür erhielt der bisherige Prinz von Parma den Besitz von 14 toscanischen in Böhmen gelegenen Herrschaften mit 400000 Fl. Einkünften zugesichert, worauf er im Jahre 1818 den Titel Herzog von Reichstadt (sogenannt von dem Hauptorte der zum Herzogthume erhobenen Besitzungen) mit dem Prädicat „Durchlaucht" annahm. Den Besitz selbst trat er im Jahre 1824 nach dem Tode des Herzogs Ferdinand von Toscana an. Seit 1815 war die Erziehung des jungen Herzogs unter der besondern Aufsicht des kaiserlichen Hofs dem Grafen von Dietrichstein und Matthias von Collin übertragen worden und man hatte Ursache mit seinen Fortschritten zufrieden zu sein. Übrigens wurde er unter strenger Aufsicht gehalten und vorzüglich mit ängstlicher Sorgfalt von der nähern Kenntniß der früheren Verhälnisse und besonders der Geschichte seines Vaters fern gehalten; auch hatte man ihm eben deßhalb und um jedem andern möglichen Falle zuvorzukommen, den Aufenthalt bei seiner Mutter zu Parma nicht gestattet. Doch wurde er von dem ganzen kaiserlichen Hause höchst freundlich und zuvorkommend behandelt; besonders genoß er in hohem Grade die Liebe des verstorbenen Kaisers Franz und des Erzherzogs Karl. Dem Militair sich widmend diente er von den unteren Graden an, ward 1823 Fähndrich, 5 Jahre später Hauptmann im Regimente Kaiser Franz, 1830 Major bei einem Regimente in Prag und bald darauf Obristlieutenant bei dem Infanterieregimente Herzog von Nassau. Doch schon war die Blüthe seines Lebens gebrochen. Zu schnelles Wachsthum, wozu noch andere vielleicht geheime Seelenleiden traten, führten ihn dem Grabe zu. Er starb am 22. Juli 1832. Durch seinen Tod wurde die letzte chimärische Hoffnung der Napoleon'schen Partei in Frankreich vernichtet. 22.

Reichstage sind Versammlungen der Stände eines Reichs zur gemeinsamen Berathung mit dem Reichsoberhaupte. So finden wir deren in Dänemark, Ungarn, Schweden, früher in Deutschland und Polen. In kleineren Ländern werden solche Versammlungen Landtage, in den Provinzen Kreistage genannt. Eine jede Ständeversammlung, also auch jeder Reichstag, setzt eine Constitution, auf welche sie sich gründet, sei dieselbe auch noch so unvollkommen, voraus. 17.

Reichsverfassung enthält im Allgemeinen die Grundlage der zum Bestehen eines Reichs erforderlichen Einrichtungen; im besondern Sinne aber die Einrichtungen bei der Reichsversammlung selbst und die Rechte der letztern. Im ehemaligen deutschen Reiche bestand der Reichstag aus der Versammlung der geistlichen und weltlichen Fürsten, mit Zuziehung der Reichsstädte, vor

dem Kaiser, welche sich in 3 Collegien abgesondert hatten; 1) das churfürstliche, worin der Churfürst von Mainz, als Reichserzkanzler, die Leitung der Geschäfte hatte; 2) das Fürstencollegium, welches nach altem Style die Pfaffenfürsten (die Prälaten, gefürsteten Bischöfe und Äbte) und die Laienfürsten enthielt; 3) die Städte. Waren alle 3 Collegien (nach der Stimmenmehrheit) mit dem Kaiser einverstanden, so galt die Entschließung als Reichsschluß (conclusum imperii). Im Fürstencollegium waren 14 alte und 11 neue fürstliche Häuser mit zusammen 61 Stimmen. Die Grafen und Prälaten hatten nur Gesammtstimmen und waren in 4 Abtheilungen (Bänke), die fränkische, die schwäbische, wetterau'sche und westphälische abgetheilt, deren jede sonach mit nur einer Stimme. Bei den Städten kamen von 51 Stimmen 14 auf die rheinische und 37 auf die schwäbische Bank. Bis zum westphälischen Frieden gab es in Religionsangelegenheiten keinen Unterschied der Religion bei den Stimmen. In diesem Frieden wurde jedoch bedungen, daß in solchen Angelegenheiten, die das Interesse irgend einer von den beiden Religionsverwandtschaften, Katholiken oder Protestanten, beträfe, die Stände sich in 2 Abtheilungen (itio in partes) trennen sollten, deren jede das Ihrige besonders berathe. Vom Jahre 1663 an wurde der Reichstag stehend zu Regensburg und nunmehr nicht mehr von den Ständen selbst besucht. Die Angelegenheiten ließ man durch Gesandte verwalten, bis man nach und nach die mehresten Geschäfte an stehende Deputationen verwies, so daß bei Auflösung des Reiches der bisherige Reichstag schon an sich sehr beschränkt war. 17.

Reichsvicar oder **Reichsverweser** ist derjenige höchste Reichsstand oder nächste Verwandte des regierenden Hauses, welcher beim Ableben oder bei Behinderungen des Reichsoberhauptes dessen Stelle vertritt. Im vormaligen deutschen Reiche waren während der Kaiserwahlen (beim Todesfalle unmittelbar mit dem Ableben), ingleichen bei Minderjährigkeit oder längeren Abwesenheiten der Kaiser, drei Reichsstände unmittelbar verpflichtet, die einstweilige Reichsverwaltung zu übernehmen; für Italien beständig der Herzog von Savoyen; das eigentliche Deutschland aber schied sich in zwei Abtheilungen, nämlich Süddeutschland, die Länder des schwäbischen oder fränkischen Rechts, und Norddeutschland, die Länder des Sachsenrechts. Zu den letzteren gehörten Ober- und Niedersachsen, Hessen und Westphalen. In diesen war der jedesmalige Churfürst von Sachsen Reichsvicar. In den Landen des schwäbischen Rechts war zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und dem von Baiern verschiedentlich Streit um den Besitz der Vicariatswürde. Es war nämlich einstmals wider Baiern die Acht eingetreten und Pfalz zum Vicariate gelangt. Nach Beseitigung jenes Verhältnisses wollte letzteres den Besitz nicht wieder aufgeben, bis sich beide 1724 mit einander zu der anfangs gemeinschaftlichen, dann abwechselnden (alternirenden) Verwaltung verglichen. Die Reichsvicare traten während ihrer Verwaltung ganz in die Stelle des Kaisers, übten die Hoheitsrechte aus, schlugen Vicariatsmünzen, verpflichteten sich die Gerichte als Vicariatsgerichte, ließen an die einzelnen Stände Verordnungen ergehen u. a.; nur daß ihnen die Besteigung des kaiserlichen Thrones und die Ausübung solcher Functionen, z. B. Belehnungen mit höhern Reichswürden, welche blos unmittelbar vom Kaiser selbst verrichtet werden konnten, nicht verstattet war. Selbst der Reichshofrath und das Reichskammergericht führten anstatt des kaiserlichen das gemeinschaftliche Vicariatswappen. 17.

Reichlin-Meldegg (Karl Alexander, Freiherr von), gelehrter Theolog, welcher auch durch seinen Religionswechsel nicht geringes Aufsehen erregte, ward am 21. Febr. 1801 zu Gravenau in Oberbaiern geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Freiburg in Baden und seit 1815 die dortige Universität besucht hatte, ward er im Sommer 1822 in das Priesterhaus zu Mörsburg aufgenommen, nach

seinem Austritte aus dem Seminare als Professor am Gymnasium zu Freiburg angestellt und 1823 vom Bischofe J. B. von Keller in Rottenburg am Neckar zum Priester geweiht. In demselben Jahre ertheilte ihm die theologische Facultät zu Freiburg die theologische Doctorwürde und 1825 ward er nach dem Erscheinen seiner Schrift: „Über die Theologie des Magiers Manes" (Frankf. a. M. 1825) zum Hülfslehrer für die Kirchengeschichte ernannt. Durch seine theologischen Studien aber wurde eine große Veränderung in seinen bisherigen Ansichten von dem Lehrbegriffe und Kirchenthume hervorgebracht und gelangte er zu der Überzeugung, daß der gegenwärtige römische Katholicismus ein ganz anderer, als der der ersten christlichen Jahrhunderte sei. Solches blieb von den römischen Zionswächtern nicht unbemerkt und schon 1826 wurde die Beschwerde gegen ihn erhoben, daß er in seinen Vorlesungen die Jungfräulichkeit Maria's geläugnet habe. Dennoch ward er 1828 außerordentlicher Professor an der theologischen Facultät und nachdem er im folgenden Jahre nach Erscheinung seiner „Theologischen Abhandlungen" (Leipz. 1829) einen Ruf an die neuerrichtete katholisch-theologische Facultät zu Gießen erhalten hatte, zum ordentlichen Professor der Theologie, und 1830, ungeachtet er als Freigeist und Religionslästerer verschrien wurde, zum Vorstande des akademischen Sittenephorats und zum Dekan der theologischen Facultät ernannt. Als er aber in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" (1830. Nr. 88) seine „Vorschläge zu Verbesserungen in unserer deutsch-katholischen Kirche" niedergelegt hatte, ward in Göschl's „Katholischer Kirchenzeitung" und in Benkert's „Allgemeinem Religions- und Kirchenfreund" eine Anklage wider ihn erhoben und der Erzbischof von Freiburg übergab der badischen Regierung eine von allen Domcapitularen unterzeichnete Beschwerde. Obgleich man in derselben R.'s Entsetzung beantragt hatte, so blieb er doch, von der Regierung nur zur Vorsicht ermahnt, in seinem Amte. Seine ganz im Geiste des Rationalismus begonnene „Allgemeine Geschichte des Christenthums" (1. Bd. 1. Abth. Freiburg 1830. 2. Abth. Ebend. 1831) jedoch bewirkte eine neue Anklage von Seiten des Erzbischofs (31. März 1831), welcher auf seine Entfernung vom Lehrstuhle drang. R. bat nun selbst das Ministerium um seine Versetzung in die philosophische Facultät und richtete auf die Anfrage des Erzbischofs: „ob er nach Abfassung seiner Kirchengeschichte noch Alles mit aufrichtigem Herzen glaube, was er bei seiner Priesterweihe beschworen habe", an jenen ein Sendschreiben (Freib. 1831), in welchem er den Widerspruch des bei der Priesterweihe zu beschwörenden Glaubensbekenntnisses mit der Vernunft, der Geschichte und dem Christenthume zeigte. Hierauf wurde R. am 12. Jan. 1832 vom bischöflichen Ordinariate zu Freiburg zur Herausgabe der bei der Priesterweihe empfangenen Urkunden aufgefordert, zugleich allen Dekanaten des Großherzogthums Baden bekannt gemacht, daß R. die katholische Kirche verlasse und ihm daher die Ausübung geistlicher Amtsverrichtungen nicht mehr zu gestatten sei. Doch erst am 19. Febr. 1832 erklärte R. förmlich seinen Austritt aus der katholischen Kirche und am 29. Febr. geschah seine Aufnahme in die evangelische Kirchengemeinde. Im Juni desselben Jahres wurde er nach Heidelberg versetzt, um Vorlesungen über Philosophie und Sprachen zu halten, aber auch hier angefeindet und vom katholischen Dekanate in einer Klagschrift beschuldigt, er habe in seinen Vorlesungen den Papst einen Zauberer genannt, der Brod in Fleisch verwandle; wogegen er sich vor dem Prorectorate (Octbr. 1832) damit vertheidigte, daß er nur einen Ausspruch Montesquieu's wörtlich angeführt habe. Kurz darauf ward ihm die Erlaubniß, kirchenhistorische Vorlesungen zu halten, entzogen. 63.

Reichthum, s. Geld und Reich.

Reid (Thomas), geb. 1704, gest. 1796 als Professor der Moral zu Glasgow, ist bekannt als Gegner Hume's, dessen Skepticismus er durch Berufung auf gewisse unerweisliche und unumstößliche Wahrheiten des Gemeinsinnes, common

sense, auf die alle Wissenschaft zurückkommen müßte, wiederlegt zu haben glaubte. Seine Schriften sind: „Inquiry into the human mind on the principle of common sense“ (3. Ausg. London 1769. 8.); deutsch „Untersuchungen über den menschlichen Verstand oder die Grundsätze des gemeinen Menschenverstandes“ (Leipz. 1782. 8.); „Essays on the intellectual powers of man“ (Edinb. 1785. 4.; ein Auszug in Feder's und Meiner's „Phil. Bibl.“ Bd. 1. S. 43 ff.); „Essays on the active powers of man“ (Edinb. 1788. 4.); „Essays on the powers of the human mind“ (Lond. 1803. 3 Voll. 8.); Priestley schrieb eine „Examination of Dr. Reids inquiry etc.“ (Lond. 1774. 4.). Vergl. „The life and writings of Th. R.“, by Dugald Stewart (Edinb. 1803. 8.). 80.

Reif, lat. pruina; franz. givre, gelée blanche, frimas; engl. hoarfrost, rime, ist seinem Wesen nach nichts Anderes als ein feiner gefrorner Thau (s. d. Art.) der entsteht, wenn sich die Dünste bei einer mäßigen Kälte an die Körper ansetzen und alsdann gefrieren. Denn wenn die Temperatur der Luft höher ist als die der auf der Erdoberfläche befindlichen Körper, so müssen die auf letztere gefallenen Dünste nothwendig zu Eistheilchen werden. Heitere und windstille Nächte bei ruhiger Luft und klarem Himmel sind für diesen Niederschlag am meisten geeignet. Außer diesem gibt es noch eine andere Art Frost, welcher in einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands Rauhreif oder Rauhfrost genannt wird. Er besteht eben so wie der vorige aus kleinen Eiskrystallen, womit besonders einzeln hervorragende dünne Körper, namentlich kleine Baumäste und Pflanzenstengel, überzogen werden. Kämptz leitet dieses Phänomen sehr richtig ab: wenn auf länger dauernde Kälte wärmere Luftschichten herbeigeführt werden, so schlägt sich der Wasserdampf derselben mit Leichtigkeit auf allen Körpern nieder und bildet namentlich da, wo sich einige Spinnfäden vorfinden, die mit feinen Krystallen überzogenen Fäden. 33.

Reifstein oder **Reifenstein** (Johann Friedrich), ein bekannter Kunstkenner des vorigen Jahrhunderts, geb. 1719 zu Königsberg in Preußen, beschäftigte sich schon frühzeitig neben seinen wissenschaftlichen Studien mit der Malerei und erwarb sich vorzüglich eine gründliche Kenntniß ihrer Geschichte. Nachdem er die Universität verlassen hatte, hielt er sich einige Zeit in Berlin auf und war dann mehrere Jahre in Cassel als Pagenhofmeister angestellt. Im Jahre 1760 ging er mit dem Grafen Lynar durch Frankreich und die Schweitz nach Italien und nahm hier, durch Winckelmann, der sein Freund geworden war, bewogen, seinen immerwährenden Aufenthalt. Er starb 1793 zu Rom. Seine Verdienste um die Kunst sind nicht gering, in sofern besonders, als er den in Rom anwesenden jungen Künstler mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen vielfach nützlich wurde und sich bemühte, manches noch Dunkle der älteren Kunstgeschichte insbesondere aufzuhellen. Von den Höfen von Wien und Petersburg erhielt er häufig Aufträge in Beziehung auf Ankäufe von Kunstgegenständen, auch beschäftigte er sich selbst mit der enkaustischen Malerei, deren Technik ihm Manches verdankt. Übrigens erfand er auch die verloren gegangene Kunst wieder, Caméen in Glaspasten mit verschiedenartigen Schichten nachzubilden. 36.

Reihe (mathem.), s. Progression.

Reiher oder **Reiger**, lat. ardea major; franz. héron; engl. hern, heron, eine Gattung der Sumpfvögel, von der man gegen 100 einzelne Arten aufzählt. Sie leben insgesammt in sumpfigen Gegenden, an Teichen und Seen, nähren sich von Fischen, Insecten und Amphibien und werden besonders wegen ihrer Federn, die man als Kopfschmuck gebraucht, geschätzt. In Deutschland ist blos der graue oder gemeine R. einheimisch. Er erreicht nicht ganz die Größe des Storchs und hat ein auf dem Rücken graublaues Gefieder, das nach dem Unterleibe zu allmählig ins Weiße übergeht. Auf dem Kopfe trägt das Männchen noch einen lang herabhängenden schwärzlichen Federbusch, von dem die Reiherfedern gewonnen werden.

Es gibt auch verschiedenfarbige, besonders weiße, die wir von den sogenannten Silberreihern im südlichen Asien und Afrika erhalten. Doch werden bei uns die schwarzen vorzüglich theuer bezahlt. Des Schadens wegen, den die R. der Fischerei zufügen, wird ihnen stets nachgestellt und in den frühern Zeiten war das Jagen der R. durch abgerichtete Falken oder die Reiherbeize sehr üblich. 35.

Reil (Johann Christian), einer der berühmtesten deutschen Ärzte neuerer Zeit, war der Sohn eines Predigers und zu Rauden, einem Dorfe in Ostfriesland, am 28. Febr. 1759 geboren. Dem geistlichen Stande bestimmt erhielt er seine Vorbildung auf der Schule zu Norden; indem sich aber seine Neigung mehr den Naturwissenschaften zuwandte, faßte er den Entschluß, Medicin zu studiren und besuchte in dieser Absicht die Universität Göttingen, die er aber bald mit der Universität Halle vertauschte, bei deren Lehrern er einen philosophischern Geist und demzufolge größere Freiheit von Schulzwange bemerkt zu haben glaubte. Hier widmete er sich vorzüglich unter Goldhagen's Leitung dem Studium und der Ausübung der Heilkunde, so daß er nach Abfassung einer sehr geschätzten Inauguralschrift: „Tractatus de polychalia", am 9. Nov. 1782 zum Doctor ernannt wurde. Nunmehr ging er auf kurze Zeit in sein Vaterland als praktischer Arzt zurück, 1787 aber erhielt er den Ruf zu einer außerordentlichen Professur nach Halle, die er schon im folgenden Jahre an des verstorbenen Goldhagen Stelle mit einer ordentlichen Professur, mit der die Stelle eines Directors der Klinik verbunden war, vertauschte. Von jetzt an stieg sein Ruf als Lehrer und Arzt außerordentlich; Schüler von allen Orten Deutschlands strömten nach Halle und er ist einer derjenigen, dem diese Universität ihren damaligen großen Ruf verdankte; vorzüglich war es aber sein Unterricht in der Therapie und am Krankenbette, der sich des allgemeinsten Beifalls erfreute und der so viel zur Bildung ganz ausgezeichneter Ärzte, die es sich noch jetzt zur Ehre schätzen, R.'s Schüler gewesen zu sein, beitrug. Die für Halle so unglückliche Periode von 1806 störte auch R.'s akademische Thätigkeit, indessen erkannte die neue Regierung gar bald seinen hohen Werth; bei der Wiedereröffnung der Universität glänzte sein Name voran und die Einrichtung von Sool- und anderen Bädern zu Halle vermehrte seinen auswärtigen Ruf. So viel ihm indessen Begünstigungen zu Theil wurden, so konnte ihm nichts sein angestammtes Fürstenhaus vergessen machen; er nahm daher sehr freudig im Jahre 1810 eine Stelle als Lehrer der Klinik an der neuerrichteten Universität zu Berlin an, der er aber nur kurze Zeit vorstand, indem die Schlacht von Leipzig und der auf dem Kriegsschauplatze herrschende Kriegstyphus seine Thätigkeit anderwärts in Anspruch nahm (so wurde er als Generaldirector der Hospitäler zu Halle, Leipzig und der Umgegend angestellt); allein nicht lange dauerte sein in dieser Stelle zu Tage gelegte unermüdliche Wirksamkeit; am 12. Nov. 1813 erlag er zu Halle dem Typhus. — R. hat sich fast in allen Fächern der Medicin einen Namen erworben; denn nicht nur in der theoretischen Medicin, sondern auch in der Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie, Chirurgie, Augenheilkunde und psychischen Medicin hat er Ausgezeichnetes geleistet und mehrere Schriften hinterlassen, deren Werth für alle Zeiten anerkannt ist. Wir brauchen nur an seine „Memorabilia clinica" (Hal. 1790—1795. IV Fasc.); an sein berühmtestes Werk „Über die Erkenntniß und Cur der Fieber" (Halle 1820—1828. 3. Aufl. 5 Bde.); an seine „Rhapsodien über die psychische Curmethode" (Halle 1818. 2. Aufl.) und an sein „Archiv für die Physiologie" (in 12 Bänden. 1796—1815) zu erinnern. — Seine wichtigsten Untersuchungen beziehen sich auf den Bau des Gehirns, über die Verrichtung des Nerven-, hauptsächlich des Gangliensystems, auf das Zustandekommen der Krankheit aus chemischen Abweichungen, auf die Natur der Seelenkrankheit u. a. m. 39.

Reim, franz. rime; engl. rhyme, nennt man die gleichklingende Endigung

zweier oder mehrerer Wörter. Als mit den alten Sprachen die Sylbenmessung unterging, als die Verskunst den inneren Halt der in der Länge und Kürze selbst liegenden Geltung nicht mehr wahrnahm, strebte man sich durch ein äußeres Mittel zu stützen nnd fand dieses Mittel in dem R. Wir haben, sagt ein Ästhetiker der neuesten Zeit (W. E. Weber), den R. für ein in der morgenländischen Poesie selbst lange vor Entstehung der neueuropäischen geübtes angenehmes Klangspiel zu halten, auf das in Sprachen, deren Reichhaltigkeit an volltönenden Selbstlautern eben so groß, als die Phantasie der sich ihrer bedienenden Völker beweglich, zum Sonderbaren hinneigend und in Unterhaltungsmitteln beschauliche Muße erfinderisch war, die Rhythmik von selbst kommen mußte. Ohne Zweifel ist der R. zuerst in Dichtungen der Indier angewendet worden. Man kann ihn selbst den Griechen und Römern nicht fremd nennen, in sofern die zufälligen Gleichklänge, welche in einzelnen Versen und Vershälften schon bei Homer, besonders aber bei Ovid vorkommen, der Bemerkung ihrer Urheber unmöglich so ganz und gar entschlüpfen konnten. Aber das classische Alterthum, in seiner plastischen Großartigkeit, verschmähte offenbar absichtlich eine sich ihm so natürlich darbietende Bereicherung der poetischen Formen, da sie der naiven Anmuth seiner so schöpferischen und klargeregelten Rhythmik den Anstrich einer kleinlichen Gesuchtheit und einer pedantischen Künstelei hätte ertheilen müssen. So wie die einfach ruhige Architektonik eines griechischen Tempels durch gothische Spitzbogen, Thürmchen und gewundene Säulen nur verunstaltet werden könnte, so würde sich der R. in antiken Gedichten wie ein kindischer Singsang ausgenommen und alle Würde eines ernsten Eindrucks zerstört haben. Denn der R. ist seinem innersten Wesen nach musikalischer Natur; er ist gleichsam ein Echo in den Tiefen der Seele räthselhaft anklingender außerweltlicher Erinnerungen, ein geheimnißvolles Stichwort der in sich selbst gesenkten Betrachtung, ein wunderliches Sinnbild unseres sich so oft in Gegensätzen befreundenden, in Vereinigungen sich entzweienden Gefühles; er ist ein Sohn der ins Überschwengliche und ins Unmögliche strebenden Empfindung, ein schwärmerisches Wesen, das der Romantik als reife Frucht vom Baume der Musen in den Schooß fallen mußte, an welchem die alte Welt, die das Symbolische in ihre Kunst nur zuließ, in wiefern sie es sofort zum Unmittelbaren und Charakteristischen auszuprägen Gelegenheit fand, sie ohne Verlangen hatte hängen lassen. — Man muß übrigens das Wesen und den Geist der romantischen Poesie gänzlich verkennen, wenn man, wie es im vorigen Jahrhunderte häufig in Deutschland geschehen ist, den R. nur als ein Werk der Mode, als eine Decke, die man über die Schwächen und Fehler des Verses zieht, als ein Hülfsmittel des Gedächtnisses, als ein körperliches Mittel, träge Ohren zu reizen, gelten lassen will; wir behaupten sogar, daß manche neuere Völker ohne den R. keine Poesie besitzen würden, obschon wir dabei die Schwäche solcher Sprachen, die den R. gebieterisch heischen, nicht in Abrede stellen wollen. Ohne uns hier in eine weitere Untersuchung über die Frage einzulassen, ob der R. durch die Araber oder durch die Gothen nach Europa herübergewandert sei, bemerken wir nur, daß er in der altnordischen Poesie unbekannt ist, daß er aber schon in lateinischen Gedichten des V. und VI. Jahrhunderts aufzutauchen beginnt. Auch kann hier keine Auseinandersetzung der Regeln des Reims, welche man in den Handbüchern der Poetik findet, verlangt werden; nur die allgemeine Bemerkung erlauben wir uns noch, daß man die Reime in männliche (einsylbige, z. B. Mann, kann), weibliche (zweisylbige, z. B. geben, leben) und gleitende (dreisylbige, die sogenannten italienischen Sdruccioli, z. B. wonnige, sonnige) eintheilt. Vergl. E. Poggel's „Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge" (Leipz. 1834. 8.). 66.

Reimarus (Herrmann Samuel), der berühmte und berüchtigte Verfasser der sogenannten „Wolfenbüttel'schen Fragmente", wurde im Jahre 1694 zu Ham-

burg geboren, wo sein Vater Lehrer am Johanneum war. Nachdem er in Jena seine akademischen Studien vollendet hatte, habilitirte er sich zu Wittenberg als Privatdocent, ward bald darauf Adjunct der philosophischen Facultät, 1723 Rector an der Schule zu Wismar und 1727 Professor der hebräischen Sprache, später auch der Mathematik, an dem Gymnasium zu Hamburg, welche Stelle er bis an seinen Tod (1768) bekleidete. Den ehrenvollen Ruf nach Göttingen an Geßner's Stelle nahm er nicht an. R. besaß einen reichen Schatz umfassender Kenntnisse; denn er war nicht nur ein gründlicher Philolog, als welchen er sich durch die Fortsetzung und Vollendung der von Fabricius begonnenen Ausgabe des „Dio Cassius" (Hamb. 1750—1752) in so vorzüglichem Grade bewährte, daß ihn Geßner für einen der ersten Kritiker Deutschlands erklärte; sondern er zeichnete sich auch namentlich durch seine naturhistorischen und philosophischen Kenntnisse aus. Jene beurkundete er in seinen „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (Hamb. 1760. 4. Aufl. 1778); diese in den Schriften: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (Hamb. 1754. 7. Aufl. 1798) und „Die Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet" (Hamb. 1756. 5. Aufl. 1790). Das meiste Aufsehen aber erregte folgende, ursprünglich nicht für den Druck bestimmte, von Lessing aber nach des R. Tode angeblich aus einer Handschrift unter dem Titel herausgegebene Schrift: „Fragmente eines Ungenannten, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" (Wolfenbüttel 1777). Diese fünf Fragmente, welche mehrere Gegenschriften, z. B. von Semler, Michaelis, Döderlein u. A., veranlaßten, handeln 1) von der Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln; 2) von der Unmöglichkeit einer allgemein Glauben findenden Offenbarung; 3) über den Durchgang Israels durch das rothe Meer; 4) über den Zweck des alten Testaments, welcher nicht die Offenbarung einer Religion war; 5) über die Auferstehung Jesu. Hierzu kam ein sechstes Fragment: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" (Braunsch. 1778), dessen Inhalt ist: die Abschaffung des mosaischen Gesetzes oder Stiftung einer neuen Religion, die übrigens Jesus selbst nicht durchgängig beobachtet, war nur Vorwand für Gründung einer jüdisch weltlichen Herrschaft. Dazu benutzte er die Messiasidee und verband sich mit Johannes dem Täufer. Aber der Plan, zu dessen Ausführung schon ein guter Anfang beim letzten Einzuge Jesu gemacht worden war, ward durch die jüdisch-römische Polizei vereitelt. — Daß übrigens R. wirklich der Verfasser dieser Fragmente gewesen sei, haben Hartmann (Intell. Bl. d. Leipz. Lit. Zeit. 1825. Nr. 231—232) und Gurlitt (Ebend. 1827. Nr. 55) genügend dargethan. 63.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), Sohn des Vorigen, geb. zu Hamburg am 11. Nov. 1729, erhielt seine Vorbildung auf dem Johanneum, studirte dann zu Leyden und Edinburg Medicin und erhielt am ersten Orte 1757 die Doctorwürde, nachdem er noch zuvor unter Hunter's Leitung die Londoner Spitäler besucht hatte. Hierauf ließ er sich in Hamburg als praktischer Arzt nieder, wo er bald eine einträgliche Praxis erwarb. 1796 wurde er Professor der Naturgeschichte und Physik am Hamburger Gymnasium. Im Jahre 1813 zur Auswanderung aus seiner Vaterstadt gezwungen, starb er am 6. Juni 1814 zu Ranzau. — Wir verdanken R. die zufällige Entdeckung der Erweiterung der Pupille durch das ins Auge gebrachte Belladonnaextract, eine Entdeckung, die bei Behandlung mehrerer Augenkrankheiten und bei Augenoperationen von Nutzen ist; außerdem hat er sich um Einimpfung der natürlichen Blattern so wie um Einführung der Blitzableiter verdient gemacht. Außer daß er neue Auflagen einiger Schriften seines Vaters besorgt hat, hat er mehrere eigene Schriften, meistentheils staatswirthschaftlichen Inhalts herausgegeben, in welchen er die Freiheit des Verkehrs, als

Freiheit des Handels, Auflösung des Zunftzwangs, freie Getreide-Aus- und Einfuhr, Aufhebung der Fleischtaxen, freien Bücherverlag, Abschaffung der Medicinalordnungen u. s. w. in Schutz nimmt. 39.

Reimlexikon nennt man ein Wörterbuch, in welchem alle Reimendungen, die eine Sprache besitzt, verzeichnet sind. Braucht auch der wahre Dichter keinen solchen Nothhelfer, so ist doch der Vortheil eines Reimlexikons in anderer Beziehung bei Weitem nicht so gering, als man gewöhnlich glaubt. Der Sprachforscher wird aus einer vollständigen Zusammenstellung aller Endsylben einer Sprache, besonders der Wurzelwörter, fruchtreiche Schlüsse über das Wesen und den Bau der Sprache selbst ziehen können. Man kann ein Reimlexikon auf doppelte Weise einrichten, indem man entweder die Endungen überhaupt alphabetisch mit Einschuß der Consonanten, oder nach den 5 Vocalen, welche eigentlich die Seele aller Reime sind, ordnet. Die erste Methode befolgte Richelet in seinem R. für die französische Sprache („Nouveau dictionnaire des rimes," Paris 1667 u. öfter 4.); den andern Weg schlugen ein J. Hübner in seinem „Poetischen Handbuch" (Leipz. 1696 u. öft.) und Peregrinus Syntax [F. F. Hempel] in seinem „Allgemeinen deutschen Reimlexikon" (Leipz. 1826. 2 Bde. 8.). Die früheren Versuche deutscher Reimverzeichnisse von Ph. von Zesen (1641), Titze (1642) und Grünwald (1695) sind unbedeutend. Auch andere Sprachen besitzen Reimwörterbücher, die wir aber hier nicht anführen können. 66.

Reinbot von Doren, ein deutscher Minnesänger aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen man nichts weiter weiß. Außer einigen unbedeutenden Bruchstücken kleinerer Gedichte besitzen wir von ihm die treffliche Legende: „Der heilige Georg" (abgedruckt in Büsching's und Hagen's „Sammlung altdeutscher Gedichte," Bd. I.), auf welche zuerst der in vielfacher Hinsicht verdiente J. Möser aufmerksam machte. 66.

Reineccius (Reiner), ein berühmter Historiker des XVI. Jahrh., wurde 1541 zu Steinheim im Bisthume Paderborn geboren. Er studirte zu Marburg und Wittenberg Theologie, verließ aber seit dem Tode Melanchthon's letztere Stadt und unternahm eine Reise nach Schlesien. Nach seiner Rückkehr wurde er Erzieher der Söhne einer adeligen Familie und lebte mit diesen fast 9 Jahre abwechselnd in Wittenberg, Leipzig und Jena. Während dieser ganzen Zeit beschäftigte er sich ausschließlich mit der Geschichte und ging später als Professor derselben nach Frankfurt an der Oder und 1583 in gleicher Eigenschaft nach Helmstädt. Er starb 1595 und erwarb sich den Ruhm, nicht wenig zum Wiederaufleben der historischen Forschungen in Deutschland beigetragen zu haben. Von seinen zahlreichen Werken sind namentlich bemerkenswerth: „Syntagma de familiis, quae in monarchiis tribus prioribus rerum potitae sunt" (Basel 1574—1580. 4 Voll.); „Chronicon hierosolymitanum i. e. de bello sacro" (Helmst. 1584. 2 Voll. 4.); „Origines stirpis Brandenburgicae et commentarius de Marchionum et Electorum Brandenburgicorum et Burggraviorum familia" (Francof. 1581). Außerdem hat er noch die Familien der macedonischen Könige, der Arsaciden, Seleuciden, des medischen, baktrischen und anderer Reiche beschrieben. S. Haeberlin „De R. Reineccii meritis in omnem historiam ut et academiam Juliam, prolusio academica" (Helmst. 1746. 4.). — Ein Anderer gleiches Namens, Christian R., hat sich besonders durch seine Ausgaben der biblischen Schriften einen Namen in der theologischen Literatur gemacht. Er wurde 1668 zu Mühlingen in Sachsen geboren, studirte zu Rostock und Leipzig, wurde hierauf Professor in Weißenfels, zuletzt Consistorialrath und Rector des dasigen Gymnasium und starb 1752. Seine wichtigsten Werke sind: „Mahommedis fides Islamitica i. e. Alcoranus ex idiomate arabico latine versus" (Lips. 1721. 8.); „Augustana Confessio germanica et latina cum versione graeca" (Ibidem

1730); „Biblia hebraica“ (Ibid. 1725. 8., 1739. 4., 1756 und 1793 von Döderlein und Meißner besorgt); „Janua hebraeae linguae V. T.“ (mit einer chaldäischen Grammatik Leipz. 1720. 3. Aufl. 1733. 8.); „Novum Testamentum graecum“ (Ibid. 1725 ff.); „Vetus Testamentum graecum etc. cum apocryphis“ (Ibid. 1730. 8., 1775 und öft.). 77.

Reinecke (Johann Friedrich), einer der vorzüglichsten deutschen Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, 1745 zu Helmstädt geboren, entlief als vierzehnjähriger Knabe dem väterlichen Hause, weil ihm gegen die Mißhandlungen seines ältern Bruders keine Stütze bei den Eltern ward, und gerieth, nachdem er sich einige Zeit umhergetrieben hatte, nach Hamburg, wo er bei einem mitleidigen Bäcker Unterhalt fand, bis der zufällige Besuch des Theaters in ihm eine unbezwingliche Begierde rege machte, selbst einer der Mitspielenden zu werden. Der Director, welcher ihn einigemal abgewiesen hatte, behielt endlich den zudringlichen Burschen und stellte ihn als Ausläufer an. Nachdem R. einige Jahre dieses ihm nicht im geringsten zusagende Geschäft versehen hatte, um nur mit der Bühne in Verbindung zu stehen und Beobachtungen anzustellen, setzte er seinen Stab weiter und trat zuerst mit herumziehenden Truppen auf, stets eifrigst bemüht, durch Nachdenken und Aufmerksamkeit das ihm angeborene Schauspielertalent auszubilden, was ihm auch vorzüglich als Mitglied der Seyler'schen Gesellschaft gelang. Nachdem er einigemal zu Hamburg auf dem ehemaligen Schauplatze seiner Erniedrigung aufgetreten war und nicht unbedeutenden Beifall geerntet hatte, wurde er bei der Bondini'schen Truppe zu Dresden und Leipzig engagirt und bildete sich in dieser Umgebung und besonders durch die Lehren des Declamators Schocher zu Leipzig zu dem großen Schauspieler, welchen ganz Deutschland bewunderte. Er verbannte zuerst das lächerliche Pathos in den Heldenrollen von der Bühne und bemühte sich die Zuschauer an eine natürliche Einfachheit in Stimme, Gang und Geberdenspiel zu gewöhnen, was ihm auch schnell über alle Erwartung glückte, weil man des unsinnigen Geschreis und Tobens längst müde war. Außer den Heldenrollen spielte er die launigen und zärtlichen Alten mit vollendeter Meisterschaft, worin er freilich von einer ausdrucksvollen, männlichen Bildung und einer wohltönenden Stimme bedeutend unterstützt wurde. Vorzüglich bewunderten ihn seine Zeitgenossen in den Rollen des Grafen Essex, des Königs Lear, Otto's von Wittelsbach, des Oberförsters Warberger und des deutschen Hausvaters. Er starb 1787 zu Dresden als Regisseur des Bondini'schen Theaters. 66.

Reinecke Fuchs oder **Reinhart Fuchs**. Unter diesem Namen ist der älteste satyrische Fabelroman, über dessen Verfasser und Entstehung man immer noch nicht recht im Reinen ist, am bekanntesten. Das Original scheint man mit der größten Sicherheit in Frankreich suchen zu dürfen, wozu nicht nur der aus dem XIII. Jahrh. stammende, einem gewissen Gielée de Lille zugeschriebene „Roman du Renard“ (herausgegeben von Méon, Par. 1826. 4 Voll. 8.), sondern auch die Andeutung des niederdeutschen Bearbeiters selbst, daß er sein „Buch aus wälscher und französischer Sprache gesucht und in deutsche Sprache umgesetzt“ habe, berechtigen. Die ältesten Grundlagen der ganzen Dichtung scheinen jedoch deutsche Volkssagen gewesen zu sein, deren sich die französischen Dichter zuerst bemächtigten. Schon zur Zeit Karl's des Großen erzählte und sang das deutsche Volk von einem Reinhart oder R. von Lothringen, den es als Fuchs, und von einem Grafen von Östreich, den es unter dem Namen Isegrim als Wolf bezeichnete. Zuerst wurde das französische Original im Hochdeutschen durch Heinrich den Glichesern nachgebildet, wie aus einem Auszuge dieser Nachbildung, welcher sich handschriftlich im Vatican befindet, hervorgeht. Die größte Verbreitung gewann jedoch die niederdeutsche, wieder aus dem französischen Originale und keineswegs aus einer holländischen prosaischen Nachbildung geschöpfte Bearbeitung. Als Ver-

fasser dieser gegen das Ende des XV. Jahrh. entstandenen Bearbeitung nennt sich Heinrich von Alkmar, Hofmeister des Herzogs von Lothringen, aber schon im XVI. Jahrh. hält der Satyriker Rollenhagen diesen Namen für einen angenommenen und gibt Nikolaus Baumann, der als Rath bei einem Herzoge von Jülich in Diensten stand und später in Ungnade fiel, als wahren Verfasser an. Dieser Baumann, welcher 1526 als Secretair des Herzogs Magnus von Meklenburg und Professor der Rechte zu Rostock starb, soll dieses Gedicht, um sich an dem verdorbenen jülichschen Hofe zu rächen, verfaßt und, um Verfolgungen zu entgehen, seinen wahren Namen unter einem falschen versteckt haben. In der neuesten Zeit hat der Holländer Scheltema einen Heinrich van Alkmaar, welcher gegen Ende des XV. Jahrh. Rath des Bischofs David von Burgund war, entdeckt und auf diesen eigentlich nichts beweisenden Umstand die Hypothese gebaut, daß dieser Heinrich von Alkmaar nachher in die Dienste der Herzöge von Geldern getreten, bei den Söhnen der geldrischen Prinzessin, die sich 1485 mit dem Herzoge Renatus II. von Lothringen vermählt habe, Hofmeister geworden und also wirklich der Verfasser des R. Fuchs sei. Auch K. F. A. Scheller nimmt Heinrich von Alkmar als den wirklichen Dichter an. Mag der Dichter dieser Alkmaar oder ein anderer gewesen sein, seine Arbeit gehört jedenfalls zu den vorzüglichsten Werken der ältern deutschen Literatur und macht mit trefflichem Witze die traurige Wahrheit anschaulich, daß consequente Schlauheit fast stets über Recht und Billigkeit triumphirt. Durch diese bestimmte Tendenz erhält das Ganze seine Einheit, doch fehlt es ihm nicht an Mannigfaltigkeit gut gezeichneter Charaktere und an unterhaltenden Situationen; der Ton der Satyre könnte nicht besser getroffen sein. Die friesisch-plattdeutsche Sprache erscheint auf der höchsten Stufe der Cultur, die sie je erstiegen hat, und die vierfüßigen Knittelverse sind dem Gegenstande ganz angemessen. Die niedersächsische Bearbeitung erschien zuerst 1498 zu Lübeck (in Fol.) und verbreitete sich schnell in ganz Deutschland und in den Nachbarländern, wie die zahlreichen Ausgaben und Übersetzungen ins Hochdeutsche (1544), Lateinische (von H. Schopper, 1567), Dänische (1555) und Schwedische (1621) beweisen. Der englische „Reynard the foxe" (1481) ist wahrscheinlich nach dem prosaischen holländischen „Reynaert de Vos" (1479) gearbeitet. In der neuesten Zeit hat es sich herausgestellt, daß der niederdeutsche „Reynecke de Vos" eine holländische metrische Nebenquelle dieses reichen Stoffes, welche einem gewissen Wilhelm Matok aus dem XIII. Jahrh. zugeschrieben wird, zum Vorgänger und vielleicht theilweise zum Vorbilde hat. Auch haben sich zwei lateinische Bearbeitungen desselben Stoffes aus dem XII. Jahrh. aufgefunden, welche Mone herausgab (Stuttg. 1832. 8.). Seine Behauptung jedoch, daß Lothringen das ursprüngliche Vaterland des Gedichts sei und daß darin auf den lotharingischen König Zuentibold und einen an seinem Hofe befindlichen Herzoge Reginhart gezielt werde, hat J. Grimm in seiner Abhandlung „Reinhart Fuchs" (Berl. 1834. 8.) vollständig widerlegt und durch die gelungene Nachweisung, daß die Dichtung eine alt-fränkische sei, ihren Ursprung Deutschland gerettet. Die besten Ausgaben der oft gedruckten niederdeutschen Bearbeitung besorgten G. G. Bredow (Eutin 1798. 8.), K. F. A. Scheller (Braunschw. 1825. 8.), Scheltema (Haarl. 1826. 8.) und Hoffmann (Bresl. 1833. 8.). Hochdeutsche Bearbeitungen lieferten Gottsched (Leipz. 1752. 4.), J. W. Göthe (Berl. 1794. 8.) und W. Soltau (Berl. 1803. 8. N. A. Braunschw. 1823. 8.), welcher Letztere allein den richtigen Ton des Originals traf. Eine nachahmende Fortsetzung in niederdeutschem Dialekte unter dem Titel „Hennynk de Han" (Brem. 1516 [1732]. 4.) versuchte nicht ohne Glück K. F. Renner (starb 1772) unter dem angenommenen Namen F. H. Sparr. 67.

Reinerz, ein zu der Grafschaft Glatz in Schlesien gehöriges und dem Regierungsbezirke Breslau einverleibtes Städtchen an der Weistritz mit 1700 Einw.,

hat in seiner Nähe auf einem Wiesengrunde ein gleichnamiges mineralisches Bad. Die 5 Quellen, welche benutzt werden, heißen der alte kalte Brunnen (9° R.), die laue Quelle (14° R.) und die 3 Badequellen. Das Wasser der Trinkquelle, von dem auch jährlich eine, wenn auch nur geringe Anzahl Flaschen versendet wird, hat einen salzigen, vitriolischen Geschmack und schäumt, wenn die Flaschen gut verpfropft sind. Seit längerer Zeit sind bei diesem Badeorte auch Vorrichtungen zu Tropf-, Dampf-, Spritz- und Regenbädern getroffen worden und eine Molkencuranstalt ins Leben getreten, und die Linderung und Hülfe, welche Brustkranke, Luftröhren- und Lungenschwindsüchtige, von Hämorrhoiden und anderen Beschwerden Gepeinigte an seinen Quellen fanden, lockt jährlich eine starke Anzahl Gäste hierher. Diese belief sich im Jahre 1829 sogar auf 752. Die Natur hat nichts versäumt, um den Gästen den Aufenthalt zu verschönern, und besonders werden der Hut- und Kreuzberg, die hohe Mense, die Heuscheuer und Nachod von hier aus besucht. 35.

Reinhard (Franz Volkmar). Dieser ausgezeichnete Theolog und Kanzelredner wurde am 12. März 1753 zu Vohenstrauß im Fürstenthume Sulzbach geboren. Von seinem Vater, welcher Prediger war, und später auf der Schule zu Regensburg trefflich vorbereitet bezog er 1773 die Universität Wittenberg, ward daselbst 1777 Magister legens, 1778 Adjunct der philosophischen Facultät, 1780 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1782 ordentlicher Professor der Theologie. Der große Beifall, welchen seine Predigten fanden, die er als Propst der Schloß- und Universitätskirche hielt, so wie seine vielseitige und gründliche Gelehrsamkeit veranlaßten im Jahre 1792 seine Berufung als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor nach Dresden, in welchen Ämtern er eben so thätig wie segensreich bis an seinen Tod (6. Sept. 1812) wirkte. — R. gehört unter diejenigen Männer, welche für die Wissenschaft wie für das Leben auf ihr Zeitalter einen mächtigen und wohlthätigen Einfluß geäußert haben. Von R. gilt dieß namentlich in Bezug auf gelehrte Behandlung der Theologie und in Bezug auf Förderung und Ausbildung der Kanzelberedsamkeit und des praktischen Religionswesens. Mit trefflichen Anlagen ausgerüstet war es frühzeitig Hauptaufgabe für ihn, die drei geistigen Grundvermögen gleichmäßig zu einer schönen Harmonie auszubilden. Zur Lösung derselben erkannte er in dem Studium der Philosophie das vorzüglichste Mittel. Daher finden wir ihn gleich in der ersten Periode seines öffentlichen Auftretens als akademischen Lehrer und als Schriftsteller mit philosophischen Forschungen beschäftigt. Und gerade in diese frühere Periode seines mehr philosophisch-theologischen Forschens fallen seine wichtigsten und gediegensten Schriften. Doch gestattete er der Philosophie mehr nur einen formellen, als materiellen Einfluß auf die Theologie, indem ihm das Christenthum mehr Sache des Herzens als des Verstandes war und die Bibel als eine unmittelbare Offenbarung Gottes an die Menschen ihm als die höchste Auctorität in Sachen des Glaubens und Lebens galt. „Bei der Philosophie", sagt er selbst, „fand ich nichts Festes, nichts Bleibendes, weder im Wissen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man fußen kann, so kommt der Wunsch, Gott möchte selbst geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und so wird man Alles das durchforschen, was sich als Offenbarung ankündigt." So wurde R. Supernaturalist, weil er in sich das nicht zu finden glaubte, was er in äußerer Auctorität zu finden hoffte, und bekämpfte er Alles, was seinen Offenbarungsglauben hätte beeinträchtigen können, wie die Naturphilosophie und den Kriticismus. Allein die wissenschaftlichen Fortschritte einer neuen Zeit, so wie seine eigene gründliche wissenschaftliche Bildung konnten für einen Mann wie R. nicht ohne Folgen bleiben. Obwohl daher festgewurzelt im alten Kirchenthume und dem Lehrbegriffe der Kirche sich möglichst anschließend, war er doch voll gelehrter Zugeständnisse für

die neue Zeit und ward er so bei aller anscheinenden Consequenz doch oft sehr inconsequent. So enthalten seine „Vorlesungen über die Dogmatik" (herausgegeben von Berger, Sulzbach 1801; 2. Aufl. von R. selbst, 1806; 4. Aufl. von Schott, 1818; 5. Aufl. 1824), welche eine meist rationalistische Kritik der einzelnen Dogmen geben, bedeutende innere Widersprüche. Als Moralist bediente er sich eben sowohl philosophischer als biblischer Beweise und als Kanzelredner faßte er die zu behandelnden Gegenstände supranaturalistisch auf und führte sie rationalistisch aus. Unter denjenigen Schriften, in welchen er seine theologische Denkart vorzüglich aussprach, erregten außer der im Jahre 1800 gehaltenen Reformationspredigt von der freien Gnade Gottes in Christo, seine „Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend" (Sulzbach 1810) das meiste Aufsehn. Im 9. Briefe derselben entschied er sich nämlich offen für den strengen Supranaturalismus und stellte er die Behauptung auf, daß der consequente Rationalismus und der Glaube an übernatürliche Offenbarung sich gegenseitig aufheben. Hierdurch regte R. zuerst den Kampf zwischen Rationalisten und Supranaturalisten lebhaft an und es erschienen mehrere Streitschriften, die sich theils für, theils wider ihn erklärten (s. d. Artt. Tzschirner und Theologische Systeme). Obschon aber als Vertheidiger des supranaturalistischen Systems vielfach angefochten nimmt er doch unter den gelehrten Theologen neuerer Zeit eine der vorzüglichsten Stellen ein. Seine gründliche und umfassende Gelehrsamkeit in dieser Beziehung, so wie Scharfsinn, psychologischen Blick und Bibelkenntniß offenbarte R. namentlich durch zwei Schriften, welche als seine Hauptwerke gelten können, durch seinen „Versuch über den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf" (Wittenb. und Zerbst 1781. 4. Aufl. 1798. 5. Aufl. von Heubner 1830), in welchem er das Übermenschliche in der Persönlichkeit Jesu aus der Universalität und Neuheit seines Planes nachzuweisen suchte, und durch sein „System der christlichen Moral" (Wittenb. 1788—1815. 5 Bde.), worin er alle seine Vorgänger weit übertraf. Noch höher aber und vielleicht unübertroffen steht R. als Kanzelredner vor uns. Interessante, in nahem Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zuhörer stehende und für das Leben fruchtbare Hauptsätze, gedankenreiche, christlich-biblische, durch eigene Erfahrung erwärmte und streng logische Durchführung derselben, tiefer psychologischer Blick, lebensvolle, aber von leerem Wortschwalle entfernte Diction sind die Vorzüge, welche sich in seinen Vorträgen, wie selten in anderen, vereinigt finden. Auf die Form derselben hatten die alten Classiker, namentlich Demosthenes und noch mehr Cicero, so wie Klopstock vorzüglich auf die Bildung seiner Sprache eingewirkt. Am gelungensten sind seine Predigten zur Schärfung des sittlichen Gefühls, die in Bezug auf die damaligen großen Weltbegebenheiten gehaltenen und seine „Reformationspredigten" (herausgegeben von Bertholdt und Engelhardt. Leipz. 1821—1824. 3 Bde.). Eine vollständige Sammlung seiner Predigten erschien in 35 Bänden (Sulzbach 1795—1813), wozu J. L. Haas „F. V. R.'s 31 bisher noch ungedruckte Predigten in den Jahren 1792—1794 gehalten" (Leipz. 1833) einen Supplementband lieferte; eine neue nach dem Originalmanuscripte revidirte Ausgabe in 40 Bänden ist gegenwärtig (Sulzb. 1836) veranstaltet worden. — Endlich hat R. auch um das prakische Kirchenwesen, dem er mit Ernst und Würde vorstand, große Verdienste sich erworben. Jedes Talent erkannte und jeden Druck ermäßigte er; er bewirkte, daß eine neue Agende und neue Gesangbücher eingeführt wurden, brachte die allgemeine Beichte mehr in Aufnahme, bearbeitete und ordnete einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntagspredigten an, sorgte für bessere Einrichtung der Schullehrerseminarien und beförderte kräftig den Flor der Universitäten und Fürstenschulen. Darum ist sein Andenken in Segen geblieben und wird es in ferne Zeiten hin bleiben! — Von seinen Schriften sind au-

ßer den genannten folgende noch rühmlichst zu erwähnen: „Über das Wunderbare und die Verwunderung" (Wittenb. 1782); „Der Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden" (Leipz. 1792); „Über den Kleinigkeitsgeist in der Moral" (Meißen 1801; neue Aufl. 1817); „Opuscula academica" (Lips. 1809. II Voll.). Vergl. Pölitz, „Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt" (Leipz. 1813—1815. 2 Bde.). 63.

Reinhard (Karl Friedrich, Graf von), ein durch seine vielen Gesandtschaften berühmter französischer Staatsmann, wurde im Jahre 1761 zu Schernberg in Würtemberg geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studirte in Tübingen Theologie, lebte hierauf mehrere Jahre als Lehrer im Hause eines Kaufmanns zu Bordeaux, ging von hier als Secretair bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nach Paris und wurde als eifriger Anhänger der Revolution im Jahre 1796 zum französischen Gesandten in Hamburg, Bremen und Lübeck und im folgenden Jahre in Florenz ernannt. Sieyes berief ihn im Jahre 1798 in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und, als Talleyrand am 18. Brumaire diese Stelle selbst übernahm, wurde R. im Jahre 1799 zum bevollmächtigten Gesandten bei der helvetischen Republik bestimmt. Im Jahre 1802 trat er den Gesandtschaftsposten bei dem niedersächsischen Kreise an und begab sich nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des berühmten Arztes Reimarus verband. Da ihm Napoleon nicht gewogen war, so sandte er ihn einige Jahre darauf als französischen Bevollmächtigten nach Jassy. Nachdem ihm der Kaiser zum Baron erhoben hatte, ertheilte er ihm im Jahre 1807 den Gesandtschaftsposten am westphälischen Hofe. Nach der Thronbesteigung Ludwig's XVIII. im Jahre 1814 wurde er durch Talleyrand's Einfluß zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt; da aber Talleyrand diesen Posten bald darauf selbst übernahm, behielt er R. als Director seiner Kanzlei bei. Als Napoleon im Jahre 1815 von der Insel Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, flüchtete sich R. nach Frankfurt am Main, wurde daselbst auf kurze Zeit verhaftet, weil man ihn für einen französischen Emissair hielt, und begab sich nach seiner Freilassung auf sein Gut bei Köln. Nach dem zweiten pariser Frieden erhob ihn König Ludwig XVIII. zum Grafen und ernannte ihn zum französischen Gesandten bei dem Bundestage zu Frankfurt am Main. R. verlor zwar durch Polignac's Willkühr im J. 1829 diesen Posten wieder, wurde aber nach der Julirevolution im Jahre 1830 als französischer Gesandter nach Dresden beordert, jedoch 1832 zurückberufen und zum Pair ernannt. R. trat in seiner Jugend als lyrischer Dichter in mehreren Musenalmanachen auf, gab im Jahre 1785 im Vereine mit Conz „Episteln" in Tübingen heraus, so wie er auch mehrere Übersetzungen einzelner Gedichte des Tibull, Propertius und Tyrtäus bekannt machte, denen er einen Anhang eigener Gedichte (Tübingen 1785) beifügte. 81.

Reinhart (Johann Christian), ein ausgezeichneter deutscher Landschaftsmaler, geb. 1761 zu Hof, bildete sich unter Öser in Leipzig und auf der dresdner Akademie, ohne jedoch ein Hauptbildungsmittel jedes Künstlers, gründliches Studium der Natur zu vernachlässigen. Bereits seine ersten Arbeiten erregten Aufsehen und verschafften ihm die vorzügliche Gunst des Markgrafen von Baireuth, der ihm im Jahre 1789 Unterstützung zu einer Reise nach Italien gewährte. Der junge Künstler ließ sich später in Rom nieder, wo er noch jetzt lebt. Die zahlreichen Arbeiten R.'s, theils Zeichnungen und Kupferstiche, theils Gemälde, zeichnen sich sämmtlich durch außerordentliche Naturwahrheit, treffliche, oft geniale Composition und großen Fleiß in der Ausführung vortheilhaft aus. Unter ihnen verdienen vor allen die Darstellungen in dem Palaste Massimi zu Rom, eine Landschaft im Sturme und die 72 Ansichten italienischer Landschaften, die er gemeinschaftlich mit Dies und Mechau bearbeitete, rühmliche Erwähnung. Übrigens ist bei aller Selbstständigkeit R.'s der Einfluß Swanevelt's nicht zu verkennen. 36.

Reinhold. 1) Der Vater, Karl Leonhard, geb. 1758 zu Wien, studirte erst von 1765—1772 auf dem dasigen Gymnasium und wurde im letztern Jahre Jesuitennoviz, trat 1774 ins Barnabitencollegium zu Wien und wurde 1780 Lehrer der Philosophie in demselben. Von 1781 an nahm er auch an der von Blumauer redigirten Realzeitung Theil. Allein dem Glauben seiner Kirche mehr und mehr entfremdet verließ er 1783 Wien, ging erst nach Leipzig, wo er Platner hörte, im Jahre darauf mit Empfehlungen an Wieland nach Weimar, trat hier zur protestantischen Kirche über und wurde Wieland's Schwiegersohn und Mitarbeiter am deutschen Mercur. Für seinen neuen Glauben trat er auf in der „Ehrenrettung der Reformation gegen zwei Capitel in Schmidt's Geschichte der Deutschen“ — anonym im deutschen Mercur 1786, besonders gedruckt unter seinem Namen (Jena 1789. 8.). Als philosophischer Schriftsteller machte er sich zuerst bekannt durch seine „Briefe über die kantische Philosophie“ (im deutschen Mercur 1786. Aug.). Von jetzt an stieg sein Ruf mit dem Ansehen der Philosophie Kant's, deren erster und vorzüglichster Herold er war. 1787 nach Jena als Professor der Philosophie mit dem Rathstitel berufen lehrte er mit großem Beifalle daselbst bis 1794, wo er als Professor nach Kiel ging. Auch hier ward er durch den Danebrogorden und den Titel eines Etatsraths geehrt, allein sein Ruhm hatte sich überlebt und war von anderen Geistern verdunkelt worden. Er starb 1823. — R. war als Mensch und als Philosoph liebenswürdig durch seine Bescheidenheit, sein unermüdliches, redliches, jedem Dünkel oder Egoismus abholdes Streben nach Wahrheit. Eben jene Hingebung aber an das, was er für Fortschritt der Wissenschaft ansah, jenes hoffende Vertrauen, womit er eine neue Richtung in der Philosophie erfaßte, ohne sie erst schärfer zu prüfen, wozu es ihm wohl an selbstständigem Talente fehlte, machte sein Streben zu einem schwankenden und unfreien, ihn selbst zu einem bloßen Apostel fremder Systeme. — Als solcher suchte er zuerst den Kant'schen Kriticismus zur allgemeinen Geltung zu bringen, zu diesem Behufe aber erst tiefer zu begründen durch Zurückführung auf ein höchstes Princip, woraus er sich entwickeln ließ. Dieß glaubte er in dem Satze des Bewußtseins gefunden zu haben: Im Bewußtsein wird die Vorstellung von dem Vorgestellten und dem Vorstellenden unterschieden und auf beide bezogen. Aus dem Wesen der Vorstellung nun und ihren beiden Elementen, Einheit und Mannigfaltigkeit, wollte er die Sätze der Erkenntnißlehre erst herleiten, der er somit diese seine Theorie des Vorstellungsvermögens als Elementarlehre zu Grunde legte. Durch die Bestreitung seiner Lehre von Flatt, Heidenreich, Beck, vornehmlich jedoch von dem Hauptgegner der gesammten kritischen Philosophie, Schulze, wurde er selbst an der Brauchbarkeit derselben irre und warf sich, das eigene System ganz aufgebend, zuerst in die Fichte'sche, dann in die Bardill'sche Richtung. Gegen das Ende seines Lebens machte er einen Versuch, durch Kritik der Sprache und Entfernung der sprachlichen Doppelsinnigkeit, besonders in der Logik, die Mißverständnisse der Philosophie zu heben und durch eine neue Theorie des Denkvermögens sein durch die Theorie des Vorstellungsvermögens begonnenes Werk zu vollenden; doch gleichfalls ohne Erfolg oder bedeutende Resultate. — Von seinen Schriften gehören seiner ersten Periode an die „Briefe über die kantische Philosophie“ (Leipz. 1790—1792. 2 Bde. Aus dem deutschen Mercur, 1785—1787); „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ (Prag u. Jena 1789. 8. 1795); „Über die bisherigen Schicksale der kantischen Philosophie“ (Jena 1789. 8.); „Über das Fundament des philosophischen Wissens. Nebst einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens“ (Jena 1791. 8.); „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen“ (Bd. 1: „Das Fundament der Elementarphilosophie betreffend“, Bd. 2: „Die Fundamente der einzelnen philophischen Wissen-

schaften." Jena 1790—1794. 8.); „Auswahl vermischter Schriften" (Jena 1796. 8.); Preisschrift über die Frage: „Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitz und Wolf gemacht" (Berl. 1796. 8.); „Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität aus dem Gesichtspunkte des gemeinen und gesunden Verstandes zum Behufe der Beurtheilung der sittlichen, rechtlichen, politischen und religiösen Angelegenheiten" (Lüb. u. Leipz. 1798. 8. Bd. I.). Der Fichte'schen Richtung gehören an: „Sendschreiben an Lavater und Fichte über den Glauben an Gott" (Hamb. 1799. 8.) und „Über die Paradoxien der neusten (schellingischen) Philosophie" (Hamb. 1799. 8.). Die Sätze der Bardili'schen Logik vertheidigte er in den „Beiträgen zur leichtern Übersicht des Zustandes der Philosophie beim Anfange des XIX. Jahrhunderts" (Hamb. 1801—1803. 6 Hfte. 8.). Dasselbe handelt ab sein „Briefwechsel mit Bardili über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation" (Münch. 1804); ferner: „Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden" (Wien 1803. 8.); „Versuch einer Auflösung der Aufgabe: Die Natur der Analysis und die analytische Methode in der Philosophie genau anzugeben" (Münch. 1805. 8.) [anonym]. Seine sprachlichen Forschungen endlich enthalten folgende Schriften: „Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel" (Kiel 1808. 8.); „Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen" (Weimar 1809. 8.); „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften" (Kiel 1812. 8.); „Das menschliche Erkenntnißvermögen aus dem Gesichtspunkte des durch die Wortsprache vermittelten Zusammenhanges zwischen der Sinnlichkeit und dem Denkvermögen" (Kiel 1816. 8.); „Über den Begriff und die Erkenntniß der Wahrheit" (Kiel 1817. 8.); die alte Frage: „Was ist Wahrheit?" — in nähere Erwägung gezogen (Alt. 1820. 8.). — Vergl. „Reinhold, Fichte und Schelling" von Fries (Leipz. 1803. 8.); „K. L. Reinhold's Leben und literarisches Wirken", herausgeg. von dessen Sohne E. Reinhold (Jena 1825. 8), nebst Briefen von Kant, Fichte, Jacobi u. A., und „Des Weltweisen Reinhold Wahrheiten und Lehren über Religion, Glauben, Wissen, Unsterblichkeit", mitgetheilt von seinem Schüler Ed. Duboc (Hamb. 1828. 8.). — 2) Der Sohn, Ernst, der Biograph seines Vaters, dem er auch in seiner erkenntniß-theoretischen Richtung so ziemlich folgt, war früher Lehrer am Gymnasium und Privatdocent an der Universität zu Kiel und ist jetzt Professor der Philosophie zu Jena. Von ihm sind erschienen: „Versuch einer Begründung und neuen Darstellung der logischen Formen" (Leipz. 1819. 8.); „Grundzüge eines Systems der Erkenntnißlehre und Denklehre" (Schlesw. 1825. 8.); „Beitrag zur Erläuterung der pythagoreischen Metaphysik, nebst einer Beurtheilung der Hauptpunkte in Ritter's Geschichte der pythagoreischen Philosophie" (Jena 1827. 8.); eine „Geschichte der Philosophie" (2 Bde.); „Logik" und neuerlichst: „Darstellung der Metaphysik" (Erf. 1834. 8.); „Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens" (Ebend.); endlich: „Lehrbuch der philosophisch-propädeutischen Psychologie" (Jena 1835). 80.

Reinmar der Alte, ein deutscher Minnesänger aus dem Anfange des XIII. Jahrh., aus einer adeligen Familie, deren Stammschloß am Rheine lag, lebte am Hofe Herzog Leopold's und nahm Theil am Wartburgskriege und an dem von Leopold unternommenen Kreuzzuge (1217). Seine (62) Lieder (in der Maneff. Samml. I. 61—83) sind kunstreich, feierlich und in manchen Zügen vortrefflich, haben aber im Ganzen etwas Grüblerisches und Studirtes, in welchem jedoch oft ungewöhnliche Tiefe des Gefühls nicht zu verkennen ist. 66.

Reis, Reiß, lat. oryza sativa L.; franz. riz, ris; engl. rice, ist der von den Hülsen befreite und gedörrte Same der Reispflanze, eines grasartigen Gewächses, dessen Vaterland wahrscheinlich Ostindien ist und das jetzt auch in China,

Japan und andern asiatischen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem festen Lande und den Inseln von Amerika, in Europa, besonders in Italien, Spanien, Griechenland, in mehreren Provinzen der Türkei, in Ungarn rc. häufig gebaut wird und zur Nahrung der Menschen und Thiere, so wie zur Appretur von Seidenzeugen dient. Aus der faserigen Wurzel der Pflanze erhebt sich ein mit schilfartigen und fleischigen Blättern besetzter, 2—5 Fuß hoher federkielstarker, gestreifter und gegliederter Halm und an dessen Spitze eine etwas hängende, oft purpurfarbige Blüthenrispe mit Spelzen, theils begrannt (Grannenreis), theils unbegrannt (unbegrannter R.). Man unterscheidet zwei Hauptarten, als: 1) den Bergreis, welcher auf höher gelegenem, bergigem und trockenem Lande erbaut wird, weit weißer, härter, haltbarer und am wohlschmeckendsten, aber bei Weitem nicht so ergiebig ist; und 2) den Sumpfreis, welcher in sumpfigen Niederungen wächst, weit reichlichere Ernten gibt als der erstere und deßhalb häufiger angebaut wird. Sobald die Pflanze reif ist, wird sie abgeschnitten und die Körner durch Menschen oder Thiere ausgetreten. Die Körner sind länglich oval, etwas plattgedrückt und mit einer gelblichen oder bräunlichen Hülse umgeben, an welcher der Länge nach sechs Rippen hervorstehen. Das Enthülsen geschieht entweder durch Stampfen oder Schroten. Die enthülseten Körner werden dann entweder in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt. Die enthülseten und gedörrten Körner sind weiß, durchscheinend, schwach gefurcht und an einem Ende etwas eingedrückt. Von einem guten R. verlangt man, daß er geruch- und geschmacklos, ferner staubfrei und weiß sei. Von den vorkommenden Sorten wird unterschieden: 1) der ägyptische R., großkörnig, weiß, mehlreich, fast immer etwas unrein; 2) der levantiner oder türkische R., röthlich und sehr unrein; 3) der Javareis, etwas gelblich und sehr gut nährend; 4) der ostindische R., kleinere mit Bruch vermischte Körner und nicht so weiß und hornartig; 5) der japanische R., kleinkörnig, weiß, schleimig und sehr nahrhaft; 6) der madagascarische R., in der Qualität dem Javareis gleich; 7) der caroliner R. (aus Südcarolina), länglich, schmal, weiß, durchscheinend und rein schmeckend; 8) der brasilianische, auch westindische R., von großen, langen Körnern mit kleinen rothen Streifen, weiß, durchscheinend und etwas geringer als der caroliner R.; 9) der ostiglianer R., vollkörnig, weiß und rein; 10) der mantuaner R., nicht so weiß; 11) der veroneser R., etwas gelblich; 12) der mailander R.; 13) der piemontesische R. von runden, vollen Körnern, etwas unrein und von einem eigenthümlichen scharfen Geschmacke; 14) der neapolitanische R., kleinkörnig, röthlich und unrein; 15) der spanische R., kleinkörnig, unrein und von Natur gelblich; 16) der portugiesische R.; 17) der russische R., in Hinsicht der Körner und dem äußern Ansehen dem italienischen R. gleich; 18) der ungarische R. Die Türken bereiten aus R. ein Getränk, Boza, welches einen dem Biere ähnlichen Geschmack hat; die Chinesen, Japaner und Ostindier ebenfalls ein Getränk, Sacqui, Sacki, von schöner gelber Farbe, welches einen den spanischen Weinen ähnlichen Geschmack hat; auch bereitet man dort aus R. den Arrak (s. d. Art.). Das Stroh des Reises, Reisstroh, benutzt man zur Fabrikation von Hüten. 26.

Reis, Ree, Rea, eine in Brasilien, Ostindien und Portugal gebräuchliche Rechnungsmünze, $= \frac{1}{20}$ Vintems $= \frac{1}{40}$ Real $= \frac{1}{100}$ Tetone, Tostun $= \frac{1}{400}$ alte Crusade $= \frac{1}{480}$ neue Crusade $= \frac{1}{1200}$ Quartino $= \frac{1}{4800}$ Lisbonina, hat einen Werth 1) in Brasilien von $\frac{1}{2}$ Pf., 2) in Portugal von $\frac{9}{20}$ Pf. und 3) in Ostindien von $\frac{1}{2}$ Pf. Conv. 26.

Reis-Efendi, s. Efendi. Der Titel ist aber durch Chattischerif des Sultans vom 10. März 1836 nebst dem des Kiaja Beg abgeschafft und statt dessen für den erstern: Umuri Charadschie Nasiri (der Sachen des Auslandes Verwalter),

für den letztern: Umuri mülkie Nasiri (der Sachen des Reichs Verwalter) eingeführt worden. 9.

Reisen, s. Entdeckungsreisen.

Reisig (Karl Christian), einer der größten Heroen unter den Philologen der neuesten Zeit, war der älteste Sohn des Dr. Joh. Benjamin Reisig, praktischen Arztes zu Weißensee in Thüringen (daher er sich fast durchgängig Carolus Reisigius Thuringus schrieb) und ward geboren zu Weißensee am 17. Nov. 1792. Nachdem er den ersten Jugendunterricht, der übrigens, wie R. selbst oft bei seinem Lebzeiten versicherte, in jeder Beziehung ausgezeichnet und gründlich war, erhalten hatte, ward er im Jahre 1805 der Klosterschule zu Roßleben übergeben, von wo aus er, nachdem er hier von trefflichen Lehrern geleitet und durch ein früh beginnendes und rastlos fortgesetztes Selbststudium kräftig herangereift war, schon 1809 die Universität Leipzig bezog. Sein Auftreten hier war in jeder Beziehung glänzend zu nennen. Ohne schon einen bestimmten akademischen Cursus durchlaufen zu haben, wurde er sogleich nach Übergabe der Probearbeit, in welcher der Meister des Schülers eminentes Genie anerkannte, als Mitglied in Hermann's griechische Gesellschaft aufgenommen. Mit fast beispielloser Verehrung und Begeisterung hing R. an diesem seinem neuen Lehrer, blieb jedoch dabei originell und in allen seinen Arbeiten selbständig. Dieselbe Bewunderung für den großen Lehrer sprach sich auch, freilich aber nur mit zu keckem jugendlichen Übermuthe, aus in seiner ersten Schrift, des Xenophon's „Oeconomicus" (Lips. 1812), die er jedoch nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Titel: ed. Guil. Kusterus erscheinen ließ. Durch diese Schrift aber, an der auch sein Freund A. Meinecke Theil genommen hatte, wurde die ganze Philologenwelt aufrührerisch gemacht und bald erfuhr man durch Schneider's zornmüthige Recension, wer der angebliche Kusterus sei. Im Jahre 1812 ging hierauf R. von Leipzig nach Göttingen, um unter Heyne's Ägide seine Studien fortzusetzen. Namentlich fällt in diese Zeit sein mit rastloser Thätigkeit betriebenes Studium des Aristophanes. Gleichzeitig jedoch überzog Deutschlands Fluren der Krieg und während dem starb Heyne. R. war zu lebendig und in seinem ganzen Wesen zu aufgeregt, als daß er hätte länger in Göttingen verweilen können. Die Sache Deutschlands interessirte ihn jetzt mehr als sein Studium; er trat in den sächsischen Banner und wurde sogar bald Feldwebel. Indeß ohne Lorbeeren zurückgekehrt lebte er wieder in Leipzig und vollendete daselbst seine „Conjectanea in Aristophanem" (Lips. 1816). Hierauf ging er im December 1817 nach Jena und habilitirte sich daselbst im Januar 1818 mit der Vertheidigung seiner Schrift: „Syntagma criticum de constructione antistrophica trium carminum melicorum Aristophanis." Derselbe stürmische Beifall, der ihm bei dieser Disputation zu Theil geworden war, blieb ihm auch als wirklicher akademischer Lehrer, obschon ein Theil dieses Applauses unstreitig auch neben seinem gründlichen Wissen seiner ganzen, der damaligen akademischen Jugend gefallenden Persönlichkeit zuzuschreiben war. Auch ward er hier nach einem Jahre zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine Thätigkeit als akademischer Docent Jena's aber, woselbst er noch durch Göthe's Gunst in die angenehmsten Verhältnisse gekommen war, wurde schon 1819 unterbrochen, da die Zahl der Studirenden bedeutend abnahm und er sich außer Stand sah, mit eigenen Mitteln sich länger daselbst zu erhalten. Die im Sommer 1819 vollendete Ausgabe der „Nubes" von Aristophanes verschaffte ihm eine Anstellung und zwar durch die Empfehlung Fr. Aug. Wolf's auf der Universität zu Halle. Auch hier erwarben ihm seine Vorlesungen über philologische Encyklopädie, Aristophanes, Horatius, Äschylus, Cicero, Sophokles und Grammatik den alten Ruhm und Beifall. Der eigentliche Mittelpunkt von R.'s Lehrthätigkeit aber war sein sogenanntes Privatissimum, ursprünglich in stylistischen und Disputirübungen bestehend, die er schon 1820 angestellt hatte. In diesen

Übungen erhielt nun die Universität ein zweites Seminar und aus ihnen gingen die trefflichsten Philologen hervor. In diese Zeit fällt auch seine entschiedene Richtung auf das Studium der Alterthümer; römische so wie griechische nahm er in den Cyklus seiner Vorlesungen auf, erntete auch hier den gewohnten Beifall seiner Zuhörer, bereitete sich aber auch von Außen her durch diese Bestrebungen die trübsten Stunden. Schon längst war von ihm außer der Ausgabe des „Oedipus Coloneus" keine umfassendere literarische Arbeit bekannt geworden; die schwierigen Studien des Alterthums nahmen seine Kräfte so sehr in Anspruch. Allein dieses Schweigen, diese scheinbare Unthätigkeit, die, wie sein Biograph sagt, keinen neuen Sprossen auf den Büchermarkt entsandten, ward andern Gelehrten ein Stein des Anstoßes; sie hielten seine Thätigkeit für gelähmt, ja für gebrochen und fielen auf eine nicht eben humane Weise über seine bisherigen Leistungen her (vergl. Hermann, „Aristophan. Nubes" praefat. p. 16. und Schäfer, „Plutarch. IV." p. 399). Von Natur reizbar und dadurch, daß ihm dergleichen Andeutungen von solchen Männen zu Theil geworden waren, von denen er es am Wenigsten erwartet hatte, noch mehr aufgeregt, reifte der schon längst genährte Wunsch nach Italien zu reisen täglich mehr in ihm. Endlich im Sommer 1828 reiste er ab, ging über München und Verona nach Venedig und begann hier unter andern eine längst beabsichtigte Arbeit für den Text des Athenäus. Allein schon am 19. Jan. 1829 ereilte ihn hier der Tod. Ohne auf fremdes Verdienst neidisch zu sein, war ihm nur gelehrte Stubenhökerei und Marktschreierei ein Gräuel; mit der größten Schärfe des Geistes beurtheilte er stets seine, so wie Anderer Arbeiten und Meinungen und in ihm vereinigten sich Geist, Witz und Gelehrsamkeit auf die genialste Weise. Die Wissenschaft erlitt mit seinem Tode einen unersetzlichen Verlust. 20.

Reiske (Johann Jakob), einer der ausgezeichnetsten Philologen des XVIII. Jahrh., ward den 25. Dec. 1716 zu Zörbig im jetzigen preußischen Herzogthume Sachsen geboren, erhielt seit 1728 im Waisenhause zu Halle seine erste Ausbildung und bezog 1733 die Universität Leipzig, wo er 5 Jahre lang ganz planlos studirte, zuletzt aber sich viel mit dem Rabbinischen, wodurch er sich von den in Leipzig anwesenden Juden einen kleinen Erwerb verschaffte, hauptsächlich aber mit dem Arabischen beschäftigte und den Entschluß faßte, in Leyden, dessen Bibliothek für die reichste an orientalischen Werken in der damaligen Zeit galt, sich darin weiter auszubilden. Ohne alle Hülfsmittel, nur mit einigen Empfehlungsbriefen versehen, reiste er 1738 dahin ab und schlug im Eifer seines Strebens eine vortheilhafte Anstellung in Amsterdam aus, gerieth aber in Leyden bald in eine sehr mißliche Lage, bis ihm der Buchhändler Luzac Wohnung und Unterhalt als Corrector gewährte und er auch Gelegenheit fand, einige Privatstunden zu geben. Nichts destoweniger studirte er bei Schultens fleißig das Arabische, benutzte emsig die Bibliothek und machte sich reiche Excerpte, stieß aber durch sein eckiges und rücksichtsloses Wesen seine Gönner nach und nach von sich. Doch ward ihm, als er, um die arabischen Ärzte verstehen zu können, noch Medicin zu Leyden studirt hatte, 1746 die medicinische Doctorwürde daselbst unentgeldlich verliehen. Unzufrieden mit seinen Verhältnissen in Holland kehrte er nun 1746 nach Leipzig zurück und habilitirte sich hier, mußte sich aber, obgleich er 1748 den Titel eines außerordentlichen Professors der arabischen Sprache erhalten hatte, wegen des geringen Gehaltes durch Correcturen, Journalarbeiten, Herausgabe von einzelnen Werken und Privatstunden mühsam durchhelfen, zumal da seine Schriften, welche er meist im Selbstverlage hatte, für deren Verbreitung er aber sich nicht geschickt zu benehmen wußte, ihm vieles Geld kosteten, weil der Absatz gewöhnlich die Druckkosten nicht deckte. Endlich (1758) ward er zum Rector der Nicolaischule zu Leipzig ernannt, welche Stelle ihn nun in eine sorgenfreiere Lage versetzte und dadurch ihn eine Menge tüchtiger Arbeiten zu Tage fördern ließ; doch starb er schon den 14. Aug. 1774 durch angestrengte

Arbeiten dem Grabe zugeführt. — R.'s Name wird in der Geschichte der Literatur unbedingt fortleben und die späte Nachwelt seinem Fleiße fortwährend warmen Dank zollen; Schade nur, daß seine gründliche Gelehrsamkeit von zu wenig Geschmack begleitet war und seine Geistesproducte zwar viel Belehrung, aber keinen Genuß gewähren. Seine vielen Schriften hier anzuführen würde zu weitläufig sein, sie sind auch zu allgemein bekannt; doch hat er auch noch sehr Vieles im Manuscripte hinterlassen, welches zerstreut in den Bibliotheken der Stadt, Universität und Nicolaischule zu Leipzig, dem Johanneum zu Hamburg und in Kopenhagen sich befindet. — Eine merkwürdige Erscheinung war seine Gattin, Ernestine Christine, Tochter des Superintendenten Müller zu Kemberg, geb. den 2. April 1735 und seit 1764 mit R. verheirathet. Sie erlernte von ihrem Gemahle vollkommen lateinisch und griechisch und eine Menge andere Zweige des Wissens, nahm dann Theil an seinen Arbeiten, schrieb Manuscripte für ihn ab, ordnete seine Variantensammlungen, unterstützte ihn mit ihrem Rathe, beendigte nach seinem Tode die begonnenen Ausgaben der griechischen Redner, des Plutarch, Maximus Tyrius und Dionysius von Halikarnassus, gab seine „Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis“ (Lips. 1779. 8.), den „Dio Chrysostomus“ (Lips. 1784. 2 Voll. 8.) und „Libanius“ (Altenb. 1783 et 1784. 4 Voll. 8.), letztere 3 Werke mit vielen eigenen Bemerkungen, heraus und lieferte selbst ein antiquarisches Werk: „Hellas“ (Miet. 1778—1779. 2 Voll. 8.) und Übersetzungen aus dem Griechischen unter dem Titel: „Zur Moral“ (Dessau 1782. 8.). Sie starb den 27. Juli 1798 zu Kemberg. 16.

Reißblei, Graphit (rhomboëdrischer Graphitglimmer, Mohs), lat. plumbago; franz. graphite, fer carburé, besteht im krystallinischen Zustande aus einer sehr vollkommen nach einer Richtung blätterigen Substanz von eisenschwarzer Farbe, Metallglanze, großer Mildigkeit und Weichheit (Härte = 2 [s. Mineral]), schwarzem Striche und Abfärben, eigenthümlichem Gewichte 1,8—2,1, welche in den reinsten Arten mit Ausnahmen von 3—5 Procent Eisenoxyd aus Kohlenstoff besteht. Man kennt blätterige, schuppige und dichte Abarten. Der Graphit findet sich lagerförmig und stockweise im Urgebirge mit Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer und Kalkstein, Feldspath und Sienit. Er ist in England, Schweden, Böhmen, Mähren, Baiern, Polen, in Nordamerika an einigen Orten in großen Massen, doch häufig mit Porzellanerde, Quarz und Glimmer mehr oder weniger fein verunreinigt anzutreffen. Man benutzt ihn zu Bleistiften (der Graphit der feinsten, englischen kommt von Cumberland), ferner seiner Schwerzerstörbarkeit im Feuer wegen zu Schmelztiegeln; als Farbe zum Schwärzen der Öfen und des Eisens, im Pulverzustande zum Poliren, im Vereine mit Thon zu Öfen und Brenngefäßen. 76.

Reißiger (Karl Gottlob), Kapellmeister zu Dresden, geb. den 31. Jan. 1798 zu Belzig bei Wittenberg, erhielt seine erste musikalische Ausbildung von seinem Vater und seit 1811 unter Schicht's Leitung auf der Thomasschule zu Leipzig. Bereits als Schüler versuchte er sich mit Glück in kirchlichen Compositionen; später genoß er den besondern Unterricht Schicht's, ging dann 1820 nach Wien, wo er seine erste, obwohl nicht zur Aufführung gekommene Oper: „Das Rockenweibchen“ componirte, und 2 Jahre später nach München, um hier unter Winter's Leitung zu arbeiten. Der Beifall, welchen seine im Jahre 1824 in Dresden zur Aufführung gebrachte Oper „Didone abandonnata“ und einige andere Arbeiten, z. B. die Musik zum „Nero“, gefunden hatten, machte seinen Namen vortheilhaft bekannt und verschaffte ihm in Berlin, wohin er sich um diese Zeit begab, günstige Aufnahme und von der Regierung eine Unterstützung zum Behufe einer Reise durch Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr nach Berlin im Jahre 1826 wurde er Lehrer der Composition am musikalischen Institute; noch im November

desselben Jahres aber folgte er einem Rufe als Musikdirector nach Dresden, worauf er im Jahre 1827 zum Kapellmeister ernannt wurde. — Als Operncomponist hat sich R. durch die Opern „Libella" und „Die Felsenmühle von Estalières" und das Melodram „Yelva" einen rühmlichen Namen erworben; doch hat man ihm nicht mit Unrecht ein Hinneigen zur leichten italienischen Modemusik vorgeworfen, da er doch mit seinem bedeutenden Talente sich leicht eine eigenthümliche Bahn hätte brechen können. Unter seinen übrigen sehr zahlreichen, oft zu flüchtig gearbeiteten Compositionen verschiedener Gattung haben seine Lieder, Quartetten, Trios und Claviercompositionen mehr oder minder Beifall erhalten. 36.

Reißzeug, s. Messung.

Reiterei, lat. equitatus; franz. cavalerie; engl. cavalry, bezeichnet diejenige Truppenart, deren eigentliche Bestimmung es ist, zu Pferde zu kämpfen. Sie ist vorzugsweise auf den Gebrauch der blanken Waffe angewiesen. Die Eigenthümlichkeit der R. besteht also in der größern Schnelligkeit der Bewegung, in der daraus hervorgehenden Gewalt des Anrennens und in der Unabhängigkeit von der Munition. Sie ist zwar ebenfalls mit Schießwaffen ausgerüstet, doch stets wird bei einer guten R. die blanke Waffe das Hauptelement bleiben. Sie wirkt dann entscheidend bei der Benutzung des Augenblicks und bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes. Dagegen ist die R. sehr abhängig von der Beschaffenheit des Bodens; coupirtes, mit Sümpfen und Gräben durchschnittenes Terrain stellt ihrer Anwendbarkeit unübersteigliche Hindernisse entgegen, wozu noch die schwierige Ausbildung und die kostspielige Anschaffung und Erhaltung tritt. Stärke, Gewandtheit und Kühnheit des Mannes, passende gute Pferde, sorgfältige Ausbildung des Reiters und Pferdes sind nothwendige Erfordernisse einer brauchbaren R. Die Haupteintheilung, welche bei der R. in fast allen europäischen Armeen getroffen ist, besteht in schwerer oder Liniencavallerie und in leichter Cavallerie, wozu in einigen Staaten noch eine dritte Abtheilung, die Reservecavallerie, tritt. Diese Hauptabtheilungen zerfallen nun wieder nach der Art ihrer Bewaffnung und des vorzugsweisen Gebrauches im Gefechte in verschiedene Gattungen und zwar in Cuirassiere und Uhlanen, welche zur schweren R. gezählt werden, und Dragoner und Husaren, die die leichte R. ausmachen. In der französischen Armee zählt man Carabiniers und Cuirassiere zur Reserve, Dragoner und Uhlanen zur Linien- und Chasseurs und Husaren zur leichten R. und zu der letzten Gattung treten in Rußland noch die regulairen und irregulairen Kosaken. Wie bei der Infanterie, so ist auch die Cavallerie in Regimenter getheilt, von denen jedes 4, bei einigen Mächten auch mehrere Escadrons zählt, deren jede wieder in 4 Züge zerfällt. Die Stärke der einzelnen Theile ist jedoch geringer wie bei der Infanterie, weil Mann und Pferd eine vermehrte und sorgfältige Aufmerksamkeit erfordern, beide mehr Raum einnehmen und wegen des eigenthümlichen Gebrauches eine größere Zahl hindern würde. Die größte Kriegsstärke eines Regiments ist in Preußen 23 Officiere, 86 Unterofficiere und 591 Gemeine. Die schwere Cavallerie ist vorzugsweise zum geschlossenen Gefechte bestimmt, wozu dieselbe in 2 Linien oder Gliedern aufgestellt wird. Die Massenstellung kommt bei der R. nie zum Gefecht, sondern nur bei den Bewegungen (Märschen) vor. Die leichte Cavallerie wird zwar ebenfalls zum geschlossenen Gefechte gebraucht, ist jedoch vorzugsweise zum zerstreuten Gefechte, zum Patrouillendienste, zu Vorposten und Entsendungen bestimmt und nimmt die Stelle bei der R. ein, wie bei der Infanterie die Füseliere, Jäger und Schützen. Was nun die einzelnen Waffengattungen der R. und deren Entstehung näher betrifft, wollen wir versuchen, dieselben dem Leser in Folgendem näher vorzuführen. — Schwer gerüstet waren die Ritter des Mittelalters, welche ausschließlich die R. der Heere bildeten. Da sie Mann gegen Mann kämpften, so hatte jeder sich nach Möglichkeit hieb- und stichfest zu machen gesucht und vom Kopfe bis zu den Füßen in Eisen gepanzert vermochte

ihn nur sein ungeheurer Streithengst in der Schlacht zu tragen. Als aber der Gebrauch des Feuergewehrs allgemeiner ward, wurde immer seltener das Schwerdt- und Speergefecht, persönlicher Muth und Tapferkeit traten immer mehr in den Hintergrund und der Adel begab sich nach und nach des ausschließlichen Rechtes, zu Pferde zu dienen. Da wurde eine Schutzwaffe nach der andern abgelegt, die Reiter behielten nur Pickelhaube, Brust- und Rückenharnisch, Handschuh und Stulpstiefeln, vertauschten die Lanze mit dem Carabiner und trabten auf minder schwerfälligen Rossen dem Feinde entgegen. Späterhin bezeichnete man ihre Schaaren mit dem Namen „Cuirassier", oder nannte sie vorzugsweise „Regiment zu Roß" oder „die Reiter". Gustav Adolph vereinfachte nicht nur alle Manövers der Panzerreiter, sondern machte auch, um ihren Bewegungen mehr Schnelligkeit zu geben, ihre Rüstung minder schwer und gab ihnen, als Schutzwaffe nur den Brustharnisch und den Helm lassend, zwar einen kurzen Carabiner und Pistolen, wies sie jedoch vorzugsweise auf einen tüchtigen hieb- und stoßfertigen Pallasch an. Er stellte sie in 4 bis 6 Glieder, aber zur Attake mußten die Escadrons auch jede Intervalle schließen und dann auf 60 Schritte vom Feinde die Carrière beginnen. Der Angriff seiner Feinde in 5 bis 12 Gliedern war von ganz anderer Art; denn es schlossen die kaiserlichen Cuirassiere zwar die Escadronsintervallen, aber die Glieder öffneten sich hinter einander. Konnten die Reiter des ersten Gliedes nicht in den Feind einbrechen, so schossen sie ihre Pistolen ab, schwenkten dann links und rechts und, dem zweiten Gliede Platz machend, setzten sie sich wieder hinter die Escadron. Die Rüstung der kaiserlichen oder, wie Wallenhausen (1634) sagt, der „hochdeutschen Cuirassiere", war zu Anfange des dreißigjährigen Krieges fast noch so schwer wie die der alten Ritter. Des Reiters Kopf bedeckte ein mit dem Visire versehener Helm, ein blecherner Ringkragen Hals und Schultern, Brust und Rücken aber waren durch Vorder- und Hintercuiraß gesichert; die Fäuste durch Blechhandschuhe, die Arme durch zusammengefügte Eisenplatten, die man Armpfeifen nannte und an denen für Schulter und Ellenbogen sich Gelenke befanden. Die Oberschenkel wurden ebenfalls von Eisenplatten geschützt und die Schienbeine durch ein gerades Blech, über welches ein zweiter Stiefel mit herabhängenden Stulpen und ganz ungeheuer langen Sporen getragen wurde. Die Angriffswaffen dieser Cuirassiere bestanden aus einem langen und spitzen Pallasche und aus 2 Fuß langen Pistolen, die eine Kugel von 2 Loth schossen und mit Radschlössern versehen waren. An dem rechten Pistolenhalfter hing außer dem Schlüssel zum Aufziehen des Rades (dem Spanner) ein lederner Kugelbeutel und eine Pulverflasche. Alles Zaumzeug der Pferde war mit Blechplatten versehen und die Sättel hatten gewaltig große Vorder- und Hinterpauschen. Als Montecuculi über das Kriegswesen schrieb (1654), war jene Rüstung noch nicht besonders leichter geworden. Nach und nach nahm jedoch diese schwerfällige Rüstung ab und in der gegenwärtigen Zeit finden wir bei den Cuirassieren nur noch zur Kopfbedeckung einen Helm, zum Schutze der Brust den Brustharnisch und zum Schutze des Rückens den Rückenharnisch. Bewaffnet ist jeder Cuirassier mit 1 Pallasche und 1 Pistole und jede Escadron zählt außerdem noch 12 Cavalleriebüchsen und 8 Carabiner. — Nächst den Cuirassieren finden wir zuerst bei den Italienern im Jahre 1611 ein beritten gemachtes Fußvolk, welches während des Feldzuges in Piemont von dem französischen Marschalle Duc de Brisac nachgeahmt wurde. Nach und nach wurde diese Truppenart, welche, weil sie an den Standarten in der ersten Zeit das Bild eines Drachen (dragon) führten, oder vielleicht, weil die Römer, nach der Meinung des père Ménage dieselben draconarii nannten, Dragoner genannt wurden, in allen europäischen Armeen eingeführt. Sie hatten Kleidung, Waffen und inneren Dienst wie die Infanterie, waren jedoch auf leichte Pferde gesetzt, damit sie der Cavallerie folgen oder doch schneller einen wichtigen Punkt des Kampfplatzes erreichen konnten, wo sie dann absaßen,

ihre Pferde koppelten und nun wie die Musketiere feuerten. Am Häufigsten stellte man sie zur Flankendeckung von Pikenirabtheilungen auf. Gustav Adolph, König von Schweden, war der Erste, welcher Dragoner wie leichte Cavallerie agiren ließ, und sie leisteten ihm vortreffliche Dienste gegen die feindlichen Kroaten. Unter demselben fochten sie in 4 Gliedern, führten gar keine Schutzwaffen, aber Musketen, die mit Lunten, welche auf einen Stab gewickelt waren, abgefeuert wurden, Patrontasche an einem Bandelier, einen krummen Säbel und am Sattel ein Beil. Trefflich eingeübt war das rasche Koppeln der Pferde; doch mußten die Dragoner eben so gut vom Pferde schießen können, wie zu Fuß. Ihre Kleidung bestand in einem kurzen Rocke, weiten Beinkleidern, einem hohen Hute mit schmaler Krempe und weiten Stiefeln mit lang herunterhängenden Stulpen, an denen die Officiere Frangen trugen. Zur Auszeichnung hatten die Officiere überdieß noch Federbüsche, goldene Halsketten und Schärpen, welche über die Schulter getragen wurden. Fast eben so erschienen die kaiserlichen Dragoner, deren ungeheuer lange Feuerröhre 3 Loth schwere Kugeln schossen. Doch sowohl Wallenstein als Tilly sahen in ihnen nur ein rasches Fußvolk, während Kroaten den Dienst der leichten R. verrichteten und Carabiniers wie Schützen zu Pferde benutzt wurden. Bis zu Anfange des XVIII. Jahrh. erhielten die Dragoner nur immer große und schwerfällige Rosse und allein in Sachsen rasche polnische Remonten, bis Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, mehrere seiner Regimenter ebenfalls leichter beritten machte. Seit dem Jahre 1819 sind die preußischen Dragoner den beweglichsten Husaren gleich und eine Truppengattung geworden, die bei anderen Heeren Chevauxlegers oder auch reitende Jäger (Chasseurs) genannt werden, nur mit dem Unterschiede, daß der ursprüngliche Doppeldienst, nämlich sowohl zu Fuß als zu Pferde zu fechten, stets geübt wird. In der russischen Armee ist neuerdings (1833) ein für sich bestehendes Dragonercorps von 80 Schwadronen organisirt, welches die Bestimmung hat, sowohl zu Pferde zu kämpfen, als auch, wenn es die Nothwendigkeit gebietet, abwesende Infanterie zu ersetzen. Außer den Eigenschaften, welche überhaupt dem tüchtigen Cavalleristen nöthig sind, wird vorzüglich Gewandtheit, Schnelligkeit und Beweglichkeit von dem Dragoner gefordert. Gleich dem Infanteristen muß der Dragoner nicht allein in der sichern und kühnen Handhabung des Bayonnets geübt, sondern auch ein guter Schütze sein und besonders das Terrain zu benutzen verstehen. Im Kriege muß man es aber so viel als möglich vermeiden, die Dragoner als Linieninfanterie benutzen zu wollen, und müssen dieselben für ungewöhnliche und dringende Fälle der Art aufgespart werden. Im kleinen Kriege werden sich besonders Gelegenheiten darbieten, wo diese so ausgebildete Waffe die glänzendsten Erfolge geben kann. — Uhlanen ist der Name einer ursprünglich tatarischen Miliz, welche in Polen und Litthauen entstand und in den Kriegen dieser Länder als leichte Cavallerie sich auszeichnete. Geschichtlich ist man über den genauen Zeitpunkt in Zweifel, wann tatarische Colonien sich in Polen und Litthauen angesiedelt haben. Dlugossus erzählt in seiner „Geschichte Polens" (XI. Buch, Seite 243), daß im Jahre 1410 in dem Heere des Großherzogs Withold von Litthauen schon tatarische Truppen gefochten; Heidenreich aber in seinem Werke: „Rerum Polonicarum etc." (S. 152) behauptet, daß erst mit dem Jahre 1581, während des Krieges zwischen den Moskowiten und Stephan Bathori, tatarische Reiter vorkommen, die unter einem tatarischen Prinzen, Namens Ulan, gestanden hätten. Größere Bestimmtheit findet sich von dem Jahre 1607 an, von welchem Jahre man einen Beschluß des polnischen Landtages kennt, welcher den in Polen angesiedelten Tataren alle Rechte und Privilegien bestätigt, die sie von den früheren polnischen Königen und Großherzögen von Litthauen erhalten hatten. Bald darauf, und zwar im Jahre 1611, erschien indessen ein Gesetz, nach welchem alle Officierstellen bei den tatarischen Truppen nur mit polnischen Edelleuten besetzt werden sollten. Dieses

Gesetz wurde zwar 1658 noch einmal bestätigt, erregte aber so große Unzufriedenheit unter den Tataren, welche dadurch ihre Nationalität beleidigt glaubten, daß man sich genöthigt sah, dasselbe 1662 dahin abzuändern, daß jeder tatarische Soldat, der sich auszeichnete, Fähndrich und zwar auf Lebenszeit werden konnte. Trotz dieser mehrfachen Bestimmungen konnte man es doch nie durchsetzen, daß die Tataren oder Ulani, wie man sie nun schon nannte, andere Officiere als die ihrer Nation anerkannten. Man sah ihnen ihren Widerstand nach, weil sie dem Lande ausgezeichnete Dienste leisteten, befreite sie sogar 1673 von allen Abgaben, und da dieses nur ein Vorrecht der polnischen Edelleute war, so kam es, daß alle Uhlanen sich einbildeten, Edelleute zu sein und auch die Ansprüche derselben machten. Über den Ursprung des Namens „Ulani" ist man in Ungewißheit und weiß nur, daß ihre Führer, so wie der schon genannte unter Stephan Bathori, stets den Namen „Ulan" führten. Ob dieß nun ein Familien- oder Beiname gewesen ist, weiß man nicht. Unter König August II. wurde das erste Pulk oder regelmäßige Regiment Uhlanen formirt und hatte ebenfalls einen „Ulan" zum Chef. Merkwürdig ist, daß in diesem Regimente auch noch 3 andere Capitains diesen Namen trugen und zwar Joseph Ulan, David Ulan und Cimbey Ulan, wenigstens finden sie sich in einer alten polnischen Musterrolle des Heeres aufgeführt, die jetzt im königlichen Archive zu Dresden liegt. Vielleicht ist Ulan ein Eigenname, ungefähr wie der der Strelitzen unter Peter dem Großen, der eine eigene Kriegerkaste der slawischen Völker bedeutet. Kurz nachdem das erste Regiment Uhlanen unter dem Namen „Pulk des Königs" errichtet worden war, wurde 1717 noch ein zweites unter dem Namen „Pulk des Großgenerals" organisirt. August III. vermehrte die Zahl der Regimenter bis auf 6. Sie ritten kleine tatarische Pferde und wurden wie die Husaren der Ungarn im Kriege verwendet. Ihre Waffen waren eine Lanze von 5 bis 6 Fuß Länge, unter deren Spitze ein buntseidenes Fähnlein befestigt war, welches das Pferd des Gegners scheu machen sollte. Diese Lanze wurde an einer Art von Bandelier um den Leib befestigt und unten in einen ledernen Lanzenschuh gesetzt, der am rechten Steigbügel angebracht war. Gekleidet waren sie in eine eng anschließende Jacke von lebhafter Farbe und in weite türkische Beinkleider. Um den Leib wickelten sie eine Schärpe. Der Überwurf hatte polnische offene Ärmel und bunte Verzierungen, ging bis ans Knie und ließ die darunter getragene Jacke sehen. Im Gürtel steckten 2 lange Pistolen und an einer Schnure um den Hals hing der Säbel quer vor dem Leibe. Da sich die Uhlanen als Edelleute betrachteten, so hatte jeder einen oder zwei Knechte, die sie Pocztowi oder Pascholeks nannten; diese mußten für Pferd und Waffen sorgen. In der Schlacht formirten diese Knechte ein eigenes Corps, das sich des Feuergewehrs bediente, dessen Gebrauch die Uhlanen zu verachten schienen. Die Fechtart der Uhlanen war ganz die der leichten Cavallerie. Geschah ein Angriff durch sie, so hielten die Knechte in dicht geschlossener Stellung hinter ihnen, damit ihre Herren, im Falle sie verfolgt würden, sich hinter ihnen sammeln konnten. Die Nützlichkeit der Uhlanen ließ sie bald bekannter in den europäischen Heeren werden. Der erste Staat, der dieselben hiernach einführte, war Frankreich. Der Marschall von Sachsen organisirte hier im Jahre 1743 das erste Regiment von 1000 Mann in 6 Brigaden getheilt. Die eine Hälfte war sowohl in Uniform als Bewaffnung ganz Uhlanen, die andere aber Dragoner, ohne indeß in das Verhältniß der Pascholeks zu treten. Nach dem Tode des Marschalls von Sachsen wurden jedoch in Frankreich die Uhlanen wieder abgeschafft und bis zum Ausbruche der Revolution und dem darauf folgenden Kaiserreiche gab es daselbst keine Uhlanen. Vom Jahre 1807 an hat Frankreich erst regelmäßige, mit Lanzen bewaffnete Cavalleriecorps, obgleich nicht unter dem Namen „Uhlanen", sondern Chevauxlegers und Lanciers. Napoleon, zu jener Zeit in Warschau, befahl die Organisation eines neuen Regiments polnischer Nationalcavallerie. Nach dem

Jahre 1814 wurden sämmtliche Lanciersregimenter aufgelöst und erst später einige Chasseursregimenter zu Lanciers umgeformt. Gegenwärtig hat Frankreich 6 Regimenter dieser Waffengattung. In Östreich kennt man Uhlanen seit dem Jahre 1790, wo nach und nach die jetzt bestehenden 4 Regimenter errichtet wurden. Rußland hat 1 Garde-Uhlanenregiment und 25 Uhlanenregimenter der Linie; sie sind in Brigaden und Divisionen getheilt, die Division zu 4 Regimentern. In Preußen hat man seit dem Jahre 1740 eine mit Lanzen bewaffnete Cavallerie. Während des Befreiungskrieges war die Landwehrcavallerie vorzugsweise mit Lanzen bewaffnet und erprobte durch glänzende Thaten die Wirksamkeit dieser vortrefflichen Waffe. Auch bestand bei den leichten Cavallerieregimentern eine Uhlanenescadron, aus welcher später das Garde-Uhlanen-, jetzt Garde-Cuirassierregiment gebildet wurde. Die preußische Armee hat gegenwärtig mit den beiden Garde-Uhlanen- (Landwehr-) Regimentern 10 Uhlanenregimenter und die sämmtliche Landwehrcavallerie 144 Uhlanen-Schwadronen. In einigen Armeen sind auch die zweiten Glieder der Dragoner, Chevauxlegers oder Chasseurs mit Lanzen bewaffnet. Man hat sogar versucht den Cuirassieren Lanzen zu geben; es ist aber bis jetzt beim Versuche geblieben. Jeder Uhlan hat 1 Säbel, 1 Pistole und (ausgenommen der Unterofficier) 1 Lanze. — Husaren waren ursprünglich die ungarische Nationalreiterei. Der Name ist abgeleitet von dem ungarischen Worte „Huszar" 20, weil bei einem Aufgebote der 20ste Mann zur R. genommen wurde. Die Brauchbarkeit dieser Truppengattung hat sich so bewährt, daß sie frühzeitig in allen Armeen eingeführt worden und zugleich die ungarische Bekleidung, Pelz und Säbeltasche, beibehalten ist. Es werden zu dieser Waffe vorzugsweise die kleineren gewandten Leute und eben so flinke Pferde ausgewählt. Der Husar ist mit 1 Säbel, 1 Pistol und (ausgenommen der Unterofficier) mit 1 Carabiner bewaffnet. Außerdem führen bei jeder Escadron 12 Mann statt der Carabiner Büchsen. — Chevauxlegers (die Bedeutung ist wörtlich „Leichte Pferde") werden zuerst unter König Heinrich IV. von Frankreich genannt. Alle Militairgeschichtschreiber hierüber erzählen, daß die erste Compagnie, welche den Namen „Chevauxlegers" führte, im Jahre 1570 aus Navarra zum Könige Heinrich IV. kam und unter dem Commando eines Herrn von Carée der Cavallerie legère zugetheilt wurde. Der König selbst erklärte sich zum Chef dieser Compagnie, da er sich überzeugte, daß sie fast ganz aus navarresischen Edelleuten und ehemaligen französischen Officieren bestand, und erhob sie im Jahre 1599 zur Garde, um die ausgezeichneten Dienste zu belohnen, welche die tapfern Chevauxlegers ihm bei mehrern Gelegenheiten geleistet hatten. Einen Theil dieser Compagnie bildeten die Carabiniers, von denen später auch diese Truppengattung den Namen entlehnt hat, wenn gleich es wahrscheinlich ist, daß der Name spanischen Ursprungs und von den Wörtern cara, Gesicht, und binus, a, um, doppelt, hergeleitet ist, weil dieß sich auf die Art des Fechtens bezieht. Eine größere Wahrscheinlichkeit hat die Ableitung von dem arabischen Worte Karab (Waffe); denn es ist ausgemacht, daß Heinrich IV. die ersten Truppen mit dem Carabiner mit aus Navarra brachte, wo der alte maurische Gebrauch, arabische Worte in das Spanische einzuflechten, sehr vorherrschte. Jeder Maitre der Chevauxlegers genoß während der Dauer seiner Dienstzeit alle Vorrechte des Adels und dieß dehnte sich später auch auf die Wittwe aus. Ludwig XIV. setzte indessen fest, daß man erst 20 Jahre in diesem Corps müsse gedient haben, um die Vorrechte des Adels genießen zu können. Jeder Chevauxleger wurde indeß außer dem Dienste mit „ecuyer" angeredet. Verlustig ward ein ehemaliger Chevauxleger des Adels, wenn er irgend einen Handel zu treiben anfing oder etwas that, was dem Adel jener Zeit Schande machte. Die Standarte hatte das Sinnbild eines Blitzstrahles, der Riesen zu Boden streckt, und das Motto: „Censere gigantes!" Mit dem Ausbruche der Revolution ging diese Compagnie unter und wurde nicht wieder herge-

stellt. Die preußische Armee hat nie Chevauxlegers gehabt. Gegenwärtig haben von allen europäischen Heeren nur Östreich, Baiern, Sachsen und Hessen-Darmstadt Chevauxlegers, welche ungefähr so ausgerüstet und bewaffnet sind, als die preußischen Dragoner. Östreich hat 7 Chevauxlegersregimenter, von denen das älteste 1701, das jüngste im Jahre 1814 errichtet worden ist. Sie tragen einen Helm, hohe bis an das Knie reichende Steifstiefel, einen leichten Carabiner, Säbel und Pistolen und 8 Mann jeder Schwadron führen Stutze. Jedes Regiment hat 8 Escadrons. — Baiern hat 6 Chevauxlegersregimenter, jedes zu 6 Escadrons; Sachsen 3 Reg. zu 4 Escadrons, Darmstadt 1 R. zu 6 Escadrons. — Eine andere Gattung der Cavallerie finden wir in der Garde du Corps (Leibwache). Wie die meisten technischen Ausdrücke der Kriegskunst, so verdankt auch diese Truppengattung ihren Namen der französischen Sprache. Die meisten europäischen Heere besitzen gegenwärtig Truppen, welche ihn führen, und wo sie anders genannt werden, entspricht doch ihre Bestimmung demselben. Sie sind meistens wie Cuirassiere uniformirt und armirt. Der Ursprung dieser Garde du Corps wird in das Jahr 1423 gesetzt, wo König Karl VII. von Frankreich aus den schottischen Soldaten seines Heeres eine besondere Compagnie errichtete, welcher er seine unmittelbare Bewachung anvertraute. Er that dieß, um die Dienste des Grafen Baucan, ältesten Sohns des Herzogs von Albanien, zu belohnen, welcher die Schlacht bei Baugé in Anjou gegen die Engländer für ihn gewonnen hatte. Ihn selbst machte er zum Connetable von Frankreich und nannte die neuerrichtete Compagnie „Schottische Gensd'armen". Diesen Titel führte auch die erste Compagnie der spätern Garde du Corps bis zum Ausbruche der französischen Revolution von 1789, obgleich sie bald aufhörte ausschließlich aus Schotten zu bestehen. Die Officiere dieser Compagnie hatten nicht allein das Recht, sondern die Pflicht, stets um die Person des Königs zu sein, wenn sie auch nicht den Dienst hatten. Ludwig XI., Sohn Karl's VII., errichtete eine andere Leibwache aus 100 Edelleuten, deren jeder 2 Bogenschützen zu seiner Bedienung hatte. Im Jahre 1475 wurden die 200 Bogenschützen von den 100 Edelleuten getrennt und bildeten eine besondere Compagnie, deren erster Capitain Louis de Granville, Herr von Montague, war. Diese 200 Mann starke Compagnie nannte sich „kleine Garde du Corps", zum Unterschiede von der anderen, welche den pomphaften Titel: „la compagnie de cent lances des gentilhommes de l'hôtel du roi ordonnée pour la grande garde de son corps" führte. Diese Compagnie von 200 Mann wurde nun später die erste französische Compagnie der Garde du Corps. Bei ihrer ersten Einrichtung war sie nur mit Helm und Cuiraß als Schutzwaffen bewaffnet. Als Trutzwaffen führten sie im Anfange Bogen und Pfeile; bei Hofe bedienten sie sich aber der Hellebarden, wenn sie Wachtdienst thaten. Im Kriege führten sie außerdem noch Lanzen und dann die Arquebuse. Unter Heinrich IV., um das Jahr 1598, führten sie sehr lange Sattelpistolen und kleine Speere, Javelins genannt, nur 5½ Fuß lang und mit dreischneidiger Spitze versehen. Vor der Revolution hatten sie Pistolen, einen Pallasch und Carabiner. Der Capitain der Garde du Corps wohnte dicht neben den Zimmern des Königs, durfte nie eine Nacht außer seiner Wohnung zubringen und bewahrte die Schlüssel der Schloßthore unter seinem Kopfkissen. Er empfing die Gesandten fremder Mächte an der Thüre des Audienzsaales, führte sie durch eine doppelte Reihe Garde du Corps bis zum Cabinete des Königs und begleitete sie auch wieder zurück. Er saß mit dem Könige im Wagen und verließ ihn nicht eher, bis derselbe zu Bette ging. Zu Pferde ritt der Capitain immer dicht hinter dem Könige. Die Bedingungen der Aufnahme in dieses sehr bevorrechtete Corps waren schwer. Der Eintretende mußte Edelmann, von gutem Rufe, römisch-katholischer Religion, im reifen Mannesalter, unverheirathet, 5 Fuß 4 Zoll groß, schön gebaut und von gefälliger Gesichtsbildung sein. Die Garde du Corps wurde beim Ausbruche der

französischen Revolution ganz aufgelöst und die Bewachung des Königs einer neugeschaffenen Truppe, der „Garde constitutionelle du roi“, anvertraut. Napoleon hatte zwar eine garde consulaire und später seine glänzende garde-impériale, aber um nicht an die frühere Monarchie zu erinnern, wurde der Name „garde du corps“ nicht wieder aufgenommen, bis die Bourbons den französischen Thron wieder einnahmen und der junge französische Adel herbeieilte, um in der Garde du Corps zu dienen. Nach der Julirevolution wurde die Garde du Corps abermals aufgelöst und ist es bis jetzt geblieben. Preußen war die erste europäische Macht, welche nächst Frankreich eine Garde du Corps errichtete (1740). Es wurden nicht allein Officiere, sondern auch Unterofficiere und Gemeine aus der ganzen Armee ausgesucht und zur Zahl von 178 Mann in eine Compagnie vereinigt, der nach und nach bis 1798 eine Vermehrung bis zu 10 Compagnien folgte, die 1808 auf 8 Compagnien in 4 Escadrons wieder herabgesetzt wurden. Der Chef dieses Regiments ist der König selbst. Auch hat sich die eigentliche Formation in 8 Compagnien bis auf die neueste Zeit erhalten und dieses Regiment ist das einzige Cavallerieregiment in der preußischen Armee, welches Compagnien hat. Zu bemerken ist noch, daß bis zum Jahre 1798 die Standarte des Regiments in einem 9 Pfund schweren massiv silbernen Adler bestand, der das Standartentuch nach Art der römischen Reiterfahnen im Schnabel trug. Die Trompeten und Pauken des Regiments sind von Silber, werden aber nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Die Uniform und Armatur ist die der Cuirassiere. — Über die Kosaken s. d. besondern Artikel. 61.

Reitkunst, lat. ars equitandi; franz. équitation; engl. horsemanship, ist die Kunst das Pferd geschickt, sicher und ohne Verletzung der Schönheitsgesetze in allen für das Thier möglichen und ausführbaren Fällen zu gebrauchen und zerfällt in die niedere und die höhere. Unter der ersteren versteht man die Übung in allen natürlichen Gangarten und unter der letzteren die Ausbildung desselben in den verschiedenen Schulen. Man theilt auch die R. in die Campagne- und Manègereitkunst. Die Campagnereitkunst übt Mann und Roß blos bis dahin, daß beide jedem Cavalleriedienste leicht vorstehen können, während die Manègereitkunst darnach strebt, allen Kunstgesetzen gemäß den Reiter sowohl als das Pferd auszubilden. Beides erlangt man durch einen genauen vielseitigen Unterricht, dessen Hauptzüge in Nachfolgendem bestehen. Sobald dem Schüler das vollständig gesattelte und gezäumte Pferd durch einen Reitknecht vorgeführt worden ist, tritt er halb von vorn, halb von der Seite, damit es sich nicht scheuen möge, im Falle es furchtsam ist, an dasselbe heran und untersucht, bevor er es besteigt, ob Sattel und Zeug richtig angelegt sind, d. h. ob der Kehlriemen nicht zu fest, der Nasenriemen nicht zu lose, die Kinnkette recht platt und gehörigen Orts eingelegt ist; ob der Sattel nicht zu weit vor- oder zurückliegt, ob die Steigbügel nicht zu lang oder zu kurz, Brust- und Schweifriemen geschnallt sind und ob der Gurt nicht zu lose oder zu fest zugezogen ist. Sodann tritt der Reitschüler dem Pferde gegenüber und an dessen linke Schulter, hält die Reitgerte in der linken Hand mit dem dünnen Ende nach unten, nimmt die Bremse in die volle linke Hand und dann mit der rechten die Stangenzügel, streckt dieselben bis ans Ende aus und, wenn sie so gleich gemacht worden sind, legt er sie in die linke Hand so, daß sie durch den kleinen Finger geschieden werden. Sodann ergreift er mit der linken Hand die Mähne des Pferdes, wo sie auf dem Halse aufsitzt, umwickelt den Daumen derselben von Innen nach Außen damit, setzt den linken Fuß in den Bügel, faßt mit der rechten Hand die rechte Hinterseite des Sattels, steigt auf, bleibt eine kleine Weile mit dem linken Fuße im Bügel und das rechte herabhängende Bein in seiner natürlichen Lage an das linke geschlossen aufrecht stehen, schwingt das rechte scharf ausgestreckte Bein, ohne den Leib vorwärtszuhängen, über das Kreuz des Pferdes und setzt sich

auf diese Weise in den Sattel. Sobald dieß geschehen ist, nimmt man die Reitgerte in die rechte Hand, macht die Zügel nochmals gleich und setzt die linke Hand flach über der Schärfe des Halses, ungefähr zwei Finger breit über dem Sattelknopfe, mit der Hand ein wenig zurückbleibend, auf. Mit den Nägeln der Finger hält man die Faust etwas schräg aufwärts wohl geschlossen, damit die Zügel sich nicht durch dieselbe ziehen können. Die rechte Hand stellt man etwas niedriger als die linke und die Spitze der Reitgerte schräg über das linke Ohr des Pferdes in die Höhe, den Augen des Reiters gleich. Nun setzt man sich gehörig in den Sattel und recht auf die Gabel, damit die erforderliche Stellung herauskomme. Bei dieser muß der Oberleib gerade, die Brust heraus, der Unterleib hinein, der Kopf gerade, der Hals natürlich gestreckt sein, so daß die Schultern lose herabhängen; die Oberarme müssen in ihrer natürlichen Lage herabhängen, die Ellenbogen im rechten Winkel gebogen und dicht an die Seite gelegt sein. Die Schenkel des Reiters müssen mit seinem übrigen Körper in eine gerade Linie gebracht sein und so vom Kinn bis zu den Fersen in einer horizontalen Linie fallen. Die Flächen der Schenkel und die Waden müssen gegen den Bauch des Pferdes, die inwendige Seite des Knies fest gegen den Sattel gedreht sein, und so muß man einzig und allein mit dem Oberschenkel bis zum Knie fest und geschlossen sitzen, das Übrige des Beines aber frei und lose vom Pferde herabhängen lassen, ohne dasselbe, außer absichtlich, damit zu berühren. Die Ferse muß etwas niedriger als die Fußspitze des Reiters stehen, diese ungefähr zwei Zoll aus den Bügeln, so daß der mittelste Steg derselben unter den Ballen des Fußes kommt, und die große Fußzehe muß einwärts gegen das Pferd gewandt sein. Das Auge des Reiters ist beständig gerade aus und zwischen die Ohren des Pferdes, damit er diese stets beobachten könne, auf den Weg gerichtet. Bei allem diesem aber darf man der ganzen Haltung des Reiters nichts Gezwungenes ansehen, der Körper muß stets im Gleichgewichte bleiben, wenn man anders gut zu Pferde sitzen will. In neuerer Zeit indessen ist man mehrfach von diesen strengen Forderungen abgewichen. So wird nach der englischen Sitzart der Oberleib etwas vorn übergebogen, die Ellenbogen sind nicht an den Leib geschlossen, Oberschenkel, Kniee und Fußspitze, vor Allem die letztere, sind auswärts gewendet und den mangelnden Schluß ersetzt die Balance. Allein abgesehen von dem unangenehmen Anblicke, welchen diese Reitart dem Auge bietet, hat sie auch lange die Sicherheit der älteren Methode nicht. Regiert wird das Pferd durch die Hand, welche den Zaum führt und auch daher die Hand des Zaumes genannt wird. Es wird darunter gewöhnlich die linke verstanden, obschon man öfters, um das Pferd zu leiten, die rechte zur Hülfe nehmen muß. Der richtige Gebrauch dieser Hand ist eines der wesentlichsten Erfordernisse für einen guten Reiter, aber auch sehr mühsam zu erlernen. Die Hand des Reiters muß leicht, gelind und fest sein, d. h. sie muß dem Gebisse auf dem Laagen mit weniger Fühlung Wirkung geben, oder das Gebiß etwas fühlbarer machen, oder endlich die Haltung des Pferdes vollkommen unterstützen. Dieß geschieht durch das allmählige Handgeben oder nehmen, deren ersteres geschieht, wenn man den kleinen Finger vorwärts und den Daumen gegen den Leib wendet, wodurch die Zügel loser werden und das Pferd mehr Freiheit bekommt, das letztere, wenn man den kleinen Finger gegen den Leib und den Daumen nach dem Halse des Pferdes hindreht, wodurch die Zügel straffer werden und das Pferd besser zusammengehalten wird. Der Handbewegungen sind vier, nach den vier bedeutendsten Bewegungen des Pferdes im Gehen, nämlich: die Hand geben, um vorwärts zu gehen; die Hand an sich gegen den Bauch bringen, um aufzuhalten oder rückwärts zu ziehen; die Hand rechts wenden, wenn man sich rechts, und die Hand links wenden, wenn man sich links drehen will. Um sich der Zügel mit gehöriger Wirkung zu bedienen, hat man dreierlei Arten dieselben zu gebrauchen: sie abgesondert in beiden Händen zu halten oder beide zugleich und egal

in der linken Hand, oder sie zwar in der linken Hand allein, aber ungleich zu halten. Der ersteren Art bedient man sich, wenn man junge Pferde unter dem Manne traben läßt, welche noch nicht gewohnt sind, der Hand des Zaumes zu gehorsamen; die zweite Art braucht man, um ein Pferd zu lenken, welches schon gewohnt ist allen Bewegungen der Hand zu folgen, und die dritte, um das Pferd mit dem Kopfe nach der Hand zu stellen, nach welcher man es haben will. Um endlich ein Pferd wohl zu dressiren muß man den Kappzaum anwenden, welcher sehr fest zwei Zoll über den Nasenlöchern aufgelegt wird. Er bringt das Pferd von vorn aufwärts, arbeitet es aus dem Grunde, gibt ihm die Flüchtigkeit und Raschheit, gewöhnt es zu leichten Wendungen, biegt den Hals, setzt die Hüften fest, stellt den Kopf und das Kreuz, bewahrt die Schultern und verschafft dem ganzen Körper eine ungezwungene Biegsamkeit, ohne dabei das so nothwendige Gefühl der Laagen oder die Gelindigkeit des Bartes zu zerstören. Die anderen Hülfsmittel zur Dressur des Pferdes sind die Hülfen und die Züchtigungen. Diese bestehen aus dem Klatschen mit der Zunge, um das Pferd aufmerksam zu machen und aufzumuntern, aus dem Zischen mit der Reitgerte, indem man sie heftig in der Luft hin und her schwingt, um dasselbe durch diesen Ton aufzumuntern, oder aber in der leichten Berührung des Pferdes mit der Gerte. Man berührt die Schulter des Pferdes, wenn man will, daß es das Vorgestell mehr bewegen soll, oder man legt das Dünne derselben unter der rechten Hand weg über das Kreuz des Pferdes quer hin, um das Hintergestell in eine geschwindere Bewegung zu bringen; endlich wenn ein Pferd sich von vorn oder die Kniee und Kugeln aufheben und die Füße biegen soll, so berührt man mit der Reitgerte die Brust des Pferdes. Die Schenkel des Reiters haben eine vierfache Bewegung, deren jede für das Pferd zu einer größeren oder geringen Hülfe gebraucht wird, nämlich 1) die Hülfe des Dickbeins, wenn man entweder beide Schenkel fester schließt als gewöhnlich, um es vorwärts zu treiben, oder mit dem äußeren Schenkel mehr als mit dem inneren schließt, um mehr an und gegen die innere Ferse zu bringen, oder durch Anschließen der inneren Schenkel es verhindert zu sehr zu eilen oder nicht zu viel einwärts zu lehnen. 2) Die Hülfe der Waden, welche viel empfindlicher als die vorige ist und geschieht, wenn man die Wade mehr oder weniger an den Bauch des Pferdes legt. 3) Die Hülfe der Sporen, die empfindlichste, welche man aber nur dann gibt, wenn alle anderen nichts fruchten. 4) Die Hülfe, welche man dem Pferde durch Auflehnen des Körpers auf die Bügel gibt, um es zum rascheren Gange zu treiben, ist von allen die gelindeste und kann nur bei sehr gut gezogenen Pferden angewendet werden. Unter den Züchtigungsmitteln sind die Reitgerte und die Sporen die wirksamsten, die man aber mit vieler Klugheit und Mäßigung brauchen muß, wenn man nicht durch dergleichen übelangebrachte Strafen das Pferd für immer verderben will. Das sind nun die Mittel, welche der Reiter hat das Pferd in den Gang zu bringen und seine Bewegungen zu leiten. Die Bewegungen eines Pferdes aber sind entweder natürliche oder mangelhafte oder durch Künst erlangte. Natürliche Bewegungen des Pferdes sind: der Schritt, der Trab und der Galopp; die mangelhaften: der Paß- oder Zeltergang und der Dreischlag oder gebrochene Galopp; die durch Kunst erlernten endlich alle die Bewegungen der Schulreitkunst. Der Schritt ist die einfachste Bewegung des Pferdes und mit ihm muß aller Unterricht im Reiten und alle Dressur anfangen. Der Schritt ist ein doppelter Campagne- oder Schulschritt, beide aber sind schon dem Pferde angelernte Bewegungen, denn der ganz natürliche Schritt des Pferdes wird als fehlerhaft verworfen. Durch den Schritt lernt der Reiter Haltung und Schluß und das Pferd legt den Grund zu allen folgenden Übungen, falls es ordentlich Schrittgehen lernt. Der Schulschritt ist eine trabartige, mehr tanzende Bewegung, welche man nur in besonderen Fällen

anwendet. Ist Schüler und Pferd gehörig im Schritt geübt, so wird zum Trabe geschritten, einer Bewegung, bei welcher das Pferd die kreuzweis einander gegenüberstehenden Beine zugleich aufhebt und auch zugleich niedersetzt. Man lehrt ihn dem Pferde zuerst an der Leine, lehrt es so im Kreise traben, changiren und läßt alsdann erst alle diese Übungen mit dem Reiter machen. Hierauf wendet man sich zum Galopp, der schönsten und bequemsten Gangart des Pferdes. Der Galopp ist doppelt, entweder auf dem rechten oder dem linken Fuße, je nachdem der eine oder der andere von beiden am weitesten vorgebracht wird. Gewöhnlich galoppiren die Pferde in drei, manche besonders schöne aber auch in vier Tempos und springen an, je nachdem der Reiter mit dem rechten oder linken Schenkel die Hülfe gibt. Ehe wir nun zu den eigentlichen Schulbewegungen übergehen, müssen wir noch der halben und ganzen Aufhaltungen und des Zurücksetzens der Pferde erwähnen. Die halbe Aufhaltung, durch welche man das Pferd mehr zusammennimmt, ohne es ganz im Laufe zu hemmen, wird bewerkstelligt, wenn man die Hand des Zaumes gelind an sich hält, dadurch daß man die Nägel der Finger ein wenig einwärts biegt, während man zu gleicher Zeit dem Pferde die Hülfe der Waden gibt. Eben so bringt man die ganze Aufhaltung, d. h. das Stillstehn des Pferdes, zuwege. Das Zurücksetzen oder Rückwärtsgehen des Pferdes wird fast durch eben den Stand der Hand bewirkt und zwar so, daß man nach vollbrachter Aufhaltung dieselbe Bewegung wiederholt und so das Pferd durch den weiter rückwärts gelegenen Körper zwingt zurückzutreten. Nachdem man nun dem Pferde dieß Alles begreiflich gemacht hat, kommt man dahin ihm die Bewegungen der Schule beizubringen. Die Schulen bestehen in künstlichen und regelmäßigen Gängen eines Pferdes und sie werden in niedrige oder Schulen auf der Erde und erhabene oder Schulen über der Erde eingetheilt. Jenes sind Schulen, wo das Pferd stets mit den Füßen auf der Erde bleibt, diese, wenn das Pferd mit einer springenden Bewegung mit allen vier Füßen oder mit den beiden vorderen oder auch hinteren Füßen sich zugleich von der Erde erhebt. Zu den Schulen auf der Erde werden gerechnet; 1) Schulter einwärts; Kopf einwärts, Crupe hinaus; 3) **Traverse**; 4) **Passade**; 5) **Reaverse (Volte renversée)**; 6) der spanische Tritt (**Passage**); 7) der stolze Tritt (**Piaffer**); 8) **Pirouette**; 9) **Terre à terre**. Die Schule: Schulter einwärts besteht darin, daß das Pferd mit hereingebogenem Kopfe und der auswendigen Schulter auf anderthalb oder zwei Fuß von einander entfernten parallel laufenden Linien die inwendigen Füße über die auswendigen setzend fortgeht, und zwar so, daß der vordere auf der inneren, d. h. von der Reitbahnmauer am weitesten entfernten, der hintere auf der äußeren, d. h. der der Reitbahnmauer am nächsten gelegenen Linie bleibe. Bei dieser Übung muß der Kopf des Pferdes, wenn es auf der rechten Hand geht, rechts, wenn es auf der linken Hand geht, links gebogen sein, jedoch nicht weiter, als daß der Reiter das inwendige Auge sehen kann. Diese Schule macht das Pferd schulterfrei, setzt es auf die Hanken und kann auf geraden, cirkelrunden und ovallaufenden Parallellinien geübt werden; so wie sie im Schritt, Trab und Galopp ausgeführt wird. Man nennt dieß auch rechte oder linke Schulter passiren. Die Schule: Kopf einwärts, Crupe hinaus, besteht darin, daß ein Pferd mit einwärtsgebogenem Kopfe auf zwei nach dem Verhältnisse seiner Länge von einander entfernten parallellaufenden Cirkeln die inwendigen Füße über die auswendigen setzend fortgeht, dergestalt, daß man vom Auge des Reiters zwischen den Ohren des Pferdes durch nach dem Mittelpunkte dieser Cirkel allemal einen halben Durchmesser ziehen kann. Bei dieser Übung muß die Crupe zurückbleiben und der Kopf je nach der Hand, auf der das Pferd gehen soll, nur in so weit rechts oder links gebogen sein, daß der Reiter das inwendige Auge des Pferdes sieht. In diese Lage wird das Pferd durch die feste Bewahrung des auswärtigen Zügels, den Zug des inwendigen

Zügels und den Druck des inwendigen Schenkels gebracht. Diese Schule trägt besonders dazu bei das Pferd gehorsam zu machen. Die **Traverse** besteht darin, daß das Pferd mit einwärtsgebogenem Kopfe auf zwei in der Länge des Pferdes laufenden Parallellinien dergestalt schränkend fortgehe, daß es die auswendigen Füße über die inwendigen setzt. Diese Bewegung wird folgendermaßen bewerkstelligt: wenn, wie gewöhnlich, die Übung von der rechten Hand anfängt, also Alles rechts gestellt ist, zieht man die inwendigen Zügel an und gibt den auswärtigen Schenkel, wodurch das Pferd gezwungen in der verlangten Weise sich bewegen wird. Die Parallellinien der Traverse können übrigens gerade, oval oder cirkelrund sein und das Pferd muß auf seinem Vorder- und Hintertheile gleichviel Schritte thun. Die **Passade** besteht darin: wenn ein Pferd durch eine Ecke geritten und die ausgerittene Ecke mittelst einer Traverse gleichsam abschneidet und wieder auf die zuletzt verlassene Linie kommt. Macht man am anderen Ende derselben Linie gleich wieder eine **Passade**, so heißt sie **Repassade**. Die **Renverse** oder **Volte renversée** besteht darin, daß ein Pferd auf zwei in der Weite des Pferdes Länge parallel laufenden geraden Linien, den Kopf auswärts gebogen, schränkend, die inwendigen Füße über die auswendigen setzend den Kopf in die Volten, die Crupe nach der Mauer gerichtet fortgeht und ein Viereck beschreibt. Bei dieser Schule ist die Seite des Pferdes wie des Reiters, auf welcher es geht, die inwendige, geht es also rechts, die rechte, geht es links, die linke. Das Pferd muß, wenn es in **Renverse** rechts geht, links gebogen, wenn es links geht, rechts gebogen sein und diese Übung ist besonders in den Ecken für das Pferd von vieler Schwierigkeit. Man bringt die Bewegung hervor, indem man den auswendigen Zügel anzieht, den inwendigen wohlbewahrt und dem Pferde den inwendigen Schenkel gibt. Der **spanische Schritt** (**Passage**) besteht in einem nach Zeitpunkten abgemessenen, abgekürzten und tactmäßigen Trabe, in welchem das Pferd auf einer geraden oder zwei geraden parallel laufenden Linien mit stark einwärts gebogenem Kopfe und Crupe geht. Den Kopf dieses Pferdes, welches man Passagier nennt, biegt man nur so viel, daß man das inwendige Auge sehen kann, und es muß dazu ein überaus vermögsames, vorzüglich starke und erhabene Bewegungen habendes Pferd genommen werden. Diese Übung kann in der geraden Linie, der Diagonale, der Traverse und im Cirkel gemacht werden, die Wechselung aber geschieht am besten in einer diagonal laufenden Traverse. Der **stolze Tritt** (**Piaffer**) ist ein auf eben derselben Stelle bleibender spanischer Tritt. Diese Schule löst vorzüglich die Schultern des Pferdes, macht dasselbe gehorsamer und gibt ihm ein prächtiges Ansehn. Es muß gewöhnt werden in diese Bewegung durch ein Vorhalten der Zügel und einen Zungenschlag gebracht zu werden und aufzuhören, sobald man die Zügel fallen läßt. Die **Pirouette** besteht darin, daß ein Pferd auf dem inwendigen Hinterfuße stehend die zwei Vorderfüße in die Höhe, den auswendigen Hinterfuß ebenfalls ein wenig in die Höhe gehoben, einen Cirkel beschreibt, wovon der halbe Durchmesser die Länge des Pferdes ausmacht. Diese Schule, eine der schwierigsten, kann nur von sehr kräftigen Pferden gemacht werden und man findet sie daher selten, obgleich man sie als die höchste Ausbildung des Schulpferdes ansehen muß. Sie wird einem jungen Pferde erst im Schritt, dann im Trabe und zuletzt im Galopp gelehrt, und zwar zuerst in viertel, dann in halben und endlich in ganzen Pirouetten. Eben so schwierig und nur sehr kräftigen Pferden möglich ist das **Terre à Terre**, ein Galopp von zwei Seiten und zwei Linien dergestalt, daß das Pferd die beiden Vorderfüße zugleich aufhebt und niedersetzt, welchen eben so die Hinterfüße folgen, wobei es zugleich etwas vorwärts geht. Zu den **Schulen über der Erde** gehören: 1) **Pesade**; 2) **Courbette**; 3) **Mezair**; 4) **Redop**; 5) **Croupade**; 6) **Ballosade**; 7) **Capriole**; 8) **le pas et le saut**. Die **Pesade** besteht darin, daß ein Pferd mit seinem Vordertheile die vorderen Schienbeine unter

die Arme gezogen sich auf die Hanken setzend sich hoch erhebt, ohne daß es mit dem Hintertheile folgt oder aus seiner Stellung weicht. Diese Schule ist die Grundlage zu allen anderen über der Erde. Die **Courbette** ist eine erhabene Schule, in welcher sich das Pferd mit seinen Vordertheilen hebt, die Kniee bei der Erhebung möglichst stark beugt, die Schienbeine unter die Arme legt, mit dem Hintertheile auf der Erde bleibend vorgreift, den Vordertheil unterstützt und begleitet. Die Courbetten können auf einer Linie gerade aus, oder auf zwei parallellaufenden, oder um einen Pfeiler gemacht werden. **Mezair** ist eine halbe Courbette und nur dadurch unterschieden, daß sie sich nicht auf einen Hufschlag, sondern zur Seite auf zwei parallellaufenden Linien machen läßt. Läßt man nun ein Pferd auf zwei Parallellinien courbettiren, so heißt dieß Redop in Courbettes, geschieht es, daß es in der Traverse galoppirt, so nennt man dieß einen **flüchtigen Redop**. Die **Croupade** ist ein Sprung, in welchem das Pferd mit allen vier unter sich gezogenen Füßen von der Erde ist. Diese Schule wird in der geraden Linie oder im gerade aus gehen, nicht aber in den Ecken gemacht. **Ballosade** ist ein Sprung, in welchem das Pferd mit allen vier unter sich gezogenen Füßen von der Erde ist, scheinbar aber mit den Hinterfüßen streichen will und deßhalb die Eisen zeigt. Diese Schule wird auf geraden Linien in einer viereckigen Volte und nicht im Cirkel gemacht. Die **Capriole** ist der erhabenste und vollkommenste Sprung, in welchem sich das Pferd mit dem Vordertheile so hoch als möglich hebt, die Schienbeine unter die Arme legt, die Crupe gleichfalls dargestalt in die Höhe bringt, daß der Rücken des Pferdes in horizontaler Lage ist; wobei es mit den Hinterbeinen zugleich streicht, die Köten in die Höhe der Hanken bringt und nicht weiter als etwa einen Fuß vorwärts wieder niederfällt. Ein Pferd, welches diese Schule macht, wird gewöhnlich ein Springer genannt, und es ist nicht leicht ein solches zu finden. **Le pas et le saut** endlich ist eine aus terre à terre, Courbette und Capriole zusammengesetzte Schule in der mit dem terre à terre begonnen und mit der Capriole geschlossen wird und woraus man wie aus dem **Galop galiard**, der in einem mit Sprüngen vermischten Galop besteht, mit Unrecht eine neue Schule gemacht hat. — Für die **Geschichte** der R. ist es bemerkenswerth, daß die ersten Versuche dazu wohl in Hochasien und besonders bei den Parsen mögen gemacht sein. Wenigstens spricht die Heiligkeit des Pferdes bei diesem Volke dafür, daß sie frühzeitig seine großen Fähigkeiten, das Edle des Thieres und den vielfachen Nutzen desselben erkannten, es ist also auch wahrscheinlich, daß sie im hohen Alterthume bereits Pferde, und wäre es auch nur für bestimmte Zwecke, abrichteten. Da im griechischen Mythus das Pferd ein Geschenk des Poseidon genannt wird, so ist anzunehmen, daß es dorthin über See gekommen ist, obwohl in Thessalien schon sehr früh Pferdezucht und Gebrauch derselben einheimisch erscheint. Später wurde der Gebrauch des Pferdes auch in Griechenland, namentlich für den Krieg, allgemeiner und daher finden sich denn auch Anweisung über die Abrichtungen der Pferde aus jenen Zeiten und die Geschichte gibt uns Nachrichten von mancherlei Kunststücken, zu welchen die Pferde, neben den nützlichen Fertigkeiten, welche sie erlernten, dressirt wurden. Die Römer mochten frühe schon die R. in ihrer Einfachheit kennen, lernten aber das eigentliche kunstvolle Reiten erst sehr spät, als sie mit den Griechen und Afrikanern bekannt wurden. Die Völker germanischen und slavischen Stammes sind aus der Urzeit als treffliche Reiter bekannt, und als sich später die Deutschen in eigener Herrschaft erhoben, bildete sich auch eine ganz eigenthümliche Reitweise aus, bedingt durch die Art des Krieges und die Beschaffenheit der Ritterspiele. Die eigentlich feinere R. aber bildete sich erst im XVI. und XVII. Jahrh. in Italien besonders aus, von denen sie zu den Franzosen kam, die sie im Vereine mit den Engländern und Deutschen erst wahrhaft zur Wissenschaft erhoben. — Vorzügliche Werke über R.: de Sind „L'art du Manège pris dans ses vrais principes"

(Vienne 1772); Guerinière „Ecole de la cavalerie" (Par. 1766. II. Voll.); la Fosse „Guide de Marechal" (Paris 1767); du Paty de Clam „Pratique de l'équitation ou l'art de l'équitation réduit en principes" (Paris 1769); Newcastel „Nouvelle methode etc. de dresser les chevaux etc." (Vienne 1727); Sollegset „Le parfait Maréchal" (Cologne 1706); Prizelius, „Vollständige Pferdewissenschaft" (Leipz. 1777. 2 Bde.) und besonders die Schriften Tennecker's. 82.

Reiz, lat. venustas; franz. charme; engl. charm, ist überhaupt diejenige Eigenschaft eines Gegenstandes, nach welcher er einen merklichen Eindruck auf die Sinne, vorzüglich auf das Gefühl äußert, so wie die subjective Empfindung dieser Einwirkung selbst. Diese physischen oder moralischen Reize oder Anreizungen haben gewöhnlich eine Thätigkeit zur Folge. Im engern Sinne aber ist R. das, was einen höhern Grad angenehmer Empfindungen erregt und diese angenehmen Empfindungen selbst. Reize in diesem Sinne sind eine besondere Art des Schönen und gehören auch in das Gebiet der Ästhetik. Die Anerkennung der Reize des menschlichen Körpers hängt sehr von der Individualität des Anschauenden ab und sie bestehen nicht blos in schönen Bewegungen, wie Lessing im „Laokoon" behauptet, sondern in schönen Bewegungen und Gesichtszügen zugleich. Für die Schönheit der Bewegungen im Gange, im Tragen und in der Stellung des Körpers, an und für sich betrachtet, gilt nur das Wort Grazie (s. d. Art.); Liebreiz aber wird nur von der Schönheit der Bewegungen, Handlungen und Stellungen bei dem weiblichen Geschlechte gesagt, in wiefern sie der Ausdruck und Wiederschein der sittlichen Schönheit ist. Angenehm, lieblich, anmuthig, reizend unterscheiden sich dann nur nach dem Grade des Vergnügens, den sie hervorbringen, und reizend bezeichnet unter ihnen den höchsten Grad sinnlichen oder ästhetischen Wohlgefallens. 84.

Reizbarkeit, Irritabilität, lat. irritabilitas; franz. irritabilité; engl. irritability, nennt man im engern Sinne das Vermögen der thierischen Muskelfasern, unter dem Einflusse von gewissen Reizen, die man **Reizmittel** nennt, in Thätigkeit versetzt zu werden, sich zusammenzuziehen und die aus dieser Thätigkeit hervorgehende Bewegung so fortzusetzen, daß eine Reihe von abwechselnden Zusammenziehungen und Erschlaffungen erfolgt, bis diese Schwingungen allmählig wieder nachlassen und eine förmliche Ruhe eintritt. Bei diesen abwechselnden Schwingungen wird die Faser bald nach dieser, bald nach jener Richtung gezogen, bald gegen die Mitte hin in Contraction versetzt, bald wieder von hier aus nach den Enden zu und zwar bisweilen mit mehrmals wiederholter Bewegung ausgedehnt. Die Körper, welche vermöge ihres Reizes diese Erscheinungen in den Muskelfasern veranlassen, sind verschiedener Art, namentlich aber gehören hierher das Licht und vorzüglich der elektrische Funken, ein chemisches Gift, aufgestreutes Salz, Alkohol, kalte Körper, eine heftige Hitze, das Kratzen mit einem Metalle rc. Diese Kraft, welche man größtentheils im lebenden Thiere beobachtet, bleibt bisweilen auch nach dem Tode desselben und am längsten in kaltblütigen Thieren zurück. Sie unterscheidet sich von der allen Fasern gemeinschaftlichen Spannkraft und der todten Zusammenziehung, die man bei Leichnamen wahrnimmt, indem sie vielmehr ein besonderes, einzig und allein der thierischen Muskelfaser eigenthümliches Vermögen ausmacht, wodurch zugleich deren wesentliches Unterscheidungsmerkmal bestimmt wird, so daß man mit vollem Rechte behaupten kann: jede Muskelfaser ist reizbar, so wie im Gegentheile Alles Muskelfaser ist, was reizbar ist. Diese R. ist außerdem noch von jedem andern Vermögen unterschieden und man muß sie zu den Hauptquellen der Bewegung in dem thierischen Körper und zugleich unseres Lebens zählen. Denn in den Gewächsen, von welchen einige reizbar sein sollen, erfolgen keine solchen abwechselnden Bewegungen oder jenes innere Erzittern der Grundtheile, wie man es bei der thierischen R. wahrnimmt.

die vielleicht — indem man in den Pflanzen nichts bemerkt, was eine Ähnlichkeit mit den Nerven und dem Nerveneinflusse hat — von dem verborgenen und noch eine Zeit lang zurückgebliebenen Nerveneinflusse herrühren kann. — Aus Versuchen an Thieren hat man geschlossen, daß die R. eine Wirkung der thierischen Elektricität sei. Denn da die zahlreichen Gefäße in den Muskeln ein wesentlicher Theil ihrer Organisation sind, durch welche eine beträchtliche Blutmenge mit den unzähligen Muskelfasern in Berührung gebracht und stets erneuert wird, so entsteht daraus ein sehr wirksamer elektrischer Apparat, der fortwährend Elektricität erzeugt. Nimmt man nun mit Prochaska u. A. an, daß durch den Reiz die Muskelelektricität ihre Pole und damit ihre Spannung ändert und dadurch das Blut mehr in den gasförmigen Zustand versetzt und, sobald die Pole der Muskelelektricität in den vorigen Zustand zurückkehren, der gasförmige Zustand des Blutes wieder mehr in den tropfbaren übergeht, so wäre das Zusammenziehen der Muskeln auf diese Art erklärbar, indem nämlich die durch den gasförmigen Zustand des Blutes ausgedehnten und mit den Muskelfasern verwebten feinsten Gefäße die Fasern verschiedentlich krümmen und damit verkürzen müssen, wie z. B. ein angefeuchteter hanfener Strang verkürzt wird, weil das zwischen seine Fäden eindringende Wasser dieselben mehr krümmt und dadurch verkürzt, was übrigens mit der größten Gewalt geschieht, weil diese Wirkung sich auf die mechanische Kraft des Keils gründet. Die Erschlaffung des Muskels aber muß, dieser Theorie zufolge, dann eintreten, wenn mit den zurückkehrenden Polen das Blut wieder in den vorigen tropfbar-flüssigen Zustand zurückgeht. — Im weitern Sinne verstehen mehrere Neuere, worunter Glisson, de Gorter gehören, die organische Kraft, welche in der Gesammtheit der sowohl thierischen, als vegetabilischen lebenden Wesen alle, sowohl unwahrnehmbaren, als sichtbaren Bewegungen hervorbringt, die auf die R. ihrer Fasern oder festen Theile durch die Agentien folgen, die unmittelbar auf sie gebracht werden. — Die Anhänger des berühmten Haller, der zuerst die R. als eine für sich bestehende Kraft der Muskeln unterschieden hat, haben sich viel Mühe gegeben, die Bestimmung des Verhältnisses zwischen R. und Sensibilität (s. d. Art.) genau festzusetzen und man muß bekennen, daß die angestellten Versuche geeignet sind, die Unabhängigkeit, in welcher sich die Zusammenziehung der gereizten Muskeln gleichzeitig von der Nerventhätigkeit oder Sensibilität, den Nerven, dem Hirn- und Rückenmarke befindet, zu beweisen. Indeß gab es auch Physiologen, welche die R. als abhängig von der Sensibilität betrachteten, woraus sich nachher die sogenannte Nerventheorie bildete; während wieder Andere die Theorie von einer Lebenskraft aufstellten, welche die R. und Sensibilität in sich vereinigte. Endlich ist aus der Vereinigung dieser beiden Begriffe auch Brown's Theorie der Erregbarkeit hervorgegangen und welcher Begriff die Grundlage seines berühmt gewordenen Systems, nach ihm Brownianismus (s. d. Art.) genannt, geworden ist. 7.

Reland (Hadrian), ein berühmter Orientalist, wurde am 17. Juli 1676 zu Ryp in Nordholland, wo sein Vater Geistlicher war, geboren. In Amsterdam, wohin dieser später versetzt wurde, genoß er den Unterricht des bekannten Surenhuß und besuchte seit dem 14. Lebensjahre die Universität zu Utrecht. Nach Beendigung seiner Studien wählte er Leyden zu seinem Aufenthaltsorte, nahm aber in Kurzem die Stelle eines Erziehers der Söhne des Grafen von Portland an. 1699 wurde er Professor der Philosophie zu Harderwyk, erhielt hierauf den Lehrstuhl der orientalischen Sprachen in Utrecht und, weil er wiederholt einen Ruf nach Franecker und Leyden abgelehnt hatte, den Titel eines Professors der Antiquitäten. Er starb den 5. Febr. 1718. Seine vorzüglichsten Werke sind: „**Antiquitates sacrae veterum Hebraeorum**“ (Utrecht 1708, mit einer Vorrede von Buddeus. Lpz. 1715 und mit Noten von E. Ravius. Herborn 1743) und „Pa-

laestina ex monumentis veterum illustrata etc." (Utrecht 1714). Auch hat er eine: „Introductio ad grammaticam hebraicam" und „Elenchus criticus de contextu et versionibus sacri codicis" (Ebend. 1706) hinterlassen. 77.

Relativ ist das, was auf einem Verhältnisse, einer Beziehung (relatio) der Gegenstände zu einander beruht oder daraus hervorgeht, und daher das Gegentheil von absolut (s. d. Art.). Verwechselt wird es häufig mit dem Bedingungsweisen, unterscheidet sich aber von diesem wesentlich dadurch, daß sich dieses stets auf den Grund des Seins bezieht, das Relative aber mehr auf die Erkennbarkeit der Dinge, ihren Begriff. 9.

Relatorium ist diejenige Disciplin, in welcher die Regeln mitgetheilt werden, aus bereits vorhandenen Acten zum Behufe eines abzufassenden Erkenntnisses oder einer zu gebenden Resolution einen so faßlichen und deutlichen Vortrag zu halten, daß diejenigen, an welche der Vortrag gerichtet wird, im Stande sind, die vorliegende Sache eben so zu beurtheilen, als wenn sie selbst die Acten gelesen und studirt hätten. Den Inhalt der Acten nach diesen Regeln Jemandem mittheilen wird Referiren (wörtlich: erzählen), der Vortrag selbst aber Relation genannt. Letztere theilt man 1) in Memorialvorträge, d. h. solche Vorträge, welche blos über einzelne die Leitung des Processes betreffende Schriften, Memorialschreiben genannt, gehalten werden, um darüber ein Decret (Resolution) zu ertheilen, und in Vorträge zum Spruche, d. i. Fassung eines rechtlichen Erkenntnisses, welche letztere blos bei Spruchcollegien (Dikasterien) vorkommen; 2) in mündliche und schriftliche, bei denen beiden gleiche Ordnung, Richtigkeit, Klarheit und Kürze erfordert wird, von denen aber letztere in den Spruchcollegien selten, im Königreiche Sachsen aber jetzt gar nicht mehr vorkommt; 3) in Criminal- und Civilrelationen, je nachdem eine Criminal- oder Civilsache vorgetragen wird. Außerdem findet man 4) noch die Eintheilung in feierliche und nicht feierliche Relationen. Die feierlichen theilen sämmtliche Proceßhandlungen umständlich aus den Acten mit und erwähnen selbst das, was durch frühere rechtskräftige Erkenntnisse bereits entschieden ist, während die nicht feierlichen nur auf solche Umstände sich beschränken, die zur jetzigen Entscheidung dienen. Geht man indeß von dem richtigen Grundsatze aus, daß zu einer guten Relation eine zweckmäßige logische Zusammenstellung nur solcher Thatsachen gehört, worauf jetzt allein die Entscheidung beruht, so ist diese Eintheilung zu verwerfen. Die feierlichen Relationen müssen immer schriftlich abgefaßt werden und kommen jetzt gewöhnlich noch bei den sogenannten Proberelationen vor. Endlich gibt es noch 5) Correlationen, welche, im Gegensatze von einfachen, dann vorkommen, wenn für eine und dieselbe Sache noch ein zweiter Referent (Correferent) ernannt worden. Diese Relationen sind von besonderem Nutzen, wenn eine schwierige Sache zur Entscheidung vorliegt und haben den Zweck, dem erstern Referenten in seinem Vortrage zu folgen und das, was er bei demselben etwa übergangen oder falsch vorgetragen hat, zu ergänzen und respective zu verbessern. Da am Schlusse der Relation der Referent, namentlich bei Entscheidungen von Rechtsstreitigkeiten, zugleich sein Votum, d. h. die Entscheidung des streitigen Punktes abzugeben hat, so reicht es nicht hin, alle Regeln der Referirkunst inne zu haben, vielmehr muß er sich auch in allen übrigen Zweigen der Jurisprudenz gehörige Kenntnisse angeeignet haben, um den vorliegenden Fall dem bestehenden Rechte gemäß entscheiden zu können. Aus diesem Grunde wird das R. von dem angehenden Juristen gewöhnlich in der letzten Zeit seiner akademischen Laufbahn gehört und es bildet sonach gleichsam den Schlußstein aller juristischen Vorlesungen. 86.

Relegation, Verweisung, Wegweisung steht gewissermaßen zwischen dem Exile und der Deportation mitten inne, indem die R. in der Regel nur

die Wegweisung aus dem Orte und der Bannmeile im Umkreise enthält. Augustus führte solche bei den Römern zuerst bei geringeren Vergehungen als eine Art Sicherheitsmaßregel gegen künftige Attentate des Verdächtigen ein, da, wo er härtere Maßregeln, um sich nicht verhaßt zu machen, vermeiden wollte. Der Ausdruck kommt jetzt noch am Häufigsten auf Universitäten vor bei den Disciplinarstrafen der Studirenden, als die höchste derselben. Wird nämlich der fernere Aufenthalt eines Studirenden auf dieser oder jener Universität bedenklich gefunden, so tritt zunächst der Rath, den Austritt auf kürzere Zeit selbst zu nehmen (consilium abeundi), ein; dann die wirkliche Wegweisung (relegatio) und zwar zunächst blos auf Zeit; bei härteren Vergehungen auf immer (perpetua) und endlich, wenn entehrende Verbrechen mit im Spiele sind, mit dem Verrufe (cum infamia). 24.

Relevanz erklärt den Gegensatz, die Irrelevanz, einen Ausdruck, welcher bei Beurtheilung von Beweisen und Bescheinigungsmitteln am Häufigsten vorkommt, indem man solche der Irrelevanz beschuldigt. Bei einem Beweismittel oder angeführten Beweisgrunde ist R. vorhanden, wenn selbige den Beweis unterstützen, ihn erhöhen und dadurch die Entscheidung erleichtern oder begründen. Ein irrelevantes (nicht relevirendes), also zweckloses, Beweismittel braucht zwar, scheint es, als Document nicht anerkannt, als Zeuge nicht abgehört zu werden und wird in manchen Ländern, oft schon vor dem Hauptverfahren, geradezu für verwerflich erklärt; es wird jedoch auch hiermit leicht Unfug getrieben, indem es sich, den Fall des begreiflichen Widerspruchs (der contradictio in adjecto) abgerechnet, selten mit hinreichender Gewißheit im Voraus bestimmen läßt, ob nicht dennoch das bedeutungslos scheinende (dafür ausgegebene) Beweismittel in der Folge und in der Zusammenstellung mit anderen wenigstens auf eine wahrscheinliche Vermuthung führen könne. 10.

Relief, franz. relief; engl. relief; ital. rilievo, erhobene Arbeit, heißt diejenige Gattung der Bildnerei, wo auf einer Fläche Figuren so dargestellt sind, daß sie mehr oder weniger über dieselbe heraustreten. Man unterscheidet Mezzo Rilievo, wo die Figuren zur Hälfte über die Grundfläche hervortreten (halberhobene Arbeiten), Alto Rilievo oder Hautrelief, wo sie über die Hälfte oder fast ganz hervorstehen (hocherhobene Arbeiten) und Basso Rilievo oder Basrelief, wenn sie ganz flach (niedrig erhoben) erscheinen. Gewöhnlich betrachtet man, obwohl fälschlich, Basrelief mit R. als gleichbedeutend und versteht darunter die ganze Gattung. Der Stoff, in welchem en relief gearbeitet wird, ist verschieden, im Allgemeinen aber derselbe, den der Bildhauer zu seinen Arbeiten anwendet, vorzüglich Erz, Marmor, Thon und Gyps. Auch rechnet man hierher alle geschnittenen Steine, sie mögen nun tief oder erhoben geschnittene (Caméen) sein. Die Griechen, welche auch in diesem Zweige der Kunst Meisterwerke lieferten (wie z. B. die noch erhaltenen zu Bassä in Arkadien u. a. beweisen), scheinen nur en basrelief gearbeitet zu haben; das mezzo und zuletzt das alto rilievo kam erst später unter den Römern auf. Nach dem Wiederaufleben der Kunst in Italien waren es vorzüglich Bernini, Legros und Algardi, welche durch Verbindung mehrerer Flächen und verschiedener Abstufungen der Erhobenheit das R. der Malerei zu nähern und selbst die Perspective zu erreichen suchten. Allein daß man auf diese Art auf Abwege gerathen mußte, versteht sich von selbst und in der neuern Zeit noch haben die in diesem Sinne gearbeiteten Reliefs Canova's den Beleg dazu geliefert. Thorwaldsen gebührt das Verdienst, dem R. seine wahre Eigenthümlichkeit zurückgegeben zu haben. — Vergl. Tölken, „Über das Basrelief" (Berlin 1815). 1.

Religiös, lat. religiosus; franz. religieux; engl. religious, ist eigentlich jeder, welcher Religion hat, vorzüglich aber der, welchem die Religion Sache

des Herzens und des Lebens geworden ist, der Fromme; daher Religiosität s. v. a. Frömmigkeit. — Wenn aber schon frühzeitig der Name Religiose von den Gliedern geistlicher Orden oder auch von Asketen gebraucht worden ist, so geschah dieß wohl theils deßhalb, weil diese sich allein der Übung der Religionspflichten zu widmen haben, theils aber auch in Bezug auf eine besondere Bedeutung des Wortes religio, als Verbindlichkeit nämlich eines gethanen Versprechens oder Gelübdes. 23.

Religion (vom lateinischen religio, Gottandacht) ist im historischen (erfahrungsmäßigem) Sinne die Anerkennung einer übermenschlichen Causalität im menschlichen Geiste und Leben, oder Glaube an eine übermenschliche Macht und deren Einfluß auf die Welt, so wie die dadurch entstehende Verehrung derselben. Sie hat demnach zwei Hauptbestandtheile, einen theoretischen (Glaube an höhere Wesen) und einen praktischen (Verehrung derselben, Cultus). Im philosophischen Sinne aber, in ihrer höchsten Potenz betrachtet und zum Ideale erhoben, ist R. die Anerkennung eines vollkommensten, absoluten Wesens, von welchem alles andere Sein abhängt, oder Glaube an die objective Realität der Idee des vollkommensten Wesens, nebst einer diesem Glauben entsprechenden Handlungsweise. Dieser Glaube an eine höhere Macht, die über den Menschen waltet, ist so alt als das Menschengeschlecht selbst. Allgemein durch Ahnung und Sehnen in des Menschen Herz geschrieben und durch die Pracht der Natur und die Majestät des Himmelszeltes laut verkündet, trägt der Mensch den Keim der R. und die Empfänglichkeit für dieselbe in seiner Seele. Sie ist eine ursprüngliche und deßhalb unmittelbar gewisse geistige Beschaffenheit des Menschen; daher die Allgemeinheit der R. sich leicht erklären läßt. Denn fast überall, wo man Völker kennen gelernt und genau beobachtet hat, hat man auch Spuren religiöser Vorstellungen oder eines Glaubens an höhere Wesen gefunden. Jedoch wie alle andere Anlagen im Menschen, so bedarf auch die religiöse äußerer Impulse und Anregungen, damit sie sich entwickele und zur Reife gelange. Ohne Zweifel ward aber das religiöse Gefühl des Menschen durch Erscheinungen der Sinnenwelt geweckt und angeregt. Frühe erwachte bei solchen Erscheinungen, namentlich bei furchtbaren und schreckenden, seine Aufmerksamkeit und das Gefühl seiner Schwäche und Abhängigkeit. Er spähte nach der Ursache jener in der Natur wirkenden Kräfte und seine Einbildungskraft schrieb sie der willkührlichen Thätigkeit mächtigerer Wesen zu. Furcht, so lehrt uns die Form der meisten noch rohen und selbst verschiedener schon ausgebildeter Gottesverehrungen, hat zuerst das Gemüth des Menschen erschüttert und die religiöse Stimmung erzeugt; denn furchtbare und böse Kräfte sind eindringlicher als gute und wohlthätige und erst durch widriges Einwirken wird der Mensch seiner Abhängigkeit sich bewußt. Bestätigend und erläuternd trat dann das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit gegen die wohlthätigen Naturkräfte hinzu, bis man endlich in jenen unbekannten Gewalten auch die moralischen Gebieter, so wie die Beherrscher der Natur erkannte und auf ihre geheimnißvolle Macht die Hoffnung der Unsterblichkeit baute. Das Gefühl der sinnlichen Liebe herrschte im Heidenthume, die sinnliche Furcht im Judenthume vor. Beiden fehlte der Glaube. Das Christenthum, den Glauben predigend, reinigte und veredelte das religiöse Gefühl. Es verwandelte die sinnliche Sklavenfurcht in das Gefühl der Demuth und die selbstsüchtige sinnliche Liebe in das religiöse Selbstgefühl. Aber auch das praktische Moment der R., die religiöse Bestrebung, welche in dem ganzen neuen Testamente als die Vollendung und Krone des religiösen Lebens betrachtet und dargestellt wird, ist erst durch das Christenthum zur wahren Anerkennung gekommen. Dadurch nämlich, daß es den Glauben predigte und das religiöse Gefühl in seine gesetzmäßigen Grenzen verwies, wurde die religiöse Bestrebung, welche im Heiden- und Judenthume mehr sinnlich und ein kindisches und verwegenes Streben nach Vergötterung

oder substantieller Vereinigung mit Gott oder nach einem Herabziehen Gottes ins Endliche gewesen war, geistig und ein Streben nach Gottähnlichkeit. — So einig alle Völker zu jeder Zeit in dem bezeichneten Glauben an eine übermenschliche Macht gewesen sind, so verschiedene Vorstellungen haben immerdar von der geglaubten höhern Macht und deren Verehrung geherrscht. Die verschiedenen Arten und Formen der R. lassen sich eintheilen: 1) rücksichtlich des Subjects in subjective R., d. i. die R. als im Menschen vorhanden, als etwas Immanentes (Religiösität), und in objective R., d. i. die R. als außerhalb des Bewußtseins, als etwas Transeuntes betrachtet (Cultus und Religionslehre); 2) rücksichtlich des verehrten Objects in Fetischismus mit seinen Unterarten (Zoolatrie, Astrolatrie, Anthropolatrie), in Polytheismus, Dualismus und Monotheismus (s. d. Artt.); 3) rücksichtlich der Quelle in natürliche oder Vernunftreligion, welche durch eigene freie Thätigkeit des menschlichen Geistes mittelst Natur-, Geschichts- und Selbstbetrachtung entsteht, und in geoffenbarte (positive) R., welche auf äußerer Auctorität beruht und durch unmittelbare göttliche Mittheilung ohne productives Zuthun des Menschen bewirkt wird. — Die allmählige Entwickelung der religiösen Vorstellungen der Menschheit in allen Gestalten ist der Gegenstand der allgemeinen Religionsgeschichte, welche am Schicklichsten in zwei Perioden getheilt wird, in die Periode der Sinnlichkeit (die niedrigste Stufe religiöser Begriffe) und die der Verstandesreflexion, allmählich aufsteigend zur Reflexion der Vernunft. Sie zeigt, wie in der erstern die frühesten Menschen dem sinnlichen Triebe folgend die sinnlichen Gegenstände selbst, sofern sie ihre Kräfte zum Nachtheile oder Vortheile des Menschen äußerten, verehrten (Fetischismus), wie sie aber allmählig bei weiterem Fortschreiten des Verstandes von den sinnlichen Gegenständen abstrahirten und auf eine verborgene Ursache schlossen, besondere übermenschliche Wesen sich bildeten (Personification der Kräfte und Eigenschaften, die man früher den Gegenständen adhärirend dachte, z. B. Donnergott, Weisheitsgott rc.), und zunächst mehreren (Polytheismus), dann zweien (Dualismus), endlich nach völliger Ausbildung der Vernunft einem (Monotheismus) höhern Wesen alle andere Dinge und Kräfte, gute wie böse, unterordneten. Vergl Caj. von Weiller, „Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens" (München 1808—1814. 3 Thle.); Meiners „Allgemeine kritische Geschichte der Religionen" (Hanov. 1806—1807. 2 Bde.); K. G. Haupt, „Tabellarischer Abriß der vorzüglichsten Religionsparteien" (Quedlinb. 1821); J. P. Gerlach, „Fides, oder die Religionen und Culte der bekanntesten Völker der Erde alter und neuerer Zeit" (1830. 2 Bde.). 63.

Religionsedict heißt eine die Religion oder Kirche betreffende landesherrliche oder obrigkeitliche Verordnung, z. B. das vom päpstlichen Legaten Alexander verfaßte wormser R. vom Jahre 1521, welches verfügte, daß hinsichtlich der begonnenen Reformation Alles auf den frühern Stand der Dinge zurückgeführt werden solle, gegen Luther und seine Anhänger oder Beschützer die Reichsacht aussprach und die Auslieferung seiner Person an den Kaiser zur Bestrafung, seiner Schriften zur Verbrennung gebot; ferner das Edict von Nantes (s. d. Art.) rc. Unter allen am Berühmtesten und Berüchtigtsten ist aber das sogenannte preußische oder Wöllner'sche R. vom 9. Juli 1788 geworden. Dasselbe wurde nach dem Rathe seines geistlichen Ministers Wöllner von Friedrich Wilhelm II. von Preußen erlassen und war gegen die von Friedrich's II. Hofphilosophie ausgegangene Aufklärung gerichtet, wiefern einzelne Prediger diese auch ans Volk brachten. Es forderte Reinhaltung oder wenigstens Achtung des biblischen und symbolischen Glaubens und verbot alle Abweichung von demselben bei Cassation. Im Jahre 1790 erging an alle Consistorien die Weisung, Keinen anzustellen, der über die christlichen Grundwahrheiten Irriges lehre und nicht den neuen Landeskatechismus annehme; im fol-

genden Jahre aber, wo auch der Prediger Schulz zu Gielsdorf abgesetzt ward, wurden zur Ausführung des Edicts dem Minister von Wöllner ein Geistlicher, Hermes, und ein Gymnasiallehrer, Hilmer aus Breslau, als Gehülfen beigeordnet. Diese leiteten auch die 1792 errichtete immediate Examinationscommission im berliner Oberconsistorium. Von hier aus ergingen 1794 und 1795 eine Aufforderung an die Consistorien zur Glaubensaufsicht, eine Anweisung an alle Prediger und Universitäts- oder Schullehrer zu ihrer Amtsführung und ein Revers beim Amtsantritte. Als aber Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg (1796), verlor das Edict seine Kraft und ward die Commission aufgehoben. Die fast 100 Streitschriften, welche über das Edict erschienen, behandelten die Verbindlichkeit symbolischer Lehrnormen und das Recht der Fürsten, über Rechtgläubigkeit zu verfügen, oder bürgerliche Folgen zu verhängen. 63.

Religionsfreiheit, s. Gewissen.

Religionsfriede, s. Reformation und Friedensschluß.

Religionsphilosophie, philosophische Religionslehre, Philosophie der Religion rc., soll eine philosophische oder vernunftwissenschaftliche Begründung und Darstellung der Religionswahrheiten sein. Sie hat also an diesen schon einen positiven Inhalt und eine nothwendige Voraussetzung, wenn sie auch nicht gerade einen geoffenbarten Glauben zum Grunde legt, sondern nur den allgemein menschlichen, den sogenannten natürlichen. Eine Philosophie, welche von den uns unmittelbar gegebenen Erscheinungen, von der Erfahrung, ausgeht, kann jenen Namen nicht tragen, selbst wenn sie im Verlaufe ihrer Erklärung jener Erscheinungen auf ein Göttliches, also auf eine Religion, kommen sollte; daher findet in der ächten griechischen Philosophie eine solche philosophische Religionslehre nicht Platz. Eigenthümlich dagegen ist dieselbe einer Denkweise, welche vom Glauben an ein Übersinnliches, von einem religiösen Elemente anhebt, wie die christliche, und die ächt christliche Philosophie ist eigentlich durch und durch R. So sehen wir auch ihr Entstehen aus der christlichen Offenbarungslehre durch vorgebliche Begründung und Erklärung der Dogmen derselben aus dialektischen Begriffen — auf dem natürlichen Wege der Vernunfterkenntniß; so ist sie die natürliche oder rationelle Theologie oder philosophische Dogmatik der Scholastiker, gegenüber der strengkirchlichen theologischen Dogmatik, welche sich nur mit Systematisirung und authentischer Interpretation der Glaubenslehren befaßte; aber doch wesentlich von ihr nicht verschieden, indem sie immer nur nach dem Ausspruche der Offenbarung oder vielmehr der Kirche bewies und erklärte. In dieser Weise bildete die R. den Zweck und das Wesen der Scholastik (s. d. Art.). Wenig verändert wurde ihre Stellung in der folgenden Periode durch die cartesianische Philosophie; denn wenn diese auch der Auctorität der Kirche sich entzog und scheinbar selbst die Religionswahrheiten ganz selbstständig aus Begriffen des Bewußtseins bewies, so konnte doch auch sie ihre Abhängigkeit vom Offenbarungsglauben nicht verläugnen und ihre R. oder rationelle Theologie war auch meist nur eine Systematisirung und Begreiflichmachung der positiven Lehren durch gewisse metaphysische Ideen und Formeln. Doch trat sie aus der fast ausschließlichen Stellung zur Erkenntniß in mehr coordinirtes Verhältniß zu den beiden anderen angewandten metaphysischen Wissenschaften, Psychologie und Kosmologie, als die dritte und als der Schlußstein alles metaphysischen Wissens. Allein eine ganz neue Basis erhielt die R. durch Kant, welcher (zum Theil nach dem Vorgange englischer Philosophen) die Religionswahrheiten nicht an die Spitze der theoretischen Lehren setzte, sondern zur Sache eines durch die praktische Vernunft, im Interesse der Moral, gebotenen Glaubens machte (s. d. Art. Kriticismus), so daß eine R. diesen nicht durch Beweise zu begründen, sondern nur kritisch zu ermitteln und in seiner Vernunftmäßigkeit und seiner Bedeutung für unser dadurch bedingtes Denken und Handeln darzustellen

hätte. Hier waltet denn das praktische Interesse stark vor, die Bedeutung der Religion für die menschliche Handlungsweise tritt eben so vor, als die theoretische Behandlung derselben zurücktritt; die Religionslehre ist hier hauptsächlich Gottseligkeits- oder Gottesverehrungslehre, Eusebiologie. Auf diesem Wege sind die meisten neueren Religionsphilosophien entstanden, nachdem Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) und in seinen „Vorträgen über die philosophischen Religionslehren" (herausgegeb. von Pölitz, 1817) dazu den Anstoß gegeben hatte. Hier sind zu nennen die Versuche von Heydenreich, Schmid, Jacob, Tiestrunk, Krug u. A. Die neuere Philosophie hat die Religionswahrheiten zu ihrem eigenen Inhalte gemacht, so daß sie also nicht mehr als Sache des Glaubens erscheinen und nur wissenschaftlich begründet oder erklärt werden sollen, sondern als Resultat der philosophischen Speculation selbst, daher denn auch die Begriffe vom göttlichen Wesen, von seinen Eigenschaften rc. nicht mehr den Charakter einfacher positiver Dogmen tragen, sondern nach dem jedesmaligen Standpunkte der Speculation verschieden sind, so sehr man auch bemüht ist, dieselben mit den Lehren der Schrift in Übereinstimmung zu setzen. Diese Stellung haben schon die religionsphilosophischen Schriften Fichte's, mehr aber die Schelling's („Philosophie und Religion", 1804) und seiner Nachfolger, Klein's, Zimmer's, Buchner's rc., endlich die der Hegel'schen Schule, in welcher die Schrift von Hinrichs („Die Religion im innern Verhältnisse zur Wissenschaft rc." 1822) und besonders die neuerdings von Marheineke herausgegebenen Hegel'schen „Vorlesungen über die Philosophie der Religion" wichtig sind. — Daneben hält sich eine andere Secte der Religionsphilosophen, zumal aus der jacobischen Schule, mehr im Gebiete des Gefühls und der Ahnung. — Wahrhaft philosophisch kann eine solche Religionswissenschaft nie sein; denn entweder hemmt das religiöse Element, der positive Glaubensinhalt, die freie philosophische Forschung, oder diese löst jenen auf, indem sie skeptisch die Erkenntniß des Übersinnlichen vernichtet, also auch jede Erklärung oder wissenschaftliche Entwickelung jenes Glaubens verbietet. — Vergl. Imm. Berger's „Geschichte der Religionsphilosophie oder Lehren und Meinungen der originellsten Denker aller Zeiten über Gott und Religion, historisch dargestellt" (Berlin 1800. 8.). 80.

Religionsschwärmerei, s. Fanatismus und Schwärmerei.

Reliquien (reliquiae, Überbleibsel) sind überhaupt alle solche Überreste, welche von theueren und merkwürdigen Personen oder Sachen sich erhalten haben, im kirchlichen Sinne alle die Gegenstände, welche von heiligen Personen oder Sachen der Vorzeit noch übrig sind. Wenn überhaupt in dem Menschen die Neigung liegt, von geliebten, nicht mehr vorhandenen Gegenständen, von geschichtlich merkwürdigen Personen u. dergl. zur beständigen Erinnerung daran sich etwas aufzuheben, wie z. B. es sich in der neuesten Zeit bei allen habhaften Gegenständen gezeigt hat, welche mit Napoleon in irgend einer Berührung gestanden hatten; so war die Aufbewahrung solcher Dinge, welche an den Stifter des Christenthums, die Apostel und ersten christlichen Lehrer, die Märtyrer rc. erinnerten, gewiß nicht nur etwas sehr Natürliches, sondern sogar etwas sehr Lobenswerthes. Leider aber ward, nachdem die frömmelnde Kaiserin Helena das Kreuz Christi auf Golgatha gefunden haben wollte, die Aufspürung der R. zu einer wahren Sucht und der Aberglaube, der sich nie mit reiner Anschauung und klarer Überzeugung begnügt, sondern es vorzieht in einem mystischen Dunkel zu schweben und das Unbegreifliche anzustaunen, fand daran bald solche Nahrung, daß die Erzählung von Wundern und wohlthätigen Wirkungen der R. für Hauptbestandtheile der Religion genommen wurden, was die Geistlichkeit zu ihrem Vortheile wohl zu benutzen verstand. Eine Masse von Gebeinen, Haaren, Nägeln, Stücken von Kleidern rc. von alten und neuen Heiligen verbreitete sich bald durch ganz Europa, ja der Aberglaube nahm sogar R.

von Adam und Eva, Gegenstände aus dem Paradiese ꝛc. sonder Zweifel gläubig an, und noch spielen die R. in den beiden katholischen Kirchen eine große Rolle, welche leider! dem Fetischismus nicht viel nachgibt. Welche Ideenverbindung übrigens bei der Verehrung der R. in Bezug auf das Verhältniß derselben zum Zwecke der Religion selbst stattfindet, mag wohl selten ganz klar werden; jedenfalls ist sie stets nur ein Spiel der Phantasie, das von allen übrigen religiösen Bestrebungen ganz unabhängig dasteht. 30.

Rellstab (Ludwig), einer der beliebtesten deutschen Dichter und Novellisten der neusten Zeit, am 13. April 1799 zu Berlin geboren, trat nach Beendigung seiner Gymnasialstudien als Freiwilliger in das preußische Heer (1815), mußte aber, da er an Kurzsichtigkeit litt und sich seine Körperkraft noch nicht entwickelt hatte, wieder zurückkehren und besuchte nun die Militairschule seiner Vaterstadt, die er jedoch nach seiner Beförderung zum Officier, weil er seine Untauglichkeit zum Militairstande einsah, verließ und sich nach Frankfurt an der Oder begab, wo er sich mit literarischen Studien und poetischen Versuchen beschäftigte. Nach mehreren Ausflügen nach Dresden, Heidelberg, Bonn, nach der Schweitz und nach Oberitalien ließ er sich als Privatgelehrter in Berlin nieder (1822) und ist außer der Redaction der vossischen berliner Zeitung (seit 1827) und eines musikalischen Journals („Iris") fortwährend mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Unter seinen bis jetzt schon ziemlich zahlreichen Schriften nennen wir hier nur die Tragödie: „Karl der Kühne" (Berl. 1824. 8.); die „Sagen und romantische Erzählungen" (Berl. 1826—1829. 3 Bde. 8.); „Henriette, die schöne Sängerin" (Leipz. 1827. 8.), eine scharfe Satyre auf die überschwenglichen Bewunderer der berühmten Sontag, welche ihm vielen Verdruß zuzog; die „Gedichte" (Berl. 1827. 8.), worunter sich vieles Vorzügliche befindet; „Algier und Paris" (Berlin 1830. 3 Bde. 8.); „Erzählungen, Gedichte und Skizzen" (Berl. 1833. 3 Bde. 8.); „1812, ein historischer Roman" (Leipz. 1834. 4 Bde. 8.); „Der Wildschütz" (Berl. 1835. 8.) und „Empfindsame Reisen" (Leipz. 1836. 2 Bde.). Besonders haben die letztgenannten Romane den Beifall der Lesewelt in hohem Grade erworben. 66.

Remboursiren (spr. Rangbursiren) heißt in der kaufmännischen Sprache s. v. a. das ausgelegte Geld wiedererstatten, daher es besonders bei der Deckung der Summe eines gezogenen Wechsels, der Wiedererstattung der bei einem protestirten Wechsel verursachten Kosten ꝛc. gebraucht wird. Die Deckung selbst heißt dann Rembours oder Remboursement. 30.

Rembrandt (Rimprandt) **van Ryn** (Paul), einer der berühmtesten Maler niederländischer Schule, geb. im Jahre 1606 auf einer Windmühle zwischen den Dörfern Kukerk und Leyerdorp in der Nähe von Leyden, lernte die Anfangsgründe der Kunst bei Jakob van Zwaanenburg in Leyden und ging später nach Amsterdam, wo er unter der Leitung Peter Lastmann's und Jakob Pinas' mit Erfolg an seiner höhern Ausbildung arbeitete. Er kehrte indeß bald auf die Windmühle seines Vaters zurück und malte hier ohne Auswahl die ersten besten Gegenstände, die sich ihm darboten, da es ihm zur festen Ansicht geworden war, die Natur, sie könne erscheinen, wie sie wolle, müsse die einzige Führerin des Künstlers sein. Seine ungewöhnliche Geschicklichkeit verbreitete in Kurzem seinen Ruf durch ganz Holland und der Erfolg, mit welchem er einige seiner Arbeiten im Haag feil geboten hatte, veranlaßte ihn sich dort nach seiner Verheirathung mit einer gewöhnlichen Bäuerin niederzulassen. Auch hier hielt er sich, wie er früher gethan hatte, von jeder Gesellschaft höhern Ranges fern und zog es vor, mit Leuten gemeinen Schlages zu verkehren, zum Theil, weil er in solchen Umgebungen die besten, seiner künstlerischen Neigung entsprechenden Originale zu finden glaubte, zum Theil auch, weil sein großer Geiz die mit dem Anschließen an die vornehmere Welt verbundenen Aus-

gaben scheute. Nach Einigen soll er indeß sein auf diese Art sehr bedeutend gewordenes Vermögen zuletzt seiner Neigung zum Sammeln der Meisterwerke der berühmtesten Künstler geopfert haben und arm im Auslande gestorben sein; nach Andern aber ging er reich nach Amsterdam zurück und starb hier im Jahre 1674. — Der eigenthümliche, oft bizarre Charakter R.'s war unstreitig seiner Ausbildung als Künstler sehr nachtheilig. Ohne alle Kenntnisse in der Geschichte, Mythologie und anderen einem Künstler so nothwendigen Wissenschaften, vernachlässigt ferner im Studium der Antike blieb er in seinem Streben immer einseitig und erscheint daher in vielen seiner Arbeiten, wo es ihm nur um Naturtreue und Effect zu thun war, nicht eben liebenswürdig, zumal da er Composition und Zeichnung stets vernachlässigte. Desto bewundernswürdiger aber ist er hinsichtlich des Ausdrucks und des Colorits, besonders aber im Helldunkel. Letzteres macht auf jeden, auch den ruhigsten Beobachter einen außerordentlichen Eindruck, indem stets nur auf einer Seite, meist von Oben, das Licht angebracht, das Übrige dunkel gehalten ist, so daß das Ganze wie in einer magisch düstern Beleuchtung erscheint. Die Köpfe und Figuren, auch die Gewänder sind sehr fleißig gearbeitet, minder gut die Perspective, von der R. nur wenig verstand. Unter den zahlreichen Gemälden unseres Meisters, die theils geistliche Historien- und Conversationsstücke, theils Portraits und Portraitbilder sind, zeichnen sich die letzteren besonders durch einen seltenen Ausdruck und Genauigkeit aus. Wir führen sie hier einzeln nicht an und erinnern nur, daß es fast keine nur irgend bedeutende Gallerie gibt, wo nicht Gemälde R.'s anzutreffen wären. So ausgezeichnet R. als Maler war, so großen Ruhm hat er sich auch als Kupferätzer erworben. Er lieferte gegen 400 Blätter, welche jetzt noch als Meisterstücke fast unübertroffen dastehen. Sie finden sich ebenfalls in den verschiedenen Gallerien zerstreut und sind, wie auch die Gemälde, häufig von den namhaftesten Künstlern nachgestochen worden. 36.

Remedium, franz. tolérance; engl. remedy, nennt man die dem Münzmeister gesetzlich gestattete Fehlergrenze am Schrot und Korn einer Münze, weil es unsägliche Schwierigkeiten macht, den einzelnen Münzstücken eine vollkommene Gleichheit an Korn und Schrot zu geben. 26.

Remesse oder **Remisse** ist bei Geschäften unter Entfernten alles das, was zurückgeschickt wird. In Handelsangelegenheiten bezeichnet der Ausdruck beim Austausche oder Umsatze von Waaren und deren Werthe, überhaupt beim Verkehre unter Entfernten, die Gegenleistung. Der Remittirende versetzt sich in die Lage dessen, welcher für das, was er bereits empfangen oder noch zu empfangen hat, den entsprechenden Werth dagegen (zurück-) sendet. Man versteht daher in Handelsangelegenheiten unter Remessen: 1) solche Handelseffecten, welche man von entfernten Gegenden für die dahin versendeten Güter zurückbekommt; 2) eben sowohl diejenige Valuta, Gelder, Waaren oder Wechsel, welche man, um irgend eine Deckung damit zu bewirken oder eine Zahlung auf fremdem Platze zu leisten, dahin sendet; 3) das Geld, welches von fremden Orten her eingesendet wird; 4) den zu dergleichen Ausgleichungen gesendeten Wechsel. Man unterscheidet daher die Geld-, die Waaren- und die Wechselremessen. Remittiren heißt daher beim Handelsstande s. v. a. Remessen machen, Geld durch Wechsel senden, bisweilen auch an einer Forderung etwas nachlassen, im Buche zurückschreiben, welches jedoch besonders auszudrücken ist. 38.

Remittent heißt in Handelssachen der Käufer eines gezogenen Wechsels (einer Tratte), welcher denselben an den Bezogenen zur Acception und Zahlung einzusenden hat und als Herr desselben allein befugt ist ihn mittelst Indossements in Umlauf zu bringen und somit auch als Geldwerth zu versenden (s. Remesse). 10.

Remonstranten, s. Arminianer

Rempler von Löwenhalt (Jesaias), einer der wenigen guten deutschen

Dichter aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er aus dem Elsaß stammte und die aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg stiftete (1633). Unter seinen Gedichten („Gebüsch von Reimgedichten", Straßb. 1647. 4.) zeichnen sich besonders die Elegien aus. Großen Geist und ungewöhnliche Phantasie darf man freilich nicht bei ihm suchen, aber er bewährt sich allenthalben als ein Mann voll Enthusiasmus für die Ehre und den Ruhm seines Vaterlandes. Besonders feurig und poetisch wird sein Eifer, wenn er gegen die Nachäfferei fremder Sitten und das Verderbniß der deutschen Sprache durch das verschiedenartigste Kauderwelsch zürnt. 66.

Remscheid, ein ehemaliges Dorf im lenneper Kreise der preußischen Rheinprovinz und deren Regierungsbezirke Düsseldorf, neuerdings zur Stadt erhoben, liegt in einer gebirgigen angenehmen Gegend. Es zählt 1550 Einw., mit Einschluß der Einwohner seines Weichbildes aber 10000, und ist der Sitz eines Consuls der Freistaaten von Amerika. Merkwürdig ist es als Hauptsitz der Stahl- und Eisenwaarenfabrication, namentlich von Sägen, Feilen und Sensen. Täglich sind gegen 200 Eisenhämmer aller Art und Schleifmühlen im Gange und die 18 Bäche, welche in der Umgegend von R. fließen, sind dergestalt davon besetzt, daß es an Raum zur Errichtung neuer gebricht. Über 50 Handelshäuser verführen die Waaren in alle Länder und der Absatz von Sensen soll sich in einem Jahre auf 400000 Stück belaufen. Der im Ganzen dazu nöthige Bedarf an Eisen jährlich wird zu 90000 Centnern angegeben. 35.

Remter, auch **Remptir** und **Reventer**, bedeutet so viel als refectorium, der gemeinschaftliche Versammlungs- und Speisesaal in den Klöstern. Da die Bauart der Klöster bei Errichtung von Burgen zum Vorbilde diente, so wurden die R. auch ein hauptsächlicher Bestandtheil derselben und noch in gutem Zustande ist das R. in dem Ordensschlosse zu Marienburg erhalten. In manchen Klöstern waren auch das R. und refectorium zwei verschiedene Säle. Ersteres wurde dann mehr als Versammlungs- und Unterhaltungssaal, letzteres als gewöhnlicher Speisesaal benutzt. 77.

Remus, s. Romulus.

Rémusat (spr. Rémüsa) (Jean Pierre Abel), der vorzüglichste Kenner der chinesischen Sprache und Literatur in der neuesten Zeit, ward den 17. Sept. 1788 zu Paris geboren und widmete sich der Medicin und vorzugsweise dem Studium der mittelasiatischen Sprachen mit solchem Erfolge, daß 1808 Napoleon durch die Bitten der Akademie sich bewegen ließ, ihn von der Militairconscription frei zu lassen, was er sonst nicht zu thun pflegte. Schon 1811 gab R. seinen „Essai sur la langue et la littérature chinoises" heraus, ward dadurch Mitglied der Akademien zu Besançon und Grenoble, erwarb sich 1813 durch die Schrift: „Sur la médecine des Chinois" die medicinische Doctorwürde und trieb einige Zeit die medicinische Praxis. Doch schon 1814 wurde für ihn im Collége de France der Lehrstuhl der chinesischen und Mandschusprache gestiftet, auf welchem er bis zu seinem Tode (den 3. Juni 1832) als einer der größten Linguisten Europas glänzte; er übernahm 1818 die Redaction des „Journal des Savans", ward Aufseher der orientalischen Manuscripte bei der königlichen Bibliothek und endlich Präsident der asiatischen Gesellschaft. Durch ihn ist eigentlich erst zum richtigen Verständniß des Chinesischen die Bahn gebrochen worden in seinen trefflichen „Elémens de la grammaire chinoise" (Par. 1822. 4.), so wie durch seine Übersetzungen chinesischer Werke ins Französische, durch seine gediegenen Aufsätze im „Journal des Savans", den Fundgruben des Orients und mehreren besonderen Schriften über Sprachen, Literaturen, Sitten und Gebräuche mittelasiatischer Völker. S. de Sacy hat ihm in der „Notice sur la vie et les ouvrages de R." (Par. 1834) ein würdiges Denkmal gesetzt. 16.

Renatus (René), Titularkönig beider Sicilien, genannt der Gute, der zweite Sohn des Herzogs Ludwig II. von Anjou und Jolanthe's von Aragonien, wurde den 16. Jan. 1409 zu Angers geboren. Seine Erziehung, die sein Großoheim mütterlicher Seits, der Cardinal Ludwig von Bar, übernommen hatte, war sehr sorgfältig und erstreckte sich nicht nur auf die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, sondern mehr noch auf die Pflege des von Natur weichen und für alles Gute empfänglichen Gemüths des jungen Fürsten. Daher erscheint er auch später in allen Wechselfällen seines Lebens immer ehrenwerth und eingedenk den Geboten der Moral und der wahren Ritterlichkeit. Durch seine Vermählung mit Isabellen, der Erbtochter von Burgund, hatte er im Jahre 1420 die Anwartschaft auf den Besitz dieses schönen Herzogthums erhalten, sah sich aber gleich nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Herzogs Karl I., im Jahre 1431 in einen blutigen Kampf mit dem Neffen desselben, dem Grafen Anton von Vaudemont, verwickelt, kämpfte unglücklich und gerieth nach dem Verluste der entscheidenden Schlacht bei Bulgueville (2 Juli 1431) in Gefangenschaft. Erst 1432 erhielt er bis nach Austrag der Sache, deren Entscheidung man dem Kaiser Sigismund überlassen hatte, einstweilen seine Freiheit zurück; doch stellte er sich, als Anton von Vaudemont aufs Neue die Waffen ergriff, im Jahre 1434 freiwillig wieder zur Haft. In demselben Jahre fielen ihm durch den Tod seines Bruders, Ludwig's III. von Anjou, dessen sämmtliche Staaten, Anjou und Provence, nebst der Anwartschaft auf Neapel, zu, worauf ihn die Königin Johanna II. (s. d. Art.) von Neapel bei ihrem Tode im Jahre 1435 ebenfalls zum Erben einsetzte. Unter solchen Umständen sah er sich genöthigt, seine Gemahlin nach Neapel zu senden, um den neu erworbenen Besitz gegen Alphons von Aragonien, der sich bereits eine große Partei erworben hatte, zu vertheidigen. Er selbst erhielt erst 1436 gegen bedeutende Opfer seine Freiheit, stellte hierauf, so viel es die Eile gestattete, in Lothringen und der Provence die gestörte Ruhe wieder her und reiste endlich im Jahre 1438 selbst nach Neapel ab, um den immer noch dauernden Kampf zu beenden. Allein Verrätherei und Intriguen durchkreuzten jeden seiner Pläne; bald sah er sich auf die Stadt Neapel beschränkt und auch diese mußte er nach langer Vertheidigung zuletzt verlassen. Er kehrte 1442 nach Lothringen zurück, übergab aber, den Regierungsgeschäften nicht eben geneigt, seinem Sohne, Johann II., die Zügel der Herrschaft und überließ ihm auch das später erworbene Aragonien. In der Provence, wohin er sich zurückzog, lebte er fortan den schönen Künsten und heiterm Zeitvertreibe, stellte Schäferspiele an und beschäftigte sich mit der Wiederherstellung der altprovençalischen Poesie, indem er die Dichterwerke der Troubadours sammelte und selbst in diesem Genre zu dichten versuchte. Er starb den 10. Juli 1480. — Nach dem Tode seines Enkels Nikolaus, des zweiten Sohnes des oben erwähnten Johann II. (1470), fiel Lothringen an seine älteste mit Ferri von Vaudemont vermählte Tochter, Jolanthe von Anjou, die aber die Regierung ihrem Sohne, Renatus II., überließ. Dieser wurde der Stammvater der nachfolgenden Herzöge von Lothringen. — Vergl. de la Salle's „Précis historique sur la vie de René d'Anjou" (Aix 1820). 22.

Rendthal, eins von den an Naturschönheiten so reichen Thälern des Schwarzwaldes an dem Kniebis, einer 2560 F. hohen Berghöhe. Der östliche Theil desselben gehört zu Würtemberg, der westliche zu Baden. In einem Umkreise von 2 Meilen liegen hier 7 Bäder, welche daher die Kniebis- oder Rendthalbäder genannt werden. Das bedeutendste davon ist Rippoldsau, zu Baden gehörig. Es liegt 1684 pariser F. über dem Meere in einem anmuthigen Thale, das die Wolfach bewässert, und ist schon seit dem Ende des XVI. Jahrh. bekannt. Die 4 Quellen, in deren Besitze diese Anstalt ist, benutzt man zum Baden und Trinken und das Wasser soll bei einem salzig-scharfen Geschmacke ziemlich

geruchlos sein. Die letztvergangene Zeit hat auch hier Regen-, Douche- und Dampfbäder entstehen sehen. (S. Rehmann, „Renchthal und seine Heilquellen", 1831.) Eine gleiche Frequenz und gleiches Ansehen theilt mit ihm das Bad Griesbach bei dem gleichnamigen Dorfe in Baden. Die Quelle ist ein salinisches Stahlwasser und hat eine Temperatur von 14° R. Bisher hat man sich desselben immer mit glücklichem Erfolge bei Lungenkrankheiten, Steinschmerzen, Gicht, Hämorrhoidal- und anderen Beschwerden bedient und die Gegenwart hat die Anstalt noch mit Gas-, Douche- und anderen künstlichen Bädern bereichert. Wenn übrigens die dabei befindlichen Anlagen strengen Anforderungen nicht genügen, so macht die reizende Umgegend diesen Mangel weniger fühlbar. Unbedeutender ist das Dörfchen Petersthal mit seinen 3 Quellen, dem Sauerbrunnen, der Laxir- und Schwefelquelle, deren Bestandtheile und Wirkungen von denen der übrigen Bäder des Renchthals wenig verschieden sein sollen. Von noch geringerer Bedeutung sind die Badeanstalten von Antogast, Freiersbach, Nordwasserbad und Sulzbach. (Vergl. Zentner, „Das Renchthal und seine Bäder Rippoldsau rc.", Freiburg 1827.) 35.

Rendant ist ein Cassenverwalter, Cassierer, vorzüglich in Preußen gebräuchlicher Titel. 31.

Renegat, lat. apostata; franz. rénégat; engl. renegado, heißt ein Verläugner (renegare, verläugnen) oder Abtrünniger vom Christenthume, besonders ein solcher, welcher zum Islam übergetreten ist. 77.

Reni (Guido), einer der ausgezeichnetsten italienischen Maler bolognesischer Schule, geb. 1575 zu Bologna, studirte anfangs unter der Leitung seines Vaters Musik, widmete sich aber bald, seiner vorherrschenden Neigung folgend, der Malerei und zwar zuerst unter der Leitung Calvaert's, der damals eine berühmte Schule zu Bologna hatte. Später, als die Carracci's alle Andere zu überstrahlen anfingen, verließ er nebst Domenichino und Albani Calvaert's Schule und ging mit Annibale Carracci nach Rom. Hier widmete er sich eifrig dem Studium der Meisterwerke der römischen Schule und eignete sich auch Einiges von Caravaggio's Manier an. Doch schuf er sich einen ganz eigenthümlichen Styl, der eben so frei von Nachahmung blieb, als er sich wesentlich von allen damals herrschenden Manieren unterschied. Schon seine ersten Arbeiten erhielten in Rom einen Beifall, der selbst Carracci's Neid erregte und ihm die Freundschaft Albani's raubte. Für den Cardinal Borghese malte er damals in der Kirche delle tre fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus, bald darauf das berühmte Deckengemälde „Aurora" im Palaste Rospigliosi und für den Papst Paul V. zwei Kapellen, die eine auf dem Monte Cavallo, die andere zu St. Maria Maggiore. In Bologna, wohin er sich später in Folge einer Streitigkeit mit dem Cardinal Spinola begeben hatte, malte er die Heiligen Peter und Paul, ein berühmtes Bild für die Familie Zampieri, und für die Dominicaner den noch berühmtern „Kindermord", eines der größten Meisterwerke der christlichen Kunst. Bald darauf hielt er sich wieder einige Zeit lang zu Rom auf und folgte dann einem Rufe nach Neapel, fand aber bei den dortigen Künstlern eine so schlechte Aufnahme, daß er es vorzog, nach Bologna zurückzukehren, wo er nun seinen dauernden Wohnsitz nahm und eine Schule gründete. Unter den zahlreichen Werken, die er seit dieser Zeit lieferte, verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: die Gemälde in der Kapelle des heil. Dominicus und der Kirche de' Medicanti zu Bologna, die Himmelfahrt der Maria nebst den 12 Aposteln (zu Genua), der Erzengel Michael, die Darstellungen aus der Geschichte des heil. Benedictus (im Kloster St. Michele in Bosco), die Marter des heil. Petrus, die Fortuna (in Rom), die heil. Beschützer von Bologna, die Reinigung der Maria (in Wien), Christus mit der Dornenkrone (in Dresden), die Madonna mit dem heil. Hieronymus und Thomas (in Pesaro), der heil. Rochus, das Jesuskind schlafend,

die Entführung der Helena durch den Paris (im Escurial), eine Sibylle, Taufe Christi, die vier Jahreszeiten, die heil. Magdalena, Johannes der Täufer (die 5 letzteren in Wien) u. a. m. Bemerkenswerth ist es, daß die späteren Werke R.'s weniger vollendet und etwas leicht gearbeitet erscheinen, wofür der Grund in der unseligen Spielsucht R.'s zu suchen ist, die ihn zuletzt nöthigte, nur für Geld zu arbeiten. R. starb im Jahre 1642 zu Bologna. — Unstreitig gehört R. zu den größten Künstlern der neuern Kunstperiode und mag selbst noch den Rang über den Carracci's behaupten; denn muß auch diesen im Allgemeinen mehr Natur und Ausdruck zugestanden werden, so steht doch R. hinsichtlich des Edlen und einer reizenden idealischen Schönheit in seinen Darstellungen unendlich höher. Seine Manier ist zart und gefällig, die Zeichnung correct, die Ausführung leicht und geistreich, das Colorit lieblich und so hell, daß die Körper wie durchsichtig erscheinen; auch die Draperie ist schön geformt und oft in Dürer's Manier, die er bereits in Calvaert's Schule eifrig studirt hatte, gearbeitet. Unter den äußerst zahlreichen Schülern R.'s sind die berühmtesten: Giovanni Sementi, Francesco Gessi, Contarini, Cerrini, Michelini, Scaramuccia, Lolli, Bandinelli, Canuti und Tampano. 36.

Rennie (John), einer der vorzüglichsten Baumeister und Mechaniker der neueren Zeit, am 7. Juni 1761 zu Phantassie in Schottland geboren, zeigte schon als Knabe ungewöhnliche Anlage zu mechanischen Künsten und bildete sich, nachdem er seine mathematischen Studien zu Dunbar und Edinburg beendigt hatte, durch die Anschauung der bedeutendsten Werke seines Faches und durch die Vollendung trefflicher Arbeiten, bald zu einem so bedeutenden Künstler, daß ihm die Fertigung großer Maschinen und Bauten von Nah und Fern übertragen wurde. Seine Leistungen gelten noch jetzt als Muster. Hierher gehören die Maschinen in der Münze zu Tower-Hill, in der Ankerschmiede und in dem Arsenale zu Woolwich, der Lancastercanal, die Docks zu London und viele Hafendämme, worunter sich besonders der in Sheerneß durch die Überwindung der bedeutendsten Hindernisse auszeichnet. Bemerkenswerth sind die erfolgreichen Verbesserungen, welche bei dieser Gelegenheit die bei solchen Unternehmungen fast unentbehrliche Taucherglocke durch ihn erhielt. Am meisten werden überhaupt seine Wasserbauten bewundert und unter diesen vorzüglich die Wasserbreche (break-water) vor der früher unsichern Rhede von Plymouth, die eiserne Southwarkbrücke über die Themse und die Waterloobrücke von Granit über denselben Fluß. Andere Baumeister, besonders die nach den Regeln der französischen Schule gebildeten, haben zwar Manches an diesen Meisterwerken zu tadeln gefunden, aber sie werden die so gerühmten französischen Bauten überleben. R. war mit der Ausführung noch großartigerer Pläne beschäftigt, als ihn der Tod am 16. Oct. 1821 seinem Wirkungskreise entriß. Seine beiden Söhne haben sich unter seiner Leitung zu trefflichen Baumeistern gebildet und schon manche ihres großen Vaters nicht unwürdige Werke ausgeführt. 66.

Rennthier, lat. cervus tarandus; franz. renne; engl. rein-deer, eine Gattung des Hirschgeschlechts, lebt im äußersten Norden von Europa, Asien und Amerika. Es hat hinsichtlich der Gestalt mit dem gemeinen Hirsche die Ähnlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß seine Beine etwas kürzer sind als bei diesem und der Körper einen größern Umfang hat, namentlich bei den R. im tiefern Norden. Sein Geweihe, das nicht selten 9—10 Pfd. wiegt und bei dem Weibchen merklich kleiner ist, ist rückwärts bewogen, mit breiten Zacken besetzt und läuft bei den europäischen spitzig, bei den sibirischen schaufelförmig zu. Die Haare haben eine bräunliche, aschgraue, im Sommer dunklere Farbe und verlängern sich am Halse dergestalt, daß sie Mähnen gleichen. Eigentlich lebt das R. wild und flieht den Menschen, doch läßt es sich leicht zähmen und verdient mit Recht den Namen eines der nützlichsten Thiere, da es in jenen Ländern den Mangel an Pferden, Kühen

und anderen Hausthieren weniger fühlen läßt und die ganze Viehzucht sich auf dasselbe beschränkt. Mit ihm in einem Tage eine Strecke von 16 — 20 Meilen zurückzulegen ist nichts Seltenes. Die Milch ist fett und nahrhaft, an Geschmack der Ziegenmilch ähnlich und es werden daraus Butter und Käse bereitet. Das Fleisch schmeckt angenehm und wird theils frisch, theils geräuchert genossen; das Blut mit Mehl vermischt in einen Magen gefüllt gibt eine treffliche Wurst ab. Aus dem Felle werden allerhand Kleidungsstücke verfertigt und selbst die Hütten mit demselben bedeckt und das Geweihe liefert das Materiale zu Messerstielen, Knöpfen u. dgl. Dingen. Daher kommt es aber auch, daß der Reichthum der Bewohner jener Polarländer in R. besteht, und man hat Beispiele, daß ein Einziger im Besitze von mehreren Tausenden ist. — R. ist auch ein kleines von Lemonnier an dem nördlichen Himmel aus 12 dem bloßen Auge kaum sichtbaren Sternen formirtes Sternbild, zwischen dem Polarstern, Cepheus, Erndtehüter und Kameleopard (Giraffe). 35. 13.

Rense, s. Königsstuhl.

Rente ist im Allgemeinen alles dasjenige, was man als Belohnung des auf eine Sache gemachten Aufwandes und Fleißes daraus wieder erhält. Das Geschäft, das Gut, die Oeconomie u. s. w. rentiren, wenn sie den gemachten Aufwand belohnen. Am Gewöhnlichsten versteht man darunter die verschiedenen Arten von alljährlich zu beziehenden Ausbeuten, Capitalzinsen, Einkünften, Gefällen und anderen Nutzungen. Renteniret, Rentirer, Rentner ist der, welcher solche Renten bezieht. In England legt man denjenigen Rentnern, welche sich mit einem unermeßlichen Vermögen aus Indien zurückgezogen haben, den Namen Nabob (s. d. Art.) bei, welches jedoch mehrentheils mit der Nebenbeziehung auf einen zweideutigen Erwerb oder auf Wohlleben im Nichtsthum verbunden ist. Rentkammer, Renterei, Rentamt ist diejenige administrative Behörde (und deren Expedition, bei Rentämtern sogar der Amtsbezirk) in einer Stadt oder einem Lande, welche sich mit Einziehen der öffentlichen Einkünfte zu befassen hat. Daher Rentmeister, Rentverwalter, Rentsecretair, u. A., als die bei der Renterei Angestellten. Die vorzüglichsten Arten der eigentlichen Renten sind die Annuitäten, Leibrenten, Tontinen (s. Leibrenten) und stehenden Renten (von eisernen Capitalien, Lehnstämmen u. dgl.). Eine besondere Classe bilden die in Frankreich seit 1798 bestehenden ewigen Renten (welche blos der Staat kündigen kann), indem die auf die Staatseinkünfte angewiesenen Schulden als ein zinsbares Capital in das große Buch der Nation (auch Buch der Inscriptionen) eingetragen wurden. Der Staatsgläubiger bekam als Renteninhaber anstatt eines Schuldbriefes eine Art Interimsschein (bulletin), worauf der Auszug aus dem Buche über den bezüglichen Antheil an der Gesammtforderung der Staatsgläubiger gebracht worden war. Der Auszug wird nur einmal gegeben und daher bei Veränderung in der Person des Rentners gegen Rückgabe des vorigen Scheines ein neuer ausgewechselt. Die Renten der Art bestehen in einem der Abtretung unterworfenen Rechte (jus cessibile), welches man mitunter auch selbst R. nennt, weßhalb Besitz- und Eigenthumsprocesse darüber entstehen können. Endlich bedient man sich des Ausdrucks R. auch von gewöhnlichen Capitalzinsen auf Darlehen oder Staatsschuldscheine und ähnliche Effecten. 31.

Rentenablösung. Einem Jeden steht in der Regel frei, seine Verbindlichkeiten früher, als gesetzt ist, zu erfüllen, und dann soll der Staatsbürger das, was ihm nicht schadet, dem Andern aber nutzt, sich gefallen lassen. Gestützt auf diese Grundsätze hat man in neueren Zeiten angefangen, Dienste und Renten, sobald solche mit Immobilien verbunden sind, ablösen zu lassen, d. h. den Rentirer zu nöthigen, ein der zu bekommenden Rente angemessenes Capital dafür zurückzunehmen. Bei der Berechnung wendet man die dem Verfahren, welches

man bei Auflegung der Rente angewendet hatte, entgegengesetzten Regeln an, indem man bei der Ablösung aus dem Rentenbetrage, als Zins genommen, auf die Größe des Entschädigungscapitals den Schluß macht. Auch der Staat bewirkt mittelbarer Weise mittelst seiner Amortisationscassen eine R., indem er auf conventionellem Wege den Inhabern der Staatsschuldscheine die Rückgabe des Capitalwerthes anbieten läßt, wofern sie sich nicht zur vorgeschlagenen Zinsenherabsetzung verstehen wollen (s. Rentenreduction). 31.

Rentenkauf. Die Renten werden gewöhnlich entweder gegen Erlegung eines zu dem jährlichen Betrage der Rente als Zinsen angesehen im Verhältniß stehenden Hauptstammes wirklich gekauft oder bei Überlassung von Immobilien und denen gleichen Berechtigungen, gegen proportionirte Herabsetzung der Kauf- oder Annahmesumme, vorbehalten. Die Rentenkäufe kamen im Mittelalter wegen der im kanonischen Rechte verbotenen Zinsverschreibungen, um das Gesetz umzugehen, besonders häufig vor, indem man dem Begriffe „Darlehn" auf allerhand Art und Weise auszuweichen suchte; daher auch im Rentenverkaufe bei noch so hoher Annahme der Rente gegen den Capitalwerth an einen Wucher dabei nicht zu denken ist. 31.

Rentenreduction, Rentenherabsetzung findet auf doppelte Weise statt, indem 1) der Nennwerth des Capitals herabgesetzt wird. Dieß ist besonders in Frankreich bei der Nationalschuld sehr oft vorgefallen und zuletzt noch 1798, wo die nach gänzlicher Reduction (Ausstreichung) der Emigrantenforderungen noch verbliebene Staatsschuld auf ein Drittheil des numerischen Werthes herabgesetzt und in eine consolidirte Schuld zu 5 Procent Zinsen, als ewige Rente, verwandelt wurde. 2) Wenn man blos den Zinsfuß erniedrigt. Es wird nämlich dem Rentirer die Ablösung der Rente angeboten, dabei aber die Wahl gelassen, gegen Herabsetzung des jährlichen Betrages der Rente das Capital sicher stehen zu lassen. Die R. läuft daher mit der Herabsetzung der Zinsen gleichen Schritt. Sie ist beim Capitalmangel und in Verlegenheit unternommen gefährlich, indem sie den wenigen Credit völlig untergräbt; beim Capitalüberflusse aber ist die Zinsenherabsetzung sogar räthlich und zwar nicht blos wegen der wirklichen Ersparniß, sondern auch weil der Rentirer seine Rechnung nun nicht mehr so dabei findet, seine Capitale dem bürgerlichen Verkehre zu entziehen und sie auf todte Renten anzulegen. 31.

Renunciation ist die Lossagung von einem gemachten Anspruche, Verzichtung, Verzichtleistung, und renunciiren so viel als Verzicht leisten. Seltener wird renunciiren für annunciiren gebraucht, wo es dann so viel als ausrufen, verkündigen heißt. Um als Bevollmächtigter einen gemachten Anspruch renunciiren zu dürfen, muß man zur vollkommenen Verfügung darüber befähigt sein. In den mehrsten Proceßordnungen, z. B. der sächsischen, ist es erforderlich, daß der Erlaubniß zur Entsagung des geklagten Anspruchs wörtlich in der Procura gedacht sei, wenn die Lossagung gelten soll. Zu gewissen Verzichtleistungen gehört die Beobachtung besonderer gesetzlich vorgeschriebener Formalitäten, wie z. B. wenn Frauenspersonen auf die ihnen zukommenden Rechtswohlthaten Verzicht leisten wollen. Die Verzichtleistung unterscheidet sich von der Quittung, mit welcher sie nicht selten verbunden wird, darin, daß letztere das Bekenntniß der wirklich erfolgten Befriedigung enthält, die Verzichtleistung aber diesen Umstand auf sich beruhen läßt und blos erklärt, man wolle vom Rechte keinen Gebrauch machen. Renunciationsschreiben enthält die ins Gericht einzureichende Erklärung, dem ferneren Verfahren zu entsagen. 3.

Repertorium, lat. repertorium; franz. répertoire; engl. repertory, ist im Allgemeinen jedes Inhalts-, gewöhnlich alphabetisches oder systematisches Verzeichniß. Besonders ist es aber ein Buch von größerem oder geringerem Umfange, worin man Alles leicht und kurz angegeben findet, was eine Kunst oder Wissen-

schaft, oder auch alle Künste und Wissenschaften betrifft, ein wissenschaftliches Sachregister, gleichsam eine Vorrathskammer. Das französische Werk „Repertoire" hat auch noch eine besondere Nebenbedeutung in Betreff der Bühnendarstellungen. Es ist dann das Verzeichniß der zunächst zur Aufführung bestimmten theatralischen Stücke oder der Gesammtzahl eines ganzen Jahrganges, und wird wohl auch noch übergetragen auf den Sinn und Geschmack der Theaterdirectoren und Intendanten, welcher aus der Vergleichung der R. hervorgeht. 84.

Repgow (Eyke von), s. Sachsenspiegel.

Replik (replica, replicatio), ist überhaupt die Erwiederung auf eine Rede oder Beschuldigung eines Gegners und heißt Duplik, wenn sie gegen eine bereits vorhandene Replik, Triplik, wenn sie gegen eine Duplik gerichtet ist u. s. f. — Im Proceßverfahren heißt R. die Antwort oder Gegenrede auf die Einrede (s. d. Art.). 9.

Repnin (Fürst Nicolai), russischer Generallieutnant und Generaladjutant, war der älteste Sohn des Generals Fürsten Wolkensky, des Gouverneurs von Orenburg. Sein Großvater von mütterlicher Seite war der durch seine Feldzüge in der Türkei und durch seine Gesandtschaften in Constantinopel im Jahre 1775 und in Warschau rühmlich bekannte Fürst Repnin, welcher seinen Enkel an Kindes Statt annahm, da er selbst keine Söhne hinterließ. Er vererbte auf den jungen R. außer seinem Namen noch sehr bedeutende Besitzungen. Dieser wurde im Hause seines Großvaters erzogen, welcher ihn im Jahre 1798 mit nach Berlin nahm, wohin er als außerordentlicher Gesandter ging. Die Bildung R.'s hatte sich besonders auf Mathematik, Geschichte, Geographie und Statistik erstreckt, worin er bei der Strenge, mit welcher der Unterricht behandelt wurde, bald bedeutende Fortschritte machte. Nachdem er längere Zeit als Husarenofficier gedient hatte, trat er in die russische Leibgarde ein und lebte darauf abwechselnd in Petersburg, Moskau oder auf seinen Gütern. Im Jahre 1805 nahm der Fürst als Obrister der Chevaliergarde am Feldzuge gegen die Franzosen Theil, erhielt in der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dec. eine Kopfwunde und wurde gefangen. Man brachte ihn nach Linz, wo er sich heilen ließ, und bald darauf wurde er gegen einen andern bedeutenden Krieger ausgewechselt. Zur Anerkennung seiner Tapferkeit verlieh ihm der Kaiser den St. Georgenorden. Nach seiner Genesung zog er sich nach Moskau zurück, wo ihm seine reiche Bibliothek Stoff zu wissenschaftlicher Unterhaltung darbot. Besonders thätig wirkte er für die Errichtung eines Denkmals, welcher dem heldenmüthigen Mirin, der sein Volk von fremder Knechtschaft befreit hatte, gewidmet werden sollte. Nachdem er zum Generalmajor erhoben worden war, ernannte ihn der Kaiser im Jahre 1809 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am westphälischen Hofe. Allein schon im folgenden Jahre vertauschte er diesen Posten mit dem eines Gesandten in Spanien und wurde noch vor seinem Abgange dahin mit dem St. Annenorden erster Classe geehrt. Die Universität Göttingen ernannte ihn zum Mitgliede der Societät der Wissenschaften, um ihm einen Beweis von Anerkennung seiner Kenntnisse zu geben. In Paris verzögerte Napoleon die Ausstellung der nach Spanien nöthigen Pässe so lange, bis endlich statt seiner ein bloßer Geschäftsträger dahin abgesandt wurde, worauf der Fürst nach Rußland zurückkehrte. Nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1812 trat R. als Befehlshaber eines Reiterregimentes unter die Heeresabtheilung des Grafen Wittgenstein und befreite nebst dem Generale Zschernitscheff zuerst Berlin von den Franzosen. Nach der Schlacht bei Leipzig ward ihm von den vereinigten Mächten das Generalgouvernement von Sachsen mit sehr ausgedehnten Vollmachten übertragen. Im Jahre 1814 verließ er diesen Posten und begab sich während des Congresses nach Wien. Im folgenden Jahre nahm er an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil, zog als Sieger mit in Paris ein und wurde

hierauf zum Gouverneur von Pultawa ernannt, seit welcher Zeit er vom öffentlichen Schauplatze gänzlich abtrat. 81.

Repräsentant ist 1) derjenige, welcher die Person des Andern gesetzlich vorstellt, wie der Gesandte den Staat, von dem er abgeschickt worden, oder bei Bundesstaaten, wie in Amerika, die Deputirten der einzelnen Staaten beim Congresse, die Deputirten von Ständen u. a. So unterhalten Gesellschaften für vorkommende Fälle Repräsentanten bei andern ihres Gleichen, um theils ihre Interessen wahrzunehmen, theils bei Feierlichkeiten den Andern ihre Aufmerksamkeit zu bezeugen. 2) Der in des Andern Stelle eingetreten ist, wie nach dem römischen Rechte der Enkel bei Beerbung des Großvaters. 3) Überhaupt der Beauftragte, da, wo es mehr auf die Persönlichkeit des Auftraggebers (Committenten) und einen gewissen äußerlichen Anstand, als auf die Vertretung der Stelle und auf Verpflichtung bei Verhandlung des bürgerlichen Verkehres, wo derselbe nicht R., sondern eigentlicher Procurist genannt wird, ankommt. 17.

Repräsentationsrecht ist das Recht der Descendenten der folgenden Grade (Enkel, Urenkel) gegen die Oheime und Basen, bei Beerbung der gemeinschaftlichen Stammeltern an der Stelle ihrer früher verstorbenen Eltern, worein man sie eintreten läßt, zugelassen zu werden. So beerben die Enkel nach dem Ableben ihrer Eltern in deren Stelle die Großeltern und können von den dem Verwandtschaftsgrade nach näher stehenden Oheimen und Basen aus dem Grunde, weil ihre Eltern den Erbanfall nicht erlebt haben, nicht ausgeschlossen werden. Es stammt dieses Recht aus dem römischen her, wo es auf die Grundsätze der väterlichen Gewalt gebaut war, nach welchen der Enkel, wenn der Vater starb oder sein Staatsbürgerrecht völlig verlor (also bürgerlich todt war), dem Großvater anheim fiel. Da dieß jedoch jetzt weggefallen ist, so nimmt man nach den neuesten Gesetzgebungen den Begriff „repräsentiren" nicht als ein Vorstellen der Person, sondern blos als Annahme des Vatertheils an dessen Stelle an, welches von den umfassendsten Folgen zum Besten der Enkel ist, da diese nun von allen den Verbindlichkeiten frei werden, welche man ihnen im Alterthume von Seiten der Eltern her noch aufgelegt haben würde. 10.

Repressalien, wörtlich zurückdrängende Maßregeln, finden statt, wenn der eine Staat, um den andern von gewissen Härten gegen die diesseitigen Unterthanen abzubringen, sich das Nämliche gegen die jenseitigen Unterthanen erlaubt, das sogenannte Recht der Wiedervergeltung. Im Grunde enthalten die R. factische Unternehmungen, welche im Völkerrechte nur in der frühern eigenmächtigen Handlung des Gegners ihre Rechtfertigung als Nothwehr erhalten. Am Häufigsten fallen die R. im Kriege vor, z. B. der eine Theil brandschatzt, läßt die Gefangenen niedermachen, und der andere thut solches nun auch, so lange bis jener es unterläßt. Wegen unnatürlicher Härte pflegt es jedoch der edlergesinntere Theil dabei nicht aufs Höchste zu treiben und lieber die Beschwerden so weit als möglich auf diplomatischem Wege abzumachen, oder ein Dritter macht Gegenvorstellungen. Das sogenannte Continentalsystem Napoleon's erzeugte bei den Briten lauter R., welche ihn jedoch, da letztere mehrentheils dabei gewannen, anstatt abzuhalten, nur zu verschärften Maximen bestimmten, die noch härtere R. zu Wege brachten. R. gehören zur Nothwehr, sind aber, wie jede factische Maßregel, mehrentheils gefährlich, besonders für den niedriger stehenden, weil er von dem höher stehenden öfter und mehr verwundet werden kann, folglich das Verhältniß für ihn nachtheilig fortschreitet. Blos Staaten dürfen sie gegen einander ausüben lassen, nicht aber Privaten unter sich, bei denen die Sache als unerlaubte Selbsthülfe erscheinen würde. Von den R. unterscheiden sich die Prohibitivmaßregeln und das Retorsionsrecht (s. d. Art.). Repressalienbriefe enthalten Erlaubnißscheine zur Verübung von R. gegen die Einwohner des

befeindeten Staates. Bisweilen werden Caperbriefe zur Wiedervergeltung gegeben. 24.

Reproduction, Wiedererzeugung, nennt man zunächst den im thierischen Körper vor sich gehenden Proceß der Wiederherstellung verletzter oder zerstörter Theile, der auch mit dem Namen Regeneration bezeichnet wird. Merkwürdig ist es, daß diese Art von R. sich in den niederen Thierclassen weit stärker ausspricht, als in den höheren, so daß z. B. dem Krebse die Scheeren, der Eidechse der Schwanz, dem Fische die Flosse ꝛc. wieder wächst, wenn ihnen diese Theile abgeschnitten worden waren; während bei jenen, namentlich den Säugethieren, verloren gegangene Theile sich nur in ganz geringem Grade, ganze Glieder aber sich nie wieder erzeugen; denn eine vollkommene R. bietet nur das Zellgewebe und die Epidermis dar. Gegenwärtig hat man aber den Begriff der R. noch mehr ausgedehnt und ihm eine ganz andere Bedeutung gegeben; man versteht nämlich darunter die Wiederersetzung der im Körper zersetzten, unbrauchbar gewordenen und ausscheidenden Stoffe durch neue, im Gegensatze zur Ernährung, der Herbeischaffung der zum Leben nöthigen Stoffe, und nennt diese innere organische Thätigkeit also im Gegensatze zum Ernährungsprocesse den Reproductionsproceß, so wie das System von Organen, wo dieser Proceß thätig ist, das Reproductionssystem. Soll nämlich der Körper in seiner Mischung sich erhalten, folglich gesund bleiben, so müssen alle die Processe, welche, wie der der Auffsaugung, Verdauung, Ernährung, Ab- und Aussonderung, sich als die Äußerungen der reproductiven Thätigkeit herausstellen, normal von Statten gehen, d. h. in ihrer Zusammenwirkung oder vielmehr Wechselwirkung sich stets gleich bleiben; denn sie sind es hauptsächlich, welche die nothwendige Bedingung des Lebens ausmachen. Wo aber diese Processe nur einigermaßen aufhören, regelmäßig in einander einzugreifen, so daß vielleicht z. B. die Ernährung vermehrt oder vermindert wird, oder sonst eine verkehrte Richtung nimmt, so ergeben sich daraus die mannigfaltigen Übel und Leiden, die der Arzt unter dem Namen „Krankheiten der R.“ begreift. — Vergl. die Artt. Atrophie, Hypertrophie, Corpulenz, Blut, Blutbereitung, Chylus, Chymus, Ernährung, Verdauung. 28.

Repsold (Johann Georg), ein sehr ausgezeichneter Mathematiker der neuesten Zeit, geb. zu Wremen im Hanöverschen den 19. Sept. 1770, beschäftigte sich gern mit praktischen Arbeiten, weßhalb er auch, als er zum Studium der Theologie bestimmt auf die Schule zu Stade geschickt wurde, keine Befriedigung daran fand, sondern sich lieber durch seiner Hände Arbeit etwas zu schaffen suchte. Um so willkommner war ihm die Gelegenheit, mit dem hamburger Wasserbaudirector Woltmann nach Kuxhaven gehen zu können und unter dessen Leitung einige Zeit zu arbeiten. Bald darauf kam er nach Hamburg und erhielt eine Stelle als Elbconducteur und 1799 wurde er als Spritzenmeister daselbst angestellt. Hier bot sich ihm die erwünschte Gelegenheit dar, seine Neigung zur Mechanik zu befriedigen und durch eigenen mühevollen Fleiß und stetes Nachdenken brachte er es in dieser Wissenschaft bald sehr weit. Durch den Umgang mit dem Hofrathe Horner wurde in R. auch die Neigung zur Astronomie rege und er suchte sich selbst Instrumente zur Beobachtung des Himmels zu verfertigen. Eine der ersten seiner größeren Arbeiten war ein Meridiankreis, den er 1818 in der göttinger Sternwarte aufstellte. Berühmt und als Muster nach allen Staaten verschickt sind seine Feuerspritzen; aber nicht minder ausgezeichnet sind seine großen Wasserwagen. R. starb am 14. Jan. 1830 als ein Opfer seiner Unerschrockenheit und Diensttreue bei einem in der Nähe des Hafens ausgebrochenen Feuer, wo er durch herabstürzendes Mauerwerk erschlagen wurde. 26.

Reptilien, s. Amphibien.

Republik, lat. res publica; franz. république; engl. republic, ist nach

seiner ursprünglichen Bedeutung rein objectiv und bezeichnete bei den alten Römern sowohl den Staat im Allgemeinen, als überhaupt Alles, was die Gesammtheit der Bürger anging, im Gegensatze zu den häuslichen oder Privatangelegenheiten. Die alte römische Staatsform, wie die vieler griechischen Staaten, gab aber, im Gegensatze zu den späteren monarchischen Staatsverfassungen, im Mittelalter dem Begriffe der R. die besondere subjective Bedeutung einer Staatsverfassung, in welcher das Volk selbst seine öffentlichen Angelegenheiten leitet (Demokratie), und dieser Begriff ist es, welcher in der neuesten Zeit ausschließlich gebräuchlich geworden ist, obwohl man auch aristokratische, oligarchische u. dgl. Staatsverfassungen, wie in Genua und Venedig, oder selbst eingeschränkte Monarchien, wie in Polen, mit dem Namen R. belegt hat. — Die Demokratie ist nun allerdings eine heitere Staatsform; gleiche Rechte und gleiche Pflichten der einzelnen Staatsbürger geben ein schönes Gleichgewicht; das hervorstechende Talent findet einen unbeschränkten Raum seiner Entwickelung; ein reger Wetteifer entwickelt sich und stählt die Kräfte des Geistes zu jeglicher Tugend; jeder Einzelne lernt seine menschliche Würde deutlicher und inniger fühlen; der Gedanke für sein und seiner Mitbürger Wohl nach Kräften mitwirken zu dürfen erhebt den Geist zu einer reinern Ansicht seiner irdischen Bestimmung und das Bewußtsein der Freiheit erweckt die edelsten Züge des Nationalgefühls. Deßhalb ist auch der Wunsch nach republikanischen Verfassungen so häufig und wird vorzüglich in den Köpfen der feurigen Jugend zu einer begeisternden Idee; aber der besonnene und in der Welt erfahrene Mann wird die R. stets nur für eine Idee ansehen, welche sich nie in der Wirklichkeit realisiren läßt. Sie beruht nämlich auf einer unmöglichen Voraussetzung, indem sie nothwendig nur da in ihrer Reinheit bestehen kann, wo alle Menschen gleich verständig, gebildet, tugendhaft, für Wahrheit und Recht begeistert sind; wo die Interessen des Einzelnen sich bereitwillig denen der Allgemeinheit unterordnen und die Leidenschaften sich unter die Berücksichtigung des allgemeinen Wohls beugen. Wohl zeigt uns nun die Geschichte der Republiken viele der ausgezeichnetsten Charaktere, welche keine andere Staatsform erzeugen konnte, und Gemälde von Tugenden sogar unter Vielen, welche mit der höchsten Achtung und Ehrfurcht erfüllen; aber nirgends hat auch der Eigennutz und die Selbstsucht der Menschen größern Spielraum gewonnen, nirgends ist die Freiheit mehr mit der Frechheit verwechselt worden, nirgends hat die wahre Tugend im Allgemeinen so viel Undank gefunden, nirgends ist von jeher so viel innere Zerrüttung gewesen, als in den Republiken. Denn die Verschiedenheit der Intelligenz unter den einzelnen Volksclassen bei gleichen Rechten ist selten geeignet, sich nur auf den einen Punkt des allgemeinen Wohls zu concentriren, und wenn auch bei Entstehen der R. und längere Zeit hindurch die Herrschaft der waltenden erhabenen Idee die schönste Harmonie erzeugt, so lösen sich doch allmählig die inneren Banden immer mehr auf und zahlreiche Mißbräuche treten an die Stelle früherer Tugenden. Keine Zeit ist aber ihrem innern Wesen nach für republikanische Verfassungen weniger geeignet als die unsrige und gewiß sind daher alle, welche dergleichen herbeizuführen wünschen, entweder exaltirte Köpfe, welche den Geist der Zeit nicht verstehen, oder verbergen hinter dem Aushängeschilde der R. das Streben nach Ungebundenheit oder eigne selbstsüchtige Absichten. 30.

Requetenmeister (maître de requêtes) war bei den französischen Parliamenten (anfänglich blos bei dem zu Paris) derjenige Rath, welcher der für die Bittschriften und Vorstellungen (requêtes) bestimmten Abtheilung vorgesetzt war. Wegen der besonderen Vorrechte des pariser Parliaments, dem Hofe Vorstellungen zu machen, war dieses Amt eines der bedeutendsten. Aus angestammter Sucht für das Alte wurde von den Bourbons bei der Restauration (1814) die Würde des Requetenmeisters dem Namen nach in dem Staatsrathe wieder eingeführt. 17.

Requiem, Seelenmesse (*missa pro defunctis*) heißt bei den Katholiken eine feierliche zum Andenken Verstorbener gehaltene Seelenmesse, welche mit den Worten beginnt: requiem aeternam dona eis, Domine (d. i. gib ihnen die ewige Ruhe, Herr!). Die Hauptheile desselben sind: dies irae - Sanctus - Benedictus - Agnus Dei - lux aeterna und Libera. Unter den zahlreichen Compositionen des R. ist die Mozart'sche die berühmteste. (Vergl. d. Art. Mozart.) 29.

Requisition ist das in Form eines Gesuchs eingekleidete Verlangen von Behülfe und Unterstützung. Die Requisitionen kommen am Häufigsten vor: 1) im Kriege, wenn der Feind, anstatt seine Bedürfnisse mit Gewalt wegzunehmen (zu brandschatzen, zu plündern), das Verlangen, ihm solche zu liefern, wenn auch in gemessenem Tone, zu erkennen gibt. Das Geregelte der Forderung, so wie das scheinbar Freiwillige des Opfers (der Contribution) bewirkt es, daß man die R. zu den geregelten Kriegslasten rechnet, welche von der ganzen Provinz zu vergüten sind. Plünderungen aber werden zu den Unglücksfällen gezählt, welche den betreffen, über welchen sie einbrechen. 2) Bei rechtlichen Verhältnissen enthält die R. in milderer Beziehung das Gesuch der einen Behörde an die andere ihr gleichstehende um irgend eine thätige Mitwirkung (zur Hülfe Rechtens). Es verlangt die eine Regierung von der andern die Aufgreifung und Auslieferung eines ihr entflohenen Verbrechers; so bittet der Unterrichter, vor welchem der Proceß anhängig ist, den andern um Behändigung einer Ladung an den in seinem Gerichtsbezirke anzutreffenden Streitgenossen oder um Abhörung eines unter ihm stehenden Zeugen. Die R. hat die Ausübung einer gleichförmigen Rechtspflege zum Ziele. Es wird daher unter gebildeten Staaten gegen einander die Gewährung des Gesuchs unter der erforderlichen Berücksichtigung der eigenen Verfassung und des Schutzes der eigenen Unterthanen in der Regel nie verweigert, vielmehr möglichst erleichtert, nicht so jedoch in Verwaltungsangelegenheiten, welche überdieß mehr als Einzelnrechte angehen werden, besonders was die zuerkannten Strafen wegen Übertretung administrativer Anordnungen anbetrifft. 3) Uneigentlich heißt so die Bitte an den Notar um Vollziehung irgend einer Notariatsverhandlung, so wie dessen Gesuch an die Zeugen, ihm dabei zur Seite zu stehen. 3.

Requisitorialien sind bei gerichtlichen Requisitionen (s. d. Art.) die schriftlichen Erlasse, welche das Gesuch enthalten. Nur der im Range Gleichstehende darf an den Gleichen R. erlassen. An den Untergeordneten würde der Höhere Verordnung ertheilen, so wie umgekehrt jener sich an diesen mit einer Bitte zu wenden hätte. Gegen Behörden des Auslandes pflegt man sich bei ungleichen Verhältnissen an die höhern mit der Bitte um zweckmäßige Verfügung zu wenden. 3.

Rescript ist die Willenserklärung des Regenten, welche derselbe auf die ihm zugesendeten Bittschreiben oder auch Vorträge der Behörden zurück schreibt. Wenn gewisse Collegien sich unmittelbar des Titels von Fürsten bedienen dürfen, heißen auch die von ihnen ausgegangenen Erlasse Rescripte. Rescribiren ist s. v. a. Rescripte erlassen. 3.

Reservatio mentalis heißt bei Eiden derjenige geheime Vorbehalt über die Auslegung und Bedeutung des Eides, welchen sich der Schwörende, abweichend von der ihm vorgeschriebenen Eidesformel, in seinem Innern macht. Es sollen jedoch Eide nur nach dem Sinne, welcher dem Schwörenden vorgeschrieben worden ist, geleistet werden; daher ein jeder Vorbehalt eines andern im Grunde dem Betruge, folglich dem Meineide angehört. 10.

Reservatum ecclesiasticum, s. Geistlicher Vorbehalt.

Reserve nennt man diejenigen Truppenabtheilungen, welche in Schlachten oder Gefechten nicht gleich in Thätigkeit gesetzt, sondern wo möglich ungesehen vom Feinde zurückgehalten werden und dazu dienen sollen, einen Theil der Kräfte zu

einem bedeutenden Schlage aufzusparen, die Möglichkeit zu gewinnen, eine überlegene Zahl von Streitern auf denjenigen Punkt zu leiten, der sich im Laufe des Gefechts als den entscheidenden ergibt, und zur Verwenduug bei unerwarteten Ereignissen, als Unterstützung besonders vom Feinde bedroheter Punkte, zu Umgehungen und Flankenangriffen, zur Benutzung der Fehler des Feindes rc. Wie sehr wichtig eine gute R. ist, hat sich namentlich in den neueren Kriegen wiederholt gezeigt. Was die Verwendung derselben im Allgemeinen betrifft, so ist es Hauptgrundsatz, sie nie eher ins Gefecht zu bringen, als bis der Feind seine Truppen alle zu demselben verwandt hat und keine frische Mannschaft der R. des Gegners entgegenstellen kann. Napoleon opferte oft viele Truppen auf, um nur den Feind zu bewegen, seine Reserven ins Gefecht zu bringen und wartete nur den günstigen Zeitpunkt ab, wo er durch die Übermacht seiner Reserven entscheiden konnte. Die größte Kunst Napoleon's Schlachten zu gewinnen lag in dem zweckmäßigen Gebrauche, den er von seinen Reserven machte. — In einigen europäischen Staaten besteht die Einrichtung, daß, wenn nach abgeleisteter Dienstpflicht im stehenden Heere der Soldat in seine Heimath entlassen wird, derselbe in die „R." tritt, in derselben 2 Jahre verbleibt und dann zur Landwehr übergeht. In diesem Falle hat die R. eine andere Bedeutung, indem sie zur Vollzähligmachung des stehenden Heeres dient. Der Reservist hat nämlich die Verpflichtung, daß er, wenn während dieser zwei Jahre durch kriegerische Ereignisse oder andere Veranlassung die schleunige Vermehrung an Combattanten des stehenden Heeres verfügt wird, wieder in den Truppentheil eintritt, in dem er bisher gedient hat. 61.

Resewitz (Friedrich Gabriel), ein pädagogischer Schriftsteller Deutschlands, wurde im Jahre 1719 geboren, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn als Pastor an der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen angestellt und von hier im Jahre 1775 als Abt nach Kloster-Bergen berufen, wo er zugleich die Direction der dortigen Klosterschule übernahm, der er bis zum Jahre 1797 vorstand. Da sich in späteren Jahren unter seiner Leitung der Besuch der Schule auffallend verminderte, so mußte er seine Verwaltung einer zweimaligen Untersuchung von Seiten der preußischen Regierung unterwerfen, bei deren erster er einen Ersatz von 500 Thalern leisten mußte, welche sein Eigennutz allgemeinen Fonds entzogen hatte. Bei der zweiten wurde ihm die Direction der Schule genommen und blos die Verwaltung des Klosters bis zum Jahre 1805 überlassen. Er starb am 29. Oct. 1806 aus Gram über Preußens Unglück. Als praktischer Schulmann fehlte ihm der richtige Tact, weßhalb er die Erwartungen in dieser Hinsicht nicht erfüllte, die man von ihm als Schriftsteller im Fache der Erziehung hegte. Seine wohldurchdachten Vorschläge fanden in seinen Schriften allgemeinen Beifall, allein die ihnen entsprechende Ausführung vermißte man in der ihm übertragenen Anstalt. In Bezug auf Disciplin war er zu mild, bei Verbesserungen ging er zu stürmisch zu Werke. Weder die Liebe der Schüler, noch das Zutrauen der Lehrer vermochte er sich zu erwerben, wodurch der Besuch der Anstalt immer mehr sank. Das Gute, das unter seiner Leitung ausgeführt wurde, hatte man größtentheils dem Streben der Oberlehrer Gurlitt und Lorenz zu danken. Von seinen Schriften nennen wir vorzüglich: „Über die Erziehung des Bürgers" (Kopenhagen 1773); „Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung" (Berlin 1777—1787. 5 Bde.), eine Schrift, welche ein reichhaltiges Magazin wohldurchdachter Untersuchungen über die Erziehung enthält und worin er sich als einen der denkendsten Pädagogen zeigt. Seine Jugendpredigten, welche er im Jahre 1779 herausgab, sind nicht sowohl zur Erbauung geeignet, sondern vielmehr kalte philosophische Betrachtungen über die Religion zu nennen. Sie entstanden aus einer Reihe von religiösen Vorträgen, die er den Schülern seiner Anstalt vortrug. 81.

Resident, s. Gesandter.

Residūum ist überhaupt das Sitzenbleibende, der Rückstand; **Residui crimen** ist daher dasjenige Verbrechen, wenn Jemand öffentliche Gelder, die jedoch auf gesetzlichem Wege in seine Hände gelangt sind, zurückbehält, zum Unterschiede von peculatus, wenn ein Fremder solche an sich reißt, und vom Sacrilegium (Entweihung des Heiligthums), dem qualificirten Diebstahle, an heiligen Gegenständen oder an heiliger Stätte verübt. Die Alten unterschieden die beiden Fälle genau, ob Jemand fremdes Gut auf unredlichem Wege thätig an sich brachte, oder ob er blos das, was er anfangs ohne Vorwürfe besaß, der gehörigen Stelle nicht zufließen ließ. Das residui crimen gehörte zu der letztern Art und wurde milder, mit Gelde, verbüßt, welches jedoch im gelindesten Falle mehr als ⅓ des Zurückbehaltenen betragen mußte. 10.

Resonanz, franz. résonnance; engl. resonance; ital. risuonanza, heißt das durch Dauer der Schwingungen oder durch Rückprallen von den Wänden eines Instruments verstärkte Forttönen eines Tons. Der Resonanzboden, auch Schall- oder Sangboden genannt (franz. table d'harmonie; engl. soundingboard; ital. fondo) ist daher einer der wesentlichsten Theile an Saiteninstrumenten und bedingt die Stärke sowohl, als das Metall und die Rundung des Tones. Gewöhnlich wird er aus ganz gesundem, glattem und ausgetrocknetem Tannen- oder Fichtenholze gefertigt; andere Stoffe, deren Anwendung man in neueren Zeiten hin und wieder versucht hat, z. B. pergamentartig zubereitete Ochsenhaut, haben sich nicht als zweckmäßig erwiesen. 29.

Resorption ist s. v. a. Absorption (s. d. Art.).

Respecttage, s. Discretionstage.

Responsum ist dasjenige Gutachten (oder Informat), welches ein Rechtscollegium oder ein einzelner Doctor der Rechte als Antwort über eine ihm vorgelegte Rechtsfrage in gehöriger Form ertheilt. Das R. und das Informat unterscheidet sich vom Erkenntnisse oder von der rechtlichen Entscheidung (s. Actenversendung) dadurch, daß sie nur zur eigenen Belehrung des Anfragestellers dienen, jedoch ihn gegen nachtheilige Folgen schützen, wenn er sich darnach richtet. So wird der Kläger, welcher über die Statthaftigkeit einer bedenklich scheinenden Klage ein Gutachten beigebracht hat, selbst wenn er nachher verliert, doch nicht in den Kostenersatz verurtheilt. Informate werden übrigens auch von anderen Collegien in ihrem Fache ertheilt. 10.

Restauration ist Wiederherstellung, in politischer Hinsicht vorzüglich die Wiedereinsetzung einer verdrängten Regentenfamilie auf den Thron und Wiedereinführung der ehemaligen Verhältnisse; ganz besonders im neuern Gebrauche daher die Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den französischen Thron nach dem Sturze Napoleon's und demnach auch der Zeitraum von 1814—1830. — Ein anderer Gebrauch des Wortes entstand im vorigen Jahrhunderte in Paris, wo die Inhaber von Speise- und Caffeehäusern auf ihre Schilde den Titel „R." zu setzen pflegten, seit welcher Zeit der Begriff mit Speisehaus gleichbedeutend geworden ist. Der Inhaber eines solchen heißt Restaurateur. 30.

Restitution, von Sachen gebraucht, ist die Wiedergabe, Zurückstellung, Ausantwortung; auf Personen angewendet die Wiedereinführung, Einsetzung in den früheren Zustand, z. B. wenn Jemandem Etwas, was ihm entzogen worden ist, wiedergegeben wird; wenn ihm seine Ehrenrechte, sein Vermögen wiedergegeben werden, wenn man ihn aus der Verbannung zurückführt, ihn in den Besitz wieder einsetzt (restitutio in integrum, s. Wiedereinsetzung). 10.

Restitutionsedict, s. dreißigjähriger Krieg.

Resurrectionsmänner, s. Burken.

Retardat ist der Rest, Rückstand, wörtlich der verspätigte Theil eines

Schuld. In der ältern Gerichtssprache nannte man die Kosten der folgenden Instanzen oder die des Rechtsmittels Expensen des retardirten Processes. — Im Bergwesen ist es der Zustand, in welchen die Bergtheile (Kuxe rc.) gerathen, wenn nach Verlauf einer gesetzlich bestimmten Zeit die Zubuße auf das Quartal nicht entrichtet worden ist. Die Kuxe verstehen im Retardate oder fallen ins Freie, wenn das R. verläuft, ohne daß Zubuße gezahlt wird. 3. 76.

Retardation, Verzögerung, heißt in der Physik die allmählige Verminderung der Bewegung eines Körpers. Wie die Erfahrung lehrt, legt nämlich jeder bewegte Körper in gleichen auf einander folgenden Zeiträumen immer kleinere Räume zurück, bis er zuletzt stille steht. Bei den Berechnungen der Bewegung wird die R. als negative Beschleunigung angesehen. — Über die musikalische R. s. d. Art. Aufhaltung. 1.

Retention ist eine Classe von Krankheiten, die dann entstehen, wenn ein im Körper abgesonderter Saft oder sonstiger Bestandtheil, der seiner Natur nach aus dem Innern abgesondert werden sollte, zurückbleibt und nun durch seine Menge oder sonstige Beschaffenheit Übelbefinden erregt. Diese Krankheiten wurden früher Obstructionen benannt, sind aber von P. Frank mit ihrem gegenwärtigen, richtigern Namen belegt worden. Diejenigen Stoffe aber, die zurückgehalten werden, sind bald luftförmig, wie bei der Windsucht; bald wässerig, wie bei der Wassersucht; bald schleimig, wie beim Asthma; bald blutig, wie bei manchen zur Gewohnheit gewordenen Blutungen; bald aus Fett (Fettsucht) oder aus sonstigen fremdartigen Bestandtheilen (Würmer, Steine in der Leber, in der Harnblase rc.) bestehend. Die Ursachen, die solche R. bewirken, sind sehr mannigfaltig; sie bestehen in Blutcongestionen, wodurch die ausscheidenden Organe in ihrer Thätigkeit gestört werden, oder in Verengerung der ausführenden Canäle, oder in Zusammendrückung, Verwachsung oder Zusammenziehung derselben, oder in Atonie der Theile. 39.

Retentionsrecht ist Zurückhaltungsrecht. Ein Jeder, welcher auf redlichem Wege eine Sache in eine Art Besitz oder Verschluß bekommen und in Beziehung darauf Aufwand gemacht oder zu fordern hat, bekommt dadurch das Recht, die Wegführung der Sache so lange persönlich zu behindern, ohne daß es nöthig wäre, die Gerichte dazu zu nehmen, also dieselbe, bis er befriedigt worden ist, zurückzuhalten. Dieß Recht verstatten die Gesetze hauptsächlich dem Vermiether wegen des Miethzinses an den Gegenständen, welche vom Abmiether in die Miethlocale hineingeschafft worden sind; dem Güterverlader wegen seiner Speesen an den ihm übergebenen Gütern; dem Arbeiter wegen des Lohnes an dem gefertigten Gegenstande, wozu er die Zuthaten erhalten hat. Das Rückhaltungsrecht wird mit dem Pfandrechte verglichen (als quasipignus behandelt) und bewirkt für die bezügliche Forderung ein Vorzugsrecht beim Concurse. Ja sogar, wenn die Forderung in acceptirten Tratten besteht, welche auf den Betrag solcher Gegenstände gezogen worden sind, kann das R. noch gegen die Concursgläubiger und den Curator bonorum fortgesetzt werden, anstatt daß sonst das Pfand ausgeliefert werden müßte. 10.

Retif de la Bretonne (Nicolas Edme), ein fruchtbarer und origineller französischer Romanschriftsteller, am 22. Nov. 1734 zu Sacy bei Auxerre geboren, erhielt eine nicht sehr vorzügliche Erziehung und kam, nachdem er zu Auxerre die Druckerei gelernt und die Frau seines Meisters verführt hatte, nach Paris, wo er sein Leben durch die gemeinsten Beschäftigungen zu fristen suchte, bis er wieder in einer Druckerei angestellt wurde. Einige Romane, die nicht ohne allen Beifall blieben, ließen ihn jedoch bald jede Handarbeit verachten und er beschloß fortan von dem Ertrage seines Genies zu leben, was ihm auch bei seiner Leichtigkeit zu arbeiten gelang. Nachdem er verschiedene, nicht ganz oberflächliche Schriften über das

Theater, die Bordelle, die Erziehung und über die Orthographie der französischen Sprache, welche er so, wie man sie spreche, zu schreiben vorschlug, in die Welt geschleudert hatte, befaßte er sich fast nur mit Erzählungen und Romanen, wodurch er sich ein bedeutendes Vermögen erwarb, das er aber während der Revolution durch einige Banqueroutte wieder verlor. Er erhielt in den letzten Jahren seines Lebens eine untergeordnete Stelle bei der Regierung und starb 1806. Seine Schriften sind der treuste Spiegel seines Lebens; noch in seinem reiferen Alter besuchte er die gemeinsten Kneipen und schlechtesten Häuser, um daselbst den Stoff seiner Romane, denen man übrigens keineswegs Wärme der Darstellung absprechen kann, aufzusammeln. Einen durchdachten Plan darf man bei ihm nicht suchen; die Sprache ist stets gemein und fehlerhaft und die Abscheulichkeiten eines in jeder Beziehung liederlichen Lebens bis ins Kleinliche ausgemalt. Und doch hat man diese Romane, weil man sie für die treusten Schilderungen des pariser Lebens hielt, im Auslande emsig gesucht und gelesen. Als die erträglichsten nennen wir hier: „Le pied de Franchette ou le soulier couleur de rose" (Par. 1768. N. E. 1800. 3 Voll. 12.); „Le paysan perverti" (Par. 1776. 4 Voll. 12. Deutsch von K. C. Menke, Gera 1791. 4 Bde. 8.); „La vie de mon père" (Par. 1779. 2 Voll. 12. Deutsch von W. Ch. S. Mylius, Berl. 1780. 2 Bde. 8.); „Les Contemporaines" (Par. 1780—1781. 42 Voll. 12. Deutsch von Mylius, Berl. 1781—1785. 11 Bde. 8.); „Les nuits de Paris" (Par. 1787. 14 Voll. 12. Deutsch, Hamburg 1789. 2 Bde. 8.) und „Théâtre" (Par. 1784—1793. 7 Voll. 12.). 67.

Retorsionssystem ist das geregelte Bestreben, Wiedervergeltung (Zurückdrängen des Unrechts durch Gleiches) auszuüben und dadurch Etwas zu erzwingen. Nur wenn ein Staat ungleich handelt und den Fremden härter begegnet als den eigenen Unterthanen, ist Wiedervergeltung erlaubt. Will dann der Bedrückende die Gleichstellung nicht zugeben, so behandelt man die Seinigen eben so und sucht ihn dadurch zur Annahme einer gleichförmigen Behandlung zu nöthigen. Die Wiedervergeltung soll blos das Nämliche enthalten; sie kann mithin nicht eintreten, bevor der andere Theil die gesetzten Falls bei ihm bestehenden parteiischen Gesetze oder Statuten noch nicht ausübt. Das R. behauptet vornehmlich im Fache der Administration und Polizei seinen Platz. Da jedoch dasselbe immer nur den unschuldigen Unterthan betrifft, so ist solches, wie die Repressalien, nur in dringenden Fällen als Nothwehr zuzulassen. 24.

Retouchiren (spr. Retuschiren) (franz retoucher) heißt in der Malerei das nochmalige Überarbeiten eines alten oder neuen Gemäldes, um es entweder wiederherzustellen oder völlig zu vollenden. Die Franzosen bezeichnen mit diesem Ausdrucke auch das Umarbeiten oder Umstechen einer Platte. In der Musik heißt R. die Bezeichnung gewisser nicht gerade wesentlicher melismatischer Verzierungen durch kleine Noten. 1.

Retractrecht, s. Näherrecht.

Rettig, lat. raphanus; franz. raifort; engl. radish, ein bekanntes Knollengewächs, dessen Vaterland Asien sein soll. Man nennt zwei Hauptarten desselben, die großen eigentlichen Rettige und die kleineren, Radieschen. Zu der erstern Art zählt man den gemeinen oder spanischen R., welcher eine weißliche Schale hat; den schwarzen oder erfurter, dessen Wurzel eine schwärzliche Schale hat und die Stärke eines Mannsschenkels erreicht, und den korinthischen, dessen Knollen oberhalb der Erde wachsen. Nach der Zeit der Aussaat unterscheidet man Sommer-, Herbst- und Winterrettige. Ihr Stengel wird über einen Fuß hoch, die Blätter sind den Rübenblättern ähnlich, nur etwas mehr ausgeschweift, und die Blüthen haben eine bald weißliche, bald gelbe oder röthliche Farbe mit purpurähnlichen Adern. Von den Radieschen, welche größtentheils eine röthliche Schale haben,

unterscheidet man Monats-, Sommer-, Forellen- und holländische Radieschen. Einige rechnen dahin auch die chinesischen Ölrettige, die einen öligten Saft enthalten und aus China zuerst nach Schweden verpflanzt worden sind. Die Rettige haben im Ganzen einen etwas scharfen und beißenden Saft und tragen, mäßig genossen, sehr viel zur Verdauung bei. Als ein brauchbares Arzneimittel bei Husten und Heiserkeit ist übrigens der Saft des schwarzen R. mit Candiszucker, der sich in dem ausgehöhlten Rettige sehr leicht auflöst, allgemein bekannt. 35.

Rettungsanstalten nennt man alle öffentlichen Einrichtungen und Anstalten, welche bestimmt sind das Leben der Menschen zu beschützen und zu erhalten. Man rechnet dazu die verschiedenen Vorrichtungen bei Wassers- und Feuersnoth, beim Durchgehen der Pferde, beim Lebendigbegraben der Scheintodten und endlich in moralischer Hinsicht die Rettungs- und Erziehungsanstalten für verwahrlosete Kinder. Zur Rettung der Menschen aus Feuersgefahr hat man die Rettungsmaschinen von Galilei, die von Hochstetten und von Collin in Philadelphia, den von Klingert vorgeschlagenen Tragkorb, die Neubert'sche und die Rösler'sche Rettungsleiter, das von Dauthe in Leipzig vorgeschlagene Rettungsgerüst, die Treppen von Bichley, Desaudray, Trechart rc., den Rettungsschlauch von Breit in Hamburg, die in England gebräuchliche Feuersturmhaube, den Fallschirm u. a. Die R. bei Wassersgefahr, besonders beim Scheitern und Stranden der Schiffe, bestehen vorzüglich in Korkbooten, in der von Touboulac erfundenen Rettungsboje und in dem Rettungsapparate des Capitain Manby; außerdem hat man noch das von Ritzler erfundene Eisrettungsboot, so wie das Greathead'sche oder Bosquet'sche Rettungsboot, das schwimmende Licht von William Shipley von Maidstone in Kent, den Sucher mit einer Fangzange, die Eisleiter mit der Verlängerungsstange und dem Rettungshaken, den Rechen rc. Die verschiedenen Vorrichtungen, durch welche das Durchgehen der Pferde oder das Umwerfen der Wagen verhindert werden soll, sind eine Einrichtung, durch welche die Wagendeichsel mit einem einzigen Drucke vom Wagen losgemacht werden kann, so daß der Wagen stehen bleibt und die Pferde allein fortlaufen können; eine Vorrichtung, durch welche die Scheule der Pferde schnell fest angezogen werden, damit sie nicht mehr sehen können, und endlich eine Vorrichtung, durch welche mit einem Drucke eiserne Haken zwischen die Wagenräder greifen und sie festhalten. Die R. für Scheintodte, welche vor der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens schützen sollen, sind in großen Städten eben so nützlich als nothwendig, besonders bei epidemischen Krankheiten. Der in der Leichenhalle zu Leipzig befindliche, vom Hofrathe Clarus angegebene und vom Uhrmacher Zachariä verfertigte Weckapparat besteht aus einem Wagebalken oder zweiarmigen Hebel, welcher durch eine starke eiserne, in der Decke festgeschraubte Stange gehalten wird. Das eine Ende desselben geht durch die Wand in die Stube des Leichenwächters und legt sich da als Hemmung auf einen Wecker, so daß dieser nicht eher Lärm machen kann, bis sich der Hebelarm hebt. Durch ein Gewicht erhält letzterer so viel Übergewicht, als nöthig ist, sich auf den Wecker zu legen. Ist nun die Leiche unter den Wagebalken gebracht, so werden an die Finger und Zehen derselben 20 seidene Schnuren mittelst der an denselben befindlichen Fingerhüte und kleinen Zangen befestigt. Durch kleine Kugeln, welche am andern Ende der Schnure hängen, spannen sich diese von selbst und gehen durch die Löcher an dem Hebelarme befindlicher hohler Cylinder über einen in diesem sich befindlichen runden Stab, welcher mittelst Schrauben gegen die innere Wand des Cylinders geklemmt ist und so die Schnuren festhält. Bei dem geringsten krampfhaften Zucke eines Fingers oder einer Zehe wird der Hebelarm um $\frac{1}{8}$ Zoll niedergedrückt, wogegen der entgegengesetzte Arm um $\frac{1}{4}$ Zoll steigt, wodurch er gefangen, der Wecker aber frei wird und Lärm schlägt. Die neuerdings von Eichhof in Dresden erfundene Rettungsmaschine für Scheintodte, bei welcher die Leiche gleich beerdigt und das Grab zuge-

worfen werden kann, der Erwachte aber sogleich die nöthige Lebensluft hat, leistet zwar das nicht, was ein Leichenhaus leisten kann, ist dagegen aber auch äußerst billig und dabei leicht zu transportiren. — Die R. oder Erziehungshäuser für geistig verwahrloste Kinder und jugendliche Missethäter sind eine Einführung der neusten Zeit. London, die bevölkertste Stadt Europas, fühlte zuerst das Bedürfniß nach solchen und Robert Young war der Erste, welcher im Jahre 1788 den ersten Verein zur Verhütung der Verbrechen durch Aufnahme der Sträflingskinder und zur Verbesserung jugendlicher Verbrecher errichtete. Die von ihm gestiftete Anstalt in dem Stadttheile St. Georges-Fields zählt gegenwärtig 200 Kinder beiderlei Geschlechts in mehreren gänzlich geschiedenen Abtheilungen. Nach ihrem Muster sind 1824 in Westminster und in Chelsea zwei ähnliche Anstalten errichtet worden. In Deutschland war es zuerst Johannes Falk in Weimar (s. d. Art), welcher durch das Elend der in Folge der Verwüstungen des Feindes im Befreiungskriege verwaisten oder zerstreuten, schaarenweise umherirrenden Kinder gerührt zu 1813 um sich versammeln ließ, um geistige und leibliche Vaterstelle bei ihnen zu vertreten. Ihr nach folgten die Anstalten des Grafen Adalbert von der Recke-Volmarstein, welche auf 340 Zöglinge berechnet gegenwärtig bis etwa 50 beiderlei Geschlechts zusammengeschmolzen ist; die 1819 von Wadzeck in Berlin gestiftete Anstalt für 24 Bettelknaben; das Rettungshaus in Aschersleben seit 1820 für 60 Knaben und Mädchen, welches später nach Quedlinburg verlegt worden ist; die für 150 vernachlässigte und verwahrloste Kinder bestimmte Anstalt in Erfurt unter der Leitung Rheinthaler's (1820); die 1817 in Paris errichtete R., welche während der Julirevolution von 1830 untergegangen ist; ferner die Rettungshäuser in Gemünd (1818), Rothenburg (1820), Hamburg (1822), zu Gerdauen in Ostpreußen und zu Straßburg in Elsaß (1824); die durch Kopf errichtete Anstalt in Berlin und die in Newyork (1825), die zu Boston (1826) und Philadelphia (1828) in den vereinigten Staaten Nordamerikas; zu Gotha (1828); die zu Warschau (1830), welche während der Insurrection zu sein aufgehört hatte und 1834 wiederhergestellt wurde; das neue Rettungshaus zu Hamburg (1833), so wie das zu Rotterdam (1834) u. a. Überhaupt sind in fast allen cultivirten Ländern in der neusten Zeit solche Anstalten errichtet worden. 26.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), ein während der Unruhen der Fronde einflußreicher Mann, im October 1614 zu Montmirail geboren, mußte sich, weil sein Vater, Philipp Emanuel de Gondy, General der Galeeren, das Erzbisthum Paris gern in seiner Familie behalten wollte, wider seinen Willen dem geistlichen Stande widmen und machte trotz seines vortrefflichen Lehrers, des berühmten Vincent de Paul, in der Theologie nur schlechte Fortschritte. Besser behagten ihm das Studium der alten Geschichte, besonders der Republiken, Waffenübungen und galante Abenteuer, wodurch er seiner Familie seine Unfähigkeit zum geistlichen Stande darzuthun gedachte, was ihm aber gänzlich mißlang. Ein Jugendversuch, die Verschwörung Fiesko's, ließ sein Sinnen und Treiben ahnen, und noch deutlicher bewies er seinen energischen und listigen Charakter durch manche Intriguen, die er während seines Aufenthalts in Italien in Venedig und Rom anspann. Die freilich entfernte Aussicht auf das Erzbisthum Paris brachte ihn endlich nach Frankreich zurück und er schien sich jetzt mit großem Eifer den theologischen Studien widmen zu wollen. Aber sein unruhiger Geist ließ ihn bald an den geheimen Plänen der gegen die Regierung handelnden Parteien Theil nehmen, welche Verbindungen er auch, nachdem er zum Coadjutor des Erzbischofs von Paris ernannt war, nicht aufgab. Er mußte dadurch den unversöhnlichen Haß des Ministers Mazarin auf sich ziehen, stieg aber stets in der Gunst des Volks, welches er außerdem noch so sehr durch sein Rednertalent und durch verschwenderische Almosen zu gewinnen wußte, daß er bald als der einflußreichste Chef der Fronde gelten konnte.

Es gelang ihm sogar den Hof dahin zu bestimmen, Mazarin aus Frankreich zu entfernen und sich den Cardinalshut zu verschaffen, aber bald kehrte der Minister mit noch größerer Macht zurück und R. ward am 19. Dec. 1652 unvermuthet auf Befehl des Hofes festgenommen und in Vincennes eingesperrt, ohne daß das Volk, welches er in so hohem Grade für sich gewonnen zu haben glaubte, auch nur die geringste Bewegung zu seinen Gunsten machte. Er mußte auf das Bisthum Paris verzichten und seine Gefangenschaft sollte ihm so unerträglich als möglich gemacht werden; aber er entsprang mit seltener Kühnheit und glücklichem Erfolge seinem Kerker und entkam nach Spanien, von wo er nach Rom ging und daselbst in dem Conclave nicht wenig zur Erwählung des Papstes Alexander VII. beitrug. Er durchreiste darauf, stets von Mazarin's Dienern verfolgt, die Niederlande und sah daselbst Karl II. von England, ohne von dessen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Nach dem Tode Mazarin's erhielt er unter der Bedingung, sich nie in politische Angelegenheiten mischen zu wollen, die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren. Ludwig XIV. empfing ihn sehr kalt und bewog ihn statt des verlorenen Erzbisthums die Abtei Saint-Denis anzunehmen. Noch einmal zeigte sich R. bei der Wahl des Papstes Clemens IX. thätig und zog sich dann ganz aus dem öffentlichen Wirkungskreise zurück. In seinen letzten Jahren soll er nach der einstimmigen Aussage seiner Zeitgenossen ein Muster der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit gewesen sein; auch bezahlte er seine Schulden, welche sich auf einige Millionen Thaler beliefen. Er starb am 24. Aug. 1679 zu Paris, von seinen Freunden innigst betrauert und von seinen Untergebenen und den Armen aufrichtig beweint. Man hat ihn sehr verschieden beurtheilt; Einige haben sein Lob übertrieben, Andere haben ihm nicht das geringste Verdienst ungeschmälert lassen wollen. Rochefaucault, einer seiner Gegner, gesteht ihm viel Geist, ein außerordentliches Gedächtniß, Kraft und Energie, aber mehr Ruhmsucht als wahre Seelengröße zu. „Er schien ehrgeizig," fährt dieser Beurtheiler fort, „ohne es wirklich zu sein; die Eitelkeit bewog ihn große Dinge zu unternehmen, die aber mit seinem Stande in dem grellsten Widerspruche waren; er verursachte die größten Unordnungen im Staate ohne die Absicht sie zu seinem Vortheile zu benutzen; ein Feind Mazarin's strebte er nicht nach dessen Stelle, sondern wollte ihm nur furchtbar werden. Seine Gefangenschaft ertrug er mit Festigkeit und seine Befreiung verdankte er nur seiner Kühnheit. Sein Benehmen im Conclave erwarb ihm den allgemeinsten Beifall, so wie seine Uneigennützigkeit auch von seinen ärgsten Feinden nicht geläugnet werden kann". Seine „Mémoires" (Amst. 1731. 4 Voll. 8. N. E. Par. 1820. 6 Voll. 8. Deutsch, Jena 1798. 3 Bde. 8.), welche nicht gerade von Seiten des Styls empfohlen werden können, sind für die Geschichte seiner Zeit wichtig. 66.

Retzsch (Moritz), seit 1824 Professor an der Kunstakademie zu Dresden, einer der trefflichsten Künstler Deutschlands, wurde am 9. Dec. 1779 zu Dresden geboren. Schon als Knabe gab er überraschende Beweise seines Nachbildungsvermögens im Zeichnen sowohl als im Schnitzen, doch wurde ihm sein Beruf zur Kunst erst später klar, als er von Andern auf sein ungewöhnliches Talent aufmerksam gemacht wurde. Er besuchte nun seit 1798 die dresdener Akademie und erregte bald durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen allgemeines Aufsehen. Seine dichterische Phantasie, verbunden mit einer entschiedenen Hinneigung zum Gemüthlichen und Romantischen führte ihn auf jene eigenthümliche Bahn, auf welcher er bis jetzt so Ausgezeichnetes geleistet hat. Zum Theil selbst schaffend, zum Theil aus den bewunderten Dichtungen eines Göthe, Schiller, Shakspeare u. A. schöpfend erscheint er durch die Eigenthümlichkeit seiner Auffassung der Ideen fast unnachahmlich und wenn ihm bisweilen als Colorist Vorwürfe gemacht worden sind, so möchte dieß wohl nur von einigen Allgemeinheiten gelten können. So phantastisch er oft ist, so sehr die Ausführung oft fast wild erscheint, so wird er doch nie

falsch in Gefühl oder Ausdruck sein und bei näherer Betrachtung kann man auch die größte Delicatesse in Ausführung der einzelnen Theile nicht verkennen. Höchst lobenswerth erscheint dabei immer seine überall scharf hervortretende Sittlichkeit, der Grundzug seines in jeder Hinsicht äußerst liebenswürdigen Charakters. Seine berühmtesten auch in England und Frankreich hochgeschätzten Arbeiten sind folgende: Umrisse zu Göthe's „Faust" (29 Bl.); zu Schiller's „Fridolin" (8 Bl.); zu desselben „Kampf mit dem Drachen" (16 Bl.); zu desselben „Lied von der Glocke" (43 Bl.) und „Pegasus im Joche" (12 Bl.); ferner eine Gallerie von Darstellungen zu Shakspeare (seit 1827), eine Reihe von Darstellungen aus dem menschlichen Leben, welche durch Jameson im Jahre 1834 zu London herausgegeben wurde, und eine schöne Zeichnung, der Schachspieler, mit erklärendem Text von Borom. von Miltitz. Von seinen Gemälden erinnern wir nur an das treffliche in Wien befindliche: der Engel des Todes, das Jesuskind und mehrere gelungene Altargemälde. Viele seiner trefflichen Phantasiegemälde sind noch nicht erschienen und bilden einen werthvollen Theil seiner reichen Sammlungen. Als Portraitmaler ist R. ebenfalls sehr geschätzt. — Sein Bruder, **August R.**, hat sich als geschickter Landschaftsmaler bekannt gemacht. 36.

Reuchlin (Johann), ein für die Geschichte der Reformation sehr wichtiger Mann, wurde zu Pforzheim den 28. Dec. 1455 geboren und erhielt den ersten Unterricht auf der dortigen Stadtschule. Sein Gesangstalent brachte ihn aber in seinem 17. Jahre als Hofsänger an den badischen Hof, wo ihn seine Kenntnisse und Talente so bekannt machten, daß er 1473 mit dem Markgrafen Friedrich nach Paris auf die Universität geschickt ward. Hier lernte er Griechisch und Lateinisch, hörte Rhetorik und wandte sich zur Partei der Realisten in seinen philosophischen Bestrebungen. Einen bedeutenden religiösen Einfluß auf ihn äußerte sein Umgang mit Wessel (s. d. Art.), der ihn zum Studium der Bibel und hebräischen Sprachen führte. 1474 kam er nach Basel, vervollkommnete sich im Griechischen und lehrte Latein, gab bald darauf sein lateinisches Wörterbuch heraus, ward 1477 Magister und lehrte nun auch Griechisch, ging 1478 nach Orleans, um dort Rechtswissenschaften zu treiben und über griechische und lateinische Sprache zu lesen, schrieb 1479 unter dem Titel: „*Μικροπαιδεια*" seine griechische Grammatik und ward Licentiat der Rechte, ging 1481 nach Tübingen, prakticirte dort als Advocat, ward bald der Liebling des Fürsten Eberhard, genannt im Bart, und dessen Geheimschreiber und geheimer Rath und kam mit diesem nach Rom, wo er sich durch seine Kenntniß und Aussprache des Latein allgemeine Bewunderung erwarb. 1484 kam er nun nach Stuttgart als Licentiat und Beisitzer des Hofgerichts, ward 1485 Anwalt des Dominikanerordens und 1486 von Eberhard dem Frommen als Gesandter zur Krönung Maximilian's als römischer König geschickt. Bei allen seinen immer wachsenden Geschäften als Staatsdiener und Jurist wirkte er doch fortwährend als Gelehrter und studirte Sprachen, Philosophie und namentlich das neue Testament. 1490 reiste er in Angelegenheiten seines Fürsten abermals nach Rom, kam 1492 mit seinem Fürsten nach Linz zum Kaiser, ward von diesem zum Comes Palatinus und kaiserlichen Reichsrathe ernannt, vervollkommnete sich durch Unterricht des kaiserlichen Leibarztes, Jehiel Loans, im Hebräischen und schrieb 1494 sein cabbalistisches Werk: „De verbo mirifico". Nach Eberhard des Ältern Tode ging er an den churpfälzischen Hof und zur Universität Heidelberg, welche er verbesserte und wo er zu Ehren des Joh. von Dalberg Lustspiele schrieb. Der Fürst achtete ihn so hoch, daß er ihn 1498 nach Rom sandte, woselbst er eine kühne und schöne Rede vor Alexander VI. hielt und ein Jahr lang lebte. Er führte sein Geschäft glücklich aus und kehrte bewundert und mit literarischen Schätzen bereichert nach Heidelberg zurück. Nach dem Regierungswechsel in Würtemberg kehrte er aber 1499 nach Stuttgart zurück, wo er ganz den Wissenschaften und dem Unter-

richte lebte. 1502 ward er schwäbischer Bundesrichter, gab 1506 seine wichtigen „Rudimenta linguae hebraicae" heraus und schrieb viele andere die damalige Zeit bereichernde Werke. Sein Gesundheitszustand nöthigte ihn aber sich immer mehr von den Staatsgeschäften zurückzuziehen und sich nur dem Unterrichte zu widmen, da seine Kenntnisse ihm viele Schüler zuführten, unter denen Melanchthon (s. d. Art.) ihm der liebste war. Doch da 1509 der Kaiser ein Mandat erließ, alle jüdischen Schriften mit Ausnahme der Bibel zu verbrennen und R. zu einem Gutachten darüber aufgefordert sich freimüthig und gelehrt gegen dieses Unternehmen ausgesprochen hatte, reizte er dadurch seine unwissenschaftlichen Gegner, die Dominikaner zu Köln und namentlich Pfefferkorn, einen getauften Juden, zu den abscheulichsten Schmähungen, welche R. in einer Denkschrift widerlegte. Kaum war dieß geschehen, so nahm die kölner theologische Facultät Partei gegen R., welcher anfangs bestürzt Vergleichung mit den Dominikanern wünschte, bald aber sich ermannte und den bitteren Streit, aller Anfeindungen, Ränke und Gewaltschritte der Mönche ungeachtet, da selbst das Gebot des Kaisers (1513), über die Sache zu schweigen, nichts fruchtete, und obgleich ihm ein Inquisitionsproceß gemacht wurde, zuerst siegreich in Mainz und Speier und dann in Rom durchfocht. In Folge aller dieser Ereignisse verbanden sich die Freunde, Schüler und Gleichgesinnte R.'s unter einander, unter ihnen besonders Ulrich von Hutten und Bilibald Pirkheimer, um ihn zu vertheidigen. Eines der merkwürdigsten Erzeugnisse dieses Streites sind unter Anderm die epistolae obscurorum virorum (s. d. Art.). In dem Kampfe zwischen Herzog Ulrich und dem schwäbischen Bunde ward R. vom Herzoge hart behandelt und ging nach Ingolstadt (1519), wo er endlich durch Franz von Sickingen's Vermittelung die Freude hatte, seinen Proceß mit den Kölnern völlig beendet zu sehen und die Proceßkosten von den Dominikanern zu erhalten. In Ingolstadt, wo er lehrte, widersetzte er sich den Gewaltthätigkeiten Eck's und kehrte 1521 der Pest halber nach Stuttgart zurück, von wo er auf Bitten der Universität nach Tübingen ging und dort lehrte, allein schon im Juni 1522 in Stuttgart starb. Er war ein Mann, dessen ganzes Streben nur auf Förderung des Wissens und der Wahrheit ausging und dessen Leben die höchsten Interessen der Menschheit vielfach beförderte, aufklärte und zugänglicher machte. 82.

Reue, s. Buße.

Reunionskammern, s. Ludwig XIV. von Frankreich.

Reuß. Die zum deutschen Bunde gehörigen Fürstenthümer R. zerfallen in zwei von einander getrennte Haupttheile, den südlichen und den nördlichen. Jener, der größere, an dem südwestlichen Fuße des Frankenwaldes gelegen, wird von Baiern, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg, der preußischen Provinz Sachsen, Weimar und dem sächsischen Voigtlande begrenzt und enthält einen Flächenraum von 20½ □ M. Dieser, der kleinere Theil (Gera), von jenem durch den neustädter Kreis des Großherzogthums Weimar geschieden, stößt an letztern, Altenburg, Preußen und Sachsen und umfaßt 7½ □ M.; die sämmtlichen reußischen Lande zusammen also 28 □ M. Beide Theile sind gebirgig, besonders der südliche, welchen die verschiedenen Höhenzüge des Frankenwaldes durchlaufen. Hier sind die höchsten Punkte der Lerchenhügel (2150 F.), der Stieglitzberg (2200 F.) und der Kulmberg (2400 F.). Im nördlichern (Herrschaft Gera) ziehen ebenfalls niedrige Ausläufer des Frankenwaldes. Dessenungeachtet ist das Land in den Thälern, zumal in den beiden Hauptthälern der Saale und weißen Elster, welche beide Theile durchströmen, ziemlich ergiebig; doch wird Getreide nicht hinlänglich gebaut, dagegen ziemlich viel Obst, auch etwas Hopfen und Flachs. Der Hauptreichthum des Landes besteht in den wildpretreichen Waldungen und trefflichem Wiesenland. Die Gebirge ferner liefern verschiedene Mineralien, besonders Eisen, weniger Blei, Kupfer, Kobalt, Vitriol und Alaun, auch etwas Silber. Die Bewohner der

Lande R., zusammen gegen 86000 (mit Ausnahme von einigen Hundert Juden und Herrnhutern sämmtlich Protestanten), treiben vorzüglich Viehzucht, Waldwirthschaft und vor Allem Gewerbe. Letztere sind ziemlich blühend und erstrecken sich vorzüglich auf die Verarbeitung der Metalle, der Wolle und Baumwolle; auch gibt es wichtige Gerbereien, Tabak- und Porcellanfabriken und Alaun- und Vitriolsiedereien. Sitz der Industrie sind die Städte Gera, Greiz, Schleiz, Zeulenroda, Markt-Hohenleuben, Hirschberg und Ebersdorf. Der Handel ist von ziemlicher Bedeutung. Für die Volksbildung sorgen gute Schulen, für die gelehrte Gymnasien zu Gera und Schleiz. Gegenwärtig herrschen über die reußischen Lande zwei Linien: die ältere, Reuß-Greiz, und die jüngere, welche wieder in die Linien Reuß-Schleiz und Reuß-Lobenstein-Ebersdorf zerfällt. Der jüngern Linie gemeinschaftlich gehört die Herrschaft Gera. Die Verfassung ist überall gleich, monarchisch, durch Stände einigermaßen beschränkt, doch üben diese nur in den Landen älterer Linie ihre Befugniß regelmäßig aus; in Schleiz dagegen und Lobenstein-Ebersdorf sind sie so gut wie nicht vorhanden. Auch die sonst wohl geschehene Zusammenberufung der Gesammtstände aller reußischen Lande findet jetzt nicht mehr statt und die Befugniß der Stände des Fürstenthums Gera beschränkt sich höchstens auf das Abgeben eines überdieß nur selten abverlangten Gutachtens. Übrigens kann unter den jetzigen Umständen von einer eigentlichen Vertretung des Landes gar nicht die Rede sein, da nur die Besitzer der Rittergüter (meist die Fürsten selbst oder ihre Verwandten) die Landstände bilden. Bei dem engeren Rathe der Bundesversammlung haben die Fürsten von R. nebst Lippe, Waldeck, Hohenzollern und Lichtenstein die 16. Stimme, im Pleno dagegen steht jeder der beiden Linien eine besondere Stimme zu. Zum Bundescontingent stellt die ältere Linie 206, die jüngere 538 Mann. Die Einkünfte der älteren Linie betragen gegen 91000 Thlr. Die Schulden gegen 125000 Thlr. Die Einkünfte der jüngeren Linie R.-Schleiz 84000 Thlr. und die von R.-Lobenstein-Ebersdorf gegen 155000 Thlr., die beiden gemeinschaftlichen Schulden belaufen sich auf 450000 Thlr. — Von den 28 □M. des Flächenraumes der reußischen Lande kommen auf R.-Greiz 6¾ □M. mit 25500 Einw., auf R.-Schleiz 6 □M. mit 19000 Einw., auf R.-Lobenstein-Ebersdorf 7¼ □M. mit 16000 Einw. und auf die Herrschaft Gera 7¾ □M. mit 25500 Einw. Die wichtigsten Orte sind 1) in R.-Greiz: Greiz an der Elster, die Residenz des Fürsten, mit 6800 Einw., Regierung, Consistorium, Kammer, Gymnasium, Schullehrerseminar, lebhafte Industrie. Zeulenrode, hübsch gebaut, mit 4700 Einw. und einträglichen Gewerben. Eisenwerk Burgkhammer. Fabrikdorf Fraureuth. 2) In R.-Schleiz: Schleiz an der Wiesenthal, Residenz, Regierung. Die Bewohner, gegen 5000, treiben Gewerbe. Tanna mit 1300 Einw. Kirchkau, Waisenhaus und Schloß. 3) In R.-Lobenstein-Ebersdorf: die Hauptstadt Lobenstein an der Lemnitz, mit 3000 Einw. und lebhafter Industrie. In der Nähe ergiebige Eisenhütten-, Alaun- und Vitriolwerke. Hirschberg mit 1300 Einw. Ebersdorf mit 1200 E., Residenz des Fürsten und Sitz mehrerer Behörden; Herrnhutergemeinde. Wurzbach. 4) In der Herrschaft Gera: die Hauptstadt Gera an der Elster, mit 9500 Einw., ist der Sitz der Gesammtregierung für die jüngere Linie und eines Consistorium. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, hat ein Gymnasium, Schullehrerseminar, Zucht- und Waisenhaus und unterhält wichtige Fabriken in Woll- und Baumwollwaaren, Porzellan, Leder u. a. m. Der Handel ist ziemlich bedeutend. In der Nähe liegt das fürstliche Schloß Osterstein und das Dorf Tinz mit einem schönen Schlosse. Sonst sind zu bemerken: Langenberg mit dem in der Nähe gelegenen Salzwerke Heinrichshall und Saalburg an der Saale (1200 Einw.) mit einem Schlosse. Der ebenfalls in diesem Landestheile 1½ Stunde von Gera gelegene Flecken Köstritz (1200 Einw.), bekannt durch sein treffliches Bier, hat

einer Nebenlinie von Reußschleiz (seit 1683) den Namen gegeben, die sich seit 1748 in drei Zweige, einen fürstlichen und zwei gräfliche theilt und theils unter Schleizer, theils unter Greizer Landeshoheit das Amt Reichenfels (im Greizischen Gebiete) mit den Orten Markt Hohenleuben und Langenwetzdorf besitzt. — Kurzer Überblick der Geschichte des Hauses Reuß. Bereits unter den ersten sächsischen Kaisern erschienen die Ahnen des Hauses R. als Voigte von Quedlinburg; später findet man sie in derselben Würde im Voigtlande wieder, wo sie unter ihrem Familiennamen als Grafen von Gleitsberg angeblich von den Lützelburgern abstammend bei Weida residirten. Der Graf Heinrich III., gest. um 1132, Herr von Weida und Voigt von Plauen, dessen Erbauer er war, besaß bereits die seiner Familie zur Verwaltung anvertraute Grafschaft als freies Landeigenthum und beherrschte fast das ganze Voigtland; ihm folgte sein Sohn Heinrich III. der Reiche, welcher das Besitzthum unter seine 4 Söhne theilte; von diesen 4 Linien starb die Greizer schon 1236, die Weidaer aber 1532 und die Geraer im Jahre 1550 aus. Nur die Plauische dauerte fort und zwar in zwei Zweigen, von denen der ältere, gestiftet von Heinrich dem Böhmen, die Burggrafschaft Meißen erwarb. Er starb indeß im Jahre 1572 aus und so blieb die jüngere Plauische Linie, gestiftet von dem Bruder Heinrich's des Böhmen, Heinrich dem Reußen (letzteres blieb seitdem erbliche Bezeichnung des Geschlechts) allein noch übrig. Aus ihr entsprangen im Jahre 1564 durch eine Theilung, welche die 3 Söhne Heinrich's des Stillen (gest. 1535) vornahmen, abermals 3 Linien, nämlich eine ältere, mittlere und jüngere. Die mittlere erlosch bereits im Jahre 1616; von der älteren, die sich wieder in die Linien Ober- und Untergreiz getheilt hatte, stammen die jetzt noch blühenden Fürsten von R.-Greiz, indem die Linie Obergreiz die Lande der im Jahre 1763 ausgestorbenen Linie Untergreiz erbte. Der jetzt regierende Fürst Heinrich XIX. regiert seit 1817. Von der jüngern Linie bildeten sich im Jahre 1647 durch Theilung 4 Linien, von denen aber die Saalburgische bereits 1666 wieder ausstarb. Unter den 3 übrigen erlosch die Geraische ebenfalls mit Heinrich XXX. im Jahre 1802, so daß nur noch die Schleizische und Lobenstein' (Ebersdorf')sche Linie blüht. Der gegenwärtig regierende Fürst der erstern Heinrich LXII. regiert seit 1818. Die Lobensteinische Linie endlich war durch Theilung im Jahre 1678 abermals in die 3 Linien Lobenstein-Lobenstein, Lobenstein-Hirschberg und Lobenstein-Ebersdorf zerfallen. Die Lobenstein-Hirschbergische aber war bereits 1711 ausgestorben, und im Jahre 1824 erlosch auch die Lobenstein-Lobensteinische, so daß jetzt nur noch die Linie Lobenstein-Ebersdorf blüht. Der jetzt regierende Fürst ist Heinrich LXXII. seit 1822. Ihm fiel übrigens im Jahre 1834 auch die Herrschaft Dropßig im Weißenfelser Kreise des preußischen Herzogthums Sachsen zu, die bis dahin einer Fürstin R. gehört hatte. — Bemerkenswerth ist es, daß alle Fürsten des Hauses R. den Namen Heinrich führen, und zwar scheint dieß schon zu Heinrich des Reichen Zeiten Regel gewesen zu sein. Um der dabei nicht zu vermeidenden Verwirrung vorzubeugen, schlossen die Fürsten des Hauses R. im Jahre 1664 einen Vergleich, nach welchem beide Linien, die ältere und jüngere, besonders gezählt werden und zwar so, daß die jüngere Linie den Erstgebornen mit I. bezeichnet und bis zu Ende des Jahrhunderts fortzählt, während die ältere Linie ebenfalls mit I. anfängt, aber nur bis 100 zählt. 15.

Reußische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. In den fürstlich-reußischen Landen rechnet man nach Thalern zu 24 Groschen à 12 Pfennige im 22 Guldenfuß, wonach 1 Speciesthaler im Handel = 36 Groschen, gesetzmäßig = 35 Groschen, bei herrschaftlichen Einnahmen aber = 32 Groschen gerechnet wird. II. Längenmaß. 1 Fuß oder Baufuß = 12 Zoll = 126,87 pariser Linien; 1 Elle = 2 Fuß, in Gera = 253,74, in Greitz = 260,88 und in Schleitz = 250,55 pariser Linien. 1 Ruthe = 8 leipziger Ellen. III. Flächen-

maß. 1 Quadratruthe = 256 leipziger Quadratfuß. IV. **Getreidemaß.** 1 Scheffel = 4 Viertel = 16 Maß. 1 Viertel = 1338 pariser Cubikzoll. V. **Flüssigkeitsmaß.** 1 Eimer = 72 Kannen; 1 Kanne = 46,454 pariser Cubikzoll; 1 Faß Bier = 6 Eimer. VI. **Gewicht.** 1 Centner = 110 Pfund; 1 Pfund = 32 Loth = 9721 holländ. Aß. 26.

Reuvertrag ist derjenige Anhang an einen geschlossenen Vertrag, wonach den Theilnehmern oder Einem derselben frei gestellt ist, unter gewissen Bedingungen (gewöhnlich gegen Erlegung einer bestimmten Summe) davon wieder zurückzutreten. Die Ausübung des Reuvertrages (beim Kaufe, Reukaufe) findet jedoch nur so lange statt, als nicht der Hauptvertrag von dem einen Theile mit Genehmigung des andern in der Hauptsache erfüllt worden ist, indem diese Genehmigung eine Entsagung der Ansprüche auf das Zurücktreten enthalten würde. 31.

Reverberation heißt in der Chemie einen zu destillirenden oder zu sublimirenden oder zu oxydirenden Körper in Retorten, auch in anderen Gefäßen in einem besonders construirten Ofen (Reverberirofen) unmittelbar der Flamme aussetzen. 5.

Reverbère, s. Laterne.

Revers ist 1) die vom Berechtigten ertheilte Erklärung: daß er sich der Ausübung seines Rechts oder des Gebrauchs gewisser Vortheile (von welcher Art sie sein mögen) unter gewissen Umständen enthalten wolle. Diese freiwillige Beschränkung der Ansprüche oder Rechte kann sich auch darauf ausdehnen, daß Jemand, welcher sich zu gewissen Handlungen zu unserm Besten verstanden hat, dabei zu erklären hat: daß er solche nicht zu unserm Nachtheile anwenden wolle; z. B. ein Jagdberechtigter überträgt auf die Dauer einer längern Abwesenheit dem Gutsnachbar die Aufsicht über sein Revier; dieser aber erklärt, daß er und seine Erben solches nicht dereinst für ein Recht ausgeben wollen. Ein Gleiches findet statt bei den Mitbelehnten (s. Lehn), Lehnsreversen (s. Lehn). 2) Die über dergleichen Erklärungen ausgestellte schriftliche Versicherung. Wird solche von einer Behörde mittelst Schreibens an die andere ertheilt, so begreift man solches unter dem allgemeinen Ausdrucke „**Reversalien**", welche bisweilen auch die Zusicherung der Gegenleistung enthalten. Da die Staaten und Städte heut zu Tage wegen Verstattung des Aufenthalts für Auswärtige unter einander sehr besorgt sind, so ertheilen mitunter gewisse administrative Behörden gegenseitig Reverse: daß sie aus dem Umstande, wenn dem Einen oder dem Andern von den Ihrigen der Aufenthalt am andern Orte verstattet worden ist, kein Recht herleiten wollen, daß man ihn dort behalten müsse. **Reversiren** bedeutet eben sowohl R. **geben**, als R. **nehmen**. **Reversgrafen** waren im vormaligen deutschen Reiche solche, die vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurden, gegen R., daß sie auf die Reichsstandschaft keine Ansprüche machen wollten. 10.

Revision ist Durchsicht, nochmalige Prüfung. Diese ist besonders im Rechnungswesen zur Vermeidung möglicher Irrthümer nothwendig und deßhalb sind hier besondere Beamte angestellt, welche Revisoren heißen, wie Kammer-, Steuerrevisoren u. s. w. — Im juristischen Sinne ist R. ein Rechtsmittel, nach welchem bei vorkommenden Beschwerden eine nochmalige Durchforschung der Acten stattfindet, gemeiniglich von einer andern Behörde, ohne daß jedoch Devolution (s. d. Art.) hierbei stattfindet. 30.

Revolution ist Umwälzung, gänzliche Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, weßhalb das Wort in vielfacher Beziehung gebraucht werden kann und in der Physiologie sogar von den verschiedenen Veränderungen in den einzelnen Individuen gebraucht wird, welche bei den verschiedenen Altersstufen u. dgl. eintreten. Meist kommt es jedoch in politischer Hinsicht vor, wo es die plötzliche und gewaltsame Umformung der ganzen Staatseinrichtung bezeichnet, im Gegensatze der

langsamen und ruhigen durch die **Reform** (s. d. Art.). Da sie durchgehends ihren Grund in der Empörung und der Auflehnung gegen die bestehende Gewalt hat, so pflegt man den Namen der R. häufig mit Aufruhr (s. d. Art.) für gleichbedeutend zu gebrauchen, doch in sofern mit Unrecht, als dieser nicht nothwendig eine R. nach sich zu ziehen braucht. Revolutionen hat fast jede Periode der Geschichte aufzuweisen, abgerechnet selbst die mit Unrecht so genannten Aufstände; keine ist aber so schrecklich aufgetreten und so folgenreich geworden, als die **französische** R. von 1789, neben welcher die **englische** (1688), die **nordamerikanische** (1775), die **südamerikanischen** (seit Anfang dieses Jahrh.), die **griechische** (1821), die Juliusrevolution (1830) und die **belgische** (1830) die bedeutendsten sein mögen. Sie sind in den betreffenden allgemeinen Artikeln, so wie die der neuesten Zeit im Art. „Aufstände" weitläufiger erzählt. — In einer besondern Bedeutung wird das Wort in der Astronomie gebraucht. Hergenommen nämlich von dem sich Fortwälzen (revolvere) der Himmelskörper durch Bewegung um ihre Achse heißt hier R. die Bewegung eines Hauptplaneten oder Kometen um die Sonne, oder die Bewegung eines Mondes (Trabanten) um seinen Hauptplaneten und bedeutet so viel als Umlauf. **Revolutions-** oder **Umlaufszeit** ist dann die Zeit, welche ein Planet, Komet oder Mond gebraucht, seine R. einmal zu vollenden. Die Revolutionen selbst geschehen nach den Keppler'schen Gesetzen und der Newton'schen Gravitationslehre (s. **Newton**). 30. 13.

Revolutionstribunal war in der französischen Revolution der am 11. März 1793 eingesetzte und im October desselben Jahres mit diesem Namen belegte blutige Gerichtshof, welcher alle Gegner der Revolution vor sein Forum ziehen und richten sollte, aber in der Zeit des Schreckens eben den Schreckensmännern zum furchtbaren Werkzeuge ihrer Leidenschaften diente, das unter dem schrecklichen Fouquier-Tinville (s. d. Art.) täglich eine Menge Opfer des Blutdurstes fallen ließ, bis nach dem Sturze Robespierre's (1795) eine größere Mäßigung eintrat und das R. noch in demselben Jahre aufgehoben ward. Denselben Namen führten ähnliche Blutgerichte in andern französischen Städten, welche aber weniger wütheten und auch eher endeten. 37.

Revulsion heißt in der Medicin die durch Zugpflaster, Aderlaß, Schröpfen rc. an gewissen Theilen des Körpers veranlaßte Minderung von Bluthäufung oder verdorbenen Säften an edleren Theilen, indem jene dadurch von dem krankhaften Theile abgeleitet und auf diesem Wege entweder sogleich gänzlich aus dem Körper fortgeschafft oder doch an solche Theile geführt werden, wo die Hebung des Übels leichter bewerkstelligt werden kann. 30.

Rewbell (Jean Baptiste), einer der eifrigsten Revolutionsmänner, 1746 zu Colmar geboren, widmete sich der Jurisprudenz und war Advocat an dem Obergerichtshofe des Elsasses, als die Revolution ausbrach und ihn schnell in ihren Strudel zog. Von dem dritten Stande seiner Provinz zum Deputirten gewählt bewies er sich bei der Nationalversammlung als einen der überspanntesten und lautesten Republikaner, ohne jedoch durch großen Geist und Verstand in seinen Vorträgen Aufsehen zu erregen. Seine Anträge richteten sich stets und völlig schonungslos gegen die königliche Gewalt, gegen den Adel (besonders gegen die im Elsaß begüterten Standesherren), gegen die Geistlichkeit und gegen die Juden; die Freiheit der schwarzen Sklaven in Amerika verfocht er mit allen Kräften und trug dadurch mit seinen ihm beistimmenden Collegen nicht wenig zu den Gräuelscenen auf St. Domingo bei. Nachdem er einige Zeit als Procurator in dem Departement des Oberrheins seine revolutionairen Ideen nach Möglichkeit zu verbreiten gesucht hatte, ward er zum Mitgliede des Nationalconvents ernannt und war jetzt unerschöpflich an Denunciationen gegen die Aristokraten. Während des Processes gegen den König, gegen welchen er übrigens jede mögliche Anklage aufsuchte, be-

fand er sich als Repräsentant des französischen Volks in Mainz und kam nach der Übergabe dieser Stadt, in welcher er sich mit den klingenden Resten der churfürstlichen Regierung bereichert haben soll, mit der Besatzung nach der Vendée. Während der Schreckensherrschaft war er so klug, sich stets Aufträge außerhalb der Hauptstadt übertragen zu lassen, und entging dadurch dem Schicksale der meisten Parteimänner. Später erklärte er sich offen gegen die Jacobiner, ging mit Sieyes nach Holland, um den Frieden mit dieser Republik zu unterhandeln, und ward Mitglied und bald erster Präsident des Directorium. Er befaßte sich mit den auswärtigen Angelegenheiten, wozu er nicht das geringste Geschick besaß und bewirkte die ungerechte Besetzung der Schweitz. Nachdem R. 1799 durch das Loos aus dem Directorium kam, trat er in den Rath der Alten und zog sich, nachdem sein Einfluß und seine Bedeutsamkeit durch die Revolution des 18. Brumaire völlig zerstört worden waren, in das Privatleben zurück. Er starb 1801 fast gänzlich vergessen. Carnot schildert ihn in seinen Memoiren als einen zanksüchtigen, unwissenden, häufig betrunkenen und brutalen Menschen; doch mag er die Farben gegen seinen Gegner, der seine Proscription bewirkte, etwas zu grell aufgetragen haben. 66.

Reynier (spr. Rénieh) (Johann Ludwig Anton), ein durch seine Werke „Über die Betreibung der Landwirthschaft bei den Völkern des Alterthums" berühmter französischer Schriftsteller, wurde im Jahre 1762 zu Lausanne geboren als der älteste Sohn eines dort sehr geachteten Arztes, der für eine gediegene Bildung seiner Kinder vorzüglich Sorge trug. Nachdem der junge R. die Hauptschule seiner Vaterstadt besucht hatte, widmete er sich ausschließlich der Physik, der höhern und niedern Mathematik und den philosophischen Studien der Natur, so daß er schon in dieser Zeit eine Abhandlung „Über das Wesen und die wirkende Kraft des Feuers" schrieb. Später beschäftigte ihn besonders das Studium der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde, da ihn die heilende Kraft und der wirkliche Nutzen der Kräuter in Bezug auf Gewerbe, Ackerbau und Gesundheit vorzüglich ansprach. Nach seiner Aufnahme in die naturforschende Gesellschaft seiner Vaterstadt besorgte er die Herausgabe der Denkschriften des Vereins, welche er unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire physique et naturelle de la Suisse" bekannt machte. Zugleich war er einer der thätigsten Mitarbeiter am „Dictionnaire d'Agriculture." Eine Reise nach Holland, Belgien und Paris brachte ihn zu dem Entschlusse, sich ganz dem Studium der Landwirthschaft zu widmen, worin er sich bald so auszeichnete, daß sein Landgut zu Garchy im Departement der Nièvre für ein Muster ökonomischer Verwaltung galt. Napoleon wählte ihn hierauf zum Oberaufseher der Einkünfte und des Nationalhaushaltes von Ägypten. Durch seine Forschungen in diesem Lande fand er, daß die Kaste der Hierophanten länger als 3000 Jahre mit eiserner Gewalt über Ägypten geherrscht habe. Gründliche Nachweisungen über den ägyptischen Cultus legte er in der Schrift nieder: „L'Egypte sous la domination des Romains" (Paris 1807), so wie er geistreiche Andeutungen über die Hieroglyphen in seinem Werke: „De l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois" (Paris 1823) bekannt machte, welches noch vor der öffentlichen Erscheinung gekrönt wurde. Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, wollte er sich auf seine Güter zurückziehen, um sich ungestört der Landwirthschaft zu widmen, allein er wurde nach der Besetzung Neapels durch die französische Armee zum kaiserlichen Commissair und bald darauf zum Oberaufseher über sämmtliche neapolitanische Waldungen, so wie über den Straßen- und Brückenbau ernannt. Er verbesserte die darniederliegende Landwirthschaft Calabriens und stellte den regelmäßigen Gang der Posten wieder her, führte die Forstculturen ein und veranstaltete die wichtigsten Messungen. Nach seinem Eintritte in den Staatsrath trug er Vieles zum

Aufblühen Süditaliens bei, kehrte aber nach Murat's Sturze in sein Vaterland zurück, wo er an der Stiftung einer naturhistorischen Gesellschaft im Canton Waadt Theil nahm und mit mehreren Sendungen der Regierung an den Hof von Sardinien und an die Statthalterschaft des lombardisch-venetianischen Königreichs beehrt wurde. In dieser Zeit erschien seine Schrift: „De l'économie publique et rurale des Celtes et des Germains etc." (Genf 1817). Im folgenden Jahre gab er seine Forschungen über Persien und Phönicien heraus, wofür er von den Akademien zu Paris, Petersburg, London und München zum Mitgliede ernannt wurde. An der Bekanntmachung seiner Schrift: „Über den ökonomischen Zustand der beiden weltbeherrschenden Völker der Griechen und Römer" wurde er durch seinen am 17. Dec. 1824 erfolgten Tod verhindert. Sein Hauptwerk, worin er eine seltene Kenntniß morgenländischer Sprache und Literatur entwickelt, ist die Schrift: „De l'économie publique et rurale des Arabes et des Juifs" (Par. 1830). 81.

Reynier (Johann Ludwig Ebenezer), französischer General, ein jüngerer Bruder des Vorigen, wurde am 14. Jan. 1771 zu Lausanne geboren, widmete sich dem Soldatenstande und erhielt in dem Alter von 18 Jahren eine Stelle bei dem sogenannten génie civil. Im Jahre 1792 begab er sich nach Paris, trat in den Generalstab als Unteringenieur und wurde schon im Jahre 1795 zum Brigadegeneral erhoben. Bei den Friedenspräliminarien Frankreichs mit Preußen wurde er zum französischen Commissair für die Grenzbestimmung ernannt, begleitete dann als Chef des Generalstabes die Rheinarmee unter Moreau und zeichnete sich besonders bei dem berühmten Rückzuge durch den Schwarzwald im Jahre 1796 und bei der Belagerung von Kehl aus. Mehrere ihm angebotene Geldsummen, wodurch man ihn für Verminderung der Kriegslasten erkaufen wollte, wies er verächtlich von sich. Im Feldzuge von Ägypten kämpfte er an der Spitze seiner Grenadiere in der Schlacht bei den Pyramiden und erwarb sich durch seine Gerechtigkeitsliebe und eine gemäßigte Strenge sowohl die Liebe der Franzosen als auch die Achtung der Muhammedaner. Im syrischen Feldzuge des Jahres 1799 führte er die vordersten Truppen, begann, ohne die Unterstützung des ganzen Heeres abzuwarten, die Belagerung der Festung El-Arisch und trug wesentlich zum Siege von Heliopolis bei. Als die Türken Ägypten räumten, baten sie um R.'s Geleit mit den Worten: „Wir wünschen den Schutz eines Mannes, der nur Ein Wort hat." Nach der Ermordung des Generals Kleber hoffte er den Oberbefehl zu erhalten; allein dieser wurde Menou übertragen, mit dem er seitdem in Zwiespalt lebte, welcher den nachtheiligsten Einfluß auf den Verlust der Schlacht am 20. März 1800 hatte. Auf Menou's Befehl wurde er im April des Jahres unter militairischer Aufsicht nach Frankreich gebracht, wo er bei der Consularregierung in Ungnade fiel. In einer Schrift über den ägyptischen Feldzug, die er in jener Zeit verfaßte, tadelte er Menou's Betragen ziemlich hart, ohne sich deßhalb von Seiten der Regierung Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sehen. Wegen mehrerer in jener Schrift enthaltenen nachtheiligen Äußerungen über General d'Estaing, wodurch dieser seine Ehre verletzt glaubte, forderte ihn derselbe zu einem Pistolenduell heraus, fand aber statt der erwarteten Genugthuung darin seinen Tod, worauf sich R. auf ein kleines Landgut im Departement der Nièvre zurückzog. Erst im Jahre 1805 übertrug ihm Napoleon wieder den Befehl über eine Abtheilung des Heeres, welche unter Joseph Buonaparte Neapel einnahm. Bald darauf wurde er zum Großofficier der Ehrenlegion erhoben und ihm das Großkreuz des Hausordens beider Sicilien überreicht. Gegen den britischen General Stuart verlor er am 4. Juli 1806 das Treffen bei Maida und sah sich genöthigt, Calabrien zu räumen. Nach dem Abgange des Marschalls Jourdan übernahm er den Oberbefehl über die Armee von Neapel, bis er im Jahre 1809 bei Napoleon's Einfall in den Kirchenstaat an die Spitze des sächsischen Hülfcorps gestellt wurde. Sowohl in der Schlacht bei

Wagram, als in den Feldzügen durch Spanien und Rußland bewies er viel persönliche Tapferkeit, ohne jemals seine Bemühungen mit glänzenden Erfolgen gekrönt zu sehen. Man maß die Schuld davon größtentheils seiner Hartnäckigkeit und seinem stolzen, verschlossenen Wesen zu, nach welchem er selten einen Rath annahm oder den Berichten seiner Untergebenen Glauben schenkte. Die Verluste bei Kobryn, Wolkowice, Kalisch und Großbeeren waren zum Theil Folgen dieser schädlichen Handlungsweise. Im Jahre 1813 stand er als Anführer der sächsischen Hülfstruppen bei dem 7. Armeecorps unter Marschall Ney. In der Schlacht bei Dennewitz (6. April 1813) setzte er sich mit der größten Kaltblütigkeit dem Kugelregen der preußischen Scharfschützen aus und ward an Unerschrockenheit nur von Ney selbst, „dem Tapfersten der Tapfern,“ übertroffen. Nach dem Verluste der Schlacht zog er sich mit seinen Truppen hinter die Elbe und Mulde zurück. Am 19. Oct. 1813 wurde er nebst Lauriston und Berthier in der Schlacht bei Leipzig gefangen genommen, nachdem sein Corps bis auf einige Hunderte zusammengeschmolzen war. Kurze Zeit nach seiner Auswechselung starb er am 27. Febr. 1814 zu Paris. R. gehörte zu den gebildetsten Generalen der französischen Armee, der jeden vom Dienste ihm bleibenden, freien Augenblick im Kriege und Frieden, zu Hause und im Felde zur Verfassung wissenschaftlicher Werke benutzte. Die vorzüglichsten derselben sind: „**De l'Egypte après la bataille d'Heliopolis et considérations générales sur l'organisation physique et politique de ce pays**“ (Paris 1802); „**Conjectures sur les anciens habitans de l'Egypte**“ (Paris 1804); „**Sur les Sphinx, qui accompagnent les pyramides d'Egypte**“ (Paris 1808). Aus seinem Nachlasse erschienen: „**Mémoires sur l'Egypte**“ (Paris 1827). Vergl. „Das Brüderpaar L. und E. Reynier“ von K. Falkenstein in der 3ten Reihe der „Zeitgenossen“, Nr. 22.

81.

Reynolds (Sir Joshua), der berühmteste englische Maler, zugleich einer der vorzüglichsten Portraitmaler der neuern Zeit, ward den 16. Juli 1723 zu Plimpton St. Mary in Devonshire geboren. Seine früheste Beschäftigung war Zeichnen und die Lecture von Richardson's „Theorie der Malerei.“ Gut vorbereitet kam er später zu dem geschickten Maler Hudson in London, wo er besonders nach Barbieri copirte; auch studirte er die vorzüglichsten Werke der englischen Meister. Nachdem er hierauf einige Zeit lang in Plymouth sich aufgehalten hatte, ging er im Jahre 1750 mit seinem Gönner, dem Lord Keppel, nach Italien und besuchte hier die Schulen der berühmtesten Maler und studirte die berühmtesten Meisterwerke der Kunst, vorzüglich zu Rom. 1752 kehrte er zurück und ließ sich zu London nieder. Schon durch sein erstes Werk von Bedeutung, ein großes Stück, alle in Rom befindlichen Engländer darstellend, welches er noch in Italien vollendet hatte, war er rühmlich bekannt geworden; jetzt aber breitete sich sein Ruf durch ein treffliches Portrait seines Gönners, des Lord Keppel, so schnell aus, daß er im Kurzen für den besten Portraitmaler Europas galt. Sein Haus wurde der Sammelplatz der Gelehrten, Künstler und Kunstfreunde und sein Einfluß auf das Kunstleben, zumal nach seiner Ernennung zum Präsidenten der 1765 errichteten Malerakademie zu London, stellte sich so überwiegend heraus, daß unbedingt die jetzige Richtung der Kunst in England als von ihm ausgegangen anzusehen ist. Er starb am 23. Febr. 1792, nachdem er kurz zuvor noch erblindet war. — Als Portraitmaler kann R. allerdings den Vergleich mit Tizian und Vandyk im Allgemeinen, zumal hinsichtlich der Naturtreue und des Colorits, nicht aushalten, aber er übertrifft sie an Feinheit und jener dichterischen Phantasie, die so gern idealisirt; auch seine Drappirung und die Beleuchtung möchte höhern Kunstwerth haben. Übrigens malte er auch häufig mit Glück in der Manier von Rubens und Rembrandt. Was seine Historiengemälde, z. B. den Hercules, die Enthaltsamkeit des Scipio, Cupido und Psyche, Macbeth und Heinrich IV. u. a. betrifft, so

muß zwar zugestanden werden, daß sie den besten anderer englischer Maler gleich kommen, doch zeichnen sie sich zu wenig aus, als daß sie den Meisterwerken anderer Nationen verglichen werden könnten. Die Composition ist steif und ohne Geist, die Gruppirung selten richtig und die Handlung meist ohne besonderes Interesse. Sehr viel Treffendes enthalten seine in der Akademie gehaltenen Reden (discourses), die im Jahre 1778 in einer Sammlung zu London und auch deutsch zu Dresden im Jahre 1781 herausgegeben wurden. — Vergl. Malone: „The works of Sir Joshua Reynolds etc." (London 1797. 2 Thle.) und Cunningham's: „Lives of the most eminent brit. painters" (London 1830). 36.

Rhabanus Maurus (Magnentius), einer der vorzüglichsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, um 776 zu Mainz geboren, widmete sich zu Fulda und zu Tours unter der Leitung des berühmten Alcuin den theologischen Wissenschaften und erwarb sich die Freundschaft seines Lehrers in so hohem Grade, daß ihm dieser die Leitung der Schule zu Fulda übergab. Die Unwissenheit der Mönche widerstrebte aber so heftig den gelehrten Bemühungen R.'s, daß er sich gezwungen sah, das Kloster zu verlassen, bis der Kaiser den Streitigkeiten ein Ende machte und ihn zum Abte ernannte (822). Unter ihm erhielt Fulda einen berühmten Namen und aus seiner Schule gingen die gelehrtesten Männer ihrer Zeit hervor. R. lehrte zuerst in Deutschland die griechische Sprache, ward aber dafür verketzert und fand sich endlich bewogen, seinen heilsamen Wirkungskreis aufzugeben und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen (842). Er wurde aber bald aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen und auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben. In der Verwaltung der ihm anvertrauten Diöcese bewies er rastlose Thätigkeit, stellte viele Mißbräuche ab und zeigte sich stets als einen gütigen Vater der Nothleidenden. Er starb am 4. Febr. 856. Die einzige Gesammtausgabe seiner Werke (Col. 1627. 6 Partt. Fol.) ist nicht vollständig, obschon sie das Vorzüglichste seiner Leistungen enthält. R.'s Verdienste um die deutsche Sprache sind noch bei Weitem nicht nach Gebühr gewürdigt und seine lateinisch-deutschen Glossare wären einer kritischen Ausgabe werth. Bekannt ist, daß er auf der Synode zu Mainz (848) den Beschluß bewirkte, daß alle Predigten statt in der dem Volke unverständlich gewordenen lateinischen Sprache in der romanischen (französischen) oder deutschen gehalten werden sollten. 66.

Rhabarber, lat. rheum; franz. und engl. rhabarbe, ist eine Pflanzengattung aus der Familie der polygoneae und der enneandria trigynia, von welcher die als Medicament den arabischen Ärzten schon längst bekannte, doch erst gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts durch Ad. Occo in Deutschland eingeführte Rhabarberwurzel (radix rhei s. rhabarbari) kommt. Man unterscheidet im Handel drei Arten: 1) der russische R. wird am meisten geschätzt. Man sammelt ihn in China, wo er uncultivirt wächst. Russischer R. heißt er daher blos deßhalb, weil er aus Rußland zu uns kommt. Er soll nach der Behauptung des Directors des botanischen Gartens zu Calcutta, Wallich, von einer auf dem Himalajagebirge in einer Höhe von 11000 Fuß über der Meeresfläche wachsenden, krautartigen Pflanze kommen, die Dr. Don in seiner „Flora nepalica" unter dem Namen rheum australe (rheum emodi) zuerst aufgeführt hat. Guter russischer R. besteht aus kleinen, rundlichen, eckigen oder platten, glatten, rein geschabten Stücken mit großen Löchern, welche außen hellgelb aussehen, innen röthlich und mit sehr unregelmäßig hinlaufenden weißen Punkten (fast so wie die Muscatennuß) marmorirt sind. Er knirscht zwischen den Zähnen und läßt sich leicht zu Pulver zerreiben; sein Geschmack ist bitter und leicht zusammenziehend; sein Geruch stark und eigenthümlich eckelhaft gewürzhaft. Wasser und Speichel werden davon safrangelb gefärbt. 2) Der chinesische R. kommt unmittelbar aus China über Kanton zu uns. Über ihn schwebt man ebenfalls noch in Ungewißheit, welche Art

der Gattung rheum ihn liefert. Er kommt zu uns in weit dickern rundlichen Stücken, welche äußerlich schmutzig gelb und mit einem gelblichen Staube bedeckt sind, hat eine weit festere, gröbere Textur, eine weit dunklere Farbe und einen weit unangenehmern Geschmack als der russische R.; er knirscht ebenfalls zwischen den Zähnen, färbt aber den Speichel orangengelb; das Pulver davon hält die Mitte zwischen fahlroth und gelb. 3) Der europäische R., von rheum undalatum, compactum und palmatum kommend, wird weniger geschätzt als der chinesische; er hat einen minder starken Geruch und einen weniger bittern Geschmack, auch wird derselbe höchstens nur in der Thierpraxis benutzt. Der Nutzen des R. in der Medicin, wo er als gelind abführendes Mittel und zugleich zur Erhöhung der Thätigkeit der Unterleibseingeweide bei vorhandenen Reibungen angewendet wird, ist bekannt. Doch kann derselbe auch als Farbenmaterial benutzt werden. 14.

Rhabdomantie (in neuerer Zeit animalische, unterirdische Elektrometrie), Metall- oder Wasserfühlen, wurde das Vermögen einzelner Menschen genannt, mit Hülfe der Bewegungen einer Ruthe, der Wünschelruthe, die in ihrer Hand ohne Einfluß ihres Willens und ohne Zuthun ihrer Muskelkraft entsteht, Metalllager und Wasser anzeigen zu können. Sehr viele Versuche sind in älteren Zeiten in dieser vorzüglich von Bergleuten und Schatzgräbern im Schwange betriebenen Kunst mit Glück und vergeblich angestellt worden und neuerlichst glaubte man diese noch unerklärte und völlig bezweifelte Erscheinung freiwilliger Bewegungen geheimnißvoll geschnittener und geweihter Ruthen deren Elektromagnetismus zuschreiben zu müssen. Wasser, Erz, Metall, Kies, Luft, Schwefel, Harz, Salz, Steinsalz sollten elektrogalvanische Bewegungen im Innern der Erde im Vereine mit heterogenen Körpern hervorbringen und die Wirkungen derselben von geeigneten Personen dermaßen gespürt werden können, daß die der Mittheilung fähigen Ruthen in ihren Händen für jede Art der erregenden Massen in verschieden gerichtete und verschiedenartige Bewegungen geriethen. Ritter, Baader und Schelling hatten nämlich im Jahre 1807 durch Abbate Amoretti in Erfahrung gebracht, daß am Gardasee ein Landmann Campetti existire, welcher diese Eigenschaft besitze, und dieß gab ihnen Veranlassung sich über diesen Gegenstand aus jenem Gesichtspunkte zu verbreiten. Man glaubte sogar das Pendeln und Kreisen an Fäden gehaltener Kiese und das der Erbringe in der Mitternachtsstunde in jenen Kreis durch elektrisch-galvanische Erscheinungen erklärbarer Gegenstände bringen zu können. Ritter ging in seinen Schlüssen so weit, der Wünschelruthe ein Instrument von Kupfer, Balancier genannt, zu substituiren, welches auf die Spitze des Mittelfingers gestellt und in Gleichgewicht gebracht daselbst verschiedene ähnliche Bewegungen hervorbringen können solle. Wenn man aber bedenkt, wie weit neuere Forschungen in der Geologie durch den Laien völlig unzugängliche Schlüsse und Aussprüche Richtigkeiten und wahre Verhältnisse vorausbestimmen lehrten und daß einzelne wiederholt möglich zu machende, ähnliche, auf geognostische Erfahrungen gegründete und instinktmäßig cultivirte Bestimmungen einzelnen Menschen in älteren Zeiten selbst leicht bekannt sein konnten, daß ferner eine kleine oft wiederholte Bewegung eines Gegenstandes demselben endlich eine sehr gewichtige Bewegung mittheilen könne, daß auch zu einer solchen geringkräftigen Bewegung schon das Zusammendrücken des an den Händen festgewachsenen Fleisches genüge und daß zuletzt diese durch Spannung des Fleisches in den Händen oder den Fingern hervorgebrachte Bewegung leicht angebracht werden könne: so ist leicht einzusehen, daß die Absicht zu täuschen mit ernsthafter Unterlage leicht „elektrisch-galvanische", Bewegungen einer Haselruthe und das eifrige Bemühen, sich „elektrisch-galvanisch" zu wissen, jene Fingerdruckbewegungen hervorbringen werde. Auch in München kamen jene erneuerten Versuche und der Glaube an Wünschelruthen bald aus der Tagesordnung, obgleich sie in jener Zeit fast durch ganz Europa besprochen wurden. 76.

Rhachītis, s. Englische Krankheit.

Rhadamanthus, Sohn des Jupiter und der Europa, war der Bruder und Nachfolger des ältern Minos auf Kreta, nach einer andern Sage aber Gründer der Gesetzgebung in diesem Staate, welche nachher sein Bruder Minos vervollkommnet habe. Wegen eines Streites mit seinem Bruder aus Kreta zu fliehen gezwungen hielt er sich eine Zeit lang auf den Inseln des mittelländischen Meeres auf und gab den Einwohnern weise Gesetze, wodurch er sie von Seeräuberei zu einer geregelten Lebensart führte. Später begab er sich nach Böotien, wo er Alkmene, die Mutter des Hercules, heirathete. So weit die Mythe. Daß R. und eben so Minos wirklich gelebt und sich durch ihre Gesetzgebungen, durch welche sie die erste Rohheit ihrer Völker überwanden, einen über ganz Griechenland verbreiteten Ruhm erworben haben, scheint außer Zweifel zu sein. — Da R. auf der Erde gerecht gerichtet und sich dadurch die Dankbarkeit seines Volkes erworben hatte, machten ihn die Griechen nebst Minos und Äakus zum Richter in der Unterwelt, damit er dort mit gleicher Unparteilichkeit und Gerechtigkeit das Recht unter den Schatten entscheide. 11.

Rhätien in weiterer Bedeutung nannten die Römer den südwestlichen Theil Deutschlands und dehnten dessen Grenzen von den Seen **Verbanus** (Lago maggiore) und **Larius** (Lago di Como) bis an die Donau und vom Rheine bis zum **Aenus** (Inn), der es von **Noricum** trennte, hinaus. Es begriff also einen Theil von Schwaben, Salzburg, die größere nordwestliche Hälfte von Tyrol und fast das ganze graubündtner Land in sich. Im engern Sinne verstand man unter R. aber nur die südlichere größere Hälfte des beschriebenen Gebiets, während der nördliche von den Vindeliciern, einem Hauptzweige der frühesten Bewohner dieses Landstriches, den Namen **Vindelicien** führte. In späterer Zeit wurden aber von den Römern beide Länder in das westliche und östliche R. getheilt; jenes hieß **Rh. prima**, dieses **Rh. secunda**. Die Grenze bildete der **Licus** (Lech) und die wichtigeren Städte, zum größern Theile römische Colonien, waren **Tridentum** (Trient), **Feltria** (Feltri), **Bellunum** (Belluno), **Veldidena** (Wilten), **Bauzanum** (Botzen), **Curia** (Chur), **Augusta Vindelicorum** (Augsburg), **Regina castra** (Regensburg), **Batava castra** (Passau) und **Samulocenae** (in der Gegend von Duttlingen). Die ältesten bekannten Einwohner, die **Rhaeti**, **Raeti**, waren ein Zweig der Hetrurier (s. d. Art.) und zogen unter ihrem Anführer, Rhätus, in das erwähnte Gebiet. Sie kamen frühzeitig mit den Römern in Berührung und widerstanden lange dem siegreichen Heere derselben, das bis an Rhätiens Grenze vorgerückt war. Erst Drusus und Tiberius, welche von Tyrol und vom Rheine her zugleich ins Land einfielen, gelang es, sie zu unterjochen, worauf R. in eine römische Provinz verwandelt wurde (im Jahre 14 n. Chr.). 35.

Rhapsoden waren in Griechenland öffentliche Sänger alter berühmter und volksthümlicher Lieder. Weder ist die Ableitung richtig, nach der sie so viel wie **Stabsänger** (von ῥάβδος) wären, die nämlich bei dem Vortrage ihrer Lieder einen Stab in der Hand gehalten, noch die, nach welcher sie einzelne Verse zu Gedichten zusammengefügt hätten (von ῥάπτειν, zusammenfügen); vielmehr war ihnen eigenthümlich die einzelnen Lieder vaterländischer Poeten künstlich zu ganzen Gedichten zu vereinigen, daher wir ihnen eigentlich die Aufbewahrung der homerischen Gesänge zu verdanken haben; denn aus ihrem Munde ließ Pisistratus jene sammeln und aufzeichnen. Was ein Rhapsode so auf einmal sang, hieß eine **Rhapsodie**, daher noch jetzt die homerischen Gedichte in solche eingetheilt sind. Aber nicht allein homerische Lieder sangen sie, sondern auch hesiodische, selbst lyrische und jambische. Anstatt daß man sie als eine gemeine Art von Menschen, ähnlich den modernen Bänkelsängern, zu betrachten hat, muß das Institut der R. als ein sehr ehrwürdiges angesehen werden, dem das Volk seine Bildung durch vater-

ländischen Gesang und wir den Besitz gefeierter Dichterwerke des Alterthums verdanken; nur daß sie meist nicht eigne Producte lieferten, sondern nur das Empfangene wiedergaben und höchstens das einzeln Vorhandene zu einem geordneten Ganzen verbanden. Wenn man aber aus Xenophon und Plato beweisende Stellen anführt, daß R. auf niederer Stufe der Bildung und Kunst gestanden hätten, so hatte sich das mit der Zeit freilich geändert. Als man nicht mehr aus des Sängers Munde Weisheit lernen mochte und der Lebensgenuß nach anderen Seiten sich gewendet hatte, sanken die R. zu gemeinen Sängern des Pöbels herab und wurden verachtet mit denen, vor denen sie noch sangen. 6.

Rhazes (vollständig Muhammed Ibn-Secharjah Abubekr Errasi), der berühmteste arabische Arzt und dessen Schriften, nächst denen des Galen, von den Ärzten des Mittelalters am Meisten geschätzt wurden, war aus Rei, einer Stadt in Irak, gebürtig. In seiner Jugend widmete er sich vorzüglich der Musik, wählte aber später die Medicin in Verbindung mit der Philosophie zu seinem Hauptstudium. In beiden Wissenschaften machte er gleich große Fortschritte, wobei er in der Philosophie der neuplatonischen Secte, in der Medicin dem Hippokrates, Galenus, Oribasius, Aetius u. A. (und zwar diesen mehr als der reinen Naturbeobachtung) folgte. Nach langen Reisen ließ er sich endlich in Bagdad nieder, wo er einer der berühmtesten Lehrer wurde, dessen Vorlesungen von Schülern aus allen Ländern besucht wurden; zugleich war er Vorsteher des Lazareths zu Bagdad. — Später kehrte er in seine Vaterstadt zurück, übernahm dort das Lazareth und machte sich bei dem Statthalter von Chorasan, Almansur Ibn Ishak, sehr beliebt, dem er sein berühmtes Werk von „Heilung der Krankheiten" widmete. In seinem höhern Alter wurde er blind und so starb er im Jahre 923. — R.'s berühmtestes Werk ist der „Elhawi", von dem 27 Bücher lateinisch (Brixen 1486. Fol.) erschienen sind, und der zwar nicht so, wie wir ihn besitzen, aus R.'s Feder geflossen ist, jedoch unläugbare Zeichen seines Geistes verräth. Ferner schrieb er „De pestilentia" (Paris. 1528. 4.), eine sehr gute „Abhandlung über Pocken und Masern", und zwar eine der ältesten, die wir über diese Krankheit besitzen; endlich die 10 Bücher an den Almansor, wovon das 9. einst für einen pathologischen Kanon gehalten wurde und worin des Branntweins zuerst Erwähnung gethan wird. — R.'s „Opuscula" (Venedig 1500. Fol. und Basel 1544. Fol.). 39.

Rhea bildet einen Zweig des kosmologischen Mythus der Griechen und Römer, wiewohl er in Dunkel gehüllt ist, welches die Dichter durch verschiedene, oft sich widersprechende, Dichtungen vermehrten. R., die Fließende (von ῥέειν, fließen), die Tochter des Uranus und der Gäa, ist das Symbol der Weltbildung, welche der Mythus des Saturnus, ihres Bruders und Gemahls, bezeichnet, die Mutter alles Werdens, das Zeichen der unendlichen Fruchtbarkeit. Doch ehe diese Bildung die Oberhand gewinnt, muß sie noch lange mit der Alles zerstörenden Zeit, Saturn, kämpfen. Denn dieser verschlingt seine eigenen Kinder, so wie sie geboren werden. R., über die Grausamkeit der Alles zerstörenden, ihre eigenen Bildungen vernichtenden Macht entsetzt, fleht die Erde und den Himmel um die Erhaltung ihres noch ungeborenen Kindes an; Jupiter (s. d. Art.) wird errettet und stürzt seinen Vater vom Throne. Doch damit ist auch ihre Herrschaft geendet; sie tritt in die Reihe der alten Gottheiten zurück und wird nur noch durch Rath und Weissagung wirksam, bis sie durch die Verschmelzung mit der phrygischen Gottheit Cybele ein neues Dasein gewinnt. Auf diese, welche bei den Phrygiern Symbol des Mondes und der Fruchtbarkeit der Erde war, trug man die verwandten Begriffe der R. über, nannte sie die Mutter aller Dinge und vorzüglich der Götter (mater deûm) und dachte sich unter ihr die große Erzeugungskraft, die alle Naturen bändigt, den Löwen zähmt und den Schooß der Erde befruchtet. Nach der Mythe, die wir bei Diodor finden, war sie eine Tochter des phrygischen Kö-

nigs Mäon und seiner Gemahlin Dindyme, daher ihr Beiname Dindymene. Aus Verdruß, daß das Kind kein Sohn war, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelos aus, wo sie von Löwen und Panthern gesäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und auferzogen wurde. Bald zeichnete sie sich durch Verstand und Schönheit aus, erfand Trommeln und Pfeifen und heilte die Krankheiten des Viehs und der Kinder. Sie war die Geliebte des Attys, den sie aber wegen einer an ihr begangenen Untreue entmannte. Dann gesellte sie sich als Begleiter dem Marsyas bei; doch auch diesen verlor sie in jenem berühmten Streite mit Apollo. Der Hauptsitz ihrer Verehrung war das phrygische Hochland, vorzüglich Pessinus, wo ihr der König Midas einen prächtigen Tempel errichtete, in welchem sie durch einen kleinen, schwarzgrauen, unebenen Stein dargestellt wurde; denn gerade unter dem Formlosen oder Unförmlichen, welches das noch Bildungsreiche und Bildungsempfängliche darstellte, dachte man sich ihr unbegreifliches gestaltloses Wesen am Ehrwürdigsten. Bald verbreitete sich auch ihre Verehrung in Griechenland, wo sie die R. verdrängte, oder vielmehr sich mit derselben vereinigte. Im Jahre 204 v. Chr. wurde ihr Dienst auf den Rath der sibyllinischen Bücher in Rom eingeführt und dazu ihr Stein aus Pessinus vom Attalus verlangt. Hier erhielt sie den ihr Wesen bezeichnenden Namen mater deûm (Göttermutter). Der älteste Name ihrer Priester scheint Cybeben gewesen zu sein, der sich nachher wegen der Ähnlichkeit des Dienstes mit dem Namen der Korybanten (Kureten), der eigentlichen Priester der R., vermischte. In Rom bildeten sie ein eigenes Priestercorps und hießen Galli, vom Flusse Gallus in Phrygien, von welchem man glaubte, daß er diejenigen, welche daraus tranken, zum Wahnsinne reize, so daß sie sich selbst entmannten. Die Verehrung der R.-Cybele war roher Naturdienst, der in Wollust und Grausamkeit ausartete, zum Grausen erregenden Fanatismus wurde und das Wesen der Göttin durch die unnatürlichste Übertreibung schändete. Ihre Priester liefen in wilder Begeisterung mit fliegendem Haare umher, das Haupt in den Nacken und von einer Seite zur andern werfend; entmannten, geißelten und zerfleischten sich in ihrer fanatischen Wuth. Jener Lingamdienst ward in der Verehrung dieser Doppelgöttin heiliges Mysterium. Es war die wollüstigste, ausschweifendste, sich selbst überströmende und in zerfleischende Wuth ausartende Lebensfülle, welche den Zug der großen Erzeugerin begleitete. In Griechenland standen diese Priester wegen ihrer niedrigen Denkart und ausschweifenden Lebensweise bei allen Gebildeten in großer Verachtung. In Rom, wo R. die Beinamen Ops (von einer altitalischen Hirtengöttin), magna mater und mater deûm erhielt, wurde ihr vom 25.—27. März das Hauptfest Hilaria (von hilaris, heiter, weil in demselben die ausschweifendste Lustigkeit herrschte) gefeiert. An diesem Feste pflegten die Galli das Bildniß der Göttin herumzutragen, wobei sie gleich Wahnsinnigen mit ihrem Kopfe allerlei Drehungen und Wendungen machten, ihre Brust schlugen, mit Pauken und Cymbeln ein großes Geräusch erregten und bisweilen fürchterliche Prophezeihungen aussprachen. Auch wuschen sie das Bildniß der Cybele und ihre heiligen Geräthschaften in der Tiber (lavatio matris deûm). Auf Abbildungen ist die Göttermutter als Bändigerin der Löwen dargestellt, die ihren Wagen ziehen, das Haupt mit einer Mauerkrone geschmückt. Ihre Kleidung ist ein Untergewand, unter der Brust gegürtet und ein weiter Mantel, der, vorn über den Schooß genommen, bis zu den Füßen herabhängt; zuweilen hat sie als phrygische Göttin die Pauke oder Handtrommel in den Händen; auch tritt sie als Begleiterin des Bacchus auf. 11.

Rhea Sylvia, auch **Ilia** genannt, Tochter des albanischen Königs Numitor. Als dieser von seinem Bruder Amulius vom Throne gestoßen worden war, ward die R. von Amulius zur vestalischen Jungfrau ernannt, damit sie nie Kinder gebären könne, welche vielleicht ihm, dem Amulius, die Herrschaft wieder ent-

reißen würden. Allein dessenungeachtet ward R. schwanger, nach der Fabel von Mars, und gebahr den Romulus und Remus (s. d. Art.), die Amulius an die Tiber aussetzen ließ. Nach Einigen ward R. aber zur Strafe für jene Geburt in die Tiber gestürzt und seitdem als Gemahlin des Tiber- oder Aniogottes betrachtet (vergl. Horat. Carm. 1, 2, 17.); nach Andern ließ sie Amulius ins Gefängniß werfen, woraus sie ihre Söhne wieder befreit haben sollen. 20.

Rhede, Reede, franz. rade; engl. road, nennt man einen in der Nähe eines Hafens befindlichen, von dem umliegenden Lande eingeschlossenen Ankerplatz, wo die Schiffe einen guten Grund finden und bei heftigen Stürmen so lange vor Anker liegen können, bis sich ihnen ein günstiger Wind darbietet oder die Ebbe oder Fluth sie in den Stand setzt, entweder in den Hafen einzulaufen oder unter Segel zu gehen und ihre Reise fortzusetzen. Da die Häfen oft nicht tief genug sind, um schwer beladene Schiffe aufnehmen zu können, so lassen die Schiffer auf der R. so viel von ihrer Ladung ablichten, daß sie nicht tiefer gehen, als es der Hafen gestattet. Eine gute oder gesunde R. (franz. bonne rade) heißt in der Schiffssprache eine solche, wo keine Klippen sind, wo sich ein guter Ankergrund befindet und man vor gewissen Winden gesichert ist; eine geschlossene oder beschlossene R. (franz. rade close), die unter dem Geschütze einer nahe gelegenen Festung liegt und davon bestrichen werden kann; eine offene R. (franz. rade libre oder rade foraine), wo alle Schiffe ungehindert ankern und nach Belieben liegen können. — Rheder oder Reeder (franz. agréeur, fréteur; engl. rigger, freighter) heißt der Eigenthümer eines Kauffartheischiffes oder überhaupt derjenige, welcher ein Schiff ausrüstet. Ist er nicht selbst ein Schiffer, so bestellt er einen andern dazu, welcher alsdann ein Setzschiffer heißt. Haben Mehrere an einem Schiffe Antheil, wie es insgemein der Fall ist, da selten einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten beladet, so heißen sie unter einander Schiffsfreunde oder Mitrheder (franz. cobourgeois oder combourgeois); der Antheil aber jedes Einzelnen heißt Schiffsparte. Die Verbindung, welche diese Mitrheder mit einander eingehen, ist also eine ordentliche Gesellschaft oder Mascopey. Bisweilen pflegen die Eigenthümer eines Schiffes solches an einen Andern zu vermiethen, welcher dann auf eigene Gefahr sein Gewerbe damit treibt und Anderer Güter damit verfährt, und es heißt dann derjenige, welcher es vermiethet, der Verheurer (franz. fréteur) und der, welcher es auf solche Art miethet, der Befrachter (franz. affréteur). 26.

Rhegino, Regino, einer der verdienstvollsten Geschichtschreiber und Gelehrten des Mittelalters, war von 892—899 Abt der Benedictinerabtei Prüm im Trierschen und lebte dann bis zu seinem Tode, welcher im Jahre 915, nach Anderen schon 908 erfolgte, in Trier, wo er im Erzbischofe Rathbod einen Freund und Beschützer fand. Auf dessen Veranlassung verfaßte er eine Sammlung von Kirchengesetzen der Päpste, Concilien und weltlichen Regenten, in welcher er zuerst eine bestimmte Ordnung in der Aufeinanderfolge des Stoffs beobachtete. Dieses Werk erschien 1659 zu Helmstädt in 2 Bänden unter dem Titel: „De disciplina ecclesiastica veterum, praesertim Germanorum", dann 1671 von Baluzius besorgt nochmals unter dem Titel: „De disciplinis ecclesiasticis et religione christiana" zu Paris. Ungleich wichtiger aber als dieses Werk R.'s ist sein „Chronicon" in 2 Büchern, eine übersichtliche Darstellung der Geschichte der Franken und insbesondere der Deutschen von Christi Geburt an bis zum Jahre 908, fortgesetzt später von zwei Mönchen bis zum Jahre 967. Es zeichnet sich dieses Chronicon, zumal der Theil, welchen R. nach eigenen Erfahrungen niederschrieb, durch klare ansprechende Sprache und ziemlich gesundes Urtheil vor den ähnlichen Arbeiten der meisten gleichzeitigen Scribenten vortheilhaft aus. Im Drucke erschien dieß Werk zuerst im Jahre 1521 zu Mainz (nach Andern 1518 zu

Straßburg), dann 1566 zu Frankfurt und in der Folge noch zu wiederholten Malen. Man findet es auch im 1. Bande der „Scriptores rerum germanicarum“ von Pistorius, am Besten aber von Pertz in dem Werke: „Monumenta Germaniae historica“ (Hanov. 1826. 1. Bd.). 22.

Rhein, lat. Rhenus; franz. Rhin; engl. Rheine, einer von den Hauptflüssen Deutschlands, entspringt aus dem Tomasee auf dem Crispalt an der Ostseite des Gebirgsstockes des St. Gotthard. Dieser sogenannte Vorderrhein nimmt mehrere Gebirgsbäche auf und fließt von der Windgelle und dem Scheerhorn in nordöstlicher Richtung dem tavetscher Thale zu. Hier vereinigt sich mit ihm bei dem Flecken Dissentis das noch unbedeutende Gewässer, der **Mittelrhein**, welcher am Luckmanier in den graubündtner Alpen seine Quellen hat. In gleicher Richtung strömen beide über Ilanz nach Reichenau, in dessen Nähe der Hinterrhein hinzutritt. Dieser schon ziemlich breite Fluß (10 Meil. lang) entquillt den Rheinwaldgletschern am Muschelhorn und bewässert das Rheinwaldthal, das schamser und domleschger Thal, in welchem letztern die Albula ihm zufließt. Die 3 Hauptquellen führen nach ihrer Vereinigung den Namen R. Bei Chur wird sein Lauf nördlich, er bildet von Sagans an die Grenze zwischen dem Cantone St. Gallen und dem Fürstenthume Liechtenstein und weiter hin zwischen demselben Cantone und den tyroler-vorarlbergischen Herrschaften, bis er bei Rheineck in den Bodensee und aus diesem in den Zeller- oder Untersee sich ergießt. Diesen verläßt er bei Stein, wendet sich mehr nach West, bildet den bekannten Rheinfall, biegt sich darauf südlich, nimmt aber dann, die Grenze zwischen Baden und der Schweitz (den Cantonen Aarau und Basel) bildend, den frühern Lauf bis nach Basel an, wo er der Schweitz noch einmal angehört, um sie bald auf immer zu verlassen. Von Basel aus wendet er sich plötzlich nach Norden, verfolgt in seichten Ufern ein weites Thal und macht Straßburg berührend bis zum Einflusse der Lauter bei Lauterburg die Grenzscheide zwischen Frankreich und Baden. Von hier an gehört er Deutschland ganz an, begrenzt Baden und den baierischen Rheinkreis und geht oberhalb Worms in das Großherzogthum Hessen über. Bei Mainz ändert er, als Grenzfluß des Großherzogthums Hessen und Nassau und später der preußischen Rheinprovinzen, seinen Lauf nach Westen. Oberhalb Coblenz dringt er in letztere ganz ein, verläßt sie und somit ganz Deutschland unterhalb Emmerich und theilt sich nach seinem Eintritte in die Niederlande in 2 Hauptarme. Der westliche und größere, **Waal** genannt, vereinigt sich zweimal mit der Maas, bildet mehrere größere Werder und fließt dann mit dieser unter dem Namen der Maas in die Nordsee. Der nördliche nimmt seinen Weg nach Arnheim, geht aber, ehe er dieses berührt, wieder in zwei Arme aus einander, von denen der nördlichere unter dem Namen Yssel mit der alten Yssel über Zytphen, Deventer und Kampen dem Zuydersee zuläuft. Der westliche dagegen oder der eigentliche R. nimmt den Namen Leck an. In der Nähe von Wyk by Duurstede theilt sich dieser ebenfalls und der eine Arm, der krumme R. genannt, zieht sich nach Utrecht, wo er sich in die Vecht, die in den Zuydersee ausläuft, und den alten R. (Oude Rhyn) spaltet, dessen versandete Mündung seit 1807 erst wieder ausgegraben wurde. Der eigentliche Leck folgt seiner Strombahn bei Schoonhoven vorbei, vereinigt sich durch den Canal Merre mit der Maas und eilt mit dieser gleichfalls der Nordsee zu. Das ganze Gebiet des Rheins pflegt man in das obere, mittlere und untere zu theilen. Das obere setzt man zwischen seine Quellen und Basel. Innerhalb dieser Strecke wächst seine Breite bei Stein auf 250, bei Schafhausen auf 340, bei Basel auf 750 Fuß. Die Tiefe übersteigt selten 15 Fuß und seine Höhe, die an den Quellen 5470 Fuß beträgt, fällt bei Reichenau bis auf 1800, bei Constanz auf 1230 und bei Basel auf 760 Fuß. Die Ufer des Rheins sind hier größtentheils steil und als wilder Gebirgsstrom bricht er sich oft durch schroffe Felsen hindurch. Das Merkwürdigste

aber, was uns auf dieser Bahn bis Basel begegnet, ist der weltberühmte Rheinfall, dessen unbeschreibliche Pracht alle in der Schweitz Reisende von je her an sich gezogen hat. Von einem 60—80 Fuß hohen Felsen stürzt er sich nämlich mit weit vernehmbaren Getöse in der Nähe des Schlosses Laufen bei Schafhausen zwischen 4 hervorragenden Felsenblöcken 300 Fuß breit herab. Unbedeutend dagegen sind die Stromschnellen bei Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden. Der Mittelrhein oder das mittlere Rheingebiet erstreckt sich von Basel bis Coblenz. Seine Umgebungen werden hier höchst reizend und schön und ergötzen das Auge durch einen mannigfachen Wechsel von anlaufenden Felsengründen und allmählig aufsteigenden Bergrücken mit fruchtbaren Obstgärten, Weinbergen und anmuthigen Thälern. Diese Partien haben daher immer das Augenmerk der Fremden auf sich gelenkt und zu zahllosen Beschreibungen Veranlassung gegeben. Seine Höhe beträgt bei Straßburg 450, bei Mannheim 280, bei Mainz 280, bei Coblenz 190 Fuß; seine Tiefe steigt auf 30 Fuß und sein Bette erweitert sich bei Mannheim von 1000—1200, bei Mainz von 1800—2500 Fuß. Unterhalb Mainz wird es aber durch den Hundsrück und das Taunusgebirge bis auf 800 und 500 Fuß eingeengt. Von Coblenz bis zu seiner Mündung reicht der Unterrhein. Nachdem sich dieser durch die Eifel und den Westerwald hindurchgedrängt hat, erweitern sich seine Ufer bei Bonn und werden bis zu seinen Mündungen immer flacher. Sein Spiegel sinkt bei Bonn bis auf 130, bei Köln auf 110, bei Wesel auf 90, bei Arnheim auf 30 Fuß und die Breite, welche bei Bonn 1150—1350 Fuß beträgt, steigt bei Emmerich bis auf 2000 Fuß. Seine Tiefe wechselt zwischen 40—45 Fuß und bei Düsseldorf soll wenig an 50 Fuß fehlen. Der R. ist reich an Fischen, namentlich aber werden Salmen in ihm gefangen, welche zur Zeit des Frühjahrs aus dem Meere herbeiziehen. Seine Länge beträgt in gerader Linie 110 Meilen, mit den Krümmungen aber 190 Meilen. Ein Flächenraum von 4700 □Meilen gehört zu seinem Stromgebiete. Begrenzt wird es im Süden von den berner und rhätischen Alpen, im Osten von den graubündtner und allgauer, vom Schwarzwalde, von dem schwäbischen Alp, dem fränkischen Landrücken, dem Fichtelgebirge, dem thüringer Walde, dem Rhöngebirge, vom Taunus, von dem Westerwalde, dem Rothlager und Eggegebirge und dem teutoburger Walde. Im Westen erstreckt es sich bis an den Jura, den lothringischen Landrücken und die Ardennen; kein Wunder also, wenn man ohne die Schelde und deren Nebenflüsse 2000 Gewässer zählt, die er aufnimmt. Wir erwähnen von denen, welche ihm links zuströmen, die Aar mit der Limmat und Reuß oberhalb Laufenburg, die Ill bei Straßburg, die Nahe bei Bingen, die Mosel bei Coblenz. Rechts fließen in den Rhein die Wutach unterhalb Zurzach, die Elz mit dem Treisam bei Kinzingen, die Murg unterhalb Rastadt, der Neckar nebst der Enz, Nagold und Jaxt bei Mannheim, der Main bei Mainz, die Lahn oberhalb Coblenz, die Sieg oberhalb Bonn, die Ruhr bei Duisburg, die Lippe bei Wesel. Schiffbar wird der R. bei Chur und trägt hier schon Kähne zu einer Last von 300 Centnern. Die größere Rheinfahrt beginnt aber erst bei Speier. Hier werden die größeren Fahrzeuge mit Lasten von 3000—4000 Centnern und die Schiffe von Köln bis zur Mündung mit 6000—9000 Centnern beladen. Im Ganzen ist die Schifffahrt auf dem Rheine durch einige gefährliche Stellen sehr erschwert, die unzähligen Werder und Inseln, namentlich von Basel bis Worms, die Stromschnellen und den Rheinfall, welcher sie ganz unterbricht, abgerechnet. Zu jenen gefährlichen Stellen gehört besonders das Bingerloch (s. d. Art.), das wilde Gefähr, ein Strudel zwischen Felsenbänken, und die Bank von St. Goar, eine Anzahl neben einander gruppirter Felsen, die theilweise von den Fluthen bedeckt werden, so wie der kleine Unkelstein, gleichfalls aus den Felsen hervorragende Felsenblöcke. Der große Unkelstein wurde 1800 von den Franzosen gesprengt. Doch diese Hindernisse würden theilweise beseitigt worden sein, wenn

nicht seither der für das westliche Deutschland so wichtigen Rheinschifffahrt durch die drückenden Abgaben größere Hindernisse entgegengestellt worden wären. Schon Napoleon sah dieß ein und er verordnete deßhalb in dem 1804 zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossenen Rheinschifffahrtsvertrage eine Verminderung der Abgaben und machte der Willkühr der Beamten bei Erhebung derselben ein Ende. Nach dem Falle Napoleon's ging man aber noch weiter, indem man in dem pariser Friedensvertrage die freie Schifffahrt jusqu' à la mer (bis ins Meer) beschloß. Allein Holland erklärte den Ausdruck „bis ans Meer" und nahm an der Mündung Zoll. Nach mehrjährigen Verhandlungen, welche selbst auf dem wiener Congresse nicht beendigt wurden, kam es aber endlich durch den von den angrenzenden Ländern dazu niedergesetzten Comité 1831 zu den Bestimmungen, daß das Umschlagerecht in Köln und Mainz und die Gilten und Rangfahrten aufgehoben, den Uferstaaten die Schifffahrt bis zur See erlaubt sein sollten und eine gleichmäßige Abgabe zu entrichten sei, die aber im Unterrheine weit geringer sein sollte. In Folge dieser Beschlüsse stieg das sonst geringe Quantum der Schiffsladungen, welche aus Holland kamen, schon im folgenden Jahre 1832 auf 1542049 Centner und derer, welche rheinabwärts fuhren, auf 4148841 Centner. Vergl. Schreiber's „Taschenbuch für Reisende am Rheine" (Heidelb. 1812. In mehreren Aufl.); Fischer's „Neuester Wegweiser von Mainz bis Köln" (Frankf. 1827); „Die Rheinreise von Straßburg bis Rotterdam" (Coblenz 1835); „Topographische Charte des Rheinstroms und seiner Ufer von Hüningen bis Lauterburg" (Freiburg 1829. 19 Bl.); „Der Rheinlauf von dessen Quellen bis zu seinen Ausflüssen", von Primavesi (1818); „Panorama des Rheins von Mainz bis Köln", gezeichnet von Delkeskamp und gestochen von Richter in Dresden (Frankf. 1825 ff. 80 Bl.) 35.

Rheinbund. Die Entstehung dieses für Deutschland schmachvollen Bündnisses wurde zunächst durch Napoleon's Herrschsucht veranlaßt, welcher nach der Demüthigung Östreichs im Kriege des Jahres 1805 seinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands geltend zu machen und sich darin eine entscheidende Stimme zu sichern suchte, um die Gesammtmacht dieses Reichs mit desto größerm Erfolge gegen alle ihm noch durch ihre Macht Gefahr drohenden Fürsten Europas anwenden zu können und sie überhaupt für alle künftigen Fälle unauflöslich an seine Interessen zu knüpfen. Zunächst brachte er dadurch der Macht Östreichs einen gefährlichen Stoß bei, stellte sowohl ihm als Preußen gegenüber eine Macht auf, welche der Lage der Länder zufolge stets für diese Fürsten gegen ihn selbst Partei hätte nehmen sollen, und schwächte sie daher mitten im Frieden auf eine empfindlichere Weise, als er es kaum erst nach einem siegreichen Kriege vermocht hätte. Weit entfernt aber seine eigentlichen Pläne ahnen zu lassen, kündigte er vielmehr als Zweck des Bundes Dinge an, die er nie auszuführen gesonnen war. Der erste Gedanke des Rheinbundes soll von Talleyrand ausgegangen sein, den ein ähnlicher mißlungener Versuch Ludwig's XIV. angeregt haben mag. Schon durch den Frieden zu Preßburg am 26. Dec. 1805 waren die inneren Verhältnisse Deutschlands anders gestaltet worden, als früher, da Östreich in demselben die Königswürde der bisherigen Churfürsten von Baiern und Würtemberg, so wie die Souverainetät von Baden anerkannt hatte, wodurch diese Mächte aus dem Reichsverbande traten. Jene Staaten standen nun vereinzelt und ohne festen Stützpunkt zwischen Frankreich und dem übrigen Deutschland da; als Bundesgenossen und Schützlinge des erstern waren sie ihm erst dann von wesentlichem Nutzen, wenn sie durch ein gemeinsames Band mehr unter sich verbunden waren, und konnten selbst entscheidend für das Gelingen der Pläne Frankreichs gegen andere Staaten werden, wenn sich mehrere Fürsten des deutschen Reiches, die bisher in einer ziemlich lockern Verbindung mit dem Reichsoberhaupte gestanden hatten, von diesem lossagten und an sie anschlossen. Da aber ein baldiges Gelingen dieses Plans erst dann zu erwarten war,

wenn eine bedeutende und den anderen Fürsten imponirende Macht den Mittelpunkt des Ganzen bildete, so stellte sich Napoleon selbst, jedoch nur unter dem scheinbar bescheidenen Titel eines Protectors an die Spitze des Bundes, um dadurch seine herrschsüchtigen Absichten weniger offen an den Tag zu legen, der Eitelkeit der Bundesglieder zu schmeicheln und ihr Selbstgefühl in geringerem Maße zu verletzen, als es außerdem der Fall gewesen sein würde. Der erste deutsche Churfürst und Reichserzkanzler, Freiherr von Dalberg, der für Napoleon's Interessen gewonnen war, ernannte daher den Oheim des Kaisers, den Cardinal Fesch, zu seinem Coadjutor und Nachfolger und erklärte am 27. Mai 1806 den auf dem Reichstage zu Regensburg versammelten deutschen Ständen seinen Entschluß. Bald darauf machte die am 12. Juli 1806 unterzeichnete Rheinbundesacte Deutschland und Europa mit dem neuen Bündnisse bekannt. Die demselben beigetretenen Mitglieder waren folgende: die Könige von Baiern und Würtemberg, der Churfürst-Reichserzkanzler, der Churfürst von Baden, der Herzog von Kleve und Berg (J. Murat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, die Fürsten von Hohenlohe-Hechingen und Hohenlohe-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Isenburg-Birstein und der Graf von der Leyen. Der Fürst von Lichtenstein ward, obgleich seine Unterschrift fehlte, mit in das Bündniß aufgenommen, angeblich um ihm einen Beweis von Napoleon's Achtung zu geben, in der That aber, weil man auch seine geringe Macht mit der größeren vereinigen wollte und an die Stelle des freiwilligen nun ein erzwungener Beitritt erreicht wurde. Der Bestimmung der Bundesacte zufolge nahm nun der Churfürst und Erzkanzler den Titel eines Fürsten-Primas an; der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Herzog von Berg erhielten die großherzogliche Würde mit allen königlichen Rechten und Vorzügen; der Fürst von Nassau-Usingen nahm den Titel eines Herzogs und der Graf von der Leyen den Rang eines Fürsten an. Am 1. Aug. 1806 überreichten die Mitglieder des Bundes ihre Acte auf dem Reichstage zu Regensburg, sagten sich von jeder weiteren Verbindlichkeit gegen das deutsche Reich los und luden auch die übrigen Reichsstände ein, ihrem Beispiele zu folgen. Da zugleich der französische Gesandte, Bacher, erklärte, daß sein Kaiser kein deutsches Reich ferner anerkenne, so legte Franz II. seine Würde als deutscher Kaiser nieder, da er dem preßburger Frieden und dem neuen Bunde zufolge sein Amt nunmehr als erloschen betrachtete. So hatte das deutsche Reich nach einer Dauer von fast einem Jahrtausend sein Ende erreicht. Die Veränderungen, welche demgemäß in der inneren Verfassung Deutschlands vorgingen, bestanden darin, daß die freien Reichsstädte Nürnberg und Augsburg mit Baiern vereinigt wurden, die freie Stadt Frankfurt am Main dem Fürsten Primas, das dem Orden der Johanniterritter gehörende Fürstenthum Heitersheim dem Großherzoge von Baden und die Burggrafschaft Friedberg dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt zufiel. Auch wurden die Besitzungen der Fürsten von Nassau- und Oranien-Fulda, Hohenlohe, Schwarzenberg, Löwenstein, Leiningen, Thurn und Taxis, Salm-Reiferscheid-Krautheim, Wied-Neuwied und Wied-Runkel, Öttingen, Fugger, Metternich, Truchseß, Fürstenberg, Solms, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Herzöge von Looz-Corswaren und von Croy, die Besitzungen vieler Reichsgrafen und aller Reichsritter mediatisirt und mit den Ländern der Fürsten des Rheinbundes vereinigt. Den mediatisirten Ständen wurden blos ihre Patrimonialbesitzungen und Privatgüter, die Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz, die lehnsherrlichen und Bergwerksrechte gelassen, aber die mit der Landeshoheit verbundenen Vorzüge der Gesetzgebung und obersten Gerichtsbarkeit, der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündnisse, die Ausübung der Polizei und Besteuerung mußten an die Bundesfürsten abgetreten werden. Als der Zweck dieses Bundes

wurde die Sicherstellung des innern und äußeren Friedens angegeben; alle Mitglieder desselben sollten denjenigen für ihren gemeinsamen Feind ansehen, der Einen von ihnen angriffe, und Alle sollten dann nach ergangener Einladung des Protectors verbunden sein, ohne vorhergegangene Berathung dem gefährdeten Bundesgliede zu Hülfe zu kommen. Als Protector wurde Napoleon anerkannt, den man jedoch nicht als ein wirkliches Oberhaupt zu betrachten habe, so daß ihm die Übrigen unterworfen wären. Er hatte die Verpflichtung auf sich, das Gebiet des Bundes gegen den Einfall fremder Truppen und jeden einzelnen Bundesgenossen gegen alle übrigen zu beschützen. Ihm stand auch für immer der Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Verbündeten zu, die er jedoch im Falle eines Krieges mit 200000 Mann zu unterstützen versprach. Jedoch sollte die Kriegsmacht blos zu Vertheidigungskriegen benutzt werden. Zum steten Versammlungsorte über die allgemeinen Angelegenheiten des Bundes wurde Frankfurt am Main bestimmt. Die Bundesversammlung bestand aus zwei Collegien, dem königlichen, zu dem auch die Großherzöge gezählt wurden, und dem fürstlichen. Der Fürst Primas war sowohl zum Präsidenten der gesammten Bundesversammlung, als auch noch besonders zum Vorsitzer im königlichen Collegium ernannt worden, in dem fürstlichen dagegen stand der Herzog von Nassau an der Spitze. Ein Mitglied des letzteren durfte blos bei einem verbündeten Staate Dienste nehmen und seine Souverainetät auch blos an einen solchen abtreten. Die Streitigkeiten der Bundesfürsten unter sich sollten auf den Bundesversammlungen entschieden und zur Untersuchung der gegen ein oder mehrere Mitglieder eingegangenen Klagen zwei Gerichtshöfe niedergesetzt werden, wovon der eine für das nördliche Deutschland nach Dresden, der andere für das südliche nach München verlegt werden sollte. Außerdem wurden in allen Bundesstaaten Katholiken und Protestanten gleiche Rechte zugesichert. Der erste deutsche Fürst, welcher nach dem Schlusse des Bundes in denselben aufgenommen wurde, war der Churfürst von Würzburg, welcher am 25. Sept. 1806 beitrat. Einige Monate später sagte sich auch der Churfürst von Sachsen von dem Bündnisse mit Preußen los und wurde nach dem Frieden zu Posen am 11. Dec. 1806 mit Annahme des Königstitels als Mitglied des Bundes anerkannt. Seinem Beispiele folgten schon am 15. Dec. die fünf sächsischen Herzöge und durch den Tractat zu Warschau vom 18. April 1807 traten auch die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, die drei Herzöge von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg und die Fürsten des Hauses Reuß dem Bunde bei. Auch das Königreich Westphalen wurde nach Bestätigung seiner Constitution von Napoleon am 15. Nov. 1807 als Bundesstaat aufgenommen. Die letzten Fürsten, welche demselben beitraten, waren die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz (am 18. Febr. 1808), von Mecklenburg-Schwerin (am 22. März 1808) und der Herzog von Oldenburg, Fürst von Lübeck (am 14. Oct. 1808). Zu spät hatte Preußen das Gefahrvolle dieses Bundes für sich und ganz Deutschland erkannt und suchte dem Übel durch Errichtung eines unter seinem Protectorate sich gestaltenden Bundes vorzubeugen, welcher die norddeutschen Fürsten vereinigen sollte, wie der R. anfangs die süddeutschen umschloß. Allein die Ereignisse während des Krieges von 1806 und 1807 machten jeden weiteren Gedanken daran unmöglich. So entscheidend der R. auf die Gestaltung der Dinge hätte einwirken können, wenn er selbstständig dagestanden hätte, so wenig war dieses doch der Fall, da gerade derjenige, welcher sich zum Beschützer desselben aufgeworfen hatte, die Rechte seiner Verbündeten am Empfindlichsten kränkte und sich die willkührlichsten Handlungen in demselben erlaubte. Durch ein Decret vom 10. Dec. 1810 sprach er die Vereinigung von den Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und Elbe mit Frankreich aus, entriß dem Herzoge von Oldenburg sein Herzogthum mit 28 □ M. und 153480 Einw. und ließ ihm

blos das Fürstenthum Lübeck, vereinigte von dem Herzogthume Aremberg 38 □M. und 57558 Einw. mit Frankreich und 12 □M. mit 25000 Einw. mit dem Großherzogthume Berg, verband auch die Länder der Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg (30 □M. und 60230 Einw.) mit Frankreich, so wie er vom Königreiche Westphalen 275 □M. mit 611581 Einw. und vom Großherzogthume Berg 89 □M. mit 225208 Einw. losriß, um es seinem Reiche einzuverleiben, so daß dem Bunde blos ein Flächenraum von 5384 □M. mit 13475820 Einw. übrig blieb. Auch ließ er nie eine Bundesversammlung zusammenberufen, noch die Bundesgerichte zu Dresden und München einsetzen. — Nachdem Napoleon die Conscription in allen Bundesstaaten eingeführt hatte, bestimmte er die von jedem einzelnen Staate zu stellende Mannschaft folgendermaßen. Die gesammte Heeresmacht des Bundes wurde auf 119180 Mann festgesetzt, zu denen Baiern 30000 M., Westphalen 25000 M., das Königreich Sachsen 20000 M., Würtemberg 12000 M., Baden 8000 M., Berg 5000 M., Hessen-Darmstadt 4000 M., Frankfurt 2800 M., Würzburg 2000 M., Mecklenburg-Schwerin 1900 M., Mecklenburg-Strelitz 400 M., Nassau-Usingen und Weilburg 1680 M., Sachsen-Gotha 1100 M., Sachsen-Weimar 800 M., Sachsen-Coburg 400 M., Sachsen-Meiningen 200 M., Sachsen-Hildburghausen 200 M., Anhalt-Dessau 350 M., Anhalt-Bernburg 240 M., Anhalt-Köthen 210 M., Lippe-Detmold 500 M., Lippe-Schaumburg 150 M., Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt zusammen 650 M., Waldeck 400 M., Isenburg 291 M., Hohenzollern-Sigmaringen 197 M., Hohenzollern-Hechingen 93 M., Leyen 29 M., Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein-Lobenstein und Reuß-Lobenstein-Ebersdorf 450 M. stellen sollten. Die Gesammtmacht des Bundes mit den Truppen des Protectors war demnach auf 319180 M. berechnet, über die der Protector als Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht jeden Augenblick, aber der Bundesacte zufolge blos zu Vertheidigungskriegen, verfügen konnte. — Ein Bund aber, der unter den drängenden Ereignissen des Kriegs von einem mächtigen Eroberer gestiftet und nur von der Furcht vor dessen unwiderstehlicher Gewalt zusammengehalten wurde, mußte auch mit dem sinkenden Glücke dieses Mächtigen in sich selbst zerfallen, da ein Theil der Mitglieder durch den Drang der Umstände veranlaßt worden war, demselben beizutreten, ein anderer aber durch Vergrößerung seines Gebietes oder Erhöhung seines Ranges zum Anschluß verleitet worden war. Sobald daher im Jahre 1813 Napoleon's Macht gebrochen war, sagten sich zuerst die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz wieder von demselben los und verbanden sich mit Preußen und Rußland. Ihrem Beispiele folgten außer mehrern kleineren Fürsten zunächst die Könige von Baiern und Würtemberg, andere wurden durch die Lage ihrer Länder oder durch andere Rücksichten verhindert, sich jetzt schon von dem Bunde zu trennen. Der König von Sachsen, welcher deßhalb einen großen Theil seiner Besitzungen verlor, und der Großherzog von Frankfurt, welchem sein Land und seine Würde als Primas genommen wurde, blieben dem R. bis zuletzt treu. Auch der König von Westphalen und der Großherzog von Berg, der Sohn des ehemaligen Königs Louis von Holland, wurden auf dem Congresse zu Wien ihrer Throne verlustig erklärt, die Besitzungen der Fürsten von Isenburg und des Fürsten von Leyen, welche durch den R. zu souverainen Fürsten erhoben worden waren, wurden mediatisirt, allein die übrigen Mitglieder des Bundes, außer dem Herzoge von Aremberg und den Fürsten von Salm, auch von dem neuen deutschen Bunde als souveraine Mächte anerkannt. 81.

Rheinfelden (Schlacht bei), s. Bernhard von Weimar.

Rheingau, s. Gaue.

Rheingraf war, wie es scheint, eine zufällige Benennung einiger deutschen

gräflichen Geschlechter im Mittelalter, die sie von ihren Besitzungen im Rheingau erhielten. Für den ersten Rheingrafen wird gewöhnlich Adelhelmen um 670 ausgegeben. Aber so wenig sich etwas Sicheres von der Entstehung dieses Namens behaupten läßt, eben so wenig ist es der Fall mit den Wildgrafen (auch Waldgrafen), eine ähnliche Benennung einiger reichsgräflichen Familien Deutschlands. Angeblich wurde sie ihnen von den wilden und unangebauten Gegenden zu Theil, für deren Urbarmachung sie zu sorgen hatten. Daher werden sie auch Raugrafen genannt. Ihren Ursprung leitet man von Otto VII., Pfalzgrafen von Wittelsbach in Baiern, ab. Beide Geschlechter schmolzen in eins zusammen, seitdem der Rheingraf Johann III. im XIV. Jahrh. des letzten Wildgrafen zu Kyrburg Tochter, Adelheide, geheirathet hatte. Seine Nachkommen führten davon den Titel Wild- und Rheingrafen, nannten sich aber auch von ihren zahlreichen Besitzungen in der Grafschaft Ober-Salm im Wasgau Grafen von Salm. Im XVI. Jahrh. theilten sie sich in 2 Hauptlinien, die mörchingische und baunische, welche letztere wieder in 3 Nebenlinien auseinander ging. Die eine von diesen, die grumbachische, führt noch jetzt den Titel der Wild- und Rheingrafen. 77.

Rheinischer Münzfuß, s. Gulden.

Rheinsburger (holländ. Rijnsburger) oder Collegianten nannte sich eine von der Mehrzahl der Remonstranten abgesonderte Partei der entschiedensten Gegner des Calvinismus, welche bald nach dem Concilium zu Dortrecht um 1620 unter drei wissenschaftlich gebildeten Brüdern, Jan, Adrian und Gysbert Jakobssohn van der Codde (Coddaeus) zusammentrat und noch in einigen Gemeinden besteht, Collegianten von den Collegien, der Bezeichnung für ihre Versammlungen (statt Kirchen), oder R. von Rhynsburg bei Leyden, dem Orte der jährlichen Synoden, genannt. Die urchristliche Kirche als das Muster ihrer Gesellschaft darstellend, nahmen sie die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens an, verwarfen jede andere Glaubensvorschrift und vertheidigten die allgemeine Lehrfreiheit in den Versammlungen. Daher verwarfen sie das christliche Lehramt und stellten nur Gemeindeälteste an, forderten altchristliche Sittenstrenge, waren aber gegen kirchliche Glaubenslehren fast gleichgültig, nur mit Ausschließung der calvinischen Prädestination, zum Theil auch des Socinianismus. Die Taufe ertheilten sie blos Erwachsenen durch Untertauchung und das Abendmahl begingen sie als ein brüderliches Mahl, an keine Confession gebunden. Daher Männer der verschiedensten Denkart sich bei ihnen zusammenfanden. Anfangs verfolgt gewannen sie allmählig durch ihre Rechtlichkeit und Wohlthätigkeit die öffentliche Meinung für sich, so daß sie zu Rheinsburg ein großes Gebäude zu ihren jährlichen Synoden und zu Amsterdam ein großes Waisenhaus errichten konnten. (Vergl. Rues, „Gegenwärtiger Zustand der Mennoniten und Collegianten", Jena 1743. S. 243 ff.; Fliedner, „Collectenreise nach Holland", Essen 1831. 1. Bd. S. 186 ff.) 63.

Rheinwein, s. Wein.

Rhetoren und Rhetoriker, s. Grammatik.

Rhetorik, s. Redekunst.

Rheumatismus nennen wir die spannenden, bohrenden, heftig reißenden Schmerzen in den Gliedern, welche zuweilen mit Anschwellung der schmerzhaften Stellen verbunden sind. Häufig kommt der R. als rheumatisches Fieber (Flußfieber) vor. Hier entsteht nach vorgängigem Froste Hitze mit Kopfschmerz, dabei leichtere Schmerzen im ganzen Körper, die sich nach einigen Tagen auf eine Stelle fixiren und an Heftigkeit zunehmen, bis endlich nach einigen Tagen eine Anschwellung entsteht, worauf die Schmerzen zwar nachlassen, bald aber an einer anderen Stelle mit neuer Heftigkeit ausbrechen und so allmählig den ganzen Körper durchziehen (woher der Name Fluß). Diese Schmerzen können zuweilen den heftigsten Grad erreichen, so daß sie allen Schlaf rauben, der Kranke laut aufschreien muß,

sich nicht bewegen und keine Berührung vertragen kann. Hat auf diese Art die Krankheit 2—3 Wochen gedauert, so nimmt der Schmerz ab, das Fieber verliert sich, es treten Schweiße und Bodensatz im Urine ein und der Kranke erholt sich, jedoch sehr langsam. Indessen können auch statt einer vollständigen Genesung mancherlei Krankheiten zurückbleiben, als allgemeine oder örtliche Wassersucht, Verwachsungen, Lähmungen; endlich kann sich auch der R. auf edlere Organe, als Hirn, Lungen, Herz, Magen, Därme, werfen, in welchem Falle der Tod die gewöhnliche Folge ist. Außer diesem rheumatischen Fieber gibt es auch einen fieberlosen, chronischen R., in welchem nur eine einzelne Stelle des Körpers afficirt ist. Solche chronische Rheumatismen befallen die Kopfbedeckungen (Kopfgicht), die Augen, Ohren, Zähne, Hals, Brust, Rückenmuskeln, die Kreuzgegend (Kreuzschmerzen), die Hüften (Hüftweh), die Gelenke (Gelenkrheumatismus) ꝛc. — Die Ursache des R. ist der schnelle Übergang von Wärme zur Kälte, die vorzüglich, wenn sie mit Feuchtigkeit verbunden ist, schädlich wirkt; daher kommt er am Häufigsten im Frühlinge und Herbste vor, öfter an Flüssen und in feuchten Thälern, in feuchten Wohnungen; er wird erregt, wenn man mit erhitztem Körper in die Zugluft, in kalte Zimmer, Kirchen, feuchte Keller tritt; am meisten sind ihm schwächliche, reizbare, mit zarter, leicht schwitzender Haut versehene Menschen unterworfen, so wie er auch gern nach Wunden, Quetschungen und Knochenbrüchen sich einstellt. Er hat seinen Sitz in den serösen und fibrösen Gebilden des Körpers, als in den Muskelscheiden, Sehnen, Gelenkkapseln, der Knochenhaut, wobei diese Partien entzündlich ergriffen sind. 39.

Rhinocĕros, Nashorn, lat. rhinoceros; franz. rhinocéros; engl. rhinoceros, ein in den heißen Gegenden Asiens und Afrikas einheimisches, von Vegetabilien lebendes Säugethier, ist nächst dem Elephanten das größte und stärkste des Festlandes. Man unterscheidet zwei Arten desselben, das einhörnige (unicornis) und das zweihörnige (bicornis). Das erstere wird nur in Asien und zwar vorzugsweise in den dichten schattigen Wäldern Ostindiens, Siams und des südlichen China, auch auf Java und Sumatra, angetroffen; das letztere, welches im Allgemeinen jenem gleicht, im Caplande und in anderen Gegenden des südlichen Afrika. Die Gestalt des R. ist nichts weniger als schön; den plumpen und unbeholfenen, aber starkknochigen Körper bedeckt eine schmutziggraugelbe, nackte, rauhe und faltige Haut, welche so dick und hart ist, daß gewöhnliche Bleikugeln von ihr abprallen; das unverhältnißmäßig kleine Auge liegt tief im Kopfe und drückt Trägheit und Dummheit aus, die Füße endlich sind unförmlich und scheinen ebenfalls mit der Last des Körpers nicht im Verhältnisse zu stehen, obwohl sie zu schneller Fortbewegung nicht untauglich sind. Der merkwürdigste Theil an dem Körper des R. ist das über der Nasenspitze stehende, bisweilen über 3 Fuß lange, gebogene Horn, welches dem Thiere zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe dient. Das afrikanische R. hat deren zwei, ein größeres und ein kleineres. Übrigens sind beide Arten von Natur friedliebend, wenn sie gereizt werden aber äußerst bösartig. Man jagt sie sowohl wegen des Fleisches, als auch wegen des Horns und der Haut, welche zu allerlei Geräthschaften verarbeitet werden. 8.

Rhinoplastik (von ῥίν, Nase, und πλάσσειν, bilden) ist die Kunst, den Verlust der Nase durch die lebendige Erzeugung eines der Nase ähnlichen Fleischgebildes organisch zu ersetzen. Man benutzt dazu entweder die nahe gelegene Haut, vorzüglich der Stirne oder die des Armes, die man noch theilweise mit ihrem ursprünglichen Standpunkte in Verbindung läßt, bis sie mit dem Orte ihrer Überpflanzung in organische Vereinigung getreten ist; oder man überpflanzt ein völlig getrenntes Stück auf den zu ersetzenden Theil. Der Ursprung der R. verliert sich in die frühesten Zeiten des indischen Priesterthums und scheint fortdauernd in gewissen Kasten, besonders in der der Ziegelstreicher, sich erhalten zu haben. Die indischen Priester

machten lange Zeit ein Geheimniß aus ihrer Methode (die übrigens darin bestand, den zur Bildung der neuen Nase verwendeten Hautlappen aus der Stirn zu schneiden) und nur ungefähr erst gegen das XV. Jahrh. wurde die R. nach Europa verpflanzt. Nach P. Manzano restaurirte Branca, ein sicilischer Arzt, im Jahre 1442 eine Nase, indem er dazu die Armhaut des Individuum benutzte. Von der Familie Branca pflanzte sich diese Kunst nach Calabrien auf die Familie der Bojanis fort, bis sie hier mit dem Ende des XVI. Jahrh. wieder ganz verloren ging. Doch wurde sie späterhin von Kaspar Tagliacozzi in Bologna (geb. 1546, gest. 1599) wieder ausgeübt, kam in großen Ruf und wurde 1597 von ihm öffentlich bekannt gemacht, nachdem sie zuvor ein Geheimniß gewesen war. Das Charakteristische der italienischen oder Tagliacozzi'schen Methode ist die Bildung des Ersatzlappens aus der Haut des Armes, welcher erst nach vorläufiger Behandlung mit dem Orte seiner Verpflanzung vereinigt wurde. Nach dem Tode Tagliacozzi's beschäftigte man sich nur wenig mit der R. und später hielt man die Abhandlungen und Beobachtungen über die Wiederherstellung der Nase für nicht glaubwürdig, so daß die Möglichkeit der Ausführung dieser Operation, z. B. von Dionis, geradezu für unmöglich erklärt wurde. Doch wurde späterhin durch die von Garengeot und vielen anderen Wundärzten aufs Neue beobachteten Thatsachen die Aufmerksamkeit auf die R. wieder hingelenkt, so daß man wieder Versuche damit anstellte. Doch wurde sie in Indien fortwährend geübt und im Jahre 1814 in England zuerst wieder von Carpue verrichtet. In Deutschland versuchte von Gräfe (1816) zuerst wieder die Nasenbildung aus der Armhaut und später auch die indische Methode. Er hat beide in manchen Beziehungen wesentlich verbessert, so daß seine Angaben als die zweckmäßigsten manuellen Verfahrungsweisen zu betrachten sind. Sein eigenthümliches Verfahren, das er als deutsche Methode aufführt, unterscheidet sich von dem des Tagliacozzi dadurch, daß der aus der Armhaut gebildete Lappen, ohne seine vollkommene Überhäutung an der inneren Fläche abzuwarten, mit dem Stumpfe der Nase geheftet wird. In England haben, außer Carpue, auch Lynn, Hutchinson u. A., und in Frankreich besonders Delpech, Lisfranc, Blandin u. A. mit gleichem Glücke die Operation der Brahminen wiederholt. — (Vergl. Tagliacozzi, „De curtorum chirurgia per insitionem" (Venet. 1797); Rosenstein, „De chirurgiae curtorum possibilitate" (Upsal. 1742); Carpue, „Geschichte zweier gelungenen Fälle, wo der Verlust der Nase vermittelst der Stirnhaut ersetzt wurde", aus dem Engl. von Michaelis, mit einer Vorrede von C. Gräfe. Mit 5 Kpfrn. (Berlin 1817); Gräfe's „Rhinoplastik" ꝛc., mit 6 Kpfrn. (Berl. 1818) und Benedict's „Beiträge zu den Erfahrungen über Rhinoplastik nach der deutschen Methode; mit 4 Tafeln" (Bresl. 1828). 28.

Rhode-Island, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Rhodium, s. Metalle.

Rhodus, eine wegen ihres heitern Himmels und ihrer Fruchtbarkeit und als mächtiger Seestaat im Alterthume berühmte Insel, liegt im mittelländischen Meere, 2 M. von der Küste Kariens in Kleinasien entfernt. Sie war der Sonne geweiht und in den frühesten Zeiten bildeten die 3 wichtigsten Städte, Lindus, Jalysus und Kamirus, für sich bestehende Republiken. Doch seit der Erbauung der Hauptstadt Rhodus zur Zeit des peloponnesischen Krieges verbanden sich diese und gründeten den in Kurzem mächtigen Seestaat R., die Mutter vieler Colonien Italiens, Siciliens und Spaniens. An der Spitze desselben stand die Stadt Rhodus, der Sitz der Cultur und Wissenschaft, mit einem Hafen, den der weltberühmte Coloß schmückte. Besonders gelangten die Seegesetze von R. an den Küsten des ganzen Mittelmeeres zur Celebrität und die lex Rhodia de jactu hat bisher seine Gültigkeit behauptet. Während der ganzen Reihe der Ereignisse Europas und

Asiens, in die es vielfach verwickelt wurde, behauptete R. die Selbstständigkeit und seit den Eroberungszügen der Römer nach Asien stand sie mit diesen im Bunde und leistete ihnen treffliche Dienste, besonders im Kriege gegen Mithridates VI. Erst durch Vespasian wurde sie als Provinz dem römischen Reiche einverleibt und theilte dann später das Schicksal desselben, namentlich des anliegenden Festlandes. 1310 (9) wurde sie von den Johanniterrittern erobert und der Sitz des Ordens, fiel aber 1522 wieder in die Hände der Türken, die sie zur Zeit noch behaupten. Gegenwärtig heißt sie Rhodis und zählt 30000 Einw., worunter sich 10000 Griechen mit einem Erzbischofe befinden, die zum größern Theile außerhalb der Hauptstadt leben müssen. Regiert wird sie von einem Pascha, der unter dem Kapudan Pascha steht. Sie ist reich an Producten, an Wein, Getreide, Baumwolle und anderen Südfrüchten und dient wegen ihres Holzreichthums (rhodisches Holz, auch Rosenholz) als Hauptschiffswerfte der türkischen Flotte. Die Hauptstadt ist Rhodis mit 15000 Einw., größtentheils Türken, 2 Häfen, die jedoch ziemlich versandet sein sollen, und vielen Überresten der Johanniterritter, von denen noch eine Straße den Namen der Ritterstraße führt. Sie wird von einem dreifachen Walle und doppelten Gräben umgeben und deßhalb für unbezwingbar gehalten. Die am Tage in der Stadt sich aufhaltenden Christen müssen sie mit dem Untergange der Sonne verlassen. Vergl. „Rhodos, ein historisch-archäologisches Fragment", von H. Rost (Altona 1823) und Rottier's „Descript. des monumens de Rhodes" (1828 ff., mit lithogr. Blättern). 35.

Rhön (die), **Rhöngebirge** heißt ein Gebirgszug des mitteldeutschen Gebirgssystems. Sie bedeckt den nordwestlichen Theil des baierischen Untermainkreises und den südlichen des Großherzogthums Weimar und läuft in nordöstlicher Richtung von Brückenau in Baiern bis Kaltennordheim im Eisenachschen, von wo aus ihre Vorberge sich bis zur Werra, der Grenzscheide vom thüringer Walde, hinziehen. Sie ist 6 M. lang, selten über 1 M. breit und zerfällt in 3 Hauptzüge, unter welchen der beträchtlichste vom heiligen Kreuzberge an bis in das eisenachsche Amt Lichtenberg unter dem Namen der hohen oder langen R. bekannt ist. Hier tritt auch am Entschiedensten der vulcanische Ursprung des Gebirgs (Basalt- und Lavagestein) hervor. Sonst aber findet man Holz- und Pflanzenwuchs, besonders schöne Bergwiesen. Die höchsten Punkte des Gebirges sind der heil. Kreuzberg (2856 F.), der Dammersfeld (2840 F.) und die Milzeburg oder das Heufuder (2390 F.). Durch Höhenzüge steht die R. im Norden mit dem Meißner, südlich mit dem Spessart in Verbindung. 15.

Rhombendodekaëder ist eine aus zwölf gleichen rautenförmigen Flächen, welche Winkel von 109° 28′ 16″ und 70° 32′ 44″ besitzen und die unter Winkeln von 120 Graden mit ihren Kanten an einander stoßen, zusammengesetzte Gestalt und gehört zu den regelmäßigen stereometrischen Körpern. Sie besitzt 14 Ecke, von denen 6 vierflächig und 8 dreiflächig sind, und 24 Kanten. 76.

Rhomboëder heißen diejenigen Gestalten, welche von sechs gleichen Rautenflächen so umgrenzt sind, daß zwei gleiche dreiflächige von drei gleichen Flächenwinkeln umgebene Ecken der Gestalt vom Mittelpunkte derselben aus diametral einander gegenüberliegen. Die Linie durch den Mittelpunkt, welche diese Ecken verbindet, heißt die Achse. Die Gestalten besitzen 2 gleichwinkelige, 6 ungleichwinkelige Ecken, 6 gleiche Achsen und 6 gleiche Seitenkanten. 76.

Rhombus, Raute, lat. rhombus; fr. losange; engl. losenge, rhomb, ist ein Parallelogramm mit schiefen Winkeln und gleichen Seiten und Rhomboides ein Parallelogramm mit schiefen Winkeln und ungleichen Seiten. — Rhombuslinie ist eine auf einem Quadranten, der in acht Theile des Zirkels getheilt wird, verzeichnete Chordenlinie, deren Benutzung besonders zur See geschieht, um den Lauf eines Schiffes zu verzeichnen. 40.

Rhône (lat. **Rhodanus**), einer von den Hauptflüssen Frankreichs, entspringt 5400 F. über dem Meere aus einem Gletscher (dem Rhônegletscher) am Fuße der Furca, dem südwestlichen Abhange des St. Gotthard, im schweitzerischen Canton Wallis. In nordwestlicher Richtung fließt sie durch die berner und savoyer Alpen, tritt dann in das sich allmählig erweiternde walliser Thal, bildet die Grenze zwischen Wallis und dem Canton Waadt und ergießt sich bei Noville in den Genfersee. Diesen verläßt sie bei Genf, bald darauf auch den Canton und trennt nun theilweise Savoyen und Frankreich. Bei St. Genis geht sie hierauf nach Frankreich über, nachdem sie bei dem Marktflecken Seyssel, in dessen Nähe sie einen Wasserfall bildet, schiffbar geworden ist. Hier macht sie die Grenze der Provinzen Dauphiné, Provence und Burgund, Lyonnois und Languedoc und ergießt sich durch 4 Mündungen, die oft eine Breite von 2000 F. erreichen, in den Meerbusen von Lyon und schließt die mehrere □M. große Insel Camargue, ein sandiges Delta, ein. Die Schiffahrt der R. ist namentlich von Lyon aus sehr belebt, wird aber durch die engen Schluchten, zwischen welchen sie ihr Flußbette gebahnt hat, und durch die zahllosen Sandbänke und Inseln, wie durch ihren reißenden Lauf, sehr unsicher und schwierig. Eine solche enge Schlucht, wo die überhängenden Felsen sich ziemlich berühren, ist die Perte du Rhone oberhalb Lyon, durch die sie sich 60 F. weit hindurchzieht. Bei Arles, wo sie sich in 2 Hauptarme theilt, hört die Schifffahrt, weil ihr Bette hier ganz versandet ist, auf, wird aber durch die Canäle von Arles und Beaucaire, die beide in den Meerbusen von Lyon münden, ersetzt. Außerdem steht die R. durch den Canal des Doubs, sonst de Monsieur, erst 1832 vollendet, der den Doubs und die Ill vereinigt, mit dem Rheine in Verbindung. Die R. berührt auf ihrem 100 M. (in gerader Richtung 60 M.) langen Laufe außer Genf und Lyon die Städte Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire und Arles. Ihr Stromgebiet ist 1760 □M. groß und wird im Norden von Côte d'Or, im Westen von den Sevennen und dem Lozèregebirge, im Osten vom Jura, von den apenninischen, grajischen, cottischen und den Seealpen und im Süden von den Pyrenäen begrenzt. Es führt ihr außer mehrern unbedeutenderen Flüssen rechts die Ain im gleichnamigen Departement, die Saone mit dem Doubs bei Lyon, die Ardèche bei Pont St. Esprit und den Gard bei Beaucaire, links die Arve bei Genf, die Isère oberhalb Valence, die Drôme unter Valence und die Durance bei Avignon zu. 35.

Rhythmus (griech. ῥυθμός) ist ein Wort, über dessen Etymologie sowohl als Bedeutung alte und neue Gelehrte viel gestritten haben. Die Einen leiten R. von ῥέω (oder dessen Nebenform ῥυέω) her, welches jede gleichsam tactmäßig hinfließende Bewegung bezeichnet, die Anderen von ῥύμβος, ῥόμβος, welches eine schnelle, kreisförmige Bewegung, Umschwung rc. bezeichnet. Sowohl den Regeln der Etymologie als auch dem Sinne nach ist ohne Zweifel die erstere Ableitung die richtigere, zumal sich aus ihr alle Bedeutungen erklären lassen, die die Alten mit dem Worte R. verbanden. Sie nannten R. 1) das Zeitmaß, den Tact, gleich viel ob beim Tanze oder in der Musik, oder im Versmaße oder in sonst einer angemessenen tactmäßigen Bewegung; 2) das Ebenmaß, Gleichmaß (räumlich), oder das schöne Verhältniß der einzelnen Theile sowohl in der Ruhe, als in der Bewegung; 3) den Wohlklang der Rede, entstehend aus regelrechter Tactbewegung und schönem Ebenmaße der Sylben, Wörter, Redeglieder und Redesätze, den Tonfall (numerus) und endlich 4) überhaupt die Form, in der sich etwas bewegt. Wenn nun der Dichter wie jeder andere Künstler bei der Schaffung seines Kunstwerkes an bestimmte Regeln gebunden ist, und zwar an eine Regel, über welche selbst das Genie niemals erhaben ist und welche in der Idee des Kunstwerkes selbst liegt, wenn ferner der Versbau den wissenschaftlichen und technischen Theil der Poetik ausmacht, so leuchtet es auch ein, daß der Bau des Verses auf eigenthümlichen in seiner Natur gegründeten Gesetzen beruhe. Um aber dieses

eigenthümliche Gesetz des Versbaues zu finden, ist es nöthig von den Worten des Verses ganz abzusehen und blos auf dessen Klang und Bewegung zu merken. Wer so die Worte nicht beachtet, während er auf den Vers horcht, faßt blos das mit dem Gehöre auf, was wir die Weise, die Römer numerus, die Griechen R. nannten. Dieser R. nun beruht auf eigenen in der Natur gegründeten Principien, und jeder Vers, als R. oder als Verbindung von Rhythmen betrachtet, muß nach diesen Grundsätzen gebildet und beurtheilt werden. Die Wissenschaft dieser Principien nennen wir Metrik (vergl. d. Art. Metrum). Wenn nun aber R. im Verse das ist, was, abgesehen von Inhalt und Worten, allein dem Gehör übrig bleibt, so muß nothwendig auch dem Gehöre ein Urtheil über den Vers zustehen, es muß im R. ein bestimmter Tact stattfinden. Indem wir aber so Metrum und R. von einander schieden und beide Begriffe in ihren ersten Elementen betrachteten, ist es auch einleuchtend, daß beide zugleich mit und durch einander entstehen; denn der R. ist metrisch bestimmt, und das Metrum ist nichts Anderes als Proportionsmaß des R. R. ist demnach ein bestimmtes Zeitmaß der Bewegung, sei es nun für das Gefühl oder für das Auge oder für das Ohr. In der Poesie nun ist R. das bestimmte Zeitmaß, in welchem sich die Bewegung der Töne und Laute der Sprache dem Ohre bemerklich macht. Dieses Zeitmaß aber ist in der Poesie arithmetisch genau, indem die Zahl der Sylben und Versfüße jedesmal bestimmt ist, und hierdurch unterscheidet sich der poetische R. von dem oratorischen R., unter welchem man blos eine vielartige, ausdrucksvolle Bewegung versteht, die nur versähnlich, nicht versmäßig in streng berechnetem Sylbenmaße fortschreitet. Das Versmäßige im poetischen R. besteht aber in der harmonischen Aneinanderreihung von Hebungen und Senkungen des Tones, welche den Gang der poetischen Rede wie den Wellenschlag des Meeres darstellen. Während nämlich der Redner die Sylben nur nach dem Gehöre schätzt und in seinen Sylbenreihen nur den Wortaccent braucht, so geben dagegen im poetischen R. mehrere Sylben von bestimmter Länge und Kürze zusammengenommen den metrischen Fuß (pes), der im Verse genau in derselben Ordnung und mit dem Accente auf derselben Stelle wiederkehrt. Um daher den poetischen R. gehörig anwenden zu können, muß man wissen, in wie weit eine Sprache sich zur Hervorbringung solchen Tactes eignet, und die Formen kennen, in welchen er sich bewegen kann. Ersteres lehrt die Prosodik, letzteres die Metrik, aus denen also die Lehre vom R. überhaupt besteht. Die metrische Reihe gibt aber das Quantitätsmaß der Sylben eines Verses nur nach ihrem inneren Gehalte an, als natürlich oder positionslang (−), kurz (⏑), oder unbestimmt (⏓). Indeß müssen aber auch die Zeitverhältnisse der Sylben und die gleichförmige Bewegung derselben durch das Gehör unterschieden werden, und dadurch kommt es, daß die metrische Reihe noch eine neue Bestimmung von Außen her durch die rhythmische Reihe erhält, welche die gleichförmige Bewegung der Sylben, wie in der Musik die Töne, nach proportionirten Zeitverhältnissen bestimmt und auf der metrischen Reihe da endet, wo die bisherige Bewegung in eine andere übergeht und auf derselben die Stellen bestimmt, wo ohne Störung der Bewegung eine lange Sylbe mit einer oder zwei kurzen wechseln, eine kurze sich in zwei kürzere auflösen, oder auch ein Fuß für einen anderen stehen kann. Hieraus ergibt sich aber, daß für die rhythmische Reihe bei der unzureichenden metrischen Bezeichnung schicklicher das musikalische Maß angewendet wird. Hiernach entspricht denn auch die kurze Sylbe = ♪ der langen = ♩, oder die kurze = 𝅘𝅥𝅯 der langen = ♪. ꝛc., so wie ebenfalls nach demselben Verhältnisse die dreizeitige Sylbe durch ♩. ($\frac{1}{4} + \frac{1}{8}$), oder ♪. ($\frac{1}{8} + \frac{1}{16}$), oder 𝅘𝅥𝅯. ($\frac{1}{16} + \frac{1}{32}$) angedeutet werden kann. Mit dieser Bezeichnung läßt sich das Metrum oder das Maß der rhythmischen Reihen, einzeln und verbunden, wie sie im Verse erscheinen, genauer ausdrücken. Der kleinste Abschnitt einer rhythmischen Reihe

besteht aus einer Arsis mit ihrer Thesis, die beide als Gegensatz zusammengehören und, als Hauptmomente genommen, das Zeitmaß aller übrigen werden, wie in der Musik der Tact. Ein solcher Abschnitt aber kann in mehrere kleinere Momente zerfallen, die sich ebenfalls wieder wie Arsis und Thesis zu einander verhalten und zusammengenommen das Maß des ganzen Abschnittes ausfüllen. Das Maß, welches die Zeitverhältnisse dieser kleineren Momente eines solchen Abschnittes bestimmt, heißt, in sofern es immer wiederkehrt, eine metrische Periode; das Maß jeder Arsis und Thesis aber der metrische Fuß (siehe oben), daher die metrische Periode sowohl Monopodie, als Dipodie, oder auch Tripodie sein kann. Durch diese Zusammensetzung langer und kurzer Sylben aber bekommt man eine beträchtliche Anzahl von Füßen, die man gewöhnlich nach der Zahl der darin enthaltenen Sylben in zwei-, drei- und viersylbige getheilt hat. Diese Füße nun sind folgende. I. Zweisylbige: 1) – –, Spondeus, z. B. Wohllaut; 2) – ◡, Trochäus, auch Choreus genannt, z. B. Vater; 3) ◡ –, Jambus, z. B. bereit; 4) ◡ ◡, Pyrrhichius, z. B. Deus. II. Dreisylbige: 1) – – –, Molossus, z. B. andachtvoll; 2) ◡ ◡ ◡, Tribrachys, z. B. canile; 3) – ◡ ◡, Daktylus, z. B. Heilige; 4) ◡ ◡ –, Anapäst, z. B. Diamant; 5) – ◡ –, Kretikus, z. B. Vaterland; 6) ◡ – ◡, Amphibrachys, z. B. Gefilde; 7) – – ◡, Bacchius, z. B. anbeten; 8) ◡ – –, Palimbacchius, z. B. Bewegung. III. Viersylbige: 1) ◡ ◡ ◡ ◡, Prokeleusmatikus, z. B. celeriter; 2) – – – –, Dispondeus, z. B. Seekriegsschauplatz; 3) – ◡ – ◡, Ditrochäus, z. B. Ungewitter; 4) ◡ – ◡ –, Dijambus, z. B. Bekümmerniß; 5) – ◡ ◡ –, Choriambus, z. B. Wonnegesang; 6) ◡ – – ◡, Antispast, z. B. bereitwillig; 7) – – ◡ ◡, Jonicus a majore (sinkender Joniker), z. B. Ankündiger; 8) ◡ ◡ – –, Jonicus a minore (steigender Joniker), z. B. Meteorstein; 9) – ◡ ◡ ◡, Päon primus (erster Päon), z. B. freudigere; 10) ◡ – ◡ ◡, Päon secundus (zweiter Päon), z. B. Beseliger; 11) ◡ ◡ – ◡, Päon tertius (dritter Päon), z. B. Alabaster; 12) ◡ ◡ ◡ –, Päon quartus (vierter Päon), z. B. Religion; 13) ◡ – – –, Epitritus primus (erster Epitrit), z. B. Triumphausruf; 14) – ◡ – –, Epitritus secundus (zweiter Epitrit), z. B. Todesanblick; 15) – – ◡ –, Epitritus tertius (dritter Epitrit), z. B. Abschiedsgesang; 16) – – – ◡, Epitritus quartus (vierter Epitrit), z. B. Epheuranke. Was aber nun die rhythmischen Reihen anlangt, so können in einem rhythmischen Abschnitte, als Einheit genommen (𝅝), Arsis und Thesis entweder für zwei gleiche Hälften (𝅗𝅥 𝅗𝅥) gelten, woraus das gerade Metrum, oder für zwei ungleiche Theile, so daß die Arsis um die Hälfte der Thesis überlegen ist (𝅗𝅥 ♩), woraus das ungerade Metrum entsteht. Diese Theile lassen sich nun in kleinere Momente auflösen, die zusammen, wie im musikalischen Tacte, nicht mehr Zeit ausfüllen, als die Einheit (𝅝) selbst, und aus diesen Auflösungen ergeben sich die verschiedenen rhythmischen Füße. Das gemischte Metrum endlich gibt die Zerfällung der metrischen Einheit in 3 Momente, entsprechend dem $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ Tacte in der Musik. Demnach finden im geraden Metrum, das von seiner Grundform auch das spondeische genannt wird, 4 Formen des R. statt; nämlich: 1) ♩ ♩, die spondeische (– –); 2) ♩ ♪ ♪, die daktylische (_ ◡́ ◡); 3) ♪ ♪ ♩, die antidaktylische (◡ ◡́ _), unterschieden von der anapästischen (♪ ♪ ♩, ◡ ◡ –); 4) ♪ ♪ ♪ ♪, die prokeleusmatische (◡́ ◡ ◡́ ◡). Die beiden Hauptmomente des geraden Metrum können sich nun auch ungleich zerlegen: ♩. ♩. = ♩ ♪ ♩ ♪, und so entsteht der $\frac{6}{8}$ Tact oder das gemischte Metrum. Mischen sich nun beide Ordnungen der Momente, so entstehen mannigfaltige Formen des R. Sie sind folgende. 1) Wenn beide Hauptmomente unzerfällt bleiben (♩. ♩., – –) Spondeus; 2) wenn das erste Moment unzerfällt bleibt und das zweite sich in drei gleiche Theile zerlegt (♩. ♪ ♪ ♪, – ◡́ ◡ ◡), der erste Päon; 3) wenn das erste Achtel zur

Länge wird (♩. ♪. ♬ ♪, – – ◡ ◡): Jonicus a majore; 4) wenn bei unzerfälltem ersten Moment das zweite sich in die Grundform der Länge und Kürze zerlegt (♩. ♩ ♪, – – ◡): Bacchius; 5) wenn bei unzerlegtem zweiten Moment das erste sich in drei gleiche Theile zerfällt (♪ ♪ ♪ ♩., ◡ ◡ ◡ –), der vierte Päon, auch mit dem ersten Päon zusammengesetzt (♩ ♪ ♪ ♪ | ♪ ♪ ♪ ♩., – ◡ ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ –) und mit dem sinkenden Jonicus (♩. ♬ ♪ | ♪ ♪ ♪ ♩., – – ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ –); 6) wenn bei der vorigen Form das erste Achtel zur Länge wird (♪. ♬ ♪ ♩., – ◡ ◡ –) der Choriambus (seine Messung ist im gemischten Metrum eine andere als im schweren dreizeitigen; im erstern Fall z. B. ◡ – ◡ – | – ◡ ◡ –, vom Siegerschwerte niedergedrückt; im zweiten Fall z. B. ♪ ♪ | ♩ ♩ ♪ ♪ | ♩ ♪ ♪ ♩ | ♩ ♩ ♪ ♪ | ♩ ♩, Wo das Schlachtfeld von Triumphmelodien aufjauchzt' in Entzückung; letzteres jedoch seltener); 7) wenn bei unzerlegtem zweiten Hauptmoment das erste sich in die Grundform der Länge und Kürze zerfällt (♩ ♪ ♩., – ◡ –) der Creticus oder der Amphimacer; 8) wenn beide Hauptmomente sich in die Grundform der Länge und Kürze zerlegen (♩ ♪ ♩ ♪, – ◡ – ◡), die trochäische Dipodie oder der Ditrochäus; 9) wenn jedes Hauptmoment sich in drei gleiche Theile zerlegt (♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪, ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡), die tribachische Form (auch der Dichoreus genannt); 10) wenn bei der vorigen Form das erste Achtel jedes Momentes die Länge annimmt (♪. ♬ ♪ ♪. ♬ ♪, – ◡ ◡ – ◡ ◡), der flüchtige oder dreizeitige Daktylus, verschieden von den schweren oder vierzeiligen. Die übrigen möglichen Formen des gemischten Metrum als: der flüchtige Daktylus mit dem Tribrachys (♪. ♬ ♪ ♪ ♪ ♪, – ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ und umgekehrt ♪ ♪ ♪ ♪. ♬ ♪, ◡ ◡ ◡ – ◡ ◡), der Trochäus mit dem Tribrachys (♩ ♪ ♪ ♪ ♪, – ◡ ◡ ◡ ◡, umgekehrt ♪ ♪ ♪ ♩ ♪, ◡ ◡ ◡ – ◡); der flüchtige Daktylus mit dem Trochäus (♪. ♬ ♪ ♩ ♪, – ◡ ◡ – ◡ und umgekehrt ♩ ♪ ♪. ♬ ♪, – ◡ – ◡ ◡) führen keine besondere Namen. Demnach ist nun ein dreifaches Maß der Länge abgeleitet: 1) die dreizeitige Länge (♩.), die ein Hauptmoment des gemischten Metrum ausfüllt; 2) die zweizeitige (♩), die im geraden Metrum ein Hauptmoment ausfüllt und im gemischten zwei Dritttheile des Hauptmomentes; 3) die unvollkommene (♪.), die noch nicht zwei volle Zeilen ausfüllt. Das ungerade Metrum endlich zerfällt durch Auflösung der Grundform in Momente zweiter Ordnung (𝅗𝅥. ♩ ♩ ♩ und ♩ ♩ ♩ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪): a) in das schwere ungerade Metrum (den ¾ Tact) und b) in das leichte oder dreizeitige ungerade Metrum (den ⅜ Tact). Wenn nämlich die Hauptmomente des schweren ungeraden Metrum sich in zwei gleiche Theile zerlegen, so entstehen durch den Wechsel der Momente beider Ordnungen vorzüglich folgende rhythmische Formen: 1) ♩ ♩ ♩ (– – –) z. B. Angstausruf, die molossische Form (molossus); 2) ♩ ♩ ♪ ♪ (– – ◡ ◡) die schwere ionische Form (ionicus a majore), (verschieden durch die Arsis auf der ersten Kürze von der leichten mit accentloser Thesis. Beide aber gestatten einen Auftact); 3) ♩ ♪ ♪ ♩ (– ◡ ◡ –) (Choriambus impatiens), die schwere choriambische Form, ebenso von der leichten mit accentloser Thesis unterschieden: ♪ ♪ ♩ ♩ (◡ ◡ – –), ♪ ♪ ♪ ♪ ♩ (◡ ◡ ◡ ◡ –), ♪ ♪ ♩ ♪ ♪ (◡ ◡ – ◡ ◡), ♩ ♪ ♪ ♪ ♪ (◡ ◡ ◡ ◡). So wie nun dieses Metrum dem ¾ Tact der Musik entspricht, so entsteht durch Zerlegung der drei Hauptmomente das tripodische oder molossisch tribachysche Metrum von 9 Zeiten = dem ⁹⁄₈ Tact der Musik, ebenfalls in verschiedenen Formen. In dem leichten ungeraden Metrum kommen unter den Hauptmomenten selbst folgende verschiedene Formen vor: ♩ ♪ (– ◡), die trochäische; ♪ ♪ ♪ (◡ ◡ ◡), die tribrachysche; ♪. ♬ ♪ (– ◡ ◡), die flüchtig daktylische (Dactylus celer), und durch eine

andere Zerfällung: ♪. ♬ ♪ ♬ (– ∪ ∪́ ∪), Parapäon (Paeon trochaicus), (z. B. kriegerische), durch den Accent auf der vorletzten Note kenntlich. Welches Maß nun irgend einem R. eigenthümlich sei, kann natürlich nicht eher bestimmt vernommen werden, als bis in seinem Verlaufe die Hauptarsis zurückgekehrt ist; diese aber kann sich erst nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als solche bewähren. Und so fängt denn jede metrische Periode mit der Arsis an und endet mit der Thesis des Grundrhythmus; denn sie umfaßt die ganze Zeit, die aus der Einheit entsteht, indem sie sich zum R. bildet. Einige Formen, z. B. die kretische, choriambische und vierte päonische, scheinen hiervon Ausnahme zu machen, indem keine Thesis an ihrem Schlusse hörbar wird. Allein diese Ausnahme ist nur scheinbar; denn metrisch betrachtet ist die Thesis vorhanden, nur daß sie nicht rhythmisch vernommen wird. Hier vertritt die Stelle der Thesis des Grundrhythmus eine Pause. So endet der Choriambus arsisch, was man auch den steigenden oder männlichen Schluß nennt (– ∪ ∪ –, ♪. ♬ ♪ ♩ 𝄾); die trochäische Dipodie thetisch (fallend oder weiblich) (– ∪ – ∪, ♩ ♪ ♩ ♪). Der Schluß heißt aber endlich auch schwebend, wenn das letzte Moment eines von dreien ist, wie im Tribrachys oder Daktylus (– ∪ ∪ – ∪ ∪, ♪. ♬ ♪ ♪. ♬ ♪). Auch kann der R. mit der letzten Thesis der Periode als einfacher Auftact (anakrusis) eintreten, wo dann der Accent der folgenden Arsis etwas stärker gehört wird (♪ | ♩ ♪ ♩. ♩) oder früher, als zusammengesetzter Auftact, so daß er untergeordnete Arsen hören läßt (♪ ♪ ♪ | ♩ ♪ ♪ ♪ ♪ | ♩ ♪). Und auf diese Art entsteht 1) im spondeischen Metrum aus der daktylischen Form die schwere (vierzeitige) anapästische (♪ ♪ | ♩ ♪ ♪, ∪ ∪ | – ∪ ∪); 2) im gemischten Metrum a) aus der trochäischen Dipodie die jambische (♪ | ♩ ♪ ♩, ∪ | – ∪ –), b) aus der jonischen Form die antispastische (♪ | ♩. ♪. ♬, ∪ | – – ∪), c) aus der bacchischen die palimbacchische (♪ | ♩. ♩, ∪ | – –), d) aus der choriambischen die flüchtig anapästische (♬ ♬ | ♪. ♬ ♪ ♩, ∪ ∪ | – ∪ ∪ –); 3) im molossischen Metrum die steigend jonische Form (♪ ♪ | ♩ ♩, ∪ ∪ | – –); 4) im tripodischen Metrum die dochmische (♪ | ♩. ♩ ♪ ♩, ∪ | – – – ∪). Werden nun solche Füße oder metrische Perioden zu den Metrum eines Verses verbunden, so verhalten sie sich wieder wie Arsen und Thesen zu einander und der Vers selbst wird dann Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, je nachdem sein Metrum aus einer, zwei, drei, vier metrischen Perioden zusammengesetzt ist. Eben so hängen Strophen und ganze metrische Systeme von Strophen, Antistrophen und Epoden durch ihren Gegensatz zusammen. Da aber der Wortaccent den R. des Verses bestimmt, so ist die Grenze einer rhythmischen Reihe da, wo ein logischer Satz endigt, oder doch in demselben eine Pause eintreten kann. Der Punkt, wo die rhythmische Reihe auf der fortgehenden metrischen endet, wird Cäsur genannt. Schließt mit dem Ende einer metrischen und rhythmischen Reihe auch der logische Satz, so ist es lyrische Cäsur oder Abschnitt; geht hingegen die rhythmische Reihe über die metrische hinaus, so daß das Metrum in einen andern R. übergeht, so ist es declamatorische Cäsur oder Einschnitt des Verses. So geben nun das Metrum und der R. einen doppelten Eintheilungsgrund der Verse. In Ansehung des Metrum gehören sie nämlich entweder dem geraden oder ungeraden Metrum an, und die ersten wiederum entweder dem spondeischen oder dem gemischten, die letzten aber dem schweren oder leichten dreizeitigen Metrum. Der R. dagegen bewirkt in zweierlei Hinsichten Verschiedenheit unter den Versen, nämlich in Ansehung der Bewegung und in Ansehung der Form. Der Bewegung nach

sind die Verse durch die metrische Form oder Periode bestimmt und bestimmen sich als daktylische, jonische, choriambische ꝛc.; der Form nach sind sie verschieden, je nachdem sie im Niedertacte oder Auftacte anfangen und auf diesem oder jenem Moment der Periode schließen und mehr oder weniger Perioden erfüllen. In Rücksicht auf alle diese Verschiedenheiten nun müssen die Versgattungen betrachtet werden. Die Namen der Verse sind theils von dem ihnen eigenen Versfuße, theils von dem Erfinder des Verses, oder auch von der Anzahl der Versfüße entlehnt. Die Zahl der Füße ist nur in sofern beschränkt, als sie nicht leicht weniger als zwei oder mehr als 8 betragen darf. Am Schicklichsten theilt man sämmtliche Verse in trochäische und daktylische Rhythmen. Die jambischen Verse unterscheiden sich von den trochäischen blos durch den Auftact, welcher in einer kurzer Sylbe besteht. Sonst können in beiden Versarten an gewissen Stellen auch Spondeen gebraucht werden, nämlich so, daß in jambischen Versen der erste, dritte und fünfte, in trochäischen dagegen der zweite, vierte und sechste Fuß ein Spondeus sein kann. Früher hatte der Jambus seine höchste Ausbildung in dem sogenannten Alexandriner gefunden, bestehend aus 6 Jamben und benannt nach einem alten französischen Rittergedichte von Alexander aus dem XII. oder XIII. Jahrh. Ein Einschnitt in der Mitte ist das Eigenthümliche dieses Verses und das Unterscheidungsmerkzeichen von dem wechselreichen antiken Trimeter. Ganz außer Gebrauch gekommen hat ihn bei uns erst Göthe durch größere Mannigfaltigkeit der Behandlung wieder in Aufnahme gebracht. Zwischen ihm und dem antiken Trimeter in der Mitte steht der fünffüßige Jambus von 10 oder 11 Sylben. Längere jambische und trochäische Verse müssen einen Ruhepunkt haben, der dadurch entsteht, daß mit dem Versfuße zugleich auch der Wortfuß endigt. Soll aber der Vers rhythmisch und fließend sein, so müssen Cäsur und dieser Ruhepunkt geschickt mit einander abwechseln. Die daktylischen Verse nun bestehen aus 2, 3 oder 4 Daktylen, denen am Ende entweder gewöhnlich eine kurze Sylbe fehlt, oder eine lange hinzugefügt ist. Erhalten dagegen daktylische Verse eine kurze Vorschlagesylbe, so wird der R. amphibrachisch, welcher ebenfalls bald eine kurze, bald eine lange Sylbe am Ende der Zeile hat. Der schönste unter allen daktylischen Versen ist der Hexameter, weil er bei der großen Mannigfaltigkeit, die sein Bau zuläßt, nicht nur die mannigfaltigsten Schattirungen des musikalischen Ausdrucks möglich macht, sondern auch abgesehen hiervon sich durch seinen eigenthümlich rhythmischen Klang den Ohren als vollendete Harmonie ankündigt. Im deutschen Hexameter brauchte man sonst sogar auch den Trochäus, allein er ist, soll der Hexameter rein, fließend und ächt rhythmisch sein, so gut aus demselben zu verbannen, wie der Creticus oder Amphimaker (– ◡ – Vaterland). Hinsichtlich der Bewegung des Hexameter ist zu bemerken, daß einerlei Versfüße höchstens ein oder zwei Mal nach einander gebraucht werden dürfen, wenn nicht ein ganz besonderer Umstand den Dichter zu der Abweichung von dieser Regel veranlaßt. Zu dem daktylischen Vers gehört ferner auch der Pentameter, der nur mit dem Hexameter verbunden wird; beide zusammen heißen ein Distichon und bilden den elegischen Vers der Alten, weil diese Form ursprünglich zur Elegie gebraucht wurde und allerdings auch durch ihre Rhythmen für den Ausdruck sanfter, gemischter Empfindungen sehr bezeichnend ist. Seinen Namen erhielt der Pentameter, weil er dem Scheine nach aus zweimal drittehalb Füßen besteht; aber wegen der beiden Pausen in der Mitte und am Ende ist er rhythmisch eben so lang als der Hexameter. Streng zu beachten ist übrigens in ihm die Cäsur. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Versgattungen und bei der Willkühr, welche jedem Dichter bei der Bildung neuer Versmaße gestattet ist, ist es einleuchtend, daß eine genauere Aufzählung aller Strophen nicht möglich ist. Wir beschränken uns daher blos auf die Anführung derjenigen, welche entweder durch die Muster der griechischen und römischen Classiker allgemein verbreitet und vielfach

nachgeahmt oder, wenn sie von neueren Dichtern erfunden worden sind, wegen ihrer glücklichen Zusammenstellung einer Erwähnung verdienen. Die einfachste Strophe ist die Verbindung zweier Verse zu einem Distichon, wozu von den antiken Versmaßen schon die Verbindung des Hexameter und Pentameter gehört. Außer dieser hat aber besonders Horatius nach dem Beispiele griechischer Dichter in seinen Epoden auch zuweilen in den Oden verschiedene zweizeilige Strophen mit übereinstimmendem R., wie die alkmanische und die verschiedenen Formen des archilochischen Versmaßes, die meistentheils auch mit einem Hexameter beginnen. Weit mehr in Gebrauch waren dagegen bei den Alten die vierzeiligen Strophen, bei denen entweder drei oder zwei Zeilen dasselbe Versmaß haben, die übrigen verschieden gemessen sind; z. B. das sapphische und alkaische Versmaß. Viergliedrige Strophen, worin jeder Vers seine Weise hat, sind eine Erfindung neuerer Dichter, verdienen aber keine Nachahmung. Die melischen Strophen des Alterthums gehören sämmtlich zu dem choriambischen R.; so findet man bei Horatius 3 asklepiadische Verse mit einem glykonischen und bei Catull 3 oder 4 glykonische Verse mit einem pherekratischen geschlossen. Die wichtigste aller zweigliedrigen Strophen ist aber die sapphische. Die eigentliche sapphische Strophe besteht aus 3 sapphischen Versen, deren jeder aus 2 Trochäen, von denen aber der zweite ein Spondeus sein kann, dann aus einem Choriambus und zuletzt einem Bacchius oder Amphibrachys zusammengesetzt ist. Nach der ersten Sylbe des Choriambus muß eine Cäsur sein. An diese 3 sapphischen Verse reihet sich ein adonischer Vers mit so enger Verkettung an, daß er auch wohl mit einem gebrochenen Worte beginnt. Allein mehr auf die äußere Structur als auf den wahren R. achtend hat man die sapphische in vielen anderen Strophen nachgebildet, die mehr oder weniger von ihrer ächten Beschaffenheit abweichen. Unter den dreigliedrigen Strophen der Alten sind vorzüglich 3 zu merken: die asklepiadische, alkaische und phaläkische. Die erste besteht aus zwei asklepiadischen, einem pherekratischen und einem glykonischen Verse; in der alkaischen Strophe folgt auf 2 alkaische Verse erst dessen erste, dann dessen zweite Hälfte mit kurzer Endsylbe, um einem Ditrochäus vermehrt. Die phaläkische Strophe enthält nach 2 phaläkischen Versen erst einen Anapästjamben und einen Choriamben, dann einen logaödischen Dimeter mit einem Anapästjamben. Schon diese wenigen Andeutungen geben einen deutlichen Beweis von der Reichhaltigkeit und großen Auswahl der verschiedenen Versgattungen. Die angegebenen mögen hier als die bekanntesten genügen. Zugleich sehen wir aber auch, wenn wir diese Versgattungen in einzelne Rhythmen auflösen und dabei nach der oben angegebenen Weise verfahren, daß jeder R. sich in und nach einem gewissen Tacte bewegt. Zwar haben viele Metriker und unter ihnen Hermann mit dem schärfsten Geiste und der größten Gelehrsamkeit die Tactlosigkeit des R., wenigstens der Rhythmen alter Dichter, vertheidigt, allein man studire diese Rhythmen genauer nach den Regeln der Musik und man wird sogleich das Unrichtige einer solchen Behauptung auffinden. Am besten hat diese Metriken widerlegt August Apel zuerst in einer weitläufigen Abhandlung „Über Rhythmus und Metrum“ in der Allgem. Musikal. Zeitung 1807 und 1808 und dann in seiner „Metrik“ (Leipz. 1814. 2 Bde. 8.). 20.

Ribadoquin, auch der kleine Falke genannt, ein altes Schlangengeschütz des XVI. Jahrh., schoß 1½ Pfd. Eisen mit kugelschwerer Pulverladung und erreichte bei einer Elevation von 14 bis 15 Grad eine Schußweite von 1752 Schritten. 61.

Ribalta (Francisco), ein spanischer Historienmaler, geb. 1551 zu Castellon de la Plana in Valencia, erlernte die Anfangsgründe der Kunst bei einem geschickten Künstler zu Valencia und ging dann nach Rom, wo er seine Ausbildung durch anhaltendes Studium Raphael's, die Carracci und vor Allen Sebastiano's del

Piombo vollendete. Durch seine außerordentliche Geschicklichkeit erwarb er sich die ihm früher verweigerte Hand der Tochter seines ersten Lehrers zu Valencia, ließ sich hier nieder und gründete eine Schule, die bald die vorzüglichste Pflanzstätte der Malerei in Spanien wurde. Er starb im Jahre 1628. — Die zahlreichen Gemälde R.'s, unter welchen ein Abendmahl für den Cardinal Ribera zuerst seinen Ruhm begründete, finden sich in den Städten Spaniens zerstreut, die meisten in Valencia, Segovia, Toledo, San Ildefonso und Madrid. Sie zeichnen sich sämmtlich durch treffliche Composition, geschmackvolle Zeichnung und geistreiche Ausführung vor den Erzeugnissen anderer spanischer Meister rühmlich aus; nur das Colorit erscheint bisweilen zu hart, obwohl im Ganzen lobenswerth. — Juan R., des Vorigen Sohn und Schüler, geb. 1597 zu Valencia, erreichte seinen Vater in jeder Hinsicht und würde ihn, wie dieß bereits im Colorit der Fall war, gewiß noch übertroffen haben, wenn ihn nicht schon im Jahre 1628 der Tod ereilt hätte. Unter seinen Werken rühmen Kenner vorzüglich ein in Valencia befindliches Gemälde, die Schädelstätte des heiligen Miguel de los Reyes, ferner eine Reihe von 31 Portraits namhafter Personen Valencias und einen heiligen Petrus, Sebastian und Augustin. 36.

Ribeaupierre (spr. Ribopiár) (Alexander, Marquis von), ein ausgezeichneter Diplomat der neuesten Zeit, ward um 1776 geboren. Seine Familie stammt aus dem Canton Waadt und wohnt zum Theil noch in dortiger Gegend. Sein Vater kam aber durch freundschaftliche Verhältnisse nach Rußland, ward, nachdem er Kriegsdienste genommen hatte, durch Heirath mit der vornehmen Familie Bibikoff verbunden und starb als Obrist bei der Belagerung von Ismail (Sept. 1809). Alexander R. war ebenfalls früh in russische Militairdienste getreten, stieg bis zum General, wurde im Febr. 1822 Generalzahlmeister der Armee und am 27. Aug. 1824 als Geheimerrath zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei der ottomanischen Pforte ernannt. In Constantinopel angelangt führte er zwar diplomatische Verhandlungen mit dem Reisefendi, aber ohne Erfolg. 1826 ward er mit der Nachricht von der Thronbesteigung des Kaiser Nikolaus nach Wien gesandt (Jan. 1826) und kehrte im Februar nach Petersburg zurück. Im August traf er als Mitbevollmächtigter für die Unterhandlung der türkisch-russischen Frage über die Räumung der Fürstenthümer der Moldau und Walachei in Akjerman ein, wo die Convention vom 6. Oct. 1826 geschlossen ward, und in deren Folge ging er nun als Gesandter nach Constantinopel, theils die Vollziehung jenes Vertrags zu betreiben, theils und vorzüglich wegen der Pacification Griechenlands, welche der britische Gesandte, Stratford Canning, bereits eingeleitet hatte. Aber an dem Trotze der Pforte scheiterten alle Bemühungen R.'s. Am 27. Nov. 1827 wurden die diplomatischen Functionen eingestellt und schon am 4. Dec. reiste R. ab, verweilte bis zum 16. in Bujukdere, von da begab er sich durch die Dardanellen in den Archipel zunächst nach Syra und Ägina, dann nach Corfu, wo bereits auch die beiden anderen Gesandten (Englands und Frankreichs) eingetroffen waren. Da sich die griechische Sache in die Länge zog, erhielt R. Erlaubniß, sich mit seiner Familie nach Florenz zu begeben, wo er den zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Krieg abwartete. Kaum war aber der Friede von Adrianopel (Sept. 1829) geschlossen, so ging er wieder auf seinen Gesandtschaftsposten nach Constantinopel, verweilte auf der Hinreise zu Neapel, dann auf Ägina und Poros, um sich mit dem Präsidenten von Griechenland, Grafen Capodistrias, und mit dem Admirale Heyden wegen dessen Überwinterung in Poros zu besprechen, und von da über Smyrna nach Constantinopel, wo er am 13. Jan. 1830 ankam. Er war seitdem fortwährend mit den Botschaftern von England und Frankreich bemüht, die Angelegenheiten Griechenlands zu ordnen. Der Sultan behandelte ihn jetzt mit besonderer Auszeichnung

und die Minister beachteten seinen Rath; überhaupt wurde das Vertrauen in die petersburger Politik von Seiten des Diwan immer sichtbarer. Große Epoche hat seine Wirksamkeit als bevollmächtigter russischer Minister seit 1826 bis zu seiner Abberufung bei der Pforte gemacht. Am 31. Oct. 1830 machte er dem türkischen Ministerium seine Abschiedsbesuche; er ward nach dem Tode des russischen Gesandten am preußischen Hofe, des Grafen von Alopeus (13. Juni 1831), dessen Nachfolger. In dieser Eigenschaft hat er an den Besprechungen der Diplomaten im Aug. 1833 Theil genommen. 25.

Ribera (Giuseppe) wegen seiner spanischen Abkunft lo Spagnoletto (Espagnolet) genannt, ist einer der ausgezeichnetsten Historienmaler des XVII. Jahrh. Er war nicht, wie Einige behaupten, im Jahre 1593 zu Gallipoli in Apulien, sondern im Jahre 1589 zu Rativa bei Valencia geboren. Doch kam er jung nach Neapel, wenigstens entwickelten sich hier seine Talente in der Schule des berühmten Naturalisten Caravaggio. Gleich diesem strebte er ausschließlich nach der höchstmöglichsten Wahrheit, so abschreckend sie sich auch darstellen mochte, daher seine Hinneigung zum Schauerlichen; doch erscheinen seine Werke durch eine eigenthümliche anmuthigere Farbengebung, die er sich durch das Studium Raphael's und Correggio's zu eigen gemacht hatte, in einem etwas mildern Lichte als die Caravaggio's. Durch eines seiner schönsten Gemälde, den geschundenen heiligen Bartholomäus, erwarb er sich die Gunst des Vicekönigs von Neapel, Don Pedro, Herzog von Ossuna, in so hohem Grade, daß er Hofmaler und Oberinspector aller Kunstunternehmungen im Königreiche wurde; indeß benahm er sich in dieser Stellung gegen andere Künstler, z. B. Domenichino, sehr stolz und herrisch, wie überhaupt sein Charakter nicht frei von großen Schwächen war. Er verschwand im Jahre 1649 plötzlich, ohne wiederzukehren, wie man sagt, aus Gram über die Verführung seiner Tochter; nach Andern starb er in dem genannten Jahre zu Neapel. — Seine Gemälde (meist Staffeleigemälde), unter denen außer dem oben genannten ein heiliger Januarius auf dem Gange nach dem Ofen für eines der schönsten gehalten wird, befinden sich meist in Gallerien zerstreut. Die dresdener hat deren mehrere, eben so die wiener, wo besonders ein Christus im Tempel und eine Kreuztragung die Augen der Kenner auf sich zieht. Hinsichtlich der naturgetreuen Auffassung steht R. fast unübertrefflich da und Keiner, wie er, verstand mit solcher Vollendung die einzelnen Theile des menschlichen Körpers, besonders den Gang der Muskeln, Haare u. a. m., darzustellen. Nur gegen die allmählige Abstufung fehlte er bisweilen, sein Colorit dagegen ist wahr und kräftig. Übrigens ist es keinem Zweifel unterworfen, daß durch ihn und seine Schüler Giovanni Dò, Passante, Falcone, Fracanzano, Salvator Rosa und Giordano die Manier Caravaggio's vorzugsweise verbreitet wurde. 36.

Ribeyro (Bernardin), ein berühmter portugiesischer Dichter des XVI. Jahrh., dessen Geburts- und Sterbejahr man nicht genau anzugeben weiß, hatte sich der Jurisprudenz gewidmet und ward vom Könige Emanuel zum Kammerjunker ernannt. Am Hofe fand er den Gegenstand seiner Liebe, von dem er freilich keine Erwiederung hoffen konnte, der ihn aber zu seinen glühenden Liebesliedern begeistert haben soll. Unter seinen poetischen Werken zeichnen sich besonders die Eklogen aus, welche zu den frühesten Versuchen dieser Gattung der Poesie in der portugiesischen Literatur gehören und durch Wahrheit und Tiefe des Gefühls bezaubern, obschon sie durchaus nicht den angenommenen Regeln dieser Dichtungsart Genüge leisten. Weniger bedeutend sind seine Lieder, die noch zu sehr in bereits veraltete Formen eingeschnürt sind. Mehr Beachtung, als ihm seither geworden ist, verdient der unvollendete Roman „Menina e Moça“ („Ein kleines und unschuldiges Mädchen“), der erste nicht mißlungene Versuch einer Veredlung der romantischen Prosa in portugiesischer Sprache. Verworren, einförmig und lang-

weilig kann dieser Roman wohl mit Recht genannt werden, aber er ist nicht nur als erster Versuch dieser Art, sondern auch als ein Denkmal der romantischen und schwärmerischen Sinnesart der Portugiesen jener Zeit merkwürdig. R. steht in der schönen Literatur Portugals an der Grenze des altnationalen und des neuern Geschmacks, der seit den ersten Decennien des XVI. Jahrh. in Portugal durch Nachahmung des italienischen Styls sich zu bilden anfing. Der Roman R.'s, welcher jetzt noch Leser findet, ist öfter (mit den Eklogen im Anfange) gedruckt, zuletzt Lisb. 1785. 8. 66.

Ricardo (David), einer der vorzüglichsten staatswissenschaftlichen Schriftsteller Englands, 1772 zu London geboren, beschäftigte sich neben seinen einträglichen Geldgeschäften aus Neigung mit der Nationalökonomie und erregte durch einige kleine Schriften über die Nationalbank bedeutendes Aufsehen. Nachdem er die israelitische Religion aufgegeben hatte und zur christlichen übergetreten war, kam er 1817 in die Kammer der Gemeinen und zeichnete sich bald durch treffliche Vorträge über die Staatswirthschaft betreffende Gegenstände aus. Obschon sich auf die Seite der Opposition neigend war er doch stets in seinem Benehmen gemäßigt und bezweckte bei allen seinen Bemühungen einzig und allein das Glück und den Wohlstand seines Vaterlandes. Nicht selten wurde er von den Ministern bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen und immer ward seine auf vielfache Beobachtung gestützte Ansicht der Berücksichtigung werth gefunden. R. war sein ganzes Leben hindurch mit Börsenspeculationen beschäftigt und erwarb sich einen Reichthum von vielen Millionen; erst in seinem höhern Alter gab er diese anstrengende Beschäftigung auf und befaßte sich fast ausschließend mit den Staatswissenschaften. Er starb am 11. Aug. 1823 auf seinem Landgute Gatcomb-Park. Unter seinen wenigen, aber gehaltvollen Schriften zeichnen sich besonders die „Principles of political economy and taxation“ (Lond. 1817. 3. ed. 1821. 8. Deutsch von C. A. Schmidt, Weimar 1821. 8.) durch Tiefe und Reichthum der Beobachtungen aus. Sein unvollendeter „Versuch über die beste Einrichtung einer Nationalbank“ wurde erst nach seinem Tode gedruckt (Lond. 1824. 8.). Der gegründetste Vorwurf, welchen man gewöhnlich seinen Schriften macht, ist Dunkelheit und Unverständlichkeit. 66.

Ricci (spr. Ritschi) (Scipio), ein durch seine Verbesserungsversuche und durch seine deßhalb erlittenen Verfolgungen bekannter italienischer Bischof, 1741 zu Florenz geboren, widmete sich mit vielem Eifer der Theologie und erhielt, nachdem er mehrere untergeordnete Stellen bekleidet hatte, das Bisthum Pistoja und Prato. Für die Verbesserungspläne des Großherzogs Leopold von Toscana eingenommen machte er sich bald durch viele Änderungen in dem Gottesdienste, durch Aufhebung der Processionen und Brüderschaften und durch die Einführung vernünftiger Andachtsbücher bei dem trägen unwissenden Klerus sowohl, als auch bei dem fanatischen Pöbel verhaßt und setzte sich mit dem römischen Hofe in feindselige Berührung. Auf einer Synode zu Pistoja (1786) suchte er die Grundsätze der gallicanischen Kirche auch in seinem Sprengel geltend zu machen und erhielt von dem Großherzoge die Bestätigung alles dessen, was er that. Aber schwer war es, die Beschlüsse dieser Synode sowohl, als auch die des Concilium für Toscana (1787), welche Leopold auf eigene Kosten drucken ließ (7 Bde. 4.), in Anwendung zu bringen. Man fing von allen Seiten an gegen den neuerungssüchtigen Bischof zu murren und als Leopold nach Joseph's Tode den Kaiserthron bestieg und seinen Schützling verließ, brach 1790 ein Aufstand gegen R. aus und er sah sich gezwungen, schnell die Flucht zu ergreifen. Die alte Ordnung der Dinge wurde wieder hergestellt und ein Verdammungsurtheil gegen die Beschlüsse der Synode von Pistoja ausgesprochen (1794). R. erklärte sich laut dagegen und verband sich mit der französischen Geistlichkeit, welche die Decrete der constituirenden Versamm-

lung angenommen hatte. Dadurch erhielt er während der französischen Occupation Toscanas (1799) bedeutenden Einfluß, sah sich aber nach dem Abzuge seiner Freunde den gröbsten Beleidigungen des Volkes ausgesetzt und wurde in ein Gefängniß geworfen, aus welchem ihn jedoch die Fürsprache des Erzbischofs und des Senats von Florenz befreite. Er fing nun, wie man sagt, an sein seitheriges Benehmen zu bereuen und that die geeigneten Schritte, um sich mit dem römischen Stuhle auszusöhnen, welches ihm auch bei Pius VII. dadurch, daß er das Verdammungsurtheil der Synodalbeschlüsse von Pistoja unterschrieb, gelang (1805). Er scheint hierauf sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen zu haben und starb am 27. Jan. 1810. Ob es ihm mit seinem Widerrufe Ernst war, wollen wir hier nicht untersuchen; man hat es wenigstens oft bezweifelt. (Vergl. Louis de Potter's „Vie et pontificat épiscopal de Scipion Ricci, évêque de Pistoja et de Prato, et réformateur du catholicisme en Toscane sous le règne de Leopold", Bruxell. 1825. 3 Voll. 8. Deutsch, Stuttgart 1826. 4 Bde. 8.) 66.

Ricciarelli, s. Volterra.

Riccioli (Giambattista), einer der berühmtesten Astronomen des XVII. Jahrh., geb. im Jahre 1598 zu Ferrara, trat, 16 Jahre alt, in den Jesuitenorden und studirte anfangs vorzüglich Theologie und Philosophie, neigte sich aber später auf Veranlassung seiner Oberen entschieden zur Astronomie hin. Als Anhänger des alten Systems trat er bald als eifriger Gegner der neuen von Copernicus und Keppler verbreiteten Ansichten auf und bemühte sich, die Unhaltbarkeit des alten Systems wohl einsehend, ein neues, nach welchem Sonne, Mond, Jupiter und Saturn um die Erde wandeln, Venus, Mercur und Mars aber Satelliten der Sonne sein sollten, aufzustellen. Natürlich konnte er dasselbe nicht mit Beweisen unterstützen und begnügte sich daher mit der Behauptung, diese Ansicht sei die einfachste und deßhalb, da man ja doch nicht ins Klare kommen werde, die beste. Eine neue Messung der Erde gelang ihm eben so wenig, wie die Widerlegung des copernicanischen Systems; dagegen werden seine Beobachtungen des Mondes, besonders der Flecken desselben, deren er 600, also mehr als alle seine Vorgänger entdeckte, noch jetzt geschätzt und bis heute bedient man sich seiner Nomenclatur. Außerdem stellte er höchst genügende Untersuchungen über den Ring des Saturn an und verfertigte eine mit trefflichen Bemerkungen versehene Liste aller von den Historikern angeführten Sonnenfinsternisse von 772 v. Chr. bis zum Jahre 1647. Er starb im Jahre 1671. Unter seinen Werken sind die bedeutendsten: „Almagestum novum, astronomiam veterem novamque complectens" (Bologn. 1651), ein Werk, welches Lalande einen wahren Schatz astronomischer Gelehrsamkeit nennt, ferner: „Astronomia reformata" (Ibid. 1665), ebenfalls höchst wichtig durch die darin enthaltenen Beobachtungen; „Geographiae et hydrographiae reformatae libri XII" (Ibid. 1661) mit ziemlich genauen Angaben der Längen- und Breitengrade; „Vindiciae calendarii Gregoriani" (Ibid. 1666); „Chronologia reformata" (Ibid. 1669. 3 Voll.); „Chronicon ab orbe condito ad annum Christi 1668" und „Argumentum physico-mathematicum contra motum terrae diurnum etc." (Venetiae 1669). 22.

Riccoboni (Lodovico), ein berühmter italienischer Schauspieler und Literator, 1674 (nach Andern 1677) zu Modena geboren, trat sehr jung zu einer herumziehenden Schauspielerbande und spielte mit Glück die ersten Liebhaberrollen, bis es ihm gelang der Principal einer Truppe zu werden. Als solcher faßte er den Vorsatz, das italienische Theater umzugestalten und statt der seither beliebten phantastischen Farcen regelmäßige Stücke auf die Bühne zu bringen. Er begann mit der Aufführung guter Tragödien und fand zu Venedig und in den meisten Städten

der Lombardei so großen Beifall, daß er es auch mit einigen Übersetzungen der besten Stücke Molière's versuchte. Auch dieses Wagniß gelang ihm vollkommen; als er aber jetzt auch die Lustspiele der altitalienischen Dichter herbeiziehen zu dürfen glaubte, erklärte sich die Stimme des Publicum so entschieden gegen sein Beginnen, daß er eine Einladung des Herzogs von Orleans (1716), mit seiner Truppe nach Paris zu kommen, gern annahm. Hier ward ihm der Saal des Hôtels de Bourgogne eingeräumt und man sah in Paris zum ersten Male ächte italienische Kunstkomödie. Aber bald mußte sich der Arlechino bequemen auch Französisch zu sprechen und die französischen Komiker fingen an für dieses Theater, welches bis auf die neuere Zeit das italienische hieß, Stücke in halbitalienischem Geschmacke zu liefern. R. selbst machte sich sowohl durch seine Leistungen als Schauspieler, als auch durch eigene dramatische Versuche, die jedoch nie in ihrer Gestalt, wie sie auf der Bühne erschienen, gedruckt wurden, einen Namen. Auf eine Einladung des Herzogs von Parma, welcher ihn zum Intendanten aller Bühnen in seinem Lande erhob, ging er 1729 wieder nach Italien, zog sich aber nach dem Tode dieses Fürsten aus religiösen Gründen von dem Theater, gegen welches er eine große Abneigung gefaßt hatte, mit einer bedeutenden Pension zurück und widmete sich zu Paris, wo er sich zum zweiten Male niederließ, den Wissenschaften. Er starb am 5. Dec. 1753. Von seinen Werken, die zum Theil aus Übersetzungen bestehen, nennen wir hier nur das Lehrgedicht „Dell' arte representativa“ (Par. 1728. 8.), welches, obschon der Styl etwas pretiös und gedehnt ist, doch als der beste didaktische Versuch in der italienischen Literatur des XVIII. Jahrh. gelten kann; die sehr oberflächliche „Histoire du théâtre italien“ (Par. 1728—1731. 2 Voll. 8.) und „L'art du théâtre“ (Par. 1750. 8. Deutsch, Hamb. 1828. 8.), welches Werk er gemeinschaftlich mit seinem Sohne François, einem ebenfalls guten Schauspieler, verfaßte. — In seinen Bemühungen, das Theater zu verbessern, wurde er von seiner Gemahlin, Elena Virginia Baletti (geb. 1686 zu Ferrara, starb 1771 zu Paris), einer trefflichen Schauspielerin, kräftig unterstützt. Sie spielte, obschon weder mit vorzüglicher Schönheit, noch mit einem sehr angenehmen Organe begabt, die ersten Liebhaberinnen mit großem Glücke. Einige dramatische Versuche jedoch fielen so unglücklich aus, daß sie ferner nicht mehr als Dichterin zu glänzen verlangte. 66.

Riccoboni (Marie Jeanne Laboras de Mézières), eine der beliebtesten französischen Romanschriftstellerinnen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh., die Gemahlin des im vorhergehenden Artikel erwähnten Schauspielers François Riccoboni, 1714 zu Paris geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und widmete sich, nachdem sie frühe ihre Eltern verloren hatte, der Bühne. Da sie sich aber nie über die Mittelmäßigkeit zu erheben vermochte und die Untreue ihres Gemahls ihr das Schauspielerleben, welches sie nur nothgedrungen gewählt hatte, immer mehr verleidete, so zog sie sich zurück und versuchte als Romanschriftstellerin ihr Glück. Ihre Romane erhielten dadurch, daß sie zuerst die Manier Richardson's und Fielding's auf erträgliche Weise wiedergaben, ungewöhnlichen Beifall. Sie hatte vom Hofe eine kleine Pension erhalten und lebte zufrieden, bis ihr die Revolution ihre Einnahme raubte und sie dem bittersten Mangel preis gab. Sie starb am 6. Dec. 1792. Unter ihren Romanen, denen man eine anziehende, leichte und lebhafte Darstellung, so wie ungewöhnliche Feinheit und vielen Geist nicht absprechen kann, zeichnen sich besonders die „Histoire du marquis de Cressy“ (1758), die „Lettres de Julie Catesby“ (1758) und die „Histoire de miss Jenny“ (1764) durch Gediegenheit und Fleiß aus. „Oeuvres complètes“ (Par. 1780. 8 Voll. 8. 1818. 6 Voll. 8.); „Der Frau M. Riccoboni beste Werke“, aus dem Französischen von C. L. Heine (Leipzig 1781—1782. 4 Bde. 8.). 67.

Rich (spr. Ritsch) (James Claudius), Resident der englisch-ostindischen Compagnie zu Bagdad ist einer der verdienstvollsten Reisenden und Forscher der neuern Zeit, dem wir höchst wichtige Aufschlüsse über das Hochland von Kurdistan, einem früher noch ziemlich unbekannt gebliebenen Theile des Orients, so auch reichhaltige und interessante Notizen über Mesopotamien und Syrien zu verdanken haben. Ein mehrjähriger Aufenthalt zu Constantinopel, Smyrna, Alexandrien und in mehreren Städten Syriens hatten ihm Gelegenheit verschafft, sich eine vollkommene Kenntniß mehrerer orientalischer Sprachen, insbesondere des Arabischen, zu erwerben, und es scheint, als wenn er vorzüglich deßhalb von der englisch-ostindischen Compagnie, in deren Dienste er 1803 getreten war, das nicht unwichtige Amt eines Residenten zu Bagdad erhalten habe. Er verwaltete dasselbe von 1807—1821 und unternahm während dieser Zeit von Bagdad aus zu wiederholten Malen Reisen in die Umgegend sowohl, wie in die entfernteren Bergregionen Kurdistans, und zwar vorzugsweise zur Erforschung der in jenen Gegenden höchst zahlreichen Denkmäler des Alterthums. So untersuchte er mit einer Genauigkeit wie noch Keiner vor ihm die Ufer des Euphrat und Tigris, wo er hinsichtlich der Lage mehrerer im Alterthume berühmter Städte, z. B. Ktesiphons und Seleucias, zu höchst wichtigen Resultaten gelangte; besonders widmete er den Ruinen Babylons in der Nähe des heutigen Hillah seine ausschließliche Aufmerksamkeit. Auf einer seiner weiteren Excursionen im Jahre 1820 besuchte er mehrere Städte Altpersiens, wie Scheherhan, Kasrischirin, Schirwaneh, ging dann nach Bagdad zurück und von hier aus über Suleimanieh und das Zagrusgebirge (Sagrosch) nach Sennah, der Hauptstadt des persischen Kurdistans, reiste hierauf auf demselben Wege zurück bis Suleimanieh und von da nach Mossul, dessen Umgegend in der Nähe und Ferne er ebenfalls genau durchforschte. Im März 1821 fuhr er auf dem Tigris wieder nach Bagdad hinunter und fand auf dem Wege unter andern das alte Larissa. Kurz nach seiner Ankunft in Bagdad unternahm er eine Reise in die persischen Provinzen Chusistan und Farsistan, ging bis zur Hafenstadt Buschir (Abuschehr) hinab und begab sich dann nach Schiras. Hier starb er an der Cholera den 5. Oct. 1821. — Die wichtigsten Resultate seiner vieljährigen Forschungen finden sich in den „Fundgruben des Orients," deren vorzüglichste Zierde sie bilden. 22.

Richard, Könige von England. — R. I. oder Löwenherz, von seinem hohen Muthe so benannt, zweiter Sohn Heinrich's II., war geboren um 1157. Da sein älterer Bruder, Heinrich, bereits zum Könige von England gekrönt war, wurde ihm das Herzogthum Aquitian zugewiesen, er zerfiel aber mit seinem Vater, ging mit seinen Brüdern, Heinrich und Gottfried, an den Hof Ludwig's VII. von Frankreich nach Chartres (8. März 1173) und von Frankreich unterstützt begannen die drei Brüder einen Krieg mit ihrem Vater, um diesen zu entthronen; aber Heinrich siegte. Im Frieden erhielt R. zwei Schlösser in Poitou und die Hälfte der Einkünfte dieser Grafschaft. Er regierte seine Unterthanen mit einem eisernen Scepter und seine Erpressungen waren ohne Ende; von seinen Baronen eingeladen überzogen ihn daher seine Brüder, Heinrich und Gottfried, mit Krieg, dem aber der König bald ein Ende zu machen suchte. Aber zum zweiten Male gerieth R., mit dem Könige von Frankreich und seinem jüngsten Bruder Johann verbündet, gegen seinen Vater in einen Krieg (Anfang 1189). Dieser unterwarf sich jetzt allen Forderungen seiner Feinde und erlaubte seinen Vasallen, da inzwischen sein Sohn Heinrich verstorben war, R. zu huldigen. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Heinrich's II. bestieg R. den Thron Englands (Sept.) und regierte ohne Ruhm und Glück. Er hatte während seines Vaters Regierung das Kreuz genommen. Jetzt beschloß er den Zug nach Palästina. Er verband sich mit dem Könige von Frankreich, Philipp August, trieb, zur Verwirklichung seiner riesenhaften Pläne, ungeheuere Summen ein und suchte sie durch Mittel zu vergrößern, die schmählich

für ihn und seinen Nachfolgern schädlich waren, auch setzte er für die Zeit seiner Abwesenheit eine Regentschaft ein. Unter Privatzwisten, die er mit dem Schwerte beilegte, auf Sicilien und Cypern, langte er endlich am 10. Juni 1191 unter den Mauern von Acre an. Nach einem unerhört heftigen Kampfe von beiden Seiten fiel das belagerte Acre in der Christen Hände (12. Juli). Gleich darauf kehrte Philipp August nach Europa zurück; beide Könige hatten bei diesem Zuge nie in Uebereinstimmung gehandelt. R. setzte den Kampf gegen die Saracenen fort, glorreich durch persönlichen Heldenmuth, doch ohne entscheidenden Erfolg. Endlich schloß er einen Waffenstillstand mit dem Sultan auf 3 Jahre (1192) und war im Begriffe auf dem Continente nach Hause zurückzukehren, ward aber vom Herzoge Leopold von Östreich, welchen er in Palästina beleidigt hatte, gefangen, dann an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, welcher ihn erst spät gegen ein großes Lösegeld freigab (Febr. 1194). Hierauf führte er Krieg wider Philipp August und wider Johann, seinen unwürdigen Bruder, welche Beide R.'s Gefangenschaft zur Befriedigung ihrer Raubgierde benutzt hatten. Nach Beendigung eines zweiten Krieges wegen Bretagne fiel R. in einer dritten Fehde wider den Vicomte Vidomar von Limoges bei der Belagerung von Chaluz am 6. April 1199. Ihm folgte Johann ohne Land. — R. II., Sohn des schwarzen Prinzen (Eduard von Wales), ward geboren 1366 und erstieg sogleich nach dem Tode seines Großvaters, erst 11 Jahre alt, den Thron Englands (22. Juni 1377). Ein Regentschaftsrath leitete während seiner Unmündigkeit die Staatsgeschäfte. Mit dem Throne erbte R. zwei Kriege mit Frankreich und Schottland. Diese Kriege zwangen die Regierung wiederholt von einem störrigen Parliamente Hülfe zu verlangen. Die Erhebung der (6. Dec. 1380) endlich bewilligten Kopfsteuer gab aber zu einem Volksaufstande Anlaß, der das Leben des Königs und die ganze Existenz der Regierung bedrohte, wobei der Dachdecker zu Dartfort, insgemein Wal Tyler genannt, eine Hauptrolle spielte. Dieser Aufruhr ward jedoch zum Theil durch R.'s Geistesgegenwart gestillt (Juni 1381). Die Entschlossenheit und Unerschrockenheit, die er während des Aufruhrs bewiesen hatte, schienen eine glückliche und glorreiche Regierung vorherzusagen und die Eigenschaften seines Herzens wurden noch durch seine ausgezeichnete Schönheit und die Zierden seiner Sitten gehoben. Dessenungeachtet wurde seine Regierung von nun eine Reihe von Irrthümern und Unglücksfällen, die ihn in wiederholte Verlegenheit stürzten. 1385 stellte sich R. an die Spitze einer Armee von 80000 Mann, zog gegen die mit den Franzosen verbündeten Schotten und drang bis vor die Wälle von Aberdeen, kehrte aber bald nach England zurück, als ihn die Kunde von dem Einfalle der Schotten in seine Staaten traf. Zwar nahmen die Reibungen zwischen R. und seinem Oheime, dem Herzoge von Lancaster, als dieser nach Portugal ging (9. Juli 1386), ein Ende, aber nun ergriffen die großen Barone unter Leitung des Herzogs von Glocester die Gelegenheit, um Complotte zum Umsturze der Staatsverwaltung zu bilden, bewirkten den Sturz der Günstlinge des Königs durch „das wundervolle" oder „erbarmungslose Parliament," welches die königliche Macht durch eine aufgestellte Regierungscommission in Fesseln legte. Fast ein ganzes Jahr war R. ein Werkzeug in den Händen der Partei, stürzte aber dann mit einem kühnen Schritte (3. Mai 1389) das mit vielem Blute von seinem Oheime aufgeführte Staatsgebäude. Er regierte nun einige Jahre hindurch ruhig und glücklich und schloß mit Frankreich am 27. Mai 1394 Waffenstillstand. Im October desselben Jahres ging er an der Spitze eines Kriegsheeres nach Irland, um die Eingeborenen zur vollkommenen Unterwürfigkeit zu zwingen; es wurden daselbst Mißbräuche abgestellt, Gesetze in Vollzug gebracht, tyrannische Beamte entfernt und die Eingeborenen allmählig mit der englischen Herrschaft ausgesöhnt. Auch triumphirte er bald darauf über alle seine Feinde und erhob sich nun über die Herrschaft des Gesetzes, was seit langer Zeit der

Hauptzweck seiner Politik gewesen zu sein schien; allein die Liebe des Volkes, die er in den vorhergehenden zehn Jahren gewonnen hatte, ging durch seinen Leichtsinn und seine despotischen Handlungen gänzlich verloren, was sein Verderben unvermeidlich herbeiführte. Während er einen Feldzug nach Irland machte, landete von Frankreich aus der beim Volke sehr beliebte Heinrich zu Ravenspurn in Yorkshire (4. Juli 1399), wo die mächtigen Grafen von Northumberland und Westmoreland auf der Stelle zu ihm stießen, auch der zum Reichsverweser ernannte Herzog von York zum Verräther an dem Könige wurde, und bald stand Heinrich an der Spitze einer ansehnlichen Macht. Zwar kehrte R., von der drohenden Gefahr unterrichtet, nach England zurück, aber es verließ ihn sein Heer, er gerieth durch List in die Gewalt des Grafen von Northumberland, ward nach dem Tower geführt, legte die Krone nieder (29. Sept.) und wurde am folgenden Tage bei versammeltem Parliamente abgesetzt. Sein Gegner bestieg als Heinrich IV. den Thron. Er starb Ende Jan. 1400 im Gefängnisse auf dem Schlosse zu Pontefract angeblich am freiwilligen Hungertode. Man glaubte aber allgemein, er sei auf Heinrich's Befehl zu Tode gehungert worden; nach einer andern Sage, deren ein Zeitgenosse erwähnt, wurde er im Gefängnisse von Sir Robert Exton ermordet. — R. III., geb. 1450, jüngerer Bruder Eduard's IV., wurde von diesem zum Herzoge von Glocester ernannt und kämpfte für ihn mit großer Treue und vielem Muthe, besonders im Kriege Englands mit Schottland (1482). Aber unter der Maske der Zuneigung und Biederkeit vermochte R. die blutigsten Anschläge zu verbergen, dabei war er von unersättlichem Ehrgeize. Nach dem Tode seines Bruders (1483) befand er sich als Befehlshaber des Heeres gegen Schottland an der Grenze und war der Erste, der zu York Eduard V., seinem Neffen, den Eid der Treue leistete; auch führte er den jungen König nach London, ließ ihn krönen und nahm selbst den hochtrabenden Titel eines „Bruders und Oheims von Königen, Protectors und Defensors, Oberstkammerherrn, Connetables und Großadmirals von England" an; aber er zeigte auch bald, daß er dem Throne nicht so nahe stehen konnte, ohne den Wunsch zu dessen Besteigung zu empfinden. Zu diesem Ende langte am 13. Juni Radcliffe, einer der kühnsten Anhänger des Protectors, mit einer starken Schaar Bewaffneter im Schlosse zu Pontefract an und bemächtigte sich des Grafen Rivers, des Lords Gray's u. A., denen ohne Weiteres, angeblich als Verräthern, der Kopf abgeschlagen wurde; auch bekam der Protector auf listige Weise den zweiten Sohn der Königin Elisabeth in seine Gewalt. Nun brachten Einige das von Clarence erfundene Mährchen wieder zum Vorscheine: der verstorbene König sei gar nicht der Sohn des Herzogs von York, sondern die Frucht eines ehebrecherischen Umgangs seiner Mutter, Cäcilie, mit einem Ritter in Diensten ihres Gemahls gewesen, welche Beschuldigung sogar von den Kanzeln herab vorgetragen wurde. Nach diesen Operationen ließ er sich durch eine, von einer Deputation seiner Anhänger überreichte Adresse zur Annahme der Krone bewegen (25. Juni) und ward den 26. als R. III. zum Könige ausgerufen. Die ersten Tage seiner Regierung brachte er mit Austheilung von Gnaden zu und durchreiste „zur Unterdrückung von Verbrechen und Besserung der Sitten" das Land. Im Norden angekommen vernahm er aber die Kunde von dem hinter seinem Rücken heraufsteigenden Gewitter. In Kent, Essex, Sussex, Berkshire, Hamp, Wilt ꝛc. ergriff man die Waffen; zu den Conföderirten schlug sich der bisherige eifrigste Freund R.'s, der Herzog von Buckingham. Aber jetzt erfuhren sie, daß die Prinzen und Neffen R.'s, für welche sie zu kämpfen gedachten, nicht mehr seien. Dieser hatte sie bereits im Tower ermorden lassen. Sofort wurde die Krone dem jungen Grafen Heinrich von Richmond, welcher vermöge der Rechte seiner Mutter das Haus Lancaster repräsentirte, angetragen. R. rüstete sich zum Kriege (Oct. 1483), besiegte aber, vom Glücke begünstigt, ohne das Schwert zu ziehen, seine Gegner, deren er sich mit gewohnter

Grausamkeit entledigte. Jedoch war Heinrich nach der Bretagne entkommen, von wo er, als R. seine Aufmerksamkeit dahin richtete, nach Frankreich ging. Während sich Heinrich mit Anstalten, R. vom Throne zu stoßen, beschäftigte, machte dieser den ermüdenden und verheerenden Feindseligkeiten zwischen seinen Unterthanen und den Schotten ein Ende. Aber Geldverlegenheit nöthigte ihn zu Erpressungen mehrerer Summen von wohlhabenden Bürgern, wodurch er seine wenige Popularität verwirkte, und der ihm wohlbewußte bevorstehende Kampf, bei dem seine Krone und sein Leben auf dem Spiele stand, versetzte ihn in die größte Unruhe. Bald wußte er nicht mehr, wem er trauen sollte. Da landete am 7. Aug. 1485 Heinrich zu Milfordhaven, worauf es bei der Stadt Bosworth zur Schlacht kam (22. Aug.), in welcher R., die Krone auf dem Haupte, eben als er einen verzweifelten Streich gegen Heinrich führen wollte, übermannt vom Pferde gerissen und auf der Stelle getödtet ward. Sein Leichnam wurde entkleidet, hinter einem Wappenherolde quer über ein Pferd gelegt, nach Leicester gebracht und nach 2 Tagen in der Kapuzinerkirche beigesetzt. R. war ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt. Es hat in neueren Zeiten Schriftsteller gegeben, die seine Unschuld zu beweisen suchten; allein ihre Gründe sind mehr sinnreich als überzeugend. 25.

Richard (spr. Rischahr) (Louis Claude Marie), einer der berühmtesten französischen Botaniker, wurde am 4. Sept. 1754 zu Versailles geboren. Von seinem Vater, dem königlichen Gärtner zu Auteuil, einer Erziehungsanstalt zu Vernon übergeben zeichnete er sich durch Fleiß und Wißbegierde vortheilhaft aus und erwarb sich unter Anderem auch eine bedeutende Geschicklichkeit im Zeichnen. Bereits seit seinem 11. Jahre entwickelte sich in ihm in Folge der häufigen Besuche bei seinem Onkel, Director des königlichen Gartens von Trianon, jene bald zur Leidenschaft werdende Neigung zur Botanik, die ihn 2 Jahre später veranlaßte, das väterliche Haus heimlich zu verlassen und nach Paris zu gehen, um hier seine Studien nach eigener Neigung zu betreiben. Unter den größten Entbehrungen (denn 12 Franken monatlich, die ihm der wiederversöhnte Vater zukommen ließ, konnten nicht zureichend sein) machte er einen Cursus in dem Collége Mazarin und beschäftigte sich außerdem mit Naturgeschichte und Zeichnen, mit letzterm als Broderwerb. Bald verbesserten sich seine Umstände so sehr, daß er im Stande war, zu einer Reise nach Südamerika, die er schon längst projectirt hatte, ansehnliche Summen zurückzulegen; doch kam ihm die Erfüllung seines Wunsches von einer Seite, wo er es nicht gedacht hatte, von der Akademie, die ihm auf die Empfehlung Jussieu's die Erforschung Guyana's und Westindiens auftrug. Er reiste im Jahre 1781 ab, landete in Cayenne, durchreiste von hier aus zuvörderst das französische Guyana nach allen Richtungen mit der größten Genauigkeit und schiffte sich dann nach Westindien ein, wo er Martinique, Jamaica, Guadeloupe und St. Thomas durchforschte. Auch besuchte er die meisten der am Eingange des Meerbusens von Mexico gelegenen Inseln. Überall gleichmäßig allen Reichen der Natur seine Sorgfalt widmend, blieb doch das Pflanzenreich der Gegenstand seines besondern Eifers; vorzüglich beschäftigte er sich viel mit der Analyse der Pflanzen, deren er mehr als 3000, größtentheils bis dahin unbekannte, sammelte. Nach achtjähriger Abwesenheit kehrte er im Jahre 1789 mit seinen kostbaren Sammlungen und Zeichnungen aller Art nach Paris zurück, ward Lehrer der Botanik an der medicinischen Schule, dann Mitglied des Instituts und später auch Ritter der Ehrenlegion. Er starb am 7. Juni 1821. Seine Verdienste um die Botanik sind sehr groß, indem er besonders auf sorgfältige Analyse der Pflanzen zuerst mit hindeutete und theils eine Menge bis dahin unbekannter Pflanzen den Sammlungen einverleibte, theils schon bekannten die richtigen Stellen im Systeme anwies. Unter seinen Werken nennen wir nur folgende: „Dictionnaire élémentaire de botanique“, revu etc. par Bulliard (Amsterdam 1800); „Demonstrations botaniques ou Analyse

du fruit consideré en général" (1808, ein höchst wichtiges Werk, welches nur dem ähnlichen des berühmten Gärtner nachstehen möchte); ferner: „Extrait d'une instruction pour les voyageurs naturalistes"; „Catalogue des plantes de Caïenne" und außerdem mehrere Abhandlungen über einzelne Pflanzenfamilien, z. B. die Balanophoren, Butomeen, Cycaden u. a. m. 22.

Richard von St. Victor, einer der berühmtesten Gelehrten des XII. Jahrh., aus Schottland gebürtig, lebte im Kloster St. Victor zu Paris, wo er ein Schüler des berühmten Hugo (s. d. Art.) war, dann Kanonicus und zuletzt Prior des Klosters ward und als solcher 1173 starb. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Mystikern, zugleich aber auch zu den scharfsinnigsten Denkern seiner Zeit und hat sich vorzüglich durch eine durchdachte Entwickelung der Art, wie der Mensch allmählig zur unmittelbaren Anschauung gelangen könne, berühmt gemacht. Er nimmt nämlich 6 Stufen an: 1) Anschauung der Sinnenwelt und Auffassung durch die Einbildungskraft; 2) Hinzutreten des Verstandes durch Nachdenken darüber; 3) Sichtung des Stoffes durch die Vernunft; 4) Speculation der reinen Vernunft im Übersinnlichen und Grenze der menschlichen Erkenntniß; 5) Belehrung durch die Offenbarung über übernatürliche Dinge; 6) höchste Erkenntniß des Innern des göttlichen Wesens; eine Stufenleiter, welche er zwar von einem ältern Mystiker, Honorius von Autun im XI. Jahrh., entlehnt hat, welche ihn aber hoch über alle Mystiker der folgenden und der neusten Zeit stellt. „Opera" (Vened. 1506. 8. Paris 1518. 8.). Vergl. Tiedemann's „Geist der speculativen Philosophie" (Bd. IV. S. 315 ff.). 16.

Richardson (spr. Ritschärds'n) (Samuel), einer der bekanntesten englischen Romanschriftsteller, 1689 in der Grafschaft Derby geboren, erlernte zu London die Buchdruckerkunst und gründete sich durch unermüdlichen Fleiß ein eigenes Geschäft. Sein Talent Briefe zu schreiben, welches oft in Anspruch genommen wurde, gab die Veranlassung zu seinem ersten Romane: „Pamela" (Lond. 1742. N. E. Lond. 1810. 4 Voll. 12. Deutsch von F. Schmitt, Liegnitz 1772. 4 Bde. 8.), welcher so großen Beifall fand, daß er in einem Jahre fünf Auflagen erlebte. Nicht weniger Aufsehen erregten „Clarissa Harlowe" (Lond. 1751. 7 Voll. 8. N. E. Lond. 1810. 8 Voll. 12. Deutsch von L. T. Kosegarten, Leipz. 1790—1793. 8 Bde. 8.) und „Charles Grandison" (Lond. 1754. 6 Voll. 8. N. E. Lond. 1810. 7 Voll. 12. Deutsch, Leipz. 1780. 7 Bde. 8.). Er starb am 4. Juli 1761. R. hatte nur sehr geringe gelehrte Kenntnisse; er folgte keiner Theorie, sondern nur seinem Gefühle und seinem natürlichen Geschmacke. Schriftstellereitelkeit war ihm völlig fremd und er lebte trotz des ungewöhnlichen Beifalls, den seine Leistungen fanden, stets als schlichter Geschäftsmann. Er führte eine neue Gattung des Romans ein, den moralischen Familienroman, der auf ausführliche Entwickelung der innersten Verhältnisse des häuslichen Lebens gegründet ist, und versuchte zuerst die schwierige Form in Briefen. Kann man ihm auch keine kühne oder originelle Phantasie zugestehen, so darf man ihm doch Beobachtungsgeist, Menschenkenntniß, besonders tiefes Eindringen in die Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts, die zarteste Empfänglichkeit für alle sittlichen Eindrücke und ein ausgezeichnetes Darstellungstalent nicht absprechen. Unter seinen Romanen behauptet die „Clarissa" den Vorzug; in der „Pamela" nimmt die Moral zu sehr den Predigtton an und ermüdet; „Grandison" ist in jeder Hinsicht der schwächste. An Breite leiden sie alle und wenige Leser werden jetzt damit zu Ende kommen. „Works", Lond. 1811. 19 Voll. 8. (Vergl. „S. Richardson's Correspondence with his friends and account of his life, by mistress Barbault", Lond. 1804. 6 Voll. 8.) 67.

Richelieu (spr. Risch'liö) (Armand Jean du Plessis, Herzog von), Cardinal und Staatsminister von Frankreich, einer der größten Staatsmänner des XVI.

Jahrh., aus dem alten Geschlechte du Plessis, wurde am 5. Sept. 1585 zu Paris oder wahrscheinlicher auf dem Schlosse Richelieu geboren und besuchte die Collegien von Navarra und Licieux. Als sein Bruder in den Orden der Karthäuser getreten wa., entsagte er dem Kriegsdienste, dem er sich widmen wollte, und studirte mit Eifer Theologie, so daß er schon im 22. Jahre zum Doctor derselben und zum Bischofe von Luçon ernannt wurde. Im Jahre 1614 wurde er zum Vertreter der Geistlichkeit von Poitau bei der Versammlung der Reichsstände erwählt und erwarb sich durch eine ausgezeichnete Abschiedsrede an die Stände das Vertrauen der verwittweten Königin, Maria von Medicis, so sehr, daß sie ihn zum Großalmosenier erhob und ihn durch den Marschall d'Ancre im Jahre 1616 als Secretair der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegswesens in den Staatsrath aufnehmen ließ. Allein der Einfluß des Marschalls auf die Königin und deren Hinneigung zu dem östreichischen Hause erbitterte den hohen Adel und das Volk, so daß dieser Haß bald in Aufruhr ausbrach, bei welchem der Marschall ermordet und die Königin verbannt wurde. Der Connetable de Luynes, Günstling des Königs, hatte vergebens versucht R. zum Austritte aus dem Staatsrathe zu bewegen. Letzterer folgte der Königin nach Blois in die Verbannung, mußte sich aber von hier nach Luçon und bald darauf nach Avignon zurückziehen, weil man Mißtrauen in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen setzte. Er hatte hier längere Zeit in gänzlicher Abgezogenheit von den Geschäften gelebt, als er zum Gesandten an die Königin gewählt wurde, welche der Herzog von Epernon aus Blois entführt und eine kurze Versöhnung zwischen Maria und ihrem Sohne, Ludwig XIII., bewirkt hatte. Die Königin begab sich bald nachher wieder nach Blois und erst nach der Schlacht bei Pont de Cé konnte R. sie bewegen nach Paris zurückzukehren. Nach dem im Jahre 1622 erfolgten Tode de Luynes' erlangte Maria die Erhebung R.'s zum Cardinale und seine Wiederaufnahme in den Staatsrath. Nach seinem Eintritte in denselben legte er sogleich den Streit über das Veltlin auf eine für Frankreich ehrenvolle Weise bei, sandte den Marschall Couvres mit Schweitzertruppen nach Italien und schloß durch Vermittelung des Capuziners Pater Joseph einen für sein Vaterland vortheilhaften Frieden. Während dieses Kriegs machte er die Pläne der Hugenotten durch Versprechungen fruchtlos. Der König bewilligte ihm um diese Zeit eine Ehrenwache von 200 Musquetieren und 2 Compagnien Reiter, als er nach einem vereitelten Mordversuche, wofür der Graf von Chalais mit dem Tode büßte, um seine Entlassung nachgesucht hatte. Unterdeß hatte er die von Maria befolgte Politik in Bezug auf Östreich gänzlich geändert, dem er sich, wie die früheren französischen Könige, feindlich gegenüberstellte. Er bewirkte daher die Verbannung der Königin nach Compiegne im Jahre 1631, entsetzte die Anhänger derselben ihrer Stellen und schloß sie selbst in die Bastille ein. Zugleich zog er sich den Haß des Adels und der Geistlichkeit durch Unterdrückung der Parliamente und Beraubung ihrer Vorrechte zu. Die hier und da drohenden Empörungen vermochte er nur durch die klügsten und kräftigsten Maßregeln zu unterdrücken. So sehr ihn auch Ludwig XIII. selbst in seinem Innern haßte, so sah er sich doch genöthigt, den Mann auf alle Weise zu unterstützen und zu erhalten, dessen einziges Streben dahin ging, der Krone eine unumschränkte Macht über alle inneren und äußeren Feinde zu verschaffen. Die gefährlichsten Gegner des Throns waren die Hugenotten, denen durch das Edict von Nantes fast gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert worden waren. Sie hatten sich beinahe über ganz Frankreich verbreitet und den Mittelpunkt ihrer Macht in Rochelle vereinigt. R. befahl daher die Belagerung dieser Stadt und stellte sich selbst an die Spitze der dahin abgehenden Armee. Sowohl die Belagerung als die Vertheidigung des Platzes gilt als ein Muster von gegenseitiger Tapferkeit, Kriegskunst und Ausdauer. Die mächtige Seestadt wurde noch durch Hülfe der Engländer mit allen Bedürfnissen des Lebens und Krieges reichlich

unterstützt und man verzweifelte schon an der Eroberung derselben, als R. ihr durch einen in das Meer hinausgebauten Damm jede Zufuhr zu Wasser abschnitt und sie im Jahre 1629 durch Hunger zwang sich zu ergeben. Kurz darauf wurden auch die übrigen Städte der Hugenotten, Nismes, Castrez, Utez und ihr zweiter Waffenplatz Montauban erobert, wodurch ihre Macht in Frankreich für immer gebrochen war. R. kehrte nun im Triumphe nach Paris zurück und wurde vom Könige zum ersten Minister erhoben, nachdem er schon früher das Portefeuille des Handels und Seewesens in sich vereinigt hatte. Von Paris aus begab er sich wieder zum Heere und eroberte Pignerol und Savoyen, während der König in der Nähe des Kriegsschauplatzes verweilte, aber wegen plötzlicher Erkrankung sich genöthigt sah, nach Lyon zurückzukehren. Während seiner Krankheit drang sowohl Maria von Östreich, als auch Maria von Medicis bei dem Könige auf Entfernung seines Ministers; allein dieser veranlaßte nach seiner Genesung eine Versöhnung zwischen den Königinnen und dem Cardinale, welcher seinem Sturze einmal so nahe war, daß er sich nur durch eine ihm bewilligte letzte Unterredung mit dem Könige, welche ihm sein Günstling, der Graf von St. Simon, zu verschaffen gewußt hatte, wieder in der Gunst seines Herrn, und zwar für immer, befestigte. Die Macht Östreichs suchte er dadurch zu stürzen, daß er Baiern von der Ligue abzog, dessen Verbindung mit Dänemark zerriß und mit dem Könige von Schweden ein Bündniß schloß. Er veranlaßte den Krieg Frankreichs mit Spanien, um Östreich zu schaden, sein Leben wurde aber während desselben vom Meuchelmorde bedroht, welchem er nur durch den Edelmuth Gaston's entging. Bald darauf unterdrückte er einen Aufstand, den die Herzöge von Montmorency und Orleans als Anhänger der verbannten Königin erregt hatten. Montmorency starb auf dem Schaffote, obgleich die königliche Familie selbst und viele Mitglieder des hohen Adels sich für ihn verwendeten. Unterdeß war R. unermüdet thätig, die Größe Frankreichs immer mehr zu heben. Er schloß mit Holland ein für Frankreich vortheilhaftes Bündniß wegen der Grenzen desselben gegen die Niederlande ab, suchte Wallenstein zur Empörung gegen den deutschen Kaiser zu verleiten, brachte gegen Spanien eine Verbindung mehrerer Mächte und einen Subsidienvertrag zu Stande, unterstützte die aufrührerischen Catalonier, beförderte die Thronbesteigung des Hauses Braganza in Portugal und nährte die Unzufriedenheit der Schotten und Presbyterianer mit König Karl von England, dessen Sturz er dadurch beschleunigte. Seine harten Finanzmaßregeln erregten in seinen letzten Regierungsjahren Unwillen und Aufruhr, welcher aber stets mit harter Bestrafung der Häupter desselben endigte. Im Jahre 1642 verschwor sich selbst ein von ihm dem Könige empfohlener Günstling, Cinq-Mars, der Sohn des Marschalls d'Effiat, gegen ihn, der sich mit Vorwissen des Königs zum Sturze R.'s mit dem spanischen Hofe verbunden hatte; allein nach Entdeckung der Verschwörung wurde sowohl er, als auch der Herzog von Bouillon und mehrere Andere mit dem Tode auf dem Schaffote bestraft. Der Cardinal, welcher sich in Narbonne befand, kehrte von hier krank nach Paris zurück und starb daselbst am 4. Dec. 1642 nach einer Regierung von 18 Jahren und nach Empfehlung des Cardinals Mazarin zu seinem Nachfolger. R. hat sich um Frankreichs Könige vielfach verdient gemacht. Er legte für ein Jahrhundert den Grund zu unumschränkter Gewalt derselben durch Unterdrückung aller ehrgeizigen Bestrebungen des hohen Adels, untergrub jedoch auch die Freiheit und Selbstständigkeit des Volks durch Aufhebung der Parliamentsrechte, beförderte die Wissenschaften durch Stiftung der französischen Akademie im Jahre 1635, so wie durch Verbesserung der Sorbonne und durch Benutzung der königlichen Buchdruckerei zu besseren Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. Er selbst versuchte sich in der Dichtkunst und schenkte seine, besonders an morgenländischen Handschriften reiche Bibliothek der Sorbonne. Die Erbauung des Palais royal war sein Werk. Er war unermüdet thätig im

Kreise seiner Geschäfte, ein gewandter Hofmann und wußte Andere unwiderstehlich an sein Interesse zu fesseln. Seine Leidenschaften beherrschte er entweder streng oder entzog sie den Augen der Menschen. So herablassend er Diener und Günstlinge behandelte, so stolz und rachsüchtig zeigte er sich gegen seine Feinde. Sein Streben als Staatsmann war besonders darauf gerichtet, die politische Macht der Reformirten zu stürzen, den hohen Adel dem Throne gänzlich zu unterwerfen und Frankreich auf Kosten des östreichschen Hauses zu vergrößern. Er ist Verfasser mehrerer politischen und theologischen Schriften, unter welchen besonders seine „Memoiren", „Die Geschichte der Mutter und des Sohns", „Die Geschichte der Regentschaft und „Das politische Testament" zu bemerken sind. 81.

Richelieu (Louis François Armand du Plessis, Herzog von), Marschall von Frankreich, wurde am 13. März 1696 zu Paris geboren. Ohne große Kenntnisse sich erworben zu haben, wußte er durch Schönheit und Witz am Hofe, wo er im Jahre 1711 eingeführt und bald unter dem Namen „des liebenswürdigen Kindes" bekannt wurde, sich schnell in Gunst zu setzen, welche ihm besonders die Herzogin von Bourgogne in hohem Grade erwies. Schon im Jahre 1710 war er gegen seine Neigung mit einem Fräulein de Noailles vermählt worden. Da sein Stiefvater den Einfluß des Sohnes auf die Herzogin von Bourgogne fürchtete, so veranlaßte er selbst dessen Gefangensetzung in die Bastille, worin R. 14 Monate bleiben mußte. Nach seiner Befreiung begleitete er im Jahre 1712 den Marschall von Villars als Adjutant in das Feld und zeichnete sich im Kriege durch Tapferkeit aus. Nach dem Tode Ludwig's XIV. lebte er an dem Hofe des Regenten und ergab sich hier allen Genüssen jenes schwelgerischen Kreises. Wegen eines Duelles mit dem Grafen von Gacé wurde er mehrere Monate in die Bastille gesetzt, obgleich er selbst dabei verwundet worden war. Im Jahre 1719 wurde er zum dritten Male in die Bastille gebracht, weil er sich in eine Verschwörung des spanischen Gesandten Delamare gegen den Regenten eingelassen hatte, und nur durch den Einfluß zweier Nebenbuhlerinnen, der Prinzessin von Charlerois und der Tochter des Herzogs von Orleans, erhielt er seine Befreiung wieder, worauf er nach Conflans verbannt wurde. Die letzte Gefangenschaft scheint tiefen Eindruck in ihm zurückgelassen zu haben, so daß er sich von jetzt an auch ernsteren Beschäftigungen widmete. Ungeachtet er bisher blos Liebesbriefe geschrieben und keinen Begriff von Rechtschreibung hatte, wurde er dennoch im Jahre 1724 in die französische Akademie aufgenommen, nachdem er sich von drei berühmten Mitgliedern derselben verschiedene Reden hatte verfertigen lassen, von denen er das Beste auswählte und daraus seine Antrittsrede zusammensetzte. Im folgenden Jahre wurde er zum Pair und Parliamentsmitgliede, zum Gouverneur von Cognai und zum Gesandten am Hofe zu Wien ernannt. Bei seiner Ankunft daselbst hatte er auch die Pferde seines Gefolges mit silbernen Hufeisen so locker beschlagen lassen, daß sie während des Einzugs abfallen mußten. Während des mit dem deutschen Reiche ausgebrochenen Kriegs zeigte er solche Tapferkeit, daß er im Jahre 1738 zum Maréchal de camp und Gouverneur in Languedoc erhoben wurde. Im Jahre 1744 begleitete er den König als Adjutant ins Feld und trug zum Gewinnen der Schlachten bei Ettlingen, Fontenoy und Raucoux wesentlich bei. Um die Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen zu vermitteln, ging er im Jahre 1746 als Gesandter nach Dresden, wo er sich ebenfalls durch verschwenderische Pracht auszeichnete. In Genua, wo er an Boufflerʼs Stelle im Jahre 1748 getreten war, ließ der Senat im Sitzungssaale seine Bildsäule aufstellen und nannte ihn Befreier von Italien; allein in Guyenne, wohin er als Gouverneur abgegangen war, machte er sich durch Härte und Geiz beim Volke verhaßt. Zum Marschalle erhoben leitete er die Belagerung von Port Mahon gegen die Engländer und eroberte es, so wie das für unüberwindlich gehaltene Fort von St. Felipe am 28. Juni 1756,

wobei er persönlichen Muth, kriegerische Einsicht und Menschenfreundlichkeit gegen die Gefangenen zeigte. Hierauf übernahm er vom Marschalle d'Estres den Oberbefehl über die Franzosen in Deutschland, drängte die preußische Armee, welche unter dem Herzoge von Cumberland stand, bis an die Mündung der Elbe zurück und schloß am 8. Sept. 1757 die Übereinkunft zu Kloster Seven, worauf er nach Frankreich zurückberufen wurde, weil er eine Vermählung seines Sohnes mit der Tochter der Marquise von Pompadour, welche diese ihm angetragen, ausgeschlagen hatte. Von nun an lebte er blos seinen Vergnügungen oder seinen Beschäftigungen als Kammerherr und Gouverneur von Guyenne. Verdienstlich war es von ihm, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Protestanten, welche der Minister St. Florentin in Vorschlag gebracht hatte, widerrieth. Nach dem Tode des Königs lebte er in Bordeaux, sah sich aber genöthigt von hier nach Paris zu gehen, um dort einen Proceß gegen die Frau von Vincent zu führen, welche auf seinem Namen für 300000 Gulden falsche Wechsel ausgegeben hatte. Unter Ludwig XVI. stand er nicht in großen Ansehen, allein sein hohes Alter und sein Witz schützten ihn vor Verachtung. Er starb am 8. Aug. 1788 in einem Alter von 92 Jahren, jedoch noch bei ziemlich voller Kraft des Geistes und Körpers. R.'s ganzes Leben war ohne edles Streben und Ziel, er suchte nur zu gefallen und zu genießen. Bis in sein hohes Alter übte er die Kunst Weiber zu verführen, welche ihn selbst dann noch liebten, wenn sie sich von ihm betrogen sahen. Von den in Deutschland erpreßten Geldern erbaute er sich einen prächtigen Pavillon. Seinen Soldaten erlaubte er Plünderungen und Laster aller Art. Im Privatleben war er hart und geizig. Durch sein verderbliches Beispiel verbreitete sich Sittenlosigkeit in Paris und ganz Frankreich, da sein Benehmen für ein allgemeines Muster von feiner Lebensart galt. Ungeachtet er die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines Feldherrn und den Geist, die Gewandtheit und Menschenkenntniß eines Staatsmannes besaß, blieb er dennoch ein blos gewöhnlicher Höfling. Die „Mémoires du Marechal de Richelieu" hat Soulaire unter seiner Leitung gesammelt. Mit Voltaire unterhielt R. einen fortwährenden Briefwechsel. 81.

Richelieu (Armand Emanuel Joseph Septimanie du Plessis, Herzog von Fronsac und), französischer Staatsminister, begab sich schon in früher Jugend nach Rußland, wo er von Katharina II. mit Auszeichnung aufgenommen wurde und unter dem Namen Duc de Chinon bekannt war. Im Jahre 1789 zeichnete er sich unter Suwarow bei der Belagerung von Ismail aus, so daß er in kurzer Zeit zum Generallieutenant erhoben wurde. Vom Jahre 1794 an diente er unter den französischen Prinzen und wurde zu einem der 6 Befehlshaber der im britischen Solde stehenden Emigrirtencorps ernannt. Nachdem er sich hierauf wieder nach Rußland gewandt hatte, sandte ihn der Kaiser Alexander als Civil- und Militairgouverneur nach Odessa und in die Küstenprovinz, welche vor ihm Potemkin mit der größten Willkühr verwaltet hatte. R. machte sich durch Einführung einer regelmäßigen Polizei, durch Unterdrückung jedes Unterschleifs und jedes Mißbrauchs der öffentlichen Gewalt, so wie durch Urbarmachung großer Strecken um das Land sehr verdient, so daß Odessa, welches vorher eine unbedeutende Stadt war, bald zu einem wichtigen Handelsplatze aufblühte. Obgleich der Herzog nach Wiederherstellung der Bourbons im Jahre 1814 in sein Vaterland zurückgekehrt war, so sorgte er doch auch von hier aus für die ihm lieb gewordene Provinz und schickte ihr Gewächse, Obstreiser, Bücher und wissenschaftliche Instrumente zu. Noch in demselben Jahre wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben, mußte aber schon im folgenden für kurze Zeit Frankreich wieder verlassen, kehrte dann mit dem Hofe dahin zurück und wurde zum ersten königlichen Kammerherrn ernannt. Nach Talleyrand's Abgange vom Ministerium trat er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und als Präsident an die Spitze des Conseils. Am 20. Nov. 1815

schloß er und Talleyrand den pariser Vertrag mit den Alliirten ab, welcher ihm vielen Tadel zuzog, und übergab der Pairskammer die Anklageacte des Marschall Ney, indem er ihr zugleich dabei ein strenges Verfahren empfahl. Nachdem die französische Akademie wieder an die Stelle des aufgehobenen Nationalinstitutes getreten war, wurde R. anfangs zum Mitgliede und im September des Jahres 1818 zum Präsidenten derselben ernannt. Den im Juni 1817 mit Papst Pius VII. geschlossenen Vertrag, welcher der Hierarchie so viele Rechte einräumte, sah er sich genöthigt zu mildern, um dem allgemeinen Unwillen zu entgehen. Durch die persönliche Gunst des Kaisers Alexander gelang es ihm, die Kriegslasten Frankreichs sehr zu erleichtern und das Land bald ganz von dem Drucke fremder Truppen zu befreien. Auf dem Congresse zu Aachen unterzeichnete er am 12. Nov. 1818 den Beitritt Frankreichs zu dem Frieden der europäischen Hauptmächte, so wie die berühmte Erklärung vom 15. Dec., welche die Grundsätze des europäischen Völkerrechts als die Grundlage der Staatskunst anerkennt. Als er im Ministerium seine antiliberalen Bestrebungen ohne die größte Gefahr für den Staat nicht durchführen konnte, sah er sich genöthigt am 24. Dec. 1818 seine Entlassung zu nehmen, worauf der Marquis von Dessolles an seine Stelle trat. Ein ihm von dem Könige und der Pairskammer als Nationalbelohnung angetragenes Majorat von 50000 Franken jährlicher Einkünfte schlug er anfangs aus; als er es aber dennoch anzunehmen sich bewogen fand, bestimmte er den ganzen Betrag desselben zu milden Stiftungen in Bordeaux. Hierauf unternahm er eine Reise nach der Schweitz und Italien, besuchte die Bäder in Spaa und kehrte nach Frankreich zurück, wo er nach dem Abgange von Decazes am 20. Febr. 1820 wieder an die Spitze des Ministerium trat. Am 4. April forderte er in einem Circularschreiben an die Präfecten ꝛc. die Behörden auf, dahin zu wirken, daß das Volk sich mit mehreren Gesetzen in Bezug auf Veränderung der Wahlen beruhige, welches als ein wichtiges Actenstück für das System des damaligen Ministerium anzusehen ist. Im Allgemeinen kann man den Geist desselben so bezeichnen, daß er den Parteien schmeichelte, ohne sie zu versöhnen, daß er sie bedrohte, ohne sie zu schrecken, daß er alle verfolgt und keine unterdrückt hat. Durch das Schwankende seiner Politik vermochte er nie das Zutrauen des Volkes zu gewinnen, so sehr man auch seinem persönlich achtungswerthen Charakter Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die feindliche Stimmung der Kammern nöthigte ihn im November 1820 aus dem Ministerium zu treten, worauf er sich nach seinem Schlosse Causteille bei Verneuil zurückzog. Von hier wollte er nach Paris zurückkehren, wurde aber unterwegs von einem Nervenschlage befallen und starb kurz nach seiner Ankunft in der Hauptstadt am 16. Mai 1821. 81.

Richerand (spr. Rischerang) (Anthelme), bekannter französischer Chirurg, ward zu Belley am 4. Febr. 1779 geboren, studirte zu Paris und eröffnete im Jahre 1799 seine Vorlesungen mit Vorträgen über Physiologie, die ihm bald einen großen Beifall erwarben. 1800 wurde er Chirurg am Hospital St. Louis, so wie chirurgien-major der pariser Nationalgarde, 1807 Professor der chirurgischen Pathologie an der medicinischen Schule, erhielt 1814 den Orden der Ehrenlegion, 1815 ein Adelsdiplom und wurde nach und nach Professor der operativen Chirurgie an der medicinischen Facultät, chirurgien-en-chef am Hospital St. Louis, Mitglied der königlichen Akademie der Medicin und vieler anderer gelehrter Gesellschaften, Ritter mehrerer ausländischer Orden. — R. ist wegen seines klaren Vortrages ein beliebter Lehrer, als Schriftsteller trotz der großen Ansprüche, die er hierauf macht, kein selbstständiger Denker, sondern nur fleißiger Sammler, als operativer Chirurg durch seine kühne Operation auch dem größern Publicum bekannt, die er in einem Falle von Krebs durch Hinwegnahme mehrerer Rippenstücke und des darunter liegenden Brustfelles ausführte. Seine bekanntesten Schriften sind: „Nouveaux élémens de Physiologie“ (Paris 1801. 10. Ausgabe erschien 1833

in 3 Bdn.); „Nosographie chirurgicale“ (Paris 1803. 2 Voll., in der 5. Ausg. unter dem Titel: „Nosographie et Thérapeutique chirurgicales“, Par. 1824. 4 Voll.). 30.

Richter, lat. judex; franz. juge; engl. judge, ist der mit dem Befugniß der Gesetzanwendung in einem Bezirke oder über gewisse Personen befähigte Beamte. Man unterscheidet den Richter nach dem Umfange seines Geschäfts, als höheren oder niederen; nach dem Gegenstande, wenn bloße Pflichtverweigerung vorhanden ist, als bürgerlichen, oder wenn thätlicher Angriff auf das Wohl des Einzelnen oder Ganzen da ist, als Criminalrichter; nach dem Orte als Dorfrichter, Landrichter, Stadtrichter u. a. Bildlich endlich bedient man sich des Ausdrucks: „innerer Richter“ für das Urtheil des Gewissens oder das Bewußtsein der Rechtmäßigkeit unserer Handlungen nach dem Sittengesetze. Der innere R. wird vom „äußeren Richter“, welcher über Handlungen zu richten hat, unterschieden, soll aber höher stehen und nie eine äußere Anordnung finden, welches dem Sittengesetze widerspräche. Dem äußeren R. muß die Gerichtsobrigkeit wirklich zustehen, wo man ihn dann den zuständigen (competenten) nennt, außerdem sind seine Handlungen nichtig (extra territorium jus dicenti impune non paretur l. ult. II. de jurisdictione). Dann soll er den Richtereid geleistet haben. Zu Beisitzern erfordert man noch wenigstens 2 Schöppen, um ein vollständiges Gericht zu bilden. Die Alten machten den Unterschied zwischen dem, welcher die Sache untersuchte, und dem, welcher sie entschied, d. h. das Gesetz darauf anwendete (praetor und judex). Keiner im Staate soll sich selbst thätige Hülfe (außer bei sofortiger Abwehr eines Angriffs) verschaffen, sondern sich der Hülfe des zuständigen Richters bedienen. — Richtsteig, als der Weg, den der R. bei seinen Verhandlungen einzuschlagen hatte, bedeutete bei den alten Deutschen so viel als in neuerer Zeit Proceßordnung. So hat man noch den Richtsteig Landrechts und den Richtsteig Lehnrechts für das Verfahren über Erbe oder Lehn. 10.

Richter (hebr. שֹׁפְטִים) hießen bei den Hebräern die Patrioten, welche von Josua bis auf Samuel in den Zeiten der Bedrängniß, namentlich des Krieges und bei inneren Unruhen, entweder freiwillig oder dazu gewählt, als Oberhäupter in der theokratischen Republik auftraten. Eigentliche Richter, wie im Frieden, waren sie also nicht und kehrten, sobald die Gefahr vorüber war, wieder in ihre vorigen Verhältnisse zurück. Wenigstens gilt dieß von den Richtern bis auf Eli, und und wenn auch einzelne später einigen Einfluß auf die bürgerlichen Angelegenheiten ausübten, so wurde doch dem genannten Eli erst ausschließend die Leitung derselben anvertraut. Die R. lassen sich daher am passendsten mit den Dictatoren der Römer oder den Archonten der Griechen vergleichen, während die früher übliche historische Verknüpfung mit den Suffeten der Carthager als weniger treffend erscheint. Man zählt 13 R., unter denen die Namen Debora, Barak, Jephtha und Simson die gefeiertsten sind. Andere rechnen noch den Eli und Samuel dazu. Die Thaten der einzelnen R. werden in dem unter dem Namen des Buches der Richter bekannten biblischen Abschnitte erzählt, mit Ausnahme Eli's und Samuel's. Es zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste von Cap. 1—2, 5 enthält einen Bericht über die Kriegsereignisse zunächst nach Josua's Tode; der zweite von Cap. 2, 6 — Cap. 16. die eigentliche Geschichte der R. und der dritte bis zum Ende erscheint als Anhang zum Ganzen ohne chronologische Zusammenstellung und man liest in ihm Facta, welche unmittelbar nach Josua's Tode vorgefallen zu sein scheinen. Der Verfasser oder Sammler der einzelnen Abschnitte des Buches ist unbekannt, die theokratisch-religiöse Tendenz des Ganzen aber, daß der Abfall vom Jehova jederzeit Unterdrückung durch auswärtige Völker nach sich ziehe, läßt sich nicht verkennen. Der Sprache nach zu schließen, stammen sie aus verschiedenen Zeiten. Der Styl des zweiten Theils ist einfach, lebendig und anschaulich, während im dritten schon spä-

tere ungebräuchlichere Formen und Redensarten zum Vorscheine kommen. Bearbeiter hat das Buch der R. an Seb. Schmidt, „Commentarius in librum judicum (Ed. 2. Strassb. 1706. 4.) und Ziegler, „Scholien über das Buch der Richter" (s. dessen theolog. Abhandl. 1. Thl. S. 288 ff.) gefunden. 77.

Richter (August Gottlob), einer der berühmtesten Chirurgen Deutschlands, ward zu Zörbig am 13. Aug. 1742 geboren, studirte Medicin zu Göttingen, promovirte daselbst 1764, besuchte hierauf auf einer 2 Jahre lang dauernden Reise Paris, London, Leyden und Amsterdam und wurde nach deren Beendigung in Göttingen als Professor der Chirurgie angestellt. Hier erwarb er sich als Lehrer, Schriftsteller und Arzt sehr bald einen großen Namen, wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Hofrath und Leibarzt und beschloß, nachdem er seine Professur 46 Jahre verwaltet hatte, sein Leben am 23. Juli 1812. — Von seinen vielen Schriften nennen wir als die vorzüglichsten seine „Chirurgische Bibliothek" (Götting. 1771—1797. 15 Bde.); seine „Abhandlung von den Brüchen" (Ebend. 1785. 2 Thle.); „Anfangsgründe der Wundarzneikunde" (Ebend. 1782—1804), sein vorzüglichstes Werk, das in Deutschland mit großem Beifall aufgenommen wurde und noch jetzt classischen Werth hat (der Verfasser zeigt sich darin als fleißigen Sammler, der den Beobachtungen Anderer durch seine eigenen reichen Erfahrungen erst ihre wahre Geltung ertheilt); endlich „Specielle Therapie" (Berlin 1813—1821. 9 Thle.), die von seinem Sohne nach seinem Tode herausgegeben wurde, jedoch wegen der vielen Zusätze, die sie erhalten hat, nicht mehr als das reine Geistesproduct ihres Verfassers angesehen werden kann. 39.

Richter (Johann Paul Friedrich), gewöhnlich nur Jean Paul genannt, am 21. März 1763 zu Wunsiedel, einer Stadt am Fichtelgebirge, geboren, erhielt seine erste Bildung in seinem Geburtsorte und fing schon in Jodiz und Schwarzenbach an der Saale, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt war, an mehr seinen Selbststudien als fremdem Unterrichte zu vertrauen, bis er 1779 auf das Gymnasium zu Hof gebracht wurde, wo er in den Lehrgegenständen, die ihn ansprachen, bald allen Mitschülern vorauseilte und sich bereits in den meisten Wissenschaften umgesehen hatte, als er 1781 die Universität Leipzig bezog, um sich der Theologie zu widmen. Diese konnte ihn aber eben so wenig wie jede andere Fachwissenschaft ansprechen und er hörte nur solche Collegien, die ihm gefielen, wobei es ihm gleichgültig war, über welchen Theil der Gelehrsamkeit sie gelesen wurden. In Vielem hinderte ihn seine Armuth, welche er übrigens bald durch literarische Arbeiten zu heben gedachte. Für seinen ersten Versuch, die „Grönländische Processe" (Berl. 1783—1784. 2 Thle 8.) fand er einen Verleger, der ihn aus der dringendsten Noth rettete; da aber der größere Theil des Publicum seine Darstellungsweise zu unbequem fand oder nicht begriff, so blieben alle Bemühungen, für seine übrigen Schriften einen bezahlenden Verleger zu finden, fruchtlos. Bald sah er sich, aller Hülfsmittel beraubt, genöthigt Leipzig heimlich zu verlassen. Um unerkannt zu entkommen, kaufte er sich für seine letzten Groschen einen falschen Zopf, an welchem er sich, wie er selbst sagt, glücklich aus der Stadt und aus der Noth zog, wie Münchhausen aus dem Sumpfe. Er ging nun wieder zu seiner längst zur Wittwe gewordenen Mutter nach Hof (1784), wo er unter sehr drückenden Umständen in einem Zimmer mit seiner Mutter und seinen Brüdern und mitten im Geräusche häuslicher Geschäfte zufrieden und ohne Verkümmerung seines Humors seinen Studien, die sich nach allen Richtungen hin ausdehnten, oblag und einen Band Satyren, der erst später und nach vielem vergeblichen Bemühen um einen Verleger unter dem Titel: „Auswahl aus des Teufels Papieren" (Gera 1789. 8.) erschien, ausarbeitete. Unterdessen hatte Jean Paul eine ihm angebotene Hofmeisterstelle bei dem Kammerrathe von Örthel auf Töpen (bei Hof) angenommen (1787), welche aber seinen Wünschen und Neigungen so wenig ent-

sprach, daß er sie trotz seiner dürftigen Lage wieder aufgab (1789) und nach Hof zurückging. Eine zweite Hauslehrerstelle zu Schwarzenbach (1790) sagte ihm besser zu. Hier vollendete er seine „Unsichtbare Loge" (Berl. 1793. 2 Thle. 8.) und blieb in dieser ihm nicht unangenehmen Lage, bis sein ältester Zögling das Gymnasium in Bayreuth bezog (1794). Er kehrte jetzt wieder zu seiner Mutter zurück und erfreute sie in ihren späteren Jahren durch den stets bedeutender werdenden Ertrag seiner literarischen Arbeiten. R.'s Name wurde von nun an mit stets wachsender Achtung genannt und als sein „Hesperus, oder 45 Hundsposttage" (Berl. 1795. 4 Thle. 8.) erschien, hatte er sich bereits die Freundschaft und Liebe der vorzüglichsten Männer Deutschlands erworben. Rasch folgten sich nun die Romane: „Leben des Quintus Fixlein" (Berl. 1796. 8.), „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs" (Berl. 1796—1797. 3 Thle. 8.) und die „Biographische Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin" (Berlin 1796. 8.), wie denn Jean Paul um diese Zeit den festen Entschluß faßte, sich allein dem Schriftstellerberufe zu widmen. „Das Ziel meiner literarischen Bestrebungen," sagt er selbst, „ist, den Menschen Ruhestätten zu zeigen schon vor der tiefsten, sie mit den Thoren zu versöhnen auf Kosten der Thorheit, ihnen in der Wüste Blumen, an Pedanten Freunde, am Hofe Tugend, im Schmerz die Seligkeit, in der Armuth einen ebenso großen Reichthum und sogar in diesem einen und am Ende auf der ganzen Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen zukünftigen". Diesen Zweck hielt er in seinen Romanen: „Der Jubelsenior" (Leipz. 1797. 8.), „Das Campaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Erfurt 1797. 8.) und „Palingenesien" (Gera und Nürnb. 1798. 2 Thle. 8.) fest im Auge und erreichte ihn bei den Gebildetsten seines Volkes. Um sich von seiner rastlosen Geistesanstrengung zu erholen, machte er 1796 eine Reise über Schleiz, Neustadt, Cahla und Jena nach Weimar, wo er die Bekanntschaft der damaligen Heroen der deutschen Literatur machte, sich aber von vielen, besonders von Göthe, mehr abgestoßen als angezogen fand. Eine zweite Zerstreuungsreise machte er 1797 nach Baireuth, von wo ihn die traurige Nachricht von dem Tode seiner geliebten Mutter aber bald wieder nach Hof zog. Den Heimweg nahm er über Leipzig, wohin er, nachdem er in Hof seine Angelegenheiten geordnet hatte, zurückkehrte, um von hier aus manchen Ausflug nach Dresden, Halberstadt, Weimar und Berlin zu machen; Gleim, Wieland und Herder nahmen ihn stets mit dem größten Wohlwollen auf. Während dieses Umherirrens war er stets mit seinen Studien und mit dem Entwerfen und Vollenden neuer Werke beschäftigt. So entstand der „Titan" (Berl. 1800—1803. 4 Bde. 8.), mit einigen komischen Anhängseln. Zu Berlin vermählte er sich mit einer Tochter des geheimen Obertribunalrathes Mayer und ließ sich 1801 mit ihr zu Meiningen nieder, welchen Aufenthaltsort er aber schon 1803 mit Coburg und 1804 mit Baireuth, wo er endlich seinen festen Wohnsitz aufschlug, vertauschte. In diese Zeit fällt die Vollendung der „Flegeljahre" (Tübing. 1803—1805. 4 Thle. 8.) und der „Vorschule der Ästhetik" (Hamb. 1804. 3 Thle. 8.). Jean Paul lebte nun, einige kleine Ausflüge abgerechnet, ruhig in seinem Familienkreise. Die leidenschaftliche Begierde, die ihn verzehrte, mit allen vorzüglichen Werken in den verschiedenartigsten Fächern der Literatur bekannt zu werden, that seiner schriftstellerischen Thätigkeit keinen Eintrag; außer den größeren Werken: „Levana oder Erziehungslehre" (Braunschw. 1807. 3 Thle. 8.); „Friedenspredigt an Deutschland" (Heidelb. 1808. 8.); „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flötz" (Tüb. 1808. 8.); „Dämmerungen für Deutschland" (Bremen 1809. 8.); „Dr. Katzenberger's Badereise" (Heidelb. 1809. 2 Thle. 8.); „Leben Fibel's" (Nürnb. 1812. 8.) und „Museum" (Lübeck 1814. 8.) lieferte er zwei Sammlungen seiner kleineren Schriften („Kleine Schriften", Jena 1804. 2 Thle. 3., „Herbstblumine",

Tübing. 1810—1815. 2 Thle. 8.), mehrere Aufsätze in Zeitschriften und Almanache (vorzüglich in das Cotta'sche Taschenbuch für Damen und ins Morgenblatt), so wie viele Kritiken und Recensionen. Die letzten größeren Arbeiten waren: „Der Komet oder Nikolaus Markgraf" (Berl. 1820—1822. 3 Thle. 8.) und „Selina oder über die Unsterblichkeit" (Stuttg. 1827. 2 Thle. 8.). Seine Gesundheit nahm mit ungewöhnlicher Schnelle ab, wozu noch eine dem wißbegierigen und arbeitsamen Manne höchst peinliche Augenschwäche kam, die nach und nach in gänzliche Blindheit überging. Er starb am 14. Nov. 1825. Er hatte nie ein öffentliches Amt bekleidet; eine Pension, welche er von dem Fürsten Primas 1809 erhalten hatte, wurde ihm nach dessen Abdankung von dem Könige von Baiern ausbezahlt. Das reinmoralische Gepräge, welches allen seinen Schriften aufgedrückt ist, zierte auch sein Leben; er war ein zärtlicher Gatte und Vater und seine Freunde und Umgebungen konnten nie seine Herzensgüte genug rühmen. Als Dichter hat Jean Paul bald das höchste Lob, bald den derbsten Tadel erfahren; faßt man das über ihn Gesagte zusammen, so muß man zugestehen, daß sich in allen seinen Leistungen ein hohes poetischen Leben offenbart, ein großer Reichthum von neuen Bildern, eine Fülle und Kraft, die freilich nicht selten in Üppigkeit übergeht, ein warmes Ergreifen des Schönen in der Natur und Kunst, ein glühendes Colorit, eine reiche Farbengebung und ein rastloses Cokettiren mit alle Nuancen des Witzes. Das Unterscheidende Jean Paul's von anderen Dichtern scheint, wie einer seiner Biographen (H. Döring) richtig bemerkt, in seiner Doppelnatur zu liegen. Sie ließ ihn in seinen Schilderungen das Leben, in dem er selbst lebte, halb mit Wehmuth, halb mit Spott betrachten. In seiner Zerrissenheit faßte er das Leben auf, in dem unendlichen Widerspruche, der durch dasselbe hindurchgeht. Daß er dabei gern seine Persönlichkeit vorwalten ließ und sich selbst oft zum Gegenstande seiner Darstellung machte, erklärt sich aus der humoristischen Weltansicht, die ihm eigen war. Er zeichnete gern sich selbst, weil in der Selbsterkenntniß der Schlüssel zu aller Menschenkenntniß liegt und weil er als ächter Humorist die tragikomische Doppelnatur der Außenwelt und die seines eigenen Innern wiederspiegeln sah. Daß Jean Paul auf derselben Seite die rührendsten Stellen mit den lächerlichsten abwechseln läßt, hat man ihm oft zum Vorwurfe gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Im Humor durchdringen sich Sentimentalität und Ironie so innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande ist, diese innige Verbindung oder den Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken. So ergießt sich Jean Paul oft in Klagen über die Schwäche der menschlichen Natur, über das irdische Elend, über das Laster und die Unnatur, besonders der verderbten geselligen Verhältnisse. Mit den lebendigsten und wahrsten Farben schildert er jede Art des modernen Jammers, der modernen Verruchtheit; dann aber löst sich sein Schmerz wieder in Wehmuth auf und von der wilden Heerstraße des Lebens flüchtet er sich in die Unschuldswelt mit ihren idyllischen Gärten. Aber auch in seinen Schilderungen des ländlichen Stilllebens herrscht fast immer ein Zug von Wehmuth vor, so lange der Dichter nicht, über die Welt und den eigenen Schmerz sich erhebend, eben die Mängel und Laster, die ihn so wehmüthig stimmten, mit den Waffen des Witzes angreift, der sich von heiterer Ironie mitunter zum bittersten Sarkasmus und zur beißendsten Satyre steigert. Wenn man seiner Darstellung oft mehr Objectivität, besonders in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere wünschen zu müssen glaubte, so hat man nicht bedacht, daß dieses weder in seinem Plane noch in dem Wesen seiner Poesie liegen konnte und daß dieser in jeder andern Gattung der Dichtkunst mit Recht zu rügende Fehler in der humoristischen nicht als solcher dürfe angesehen werden. Nur dadurch, daß Jean Paul die äußere Haltung seiner Charaktere aufgab, konnte er, dem ächten Charakter des Humoristischen gemäß, in ein tieferes Detail eingehen.

Hätte er seine Charaktere völlig abrunden und in die Anordnung seiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, so würde er oft gerade das Beste von seinen meisterhaften Digressionen und Episoden haben hinwegschneiden müssen. Den Tadel jedoch, daß der Dichter seinen Stoff in zu häufige, gelehrte und gesuchte Metaphern einwickele, daß sich seine sehr lebhafte Phantasie mitunter in seltsamen Situationen und Luftsprüngen aller Art verliere, daß er zu häufig nur Rührung beabsichtige und daß seine Schreibart nicht selten so dunkel und manierirt werde, daß sie eines Commentars bedürfe, können wir nicht als unbegründet zurückweisen. Wie wenig Anklang Jean Paul's Weise überhaupt bei einer vielgepriesenen Partei in unserer Literatur, deren Parteilichkeit jedoch sehr leicht nachzuweisen wäre, fand, geht aus dem Urtheile F. Schlegel's hervor. „Der große Haufe," sagt dieser, „liebt Fr. Richter's Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm weint und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet; das Ganze ist wie das Einzelne und umgekehrt; kurz er ist fertig. Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Überhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im nürnberger Styl. Hier ist die an Armuth grenzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher; denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch." Jean Paul's „Sämmtliche Werke," Berlin 1826—1828. 60 Bde. 8. Vgl. „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" (Berl. 1826—1833. 8 Hefte.); „J. P. F. Richter's Leben und Charakteristik" von H. Döring (Lpz. 1826—1832. 2 Thle. 8.); „Jean Paul's Biographie" von R. O. Spazier (Berl. 1835. 5 Thle. 8.); „Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde C. Otto" (Ebd. 1829. 3 Thle. 8.). 67.

Ricimer, römischer Feldherr, ein geborener Sueve und von mütterlicher Seite der Enkel eines westgothischen Königs, nahm unter dem Kaiser Avitus an einem Kriegszuge gegen die Vandalen Theil, über deren Flotte er an den Küsten von Corsika einen Sieg erfocht und sich dadurch den Titel eines Befreiers von Italien erwarb. Er setzte hierauf den Kaiser ab, der sich als Bischof nach Placenzia zurückzog. Ohne selbst den Thron zu besteigen herrschte R. über das ganze Italien und verschenkte im Jahre 457 mit Beistimmung des Volkes den Thron an seinen Freund Majorianus. Diesen entfernte er aber nach 4 Jahren wieder von der Herrschaft, weil er zu eigenmächtig regierte, und erhob durch seinen Einfluß den Severus auf den Thron, unter dessen Namen er ebenfalls unumschränkt herrschte. Rom wählte nun den Anthemius zum Kaiser, um in gutem Vernehmen mit dem Hofe zu Constantinopel zu bleiben und R., der den Titel eines Consul annahm, vermählte sich mit dessen Tochter. Er bekriegte die Westgothen und Vandalen, zog sich dann von Rom und dem Hofe nach Mailand zurück, um dort unabhängiger zu leben, nahm Burgunder und Sueven in sein Heer auf, um seine Macht durch sie zu verstärken und führte seine Truppen ungeachtet einer Aussöhnung mit dem Kaiser, welche der Bischof Epiphanius von Pavia vermittelt hatte, gegen Rom, eroberte die Stadt nach einer Belagerung von 3 Monaten und zerstörte die

Kunstwerke, die Alarich's und Genserich's Verheerungssucht verschont hatte. R. starb 40 Tage nach Einnahme der Stadt an einer schmerzhaften Krankheit am 20. Aug. 472 nach Chr. Geb. 81.

Riedel (Friedrich Justus), ein nicht unbedeutender deutscher Dichter und Ästhetiker des vorigen Jahrhunderts, am 10. Juli 1742 zu Wisselbach bei Erfurt, wo sein Vater Prediger war, geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien zu Weimar beendigt hatte, zuerst zu Jena der Jurisprudenz und dann zu Leipzig und Halle der Philosophie und den schönen Wissenschaften. Nachdem er einige Zeit zu Jena mit Beifall Vorlesungen über Ästhetik gehalten hatte, folgte er 1768 dem Rufe als Professor der Philosophie nach Erfurt und trug nicht wenig zu dem eben so schnellen als kurzen Aufschwunge dieser Universität bei. Bald wurde aber dem ehrgeizigen Manne dieser Wirkungskreis zu eng; er warf sich daher mit erneutem Eifer auf die juristischen Studien und gedachte durch die Annahme einer Professur der schönen Künste und Wissenschaften an der kaiserlichen Kunstakademie zu Wien (1772) sich einen Zugang zu höheren Staatsämtern eröffnen zu können. Seine Hoffnung wurde aber bitter getäuscht. Unvermögend sich in dem Kreise der Großen gewandt zu bewegen, des Atheismus durch einen seiner Feinde verdächtigt und wegen seines frühern liederlichen Lebens, welches man mit gehässiger Absichtlichkeit der Kaiserin zu enthüllen bemüht war, immer geringer geachtet, verlor er endlich seine Anstellung und sah sich dem jämmerlichsten Elende preisgegeben. Nur einige Beamte, welche seine Talente zu schätzen wußten, bewahrten ihn vor dem Hungertode, bis er einen geringen Gnadengehalt bekam; auch der Fürst von Kaunitz nahm sich nach dem Tode der Kaiserin seiner an und besoldete ihn als seinen Vorleser, aber R.'s Geist war durch sein unregelmäßiges Leben, so wie durch sein Unglück schon gänzlich zerrüttet; seine Hypochondrie ging zuletzt in völligen Wahnsinn über und er endete am 2. März 1785 in dem Marcushospitale. R.'s Geist und Talente waren nicht unbedeutend und hätten ihn vielleicht in anderen Lebensverhältnissen zu einem der besten deutschen Schriftsteller erhoben; eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, treffender und rascher Witz und Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung verschafften seinen Werken bei der Lesewelt schnellen Eingang. Seine vorzüglichsten Leistungen sind unstreitig seine Satyren, die nur häufig an allzuderber Bitterkeit leiden, und seine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Jena 1767. N. A. 1774. 8.), das erste leidliche und nicht geschmacklose Compendium der Ästhetik, welches in Deutschland erschien. Seine übrigen Leistungen verrathen schon zu sehr ein mit sich selbst zerfallenes und durch Unglück zerrüttetes Gemüth. „F. J. Riedel's sämmtliche Schriften" (Wien 1786—1787. 5 Bde. 8.). 67.

Riedels (Gottfried Friedrich), ein namhafter Porzellanmaler, geb. im Jahre 1724 zu Dresden, erhielt den ersten Unterricht bei dem hessen-darmstädtischen Hof- und Cabinetsmaler Fiedler und ging dann nach Dresden zurück, wo er unter Silvester's besonderer Leitung seine Ausbildung vollendete. Durch Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich die Gunst des Grafen Brühl in so hohem Grade, daß er bereits 1743 erster Maler an der Porzellanfabrik zu Meißen wurde; doch verließ er Sachsen im Jahre 1756 wegen der Kriegsunruhen und nahm eine Anstellung an der Frankenthaler Porzellanfabrik. Von hier aus erhielt er 1759 einen Ruf als Obermaler an die neuangelegte Porzellanfabrik Ludwigsburg (in Würtemberg), den er auch annahm. Im Jahre 1779 endlich ließ er sich zu Augsburg nieder und starb hier im Jahre 1784. — R. hat das wichtige Verdienst, zuerst die Kunst in Kupfer und Gold zu emailliren und zwar mit neuen Entdeckungen bereichert auf die Porzellanmalerei angewendet zu haben. Auch malte er in Öl- und Wasserfarben schöne Landschaften und gab ein Werk „Abbildungen der Knochen und Muskeln für junge Künstler" heraus. 36.

Riedinger (Johann Elias), einer der ausgezeichnetsten Thiermaler und Kupferstecher des XVIII. Jahrhunderts, wurde im Jahre 1695 zu Ulm geboren. Unter der Leitung Christoph Resch's legte er sich schon frühzeitig auf die Malerei, während er von seinem Vater trefflichen Unterricht im Zeichnen erhielt. Durch eine später ihm eigen gewordene leidenschaftliche Liebe zur Jagd wurde er vorzugsweise zum Studium der Natur, besonders des Wildes, hingeführt, so daß bald die Thiermalerei sein ausschließliches Fach wurde. Seine Leistungen darin, besonders die Darstellungen von Jagden, wilden Schweinen, Füchsen, Wölfen, vor allen aber von Hirschen, deren Eigenthümlichkeiten, Leben und Charakter er bis in das geringste Detail studirt hatte, übertreffen fast Alles, was in dieser Hinsicht nur Gelungenes vorhanden ist, und mit Recht sagt man von manchen seiner Arbeiten, daß sie die Naturgeschichte der dargestellten Thiere sind. An seinen Gemälden bewundert man die schönen Lichter der Stellungen und Locale und ein natürliches (obwohl schwaches) Colorit, an seinen Kupferstichen, deren eine große Anzahl vorhanden ist, unter Anderem Betrachtungen der wilden Thiere in 40 Blättern, von Hunden getriebenes Wild aller Art in 28 Blättern u. a. m., eine höchst sorgfältige Ausführung; in seinen nicht minder zahlreichen Zeichnungen endlich (Weigel in Leipzig besitzt deren über 1300) eine seltene Genauigkeit, Wahrheit und Geschmack. — R. ward 1759 Director der Akademie zu Augsburg und starb hier im Jahre 1767. 36.

Riego y Nuñez (Don Rafael del), ein durch seine Vaterlandsliebe berühmter spanischer Feldherr, war der Sohn des Oberpostdirectors R. zu Oviedo und wurde im Jahre 1783 in Tuña, einem Dorfe Asturiens, geboren. Er widmete sich von Jugend auf dem Soldatenstande und trat früh in die königliche Leibgarde ein. Da er an dem Aufstande zu Aranjuez Theil genommen hatte, wurde er auf Murat's Befehl verhaftet und war nun nach seiner Entlassung mit seinem Bruder, einem Domherrn, zur Befreiung seines Vaterlandes von französischer Herrschaft unermüdet thätig; allein er hatte das Unglück, von den Franzosen gefangen und nach Frankreich abgeführt zu werden, wo er sich in der Einsamkeit besonders mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigte. Nach dem Abschlusse des Friedens wurde er befreit, bereiste Deutschland und England, und kehrte von hier nach Spanien zurück, wo er bald darauf als Obristlieutenant angestellt wurde. Er war eben im Begriffe, sich von Cadix aus mit seinem Regimente nach Amerika einzuschiffen, um daselbst die aufrührerischen Colonien zu bekämpfen, als die Verschwörung Mina's, in welche R. ebenfalls eingeweiht war, seinen Plan änderte. Er stellte sich nun an die Spitze der Unzufriedenen, rief den 1. Jan. 1820 im Dorfe Las Cabezas de San Juan nebst seinem Regimente die Constitution vom Jahre 1812 aus, nahm am folgenden Tage den Grafen Calderon, Abisbal's Nachfolger, mit seinem ganzen Generalstabe gefangen und befreite die eingekerkerten Officiere, unter denen sich auch Quiroga befand, welcher nun als länger dienender Officier die Leitung des Aufstandes übernahm und sein Hauptquartier in Isla de Leon aufschlug. R. wagte von hier, ungeachtet ihn die Armee des Generals Freyre von allen Seiten umgab, einen Streifzug nach Algesiras und begab sich mit einigen aus Gibraltar an sich gezogenen Verstärkungen nach Malaga, mußte sich aber auch von dort vor den ihm überlegenen Feinden wegbegeben, marschirte über Anteguerra, Ronda und Cordova auf die Höhen der Sierra Morena und entließ hier seine wenigen Truppen, die nun zerstreut mit ihm nach Isla de Leon zurückkehrten. Da aber die Unternehmung der Verbündeten in einem großen Theile Spaniens vielen Beifall fanden, so konnte R. schon im Sept. 1820 unter dem Jubel des Volkes in Madrid einziehen, wo er von dem Könige mit großer Auszeichnung aufgenommen, bald darauf aber nach Asturien verbannt wurde, weil man ihn beschuldigte, an die Stelle des Königthums eine Republik einführen zu

wollen. Nach kurzer Zeit wurde er jedoch zurückgerufen, zum Generalcapitain von Aragonien ernannt, bald darauf aber wieder abgesetzt und nachher von der Provinz Asturien zum Deputirten bei der Versammlung der Cortes erwählt. Im Anfange des Jahres 1822 wurde er zu Madrid mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen empfangen, zum Präsidenten der Cortes ernannt und ihm ein Geschenk von 80000 Realen (5000 Thalern) aus den Einkünften der Nationalgüter angetragen, welches er aber ausschlug. Beim Eindringen der Franzosen in Spanien im Jahre 1823 ernannte ihn der König, dem er zu seiner Reise nach Sevilla gerathen hatte, zum 2. Befehlshaber der Armee unter dem Generale Ballesteros. R. übernahm die Anführung der Truppen in Malaga, welches er aber nach der Capitulation des Ballesteros mit den Franzosen verlassen und sich nach Jaen zurückziehen mußte. Als seine Truppen hier von der Übermacht der Franzosen zerstreut wurden, wollte er sich trotz der Gefahr zu Mina nach Catalonien begeben, wurde aber unterwegs von Bauern, die ihn erkannten, gefangen genommen und an die Franzosen ausgeliefert. Der Herzog von Angoulême übergab ihm der spanischen Regierung, welche ihn zum Galgen verurtheilte und am 7. Nov. 1823 in Madrid hinrichten ließ. Seine Gattin starb einige Jahre nach ihm in London. R. war ein treuer, anspruchsloser Kämpfer für gesetzliche Freiheit, ohne die überspannten Ansichten mehrerer seiner Landsleute zu theilen und fiel als ein Opfer seines edlen Strebens. Eine auf ihn gedichtete Hymne war damals der allgemeine Freiheitsgesang aller freisinnigen Spanier. 81.

Rienzo (Colas), eigentlich Nicolas Gabrino, ein bekannter Demagog des XIV. Jahrh., der Sohn eines Schenkwirths zu Rom, zeichnete sich schon in früher Jugend durch einen hochstrebenden Geist, durch große Talente und durch ungewöhnliche Fortschritte aus und erwarb sich, nachdem er seine juristischen Studien beendigt hatte, durch seine eindringliche Beredsamkeit den allgemeinsten Beifall. Die alten Historiker hatten in ihm eine hohe Begeisterung für die republikanischen Ideen und Einrichtungen erweckt und ihn bewogen, diese Begeisterung seinen Mitbürgern mitzutheilen und sie zur frühern Einfalt und Größe der römischen Sitten zurückzuführen. Wie sehr sein Benehmen und seine Beredsamkeit zu bestechen wußten, beweist die Bereitwilligkeit, mit welcher sich Petrarca während seines Aufenthalts zu Rom (1340) der gefährlichen Freundschaft des Demagogen hingab, zur Genüge. Rom, von dem Papste und von dem Kaiser vernachlässigt, hatte seine republikanischen Einrichtungen fast gänzlich verloren und war in einen jämmerlichen Zustand von Anarchie versunken, welchen einige Barone, die sich in ihren Häusern und in den Resten des Alterthums wie in Festungen verschanzt hatten, benutzten, um sich mit dem Raube ihrer wehrlosen Mitbürger zu bereichern. R., dieses schändlichen Treibens des Adels müde, suchte auf jede Weise durch bildliche Darstellungen sowohl, als auch durch seine feurigen Reden dem Volke sein schlimmes Loos recht fühlbar zu machen und es zur Verbesserung desselben zu ermuntern. Nachdem er bei dem Papste, welcher in Avignon residirte, über den römischen Adel im Namen des römischen Volks Beschwerde geführt und um Abhülfe des Unfugs gebeten hatte, kam er mit den freundschaftlichsten Versicherungen und Versprechungen nach Rom zurück und erwartete von dem Papste eine Umänderung der Verwaltung. Als er aber auch auf dieser Seite keinen Ernst sah, versammelte er am 20. Mai 1347 ruhig den größten Theil seiner Mitbürger, zog mit ihnen auf das Capitol und ließ sich mit Beistimmung des päpstlichen Legaten zum Volkstribun ausrufen. Mit Kraft ergriff er sogleich die Zügel der Regierung, stellte die republikanische Verwaltung her, bildete eine Stadtmiliz, wodurch er den Adel zur Flucht oder zur Unterwürfigkeit zwang, führte strenge und schnelle Gerechtigkeitspflege ein und schien die Weltstadt wieder auf den Gipfel ihres frühern Glanzes erheben zu wollen. Seine Zeitgenossen jauchzten ihm Beifall zu

und die meisten Fürsten Europa's bewarben sich um die Freundschaft des kühnen Emporkömmlings. Aber das Glück machte R. übermüthig; despotischer Druck, so wie die Feigheit, sich mit seiner starken Leibwache zu umgeben, zogen ihm den Haß des Adels und des Volkes zu und bald mußte er, als der Adel mit geworbenen Truppen in Rom eindrang, heimlich die Flucht ergreifen (1348). Kaiser Karl IV., zu welchem er floh, schickte ihn gefesselt zum Papste Clemens VI. nach Avignon und nur der Fürsprache Petrarca's hatte er seine gelinde Behandlung zu verdanken. Als Innocenz VI. den päpstlichen Stuhl bestieg, suchte er R.'s Einfluß bei der Unterwerfung des Kirchenstaates zu benutzen und schickte ihn mit dem Titel eines Senators nach Rom, wo er von dem leichtbeweglichen Volke mit Jubel aufgenommen ward (1354). Aber R.'s Enthusiasmus war schon größtentheils verraucht und er mußte den Befehlen des Papstes gehorchen. Um dessen stetes Verlangen nach Geld befriedigen zu können, mußte er neue Auflagen ersinnen, welche den Pöbel in so hohem Grade gegen ihn aufbrachten, daß er ihn noch im nämlichen Jahre, in welchem er sich seiner Rückkehr gefreut hatte, im Capitole belagerte und seinen Tod verlangte. Verkleidet suchte er zu entfliehen, wurde aber erkannt und von einem Diener der gegen ihn aufs Höchste erbitterten Familie Colonna, welcher den Einfluß seiner Beredsamkeit auf das Volk fürchtete, sogleich, als er zu sprechen anfing, niedergestoßen. So endete dieser mit einem feurigen und unternehmenden Geiste begabte Demagog; wäre er eben so fest und kräftig in seinem Unglücke, als stolz und übermüthig in seinem Glücke gewesen, hätte er seine Geschicklichkeit, ehrgeizige Absichten unter der Ägide der Religion und des Patriotismus zu verbergen, nicht zu schnell verrathen, so würde ihm der Besitz der Herrschaft Roms nicht so leicht zu entreißen gewesen sein. (Vergl. „Rienzi, Despot zu Rom, eine tragikomische Geschichte", Quedlinb. 1798. 8.; „La vita di Cola di Rienzi", Forli 1828. 2 Voll. 4.) 66.

Riepenhausen (Franz und Johannes), zwei Brüder, ausgezeichnete Maler und Kupferstecher, der erstere geb. 1786 zu Göttingen, dieser 1789 ebendaselbst, erhielten den ersten Unterricht von ihrem Vater, dem durch seine Stiche zu der Lichtenbergischen Erklärung Hogarth's als tüchtiger Künstler bekannten Universitätskupferstecher Ernst Ludwig R. Eine entschiedenere Neigung zur Kunst erhielten sie indeß vorzugsweise durch die Anwesenheit Wilh. Tischbein's in Göttingen (1800). Seit dieser Zeit wurde ihr Streben geregelter und einige Versuche aus jener Periode zeugen bereits von einem gewissen Bewußtsein der in ihnen wohnenden Kraft. Im Jahre 1804 bezogen sie Beide die Akademie zu Cassel, gingen dann nach Dresden und von hier aus mit Tieck nach Italien, wo sie nach kurzem Aufenthalte zu Florenz in Rom ihren bleibenden Wohnsitz nahmen. Hier studirten sie vorzüglich die Raphael'schen Meisterwerke, was auch unverkennbar in allen ihren Werken hervorleuchtet. Übrigens wichen sie von der strengern Richtung der übrigen in Rom anwesenden deutschen Künstler ab und strebten mehr nach Gefälligkeit der Form und besonders der Ausführung. Beide Brüder arbeiteten stets gemeinschaftlich. Franz R. starb am 3. Jan. 1831. — Unter den Werken, die sie ausgeführt haben, sind vorzüglich berühmt geworden: Raphael's Verklärung und ein großes Ölgemälde für den Guelfensaal in Hanover, darstellend den Kaiser Friedrich beim Ausgange aus der Peterskirche zu Rom gegen einen Anfall der Gibellinen vertheidigt durch Heinrich den Löwen. Unter den Radirungen ferner verdienen vor allen 14 Blätter aus dem Leben der heiligen Genoveva und 16 Blätter der polygnotischen Gemälde (in der Lesche zu Delphi) bemerkt zu werden. Johannes R. allein gab 1834 14 Blätter zur „Vita di Rafaello" heraus (Götting. 1835). Auch hat man von ihnen eine „Geschichte der Malerei in Italien" (Tübingen 1820, mit 24 Kpfrn. 3 Hfte.). 36.

Ries (Ferdinand), ein bekannter deutscher Componist und Virtuos, der

Sohn des als Violinspieler und tüchtiger Theoretiker geschätzten Franz R. (geb 1755), wurde im Jahre 1784 zu Bonn geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, seine höhere Ausbildung aber seit 1799 vorzugsweise von Beethoven, ging dann nach Petersburg (1806), wo er bereits als Clavierspieler großes Aufsehn erregte, und später nach London. Hatten schon früher seine Compositionen auch in Deutschland verdiente Anerkennung gefunden, so wurden besonders hier seine Arbeiten, welche jetzt schnell auf einander folgten, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, vor allen seine Clavierconcerte und Symphonien. So trat er nach und nach in die Reihe der geschätztesten Componisten unserer Zeit ein, um so mehr, als er sich in den vorzüglichsten Gattungen der Musik zu gleicher Zeit mit Glück bewegte. Nach 12jährigem Aufenthalte in London kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich 1825 auf einem eigenthümlich erworbenen Gute zu Godesberg bei Bonn nieder. Doch nahm er später seinen Aufenthalt zu Frankfurt a. M. Von hier aus machte er eine zweite Reise nach England, schrieb zu London die Oper: „Liska oder die Hexe von Gyllensteen", und dirigirte das Musikfest zu Dublin, auch unternahm er im Jahre 1832 eine Reise nach Italien. Gegenwärtig ist er wieder auf einer Reise nach Paris und London begriffen. Unter den Compositionen R.'s stehen seine Symphonien, Quartetts und Claviercompositionen oben an. Letztere sind theils Etuden und Variationen (z. B. die schönen über das Thema „Bekränzt mit Laub ꝛc."), theils Concerts (7, darunter ein treffliches in cis-moll), Sonaten und (vorzügliche) Märsche. Als tüchtigen Operncomponisten hat sich R. in der „Räuberbraut" bewährt, als Kirchencomponist u. a. in dem Oratorium „Sieg des Glaubens"; doch scheint der Kirchenstyl gerade diejenige Gattung zu sein, in welcher er sich am wenigsten mit Glück bewegt. Mehrere Gesangstücke haben ebenfalls verdienten Beifall gefunden. Als Virtuos gehört R. unter die geschätztesten, doch nicht unter die ersten. 36.

Riesbeck (Kaspar), ein beliebter deutscher Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, am 19. Mai 1749 zu Höchst bei Frankfurt geboren, widmete sich mit geringem Erfolge auf den Universitäten Mainz und Gießen den Rechten und verreiste, da ihm die Jurisprudenz nicht zusagte, sein väterliches Erbtheil in kurzer Zeit. Nachdem er sich zu Wien ohne Beifall als Schauspieler versucht hatte, ging er nach der Schweitz und ließ sich zuerst zu Zürich und dann zu Aarau nieder, wo er am 9. Febr. 1786 in ärmlichen Umständen starb. Sein bekanntestes Werk sind die kecken „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland" (Zürich 1782. N. A. 1783. 2 Thle. 8.), worin er die Mißbräuche der damaligen Regierungen schonungslos aufdeckt und welche durch ihre witzige, heitere Darstellung, so wie durch eine Menge trefflicher statistischer Notizen und politischer Bemerkungen allgemeinen Beifall fanden. Außer seinen Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen nennen wir noch seine derben „Briefe über das Mönchswesen" (Zürich 1779—1781. N. A. 1787. 4 Bde. 8.) und seine nicht sehr vorzügliche „Geschichte der Deutschen", fortgesetzt von Milbiller (Zürich 1787—1790. 4 Thle. 8.). 67.

Riese oder Ries (Adam), ein Mathematiker und berühmter Rechenmeister des XVI. Jahrh., war geboren zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge 1492 und lebte als Bergschreiber in Marienberg. Er starb zu Annaberg 1552. Er ist bekannt durch sein Rechenbuch, welches, eines der ersten in Deutschland, wegen seiner vielen künstlichen und sinnreichen Exempel ein solches Ansehen erlangt hat, daß es später zum Sprüchwort geworden ist. Es hat seitdem unzählige Auflagen erlebt, auch ist es vermehrt worden von Sebastian Kurz (Nürnberg 1610, 1629 und öfter). Das Manuscript davon liegt noch auf der Schulbibliothek zu Marienberg. 26.

Riesen sind mythische Wesen in der nordischen Sage, welche meistentheils als das mit den Göttern feindliche Princip gedacht werden, daher denn auch diese be-

ständig mit ihnen im Kampfe leben. Die ersten R. entstanden aus dem Eise der Urwelt und wurden bis auf einen, von welchem die späteren Riesengeschlechter alle abstammen, im Blute Ymin's bei der Erdschöpfung getödtet, aus dessen Leibe die Erde, so wie der Himmel aus der Hirnschale, die Wolken aus dem Gehirne und das Wasser aus dem Blute hervorgebracht wurden. Die berühmtesten Kämpfe focht Thor, der Donnergott, mit ihnen. Beim Weltbrande werden sich die R. mit den Muspelsheimern verbinden und die große Schlacht gegen die Götter schlagen, doch auch selber untergehn. 82.

Riesenbetten, s. Hünen.

Riesendamm, engl. giants-causeway, heißt eine westlich von Ballycastle in der Grafschaft Antrim in Irland gegen 600 F. weit in das Meer hinausreichende Reihe von Basaltsäulen. Sie stehen in geschlossenen Linien dicht neben einander, sind 5=, 6=, selbst 7=, 8= und 9eckig und aus Gliedern oder Gelenken von 8—20 Zoll Durchmesser zusammengesetzt, welche genau in einander passen, fast regelmäßige Stufen bilden und leicht abgelöst werden können. Die regelmäßigsten Pfeiler stehen auf der Westseite, die höchsten (30—38 F.) auf der Ostseite. Die Breite des Dammes beträgt 100—160 F. Übrigens hält man für wahrscheinlich, daß diese Basaltbildung mit den ähnlichen Formationen auf den nahegelegenen schottischen Inseln, besonders auf Staffa, unter dem Meere hin in Verbindung steht; wenigstens spricht dafür der Umstand, daß man bei der Ebbe die Pfeiler eine Strecke deutlich unter dem Wasser hinlaufen sieht. 15.

Riesengebirge heißt der mittlere und höchste Theil der Sudeten (s. d. Art.). Es bildet die Grenze zwischen Böhmen und Schlesien und erstreckt sich ungefähr 5 M. lang und 4 M. breit von den Quellen der Queis bis zum Ursprunge des Bober in der Gegend der böhmischen Stadt Schatzlar. Von der südlichen Seite steigt das Gebirge stufenweise und allmählig bis zum Kamme empor, von der nördlichen dagegen schroff und steil, weßhalb sich auch hier dem Auge die Eigenthümlichkeit des Riesengebirges in ihrer vollen pittoresken Größe dargestellt. Der Hauptkörper des Gebirgs ist durch einen Einschnitt, welcher von der schlesischen zur böhmischen Seite hingeht und auf letzterer die sogenannten Siebengründe bildet, in zwei Theile, den südöstlichen und südwestlichen, getheilt, deren beide Kämme an der schlesischen und böhmischen Seite des Hochgebirgs hinstreichen und, während die Flächen (Wiesen) zwischen ihnen unter dünnen, oft gefährlichen Moor= und Torfdecken ganze Wasserbehälter bergen, auf ihren Rändern und Spitzen mit meist kahlen Felsblöcken bedeckt sind. Der Fuß des Gebirges ist mit Laubholz aller Gattungen bestanden; weiter hinauf an den Abhängen findet sich Nadelholz bis zu 3300 F. Höhe, wo dann die Waldungen aufhören, und nur noch die Zwergkiefer, das sogenannte Knie= oder Krummholz fortkommt. Noch höher findet man auch dieses nicht mehr, sondern nur zwischen den beiden Hauptkämmen jene bereits erwähnten Brüche, welche mehreren Flüssen, unter andern auch der Elbe, ihren Ursprung geben. Auf dem Gebirge zerstreut finden sich gewöhnlich gruppenweis stehende Wohnungen, sogenannte Bauden, welche Viehzüchtern zum Aufenthalte dienen. Unter ihnen ist die Hampelbaude, auf der Nordseite des Gebirgs 3860 F. hoch gelegen, die besuchteste und das gewöhnliche Nachtquartier der Reisenden, welche von der schlesischen Seite (Schmiedeberg, Hirschberg, Warmbrunn) aus die Schneekoppe besteigen. Die interessantesten Punkte des Riesengebirges, und zwar zuerst auf dem nordwestlichen Theile, sind folgende: der Reifträger, ein 4280 F. hoher, aus Granitmassen zusammengesetzter Berg mit einer weiten Aussicht auf einen großen Theil Schlesiens, der Lausitz, Böhmens und des Isergebirgs; ferner die beiden Schneegruben östlich vom Spitzberge, die kleine und große, 800—1000 F. tiefe Abgründe, aus denen in schauerlicher Tiefe senkrecht stehende Granitmauern hervorstarren. Die Höhe des obern Randes der kleinen Schneegrube

ist 4486 F. über der Meeresfläche. In beiden häuft sich während des Winters e dichte Schneemasse, die selbst im Sommer nicht ganz wegschmilzt. Der dri bemerkenswerthe Punkt auf diesem Theile des Gebirgs ist das große Rad, ein Gestalt einer flachen Kuppel bis 4707 F. hoch emporsteigender Berg mit nackt granitbedeckten Gipfel, von welchem aus sich dem Auge eine herrliche Aussicht die Schneegruben und die Siebengründe darbietet. Östlich von ihm durch ei Niederung getrennt liegt die spitzige und kegelförmige große Sturmhaub 4540 F. hoch, und weiter hin der Mädelstein, ein 4060 F. hoher mauerartig Granitfels. Auf dem südöstlichen Theile des Gebirgs begegnen wir zuerst der kle nen Sturmhaube (3500, nach Anderen jedoch 4500 F. hoch) mit einer der re zendsten Aussichten, dann dem kleinen Rad, von hier aus der Teufelswies und zuletzt dem 4480 F. hohen Seifenberge. Auf dem Rücken desselben er hebt sich die höchste Bergspitze des ganzen Riesengebirgs und zugleich des nördliche Deutschlands, die Schnee- oder Riesenkoppe als ein 500 F. hoher steil Fels. (Über sie s. d. Art. Schneekoppe.) Nordöstlich folgt der Forstkamm m der 4260 F. hohen schwarzen Koppe, dann jenseits eines tiefen Grundes de Forstberg, mit welchem der schmiedeberger Kamm beginnt, dessen südlich Fortsetzung unter dem Namen des Rabengebirges bekannt ist. — In den ganzen R. ist Granitbildung vorherrschend; daneben finden sich Gneis, Glimmer schiefer, Sandstein, Kalk und Porphyr. Alpenpflanzen werden viele getroffen auf den höchsten Höhen auch isländisches Moos. (Vergl. d. Art. Sudeten.) 15

Rifaud (spr. Rifo) (Ritter), gehört unter die unermüdlichsten französischer Reisenden der neuern Zeit. 22 Jahre lang, von 1805—1827, durchreiste er den Süden Europas, Kleinasien, Arabien, Nubien und die angrenzenden Länder, Ägypten u. a. m. und widmete sich während dieser Zeit den wichtigsten und interessantesten Forschungen im Gebiete der Natur- und Völkergeschichte der Gegenden, die er bereiste. Er schenkte unter andern den Denkmalen Nubiens und Ägyptens seine besondere Aufmerksamkeit, stellte Ausgrabungen an, die ihm eine Ausbeute von 66 großen Statuen gaben, copirte Inschriften und Tafeln mit Hieroglyphen, und sammelte eine Menge der wichtigsten meteorologischen Beobachtungen und umfassende Notizen über Sitten, Gewohnheiten, philosophische Systeme, Secten &c., besonders der Araber. Die Anzahl der von ihm gefertigten Zeichnungen von Monumenten, Personen, Costümen, Gebäuden und Gegenständen aus allen Zweigen der Naturgeschichte beläuft sich weit über 6000, und selbst die größten Naturforscher haben die außerordentliche Reichhaltigkeit dieser Sammlung anerkannt, wie z. B. Cuvier, welcher derselben 20 neue Arten von Nilfischen verdankt. Gegenwärtig ist R., der sich noch 1835 zu Amsterdam aufhielt und im Sommer 1836 in Dresden war, mit der Herausgabe seines großen Werkes beschäftigt, von dem bereits ein Theil erschienen, und dessen Text allein auf 5 Bände berechnet ist. 22.

Rigas (Konstantin), der Haupturheber des Zusammentritts der Griechen, welcher die Revolution und die nachherige Unabhängigkeit derselben vom türkischen Joche vorbereitete, wurde ums Jahr 1753 zu Velestini (ehemals Pherä), einer kleinen Stadt Thessaliens, geboren. In den Schulen seines Vaterlandes erwarb er sich zwar treffliche Kenntnisse in den Wissenschaften, widmete sich aber nachmals dem Handel, um sich eine unabhängige Existenz zu bereiten. Er ging, noch jung, nach Bukarest, wo er anfangs Lehrer, dann Secretair des Bojaren Nikolo Brankovano wurde und hier bis 1790 theils Handelsgeschäfte trieb, theils seine Studien fortsetzte. Er erwarb sich eine genaue Bekanntschaft der lateinischen, französischen, italienischen und deutschen Sprache und Literatur, verabsäumte dabei aber nicht die Classiker seines eigenen Vaterlandes zu studiren; trieb daneben Dichtkunst und Musik und beschäftigte sich besonders mit dem Studium der verglei-

chenden Erdbeschreibung. Mit allen diesen Kenntnissen verband er eine glühende Liebe zu seinem Vaterlande, dessen Befreiung aus der Sklaverei in stillen Stunden sein sehnlichster Wunsch war. Zu dessen Verwirklichung faßte er den Plan, einen großen Bund aller Patrioten im Geheimen zu stiften und mit dessen Hülfe ganz Griechenland gegen die Pforte aufzuwiegeln und zu bewaffnen. Durch Klugheit und Ansehen gewann er die bedeutendsten Griechen für seinen Plan und wußte auch Einzelne aus anderen Nationen, ja selbst Türken, unter andern den berühmten Paßwan Oglu, für seine Ideen zu begeistern. Von Wien aus, wohin sich R., nachdem der Bund zusammengetreten war, wendete, unterhielt er den Briefwechsel mit den Verschworenen, ohne dabei seine Studien zu vernachlässigen. Von seinem Eifer für die Wissenschaften zeugen die Übersetzung von der „Ecole des amants délicats“ (Wien 1790); von den „Reisen des jungen Anacharsis“ (Wien 1797); von Marmontel's „Schäferin der Alpen“; Metastasio's „Olympische Spiele“ (Wien 1797); eine „Abhandlung über die militairische Taktik“; eine „Über die Grundzüge der Naturlehre für Nichtgelehrte 2c.“ Den größten Namen in Griechenland hat sich jedoch R. durch seine patriotischen Gesänge erworben, die eben so glühende Vaterlandsliebe des Dichters athmen, als sie ganz geeignet waren, Haß und Rache gegen die Unterdrücker Griechenlands zu erwecken und zu fühlen. Seine Nachahmung des marseiller Marsches wurde noch im letzten Freiheitskampfe der Griechen als Schlachtgesang angestimmt. Außerdem entwarf er eine große „Charte von ganz Griechenland“ in zwölf Blättern (gestochen zu Wien 1797), worauf man die alten und jetzigen Namen der Plätze, Gegenden 2c. angegeben und alle berühmte Orte aufgezeichnet findet. Den Ausbruch der von ihm vorbereiteten Empörung sollte der unermüdete R. nicht erleben; er wurde nebst vier seiner Freunde als Verschwörer der östreichischen Regierung angezeigt, zur Haft gebracht, der türkischen Regierung ausgeliefert und zu Belgrad im Monat Mai 1798 enthauptet. Man sehe die „Nachricht über Rigas' Leben und Schriften“ von Dr. Schott (Heidelb. 1825). 64.

Rigaud (spr. Rigo) (Hyacinthe), einer der berühmtesten französischen Portraitmaler, geb. den 25. Juli 1659 zu Perpignan, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem nicht ungeschickten Künstler, arbeitete dann unter der Leitung verschiedener Meister, unter andern Ranc's, und ging zuletzt zur Vollendung seiner Ausbildung im Jahre 1681 nach Paris. Hier erhielt er bald den ersten Preis, doch benutzte er die damit verbundene Pension zu einer Reise nach Italien nicht, sondern blieb auf Lebrun's Veranlassung in Paris und widmete sich ausschließlich der Portraitmalerei, zu der er in dem Bilde Girardon's, seinem ersten Werke von Bedeutung, eine seltene Anlage gezeigt hatte. Ein überaus wohlgelungenes Portrait des Bildhauers Desjardins und eine Kreuzigung, eines der wenigen größeren Historiengemälde, die er gefertigt hat, verschaffte ihm später die Aufnahme in die Akademie und die Portraits des Königs und der königlichen Familie die Gunst des Hofs. Er ward königlicher Pensionair, Professor der Akademie und zuletzt Rector derselben. Als solcher starb er am 29. Dec. 1743. Seine Portraits sind in ganz Europa zerstreut, denn sein Ruf war so verbreitet, daß sich die meisten der damals regierenden Häupter und andere hohe Personen von ihm malen ließen. Er arbeitete im Geschmacke Vandyk's, hatte eine richtige und gefällige Zeichnung, drappirte gut und wußte seinem Colorit eine ungewöhnliche Natürlichkeit und Frische zu geben; doch gelangen ihm weibliche Portraits weniger, als männliche. Wenn ihn übrigens die Franzosen ihren Vandyk nennen, so kann man dieß in gewisser Beziehung wohl gut heißen; im Allgemeinen jedoch hat er diesen großen Meister nicht erreicht. 36.

Righini (Vincenzo), einer der ausgezeichnetsten italienischen Componisten, geb. 1758 zu Bologna, bildete sich in dem Conservatorium seiner Vaterstadt zu

einem trefflichen Sopransänger und ging später als Tenorist nach Wien. Indeß machte er als Sänger wegen der Heiserkeit seiner Stimme wenig Glück, erwarb sich aber als Lehrer in Kurzem desto größern Ruf. Der Aufenthalt in Wien übrigens, wo damals die Musik in ihrer höchsten Blüthe stand, äußerte auf R. einen höchst wohlthätigen Einfluß, da er hier die schönste Gelegenheit fand, sich die Vorzüge der deutschen Schule anzueignen und so die Klippen, an welchen die Italiener gewöhnlich scheitern, glücklich zu vermeiden. Die Composition studirte er theils unter der Leitung Martini's, theils und vorzugsweise aus den Meisterwerken der vorzüglichsten deutschen und italienischen Musiker. Doch fanden seine ersten Arbeiten, zwei komische Opern, wenig Beifall, desto größern aber sein „Demorgone", eine ernste Oper, und die folgenden „Armida", „Alcide", „Arianna", „Atalanta", „Enea nel Lazio", „Tigrane", „La selva incantata" und „Gerusalemme liberata." Außerdem schrieb er treffliche Solfeggien, Lieder und einige Concertstücke, auch zwei Kirchenstücke, eine Messe zur Kaiserkrönung im Jahre 1790 und ein Te deum zum Geburtstage der Königin von Preußen im Jahre 1810. Bereits im Jahre 1788 war R. Kapellmeister des Churfürsten von Mainz geworden und seit 1793 lebte er in derselben Eigenschaft zu Berlin. Sein Tod erfolgte während einer nach Italien unternommenen Reise zu Bologna am 19. August 1812. R. ist einer von den wenigen Italienern, welche mit Erfolg die Vorzüge der italienischen und deutschen Musik vereinigt haben, und vielleicht derjenige, welcher am Vollkommensten die deutsche Kraft und Gründlichkeit begriffen hat. Einfach und doch melodiereich erscheint er als würdiger, weil selbstständiger, Nachahmer Mozart's und zugleich als Meister der italienischen Gesangskunst, deren Verbreitung in Deutschland beiläufig ihm vorzugsweise mit zuzuschreiben ist. Leider sind nur wenige Italiener in seine Fußtapfen getreten; die meisten haben es vorgezogen, die Modemanier beizubehalten oder sklavisch nachzuahmen. 36.

Rigi, ein bemerkenswerther Berg in dem schweizerischen Canton Schwyz, zwischen den vierwaldstätter, zuger und lauerzer Seen, erhebt sich zwar nur 5676 F. (nach den Angaben Anderer 5555 F.) hoch über das Meer, steht aber gleich einem Kegel in einem weiten Kessel ganz isolirt da und gewährt deßhalb eine der weitesten und zugleich schönsten Fernsichten. Sein Umfang beträgt 10 Stunden. Im Norden ist er rauh und steil, im Süden aber mild, flach anlaufend und von mehreren Dörfern mit wuchernden Getreidefluren, Obst- und Gemüsegärten und üppigen Wiesengründen besetzt, welche von zahlreichen Viehheerden beweidet werden. In den zerstreut liegenden Sennhütten werden Käse und Butter bereitet. Zwar ist er von allen Seiten besteigbar, doch sind die zwei Wege über Lauerz und Arth die bequemsten. Beide laufen am Abhange des Berges zusammen und führen zu dem Hospiz, einem von einigen Capuzinermönchen bewohnten Kloster mit 4 Wirthshäusern, dem sonntägigen Belustigungsorte der Bergbewohner. Auch wird hier jährlich am 22. Juli ein Volksfest, die Sonnenkilbe, gefeiert, das zum größern Theile in gymnastischen Übungen des Landvolks besteht. Von hier aus steigt man höher zu einem Denkmale des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Gotha, erreicht dann die sogenannte Rigistaffel, wo sich alle Wege vereinigen, um den Kulm, den höchsten Punkt des R., zu betreten; von ihm aus genießt man die Aussicht vom Jura bis zu dem Berge Bußen bei Biberach in Schwaben, eine Durchschnittslinie von 70 Stunden und über 11 Cantone mit 14 Seen. Westlich spiegelt sich das Auge in den Schneekuppen der Jungfrau, des Eider, des Schreckhorn, Wetterhorn und Finsteraarhorn. Der R. ist aus Kiesel und Sandstein gebildet und seine Schichten sollen am Fuße 50—60 F. und weiter hinauf über 30 F. mächtig sein. Am 2. Juni 1806 trennte sich ein 1000 F. breiter und 100 F. dicker Abhang los und bedeckte das goldauer und bußinger Thal,

wobei 450 Menschen ihr Leben einbüßten. S. Füßli und Meyer, „Der Rigi in Zeichnungen" (Zürich 1807). 35.

Rigny (Henri, Graf von), französischer Viceadmiral, Mitglied der Deputirtenkammer und des Ministerconseils, ward am 2. Februar 1782 zu Toul geboren. Frühzeitig seines Vaters, eines ehemaligen Capitains von der Armee, beraubt mußte er beim Ausbruche der Revolution in dem Hause seiner Tante Zuflucht suchen, da seine Mutter zur Auswanderung genöthigt worden war. Eine ältere Schwester leitete nothdürftig seine Erziehung. Bereits 1796 kam er auf die Fregatte Sirene und besuchte Cayenne; bald darauf nahm er auf der Fregatte l'Embuscade Theil an einem Kreuzzuge längs der englischen Küste und 1799 wohnte er als Aspirant zweiter Classe der Blokade von Porto Ferrajo und dem Gefechte von Algesiras bei; auch in Ägypten, auf St. Domingo, Corsica und in Spanien zeichnete er sich rühmlich aus. Von 1806—1809 nahm er unter den Seeleuten, welche Napoleon der Landarmee einverleibt hatte, Theil an den Feldzügen in Preußen und Polen, war bei den Belagerungen von Stralsund und Graudenz, bei welcher letztern er schwer verwundet ward, und diente dann als Aide de Champ unter Bessières in Spanien. Im Jahre 1809 ward er Schiffslieutenant und 1811 Fregattencapitain. Als solcher nahm er im Jahre 1813 das von zwei englischen Batterien vertheidigte Dorf Borselen. Nach der Restauration avancirte er allmählig bis zum Contreadmiral und erhielt im Jahre 1824 das Commando der französischen Seemacht im Mittelmeere. In dieser wegen der griechischen Angelegenheiten damals schwierigen Stellung benahm er sich nach einstimmigem Zeugnisse aller Parteien mit eben so großer Umsicht als Menschenfreundlichkeit und trug am Schlachttage von Navarin (20. Oct. 1827) wesentlich mit zum Siege bei. Die Popularität, welche er dadurch erhalten hatte, bestimmte das Ministerium Polignac, ihm das Seeministerium anzubieten, allein er zeigte wenig Neigung sich diesem verhaßten Ministerium aufzuopfern und begnügte sich mit der Seepräfectur von Toulon. Als einer der ersten, der sich 1830 aufrichtig an die Juliusregierung angeschlossen hatte, wurde er im Jahre 1831 Minister der Marine; 1832 wählte ihn Boulogne in die Deputirtenkammer und 1834 im April übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welches er mit kurzer, durch das 8tägige Ministerium Bassano herbeigeführter Unterbrechung bis zum Austritte des Herzogs von Treviso im Febr. 1835 behielt. Von da an bis zum April des genannten Jahres verwaltete er bis zur Ankunft des Marschalls Maison interimistisch das Ministerium des Kriegs. Später ging er mit einem geheimen, wie man glaubt, ein Vermählungsproject betreffenden Auftrage nach Neapel, kam aber nach kurzer Abwesenheit unverrichteter Sache wieder zurück. Seitdem lebte er ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und starb plötzlich zu Paris am 7. Nov. 1835. Von Charakter war R. wohlwollend, offen und redlich und in seinen Ansichten gemäßigt, als Staatsmann aber ohne Tiefe und nie selbstständig, weßhalb er auch stets nur ein Werkzeug der Geübteren blieb. Als Redner hat er nie geglänzt. 22.

Rigorismus, franz. rigorisme; engl. rigorism (von dem ältern lateinischen Worte rigor, Härte, Strenge), ist im vorzüglichen Sinne der Fehler derjenigen Denkungsart, nach welcher man die Beweggründe des Wohlwollens und der sanfteren Gefühle gänzlich ausschließt und sich nur von Motiven der kalten, vernünftigen Sittlichkeit leiten läßt. Diese überspannte Selbstverläugnung ist theils theoretisch, theils praktisch, in wiefern man entweder die Erfüllung seiner Pflichten ohne Rücksicht auf eignes Wohlsein erstrebt, oder an der gänzlichen Ausrottung seiner sinnlichen Neigungen und Vernichtung derselben im schwärmerischen Wahnsinne arbeitet. Jene nennt man auch κατ' ἐξοχὴν R., diese R i g o r o s i t ä t, so wie rigorös, was starr, streng und rauh in Gesinnung und Handlung zugleich ist.

Dem R. steht gewissermaßen die Denkungsart und das Verhalten der Indifferentisten, Synkretisten und Latitudinarier entgegen. Ob nun gleich zu laxe Grundsätze in der Moral der Unsittlichkeit Thor und Thür öffnen, so beweist doch auch die Geschichte der Moral, daß allzustrenge Sittenvorschriften weder brauchbar noch wohlthätig sind; ja der nothwendige Widerstreit der Grundsätze mit dem Leben dieser streng Denkenden (Rigoristen) führt jedesmal zur Inconsequenz und gemäßigteren Ansichten. Unter den alten Moralisten sind die Cyniker und Stoiker und unter den späteren die Mönche mit ihren Kasteiungen und sonderbaren Ausschweifungen als Rigoristen bekannt. Diese behaupteten, es gebe keine Mitteldinge, die weder gut noch bös sind, und der Moralist könne nicht zu viel und nicht streng genug fordern, während die Jesuiten, im offenbaren Gegensatze zu ihnen, theoretisch und praktisch dem Systeme der Indifferentisten und Latitudinarier huldigten. Außer der Moral wird der R. auch noch in der Politik, Pädagogik &c. angetroffen und überhaupt überall, wo überspannte Forderungen gemacht werden. 84.

Rikoschettschuß, Prellschuß, nennt man die Schußart, welche bei Belagerung der Festungen angewendet wird und den Zweck hat, die langen Linien der Festungswerke durch niedrige Sprünge der Geschosse, welche auf denselben mehrere Aufschläge machen sollen, zu bestreichen. Um dieß zu erlangen gibt man dem Geschütze eine solche Elevation, daß das Geschoß dicht hinter der Brustwehr des feindlichen Werkes den ersten Aufschlag macht; damit dasselbe aber mit dem zweiten Aufschlage nicht gleich wieder aus dem Werke hinausspringe, so erhalten die Geschütze eine schwächere als die gewöhnliche Ladung. Der Erfinder des Rikoschettschusses ist Vauban, welcher denselben zuerst bei der Belagerung von Ath 1697 anwandte. Man verwendet zum Rikoschettiren zwölfpfündige Kanonen und auch Haubitzen. Der mit Schanzkörben oder Faschinen bekleidete Aufwurf, Brustwehr, hinter welchen die zum Rikoschettiren bestimmten Geschütze zum Schutze gegen das Feuer der Festung aufgestellt werden, heißt Rikoschettbatterie. Diese Rikoschettbatterien werden, wie die Wurfbatterien, bei einem förmlichen Angriffe der Festung zuerst erbaut, weil sie im Allgemeinen den Zweck haben, den Aufenthalt in den angegriffenen Werken unsicher zu machen, die Armirung derselben zu erschweren und die schon aufgestellten Geschütze zu beschädigen. Die Entfernung der Batterien vom Anfangspunkte der feindlichen Linie kann sehr verschieden sein, wird jedoch nicht über 800 Schritte angenommen. Dabei müssen diese Batterien so gelegt werden, daß die Mittellinien der Scharten, hinter denen die Geschütze stehen, in der Verlängerung der zu beschießenden Linie liegen. Die geringe Breite dieser Linie erlaubt es selten, mehr als 3 Geschütze in einer Batterie aufzustellen. 61.

Rinderpest oder **Rindviehseuche,** auch **Hornviehseuche, Viehpest, Viehsterben, Uebergälle, Gallenseuche, Löserdürre,** lat. pestis boum, bovilla, typhus boum contagiosus; franz. peste ou fièvre pestilentielle du gros bétail; engl. murrain, ist eine den Rindern eigenthümliche, sehr gefährliche Seuche, eine Art von fauligem Nervenfieber, das aus dem südöstlichen und östlichen Europa und aus Asien zu uns gekommen ist, die Thiere nur einmal befällt und sich auf andere Thiergattungen nicht überträgt. Obwohl die R. dem Alterthume nicht unbekannt war, so finden sich genaue Beobachtungen der wirklichen R. doch erst in Bernh. Ramazzini's „Dissertatio de contagiosa epidemica etc." (Padua 1711), da die Seuche seit 1709 durch ganz Europa wüthete. Auch nachher ist diese Seuche zu verschiedenen Zeiten immer wieder eingeschleppt worden, so 1772—1776 in Holland, 1795—1801 in Deutschland, 1805, 1809 und 1813 vorzüglich in Preußen, Sachsen und in der Mark &c., so wie auch 1814 in Frankreich, 1828 an den preußisch-polnischen Grenzen und in den Jahren 1829 und 1830 in Östreich. Man hat berechnet, daß nur allein im Laufe des vorigen Jahrhunderts in Deutschland 28 und in Europa überhaupt gegen

200 Mill. Rinder an der R. gefallen sind. — In Rücksicht der Symptome nimmt man an: 1) die Periode der Ansteckung. Diese dauert bis zum 7. Tage nach der Ansteckung und gibt sich, aber erst den 3. oder 4. Tag, durch fieberhafte Zufälle, Sträuben des Hauthaars auf dem Rücken, besondere Empfindlichkeit in der Lendengegend, Trägheit, Mattigkeit und schwankenden Gang, durch Recken, Gähnen und Zähneknirschen, bisweilen mit untermischtem Brüllen und Unruhe zu erkennen; dabei sind Nase und Maul trocken, die Augen trübe und das Weiße derselben geröthet. Das Wiederkäuen, Selbst- und Naselecken sind träge geworden, bei nicht ganz regelmäßigem Milchertrag und einigem Husten. 2) Die Periode des Ausbruchs. Hier bemerkt man heftiges Fieber, Sträuben des Hauthaars, Schaudern des Körpers und der Haut, Zittern der Gliedmaßen, besonders des ganzen Hintertheils des Körpers, öftere Temperaturveränderung der Haut, Abwechselung von Wärme und Kälte an den Hörnern und Klauen, lebhaften Blick der Augen, starke Röthung der Bindehaut derselben, Trockenheit, Röthe und Hitze der innern und äußern Nase, kleine rothe Flecken hier und da am Zahnfleische und am Maule mit Geifern; nach einigen Tagen Verwandelung dieser Flecke in Bläschen und nach Abstreifung der Haut Zurücklassung von wunden Stellen, die leicht bluten und von denen sich die Haut in den Maulwinkeln als eine talgartige, weiße Schmiere ansammelt. Ferner entstehen beschleunigtes, tiefes Athmen; häufiger und kleiner Puls; öfterer, tiefer und hohltönender Husten; die Freßlust und das Wiederkäuen hören auf; die Kühe geben keine Milch mehr und haben viel Durst; öfterer Abgang von schwarzem, trockenem Miste, doch jedesmal nur in geringer Menge; rothbrauner und klarer Harn; späterhin Abfluß von zuerst wässeriger, nachher schleimiger Flüssigkeit aus Augen und Nase, die vom 7., 8. Tage der Krankheit an schon ansteckend ist; starke Schmerzen in der Lendengegend; Knistern unter der Haut (Windgeschwulst) und Fieberzunahme des Abends, worauf gar bald die Windgeschwülste stärker, die Pulse sehr beschleunigt, hingegen die Herzschläge kaum fühlbar werden, Abmagerung und Hinfälligkeit eintritt, wobei besonders die Thiere die Füße näher zusammenstellen, im Liegen aber den Hals nach dem Leibe hin verziehen. An der Stelle der Windgeschwülste pflegt auch Ausschlag zu entstehen und der Hauch aus dem Rachen ist unangenehm und von eigenthümlichem Geruche. Die wunden Stellen im Maule nehmen an Umfange zu; heftiger Durchfall mit fortwährendem Zwängen stellt sich ein, der sehr stinkend ist und immer stinkender wird. Mit letzterm erreicht die Krankheit 3) die Periode ihrer Höhe, welche durch einen allgemeinen typhösen Zustand bezeichnet wird, wozu noch schnelles, schnaubendes Athmen, mit Schmerz andeutendem Stöhnen, schnelle pochende Herzschläge, bis auf 90 und 100 in der Minute, gesteigerter Puls, so wie entartete vermehrte Ausflüsse und Ausleerungen aller Art als constante Zeichen dieses Zeitraums gehören, bis endlich die Thiere vom 6. bis 9. Tage des Ausbruches an unter Verdrehungen des Halses, Zähneknirschen, Verdrehen der Augen, ängstlichem Stöhnen, kaltem Athem, sehr abgezehrt und alle Auswürfe einen pestilentialen Gestank verbreitend, sterben. — Von diesem Verlaufe weicht die Krankheit bisweilen darin ab, daß kein Durchfall eintritt, sondern das Thier bei aufgetriebenem Leibe bis kurz vor seinem Tode verstopft bleibt und dann gewöhnlich schon am 5. oder 6. Tage nach dem Ausbruche stirbt. Je kräftiger das Thier ist, desto heftiger und schneller verläuft gewöhnlich die Krankheit und es stirbt dann sogar unter heftigem Brüllen und Convulsionen, ohne daß sich alle Symptome eines typhösen Zustandes eingefunden haben. Manche Thiere überstehen jedoch auch die Seuche. Um sie bald völlig wiederherzustellen, müssen sie mit sehr nährendem, aber leicht verdaulichem Futter, mit Schroot- und Mehltränken unterstützt werden, wobei ihnen noch überdieß flüchtig und permanent reizende Arzneien, z. B. Chamillenblüthen, Calmuswurzel und Wermuthkraut, zu verabreichen sind. Die ganze Kunst, die R. mit

Erfolge zu bekämpfen und jedesmal unfehlbar zu besiegen, hat nur einen einzigen Bestrebungspunkt, nämlich den, „der Seuche alle Mittel zu ihrer Fortpflanzung zu benehmen," was lediglich nur durch wohl geordnete und zweckmäßig ausgeführte veterinärisch-polizeiliche Maßregeln bewerkstelligt werden kann. In dieser Beziehung vergleiche man Lorinser, „Über die Rinderpest rc." und in Betreff der bis jetzt dagegen gerühmten Mittel: Wilhelmi's „Vollständiges Receptbuch rc." (Leipzig 1832). 28.

Ring heißt in der Mathematik der Flächenraum zwischen zwei concentrischen Kreisen. Der Raum zwischen zwei gleich hohen Cylindern mit einer gemeinschaftlichen Achse heißt ein cylindrischer R. und ein Körper, der durch eine eingeschlossene Figur, als einen Kreis, eine Ellipse, oder auch von dem Abschnitte einer schicklichen Figur durch die Umdrehung ihrer Ebene um eine in dieser befindlichen Achse erzeugt wird, heißt ein ringförmiger Körper. Befindet sich die Achse außerhalb der Figur, so heißt es ein offener R., berührt sie die Figur, ein geschlossener R., und geht sie durch die Figur, so entsteht ein runder Körper. — Die symbolische Bedeutung des Ringes ist vielfach und sein Gebrauch bei allen Völkern bekannt; vorherrschend sind die Bedeutungen der Verbindlichkeit und der Ewigkeit. 40.

Ringelgedicht, Rundgedicht, Rondeau, nennt man eine dem Sonette verwandte lyrische Form, die aus 13 zehn- und eilfsylbigen jambischen Versen und zwar nur mit zwei Reimen, einem männlichen und einem weiblichen, besteht. Entweder muß der männliche Reim achtmal und der weibliche fünfmal, oder der männliche siebenmal und der weibliche sechsmal wiederkehren; auch müssen die ersten Worte, gewöhnlich die ganze Hälfte des ersten Verses, als Refrain nach dem achten und nach dem dreizehnten Verse wiederholt werden. Von dieser ursprünglichen Gestalt des Rondeau sind die Dichter jedoch vielfach abgewichen und haben sich mancherlei Freiheiten und Erweiterungen erlaubt. Als Beispiel eines deutschen Ringelgedichts, welches in Manchem von der ursprünglichen Form abweicht, diene folgendes von Hagedorn:

„Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur,
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!

Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust,
Wie bist du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns Beiden
Die Sehnsucht treuer Brust,
Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust." 66.

Ringelrennen, s. Carroussel.

Ringwaldt (Bartholomäus), einer der besten deutschen didaktischen Dichter des XVI. Jahrh., 1531 zu Frankfurt an der Oder geboren, widmete sich der Theologie und ward um 1578 Prediger zu Langfeld in der Mark Brandenburg, wo er nach dem Jahre 1595 starb. Dieses Wenige ist Alles, was man bis jetzt von seinen Lebensumständen in Erfahrung gebracht hat. Unter seinen vielgelesenen Lehrgedichten behauptet sein ältestes: „Die lautere Wahrheit, darinnen angezeiget, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Berufe verhalten soll" (Erf. 1585. 8. u. öft.; zuletzt, jedoch etwas geändert, von J. W. Brodtkorb, Langensalza 1700. 8.) den ersten Rang. Weit entfernt sich auf gemeine Reimerei nützlicher Lehren zu beschränken, zeigt der Dichter in dem Ganzen, welches sich um die Vergleichung eines eifrigen Christen mit einem Krieger dreht, aus welcher er manche treffende und schöne Bilder hervorzulocken weiß, eine zu jener Zeit seltene Energie des gesunden Menschenverstandes. Mehr Phantasie, aber weniger Kunst in der Ausführung beurkundet sein anderes didaktisches Gedicht: „Der treue Eckart" (Frankf. 1590. 8. u. öft.; zuletzt Berl. 1738. 8.), eine moralische Vision, nach welcher der treue Eckart eine kleine Reise durch den Himmel und die Hölle macht. In der Beschreibung des Großen, Feierlichen und Schauderhaften ist der Dichter

nicht glücklich; wird aber die Darstellung satyrisch, so gelingt sie ihm nicht selten trefflich. Weit unter diesen Lehrgedichten steht das bekanntere: „Epithalamium, vom Zustande eines betrübten Widtwers" (Frankf. 1595. 8. N. A. von C. F. Eberhard, Leipz. 1797. 8.), welches jedoch als Beitrag zur Geschichte deutscher Gebräuche bei Privatfesten jener Zeit schätzenswerth ist. R.'s geistliche Gedichte (Nürnb. 1598. 12.), die zum Theil auch in die Gesangbücher aufgenommen sind, beweisen des Verfassers geringes Talent zu dieser Gattung der Poesie. (Vgl. Hoffmann's von Fallersleben, „Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolcke; ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des XVI. und XVIII. Jahrhunderts" [Breslau 1833. 8.]). 67.

Rink (Johann Christian Heinrich), ein tüchtiger Orgelspieler und Componist, ward den 18. Febr. 1770 zu Elgersburg im Gothaischen geboren und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer. Später machte er durch eigenen Fleiß sowohl als unter Kittel's Leitung in der Theorie und Praxis der Musik, besonders aber im Orgelspiele, so bedeutende Fortschritte, daß er schon 1790 als Stadtorganist nach Gießen berufen wurde. Obgleich er sich nun hier wegen seines höchst geringen Einkommens unausgesetzt mit Unterrichtgeben befassen mußte, so behielt er doch noch Zeit genug übrig, emsig an seiner Ausbildung fortzuarbeiten und die Werke der berühmtesten Tonkünstler durchzustudiren. Nachdem er seit 1792 an der Stadtschule und später am Gymnasium zu Gießen angestellt gewesen war, folgte er 1805 einem Rufe als Organist und Cantor am Gymnasium zu Darmstadt, wo er jetzt noch (seit 1813 als Hoforganist) lebt. R.'s Leistungen sind anerkannt. Er ist ein ebenso braver Lehrer als Künstler und Componist. Das Fach, in dem er sich vorzugsweise mit Glück bewegt, ist die Orgelmusik, welche ihm in der neueren Zeit am meisten mit verdankt. Er schrieb unter Anderm mehrere Sammlungen Orgelvorspiele, eine Orgelschule, ein Choralbuch und seit einigen Jahren den so beliebten Choralfreund, von welchem bis jetzt 4 Jahrgänge (1832—1835) vollständig erschienen sind. Unter seinen neuesten Arbeiten hat Klopstock's Lied: „Auferstehn ꝛc." für 4 Singstimmen mit Orgelbegleitung verdiente Anerkennung gefunden. 36.

Rinkart (Martin), ein nicht unbedeutender religiöser Liederdichter, geb. 1585 zu Eilenburg in Sachsen, studirte zu Leipzig, ward dann 1610 Cantor und 1611 Diaconus in Eisleben, 1613 Pastor zu Erdeborn im Mansfeldischen, 1617 Archidiaconus zu Eilenburg und starb hier den 2. Dec. 1643. Ohne seiner mannigfaltigen religiösen dichterischen Leistungen weiter zu gedenken, bemerken wir nur, daß er als Verfasser des schönen Liedes: „Nun danket Alle Gott" der Vergessenheit entzogen zu werden verdient. Vergl. Plato, „M. Rinkart" (Leipz. 1830). 16.

Rio de Janeiro (San Sebastian, auch nur einfach Rio), Hauptstadt des Kaiserthums Brasilien, ist an einer geräumigen Bai erbaut, welche einen der schönsten Häfen in Amerika bildet. Der Eingang wird durch mehrere Forts vertheidigt, von welchen Santa-Cruz, am Abhange des Berges Pico, und Villagagnon und die Ilha das Cobras (Schlangeninsel), beide auf zwei kleinen Inseln im Innern der Bai, die wichtigsten sind. Man muß die eigentliche oder die Altstadt von der Neustadt unterscheiden; die letztere ist, westlich von der ersteren, seit dem Jahre 1808 erbaut worden und wird von derselben durch den großen Platz oder eigentlich das Campo de Santa-Anna getrennt. Breite und gerade, mit Sandstein gepflasterte und mit Fußpfaden versehene Straßen, schöne und größtentheils von Granit erbaute Häuser, mehrere große Plätze und einige recht hübsche öffentliche Gebäude rechtfertigen das günstige Urtheil, welches mehrere Reisende über diese Stadt gefällt haben. Nur die Altstadt enthält manche schlechte Gebäude und mehrere krumme und schmale Straßen. Die ganze Stadt enthält 18 Kirchen, 8 Klöster, 16000 Häuser, 91 Hauptstraßen, 2 große und 11 kleinere Plätze und 210000 Einw., darunter 100000 Neger und viele Fremde. Die merkwürdigsten

Gebäude sind: der kaiserliche Palast, ehemals die Residenz des Vicekönigreiches, von Granit aufgeführt und eigentlich aus drei verschiedenen Gebäuden bestehend, welche durch bedeckte Gänge mit einander zusammenhängen; der bischöfliche Palast; die Münze; das Zeughaus für die Landmacht; das Seearsenal; die Kriegskanzlei (Trem oder Casa do Exercito); das Zollhaus; das ehemalige Jesuitencollegium; die 1820 erbaute Börse; das prächtige Theater San-Joao, wo italienische Opern gegeben werden; die Findel- und Waisenhäuser. Unter den Kirchen, die sich mehr durch ihre Verzierungen und inneren Reichthümer, als durch ihre Bauart auszeichnen, sind zu erwähnen: die Kathedrale, bei der sich die Hofkapelle befindet; die Kirche Nossa Senhora da Candelaria; die Kapellen zu St. Peter und Santa-Cruz. Das Benedictinerkloster ist um seiner schönen Lage willen berühmt und die im Jahre 1740 vollendete prachtvolle Wasserleitung da Carioca, eine Nachahmung der von Lissabon, ist unstreitig eine der schönsten in Amerika, von einer Länge von beinahe 1200 wiener Klafter. Die schönsten Plätze sind: der Schloßplatz vor dem kaiserlichen Palaste, nach der Bai zu offen und mit einem herrlichen Brunnen geschmückt; der Platz Rocio, noch größer als der vorige; der Platz Peloirinho, ehemals Capim genannt; der Platz San-Domingo; endlich das Campo de Santa-Anna, durch seine Größe und seinen Brunnen merkwürdig, übrigens noch ein ganz offener freier Raum, aber bestimmt, einer der schönsten öffentlichen Plätze der Welt zu werden. Seit dem Jahre 1808 sind mehrere wissenschaftliche Anstalten hier errichtet worden, nämlich: die medicinische und chirurgische Schule mit dem Militairhospital verbunden; die Schule der schönen Künste; die Schifffahrtsschule; das Seminar St. Joaquim; das Lyceum St. Johann; die Militairschule; die Rechtsschule; die Schule für Naturgeschichte; das Handelsinstitut und die erst vor Kurzem gegründete Universität oder Lehranstalt für die schönen Wissenschaften, griechische, lateinische und lebende Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Handel; die Akademie für das Seewesen; die kaiserliche Bibliothek mit 60000 Bänden; das Mineraliencabinet; der außerhalb der Stadt liegende botanische Garten und eine Sternwarte. Die letztgenannte unter sehr sorgfältiger Leitung stehende Anstalt kann für ganz Brasilien höchst wichtig werden. Man hat hier die (chinesische) Theestaude, die sehr gut fortkommt, den Zimmt-, Nelken-, Muskat- und Campherlorbeerstrauch so wie eine Menge anderer exotischer Pflanzen einheimisch gemacht, deren Cultur in wenig Jahren über ganz Brasilien verbreitet sein dürfte. Vor 60 Jahren war in der ganzen Provinz Rio de Janeiro noch nicht ein einziger Caffeebaum vorhanden und jetzt ist der Caffee ein Hauptausfuhrartikel. Vor wenig Jahren hatte R. nur Eine Buchdruckerei, gegenwärtig sind deren schon mehrere vorhanden; eben so erschien hier im Jahre 1820 erst eine periodische Schrift, während im Jahre 1828 schon 10 herauskamen. R. hat eine Menge Marktplätze, wo nicht nur große Vorräthe von Lebensmitteln und allerlei Waaren, sondern auch bisher zahlreiche Negersklaven verkauft wurden. Wenige Städte haben schönere Spaziergänge als diese Hauptstadt Brasiliens. Außer den schon oben angeführten Plätzen besteht noch eigens für diesen Zweck der Passejo publico, welcher die öffentliche Promenade bildet, und eine kleine Abtheilung desselben ist den botanischen Vorlesungen gewidmet, da der botanische Garten selbst zu weit entfernt liegt. Die Zucker-, Leder- und Baumwollfabriken, die Segeltuchwebereien, Rumbrennereien, Thransiedereien, Gerbereien, Fischbeinreißereien, thönerne und steinerne Gefäßbereitungen, Schiffswerfte und Juwelier- und Steinschleifereien sind nicht unbedeutend; viel wichtiger aber der Handel mit Zucker, Reis, Tabak, Ipecacuanha, Tapioca (brauner Sago), Baumwolle, Rindshäuten, Hörnern, Gold, Edelsteinen, Färbe- und Tischlerholz. Sie hat zu diesem Behufe ein Seearsenal und hält jährlich 2 Messen. In den Hafen laufen jährlich an 1700 Schiffe ein und aus. Überdieß hat die Aufhebung von mancherlei Beschränkungen, welche der Handelsfreiheit im Wege stan-

den, den Einwohnern Lust zu verschiedenen commerciellen Unternehmungen gemacht. Auch eine große Menge britischer, französischer und deutscher Kaufleute haben sich hier niedergelassen und dem Handel Brasiliens einen lebhaften Schwung gegeben, so daß R. bereits unter die ersten Handelsstädte der Welt gehört, wie sie denn auch, was die Volksmenge betrifft, den ersten Platz unter allen Städten von Südamerika einnimmt. Der lebhafteste Verkehr findet mit den Bergwerksgegenden statt, welche oft 300—400 Stunden entfernt sind, und öfters ziehen an einem Tage 800—1000 Maulthiere aus und ein. Die Umgebungen von R. sind um ihrer reizenden Naturschönheiten willen mit Recht berühmt. Die herrliche Lage der Orte, das köstliche Klima und die Üppigkeit der Pflanzenwelt fesseln die Blicke des Reisenden weit mehr, als die noch spärlichen Werke der Menschen vermögen. Zu bemerken sind indeß: Boa Vista, schönes Landhaus des Kaisers, auf einer kleiner Anhöhe, mit herrlicher Aussicht auf die Bai; Bota-Togo und San-Christovao, beides prächtige kaiserliche Lustschlösser; das blühende Handelsdorf Porto da Estrella und Mardioca, die schöne Besitzung des russischen Consuls Langsdorf. 71.

Ripienstimmen (vom ital. ripieno, d. i. ausgefüllt, voll) heißen in der Musik diejenigen Stimmen eines Tonstücks, die entweder zur Ausfüllung und Verstärkung der Harmonie (Füllstimme) oder zur Vervielfältigung der Hauptstimmen eines Tonstücks dienen. In letzterer Beziehung sind sie den concertirenden und obligaten Stimmen entgegengesetzt. Derjenige Künstler, welcher zur Ausführung solcher R. mitwirkt, heißt Ripienist. 29.

Ripon (spr. Reip'n) (Frederick John Robinson, Viscount Goderich, Graf von), ein bekannter englischer Staatsmann der neueren Zeit, der gemäßigten Reformpartei angehörig, ist der jüngere Sohn des Lord Grantham und wurde am 1. Nov. 1781 geboren. Durch umfassende Studien zum Staatsdienste hinlänglich vorbereitet fungirte er von 1804—1806 als Secretair bei seinem Verwandten, Lord Hardwicke, damals Statthalter von Irland, und erhielt dann einen Sitz im Unterhause, fand jedoch erst nach seiner Zurückkunft von Wien (1809), wohin er im Jahre 1807 als Gesandtschaftssecretair gegangen war, Gelegenheit, sich auch als Redner einigen Ruf zu erwerben. In demselben Jahre noch wurde er im Ministerium Castlereagh Unterstaatssecretair, verwaltete hierauf von 1810—1812 ein Amt bei der Admiralität und erhielt dann vom Lord Liverpool die Vicepräsidentschaft des Handelsbureau. Erregte hier sein Verfahren überhaupt wohl manche Mißbilligung, so gab besonders das von ihm im Jahre 1815 in Vorschlag gebrachte und durchgeführte Gesetz über die Beschränkung der Weizeneinfuhr Veranlassung zu allgemeiner Unzufriedenheit, die sich selbst in thätlichen Äußerungen kund gab. Daß er indeß nie eine Beschränkung des Verkehrs im Sinne gehabt habe, beweisen seine im Jahre 1822 vorgeschlagenenen Maßregeln hinsichtlich der Concurrenz der Colonien an dem Handel; eben so zeigte sich sein redlicher Wille, die Lasten des Landes zu erleichtern, in seinem Benehmen als Kanzler der Schatzkammer seit 1823. Innig mit Canning verbunden übernahm er nach dessen Tode im August 1827 das Ruder des Staats, doch mußte er bald den vereinigten Bemühungen der Ultratory's weichen und im Januar 1828 sein Amt in die Hände des Lords Wellington niederlegen. Erst 1830 trat er in der Grey'schen Verwaltung als Minister der Colonien wieder ein. 1833 wurde er Siegelbewahrer, gerieth aber über die irländische Kirchenfrage mit den übrigen Ministern in Zwiespalt und nahm daher im Mai 1834 nebst Stanley, Richmond und Graham seine Entlassung. Seit dieser Zeit hat er an den öffentlichen Angelegenheiten nur wenig Theil genommen. 22.

Rippen, lat. costae; franz. côtes; engl. ribs, sind die langen, schmalen, bogenförmig gekrümmten Knochen, welche die Seitenwände der Brust bilden und sich von der Wirbelsäule aus vor- und abwärts gegen den Brustknochen neigen. Auf jeder Seite sind deren 12 vorhanden, die man in 7 wahre und 5 falsche theilt.

Wahre nennt man die, deren vorderes knorpeliges Ende bis zum Brustbeine reicht, so daß sie von der Wirbelsäule bis zum Brustbeine gehende Bogen bilden. Die 5 falschen R. sind am beweglichsten und nehmen an Länge ab, so daß die letzte die kürzeste ist; sie berühren mit ihren Knorpeln das Brustbein nicht, sondern jeder Knorpel der 3 obersten befestigt sich an der zunächst höher liegenden R. und die Enden der beiden letzten Rippenknorpel sind ganz frei. Die R. dienen zur Beschützung der in der Brusthöhle enthaltenen Eingeweide, besonders der Lungen; vorzüglich sind ihre Knorpel in sofern von Nutzen, als sie vermöge ihrer Elasticität beim Ausathmen die R. herabschnellen und die Brusthöhle verengern und beim Einathmen gehörig nachgeben, was aber bei manchen Frauen, die sich zu sehr schnüren, nicht in dem gehörigen Grade stattfinden kann und natürlich zu den größten Nachtheilen führen muß. Außerdem dienen die auf der Oberfläche der R. befindlichen Unebenheiten verschiedenen Bändern und Muskeln zu Befestigungspunkten und werden von den unteren R. auch mehrere Unterleibseingeweide, wie z. B. Leber und Milz, beschützt. 14.

Ripperda (Johann Wilhelm, Baron von), ein bekannter Abenteurer, 1680 in der holländischen Provinz Gröningen geboren, stammte aus einer edeln Familie und erhielt seine Bildung in dem Jesuitencollegium zu Köln. Nach Beendigung seiner Studien betrat er die militairische Laufbahn und brachte es schnell zu dem Grade eines Obersten der Infanterie. Um diese Zeit verheirathete er sich mit einer Protestantin und ging selbst zur protest. Kirche über. Eine Sendung nach dem spanischen Hofe, womit er 1715 von den Generalstaaten beauftragt ward, hatte den günstigsten Erfolg und R. entschloß sich, von unbändigem Ehrgeize getrieben, in Spanien, wo er seine Pläne schneller realisiren zu können gedachte, niederzulassen. Um kein Hinderniß irgend einer Art zu finden, schwor er den Protestantismus wieder ab und zeigte sich als einen der eifrigsten Katholiken. In kurzer Zeit hatte er sich das Vertrauen Philipp's V. in so hohem Grade erworben, daß ihm dieser die Besorgung der wichtigsten Aufträge übergab und ihn 1725 an den östreichischen Hof schickte, um einen Handelstractat abzuschließen. Es gelang ihm zwischen den feindlichgesinnten und sich mißtrauenden Höfen einen Vergleich zu Stande zu bringen, wofür er zur Belohnung den Titel eines Grands und die Herzogswürde erhielt. Schon früher hatte er sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit einer vornehmen und reichen Spanierin vermählt und seinen Reichthum durch Anlegung einer Tuchmanufactur zu vermehren gesucht. Er hatte sogar Weber aus Holland kommen lassen, aber das ganze Project endete mit bedeutendem Verluste. Als außerordentlicher Gesandter an dem kaiserlichen Hofe vermochte er nicht dem französischen Gesandten das Gleichgewicht zu halten und kam nach Madrid zurück (1725), wo er sogleich zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und bald darauf mit der Verwaltung des Kriegs- und Finanzdepartements beauftragt ward. Aber die Großen Spaniens sahen nur mit Ingrimm den fremden Emporkömmling an der Spitze der Geschäfte und nöthigten durch ihre drohenden Bewegungen den König ihn zu verabschieden. Er behielt jedoch eine bedeutende Pension, als er aber so unklug war durch seine Verbindung mit dem englischen Gesandten Stanhope den Verdacht des Verraths gegen sich rege zu machen, ward er auf Befehl der Regierung festgenommen und auf das Schloß von Segovia gebracht. Als ihm 1728 gelungen war zu entwischen, floh er nach Portugal und von da nach Holland, wo er wieder die protestantische Religion annahm und sein Leben in Ruhe beschließen zu wollen schien. Aber sein Ehrgeiz spornte ihn zu neuen Abenteuern an und er verband sich mit dem marokkanischen Gesandten, um dem Kaiser von Marokko, Muley Abdallah, allerlei Pläne, wodurch er sich an den Spaniern zu rächen gedachte, mitzutheilen. Als sie mit Vergnügen angenommen wurden, ging er selbst nach Marokko (1731) und nahm, um sich einen größern Wirkungskreis zu

schaffen, die muhammedanische Religion und den Namen Osmân an. Er bewog die Mauren zu einem Kriege gegen Spanien, in welchem er als Anführer einer Heeresabtheilung den Spaniern manchen Schaden beibrachte, der aber durch die Niederlage der Mauren vor Ceuta schnell sein Ende erreichte. Osmân fiel in Ungnade und wurde in ein Gefängniß geworfen, in welchem er mit vielem Eifer an einem Projecte, die muhammedanische und jüdische Religion in eine zusammenzuschmelzen, arbeitete. Er wußte selbst den Dey einige Zeit für diese Idee zu begeistern und erhielt seine Freiheit wieder; aber während er damit umging eine immer größere Anzahl von Proselyten zu machen, erhielt er unvermuthet den Befehl sich von Marokko zu entfernen. Er ließ sich darauf zu Tetuan nieder (1734), wo er 1737 aus Verdruß über das Verunglücken aller seiner Pläne starb. Er hatte große nicht immer auf die rechtlichste Weise erworbene Capitalien in verschiedenen Banken Europas niedergelegt, von welchen er einen bedeutenden Theil zur Unterstützung Theodor's von Neuhof, des ephemeren Königs von Corsica, verwendete. Der König von Spanien hatte ihm, als er zur muhammedanischen Religion überging, die Würde eines Herzogs und Grands wieder entzogen. 66.

Rippoldsau, s. Renchthal.

Ripuarier, s. Franken.

Risalit, **Vorlage**, wird in der Baukunst der an der äußern Seite eines Gebäudes 3 bis 6 Zoll herausgebaute Theil genannt, welcher vom Fußboden durch alle Stockwerke hindurch bis an das Dach geht. Man findet dergleichen Vorlagen nicht allein in der Mitte der Gebäude, sondern auch an den Enden. Sie können nicht allein viereckig, sondern auch rund sein; ersteres wird gewöhnlich mit einem Fronton verziert. 26.

Risos (Ῥίζος) (Nerulos), stammt aus einer der ersten Phanariotenfamilien Constantinopels, ward geboren 1778 und gehörte längere Zeit zu den vornehmsten Dragomans der Pforte. Bei dem Fürsten Michael Suzzo, Hospodar der Moldau, wurde er Minister und nahm später an Ypsilanti's Plänen gegen die Pforte thätigen Antheil. Bei der unglücklichen Wendung dieses Aufstandes suchte R. auf russischem Boden Sicherheit und Unterkommen und hielt sich von 1823 an einige Jahre in Genf auf, wo er Vorlesungen über die neuere Geschichte seines Vaterlandes hielt. Er hat sie später, etwas ausgearbeitet, in seiner „Histoire moderne de la Grèce" (Paris 1828) veröffentlicht, auch einen „Cours de la littérature grecque" (Paris 1828. 11. edit.) herausgegeben. Als Kapodistrias von den Großmächten zum Präsidenten des neuen griechischen Staats ernannt worden war, ging R. zwar nach Morea und nahm hier das ihm übertragene Staatsamt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an, was er jedoch nicht lange bekleidete. Bei der Thronbesteigung König Otto's wurde er anfangs Staatssecretair, auch Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts und hat neuerdings nach Maurokordatos das Ministerium des Auswärtigen erhalten. 64.

Rispach (Heinrich von), s. Heinrich von Rispach.

Riß, franz. plan, dessin; engl. plan, sketch, nennt man jede bildliche Darstellung auf einer ebenen Fläche. Da es nun verschiedene Arten von R. geben kann, so müssen sie noch besonders benannt werden, als: Grundrisse, Profilrisse, perspectivische Risse 2c.; ihrem Zwecke gemäß unterscheidet man: Baurisse, Situationsrisse, hydrotechnische Risse 2c. 40.

Rist (Johann), ein fruchtbarer deutscher Liederdichter des XVII. Jahrh., am 8. März 1607 zu Pinneberg in Holstein, wo sein Vater Prediger war, geboren, erhielt seine erste Bildung zu Hamburg und Bremen und widmete sich dann auf den Universitäten Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden der Theologie und nebenbei der Mathematik, Chemie und Medicin. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Prediger zu Wedel an der Elbe, herzoglich-meklenburgi-

scher Kirchenrath und kaiserlicher Pfalzgraf. Obschon selbst Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitzordens stiftete er 1660 einen neuen poetischen Verein unter dem Namen des Schwanenordens, welcher aber nicht nur während seines Lebens, sondern sogar in seiner Sterbestunde keinen Laut von sich gab. Er starb am 31. Aug. 1667. R.'s Verdienste wurden lange überschätzt; eine ziemlich correcte und fließende Sprache ist der einzige Vorzug, den man ihm im Ernste zugestehen kann. Sein geistlichen Lieder, die unter verschiedenen Titeln (z. B. „Himmlische Lieder," Lüneb. 1644. 8.; „Passionsandachten," Hamb. 1648. 8.; „Sabbathische Seelenlust," Lüneb. 1651. 8.; „Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik," Hamb. 1654. 8.; „Musikalisches Seelenparadies," 1660—1662. 2 Thle. 8. u. s. w.) erschienen und zum Theil in die Gesangbücher aufgenommen wurden, sind sehr zahlreich und fast ohne Ausnahme leicht gereimt, entbehren aber meistens des Gehalts und der Kernhaftigkeit. Seine weltlichen Gedichte, die er unter dem abgeschmackten Titel: „Musa teutonica" (Hamb. 1640. 3 Thle. 8.) bekannt machte, sind noch breiter und wasserreicher; umsonst würde man einem Gedanken nachspüren, der nicht zu den ganz gewöhnlichen gehörte. Seine dramatischen Gelegenheitsstücke sind völlig werthlos und verdienen keine Erwähnung. Eine Auswahl seiner Gedichte findet man im achten Bande von Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh." 67.

Ritartando, d. i. zögernd, wird in der Musik zur Bezeichnung derjenigen Stellen eines Tonstücks gebraucht, welche in einem langsamern als dem vorgeschriebenen Tempo vorgetragen werden sollen. Das Wiedereintreten des letztern bezeichnet das Wort tempo. Außer dem Worte R. sind noch viele andere in gleichem oder ähnlichem Sinne gebräuchlich, z. B. rallentando, mancando, deficiendo, diminuendo (diese 4 bezeichnen mehr das Abnehmende der Kraft), calando, ritenuto, stentando, strasciando, perdendosi, rilasciando u. a. m. 29.

Ritornell, franz. ritornelle; ital. ritornello, d. i. Wiederkehr, heißt in der Musik überhaupt jeder während des Schweigens der Solo- oder Obligatstimme vom vollen Orchester vorgetragene Instrumentalsatz, dann insbesondere die als Einleitung, Nach- oder Zwischenspiel zu einem Gesangsstücke (Oper, Arie u. s. w.) dienende Instrumentalmusik. Gewöhnlich enthält es die Hauptgedanken des Tonstücks oder des eben aufzuführenden wie ausgeführten einzelnen Theils desselben in eigener Form und Verbindung, ist also, vorausgesetzt, daß es in den gehörigen Schranken gehalten wird, wesentlich zur Verdeutlichung und Erhöhung des Eindrucks. 29.

Rittenhouse (David), ein origineller nordamerikanischer Astronom, geb. den 8. April 1732 zu Germantown in Pennsylvanien, ward, keinen besondern Unterricht genießend, sogleich zum Ackerbau bestimmt. Aber schon als Ackersknecht zeichnete er ganz für sich mathematische Figuren und verfertigte allerlei Maschinen und hölzerne Uhren. Seine Eltern thaten ihn daher zu einem Uhrmacher in die Lehre, wo er auch die Verfertigung mathematischer Instrumente lernte. Sein mechanisches Genie entwickelte sich schnell. Aber damit nicht zufrieden, las er in nächtlichen Stunden mathematische Bücher und lernte ganz für sich allein die Meßkunst und höhere Analysis. Nach solchen Vorbereitungen studirte er Newton's Principia, suchte überdieß die Sternbilder kennen zu lernen und dem Laufe des Mondes und der Planeten zu folgen, verfertigte auch ein Planetarium ganz nach eigener Erfindung, welches in dem mathematisch-physikalischen Cabinet der Universität von Pennsylvanien aufbewahrt wird. R.'s Verwandte und Bekannte, vorzüglich Dr. Smith, sein Schwager Barton, John Lukens und Franklin, würdigten ihn nun ihres freundschaftlichen Umganges und trugen nicht wenig zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung bei. Denn nie hatte R. Zeit und Gelegenheit gehabt, eine Akademie zu besuchen, aber doch in der Philosophie und in Sprachen gründ-

liche Kenntnisse sich erworben. Er hatte sogar dichterische Anlagen und Talent für Musik und war in der europäischen Literatur nicht fremd. Er zog 1770 nach Philadelphia, wo er sein Gewerbe als Uhr- und Instrumentmacher trieb. Bald nachher wurde R. Mitglied der amerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften. Als 1769 sich der merkwürdige Vorübergang der Venus vor der Sonne ereignen sollte, ward R. mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet nach Noriton (Grafschaft Montgomery) geschickt, um diesen Durchgang zu beobachten. Daselbst erbaute er sich eine Sternwarte und beobachtete nicht nur diesen Vorübergang der Venus, sondern auch einen des Merkur vor der Sonne den 9. Nov. 1769 nebst der Längen- und Breitenbestimmung von Noriton meisterhaft. Eine Menge seiner Beobachtungen auf der Sternwarte des Staatshauses zu Philadelphia angestellt stehen in den „Americains transactions.“ 1769 wurde R. von einer Commission zu einer Grenzberichtigung zwischen Newjersei und New-York gebraucht, ferner 1779 zum Commissarius ernannt, die streitige Grenze zwischen Pennsylvanien und Virginien zu berichtigen und die wahre Scheidungslinie zwischen den Landeigenthümern beider Provinzen festzusetzen. R. bewirkte 1785 die Verlängerung der Temporary-Line, die von Virginien als Grenzscheidung angenommen wurde, hatte auch 1784 fünf Grade der Länge vom Delawarestrom an zu messen, um die westliche Grenze von Pennsylvanien festzusetzen, und berichtigte 1786 die nördliche, welche Pennsylvanien von New-York scheidet und mußte 1777 die heftige Streitigkeit wegen der 1774 von dem Statthalter Hutchinson gezogenen und vom Könige bestätigten westlichen Grenzlinie zwischen Massachusets und New-York schlichten helfen. Hierdurch erwarb er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß man ihm das wichtige Amt eines Schatzmeisters von Pennsylvanien übertrug, welches er von 1777 bis 1780 mit der gewissenhaftesten Redlichkeit und mit mathematischer Ordnung zur höchsten Zufriedenheit des Senats verwaltet hat. 1791 wiederfuhr ihm die ausgezeichnete Ehre, nach dem Ableben Franklin's an dessen Stelle als Präsident der amerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt zu werden. Endlich übertrugen ihm 1792 die vereinigten nordamerikanischen Staaten auch die Direction ihres Münzwesens; allein er verwaltete diese Stelle nicht lange. Schon 1795 mußte er sie wegen seiner schlechten Gesundheit und wegen zunehmender Schwäche wieder niederlegen und starb zu Philadelphia den 20. Juni 1796. 13.

Ritter (Johann Wilhelm), einer der geistreichsten Physiker der neuesten Zeit, wurde geboren zu Samitz bei Hainau in Schlesien 1776, studirte Medicin und lebte nachher in Jena nicht in den besten Umständen. Im Jahre 1805 erhielt er einen Ruf als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu München und starb daselbst den 23. Jan. 1810. R. beschäftigte sich sehr angelegentlich mit Untersuchungen über den Galvanismus und andern Gegenständen der Physik und Chemie, wobei er sehr interessante Entdeckungen machte, die aber leider, da er dabei fast immer zu voreilig war und von zu wenig Besonnenheit geleitet von seiner Phantasie zu falschen Schlüssen und Wahrnehmungen sich fortreißen ließ, nicht die Anerkennung gefunden haben, die ein solcher Eifer und solche Kräfte, wie sie R. auf diese Gegenstände verwendete, wohl verdient hätten. Aus diesem Grunde haben auch seine Schriften, ungeachtet des darin enthaltenen Reichthums an Erfahrungen und geistreichen Ansichten, keine große Anerkennung gefunden. Wir erwähnen davon nur: „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß in dem Thierreiche begleite" (Weimar 1798); „Das elektrische System der Körper" (Leipz. 1805); „Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus" (Jena 1801. 2 Bde.); „Darstellung der neueren Untersuchungen über das Leuchten des Phosphors in Stickstoffgas rc." (Jena 1800—1802); „Physisch-mechanische Abhandlungen" (Leipz. 1806. 3 Bde.); „Fragmente aus dem Nachlasse eines jun-

gen Physikers" (Heidelb. 1809. 2 Thle.). Außerdem befinden sich viele Aufsätze von ihm in Gilbert's „Annalen der Physik" und Voigt's „Magazin der Naturkunde." 26.

Ritter (Karl), Professor der Geographie in Berlin, der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde, wurde am 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg geboren und nach dem frühen Verluste seines Vaters, des Leibarztes Dr. R., als sechsjähriger Knabe in die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal gebracht. Nachdem er sich in Halle unter der Leitung Niemeyer's dem Erziehungsfache gewidmet hatte, trat er im Jahre 1798 als Erzieher in das Haus des Banquier Bethmann-Hollweg zu Frankfurt am Main. Er begleitete seine Zöglinge nach Vollendung ihrer Erziehung auf Reisen und auf die Hochschule, besuchte im Jahre 1809 auf einer Reise in die Schweitz Pestalozzi zu Yverdün, bezog mit zweien seiner Zöglinge die Akademie zu Genf und bereiste in den Jahren 1811—1813 von dort aus Savoyen, Frankreich, Baiern, Tyrol, Venedig, Rom und Neapel. Die pontinischen Sümpfe, das Albanergebirge und der Boden von Latium boten ihm reichen Stoff zu neuen geographischen und ethnographischen Forschungen dar. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er mehrere Jahre in Göttingen, wo seine ehemaligen Zöglinge die Universität besuchten. Im Jahre 1819 erhielt er eine Anstellung als Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt am Main, vertauschte diesen Ort aber schon im folgenden Jahre mit Berlin, wohin er als außerordentlicher Professor der Geschichte bei der Universität berufen worden war. Bald nachher wurde er zum Lehrer der Statistik an der Kriegsschule, zum Mitgliede der Prüfungscommission und zum Studiendirector der königlichen Cadettenanstalt ernannt. Auch übertrug man ihm den Unterricht des Prinzen Albrecht von Preußen, so wie des Kronprinzen von Baiern in der Geographie und Geschichte. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde" (Frankf. a. M. 1807. 2 Thle.); „Sechs Karten von Europa" (Schnepfenthal 1806); die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen" (Berl. 1817—1818. 2 Bde., 2. Aufl. 1821—1833. 3 Bde., 3. A. 1. Bd. 1834.); „Vorhalle europäischer Völkergeschichten seit Herodot" (Berlin 1820); „Geographisch-historisch-topographische Beschreibung zu Kummer's Stereorama des Montblanc" (Berlin 1824). Außerdem hat er eine Menge Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften zu Berlin geschrieben, unter denen wir folgende nennen: „Zur Geschichte des peträischen Arabiens und seiner Bewohner" (1824); „Über geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile" (1826); „Über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei geographischen Darstellungen durch Form und Zahl" (1818); „Entwurf einer Charte vom ganzen Gebirgssysteme des Himalaja (1828); „Über Alexander des Großen Feldzug am indischen Kaukasus" (1829); „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft" (1833). Im Vereine mit dem Major des preußischen Generalstabes, F. A. O'Etzel, gab er in demselben Jahre einen „Atlas von Asien" heraus, welcher wesentlich zur Erläuterung seines großen geographischen Werkes beiträgt. 81.

Ritter (Heinrich), Professor der Philosophie zu Kiel, wurde im Jahre 1791 zu Zerbst, wo sein Vater als Rechtsgelehrter lebte, geboren, im Hause seiner Eltern erzogen und besuchte hierauf das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er einen tiefern Grund seiner wissenschaftlichen Bildung legte. Auf den Universitäten Halle, Göttingen und Berlin, wo er Theologie studiren wollte, setzte er das Lesen philosophischer Schriftsteller, welches er schon auf der Schule begonnen hatte, eifrig fort, reichte 1813 die Beantwortung der von der Akademie der Wissenschaften in Berlin zum zweiten Male aufgegebenen Preisfrage: „Über den Einfluß der Philosophie des Cartesius auf die Lehre des Spinoza" bei derselben ein und marschirte

gleich darauf als Freiwilliger unter den Truppen seines Vaterlandes mit nach Frankreich. Die Arbeit erhielt das Accessit und durch das Gelingen dieses ersten Versuches ermuthigt beschloß er sich von nun an ausschließlich der Philosophie zu widmen und sich zum Lehrer an einer Universität vorzubereiten. Seitdem studirte er mit allem Eifer besonders Geschichte der Philosophie und schrieb „Über die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie," welche Schrift er zugleich mit der Preisschrift „Welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt und welche Berührungspunkte haben beide gemein?" (Leipz. und Altenb. 1817) herausgab. Im Jahre 1817 erwarb er sich die philosophische Doctorwürde zu Halle, setzte hierauf seine philosophischen Studien in Berlin fort, wo er im Jahre 1824 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und im Jahre 1832 als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. 1833 ging er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Kiel. Während dieser Zeit sind mehrere Abhandlungen und Schriften von ihm erschienen, z. B. „Über die philosophische Lehre des Empedokles" (abgedruckt in F. A. Wolf's „Literarischen Analekten" Bd. 4. 1820.); „Geschichte der ionischen Philosophie" (Berlin 1821); „Geschichte der pythagoräischen Philosophie" (Hamb. 1828); „Bemerkungen über die Philosophie der megarischen Schule" (im „Rheinischen Museum von Niebuhr und Brandis" 2. Jahrg. 3. Hft.); „Geschichte der Philosophie" (Hamburg 1829 ff.); „Über den Begriff und Verlauf der alten Philosophie" (in Ullmann's und Umbreit's „Theologischen Studien und Kritiken" 1833); „Vorlesungen zur Einleitung in die Logik" (Berlin 1823); „Abriß der philosophischen Logik" (Berlin 1824. 2. Aufl. 1829); „Die Halbkantianer und der Pantheismus" (Berlin 1827); „Über den Begriff des Charakters in seiner allgemeinsten anthropologischen Bedeutung" (abgedruckt in Nasse's „Jahrbüchern für Anthropologie" 1. Bd. 1830). Obgleich R. bis jetzt noch kein eigenthümliches System der Philosophie aufgestellt hat, so finden sich doch in den angegebenen Schriften, besonders in seiner Logik, schon vielseitige Andeutungen des von ihm eingeschlagenen Weges, um die einzelnen Zweige der Philosophie zu einem streng geordneten Ganzen zu verbinden. 81.

Ritterburgen nennt man die einzeln stehenden, zugleich zur Festung dienenden und gewöhnlich auf einer Anhöhe gelegenen Behausungen eines Ritters. In den unruhigen Zeiten unter den Nachfolgern Karl's des Großen, als die Normannen von Norden und die Slaven von dem Osten Europas aus die westlichen Länder durch ihre Raub- und Mordzüge beunruhigten, fingen die Grenzbewohner an, feste Orte zu bauen, um sich und ihr Eigenthum zu schützen und die Vertheidigung gegen überlegene Horden leichter zu machen. Zum Muster dieser Bauten nahmen sie die zahlreichen in den Gegenden des Rheins und der Donau befindlichen römischen Burgen. Eine jede dieser Burgen wurde als größere oder kleinere Festung eingerichtet, die nur mit Gewalt und durch eine regelmäßige Belagerung konnte eingenommen werden. Die Herrscher erlaubten anfangs nicht nur die Anlegung solcher Plätze gern, sondern ermunterten sogar dazu, weil sie ihre eigene Sicherheit und Selbsterhaltung dadurch bedingt glaubten; bald aber gewahrten sie mit Schrecken, daß ihre Nachsicht allmählig die Ruhe des Staates zu untergraben drohte; denn der Adel fing an auf den ihm zugehörigen Bergen und Hügeln feste Schlösser zu erbauen und eine Besatzung hineinzulegen, die aber keineswegs besoldet wurde, sondern von der Beute, die sie den Bewohnern der Umgegend oder Vorüberziehenden abnahm, lebte. Dadurch kamen oft die nächstgelegenen Burgen in Fehde und der Burgherr bediente sich, ohne auf das Reichsoberhaupt zu achten, des uneingeschränktesten Waffenrechts (Faustrechts). Wie dieses abscheuliche, sogar durch Gesetze begünstigte Recht, Privatstreitigkeiten durch Privatkriege zu schlichten, Deutschland viele Jahrhunderte durch zum jammervollen Schauplatze

von Krieg, Raub, Mord und Brand machte, ist aus der Geschichte des Mittelalters nur zu bekannt. Nicht nur gegen seine Feinde gebrauchte der Burgherr seine Macht, sondern er scheute sich auch nicht ohne alle andere Beweggründe, als die seines Willens, benachbarte Landleute zu überfallen, ihnen die spärlichen Früchte ihres Fleißes zu rauben und sie mit Gewalt unter seinen Schutz (und somit zu seinen Diensten) zu zwingen, oder mit seinen Reisigen vorüberziehende Reisende, besonders Kaufleute anzuhalten (niederzuwerfen) und zu plündern, oder reichen Pfaffen aufzulauern und sie, bis sie sich durch eine beträchtliche Summe gelöst hatten, festzuhalten. Die Verbote der deutschen Kaiser und die Zerstörung einzelner Raubschlösser, so wie die Excommunication der Päpste blieben fruchtlos, da nur selten durch die steten Mißverhältnisse zwischen Kaiser, Papst und Reich den Gesetzen der nöthige Nachdruck verschafft werden konnte. Waren einzelne Ritter nicht vermögend genug sich eine Burg zu erbauen, so vereinigten sich mehrere, welchen dann auch die gemeinschaftliche Vertheidigung derselben oblag. Auch die Herrschaft über dieselbe blieb gemeinschaftlich, woraus die sogenannten Ganerbschaften entstanden. Wurde einer der befreundeten Ritter von seinen Feinden verfolgt, so durfte er in der Burg des Freundes seine Zuflucht nehmen, was man das Öffnungsrecht zu nennen pflegte. Wie sehr das flache Land von diesen Raubnestern geplagt sein mochte, läßt sich leicht aus ihrer großen Menge in allen deutschen Gauen ermessen. Alle Bemühungen der deutschen Kaiser, ihre Zahl zu vermindern, waren vergebens, bis ein Feind gegen sie erstand, der sie im Laufe einiger Jahrhunderte in Asche legte; wir meinen das Pulver, für welches ihre für unbezwinglich gehaltene Festigkeit ein Kinderspiel war. Ihre Unüberwindlichkeit für die früheren Waffen läßt sich aus ihrem Baue und ihrer Einrichtung leicht erklären. Auf einem Felsen, auf einer schwer zu erklimmenden Anhöhe, oder auch auf einer von Wasser umgebenen Fläche gelegen, von ungeheuer dicken und festen Mauern geschützt, konnten sie leicht den unwirksamen Belagerungsmaschinen trotzen. Um die meisten Burgen zog sich ein tiefer Graben, über welchen man nur auf einer Zugbrücke zu der engen Einfahrt gelangen konnte; den Schloßhof umgab eine dicke, mit Schießscharten und einer Brustwehr versehene Mauer, auf deren Ekken und Vorsprüngen sich Thüren erhoben, von welchen aus man sie bestreichen konnte. Den innern Hofraum schützte eine zweite Mauer, hinter welcher erst die Neben- und Wirthschaftsgebäude lagen. Die eigentliche Burg bestand aus mehreren Etagen, von welchen wenigstens die untere, die zu Kellern, Vorrathskammern und Kasematten diente, gewölbt war. In der zweiten Etage, an welcher ein Balcon selten fehlte, lagen die Säle und Wohnzimmer. Über alle Gebäude und kleine Thürme ragte ein hoher Thurm hervor, der eine freie Aussicht auf die Umgegend gewährte und auf welchem man Signale geben konnte. Der Eingang zu diesem Thurme, welcher oft zur letzten Zufluchtsstätte dienen mußte, war immer so weit von dem Boden entfernt, daß man nur auf einer Leiter oder mit einer Zugbrücke zu ihm gelangen konnte. Die Etagen waren alle gewölbt und in jedem Gewölbe befand sich in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man sich herabließ oder hinaufzog; denn Treppen waren der größern Sicherheit wegen nicht angebracht. Der unterste Raum des Thurmes war das Burgverließ. Unter der Burg waren gewöhnlich Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt aus dem Schlosse kommen konnte und die oft weit unter der Erde fort in einem Walde oder abgelegenen Orte ans Licht führten. Überhaupt war die ganze Bauart roh, geschmacklos und eine sonderbare Vermischung des Ungeheuren mit dem Kleinlichen. Vergl. F. Gottschalk „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands" (Halle 1810 ff., bis jetzt 9 Bde. 8.). 66.

Rittergut auch **Vasallengut** war ursprünglich ein solches Gut, gleichviel ob Allod oder Lehn, welches (nach dem Kunstausdrucke) durch Ritterdienste ver-

dient ward. Die Ritter, welche sich zu den einzelnen deutschen Reichsvasallen in deren Ländern als ihre Vasallen und Stände ungefähr so wie zum Kaiser die Grafen verhielten, waren vermöge ihrer Besitzungen (der Rittergüter) zum Staatsdienste, besonders zum Schutze desselben gegen äußere und innere Feinde unmittelbar selbst persönlich verpflichtet. Es lag daher bezüglich auf Übernahme von Staatslasten auf der Hand, daß man von ihnen außer den wirklichen Diensten nicht auch zugleich das Surrogat dafür, nämlich den Geldbeitrag, fordern konnte. Dieß war der Grund zu vielfältigen, jetzt erst nach Wegfall der persönlichen Dienste als Befreiungen erscheinenden Vorzügen der Rittergüter. Die Geleitsfreiheit, weil der Ritter für die Sicherheit im Innern, und die Steuerfreiheit, weil er für die Sicherheit von Außen persönlich wirken mußte, gehörten daher nebst der Standschaft auf den Kreis- und Landtagen zu den eigenthümlichen Merkmalen eines Rittergutes. Wegen der Landstandschaft waren mit den Rittergütern noch mehrere andere Vorzüge, vornehmlich die Gerichtsbarkeit und Polizei über die in ihrem Bezirke Eingesessenen, das Patronatrecht über Kirche und Schule, die Ausübung der geringeren Regalien, wie der Jagd u. a., aber nicht nothwendig verbunden, welche damals mehr Ehrensache enthielten, als Vermögensgewinn brachten. In Sachsen unterschieden sich diese Güter als sogenannte Kanzleischriftsässige, welche als die älteren nebst den Besitzern unmittelbar unter den betreffenden Landes- oder Stiftsregierungen standen und als Amtsäßige, welche unter den Ämtern standen. Zu den Rittergütern gehörten noch mit gleichen Berechtigungen die sogenannten Sattelhöfe oder ursprünglichen Vorwerke bei größeren Rittergütern, welche für sich allein keinen vollständig ausgerüsteten Ritter (in der Kunstsprache Ritterpferd) stellen konnten, sondern solchen blos in Verbindung mit andern ausrüsteten. Durch verschiedentlichen Wechsel des Eigenthums ist es jedoch nach und nach dahin gekommen, daß es kleine Rittergüter, welche mehrere gerüstete Ritter stellen sollten und größere Sattelhöfe gibt, welche bei der ursprünglichen Verfassung gelassen worden sind. Bei den jetzt gänzlich veränderten Zeitverhältnissen werden zwar die persönlichen Ritterdienste nicht mehr gefordert; allein es wird von den Gütern das Geldäquivalent dafür, jedoch nicht als Grundsteuer, sondern als persönliche Abfindung gegeben. Es sind daher auch zum Theil aus anderen Gründen mehrere der Bevorzugungen verblieben und jetzt besteht das hauptsächlichste Merkmal, wodurch sich das Rittergut von anderen Grundstücken unterscheidet noch darin, daß solches nicht mit Steuerschocken als Grundzinsen beschwert ist, was jedoch in einigen deutschen Ländern auch schon nicht mehr der Fall ist. 10.

Ritterorden. Die Verbindung der Askese mit irgend einem wohlthätigen Zwecke nach Außen ist in der christlichen Kirche eine frühzeitige Erscheinung; doch führte erst das Zeitalter der Kreuzzüge und namentlich die Unsicherheit im Besitze des heiligen Landes und die Aussicht auf Ehre und Gewinn auf den Gedanken einer Vereinigung des Mönchs- und Ritterthums. So entstanden in Palästina die ersten geistlichen R., Vereine von Rittern, die sich die Vertheidigung der Sache des Christenthums zum Zwecke setzten, namentlich aber die Bekämpfung seiner Feinde durch Waffendienst und die Pflege und Heilung der Verwundeten und Kranken. Solche Vereine waren die Johanniter, die Tempelritter und in der Folge die Deutschritter (s. d. Artt.). Wenigstens läßt sich das Bestehen und die Tendenz derselben aus dieser Zeit mit Zuverlässigkeit nachweisen, während die Nachrichten von den früher bestandenen, dem Orden des heiligen Salbfläschchens, von Chlodwig I. um 499, dem der Eiche, um 722 von Garcias Ximenes, König von Navarra, und dem der Zibethkatze, angeblich von Martell um 726 gestiftet, aller historischen Glaubwürdigkeit entbehren. Die in Palästina gestifteten R. fanden aber auch anderwärts Beifall und es traten fast gleichzeitig mit diesen und

nachgehends z. B. in Spanien der Orden von Calatrava, von Alcantara, in Liefland der Schwertorden und andere mehr ins Leben. Insgesammt standen sie unter dem Schutze des Papstes und bedurften dessen Bestätigung. Das dreifache Gelübde, das ihre Mitglieder auf sich nehmen mußten, war das Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der persönlichen Armuth. Die Ordensverfassung bildete sich bei den einzelnen Orden nur allmählig, aber ziemlich gleichmäßig aus. Sie hatten ihre oberste gesetzgebende und ausübende Gewalt, die das Ordenscapitel oder der Convent nebst dem Meister oder Großmeister ausübte und durch den Eintritt reicher Ritter oder große Schenkungen hatten sie Besitzungen in fast ganz Europa inne und einige von ihnen waren selbst zu einer bedeutenden politischen Macht herangewachsen. Seit dem Aufhören des Kampfes gegen die Saracenen aber und andere Feinde des Kreuzes traten die kirchlichen Interessen immer mehr in den Hintergrund zurück und die ganze Wirksamkeit beschränkte sich vielmehr auf die einheimischen Angelegenheiten und die Förderung des Staatslebens. Die in dieser Absicht zusammengetretenen Ritter bildeten die weltlichen R. Ihre Ordensstatuten entlehnten sie theilweise aus den geistlichen R., behielten deren Ordenstrachten, namentlich das Kreuz bei, gaben diesem aber durch vielfache Verzierungen verschiedene Formen; übrigens verpflichteten sie sich nicht, wie jene, zur Erfüllung irgend eines geistlichen Gelübdes, noch traten sie aus ihren weltlichen Verhältnissen heraus. Mit dem Verfalle des Ritterthums hatten auch diese ihr Ende erreicht und es blieb weiter nichts übrig, als die Würde. Diese ging aber mit der Zeit auf die Fürsten über, welche sie bestätigten, theilweise selbst an der Spitze derselben standen und deren Besitzungen an sich brachten, und seitdem gilt sie in den Händen derselben als ein Mittel zur Belohnung und Auszeichnung erworbenen Verdienstes und zur Versicherung ihrer Freundschaft gegen Männer von hoher Geburt und hohem Stande. Die Zahl der Orden in diesem Sinne ist indeß seit jener Zeit vielfach vermehrt worden und gegenwärtig beläuft sie sich auf etwa 100. Zwei Drittheile davon wurden in der zweiten Hälfte des vergangenen und gegen 30 im laufenden Jahrhunderte gestiftet. Man theilt sie in 4 Arten: 1) in große R., die nur Regenten und den höchsten Staatsbeamten überreicht zu werden pflegen; 2) in Verdienstorden, die, wenn sie für das Militair bestimmt sind, Militair-, werden sie Civilisten ertheilt, Civilverdienstorden heißen; 3) in weibliche Orden, für Damen hohen Ranges (eine Ausnahme davon macht der preußische Louisenorden, bei dessen Vertheilung auf den Stand keine Rücksicht genommen wird) und 4) in Hausorden, welche nur solche Personen erhalten, welche unmittelbar eine Charge am Hofe bekleiden. Sie kommen nur höchst selten vor und man kann sie deßhalb für aufgehoben betrachten. Wie noch heute die Mitglieder der großen R. und aller weiblichen, der russische Katharinenorden ausgenommen, aus einer Classe bestehen, so war dieß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei allen Orden der Fall. Das an Ordensstiftungen so reiche Zeitalter theilte aber mehrere derselben in 3—5 Classen. Sind deren 3 oder mehrere, so heißen die Mitglieder Ritter der ersten, zweiten, dritten rc. Classe oder Großkreuze, Commandeurs (bei mehr als 3 Classen Commandeurs der ersten und zweiten Classe) und Ritter. Nach dem heutigen Staatsrechte darf nur ein souverainer Fürst einen neuen Orden stiften. Die Zahl der Mitglieder, namentlich der Inländer, ist bisweilen festgesetzt, doch wird sie im vorkommenden Falle vom Chef des Ordens durch Aufnahme mehrerer überschritten. Die Ordensangelegenheiten wurden früher von dem Capitel oder den versammelten Rittern besorgt; seitdem aber das Großmeisterthum den Regenten anheim fiel, führen diese bei den etwa vorkommenden Berathungen der gesammten Ritter den Vorsitz und von ihnen geht das Endurtheil aus. Dergleichen Zusammenkünfte heißen Ordensrath, Ordenscommission oder Collegium. Die Ordensbeamten sind bei den verschiedenen Orden verschieden. Man

hat Kanzler, Schatzmeister, Greffiers, Herolde, Historiographen, Ceremonienmeister, Kanzlisten ꝛc. Das allgemeine Hauptbestandtheil der Ordensdecorationen ist das Kreuz; es hat aber durch verschiedene Verzierungen, die durch die Wappen der Stifter, durch den Beweggrund zur Stiftung selbst und den nähern Zweck des Ordens veranlaßt worden sind, verschiedenartige Formen erhalten. Für gewöhnlich werden sie an einem farbigen Bande getragen und die Breite desselben durch die jedesmalige Classe, welcher der Ordensinhaber angehört, wie die Art des Tragens bestimmt. Die erste Classe trägt es nämlich von der rechten Schulter nach der linken Hüfte oder umgekehrt, bei der zweiten hängt es um den Hals, bei der dritten im Knopfloche. Bestehen mehr als 3 Ordensclassen, so sind diese an der Breite des Bandes und der Größe der Ordensinsignien erkennbar. Unter mehreren Classen zeichnet sich die erste noch darin vor den übrigen aus, daß ihre Ritter auf der linken Brust die nämliche Decoration in Silber gestickt tragen. Bei großen Feierlichkeiten, wie dem Stiftungstage ꝛc., Gallakleider anzulegen, ist nur bei wenigen Orden in Gebrauch, bei Militairorden gar nicht. Einkünfte genießen nur die Ritter einiger Militairorden, wenn sie Inländer sind, wohl aber muß der Inländer wie Ausländer bei der Aufnahme in gewisse Orden eine bestimmte Summe Geldes an den Ordensschatz entrichten. Eine Ausnahme davon machen überhaupt alle Verdienstorden. Eine bestimmte Religion, Adel und dabei oft eine gesetzliche Anzahl von Ahnen sind häufig ein nothwendiges Erforderniß dazu, doch werden diese Bestimmungen, namentlich im erstern Falle, nicht so streng beobachtet. Einige ertheilen dagegen persönlichen Adel, wie der würtembergische Civilverdienstorden, andere wieder die Erlaubniß, um Erhebung in den Adelstand nachsuchen zu dürfen. Die Feierlichkeiten bei der Aufnahme in einen Orden sind zwar bei den einzelnen Orden verschieden; doch am Gewöhnlichsten ist der Ritterschlag oder die Berührung des Hauptes des Aufzunehmenden mit einem Schwerte und die Einhändigung der Insignien. Die Umarmung desselben von Seiten des Großmeisters ist, wie die Eidesleistung, außer Gebrauch gekommen. Begeht der Ritter eine dem Begriffe der Ehre entgegenlaufende That oder durch die er sich eine criminelle Strafe zuzieht, so kann er eben so wie bei der gänzlichen Vernachlässigung der Ordensgesetze aus dem Vereine gestoßen werden. Erst wenn dieß erfolgt ist, kann eine Leibes- oder Lebensstrafe über ihn verhängt werden. Ist der Inhaber eines Ordens gestorben, so können die Insignien noch zu irgend einem Zwecke bei der Beerdigung benutzt werden, müssen aber dann ans Ordenscollegium abgeliefert werden. Noch erwähnen wir, daß die beiden ältesten Orden, der goldene Vließ- und der Hosenbandorden, im Ansehen am höchsten stehen und daß früher das Gesetz bestand, neben einem von beiden keinen zweiten tragen zu dürfen. — S. „Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden" (Leipz. 1697. 2. Aufl. Bresl. 1709); Perrot's „Collect. historiq. des ordres de la chevallerie civils et militaires" (Paris 1820. 4.); Wippel, „Die Ritterorden" (Berlin 1817—1819. 2 Thle.); Gottschalk's „Almanach der Ritterorden" (Leipzig 1817. 2 Bde., Bd. 3. Ergänzung des 1. Bdes. Ebd. 1818). 77.

Ritterpferd. Wenn vom Ausbringen der Beiträge zur Verpflegung einer aus Rittern bestehenden Heeresabtheilung die Rede war, so berechnete man dieselben nach der Zahl der Pferde; daher der Ausdruck R. für den einfachen Satz zu dergleichen Beiträgen angenommen wurde. Wenn es also heißt, das Rittergut habe 3 Ritterpferde zu stellen, so bedeutet solches s. v. a. es habe den einfachen Beitragssatz zur Ausrüstung und Verpflegung 3mal zuzuschießen. (S. Rittergut.) 10.

Ritterschaft ist die Gesammtheit der Ritter, z. B. die ehemalige Reichsritterschaft, vorzüglich der Ritter eines Ordens, in den neueren Zeiten auch die Gesammtheit der Rittergutsbesitzer, als besonderer Stand eines Staates betrachtet. 30.

Ritterschlag, s. Ritterwesen.

Ritterspiel, s. Tournier.

Rittersprung oder **Vorritt** heißt das vom Kaiser Ferdinand I. 1544 der Ritterschaft in der Oberlausitz zuerkannte Recht, vermöge dessen der adelige Besitzer eines Mannlehngutes, wenn ihm männliche Nachkommen fehlen, dasselbe ohne Einwilligung des Lehnherrn veräußern oder vererben darf, wenn er will, doch nur unter der Bedingung, daß er im Stande ist, in voller Rüstung, wie sie die Ritter 1544 trugen, einen Hengst ohne Hülfe zu besteigen und vor dem Landvoigt oder den dazu bestimmten Commissarien vorzureiten. Der erste R. erfolgte 1626, dann nach langem Zwischenraume 1777, wodurch der Graf Hoym die Herrschaft Ruhland an seine Tochter, die spätere Gemahlin des Fürsten Reuß zu Ebersdorf, vererbte und zuletzt 1778. Nach der Prüfung der zu diesem Behufe angefertigten Rüstung des Pferdes erfolgte er unter dem Vorritte von 4 Trompetern und in Gegenwart der Commissarien auf dem Schlosse Ortenburg in Bautzen, wo im Landhause die Rüstungen, in welchen der R. abgehalten wurde, zu sehen sind. 1652 wurde dieses Recht von Johann Georg I. von Sachsen wieder bestätigt. 35.

Ritterwesen. Unter diesem Ausdrucke begreifen wir Alles, was auf das Leben, die Sitten, die Gebräuche und Thaten der Ritter des Mittelalters Bezug hat. Wie man früher das ganze Ritterthum nach seinem Erlöschen nur als einen Roman voll Albernheiten, als einen Spuck des Mittelalters zu betrachten gewohnt war, so übertrieb man später die Lobpreisungen eines aus dem Bedürfnisse der Zeit hervorgehenden und in der Entwickelung des Menschengeschlechts nothwendigen Instituts und schien sich zu jener Periode, in welcher schon der Name des Mittelalters für das Ohr der Meisten den besten Klang hatte, in jene im romantischen Fernlichte glänzende Zeiten aus der nüchternen Prosa der Gegenwart zurückzusehnen, ohne die Fortschritte des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft, so wie in der Ansicht des politischen Lebens bei der Gesammtheit gegen das Elend und die Rohheit ganzer Völker, unter welchen die Ritter als einzelne Bevorzugte das Recht der Stärkeren ausübten, in Anschlag zu bringen. Es soll durch diese Behauptung keineswegs dem Ritterthume seine Nützlichkeit oder sein Glanz abgeläugnet werden, sondern diese Bemerkung stehe nur deßwegen voraus, um weitausgeholte Tiraden, mit etwas Philosophie verkleistert, zu ersparen und um dem Leser sogleich von vorn herein den Standpunkt, von welchem aus wir das gesammte Ritterwesen betrachten, wissen zu lassen. Die Sitten und die Lebensweise unserer Voreltern (oder doch wenigstens eines Theils derselben) verdienen gewiß eben so sehr unsere Aufmerksamkeit als die der Griechen und Römer und doch wußte man im fernen Alterthume bei Weitem besseren Bescheid als in der näheren Vorzeit; was allerdings einen nicht leichten Vorwurf begründen mag, der jedoch immer gehoben werden kann, ohne uns die Zeit unserer Ahnen zurückzuwünschen. Oder was soll uns jene wunderliche Mischung von Religion und Galanterie, von Einfalt und Pracht, von Muth und Demuth? Wo nähme unsere Schwächlichkeit jene gepriesene Stärke her, die in den Ritterbüchern eine so bedeutende Rolle spielt, wenn wir es auch an Gewandtheit unseren Voreltern zuvorthun wollten? Wir lieben noch große und herrliche Thaten, aber wir lassen uns nicht mehr durch abenteuerliche Beweggründe zu solchen bestimmen; wir suchen große Zwecke zu erreichen, aber nicht leicht durch knechtische Verrichtungen und Erniedrigungen; oder ist unsere Gesinnung auch oft knechtischer als die unserer ritterlichen Vorfahren, so halten wir doch viel mehr auf die Bewahrung des äußeren Scheins; sind unsere Sitten auch nicht so ehrlich und bieder, wie in jener Periode, die wir die Flegeljahre der neueren Zeit nennen könnten, so sind sie geschmeidiger und feiner, oder wir geberden uns doch wenigstens göttlich grob. Aus dem Gesagten ergibt sich schon von selbst, daß unsere jetzt noch bestehende Ritterschaft eine ganz an-

dere sein müsse als die des Mittelalters und daß Don Quixotte in der Mitte beider steht, um sie auf ewig zu trennen. Hat man mit Recht das Ritterthum die Blüthe genannt, die der Baum der Menschheit im Sinnen und Treiben des Mittelalters gezeugt hat, so darf man ungescheut die spätere Reichsritterschaft ein ärmliches, unfruchtbares Pfropfreis auf einem alten abgestorbenen Baume nennen. Waren die Ritter der wahre Adel ihrer Zeit und schmiegte sich damals jedes Menschenkind ehrfurchtsvoll ihrem hohen Sinne und der Kraft ihres Arms, so ist jetzt Adel ein Wort von anderer Bedeutung, das nur Klang erhält durch Geld. Geld, dieser Nerv der Dinge, kräftiger als der kräftigste Rittersarm, gibt Jedem Hochsinn und Adel und entbehrte auch der Besitzer dieses köstlichen Schatzes des ersten Erfordernisses der früheren Ritterschaft, des Christenthums. Das Grab des Heilandes, dem der schönste Kampf des Ritterthums galt, werden wir also nicht befreien, die Dame des Herzens brauchen wir nicht mehr zu erkämpfen, denn sie folgt von selbst und gern dem klingenden Verdienste. Wer wollte darüber Klage erheben? Jede Zeit hat ja ihre Weise, die so, wie sie ist, im Laufe der Weltgeschichte bestimmt ist und nicht anders bestimmt werden kann. Die Helden des Heidenthums folgten dem sinnlichen Genusse; Helena's Brautbett kostete nicht weniger Blut als die Eroberung Jerusalems. Behagliche Wollust war die schönste Belohnung tapferer Thaten; für gut und ersprießlich wurde nur das gehalten, dessen Vortheil man auf den ersten Blick einsah und mit Händen greifen konnte. Als diese praktische Lebensrichtung allmählig in Gemeinheit versunken war, strebte man wieder nach Höherem, der Geist suchte seine Rechte, machte sie aber bald auf Kosten der Rechte des Leibes geltend. Nachdem mit Christus eine neue Zeit begonnen hatte, in welchem das Leben nicht mehr als solches und somit als Zweck galt, sondern nur als nöthige Vorbereitung zu einem anderen besseren, so wandte man sich immer eifriger diesem zu und suchte es entweder durch Abgeschiedenheit von der Welt oder durch die Geltendmachung dieser Ansicht des Lebens bei denen, welche sie nicht theilen wollten, zu verdienen. So entstanden das Mönchswesen und das Ritterthum, und wie leicht die Vereinigung beider Richtungen war, beweist die Geschichte zur Genüge. In den Kreuzzügen erreichte der Geist des Mittelalters seinen Culminationspunkt und stieg dann allmählig von seiner Höhe herab, um dem Geiste der neueren Zeit das Feld zu räumen. — Der Ursprung des Ritterwesens scheint bei den deutschen Völkern gesucht werden zu müssen, wie denn germanische Sitten und Denkweise, verbunden mit den Lehren des Christenthums, den Geist des Mittelalters überhaupt bedingen. Die Sagenkreise von Karl dem Großen, von Artus und seiner Tafelrunde und von den Amadissen führen uns in die fabelhaften und schönsten Zeiten des Ritterthums, welches sich während den Kriegen mit den Mauren in Spanien und in einheimischen Fehden immer mehr ausbildete, bis es zu jener Kraftäußerung, welche die Eroberung Palästina's zur Folge hatte, fähig war. Um diese Zeit entstanden die Ritterorden, unter welchen die Johanniter, die Tempelherren und die deutschen Ritter die ältesten sind; über ihre Geschichte und ihre Thaten können wir hier nicht sprechen; wir ziehen es vor über die Gestaltung des Ritterwesens überhaupt in den verschiedenen Ländern und über die Bildung und das Leben des einzelnen Ritters Auskunft zu geben. — Daß sich der Geist des Ritterthums, obschon die oben erwähnten Hauptrichtungen überall dieselben waren, in den einzelnen Ländern nach dem Charakter der Nation verschiedenartig gestalten mußte, braucht kaum erwähnt zu werden. Der thätigste, eifrigste, abenteuerlichste Ritter war der französische; Galanterie und Religion verbanden sich in ihm auf das Innigste und steigerten sich zu einem so hohen Grade, daß sie ihn zu den gefahrvollsten Unternehmungen, zu den gewagtesten Handlungen anspornte. Sein Geschick und seine Beweglichkeit ließen fast immer einen glücklichen Erfolg hoffen; an ihm fand der Thron eine mächtige Stütze, das Vaterland einen rüstigen Strei-

ter, Unschuld einen stets fertigen Vertheidiger, der Unglückliche einen großmüthigen Unterstützer, der ungerecht Mißhandelte einen furchtbaren Rächer und das schöne Geschlecht einen glühenden Verehrer. Eben so tapfer, aber ernster und mehr auf das Nützliche als auf das Abenteuerliche ausgehend war der englische Ritter; den Frauen zeigte er weniger flatterhafte Galanterie, aber solidere Tugend; überhaupt vermied sein Schicklichkeitsgefühl die Fehler der Flüchtigkeit, des Flitterstaates und der Kleinlichkeit, welche in dem französischen Nationalcharakter begründet sind; er war frei, grad, standhaft und eifrigst für das Wohl seines Vaterlandes besorgt. Eben so bieder, ausdauernd und persönlich tapfer war der deutsche Ritter; an Einfachheit der Sitten und Lebensart, an Keuschheit und an Gradheit des Charakters übertraf er alle übrigen, freilich aber auch an Geistesarmuth und Rohheit, wozu Zeit, Klima, Regierungsform und Nationalcharakter das Ihrige beitrugen. Seine Burg war sein Vaterland, seine Vaterlandsliebe die Liebe zu seiner Burg; an Gefälligkeit im Umgange, an feines Gefühl, an Gewandtheit und Geistescultur war kaum zu denken. Ein voller Humpen im Kreise gleichgesinnter Brüder war seine höchste Freude. Wo hätte aber auch der Adel seine Bildung erhalten sollen? Wo waren in Deutschland die Erziehungsanstalten, wo die Höfe der Großen, an welchen sich feinere Sitten erlernen ließen? Der Bube (wie man in Deutschland den jungen adeligen Sprößling nannte) wuchs groß im Walde und im Stalle; das Wenige, was ihm der Burgpfaffe oder Bubenzuchtmeister (Hofmeister) beibringen konnte, wurde nicht geachtet oder bald vergessen. An rauhe und harte Beschäftigungen gewöhnt, konnte sein Benehmen nur albern und plump erscheinen; sein Scherz war platt und roh, sein Betragen gegen die Frauen (die übrigens für feine Behandlung eben so unempfänglich waren und nur als Hausfrauen schöne Tugenden entwickelten) steif und ledern. Mit einer derben Ohrfeige, wie es die Sitte mit sich brachte, wehrhaft gemacht suchte er seinen größten Ruhm in der reichlichen Austheilung rippenzerbrechender Stöße und Schläge. Wer die Farben dieser Schilderung zu grell aufgetragen findet, der durchblättere die deutschen Geschichtsbücher des Mittelalters. Allenthalben Raubschlösser auf Bergen und in Thälern, Ritter als Wegelagerer, die dem Bürger und Kaufmanne den Ertrag seines Fleißes mit Gewalt abnahmen und den Geplünderten, wenn er nicht gute Miene zum bösen Spiele machte, niederstießen oder im Burgverließe mit unmenschlicher Grausamkeit schmachten ließen, bis Freunde oder Verwandte den Unglücklichen mit großem Lösegelde loskauften. Und wie tief war dieses Übel eingewurzelt, wie lange dauerte es, bis die deutschen Kaiser die Sicherheit des Reiches herzustellen vermochten, oder vielmehr bis der geplagte Bürgerstand selbst die Waffen zu ergreifen und sich Recht zu verschaffen wagte? — Das Äußerliche und Förmliche des Ritterwesens haben die Spanier und Portugiesen auf die höchste Spitze getrieben und noch jetzt ist die aus jenen Zeiten stammende spanische Hofetiquette die steifste und lächerlichste, die man irgendwo zu finden vermag. Die umständliche Galanterie und die sonderbar abenteuerliche Gesinnung der spanischen und portugiesischen Ritter sind aus den Ritterromanen hinlänglich bekannt und in Don Quixotte mit Meisterhand lächerlich gemacht. Läugnen darf man übrigens nicht, daß dem spanischen Ritterthume die schönsten Blüthen der romantischen Poesie entsprossen sind. In Italien, wo frühzeitig Wissenschaft und Handel eine tüchtige Lebensansicht verbreiteten, wollte das Ritterthum nie sonderlich gedeihen; eben so wenig Eigenthümliches oder Gutes ist den gleichgültig kalten Rittern der nordischen Länder nachzurühmen. Gewaltthätigkeit und Raubsucht zeigen uns in den wenig cultivirten Ländern nur die Schattenseite des Ritterwesens, welches wir allein in seinen freundlichen Erscheinungen achten können. Nach diesen kurzen Bemerkungen über die verschiedenartigen Äußerungen des Rittergeistes in den verschiedenen Ländern gehen wir zur Darstellung der Erziehung und des Lebens und Handelns eines vollkommenen Rit-

ters über. Sobald der Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, ward er der weiblichen Pflege entzogen und männlicher Aufsicht anvertraut. Als Page, Edelknecht oder Junker (page, valet, damoiseau) trat er am Hofe oder bei angesehenen Rittern in Dienste und seine Obliegenheit war die Bedienung seines Herrn und dessen Gemahlin im Hause, bei der Tafel, auf der Jagd und bei Reisen. Die erste Lehre, welche ihm eingeprägt ward, war Liebe gegen Gott und die Frauen; gewöhnlich ließ man den Knaben eine der im Hause befindlichen Damen wählen, welche er fortan wie eine Gottheit verehrte und der er unbedingtes Vertrauen schenkte; durch stetes Beachten ihres Benehmens erlernte er die Regeln des feinen Anstandes und seine Sitten wurden geschmeidig. Das Verhältniß des Jünglings zu der Dame seiner Wahl wurde nicht im Geringsten als der Tugend gefährlich betrachtet; die Liebe verstattete sogar eben so nachsichtsvoll, wie die Religion jener Zeit, minder reine und minder anständige Begierden. War die Periode des Pagenwesens vorüber, so folgte die Wehrhaftmachung, welche mit religiösen Feierlichkeiten stattfand. Der Priester sprach den Segen über Degen und Degengehänge an dem Altare und umgürtete den jungen Edelmann damit, der nun den Namen eines Knappen (écuyer) führte und seinem Schutzherrn auch in ernster Fehde zur Seite stand. Ihm lag die Sorge ob, die Rüstung rein zu halten und sie seinem Gebieter anzulegen, die Rosse abzurichten und die Wache in der Burg zu halten. Das Beispiel des Ritters in der Schlacht spornte den Knappen zur Nacheiferung an, so wie mühsame Spiele und Turniere ihm die zum Kampfe erforderliche Gelenksamkeit, Stärke und Schnelligkeit gaben. Um sich einen Begriff von den Leibesübungen zu machen, höre man die Beschreibung derselben von einem Schriftsteller aus der Ritterzeit. Bald machte der junge Ritter, erzählt dieser, einen Versuch in voller Rüstung und ohne Hülfe des Steigbügels auf ein Roß zu springen, bald lief oder ging er lange Zeit zu Fuße, um sich an einen langen Athem zu gewöhnen und Beschwerlichkeiten lange aushalten zu können, und bald schlug er mit einem großen Hammer oder einer schweren Axt auf feste Steine. Um sich an die Rüstung zu gewöhnen und seine Hände und Arme zu einer leichten und anhaltenden Bewegung abzuhärten, machte er in völliger Rüstung allerlei Sprünge und wenn er tanzte, so geschah es in einem Panzerhemde von Stahl. Einem großen, auf einem hohen Pferde sitzenden Manne sprang er ohne weitere Hülfe von hinten mit aus einander gesperrten Beinen auf die Schultern, eben so konnte er, wenn er die eine Hand auf den Sattelknopf eines großen Rosses und die andere zwischen die Ohren desselben legte, mit Leichtigkeit über dasselbe hinweg auf die andere Seite springen. Standen zwei mit Kalk überzogene Mauern eine Elle weit von einander ab und hatten sie auch die Höhe eines Thurms, so kletterte er mit Hülfe seiner Arme und Beine bis auf den Gipfel derselben. Eben so stieg er umgekehrt auf einer an eine Mauer gelehnten Leiter bis oben hinauf, ohne sie mit den Füßen zu berühren, indem er blos mit beiden Händen zugleich von Sprosse zu Sprosse sprang und zwar mit einem stählernen Panzerhemde bewaffnet. War er zu Hause, so übte er sich mit den übrigen Knappen im Lanzenwerfen und in anderen zum Kriegshandwerke gehörigen Dingen, um nicht durch Ruhe träge und schwach zu werden. Man kann überhaupt drei Arten der Beschäftigungen des jungen kriegerischen Adels annehmen, welche darin bestanden, daß er Höfe der Großen besuchte, in Kriegszeiten dem Heere folgte und in Friedenszeiten Reisen machte oder sich zu Versendungen nach fremden Höfen oder nach entlegenen Ländern gebrauchen ließ, um sich immer mehr Erfahrung in den Waffen und Turnieren und zugleich auch Kenntniß der ausländischen Sitten zu erwerben. So sehr sich der Knappe aber auszeichnete, so konnte ihm doch erst nach dem zwanzigsten Jahre die Ritterwürde ertheilt werden, wodurch er sich dann aber auch für alle Mühseligkeiten, für die größte Tapferkeit im Kriege oder die unübertrefflichste Geschicklichkeit im Turniere hinlänglich belohnt hielt. Betrachtet man das Verhältniß des jungen Ritters zu

dem ältern, welcher ihm die Ritterwürde ertheilte, so gibt sich ein Eingehen gewisser Verbindlichkeiten des ersten gegen den zweiten kund, und war auch anfangs diese Abhängigkeit eine freiwillige, so wurde sie doch sicher später von dem höheren Adel klug benutzt, um sich Macht und Ansehen zu verschaffen. Der junge, ehrgeizige Ritter hatte weniger die Pflichten, die auf ihm als Dienstmann lasteten, im Auge, als die Ehre, bei kostbaren und glänzenden Festen, deren Kosten der Schutzherr allein zu tragen hatte, die Waffen zu erhalten; außerdem konnte er, wenn ihn nicht selbst das Glück begünstigt hatte, auf prächtige Kleider, Waffen und theuern Schmuck bei den Festen an den Höfen seiner hohen Gönner hoffen. Wie sehr man die Phantasie eines jungen Edelmanns bei der Ertheilung der Ritterwürde in Anspruch nahm, geht am Klarsten aus den dabei stattfindenden Ceremonien hervor. Strenges Fasten, Gebetsübungen während mehrerer Nächte in der Kirche in Gesellschaft des Taufpathen und eines Priesters, Beichte und Empfang des Abendmahls, Bäder und das Anlegen weißer Kleider, als das Sinnbild der im Ritterstande nöthigen Sinnesreinheit, gingen der heiligen Handlung voraus. Nach genauer Beobachtung dieser Vorschriften begab sich der genugsam Vorbereitete in die Kirche und trat mit einem an einer Querbinde an seinem Halse befestigten Schwerte vor den Altar, wo ihm der Priester das Schwert abnahm, es einsegnete und wieder um seinen Hals hing. Darauf ging er zu dem Herrn, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, und ward, nachdem er mehrere Fragen, welche sich auf die Pflichten des Ritterthums (hauptsächlich auf die Beschützung der Religion und der Frauen) bezogen, richtig beantwortet und den Rittereid geleistet hatte, mit dem Schwerte umgürtet. Nach dieser Ceremonie überreichten ihm andere Ritter, zuweilen auch Damen, die übrige Rüstung, nämlich die Sporen (und zwar gewöhnlich den linken zuerst), das Panzerhemd, die Armschienen und die Panzerhandschuhe. So aufgeputzt (adoubé) blieb er demüthig auf den Knieen liegen, bis ihn der Herr, der ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, erhob und ihm den Ritterschlag (accolade) gab. Dieser bestand gewöhnlich aus drei Schlägen mit der bloßen flachen Klinge (manchmal auch mit der flachen Hand) auf die Schulter oder den Hals, wobei gewöhnlich die Worte gesprochen wurden: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mach' ich dich zum Ritter; sei tapfer, unverzagt und treu!" Darauf nahm der nun vollendete Ritter Helm, Schild und Lanze, schwang sich aufs Roß und tummelte sich, um sich in seiner neuen Würde zu zeigen, unter der versammelten Volksmenge herum. Er war nun, wie in einem alten Ritterromane gesagt wird, dem Staatskörper, was die Arme dem menschlichen Körper sind; denn die Arme sind in der Mitte angebracht, um im Stande zu sein das Haupt (worunter sinnbildlich die Kirche verstanden wird), dessen Einflusse der Körper unterworfen ist, eben so gut zu beschützen, als die unteren Glieder, von denen sie ihre Nahrung erhalten. Mit der Treue gegen Staat und Kirche mußte er die stete Bereitwilligkeit, die Unschuld zu beschützen und das ihr widerfahrene Unrecht zu rächen, so wie ein bescheidenes höfliches Benehmen (curtoisie) gegen die Damen verbinden und nicht zögern, jeden Augenblick für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihres guten Rufes sein Leben hinzugeben. Für seine Tapferkeit im Felde belohnten ihn Ehrenstellen und Ruhm, für seine Galanterie die Liebe und Achtung der Frauen, so wie der Ehrenpreis aus ihrer Hand bei den Turnieren (s. d. Art.), welche, bei dem Mangel eines ernsten Kampfes, wenigstens das Schauspiel desselben gaben. Noch müssen wir erwähnen, daß der Ritterschlag gewöhnlich bei feierlichen Gelegenheiten, bei kirchlichen Festen (vorzüglich am Pfingstfeste), bei Friedensschlüssen, Krönungen, bei der Feier bedeutender Siege, bei der Geburt oder Vermählung hoher Personen und bei Übertragung großer Lehen ertheilt wurde. Wie sehr die Grundsätze der Ehre, welche man dem Ritter von Jugend auf einflößte, zur Tapferkeit, ja oft zur Tollkühnheit in ernster Feldschlacht anspornten, beweisen die Geschichtsbücher auf jedem Blatte. War

einmal ein Krieg beschlossen, so brannte der Ritter vor Begierde, in demselben Lorbeern zu ernten. Man verband sich zu kühnen Thaten durch feierliche Versprechungen, welche Religion, Ehre und Liebe gleich heilig und unwiderruflich machten; auch that man oft seltsame, abenteuerliche Gelübde; so nahm sich häufig ein Ritter vor, sein Fähnlein zuerst auf der Mauer der einzunehmenden Feste aufzupflanzen, oder beim Beginne einer Schlacht mitten unter die Feinde zu rennen und ihnen die ersten Streiche zu versetzen. Kein Gelübde wurde aber heiliger gehalten, als das des Pfaues (le voeu du paon); eine ganze Gesellschaft pflegte nämlich über einen gebratenen Pfau zu schwören und ihn dann zu verspeisen. Überhaupt spielt der Pfau in dem R. eine wichtige Rolle; er ist die Speise der Tapfern und der Verliebten; seine Federn sind der schönste Schmuck der Damen; die Figur eines Pfaues diente den Rittern beim Pferderennen und Lanzenstechen zum Ziele und mit Pfauenfedern waren die Kronen, womit die Damen ausgezeichnete Krieger oder Sänger schmückten, durchflochten. Die Liebe einer Dame glaubte man am sichersten durch Tapferkeit zu verdienen; man schmückte sich mit dem Bildnisse, der Devise und der Leibfarbe der Geliebten. Die Frage, wer die schönste und tugendhafteste Dame besitze, gab nicht selten in Schlachten und bei Belagerungen Gelegenheit zu den blutigsten Gefechten und Zweikämpfen. Häufig ruhten beide Heere und warteten den Ausgang eines Kampfes, den zwei Ritter um die Schönheit ihrer Damen begonnen hatten, ab, um sich dann mit erneuetem Muthe zu schlagen. Nächst der Liebe war die Freundschaft der mächtigste Sporn zur Tapferkeit und Ausdauer. Man gab sich eidliche Versicherung, Beschwerden, Ruhm, Gefahren und Vortheile mit einander theilen und sich nie verlassen zu wollen, bis man einen bestimmten Zweck erreicht hatte. Solche Verbindungen hießen Wappengesellschaften oder Brüderschaften und wurden auf verschiedene Weise geschlossen, entweder durch gemeinsamen Empfang des Abendmahls oder durch Vermischung des Bluts Aller, welche an der Brüderschaft Theil nahmen. Die so Verbundenen trugen einerlei Kleidung und Rüstung, eilten bei jeder Gefahr einander zur Hülfe und hielten mit Keinem Freundschaft, der mit Einem von der Brüderschaft im Streite lebte. Bestand der Bund aus Unterthanen verschiedener Herren, so endete er, wenn diese mit einander in Fehde geriethen; denn die Treue gegen das Oberhaupt des Staates ging der Liebe und Freundschaft voraus. — Außer der strengen Beobachtung seiner Pflichten widmete der Ritter seine größte Sorgfalt der Rüstung, die ihn und sein Roß gegen Stich und Hieb schützte, und den Angriffs- und Vertheidigungswaffen. Ein starker, schwer zu zerbrechender Speer, ein doppeltes eisernes Panzerhemd, ein gutes Schwert und ein festes Schild waren die nöthigsten Erfordernisse eines Ritters. Die Knappen trugen leichtere Waffen. Schmuck und Kostbarkeiten, womit man die Waffen, die Sporen und die Pferderüstungen zierte, richteten sich nach Stand und Vermögen. Seide und Scharlach blieb ausschließend dem Adel vorbehalten; den Bürgern und gemeinen Leuten war das Tragen dieser Stoffe streng untersagt. Große Stücke hielt der Ritter auf sein ererbtes oder durch eigene Verdienste erworbenes Wappen, das er auf dem Schilde trug, um seinen Rang und seine Eigenschaften sogleich Jedem kund zu thun. Ein bedeutendes Vorrecht des Ritterstandes war die Befreiung von allen Abgaben, die auf dem Einkaufe der Lebensmittel oder anderer zu seinem Privatgebrauche nöthigen Waaren lagen, so wie von allen Arten des Zolles. Seine Rüstung machte ihn schon von Weitem kenntlich und bei seiner Annäherung öffnete man alle Schranken, um ihm freien Durchzug zu lassen. Wenn er das unglückliche Loos hatte, während des Krieges in die Hände der Feinde zu fallen, so befreite ihn schon seine Würde allein von allen Fesseln. Sein Ehrenwort war das stärkste Band, das ihn zurückhielt, und im Vertrauen auf seinen Eid verschaffte man ihm während seiner Haft alle möglichen Erleichterungen. Vor Gericht durfte er nur mit gehöriger Schonung

und Achtung gefordet werden; besonders da die Ritter seit ihrem Entstehen Oberhäupter und Räthe aller Gerichte waren und sich lange Zeit in dem ausschließenden Rechte, daß gewisse ansehnliche obrigkeitliche Ämter mit Gliedern ihres Ordens besetzt werden mußten, erhielten. Ein anderes bedeutendes Vorrecht eines jeden Ritters war, daß er sogleich, nachdem er den Ritterschlag erhalten hatte, diesen wieder Anderen ertheilen konnte. War ein Ritter reich und mächtig genug, um dem Staate eine gewisse Anzahl Krieger zu liefern und diese auf seine Kosten zu unterhalten, so durfte er den Titel eines Bannerherrn führen und an seiner Lanze durfte ein viereckiges Fähnlein flattern, während das Fähnlein der übrigen Ritter eine gehörnte, in zwei Spitzen auslaufende Gestalt haben mußt. Um nicht über das R. weitläufiger zu werden, als es der Raum dieses Werkes gestattet, wollen wir nur noch erwähnen, wie man einen Ritter, der seinen Stand beschimpft hatte, förmlich absetzte. Zuerst wurde er auf ein Gerüst geführt, wo man vor seinen Augen alle seine Waffen und die verschiedenen Stücke seiner Rüstung in Stücke brach und ihm vor die Füße warf. Sein Schild, auf welchem man das Wappen auslöschte, wurde an den Schweif einer Mähre gehängt und durch den Koth gezogen. Auf das Haupt des ehrlosen Ritters, dessen Namen man dreimal ausrief und mit Schmähungen überhäufte, wurde ein Becken mit warmem Wasser geworfen, welches die ihm ertheilte Würde hinwegwaschen sollte. Darauf ward er an einem unter seinen Armen befestigten Stricke von dem Gerüste herabgezogen, auf eine Schleife oder eine Tragbahre geworfen, mit einem Todtentuche bedeckt und in die Kirche geschleppt, wo der Priester die nämlichen Ceremonien und Gebete verrichtete, wie bei einem Verstorbenen. Wir schließen mit der Behauptung, daß der blendende Glanz, in welchem das Ritterthum aus der Ferne strahlt, Jedem, der nicht die Mühe scheut, es in der Nähe zu betrachten, bald verschwinden wird und daß wir froh von unserer mühsam errungenen höheren Stufe der Cultur auf jene rohen Zeiten zurückblicken können, in denen nur das Recht des Stärkeren, welches wir unter jeder Form verabscheuen, galt. (Vergl. J. C. de la Curne de Sainte-Palaye's „Mémoires sur l'ancienne chevalerie“, Par. 1781. 3 Voll. 12. N. E. par Ch. Nodier, Par. 1826. 2 Voll. 8. Deutsch von J. L. Klüber, Nürnb. 1786—1790. 3 Thle. 8.; K. J. Weber, „Das Ritterwesen und die Templer, Johanniter und Marianer“, Stuttg. 1822. 2 Thle. 8. und Büsching's „Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen“, Leipz. 1823. 2 Bde. 8.) 66.

Rituāle (agenda, manuale) heißt überhaupt die Anordnung gewisser, namentlich kirchlicher Ceremonien, welche für dieselben als Norm gilt, insbesondere aber das katholische Kirchenbuch, welches von den Sacramentsspendungen und Benedictionen handelt, die der Priester außer der Messe vorzunehmen hat. 63.

Rivīnus (August Quirin), zu seiner Zeit berühmter Botaniker, Anatom und Arzt, ward zu Leipzig am 9. Dec. 1652 geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt und dann zu Helmstädt, wo er auch 1676 Doctor wurde. Hierauf ließ er sich in Leipzig als praktischer Arzt nieder, beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaften, wurde hierauf 1691 als Professor der Physiologie und Botanik ernannt und beschloß seine Laufbahn am 30. Dec. 1723. — In der Anatomie entdeckte R. einen Ausführungsgang der Sublingualdrüsen; größere Verdienste erwarb er sich aber um die Botanik, wo er ein neues System der Classification der Pflanzen, welche er nach ihren Blumenblättern ordnete, aufstellte. Er hat eine große Menge größerer und kleinerer Schriften herausgegeben. Seine vorzüglichsten sind: „Censura medicamentorum officinalium“ (Lips. 1701), in der er die Unwirksamkeit und Entbehrlichkeit einer Menge damals in den Officinen vorhandenen Arzneien nachweist; ferner „De peste Lipsiensi (Ibid. 1680), eine Krankheit, die er selbst beobachtet hat und über die er mehrere merkwürdige Thatsachen beibringt. 39.

Rivōli, ein Dorf in der Delegation Verona des lombardisch-venetianischen

Königreiches, ist historisch denkwürdig durch einen Sieg Napoleon's über die Östreicher unter Alvinzy vom 14.—16. Jan. 1797. Das hart bedrängte Mantua zu entsetzen hatten die Östreicher seit 1796 in mehrern blutigen Kämpfen vergebliche Versuche gemacht; zweimal schon war Wurmser Napoleon's Kriegskunst unterlegen und zuletzt selbst sich in Mantua einzuschließen genöthigt worden; ein drittes Heer unter Alvinzy hatte hinter die Brenta zurückweichen müssen und schon war der Fall Mantuas nicht fern, als Östreich seine äußerste Kraft erschöpfend zum letzten Male eine Masse von 80000 M. abermals unter Alvinzy's Befehle aufstellte (Jan. 1797). Der Letztere zog mit dem Gros der Armee aus Tyrol längs der Etsch hinab, während ein anderes Corps unter Provera auf einem andern Wege gegen Mantua vorrücken und unterhalb Verona über die Etsch gehen sollte. Dem zu begegnen zog Napoleon mit Zurücklassung einer geringen Abtheilung vor Mantua von dort ab und marschirte zuerst mit gewohnter Schnelle gegen Alvinzy; unter ihm commandirten Berthier, Massena und Joubert. San Marco, der Stützpunkt der östreichischen Stellung, wurde genommen und vergeblich suchte jetzt Alvinzy, der ungesäumt gegen R. vorgerückt war, dem listigen Gegner die bereits gewonnenen Vortheile wieder zu entreißen. Nach hartnäckigem Kampfe und namhaftem Verluste sah er sich zum Rückzuge genöthigt und nahm, ohne ferner etwas Entscheidendes zu unternehmen, eine Stellung bei Corona. Provera war unterdeß, obwohl nicht schnell genug, in Folge glücklicher Gefechte über die Etsch gegangen und in der Nähe Mantuas angelangt, allein bei la Favorite sah er sich von Napoleon, der eilends von R. herbeigeeilt war, plötzlich umgangen, geschlagen und gefangen. So endete dieses mit vielen Hoffnungen begonnene Unternehmen entschieden zu Gunsten Napoleon's. Der Verlust Alvinzy's betrug gegen 5000 Tode und 22000 Gefangene nebst 46 Stück Geschütz. Die Hauptfolge dieses Sieges war der Fall Mantuas am 2. Febr. 1797. 15.

Rizi (Francesco), ein namhafter spanischer Maler, geb. 1608 zu Madrid, bildete sich unter der Leitung Carducho's und erwarb sich durch seine trefflichen Leistungen in Kurzem einen gefeierten Namen. Im Jahre 1653 ward er Maler des Capitels zu Toledo, dessen Kathedrale er früher schon mit schönen Gemälden geschmückt hatte, und 3 Jahre später erhielt er die Stelle eines Hofmalers am Hofe des Königs Philipp IV. Seine Arbeiten im königlichen Palaste, wie die Darstellungen aus dem Mythus der Pandora, die sogenannte heilige Woche, eine Reihe historischer und allegorischer Gemälde und die Gallerie der Frauen beurkunden seine hohe künstlerische Vollkommenheit. Colorit und Composition zumal verdienen unbedingtes Lob, weniger Zeichnung und Ausführung, worin er meist zu nachlässig erscheint. Als geschickter Baumeister zeigte sich R. in der gelungenen Herstellung des Theaters zu Buen Retiro. Er starb im Jahre 1685. — Sein älterer Bruder, Juan R., geb. 1595, gest. 1675, erwarb sich ebenfalls als geschickter Historienmaler einen Namen. 36.

Rizio oder besser Ricci (David), der unglückliche Günstling der Königin von Schottland, Maria Stuart, zu Turin in Piemont geboren, war der Sohn eines armen Instrumentenmachers und erhielt, da er eine schöne geschmeidige Stimme entwickelte, von seinem Vater und anderen Lehrern Unterricht in der Musik. Zu Nizza, wo R. sich durch seine Kunst seinen Lebensunterhalt gewann, hatte er das Glück, dem Grafen von Moreta zu gefallen, der ihn, als er als Gesandter des Hofes zu Nizza nach Schottland ging, mit sich nahm und der kunstliebenden Maria Stuart empfahl. R. bezauberte die Königin durch seine Talente, die sich nicht nur auf die Ausübung der Musik erstreckten, und gewann bei ihr bald einen so großen Einfluß, daß sie seine Dienste bei den wichtigsten Geschäften in Anspruch nahm und ihn zu ihrem Secretair ernannte. Ob diese Gewogenheit zuletzt sogar in eine zärtliche Neigung überging, wie die Feinde der Königin behauptet haben, ist sehr

ungewiß und, da R. nichts weniger als ein ansprechendes Äußere und gefällige Sitten hatte, nicht wahrscheinlich. Gewiß ist es übrigens, daß der unkluge Emporkömmling seinen Einfluß mißbrauchte und nicht nur auf die Umgebungen seiner Gebieterin verächtlich herabsah, sondern auch in seinem Benehmen gegen diese die Grenzen der gebührenden Achtung überschritt. Als er sich endlich auch mit Henry Darnley, welchem Maria Stuart ihre Hand gereicht hatte, in Opposition setzte und die Königin durch seinen Rath gegen die ehrgeizigen Absichten ihres nach dem Königstitel strebenden Gemahls unterstützte, ward sein Untergang beschlossen. Darnley, von einigen schottischen Edelleuten, die dem anmaßenden Fremdlinge abhold waren, gern unterstützt, drang mit diesen in das Zimmer der Königin, als diese mit einer Hofdame und mit R. speiste, und ließ, während er selbst die von Schrecken und Zorn überwältigte Königin in seinen Armen festhielt, den Günstling in ein nahes Zimmer ziehen und ermorden (1567). Maria ließ einige der Mörder öffentlich hinrichten und auch Darnley's Tod, welcher das Unglück der Königin zur unmittelbaren Folge hatte, wurde durch diese That veranlaßt. Die schottische Nationalmusik soll R. viel zu verdanken haben, doch scheint die Ansicht Anderer, welche sein Verdienst darauf beschränken, daß er schon längst vorhandene Nationalmelodien auf der Laute geschickt vorzutragen wußte und sich dadurch seinen Ruhm und sein Ansehen erwarb, weit begründeter. 66.

Rizzi oder Ricci (Sebastiano), ein ausgezeichneter italienischer Historienmaler der lombardischen Schule, geb. 1659 zu Belluno, hatte Cervelli zum Lehrer und bildete sich später nach den Meistern der bolognesischen, römischen und venetianischen Schule. Überhaupt suchte er sich den Styl aller Schulen anzueignen, erwarb sich dadurch zwar eine gewisse Eigenthümlichkeit, verfiel aber in Manier, von der er sich auch nie wieder losmachen konnte. Seine Werke, deren eine große Anzahl vorhanden ist, finden sich überall in Europa, da er von Venedig, seinem festen Aufenthaltsorte, häufig Reisen nach Deutschland, Frankreich und England unternahm. Unter die berühmtesten gehören eine Himmelfahrt Christi (in London), ein Kindermord (zu Venedig), ein Raub der Sabinerinnen (zu Rom), ein heiliger Gregorius (zu Bergamo) und eine Himmelfahrt Maria's (in Wien). Die Composition R.'s ist natürtürlich, oft geistreich und sehr mannigfaltig, das Colorit aber, obgleich es auf den ersten Anblick besticht, häufig unwahr (jetzt an den Ölgemälden ziemlich verschwärzt), die Zeichnung bei näherer Betrachtung incorrect, auch die Draperie meist überladen und falsch. R. starb 1734 zu Venedig. — Sein Neffe, Marco R., geb. 1676 zu Belluno, gest. 1726 zu Venedig, galt für einen der besten Landschaftsmaler seiner Zeit. 36.

Register.

P.

Q.

R.

Im